in 2. Vol.
Nov. 26. 1723.
[illegible]
[illegible] Wright

GEORGICA CURIOSA

oder

Adeliches Land-Leben

Herren von Hohberg.

Anderter Theil.

Christoph Weigel Sc.

GEORGICA CURIOSA AUCTA.

Oder:

Des auf alle in Teutschland übliche Land- und Haus-Wirthschafften gerichteten/ hin und wieder mit vielen untermengten raren Erfindungen und Experimenten versehenen/ auch einer mercklichen Anzahl Kupffer weiter vermehrt- und gezierten

Adelichen Land- und Feld-Lebens

Anderer Theil/

In dessen Sechs Büchern gehandelt und beschrieben wird

Wie die Bau-Gründe und fruchtbaren Felder auf das nützlichste und erspießlichste anzurichten; wie sowol die Gestütterey/ Abricht- und Wartung der Pferde/ als auch in den Meyerhöfen groß und klein Vieh zu erziehen/ zu warten und in Nutzung zu bringen.

Ferner:

Wie der Wiesewachs zu bestellen/ die Bienen und Seiden-Würme mit gutem Genuß zu halten; allerley schöne Wasser-Lust von Brönn-Werck/ Cisternen/ Wasser-Künsten und Canalen/ auch aus Flüssen/ Seen/ Teichen/ Bächen und Fischereyen zu geniessen.

Endlich:

Wie das Gehültze mit trefflicher Nutzung anzurichten/ zu pflantzen/ zu hayden/ und zu vermehren/ auch aller Arten Weid-Werck mit grossem und kleinen Wildpret/ Wald- und Feld-Geflügel zu treiben.

Zum Beschluß sind auch Zwey Kunst-Büchlein für den Haus-Vatter und Haus-Mutter beygefügt/ und bey diesem vierdten Druck allenthalben an vielen Orten vermehrt und gebessert worden.

Durch ein Mitglied der Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschafft ans Liecht gegeben.

Cum Gratia & Privilegio Sacræ Cæsareæ Majestatis



Nürnberg/ In Verlegung Martin Endters.

Im Jahr Christi. 1701.

langen und gutem Willen/es zu versuchen/als aus Einbildung oder Vertröstung einiger Vollkommenheit/angefangen worden/durch Euer Gunst und Freundschafft Beförderung und Gutheissen / in der Welt einigen Platz und Stelle vielleicht finden und erhalten können. Das hohe Alter/indem ich nunmehr mein siebenzigstes Jahr erreicht und zuruck gelegt habe/ wird auch zum Theil für mich advociren / und wann ich / nach dem Exempel M. Varronis, der im achzigsten / und Augustini Galli, der gleichmässig mit mir/im siebenzigsten Jahr/die Hauswirthschafft-Anstellungen beschrieben/ auch den Müssiggang zu meiden / dergleichen Ubungen fürgenommen / werde ich (wo ein Fehler mit untergeschlichen wäre) für mehr entschuldigt / oder weniger straffbar gehalten werden können/ daß man nicht nach deß Poetens Ausspruch/von mir möchte sagen:

Omnia dum reputat transactæ tempora vitæ,
Vel malè, vel temere, vel nihil egit homo.

Ist dennoch besser unter der Arbeit / als gantz im Müssiggang erfaulend sein Leben beschliessen / sonderlich wann ein Fleiß dem gemeinen Vatterland zu dienen / angelegt wird. Si mors me occupet, malo laborantem, quàm otiosè torpentem inveniat. Also will ich mit des alten Propertii folgenden Worten

Exiguo quodcunque è pectore Rivi
Fluxerit, hoc patriæ serviat omne meæ.

beschliessen/ Euer Gunst und Freundschafft dem getreuen Schutz deß Göttlichen Beystandes/mich aber zu Derselben Huld und Gewogenheit jederzeit ergebend/und verbleibe

zu Dero Befehl

ein Treu-schuldiger und Pflicht-williger

Diener

Wolf Helmhard Herr von Hohberg / Freyherr.

Vor-



Vorrede
An den
großgünstig und geneigten
Leser.



Weil ich nunmehr in dem Ersten Theil das meiste / was bey einem wolbestelltem Land-Gut zu verlangen und zu beobachten/sowol/ wie Haus-Vätter und Haus-Mütter / bey ihrem Beruff / in einem und andern sich zu verhalten/nicht weniger die anmuthige Weinberg- und Garten-Lust weitläuffig vor Augen gestellet habe; Als ist nunmehr Zeit/ den Feld-Bau und die Viehzucht (ohne welche zwey das gantze Haus-Wesen vielfältigem Mangel unterworffen wäre) wie auch Bienen und Seiden-Würm-Haltung / auch Fischereyen/ Gehültz und Jagden/ nach Möglichkeit zu besehen und zu beschreiben: und ist sonderlich der Feldbau unter allen Künsten die nothwendigste/wie sie der heilige Chrysostomus nennet / dann wo kan man einige Handthierung finden / die redlichern Gewinn / unschuldigern und erbaren Vortheil und gewissern Wucher und Uberfluß / ohne Betrug / Ubersatz und Beleidigung einiges Menschen geben oder leisten könnte/ als eben der Acker-Bau / und die Viehzucht / worbey die alten heiligen Patriarchen / und andere grosse Freude und Lust gesucht/auch dardurch Reichthum und Wohlstand/Ruhm und guten Namen erlanget haben. Ja selbst unser Heyland und treuer Erlöser JESUS Christus hat ein sonderbares hohes Belieben getragen / seine Gleichnüssen und Lehren aus der Oeconomia zu nehmen/und sich bald wie einem Haus-Vatter / bald wie einem Säemann / wie einen Hirten / wie einen Weingärtner/ und in dergleichen / seinen Zuhörern fürzustellen.

Solte man auch alle die Lob-Sprüche / Gezeugnüsse/ und Beschreibungen/ welche nicht allein die alten Lehrer der Christlichen Kirchen / sondern auch die Profan-Authores, Philosophi, Oratores und Poeten von dem Land-Leben gespro-

chen/und ihme zugetheilt haben/anführen/würde man nicht ein kleines Volumen davon auffsetzen und verfertigen können.

Wir wollen aber allhier/ einen Lob-Redner und Encomiasten abzugeben/ gäntzlich beyseit setzen/und allein den geneigten Leser mit wenigem berichten/daß wir in beeden Theilen einerley Disposition gebrauchen wollen/nemlich daß wir das allernothwendigste und unentbehrlichste voraus/ und das wenigere/ so zwar an der Nutzung etwas geringer/aber an Ergetzung und Lust dennoch fürtrefflich ist/ zuletzt ordnen. Und also haben wir in dem Ersten Theil/ im Ersten Buch billich das Land-Gut in genere & specie mit allen darzu gehörigen Stücken/ Gülten und Regalien in den Vorzug gestellet/ auch was bey Erkauffung und Verkauffung/ Bestand-Nahm oder Bestand-Verlaß zu bedencken; Item/ vom Wildbahn/ Reißgejayd/ Lehen-Stucken/ Uberländ-Diensten/ Zehenden/ Grundbüchern/ Vogtheyen/ Robbathen oder Fron-Diensten/ Urbanien oder Protocollen, nicht weniger von den Schenck-Tabernen/ Wirths-Häusern/ Mauten/ Jahr- und Wochen-Märckten/ von Ziegel- und Kalch-Oefen/ Glas-Hütten/ Dörr-Stuben/ Eis-Gruben und Thier-Gärten/ von allerhand Mühlen und Hämmern/ und was von der Oesterreichischen und Steyrerischen Eisen-Ertz-Gewerckschafft zu wissen nöthig/entworffen; Item/ wie ein Grund-Stuck in seine Joch einzutheilen/ und ein Gut durch kluge Anstellung zu verbessern sey/ gewiesen.

In dem Andern Buch/weil ein Land-Gut ohne Aufsicht und Direction eines Hausvatters gleichsam ein todter Leib ohne Haupt ist/also haben wir den Herrn deß Hauses eingeführt/wie er sich gegen seine Ehewirthin/Kinder/Gesinde/Pfleger und Unterthanen/auch insgemein in der Wirthschafft zu verhalten/ was er durch das gantze Jahr von Monat zu Monat/ sowol im Hause und Garten/ als auch im Feld/ in Höltzern/ Feldern/ Wiesen/ Wein-Gebürgen anzustellen und zu verrichten hat/ wie er sich gegen seiner Nachbarschafft in Zusammenkunfften/ Vergleichen und Abhandlungen zu erzeigen; nicht weniger gegen seinen Pfleger/ wie solcher zu instruiren/ und wie die Aufnahm der Rechnungen weislich und geschicklich zu beginnen und zu führen/wie mit Kastnern/ Kellnern/Amtleuten und Richtern umzugehen/ auch wie jeder vernünfftiger Haus-Vatter (weil ohne gute Leibes-Disposition nichts taugliches zu verrichten ist) sowol auf sein eigene/ als auch der Seinigen Gesundheit ein wachendes Auge zu haben/ wie und was Gestalt er solches leisten könne; letzlich sind etliche Discurs von des Menschen Leibes-Constitution und Bestellung/ auch gewisse unmaßgebige Regeln/ die Gesundheit zu erhalten; Auch eine Feuer-Ordnung und etliche Handwercks-Sachen/ die einem Haus-Vatter nützlich zu wissen/ beygefügt worden.

Im Dritten Buch haben wir dem Haus-Vatter auch seine Ehwirthin/ als seine treue Gehülffin beygesellet/wie sie nemlich/ für allen Dingen/Gottesfurcht und Erbarkeit/auch die Gebühr gegen ihrem Ehemann/ die Zucht auf die Kinder/ und die Obsicht gegen dem Gesinde beobachten/ die Bezeugung und Verträglichkeit gegen der Nachbarschafft und in der gantzen Wirthschafft anstellen; Speiß-Gewölbe und Kuchen versehen/ allerley nützlichen eingeschafften Vorrath verwahren und austheilen/ihren Confect-Kasten bestellen/die Haus-Apothecken mit distillirten Wassern/mit allerhand Antidoten/ Balsamen/Oelen/Spiritibus, Essenzen, Krafft-Wassern/ Syrupen/ Sälsen/ Säfften/ Juleppen/ Pil-

lulen/

lulen/ Salibus, Pulvern/ Pflastern/ Rauchen/ und dergleichen Droguerien, was sie im Hause selbst machen/ oder zu gelegner Zeit am besten bekommen kan/ anfüllen/ in allen gähen fürfallenden Zuständen (weil man auf dem Lande/ von den grossen Städten und wohlbestellten Apothecken entfernet/ nicht allezeit einen Medicum, oder Artzneyen/ so geschwind haben kan) gewisse/ durch Erfahrenheit probirte/ und wol anständige Mittel/ zu ihrer und der Ihrigen Erhaltung und Genesung/ in Bereitschafft haben und gebrauchen solle/ und also sind die drey nothwendigsten Stücke der Haushaltung voran gleichsam in die Aventgarde geordiniret. Die übrigen Drey Bücher deß Ersten Theils/ wiewol sie auch nützlich und annuthig/ sind doch auf die letzte/ als wie in dem Nachzug/ geordnet und gestellet worden. Als:

Im Vierdten Buch/ welches in Zwey Theil abgesondert worden/ ist erstlich beschrieben von den Wein-Gebürgen/ und warum der Weinbau itzund nicht so gut/ als bey den Alten/ wie solcher recht anzustellen/ zu pflantzen/ zu warten/ neu anzulegen/ mit gehöriger Betreuung und gebührenden Arbeiten zu versehen/ wie das Leesen einzubringen/ was dabey für Vorbereitungen zu machen/ wie mit dem Most und Wein umbzugehen/ auch seinen Zufällen und Mängeln zu begegnen/ und solche mit allerley nützlichen Künsten zu bessern.

Im Andern Theil aber ist gehandelt worden von dem Obst- und Baum-Garten/ auch dessen Gelegenheit/ Grund/ Zaun/ Gehäge und Verwahrung/ von der Kern- und Peltz-Schul/ wie man in die Rinden peltzen/ äugeln/ röhrlen/ ablactise vermehren/ wie man ihnen warten/ sie versetzen/ in allen Zufällen und Schäden helffen/ auch alles Ungezieffer abtreiben und vertilgen solle; Dann sind alle Frucht-bringende Bäume in specie, welcherley Art und Natur sie haben/ und was für Verpflegung sie bedörffen und benöthigt sind/ eingeführt/ wie das Obst abzuleesen/ zu behalten/ zu dörren/ Most/ Brandwein und Essig aus dem Obst zu machen/ ist auch endlich mit allerhand Baumkünsten beschlossen worden.

Das Fünffte Buch begreifft in sich den Kuchen- und Artzney-Garten/ von ihrem Grunde/ Vorbereitung der Erden/ Eintheilung/ Mistbettern/ Unterscheid der Garten-Gewächse/ Formirung der Bettlein/ wie man den Garten beschütten/ dungen/ umgraben und besaamen/ um- ein- und aussetzen/ begiessen/ jetten/ stutzen/ beschneiden/ den Saamen abnehmen/ und alles wol bestellen solle/ wie der Gärtner das Garten-Haus und das Gezeuge sollen beschaffen seyn/ wie allerhand Ungeziefer und schädliche Thier zu vertreiben; dann werden alle Garten-Gewächse/ was unter oder ober der Erden genossen wird/ absonderlich aber werden ihre Eigenschafften/ mit samt der Wartung vorgewiesen/ wie auch allerley Gesträuche und Stauden/ damit die grossen Gartenstücke zu vertheilen; Item/ wie der Artzney-Garten geschicklich anzurichten/ welche Kräuter und Gewächse der Sonnen Aufgang/ Mittag/ Westen oder Norden/ sowol auch erhobene Ort und Gebürge/ als auch feuchten Stand und Wasser erfordern und haben wollen; Schließlich wird das Buch mit den Gradibus der Kräuter/ wie solche zu sammlen und zu verwahren auch von den artlichen Signaturen/ so ihnen die Natur eingepräget/ geendet.

Das Sechste Buch führet uns in den Zierd- und Blumen-Garten / dabey wird der Gärtner mit seinem Zeuge / deß Gartens Gelegenheit und Austheilung mit den Bettlein / Gängen und Garten-Zierden / als Fontainen / Wasser-Wercken / Cascaten / Lust Teichen / Grotten / Lust-Häusern / Sale terenne, Galerien, Pyramiden, Obelisken, Seulen / Statuen / Portalen / Bogen-Gängen / Geländern / Lauber-Hütten / Grasebetten / Labyrinthen / Drat-Häusern für die Sang-Vögel / Phasan-Gärten / Lust-Wäldern / und dergleichen beschrieben; darauf folget das Winter-Hause / auch was für ausländische fremde Bäume / Gesträuche / Gewächse und Stöcke hinein zu bringen / und wie ihnen zu warten / alsdann kommen die Gewächse / die im Winter heraussen im Lande bleiben / und die Kälte ausdauren können; Item / die wolriechende Kräuter / so bisweilen zum Umsetzen und Bezierungen der Bettlein gebraucht werden / auch von allerhand Blumen- und Garten-Geschirren / und wie darein zu bauen / wie die Blumen ferner anzusäen / zu warten / zu erhalten / zu vermehren / und von allerhand Kielwerck insgemein und sonders / auch welche Blumen und Garten-Gewächse / so im Winter müssen eingetragen / oder heraus gelassen / und entweder sich selbst von ihrer Wurtzel und Saamen wieder verneuen / und viel Jahr über also fortwachsen / oder die nothwendig alle Jahr im Garten angesäet werden. Wie die Blumen artig fürzustellen / wie man sie über Land schicket / oder sonst langwührig erhält und aufdörret; ferner kommen auch andere Geheimnissen ihrer Cultur, und andere Phœnomena der Blumen / auch sie früher zu zeitigen / den Geruch zu ändern zu verbessern / sie dicker / gefüllter und grösser wachsen zu machen / auch Buchstaben darauf zu bringen / mit wenigen entdecket.

Hieraus nun kan der geneigter Leser leichtlich erkennen / daß allezeit das allernöthigste dem nöthigen / und das nützliche dem angenehmen vorgezogen worden: Præstaret ut utile Dulci: Wiewol auch mit dem allerunentbehrlichsten eine nicht geringe Anmuth / und bey dem allerlieblichsten nicht wenige Nutzbarkeit vermischet ist; und wie dieses in dem Ersten Theil puntualmente in Beobachtung genommen / also ist es auch in diesem Andern Theil gleichmässig ins Werck gestellet worden. Daher werden dem günstigen Leser itzund für Augen gesetzt die nothwendigsten und ältisten Handthierungen und Beruff / als Feld-Bau / und Viehzücht / die noch vor dem ersten betrauerbaren Sünden-Fall sind von dem Menschen getrieben / und von GOtt selbst eingesetzt worden / Genesis am 1. Replete Terram, & subjicite eam, & dominamini piscibus Maris, & volatilibus Cœli, & Universis Animantibus, quæ moventur super Terram. Daher wird

Im Siebenden Buch beschrieben und gehandelt vom Ackerbau / der Aecker und Felder Unterscheid / und wie sie nützlich und ergebig zu verbessern / vom Feldzeuge und Viehe / was darzu nothwendig / von der Dungung und Feistmachung / und derselben vielerley Arten / wie das Feld zu bauen / und zur Winter und Sommer-Saat zu ackern / samt mehren sonderlichen artlichen Bau-Arten / wie der Saame und der Grund auf mancherley Weise zu verbessern und fruchtbar zu machen / was bey einem und andern Saamen zu bedencken / allerhand / sowol Winter- als Sommer-Getraides Eigenschafft / Beschaffenheit / und wie damit recht umzugehen / auch vom Schnitt und Einerndtnen / Auszehenden und Einführen von den Städeln oder Scheuren / von Dreschung und Bewahrung deß Strohes / wie das Korn in den Kästen und Trayd-Gruben zu erhalten / Korn-

Würmer

Würmer und Wippeln davon abzutreiben / zu verwahren und zu verkauffen; Ferner wird gehandelt von andern Feld-Gewächsen / als Cabus-Kraut / Kohl / allerley Sorten / Ruben / Saffran / Hopffen / süssem Holtz / Taback / Weide / Ferber-Röthe / Weberkarten und Rohr / wie der Brandwein aus Getrayd und dem Bierlager zu destilliren und rectificiren / auch vom Bierbräuen / Maltzen / Dörren / wie ferner mit dem Bier / dessen Höpffung / Kühlung / Zieren und Einfassen / auch allenthalben damit umzugehen / alle dessen Mängel und Gebrechen zu remediren / sowol vom Bier-Essig / von dem Mahlen / auch von der Müller- und Becken-Ordnung / allerley Oel aus dem Getrayd zu machen / auch schließlichen von dem Krafft-Mehl / und deß Getraydes Chymischer Concentirung.

Das Achte Buch tractirt von der Pferdzucht / und bin zwar Anfangs angestanden / ob ich / so viel die Nutzbarkeit betrifft / die Gestütterey / oder das Mayer-Viehe vorsetzen / und welchem ich von diesen beeden den Vortritt und oberste Stelle einraumen solte / welches / wann ich von allgemeinen Hauswirthschafften geschrieben hätte / vielleicht noch mehr Zweiffel hätte machen sollen; So habe ich mich doch bald der ersten Inscription und Titul dieses Wercks erinnert / daß ich nicht von gemeinem / sondern Adelichem Land-Leben zu handeln versprochen / dahero ich dem Pferd / als einem Adelichen Thier / billich den Vorgang gegönnet / welches viel aus den alten und neuen Rei rusticæ Scriptoribus nicht gethan haben; dann obwol etwan das Rind-Vieh mit Milch / Butter / Schmaltz / Käse und Fleisch mehr ins Hause einträgt / und nicht so viel zu unterhalten kostet / so findet man dennoch auch bey grossen Gestütterenen / daß man daselbst von Pferd-Milch edle und berühmte Käse macht / die mit den Küh- und Schaf-Käsen wohl wettstreiten möchten; Und ob zwar ein Pferd mit Futter / Gezeuge und Wartung mehr zu ernähren gestehet / wird doch manches auch so theuer und um so hohen Wehrt verkaufft / daß man wol zehen oder zwantzig Kühe / auch wohl ein oder zwey hundert Schaafe so hoch nicht verkauffen kan; gute und wolbestellte Wirthschafften aber können weder eines noch des andern entrathen / wird also in diesem Achten Buch vom Nutz und Adel / auch Nothwendigkeit der Pferde und Gestütterenen / und wie der Ort und die Gelegenheit darzu soll beschaffen seyn / gehandelt / auch von ihrer Natur / Eigenschafft und Alter; hernach werden unterschiedlicher Lands-Arten vorgeführt / ihre Wartung / Castrirung / Farben und Gliedmassen beobachtet / sonderlich der Beschellér / Stutten und Füllen / ihre Stallung und Fütterung / Bezäumung und Weise / sie abzurichten / beschrieben; was man ferner zu betrachten / wann man ein Pferd kauffen / oder einen Schießgaul abrichten will / von Eseln und Maul-Eseln / wann man ein Pferd will in die Wette lauffen lassen / was gestalt sie gesund und muthig zu erhalten / allerley Roßpulver / Salben / Wasser / Eingüsse / Einschläge / Anstrich und Hornsalben / auch wird daselbst weitläuffig angezeigt / wie ein Pferd in allerley Seuchen / Kranckheiten und Zufällen / sowol am gantzen Leib / als an jeglichen Gliede besonders mit auserlesenen bewährten Mitteln zu curiren / und ihm in einem und andern zu helffen sey.

Im Neundten Buch wird von der Viehezucht insgemein angezeiget / sonderlich vom Mayerhof / und dessen Gelegenheit / vom Mayer / seinem Weib und Gesinde / von den Almen oder Alpen und Viehtrifften / wie die Wiesen anzurichten /

lten/zu dungen/zu wässern/ zu warten und zu verwahren / vom Mieß und schädlichen Thieren/vom Heu und Grunmath/ auch wie damit umzugehen/ und solches aufzubehalten/vom Futter deß Viches/Mayrgezeuge/vom Rindviehe/Zug- und Mast-Ochsen/Stier und Kühen/wie die Kälber abzuspähnen / aufzuziehen / und die jungen Stierlein zu schneiden/auch das gälte Viehe zu warten/von der Milch und deren Behaltnus/Butter/Schmaltz und Käsemachen/wie das Rindviehe gesund zu erhalten/von ihrem Unfall und Kranckheiten; Ingleichen wird gehandelt von den Schäfereyen/der Schäfer Gebühr / Bestallung / von Schäferhunden/und der Schaftrifft/Zulassungs-Zeit/Lämmern/Galten und Hämmeln/vom Schafscheren/ ihrer Woll und Lecken / auch von ihren Gebrechen und Hülfs-Mitteln; folget vom Bock und Ziegen / ihrer Milch / Käsen und Zufällen / auch von den Bären- und Mütterschweinen/Zulassung/Fercklen/Saustellen und Castrirung / vom Säuhirten / der Schweine Weide / Mast / Schlachtung Pfinnen und Umfall/auch vom gemeinen Viehekauff. Endlich vom Federviehe/vom Haushan und Hünern/ihrem Hause und Kobel/wie ihnen zu warten/von ihrem Ansetzen/Ausbrüten / und wie die Jungen zu erziehen/von den Capaunen/wie sie zu schoppen/von den Eyern/und wie der Hüner Feinde und Kranckheiten abzuwenden; sodann kommen die Indianischen Hüner/ wie sie anzusetzen / auszubrüten und zu warten; Item / von den Gänsen/ ihrem Stall/ Pflegung/ Brut/ Auferziehung/Mast/Pflaumen und Zufällen / auch von den gemeinen Indianischen Endten / von den Pfauen und ihrem Unterscheid / auch von dem Schwanen / seinem Futter/langem Leben/Danckbarkeit / und was von ihm zur Artzney und sonsten gebraucht wird; letzlich wird von den Tauben berichtet / was ihre Speise und Wartung sey/wie mit den Flugtauben und Stubentauben umzugehen/ von ihren Feinden / Kranckheiten und Mitteln / und wird mit dem Tauben-Hause oder Kobel diß Buch geendet.

Das Zehende Buch dieses Andern Theils wird gleichfalls (wie das Vierte im Ersten Theil) in zwey Stück abgesondert; das Erste handelt von Bienen/ ihrer Art / Natur / Unterscheid und Königen / oder Waiseln/ auch vom Bienen-Garten/Hütten und Stöcken / von den Threnen und Raub-Bienen / ihrem Alter ihren Feinden/und was ihnen sonst schädlich ist / ihrem Krieg / Begütigung / Arbeit/ Eintragen / Unterhalt und Schwärmen / auch was dabey in acht zu nehmen/wie solches zu befördern und zu verwehren / wie sie aus hohen Bäumen ohne Leiter/auch aus Löchern zu fassen/und in die Stöcke zu bringen; Von dem Bienen-Warter und seinem Werckzeuge / wie man sie speisen und wieder erquicken/auch von ihren Kranckheiten curiren solle; Vom Hönig/dessen Natur/vom Methsieden/Vorstoß/Wachs / wie es zu bleichen / und was Bienen-Recht mit sich bringet.

Der Andere Theil tractirt von den Seidenwürmen / wann sie in Europam kommen/ wie die Landschafft/darinnen man sie halten will/der Witterung halber/ müsse beschaffen seyn / von den weissen Maulbeerbäumen / wie sie zu pflantzen / zu warten/zu sencken und zu graben; ferner von der Seiden-Würme Natur/ Hause/Stand und Stellungen/ Warter und Aufseher/ wie und wann die Blätter zu sammlen/ von ihren Eyern / wie sie auszubrüten / von einem Ort zum andern zu bringen/und aufzuziehen/wie sie essen / schlaffen/ häuteln/ spinnen / ihre Häuslein formiren/ von den Farben und Glantz der Seiden / vom Ofenkessel und Haspel / wie ferner mit der Seiden zu verfahren / von der Floretseiden / auch wie aus den

Maulbeerbaum-Aesten Flachs zu machen/wie damit umzugehen/ auch endlich vom Nutzen der Seiden.

Im Eilfften Buch stellet sich vor Augen die Wasser-Lust/ als des Wassers Nutz und Anmuthigkeit/Unterscheid und Güte/von den Cisternen/ wie das Wasser zu suchen und zu fangen/von denen Bronnen-Stuben und Röhren/ von den Schöpff-und Quell-Brunnen/ von den warmen/ auch Wild-und Gesund-Bädern/von Sauer-und andern Wunder-Brunnen/Wasserleitungen und Canalen/ Wasserströmen und Flüssen/ Wald-auch Mühl-Bächen und Seen; von der Fisch-Ordnung und Anrichtung der Teiche/ Dämme/Ablaß/ Tarras und Rechen/ von der Brut und Sätzlingen/ auch Streich-Teichen; Item von den Teichen für Karpffen/Hechten/ Sälmling und Forellen/ auch vom Fischmeister und seinem Amt und Verrichtung/ wie die Fische über Land zu führen/ folgen die Fischereyen in den Seen/ fliessenden Wassern/ mit Netzen/ Fischbehren und Taupeln/unter dem Eyse/mit Angeln und Reussen auch wie die Gräben und Dümpfel auszuschöpffen/Maraß auszutrocknen/ und in Bau-Felder zu verwandeln/ ferner kommt in specie von Karpffen/ Hechten/ Schleyen/ Alten/ Nörflingen/ Persling/ Prächsen/ Garüssen/ Koppen/ Grundeln/ Sängeln/ Häslein und Näßlingen/ Züngeln/ Rutten/ Barben/ Schied/ Schielln/ Neunaugen/ Scheiden/ Aalen/ Lachsen/Sälmling/ Forellen/ Huchen/ Aeschen/ Edlen Perlfischen/ Rheinancken/ Murenen/ Stöhren; Item vom Hausen/ Dück und Sternhausen/von den Schildkroten/ Krebsen/Muscheln/Austern/und anderm mehr; Item folget von der Wasserpürsche/von den Schwanen/ Kränchen/ Trappen/ Wild-Endten/ wie sie mit dem Leim-Zug-und Hoch-Netze/ auch in der Maus zu fangen; Wie die wilden Gänse mit dem Schieß-Karren zu hinterlisten; Item von Raigern/Tauchern/ Rohrhünern/ Eys-Vögeln/ Wasser-Amseln/ Wasserschnepffen/Gibitzen und Pluvier; Vom Biber/Otter/ Seehunden oder Meer-Kälbern/darauf kommt das Wasser-und Au-Holtz/ als Weiden/ Felber/ Band-Weiden/Albern/ Aspen/ Erlen/ und wird diß Buch endlich mit denen im Wasser ertrinckenden Menschen beschlossen.

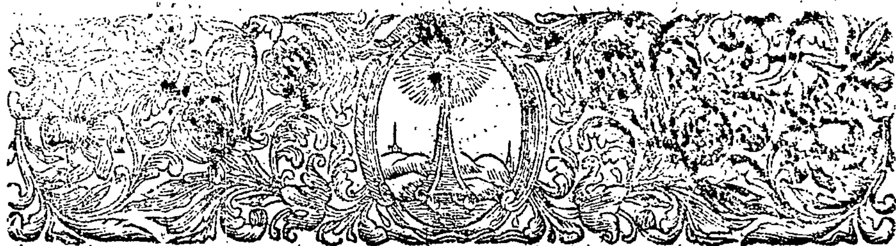
Das Zwölffte Buch stellet uns für von Gehöltzen und Weid-Werck / der Wälder Nothwendigkeit/wie sie anzurichten/ aufzubringen/ zu haiden und abzugeben/von den Forstmeistern/Forstern/Forst-Knechten und Jägern/von dem Viehtrieb in die Wälder/vom Kohl-Aschen-und Kühnruß-Brennen/vom Pechhauen/Wild- und Pastschneiden und dergleichen; Verbott und Beobachtungen bey den Wäldern/auch Ausreuttung derselben-von Windfällen/ Wipfeldürren/ vom Floßholtz/auch Bau-und Brenn-Holtz/von Latten/Zaun-und Weinnecken/ Schindelmachen/Spänholtz/Gehägen und Zäunen bey den Wäldern/ auch von wilden Holtz-Obstbäumen; hierauf werden die meisten Wald-Bäume und Gesträuche samt ihrer Eigenschafft angezeigt/ item wird vom Forstknecht/ auch von der Jägerey Brauch und Mißbrauch gehändlet/ die Jäger- Hetz- und Baiß-Ordnung angeführt/ deßgleichen von unterschiedlichen Jagt-Spühr-und Lait-Hunden/Schweinrüden/Dachsen-Otter-Biberhund/ Windspielen und andern Sorten/auch von ihrer Artzney; sodann wird der Hirsch/seine Natur/ Spuhr/ Stand und Jagt beschrieben/ wie er mit den Chiens Courants, zu hetzen/ wie er sonst abzuschleichen/ und mit Sultzen anzulocken; Item von der Schweins-Jagd/von Dann-Hirschen/ Reenthieren/ Elend/ Rehen/ Gemsen und ihrer Kugel/ auch vom Steinbock/ Hasen/ Fuchsen/ Dachsen und ihrem Hetzen/ von

wilden

wilden Katzen/Mardern und dergleichen/auch von den Bären/Wölffen/Wolffs gruben/ Gärten und Fallen/ und vom Luchsen; deme folget nach die Falcknerey/ von Habicht/Falcken/Blaufuß/Hasenvogel/Lerchenfälcklein/Sperbern/Sprinzen/wie sie abzutragen/zu baissen/zu warten/ in die Mauß zu bringen und zu curiren; von Phasanen und ihrem Garten/von Rebhünern/Schnepffen/Wachteln Lerchen/ wilden und Turteltauben/ von Kranwetvögeln/ Mistlern/ Droscheln/ Amseln/Seidenschwäntzlein/Kernbeiß/Stahren/ Fincken und kleinem Geflügel/ von den Sang-und Lockvögeln/auch von den Hehern und Keutzlein; auch wird Bericht gegeben von dem Netze Panthera, Stangada und Fincken Roccoli, wie die Tesa forulana anzurichten/von den Wald-und Feld-Tennen/ vom Treibgezeuge/ Tirace, vom Hoch-Netz/Schnee-Steck-Nacht-und Klebgärnen/Schlagwänden und Winterfang/von den Tränck-Tennen/ Leim-und Plattbaum/ Kloben/ Mäschen und Sprencklein; wie der Leim anzumachen und einzubrennen/ vom Pürschen und Lufftschiessen / und kommen auch andere Arten die Vögel zu fangen; Item vom Papagey und Sittig/wie die Raub-Vögel zu fangen/ wie die Vögel zu dörren/ und auf dem Tenn zu brauchen; Letzlich wird mit den Chinesischen Vögel-Nestern/ die man zu essen pflegt/ der Schluß dieses Wercks beygefüget/ und also geendet.

Hieraus kan der geneigte Leser/als in einem Spiegel den kurtzen/ doch gantzen Innbegriff meiner vollbrachten Oeconomia sehen/ und alle oder doch die meisten darinnen enthaltenen Materien gleichsam vor Augen haben/und daraus erkennen/ daß allzeit das Haubtwerck/ das ist/ was nützlich und nothwendig ist/ vorgehet/ und das angenehme und lustige hernach folget/ und also miteinander vermischt ist/daß es desto anmuthiger aufgenommen und gebraucht; auch das menschliche Gemüth zu der schwehren Last/ und unter der harten und verdrießlichen Feldbau-Arbeit/ durch holdselige Untermengung des Feld-Lustes/ desto williger möchte angefrischt und aufgemuntert werden. Der günstige Leser wolle das/was ihm etwan nicht gefällig und unangenehm/mit gütigem Hertzen zu gut halten; Und weil der Feldbau von den alten Weisen Vita Libertatis & Innocentiæ ist gehalten worden: Also wolle ihm belieben/ mich diese Freyheit und Unschuld/ als eines Asyli auch geniesen zu lassen/ und die etwan ohngefährde/ durch meine oder deß Druckers Ubersehung/ eingeschlichene Fehler/ selbst verbessern/ und mit dem Mantel der Liebe und der Gedult zu verhüllen/ auch meinen ihm zu dienen tragenden guten Willen nicht mit dem Gifft des Neides oder der Lästerung feindselig zu beschwärtzen; indem er weit weniger Bemühung über sich nehmen darf/ mir/wo etwan geirret worden/ zu verzeihen/ als ich diese Zeit über gehabt habe/ diß Werck zu verfertigen. Zum Beschluß den guthertzigen Leser der Göttlichen allgewaltigen Obhut/und mich zu seinen beharrlichen Gunsten empfehlende.





PRODROMUS
LIBRI SEPTIMI
AGRICULTURA.



Elices olim Agricolæ, dum candida Mundum
Simplicitas regeret; manus & consueta tenere
Sceptra potens, eadem ferrato armata Ligone
Hortis Culturam inferret, gratoque labore
Mox ad aratra Boves regali jungere dextrâ
Aggrederetur ovans, dum Roma cieret in Urbem,
Martiâ Ruricolam, & sequeretur Laurea Burim,
Ibat eò invitus, superato & protinus Hoste,
Ambitione procul, repetivit lætior agros,
Invitus quos deseruit victisque Triumphos
Gentibus accelerans, strepitu simul urbe relicto
Quærebat placitam per Rura paterna quietem.
Non ignava quies tamen hæc sunt, otia captans
Aut Sole ardenti dormire sub arboris umbrâ.
Ipse Pater, Sobolesque simul, parvique Nepotes
Campo exercebant vires, pars sternere Messem
Falcibus, & vinclis lectos arctare maniplos,
Pars sparsas stipulas rastello pectore late,
Pars onerata vehit compacto mergite plaustra.
Filia restrictis manicis. Et nudipes, horreô
Expectat, nunc agrestis; mox Consulis uxor,
Tritica qua mergis pater ingerit, illa reponit.
Ah utinam nostra hos paterentur tempora mores,
Curaque Principibus potior de rure colendo
Esset, ut Argicolam qui negligit ardua mulcta

Et pœne, & certo sequerentur Damna pudore.
Uberibus largas numerarent Prædia Messes.
Fænore nos certè innocuo sanctissima Tellus
Accumulat, justa est igitur Cultura vicissim
Illius, inde emimus parvo inclyta dona labore.
Instrnmenta ergo, quorum vervacta coluntur
Subsidio, tibi certa para, dum Jupiter Imbres,
Et canas Hyemes gelido demittit ab Axe,
Tu stivas, & Aratra suo cum vomere prudens
Instrue, tu Rastros, Traheas, tu Tribula, Crates
Vimineas, tibi vel stridentia confice plaustra,
Sarculaquè, stimulosquè, & marras, rutra, bidentes,
Præcipuè semen Sationi ventilat aptum
Rusticus, & Campos robustis sepibus indit;
Ne spumans Aper, aut avidi juncto agmine Cervi
(Messis pernicies) illuc irrumpere tentent.
Vicinas nimium circa agros amputat ornos,
Aut nocuas umbris & vasto tegmine Quercus.
Per sua derivat pigros Incilia fontes.
Sedulus exhaustis infert lætamina Campis,
Circumvallantes renovat sua jugera Fossas.
At cum Vere Aries tepido de Montibus Austro
Dissolvit glaciem, & terræ sinus omnis apertus.
Nunc age jungamus mites ad aratra juvencos,
Tempus adest vegetas invertere vomere glebas,
Et sulcos trahere, & committere semina Fundo,
Hordea cum Milio, linumque Papaver, Avenamquè
Et Lentes & Pisa, Fabasque, & Sesama, & Erva
Tempore quodquè suo, Ingenium dignosce Novalis,
Unicuiquè sagax sic aptè semina trades.
Sæpè profundius, aut levius conducit arare,
Non sicco tamen aut madido nimis âere fiat.
Angustas facito contracto Vomere Liras,
Atquè breves ductus, glebreta haud linquito crebra.
Attende ante alios, cum Autumnum Libra reducit,

Et satio frumenti instat, bonus instet Arator,
Nam venturæ Hyemis sata sæpe incommodo turbant.
Hoc melior Cultura decet, condantur ab Occâ
Semina, ne teneram radicem frigora lædant.
Ditia tum auxilio veniant Fœnilia Bubus,
Hora laboris enim vegetas nunc proxima vires
Exquirit, quo sufficere his sudoribus omnes
Justâ operâ possint. Neve instrumenta fatiscant
Pondere vel nimio submissa armenta fatigent.
Grana triennali spacio si jugera norint
Permutato novis, reficit renovatio terras,
Ex meliore tamen non sint tibi tradita fundo;
Nam reditura iterum in pingui ditissima Campo
Æstate ingenti post rumpent Horrea Messe.
Ante etiam teneros quam trudent gramina culmos,
Quæsitum emittas Famulas, modò siccior adsit.
Tempestas, vepreta, rubos, sentesquè malignos
Evellant, durâ dum non radice resistunt.
Si forsan nimiis Cerealia germina thyrsis
Luxuriant, succide comas, tondequè superbum
Usquè capillitium, nimio sed parce rigori.
Cum Gemini Verno dant Diversoria Phœbo
Horrea perscrutanda, & iniquo est Area tractu
Exæquanda Fimo pingui, madidoquè cruore,
Argillaquè gravi, ne subterranea pullis
Furaces faciant occulta foramina Mures.
Mox ubi Messis adest, tunc æri parcito nulli.
Commoda si Cœli facies, conduce viritim
Messores, numerosâ Agros accede catervâ,
Collecto evacua prægnantes mergite Campos,
Siccatos post introduc & in Horrea conde.
Sed prius ingenti videas Granaria curâ,
Qua Flabris Oriens, ferus & Septentrio perflet,
Imbuat infesto tædas Pulicaria succo,
Aut positum irrorent austera Absynthia lignum.

Nec semel hoc repetens iterumque iterumq; refundas;
Sic non Curculio corrodet turgida Farra
Mox semente prius facto, cum Bruma rigentes.
Armat aquas, gravibus tum sunt quatienda Flagellis
Frumenta, & paleas immissus ventilet Eurus.
Ante tamen Maji appulsum ne Tritica vende,
Quàm cernis Segetis luxum, & spem præcipis Anni.
Si tamen apta tibi est servandi Farra facultas,
Collige complures tua per Granaria Messes,
Quatuor aut tres ad minimum; Si Tempora cara
Forte superveniant; Tunc tu tibi proderis ipsi
Atquè aliis simul, Annonamquè juvabis egentem,
Pannoniis Foveæ sunt largè, altèquè cavatæ
Asseribus tabulatæ intus, seu stramine sicco,
Undique quæ Latera obducunt. Sunt ventre capaci
Oreque constricto, sic multo Farre replentur,
Ora dein angusta teguntur Cespite denso,
Ne quoquam temerè inspirans pertranseat aura.
Nec differt aliis specie, nullo ubere, terris;
Difficile inventu, nisi cum manè aërius Ros
Gramina permulcet, Fovea hæc siccata videtur,
Sicquè suo Indicio quærenti proditur Hosti.
Sæpè etiam Rapæ simili clauduntur in Antro,
Hospitia at non longa ferunt, nam si humidus annus
Venerit, insipidæ fœtent; Sed Tritica possunt
Annos sæpè aliquot tales tolerare Cavernas.
Sed miseram Hungariam rigidi vicinea Turcæ
Et mala plura premunt; Is crebro infestat Inermes,
Ut longæ latèquè Incendia, Stupra, Rapinæ
Grassentur; DEUS armipotens! Germania damnum
Sentiat impendens, Animi jungantur & Arma,
Masculaque indignum debellet fortiter Hostem.



Inhalt aller derer in diesem Siebenden Buch begriffenen Capiteln.





Des Adelichen Land- und Feld-Lebens Siebendes Buch/ Vom Ackerbau.

Caput I.

Vom Ackerbau.



Es hat schon zu seiner Zeit/ und bald nach unsers HErrn Christi Geburt/ der berühmte und in den Wirthschafft-Geschäfften hocherfahrne Gaditaner/ L. Junius Columella, in der Vorrede über seine Bücher vom Ackerbau/ vermeldet: Er höre offt und vielmahl/ die Fürnehmsten in der Stadt Rom/ bald über des Himmels und der Lufft Witterung/ bald über die Unfruchtbarkeit des Erdbodens sich beklagen; gleichsam/ als ob die Erden/ wie ein altes und kaltes Weiblein/ die Gebähr-Kräfften verlohren/ nunmehr fast ausgetragen/ und also müde und abgemattet/ die Würckung der erstlich eingepflantzten Trächtigkeit nicht mehr hätte. Welchem doch/ wie billich/ der weise Heyd einigen Glauben nicht zustellet/ ja es mehr unbillich erachtet/ des Erdbodens Eigenschafft also zu verlästern/ als wäre solcher aus einer Kranckheit/ oder hohen Alter/ unfruchtbar worden/ welchen doch GOtt/ der Welt-Schöpffer/ mit unaufhörlicher Trächtigkeit/ als eine Zeug-Mutter aller Gewächse und Geschöpffe/ begabet und begnadet hat. Glaubet auch/ daß alle Mißwächse/ weder durch des himmlischen Gewitters Ungunst/ noch aus der Erden Unbequemlichkeit/ sondern mehr aus unserer eigenen Schuld/ uns widerfahren und ihren Ursprung nehmen; weil/ da vor diesem die allergeschicktesten zum Feldbau sich gebrauchen lassen/ wir jetzo die allergeringsten und untauglichsten Knechte darzu anspannen; die Eigenthümer der Aecker selten selbst Hand anlegen/ sondern nur andere unberichtete und ungeschickte darinnen umwühlen und arbeiten lassen/ welche weder des Gewitters Beschaffenheit/ noch die Eigenschafft der Felder/ noch die Art der Saamen/ noch die gelegene Zeit/ wann und wie jedes anzugreiffen/ verstehen/ nur plump-weise und ohngefährde/ es gerathe wie es mag/ ihren Feldbau hinsümmlen; Daher auch die Hoffnung des wartenden Hausvatters billich/ aus seiner/ und der Seinigen eigenen Schuld und muthwilligen Ubersehen/ so offt und vielmahlen auf das Eyse geführet/ und schändlich betrogen wird.

Es vermeynet auch ersternannter Columella, es komme daher/ weil in allen Künsten und Wissenschafften/ als in der Wolredenheit/ Musica, Dantzen/ Häuserbauen/ Schiffer-Kunst/ Kriegen/ Handeln und Studiren/ taugliche Lehrmeister darzu erfordert werden/ die uns wohl und recht unterrichten. In dem Ackerwerck aber/ welches ungezweiffelt der Weißheit am nächsten verwandt ist/ finden sich weder Schüler/ noch Lehrmeister/ da doch der gemeine Nutzen keiner Handthierung/ als dieser/ mehr vonnöthen hat/ und weniger entrathen kan/ auch nichts dem Leben so bequem ist/ und der beste und unschuldigste Staffel/ zu rechtmässigem Reichthum zu gelangen/ da sonst die meisten andern Händel mit etwas Unbillichkeit/ Wucher und Vortheilhafftigkeit vermischet sich befinden. Wäre also zu wünschen/ daß die Herren/ so grosse Güter und Felder besitzen/ ihnen den Ackerbau selbst besser liessen anbefohlen seyn/ und allerley/ theils durch die Alten aufgezeichneter/ theils durch tägliche Erfahrung bekannter Vortheilen/ sich nützlich gebrauchen/ und also ihren Dienstboten desto besser und füglicher/ was zu thun oder zu lassen/ vorschreiben und andeuten; auch daß alles und jedes zu gelegensamer Zeit ausgerichtet würde/ recht anordnen möchten.

Noch höher aber würde es einem gantzen Land zum besten gedeyen/ wann die Lands-Fürstliche Obrigkeit selbst in diesem Stück/ durch verständige gewisse darzu verordnete Bediente/ jährlich ihr gantzes Land bereiten/ der fleissigen oder nachlässigen haushalter Gebiet/ Gründe/ Felder und Anbau besichtigen/ und so wohl gegen dem ersten ihre Gnade/ als dem letzten ihr Mißfallen nachdrücklich vermercken liessen. So würde auch jede Privat-Herrschafft diesem löblichen und nützlichen Beyspiel folgen; und bey ihren unterhabenden Häusern/ in einem und andern bessere Obsicht halten/ damit dem gantzen Land desto besser gewartet/ sein Aufnehmen gebessert/ und dadurch eines jedwedern Hauswirths Wohlstand mercklich befördert wirde; und obwol dieses verdrießlich und übel practicirlich fürkommt/ weil dergleichen Händel in unserm freyen Willen stehen; und der/ so ihm selbst übel haust/ einen andern kein Unrecht zu thun scheinet; so ist es doch/ wann mans eigentlich abwieget/ nicht allein eines nachlässigen Hausvatters/ sondern auch der Lands-Fürstl. Obrigkeit der

Grundherrns/ des Eigenthumers selbst und seiner Erben und Creditoren Nachtheil und Schaden. Dem allen vorzukommen/mit gebührlicher Anthuung und Besserungs-Mitteln/so wohl Christlich als löblich ist. Daher nicht unbillig der tapffere König Masinissa bey Valerio Maximo ein sonderliches Lob erworben / und ihme herrliches Zeugniß gegeben wird / weil er das Königreich Numidien schlecht und arm empfangen / und solches trächtig/ fruchtbar/ und an allerhand Früchten gesegnet/verlassen hat. Der weise Gesetzgeber Lycurgus hat seinen Burgern alle Gründe gleich ausgetheilt/ damit diese Gleichheit der Güter / auch zu einer fleissigen Gleichheit des Ackerbaues/ sie bewegen solte. Und dafern einer/ aus Halsstarrigkeit und Faulheit/ seinen Gründen nicht wol fürstehen/und solche im Abbau kommen lassen würde/ solten nicht allein diese Grunde einem andern/sondern auch der vorige faule Besitzer vor allen Dingen dem Frembden/ der sie kauffen würde/ zum Sclaven und leibeignen Knecht/ mit samt den Gütern überantwortet werden. Welche Schärffe manchen gezwungen hat zu arbeiten / der es ohne diß sonst wohl hätte bleiben lassen.

Die Ursachen aber dieser Kranckheit sind nunmehr so tieff eingewurtzelt / daß es fast unmöglich scheinet/ solche auszureuten; will jetzo nichts melden / wie der alte Varro diesem die Schuld gegeben / daß die Haußvätter sich in die Städte begeben/ Pflug und Sicheln daraussen lassen/ mehr bey den Weinschencken und auf dem Tantzboden/ als in Korn-Feldern und Weinbergen/ arbeiten/durch allerley Fürwitz/ Bäder/ köstliche theure Speisen/ spielen oder schlaffen den Tag und die Nacht mit Geilheit/Trunckenheit und Unordnung zubringen; sondern allein dieses andeuten/ich glaube/die Verachtung des Bauren-Lebens/ und die daraus entspriessende Nachlässigkeit und Unverstand / seyen ein grosser Vorschub zur Verringerung und Abnehmen des Feldbaues; Denn wer ist / der sich um ein Ding hoch bemühen mag/ welches er von den meisten verächtlich siehet angesehen werden; und worinn man sich nicht viel bemühet/und durch Fleiß/ Sorg/ Erfahrung höher zu kommen/ nicht suchet noch verlanget; daraus entstehet die verderbliche Nachlässigkeit und Faulheit/ und aus dieser wird der menschliche Verstand / gleichwie ein ungebautes Feld/ mit Dorn und Disteln der Thorheit und Unwissenheit also verwachsen/ daß man alles gehen lässet / wie es gehet/ der alten weisen Meynung/ Regel und Ordnungen ausser acht lässet; Zeit/ Gewitter/ Gelegenheit versaumet; und also von seinen Feldern den rechten billigen Wucher / wie man wohl könnte/nicht aufhebet/ sondern alle Jahr zubüssen/ entlehnen/und nicht wieder abrichten kan/daher man auch endlich Haus und Hof mit den Rucken ansehen / und den Bettelstab mit Spott und Schand in die Hand nehmen muß.

Wie hoch und wehrt aber der Feldbau bey den Alten geachtet worden/ geben so wohl die H. Schrifft/als auch andere weltliche Geschichten/ genugsamen Unterricht; daß von dem Pflug/ Burgermeister und Obriste Feld-Hauptleute sind abgefordert; daß Kayser/Könige und Fürsten sich des Feldbaues beflissen/ dardurch sie billich diese Handthierung in Hoch- und Wehrthaltung gebracht / den gemeinen Mann zur Nachahmung angereitzet/und damit des gemeinen Wesens Bestes auf das Höchste gebracht haben: Viel Exempla anzuführen/habe ich/ Weitläufftigkeit zu vermeiden/ gerne unterlassen / und allein dieses sagen wollen / daß zu wünschen wäre / es möchten die hohe Fürstliche Lands-Obrigkeiten / so wohl ihren eigenen/ als den gemeinen Nutzen bedencken / die fleissige getreue Bauren / und Ackerleute/ (quos Veteres sanctos & inviolabiles dixerunt, plurimaque Privilegia Impp. iisdem, teste Cic. concesserunt) und sonst alle die jenigen / die wegen guter Wirthschafft berühmt seynd / desto werther halten/ mit Freyheiten und Privilegien begnaden/ die Nachlässigen aber und Verthulichen desto schärffer ansehen / und dadurch jederman zum Fleiß und Arbeit aufmuntern und anspornen. Allermassen die Römer ihre eigene Censores gehabt / die dergleichen unwirthliche Hausvätter vor Gericht citirt/ und da man den Unfleiß auf sie darthun / sie aber solchem mit Warheit nicht entschuldigen können / mit strenger Obsicht und Straffe belegt/ und dardurch viel zur Besserung angebracht haben. Romæ censorium probrum judicabatur, agrum malè colere aut arare, sagt Plinius lib. 18. cap. 3.

Und im Land zu Würtenberg werden eigne Leute von der Obrigkeit bestellt / so sie Feldstützler nennen/ die werden mit Pflicht und Eyd beladen / zu allen Orten und Arbeiten / des Acker- und Weingart-Baues/ zu gehen / ob sie zu rechter Zeit wohl gebauet/ oder übel versorgt worden / dieselben / bey sonderlich-gesetzter Straffe/ anzuzeigen/und hierinnen niemanden zu verschonen.

Ehe wir aber zu dem Feld- und Ackerbau schreiten/ wollen wir mit wenigen der Dörffer und derselben gedencken/ die fast allein damit bemühet / und darzu gebraucht werden; als nemlich der Bauren/die ihren Namen von Anbau der Gründe schöpffen / und meistens in Dörffern oder einschichtigen Feldgebäuen wohnen. Die Dörffer seynd unterschieden von den Städten daß sie keine Mauren / und von den Marckflecken/ daß sie keine Halsgerichts-Zeichen / als Stock/ Galgen und Pranger haben; darum werden dieser zwey letztern Innwohner Burger / der Dörffer aber Bauern genannt; und hat die in erfolgenden schweren Kriegs-Läuffien vorkommende Unsicherheit da niemand in den Baurenhäusern sicher war / die Noth gelehret / daß man etliche wohlgelegene/sonderlich auf Bergen vortheilhafftig-gebaute/und mit Wasser/Brunnen oder Flüssen versehene Dörffer mit Mauren eingefangen/damit sie nicht so leichtlich könnten überfallen und geplündert werden; welches dann mit der Zeit also zugenommen und verbessert worden/daß endlich der Vestungs-Bau (wie er heut zu Tage bräuchlich ist) daraus entstanden / und nach und nach zu grösserer Vollkommenheit gebracht worden ist. In Dörffern sollen von Rechts wegen keine Handwercksleute wohnen/noch einiger Handel darinn getrieben werden/weil den Städten dadurch grosser Abbruch geschihet / auch der Feldbau damit etlicher massen verhindert wird. Unsere alten Teutschen haben/ nach Taciti Zeugniß / nicht solche Dörffer/ wie jetzund/da viel Häuser benachbart stehen/ gehabt/ sondern ist eines jeden Wohnung und Grunde von dem andern abgesondert gewesen/ wie es noch an etlichen Orten/ sonderlich im Viertel ob Wienerwald in Unter-Oesterreich/ und im Land ob der Ennß die Gewonheit ist. Germani (sagt

Tacitus) colunt discreti ac diversi, ut Fons, ut Campus, ut Nemus placuit. Vicos locant, non in nostrum Morem, connexis & cohærentibus ædificiis, suam quisque pomum spacio circumdat. Weil auch unsere Vorfahren meistens den Jagten/der Viehzucht/ und den Feldern obgelegen / haben sie wenig Städte, und nur Feld-Wohnungen gehabt/biß hernach die Römer ihre Colonias und Vestungen am Rhein / an der Donau/und andern Flüssen/aufgerichtet/denen sodann die andern Fränckischen Könige / sonderlich Carl der Grosse / nicht weniger die teutschen Kayser nachgefolget/ und wegen der Hunnen/ und anderer rauberischen Völcker Unfall / mehr gelegensame Ort/ Dörffer und Flecken mit Mauren eingefangen/ darinnen die Unterthanen vom Lande eine Zuflucht und Schutzwehr hätten/sich und ihre Güter zu erretten; und damals sind die Bürger und Bauren unterschieden/wiewohl der Dörffer Ursprung älter/ und die Städte/ Märckte und Flecken/erst aus diesen erbauet worden.

Ein Dorff aber heißt eine Gemein- und Nachbarschafft etlicher Häuser/ ohne Mauren/ darinnen Feldbau-verständige Leute wohnen/und diese sind groß/mittelmässig und klein/ theils den Lands-Fürstlichen/ und theils andern Adelichen Obrigkeiten unterworffen. Die Inwohner der Dörffer sind etliche Freybauren/ etliche Leibeigene/und etliche mittelmässiger Eigenschafft/nachdem/an einem und andern Ort/die Gewonheit und das alte Herkommen es mit sich bringet. Ihre Güter und Häuser werden in gantze, halbe/ und Viertelhöfe/ oder in Mayerbauren/ Zwirößler/ Hofstätter/ und Kleinhäusler eingetheilet/ deren etliche sechs und acht/ etliche zwey und vier/etliche aber gar keine Pferde haben/ und nur die Hand-Arbeit verrichten: Andere haben Freyseigene/ andere Lehen-Uberländ- und Zinsgüter. Eine Hube wird an etlichen Orten so viel Feld genannt / als einem Bauren zu ernähren genugsam ist / bey dreyssig Aecker oder Bifänge / wie mans in Oesterreich heisset: Und diese Baugründe werden / nach Befehl einer vernünfftigen un aufsichtigen Obrigkeit/zu theilen oder zu veralieniren verboten/ damit Steuer und Dienst nicht ungewiß gemacht und geschwächt/auch/die Zinse mit desto weniger Verwirrung entrichtet werden/ und wird/ an theils Orten/dem Land-Adel nicht erlaubt/Bauren-Güter/ohne Vorwissen un Einwilligung Landes-Fürstlicher Obrigkeit/ an sich zu erkauffen/ oder selbst zu besitzen/weil sie solche leichtlich als Ritter-Güter ausgeben/ und dardurch Zerrüttung der Anlagen verursachen können; wo es aber zugelassen wird/da heißt es/ Res transit cum onere, und müssen sie Steuer und Lands-Anlagen geben/und/so wohl als die Bauren/ihre Robbathen verrichten lassen/ wofern es nicht um gewisses Geld angeschlagen / oder gar aus gutem Willen / und keinem Recht/nachgesehen wird.

In Oesterreich sind in den meisten Dörffen angesetzte Richter/ und etliche Geschworne/ von den ältisten/ vernünfftigsten und vermöglichsten Unterthanen / die dem Richter mit Rath und That zur Hand gehen. An andern Orten werden diese Richter Schultheissen/ Schultzen und Vögte / und im Land ob der Enß Amtleute genannt; die werden von der Obrigkeit/bißweilen auch von den Aeltesten und Geschwornen erwählt/ die müssen der Herrschafft Geschäffte bey den Unterthanen, und dieser Nothdurfften bey der Herrschafft anbringen/ die geringern Händel richten und schlichten / bey allen Arbeiten/Frohndiensten und Robbathen ansagen/und zugegen seyn/daß alles wohl und zu rechter Zeit geschehe. Wo es mehr Oberkeiten in einem Dorff hat / da setzet meistentheils die jenige den Richter ein / welche die Dorff-Oberkeit hat / oder werden die Richter alternatim verwechselt/ oder wann die Dörffer groß sind/ hat jede Obrigkeit einen besondern Richter.

Diese Richter nun müssen vorhero ihren Vorgesetzten angeloben / treu und fleissig zu seyn: Die Feuerstätte jährlich zu besichtigen/ allen Muthwillen zu straffen/ auf Zucht und Erbarkeit acht zu haben/ die Dorff-Gerechtigkeit und das Feldbau bey gutem Stande zu erhalten/und die Unterthanen darzu anzutreiben/ denen Wäisen Vormünder zu bestellen: Diß Amt währet bey etlichen auf Lebenslang / bey etlichen aber nur auf gewisse Zeit; werden auch gewisse Dorffs-Ordnungen vorgestellt / von ihren Zusammenkunfften / Feld- und Wiesengrentzen/wie Friede und Ruhe unter der Nachbarschafft zu erhalten / und die Widerspenstigen dieser Satzungen zu bezäumen und abzustraffen/ wie die Gemein-Wälder/ Wiesen/ Teiche/ Weiden und Viehtrifften zu versehen und zu geniessen.

So müssen auch ferner die Richter und Amtleute acht haben auf die gemeinen Brunnen oder Schwemmen/ Wasserleitungen/ Wege und Stege/ sonderlich die Landstrassen; item/ ob die Nachtwachten fleissig gehalten / und die Stunden zu rechter Zeit ausgeruffen werden; ob jemand wider die Feuer-Ordnung gebauet/ oder sonst gehandelt; sie müssen drob seyn/ daß Vorrath zum Einreissen und Löschen geschafft werde/ auch daß die Becker und Wirthshäuser wohl bestellt seyen/ damit das Brod sein rechtes Gewicht und Güte/ und das Geträncke seine juste Maß ohne Verfälschung habe; daß die Müller gebührliches Malter liefern; daß niemand Landstreicher/ Bettler/ und verdächtige Personen/ohne Vorwissen/sonderlich in Sterbensläuffren/ beherberge/ auch wann es von der Obrigkeit befohlen wird/niemand passiren lasse. Sie sollen Fleiß anwenden/die öden und wüsten Häuser oder Brandstätte wieder aufbringen oder zu verstifften; unter währender Predigt und Gottesdienst weder Wein noch Brod verkauffen lassen; alle Feldschäden / so durch Viehe oder böse Leute geschehen/schätzen und abstraffen; das Dorff reinlich halten/allen Mist/ Wust und Unflat zu rechter Zeit wegbringen lassen; auch nicht gestatten / daß die Unterthanen um halb bauen/ oder die Körner auf dem Feld noch im Stroh stehende verkauffen / und dergleichen Sachen und Händel mehr/ die nicht an einem Ort wie an dem andern sind / da denn die alten guten Gewohnheiten billich zu erhalten. Es hat Renatur Chopinus, ein Frantzösischer Rechtsgelehrter / de Rusticorum Privilegiis einen sonderbaren Tractat geschrieben. Von der Dorffschafft hat D. Christoph. Fabius Gugel Anno 1571. ein ausführliches Bedencken gestellet; darinnen er berichtet / wie es mit dem Vieh-halten/ in der Gemein mit dem Gehültze / Wunn/ Wasser/ und Weide/ mit dem Obst und Eychelklauben/ mit Unterhaltung der Gassen/ Schrancken / Wege und Stege/ mit den Hirten/ hüten/ treiben/ und Blumen-besuch/ solle gehalten werden. Wir wollen aber fortfahren/ und die Gründe und Felder/ samt deren gedeylichen Wartung/ferner besehen.

Cap. II.

Von dem Land-Adel.

DEr meiste Adel in unsern Teutschen Landen wohnet gemeiniglich in ihren Schlössern / und Adelichen Häusern / so bisweilen allein stehen / bisweilen aber in die Marckflecken und Dörffer angehängt / oder doch nicht weit davon gebauet / zu sehen sind. Zu Straßburg werden zwar die Rittermässige in der Stadt wohnende / auch zugleich auf dem Lande begüterte Personen / zu gewissen Aemtern gezogen; in Italia aber finden sich nicht allein vom Ritterstand / sondern gar Marchesen und Grafen in den Städten / deren nicht allein das Burger-Recht / sondern auch die Kauffhandlungen an ihrem Adel nicht nachtheilig und schädlich sind; welches aber in Teutschland sonsten nicht gebräuchlich / weil die alten Teutschen / als ein Martialische Nation / gesehen / daß der auf dem Land in Hitz und Kälte / Regen / Wind und Ungewitter erzogene Adel viel dauerhafftiger und stärcker / sonderlich dessen tägliche Ubung allerhand Jagten / als die / welche in den Städten in Wollust und Faulheit zu wohnen von Jugend an gewohnt sind. Und sollen (wie Ahasv. Fritschius in Tractatu de Jure ac Statu pagorum Germaniæ bezeuget) die Hertzogen zu Würtenberg nicht gerne gestatten / daß der Adel in den Städten wohne / weil sie die gemeine Last und Anlagen zu tragen sich gern entschütten / das Burger-Recht nicht leichtlich annehmen / und sich den Stadt-Rechten nicht untergeben wollen / dardurch bald Uneinigkeit und Feindschafft erwächset. Darum soll zu Straßburg noch Anno 1419. ein Rathschluß seyn gemacht worden / daß die Edelleute in der Stadt alle Burger werden / auch keiner in die Stadt / noch in den Burgbaum kommen solle / der nicht das Burger-Recht angenommen / und den Eyd geschworen habe; Wie ihr eignes Chronicon bezeuget.

Was sonsten die in den Reichs-Städten hin und wieder wohnende Patricios anlanget / haben sie zwar auch schöne Freyheiten / weil sie aber zugleich Burger mit sind / und bürgerliche Aemter und Verwaltungen bedienen / werden sie gleichwol / als der andere Teutsche Land- und Reichs-Adel / etwas geringer gehalten / ausser wann sie sich unter dem Adel zu wohnen begeben / ihre burgerliche Wohnung und Aemter aufgeben / und mit dem auf den Land sich befreunden / sonderlich wann sie mit trefflichen Qualitäten und Tugenden sich berühmt / fürnemlich aber in Krieg / lobwürdig und bekandt machen: Herr D. Fritschius schreibt aus Matth. Stephani tractatu de Nobilitate, cap. 4. num. 22. Quamvis enim Patritii in Urbibus & Civitatibus habitent, & propterea Cives potiùs, quàm Nobiles dicendi sint, ob Civitatis tamen splendorem, & ex eâdem origine sumptum, & ipsi Nobiles censentur. Darum werden sie meistentheils Geschlechter / und nicht Edelleute und Ritterstands ins gemein und in specie genennet. Nicolaus Vernulæus vermeynet zwar in Instit. Polit. lib. 2. cap. 9. es wäre besser / wann der Adel die Städte bewohnete / dann auf diese Weise würden die Städte mit grössern und prächtigern Pallästen und Wohnungen gezieret / wie sonderlich in Italia zu sehen; die Anzahl der Burger würde vermehret / und würden / zu des Adels Nothdurfft / mehr Handwercker hinein gelockt; sie würden / durch ihre Familien und Ausgaben / die Städte und Burgerschafft bereichern und ansehnlicher machen / & eorum inter se æmulatio ornamento esset urbibus, & emolumento: Ich will auch darbey setzen / sie würden ihre Kinder / die offt auf dem Lande / unter den Bauernbuben / ungeschickt und grob genug erzogen worden / in der Stadt in moribus, in den Schuhlen / und in allerhand dem Adel wolanständigen Ubungen / können zu besserer Hofweise angewiesen werden. So weiß ich doch nicht / ob dieser Rath allen angenehm und anständig fallen möchte / dann obwol / wie an andern Orten / der Adel Winterszeit (da ohne diß auf dem Land nichts zu wirthschafften) der Gesellschafft halber / sich gern in die Städte begibt / so wär es doch im Sommer / wo grosse Feldbau und einträgliche Wirthschafften sind / eine grosse Versaumnuß / in den Städten (wo es ohne diß viel Widerwillen und Antipathien zwischen dem Adel und der Burgerschafft abgibt) die Zeit wollen unnützlich zubringen / und hingegen auf dem Lande (worvon man allein das größte Einkommen suchen und nehmen muß) seinen Beruff auf die Seiten setzen. Was aber die Kinder / sonderlich die Söhne anlanget / hat ein vernünfftiger Edelmann schon Anlaß und Gelegenheit / entweder ihnen einen feinen und gelehrten Pædagogum zu halten / oder sie in einer Stadt / wo ein Gymnasium, oder sonst wolbestellte Schul ist / an ein gutes Ort in die Kost zu geben / oder sie an einen Fürstlichen wol renomirten Hof zu bringen / und dieselbe / so lang sie zu Hause sind / nicht unter dem unartigen Gesinde und Baurenkindern / in ihren groben und unflätigen Sitten lassen erstarcken / davon sie einen bösen Habitum bekommen / der ihnen hernach sehr mühesam und hart abzugewehnen: Die Beschaffenheit des auf dem Lande wohnenden Adels ist nicht einerley / etliche haben nur eine geringe Wohnung / und wenige Unterthanen in dem Dorff / darinn sie wohnen / und müssen sich / so gut sie können / damit behelffen / sich strecken nach der Decken / biegen und schmiegen / den Mantel nach dem Wetter kehren / und die Ausgaben nach dem Einkommen einrichten: Etliche aber haben nicht allein eines / sondern vielmehr Dorffschafften und gantze Herrschafften / samt aller Jurisdiction und Obrigkeit; etliche haben auch gewisse Regalien / als Mäute / Jagten / Halsgerichte und Fischwasser. In Oesterreich gibt es auch zweyerley Adel / als der Grafen / Herren / und Ritterstand / die im Landhaus Votum & Sessionem haben / und deswegen Landleute genannt werden; die contribuiren nach der Einlag ihrer Gülten / was auf das Pfund Geld jährlich angeschlagen wird / und geben darzu die Landsteuer oder doppelte Gülte ins Landhaus: Etliche aber / die nicht consueto & debito modo zu Landleuten angenommen / und introducirt werden / ob sie schon Landgüter besitzen / werden sie doch nur für Nobilitirte gehalten / und müssen die Steuer doppelt ins Landhaus abrichten / müssen sich auch vom jagen / hetzen und baitzen / so sonst den Landleuten auf ihren Gütern erlaubt ist / gäntzlich enthalten. In Sachsen haben die Güter diesen Unterscheid / daß deren Besitzer theils Schrifft- und Cantzley-Sassen / die allein von dem Fürsten und dessen Rath / und Cantzley depen-

dependiren; etliche aber heisset man Amtsassen/ deren Expedition von denen Hauptleuten und Amtschössern geschihet/ und diese sind etwas geringer als die Schrifftsassen/ die allein dem Fürsten zum Herrn haben. Was die freye Ritterschafft in Francken/ Schwaben/ und am Rhein anbetrifft/ die dependiren allein vom Reich/ und haben ihre eigene Jura und Einlage/ machen einen von ihren ältisten und verständigsten Cavalieren zu ihren Ritter-Richter/ der alle Händel unter ihnen richten und schlichten muß.

Cap. III.

Von den Freyheiten der Ackersleute und Bauren/ so sie bey den Alten gehabt haben.

Sehr viel ist an der Erhaltung/ Beschützung und Vertheidigung der Felder und Dörffer/ und ihrer Arbeiter und Innwohner gelegen/ sonderlich zu diesen unsern bösen und letzten Zeiten/ da zwischen den Kriegsleuten und Bauren eine solche Antipathia und Feindschafft zu grünen scheinet/ daß sie nicht anders als Hund und Hasen/ Wolff und Lamm/ Katzen und Mäuse/ Habicht und Tauben/ gegeneinander gesinnet sind/ und die arme Leute von der muthwilligen und undisciplinirten Soldatesca dermassen verfolget und tribulirt werden/ daß es eine Sünde ist/ daß man ihnen dergleichen schädliche und unsinnige Frevel gestattet/ die doch nur zu ihrem selbst-eigenen Verderben gerathen; denn wie hochnothwendig es sey/ daß man gute Kundschafften/ wegen Beschaffenheit des Feindes zu Kriegszeiten/ wie auch gute Zufuhren von allerhand Proviant/ auch Anweisung der Gelegenheit des Landes und der Wege und Strassen habe/ welches durch Landleute und Bauren am besten geschehen kan/ und wie wenig man sich gutes zu ihnen versehen kan/ wann man so tyrannisch und ungestümm mit ihnen verfähret/ ist leichtlich auf den Fingern auszurechnen/ da hingegen/ wann man scharff über ihre Sicherheit hält/ sie wiederum alles liebes und gutes zu erweisen angereitzet/ also daß/ durch ihre Kundschafft/ viel Böses verhindert/ und viel Gutes kan geschafft werden/ dadurch offt ein gantzes Kriegsheer grosse Victorien, oder wol auch schwere Niederlage erlangen und empfinden muß. Eben darum haben ihnen die alte Römische Kayser und Constitutiones so viel Privilegia ertheilet/ daß die Ackersleute/ so wol in ihren Wohnungen als auch im Feldbau/ sollen sicher seyn/ allenthalben und an allen Orten; daß sich keiner unterstehen soll/ ihre Person/ Ochsen/ Viehe/ und Feldgezeuge/ was zu ihrem Anbau gehörig/ gewaltsamlich anzugreiffen oder wegzunehmen/ und wer darüber ergriffen/ oder dessen überzeugt wird/ solle es vierfältig wieder bezahlen/ auch für einen Infamen und losen Ehrvergessenen Menschen gehalten/ und noch darzu in Kayserliche Straffe gefallen seyn. Kayser Aurelianus schreibt bey Flavio Vopisco folgende Wort an seinen General-Lieutenant: Wilt du ein Oberster seyn/ so halte/ so lieb dir das Leben ist/ der Soldaten Hände im Zaun; niemand soll einem andern Viehe abstehlen/ oder Schaf rauben/ oder Tauben wegnehmen; niemand soll sich gelüsten lassen die Saat zu vertretten/ Oel/ Saltz oder Holtz begehren/ sondern mit seinem Proviant zu frieden seyn; von des Feindes Beuten/ und nicht von den Thränen des Landvolcks/ sich bereichern. Cyrus Major, der fürtrefflichen Persianischen Monarchiæ Anfänger und Urheber/ hat allzeit/ wann er Krieg geführt/ ausruffen lassen: Man soll der Bauren schonen/ und also überwinden/ daß jederman bey Hause sicher bleiben möge. Es meldet auch Arrianus in seinem Buch Rerum Indicarum, daß die Indianer/ wann sie mit einander Krieg geführt/ weder den Bauren noch Ackersleuten das geringste Leyd zugefügt/ und wann die widereinander kriegende Partheyen in den Feldern einander angegriffen/ und todt geschlagen/ sey der Landmann sicher und ruhig bey seinem Ackerwerck oder Weinlesen/ und Erndte/ und anderer Feldarbeit geblieben. Diß hat auch Belisarius, des Kaysers Justiniani Feld-Obrister gethan/ und den Bauren und Landvolck solchen Schutz gehalten/ daß seine Soldaten auch keinen Apffel von den Bäumen abreissen dörffen. Nicht weniger hat sein Gegenpart Totilas, der Gothen König/ im Brauch gehabt/ den Ackersleuten kein einiges Unrecht oder Gewalt zuzufügen/ sondern befohlen/ sie sollen unerschrocken zu Hause bleiben/ das Feld/ wie gewöhnlich/ pflügen und bauen/ dem gemeinen Wesen ihre Steuer bezahlen/ den Eigenthümern aber die Früchte zustellen. Auch übertreffen uns hierinn die Türcken/ wann sie mit ihren unzehlichen grossen Armeen in ihren Ländern und Provincien marchiren/ daß keiner die im Feld hin und wieder zerstreuete und arbeitende Bauersleute anfallen oder beleidigen darff/ wo er nicht auf das strengeste will gestrafft werden/ und haben ihre eigene Befehlshaber/ die darauf halten müssen/ damit die Leute/ ja wol gar die Knaben von zehen Jahren/ welche Brod/ Eyer/ Frücht/ Habern/ Reiß/ und dergleichen Victualien/ zu verkauffen ihnen entgegen bringen/ von niemanden mögen beleidigt/ oder das Ihrige ohne Bezahlung abgenommen werden. Und darff sich/ wo etwan Dörffer/ Häuser/ Gärten und Weinberge am Wege ligen/ niemand unterstehen abzusteigen/ einzulauffen/ oder das geringste mit Gewalt zu rauben/ will er solches nicht mit dem Leben bezahlen: wie dieses und noch mehr Philip. Camerarius in Horis subcisivis Tom. I. cap. 5. erzehlet. Sonst hat von der Bauren Privilegien und Freyheiten fleissig zusammen gelesen Franciscus de Sancto Nazario à Ripa, und Renatus Choppinus der Frantzösische Jurist: Daß man nemlich den Bauren nichts auflegen/ ausser was das Feldbau anlanget; keinen Ackersmann wegen einiger Schulden gefänglich annehmen/ noch sein Gezeug/ was zum Feldbau gehörig ist/ pfänden oder wegnehmen solle; auch sollen sie zum Kriegszügen ungezwungen bleiben/ wiewol es jetzt an vielen Orten abkommen/ daß man auch das Landvolck/ oder doch eine gewisse Anzahl davon/ mustert/ bewehret/ daß sie in Kriegsläufften in ihrer Rüstung erscheinen/ und sich alß Soldaten gebrauchen lassen müssen. Doch sind die Landsbräuche unterschieden/ und wird nicht an einem Ort gehalten/ wie an den andern; und wäre zu wünschen/ daß die Landsfürsten rechtschaffen über der Bauren Freyheiten

hielten / und die Generalen bey den Kriegs-Armeen ihre Untergebene mit schärfferer Disciplin belegeten / so würde der Fürst reichere Unterthanen / der Bauersmann mehr Ruhe und Sicherheit / und der Soldat mehr Lieb und Unterhaltung finden: Zum Widerspiel aber geben die Herrschafften / Fürsten und Obrigkeiten bisweilen selbst Ursach / weil sie an ihren Höfen solche Hof- und Cammer-Räthe halten / die auf alle Griff und Fündlein gedencken / wie den Unterthanen das Marck aus den Beinen mögen gesogen werden / und je öffter und stärcker sie solches finden und einzwingen können / je in grössern Ansehen sind sie / und überreden die Obrigkeit noch darzu / daß es ohne Schaden und Verderben der Unterthanen geschehen könne / so doch ihrem eigenen Gewissen und der Warheit gäntzlich zu wider ist / indem die Armuth und das Elend der Unterthanen ein Vorläufferin ist des Verderbens / und des endlichen Ruin ihrer Obrigkeit und Herrschafft / dadurch sie um Leib und Seel kommen können; müssen also die armen Bauren, so wol im Krieg als im Frieden / das meiste leiden / so mit Thränen zu beklagen ist.

Cap. IV.

Vom Unterschied der Aecker.

WEr die Felder und Grundstücke erblich / oder durch zulässige Mittel erlangt hat / der hat der Wahl halber wenig zu thun / weil ers behalten muß / wie sie sind; was man aber durch Tausch oder Kauff an sich zu bringen gedencket / da ist es erlaubt / sich vorhero wol zu bedencken / was es für eine Beschaffenheit damit habe / wie es gelegen / obs eben abhängig / tieff oder bergicht / obs warm oder kalt / fruchtbar oder übelträchtig / steinicht / leimicht oder sandicht / feucht oder trocken / schwartz / roth oder graulicht sey; dann wiewol die Erde / ihrer Eigenschafft nach / trocken und kalt ist / wird sie doch offtermahls von äusserlichen Zufällen mercklich geändert.

Des Grundes Beschaffenheit recht zu erkennen / ist das aller beste und gewisseste Mittel die Erfahrenheit / denn in zwey oder dreyen Jahren wird ein Feld / wann es mit gebührlicher und nothwendiger Wartung gepflogen wird / leichtlich anzeigen / ob es gut / mittelmässig / oder schlecht sey / lässet also die Erden sich viel aufrichtiger erkennen / als ein Mensch / dessen Art oder Unart / durch lange Zeit / oder Practicirung / nicht so eigentlich zu erforschen / daß man ein gewisses und unfehlbares Urtheil davon fällen möchte.

Der schwartze klebrichte Grund wird / wegen inhabender Fettigkeit / bey den meisten verlangt; der weisse und aschengraue aber / wegen der gesaltzenen und nitrosischen Art / gehasset / doch thut dieses offtermals fehlen: Gleichwol ist es das gewisseste Zeichen eines früchtigen Bodens / wann die Feld- Wald- und Garten-Bäume hoch und Aest-reich / sonderlich wo wilde Birn- Aepfel- Krichen- und andere Obstbäume von sich selbsten wachsen und sich ausbreiten; wann die Saaten schön / dick / groß-ähricht / und viel-körnig / die Wiesen Gras- und Blumreich; wann die Felder nicht so trocken und hoch / daß sie allzeit dürr / nicht so feucht und tieff / daß sie allzeit naß / nicht so zähe und dick / daß kein Regen oder Sonnenschein hinein / nicht so lück und mürb / daß die Wurtzen von Hitz oder Kälte alsobald durchgegriffen und beleidiget werden. In kalten Ländern sind die Aecker besser gegen Mittag und Morgen; in warmen aber / besser gegen Abend und Mitternacht. Insonderheit ist diß ein Zeichen eines erwünschten guten Bodens / wann die hohen Berge von Grase / Kräutern und Bäumen dick bewachsen / und mit Bronnenquellen versehen sind. Die Schleendorn und Klee / wo sie von sich selbst wachsen / sind Anzeigungen eines guten Grundes / also auch wo schönes Grase / allerley Feldpappeln / Ruta capraria, und dergleichen gefunden wird; wo aber gesaltzene Kräuter / als Wermuth / Buchsbaum / Kranewethen und Farrenkraut zu sehen / da ist das Widerspiel. Die Grösse / Dicke und Höhe der Feldbäume ist ein besonders gewisses Zeichen der Fruchtbarkeit des Bodens / wie dann die neuen Authores bestättigen / daß in Brasilien etliche Bäume daselbst über 400. Schuhe hoch wachsen / und so dick sind / daß 14. oder 15. Mann einen nicht umklafftern mögen / ja daß man aus einem eintzigen Stamm eine Schuyte aushauen kan / darinn anderthalb hundert Menschen sitzen und fahren können.

Weil nun die Erkanntniß des Erdreichs der Grund ist / daraus / wie unsere Arbeit gedeyen werde / zu wissen / daher ist sich desto höher zu befleissen / solches wol zu erlernen / damit die Arbeit desto reichlicher belohnet / der Erden mit Mischung und Dungen desto emsiger gepflogen / und die Hoffnung desto weniger betrogen werde.

Die Alten haben dieses Zeichen gegeben eines guten Grundes / wann man eine Gruben im Feld ausgräbt / und die Erden wieder einfüllt; wann solche nun die Gruben gleich eben wieder ausgefüllt / ist es ein mittelmässiger; wann der Erden nicht genug ist / ein schlechter; wann ihrer aber zu viel ist / daß von Ausfüllung der Gruben noch etwas überbleibt / so ist es ein guter Grunde / weil sie / durch ihr eingepflantztes kräfftiges Fermentum, von der angezogenen Lufft (wie ein Taig von einem Sauerteig) gleichsam angeschwellet und geschwängert wird. Ferner wird dieser Grund auch gepriesen / wann er angefeuchtet an den Fingern klebt / oder wann in Bronnenwasser ein wenig Erde gethan / umgerührt / und biß sie sich wieder setzt / gelassen / hernach durch ein sauber Tuch gesihen / gekostet / und süß und lieblich am Geschmack erfunden wird; hingegen wann sie widerwärtig / gesaltzen / stinckend / kreidicht / murentzend oder salitrisch ist / gibt sie geringe Hoffnung. Man glaubt auch / daß diß ein Zeichen eines guten Grundes sey / wann ein Acker / nach lang erlittener dürrer Zeit / beregnet / einen guten Geruch (so von den Sonnenstrahlen verursachet wird) von sich gibet. Item Columella sagt / es sey ein gutes Korn-Land zu hoffen / wo Attich / Ried / Pinsen / Klee / Brombeer / und Schleen wachsen. Das gewisseste ist / wann man (wie oben gedacht) ohne diß eine Gruben im Feld machet / daß man sehe / ob die erste Schwarten oder Lege der Erden (die obenauf allzeit für das beste / weil sie der Sonnen und des Regens und aller himmlischen Einflüsse am meisten geniesset / und davon am füglichsten impraegnirt wird) tieff und weit hinab einerley Grund und Farbe hat; weil es aber selten geschiehet / ists genug / wanns ein wenig mehr als einem

Werckschuh gleichmässig scheinet/ denn da wird man an theils Orten unterschiedliche Lager der Erden/ als wie die Fächer und Falten an einer Zwiebel sehen/ so wol an der Art als an der Farb unterschiedlich/ bald Laim/ bald Sand/ bald Stein / bald Kreiden / bald schwartz / roth/ weiß/ geel und graulicht/ weil das untere Theil der Erden/ wegen der rohen und bittern Eigenschafft/ fast unfruchtbar ist; deßwegen auch/ nachdem der erste Grund oder Superficies Terræ, tieff oder schmal ist/ hat man sich darnach zu richten/ tieffer oder seichter zu ackern. Ein Grund/ der innen her sandicht ist/ muß desto öffter gedunget werden/ weil der trockene und dürre Sand alle Feuchtigkeit und Fette an sich ziehet; welches man in lettichten und starcken Aeckern nicht zu besorgen/ die vielmehr die feinsten Gründe bey ihrem Gedeyen desto besser erhalten. Und ist in den sandichten Feldern selbst dieses zu beobachten / daß ein gröblichter Sand/ wann er recht gedunget wird/ zu Rocken und Habern besser ist / als wann der Sand gar klein und mehlicht ist / denn so ist wenig zu gewarten.

Was die Gelegenheit der Felder betrifft / sind die ein wenig und sittsame abhängichte/ wo das Wasser leicht abzuleiten/ die bequemsten; auf den gantz flach-ebenen/ kan das Schnee- und Regen-Wasser nicht bequemlich ausgeführt werden; wo es aber hoch ist/ wird die Dung/ samt der guten Erden/ durch Ungewitter hinweg geflösset. Die Thäler sind so wol wegen des Schattens/ als der Güssen/ beschwerlich. In Summa/ ein sittig-abhangendes Erdreich ist besser als ein flaches; das flache besser als das bergichte; das schwere trägt mehr als das leichte; das harte mehr als das weiche; das starcke mehr als das schwache; das feuchte mehr als das trockene; das sandichte mehr als das steinichte; das lettichte mehr als das sandichte; sonderlich wo Gelegenheit ist mit gesundem Quellwasser/ zu warmen Zeiten/ dem Grundstuck beyzuspringen.

Es sind auch die Aecker von unterschiedlichen Formen/ lang/ kurtz/ schmahl und breit/ und obwol Columella will/ ein Acker soll über 120. Schuh (darum weil das Viehe durch längere Furchen abgemattet werde) nicht lang seyn/ glaube ich doch/ daß es Mann und Thier leichter ankommt/ in einer geraden Linien fortzuackern/ als so offt beschwerlich umkehren müssen/ welches theils die Arbeit verzögert und erlängert: Darum sieht man in Ungarn an etlichen Orten Aecker/ die zu fünff/ sechs und mehr hundert Schritten lang sind/ und dennoch mit leichter Mühe und guten Nutzen angebauet werden; wie auch in den Jülichischen Landen zu sehen. Für allem sollen selbige nicht grösser seyn/ als der Hausvatter sie recht und wol zu bauen und zu verpflegen/ mit Zug und Leuten/ vermag/ also soll das Feld allzeit schwächer seyn/ als der Ackersmann/ obwoln die weiten Gründe darum besser als die engen/ weil man das Beste zum Ackerbau und Wiesen aussondern/ und den Uberrest zu Wäldern/ Teichen/ und Weingebürgen/ nach Beschaffenheit des Ortes/ füglich gebrauchen und geniessen kan.

Cap. V.

Wie die Felder zu verbessern.

Wann unsere Länder so fruchtbar wären/ als Neu Hispaniola/ so würde es zur Verbesserung keine Mühe bedörffen: Daselbst/ wie P. Honorius Philoponus in seiner Schifffahrt in die Neue Welt beschreibet/ habe der Waitz/ als er dahin gebracht und angesäet worden/ Arm-dicke Halm/ und die Aehren zwospannig / mehr als 2000. Körner getragen; die nunmehr dort gepflantzte Weinberge geben Trauben drey Schuch lang/ und die Beer sind so groß als eine Welsche Nuß; Rettich/ Ruben / Pastinac/ Petersil/ und dergleichen Kuchen-Gewächse/ seyen eines grossen Fusses dick; Spenat und Salat zeitigen den sechzehenden Tag nach ihrer Saat; und die süssesten Melonen findet man das gantze Jahr durch/ so groß als ein Eymeriges Weinfaß/ die allzeit innerhalb eines Monats vollkommen werden; Zwiebel und Artischocken werden anderthalb Schuch groß/ und dergleichen; so bey den Unerfahrnen mehr für eine Fabel/ als Warheit mag gehalten werden.

Und Don Luis de Congora schreibt in seinem Polyphemo von Sicilien:

De cuyas siempre fertiles Espigas,
Las Provincias de Europa son Hormigas.

Von dessen Frucht und allzeit reichen Aehren (als Aemsen) sich die Europäer nähren.

In unsern Ländern muß man den Feldern jährlich zu Hülff kommen/ und ihre Fruchtbarkeit/ mit Hinraumung dessen/ was ihnen schädlich ist/ befördern.

Es sind aber viererley Dinge / die den Feldern an der Fruchtbarkeit verhinderlich sind: Das Erste ist/ des Ackers Eigenschafft an sich selbsten / wann es zu viel Sand oder zu viel Laimen hat/ wann es zu kalt oder zu heiß/ diesem kan durch Vermischung und Dungung zur Besserung fortgeholffen werden.

Das Andere sind Bäume und Sträucher/ die mit ihrem Schatten und Wurtzeln verhindern/ so wol des Himmels Einfluß/ als des Bodens Wirckung / welche sie meistentheils in sich saugen/ und denen übrigen Früchten räuberischer Weise entziehen ; solches thut der Schatten auch von dem Nußbaum/ Ulmen- und Eychbaum/ davon die Felder billich zu entfernen; sonsten aber ist das Hindernuß-bringende Holtz abzuhauē/ Gesträuche und Wurtzen auszureuten/ aber wann es weder Bau- noch Brennholtz ist/ bey stillem Wetter/ zu verbrennen/ sonderlich/ wann man einen ehisten Regen verhofft/ also wird der Erden oberster Theil durch das Feuer erwärmet/ und der Aschen durch den Regen/ zu mercklicher Beförderung der Trächtigkeit/ eingeflösset; weil darinnen die meiste Fettigkeit stecket: Allein bedarff dieses ein überaus embsiges Nachsehen und Obhut / damit kein Schade daraus (wie offt geschehen) entstehen möge; es beschiehet auch dieses allein an denen Orten/ wo man ohne das überflüssig Holtz hat/ und kan man vielmals gar der fruchtbaren Bäume/ insonderheit der Nußbäume nicht verschonen/ weil ihr Schatten und Nachbarschafft den Feldfrüchten/ zumalen Osten- und Südenwerts/ verderblich ist; was gegen Westen/ und fürnemlich gegen Norden stehet/ kan man noch eher geduldē/ wann man nur untenher die Wurtzen/ und

obenher die Aeste/wo sie an das Baufeld angrentzen/ zu Zeiten verstümmlet.

Der dritte Acker-Feind sind die Steine/ die kan man ausklauben/ und niedere schlammichte Ort oder Gruben/ oder die Fahrtwege/ wo es Sümpf und Maraß hat/ damit ausfüllen/ und tieffe Gräben im Felde daselbst machen/ und solche mit Steinen biß auf ein paar Schuh anfassen/ und hernach wieder mit Erden bedecken/wird nichts desto minder Korn tragen/ wann es dem andern gleich geebnet/ geackert und angebauet wird. Etliche führen und legen die ausgeklaubten Steine nur auf einen oder mehr Hauffen/ ist aber besser/ sie werden eingegraben/ so bleibet der gantze Acker trächtig/ es wäre dann der Grund so steinicht/ daß man Gräben zu machen nicht in dem Grunde arbeiten könte; so mag man wohl solche an ein unfruchtbares/ohne diß nicht viel werthes Ort zusammen schöbern/ und also den Acker dieser ungelegensamen Bürde entladen.

Doch ist zu mercken/daß man nicht in allen Feldern die Steine wegbringen solle/ weil sie an etlichen Orten wol dienen/ sonderlich die zähen laimichten Felder/ die werden durch kleine Steine und Schütte mürber/ und bequemlicher zum Anbauen/weil sie die Erden nicht gar fest lassen zusammen kleben; wie dann an theils Orten in Oesterreich und Land ob der Enß/die starcken Felder gern mit Schütt und kleinen Steinen bedecket werden.

Der vierdte und ärgste Baufeind ist das Wasser/ so man/ wann der Acker etwas Thalhängicht ist/ durch Wasserfurchen kan ausleiten/ die allzutieffen Ort ausfüllen und erhöhen/ die Wasserfurchen fleissig ausraumen/oder einen tieffen Graben um das Feld herum machen/ mit der ausgegrabenen Erden das Feld erhöhen/ oder wol gar (wie Tanara räthet) am niedrigsten Ort des Ackers einen Teich zurichten/ darein sich die übrige Nässen ziehen kan; und also mag man/ durch fleissige Obsicht/ diesem Unrath vorbauen. Wann aber der Grund inwendig Feuchtigkeit Maraß/ oder Brunnadern hat/muß man dieses folgende Mittel gebrauchẽ/ dardurch man sie zu trächtigen und guten Aeckern machen kan. Wann der Ort nur etwas abhängicht liget/ es sey viel oder wenig/ da muß man mitten im Acker/ nach der Länge/eine Grube/vier oder mehr Schuch tief/ und fünff Schuch breit/ mehr oder weniger/ nachdem des Wassers viel oder wenig ist machen/ und allzeit an dem niedrigsten Ort angefangen/und gegen der Höhe zu arbeiten/ sonderlich an dem Ort/ wo die Feuchtigkeiten am meisten zu spüren; in diesem Graben müssen/ nach der Breite des Ackers/noch etliche andere Gräben/aber weder so tieff/ noch so breit gemacht seyn/ die alle in den mittern grossen Graben sich ausleeren/ und von beeden Seiten des Ackers hineingehen; diese Gräben müssen alle biß auf die Helffte mit kleinen Steinen ausgefüllt/ und das übrige mit der ausgehohlten Erden wieder geebnet/und dem andern Feld gleich gemacht werden/also daß man das Feld desto leichter bauen/ und nie mercken kan/ daß einige Gräben darunter verborgen liegen/und dennoch kan das Wasser untenher durch die Steine unverhindert aus dem Felde lauffen/und bleibet das obere Theil von der schädlichen Feuchtigkeit entübrigt/ja wird darum desto trächtiger/ weil die Nachtbarschafft des darunter fortfliessenden Wassers darzu grosse Beförderung giebet.

Durch dieses Mittel können auch marastige Ort/ wann sie nur Laimen im Grund haben/ und Wasser-Bäume tragen/zu fruchtbaren Aeckern und Wiesen angebracht werden. Und haben die Holländer und Frießländer/auch die zu Dantzig in demselben Werder/ aus Marassen/ durch Gräben und Wasser-Ableitungen/ fruchtbare Aecker gemacht/wie die Liefländische Oeconomia Salomonis Goberti fol. 122. bezeuget.

Dieses (wie gehört) lässet sich nicht allein in den Baufeldern/sondern auch in andern Grundstücken/als Wiesen/ Weinbergen und Gärten practiciren. Hat man keine kleine Steine/ muß man die grossen zerschlagen/ und also einlegen/daß sie nicht gar zu platt aufeinander kommen/ dann sonst würde des Wassers Lauff dardurch verhindert/ der an einem gelegensamen niedrigen Ort/ ohne Schaden (wohin man etwan kan) muß fortgebracht werden. Wann man die Gräben macht/ muß die herausgehebte Erden an einem Ort allein neben dem Graben aufgeworffen seyn/ das andere muß man frey lassen/ die Steine desto füglicher hinein/ und sie auch/ durch dieses Mittel aus dem Acker zu bringen; wann man nun am niedrigsten Ort angefangen zu arbeiten/muß man/so bald der Graben seine rechte Tieffen hat/ denselbigen alsobald mit Steinen ausfüllen/ damit der Graben nicht zusammen falle/man muß auch den Ausgang des Wassers daselbst entweder in eine Wiesen/ oder Fahrtwege/oder einen Bach/ Fluß oder Teich/ nach Gelegenheit des Orts/ableiten.

Es ist zwar der Schnee im Frühling/ wann er häuffig fällt und zusammen gewehet wird/ ein grosser Feind der angebaueten Felder/ wann es aber im Winter vorher recht ausgefroren/gibt er dem Saamen eine treffliche Beförderung/ hält die spiritus terræ zusammen/daß sie nicht ausdünsten/ erwärmet den Saher/ erfrischet die Wurzen/ und wann sie im Auswerts der Erden Schos eröffnet/sauget die Kornwurtzen von dem Schnee/wie ein Kind von seiner Mutter/ wird sittsam getränckt und nicht überschwemmet/dardurch die Wurtzen entblösset/ und alles Fette weggeflösset wird/ mit grossem Schaden des Feldes; von dem sachte zergehenden Schnee fermentirt sich die Erden/ und wird geschicklich/dem Saamen Krafft und Gedeyen mitzutheilen. Daher auch die Gärtner vermeynen/ wann die Bäume in December und Januario mit Eiß und Schnee gleichsam candirt sind/daß sie wol Frucht tragen/vielleicht darum/weil die Aeste von diesem Eiß umfangen/ hernach desto später ausschlagen, und die Blühe desto weniger von den Reiffen (wie offt geschiehet) kan beleidigt/verbrennt und verderbt werden/ als Tanara bezeuget/ und darzu setzt: Per un Mese la neve è madre della terra; ma da un Mese Inanzi, è madrigna. Das ist: Ein Monat lang ist der Schnee als eine Mutter der Felder; wann es aber länger währet/ ist er eine Stieffmutter/ die mehr schadhafft als nützlich ist.

Wo man überflüssige/ mehr als man vonnöthen/ und theils dürre Wiesen hat/ists eine gute Wirthschaft/ wann man eine oder die andere zu Baufeldern macht/ nicht allein/ weil alle Vervacta und Neureuten (wie mans nennet) die ersten zwey drey und mehr Jahr über aus wol früchtig sind/ sondern auch/ weil ein solches Feld in einem Jahr mehr Frucht bringet/ und grössern

Nutzen schaffet/ als die Wiesen in drey oder vier Jahren hätte thun können.

Sie müssen aber im Herbst umgeackert/ und das dürre Gras vorher ausgebrannt / hernach auch die Schrollen also mit dem Pflug umgekehrt und umgeleget werden/ daß die Wasen einwerts und die Wurzen auswerts kommen/damit sie von der hernachfolgenden Kälte desto eher faulen mögen: Im ersten Frühling/ zu Anfang des Mertzens/ muß man sie zum andernmal umstürtzen/ hernach öffter nach der Läng und Queer umreissen / ohne Ansehen der Kälte oder der Hitz/ wann man / anderer Arbeit halber/ Mues und Weile hat/nur daß der Boden nicht zu naß sey:bey den harten und festen Schrollen/wann sie Pflug und Egen nicht mögen brechen/ müssen zwey oder drey Personen mit Hauen und Karsten dem Pfluge nachgehen/und sie voneinander klopffen und schlagen / oder man kans durch einer scharffen mit eisernen Zacken beschlagenen Waltzen / so ein Mensch mit einem oder zweyen Pferden regieren kan/ noch geschwinder zermalmen / solche muß/ nachdeme die Schrollen hart sind/ mehr oder weniger geschweret werden / damit sie desto besser und kräfftiger durchdringen möge. Es ist besser/ wann mans das erstemahl mit Sommer-Trayd/ Habern oder Gersten bauet; massen die Winter-Saat anfangs darum nicht so wohl gedeyet/ weilen das Erdreich noch zimlich rohe und unzeitig ist/ daher vorträglicher/ wann es noch denselben Winter über ligen bleibt/ und forderist im Frühling mit der Sommer-Saat versucht wird.

Cap. VI.

Grosse/ weite/ muricht- und wässerige Gefilde auszutrocknen/ und zu Bau-Feldern zu machen.

Dieses ist zwar eine mühsame/ doch überaus nützliche Arbeit/ die den angewandten Fleiß reichlich bezahlet; in denen Niederlanden/ auch in Italia sehr gebräuchlich. Und schreibt Gabriel Alfonso de Herrera in seinem ersten Buch im dritten Capitel vom Ackerbau/ daß er daselbst auf den Mantuanischen/ im Durchreisen/ weite grosse Felder angetroffen/ die voll Wassers und Maraß (so weit man mit den Augen sehen können) gestanden seyen; als sie aber mit Gräben und Canalen ausgeschöpft/ auch das Wasser abgelassen worden/und er in dreyen Jahren wieder denselbigen Weg gereist/ habe er daselbst schöne/ fruchtbare/ fürtreffliche Korn-Felder gesehen / und liebliche Grasreiche Wiesen: also hat man/ in kurtzer Zeit/ das zuwegen gebracht/ was vorher unmöglich schiene. Es schreibt Herr Johann Wolffgang Remtsch in seinem Brandenburgischen Ceder-Hayn folio 678. daß der löbliche Marggraffe zu Brandenburg/Georg Friedrich seel. Gedächtnuß/ in seinem Lande viel marastige und sumpfige Oerter/ welche gantz öde/ und ungebauet ligen müssen/zu Feldern und Aeckern lassen machen/ und habe zu und um Mariewerder den Anfang gemacht/ Anno 1581. aus Holland und Seeland Leute deswegen beruffen/ und jedem zwo oder drey Huben Landes/ deren eine zwantzig Tagwercke hielt / eingeraumt/ auch solche drey Jahr lang gantz frey sitzen lassen; die haben das Land mit Dammen eingefasst/ und an gewiesen und niedrigen Orten/ Teiche und Weyher gegraben/ darinnen das Wasser sich gesammlet/ so sie durch kleine Windmühlen (wofern sie es zum natürlichen Abfluß nicht bringen können) ausgepumpt/ und also das Land zu Feldern und Wiesen bequemet: Das ist eine rühmliche Spesa von einem Fürsten; wie der Königliche Prediger Salamo cap. 5. sagt/ der König sey/ im gantzen Lande das Feld zu bauen; Dessen sich auch etliche Päbste zu Rom/ und sonderlich die Republica zu Venedig/ mit grosser Wachsamkeit/ Fleiß und Unkosten/ eifrig beflissen haben. Wer nun dergleichen grosse sumpfichte Plätze auf seinen Grund und Boden hat / der muß vorhero weislich den Situm und die Gelegenheit des Orts absehen; es ist kein Maraß/ der nicht mit Ablaß- und Ausführung des Wassers könte getrocknet und zur Fruchtbarkeit gebracht werden; diß zu thun/ muß man entweder an den niedrigsten Orten (wo sonderlich das Wasser etwan gar in einen Fluß oder Bach beständig kan gebracht werden) grosse weite Canalen machen/ oder wanns der Situs loci nicht zu lässt/muß man grosse Teich und Weyher/ oder um den gantzen Platz weite und tieffe Gräben machen lassen/ damit die übrige Feuchtigkeit/ welche den gangen Platz marastig und naß-ländig macht/ dort hinein sich setzen möge. Von der aus den Gräben geworffnen Erden kan man an den Orten/wo das Wasser (wann es regnet) pflegt einzulauffen/ einen langen/ dicken und wolgestossenen Damm machen/ oder gegen den Flüssen / wo etwan/ wann sie austretten die Fluten pflegen herein zu brechen; massen auch in den Gräben oder Weyhern an allerniedrigsten Orten Ablaß gemacht/ dardurch das Uberwasser kan abgelassen werden; die Dämme aber müssen/ sonderlich wo viel Wasser ist/ und ein Fluß vorhanden/ der nahend dabey rinnt/ und offt giesset/ sehr tieff/ starck und dick eingestossen/auch mit Weyden und Erlenbäumen auswendig wohl besetzt/ und also desto bessern und kräfftigern Wiederstand zu thun/ gestärcket und befestiget/ auch gar gegen den Anfall der einreissenden Wellen/mit einem Theras (wie sonsten in den Teuchten inwendig) von aussenher beschlagen werden. Was von der Erden/ so aus den Gräben genommen/ und zu den Dämmen gebraucht wird/ überbleibt/ mag man/ wo das Baufeld etwas niedrig und grubicht ist/dasselbe damit erhöhen und ausfüllen; weil aber dergleichen Plätze/ wo vorhin so lange Zeit Wasser gestanden/ langsam austrocknen/ und lieber sich mit Gras überziehen/ als daß sie gleich solten zur Korn-Saat dienen/ mag man auf den Dämmen/an den höhesten und trockensten Orten daselbst herum/ Häuser und Viehställe/ sonderlich aber Heustädel aufführen/ darinn man das Heu kan zusammen richten/ auch Melckkühe und galtes Viehe haben; (dann das Schaafviehe an dergleichen feuchten Orten zu halten ist nicht rathsam) die Ställe kommen gleich unter den Heuboden/ und nach der Weiten und Grösse/darnach man meynet/daß man Heu legen/ oder Mayrvieh halten kan/angefügt; so müssen auch Zimmer

und Kämmer beygefügt werden/ wo Mayr und Gesinde wohnen können/ biß endlich der Grund so wohl ausgetrocknet wird / daß man Korn und anders Getrayd daselbst bauen/ oder fruchtbare Bäume / oder Weingärten dahin pflantzen kan / so wird man nicht allein denselben gantzen Platz / wo vor nichts als Frösch und Geröhrig gestanden / mit jährlicher Erndte reichlich geniessen / sondern man kan auch die Gräben und Teiche mit Brut und Fischen besetzen / und also einen doppelten Wucher und Lust ihm und den Seinigen verschaffen. Wo Bronnenquellen sind/ müssen sie nach Möglichkeit abgeführt/ und durch Rinnen und Canalen / in die Flüsse und Seen/ oder andere obanhängichte Ort/ aufs wenigst in die herumgeführte Gräben / abgeleitet werden/ damit sie den benachbarten Grund nicht wässerig und unfruchtbar machen / und die Korn-Saat nicht verhindern noch austräncken; wäre aber der Platz also beschaffen/ daß man/ wegen übriger Feuchtigkeit/ nichts darauf ansäen könte/ wäre es doch nützlich / wann man den gantzen Platz mit Albern/ Aspen/ Erlen und Weydenbäumen durch und durch besetzte / die würden nach und nach/ mit ihren abfallenden Blättern / den Grund erhöhen/ deren Wurtzen die Feuchtigkeit an sich ziehen und aussaugen/ und das Holtz würde im Haus zu Bürsten / Faschinen und Bürdeln dienlich seyn / oder man könte sie aufs wenigste zu Wiesen und Auen machen/ damit gleichwohl dieser unfruchtbare öde Platz möchte zu Nutzen gezogen werden; wer mehr davon haben will/ der besehe im Eilfften Buch dieses Wercks das 54. Capitel.

Cap. VII.

Wie man die Wiesen zu Aeckern auf eine andere Weise/ fruchtbar machen kan.

Herr de Serres, im andern Theil seines Schauplatzes vom Feldbau/ hält nicht unbillich dafür/ daß die beste Weise sey / aus Wiesen Aecker zu machen / wann man die Wasen aussticht / und verbrenne / und diese könne man zu allerley Getrayd/ auch in die Wiesen/ Gärten/ Weinberge / und zu den Bäumen brauchen; und sagt ferner / diese Wirthschafft sey eine Quintessentz von dem Feldbau / weil ein Mensch die Erden innerhalb zehen Tagen könne geschickter machen/ als die Sonne in vielen Jahren. Dis kan man thun zum Ende des Maymonats/ damit das Gras und die Wurtzen den Rasen fein zusammen halten / wann die Wiesen gemähet oder vorher von dem Vieh abgefressen worden/ und also kan man diß verrichten bis zu Ende des Augusti; man muß/ durch etliche starcke Leute/ mit der Schauffel die Rasen/ so groß und breit / als es seyn kan/ herausgraben/ die Dicken mag seyn zween oder drey Finger hoch / und müssen alle / wo möglich/ gantz ausgehoben seyn / darzu muß man scharffe vier Finger oder Handbreite wol-schneidende Schauffeln haben; man muß dieselbe nicht lassen lang im Regen oder Thau ligen / damit sie desto eher dörren / darum werdens/ wie die platten Ziegel/ gleich aufeinander gelegt/ allzeit Gras auf Gras / damit die Wurtzen leichter von der Sonnen schwelcken/ so werden sie innerhalb neun oder zehen Tagen wol abtrocknen; so bald solche trocken sind/ muß man sie brennen / und das geschiehet auf folgende Weise:

Man legt die Rasen in die Runden herum/ daß sie in der Mitten hohl sind / wie einen kleinen Backofen/ daß sie vier oder fünff Schuch im Diameter, und auch gleiche Höhe haben/ und diese Hauffen macht man vier oder fünff Schuhe weit einen von dem andern/ wie man die Bäume in Quincuncem setzt / oder wie man die Dunghauffen auf den Feldern austheilet; an dieser Hauffen rechtem Auffsatz ist am meisten gelegen; inwendig sollen sie beyläuffig auf ein paar Schuh hoch seyn/ und die Wände sind so dick / als des Rasens Weite geben kan / und das wird immerdar enger zusammen gefügt / daß sie letzlich von den Wasen gleichsam gewölbt scheinen; auf einer Seiten muß eine Pforten eröffnet bleiben / eines guten Schuchs weit/ auf dieselbige Seiten/ woher der Wind wehet/ damit das Feuer desto eher Lufft habe zu brennen/ dort hinein legt man allerley kleines Holtz/ Bürtel/ und dergleichen/ zündet es an/ ehe der Hauffen oben mit Wasen gar beschlossen ist; so bald das Feuer anfängt zu brennen / verdeckt mans gar mit Wasen/ damit das Feuer eingehalten desto mehr verbrenne / und wechselt diese verbrennte Wasen immerdar mit frischen ab/ und wann dise von Wasen gemachte Backöfen ihre verbrennte Wasen nach und nach einsencken / müssen Leute vorhanden seyn / die immerdar frische Wasen nachlegen / so wol auch dem erlöschenden Feuer wieder neue Nahrung geben / also müssen diese Oefen weder Tag noch Nacht verlassen werdē/ biß man gantz fertig ist/ das geschiehet in 24. oder 30. Stunden/ wann das Feuer stets erhalten wird.

Zu einem Ofen sagt / M. Tarello, sey genug ein halbes Bürtlein Holtz/ weil der Wasen nicht gar verbrennen darff / sondern kochen muß; und wann diese Wasen einmal recht glühend werden / so scheinen sie/ als wärens ein zerschmeltztes Metall mit ihrer Feuerfarb / löschen auch nicht leicht ab/ wenns gleich regnet / ja sie brennen durch diesen Gegenstand nur hefftiger und brennet solang/ als es Materi findet; die Wasen aber / die obenauf liegen / verbrennen nicht so leicht/ als die von dem Feuer auf der Seiten erhitzt und angeflammet werden.

Wann nun das Feuer gelöscht ist wird die Erden von sich selbst leicht abkühlen / und da bleibt sie also aufgehäufft/ bis man merckt / daß bald ein starcker Regen zu gewarten/ alsdann werden diese Hauffen gleichmässig ausgebreitet auf das gantze Feld / ohne auf die Ort nicht/ worauf die Wasen gebronnen / weil sie ohne dis genug Krafft bekommen / welches man am künfftigen Anbau sehen wird/ daß allzeit daselbst das Getrayd fetter/ grösser und frischer ist/ als anderwerts / daher mag man von denselben Hauffen allen Aschen und verbrennten Erden abscheren/ und hingegen kan man die Wasen darauf breiten/ und zerschlagen/ die noch nicht gnugsam verbrannt worden.

Wann dieses geschehen/ muß man selbigen Platz gar seicht / nicht mehr als zwey oder drey Finger tieff umackern / damit die rohe und gebrannte Erden einander einverleibet und vermischet werden; wann das Feld hernach gepflüget wird / mag man wol etwas tief-

ser/ und endlich auf die rechte Maß kommen/ wie man zu ackern pfleget; und wann dieser Brand im Junio kan geendet werden/ und ein guter Regen darauf kommet/ kan man wol Hirs/ Ruben oder Steckruben/ abgesondert oder vermischt/ darauf bauen / und hernach im October Korn oder Waitz; und mag man folgends diß Feld/ drey oder vier Jahr nacheinander/ mit Wintersaat besäen.

Vorernennter Tarello will/ man solle die Häufflein/ 10. oder 14. Tage vor dem Herbstbau/ ausbreiten/ und das Säen soll etwas später als sonsten verrichtet seyn/ und wenig Saamen; will man aber erstlich Hirsen bauen/ darff man nicht tieff ackern/ und ist besser/ daß der Hirß mit seinen Wurtzen eingreiffe/ und die Vertieffung mache.

Wann trocken oder windig Wetter ist/ soll man die gebrannte Erden immer auf einen Hauffen ligen lassen/ bis zu rechter Zeit ein Regenwetter kommen will/ ist also nicht damit zu eilen; etliche lassen diese Häuflein unausgebreitet also bleiben/ biß zur Zeit der Wintersaat/ und wann diese Hauffen oder Wasen-Oesen fein gleich ausgetheilet ligen/ so kommt alles desto leichter an; etliche bauen das erste Jahr keinen Waitzen in diese Felder / weil die Erden gar zu hitzig / sondern nur Korn/ bis auf das folgende Jahr/ da die hitzige Eigenschafft des Grundes schon etwas kühler worden/ nachdeme etwan von Natur der Grund von sich selbst fett oder mittelmässig ist/ dann wo schlecht kalte Gründe sind/ da thut der Waitz schon das erste Jahr gut; und also mag man diesen Platz jährlich bauen/ biß man wieder ein Abnehmen seiner Güte an der Frucht-Ertragung verspühret; hernach wann man will/ mag man den Ort wieder zu einer Wiesen machen/ ehe denn er gar erschöpfft werde; will man solchen aber zu einem Baufeld behalten/ muß man ihme sodann/ wie den andern Aeckern/ mit Brach und Dungen warten lassen.

Von dieser gebrannten Erden kan man alle Bäume erfrischen/ wann ihnen ein wenig zugeschüttet wird; es werden in Kuchengärten die Artischocken/ Spargel/ und dergleichen/ sehr dadurch/ wie auch alle andere Felder gebessert.

Diß hab ich günstigster Leser/ mit kurtzen Worten/ aus des Herrn de Serres Theatre d'Agriculture extrahiren wollen; welches alles aus des vorgedachten Messer Camillo Tarello Ricordo d' Agricultura, der dieses Wercks/ neben andern nützlichen zum Ackerbau gehörigen Sachen/ Erfinder ist/ genommen worden.

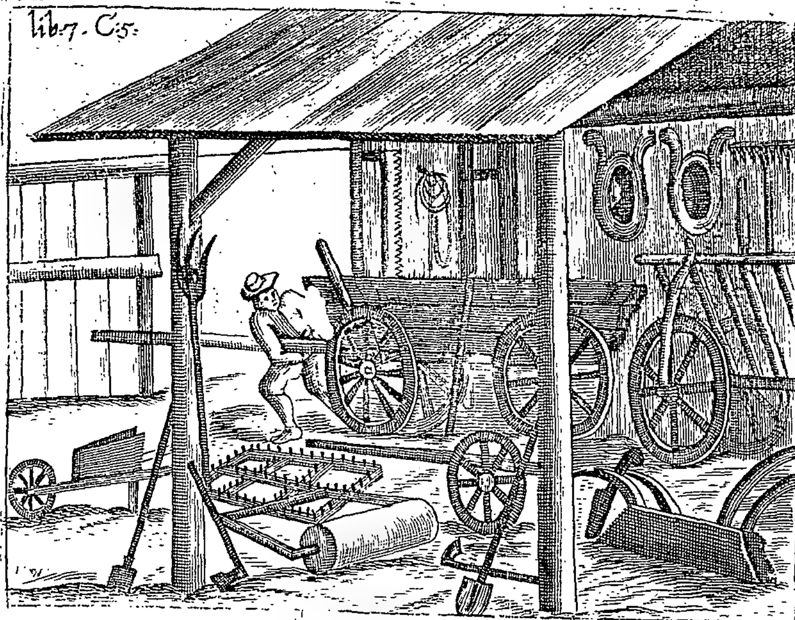
Hieher muß ich auch die vier und fünfftzigste Aufgab aus dem dreyzehenden Theil M. Schwenters Erquickstunden anführen/ daß man sandichte Aecker/ die man mit Korn besehen will/ nicht dungen darff: Schütte/ sagt er/ das Korn in einen Bachtrog/ gieß daran Mistpfülen-Wasser/ laß es 12. Stunde darüber/ gieß alsdann das Wasser davon/ das Korn aber schütt auf die trockene Erde/ lassen es vier Wochen ligen/ rührs unterdessen offt; nach vier Wochen gieß wieder solches Wasser darüber/ laß es sechs Stunden stehen/ auch wiederum/ wie zuvor/ abtrocknen/ und nach vierzehen Tagen säe es aus.

Loys Guyon Sieur de la Nauche, Königlicher Frantzösischer Finantz-Rath in Lymosin/ in seinen Diverses Leçons lib. 4. chap. 7. sagt/ daß/ durch folgende Weise/ die Felder ohne Dungen können gebessert werden: Man nimmt allerhand ästige Gesträuche/ Dörner und Holtz/ und bedeckt einen gantzen Acker damit/ den man säen will/ zu trockner Zeit/ und lässet sie also 12. oder mehr Tage ligen und abdörren; hernach zündet mans an/ und lässet alles zu Aschen verbrennen/ ackerts gleich darauf ein/ und besäet es/ so wächst ein schönes groß-körniges Getrayd darauf/ daß nicht so leicht/ als welches von gedungten Feldern kommet/ wurmicht/ oder wipplecht wird/ auch in grösserer Anzahl erspriesset.

Glauberus in continuatione miraculi mundi lehret den Holtz-Safft von grünem Holtz/ welcherley Gattung es sey/ (ja gar von Torf aus marastigen Orten) durch einen gewissen Ofen/ dessen Figur er daselbst vorstellet/ heraus zu bringen; daß soll eine Trächtigmachung und Dunge seyn für alle magere Felder / Wiesen/ Baum- und Weingärten/ davon man mit einer Tonnen voll/ so viel dungen möge/ als sonst mit zehen Wägen voll Mist; welches dann auf die weit entlegene hohe Gründe und Gebürge leichter und bequemer fortzubringen.

Item zeiget er daselbst/ wie man auf einen blossen Felsen/ mit einem spitzigen Mauerhammer ein Loch/ ohngefehr einer Faust groß/ machen/ den Holtz-Safft nach und nach eingiessen/ erweichen und mürb machen/ und alsdann Weinstöcke/ und andere gern auf Steinen wachsende Bäume/ als Kerschen/ Pflaumen/ Pfersichen/ Kütten/ Mespeln/ und andern Kern-Obst/ einpflantzen solle; der Felsen aber muß Kalch- und nicht Sandstein haben. Weiter setzt er auch/ wie er das Kochsaltz/ innerhalb wenig Stunden/ zurichten könne/ daß es dem Salpeter (im Gebrauch/ die magern Felder damit zu dungen) in allem gantz gleich sey. An vielen Orten rühmet er darzu das Nitrum fixum.

Wie aber solches zu machen/ besiehe diesen Authorem an obangezogenen Ort fol. 238. und ist anderst nichts als die Schlacken von der Augmentation des Goldes/ so mit Gold/ Kupffer/ Regulo Martis und Salpeter verrichtet wird/ und nachdem die Metallen und Mineralien separirt und gefället worden/ bleibt der Salpeter mit etwas wenigen vom Regulo Martis incorporirt/ und das heisset Nitrum fixum; und soll zu Fruchtbarmachung des Feldbaues ein herrliches und nützliches Secretum seyn. Diß hab ich einen curiosen Hausvatter zu mehrerm Nachdencken/ hier andeuten wollen.



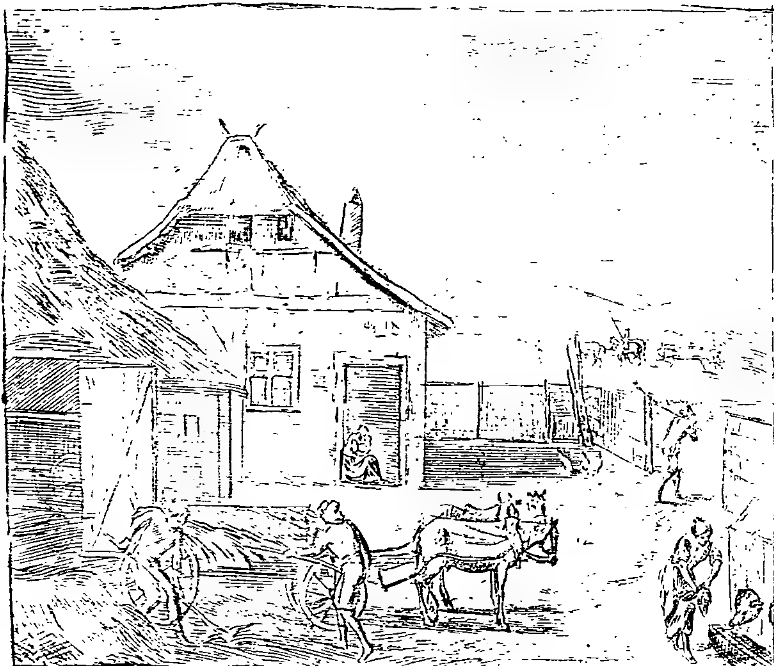
Cap. VIII.

Vom Zeuge/ was zum Feldbau gehörig.

Es scheinet unnothwendig von dergleichen Zeuge etwas anzuregen/ nicht allein/ weil sie vorhin jedermänniglich bekandt; sondern auch/ weil der Unterscheid/ Stärcke oder Schwachheit/ so wol der Felder/ als des Zug-Viehes/ auch gleich taugliche Instrumenta, grösser oder kleiner erfordern; und ist allenthalben im Feldbau an unterschiedlichen Orten auch eine andere Art/ die Aecker zu beschicken. Hier ackert man mit Ochsen/ dort mit Pferden; hier sind ein Paar genugsam/ dort muß man vier/ bißweilen gar sechs einspannen; die Pflüg sollen mehr lang als kurtz/ und die Pflugeisen mehr schmal als breit seyn/ sonst nehmen sie auf einmal gar zu viel Erden mit/ dardurch wird der Feldbau wenig gebessert/ und das Zug-Vieh desto härter beschweret; die Pflugeisen sollen aus Stahl seyn/ man darff sie nicht so offt schärffen/ schneiden lieber/ und legt sich das Koth nicht so gern an/ weil sie Spiegel-glat bleiben. Die Egen/ die Waltzen/ die Pflugeisen sind allerley Sorten und Gestalt; an teils Orten tragen die Ochsen das Joch an den Hörnern/ an theils aber am Halse; da werden die Aecker breit und kurtz/ dort lang und schmal gemacht; da werden die Ochsen beschlagen/ sonderlich wo hohe Gebürge sind/ in den ebnen Ländern weiß man nichts davon; an etlichen Orten sind die Egen in der Mitten abgetheilt/ und mit eisernen Ringen zusammen gehängt/ daß sie sich biegen können/ greiffen besser ein.

Vor allen Dingen ist einem guten Hausvatter wohlanständig/ daß er an allem Baugezeuge keinen Mangel habe/ weil es verdrießlich und spöttlich/ im Fall der Noth/ von den Nachbarn erst entlehnen wollen/ auch selten ohne Widerwillen und Verdruß/ weil man sie meistens ärger zuruck giebt/ geliehen werden; daher soll man ihm in der Zeit schaffen/ was in der Noth vonnöthen ist/ sonderlich kan man zur Winters-Zeit allen Zeug säubern/ ausbessern/ oder neu machen lassen/ wann sonst keine Arbeit im Feld/ oder etwan übel und stürmichtes Wetter die Lufft verunruhiget/ und die Leute in den Stuben zubleiben genöthiget sind.

Nothwendig darff man allerley Wägen/ mit Leitern und Weinbäumen/ und Laden zum Dung führen/ item Sand- und Kalchtruhen/ Wannen/ Pressen/ item was etwan an einem oder dem andern mangelt/ oder künfftig mangeln möchte/ als Sperr/ Nab/ Jochriem/ Speiche/ Felge/ Wagen-Räder/ Teichsel/ Axen/ Heubäume/ Siebtruhen/ Schlitten/ Pflüge/ Wältzen/ Mist- Heu- Korn- und Streu-Gabeln/ Schauffeln/ Rechen/ Trischel/ Schleiffstein/ allerley grosse und kleine Sieb und Reutern/ Wurffschauffeln/ Windwächer/ Stämpffel/ Holtzschlägel/ Tröge/ Heber/ Tremmel/ Beylen/ Karst/ Hauen/ Grabscheid/ Schnittmesser/ Näbinger oder Böhrer/ Laiter/ Schnitzbäncke/ Strenge/ Paßt/ Ketten/ Seiler/ Pflugeisen/ Säekörbe/ Säcke/ und allerhand zur Wirthschafft gehörige Eisen-Werck/ Huffeisen/ Schien-Nägel/ Mundstück/ Verschlag-Latten- und Schindel-Nägel/ Wagen-Ring/ Radbande/ Radschiene/ Sicheln/ Sägen/ Rebmesser/ Schnitzer/ Steimeisen/ Hämmer/ Stoßstecken/ Beschlagzeug/ Schlittenkufen/ und alle dergleichen Sachen/ aufs wenigst doppelt in Vorrath zu schaffen/ daß man nicht allererst in der Arbeitzeit/ wann etwas bricht/ oder sonst mangelt/ an frembden Orten es herholen/ und dardurch die Zeit versaumen/ mit dem nothwendigen Arbeitern Stillstand halten/ und das Gesind feyren lassen muß. Es ist auch noch nicht genug/ daß man viel Zeuges und grossen Vorrath hat/ wann es nicht in guter Ordnung gehalten wird/ weil ein geringer Unterscheid/ im Fall der Noth/ etwas gar nicht haben/ oder haben/ und nicht zu finden wissen.



Cap. IX.
Vom Dungen.

DEr gemeine Mann glaubt/ die Dung verrichtet die jenige trächtige Fruchtbarkeit/ so daraus in den Feldern gespühret wird; Die Philosophi aber schreiben solches nicht der Dung/ sondern dem darinn verborgenen Saltz zu/ welches eine nitrosische Krafft hat/ und alle Gewächse leben/ wachsen und grünen macht: Und weil gemeiniglich zu dem Mist auch der Urin/ der ein Salacidum hat/welches den Früchten und Feldern, wann er nicht vorher wohl im Wetter abgelegen/und durch Regen und Thau das scharffe Saltz abgewaschen worden/ mehr schadhafft als nützlich ist; so auch die Bauren wissen.

Nicht wenig finden sich/ welche vom Feldbau Schrifften hinterlassen haben/ die der Meynung seyen/ daß die mit der Dung bemistete Felder nicht gar gesunde/ noch dem menschlichen Leben bequemliche und dienliche Körner tragen sollen/ weil das Saamkörnlein die faule Art der Dunge an sich ziehend/ ihrer gantzen Tracht gleiche Eigenschafft einpflantze/ und also zu vielen Kranckheiten Ursach gebe: Daher sagt auch Herrera, essendo il letame cosa corotta, adjuta anco a corromper quella cosa, dove si pone, & maggiormento essendo excessivo, eccetto nelle Hortaglie. Es haben auch etliche andere Arten angedeutet/ als daß man/durch eine Jahrs-Ruhe/die Felder in der Brach/ ihrer abgematteten Kräfften sich zu erquicken/ ligen lassen/die Stoppeln einackern/oder mit Bohnen und Zugemüß besäen/ und wann sie halb erwachsen/ wieder umstürtzen solle. Nun hat zwar ein jedes sein gewisses Absehen.

Jedoch beduncket mich dergleichen scrupuliren beschwerlich und unvonnöthen/ja zum theil so wohl wider die Warheit/ als auch die Erfahrung zu seyn. Dann was wolte man doch mit der Dung/ die das gantze Jahr über aus den Viehställen zusam getragen wird/ endlich anfangen; oder wo wolte man/mit grossem Unkosten/genug Bohnen nehmen/ die grossen Felder und Braiten alle zu versäen/ und sie also dardurch zu befettigen. Mich beduncket/ der natürliche Grundsatz/ ex quibus constamus, ab iisdem nutrimur, solle hier nicht unbillich Platz finden; wann wir (1.) bedencken/ daß wir nichts als Mist und Unflat sind/ und uns täglich davon zu entladen bezwungen werden. (2) Daß die Erden die Dung nicht allein in ihre Eigenschafft und Natur verwandele/ sondern sie auch davon/ als durch ein Fermentum, zu lebhaffter Fruchtbarkeit angefrischet und aufgemundert werde/ indem ihre angeborne Trockene und Kälte/ durch der eingebrachten Dunge Feuchtigkeit und Wärme/ temperirt/ und zu einer zum Wachsthum wohlgedeylichen Mittelmaß gebracht/erfrischt/ erwärmet/ fest gemacht/ gelindert/ und bezäumet wird/ dadurch alle Erdgewächse/ (wann diese Arbeit zu gebührlicher Zeit und rechter Maß vollzogen wird) Bäume/Weinstöcke und Getraider/ zu besserer Erquickung der menschlichen Hoffnung/ vorbereitet werden.

Man hat sich auch nicht zu beförchten/ daß die Erden der Dunge bösen Geruch oder Gestanck dergestalt an sich ziehe/ daß sie davon dem Saamen etwas mittheilen solle/ indem sie/ gleichwie ein Mensch alle genossene Speisen in der Natur verwechselt/ also auch die Erden alles/was hinein gebracht wird/ in ihre Art reducirt/

ducirt/ so gar/ daß Columella lib. 2. cap. 15. versichert/ daß/ wo man menschlichen Harn/ der ein halbes Jahr gestanden/ zu den Reben und Obstbäumen schütte/ sie nicht allein überflüssige Früchte geben/ sondern es werde auch des Weins und der Aepffel Geschmack dardurch desto besser.

Wahr ist es wohl/ wo sich ein so trächtiger fetter Erdboden befindet/ der des Dunges nicht bedarff/ man viel Arbeit und Unkosten sparen kan; weilen aber gar an wenig Orten dergleichen Gründe anzutreffen/ muß man sich billig des Feldes Eigenschafft; dem üblichen Gebrauch/ und der offtgehabten Erfahrung nach bequemen/ mit diesem Unterscheid/ daß man die trockenen hitzigen Aecker weniger/ die kalten und naßländigen aber stärcker bemisten solle.

Sonderlich wo gar kalte/ laimichte Gründe sind/ soll man ihnen mit Sand/ und frischem nicht viel abgelegenem oder verfaultem Roßmist/ zu Hülffe kommen. Die Ursach/ warumb der Mist die Felder fruchtbar macht/ ist/ weil er saltzig ist/ und die Feuchtigkeit und Kälte der Erden bemittelmässiget/ und also ihre Schos (weil das Leben im Warmen und Feuchten bestehet) trächtig machet. Doch sagt Plinius wohl; Der Acker/ wann er nicht gedungt wird/ erkalten/ wird er zu viel gedüngt/ verbrennt er; daher die hitzigen Felder/ insonderheit wo dürrer Grund ist/ mit der Dung nicht zu belästigen; und wird solche vor den verständigen Ackersleuten darumb im Frühling und Herbst meistens verrichtet/ weil der damals gewönliche Regen die gesaltzenen Theil des Mistes dissolviret/ und mit der andern Erden vermischet/ so bey trocknem Wetter nicht geschehen kan. Gallo zwar will/ frischer Mist soll die Felder zu bedungen/ besser seyn/ als der abgelegene/ so doch etliche widersprechen/ und beederseits ihre Ursachen fürbringen.

Cap. X.

Von der Miststatt und Art der Dunge.

Die Miststatt soll hinder den Mayerhof/ von der Wohnung etwas entfernet und tieff gelegen/ doch also bequemet seyn/ daß sie über die Helffte biß an die Gruben/ mit Bäumen gebrücknet sey/ damit der Mist durch die Ochsen oder Pferd desto leichter heraus gezogen werden möge/ denn bißweilen der Mist das Erdreich also durchweicht/ daß es tieff und marastig/ und also der Weg sehr verderbt/ auch darüber das Zug-Vieh zu schaden geführet wird/ indem die Feuchtigkeit zur Faulung des Mistes/ wie auch der Sonnenschein zu besserer Fermentation vonnöthen. Wiewohlen etliche ihre Miststätten lieber wollen an einen schättichten Ort setzen; ists doch auch darumb unbequemer/ daß Schwein/ und alles Vieh/ im Winter/ der Sonnen hart entbehren können; Andere decken die Miststatt mit Hurten/ damit sie weder die Sonn ausbrennen/ noch die Winde aussaugen mögen; der Grund unten soll wohl gepflastert seyn/ auf das die Feuchten sich in das Erdreich nicht vergeblich einsencke. Wann der Mist drey- oder vier-jährig ist/ soll er den Blumen am besten dienen. Wo gantz trockene Gruben sind/ muß man bißweilen durch Rinnen/ oder auf andere Weise Wasser hinein lauffen; je kürtzer das Stroh geschnitten wird je besser und eher faults zusammen. P. Tylkovvsky de re agrariâ pag. 173. gibt den Rath/ man soll den Mist mit eychenen Pfälen beschlagen/ so wachsen keine Nattern darinn; sorge aber/ der Mist würde hart heraus zu bringen/ möchten also wohl/ die unter den Mist gemengte äschene Zweige anständiger seyn. Fraxinus enim serpentibus resistit.

Zu dem kurtzen/ als Tauben- Hüner- Pfauen- und Indianischen Hüner-Mist/ kan man ein besonders Ort auswählen/ und solchen dahin bringen. Was von Endten/ Gänsen/ und anderm Wassergeflügel kommt/ ist nichts nutz/ verzehrt alles/ und bringt mehr Schaden als Frommen.

Wann das Stroh bald faulen soll/ muß es in dem Mist wohl eingeschlossen werden/ daß es auf Mist zu ligen komme/ und wieder damit bedeckt seye.

Was die Art und Eigenschafft der Dunge betrifft/ wird der Tauben-Mist/ wegen seiner Hitze/ damit er die andern überwägt/ zu allen Dungen für den kräfftigsten gehalten/ daß auch dessen ein wenig/ nicht wenigen Vortheil bringt/ doch mit diesem Absatz/ daß es bald darauf regne/ oder mit Wasser befeuchtet werde/ seine Hitzigkeit zu mildern/ sonst würde er mit seiner heissen Natur alles/ was er berühret/ ausdorren; derentwegen auch die bequemlichste Zeit ist/ solchen zu brauchen/ der Herbst und der Winter. Aus dem Hünerkobel kommt der nächste an Güte. Und diese kan man/ wie oben gedacht/ besonder an einen Ort bringen/ wie auch der Schafmist/ (zumalen wo grosse Schäfereyen sind) absonderlich geschlagen wird. Die übrige Mistung/ was aus den Küh- und Ochsen- Ziegen- Schwein- und Roß-Ställen ausgebracht wird/ ist am besten zusammen zu bringen/ weil dadurch einem mit dem andern vermengt/ des einen Unvermögen/ durch des andern Krafft verbessert und verstärcket wird.

Der kürtzest- best gefaulte Mist/ kan auf die kalten Wiesen und Gärten/ der mittelmässige auf die Kornfelder und Weinberge/ und der lange (nach des Herrn de la Serre Meynung) auf die neu-angerichteten Wiesen gebracht werden/ weil seine rohe Unzeitigkeit/ wann sie mit der Erden einverleibt wird/ viel Graß zu bringen pfleget; was in die Baufelder kommt/ ist auch an allen Orten ein mercklicher Unterschied/ nach Gewonheit des Ortes/ Eigenschafft der Felder/ auch nachdem man etwan nöthiger Arbeit hat/ oder mit Zügen übel oder wohl versehen ist.

Am nutzlichsten ists/ wañ die Dung im Herbst/ Frühling oder Winter geschehen kan/ und/ ehe der Mist durch die Hitz kan ausgetrocknet werden/ er eingeackert wird/ sonderlich auf den Brach-Ackern/ die erst im künfftigen Herbst mit Winter-Getraid anzubauen sind. Der Tauben- und Hüner-Mist muß auf die Felder/ Wiesen und Weingärten nicht zu dick/ sondern nur gleich dem Korn ausgesäet werden/ zur Zeit/ wann ein Regen zu hoffen/ so bringt er schönes Getraid/ daß man ihn bald darauf in der Erden ackert. Man hält dafür/ wann die Dung/ im abnehmenden Monden/ in die Erden geführt

führt und eingerührt wird/ soll weniger Unkraut wachsen/ als wann mans gegen dem Vollmonden thut. Hingegen was man in die Wiesen bringet / geschiehet gedeylicher im Vollmonden/ weil es desto besser Grase wachsen machet. Man muß den Mist nicht zu häuffig auf den Aeckern abziehen/ sondern bald vorher/ wann man ihn einackern will/fein gleich ausbreiten; doch nie mehr/ als man denselben Tag einrühren kan/ bleibt auf dem Hauffen kräfftiger.

Wo man grosse Schäfereyen hat/ da werden die weit entlegnesten Felder/ so es Wetters halber seyn kan/ gepfirchet/ und durch die Schaaf/ die Tag und Nacht darauf bleiben/ treflich und ohne sonderbare Mühe gedunget. Die Schafe werden in Hurten eingeschlossen/ und diese/ der Länge nach/ in die Felder täglich weiter fortgeruckt/ biß ein gantzes Feld übertüngt wird; so bald ein Theil des Ackers nach der Länge ausgepfircht worden/ wird stracks eingeackert/ damit es die Sonne nicht ausdörre/ noch der Regen verschwemme.

Die Schäfer müssen Tag und Nacht neben ihren Hunden dabey bleiben/ haben ihre Hütten auf Rädern/ die sie von einem Ort zum andern / nach Belieben / fortziehen mögen / so zwar bey uns nicht üblich/ sondern mehr in Meissen und Sachsen im Gebrauch ist; doch hält man dafür/ das Korn / so auf gepfirchten Aeckern wachse/ gebe gern blaues und schimlichtes Brod.

Columella macht unter dem Mist diesen Unterscheid lib. 2. c. 15. Quod 1. melius omnium fit ex columbis & cæteris cortilibus avibus, exceptis aquaticis. 2. Fimum humanum, quod tamen mixtum sit cum aliis rebus. 3. Ex cæteris quadrupedibus, die er also gradatim aussetzet / der beste sey der Esels-Mist / weil diß Thier langsam isset/ und am besten verdauet/ also mache es auch guten Mist/ den man alsobald auf den Acker führen könne; der nächste sey der Schaf- und Ziegen-Mist; hernach der vom Rindvieh; der schlechteste sey von den Schweinen. Die Felder / die im Herbst mit Wintersaat gebauet werden/ sollen im Anfang des Septembris; die aber Sommersaat tragen sollen/ müssen im Winter/ bey littiger Zeit/ gedungen werden. Es halten auch Columella und Paladius dafür/ daß ein jeder Mist/ so er zu rechter Zeit zusamm gebracht ist/ und ein Jahr liegt/ den Samen am dienlichsten sey/ je älter er aber werde/ je weniger sey er nutzlich. Der frische ist am besten auf die Wiesen/ weil er das Graß häuffig wachsen macht/ muß aber zu Ende des Hornungs/ oder zu Anfang des Mertzens geschehen/ im wachsenden Monden.

Cap. XI.

Andere Arten/ die Felder zu dungen.

Wann man den frischen Kalch mit Erden und anderer Dung vermischt/ und im Februario auf die Felder bringt/ giebt er mehr Krafft/ als alle andere Mist/ macht das Feld trächtig/ und tödtet die schädlichen Würmer und Käfer/ vertilgt auch das Unkraut; ob er wohl theuer/ soll er doch/ nach Augustino Gallo und Olivier de Serres Meynung/ die Mühe wohl bezahlen; gleichwohl finden sich welche/ so diesem widersprechen / und darumb für verdächtig halten/ weil der Acker dardurch zur Fruchtbarkeit gleichsam gezwungen/ auch endlich gantz und gar erschöpfft wird/ daß er nicht mehr anzubringen.

Wann man die schlammichte und marastige Teiche/ Lachen und Pfützen ausraumet/ den Koth übereinander schlägt; item/ wann man Wasen auf den Aengern aufheben läßt/ biß sie faulen/ und hernach in die Felder bringt/ bessert man auch die Felder mercklich/ ohne daß/ wo es bald in den Acker kommt/ gerne allerley Unkraut davon geziegelt wird.

Nicht weniger ist dienlich / wann man in fetten guten Aeckern/ nach vollbrachtem Schnitt/ die Hälm abbrennet / wie Virgilius im ersten Buch Georg. andeutet:

Sæpe etiam steriles incendere profuit agros,
Atque levem stipulam crepitantibus urere flammis
Sive inde occultas vires & pabula terræ
Pinguia concipiunt sive illis omne per ignem
Excoquitur vitium, atque exudat inutilis humor,
Seu plures calor ille vias & cœca relaxat
Spiramenta, novas veniat quà succus in herbas,
Seu durat magis, & venas abstringit hiantes,
Ne tenues pluviæ rapidique potentia Solis
Acrior, aut Boreæ penetrabile frigus adurat.

In welchen Worten der Poet zwar zweiffelhafftig/ doch sehr schön philosophirt / daß entweder der Erdboden von dem Feuer verborgene Kräfften und feste Nahrung empfange/ oder das durch die Flammen alles Untaugliche verkoche/ und die unnütze Feuchtigkeit ausschwitze/ oder daß die Wärme neue Wege / und die verstopfften Röhren der Erden vorbereite / dardurch ein frischer Safft zu den Früchten dringen möge/ oder ob vielleicht das Feuer die öffnen Adern der Erden erharte und verstopffe/ daß weder zu viel Nässe / noch Hitze der Sonnen/ noch Schärffe der Nordwinde/ durchdringen könne. Diß ist aber gewiß/ wann man die Hälm verbrennet/ zur Zeit/ wanns regnen will/ dardurch der Aschen in die Erden geflösset wird/ daß es mercklichen Nutzen gibt/ auch alle Unkrautwurtzeln / und schädliches Ungeziefer verderbe; doch wann Bäume/ Weinreben/ oder andere Gebäue in der Nähen sind/ muß man die Stoppeln daselbst abmähen/ und etwas beyseits bringen/ sonderlich muß alles bey stillem trockenem Wetter verrichtet seyn/ daß von dem Winde kein Schaden geschehe. Sehr gut ists auch/ wann man die Hälm in der Erndte etwas länger stehen lässet / vor Winters etwan ein paar Finger tieff fein seicht einackert/ so faulen sie über Winter/ und dungen desto ergäbiger.

Herr Augustino Gallo sagt/ daß die salitriche Erden/ aus welcher der Saliter bereits ausgesotten ist/ in die Aecker gestreuet/ auch zur Fruchtbarkeit gut und verträglich sey.

Item/ das Gassenkoth zu Hauffen geschlagen/ und gepülvert in die Felder gesäet.

Andere säen Bohnen im Frühling/ lassens wachsen/ biß sie blühen/ hernach im Mayen ackern sie alles ein/ und vermischen die Erden mit dem Kraut/ damit es faule; soll weit besser dungen als der Mist. Diß Abmähen der Bohnen/ muß nach Tarello Meynung/ im Ab-

nehmen des Mondes geschehen/ und wann es am Tag des Neumondes gethan wird/ soll das Getraid/ das davon wächst/ vor den Wippeln und Kornwürmen sicher seyn. Etliche lassen die Bohnen gar zeitig werden/nehmen sie hinweg/und rühren hernach das Stroh in die Felder/ ist aber nicht so gut/ hat auch ein emsiger Hausvatter mehr auf des Feldes Nutzen zu sehen/ wann ers grün einackern lässet/ weil es den Unkosten wieder reichlich erstattet; diß thun ebenmässig andere Zugemüß/ ausser den Kichern/ die das Feld mercklich abböden sollen.

Die Lupini oder Feigbohnen sind dißfalls nutzbarlich zu gebrauchen/ weil sie nicht allein die Gründe fett machen/ sondern auch mit ihrer Bitterkeit alles schädliches Ungeziefer verjagen/und alles Unkraut ausreuten; sie werden im Junio/oder Anfangs des Julii/ in die zur Wintersaat gehörigen Felder gesäet/ und im Anfang des Septembers wiederumb eingeackert/ob sie schon noch nicht blühen; sie verwesen und vermodern gar bald/ wann sie vom Pflug berühret worden/ und diese sind am nützlichsten in den dürren und magern Aeckern; damit man aber den Saamen der Lubinen erhalten möge/ kan man neben andern Leguminen etwas jährlich säen und zeitigen lassen/ daß man davon das Feld bedungen/ und doch Saamen zu ferneren Continuirung behalten möge.

Herr Abraham von Thumbshirn erzehlt in seinem Oeconomischen Unterricht/ welchen Caspar Jugelius heraus gegeben/ daß man um Quedlinburg pflege auf die weitentlegene Felder Erbsen zu säen/ und wann die anfangen zu blühen/so ackere man sie unter/davon werde der Grund fett und mild. Anderwerts/als um Merseburg/sömmern oder öden sie die Erbsen das Feld also aus/daß mans hernach bald und starck dungen müsse; etliche geben dem Feld/ etliche der besondern Art der Erbsen/die Schuld.

Laugaschen/ item Aschen aus den Ziegel-Kalch-Oefen und Kohlhütten/Staub von der Strassen/alter Mörtel von zerbrochenen Gebäuen/ wann sie nicht allzuviel und grosse Steine haben/ Sägspäne von gesägtem Holtz oder Sägmühlen/ (wiewohl die Sägspän etliche nicht für gut halten/ sollen das Feld ersäuren) Walckhaar von den Walckmühlen der Gärber und Tuchmacher; die Unreinigkeit der heimlichen Gemächer/ Ausguß und Pfützen; das Auskehricht aus den Zimmern und Hof; allerley Gärtelwerck/ Krautstengel/ Kräuticht von Melonen/Unmurcken und Kürbisen/ Bohnenstroh/ item Weintrebren/ wann völlig der Wein und die Lauren ausgepreßt worden; item die gestümmleten Buchsbaum-Wipffel/ und was von andern Bäumen abgestümmelt worden; Heu/ das auf dem Boden verfaulet/ so das Vieh nimmer geniessen kan; diese letzern drey Stuck sind sonderlich gut in die Weingebürge/ diß kan man entweder allein gebrauchen/ oder (welches besser und ergäbiger) in die Miststatt mit der andern Dung einmischen; item zusammgebrachtes oder gerechetes Tannen-Gras und Eychen-Laub; da ist gut/ daß man bey/ vor/ oder in den Hültzern tieffe Gruben machen läßt/ und dergleichen Materi hinein führet/ damit es faule/ und zu seiner Zeit in die Felder gebracht werden könne.

Mit dem Mieß oder Holzmist hat es diese Beschaffenheit/ daß/ wo er gar zu dick lieget/ man ihn wohl mit höltzernen/stumpffen/weiten Rechen zusammen fassen und in besagte Gruben einlegen kan; wo er aber nicht zu dick/ viel Laub hat (welches das Holtz dunget) auch schönes junges Brut von den Bäumlein zu sehen ist/ muß man es mit grosser Bescheidenheit thun/ daß die Baumbrut nicht mit ausgerissen werde; scharffe und eiserne Rechen soll man nicht brauchen; an etlichen Orten hat man vor den Höltzern grosse Gruben/und bringt darein Mieß/ Eychenlaub und Tannengras/ läßt es faulen/und dungt damit die Felder.

Nicht das geringste Stuck/einen Acker gut zu machen/ ist der Mergel/ Schlicht oder Schlier/ wie er in Österreich genannt wird; welcher vom Plinio Terræ adeps,ibi densante se pinguitudinis nucleo,lib.17.c.6. genennet wird/ ist von vielerley Farben/ weiß/ grau/ blaulicht/ röthlicht/ leimicht/ sandicht/ bißweilen hart und bimsicht/ bißweilen fett/ theils ist besser in die Felder/theils in die Wiesen; was weiß und bimsenfärbig/ so an brunnenreichen Orten gefunden wird/ ist biß in 50. Jahr/ nach Plinii Meynung/fruchtig; was hart ist/ wann man das Feld zu viel mit vermenget/ verbrennt es den Boden.

D. Joh. Joach. Becher sagt in seiner Physicâ subterraneâ fol. 87. es sey eine allgemeine Erfahrung/daß/ wo Brosenquellen sind/ob sie schon bißweilen aus harten Bergen und Felsen entspringen/ allzeit daselbst ein blaulichter Letten oder Koth sich befinde/etwan seichter/ etwan tieffer; wann man diesen Letten in einem Kolben distillire/ nur mit dem gelindesten Feur/ so werde bald ein subtilest-übergehender Geist den Alembicum also erhitzen/ daß man ihn mit der blossen Hand nicht anrühren kan/ werde auch bißweilen Striemlein oder Strahlen machen/ wie der Brandwein da doch in dem Recipienten nichts als ein unschmackhafftes Wasser sich befinde/ so von den Galenisten für ein unnützes Phlegma möchte angesehen werden/ sey aber so wohl in metallischen/ als auch Artzney-Sachen von grossen Kräfften/ sonderlich werde zur Vegetation und Mehrung des Gewächs nichts in der Welt bessers und fürtreflichers gefunden/ weil ein Tröpflein davon besser dünge/ als ein Fuder Mist/ ja es sey der Vegetabilien Mercurius, oder des Helmontii Gas, das an dem Wein augenscheinlich zu erkennen/ mit dem dieser Safft eine solche Freundschafft habe/ daß ein Faß Wein dessen Vermischung wohl erhalten und gestärcket werde.

Der Mergel ist an laimichten zähnen Orten nützlicher als der Dung. Man findet ihn fast allzeit/wo Maraß und Sümpffe ausgetrocknet/ und mit Erden sind überdeckt worden; die Ort/ schreibt der von Thumbshirn/geben gar einen schweffelichten stinckenden Geruch/ wann der Thau einfället/oder wann es nach der Dürre zu regnen pflegt; es wachsen meistentheils Bimsen und die Weiden oder Felber auf solchen Orten höher und feister als gewöhnlich; man kennet den Mergel auch/ wann in den Wiesen die Maulwurffs-Erden voller kleiner Schneckenhäuslein ist/ und das Gras gar dünn wächset/ ob schon die Erde schwartz und gut scheinet/ dann der Mergel verderbet das Graß/ daß es wenig und sauer wächset/liegt auch meistens der Mergel in den sauren Wiesen.

Es schreibt ferner/daß man zu Zeitz Mergelbohrer (Zweiffels ohne Hohlbohrer) habe/ damit man erkundiget/ob Mergel vorhanden oder nicht/ wie tieff er verschüttet/

schüttet/und wie dick er lige/und was für Art oder Farb er sey/damit kan man ohne sonderliche Mühe leicht erkundigen/ob Sand/Leim oder Stein in der Tieffen anzutreffen; wo man Mergel findet/ wird er auf Hauffen zusammen gelegt/ daß selbiger/ so er naß/ austrückne/ ablige/ kräfftiger werde/ und leichter zu führen sey; etlicher ist schlecht/damit muß man dicker dungen/etlicher aber so gut/ daß man ihn kaum Saamensdick auf die Felder ausbreiten darff. Die Frantzosen nennen es Marne, und sagt Herr Olivier de Serres, daß es etlichen nicht unbillich Manne, als ein Himmels-Thau und Geschenck genennet werde.

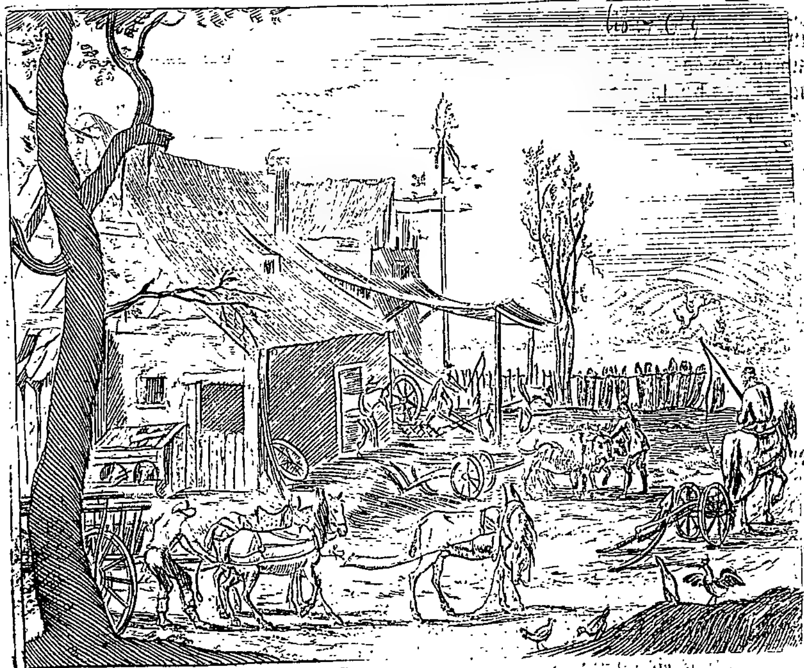
Es ist aber der Mergel ein mineralisches Stuck der Erden/wird zu Zeiten hart wie ein Stein/wird offt tieff ausgegraben/ und auf die Felder Häuffelweise/ wie die Dung/ausgetheilet/daß er von der Sonnen/Thau und Regen/ Hitz und Kälte/ geschwängert und gemildert werde; folgbar wird er ausgebreitet und eingeackert/erwärmet die Erde ziemlicher massen/ daher das Getraid das erste Jahr hernach nicht so wohl pflegt zu gerathen/ als die nachfolgende 10. oder 12. Jahr/ nachdem der Mergel gut ist/mehr oder weniger/ giebt dem Grund eine wundersame Trächtigkeit.

Man muß aber den Mergel nicht alsobald einackern/ so bald er ausgegraben und auf die Felder geführet worden/ sondern muß eine gute Zeitlang liegen bleiben/ biß er vom Nacht-Thau und Regen/ sonderlich von der Kälte des Winters/gemürbet und zerflösset/ und so dann erst mit dem Acker vermischet werde/da er an statt der besten Dung wohl passiren kan.

Es wächset auch köstliches Getraid hernach / rein am Gestrohe/ vertilget alles Unkraut/ wird großkörnicht, liecht und Mehlreich/bäcket und bräuet sich wohl; in die Hopffengärten und Weinberge tauget er nicht/ und verderbet alle Stöcke; in sandichten Aeckern ist er auch nicht dienlich.

An etlichen Orten/wo es die Gelegenheit des Landes leidet / und wo gar dürre hitzige Felder sind/ lässet man im Hornung das Wasser ein 14. Tage über die Saat-Aecker lauffen/ soll ihnen/ an statt einer Dunge seyn. Was im Martio oder in die Hälm gedunget wird/ verursachet viel Unkraut sonderlich wofern es im wachsenden Monden geschiehet.

De la Serre erzehlet eine sonderbare Art/ wie man das Baufeld bessern möge/auf solche Weise: Daß man sein Feld in 10. oder 12. Stück austheile/ und jährlich eines/ wanns in der Brach ligt/ allezeit in 10. oder 12. Jahren/ von Tagwerckern tieff umgegraben/ und alles Wurtzenwerck/ Stein und Unkraut auf das beste heraus geklaubt werde/ doch muß er tieffer nicht seyn/ als der gute Grund tieff oder seicht ist; und also kan man jährlich einen Theil ausbessern / auch das Feld nach und nach/ bey guter Fruchtbarkeit erhalten; ebenmässig wird der gantze Erdboden/ der etwa/ durch nachlässiges ackern / ist übersehen worden / aufgeriegelt und angebracht.



Cap. XII.

Vom Vieh/damit man ackern solle.

Die Felder werden nit auf einerley Weise gepflogen/ sondern nachdem es die Gewonheit/ die Art des Bodens/ und die jährliche Erfahrung haben wollen. Und ist nicht leichtlich zu rathen/ daß man von der alten Weise/wann sie nur ein wenig zu erdulden/soll abweichen/ausser wann sie schädlich/und die Neuerung merck-

merckliche Besserung zeiget / und durch anderer Leute Beyspiel sich beglaubigen machet.

Das Vieh betreffend / so man nothwendig darzu gebrauchen muß / ist also zu unterscheiden / nachdem des Hausvatters Mittel eines und das andere zulassen oder verbieten; nachdem der Grund starck oder schwach; nach dem die Felder nahe oder weit entlegen; nach dem es sicher / oder Kriegs- und Einfall-halber gefährlich; nachdem man gehöriges Futter auf eines oder das andere haben kan.

Die Pferde machen mit Futter / Beschläg / Zeuge und Knechten viel grössern Unkosten; wird ihnen zu unsichern Läufften eher und öffter nachgestanden; die Knechte dörffen grössern Lohn; kosten mehr Geld und Aufsicht / daß sie nicht kranck / krumm / gedruckt / oder durch andere Zufälle und Alter unbräuchig werden.

Doch ersetzen sie dieses mit ihrer Arbeit und Geschwindigkeit / sonderlich wo Felder und Wiesen weitschichtig / weil man mit einem Paar / auf einem Tag / mehr richten kan / als mit den Ochsen in dreyen Tagen; alle weite Fuhren sind damit füglicher zu verrichten / so sind sie auch zur Noth und Ehren / im reisen / reiten und fahren zu gebrauchen; daher alle Arbeit mit Pferden besser und schneller von statten gehet / so in einer wolbestellten Wirthschafft nicht geringen Nutzen und Beförderung verursachet / zudem daß in Oesterreich und dem angrenzenden Mähren / Böhaim und Ungerland / Pferde genug zu bekommen / kan man sich auch desto besser versehen.

Die Ochsen kosten weniger / so wol zu kauffen / als zu unterhalten / ziehen stät im Pflug / können in harten und laimichten Gründen wol dauren / weil sie von grosser Stärcke; der Ochs darff nicht so viel Gezeuge / wird nicht so leicht aufstössig / als ein Pferd / ist auch eher zu recht zu bringen / gibt besser Dung in die Felder / wann er alt / krumm / oder sonst untauglich wird / kan man ihm mästen und verkauffen; daher hat man nicht allein nichts zu verlieren / sondern offt einen guten Gewinn dabey / allein daß es langsamer hergehet / als mit Pferden; bleibt also alles zu des Hausvatters Election frey gestellt.

Wer ihm nun Zug-Vieh kauffen will / es seyen Pferde oder Ochsen / der sehe um / was gutes und taugliches zu finden; das allzugrosse Vieh ist nicht allzeit das dauerhafftigste zur Arbeit / offt faul und träg; die mittelmässigen gesetzten meistentheils hurtiger und arbeitsamer; was gar zu klein / ist auch zu strenger Arbeit zu schwach / eben so wol soll es im Alter / weder zu jung / noch zu alt seyn; jenes wird leicht übertrieben / und dieses dauret nicht lang; vor vier oder fünff Jahren soll mans zu schweren Frondiensten nicht anspannen / eher als noch im dritten Jahr muß man sie wol zum ziehen gewehnen; aber nur leichte und leidliche Arbeit mit ihnen verrichten / damit sie nicht / wo man sie älter angewehnet / halsstarrig / stetig und boßhafft / und dennoch durch allzuschwere Last erschöpfft und zu Grunde gerichtet werden.

Wer selber Füllen und Rindvieh ziehen kan / weiß ihm am besten zu helffen / indem das Vieh / so man selbst ziehet / der Lufft / Weide / Wassers und Wartung von Jugend auf gewohnen / da hingegen die / so von ferne herkommen / vielmals aus Aenderung eines und des andern / mancherley Zufälle / mit Schaden und Versaumnuß des Hausvatters / erdulden und leiden müssen.

Alles Zug-Vieh nun muß nach seiner Art in guter und sauberer Stallung gehalten / wol gefüttert / geträncket / gewartet / gestriegelt / gewischet / und alles zu rechter ordentlicher Zeit versehen / nicht mit unnöthigem Boldern / Schlägen / Stossen / sondern mit Sanfftmut und Gelindigkeit unterhalten werden.

Wägen / Pflüge und Egen sollen mit Eisen und aller Nothdurfft tauglich zugerichtet / geschärfft / und nach der Stärcke oder Schwachheit des Viehes beschaffen / auch dessen allzeit ein Uberfluß im Vorrath seyn / damit wann eines oder das andere bricht / man nicht bey schöner Zeit und gutem Wetter feyren / und die Arbeit anstehen lassen müsse.

Im Regen- und Schnee-Wetter bey grosser Kälte und Hitze / Sturmwinden und Ungewitter / soll man so wol der Leute / als auch des Viehes (so viel möglich) verschonen / niemal / wann die Erden zu hart oder zu weich ist / ins Feld fahren / sie in die Hitze nicht trincken lassen / davon sie leichtlich verfangen und rähe werden; wo an Eisen / Nägeln / an Gesundheit und Kräfften was abgehet / wann sie der Sattel / Kummet oder Joch drucket / bey Zeiten Sorge tragen / und selbe mit Rehhaaren / oder Tuch wol ausfüttern; solches zu verhüten / offt / so wol Pferden als Ochsen / zu den Füssen schauen / wann spitzige Steinlein / Dörner / und dergleichen / zwischen die Eisen und Klauen kommen / es abnehmen / Saltz unter dem Futter geben / wenigst wochentlich einmal / und die Zunge damit reiben / bißweilen auch mit Wein und Essig / ihnen die Essigkeit zu erhalten und zu erwecken.

Ob das Joch den Ochsen besser an die Hälse / als an die Hörner angelegt werde / (wie Columella will) ist dieser Unterscheid zu halten / daß man an ebenen Orten dieses kan passiren lassen / wo es aber Berg-auf und Thal-ab gehet / hat der Wagen (wann das Joch am Hals ligt) zu Thal keine Haltung / daher besser ist / das Joch an die Hörner anzubinden / weil sie auch daselbst ihre gröste Stärcke haben.

Die Savoyarden / wie Herr de Serres schreibt / brauchen ein gedoppelt Joch / und binden das eine an die Hörner / das andere an den Hals / vermeynet / es kan me die Ochsen / der Weg sey hoch oder nieder / dergestalt am allerleichtesten an; dißfalls ist sich nun nach der Landes-Art / und gemeinen Gebrauch zu richten / wann man nur mit dem Viehe sittsam / gelind und gebührlich umgehet / und solches nicht übertreibt.

Ein Knecht kan wol (wo starcke zähe Felder sind) sein Tagwerck mit zwey paar Ochsen dergestalt verrichten / daß er Morgens ein Paar / und Nachmittag das andere Paar einspannet; in der grossen Hitze muß die Arbeit allein Frühe und Abends geschehen; an theils Orten werden auch gar die Kühe eingespannet; man muß aber nur die galten / die nicht tragen / darzu gewehnen / und sie des Tages bloß auf etliche Stunde brauchen / so wird man an der Milch keinen sonderlichen Abgang spühren.

Alle Arbeit muß früh angefangen / und nicht allzuspat geendet / nichts zur Unzeit fürgenommen / noch durch Versaumniß verwarloset / weder bey schönem Wetter und guter Zeit aufgeschoben / noch bey allzudörrer oder zu nasser Witterung / für die Hand genommen werden.

Cap. XIII.
Wie Leute zu bestellen / die auf den Ackerbau Obsicht tragen sollen.

DEr berühmte und in Wirthschafftssachen hochverständige Brescianische Edelmann/ Herr Agostino Galo, setzt nach seinem Wirthschaffts Buch / welches er le vinti giorante dell' Agricoltura nennet / etliche Sendschreiben an seine gute Freunde unter andern eines an Herrn Vincenzo Stella, darinnen er rathet und wünschet / daß die Signoria zu Venedig möchten einen General-Censor, oder Ober-Feld-Aufseher/ erwählen / der seine Unter-Aufseher oder Vice-Censores unter sich haben solte mit einer leidlichen Provision / die in ihrem gantzem Gebiet auf die übel geackerten und bestellten Feldbau / Weinwachs / Viehzucht / und in Summa / auf die gantze Wirthschafft und deren Bestellung und Führung müsten Acht und Obsicht tragen / so würde man bald spühren / wie das gantze Land an Früchten und Einkommen sich würde vermehren und bereichern. Diese müsten allenthalben im Land die Felder und Weingarten bereiten und durchziehen / die Fleissigen loben und rühmen / auch die Nachlässigen / Faulen und Widersassige mit Ernst und Nachdruck straffen / oder wo sie sich nicht bessern wolten / gar des Landes verweisen; so solte man bald sehen / daß im gantzen Lande der Feldbau viel ein schöners und nützlichers Aussehen gewinnen würde; daß es einem Lustgarten gleich scheinete / und könte man der bösen / müssigen und faulen Leute los werden; keines frembden Getraydes herein zu führen bedörffen / sondern selbst einen Uberfluß bauen / und würde einer den andern zu Nachfolg anreitzen. Diese Feld Beschauer aber müsten Leute seyn / die erbar / erfahren / gewissenhafft / und des Feldbaues wol kündig wären / damit sie die jenigen Hauswirth / die es nicht besser wissen / mit treuem Rath / und Handleitung unterrichtungen / und sie mit wolgegründten und vernünfftigen Ursachen desto lieber zu folgen veranlassen und persuadiren könten. Es würde scheinen / als lebeten wir zu der glückseeligen Zeit der alten tapfferen Römer / die allzeit ihre Censores gehabt / und sehr scharff ob ihnen und ihrem Respect gehalten haben / deren Amt gewesen / so wol auf die bürgerliche Zucht und Sitten / auf den wider Verbot geführten Pracht und Hoffart / auf der Inwohner Gebühr und Schuldigkeit / auf der Reuterey und Soldaten Pferd / Gezeug und Gewehr / als auch auf dem Feld- und Ackerbau / und der Bauren Fleiß oder Unfleiß / ein wachendes Auge zu haben. Herr Gallo will gar / die Herrschafft zu Venedig solle die Halsstarrigen peitschen / prügeln / a wann sie nicht gut thun wollen / auf die Galeren schmieden lassen / so werde das Land von diesen losen Leuten gesäubert / und die Republica hae zum Vortheil ihre Galeotten / die sie zu Wasser gebrauchen können.

Diß ist aber / meines Erachtens / ein solcher Vorschag / der mehr zu wünschen / als zu hoffen ist. Denn wiewol sie im Land von Würtenberg (wie allbereit gesagt ist) gewisse Leute haben / die den Feldbau beobachten / und die bösen Wirth und unfleissige Ackerleute anzeigen und straffen müssen; sie seynd daselbst Feldstützler genennet; diese werden mit Pflicht und Eyd beladen / zu allen und jeden Arbeiten / der Acker- und Weingartbaues / durch das gantze Baufeld am Acker und Weingarten zu gehen / ob die zu jeder Art recht gebauet / und wo ein Art unterlassen / oder im Unbau gebracht / denselben / bey sonder aufgesetzter Straff / zu einem Abtrag des Unbaus und Schadens / nach Gelegenheit und Gestalt der Sachen / erkennen zu geben / und hierunter niemand zu verschonen. Auch in Unter-Oesterreich werden in etlichen Weingebürgen bestellte Geschwornen gehalten / die die Weingärten jährlich besichtigen müssen; ob mit dem Schnitt / Hauen und Bauen / auch andern Feldarbeiten / recht verfahren werde / und die Inhaber und Weinhauer mit allem Ernst darzu anhalten müssen. So weiß ich doch nicht / ob sich dieses an allen Orten practiciren liesse: es wäre dann Lands-Fürstliche Verordnung und Befehl vorhanden; was dort Ecclesiastes cap. 5. v. 8. sagt: Et insuper universæ terræ Rex imperat servienti; oder wie es nach der Hebraischen Grundsprach lautet: Omniumq; in terra summus est ipse Rex agri colendi; und die grossen Herren geben mit ihrem Thun und Lassen selbst ein gutes Exempel / wie Cyrus Major und Masinissa gehan / und der weise König Salomo in seinem Prediger cap. 2. selbst also von sich schreibet: Ich thät / spricht er / grosse Dinge; ich bauete Häuser / pflantzte Weinberge; ich machte mir Gärten und Lustgärten / und pflantzte allerley fruchtbare Bäume; ich machte mir Deiche / daraus zu wässern den Wald der grünen Bäume; ich hatte Knecht / und Mägde / und Gesinde; ich hatte ein grösser Haabe an Rindern und Schafen / denn alle / die vor mir zu Jerusalem gewesen waren / rc. dadurch er gleichsam an zeigt / daß / zu seiner güldenen Zeit und Regierung / er nicht geringen Vorschub gethan habe / mit seinem selbst eigenem Exempel. So wird doch dieses gar an wenig Orten in Observantz genommen; da man glauben will / ein jeder habe mit dem Seinigen zu thun / das ihm beliebe / und habe keiner dem andern Maß oder Ordnung zu geben; diß aber scheinet wider das Bonum Reipublicæ, die durch übles Haushalten sehr deteriorirt wird; ja auch wieder die Christliche Liebe / da man seines Nächsten Irrthum und Fehler behertzt / und unerschrocken soll anzeigen / und / nach aller Möglichkeit / zur Besserung anleiten. Und gebühret / (weil ein nachlassiger fauler Unterthan / sowol ihm selbst / als auch seinem Herrn schädlich ist) vornemlich einer jeden Obrigkeit / auf seiner Untergebnen Thun und Lassen Obsicht / durch sein Bediente und Amtleute / zuhaben / so wird so wol ihr eigner als auch sein particular-Nutzen / dardurch befördert. Darzu würde viel helffen / wann der Lands-Fürst die jenigen Landsassen / die durch Spielen / ärgerliches Leben / übermässige Spesa und Pracht das Ihrige verthun / mit Ungnad und Schärffe / die emsigen und gute Hauswirth aber mit allen Gnaden und Beförderungen / bey allen Occasionen / ansehen würde.

Cap. XIV.
Wann das Feld zu bauen.

BEy trockenem Gewitter und hartem Acker zu pflügen / ist nicht allein / weil es Menschen und Vieh sauer ankommt / unbequem / und fast unthunlich / sondern auch / wann das Feld mit Gewalt gepfluget wird / zu besorgen / daß die hitzige Lufft die noch wenige überbliebene Feuchtigkeit aus dem Eingeweid der Erden vollends gantz aussauge / und die Krafft / so sie dem Saamen geben solle / völlig benehme; zu dem man auch nicht tieff und gerade genug pflügen kan / ja offt mancher Ort so hart wie ein Stein / von dem Pflugeisen gantz unberührt / daher der Saamen ohne Grund von dem Geflügel aufgefressen / und damit dem Unkraut Platz gemacht wird. Das Vieh wird durch schweres Ziehen abgemergelt / die Pflugschaaren stumpf / offt das Geschirr zerbrochen / und doch wenig verrichtet; und werden sonderlich die sandichten Felder (die sonst leichter in der Dürren zu bauen) zu solcher Zeit / wann man sie umreisset / am meisten verderbt / weil sie von solcher unzeitiger Eröffnung / alles ihres inhabenden Sasftes und Kracftes beraubet werden.

So wenig ist auch thunlich / in der Nässe / bey koticht und schlammichten Wetter / bevorab in starcken und laimichten Feldern / einige Bau-Arbeit mit dem Pflug vorzunehmen; denn die Erde sonderlich der zähe Letten / legt sich gantz unzerbrochen um / oder macht doch aufs wenigste grosse und ungeheure Schrollen / die durch nachfolgende Dürren / wie ein Stein / erharten / den einworffenen Saamen in sich ersticken / oder doch mit doppelter Mühe zu brechen / und voneinander zu schlagen sind; so greifft auch der Pflug (an Orten / wo es seichte Aecker hat) allzutieff ein / schiebt den guten Grund unter sich / und den schlechten herauf / dardurch ein Feld verderbt / und übel wieder zu verbesseren ist.

Gleichfalls / wann das Wetter gar zu kalt und die Erden etwas gefroren ist / soll man sich hüten zu ackern / weiln die Kälte gar zu tieff in die Aecker dringet / und die natürliche Wärme / welche der Erden Fermentation und Befrüchtigung muß befördern / aus dem Grund aus treibet / und ihre unfruchtbare kalte Qualität derselbigen eingiesset / und dardurch auf viel Jahr Schaden bringt.

So wol ist auch die allzugrosse Hitze schädlich zu dieser Handthierung / weil die äusserliche Hitze calorem agri nativum intrinsecum, qui sua natura sursum tendit per aperta Terræ viscera, desto leichter an sich ziehet / und solche zur Trächtigkeit höchst-nöthige Qualität gänzlich entziehet / die innere Feuchtigkeit ausrauchen / und also das Feld untauglich machet.

Daher diese Feld-Arbeit anzustellen bey temperirtem Wetter / wann Himmel / Lufft und Erden in guter Vereinigung und Accord stehen / welches nicht allein die Arbeit befördert und erleichtert / sondern auch zu Besserung des Feldes / Empfangung des Saamens / und Befriedigung der geitzigen Hoffnung des Hausvatters / auch zu sonderbarem Lob und Nutzen seiner wolbestellten Wirthschafft dienet; da die im Gegentheil / von unrechtem Beginnen der Feld-Arbeit / man von der gantzen Nachbarschafft Spott / und seinen eigenen unwiederbringlichen Schaden zu gewarten hat.

Die Astronomi wollen / im zunehmenden Monden / sonderlich in Krebsen und Fischen / soll man die magern / trocknen und hochgelegnen Aecker bauen und besäen / auch allerley harte Getrayd anbauen / Hänffkörner und Lein aber soll man säen / wann der Mond in der Waage laufft. Die feisten und tieff-gelegenen Aecker soll man bauen und besaamen / wie auch Sommerkorn / Erbsen / Bohnen / Linsen / Hirsch und Haiden im abnehmenden Monden / sonderlich wann er im Stier / Jungfrau / Waag / und Steinbock läufft / da soll es ihrer Meynung nach / am bequemsten und glückseligsten seyn.

Jedoch ist dieses auch wol zu beobachten / daß man feuchte und laimichte Felder lieber in der Dürren; hingegen sandichte und trockene lieber bey feuchtem Wetter (nur daß keines übermässig sey) arbeiten solle; item / je fetter / stärcker und trächtiger ein Grund / desto eher / besser / öffter / fleissiger / und anhäbiger will er gepflogen / und zu allen Zeiten beschicket werden / damit man das Unkraut (welches hierinnen gewöhnlich am meisten wächset) desto füglicher kan heraus verbannen; ein leichtes und mageres Feld darff nicht so viel / muß allein im Herbst und Frühling / und wenig im Sommer geackert werden / damit es von der zu selben Jahrs-Zeiten herrschenden Feuchtigkeiten seiner Verbesserung hernehmen / und sich zueignen möge.

Wann heisse Zeiten sind / kan man vor Tages bis um 8. Uhr / Nachmittage von 5. bis um 9. Uhr / oder wol gar (wann der Mond scheinet) bey der Nacht ackern / weil nicht allein die angenehme / kühle und gesunde Nachtlufft / Menschen und Vieh im Sommer erquicket; sondern auch von den Brämen / Gelsen und Fliegen keine Beschwerung leiden dörffen / ziehet auch die strahlende Sonne des Ackers Feuchtigkeit nicht gleich wieder heraus / sonderlich wann es bald darauf umgeegt wird.

In Summa (wie Herr de Serres redet) alle Gründe feist oder mager / dürr oder feucht / erfordern emsige Wartung / nach ihren unterschiedlichen Eigenschafften / sonderlich denen / so sie von dem Gewitter der Jahrs-Zeiten an sich ziehen / daher ein einige zu rechter Zeit gethane Arbeit / wann man der Erden rechte Pflege thut / mehr Nutzen schafft / als viel andere / sonderlich wann die Erden recht darzu disponirt ist / des Baumanns Fleiß und Sorge / mit gutem Willen und milderm Erkanntnus aufnehmen / und alle Mühe mit reicher Ergetzlichkeit zur Erndte-Zeit wieder zu belohnen. Wer von andern Requisiten / die zum Ackerbau gehören / wissen will / der lese es bey P. Kircheri Tom. I. Mundi Subterranei, cap. 6. fol. 340. dann weil dieses alles mehr Weisheit und Vernunfft / als Hauswirthschafft in sich begreifft / habe ichs hier beyseits stellen / und den günstigen Leser dahin anweisen wollen.



Cap. XV.

Wie das Feld zu ackern sey.

DJe Halmbrach zur Sommer-Saat ist nur an etlichen/ nicht an allen Orten gebräuchig/ wiewol es nutzlich/ weil das Feld durch solches eröffnet/ und die himmlischen Einflüsse desto bequemlicher zu empfangen/ vorbereitet wird; geschiehet meistentheils bald nach dem Schnitt; etliche lassen die Hälme vorher/ (wie oben vermeldet) wann ein feuchtes Wetter zu hoffen/ abbrennen/ so nicht geringen Vortheil bringet.

Der Grund soll dißmal nicht über vier Finger tieff geackert/ nahe aneinander gerissen/ und gleich gerade geführt seyn/ damit der obere gantze Theil von dem Pflug aufgehebt werde/ je weniger die Pflugschaar auf einmal Erden nimmt/ je besser gibt es aus/ kommet dem Zugvieh desto leichter an/ (obs zwar ein wenig länger Zeit bedarff) werden auch die Wurtzen von Unkraut desto besser getroffen und vertilget/ die sonst/ wann man viel Erd auf einmal nimmt/ in der Mitten ungehindert stecken bleiben.

Wo man Unterthanen hat/ welche robbathen/ oder Leute/ die um Lohn das Feld bauen müssen/ ist sonderlich acht darauf zugeben/ daß sie gute starcke Pflüge/ rechte Pflugeisen und Züge haben/ denn ein schlechter Pflug schadet auf dreyerley Weise/ das Pferd sey so gut als es wolle: Erstlich darff mans nicht nach Gebühr antreiben/ aus Beysorg der Pflug möchte brechen; zum andern/ mögen sie nicht recht den Grund erreichen und aufriegeln; drittens/ geben sie den andern Mitarbeitern ein übles Beyspiel/ und verderbt ein Schalck den andern. Haben sie den gute Pflüge/ und einen bösen Zug/ ist es abermal verlohren/ weil sie/ was sie nicht aufheben mögen/ überspringen/ daher wol acht darauf zu geben und nachzuschauen. So ist es auch/ wann die Unterthanen mit den Egen robbathen müssen/ in allweg besser/ daß sie bey Hof mit guten eingreiffenden Egen (die man im Winter/ bey bösem Wetter/ verfertigen kan) versehen werden/ als wann sies selbst mitbringen/ da sie offt wenig nutzlich/ schickt mans fort/ wird die Zeit versaumt/ strafft man die Nachlässigen/ ist doch dem Feld wenig damit geholffen/ weil an diesen nicht weniger als am Ackern selbst gelegen ist.

Der Ackersmann muß gerad in die Furch bleiben/ und beede Füsse darinn halten/ damit er die umgelegten Erdenschrollen nicht zutrette/ und also gerade Reihen machen; muß allzeit ein Häcklein/ wie mans in Oesterreich nennet/ oder kleines Aextlein an der Gürtel haben/ wann etwan starcke Wurtzen von Bäumen entzwischen kommen/ solche entzwey zu hauen/ dardurch dem Vieh die Mühe ersparet/ und der Pflug/ vor dem Bruch kan verwahret bleiben; auch muß er an dem Pflug eine mit Eisen beschlagene Reute (wie es in Oesterreich/ und von den Lateinern Rulla genannt wird) haben/ damit er das an das Pflugeisen sich anlegende zähe Koth/ wie in den fetten guten Aeckern geschiehet/ abstossen/ und also seine Arbeit unverhindert verrichten kan; so auch bey allen andern Feld-Arbeiten in acht zu nehmen ist.

Die Furchen sollen/ wo es die Ungelegenheit des Orts nicht verhindere/ gegen Mittage gerichtet seyn/ damit seine darauf stehende Früchte künfftig von der Sonnen Strahlen gleiche Wärme/ zu ihrer desto mehr gedeylicher Zeitung/ empfangen mögen. Herrera will/ ein Ackermann soll sich hüten/ nicht mitten in der

der Furch still zu halten / damit das Zugviehe sich nicht gewehne (wie es öffter geschiehet) den Gebrauch an sich zu nehmen/ mitten im Acker/ nach seiner Phantasie/ stille zu stehen / sondern soll von einem Ende/ des Ackers/ biß zum andern Ende / fortfahren / und erst am äussersten des Feldes/ den Zug ein wenig verschnauben lassen / so eilen sie desto schleiniger dahin/ wo sie wissen / daß man sie etwas rasten lässet / und bleiben in der Mitten nie stille stehen. Wann man den Ochsen das Joch abnimmt / soll man ihnen den Kopf/ Stirn/ und das Ort/ wo sie gebunden gewesen / ein wenig mit der Hand reiben/ diß thut ihnen wol / ist auch gesund/ und macht sie desto heimlicher.

Die Halmbrach ist nur an denen Orten üblich/ wo man genug Weide hat / dann wo das nicht ist / wirds mehr Nutzen bringen / man lasse die Hälme/ sonderlich wann das Feld grasicht ist/ für den Schaaftrieb bleiben/ so ihnen wol bekommt / und bald anfangen leibiger und besser zu werden; zu dem auch die heranruckende Anbau-Zeit viel Mühe bedarff/ wird durch die Halmbrach die Arbeit gedoppelt; aber gewiß ist/ wo man an Zügen und Leuten keinen Mangel / daß die Umstürtzung der Hälme/ weil sie/ den Winter durch/ fein faulen/ und das Feld damit bedüngen nicht wenigen Nutzen in den Feldern schafft / auch die starcke und laimichte Gründe durch des nachgehenden Winters Kälte / mürbe und fruchtbar gemacht werden/ weil jeder guter Hauswirth/ ohne diß mit Weide soll versehen seyn / hat er weniger Schade an der Weide/ die mit den Halmen umgerissen wird/ als grossen Nutzen/ den ihn die zukünfftige Fruchtbarkeit seiner Felder verheissen.

Die Winterbrach geschiehet in denjenigen Aeckern/ die biß künfftigen Herbst in der Brach ligen bleiben; leidens zwar nicht alle Felder/ daher sich nach seines Landes Gewohnheit zu richten; geschiehet meistens um Martini / und eher als die Erde gefrieret/ also wann die Kälte zu bald kommt/ muß man solche gar unterlassen. Wo aber das Feld und der Gebrauch solches zulässet/ und zu rechter Zeit geschiehet/ ists gewiß/ so die Kälte die Aecker wol durchkochet/ daß sie zu allen künfftigen Arbeiten tauglicher scheinen.

Die Aecker (sagt Joh. Casp. Suter in seiner monatlichen Pflantzungs-Lust im Februario) sind dreyerley Art / eben / gebürgig oder niedrig / mögen alle in sechs unterschiedene Eigenschafften abgetheilet werden; sind mager oder feist / dick oder dünn / feucht oder trocken: Dürre Aecker/ die wenig Gras oder Unkraut tragen/ muß man im Jahr zwey- oder dreymal/ und nicht öffter/ bey gutem Wetter / wanns Wind-still / im Hornung oder Mertzen / wann die gröste Kält fürüber / oder in fine Augusti & initio Septembris umackern/ aber niemals wann Hitz oder Frost groß ist; besser ists/ man umackere sie vom Aufgang nach Niedergang / als von Mitternacht gegen Mittag / mit wenig Furchen / damit das feuchte länger bleibe; gar sandichte Aecker soll man im Jahr nur einmal/ zu Ende des Augustmonats oder Anfang des Herbstmonats/ umackern.

Ebene/ säfftige und fette Felder soll man erstlich im April fein tieff/ damit das Unkraut / ehe es noch Saamen trägt/ ausgewurtzelt werde, tempore nec madido, nec nimis sicco umackern; man kan das Erdreich in 6. Gänge oder Furchen aufwerffen / vom Mitternacht gegen Mittag / vier- oder fünffmal im Jahr/ in niedere Bette und tieffe Furchen; alle dergleichen feiste/ säfftige starcke und grasichte Felder erstlich im April auf das subtileste/ wenig Erd auf einmal mit dem Pflug nehmend/ einmal nach der Länge/ das anderemal nach der Queer; hochgelegene aber/ so gegen Aufgang/ Mittag oder Niedergang liegen/ bevorab wann sie feist und kräfftig sind/ sollen zwey- oder dreymal im Jahr/ wann es Windstill/ umgeackert werden; sind sie aber schwach und mager/ ists einmal genug; fine Augusti & Septembris seminentur, partem versus Septentrionem, arboribus potius castaneis, juglandibus & cerasis censere. Hactenus ille.

Bey allen Aeckern ist gut/ wann ein Bub den Ackersleuten mit einem Geschirr nachfolget / die Engern oder Würmern aufzuklauben; die Hüner werden fett davon/ und legen viel Eyer/ wie Herr Agostino Gallo in seiner giornata prima fol. 31. schreibet.

Die übrige Anzahl vom Ackern kan nicht gewiß fürgeschrieben seyn/ weil die zähen fetten Felder/ und die/ so eben ligen/ mehr Arbeit bedörffen/ und öffter müssen umgeackert seyn/ als die mittelmässigen/ und die mittelmässigen öffter/ als die magern; sonderlich wann sie Berg-an/ und abhängig ligen/ werden sie so offt nicht gearbeitet/ müssen auch nach der Queer/ wie sich die Ebene schwäncket/ geackert/ und können durch die Ruhr Creutzweise umgerissen/ sondern müssen einmal wie das andere gerühret werden.

Daher (wie gesagt) für allem des Feldes Beschaffenheit zu bedencken/ ob es hoch oder nieder/ feucht oder dürre/ gegen Morgen und Mittag / oder gegen Abend und Mitternacht gelegen / ob der Grund fett oder mager/ Sand/ Laim oder Stein führe / ob es hart oder leicht zu ackern.

Nach diesem muß man durchs gantze Jahr alle Arbeiten anschicken / die Dunge / nach Erforderung des Grundes / viel oder gesparsam geben / die Furchen weder zu tieff noch zu seicht / und die Bette weder zu breit noch zu schmal machen / und in allem zu rechter Masse/ nach Befindung des Bodens (wie Herr von Thumbshirn in seiner Oeconomischen Anleitung weislich saget) fleissige Anstellung thun/ daß sonderlich das nasse/ flache/ tieffer in Auen gelegene Feld zu der Zeit / wann es dürre / ausgeackert / die Bette klein / faulicht und wol erhaben seyn müssen; hingegen die hohen und fetten Felder/ bey feuchtem Wetter/ am nützlichsten zu ackern / und auch am allerbesten mit dem Pflug zu gewinnen.

Cap. XVI.
Vom Nutzen des Ackers.

Es ist kein Zweiffel / daß das Ackern der Felder einen grössern Nutzen mit sich bringet / als ihm jemand recht vollkommentlich einbilden kan; denn dadurch wird 1. die Erde geöffnet/ daß die Einflüsse der Sonnen/ des Monds/ und der Sternen/ die Feuchtigkeit des Thaus und Regens / wol eindringen / dem Grund schwängern/ zur beständigen Fruchtbarkeit vorbereiten/ und zur Empfangung geschicklich machen kan.

2. Wird die fette und gedungte Erden mit der magern/und die dürre und trockene/mit der feuchten gemischet/und wol untereinander gebracht/damit eine der andern Abgang und Uberfluß temperiren/ und zu Gleichförmigkeit bringen kan.

3. Wird aus einem ungleichen/ oder zu sagen/ unebenen Grund/ein gleichebner gemacht/damit/ bey nassem Wetter/ der Saame in der Tieffe nicht faule/ oder auf der Höhe/ bey dürrem Wetter/ nicht ersticke/ oder nicht/wann es starck regnet/das Wasser sich zusammen setze/ und den Saamen hernach austräncke.

4. Wird das Unkraut ausgereutet/ sonderlich wann man einmal nach der Länge/ und das andere mal nach der Zwerch geackert/ so/ was auf einmal vergessen das anderemal mitgenommen und gehoben wird/ also/ daß die Wurtzen durch fleissiges Ackern und Egen dorren und verderben muß.

5. Werden die starcke und grossen Erdschrollen zerbrochen/ zerrieben und klein/ und die Erd aufgeriegelt/ mürb und weich gemacht/daß sie es ein andermal leichter ackern und umbreissen können/ welches/ wann sie übereinander erhartet/ so aus dem lang unterlassenen und nachlässig-verrichteten Ackerbau herrühret/ nicht so leicht geschehen kan. So sagt auch Herrera in seiner Wirthschafft: Es wisse es jederman/ daß Hispanien nur deswegen so arm sey/ weil sie nicht recht arbeiten/ noch den Feldern gebührliche Baufleiß anlegen/ noch sie mit dem rechtem Saamen/ der ihnen tauglich wäre/ besäen/ auch ihre Gründe/nicht also/ wie sie wohl könten/recht gebrauchen/ und darumb/ daß in selbigem gantzen Königreich/ so wohl die frembden/ als auch die inländischen unnützen trägen Müssiggänger und Pflastertretter geduldet werden/ welche man wohl könte zur Arbeit anstrengen. Es gehöret ferner zum ackern gut und temperirtes/ nicht zu dürres/ auch nicht zu nasses Wetter/ starckes wohlgewartetes Zugvieh/ Pferd oder Ochsen/ gute scharffe Pflüg/ Egen und Waltzen/ auch fleissige und des Feldbaues erfahrne Knechte/ eine stete Hand und gleicher Forttreib. Mr. Tarello will/ man soll die Felder/ so man aufs Jahr zur Kornsaat brauchen will/ im October oder November des vorigen Jahrs vorhero brachen; und glaubt/ daß die Felder/ so beydes von Winters Kälte und des Sommers Hitz gekocht worden/ viel besser und mehr Früchte bringen: wie denn auch der Römische Prinz Maro also davon lib. 1. Georgicorum schreibet:

Illa seges demum votis respondet avari
Agricolæ, bis quæ Solem, bis frigora sensit,
Illius immensæ ruperunt horrea Messes.

Ich muß bekennen/ daß ich anfänglich die eigentliche Intention des Feldverständigen Virgilii nicht habe begreiffen können; biß ich gefunden/ daß er durch das Wort Seges nicht recht redet von der Saat/sondern das Feld oder den Acker/und also unter dem Contento das Continens per Methonomiam verstehet; und das muß nothwendig daraus erscheinen/ weil keine Saat zween Sommer und zween Winter ausstehen kan/ muß also das Feld/ welches zur Wintersaat angebauet und bereitet ist/ dardurch nothwendig verstanden werden. Agri enim bis ante hyemem & bis ante æstatem arati, immensâ frugum ubertate horrea complere solent; Wann nun das Ackern nicht nur viermal/ sondern achtmal/ des Tarelli Rath nach/ verrichtet wird/ so kan es so wohl durch die Hitz/als auch die Kälte/doppelt so viel davon gebessert werden; zum Uberfluß kommt noch darzu die zweyjährige Brach/ davon leicht ein jeder verständiger Baumann schliessen kan/ was grossen Nutzen solches schaffen werde: Also haben die lieben Alten/ indem sie offt geackert/ und wenig gesäet/ mehr Nutzen davon genossen/ als wir heutiges Tages von grossen und weiten Feldern/ welches auch Columella in seinem 1. Buch am 2. Capitel bekennet/ und sagt: Non dubium est, quod minus reddat laxus ager, non rectè cultus, quàm angustus, eximiè. Ideoq; post Reges exactos liciniana illa septena jugera, quæ plebis tribunus viritim diviserat, majores quæstus antiquis retulere, quàm nunc nobis præbent amplissima Vervacta. Das muß man den Geistlichen in Klöstern/ sonderlich den Benedictinern/ zum Lob nachsagen/ daß sie ihre Felder vor allen andern recht zu richten und gut bauen; darum soll die Königin in Castilia/ Frau Isabella/ gesagt haben/ wann man wolle/ daß Hispania keinen Mangel/ sondern Uberfluß an allen Dingen hätte/ müste das gantze Land denen Patribus S. Benedicti Ordinis, ausgetheilt und untergeben werden/ dieweil sie insgemein ihre Felder aufs beste und fleissigste zu bauen pflegen.

Cap. XVII.

Wie offt man ackert zur Winter-Saat.

Die erste Brach zur Winter-Saat ist die beschwerlichste/ weil der Grund dardurch erstlich gerissen/ und gleichsam gewonnen/von der Winterfeuchten hart aufeinander geschweret/ und von der von Majo an/biß Johanni gewöhnlichen heissen Zeit erhartet und ausgetrocknet wird; geschiehet meistentheils vor Johanni im Brachmonat (der auch von dieser Arbeit den Namen empfangen) wann die Winterfeuchten dem Grund nunmehr wohl einverleibt ist; wiewohl diese in gebührlicher Tieffe (als es der Acker leiden kan) geschehen solle/ so hat doch ein Hausvater vornemlich auf die Natur seines Grundes zu sehen/ ob desselbigen erste Superficies, die von den obern Einflüssen/ von Hitz und Kälte/ Regen und Thau gemildert und beschwängert bleibt/ von gleicher Güte sich einsencket/ solcher Gestalt mag auch das Pflugeisen tieffer einschneiden; wann aber die oberste Erden-Decke seicht/ und unten her schlechterer Grund folget/ so muß man auch den Pflug nicht tieff gehen lassen/ je weniger er Erden auf einmal nimmt/ je besser ists/ doch daß es recht/ und nicht nur obenhin geschunden/ und schlecht gethan werde/ welches dem Acker an seiner künfftigen Fruchtbarkeit sehr hinderlich fället/daher so wohl den Knechten/als auch denen Unterthanen/ so die Robbath thun/ emsig nachzusehen/ ob sie nicht den harten Boden nur mit breiten Furchen überdecken/ und untenher den Grund unberührt lassen/das mit einem spitzigen Stecken zu erkennen; wenn er zwischen dem Geackerten überall in gleicher Tieffen eingeht/ist die Arbeit just/will er aber an theils Orten nicht hinein/ giebt es ungeackerte Fleck/ so

dem Feld ein grosser Schade ist / welche die Lateinischen rei rusticæ scriptores scamna nennen.

An theils Orten / wo man grosse Hof-Breiten durch die Unterthanen ackern lässet; werden jeglichem Unterthanen gewisse Aecker und Bifänge ausgesteckt / damit / wann hernach ein Mangel / man den Nachlässigen wissen / und / der Gebühr nach / vornehmen kan / weil viel / aus lauter Bosheit / eilen / wie sie können / und wenig achten / sie arbeiten gut oder schlimm / es sey des Herrn Schad oder Nutzen / derhalben dieser Nachlässigkeit wol auf- und nachzusehen.

Geschicht das Ackern nach der Dung / im alten Monden / so faulets gerne; theils dungen erst in die Ruhr / wann man zum andernmal ackert / muß aber allzeit / so offt man ackert / wol eingeeget / vergleicht / und die Schrollen zerbrochen werden. Wann die erste Brach wol und gut geschicht / ists so viel / als halbe Dung; sind dürre Jahr / muß die Brach desto zeitlicher / bey nässen aber desto später geschehen; diese Brach im letzten Viertel verrichtet / sol das Gras nicht so bald wachsen lassen.

Die andere Brach zur Winter-Saat geschicht um Jacobi vor oder hernach / nachdem die Aecker wenig oder viel mit Unkraut und Gras bewachsen werden; theils heissen es Rühren oder Wenden; und wird / wann die Dungung vor der ersten Brach geschehen / von vielen Creutzweis und nach der Quer geackert / die Schrollen samt dem Unkraut desto besser zu bezäumen; wiewol von vielē die Dung erst vor der andern Brach / und wol von etlichen im Winter vorhero / oder im Frühling / wann vor anderer Arbeit die müssigste Zeit ist / vorgenommen wird.

Die Dung aber muß nicht allzutieff eingeackert werden / daß sie sich nicht versencke / muß auch / wann der Acker grasicht / mit scharffen wol-geschwerten Egen die fein tieff eingreiffen / umgerissen / und das Unkraut damit ausgewurtzelt / auch die Dunge zerrissen / und gleich voneinander eingetheilet werden.

Herr von Thumshirn sagt / wann ein Acker naß gewendet oder gerühret wird / es geschehe gleich zur Winter- oder Sommer-Saat / so liegt der halbe Hagel schon solchem Getrayd auf dem Halse / oder es ist bald verdorben. Daher gutes Wetter so wol / als rechte Beschaffenheit des Feldes / zu beobachten / wann man mit dem Pflug in den Acker fahren will. So man im letzten Viertel des Monds brachet / fault es wol / und begraset nicht so bald; wann die Ruhe-äcker zu sehr grünen wollen / muß man sie scharff einegen.

Die dritte Arbeit mit dem Pflug geschiehet zur Winter-Saat; was kalte / übel-gedungte / nasse / geringe Felder sind / werden zeitlicher umgeackert / über 14. Tage darauf (wann gutes Wetter) besäet / und mit der Egen wol und recht überzogen und ausgeebnet; wann man den Saamen gleich hinein wirfft / so verfällt er sich gern / und die Egen zieht die Kressen gar zu hart übereinander; hingegen wann die Erden ein wenig ausgetrocknet / werden die Schrollen dichter zermalmet / und bleibt das Feld besser gewartet. Diese Brach muß so tieff / als es der Grund leidet / geackert werden / so kommt die Dung auch tieffer in die Erden / fault und fermentirt sich desto besser. In warmen und letten Feldern aber / was gegen Mittag und Morgen ligt / kan man etwas später anfangen / doch soll man solche auch ein acht Tag vorher / ehe man sie besäet / gebührlich ausackern / denn es setzt sich bald / und trocknet fein aus / hernach kan mans säen / einegen / und GOttes des grossen Hausvatters treuer Obhut befehlen; wofern aber Regenwetter zu förchten / muß man mit dem Säen auch nicht lang verziehen / sondern bald dahin trachten / daß der Saamen der Erden vertrauet / und eingeeget werde.

Die Zeit zur Winter-Saat ist im September / in der Egidi- oder Frauen- oder Creutz-Wochen / oder wol erst um Matthäi / oder gar Michaeli / nachdem die Jahrs-Witterung sich anlässet / im abnehmendē Monden / im letzten Viertel / wiewol etliche das Widerspiel halten.

Andere wollen / die beste Zeit zur Winter-Saat sey / wann die Blätter anfangen von den Bäumen herab zu fallen / und wann die Erden von Spinnenweben überzogen ist / welches man bey scheinender Sonnen leichtlich wahrnimmt / und das soll in allen Orten / kaltē und warmen / die rechte Zeit andeuten / daß man anbauen solle.

Ein fleissiger Hausvatter hat jederzeit mehr auf des Feldes Eigenschafft / als des Monds Wechsel zu sehen; viel weniger ihm über eines oder das ander viel Bedencken zu machen / sondern sich nach Gelegenheit seines Landes / oder seiner Nachbarn (die fleissige und gute Wirth sind / und aus Erfahrung und dem Augenschein nach / ihr Bauwirthschafft wol bestellen) in einem und andern zu richten wissen.

Cap. XVIII.

Eine andere Austheilung der Felder betreffend.

Es hat vor ohngefehr hundert Jahren M. Camillo Tarello di Lonato der Venedischen Republica etliche Anmerckungen und Erinnerungen / die er nennet Ricordi d'Agricoltura, dedicirt / darinnen er beweiset / das man das Einkommen des Feldbäues doppelt könne verbessern / ein Drittel von dem gewöhnlichen Saamen erspahren / auch viel weniger Mühe und Arbeit anwenden dörffe / und soll dieses gewiß und ungezweifelt und allzeit bewährt seyn erfunden worden / darüber ihm und seinen Erben bemeldte Republica Anno 1566. auch diß Privilegium ertheilet / daß alle die jenigen / so sich dieser Erinnerungen in ihrem Feldbau gebrauchen / sollen schuldig seyn / ihme und seinen Erben von jedem Winterfeld 4. Marchetti, und von dem Sommerbau 2. Marchetti zu geben; Und wer solches unterlassen zu haben überzeugt oder verkundschafftet seyn würde / der soll alle darauf erbauete Früchte verlohren haben; davon ein Drittel dem Anzeiger / der unverrathen bleiben; ein Drittel dem Arsenal; und ein Drittel der Obrigkeit oder Herrschafft / die solche Execution leisten würde / zufallen solle.

Erstlich will er / weil sie in Italia ihre Felder nur in zwey Theil abzutheilen pflegen / (und nicht / wie bey uns das gantze Baufeld drifach absondern) daß man aus solchen vier Theile machen solle / also / daß man ein jedes Feld oder Breiten / gleich halbiren / und nur einen

Theil davon anbauen/ das andere halbe Theil aber in der Brach ligen lassen; und wie man sonst das gantze Feld viermal im Jahr/ also dieser halbe Theil achtmal (mit dem/ was zur Saat kommt) geackert werden solle; dergestalt/ wer sonst zehen Joch hätte besäet/ würde auf diese Weise nur fünff säen und bauen dörffen: Also soll man nun den Anfang vom Ackern/ im Herbst/ October/ November/ oder noch eher/ wenigst 10. Monat vor der Korn-Saat machen/ allzeit wann die Erden trocken ist/ solche so wol/ als vorhin/ das gantze Feld bedungen/ mit Getrayde/ das in selber Gegend gewachsen ist/ im wachsenden Monden besäen/ und soll um ein Drittel weniniger Saamen nehmen/ als er vor hin auf denselbigen Platz bedörfft hätte. Es sey auch leichter ein halbes Feld achtmal/ als ein gantzes viermal jährlich ackern. denn nach dem ersten- andern- und drittenmal/ werde die Erden gantz würb/ daß die folgende fünff Arbeiten leichtlich verrichtet seyen; biß auf des May Ende kan man das Feld viermal umstürtzen/ und die übrigen vier nach und nach bey trockenem Wetter; durch so offt wiederholtes Ackern/ wird alles Unkraut ausgereutet/ welches dem Korn die Nahrung sonst entziehet/ und wird ein solches halbes Feld mehr tragen/ als sonst ein gantzes/ so wol an Korn als an Stroh; so wird nicht allein die Helffte des Saamen/ den man sonst auf das gantze Feld gebrauchen müssen/ sondern auch an der Helffte des bedörfftigen Saamens noch ein Drittel/ oder doch wenigst ein Viertel erspahret/ welches schon ein grosser Vortheil ist.

Zum Uberfluß mag man einen Theil des Brachfeldes mit Kleesamen oder Heublumen besäen/ und dardurch seinen Mayerhof mit mehr und besserm Futter versehen/ und das schadet nicht allein dem Feld nicht/ sondern die Wurtzen/ wann man sie bald nach dem Mähen umstürtzet/ geben auch dem Feld eine gute Dunge. Daher die Brescianer ihren schönesten Flachs auf solchen Aeckern bauen/ worauf vorher Kleesaamen gestanden.

Auf diese Art/ wann man drey Breiten bey uns in Oesterreich nur in vier Felder abtheilet/ bleiben die Felder zwey Jahr lang nacheinander in der Brach/ dardurch ihre Krafft und Fruchtbarkeit trefflich befördert wird/ davon man nichts destoweniger jährlich eines mit Kleesamen bauen und geniessen kan. Da man aber solche doch/ nach Tarello Meynung/ in sechs Theil absondern/ und also besser geniessen/ und weniger Mühe brauchen wolte/ könnte es noch bessern Nutzen und Aufnehmen bringen/ weil die Felder vier Jahr in der Brach liegen/ und also durch die Ruhe sich trefflich erholen und verbessern würden.

Wann man viel Wiesen hat/ die trocken sind/ kan man sie auch in vier gleiche Plätze austheilen/ drey Theil zum Gras-tragen behalten/ und den vierdten Theil umackern/ vorher aber die Wasen aufheben und verbrennen; wie im vierdten Capitel dieses Buchs weitläuffig aus Herrn de Serres, der es aus diesem Authore genommen/ ist beschrieben worden, den Theil/ so man bauen will/ müste man mit diesem gebrennten Wasen überstreuen/ und also ackern; das erste Jahr soll man Hirsen im Frühling; und im Herbst Korn; und die vier folgenden Jahr Waitzen darauf bauen; nach Verfliessung der fünff Jahr/ kan mans wiederum zur Wiesen machen/ und ein anders Viertel der Wiesen gleicher Gestalt zum Anbau bereiten/ und also nach der Ordnung einen Theil nach dem andern zurichten.

Wann die Wiesen gantz gebraucht worden/ welches in 20. Jahren geschiehet/ darff man in folgenden Jahren den Wasen nicht mehr aufheben und verbrennen/ sondern nur die Stoppeln anzünden und ackern; und also kan man jährlich fortfahren/ das wird beydes dem Haußvatter/ als auch Wiesen nutzen/ weil der Hausvatter mehr Früchte kriegt/ und die Wiesen nach und nach erneuret werden. Zudem geben die drey Theil der Wiesen gleich so viel Gras/ als vorher die gantze Wiesen/ wann sie so viel Dung/ als sonst alle vier Theil bekommen hätten/ weil man auf diese Weise auch mehr Stroh bekommt/ daß man dem Vieh besser unterstreuen/ und also mehr Dung machen kan.

Und weil das Brachfeld auch das Kleefutter zu Hülff gibt/ kan man also mehr Viehe halten/ und mit der Dunge/ (weil die Felder nicht so groß) desto besser auslangen und erklecken; dergestalt werden die schlechten Aecker gebessert/ die fruchtbaren aber noch trächtiger gemacht werden.

Will man den Kleesaamen bauen/ muß man das Feld im September/ oder Anfang des Octobers/ wol tieff/ gut/ und ohne Furchen ackern/ hernach im Mertzen wieder umrühren/ den Kleesaamen oder Heublumen anbauen/ und mit einer eisernen Egen wol bedecken. Der Acker muß viel geackert/ und mit wenigem Saamen angebauet seyn; nihil aliud est colore, quàm resolvere & fermentare terram, ideoque maximos quæstus ager præbet, sagt Columella lib. 2. cap. 2. und schadet nichts/ wann gleich kalt Wetter ist/ weil die Erde von der Kälte gleich so wol gekocht wird/ als von der Hitze; daher auch der weiseste Salamo in seinen Sprichwörtern im 20. Capitel also schreibet: Propter frigus piger arare noluit, mendicabit ergò æstate, & non dabitur illi. Das ist: Wegen der Kälte wolte der Faule nicht ackern/ darum muß er im Sommer betteln und darben.

Einen feisten guten Grund muß man tieff ackern/ damit die Wurtzen von den nahenden Bäumen und Weinstöcken zerrissen werden/ die dem Feld sonst die Nahrung entziehen; man mag solche lieber mit einer Axt umhauen/ als mit dem Pflug zerreissen. Und obwol die ersten Jahr die also zugerichteten Felder/ weil sie nicht fett genug/ nicht allzutieff zu ackern sind/ soll es doch im folgenden geschehen/ wann sich das Feld verbessert hat/ und diß bald nach der Zwerch/ und bald nach der Länge; doch wenn man zum Saamen ackert/ soll mans gegen Mittag thun.

Eine leichte und magere Erden muß man seichter/ und zwischen den Augusto und September/ vom Aufgang biß nach Occident/ ackern/ und nicht so viel Furchen machen; die trockenen Gründe soll man gegen Orient oder Mitternacht bauen.

In guten Gründen/ je weniger Erden man mit dem Pflugeisen anfasset/ je besser es ist/ werden die Pferd oder Ochsen desto minder müde/ und fermentirt sich die gekochte Erde desto besser/ daraus die Fruchtbarkeit entspringet/ gibt auch nicht so grosse und harte Schrollen.

Und das siehet man augenscheinlich an den steinichten Feldern/ daß die grossen Steine das Wachsen

verhindert / hingegen aber / wann sie zu Kalch verbreñt und in die Aecker gebracht werden / die Fruchtbarkeit befördern; also auch / wann die scharffe laimichte Erden klein und subtil geackert wird / kommt es dem Saamen wol zu statten; Da hingegen die grossen und harten Schrollen den Saamen nicht annehmen / ersticken und verhindern / weil weder Feuchtigkeit noch Sonne eindringen kan / wenigst müssen sie mit Hauen / und andern Instrumenten / klein zerschlagen werden / so aber durch offt-wiederholtes Ackern alles verhütet wird.

Wann der Acker Hügel und Erhöhungen hat / muß man ihn / zu Anfang des Septembers / und nicht in Sommer ackern / sonst verliert er allen Safft.

Wann man den Saamen / den man ansäen will / in Wasser weichet / darinnen Ofenruß gelegt ist / so wird er von dem Gewürm nicht angegriffen; Oder wann er in Wein gelegt wird / oder in alten Harn / dariñen Hundskoth vermengt ist / und diß einen Tag vorher / ehe er gesäet wird: oder in einer Decoction von Hopffen / darinnen Rindergall vermischt ist; oder mit Andorn- und Wermutsafft / der etwas laulicht ist; oder in einem Mistbrot / wird er eher aufgehen; man kan auch Roßmist / der in 6. oder 8. Tagen übereinander erhitzt ist / nehmen / selben ein paar Tag in ein Wasser legen / hernach ausdrucken / und den Saamen auf 24 Stunden lang darinnen weichen / so wird der gleichsam dardurch gedungte Saame desto eher aufgehen / und reichlicher zusetzen.

Wolte der Saher allzufett sich anlassen / mag man im Februario und Martio / wann es gefroren / oder sonst trocken Wetter ist / das Vieh darinnen weiden / oder solches durch die Mägde sahern / abschneiden / und dem Vieh fürgeben lassen.

Man mag auch wol / weil alle die fruchtbaren Aecker viel und fettes Getrayd bringen / solche im Martio oder Februario mit einer Egen von eisern Zähnen überfahren / so werden sie nicht so geil / aber dicker und stärcker wachsen. Dergleichen gute und geile Felder soll man etwas später besäen; welches bey dieser Art zu bauen wol in acht zu nehmen / weil das meiste Getrayd von dem wol-gearbeiteten Grund sonsten geil und ligerhafftig / durch dieses Egen aber solches verhütet wird / vorauswann man auch im kalten Februario die Schaf darauf treibet.

Die Felder zur Hülsenfrucht müssen im Herbst vorher umgeackert und gedunget seyn / und solches wird doppelt so viel tragen / als wann diese Arbeit im Frühling vorgenommen worden. Die Dungung soll im Æquinoctio Verno & Brumali, je näher / je besser / vor der Saat geschehen / flante Favonio, davon er sonderbar wol ausgibt und fruchtbar macht.

In die Felder soll der Mist alt / und in die Wiesen jung seyn / diese wollen es im Vollmond / und jene im Neumonden gethan haben. Man muß auf einmal nicht dungen und ausbreiten / als was man denselben Tag wieder einackern kan / weil es auf diese Weise am allerbesten ausgibet. Für die Bäume und Weinstöcke ist die beste Dung alter Menschenharn / der etliche Monat gestanden / und hernach / mit so viel Wasser vermischt / zu den Wurtzen gegossen wird / doch muß es seyn / ehe der Frühling anlanget. Gleiche Wirckung haben auch die Trebern mit Mist vermengt / und den Weinstöcken beygeleget. Das Koth / daß auf der Gassen und Strassen zusamm geschlagen worden / gibt ein herrliche Dung / allenthalben / wohin man will / zu gebrauchen.

Und indem auf diese Weise die Aecker auch 2. Jahr Brach und in der Ruhe ligen / dienet es sehr viel zu ihrer Fruchtbarkeit; wie in Romagna, Toscana, Puglia, und Sicilia zu spühren ist / da sie gar kein Dung brauchen / sondern die ersten ihre Dung alle in die Tiber werffen / und ihre Felder vier oder fünf Jahr Brach ligen lassen / davon sie sich so wol erquické / daß sie von einem Metzen / 60/70/ 80/90/100 und auch biß weilen mehr Gewinn und Verzinsung haben. Dann durch solche Ruhe wird der Erden Schos überans wieder erfrischet und trächtig gemacht / daß sie ihre Kräfften erquicket / verneuet / und des Menschen Arbeit reichlich zu belohnen / desto geschickter wird.

Das Säen ist am besten / wann das Æquinoctium vorbey / und die Blätter anfangen von den Bäumen zu fallen; dann bauet man gute trächtige Felder zu frühe / so überwächset sich das Korn / und wird gar zu geil.

Die Saat soll geschehen im wachsenden Monden; einen feuchten Grund soll man im andern Viertel / das ist / vom 7. biß auf den 14. Tag des Vollmonden / besäen / und Mittagwerts; die trockenen und dürren Felder aber gegen Aufgang der Sonnen allzeit bey trockenem Wetter.

Der Saamen soll (wie obgedacht) eingeweicht werden / weil die Würmer / Schnecken und Ameisen solchen nicht beschädigen / und auch sein Wachsthum dardurch befördert wird; so ist ebenmässig gut / wo es viel Engern und Regenwürmer giebt / daß man im Augusto in einen solchen Acker Lupinen bauet / und / wann sie wollen anfangen zu blühen / solche einackert / welches bedunget den Grund / und rödtet mit ihrer Bitterkeit das in der Erden verborgene Ungezifer.

Je besser der Grund ist / je weniger Saamen bedarf er; weil er desto häuffiger und reicher zu setzet / desto weniger sich legt / und stärcker Halmen machet; daher allgenugsam ist / wann man 2. Drittel auf ein dergleichen zugerichtetes Feld anbauet / als zum Exempel: Wohin man vor 9. Metzen angesäet hat / ist genug / wann man 6. Metzen brauchet / und sie desto dünner säet; also könte man in Oesterreich an einem jeden Muth zum Saamen das dritte Theil / nemlich 10. Metzen / ersparen.

Nicht weniger ist sehr beförderlich zum Wachsen / wann das Getrayd / sonderlich im Anfang / ehe die Aecker recht angebracht worden / im ersten Frühling fleissig gejetten / die Disteln und anders Unkraut ausgehauen und vertilget werden; es muß nicht bey gar zu nassem noch zu trockenem Wetter geschehen / daß man solches mit samt der Wurtzen / die am meisten schadet / ausziehen kan; der Saher muß aber schon etwas erstarket / u. wol eingewurtzelt seyn / sonst wann er gar zu jung / thut man solchem mit der Bewegung und Aufrieglung nur Schaden zufügen; so ist auch das Fettgras samt den Wurtzen ein gutes für die Schwein.

Wann das Feld / das man aus dem vierdten Theil der Wiesen / wie oben vermeldet worden / gemacht hat / seine fünff Jahre getragen / wird es den nächstfolgenden Mertzen darauf (imfall es nicht schon vorher im September des vorigen Jahrs geschehen) klein und wol / ohne Furchen umgeackert / und hernach mit Kleesaamen oder Heublumen besäet / mit einer Egen von eisernen Zähnen wol eingeegnet / und hernach mit der Wältzen niedergedruckt / und fein gleich geebnet; wann man Sa-

men haben will/ muß man einen Theil zeitig lassen werden/und besonders legen/so dann ausklopffen/nachdem er wol abgedorrt/ u. den Saamen zu fernern Gebrauch aufheben; damit dieser aber deste eher abtrockne/ mag man den Klee auf Tüchern drey oder vier Tage an der Sonnen ligen lassen/so fällt der Saame/ den man hernach reutern muß/ desto lieber und besser aus; auf einem Feld/wann es wol gearbeitet und gedungt ist/ wächst so viel Saamen/daß man 20. Felder damit anbauen kan.

Das Heu davon soll dem Vieh nicht gefüttert seyn/ biß es vorher einen Monat lang abgelegen/und verdünstet/ sonst würde es mehr Schaden als Nutzen geben; wo man das Feld wässern kan/ wächst es lieber und häuffiger; gesunder und zärter aber ist das jenige/ was auf trockenen Feldern erbauet wird/ wiewol es nicht so wohl ausgiebt.

Wann die Felder einmal angebracht sind/kan man im Schneiden oder Mähen die Stoppeln etwas länger lassen/ solche soll man hernach entweder vor abmähen/ oder auf der Wurtzen/bey schönem Wind-stillen Wetter/anzünden und verbrennen/ das gibt den Feld eine sonderbare kräfftige Erquickung.

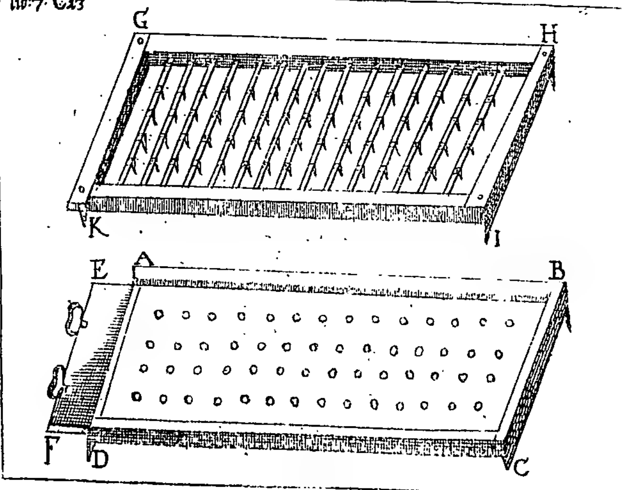
Und obwohl in dem ersten/andern und dritten Jahr der versprochne Effect sich nicht ereignen dörffte/indem die zweyjährige Ruhe ermangelt/ auch die Erden durch das achtmal wiederholte Ackern noch nicht gnugsam zur Fruchtbarkeit vorbereitet ist/ welches erst im vierdten Jahr recht geschehen kan/ so wird man doch hernach/ wann diese Regeln alle fleissig in Obacht genommen werden/gewiß den überaus treflichen Nutzen sehen/den ein Hausvatter daher ohnfehlbar zu gewarten hat/und werden seine Gründe von Jahr zu Jahr besser/mürber und fruchtreicher sich einstellen; dann weil er aus dieser Bau Art mehr gutes Heu zu erwarten/ kan er auch mehr Vieh halten/ solchem besser warten/ nicht allein mehr Milch/ Butter/ Käse/ sondern auch mehr Dung davon bekommen/und weil sein Baufeld noch einmal so enge/ als es vorher gewesen/ kan er mit desto reicherm Dungen dasselbige fort und fort nicht allein bey guter Trächtigkeit erhalten/ sondern auch immerdar zur Besserung und Aufnahm bringen/wird weniger Mühe und mehr Nutzen haben.

Und weil diese Erinnerungen so wohl in der Erfahrung/als auch in der Natur einen zimlichen Grund weisen/hab ich solche mit so kurzen Worten/als möglich gewesen/extrahiren/und dem fleissigen Hausvatter/zu seinem vernünfftigen Bedencken/ hiebey setzen wollen.

Vincenzo Tanara zwar vermeynt/diese des Tarello also genannte Ricordi hätten mehr Subtilität als Substantz/ und hält dafür/ es lasse sich nicht thun/ daß ein Feld achtmal vor der Saat gepflüget werde/er vergisset aber/daß solche Felder nicht ein/ sondern mehr Jahr in der Brach liegen; ja so gar auch im Winter (wann es Frostes und der Feuchten halber seyn kan/ welches viel für schädlich gehalten) könne geackert werden. Doch kan er seine Gründe nicht umstossen/ sondern setzet nur/ daß sein von der Republica Venetiana ausgewircktes Privilegium ihn habe feindselig und verhaßt gemacht/ und daß man seinem guten Rath so wenig/ als der Trojanischen Cassandra, Glauben zugestellt.

Mich betreffend/hate ich seine zwey Fundamenda, was die fleissige Wartung und die mehr erforderte Ruhe anlangt/so wol der Natur als der Erfahrung/ so gemässe/ daß mich bedunckt/er sey mehr zu folgen/ als zu verachten/ und wenigst mehr lobens als scheltens würdig. Daß aber aus einem halben/ ja wohl gar einem Drittel Feldes gleich so gute Nutzung kan erfolgen/ als aus einem grossen/haben schon die alten Römer gewust/ und des Paridii Weingarten bey Columella lib. 4. c. 3. davon ich oben im 1. Theil des 4. Buchs im 2. Capitel gedacht habe/ bezeuget; dahin auch der günstige Leser/ weitläufftigkeit zu verhüten/ gewiesen wird.

Zum Beschluß dieses Capitels/will ich noch beyfügen/was der gelehrte P. Francesco Lana in seinem Prodromo f. 96. &c. schreibet/ wie und was Gestalt zu säen sey. Weil die meiste Ursach ist/warum viel gesäet/und wenig geerndtet wird/daß der Saamen entweder nicht aller/wie es seyn solle/ unter die Erden kommt/ sondern obenauf liegen bleibend/ nicht einwurtzen kan/ oder ein Theil gar zu tieff in die Erden verschüttet/ersticken muß/ oder daß offt viel Körnlein zusammen fallen/ eines das andere nicht gedeyen lässet; daher/auf daß der Saamen in gleicher Weiten und gleicher Tieffen kommt/ giebt er im Abriß beygesetzte zwey Instrument:



Es werden vier Höltzer G.H.K.I. im rechten Quadrat, so breit ein Bifanck oder Ackerbette seyn mag/ zusammen gefügt/ die Länge ist G.H. und die Breite G.K. nach der Queer werden andere Höltzer / jedes mit 12. oder 15. eisernen oder hültzernen Spitzen so weit/ als das Korn voneinander kommen soll / eingefügt/ an den äussersten Ecken G.H.K.I. sind vier längere eiserne und stärckere Zapffen / mit diesen wird dieses Instrument in das zum Säen vor zugerichtete Feld eingedruckt / und die mittern (gleich als wie in einer Egen) machen die Löcher in das Feld in der Tieffen / wie der Saamen ligen soll.

Hernach hat man ein anders Instrument wie ein Sieb / das ist eben in der Grösse / Breiten und Länge / wie das vorige / und hat seine Leisten auf dreyen Seiten AB. BC. und CD. hat auch gleichmässig an den äussersten Ecken vier starcke Spitzen / in gleicher Distantz wie das vorige / die Löchlein dieses Siebes müssen nur so groß seyn/ daß ein Körnlein / und nicht mehr darein fallen möge/ müssen auch gantz gleich mit denen Spitzen an der Egen der ersten Instruments eintreffen und übereinstimmen; unter dieser gelöcherten Taffel muß noch eine andere Tafel / die gantz ist / gelegt seyn / die man bey EF. heraus und hinein schieben möge; wann nun diese zwey Tafeln aufeinander gelegt sind/ muß man in ein jedes Löchlein ein Saamkörnlein legen / oder das Korn darauf legen und weil ein Löchlein nur eines Körnleins fähig ist / hernach das übrige herab thun / und nur den Saamen in dem Löchlein bleiben lassen; folgends thut man diß Instrument just an das Ort / wo das andere mit den Egenspitzen gelegen / daß die Eckspitzen A. B. C. D. in die Löcher kommen / die von der Eckspitzen der Egen G. H. I. K. sind gemacht worden / alsdann wird das unterlegte gantze Bret geschwind heraus gezogen bey E. F. so wird der Saamen just in die Löchlein fallen/ die von der Egen zu diesem Ende sind gemacht worden/ da müssen nun die Egenspitzen / nach des Aers Eigenschafft/ die rechte Maß und Tieffe haben / und also kan nach und nach immer ein Mensch das erste Instrument in dem Acker fortrucken / dem der andere mit dem andern (wie gesagt ist) folgen kan / und können dergestalt zween Menschen in einem Tag ein grosses Feld besäen/ wird kein Körnlein vergeblich fallen / auch alles in die rechte Tieffe und Weiten einkommen; also wird nicht allein viel Saamen erspart werden / sondern überdiß das Getrayd ohne Gleichheit besser gerathen. Ja wann der Saame / wie im 22. Capitel folget / mit Thau zubereitet ist/ wird ein Körnlein viel Aehren bringen; man kan den Saamen weiter voneinander richten / so wird er mit reichem Wucher diesen kleinen Fleiß erstatten. Wer mehr wissen will / besehe obgedachten P. Lana fol. 98. & 99.

In Engelland werden in der Provintz Cornwalia die Unfruchtbaren Felder (wie Mr. Childrey in historiâ naturali Angliæ schreibet) also angebracht; sie mähen alles darauf wachsende Gras und Kreuter ab / lassen es aufgehäufft an der Sonnen und Lufft dörren / brennens hernach zu Aschen / mischens mit Meersand / und streuen es einwenig vor der Saat in die Aecker/ das soll den Saamen erwärmen und fruchtbar machen; wann sie aber ein solches Feld zweymal / auf diese Weise / mit Herbst- und Frühlings-Saat genossen haben / lassen sie diß Feld wieder sieben Jahr brach ligen / und bauen ein neues; und soll der Meersand / der aus der Tieffe genommen / wird weit besser seyn / als der am Ufer liget.

Zu mercken ist auch was Herr Harsdörffer in seinen Deliciis Mathematicis Tom. 3. parte 6. quæst. 4. meldet/ daß Herr Samuel Hartlieb in Engl. Sprach ein Buch vom Haushalten geschrieben / und darinnen gelehret / wie man das Getrayd / welches den Winter über im Feld gestanden/ im Frühling verpflantzen solle/ so werde man zum allerwenigsten eine doppelte Erndte davon einsammlen und sehr viel am Saamen ersparen; ist aber mühsam und zu wagen/ ob der Nutzen die Arbeit bezahle/ wäre also mit wenigen zu probieren; so ich allein anzeigen / und in des Hausvatters Belieben und Gutduncken stellen wollen.

Cap. XIX.
Ursachen des Tarelli, damit er seine Ricordi di Agricoltura mit mehrern beweiset.

Weil von Rechtswegen ein jedes Körnlein / das von Korn angesäet wird / 50. Körnlein wieder bringt / also daß wir billich von jedem Metzen funffzig geniessen sollen / solches aber nicht geschiehet/ also muß es entweder darum / weil der Saamen nicht aller aufgehet/ oder daß er von allerhand Ungezieffer oder Winden/ Kälte und Reiffen/ verderbet / oder aber aus übler Pflegung des Ackers und Unfleiß des Baurens verursachet werden; weil aber nicht alle Jahr üble Witterungen/ oder Ungezieffer sich ereignen/ wir doch gleichwol jährlich wenig davon einerndten / so kan es weder vom Saamen/ noch von der Witterung/ noch vom Ungeziefer herkommen / die Erden ist auch nicht schuldig daran / weil der Göttliche Seegen nicht veraltet oder unkräfftig wird / wie der heydnische Columella verständig und Christlich schliesset. Muß es demnach nothwendig allein von der Unwissenheit und Faulheit des Baurens geschehen; also soll mans nur probiren / und eine Hand voll Korn auf ein Feld / das auf seine Weise wol und gut zugerichtet worden / und ein andere Hand voll auf ein anders / nach gemeinem Gebrauch geackertes Feld ansäen / werde sich der Unterscheid in der Erndte augenscheinlich weisen. Der Saame wird/ seiner Meynung nach / darum dünn gesäet / weil es natürlich / daß/ wann man es dick säet / dünne Halmen macht/ und sich also desto eher niederlegt. Im Gegentheil / säet man es dünn / so verstärckt sich der Halm/ setzt wol zu / wann der Acker desto öffter und besser gepflügt worden; zu geschweigen / was bey grossem Anbauen für Saamen jährlich erspart wird; als zum Exempel / welche Herrschafft 12. Muth auf eine Hofbraiten bedarff / weil sie nur die Helffte anbauet / hat sie schon 6. Muth übrig/ so sie verkauffen / oder sonst im Hause zur Nothdurfft brauchen/ oder auch den armen Nothleidenden damit dienen kan. Und von den Sechsen/ der Ordinari nach/ zum Saamen bedörfftigen Mu-

then nimmt sie noch das Drittel/ als zwey Muth weg und säet nur vier Muth/ und nichts destoweniger tragen diese vier Muth auf der halben Braiten (wann sie ein paar Jahr also angebracht worden) mehr als vorhin auf der gantzen Braiten die zwölff Muth getragen haben/ können also acht Muth am Saamen/ auch viel Mühe und Arbeit erspaert werden; denn daß man glauben wolte/ daß ob man gleich die Felder nur die Helffte bauet/ solche dennoch doppelt so offt als vorhin müssen geackert werden/ ist zu wissen/ wann mans nur biß auf das dritte mal umackert/ daß hernach der Grund so mürb und leicht wird/ daß es weniger Mühe bringet als wann man noch einmal so viel Feld nur viermal ackert/ weil daß so wenig umgeackerte Feld allzeit wieder hart und spröde wird/ also man auch mehr Mühe damit hat/ da hingegen dieses/ wanns zwey Jahr nach einander also gebauet wird/ endlichen so mürb wird/ daß auch/ zu sagen/ ein schwacher Jung den Plug leichtlich regiren kan/ und das Zugviehe sich weit weniger bemühen darff. Und wie die Römer allein von zwey Joch Ackern/ die sie offt geackert und dünn besäet/ sich samt den Ihrigen wol und reichlich ernähret haben/ also ist kein Wunder/ daß unsere Hausvätter/ die wenig ackern/ und viel säen/ kaum des Hungers sich erwehren können. Zudem wann ein Acker mehr als ein Jahr in der Brach und seiner Ruhe ligt/ kan er auch seine Kräfften desto besser erholen/ sonderlich weil er auf diese Weise öffter gepflüget und besser gedunget wird; so wird auch das Unkraut besser ausgereutet/ das dem Saamen sonst seine Krafft nimmet/ und durch das öfftere umackern/ zu keinem Wachsthum gedeyen kan.

Die Anbauung des Kleesaamens dienet dem Viehe zu besserer Fütterung/ und die eingeackerten Wurtzen davon dungen das Feld desto reichlicher; denn weil die Erde ohne diß nicht kan müssig seyn/ und/ wann nichts anders darein gesäet wird/ es Disteln und Unkraut bringet/ die den Acker aussaugen und verderben. Drum ists ja nützlicher/ wann man ein Theil davon mit Kleesaamen anbauet/ und nachdem mans gemähet/ die Wurtzen einpflügt/ weil das Feld davon gebessert wird/ so noch besser ist/ wann man die Stoppeln vorhero abbrennet. Wann man nun mehr Futter also hat/ und jährlich den vierdten Theil der Wiesen verneuret/ kan man auch mehr Vieh halte/ und seine Feldarbeit/ Fuhren und Hausgeschäffte desto gelegensamer und bequemlicher verrichten.

Also/ wann die Erd auf solche Weise gebauet ist/ wird ihre Unart in Fruchtbarkeit verkehrt/ und wann sie öffter in die Brach kommt/ besser gedungt und geackert wird/ wird sie von Tag zu Tag immer sich verbessern/ wie Valerius Maximus lib. 8. Tit. Senectutis meldet/ das König Masinissa, weil er so unverdrossen und anhäbig war im Ackerbau/ habe sein Königreich Numidiam/ welches er öd, mager und unfruchtbar angetretten/ durch Fleiß/ Geschicklichkeit und emsigen Feldbau/ reich/ fruchtbar/ und von allen Gütern überflüssig nach sich verlassen. Wer diesen Rath folgen wird/ der wird weniger Arbeit/ hingegen mehr Lust/ Nutzen und Einkommen haben; wiewol aber insgemein die Menschen nicht leicht dahin zubewegen sind/ daß sie lieber die alte bekante Landstrassen gehen/ als einem neuen Wege folgen wollen. So ist doch meine unveränglich Meynung/ weil viel dabey zu ersparen/ alles der Natur und gesunden Vernunfft gantz wahrähnlich scheinet/ ein junger Haußvatter/ solches zu versuchen sich nicht abschrecken/ sondern vielmehr anreitzen lassen solle; der Author schliesst/ uns desto höher darzu anzumahnen/ sein Wercklein mit folgenden Ursachen:

1. Weil der Acker/ wann er auf diese Weise zwey Jahr ruhen/ und in der Brach ligen wird/ da er/ dem gemeinen Brauch nach/ sonst nicht mehr als etwan sieben Monat also gelassen worden/ wird viel besser und trächtiger werden/ wie die Leut in Romagna, Puglia, Toscana und Sicilia bezeugen können/ die/ wann ihre Felder vier oder fünff Jahr also geruhet haben/ hernach 70. 80. 90. und 100. Metzen von einem wiederum erstatten.

2. Das man das Feld achtmal ackert/ welches doppelt so viel ist/ als man sonst gepflogen hat/ diß könne nicht anders als dem Acker hochersprießlich seyn/ wann mans nur zu rechter Zeit/ da es weder zu trocken noch zu naß anstellet.

3. Weil das halbe Feld so viel Dung empfangen/ als vorhin das gantze gehabt hat/ muß es ohn allem Zweiffel trächtiger werden.

4. Wann dieses Dungen recht anschlagen soll/ muß es vor den zweyen Æquinoctiis im Herbst und Frühling geschehen/ weil zu dieser Zeit das Dungen viel besser ausgibt/ und die Erde davon viel säfftiger und trächtiger wird.

5. So kan man noch mehr Dung haben als vorhin/ weil man aus Ursach des angebauten Kleesaamens mehr Heu und Futter hat/ also auch mehr Viehe halten/ und mehr Dung machen kan.

6. Weil noch dieses darzu kommt/ daß man nach dem Schnitt die Stoppeln/ die man der Ursach halber etwas wenigs länger lassen soll/ abbrennen/ und mit diesem Aschen den Grund feist machen kan/ doch muß es von den Bäumen/ und Weinbergen/ und allen Wohnungen entfernet seyn/ und müssen allein angezündet werden/ wann es Wind-still ist/ weil sonst leicht ein Schad entstehen kan/ auch zur Zeit/ wann man hofft es mögte bald ein Regen darauf fallen.

7. Der Kleesaamen über das/ daß er gutes und ergäbiges Viehfutter gibt/ macht mit seinen gleich nach der Mad eingeackerten Wurtzen/ das Feld so fette/ daß man den schönsten Flachs darauf bauen/ und noch selbiges Jahr mit Hirsen besäen kan; das ist nun auch ein fürtrefflicher Nutzen in der Wirthschafft/ und ist solches daraus desto besser abzunehmen/ weil der Flachs im bösen Beruff ist/ daß er die Aecker verderbe/ welches aber auf diese Weise so gar nicht geschiehet/ daß man auch noch darzu Hirsen darauf bauen kan.

8. Weil man nur die Helfft anbauet/ kan man nicht allein den gantzen Saamen/ der auf das halbe Theil gangen ist/ sondern auch das dritte Theil des Saamens an der andern Helfft ersparen/ und dieses jährlich/ so schon/ wie oben gesagt worden ein mercklisches austrägt/ weil es dünner gesäet wird/ stärckere Hälm kriegt/ grössere Aehren/ und besser allenthalben zusetzt/ nicht ligerhafft wird.

9. Soll man das Korn im wachsenden Monden bauen zu rechter Zeit/ wann der Grund fein mürb und durch gearbeitet ist/ da kan man mit zweyen Pflügen/ jeden mit zweyen Ochsen/ gleich so leicht fortkommen/

als

als was man vorhero / da das Feld härter und spissiger gewesen / mit acht Ochsen in zweyen Pflügen hat richten können / dadurch weniger Viehe gebraucht / und solches nicht so hart abgetrieben wird.

10. Das Jetten geht auch itzund besser an / denn indem das Feld so offt geackert / und bald nach der Länge / bald nach der Queer / durchgerissen wird / nimmt das Unkraut je mehr und mehr ab / weil es nicht Zeit zu wachsen hat; das Jetten muß aber nie geschehen / wann nasses Wetter / oder wann es gar zu dürr ist / weil bey dem ersten der Saher vertretten / bey dem letzten aber des Unkrauts Wurtzen nicht völlig heraus gebracht wird / und solches folgends nur mehr Platz einnimmt / und stärcker wächst; auch soll man das Jetten unterlassen / wann das Korn in der Blüt ist / sonderne entweder vorhin oder hernach / auch nicht wann das Korn im Schossen ist; und sagt Plinius lib. 18. cap. 27. Sartura ab æquinoctio nocet vineæ & segeti, welches Tarello also Welsch gibt: Che venti giorni doppo l'Equinottio, sistima, che il zappare nuoca alle vigne & alle biade. Dem Mertzen durch mag man anfangen zu jetten / wäre es aber noch zu kalt / im April / da muß man nicht allein alle Unkräuter / sondern auch den von der Sonnen erhärteten Schnee- und Winterschleim hinweg butzen.

11. Die Weingebürge soll man dreymal jetten zu recht gebührlichen Zeiten / wie an seinem Ort gedacht worden / wie auch die Felder / und kan man das dritte Theil des ersparten Saamens / als von neun Metzen drey darzu anwenden / und den jenigen geben / die sich gern und willig hierzu wollen gebrauchen lassen / so geschiehet diese Arbeit umsonst / und ihr habt wenig dabey zu verlieren / weil den armen Leuten gleichsam ein Almosen gegeben wird / welches GOtt reichlich zu vergelten versprochen hat.

12. Indem man jährlich den vierdten Theil in der Wiesen den Wasen brennet / ackert und besäet / so wol mit seinem / als der Wiesen Nutzen / so wird man von den dreyen Theilen / wann sie wol gedungt / gewartet und gewässert worden / gleich so viel Heu kriegen / als man vorhin von allen vieren bekommen hat / und das Viertel mit Getrayd angesäet / wird mehr Frucht geben / als ein Mensch glauben kan / der es nicht selbst erfahren hat; daher diese zwölff fundirte und genugsame Ursach sind / einen Hausvatter zu seinem Vortheil und Nutzen damit anzuspornen.

Diese doppelte und heilsame Nutzung aber / muß man nicht glauben / daß es sich gleich in den ersten Jahren so vollkommen erzeige / ob schon die Felder also ausgetheilt / und achtmal geackert worden / sondern man muß der Zeit erwarten / so wird sich alles unfehlbar finden / welches in den ersten Jahren noch nicht möglich ist / weil immer eines oder das andere noch nicht vollzogen worden / darzu man Zeit und Weil haben muß; daher wird sie nie so trächtig seyn in den ersten drey oder vier Jahren / als in sechs / acht / oder mehr folgenden Jahren / da sie mit der guten Verpflegung schon angebracht worden / doch gleichwol fast allzeit doppelt so viel / als man an den ersten durchaus gantz angebauten Feldern vorhin gefechsnet hat / wann man nur achtmahl das Ackerwerck (wie angeregt) recht verrichten wird.

Cap. XX.

Natürliche Anzeigungen / wann man spat oder frühe anbauen soll.

Die alten Bauren haben ihre gewisse / bißweilen wol auch aberglaubische Omina und Vorboten / daraus sie erkennen / ob die Saat früh oder spat seyn solle; die aberglaubischen sind nicht würdig / daß man dern gedencke; der natürlichen aber / die durch langwierige Betrachtung / und gewöhnlicher Beystimmung der Warheit zusammen treffen / also ein Wahrähnlichkeit / Glauben und Beyfall erlangen / kan man gleichwol nicht so gar beyseits setzen / sonderlich wann sie mit der Vernunfft und guter Oeconomiæ übereinstimmen. Also halten viel dafür / wann die Weide Erica in den Wäldern blühet / und die Blühe entweder gar oben am Gipffel / oder in der Mitten des Krautes / oder gar untenan sich sehen lässet / daß man diesem nach frühe mittelmässig oder spat zu bauen anfangen müsse. Auch wann die Hechten und Frösche zeitlich oder spat streichen und laichen / möge die Saat darnach zeitlicher oder langsamer eingerichtet werden. Item / wann die Aestlein an den Fichten / Eychbäumen und Föhren völlig und frisch herfür sprossen / oder lang zuruck halten / und sich gleichsam bedencken; auch wann nach Weyhnachten in kalten Ländern / vor 22. Wochen und 3. Tage / das Korn ihre Aehren schosset / oder wann es länger hernach verweilet; item / wann die rothflossechte Alburni oder Weißfische / nach vollbrachter Laich-Zeit / im April lang beysammen bleiben / oder sich bald nach wenig Tagen voneinander geben / könne man später oder eher zu Felde ziehen; also auch / wann der Bär im Frühling in den Aspenbäumen (populo nigrâ oder tremula) sich in den jungen Sprößlingen und Blättern weidet / und die Aeste an Weiden sehr zerbricht / so solle man frühe anbauen / sonst soll die spate Saat nichts ausgeben; weilen die Sonn- und Mondfinsternissen mehrentheils eine Veränderung des Gewitters nach sich zu ziehen pflegen / und aber solches in der Säe-Zeit wol in acht zu nehmen / als soll ein fleissiger und sorgfältiger Hausvatter dieses wol beobachten / und den Saamen (wo möglich) vorher ins Felde bringen. Auch soll ein Hausvatter wol die Art und den Situm seiner Felder betrachten / dann was Sommer-Länder sind / sonderlich die gegen Mittag und Osten ligen / kan man viel eher bauen / als was gegen Abend oder Mitternacht sich wendet / oder auch / wann der Grund an sich selbsten laimicht / kalt und feucht ist / da muß man billich später anfangen / als wo er sandicht / fett und schlierricht ist. Darum sagt der fleissige und scharffsinnige Plinius: Confitendum est, cœlo maxime constare ea quippe Virgilio jubente prædisci ventos ante omnia, ac siderum mores, neque aliter quàm navigantibus servari. Spes ardua & immensa est (schliesset er) misceri posse cœlestem Divinitatem imperitiæ, sed tentanda tamen grandi vitæ emolumento.

Cap. XXI.

Wann sich das Getrayd niederlegt.

Dieses kommt gemeiniglich daher / weil entweder der Acker gar zu geil und wolgedungt worden / oder wann man das Korn zu dick ansäet / so gehet es zu dick auf / bekommt subtile Halmen / die / wann ein ungestümmer Wind wehet / leichtlich / ob es schon nur Saher ist sich auf dem Boden legen / das siehet man gleich / wenn es gleichsam Buschen-weise / frech und weich aufgehet; sind zwar wol etliche Mittel dafür / dadurch dieser Schade gleichsam kan corrigirt und verbessert werden / als daß etliche das Getrayd / durch ihr Mayr-Gesind / im Frühling / wann es nicht gar zu heiß und trocken ist / sahern lassen / und solches ihrem Viehe sonderlich den Melckkühen / fürgeben / dardurch sie desto reichlicher mit ihrer süssen Milch ihre Herrschafft belohnen; etliche aber lassen im Herbst und dem Winter durch / wann nicht gar zu weiches / nasses oder kaltes Wetter ist / ihre Schaff darauf treiben / und allzeit ich Durchtrieb also überklauben / damit wird die liebe Saat zum rechten Temperament und gleichmässigkeit gebracht / welche hochnöthig scheinet. Herrera lib. 1. c. 8. in seiner Agricoltura weiset noch ein anders und in diesen Landen ungebräuchliches Mittel und sagt / Plinius heisse es Lirare, sagt auch / welche Leut dieses thun / befinden sich gar wol dabey; wann der Waitz oder die Gersten viel Wurtzen hat / die schon tieff genug eingegrieffen haben / soll mans nach der Zerch / nicht auf die Weise / wie es angebauet worden / mit dem Pflug durchreissen; denn wiewol es den Schein und das Ansehen hat / das Getrayd (indem man seine Wurtzen entblösset / werde durch das Ackern verderbet / so befindet es sich doch nicht also in der That / sondern die Wurtzen / indem die Erde um sie her aufgeriegelt wird / verneuret sich / dehnet sich aus / ergrössert sich / und wird desto weiter ausgebreitet / daß sie auch mehr Schoß und Saher von sich treiben / und mehr und stärckere Hälm und Aehren von sich ausstossen kan. Und wann auch ein oder das andere Körnlein dardurch verderbet würde / so werden doch auf diese Weise hundert gebessert und fruchtbarer gemacht. Dieses aber schickt sich nit auf alle Gründe / die fest und starck sind / auch nicht auf die sandichten / sondern nur in gute fette Aecker; man muß es anstellen bey feuchten dunckeln Witterungen / oder wann des Himmels Constitution bald einen fruchtbaren Regen verspricht / dardurch sich die Wurtzen leicht wieder erquicken und einhafften kan / und nicht / wann es warm / dürr und heiß ist / auch nicht wann die Winde sich mit Sturm hören lassen / wie dann in diesem Buch / in dem Capitel / wo von der Frag gehandelt wird / ob das Hetzen und Durchreiten der Saat schaden / mit mehrerm davon gehandelt wird; item / was das Fetten / Sahern und die Viehtrifft anlanget / gleich vorhero.

Cap. XXII.

Etliche Künste / den Saamen fruchtbarer zumachen.

Der gelehrte Jesuit P. Francesco Lana nel Prodromo overo Saggio di alcune inventioni nuove, premesse all' arte Maestra, gedruckt in Folio zu Brescia 1670. am 55. Blat / gibt folgenden Raht / den Saamen anzumachen / daß er sich reichlich vermehre.

Erstlich im Mayen / wann die Thau am meisten pflegen zu fallen / soll man saubere Tücher oder Leilacher nehmen / sie in den Wiesen / oder Waitzen-Aeckern / mit dem Tau wol benetzen; hernach in ein Geschirr ausdrucken / und wieder an einen andern Ort wol benetzen / und allzeit wieder auswinden / und das so lang / biß man Thau genug hat / den kan man in saubern Gläser thun / und wol verwahren.

Wann nun die Säezeit ankommet / mag man solchen Thau in einen grossen Zuber giessen / einen Sack Korn hinein schütten / und wann er nach etlichen Stunden etwas aufschwellet / ihn heraus nehmen und so fort und fort neuen Saamen hineinschütten / und ob es wol Arbeit kostet / bezahlet solche doch die reiche Erndte doppelt wieder; man kan / in Mangel des Thaues / wol Regenwasser gebrauchen.

Wann der Saame also gesäet wird / giebt er weit mehr Frucht / als sonst seine Gewohnheit ist; noch besser giebt es aus / wann man erstlich in dem Tauwasser ein wenig Saliter zergehen lässet / muß aber nicht zu viel seyn / sonst würde es mehr Schaden als Nutzen bringen.

Noch überflüssiger wird der Genuß seyn / wann man von dem Stroh oder Kraudicht des Saamens / den man bauen will / als zum Exempel / Waitzen- oder Rockenstroh / eine zimliche Quantität zu Aschen brennt / das Saltz davon extrahirt / und mit dem Thauwasser vermischet / worein man denselbigen Saamen legen will / daß solches Saltz per vehiculum roris sich in den Saamen einquelle / soll ein stattliches Mittel seyn / eine reiche Erndte zu überkommen; man mag auch eine zimliche Quantität Waitz oder Korn in dem Thauwasser verfaulen lassen / hernach den Safft davon aus drucken / und das Getrayd darinnen einweichen / ehe man es säen will.

D. Joh. Joachim Becher in Physicâ subterraneâ fol 122. schreibt / ein Engelländischer Autor in seinem Tractat von der Fruchtbarkeit des Meersaltzes erzehle / daß in Schottland / an dem Meergestad / als das Wasser abgelauffen / ein Bäuersmann einen Sack voll Saam-Korn auf seinem Pferde geführet habe / willens es auszusäen / als aber die wieder anlauffende Meer-Flut ihme zu gähe hat wollen auf den Halse kommen / sey er gezwungen worden / den Sack Korn abzuwerffen / und Sporenstreichs auszureissen; da folgenden Tages das Wasser wiederum gewichen / habe er zwar seinen Sack / jedoch gantz durchschwellt / benetzt / und seiner Meynung nach / verdorben / gefunden; weil er nun arm / und kein ander Saam-Getrayd gehabt / habe ers aus Noth ausgesäet. Dieses habe dermassen

sich vermehret / daß sich der Bauer mit seiner gantzen Nachbarschafft darüber verwundern müssen.

Glauberus sagt: Man soll das schwereste Getrayd/ das im Winden am allerweitesten fällt / tanquam semen masculum, zusammen sammlen / in ein Wasser/ daß von Roßdung fett und stinckend ist/und in welchem so viel Pfund Saltz aufgelöst sind/ so viel Joch Feldes man zu besäen hat / auf 24. Stund lang einweichen/ wieder trocknen / und bey hellem schönen Gewitter ansäen; man darff des Saamens nur die Helffte nehmen / als man sonst / das Feld zu besäen / hätte vonnöthen gehabt; das Feld darf nur einmal gepflüget/und weiter nicht gedungt werden / so wird es reiche Frucht / und 4. Wochen zeitlicher/ als die gewöhnliche Erndte ist/herfür bringen; die Körnlein/so in der Mitte des Aehers/ sind viel besser / als die oberhalb und unten stehen.

Ein andere Kunst/das Getrayd zu vermehren/hab ich vom Herrn Johann Ehrenreich Geymann / Freyherrn/bekommen/die ich dem günstigen Leser nicht verhalten wollen: Man nimmt eine Art vom Getrayd was man will/schüttet es nach Belieben in einen gleich-weiten höltzernen Zuber/merckt im selben mit einem Messer/ wie weit das eingeschüttete Getrayd gehet/oder wie viel Raum es in dem Geschirr eingenommen/ alsdann thut mans wieder heraus/schüttet mit einer Maßkannen so viel Wasser in dasselbe Geschirr/bis es an das Gemerck reiche/ wohin das Getrayd im Geschirr gangen ist / zehlet fleissig die hinein geschütteten Kannen Wassers/auf deren zwaintzig nimmt man folgende Species, sind es viertzig Maß/ nimmt mans gedoppelt / und also fort nach Proportion; auf zwantzig Maß allzeit mittelmässig-geläuterten Salpeter 8. Pfund / Tauben- oder Hünerkoth eine Hand voll / gefeilt Ochsen- oder Widderhorn 6. Pfund/ Pferdmist eine Hand voll / des fetten und gläntzigen Russes aus dem Schorstein zwölff Pfund/einen gantzen Fladen von einem Ochsen: diese Stücke lässet man eine gantze Stund in einem Kessel / mit den 20. Maß Wassers / wol sieden/ thuts hernach vom Feuer; wann es kalt worden / schüttet man das abgemessene Getrayd hinein/ deckt es wol zu/und wanns 24. Stunden darinnen geweichet / nimmt man das Getrayd heraus / trocknet es / so lang/ bis es zum säen bequem wird/ alsdann säet mans in ein geackert und zugerichtetes Erdreich.

Der Nutz von diesem Getrayd ist 1. daß / wann es gleich regnet / der Saame doch nicht verdirbt / auch von Schnecken und Kornwürmern nicht angegriffen wird. 2. Darff man die Felder nicht dungen / noch weniger in der Brach ruhen und ligen lassen / sondern man kan sie jährlich zum Anbau brauchen. 4. Soll man von dem/ was sonst gewöhnlich auf das Feld gebauet wird / nur die Helffte auf solche Weise ansäen. 4. Soll man von dieser Helffte allezeit zwey oder dreymal soviel einerndten/als man von dem doppelten Samen (wenn er auf gemeine Weise wäre gebauet worden) hätte erobern können. Tylkovvsky de re agraria pag. 182. Frumentum in arenoso solo, æquè ac in pingui prodibit, si semen per duodecim horas madeat in aqua, quæ de fimo effluit, postea per quatuor septimanas siccatur, ac sæpè versatur, rursus in aquam similem ponatur per sex horas, & iterum exsiccetur, tandem seminetur post quatuordecim dies.

Cap. XXIII.

Noch andere Weisen und Arten der Fruchtbarmachung.

Die folgenden wundersamen Vermehrungen der Früchte/ sind theils durch Herrn Grafen Digby selbst/ theils aber durch anderer curioser Personen Erfahrungen/ probirt und bewähret worden. Man soll Wasser nehmen / dasselbe zu dem Feuer setzen / bis es siede / darein soll man Schaafskoth/nach Belieben/ auf die Proportion des Wassers thun/je mehr/ je besser und miteinander kochen lassen/ darnach das Wasser durchseihen / und Sal nitrum darein/auch/so man will/ vom gemeinem Saltz darzu thun; alsdann soll man die Körner/von was für einer Frucht man will/darein weichen / und nachgehends im Schatten wieder trocknen. Man kan auch/so man will/ von Tauben-Mist zu dieser Composition thun/und ein weichen / und die Körner/wie gesagt/wieder trocknen/ und solches zwey- oder dreymal wiederholen; alsdann kan man mit solcher præparirten Frucht einen Acker besäen/daß/ wann man sonst zehen Metzen säen müste / man von diesen über einen Metzen nicht/und aufs dünneste/ als man kan/säen solle.

Andere lassen diesen Saamen 24. Stund in diesem Wasser weichen / und wann das Erdreich/ darein man säen will / etwan feucht wäre/ kan man die Körner etwas trocknen / ehe man sie einsäet; ist aber das Erdreich dürr / kan man sie alsobald gantz feucht einsäen / und so man sie eher will zeitig haben / kan man nur Kalch/der von sich selbsten ausgelescht ist/ auf den Acker/ darauf man den Saamen gebauet hat/hinstreuen.

Noch ein anders/ so von einem andern curiosen Liebhaber herkommt: Im Monat Martio fang Regenwasser auf/ da es am stärcksten regnet/unter den freyen Himmel/ oder von einem neuen höltzernen Dach/ so viel du bekommen kanst / thue solches Wasser in ein grosses Faß oder Zuber/ und setze darein einen grossen Schmeltztiegel/ in welchen du 5. Pfund Salis nitri thun solst / solcher Gestalt/daß das Wasser nicht ober über den Tiegel lauffen könne/sondern der Tiegel zween Finger hoch darüber gehe/und muß derselbe also stets stehen bleiben; in das Regenwasser aber wirff 12. Pfund Meersaltz/ so gantz hart ist/ und rühr es wol durcheinander: Hernach in dem October / wann der Mond in Zunehmen ist / laß diese nachfolgende Kräuter sammlen / nemlich Flöhekraut/ Bohnenstroh und Rohrhalmen / so in der See/ oder in den Teichen wachsen / jedes eine gute Bürd/dieselben brenn in einem Bachofen zu Aschen an einem Tag / wann der Mond im Zeichen der Zwilling ist / und wann du solchen Aschen hast / so nimm ein gutes Schäfflein voll Kalch/darunter thue diese gebrannte Species zusammen in einen Zuber von zwey oder drey Eymern / und gieß darüber das obgemeldte/mit dem Sale nitro und Meersaltz bereitete Mertzenwasser/ etwas mehr als die Helffte des Zubers wol/rühr es wol durcheinander 6. Tage lang/ jeden Tag eine Stunde /

als

als zwischen 11. und 12. Uhren; nach diesem laß die Materiam stehen 14. Tage lang/ daß es sich zu Grunde setze/ nimm alsdann einen subtilen Bohrer/ mach ein Loch am Eck in dem Boden des Zubers/ laß das Wasser daraus durch einen Triechter in ein Glas tropffen/ und folgends wol vermacht/daß keine Lufft darzu komme/ oder das Wasser nicht evaporiren möge.

Also ist das Wasser zum beitzen bereitet/darein legt man das Korn 24. Stunden lang/ und lässet es darnach wieder trocknen. Es wird dardurch die wachsende Krafft in allerhand Saamen und Früchten mit höchster Verwunderung vermehret/ wann dieselbe zu rechter Zeit/ in gewissen Stunden darinnen geweichet darnach in einen wol-geackerten/ aber doch nur ungedungten Acker/ausgesäet worden/so trägt ein Korn das erste Jahr von 30. bis auf 60. und mehr Hälmen und Aehren.

Wird es aber des andern Jahrs wieder/ wie vor/ also eingeweicht/ so wird ein Korn von 60. biß auf 100. Halmen und Aehren bringen. Der Acker muß auch/ nach jeder Lands Art/ wie sonst gebräuchig/ zu rechter Zeit geackert und gearbeitet/ darff aber nicht gedunget werden.

Was sonsten/ spricht Herr Digby, dieses Wasser bey den Garten-Saamen/ wie auch jungen Bäumen/ Wein- und Rosenstöcken/und dergleichen andern in der Erde sitzenden Gewächsen/ als Saffran/ Zwiebel und Tulipanen/etc. für Frucht schaffen und bringen kan/stehet bey einem jeden Liebhaber solcher Curiositäten zu erfahren/dem es die Zeit offenbaren wird.

Es behält auch solcher gebauete Saamen auf 20. oder 30. Jahr seine Krafft und Wirckung/ und wird demselben/ wann er ausgesäet wird/ nicht leichtlich ein Zustand von Kälte oder Frost/ wie andern gemeinen Saamen/schaden/dardurch sich vielmal mißwachsende Jahr begeben: Welches hier gantz nicht zu befürchten/ wo nicht GOtt absonderlich durch allerhand Ungezifer/oder mit einer Wasserflut straffen wolte.

In Miscellaneis Curiosorum Anno secundo, observ. 112. finden sich folgende Wort: Etliche nehmen das Roßzirck oder Koth/ ohne Stroh/ thuns in einen Graben/begiessen es offt mit Wasser/deckens aber/daß sie von dem zu viel sich ereignenden Regenwasser nicht allzusehr überschwemmet werde; wann es nun etliche Wochen lang gefault ist/ reutern sie diesen Mist durch ein Sieb/ lassens in einem Kessel einen einigen Sud thun/ legen das Korn/ so sie säen wollen/ auf drey Tag lang hinein/daß es geschwelle/nehmens hernach wieder heraus/ und lassens ein wenig abtrocknen/mischen geschnitten Stroh darunter/damit sie es desto dünner säen mögen/ den je weiter die Körnlein voneinander fallen/ je besser setzen sie zu.

D. Joh. Ferdin. Hertodt setzt in seiner Crocologiâ folgenden Liquorem, in welchem/ wann die Saamen geweichet und angebauet werden/ sollen sie vor dem Ungezifer sicher seyn; der Acker soll weiter keine Dung bedörffen/ auch also jährlich können besäet werden; man soll an der Helfft des Saamens genug haben/ der Acker soll dennoch doppelt so viel Frucht geben/als sonst; und wann man ein Hötzlein eines kleinen Fingers dick in diesen Safft eintauchet/und zu eines Gewächses Wurtzen beystecket/ soll es kein Ungezifer angreiffen/ und nennet solchen Liquorem multiplicativum, der wird also zubereitet: nimm Bronnenwasser 13. Mährische Maß/darein thue nicht auf den höchsten Grad gereinigten Salnitri ℥iij, abgefeiltes Ochsen- oder Bockshorn gleich so viel/ Ofen-Ruß aus dem Camin ℥vj, Ochsenfladen/ was auf einmal von ihm kommt/ Hüner- oder Tauben-Koth eine Hand voll/Roßzirck eine Hand voll/ und ein Häubtlein Knoblauch; diß alles vermenge/und thue es in das obbemeldte Wasser/laß es miteinander eine Stund sieden/ und wann es kalt worden/seihe es durch ein dickes leinenes Tuch/ und hebs auf. Wilt du es brauchen/ so nimm ein weites Geschirr/den Saamen thue hinein/ und richte ihn fein gleich/ darnach mercke das Geschirr einer Hand breit höher mit einer Kohlen/ und biß dahin schütte das Wasser darüber/ verhülle es mit einem leinenen Tuch 24. Stund/ oder wanns Legumina sind 36. Stunde; darnach nimm den geweichten Saamen heraus/ laß ihn im Schatten trocken werden/ und säe ihn an/ ist schier auf die Art/ wie das obige/ so ich vom Herrn Geyman Freyherrn/ bekommen.

Mehr eine treffliche Dung/ die sandichten Aecker zu guter Fruchtbarkeit zu bringen: Nimm ein Sack gemeines Saltz/ und drey Säcke ungelöschten Kalch/ thue es zusammen in einen Zuber/feuchte es an mit Regen- oder anderm Wasser/ rührs wol um/ bis es wie ein Brey wird/ nimm darnach Ziegelstein/ lege sie in zwey Reyhen/ und auf dieselben lege Scheitter/ oder andere Höltzer/ daß es unten hohl sey/auf die Höltzer lege Stroh/und auf das Stroh thue die obgesagte gemachte Materi mit einer Schaufel/ fleck- und kugelweis; auf diese Materi lege wieder Holtz und Stroh/ wie gesagt/ und solches Legen continuire/ biß deine Materi gantz verbraucht ist; darnach stecke es unten mit Feuer an und laß es so lang glimmen und brennen/als es will/ stoß es immittels zusammen auf einen Hauffen/ und gib Acht/daß du das Feuer allzeit beysammen/ und auf einander behaltest/ wann es verbronnen/ so laß es von sich selbst erkalten/und wanns kalt worden/so brauche es; nemlich zu einem Weinstock soll man eine gute Hand voll davon auf die Wurtzen thun/also viel auch auf der Bäume Wurtzen/auf einen Morgen Acker vier Säcke voll/und auf einen Morgen Weingarten/ worauf man sonst 70. Karren gemeinen Mist bedarff/ acht Säcke voll von dieser Dunge/ davon wird man einen reichen Nutzen empfangen.

Etliche/ wann sie diese erst-erzehlte verbrannte Materi abgekühlet haben/feuchten diesen Aschen mit Harn von Pferden und Rindvieh an/die man zu diesem Ende im Stall/ in einem steinernen Trog/muß zum Vorrath einsammlen/lassen es wieder im Schatten trocknen/ und das wiederholen sie zwey- oder dreymal.

Wann du einen Acker oder Weinberg gearbeitet hast/ so streue gleichsam/ als woltest du säen/ diese Materi allenthalben darauf/darnach ege oder hacke sie wol unter/so wird dein Acker oder Weinberg dardurch eine solche Krafft bekommen/daß er vielfältige Früchte bringen/ und gar keiner andern Dung weiter bedörffen wird; diese Dung kan sonderlich in sandichten Orten sehr dienen.

In einem alten geschriebenen Büchlein/ habe ich folgendes Secretum gefunden/den Saamen sehr fruchtbar zu machen: Nimm den Schaum von der eingeseifften Wäsche/heb ihn in einer grossen Boding auf/zuvor

must du auch in einem grossen Schaff oder Geschirr alten etliche Wochen lang gestandenen Manns- und Knaben-Urin haben / oben abschöpffen / und weg thun / den Seiffen-Jest aber unter die feces urinæ mischen / und den Saamen / Korn oder Waitzen / biß er geschwellet / Tag und Nacht / mehr oder weniger / hinein weichen; doch muß dieser Saamen gar dünn gesäet / und darff das Feld nicht gedunget werden.

Wo man Sommer-Waitz und Sommer-Korn hinbauen will / soll der Saamen nur vor der Saatzeit im Mistbrod eingeweicht / und das Feld im October / den Herbst vorher / Winter bracht werden; von vielen wird für das beste gehalten / den Saamen im Frühling säen / einackern und wol einegen.

Doch alle dergleichen Sachen lassen sich eher bey kleinem Anbau / oder in Gärten und Weinbergen / als bey grossen weiten Feldern practiciren. Darum die besten Wirth die alte Weise für die beste halten / wäre auch nicht zu wissen / wohinaus man mit der Vieh-Dung wolte / wann man sie nicht in die Gärten / Felder / Wiesen und Weinberge führen solte. La curiosità travaglia per gusto.

Noch diese Stuck will ich dem günstigen Leser / aus Herrn Georg Andreä Böcklers Haus- und Feld-Schul / anzeugen / wie man schöne vollkommene Frucht auf dem Felde zeigen / und die Aecker ohne Mist dungen könne: Man sammlet / sagt er / in einem Faß / Regenwasser / deckts mit dem ausgehobnen Boden-Deckel wieder zu; wann das Faß ein Vierling hält / so thut man zwey Pfund geschmeltzten Salpeter darein / der gar rein gestossen seyn solle / rührts mit einem Holtz herum / also daß solcher im Wasser zergeh / und lässet es stehen / bis mans brauchet. Je älter es ist / je besser es wird / wann es zwey Jahr stünde / wäre es besser. Zur Zeit der Sommer- und Winter-Saat lässt man die Saamenfrüchte ausmessen / und besprengt sie durch einen Sprützkrug mit diesem angemachten Regenwasser / rührt es stets mit einem Rechen oder höltzernen Schaufel / besprengt und netzt es wol / doch nicht mehr / als was die Frucht mag annehmen / und das Wasser davon ablauffe / lässets also ausgebreitet denselben Tage ligen / den andern Tag besprengt mans noch einmal / rührt und lässet es ligen / bis es ein wenig austrocknet / so in einem halben Tage geschehen kan / säet es hernach aus / wie gebräuchig.

Das Ackerfeld muß man vor also bereiten: Man nimmt geschmeltzten Salpeter / auf ein Juchart-Feld 15. Pfund / den Salpeter zerschlägt man in Brocken / so groß / als Haselnüß / säet darnach selbige auf ein Ackerfeld im Frühling oder Herbst / daß solche Brocken weitläufig voneinander fallen / egets und überfährts mit einem Pflug / und säet die obige Frucht darein; auf diese Weise wird die Frucht viel eher zeitig / an Stroh und Frucht grösser / und gibt also mehr Garben; es ist auch (sagt Herr Böckler) diese Frucht gesünder / als sonsten / wächst kein Unkraut und Ungeziefer / das den Früchten schädlich ist auf diesem Feld. Gleicherweise kan man andere Saamen und Gartengewächse / wie auch Weinberge damit dungen / und schöne Frucht zeugen; wann man will / kan man solches jährlich thun / und darff das Feld nicht Brach ligen lassen. Das Journal des Sçavans Tom. III. fol. 215. schreibt also von dieser Materia: C'est un Secret surprenant, pour la multiplication des grains, de les laiser tremper quelque temps, dans une certaine lessive, remplie du Sel de Nitre, avant que de les semer. J'ay veu souvent per experience, que tous les grains de bled, que nous avions ainsi preperez, poussoient chacun plus de deux cents tiges a la ronde & avoient tant d' espics, qui estoient rempli d' une confusion admirable de grains de mesme espece. Welches ich darum von Wort zu Wort ins Teutsche versetzen will / damit der Leser nicht glaube / ich hätte der Sachen zu viel gethan. Diß (sagt er) ist ein wunderliches Geheimniß / zu Vermehrung des Getrayds / daß man es in einer gewissen Lauge weichen lasse / darein Saliter gelegt ist / ehe als man es säet. Ich habs offt aus Erfahrung gesehen / daß alle auf diese Weise vorbereitete Saam-Körnlein / jedes derselben mehr als 200. Hälme oder Stengel geschosst / und rund herum ausgetrieben hat / auch so viel Aehren gehabt / die mit Körnern dieser Art wunderlich ausgefüllt und angeschoppt gewesen.

Also auch (sagt Herr Böckler ferner) schöne Gras-Wiesen zu zeugen: Nimmt man des obigen gestossenen Salpeters kleine Stücklein einer Erbsen groß / zu einem Juchart 10. Pfund des Salpeters / vermengt solches unter ein andere Erden / so nicht steinicht ist / und säet sie mit der Hand / wie man sonsten pflegt die Früchte aus zu säen / hin und her / und gleich darauf Heublumen oder Kleesaamen / und lässets also stehen / es bedarf weiter keines Dungens noch Wässerung; so bekommt man das schönste Kleegras / und vertreibt alles Moos und saures Gras von Grund hinweg.

Cap. XXIV.

Was bey dem Saamen insgemein zu bedencken.

Wer wol erndten will / muß auch guten Saamen anbauen / denn ohne diesen / ist das andere nicht zu hoffen / daher ein Hausvatter vornemlich seiner Felder Beschaffenheit und Eigenschafft erlernen solle / welcher Saamen wol / mittelmässig / oder gar nicht gerathe / damit er sich darnach richten / und seine Mühe nicht vergeblich anlegen möge; ob es lieber Waitz oder Korn / Habern oder Gersten / Erbsen / oder Wicken trage; ob man ihn viel oder wenig Samen geben / früh oder spat / nachdem er gegen Mittag oder Mitternacht gelegen / ansäen müsse; item / daß er Fleiß ankehre / denn Saamen allzeit in drey oder vier Jahren / sonderlich in feuchten Gründen / zu verwechseln / und einen andern / doch reinen / guten / und von einen schlechtern / doch eine oder zwo Tagreise davon entlegenen Ort hergebrachten Saamen / zu besprengen; dann was aus einem guten Feld in ein schlechters kommt / gedeyet nicht so wol / als was aus einem schlechten in ein bessers Land; aus einem kalten Ort gegen Mitternacht gewachsen in ein sommerischen; aus einem übelgedungten Acker in ein trächtigen gesäet wird.

In Miscell. Curios. Anno 2. Observ. wird aus des



Herrn von Monconnys Reisen gedacht / daß man in Engelland das Getrayd nie wieder dahin säet / wo es gewachsen ist/sondern daß man nothwendig ein auf andern Gründen gewachsenes Korn zum Saamen gebrauche. Der Saamen soll vor allen Dingen nicht auf einen schaurschlächtigen Acker gewachsen seyn/ zur Speise dienet er schon/aber nicht zur Saat.

Item/kan man die Aecker die zwey oder drey Jahr Waitz getragen/ wiederum mit Korn/ die Kornäcker aber mit Waitzen / und also auch die Haberäcker mit Erbsen oder Gersten/und diese mit jenen Wechselweise besäen.

Also auch im Auswärts / kan man die Waitzäcker mit Gersten/oder Linsgetrayd/die Kornfelder aber mit Habern bauen/ doch zu Zeiten umwechseln / und dieses haben die Aecker / so von Sand und Laimen wol gemischt und temperirt sind / am liebsten; der erwählte Saame soll recht zeitig seyn / schwer / wol gefärbt; (nicht klein/ runtzlicht/ oder versocht) die Ordinari-Saat/ soll man allzeit von den Früchten erwählen / die auf schlechten Aeckern gestanden / und sie zum Saamen behalten/die soll man aber wol zeitigen / und so bald man sie eingeführt/auf der Tennen gleich passen lassen.

Man brauchet / was von ihm selbst gern ausfällt/ welches meistentheils die schönsten und zeitigsten Körner sind. Das in Aehren bleibt/kan man hernach zur Speise ausdreschen lassen.

Man kan vor der Erndte/wann Waitz und Korn recht zeitig ist/ im Feld hin und wieder zusammen suchen lassen die Stöcke/ so viel Aehren auf einer Würtzeln haben/ weil sie vermuthlich/ nach Aug. Galli Rath/ besser als anders gerathen.

Zu dem Ende man das Saamgetrayd besonders aufschöbern solle; vor allen soll man sehen/daß es schön an Körnern sey/ weil viel der Meynung sind/ daß aus den grünen / unzeitigen/ leichten und runtzlichten Korn/ Unkraut wachse/ sonderlich/wann es an feuchte Ort gebauet/oder wann der Winter übermässig naß ist; und sagt Herr de Serres, er habe selbst in einem Korn-Aehr etliche Körner Durt gefunden. Und Fioravanti ne' Secreti rationali lib. 5. cap. 1. schreibt/ wann ein nasser Frühling ist/ so verwandle sich das Korn in Durt/ und wann ein trockener Frühling ist / so werde der Durt in Korn verwandlet. Der Saame muß sauber ausgeputzt/dünne/an ein kühles/ lufftiges Ort aufgeschüttet/ und anfangs in eine grosse Boding voll Wasser geschüttet werden; was am Boden fällt/ ist nutzlich/was aber oben auf schwimmt/mag man nur/als unnütz/abschöpffen/ mit einem Schöpf-Löffel / und dem Geflügel vorwerffen / oder mit dem andern Korn mischen und mahlen lassen.

Was an Boden gesuncken / kan man ein wenig trocknen/nur daß es nicht an den Händen bekleibe/ und kans also feucht säen / so wird es desto eher aufkeimen/ und von dem Gewürm und Ungezieser nicht so leicht angegriffen werden / als wann es lang in der Erden ligt/ ehe es aus Mangel der Feuchten aufgehet/ und das ist eine geringe Mühe.

Ist des Saamens so viel / kan man wol zwey oder mehr Bodingen darzu nehmen / die unten einen Zapffen haben; wann nun das undienliche abgeschöpft worden / kan man das Wasser ablassen / das Getrayd heraus auf Tücher schütten / und ausdünsten lassen/ hernach auf das Feld bringen. Der Saam soll einjährig seyn.

Man kan ihn auch 24. Stunden in ein Mistwasser einweichen/es sey was es wolle für Frucht; man nimmt eine grosse Boding/füllts zwey Drittel mit dem besten klein gefaulten Mist/ und den Uberrest mit fliessendem

Wasser/ lässt also zween Tage stehen/ darnach nimmt man den Mist heraus/ der seine beste Krafft und Fettigkeit darinnen gelassen / solche den eingeweichten Saamen mitzutheilen ; der herausgenommene Saamen aber muß an einem schattichten Ort getrocknet / und so bald er ein wenig trocken ist / (ehe als er gar eindorret/ und die eingesogene Tugend wieder ausdünstet) gesäet werden ; diese Krafft aber erstreckt sich länger nicht/ als auf ein Jahr/so muß dieses wieder gethan werden/ multiplicirt oder verintressirt offt 18. oder 20 für eines/ welches ein grosser/doch unsündlicher / Wucher ist.

Die frühe oder spaten Besäeung / muß nach der Jahrs-Witterung eingerichtet seyn; die Liefländischen Bauren/ wie Sal. Gubertus in seiner Liefländischen Oeconomie schreibt / besehen im Vor-Jahr die Roßkäffer/die sie Szudebomble nennen; wann dieselbe viel Eyer im Vortertheil unter dem Bauch haben/so halten sie es mit der Frühsaat/wo aber die meisten Eyer in der Mitten / das deutet auf die Mittelsaat / und wann sie im Hintertheil seynd / auf die spate: Solches / sagt er weiter / fehlet auch wol/ aber selten. Darum mit dem lieben Gebet die Saat auszuwerffen/ und Gott dem Herrn zu befehlen / daß Er sie segnen wolle.

Die kalten und geringen feuchten Felder müssen mehr/ reichlicher und früher besäet seyn/weil sie viel auszustehen ; die fetten/ starcken / warmen und wolgedungten aber dünner und später / damit der Saher zusetzen/ und sich nicht überwachsen möge. Keiner Saat ist nützlich / wann gleich starcke Platzregen darauf fallen / ehe sie herfür keimt/ denn der Regen schlägt und wäscht die Saat aus/daß sie bloß auf den Acker liegt/und nicht einwurtzeln kan/ sondern vom Geflügel gefressen wird / wird auch der Boden davon zäh und fest. Darum am besten/wanns gleich nach der Saat geschiehet/daß man das Feld alsobald mit einer Egen bey Sonnenschein überziehe / dann die Sonne/ die auf den Platzregen zu scheinen pflegt/ macht/das der Acker gleichsam eine zähe Haut überkommet/die man mit der Egen wieder öffnen und lüfften kan/ muß aber seyn/ehe der Saamen zu keimen anfange.

Man soll in acht nehmen/ wann in oder bald nach der Saat-Zeit Finsternissen an Sonn oder Monden im Calender stehen / welche meistentheils grosse Veränderungen des Gewitters nach sich ziehen / da soll man sich dann befördern / den Saamen noch vorher in das Felde zu bringen. Wann das aufgeackerte Baufeld starck beregnet worden/ daß es oben eine Haut bekommet/ soll man solches/ ehe mans besäet/ ein wenig nach der Quer aufegen lassen / sonst fällt der Saame zusamm / und springt in die Furchen/ geht auch ungleich auf.

Die Winter-Saat muß nicht zu dünne/ die Sommer-Saat aber nicht zu dick gesäet / und also die Hand nicht voll mit Saamen genommen werden ; im Säen muß die auswerffende Hand mit dem fortschreitenden Fuß gleiche Zeit halten/ und nicht einmahl viel / das andermahl wenig nehmen / sondern fein gleich ausstreuen.

An theils Orten wird 14. Tag vor Michaelis / und 14. Tag hernach / für die beste Saam-Zeit gehalten/ doch ist allzeit rathsamer früher als später/weil jenes selten miß- diß aber selten gerathet.

Wo sandichee Aecker sind/ wird von theils das Korn anfänglich gesäet / hernach erst eingeackert und geegt. Unter den Saamen sind etliche warm und trocken/nach Herrn Coleri Meynung/als Rocken/Haber/ Wicken/ Hanff/ Rettich / Saffran / Hopffen/ Wachholderbeer/Knoblochsaamen/ Meerrettich/ Kapussaamen/ Linsen/und weisser Senff: Etliche sind warm und feucht/als Waitzen/Dünckel/Rübsaamen/Heidekorn/ gelbe Möhren/ Steckruben und Zwiebel : Etliche sind kalt und trocken/ als Gersten/ Hirs/ Erbsen/ schwartzer Mahn : Etliche sind kalt und feucht/als weisser Mahn/ Bohnen.

Daher ein Ackermann/der seinen Feldern wol und gebührlich warten will/ auf viererley zu sehen hat ; Erstlich/ auf die Art und Eigenschafft seiner Felder/ und wie er möge dieselbigen gebührlich mit Ackern und Bauen pflegen und warten. Zum Andern/ auf die Eigenschafft und Natur des Saamens / daß er ihm ein taugliches Feld/und einem jeden Acker seinen tauglichen Saamen gebe. Drittens/ auf die Jahrszeiten/welche theils kühl und feucht/ warm und feucht/warm und trocken warm und kühl/ temperirt / oder unstet sind. Viertens/ auf das monatliche und tägliche Gewitter / welches der Mond fürnemlich mit seinem Lauff durch die zwölff himmlische Zeichen regiret/und als der nächste dem Erdboden grosse Wirckungen einflösset. Doch soll ein weiser Hausvatter sich nicht zu viel darauf verlassen. Ist auch des Plinii Raht noch wol in acht zu nehmen / der lib. 18. cap. 24. also vom Säen seine Meynung gibt: Artis cujusdam est, æqualiter spargere, manus utique congruere debet cum gradu, semperque cum dextro pede.

Wer frembdes Getraydig/ es sey von was Art es wolle/ zum Saamen kauffen muß / soll nichts aussäen/ er habe denn vorher etliche Körnlein / ob sie wol auskeimen/ probiret ; bleibt nichts aus/ ist es desto tauglicher / bleibt viel aus/ oder geht gar nicht auf/ kan mans in die Mühle geben. Zu Beförderung seiner Vorsorg/ kan er das Korn etwas weichen lassen/so kommt er desto schneller zur verlangten Wissenschafft. P. Tylkovvsky de re agrar. f. 198. schreibet : Semina fiunt ampliora, per lupi pellem, multis foraminibus pertusam cribrata, ut quidam ajunt.

Alles Gesäme / es sey Hanff/ Lein / oder Ruben-Saamen/wann man es in Fässern oder grossen Töpffen aufhebt/ wird erstockt/ übereinander erhitzt / und so wol zum Saamen / als zu andern Dingen untüchtig ; wann man den Lein säen will/soll es nach einem Regen geschehen/wann es sich wieder zu hellen Wetter anlässt; er soll auch nicht zwey oder drey Jahr nacheinander an einem Ort gesäet werden/sondern man soll/wo möglich/ alle Jahr damit fortrucken ; in neuen Aeckern/wo zuvor kein Flachs gestanden / wann sie nur recht gepflügt und gedungt werden / gerahtet er am besten ; den Lein / wann man ihn aufs Feld trägt/ soll man in einen reinen Sack thun/ soll auch aus einen reinen Tuch gesäet werden / aus Meelsäcken bekommt er viel Unkraut / Filtz und Flachsseiden ; in der Dürre soll man den Flachs nie jetten/es geschiehet ihm sonst grosser Schade. Für dem Brand des Waitzen/sagt Mr. de Monconnys, werde er in Engelland keinesmals wieder dahin gesäet / wo er gewachsen ist / sondern man kaufft allweg eines / das

auf einem andern Ort gestanden ist; soll auch für den Brand das beste Mittel seyn / wann der in die Aehren sich eingehängte Mehlthau mit einem ausgespannten Stricklein abgebeutelt werde. In der Englischen Landschafft Chester, damit der Waitz nicht brandicht werde / weichen sie den Waitzen / vor der Saat / 24. Stund in gesaltzen Wasser / oder Peckelbrühe / mit ein wenig Bolus ein / und säen ihn gleich bald darauf.

Cap. XXV.

Von dem Waitzen und Dünckel.

Des Waitzens sind vielerley Sorten / weiß röthlich / barticht und glatt; der röthliche mit dem Bart an der Aehren / wird von den Alten Farado- genennet / weil sie davon ihren Göttern Kuchen geopffert haben / wird auch nicht so leichtlich / als die Kolbete / von dem Wildpret angegriffen / nimmt mit einem schlechten Erdreich vorlieb / und kan Kälte und Ungewitter besser ausdauren; man hat an etlichen Orten den Reichwaitzen / da ein Aehrlein von vielen kleinen Aehrlein gleichsam umgeben ist / weil er aber zart vom Stengel / und leichtlich abbricht / wird er mehr in die Gärten / als in das Feld gebauet / massen ihm die Spatzen sonderlich gefährlich sind / und so bald sich (wie sie pflegen) eine anhängt / bricht das Aehr ab / und fällt unnütz zur Erden / welches der andere Waitzen / der einen stärckern Stengel hat / nicht so leichtlich thut.

Bruyerinus schreibt / des Galeni Vatter / ein guter Hauswirth / habe so wol den Waitzen / als andere Früchte / in Wasser geweicht / was sich wol aufgeschwellt / habe er für gut / und was wenig / für gering gehalten. Von dem Körnlein des Getrayds haben die Alten ihre Abmessungen genommen / 4. Gran machen einen Finger breit / zween Finger machen anderthalb Untzen / vier Untzen machen einer Hand breit / oder Palma / aus vier Palmen wird ein Schuhe / aus fünff Palmen wird ein Passus Geometricus, deren tausend eine Welsche Meil machen; also auch das Gewicht / 24. Gran machen einen Scrupel / drey Scrupel ein Quintlein / acht Drachmæ machen ein Untzen / 12. Untzen ein Pfund.

Die Hauer glauben / wie der Waitz früh oder spat reiff wird / also reiffen auch die Trauben; und meynen / wann der Waitz Schaden leide / so sey es ingleichem am Wein zu besorgen. Man glaubt / der Waitzen werde nicht leicht brandicht / wann er in der Creutzwochen im letzen Viertel des Monds gesäet wird.

Für den Brand im Waitzen ist diß folgende das beste Mittel: Nimm eine Aechtring oder Maß Aschen / so zwischen zweyen Frauen-Tägen / das ist / zwischen den 14. Auguste und 8. September gebrennet worden / ein Aechtring / oder ein wenig mehr warme Küh Milch wie sie von der Kuhe gemolcken wird / und bey drey halbe Maß ungelöschten Kalch allzeit unter vier Metzen Waitz gethan / den Waitz auf den Tenn oder in einem Zimmer dünn umgeschlagen / wann man mit etlich Schauffeln Waitz den Boden bedeckt hat / sprützt man aus der Milch mit einem Strohwedel von Aehren auf den Waitzen / säet darnach Aschen und Kalch darauf alsdann wieder Waitz darauf geschlagen / und dergleichen gethan / solches einen oder zwey Tag also ligen lassen; diß soll ein Mann anmachen und säen. Und ob schon zu Zeiten ein Brand sich ereignen würde / welches selten geschiehet / wirds doch kein Brand / der die Körnlein angreifft / sondern nur Staub-Brand seyn / der von dem nächsten Regen sauber und rein abgewachsen / und der Waitz nicht davon verderbt wird. Im Vollmonden soll man ihn Nachmittag / im Neumond aber Vormittag säen.

Wo man auf einen Acker fünff Metzen Korn bedarff / daselbst hat man genug an vier Metzen Waitzen. Etliche waschen / den Brand zu verhüten / den Waitzen einen Tag vorher / ehe sie ihn säen / aufs reineste mit fliessenden Wasser; Etliche sieben Aschen unter dem Saam-Waitzen ein paar Tag zuvor / werffen hernach Aschen und Waitzen miteinander in den Acker / Etliche waschen die Säcke / in welche der Saam-Waitz gefasst wird / sauber aus / und glauben / daß der in melbichte Säcke geschüttete Waitz gern brandicht werde. Waitzen soll man anbauen um Michaeli / so bald es die Erden zulässet / zur Zeit / wann Tag und Nacht gleich sind; theils thun es vor oder nach der Frauen-Wochen im alten Monden; man solle nicht allein den Waitzen sondern der gantzen Wetter-Saat reichlichern Saamen geben / sonderlich wann die Aecker schlecht sind / denn über Winter wirds nicht mehr / weil es viel Ungewitter leiden und ausstehen muß / sondern nur weniger; doch muß man auch in diesen gewisse / gebührende Masse halten / damit die Ubermaß nicht dem Acker die Krafft entziehe / der Waitz geil / liegerhafft und unkörnig werde / und so dann die Sparsamkeit nicht mehr Unkraut als Waitzen wachsen mache; der Waitz liebt ebene / trockene / und gegen der Sonnen leinende Aecker; feuchte / schatticht- und hügelichte fliehet er. Wann sich derselbe zu viel überwächset / muß er im Frühling gesahert werden / doch mit solcher Bescheidenheit / nicht bey trockenem Wetter / und das es bey Zeiten / ehe dann er einkielet geschehe.

Columella glaubt / wann er zum vierdtenmal auf einen Acker gesäet sey / daß er zu Rocken werde / welches zwar zu unserer Zeit viel glauben; daher dieser Saamen desto öffter zu verändern. Wann der Waitzen blühet / sollen die Schlangen kranck und schwach werden / oder wol auch gar sterben / wie P. Tylkowsky pag. 588. bezeuget. Wann der Winter-Waitzen (wie Herr Thumshirn will) in der Wochen / nach Creutzes-Erhöhung / sonderlich im letzten Viertel gesäet ist / wird er nicht leicht brandicht; wie die langwirige Erfahrung bezeuget: auf ein Feld / wo fünff Metzen Korn gesäet gewesen / soll man nicht mehr als vier Metzen Waitzen ansäen; in der Fasten / und nach Ostern / wann es wol wittert und der Waitz dick und feist stehet / und wol gestaudet hat (sagt wolgedachter Herr Thumshirn) mag der Waitz zeitlich geschrepfet / und auch wol zum andernmal übergraset werden / doch daß man nicht zu tieff greiffe / noch zu lang / wann er in die Kiel tretten will / anhalte / sonst geschiehet ihm grosser Schade / und wird gemeiniglich gar brandicht: wann heisse / dürre Frühling sind / taugt der Waitz gar nicht zu schrepfen / denn die Hitze thut den Stürtzeln wehe / daß sie gar

bleich und fahl davon werden/ offtmals gar in den Kielen stecken bleiben/oder doch kurtz von Hälmen und Aehren werden/ ja auch wol den Brand bekommen; diß aber zu verhüten/ soll man ihn den Tag vorher/ ehe er gesäet wird/aufs reineste im fliessenden Wasser waschen/ oder ein paar Tage vor der Saat/ Aschen unter dem Saam-Waitzen sieben/ und also miteinander säen/wie allbereit oben angeregt worden/ oder man thut den Saam-Waitzen in neugewaschene Säcke/ dann wo er in einen Mehlsack gethan/ oder aus einem melbichten Tuch gesäet wird/ bekommt er den Brand davon.

Waitzen-Stroh soll den Pferden nicht so wol dienen als den Kühen; es ist besser/ der Waitz werde ein paar Tag zu früh/ als drey Tag zu langsam abgeschnitten; wann er in der Gilbe/ und/ so man die kleinen rothen Würmlein drinn merckt/ abgemähet oder geschnitten wird/ bleibt er viel scheiniger/ und gibt weisser Mehl.

Der Dünckel gibt ein schönes/ weisses/ gesundes und kräfftiges Mehl/ Gesunden und Krancken dienlich/ ist zweyerley Geschlecht/ das eine siehet dem Waitzen/ das andere der Gersten ähnlich/ müssen beede auf der Mühl zum Gebrauch gerollt und gestampfft werden/ sonst kan man die Hülsen nicht wegbringen; die Felder/ darauf er im Herbst gesäet wird/ müssen/ wie zum Korn und Waitzen/ein Jahr lang in der Brach gelegen/ und vorhin Habern darauf gestanden seyn/ wird im Frühling gebrachet/ um Pfingsten wiederbrachet/ und vor der Saat-Zeit gerissen/ und allerdings mit Dung und Ackern versehen/ wie ein Waitz-Acker; der Saame muß nicht alt/ sondern von dem nächsten Jahr seyn; theils säen den Dünckel auf das gerissene Feld/ ackern und egen ihn erst hernach ein; von St. Egidi/ biß St. Michaelis ist die rechte Bauzeit. Wer mehr davon wissen will/ der lese Tabernæmontanum, und andere Botanicos.

Tanara schreibt/ in Italia werde der Dünckel auf dürre spere Aecker angebauet/ nicht darum/ daß er nicht lieber guten Grund hätte/ sondern daß man die guten Gründe für den Waitzen behaltet/ und den Dünckel nur dahin bauet/ wo kein Waitz nicht wachsen würde/ welche der Dünckel doch nicht verschmähet; ja wann man 8. oder zehen Jahr lang allzeit Dünckel auf einen Acker säen/ und nur jährlich die Stoppeln und Hälm auf selbigen schlechten Acker verbrennen würde/ solle der Acker davon fruchtbar und gut werden/ daß man auch Waitzen darauf bauen könte.

Theophrastus will/ daß er sich (wann er vorher ein wenig sittsam gestampfft/ und von den groben Hülsen erledigt/ und also gesäet wird/) im dritten Jahr selbst in einem Waitzen verkehre. Es ist mittelmässiger Natur zwischen dem Waitzen und der Gersten/ nähret mehr als diese/ und weniger als jener. Damit der Waitz und anders Saam-Getrayd nicht brandicht oder mehlthauicht werde/ sagt D. Phil. Jacob Sachs von Lewenheim in Miscell. Curiosor. Anno 2. observ. 112. daß man in der Provintz Chester in Engelland den Waitzen/ ehe er gesäet wird/ vorher 24. Stund in gesaltzenen Wasser oder Sur/mit Bslus einweiche/und gleich darauf säe.

Cap. XXVI.
Vom Korn.

DAS Korn wird meistentheils vor/ in/ oder nach der Creutz-Wochen/ und im letztern Viertel (wie alle Winter-Saat) gesäet. Der Saame soll wie der Waitz/ zeitlich aus gepasst/ dünn auf geschüttet und in allen andern/ wie vom Waitzen gedacht/ gehalten werden; so es gar zu frech aufgehet/ kan man in der Fasten/wanns gefroren/ oder sonst trocken Wetter ist/ wol die Schaf auf das Korn gehen/ doch nur im Gang überhin hüten/ und nicht zu tieff hinein fressen lassen/ ist solchem frechen Getrayd mehr nützlich als schädlich/ und dem Schaf-Vieh im Frühling gut und gesund.

Das Korn hat lieber eine Erden/ welche mehr Sand als Laim/ mehr Trockene als Nässen hat/ und lieber eine kalte als warme Lufft; hingegen der Waitzen hat lieber mehr Laim als Sand/ mehr feucht als trocken/ und lieber warme als kalte Lufft.

Ehe der Korn-Saame aufgehet/ und noch in der Milch ist/ thut ihm der Frost/ und hernach/ wanns in der Blühe ist/ thut ihm Regen und Winde den grösten Schaden/ sonderlich wanns Platzregen und Sturmwinde giebt. Das erste kan man verhüten/ wann das Korn nicht zu spat gebauet wird/ ehe die Nachtfröste kommen/ daß es schon im Saher stehe; das andere aber muß man Gottes gnädiger Vorsorge heimgeben; je kleinkörniger ein Korn ist/ wann es nur vollkommen/ je besser und tauglicher ists zum Saamen. Wann das Getrayd geil/ frech und dick stehet/ daß zu besorgen/ es möchte sich legen/ mag man/ wann es gefroren oder trocken Wetter ist/ wol die Schaaf im Fort- oder Durchtrieb darinn weiden lassen/ doch nie/ als nur im Gang.

Wann das Korn erst aus dem Felde in den Stadel geführet worden/ soll man denselben etliche Tage (sonderlich deß Nachts) offen lasse/ daß es fein abkühle/ und sich nicht übereinander erhitze; man mag zu Nachts eine Wacht dabey bestellen; es muß aber auf dem Feld wol abdorren/ sonsten wirds zähe/ und ist bös zu dreschen.

Der Tag/ daran man so wol Korn als Waitzen säet/ soll schön und heiter seyn/ theils meynen/ am besten sey es im abnehmenden Monden/ wan der Mondschein im Stier/ Krebsen/ Jungfrau/ Waag/ Steinbock oder Fischen ist; theils bauen es in der Quatember-Wochen um den Vollmonden/ einen Tag oder zween zuvor. Aber an einem schönen stillen Wetter ist am meisten gelegen.

In Unter-Oesterreich/ im Viertel Unter-Mainhartsberg und Unter-Wienerwald/ wird an vielen Orten Korn und Waitz untereinander gebauet/ das heissen sie Halb-Traid/ schlägt bißweilen der Waitz/ bißweilen das Korn für; gibt ein schön wohlgeschmackes und weisses Brod/ das auch wol auf deß Herrn Tafel kan aufgetragen werden. Hat/ wegen des Anbaues und anderer Umstände/ gleiche Wartung mit dem andern Winter-Getrayd.

D. Elßholtz erzehlet in seiner Horticulturâ lib. 6. cap. 5. daß vom Korn noch eine besondere Art sey/ die man wegen vieler Hälmen so aus einem Korn wachsen/ Stauden-Rocken nennet; seine Aehren sind acht Zoll lang/ und stecken voller Körner; es erfordert einen starcken tragbaren Acker/ und eine sehr dünne Aussaat, wanns reiffet/ muß es geschwinde eingebracht werden/ sonst fällts in drey Tägen gantz aus. Man säet ihn ebenmässig vor Winter/ wie den gemeinen Winter-Rocken; wann er sonsten im Frühling zugleich mit der Gersten auf ein Stuck gesäet wird/ so wird die Gersten im Sommer reiff/ und kan eingeerndtet werden. Der Stauden-Rocken hingegen bleibt noch den Winter durch/ wird aber im folgenden Sommer gar zeitig reiff/ und kan man also den Acker zwiefach nutzen. In Norwegen ist er gantz gemein/ von dannen er in Pommern gebracht/ auch in der Marck bekant worden.

Wann das Korn in naßländige Gründe gesäet wird/ wächst das Unkraut/ Dort und Radden häuffig; der Waitz kans etwas besser ertragen/ so doch keines Theils rathsam ist. Das Korn nimmt sonst mit mittelmässiger Wartung und Grund vorlieb; gibt ein gut kräfftiges gesundes Brod/ für arbeitsame Leute.

Wer von einem Trayd-Brod gegessen/ darunter viel Radden und Dort gewesen/ soll ein wenig geriebenund in scharffem Essig eingeweichtes Brod darauf essen/ oder ein Quintlein Theriac einnehmen/ wie Tanara meldet/ so wirds ihm nicht schaden.

Im verwichenen 1685. Jahr/ ist ein Abriß eines Kornähers aus Hungarn herauf nach Regenspurg gesendet worden/ in der Grösse einer Spannen und zwey Zwerchdaumen lang/ und zwey Daumen dick/ oder drey Finger breit/ an dem Haubtähren sind beederseits noch sechzehen Nebenähren gestanden/ und ist dieser Aehren/ anderthalbe Meil von Oedenburg/ zu Creutz bey Peterdorff ein gantzer Acker voll gestanden/ dessen Saame doch nur war ein gemeines Korn/ wie man sonst in Oesterreich und Ungarn zu bauen pfleget: Der Abriß ist nach der Form in Kupffer gebracht/ und allhier (ausser der Grösse) dem günstigen Leser vorgestellet worden/ daraus GOttes Allmacht und Güte zu erkennen und zu preisen ist. Welches zum Theil auch ein Wechselspiel der schertzenden Natur ist/ wie man dann an vielen Orten zu Zeiten Korn findet/ welches einen gedoppelten Aehren auf einem Halm trägt/ so ich auf meinem in Unter-Oesterreich gehabten Gut Rorbach/ im Viertel ob Wienerwald/ selbsten etliche mahl/ ja auch einsmals gar einen dreyfachen solchen Kornäher gefunden habe. Deßgleichen hat man Anno 1634. (wie in Herrn Happelii Relationibus Curiosis Tom. I. fol. 502. zu sehen) bey der Vorstatt zu Strehla in der Schlesien eine seltzame Kornähre gefunden/ zu welcher der Fürstliche Lignitzische Inspector über dero Cammerdörffer eine Wache setzen lassen/ damit sie von denen Unwissenden nicht abgebrochen würde/ sondern zu völliger Reiffung gelangen möchte: Den 25. Augusti ist sie abgenommen/ und an den Fürstlichen Lignitzischen Hof geschickt worden; dann auf einem eintzigen Halmen stunden achtzehen grosse Aehren/ und ward für ein gutes Omen gehalten/ zumal auch darauf die Pest/ welche im vorigen Jahr viel tausend Menschen hingerissen/ gäntzlich aufgehört hat. GOtt gebe/ daß diese fruchtbare Aehren dem Ungerland und angrentzenden Ländern weiter Glück/ Heil und Seegen mitbringen und vorbedeuten möge.

Cap. XXVII.

Vom Ranck-Korn.

Das Ranck-Korn wächset nicht alle Jahr/ sondern nur/ wann es feuchte und nasse Jahr/ oder viel Mehlthau gibt; wächst in den Kornähern drinn/ und unter dem andern Korn/ ist aber grösser und länger/ an der Farb schwartz/ inwendig weiß und blaulicht/ sind offt in einem Aehr zwey/ drey/ und auch bißweilen mehr/ meistentheils aber nur eines/ welches die andern Körnlein/ an Länge und Dicke/ weit übertrifft. Im Journal des Sçavans von dem 1676. Jahr pag 79. & seqq. wirds nicht unbillich Bled Cornu genannt/ ist gern im feuchten und sandichten Erdreich/ wann ein regnichter Frühling ist/ darauf sonderlich ein heisses Wetter zu folgen pfleget; Das Brod davon ist weder schlechter noch besser/ als das vom gemeinen Korn/ was den Geschmack anbetrifft; Aber doch von einer andern und sehr schädlichen Wirckung/ sonderlich wann es noch frisch ist/ und lang nacheinander gebraucht wird: nemlich/ daß es den säugenden Frauen die Milch vertrocknet/ auch böse gifftige Fieber/ davon man phantasiret/ und scharffe Geschwär an Händen und Füssen verursachet/ als wie vom Scharbock/ davon erstlich die Füsse gleichsam wie unempfindlich entschlaffen/ und Schmertzen mit Geschwulst fühlen/ doch ohne Entzündung/ die Haut wird kalt und bleyfärbig/ und

die

die Cangræna fängt sich mitten in den Ort an / wo es ansetzet / und schlägt erst lang hernach in der Haut aus / daß man das Geschwär nicht sehen kan / ausser man öffne die Haut; ist auch kein besser und sicherer Mittel / man schneide das inficirte Theil heraus / dann woferne diß nicht geschiehet / so wird es dürr und trocken / eben als wañ die Haut an den blossen Bäumen aufgeleimt wäre / mit einer erschrecklichen Schwärtze / und schickt sich doch zu keiner Fäulung: wann die Schenckel also verdorren / so nimmt dieser Krebs alsdann die Schultern ein / ohn daß man vermercken kan / auf was Weise es sich dahin ziehe; man hat bisher kein sonderbares Mittel dafür erfinden können / man glaubt aber / es möchte ihm vorzukommen seyn / Spirituum ardentium & volatilium adhibitione: das Orvietanum und Decoctum von den Lupinen bekommt diesen Krancken nicht übel. Dieser Schwachheit und Gebrechen sind meistentheils arme Leute (die nichts anders zu essen haben) unterworffen. Diß will ich nun solchen gelehrten vornehmen Leuten nicht also gar wiedersprechen / weil ein Land vor dem andern absonderliche Ding hat / so in dem andern sich nicht also befinden. D. Adamus Lonicer aber / der vom D. Petro Uffenbach wieder aufgelegt / und Anno 1678. zu Augspurg gedruckt worden / welcher diese Bey- und Neben-Gewächse des Getraydes / Clavos Siliginis oder Kornzäpffen nennet / meldet / sie seyen dem Korne ganz unschädlich / und werden von den Weibern für eine sonderliche Hülffe / für das Aufsteigen und Wehethun der Mutter / gehalten / wann man derselben drey etlichmal einnimmt und gebraucht: Das weiß ich wol / daß ich von etlichen vernommen / die es / in ihrer Jugend / in dem Korn ohne Schaden ausgepflückt und gegessen / es sey eines süßlichten und geilen Geschmacks: (wird auch von etlichen den Schweinen in ihrer Kranckheit / die sie den Rancken nennen / gebraucht / und zu fressen vorgeworffen.) Doch halte ich für rathsamer / dergleichen Fürwitz zu unterlassen / als durch solche gefährliche Probstück seine Gesundheit in Gefahr zu setzen.

Cap. XXVIII.

Von dem Radden / und anderm Unkraut.

Es sind der Unkräuter unter dem guten Saamen so mancherley / daß schier eine jedliche Saat ihr eignes hat / ja wol auch das gute Getrayd sich in Mißwachs verwechselt / sonderlich wann ein nasses Jahr vorhanden ist. Die Radden stehen am liebsten unter'm Waitz und Korn / und sind deswegen (wiewol sie sich sehr ausbreiten und grossen Platz einnehmen) besser als die andern / weil man sie vor den andern in der Jugend leichter erkennen / unterscheiden und ausjetten kan. So ist auch keines so schlimm und unnütz / das nicht zu gewissen Sachen / gleichwol zu gebrauchen ist. Die Radden sind hitzig und trocken / wie etliche wollen im dritten Grad; im Wein gesotten und getruncken / ist den jenigen gut / so Dysuriam haben / und hart und schwerlich harnen können: Der Radden-Saamen gedörrt und gestossen / soll eingenommen gut wider die Geelsucht seyn; die Körner gemahlen / und mit Schwefel / Wein und Essig angestrichen / heilen allerley Räuden / böse Geschwären und Grindschäden; mit Taubenkoth und Leinsaamen in Wein gesotten / und übergeschlagen / verzehrt und vertreibt die Kröpfe / mit Hönig und Essig aber / die Schmertzen des Podagra. Leonhardus Fuchsius sagt: Diß Kraut sey wunderbarlich im Blut stillen / heile auch Wunden und Fistel / deswegen es die Wundärtzte in hohen Ehren halten sollen. Das Mehl von Radden mit Wermuth-Safft gemischt / und ein Pflaster davon auf den Nabel gelegt / tödtet die Würm im Bauch; will mans aber in Leib nehmen / sagt Lonicerus, soll man nicht über ein Quintlein brauchen. Radden mit Essig gesotten / und in Mund gehalten / benimmt das Zahnwehe; das davon destillirte Wasser ist bewährt zu den Fisteln / dieselben mit nassen Tüchern Morgends und Abengs übergelegt. Lobelius und Pet. Pena in Adversariis schreiben / tritico permixtum in farina, in panificio vesca est, halte aber doch dafür / zu viel würde ungesund seyn; wird mehr von aussen als innerlich gebraucht.

Lolium Durt ist auch ein Mißwachs unter Waitz und Korn / wird von etlichen Tobgersten genannt / indems wann es unter anderes Mehl kommt / und unter das Brod gebacken wird / das Hirn schwindelicht / und den Kopf verwirrt / voll und truncken macht / daher / so viel es immer möglich / sich darvor zu hüten; ist also warm und trockener Qualität / wird auch Lulch und Trespen an etlichen Orten geheissen / und wiewol es dem Menschen schädlich / ist es doch Hünern / Capaunen / und sonderlich den Tauben und Wachteln gesund / und machet sie in kurtzer Zeit / daß sie fette werden; hat sonst fast Krafft wie die Radden / machet dünn / zertheilt / löset auf / und säubert. Das Mehl vom Durt mit Taubenkoth im Wein gesotten / bis es dick wird wie ein Pflaster / erweichet und eröffnet alle harte Geschwär / auf ein Tuch gestrichen / und warm übergelegt. Das Mehl davon mit ein wenig Saltz / Rettich und Essig zu einem Pflaster temperirt / (sagt Tabernæmontanus) heilt die umfressende Geschwär / und den kalten Brand / davon die Glieder faulen / und ersterben müssen; doch so der Brand vorhanden / soll man zuvor jedes Glied mit einer Flitte tieff durchpicken / und hernach diß Pflaster überlegen; wann man die Bäume verwahren will / daß sie das Obst nicht fallen lassen / soll man den unter dem Waitzen stehenden Durten mit der Wurtzen ausreissen / und wann sie anfange welck zu werden / macht man einen Krantz daraus / und gürtet denselben um die Bäume / so behalten sie die Früchte zur rechten Zeit / und lassen solche nicht fallen. Doctor Simon Aloysius Tudecius erzehlet bey denen Observationibus Curiosis Anni noni & decimi, daß Anno 1676. ein in den Wirthschafft-Sachen fleissiger Hausmann viel Waitzenkörnlein bey sich getragen / die alle mit den Durtkörnern durchbohret und ausgefressen waren / und sind die Waitzenkörnlein so ausgeleeret gewesen / daß in etlichen nur die blosse Hülsen übrig geblieben / die Durtkörner aber waren fett und völlig. Er sagte dabey / es hätte nicht seyn können / daß etwan der Waitzen also feucht wäre angebunden worden / daß der Durt daraus hätte

wachsen können; ob es aber aus Sympathiâ oder Antipathiâ geschehen / weil der Waitz und Durt miteinander lang vermengt geblieben / daß ein Zoophyton von dem andern sey verzehrt worden / mag ein Vernünfftiger selbst urtheilen / wie besagter Medicus recht schliesset.

Cap. XXIX.

Vom Korn / das vom Himmel regnet.

Diß gehört allein unter die Göttlichen Wunderzeichen / und kan sonst keiner andern Ursach zugeschrieben werden / sonderlich / weil solches meistentheils zu theuren Zeiten / und wo arme Leute sind / zu geschehen pfleget / als ist es billich ein Anzeigung der väterlichen Liebe und Vorsorge GOttes; wie ich dann selbst von solchem Getrayde zehen oder zwölff Körnlein habe / so Anno 1656. in unserer Gegend zu Rorbach / in Unter-Oesterreich im Viertel ob Wienerwald / zwo Meilen von der Stadt Steyer / und zwo starcke Meilen unterhalb der Stadt Ennß / aus dem Gewülcke geregnet hat / das zwar theils ein Waitzenform hat / theils aber einem Korn ähnlich / ausser daß es inwendig kein solches Rüntzlein zeiget / sondern gantz flach ist / und Alters halber / weil es nunmehr in das dreyssigste Jahr gehet / etwas dürr / schwartz und bräunlicht aussiehet / ist doch damals von vielen armen Leuten aufgehebt / gemahlen und gebacken worden. Von solchem vom Himmel / oder aus den Wolcken geregneten Getrayd / soll noch heutiges Tages zu Straßburg in dem vornehmsten Speicher oder Kornboden / welcher 131. Schritt lang ist / und sieben Böden hoch übereinander hat / gezeigt werden. Von Kornregen setzt Eberhard Guerner Happelius in seinen Hamburgischen Relationibus curiosis Thom. I. fol. 615. und erzehlt aus dem glaubwürdigen Historienschreiber Thuano, das im Jahr Christi 1548. in Cärndten / auf zwo Meilen / zwey Stund nacheinander / ein solcher Kornregen sich begeben habe / aus welchem man daselbst natürliches Brod gebacken. Dergleichen erzehlet Conradus Lycosthenes, es habe in der Gegend Klagenfurt herum / Anno 1550. im Mertzen / etliche Tage vor Ostern / gutes und natürliches Korn geregnet / daraus man Brod gebacken / als woran zur selben Zeit grosser Mangel gewesen: Auch habe in der Marck Brandenburg / als dieses Land Anno 1580. damals mit grosser Theurung und Hunger heimgesucht worden / daß die Leute ihre Wohnungen verliessen / nach den Wäldern / Heiden und Feldern lieffen / und mit Graswurtzen und Blättern von den Bäumen ihren hungerigen Magen zu stillen suchten / daher dann viel Kranckheiten entstunden / Korn geregnet; als damals die guten Leute / in dieser Noth / GOtt andächtig und hertzlich anruffeten / und um Errettung aus dieser Noth eifrig baten / da fieng am Palm-Sonntag desselbigen Jahrs an / in der Gegend Havelberg / Kyritz / Wusterhausen / Neustatt / Perleberg / und andern umliegenden Orten / eine solche Menge Korn vom Himmel zu fallen / daß er hoch über der Erden lage; die Leute sammleten es mit Freuden / und machten Brod aus dessen Mehl / man aß es mit Frölichkeit / und wurden viel Aecker damit besäet; es vergleich sich dem getrockneten Maltz / und hatte blaurothe und gelbe Strichlein; das Brod an ihm selber war sehr nahrhafft / sättigte und schmäckte wol; jedoch war es höchlich zu verwundern / daß die Hüner / Gänse / und anders Geflügel / nicht davon essen wolten. Möller, Allegor. Sacro-profanâ Part. I. Ja / man hat gar Exempel / daß es zu solchen theuren Zeiten / und in grosser Hungersnoth / Mehl vom Himmel geregnet; wie dann erst Anno 1684. da ein heisser und dürrer Sommer gewesen / und es in etlichen Monaten an viel Orten nichts geregnet / aus Erfurt / vom 30. Julii / desselbigen Jahrs / also geschrieben wurde: Zu Löbichen / bey Halle / wird seither etlichen Tagen aus einem Berge Mehl gegraben / welches anzusehen / als ob es von einem Maulwurff heraus geworffen wäre / da mans unter Rocken-Mehl mischet / wird ein schön Brod daraus / und von vielen armen Leuten mit Freuden genossen; ward auch hinzu gefügt / daß es den wolhabenden und reichen Leuten / ob sie es schon holen lassen / nicht anschlagen / oder gerathen wolte / auch ihnen nicht zu statten käme; man hat von dem Brod / so daraus gebacken worden / so wol nach Erfurt / als nach Leipzig / und andere benachbarte Ort / unterschiedene Stücke davon geschickt / also / daß an der Warheit nicht zu zweiffeln / und schwer ein anders beständiges Urtheil darüber zu fällen sey / als daß GOtt durch sein Wort auf allerley Mittel / Weis und Wege / seinen Kindern Brod schaffen / und so wol itzund / als vor Alters / wunderbarer Weise die Menschen ernähren und speisen könne.

Cap. XXX.

Von der Wintergersten.

Der Wintergersten wird weniger als der Sommergersten gebauet / weil sie zum Bierbräuen nicht so wol tauglich / nur meists in die Kuchen / dienet / wird schier mit dem Waitzen gebauet / und ziemlich dick gesäet / weil im Winter viel ausstehet und verdirbt / muß in einen guten wol-zugerichteten Acker / dem Waitzen gleich / gesäet seyn; so bald die Gersten / so wol als Waitz und Korn / gebauet ist / muß man alsobald mit einem Pflug und einem Pferd / das nur in den Furchen gehet / die Bette seicht ausstreichen / und / wo es vonnöthen / Wasserfurchen machen / damit das Schnee- und Regenwasser im Acker nicht still stehe / und die Statt austräncken / sondern wol ablauffen möge. Die Gersten zeitiget eher / als das andere Korn / sie trocknet aber die Erden mercklich aus / welches man an dem / was man hernach in denselben Acker säet / leichtlich spüren wird / das es selten recht gewächsig kommet.

Mit ihrer grossen Auströcknung / dardurch sie eine widerwärtige Lufft von sich dünstet / ist sie den Bäumen / sonderlich den jungen Peltzern und Gewächsen / beschwerlich / wie der Herr de Serres glaubet; drum habē die Alten vermeynt / man soll die Gersten entweder in ein so

fett Erdreich / daß sie ihr nicht so viel entziehen könne / oder in ein so magers bauen / daß sie nicht viel daran verderben könne.

Doch ist die Gersten für Menschen und Vieh ein nutzbares Gewächs / sonderlich den Pferden mit Gehäcke oder geschnittenenem Stroh gefüttert / soll es wol bekommen / daher das Italiänische Sprichwort lautet: Orzo e paglia, fanno il Cavallo da battaglia.

Anno 1637. ist in der Grafschafft Glotz / bey dem Dorff Mittelwaldau / ein Gerstenäher gefunden / der aus 15. grossen auf einem Halmstehenden und 9. kleinen Aehren bestanden / und Jhro Majestät dem Kayser / unserm allergnädigsten Herrn / Wunders halber nach Wien ist überschickt worden; dessen Abriß findet man in Miscellaneis Curiosorum Anno secundo, Obs. 112. Und Graff von Digby in Dissertatione de plantarum vegetatione erzehlt / daß zu Pariß die Patres Christianæ Doctrinæ, zu einem sonderbaren Angedencken / einen Gerstenstock aufheben / der 249. Halmen hat / die alle aus einer Wurtzen entsprungen sind / und aus welchem sie 18000. Gerstenkörnlein gezehlet haben.

Unter das dörtige Korn gemischt / ist es Mehlreich / und macht / daß der Dort den Kopf (wie er sonst thut) nicht schaden kan / sättigt auch wol / wann es also gemengt für das Hausgesind gebacken wird; so ist sie ebenmässig gut und gesund zur Speise / wann sie gerollt und saubergebutzt wird / nicht weniger auch in der Medicin zu vielen Sachen dienlich.

Wird meistentheils um Egidii gesäet / 8. Tage vor / oder 8. Tage hernach / damit es sich vor der Kälten Ankunfft ansahern / und die Wurtzen sich stärcken kan; von den meisten aber wird sie gleich mit dem Waitzen gebauet; vor den Wippeln ists wol zu verwahren / sie kommen gemeiniglich am ersten hinein.

Cap. XXXI.
Vom Sommer-Bau.

Die Sommer-Saat wird allezeit auf die Felder / die den vorigen Sommer Waitz / Korn und Wintergersten getragen haben / gebauet / das dritte Jahr feyren sie / und ligen in der Brach; Wann in dieselben Felder / gleich nach der Korn-Erndte / die Halme gut umgestürtzt worden.

Der Haber wird gemeiniglich auf die Kornfelder / die Gersten / Linsen und Erbsen aber auf die Waitzen-Aecker gebauet; Die Halmbrach muß feichte seyn / nur auf die Stoppeln umgelegt unter die Erden kommen / und faulen mögen. Zum andernmal werden diese Felder / sonderlich wann sie zähe sind (so es nothwendig) in der Fasten / wanns nicht mehr gefrieret / kurtz vor der Saatzeit / gerühret / damit sie sich den Winter erligen / vom Frost ermildert werden / kan man auch so dann im Frühling desto zeitlicher säen. Wo aber gute und mürbe Felder sind / ist das Rühren nicht nöthig / sonderlich wann man nicht schön oder trocken Wetter darzu hat; dann alle nasse Rühren / so im Sommer geschehen / sind schädlich / im Winter aber ists gar verlohren / darum mag man sie desto besser mit der Egen überfahren / Unkraut und Wurtzen ausreissen / und die Felder gleich ebenen. Zum drittenmal wird nach Beschaffenheit des Gewitters und Erdbodens / geackert / Habern zu erst / darnach Sommerkorn und Waitzen / alsdann Gersten / und andere Zugemüse.

Den Sommergetrayden ist nicht böse / wann das Feld / bald nach dem Säen / mit Waitzen geebnet / und das Ungleiche hineingedruckt wird / so ists hernach desto besser zu mähen; diese Arbeit geschicht am besten gleich nach dem Einegen / aller Saame des Sommerbaues muß weniger als des Winter-Getrayds gegeben werden / weil es nicht so viel auszustehen / und desto besser zu setzet. Tarello sagt / aller Sommerbau / sonderlich das Hülsengewächse / will ein trockenes Erdreich haben / ausser der Bohnen / die ein feuchtes verlanget. Wer Hülsenfrüchte säen will / ackere die Felder vor Winters / und dünge sie / so wird er mehr von solchen bekommen / als von zweyen andern Feldern / die erst im Frühling geackert und gedungen worden / wäre mit einem Felde etwan zu versuchen; denn ob es in Teutschland so wol angehen möchte / als in Italia / stehet noch im Zweiffel. Das Sommergetraydigt wird nie also zu setzen / wie das / was im Herbst gebauet wird / sondern meistentheils nur einen Halm machen / daher es auch desto dicker anzusäen ist.

Cap. XXXII.
Von Habern und Canari-Saamen.

Es gibt zweyerley / schwartzen und weissen / spitzigen und glatten Habern / der erste wächset gern in den Gebürgen / und der weisse lieber in der Ebene / verändert sich nach Beschaffenheit des Feldes und des Gewitters / daß er grösser oder kleiner / schöner oder schlechter wird; man säet ihn gleich in die frisch-aufgerührte Erden / und egt ihn wol unter / hernach wann er anfängt aufzugehen / wird er mit einer Waltzen vergleichet / je früher man den Habern (wann es nur der Kälten halber seyn kan) anbauet / je schöner wird er an Körnern / darum der alte Mond im Martio am besten darzu ist. Was im April erst in den Acker kommt / gibt zwar mehr Geströhe / aber ringere Körner.

Die Bauren haben diese Regel / daß sie ihren Habern die dreyzehende Wochen nach dem Christtag aussäen; theils bauen ihn / wann das Bircken-Laub ausschlägt / ehe es über einen Pfenning groß wird; im alten Monden soll er kräfftiger werden; theils säen ihn vor / und ackern ihn ein; andere ackern vor / und säen ihn hernach / daher sich nach der Erfahrung zu reguliren.

Etliche aber glauben / wann er im alten Monden gesäet werde / so riselt er gern ab / wann er reiff wird. Es muß dicker als die Gersten zum Säen in das Feld kommen.

Der Haber achtets nicht / wann er schon an magere



trockene und lüfftige Ort gesäet ist / wann er nur mit dem Frühlings-Regen erquicket/ und davon schön/ dick und wolgewächsig wird; man dörrt den Habern und stampffet ihn/ davon man Haberkern und Habergries zur Speise macht/ soll trefflich wol nähren / auch zu vielen Zuständen der Nieren/ und zu dem übel-harnen bequemlich seyn; man kan aus Habern/ wie aus allen Früchten / Brandwein brennen / wird auch wol zu Zeiten / in Mangel der Gersten/ Bier daraus gebräuet. Und wann er sonst keinen Nutzen hätte/ so ist er doch für die Pferde das allerbeste und nutzlichste Futter / davon sie sich am allerwenigsten verfangen / und was man nit bedarff zur Haus-Nothdurfft / ist in den Städten / bey Hof / und allen denen / die Pferde halten / leichtlich zu versilbern; ist auch nicht so zart im Bauen / wann er gleich etwas ausgewachsen wäre / geht er dennoch auf; man kan ihn darum desto besser abzeitigen lassen/ weil er nicht/ wie anders Getrayd/ ausfällt / und hernach desto besser zu dreschen ist. Haberstroh ist den Kühen besser/ als den Pferden/ es sollen ihnen die Bäuche davon wehe thun/ und die Zähne schlähe werden.

Colerus gibt den Rath/ weil dem Habern und Gersten im Frühling die marchirende und umbstreiffende Soldaten in Kriegsläufften sehr gefähr / die Bauren sollen/ wann es unsicher / solchen nur bald / auch in dem ungeackerten Felde / aussäen / so kan man ihnen den Saamen nicht entfrembden; es schade dem Saamen nicht / wann er gleich acht Tage / oder länger auf den Aeckern lige / ja es sey ihm zuträglicher / weil er fein aufquelle / biß er hernach eingeackert und geegt werden kan.

Canari-Saamen/ Phaleris, ist erstlich aus den Canarischen Inseln in Hispanien / von dannen nach Provence und Languedoc in Franckreich/ und endlich zu uns in Teutschland kommen/ wird allein in den Gärten gebauet; stösst knodichte Stengel und Helm herfür wie die Spelzen/ ein jeder hat oben ein rund-länglichtes Knöpflein / darinn der Saamen ligt / hat anfänglich weißlichte Blühe/ daraus ein länglichter Saame wird/ so von innen und aussen gantz weiß ist/ der wird von den Canari-Vögeln gern gefressen. Aus diesem Saamen gestossen / und mit Rocken-Mehl vermischt zum Brod gebacken/ und denen / die Bläsen-Schmertzen / Griess/ Stein- und Nierenwehe haben/ zu essen gegeben / dienet ihnen wol; das thut auch der ausgepresste Safft von seinem grünen Saher / im Wein und Wasser getruncken; oder der Saame gepulvert/ und davon eingenommen/ für die Schmertzen der Blasen.

CAP. XXXIII.

Von der Sommer-Gersten.

Die Gersten wird etwas später denn der Haber gesäet / weil sie den Frost weniger gedulden kan/ theils richten sich dißfalls nach dem Früh-Habern; wann selbiger wol und gewächsig aufgehet / eilen sie die Gersten ins Feld zu bringen; bleibt der Haber aber stecken / und will nicht fort / so verziehen sie auch länger damit; wann guter Grund und gedeylich Wetter ist/ so gerathet sie wol / hat lieber leichte als harte trockene als feuchte Erden; will einen guten/ fetten/ wolgedungten Grund/ und wo nicht fruchtbare Frühlings-Feuchte dem Wachsthum beyhülfflich ist / hat man sich keines grossen Vortheils zu trösten. Im übrigen hat sie die Art der Winter-Gersten / ausser daß sie besser zum Brauen ist; an theils Orten wird sie in die bedungte und gepfirchte Aecker gesäet / die noch vor Winters darzu gedungt oder gepfircht worden / wird also feucht



untergeackert / aber was im Pfirch wächset / malzet übel / wie auch also gebaute Korn blaues Brod gibt.

Es wird aber der Acker im Frühling bemistet / und muß solcher den vorigen Herbst umgestürzet / hernach vor der Saatzeit zweymal geackert / gesäet / eingeegt / und eben so wol / als der Haber / gewalzet werden / die kleinkörnichte Gersten ist schon gut zum Saamen.

Theils halten dafür / wann die Sommer- und nackende Gersten sechs Tage nach dem Neumonden gesäet sey / werden sie sechs-zeilig; das beste ist / so dieser Bau bey trockenem Wetter geschehen kan; wann sie feucht gesäet wird / wächset gern Unkraut darunter / sonderlich wann die Felder niedrig ligen / dadurch die Gersten nicht allein sich nicht mehren kan / sondern auch am Wachsthum verhindert und gehemmet wird; darum es / ehe die Gerste anfängt zu kielen / fleissig auszujetten.

Die Gersten muß man gar bald ausdreschen lassen / damit sie nicht im Geströh erwärme / dann sonst pflegt sie roth zu werden / und ist wenig zum Brauen dienlich.

Colerus meldet / er habe von einem guten Hauswirth vernommen / man solle die Gersten abmähen / wann sie gelbreiff wird / und nunmehr völligen Kern hat / so taugt sie wol zum Bierbräuen; bestättiget auch / daß solches die Bierbräuer bezeugen.

Wanns grasicht ist / muß sie auf den Feld bey schönem Wetter etwas länger ligen / damit das Graß dörr werden möge / welches sonst / wann mans grün in die Scheuren bringt / leichtlich zu schimmeln anfängt; davon das Stroh dem Vieh hernach so schädlich fället / daß es auch ein Unfall verursachen kan; man muß sie wann sie recht abgetrocknet hat / früh Morgens oder Abends einführen / so brichts nicht so bald ab; das Gerstenstroh wird in der Scheiben obenher auf Stangen gelegt / weil es auf der Erden bald anlaufft / und gibt für die Pferde das beste Gehäcke.

Theils sind der Meynung / daß die blöd-aufgehende Gersten (wann nur das Wetter gut) offt besser gerathe / denn die / so Anfangs frech und reich aussiehet / weil man glaubt / sie müsse entweder zu erst oder zu letzt etwas ausstehen; man kan die Saam-Gersten eben so wol / als Korn und Waitzen / in einem Zuber voll Wassers probieren / und das Untüchtige / so obenauf schwimmet / abschöpffen / dasselbe für das Geflügel und Schweine gebrauchen / weil nur dieses allein aufgehet / was zu Boden sinckt; sie gehet auch desto eher und reichlicher auf. Wiewol die Winter-Gersten völliger und grösser ist / hat sie doch stärckere / die Sommer-Gersten aber subtilere Hülsen / daher diese für Mehlreicher und zum Bierbräuen bequemlicher von allen gehalten wird.

Colerus berichtet / daß man die Werren / die gemeiniglich in der Gersten grossen Schaden thun / kan vertreiben / wann man erlene oder eychene Zweige in den Acker steckt / so sollen sie fliehen; oder wann man Wasser / so auf ungelöschten Kalch gegossen worden / nimmt / und den Mist / der auf das Gersten-Land geführt wird / damit begeusst / so lassen sie wol zu frieden.

Cap. XXXIV.

Vom Sommer-Korn und Sommer-Waitzen.

Sommer-Korn wird etwas eher angebauet / als der Waitzen / müssen beede einen guten wolzugerichteten Acker haben / wie die Gersten / und ist am besten / daß der Acker gleich nach dem Schnitt Halmbrach / im October wieder umgerissen und geegt / im Winter etwas gedunget / oder der Saamen in Dung-Wasser eingeweicht / und also in dem zum drittenmal geackerten Feld angebauet und eingeegt werde / ergibt zimlich wol / aber die Körner sind etwas geringer / als des Winter-Korn.

Es bedarff einen starcken / guten und trächtigen Grund / sonst werden die Aecker mit doppelter Tracht des schweren Getraydes leichtlich verderbet; wo aber Dung genug / und der Boden ohne diß fett und gut ist / gibt dieses der Wirtschafft keinen geringen Vorschub / weil es fast dem Wintergetrayde gleich / oder doch nicht lang hernach zeitig / und also zur Haushaltung bequemlich angewendet wird.

Indem der Winter-Waitz dem Brand sonderlich unterworffen / ist / vor Säung dessen / nicht schädlich / das oben bey dem Waitzen im 25. Capitel aufgezeichnete Mittel zu gebrauchen / ob es wol nicht für den Staub-Brand helffen mag / so hilfft es doch für den Spitz-Brand / denn dieser ist dem Waitzen der allerschädlichste / und der Staub-Brand wird vom Wind und Regen also hingeführt / daß er dem Körnlein bey dem Dreschen nicht das geringste schaden kan / noch daß man an dem Waitzen das geringste Zeichen einiges Brands spüren sollte.

Es geräth aber das Sommer-Korn und Waitzen besser in den niedrigen feuchten Orten / als das Winter-Getrayd; weil es daselbst der anbrechenden Hitze desto besser wiedersteht / muß auch etwas dünner gesäet werden. Doch wird dieses Sommer-Getrayd am wenigen Orten gebauet / weil die meisten Bauleute mit der Ordinari-Winter- und Sommer-Saat sich genügen lassen / ihrer Felder so wol als der Dung zu verschonen.

Cap. XXXV.

Von Erbsen.

Erbsen haben gerne guten Grund / man hält aber dafür / daß die in magern und sandichten Aeckern wachsen / sich besser sieden lassen / als die in den fetten; ob sie wol geringer und weniger (so wol als die Linsen) ausgeben; werden sie in Vollmonden gebauet / so blühen sie viel / und kommen weniger zur Zeitigung; im abnehmenden aber blühen und zeitigen sie fein gleich ab; die beste Saam-Zeit ist im letzten Viertel / drey Tag vor dem Neumonden; man ackert im Frühling nur einmal darzu / im Mertzen oder Anfang des Aprils / und säet gleich darauf; theils säen sie vorher auf das ungeackerte Feld / und ackerns erst hernach ein; sie achten einen geringen Frost / wann es schon darauf schneyet / nicht absonderlich.

Das Feld muß mit der Waltzen bald nach der Egen übergleicht werden / und muß man nicht warten biß sie aufgehen; sie müssen nicht dick gesäet seyn; wann sie im Mist-Wasser 24. Stunden eingequellt werden / thun die Tauben (die ihnen sonst gefährlich sind) nicht so leichtlich schaden. Es wird meistentheils in diese Felder / die Erbis und Wicken getragen / wieder im Herbst Korn angebauet; auf daß die Erbsen / nach dem Säen / nicht auslauffen / und von den Tauben und Kräen aufgefressen werden / pflegen etliche dieselben vorhin zu quellen / wann man sie säet; sie werden aber sonderlich gut / wann man sie in Mistpfützen-Brod quellet.

Wann Regenwetter nach der Erbsen-Saat einfällt / so werden die neugesäeten Erbsen entblöst; dieses zu verbessern / schicken die Liefländischen Bauren / nach Sal. Guberti Zeugniß / ihre Kinder mit blossen Füssen / geben ihnen lange Stecken / zwo Elen lang / lassens so weit voneinander gehen / daß sie mit den Stecken zusammen reichen können / diese bohren Löcher in die Erden / waltzen die blossen Erbsen hinein / und verscharren sie. Die Erbsen sollen bey schönem Wetter ausgetroschen seyn; bey trüben werden sie nicht so schön.

Wann der Meelthaue in die Blühe fallen / verderben sie dieses Gewächse. In Summa / sie gerathen nicht alle Jahr; habens aber bequemlichen Grund und gut Wetter / so bezahlen sie ihre Stelle reichlich.

Der Saamen soll gleichfalls / wie alle andere Sommer- und Winter-Getrayder / (welches ein durchgehend allgemeiner Lehrsatz bleibt) in drey oder vier Jahren abgewechselt / und von einem magern Ort hergeholt / in einen bessern Grund (wann nur der Saame lauter und rein ist) gesäet werden. Wann man die Erbsen im Neumonden abschneidet / lassen sie sich nicht gerne kochen / und bleiben hart.

Es sind deren vielerley Arten; theils sind groß / die wol ausgeben; theils klein; theils sind weis; theils schwartz / die unter den schlechtesten; theils grün oder blaulicht / die einen guten Geschmack haben / und unter die besten zu zehlen sind; sie müssen aber ein besonders Ort gebauet / und im Stadel an einem sonderlichen Platz geschöbert seyn / damit die weisen oder schwartzen sich nicht darunter vermischen.

Erbsenstroh ist besser für die Kühe oder Schaf im Winter / als für die Pferde / weil sie davon Bauchflüssig werden; wann es für die Kühe klein geschnitten / und unter das andere Gesott gemenget wird / so fressen sie es gerne; etliche ziehen sie mit der Sägen ab; andere rauffen sie nur aus / wie den Flachs / und meynen / sie schlagen sich nicht so sehr aus / als mit der Sägen.

Saserna, ein alter Autor bey L. Columella lib. 2. cap. 11. vermeynet / die Aecker werden von Feigbohnen und andern Bohnen / Wicken / Linsen / Kichern / und gemeinen Erbsen feist; aber Columella sagt / er lasse es zwar von Feigbohnen und Wicken gelten / daß sie dem Acker helffen / wann man sie grün abschneide und einackere /

ackere/ ehe dann sie dürr werden/ und sey an statt der Dung; wann aber die abgeschnittene Wurtzeln drinnen ausdorren/nehmen sie dem Grund die Feuchtigkeit/ und verzehren die Krafft des Erdreichs.

Wann deme also/sind die nicht unrecht daran/ welche die Erbsen(wie oben vermeldet)nicht schneiden/ sondern mit samt der Wurtzel ausziehen.

Etliche schreiben von den Erbsen/daß die/so von den Würmern und Wippeln ausgehöhlt und zerfressen sind/seyen zum bauen und zum setzen so gut / und noch besser dann die gantzen. Ich halte aber mehr von einem frischen und gantzen Saamen; weil zu besorgen/ von dem wurmichten möchte die Frucht gleichmässig diesem Zufall unterworffen seyn. Die abgebälgten Erbsen sind gesünder/ und machen nicht so viel Winde/ als wann sie samt den Bälgen gegessen werden.

Cap. XXXVI.

Von Linsen/ Linsgetrayd und Wicken.

DJe Linsen sind in der Haushaltung eine nützliche Hülsenfrucht/ und für das Gesinde zur Speise nicht undienlich/werden wie die Erbsen im Mertzen und April gesäet; die weissen sind besser und schmackhafftiger/ die rothen aber fruchtbarer/ wiewol etliche gefunden werden/ welche die rothen Linsen lieber essen. Sie bedörffen einen trockenen/ guten trächtigen Grunde; kan nicht schaden/ wann der Saame vorher im Mistwasser geweicht gesäet wird/ so wächst er desto schneller/blühet desto geschwinder.

Theils meynen/ sie wachsen grösser/ wann der Saame vorher in laulicht mit Nitro gemengtem Wasser gelegen.

Und Herr Heresbachius schreibt/ wann der Saame mit Meisterwurtz-Essig besprengt werde/ daß er nicht leichtlich verderben möge; anfänglich muß man sie jetten/damit sie sich desto besser ausbreiten können.

Ist sonst eine hart verdauliche / dem Magen und Gesichte schädliche Speise/sie machet schwere Träume/ blähet das Ingeweid/ schadet aber/ nach Dioscoridis Meynung/ weniger/ wann sie mit Essig gekocht wird; sondern soll/ nach Galeni opinion,das erste Wasser/ darinn man sie kocht/weggegossen werden/ so sey sie denen/die in den Gliedern eine wässerige böse Mißkochung haben/nicht übel anständig/den dürren und magern Leibern aber sey sie schadhafftig.

Doch ist ihr Decoctum in den Kindsblattern / aus alter Erfahrung/nicht übel zu gebrauchen/ habet enim vim aperiendi, laxandi & penetrandi.

Das Linsgetrayd / wie es im Land ob der Enns und in Unter-Oesterreich/ zwischen beeden Flüssen der Ipps und der Enns/an vielen Orten gebauet wird/ist eine Vermengung des Saamens/ da unter die Gersten weisse/rothe Linsen oder Wicken/ in Auswärts gebauet/ und vor das Gesind und arbeitsame Leute/ die Helfft oder das Drittel unter so Korn gemengt / gemahlen und genossẽ/für ein ergäbiges und wolnährendes Brod gehalten wird; es müssen aber gute/starcke und wolgearbeitete Felder seyn/ darauf es wachsen und fortkommen solle/ allermassen wie die Gersten; und wird gern auf die Felder/wo das vorige Jahr Waitzen gestanden/ oder doch auf die trächtigste und beste Kornfelder gebauet.

Die Wicken allein gebauet/ sind/ wo man wenig Wiesen hat/ ein nützliches Futter für allerhand Viehe/ stärckt und nähret die arbeitsame Ochsen und Pferde trefflich; werden darzu grün abgemäht/ ehe sie einkörnen/ noch besser aber gedeyens/ wanns mit der Helffte Haber angebauet werden / weil sich die Wicken daran anlehnen und aufziehen können; werden im Frühling gesäet.

Die Wicken können auch im Herbst(nach Herrn de Serres Ausspruch)gesäet seyn/und den Winter gar wol erleiden; man kan sie in mittelmässiges Erdreich bauen/ oder auch wol in ein gutes/ wann die Weitschafft der Felder solches einem Hauswirth zugibt/ nur daß der Grund/ wegen des Abmähens Beschwerlichkeit/ nicht steinigt sey. Wo wenig Gras und Heu ist/ gibt diß Gewächs eine treffliche Beyhülffe/ und ist sonderlich darum höher zu halten/ weil die Wicken dem Grund mehr nutzen als schaden / und daß man auch auf die Felder/ wo Wicken und Habern gemischt gestanden/die im Anfang des Sommers zum Futter sind abgemähet worden / nützlich/ im folgenden Herbst/ Waitzen/Korn/oder anders Wintergetraydig(wann nur der Acker gebührlich und fleissig gearbeitet worden) anbauen/und deßwegẽ hin und wieder im Brach-Feld/ so zum Winterbau gehöret/ ausgesonderte Fleck mit diesem Futter anbauen/ und damit seinen Nutzen befördern mag.

Diß ist allein zu beobachten/ daß mans im Feld wol austrocknen lasse/ ehe mans einführt/ dann kommt es feucht in den Stadel/so verdirbts leichtlich.

Es müssen aber die Aecker alsobald / nachdem man die Wicken weggebracht/ wieder umgeackert werden / sonst werden die Felder davon geringer.

Tanara will/man soll die Wicken nicht säen / wann der Thau noch im Feld ist/auch nicht mehr/ als man selbiges Tages einegen kan/denn wann der Saamen von der Nacht-Feuchten berühret wird/faule er; er will ein trockenes Erdreich. Nahend an die Bäume soll man die Wicken nicht säen; deñ/wie Charles Estienne will/ schaden sie den Wurtzen / daher sind sie auch aus den Weingebürgen verwiesen. Ist im Auswärts für Tauben und Hüner ein gutes Futter/ sie legen gern davon/ und werden feist.

Die Wicken müssen im Mertzen im letzten Viertel gesäet werden; wann mans im wachsenden Monden bauet/blühen sie immerdar/ und werden spat und ungleich zeitig/ und ehe sie oben reiff werden/fällt das unterste aus/ und verfaulet das Geströhe; man muß sie gleich mit den Waitzen ebenen.

Die Wicken geben sonderlich ein gutes Pferd-Futter/ werden von etlichen nur auf das Brach-Feld gesäet/ und darnach eingeackert und geegt; man muß wol zusehen/ daß der Saame nicht radicht sey/

wann man den Acker gleich / da die Wicken gemähet worden / umackert / so geben die Wurtzen eine gute Dunge.

Ein Decoctum davon / soll auch denen / die mit dem Stein / Wehtagen in der Nieren und Wassersucht geplagt seynd / wol bekommen.

Cap. XXXVII.

Kichern / oder Zisern / oder Haidenkorn.

Die Kichern / oder Zisern lieben einen guten fetten Grund / diese werden meistens und am nützlichsten im wachsenden Monden angebauet / so wird die Frucht grösser; wann der Mist / damit sie gedunget werden / mit Nitro besprengt wird / (wie auch alle andere Hülsenfrüchte) so sollen sie sich besser sieden lassen; wann sie im Mistwasser über Nachts geweicht sind / gehen sie geschwinder auf / und setzen lieber zu / schaden dem Grund nicht so viel / werden auch grösser und schöner / und von dem Ungeziefer weniger beleidigt und angegriffen.

Alle diese Hülsenfrüchte muß man nicht überzeitigen / sondern bey schönem Wetter abmähen / und trocken einführen lassen; wofern sie einmal beregnet / und hernach vom Sonnenschein wieder bestrahlt werden / gehen die Hülsen gern voneinander / mit nicht geringem Verlust ihres Hausvatters.

Sie werden darum von wenigen gebauet / weil sie den Grund sehr aussaugen und aböden / mit ihrer sehr saltzichten Eigenschafft; doch wann sie vorhero im Wasser eingeweicht werden / darinn Saliter solvirt ist / sollen sie den Feldern nicht so viel schaden / und besser gerathen; das Feld / darinnen Kichern gestanden / sagt Herrera lib. 1. cap. 16. soll hernach aufs wenigste ein Jahr in der Brach ligen; alles Stroh dienet zum Dungen / ausser das Kichernstroh nicht / wie erst gedachter Author vermeynet / wegen des vielen in sich habenden Saltzes: Es sind der Kichern dreyerley Sorten / rothe / weisse / und schwartzbraune; die Brühe davon ist gesünder / als die Kichern selbst / man muß solche vorhin wol aus einem Wasser waschen / sie eben aus diesem Wasser kochen / weil viel Krafft darinnen ist: Sie bricht den Nierenstein / treibt den Urin; sonderlich die schwartzbraunen / wie auch die verstandenen Menses, und eröffnet die Verstopffungen; werden sonst in der Speise genutzt / stärcken die Natur / zermalmen und führen aus den Stein / mehren den säugenden Weibern die Milch / machen eine klare Stimme / und dienen den Lungensichtigen; doch ist (wie gesagt) die Brühe davon besser / als die Frucht selbst. Man muß sie dünn säen / weil sie gern zu setzen.

Tanara schreibt / wann sie in Fässern behalten werden / darinnen Oel gewesen / bleiben sie länger / lassen sich besser kochen / sind aber zur Saat undienlich / müssen wol dürr hinein gethan werden.

Haidenkorn wird gemeiniglich um oder noch vor Urbani gebauet / im letzten Viertel des Monden / muß fleissig in dem zwier vorher umgerissenen Feld eingeegnet werden; auf neu umgestürtztem Acker geräth es wol / steht gern auf trockenen hohen Feldern / und hässet die feuchten Ort / verbessere die Felder; sein Mehl in die Schweintranck gegeben / macht sie fett / ist auch dem Geflügel gut / wann sie ihn einmal kennen lernen. Diese Frucht kan wol die steinigten magern Gründe vertragen.

Theils bauen ihn um Pfingsten / wann der Mond im Stier / Krebsen Jungfrau / Waag / Steinbock / oder Fischen ist; theils gar um Philippi Jacobi / nachdem der Grund oder das Wetter beschaffen ist / denn die Kälte muß alle fürüber seyn; das Stroh davon ist zu nichts nutz / als daß man es in den Mist streuet; man backt auch an etlichen Orten Brod heraus / wird aber schwartzblaublicht / mit Korn gemengt ists besser / sättigt wol / und ist nicht ungesund; das Haidenkorn wird auch gedörrt / gestampft / und enthülset / gibt so dann mit Butter geröstet eine gute nahrhaffte Speise; in einem neu umgerissenen Rasendfeld geräthet offtermals der Haiden am besten.

Cap. XXXVIII.

Vom Hirs / Himmelthau und Pfennich.

Wo es grosse Teiche gibt / die man trocken ablassen / umackern / und bauen kan / daselbst wächst der Hirs schön und reichlich / will nach Walburgis / von theils aber um Urbani gebauet bey schönem heitern Wetter / im letzten Viertel; in den Neubrüchen und Neuretten wächst er am schönsten. Es hat mir Herr Hanns Sigmund Fünffkircher Freyherr seel. erzehlt / daß / als Anno 1645. nach der Jankauer-Schlacht in Böhmen / die Schwedischen Völcker in Oesterreich gefallen / Krembs und Corneuburg besetzt / und das Land herum verderbt / und in Contribution gesetzt / seyen auf seiner Herrschafft Matzen / im Marchfeld gelegen / theils Felder und Aecker / Unsicherheit halber / wüste ligen blieben; als man aber im folgenden Jahr darauf die ingehabten festen Ort von den Schweden wieder befreyet / habe sein Pfleger von Matzen / ein solch lange Zeit Brach gelegenes und verwachsenes Feld umreissen / zurichten / und mit einem Metzen Hirs ansäen lassen / der ey so wol und fruchtbar gewachsen / daß er 70. und mehr Metzen ausgedroschen gegeben hat; diß ist nun von einem kleinen Capitel ein grosses / fast unglaubliches Interesse.

Wahr ist es / daß nicht dick darff gesäet werden / so bringt er schöne grosse Kolben oder Zotten; denn er ist von zweyerley Art / der zottichte Hirs hat die grösten Körner / und ist gut zu stossen / der kolbichte aber hat kleinere Körner / dieser soll von dem Geflügel nicht so bald / als der andere / Schaden nehmen / auch zur Speise besser schmäcken; man kan ihn in der Mühl auf dem Stampf / oder daheim / wann er vor im Ofen gedörrt ist / ausstossen / doch muß man nicht zu wenig in den Stumpf thun / sonst zerstösst er sich.

Der Hirs gibt nicht allein für die Menschen/ sondern auch für das Vieh eine gute Nahrung/hat gern einen guten Acker/ sonderlich wann er von des Himmels Regen offt benetzet wird; wann nach dem gesäeten Hirs ein gäher Schlagregen fällt/muß er noch einmal geegnet werden.

Die Spatzen / und andere Vögel/ sind ihm gefähr. Wann man aber nur ein paar Vögel schiesst/ und in dem Hirs-Acker aufhängt/ oder ein Netz an ein Ort auf Stangen darüber breitet/ so trauen sie nicht. Er soll/ vor der Saat/ in Mistwasser eingeweicht werden/so geht er desto schöner auf/ sollen ihm auch die Vögel nicht also nachstehen; fleissig muß er gejetten seyn.

Er wird auf einmal selten miteinander zeitig/daher werden nach und nach die zeitigen Kolben oder Zapffen ausgeschnitten.

Das Hirsstroh/ wiewols das Vieh gern isset/ ists doch nicht gut/ ihnen vorzulegen/ weil sie leicht davon aufstössig werden.

Der gestampffte Hirs bleibt nicht so gern oder so lang/als wann man ihn in seinen Hülsen lässet/ darum (sagt Tanara) soll ihn ein Hausvatter auf einmal nicht mehr stampffen lassen/als er/ ohngefehr auf ein halbes Jahr/für sein Haus genug hat/denn er wird länger behalten/ verliert er seine Güte.

Herrera meynet/es sey gut/ wann der Hirse wochentlich einmal könte gewässert seyn/und man soll auf einmal mehr nicht säen/ als man denselben Tag einackern oder einegen kan / doch muß nicht gewässert werden/ biß es aufgegangen ist; hat gern kühlen und feuchten Grund/ muß mit Jetten wol gewartet seyn; der Hirs ist trocken und kalt/das Brod davon / wanns neugebacken/ ist sehr gut/ mit Milch stärckt es den Magen/ aber altgebacken/ists ungesund; das Brod/wann es gar hart/ und gerieben wird/mit gutem Fleisch gekocht/und mit Zimmet und Saff. an gewürtzt/gibt eine gute Speise; Der Hirs muß alsobald getroschen werden/ so bald er in die Scheuren gebracht wird/ sonst erhitzt er sich/ und wird nicht so gut erhalten.

In Tartaria wird fast kein anders Getraydes angebauet/ als Hirsen.

Tabernæmontanus hält ihn für die Kinder eine gute und gesunde Speise / sonderlich denen/ die dessen gewohnet sind/ dann sie werden starck und wolgefärbt davon/ und wären(spricht er)dergleichen Speisen denen Kindern viel gesünder/ als daß man sie mit vielen Fleischbrocken überfüllet/ daher ihnen Würmer / faule Fieber/und andere Kranckheiten zustehen. Es ist auch diese Speise arbeitsamen Leuten sehr dienlich und gut.

Himmelthau ist fast einer Art mit dem Hirs/ allein subtiler/wird im Mayen gebauet / und gejetten / wann er soll fortkommen; hat Zapffen wie die Aehren/kleinen weissen runden Saamen/fast dem Reis am Geschmack gleich.

Deßgleichen Art ist auch der Pfennich/ hat einen starcken abhangenden Kolben/offt einen gantzen/so wol anderthalb Spannen lang/ wächst gern in leichten und sandichten Gründen/ liebt trockene und warme Lufft/ dient mehr dem Geflügel als den Menschen zur Speise/ weil er geringe Nahrung gibt.

Cap. XXXIX.

Vom Sorgo, oder Türckischen Waitzen.

Sorgsaamen kommt von seiner ersten Ankunfft her aus Indien/ ist aber in Italien gar gemein/ seritur vergiliarum ortu; ist von etlichen Sorte/rother/weisser und gesprecklichter/ hat vier oder fünff breite Blätter/und einen dicken Stengel wie ein Rohr/ inwendig mit einem Marck gefüllt / wächst bißweilen Manns hoch/ blühet erstlich gelblich an einen grossen oben aussteigenden Kolben/die werden darnach in länglicht-runde/als der Hirs zweymal so grosse Körner verwandelt.

Die Italiäner lassen ihn mahlen/und backen Brod daraus/oder geben ihn dem Geflügel zu fressen.

Aus dem Stroh/wann die Körner heraus / lesen sie die stärckesten Reislein/und machen davon Gewandbesem/ die Kleider auszukehren.

Dergleichen Art ist auch fast der Türckische Waitz oder Korn/von den Indianern Mayz genannt/ so aus dem Occidental-Indien erstlich in Türckey / und von dannen zu uns kommen; ist geel/weiß/roth und Veyelfarb/auch gesprengt/ und schwartz. Plinius nennet ihn Indianischen Hirsen/ allein daß er an der Grösse und Stärcke weit drüber ist; hat ein Kraut fast wie das Sorgum, nur daß er nicht so hoch aufwächset; die Körner wie die zimlichen Erbsen/stehen dick und hart an ihren Kolben/der erstlich zwischen den Blättern wie in einer Scheiden steckt / biß er sich nach und nach heraus gibt; wann er ein gutes Erdreich dünn gesäet oder gesteckt wird/trägt er häuffig/ wird mehr Lusts wegen in die Gärten/als in die Felder gebauet.

Die Hauer in Oesterreich bauen sie auch gern in die Weinberge/ wo ein wenig ein leerer Fleck ist/ und hangẽ darnach die vielfärbigen Kolben in ihren Wohnzimmern zur Zierd auf/sie stossen die Blühe/ die gleich mit den Kolben an der Farb ist/oben heraus/und geben doch keine Kolbe; denn diese/wie gesagt/treiben zwischen der Blätter Aesten herfür.

Der Saamen wird vorher ein paar Tag in Wasser geweicht; im April oder Majo gesäet/ oder vielmehr wie die Erbsen gesteckt/ im September / und offt noch eher/zeitiget er/ nachdem der Grund und das Gewitter ist/offt früher/offt später; der Saam ist Mehlreich/gibt ein starckes Brod, das wol sättigt/ dem Magen aber ist es nicht angenehm/wegen seiner trockenen/ und unsafftigen Nahrung/ derhalben unserm Korn weit nachzusetzen. Hingegen aber schreibt ein unbenannter Frantzösischer Author in einem Büchlein de l'usage du Caphé, du Thé & de Chocolate, gedruckt zu Lyon Anno 1671. fol. 118. das Mayz, oder der Türckische Waitzen/den die Mexicaner Tlaolli heissen/ sey einer gantz temperirten Eigenschafft / und soll gar gesund zu essen seyn/sollen auch die Wilden daselbst/ so stets davon essen/ allzeit gesund/ und von guter Farbe bleiben/ es sey leichtlich zu verdauen/ und kühle ab in hitzigen Kranckheiten / mögen es dahero alle Patienten mit gutem

Nutzen essen; wie auch die davon zu Pulver gestossene Wurtzen/ im Wasser geweicht/ Abends an die kühle Lufft gesetzt/ also getruncken wird; also daß dieses gekochte Maiz, Jungen und Alten/ Gesunden und Krancken/ Manns- und Weibspersonen wol dienlich sey; es treibe den Harn/ und reinige die Harngänge/ wider die gemeine Meynung der meisten Medicorum: doch achte ich/ daß die Gewohnheit dabey viel schaden und nutzen kan.

Cap. XL.

Bohnen und Feigbohnen.

VOn diesen zweyen Hülsenfrüchten wird jetziger Zeit nicht viel angebauet/ ob sie wol bey den Alten/ sonderlich wegen Tiedungung der Felder/ in grossem Ansehen gewesen; und das letzte wird meistentheils jetzund nur in die Gärten gepflantzt; sie wollen einen mittelmässigen/ doch feuchten Grund/ dann ist er gar zu frech und zu fett/ so schiessen sie nur in die Höhe/ und haben mehr Kraut als Frucht. Herrera lib. 1. cap. 17. will/ die Bohnen soll man im Vollmond bauen/ und wann sie einer stehenden Hand hoch werden/ wol umhacken; mit dem Wasser/ darinnen sie gekocht sind/ sich gewaschen/ reiniget wol den Leib/ und vertreibt die Pfinnen; wann mans trinckt/ purificiret es die Lungen; im Brod/ oder sonst gekocht gegessen/ macht fette; von dem Bohnen-Mehl kan man die Ochsen in 14 Tagen mästen/ wie dieser Autor bezeuget. Idem ibid. Dicono che se la scorza di fava si fà impiastro, e si metta alle parti basse delle creature, che non gli nasceranno peli, e che medesimo effetto far, àdi farli cadere, à chi li ha &c. posta sopra la testa impedesce l'humore, che cade agli occhi, e se la falva sia divisa nel Mezzo, e posta in alcuna ferita, che gitti sangue, lo ristagnerà.

Es ist ihrer vielerley Art/ von Grösse und Farb unterschieden; sie werden/ ehe mans ansäet/ in ein Wasser/ darinn Nitrum ist/ eingeweicht/ und im Martio oder April/ bißweilen auch gar im Majo/ im abnehmenden Mond/ einer queren Hand breit voneinander mit Setzstecken in die Erden gesteckt; die Blühe gibt einen lieblichen/ anmuthigen/ doch dem schwachen Haupt undienlichen Geruch; haben solche ihre Blühe/ weiß und schwartz blau-äuglicht/ zwischen den Aestlein um und um/ von unten an biß oben auf/ und einen starcken Stengel.

Die grossen Bohnen hält man zur Speise gesünder/ als die kleinen/ und leichtdauiger/ darum gehören sie nur für starcke arbeitsame Leute. Theils lassens unters Brod mahlen; theils mästen die Schweine damit/ item Ochsen und Gänse/ wie Colerus bezeugt; sind auch den tragenden Stutten gesund/ weil sie davon nicht leichtlich hinwerffen. Will mans auf die Mühl schicken/ müssen sie vor im Backofen wol getrocknet werden. Wann sie geerndtet werden/ macht man kleine Gebände wie am Hanff/ setzts im Feld auf/ die Spitzen übersich/ müssen acht oder vierzehen Tag im Feld bleiben/ ehe sie recht austrocknen/ sonst verschimmlen sie/ und kan man weder Frucht noch Stroh gebrauchen/ als in den Mist; etliche lassen die Bohnen in einem Backofen (was nicht zum Saamen gehört) abtrocknen/ so kan mans hernach wol über einen Hauffen schütten/ sonst müssen sie dünn aufgeschüttet werden; zur Schweinmast werden sie geschrotten/ oder gantz in ein kalt Wasser eingeweicht/ und also den Schweinen vorgegeben.

Von etlichen/ wie Herr de Serres berichtet/ werden sie im Herbst angebauet/ die bringen ihre Frucht zeitlich im Frühling/ sie müssen wol befeuchtet und gedunget seyn; wann sie gar zu hoch aufschiessen/ und mehr blühen/ als tragen wollen/ wird ihnen oben der Gipffel abgestutzt/ so zeitigen sich die übrigen desto besser/ dann je bessern Grund sie empfinden/ je frecher und Ast-reicher schiessen sie übersich/ und wenden mehr Safft auf Blätter und Blühe/ als auf die Frucht; wann man sie noch ein wenig grünlicht abnimmt/ und nicht wartet/ biß sie gar hart und überzeitig sind/ lassen sie sich besser kochen/ (welches auch von denen Erbsen/ und andern Hülsenfrüchten/ zu verstehen) sonderlich wann sie im Neumonden abgenommen sind.

Herr Harsdörffer schreibt in seinen Delitiis mathem. & Phys. Tom. 2. parte 16. in der sechsten Aufgab/ also: Nimm Bohnen/ und andere Saamen/ leg sie in warmes Oel/ laß neun Tage darinnen/ stecks hernach in das Erdreich um Mitagzeit/ so werden sie in wenig Stunden hoch gewachsen seyn; also kan man auch die Kürbis in vier Stunden blühen machen/ wann man den Saamen in Menschenblut legt/ das von einem jungen und gesunden Menschen ist gelassen worden/ und es 14. Tag an einem wolverwahrten Ort stehen lässet/ an der Sonnen trocknet/ das Erdreich mit warmen Wasser besprenget/ so werden sie in vier Stunden Laub und Blumen haben; solches kan nicht weniger an den Melonen geschehen/ doch (spricht er) muß es im Sommer/ und bey starcker Sonnenhitz seyn/ de quo non parum dubito.

Das Bohnenstroh ist dem Vieh gar angenehm; die Bohnen sollen besser wachsen/ wann Geiß-Lorbeern in die Gruben voran geworffen/ und sie darauf gesteckt werden; zu nahend soll man sie nicht an die Bäume säen/ denn theils der Meynung sind/ die Bäume verderben davon; sie kommen auch wol in einen niedrigen feuchten Grund/ wider die Art anderer Hülsenfrüchte.

Mit den Blühen geht es nicht auf einmal von statt/ sondern währet (wie Heresbachius will) 40. Tag/ sie fangen von unten an zu blühen und zu zeitigen/ und fahren also gemach fort/ von Glied zu Gliede/ sie sollen zu Zeiten hunderfältige Frucht geben.

Man soll sie abschneiden/ und nichts ausziehen/ weil ihre Wurtzen dem Acker eine gute Dung geben/ wann sie bald umgestürtzt werden; will man die Erden sonst damit dungen/ säet man sie im Augusto/ lässt sie wachsen/ biß sie anfangen zu blühen/ hernach ackert man das Feld mit samt den Bohnen um; wann die Hüner davon fressen/ hören sie entweder auf zu legen/ oder die Eyer bekommen eine weiche Schalen/ wie Tanara schreibet.

Denckwürdig ist/ was Thomas Lupton Cent. X. 16. meldet/ wann man die Bohnen/ von dem Kraut/

weil es noch grün ist / abnimmt / und den Stengel ein wenig oberhalb der Erden abschneidet / so werden neue Schößling von der Wurtzen austreiben / und mehr/ auch vollkommnere Bohnen bringen als vorher/ die Stengel aber müssen/ehe man sie abschneidet / noch grün und safftig seyn. Diß soll ebenmässig mit den Erbsen angehen; die ersten kan man roher kochen / und die folgenden lassen zeitig werden / so hat man doppelten Genuß.

Sie geben grobe Nahrung/sind den Asthmaticis, und denen/die Kopf- und Magenweh haben/undienlich/ machen schadliche Ausdünstungen und schwermüthige Träume; das Mehl wird zum Durchlauff inwendig und äusserlich zu den Sonnenflecken oder Guckuckspecklen/zu aller Unsauberkeit der Haut / und das unterlauffene Blut zu zertheilen; wie auch das aus der Blühe distillirte Wasser/zu Erhaltung der Gestalt;und das aus dem Stroh präparirte Saltz zur Wassersucht/ Stein und verhaltenen Urin/nützlich gebraucht.

Die Feigbohnen werden jetziger Zeit meistens in die Gärten gebauet / wiewol sie auch den Feldern nützlich sind/und an statt einer Dung dienen; item in die Weinberge/ wie allbereit unterschiedlich gedacht worden ; sie gerathen gern/und nehmen im schlechten magern Boden vorlieb/nehmen jedweden Grund an / und dörffen keiner sonderlichen Wartung oder viel Jettens.

Sie leiden kein Unkraut neben sich sondern reuten vielmehr dasselbe aus;man muß sie nit überzeitigen lassen/sonst reissen sie sehr aus; sie sind gut zur Rindmast/ im Winter/ wann sie mit gesaltzenem oder fliessendem Wasser befeuchtet/und alsdann gekocht werden.

Sie haben des Solsequii Art an sich / und wenden sich nach der Sonnen; wann sie zerstossen auf der Kinder-Nabel gelegt werden/ tödten sie die Spulwürme; die gemeinen Feigbohnen blühen weis (die blauen und geelen riechenden gehören in die Gärten) die Blätter haben fünff Zincken/wie eine Hand/die sich ausspreitzet/ in der Theurung wirds gemahlen/und unter das andere Korn/nach Belieben/ gemengt. Wird auch im Herbst/ nach dem Æquinoctio autumnali gesäet/ wann nur ein warmer Herbst kommt/daß sie erstarcken/und des Winters Frost desto besser ausdauren können.

Man legt die Körner gern an einem Ort/darzu der Rauch kommen mag / weil sie dadurch ausgetrocknet, und vor denen/ ihnen schadhafften Würmern verhütet werden.

Sie geben eine gute Dung / sonderlich wann sie zu der Bäume Wurtzen gelegt werden / macht sie frisch / und vertreibt von ihrer Wurtzen alles Unkraut und Ungeziefer. Das Mehl von den Lupinen macht eine zarte Haut; sein Decoctum vertreibt und heilet die Krätzen.

Die Lupini gestossen oder gekocht/geben den Ochsen und Rindviehe im Winter eine gute Nahrung/auch den Menschen bey theurer Zeit/doch müssen sie vorhero in warmen Wasser wol ausgeweicht/und das Wasser offt verwechselt/ biß sie süsse werden / wie Herrera bezeuget.

Cap. XLI.

Vom Reis.

Ob zwar der Reis in unserm Land nicht bräuchig/nur aus Italien/Indien und Türckey hergebracht wird/so halte ich doch/er möchte in warmen guten Gründen / deren es in Oesterreich viel gibt/ sonderlich wo guter Wein und Saffran wächst/ auch (wann er recht gewartet würde) bekleiben/ daher hab ich seiner hier/dem Hausvatter zu gut/ mit wenigen gedencken wollen.

Der Reis/ von zweyerley Art / roth und weiß/ ist trächtig / und in der Speiß von den wolgeschmacktesten Früchten eine/hat röthlichte Blüh und Körner/ fast wie der Dünckel/ potius jubam sicut millium, quam Spicam habens.

Herr de Serres setzt/ daß in Piemont ein Joch Acker bey gemeinen Jahren 20. oder 30. Futter bringt. Das Feld/wohin man ihn bauen will/muß eben und von mittelmässiger Güte seyn/nahe an einem Bach oder Wasser gelegen/ daraus mans/ zu gelegener Zeit/ wässern kan/wie und wann man will.

Das Feld muß wol zugerichtet und gedunget/in gewisse viereckichte Bettlein / wie in einen Garten abgetheillt/und diese Bettlein/ rings herum mit aufgeworffnen kleinen/ anderthalb Schuch hohen/ und 2. Schuch dicken Damm/(das Wasser zu halten)verwahret seyn/ auf daß ein Mensch darauf gehen möge/wanns ers wässern solle/damit das Wasser nicht ausbrechen/noch von denen Bettlein abfliessen möge / sondern stets darauf, als in einem kleinen See stehe / drum muß der Boden gantz Haar-eben / und an keinem Ort obhangicht seyn; das Wasser soll von einem Bettlein auf das andere fliessen/durch kleine eröfnete Gänge die mit einem tauglichen Bret mögen versetzt/ und/ nach Belieben/ aufgethan werden.

Wann nun das Feld dergestalt vorbereitet worden/wird der Reis im Frühling/nach vermutlich geendeter Kälte / in solcher Dicke/wie das Korn gesäet;der Saame muß vorher einen Tag oder zwey ins Wasser geweicht/ und noch feuchter/ obschon theils zu keimen anfieng/also in die Erden geworffen / mit der Egen bedeckt/auch ohne Verzug Wasser/ ein paar Finger hoch darüber geleitet/und also muß er anhäbig unterm Wasser/auch bisweilen noch höher/nachdems die Noth erfordert/gelassen werden.

In kurtzer Zeit wird der Reis unter dem Wasser herfür frech aufschiessen/und offt gar zu viel/ daß man ihn/wann man das Uberwachsen besorget/zuZeiten das Wasser entziehen muß/auf etliche Täge/bis man sieht/ daß er aus Mangel der Feuchtigkeit / sich wiederum zu gebührlicher Mässigung ergibt; das spühret man/so bald er von den Sonnenschein anfängt matt und welcklicht zu werden; denn wie das Wasser des Reises Aufnehmen und Leben ist / also ist dessen Abwesenheit seine Kranckheit und Tod; darum muß man ihm das Wasser sodann gleich wiedergeben/und mehr als vorhin/das ist/auf vier Finger hoch/biß auf fünff/ausdaß man den Reis/nachdem er hochgewächsig/ blühend oder einkörnend ist/welches zu gleich geschiehet (und daß muß ihm nicht bis auf annahende Zeitigung entzogen werden)

stetigs mit dem Wasser in gleicher Höhe begleiten/ damit man das Wasser/ so von der Erden in sich geschluckt ist/ mit neuem wieder ersetzen/ und ihn stets unterm Wasser erhalten möge.

Wann mans schneiden will/ muß das Wasser etliche Tage vorher zum letztenmal gantz abgezogen werden/ daß die Frucht völlig abtrockne/ die wird hernach wie alle andere/ wol dürr/ in die Scheuren oder Städel gebracht.

Der Reis macht die Felder/ worauf er stehet/ (zweifels ohne aus Uberfluß des Wassers) fett und trächtig; wenn er zwey oder drey Jahr nacheinander an einem Ort gestanden/ wird der Grund tauglich und kräfftig/ allerley Winter- und Sommer-Früchte zu bewirthen/ weil durch das Wasser nicht allein der Grund fett gemacht/ sondern auch alle schadhaffte Thierlein/ Käfer/ und Schnecken getödtet/ auch alle Unkräuter vertrieben werden/ und ist die Erde fast gleich den abgelassenen trockenen Teichen/ wie sie in Böhmen pflegen mit allerley Früchten nicht unnützlich angesäet zu werden.

Sonst soll wol die anhäbige über dem Reis unterhaltene Feuchtigkeit/ die fast in die fünff Monat darauf bleiben muß/ nicht allein wegen der lieblichen Aufdünstungen/ sondern auch wegen des Reises selbsten/ nicht gar eine gesunde und bequeme Lufft von sich geben/ daher am besten/ wann dieser Feldbau von den Wohnhäusern etwas entlegen kan angestellet werden/ je besser und fetter die Aecker sind/ je weniger; je schlechter aber/ je mehr Wasser bedörffen sie. Der Reis nähret wol/ vermehret das Geblüt und Saamen/ stopffet etwas/ und ziehet zusamen/ darum er den Bauchflüssigen nicht undienlich.

Cap. XLI.

Vom Mahen und Hanff.

Der dünne einfache Mahen/ sonderlich der weisse/ wird mit grossem Nutzen in einer Wirtschafft angebauet; der dicke und vielfärbiger gehört in die Gärten/ wird im May an trockene und warme Ort gesäet/ hat eine kalte Natur/ befördert den Schlaff; des schwartzen Saamens Decoctum, im Wein/ ist gut für den Bauchfluß; das Opium, so daraus verfertigt/ und zu vielen Sachen in der Artzney gebraucht wird/ soll weiß/ glatt/ schwer/ und im Wasser bald zergängig seyn; wird mit vielen andern Stücken verfälscht/ daher sich wol vorzusehen. Aus dem weissen Mahen wird auch ein Oel ausgepresst/ dem Mandel-Oel nicht ungleich/ ausser daß es weisser ist/ und den Dörrsüchtigen bequemlicher. Der weisse Mahen-Saamen dämpfft die unnatürliche grosse Hitz in hitzigen Fiebern/ er soll an den Orten/ wo man Holtz gebrandt hat/ am liebsten aufgehen.

Der Hanff/ wie auch der Flachs (davon hernach) dienen den Menschen zu kleiden/ und mit allerhand grob/ mittlern und kleinerm Leingewand zu versehen. Der Hanff will eine fette/ wolgearbeitete gute Erden haben/ muß im Herbst gedungt/ geackert/ und soll die Erden mit einer Hauen/ Häuffelweise angeschüttet seyn/ damit sie/ durch des Winters Feuchten und Kälte/ mürbe gemacht werde; nach vorbeygangener Winter-Kälte wird er meistens vor S. Urbani/ und um Pfingsten/ im abnehmenden Monden gesäet/ dann muß die Erden zuvor wieder abgezogen/ vergleicht und gearbeitet seyn; wann man gedörrten Taubenmist auf die Saat streuet/ hilfft es nicht wenig/ muß aber geschehen zur Zeit/ wann am Himmel ein balder Regen zu hoffen/ hat man aber Mittel zu wässern/ so ist es desto besser; wiewol es nicht gar zu sehr vonnöthen.

Der Saamen muß heurig/ neu und frisch seyn/ der Werth des Hanffes besteht in seinen subtilen Stengeln/ die man darzu von den grössern und dickern/ besonders auslesen lassen muß/ und diß desto mehr zu erlangen/ muß er dick gesäet werden/ daß ein Stengel den andern presst/ und keiner den andern zu dick aufwachsen lässet/ so bleibt er dünnhärig/ und kriegt subtile Stengel: Im Gegentheil säet man ihn dünn/ so werden die Stengel dick/ und gibt nur groben Gezeuge/ zu Seilen/ Stricken und Plahen/ drum kan man ihn dicker oder dünner säen/ nachdem man Willens ist/ ihn zu zarten oder groben Sachen zu gebrauchen.

Herr Philipp Jacob von Grüntall in seinem geschriebenen Hausbüchlein meldet; damit die Spatzen den Hanff und andere Saamen/ denen sie gemeiniglich nachstellen/ nicht auffressen/ soll man einen lebendigen solchen Vogel dörren/ zu Pulver machen/ und unter denselben Saamen/ den man ansäen will/ mischen; oder man soll Morgens gar frühe/ oder Abends gar spat/ weil die Vögel noch pflegen aufzusitzen/ den Saamen ansäen/ und nichts dabey reden/ quod tamen superstitionem sapit. Herrera sagt: La semenza di canapo è calda e secca, e chi la mangia, perde la vertu di generare, accorta la vista, guasta lo stomaco, però addolcisce la tosse.

Es ist zweyerley Art allzeit beysammen; der Saame kommt allein von dem Männlein her/ wie es de Serres und Heresbachius nennet; das Weiblein aber/ welches man in Oesterreich den Pästling heisst/ gibt den subtilesten Haar/ und wird allzeit um etliche Täge eher ausgefangen: Seine Zeitigung erkennt man daher/ wann er anfängt (so man ihn ein wenig rüttelt) zu stauben/ trägt gantz kein Körnlein/ man muß so dann länger nicht warten; den Saam-Hanff kan man noch länger stehen lassen/ daß er besser zeitigen könne/ man muß aber/ wegen der Vögel/ Scheuchen/ und gehenckte Spatzen dabey aufhängen/ sonst sind ihm die Vögel sehr nachstellig.

Ein guter Freund hat mich versichert/ wann man ein Gans-Eyschalen/ die gantz ist/ und obenauf nur ein Löchlein hat/ mit Hanffkörnern füllet/ und solches zu rechter Zeit in die Erden also gräbt/ daß das Löchlein obenauf gekehret sey/ so soll ein sehr grosser dicker Hanff-Stengel daraus wachsen/ daß man auch Löffel aus den Stengeln machen könne. Posset idem probari etiam cum aliis seminum generibus.

Es werden in die Hanff-Aecker/ weil sie wol zugerichtet/ und das Ungezieffer und Unkraut zu vertreiben pflegen/ gern Ruben angebauet/ man darff den Rubsaamen nur in den Acker werffen/ weil der Saam-

Hanff noch darauf stehet / dann wann hernach (wie gewöhnlich) mit der Wurtzen heraus gerissen wird / so kommt der Saamen schon etwas in die Erden / kan mans sodann doch noch einmal übersprengen / so hat man Ruben von unterschiedlichen Alter / die man folgends mit einem hölzernen Rechen einhacken kan.

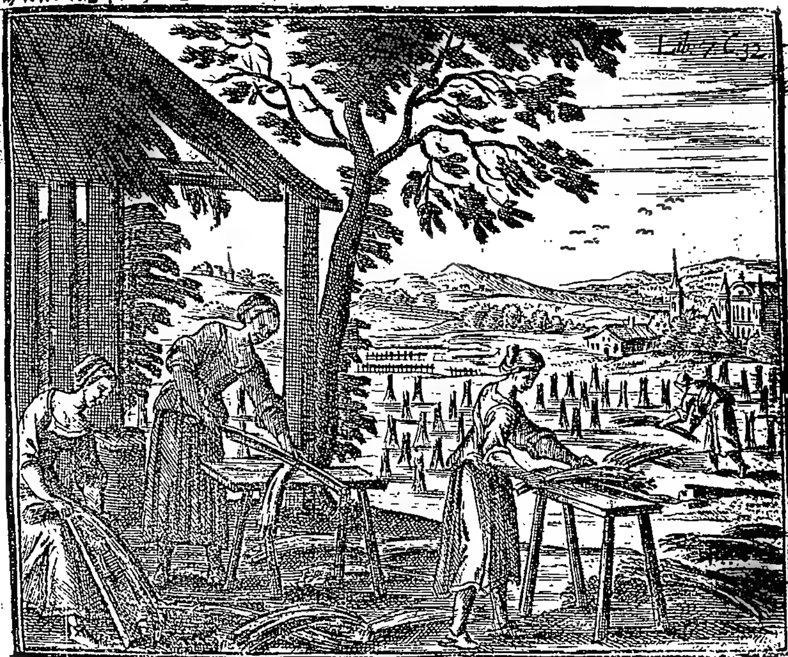
Man mag auch wol Anfangs / wann man den Hanff säet/etliche Bifange oder Aecker mit Rubensaamen dünn untersprengen/ so hat man / wann man den Hanff fängt/ schon Ruben in die Kuchen. So bald der Hanff ausgenommen / muß er zusamm gebunden und zur Rötze ins Wasser gebracht/eingelegt / und mit Steinen geschwert werden / ist gut / daß es an einem Ort seye / wo die Sonne den gantzen Tag meistens darauf scheinen kan/und das Wasser nicht starck oder gar nicht fliesse; also bleibt er acht Tage mehr oder weniger ligen / nachdem das Wasser weich oder hart ist / biß sich ein wenig von dem Hanff die Rinden abzuschelen anfängt.

Wo er aber zu spat zeitiget / daß der Sommer meistens vergangen/ und der unbeständige Herbst sich schon spüren lässet / so bringt man ihn dasselbige Jahr nicht ins Wasser / sondern lässt ihn / biß auf folgenden Sommer und warmes Wetter/an einem lüfftigen und trocknen Ort ligen. Wann er aus der Rötze genommen ist / lässt man ihn an der Sonnen abtrocknen/ hernach wird er geprechelt/gehachelt/geschwungen und zu unterschiedenen subtilen und groben Sachen angewendet.

Man kan ein Land wol etliche Jahr nacheinander zum Hanff nehmen/wann es nur wol gedungt/ und mit der gehörigen Arbeit versorget wird. An etlichen Orten wird er zu zwey unterschiedlichen malen in einen Acker gesäet / nur damit er desto dicker und also subtiler aufgehe.

Theils/sonderlich in Italia/ wie Herr Aug. Gallo bezeuget / säen Bohnen auf das Hanff-Feld im Herbst zeitlich / und zu Ende des Martii ackern sie alles unter/ und dungen also gar trefflich; wann der Trag-Hanff gezogen wird/legt man ihn auf Plahen an die Sonne/ passt hernach oder reibt den Saamen in eine Botting/ und putzt und schwingt ihn gebührlich / daß er von aller Unsauberkeit gereiniget werden.

Der Hanff-Saamen ist dem Menschen gut für die Winde/ und den Hünern nützt er/daß sie im Winter gern davon legen. Wann die Seiden/oder das Hanffkraut in die Flachs-Aecker kommt/mag man folgendes Jahr Hanff hinein säen/da wird dieser unhöfliche Gast wol weichen müssen; wanns in einem Garten viel Regenwürmer gibt / kan mans/ wann man Wasser/darinnen Hanff gesotten/darauf giesset/ bald heraus bringen / das ist den Fischern dienlich / die mit dem Angel umgehen; auch wann ein Ungeziefer ins Ohr kriecht/ kan mans infuso cannabis decocto, bald heraus treiben.



Cap. XLIII.

Vom Flachs.

Um so viel der Flachs subtiler ist / als der Hanff / um so viel mehr Arbeit und Sorg bedarff er auch; wann man zum Flachs ackern will / sagt Tanara, soll man das erstemal wol tieff/das anderemal weniger/und zum dritten gar seicht ackern/damit/wann er sich mit der Wurtzen nicht einsencken kan / er den Stengel desto höher auftreibe.

Er fordert das beste Erdreich/das man haben kan / und

und ist gut / wann es des Orts Gelegenheit leidet / daß man ihn / bey dürrer Zeit wässern kan / denn dieser wird den andern / der bey heisser Zeit verschmachtet / weit übertreffen; in dürren Jahren ist der Gassenkoth die beste Dung darzu / der Mist brennet das Feld aus; der frühe Lein wird um Walburgis / der mittlere um Urbani / und der spate um St. Veits Tag gesäet / im letzten Viertel / so blühet und zeitigt er zu gleich / und wird besser an den Haaren.

Mir hat gar ein alter guter Bauer gesagt / der jährlich in der Nachbarschafft fast den schönsten und besten Flachs gehabt; er baue die Haar-Linsen gemeiniglich im May / im wachsenden Monden / wann aber das Wetter nicht darnach ist / so baue ers im nechsten Monden hernacher; der Acker aber müsse im Herbst wolgedungt / und zart umgeackert seyn. Wann man im Frühling Haar-Linsen bauet / muß der Acker vor Winters wol umgeackert und sauber eingeeget seyn; wann er gewachsen ist / daß die Häarpollen fein weißlicht hervor sehen / so ist er auszurauffen / hernach muß man ihn riffeln / und nicht zu grosse Peuschlein machen / und ihn alsobald ins Wasser in die Röze thun / und wol zu sehen / daß der Haar aller im Wasser lige / und nichts heraus sehe / man lässt ihn also in die 6. Tage ligen / thut dann ein Peusten heraus / nimmt ein vier Stengel / und biegt sie / wann das Stroh geschwind abbricht / und der Flachs heraus schauet / so ist er genug / wann aber das Stroh noch zähe und starck / so ist er zu wenig / und muß noch länger ligen. Probiere ihm allzeit am andern Tag / wann er recht ist / so nimm ihn heraus / wasch ihn im Wasser sauber aus / daß der Letten davon komme / setz ihn auf in einer Wiesen / oder im Garten / laß ihn wol dürr werden / leg ihn an die Bürde / hast du einen guten trockenen Boden / so leg ihn darauf / er bleibe daselbst / bist du gar wol Zeit hast / ihn auszumachen. Wann du bachest / so laß den Ofen / nach dem Brod / allzeit voll Bürd anschieben / und laß ihn drey Tage darinnen / klaub ihn sodann aus dem Backofen wol heraus / und peistel ihn wieder / und bind ihn auf die Bürd; wann du ihn brechelt hast / so steck ihn wiederum in den Backofen / nach dem Brod; wann er drey Tage wol gedörret ist / so brechel ihn wieder heraus / wann er zu resch wäre / so nimm ihn / und leg ihn in eine Badwanne / und schwere ihn wol über Nacht in einer warmen Stuben; zu Morgens brechel in heraus / nach dem brecheln muß man ihn schwingen auf der Hechel; das Schwingwerck ist gut zu Sailen / daß man Viehstrick daraus mache.

Herr von Thumshirn sagt / je mehr Jahr der Lein auf den Boden ruhe / ehe er gesäet wird / je länger und kleinhäriger werde er / dörffe auch nicht so viel Jettens / welches sonst bey andern Saamen nicht angehet; er muß aber in keinem Faß / darinn er unbrauchsam und thum erstickt / sondern auf einem Boden erhalten werden / so kan man ihn über zwey und mehr Jahr nützlich brauchen; man soll ihn / wo möglich / nach einem Regen säen / wann es wieder ausheitern will / so geht er fein gleich auf / sonst kan ihm der Platzregen grossen Schade thun / daß er in die Erden zusamm geschlagen nicht aufgehen kan; ehe der Lein gesäet wird / soll der Acker vorhero klein und gut geegt / und müssen alle Rasen / Wurtzen und Schrollen heraus seyn; man soll / wo möglich / jährlich / oder doch übers ander Jahr / das Flachsfeld ändern.

In neuen Aeckern geräth er am besten / wann man sie auf gebührlich zubereitet; es muß der Saamen in einem saubern Sack auf das Feld gebracht / und aus einem reinen Tuch gesäet werden / wann eines oder das andere melbicht ist / so soll gern Flachs-Seiden wachsen / bey dürrem Wetter soll man nicht drinnen jetten; wann das Unkraut nicht samt der Wurtzen heraus geht / wucherts nur häuffiger; was die Lufft anlangt / wo er gerne wächst / liebt er mittelmässige / doch die mehr zur Kühle als Hitz geneigt seyn. Die Erden wird von ihm sehr ausgesogen und erschöpfft; Urit enim lini campum seges, urit avenæ, urunt lethæo perfusa papavera somno. Daher ihrer mit Dung und Wartung so dann desto besser zu pflegen / um sie wiederum zu erquicken / und ihrer Ohnmächtigkeit zu Hülffe zu kommen.

Hiebey ist zu mercken / was M. Camillo Tarello in seinem Ricordo d'Agricoltura meldet fol. 64. daß die Brescianer auf den Feldern / worauf vorher Klee gestanden / den schönsten Flachs bauen / wann man die Wurtzen desselben miteingeackert; und nichts destoweniger thut hernach der Hirsen gleichwol reichlich und schön wachsen / so die Aecker nur mit Dung und Wässerung wieder erquicket worden; und nach den Hirsen auch der schönste Waitzen; das würde aber in unsern Ländern schwerlich erfolgen.

Er wächset (wie gesagt) gern auf Neubrüchen und Wiesen / die man neulich zum Aeckern gemacht hat; ist nützlich / wann der Grund mit der Schaufel umgegraben / und (wie bey dem Hanff gedacht) im Herbst auf Häuffen geschlagen wird.

Herr Aug. Gallo und de Serres gedencken einer Haar-Linsen Art / die im Herbst im September oder October gesäet wird / auch im alten Monden / obwol etliche versichern / man könne jeden Lein-Saamen / so wol im Herbst als im Frühling / nach Belieben säen; der Winter-Haar muß in ein Sommerland gesäet seyn / wohin der kalte Nordwind nicht anfällt / muß auch im Herbst zeitlich gebauet seyn / daß er vor Winters etwas erstarcke / und desto leichter wiederstehen könne / so müsse er auch / wann die Kälte sich ergrössert / etwas bedeckt werden; man kan Latten erhöht darüber legen / und solche mit Stroh / Farrenkraut oder Tannengras verwahren / und soll das Farrenkraut auch hernach an statt einer Dung dienen / und das Ungeziefer ausbannen / so werde der Flachs den Winter tapffer überstehen können; es muß aber diese Decke gegen der Mittags-Sonne können etwas eröffnet seyn / damit er desto besser wachsen möge. Ich glaube nicht / daß diese Bau-Art in unsern kalten Borealischen Ländern vorzunehmen rathsam / steht also frey / an Orten / wo es Sommerländig / mit wenigen zu versuchen / und auf Befindung / von deren Werth oder Unwerth zu urtheilen / das sicherste ist / seines Lands Brauch / und der lang habenden Erfahrung nachzufolgen.

P. Tylkowsky de re agrariâ pag. 185. sagt: Linum abit in cinerem dum elaboratur, si est satum eo tempore, quo salices in vere abjiciunt lanam, instar Plumarum tenuissimarum circa ramos. P. Athanasius Kircherus Tom. II. Mundi subterr. pag. 466. lini in sericum transmutationem sic docet; si ex calce & cinere

cinere isatidis herbæ acerrimum fiat lixivium, linum in eo coctum, in sericeam abit materiam, spendidam & subtilissimam, filationi aptissimam; est & hoc mirabile, si plumeæ partes pennarum ex volucribus abrasæ, in hoc lixivio coquantur, non secus ac gossipium neri & texi poterunt, sed & hoc arcanum manifestat, asbestinæ materiæ, filandi modum & rationem.

Er hat seine absonderlichen Feinde / ein Ungezieffer / so ihn/ wann er zwey Finger hoch aufwächset/ benagen die werden durch klein-übersäeten Aschen vertreiben/ diß aber muß man thun/ wann man bald einen Regen hofft/ dadurch wird der Aschen der Erden eingeflösst / und sie gleichsam damit bedunget; wo man auch Flachsseiden spühret/ müssen sie zeitig ausgejetten werden/ ehe sie sich um den Flachs schwinget. Die meisten Flachsstengel tragen Körner/ was aber ohne Saamen ist/ wird besonders gelesen/ und gibt den schönsten und besten Haar; so bald der Saame schwartzbrann wird/ ist der Flachs zu rauffen / wird in Bündelein gebunden / getrocknet/ die Bollen abgeriffelt/ hernach in einem stehenden/ doch klarem Wasser geröstet und geschwert/ weil es noch warm Wetter gibt/ darinn bleibt er vier oder fünff Tage/ mehr und weniger/ hernach wird er an die Sonn ausgebreitet und getrocknet.

Etliche/ weil sie glauben / der Flachs werde auf diese Weise schwartzer / rötzen ihn in einem fliessenden Wasser sieben oder acht Tage.

Andere bringen ihn gar in kein Wasser / legen ihn zehen oder zwölff Nächte in eine Wiesen oder Anger / damit er den Thau und die Nachtfeuchten in sich trincken möge; ehe die Sonne auf gehet/ wird er täglich an ein verdecktes Ort also feucht aufgehäufft/ biß Abends/ da er nach Untergang der Sonnen wieder ausgelegt / und also damit / biß er tauglich ist / fortgefahren / dadurch er viel besser und edler ist; doch daß er Nachts an ein solches Ort gebracht sey / wo / wegen der gählingen Güssen und Wassers-Anläuffe / keine Gefahr zu besorgen.

Wann der Flachs in einem heissen Wetter gewachsen ist/ wird er hart und spissig/ den muß man nicht gleich brechen/ sondern den Winter über ligen lassen / so wird er zäher und linder/ und schlägt sich durch das Brecheln nicht so viel weg.

Der Flachs wächset gern auf niedrigen/ doch ebenen Aeckern / worauf Waitz oder Gersten gestanden / muß noch vor dem Winter mit kurtzen guten Mist gedungt/ umgerissen und gegnet seyn / daß die Wurtzen und das Unkraut heraus komme; man säet ihn gern Vormittag bey hellem trockenem stillen Wetter; die Schrollen auf dem Acker muß man klein zerschlagen/ je dicker man ihn säet (wie den Hanff) je subtiler und kleinkörniger wird er / gibt auch desto schönere Leinwat; man säet gern darauf Hüner- und Tauben-Mist / so bald er gesäet worden / zur Zeit / wann man bald einen Regen verhoffet/ vor aber müssen alle Stein heraus geklaubt / und das Feld fein vergleicht und zerrieben werden; der frühe Haar geräth meistentheils (doch nachdem die Jahrs-Witterung ist) besser als der spate/ soll auch subtiler werden; im Neumond gesäet/ giebt er viel Saamen / im alten Mond aber giebt er bessern Flachs.

Theils säen den Flachs an ein Ort / wo vor dem Jahr Kraut oder Ruben gestanden sind; noch besser ist es / in ein Feld säen / wo vor einem Jahr Hanff gestanden/ der hält das Feld mürb/ und vertreibt alles Unkraut und Ungezieffer / wie droben gedacht worden; wann er in neuen Monden gesäet wird / wächst er ungleich und dicker/ und blühet immerzu; den Flachs in den Oefen zu dörren darff einer grossen Auffsicht/ weil er bald sich entzündet/ sie müssen wol verstopfft und vermacht seyn/ damit / aus Mangel der Lufft / sich kein Feuer anflamme/ und muß man offt darzu sehen lassen; man soll auch allzeit ein Boding Wasser in Bereitschafft halten; am sichersten ist / wann er an der warmen Sonnen kan gedörzet und abgetrocknet sein.

Die Erde / worauf der Flachs gestanden / kan auf zweyerley Weise wiederum zur Fruchtbarkeit gebracht werden; wann der Grund lang Brach liget / und daß er auch wol gedunget werde: Herrera sagt/ é da avvertire, che mai si beva l' acqua, dentro del quale sia stato lino perioche é pestifera, und wird das Rößwasser ohne diß kein Thier trinken/ wegen seines widerwärtigen Geschmacks/ das auch alle Fisch/ die es überfällt/ davon abstehen; daher verbotten/ den Haar nicht zu rötzen an Orten/ wo es Fische gibt.

Die Einrötzung soll (wo möglich) im Julio oder Augusto geschehen weil die Wasser noch von der Sonnen strahl erwärmet seynd/ im Herbst ists zu spat. Der Haarpollen sind zweyerley/ theils springẽ von sich selbst auf leinene Tücher dünn ausgebreitet an der Sonnen auf/ theils aber muß man dreschen.

Aus Lein-Saamen wird auch Oel gemacht / so zur Artzney und andern Sachen nützlich zu gebrauchen. Der Saame hat/ wie Dioscorides will/ mit dem fœnum græcum einerley Vermögen / zertreibt und erweichet die innere und äussere Hitz / zeitigt und lindert; Lein-Oel getruncken/ ist gut für den Stein und Seitenstechen.

Cap. XLIV.

Wie mit der Saat biß zur Erndte zu handeln.

Bißher haben wir die meisten Saamen von Winter- und Sommer-Gedrayd/ die beederseits in die Aecker gesäet werden/ erzehlt; Nun wollen wir fortfahren und besehen / wie mit der Saat biß zu ihrer Zeitigung / zu verfahren. Vor allem dienet / daß die Saat vor dem Vieh/ damit sie nicht/ wann weiches Wetter ist / mit ihrem Einlauffen / sonderlich die Schweine/ mit Umwühlen Schaden thun mögen/ verwahret werde. Im Viertel ob Wienerwald/ wie auch im Land ob der Enns / werden die meisten Felder mit Zäunen / Gehägen und Frieden (wie sie es daselbst nennen) eingefangen / welches sie auch / sonderlich wegen des Wildes/ thun müssen; in den meisten Orten aber / wo grosser Feldbau ist / kan solches nicht seyn / müssen hingegen die Heerden des Viehes durch eigene Halter/ Hirten und Schäfer davon weg getrieben/ und um die Zeit/ wann das Getrayd im Feld stehet auf andere Weiden/ Aenger/ Wälder und Brachfelder getrie-

den werden. Darnach weil sich das Unkraut gleich von Jugend auf mit einmischt/ muß selbiges/ durch fleissiges Jetten/ ehe dann die Wurtzen erstarcket/ bey mittelmässigem feuchtem Wetter aufgesucht/ ausgestochen/ ausgezogen/und also die Saat davon erledigt/ und dardurch ihr Wachsthum befördert werden / sonderlich was Distel und Dörner sind / die grossen Platz einnehmen/ und das Traydkörnlein dardurch verdringen / indem sie unter und ober der Erden sich weit ausbreiten/ und grossen Platz einnehmen. Da hingegen wann die Saat dieses überlästigen groben Gastes entledigt wird/ das Körnlein gedeylich und wolgewächsig zusetzen kan.

Wann feuchte Frühling abgibt/ so wächset das Unkraut desto lieber/daher ihm auch so viel emsiger nachzustellen/doch muß mans erstlich thun im abnehmenden Monden/darnach zurZeit/wann es schon etwas aufgewachsen und wolkenntlich / auch nicht weiches Wetter ist; sonderlich soll man darinn desto besser fortsetzen / wann bald ein Regen zu hoffen; denn dardurch wird die durch das Jetten und Ausstechen aufgeriegelte Saat wieder erquickt/zu friedē gestellt/und zu neuem Wachsthum und Vermehrung befördert / muß auch vor geschehen/ehe das Korn eingespindelt.

Wann es etwan drey oder vier Finger lang ist / so kan mans ohne Schaden übergehen; vor allem muß man das Unkraut gemach/behutsam/und mit der völligen gantzen Wurtzen ausziehen. Das Wintergetrayd auszujetten/ist besser/man erwarte den Frühling; dann wofern im Herbst die Wurtzel des Getrayds bewogen/ und erschüttert ist/kan selbige leicht durch die einfallende Kälte zu Schaden kommen; zu dieser Arbeit kan man wol auch Weiber und Kinder brauchen/und muß mans solcher Gestalt wol zweymal übergehen/ von Acker zu Acker/ damit nichts dahinden bleibe. Vor allen andern will der Hirsbrey / durch öffter wiederholtes Jetten / betreuet seyn.

Wann die Saat allzu frech und dick aufschiesset/ daß man besorgt/sie möchte sich legen/ist das Sahern ein sicher und gutes Mittel solches innzuhalten und zu verwehren; das muß aber nie bey feuchten/ sondern allein bey trockenem Wetter geschehen. Im Winter/ wanns gefroren/ kan man auch wol die Schaf daüber treiben/und sie/sonderlich wo es so dick stehet/ überfressē lassen; doch müssen sie nicht zu lang darauf bleiben; Schwein aber/ oder grosses Vieh muß man nie darzu brauchen.

Das Getrayd sollen man über die Zeit nicht abgrasen lassen / und die Grasmägde die Bürde bißweilen ausschütten/wann sie sichs am wenigsten versehen/und schauen / ob nicht ausgewurtzeltes Trayd mit ausgerissen werde / und wans anfangen will zu schossen / soll alles Grasen verboten seyn; sie sollen auch das Gras nie in der Statt ausschütten / sondern auf die Aenger bringen/und sollen sie in die Erbsen/Waitzen und Gersten nie mit den Schuhen gehen / weil solche fett und weich sind/daher bald zertretten werden.

Wofern die Felder so geil / daß sich das Getrayd darauf fast meiste Jahr niederlegt / kan man Halb-Trayd / das ist/ Korn und Waitz untereinander gemengt/ansäen/ dann weil solches nicht gleich wachset/ gibt der kürtzere Waitz gleichsam eine Stützen dem früher aufschossenden Korn/ daß es sich so leicht nicht legen kan.

Also mag ein emsiger Hauswirth seine Getrayder im Herbst/Winter/und Auswärts offt besichtigen/und was dort und da zu thun/betrachten und anstellen.

Wanns Reiffe oder kalte Thau auf das Getrayd im Auswärts fallen/daß es/wanns von der heissen darauf scheinenden Sonne erhitzt/schwartz und brandicht wird/ sonderlich/wann es schon geschosst hat / ist das beste Mittel/daß zwey Knechte/mit einem langen Strick oder Seil/das Feld zu beeden Seiten übergehen / die Spitzen von den Aehren damit berühren / und den anhangenden Reiff / ehe er von der heissen Sonnen beschienen und entzündet wird/vorher abschütten / allermassen auch an den blühenden Baumen/die fleissigen Gärtner zu thun pflegen / daß sie wann vor Tags ein Reiff gefallen / die Baume alsbald / noch vor Aufgang der Sonnen / abschütten; wann zween Knechte / wie gesagt/ mit hart angezogenem Seile / also ein paarmal auf und abgehen/ wird der meiste Reiff dardurch von den Aehren herab geschlagen/oder wann das Feld groß/ mag man wol das Seil zu Pferd führen / welches / dafern keine Bäume zwischen den Feldern sind / gantz leicht zu thun.

Wo es die Gelegenheit des Orts leidet/daß man bey einfallendem dürrem Wetter/ im Mayen/ehe das Getrayd einkörnet/die Felder wässern kan / kan man ihrer damals gewöhnlichen Mattigkeit mit gutem Nutzen abhelffen/ so man aber an wenig Orten haben kan/ oder brauchē will/wiewol es dem gantzem Feld überaus nutzbar / und die damals habende Saat wundersam erfreuet und mehret. Dazu müssen die Felder (wie die gewässerten Wiesen) mit mit kleinen Gräblein und Wasserfurchen vorbereitet / und dardurch das Werck befördert werden; es muß alles mässig / gemach und bescheidentlich / nicht überflüssig noch häuffig übergossen seyn; wo fliessende Wasser/ Bäche / Teiche / und Seen in der Nähen/ist dergleichen wol zu thun / muß aber / wan man wässern will/ ein eigner Knecht darauf Achtung geben/ damit das Wasser nicht zu lang stehe/sondern bald seinen gebührlichen Durchgang und Auslauff / und an die Ort habe/ die es am meisten bedörffen / dahin auch vorhero die Wasserlauffe einzurichten.

Cap. XLV.

Ob das Hetzen und Durchreiten der Saat Schaden bringe.

Es ist an denen Orten / wo flache/ weite/ schöne Felder/und viel Herrschafften und Edel-Sitz herum sind / ein alter Gebrauch / daß der Adel mit Windhunden / im Winter/Frühling und Herbst mit Hasenhetzen sich üben/und damit ihre Freude und Kurtzweil haben/da ihrer drey/fünff oder mehr / die Saaten und Brachfelder durchsuchē/die Hasen aufstödern/und die aufgestandene mit ihren Winden verfolgen/und ihnen nacheilen; welches von vielen Bauren / denen die Felder angehörig/offtmals mit vielen Seufftzen beklagt

und denen/ so muthwilligen Schaden verursachen/ geflucht/ und alles Ubels auf den Halse gewünschet wird. Nun ists an dem/ daß wir dieses etwas besser in Betrachtung ziehen/ wie weit es zulässig oder sündlich/ erläutern/ und also von dem Brauch und Mißbrauch des Hetzens handeln wollen. Zu wünschen wäre es/ daß dieses im Frühling vorzunehmen/ allerdings unterlassen oder doch mit gebührlicher und besserer Discretion von dem Adel fort getrieben und angestellt würde/ nicht allein weil die Haasen damals trächtig/ ob schon trocken Wetter/ nicht lauffen können/ dadurch grosser Schad am Wildpret geschiehet/ sondern auch/ weil damals/ nach zergangenem Schnee/ gewöhnlich weiches Wetter/ die Pferde die Erden eintretten/ und mit den Hufeisen viel Saher heraus ziehende/ nicht geringen Schaden thun/ und ein durch Hetzen gefangener Haas kostet mehr/ als sonst ihrer zwey oder drey. So sind auch doch bißweilen die gemeinem Leute und Bauren allzu gripplerisch/ neidisch und boshafftig/ daß sie aus geringem etwas gros und wichtiges machen/ offt ohne Ursach klagen/ und dem Adel seine gebührliche Erlustigung mißgönnen. Daher wanns im trockenen Frühling/ zur Zeit/ so die Haasen allbereit gesetzt/ oder das Korn erst drey oder vier Finger lang/ noch nicht einspindelt/ oder wanns im Herbst auf den Brachfelder/ oder auch auf trockener Saat fürgenommen wird / dergleichen Ubung nicht sonderlich zu tadeln/ sondern vielmehr zu loben ist. Wann die Saat dick und frech stehet/ ist es offt mehr nütz- als verderblich/ weil es von denen dardurch lauffenden Windhunden/ Pferden und Leuten etwas nieder gedruckt / und also zur Mittelmäß gebracht / und daß es sich endlich nicht gar aus Geilheit zur Erden lege/ verhütet wird.

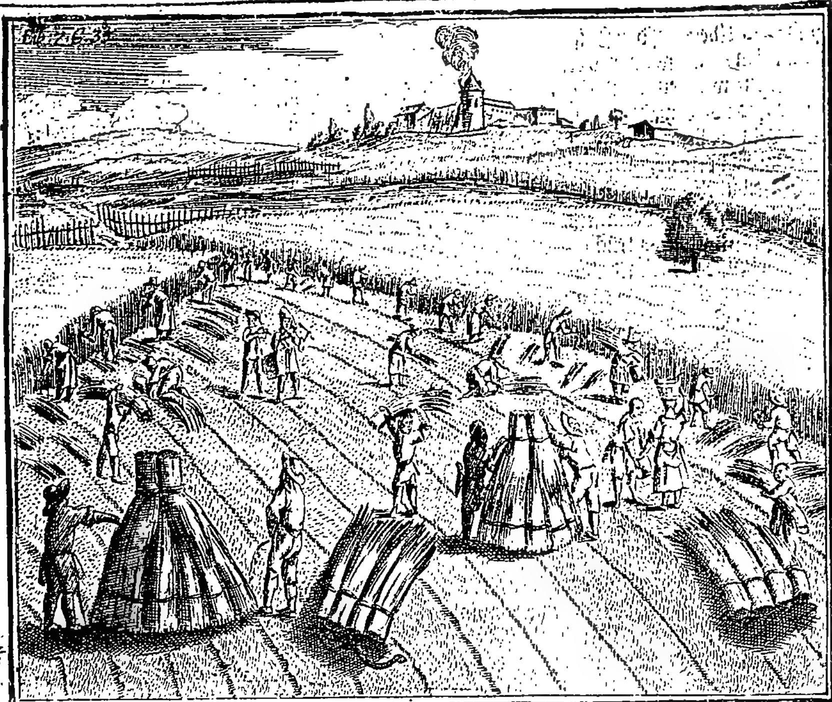
Es erzehlt Herr de Serres, in seinem andern Theil am 5. Capitel/ diese nachdenckliche und merckwürdige Historia: Daß in Piemont die Inwohner in Valle Augustâ (Val d' Ost) mit denen von Verceilles und ihren Nachbarn im Krieg gestanden / jene einsmals einen Streiff/ zur Zeit / als das Korn fast halb gewachsen / und einspindeln wollen/ in ihrer Feinde Lande gethan; und als sie ihnen die Feldfrüchte/ weil sie gantz grün waren / mit Feuer nicht anstecken können / haben sie viel Pflüge mit Ochsen genommen / das Korn damit umgerissen und geackert / der Meynung/ ihren Feinden das Proviant zu entziehen/ und dardurch mit Aushungern zu schaden/ aber es sey/ ihre Meynung entgegen/ gantz ein widerwärtiger Ausgang erfolgt; das Getrayd durch diese Umstürtzung/ an statt / daß es verderben sollen/ neuen Safft und Krafft von der Erden genommen / schöner und fruchtbarer worden als vorhin; indem die Aehren (wie die eingelegten Reben) mehr Stämme und Zusatz bekommen / auch durch die Aufriglung des Bodens desto mehr Aehren getragen; setzt auch / daß durch diese ohngefehr erhaltene Erfahrung/ mit Nutzen der Inwohner/ sie hernach lange Zeit die Saaten mit Pflügen/ wanns schiessen wollen/ seicht umgerühret und dardurch ihrer Aecker Fruchtbarkeit/ mercklich und augenscheinlich befördert und gebessert haben. Und wann wir den Jägern und Forstknechten glauben wollen / so soll der Hirschen und rothen Wildpret Aesen in den Saaten und Feldern nicht sonderlich schädlich fallen. Das wäre wol nachzugeben / wann das Wildpret allzeit nur bey trockenem Wetter in die Saaten gienge; weil es aber auch geschicht / wenn die Felder weich / und sie manchesmal Schaarweise kommen/ wüste ich nicht/ wie sie es beschönen/ und die Bauren überreden solten / daß sie es unschädlich zu seyn glauben möchten/ zu wünschen wäre/ man hätte mehr Obsicht auf der armen Unterthanen Aufnehmen/ und verderbete/ um einer schnöden Freude willen/ seine eigne Untersassen nicht/ wie vielmal geschihet / aufs wenigste/ daß man solch öffters Schiessen und Jagen nicht so überhäufft vermehren / sondern vielmehr der armen Leute Schaden und Hertzenleid vermindern liesse.

Cap. XLVI.

Vom Schnitt und Einerndten.

Der Zweck und die Ursach/ warum alle Beschwerliche Mühe und Arbeit vorgenommen / und erduldet wird/ ist die Erndte/ welche reichen Lohn gibet denen / so sich recht und gebührlich darum bemühen/ wo die Robath/ und viel Unterthanen vorhanden/ da kan man in kurtzer Zeit ein grosses Feld abschneiden/ wann bequemliches Wetter darzu kommt: An vielen Orten führt man die Schnitter mit Trommeln und Pfeiffen/ oder mit einer Schalmey u. Sackpfeiffen ins Feld/ daß sie dadurch angefrischt/ und die junge Bursch/ aus Hoffnung eines Abendtantzens/ (darinn sie ihre den gantzen Tage zur Erden gebogene Rücken gleichsam wieder erstrecken und einrichten/) zur Beschleinigung ihrer Arbeit ermuntert werden.

Wenn ein kühler Aschenfarber Tag/ (Dia de Cenizas von den Spaniern genannt) und keine so übermässige Hitz ist/ gehets desto besser von statten. Denn diese Arbeit/ bis das Getrayd trocken in die Städel gebracht worden/ hat das meiste auf sich; an theils Orten werden die Garbenbinder nur von Korn gleich im Feld gemacht/ es reiben sich aber viel Körnlein aus/ und ist besser / wann man schon gemachte Stohbänder im Vorrath hat/ die man kurtz vorher / ehe sie gebraucht sind/ in ein Wasser duncken / und erzähen lässet / so werden die Garben fester/ und besser damit zusammen gebunden. Ein Hausvatter muß sich so wol mit diesen/ als Speise/ Unkosten/ und wo keine eigne oder nicht genugsame Unterthanen sind/ auch mit Schnittern versehen/ damit/ wann schön Gewitter/ er aus seiner eigenen Verlässigung nicht gesaumet/ oder durch gähe Sturmwinde/ Schauer/ Ungewitter und Nässe / auch durch das Geflügel und Wildpret/ grosser und unwiederbringlicher Schaden geschehe. Besser ist es (sonderlich mit dem Waitz) ein wenig zu früh/ als ein wenig zu spat angefangen / weil/ wann es überzeitigt/ viel ausreiset / und man der Beständigkeit des künfftigen Gewitters niemal versichert leben / sintemal diese Hoffnung manche betrogen und in Schaden gebracht hat. Da auch (ausser des Saams-Getrayds/ welches wol auszeitigen muß) gleich einen Theil noch etwas weichlicht wäre/ wenns nur ein Zeitlang in den Aehren zu bleiben und zu ligen hat/ so kommt ihm schon die vollkommene Zeitigung / kriegt auch seine rechte Farb und Vollkommenheit.



Colerus räthet/ wann das Getrayd zur Erndte sehr reiset/ oder es der Hagel ausschlägt/ das so dick auf dem Feld liegt/ als wär es gesäet/ so soll man keine Schwein oder Gänse darauf kommen / sondern bald wieder unterackern/ und nach der Quer einegnen lassen; das vom Schauer niedergeworffene Getrayd aber muß vor abgeschnitten und weg gebracht werden; sagt auch / er hab es selbst probiert und richtig befunden / daß man aufs künfftige Jahr wieder eine gute Erndte hat / weiß aber nicht/ ob der Acker / wann er zwey Jahr nacheinander schweres tragen muß/ dadurch gebessert wird / aufs wenigst wird die Ordnung und Austheilung der drey Baufelder damit verwirret / aber die Noth hat kein Gesetz. Wiewol der Schnitt im alten Monden am besten/ kan man doch dessen nicht allzeit erwarten / ist auch nicht so hoch vonnöthen. Andere glauben/ wann der Schnitt weder im neuen noch alten Monden / sondern in denen Viertheilen verrichtet wird / sollen die Wippeln das Korn desto weniger beschädigen. Erstlich wird auf die Bänder geschnitten / und etliche Stunden an der Sonnen gelassen / daß es wol austrockne; hernach bindet man die Garben zusammen / und macht Mandeln zu 15. Garben / theils legen 10. theils zu 12. Garben auf ein Mandel/ und hat nichts zu bedeuten/ weil doch 60. Garben ein Schock oder Schober machen/ es erfüllen gleich 4. 5. oder 6. Mandel diese Anzahl. Sie werden auf unterschiedene Weise/ dem Landsbrauch nach/ aufgerichtet; im Viertel ob Wiener-Wald / nachdem die Garben groß oder klein sind/ setzt man 8. oder 10. Garben/ die Stoppeln untersich / und die Aehren übersich zusamm; werden hernach mit zwey zusamm gebundenen mit den Aehren abwärts hangenden Garben wol bedeckt/ daß sie vom Thau oder Regen nicht so leicht befeuchtet werden / und da es gleich geschichet/ laufft doch die Nässen bald wieder abwärts / daß sie ihnen nicht sonderlichen Mangel bringt; im fall sie auch durch einen Regen solten benetzt werden / kan mans/ bey schönen Wetter/ wieder abdachen; das ist/ die obern zwo Garben oder den Hut herab auf die Erden aufgerichtet stellen/ damit die Sonne unverhindert die aufgesetzten Aehren frey berühren/ und desto eher abtrucknen möge. Man muß mit den Garben/ wann man sie bindet/ zusammen trägt und aufschöbert / nicht grob und ungeschicklich umgehen / nicht wider die Erden stossen und fallen lassen/ sondern fein sanfft und gelinde verfahren/ die Körner/ die sonst bald ausfallen / zu verschonen.

Zum Schnitt müssen die Bauern frühe/ vor der Sonnen Aufgang/ fein zugleich gehen/ solches recht abschneiden/ und nicht die Helm zu hoch stehen lassen/ nicht junge Buben und alte Leute senden / nicht vor der Zeit aus der Arbeit lauffen; die Garben sollen sie dicht und fest binden/ daß sie im auf- und abladen nicht zerrissen; das reineste soll man zum Saamen besonders legen.

Wo man nicht Unterthanen oder Schnitter genug hat/ muß man sich beyzeiten darum bewerben; an etlichen Orten ist der Gebrauch / daß man mit einen oder zween Vertrauten und Bekandten um ein gewisses Geld/ den gantzen Schnitt abzubringen / dinget / die schauen ihnen dann um eine genugsame Anzahl Schnitter um/ dingen mit ihnen/ und lohnen selbigen nach dem Tagwerck/ so gehts auch schleunig zu/ und darff der Hausvatter nicht so anhäbig nachsehen / weil die Schnittmeister zu eignen ihren Nutzen darob seyn müssen / daß nichts versaumt sey / hat sich ingleichen der Herꝛ um das Essen nicht so viel zu bekümmern. Es ist überdiß darum leichter / weil in Oesterreich / sonderlich in den zweyen Vierteln Unter-Wienerwald und

Unter-

Unter-Mainhartsberg / das Korn um viel eher zeitig wird als in Steyermarck / daß aus den gebürgigen kalten Orten Leute (die ohne diß daselbst keine Arbeit haben) genug herein kommen / welche man zu dieser nothwendigen Arbeit brauchen mag. Und diese gute Leute verdienen Geld am heraus- und hineinreisen / und kommen gleichwol noch recht zu ihrem Schnitt. Also kan GOtt weißlich diesem armen Volck seinen Unterhalt / und den benöthigten Leuten Arbeiter / mit beederseits Nutzen / zuordnen und schencken.

Was die Hülsenfrüchte / Erbsen / Linsen / und dergleichen sind / muß man wohl acht haben / daß mans an einem Tag schneide / daran es nicht regnet / denn wo sie nasser hernach von der Sonnen beschienen werden / springen die Hülsen / mit grössem Verlust / leichtlich auf.

Den Haber betreffend / hat es nicht allein wenig zu bedeuten / wann er schon benetzt wird / sondern die Bauren halten auch davor / daß es ihm besser / es sey hernach leichter zu dreschen / und gehe lieber aus dem Stroh / darum hat man mit dem Einbringung nichts besonders zu eilen.

Bey dem Korn- und Waitzen-Schnitt ist zu beobachten / daß man / nachdem der Wind das Korn gebogen / ihme nach / und nicht entgegen schneide; wann das Korn sehr grasicht ist / gibts zwar dem Stroh in der Vieh-Krippen grössere Krafft / es muß aber desto länger in der Lufft und an der Sonnen bleiben / damit es recht ausgedörrt werde / sonst würde es schimmeln / und müste das Stroh verderben. Die beste Zeit zu erndten ist bey warmer Zeit vor Tages / so bald es anfängt liecht zu werden / oder wann der Mond scheinet / nach Niedergang der Sonnen / biß etliche Stunden in die Nacht / insonderheit wann grosse Schwüllhitze vorhanden / daß man des Tages mit der Arbeit nicht fortkommen kan.

An den Orten / wo es viel Bären gibt / als in Podolien und Liffland / da sie offt die aufgerichteten Korn- und Waitz-Mandel im Feld angreiffen und verstreuen / pflegt man Knobloch hinein zu stecken / oder aber Büchsenpulver in Werck zu thun / und hinein zu hangen / so kommen sie nicht.

Viel sind der Meynung / wann das Trayd zu rechter und bequemer Zeit geschnitten und eingeführt sey / daß es / weils im Stroh ligt / in dem Stadel wachse / zunehme und vollkommener werde. An etlichen Orten / wo nicht viel Heu-Futter / wird die Frucht ziemlich hoch abgeschnitten / daß die Hälme hernach für das Vieh desto besser ausgeben; in Oesterreich aber werden die Hälm auf eine Spann hoch / bißweilen auch wol niedriger gelassen / und nachdem man zusamm gerechet / oder den armen Leuten aufzuklauben gelassen / wird bald das Vieh darein getrieben / da sonderlich Schaaf und Schweine wol davon zunehmen.

Was das Aehrenklauben antrifft / ist es / nach Göttlichem Befehl / billich / es den Armen zu überlassen / weil aber diß offt / auch durch Leute / die wol arbeiten könten / mißbraucht / und denen recht Armen entzogen wird / hat die Würtenbergische Erndt-Ordnung Cap. 5. diß befohlen / daß vor angehender Erndte / alle Persohnen / die sich Aehrenklaubens wollen theilhafftig machen / an einem gewissen Tage / auf vorhergehende offentliche Verkündigung / sich auf dem Rathhause jedes Orts vor der Obrigkeit anmelden / und um Vergünstigung und Zulassung des Aehrenlesens ansuchen / darüber auch sie / als denen die Gelegenheit am besten bewußt / unpartheyisch erkennen sollen / welchen es zu erlauben seyn möchte / sonst soll es den andern / bey Straff des Narrenhäusleins / abgestrickt seyn; und sollen diejenigen / denen es erlaubt wird / vor der gantzen Gemein offentlich ausgeruffen werden: Soll auch nicht zwischen den Garben / sondern allererst zugelassen seyn / wann das Getrayd / samt dem Zehenden / alles aus den Feldern ist.

Cap. XLVII.

Vom Auszehenden und Einführen.

Wo man auf seinen Feldern den Zehenden selbst hat / ists wol eine gelegene Sache; oder / wo man den Zehenden nicht hat / daß er jedoch an fern-entlegenes oder an ein gutes und nachbarliches Ort gehörig / damit man ihn um ein billiches Geld / oder gewisse Körner / oder auf Treu und Glauben bestehen möge / wird man sodann am Einführen nicht gehindert noch gesäumet / wie bißweilen wol aus unnachbarliche Begebenheiten sich zutragen kan. Wann der Zehend von dem Herrn desselbigen gehebt wird / ist am rathsamsten und besten / daß man fein redlich und aufrichtig handele / vervortheilische Räncke und arglistige Stücke niemal begehe oder gestatte / sondern den Zehenden treu und aufrichtig / wie die Jahrszeit und Gottes Segen gibt / abrichte; Indem das alte Teutsche Sprichwort gewiß wahr ist: Redlich währt lang. Und obschon durch Neid und Boßheit diese Tugend angefochten wird / so behält man doch ein gutes Gewissen / und den Trost / daß durch die Zeit / welche der Warheit Mutter ist / endlich alle Lügen / wie der Schnee von der Sonnen vernichtiget / und gleichsam zerschmeltzt werden / und Recht dennoch recht bleiben muß.

Was sonst die in Oesterreich gebräuchige Zehend-Ordnung mit sich bringt / will ich hier nicht unnothwendig wiederholen; sondern den günstigen Leser / in das erste Buch / angewiesen haben / da wird er nothdürfftigen Bericht finden können.

Das Einführen des Getraydes ist eine von den sorgfältigsten Arbeiten; wo die nicht mit Obsicht und Vernunfft verrichtet wird / fällt alle durch das gantze Jahr gehabte Mühe / gleichsam (wie man sagt) in den Bronnen; nicht anders / als wann ein Kauffmanns Schiff über Meer / alle gefährliche Ort / Klippen / Sandbäncke und Ungewitter überstanden / nunmehr das Vatterland vor Augen siehet / und erst in dem Port Schiffbruch leidet / daher ein Hausvatter desto mehr Fleiß anzulegen / daß es / bey gutem Wetter / trocken und recht an seinen Ort kommen möge; sonderlich wann es ein wenig zu viel zeitig / kans nicht schaden / daß unten in die Wägen hänffene oder rupffene Tücher und Plahen eingebunden seyen / darinn sich die abfallende und ausgerüttelte Körnlein verhalten können; man wird offt ein Viertel oder weniast ein Achtel / oder doch einen guten

Hut voll Körner in einem Tuch finden / daher es bey vielen Fuhren desto mehr austrägt.

Wann man einführen will / muß vorher der Stadel allenthalben auf das säuberste ausgeputzt / alle Mäuslöcher vermacht und verschlagen / die Pansen mit neuem Stroh bedeckt / und der Tenne / worüber die Fuhrwägen gehen müssen / mit alten starcken Brettern dick überlegt seyn / damit die Tenne / von der Wägen Schwere / und der Räder Stoß nicht aufgeführt und verderbt werden.

Baricellus in Hortulo geniali fol. 200. sagt / daß die Bauren bey ihm Farrenkraut in die Scheuren brauchen / damit sie das Getrayd im Stroh also besser erhalten / dann durch diß Mittel werden die Würme getödt / und wird der Fäulung widerstanden.

Zu dem Einführen / nachdem es groß und das Wetter beschaffen / müssen genugsame Züge / ingleichen zum Garben aufheben und aufladen / wie auch in den Städeln die Garben zu empfangen und aufzuschöbern / gehörige Leute vorhanden seyn. Das Saam-Trayd / welches ein Hausvatter noch auf dem Feld / damit es rein ohne Dort und Raden / an einem magern Ort stehend auslesen soll / muß sonderbar gethan / das übrige aber sauber / trocken und fest aufeinander geschöbert werden / so können die Mäuse und das Ungezieffer nicht so leicht durchschlieffen. Vorher überlegt man den Pansen-Boden dünn mit reinem Stroh / theils nehmen auch etwas Nuß-Laub oder Erlen-Laub darzu / und richten also die Trayd-Garben in der gantzen Pansen fein zugleich in die Höhe.

Wann bißweilen das nasse Wetter anhäbig ist / und man das Trayd nicht länger / entweder wegen Kriegs-Gefahr und Furcht der streiffenden Partheyen / oder sonst / daß es gar überzeitiger / darff im Feld stehen lassen / sondern nothwendig benetzt muß einbringen / so soll man ein grosses Bier- oder Weinfaß nehmen / das beederseits Boden-los, mitten in die Pansen setzen / und es mit Garben um und um gleich erhöhen / hernach das Faß wieder höher ziehen / und diß biß aufwärts continuiren / biß an das Ende des Trayds / da lässt man das Faß daselbst stecken / so hat das Getrayd / wie einen Rauchfang / dardurch die Nässe nach und nach verdünsten und austrocknen kan; damit das Korn nicht erhitze und auswachse / wo der Stadel groß / möchte man 2. oder 3. solche Faß setzen / so trocknets desto eher aus; es müssen auch in solchem Fall die Garben an den andern Wänden des Stadel nicht dicht und hart daran gelegt / sondrn ein Raum darzwischen gelassen seyn / auf daß der Dampf desto leichter über sich verrauchen könne; diß aber muß allein aus unvermeidlicher höchster Noth geschehen / sollen auch die Garben nicht also fest (wie sonst gebräuchig) aufeinander gedruckt werden.

Wann das Korn alles in der Scheuren / werden die gelegten Bretter von der Tenn abgenommen / und die zerrissenen Garben / samt dem Tenngeröhricht, überdroschen / ausgeputzt und aufgehoben. Der Stadel muß recht abgetheilt und groß genug seyn / alle die Jahrs-Früchte / ein jedes sonderlich / anzunehmen. Flachs und Hanff kommen nicht hinein / werden / so bald sie ausgefangen und abgeriselt / in das Wasser / und auf die Wiesen und Dörrstuben gebracht; zu den Erbsen / Linsen / Haiden aber / und übrigen Früchten / kan man oben in der Höhe über den Tenn ein Gerüst machen / und daselbst jedes verwahren. Korn und Waitz haben ihren Platz auf der einen / Habern und Gersten aber auf der andern Pansen.

Cap. XLVIII.

Vom Stadel oder Scheuren.

Wo grosses oder kleines Anbau vorhanden / da ist auch ein Stadel / darunter man alles vor Regen / Dieben und Geflügel sicher erhalten kan / höchlich vonnöthen / so durch gantz Oesterreich gebräuchlich: In Ungarn zwar / und in dem Croatischen Dörffern / haben sie wenig Scheuren; das Trayd wird ein jedes absonderlich / an einer langen starcken Stangen / aufgeschöbert / die man in die Mitten steckt / und untenher mit drey oder vier zimlichen starcken Stützen versichert / daß sie nicht umfalle; es müssen erstlich trockene Blätter und Reisicht von Erlen / Bircken / oder Weiden unterlegt seyn; um und um mit gehöriger Circumferentz / nachdem der Stock hoch oder nieder / des Korns viel oder wenig ist / wird es angelegt / daß die Aehren einwärts / das Stroh aber heraus komme; diß verliert sich allgemacht / biß es endlich oben nur rings umher einer Garben breit / und hernach folends mit Stroh oder Rohr belegt und zugedeckt wird / und diß setzt sich so fest aufeinander / daß ihnen kein Wind oder Regen leichtlich schaden kan; oder sie stecken von solcher Frucht vier lange Stangen / und oben ist ein strohenes Dächlein darinnen eingefasst / daß allezeit / wann der Schober oben gemindert / und durch das Dreschen nach und nach niederer wird / das Dächlein nachsincken kan; unten wird ein Zaun herum gemacht / daß kein Vieh darzu möge; auf solche Weise wird auch ihr Heu aufgeschöbert / und zu ihrem Gebrauch / den Winter über / erhalten; was man dreschen will / wird nach und nach / bey schönem Wetter / durch Hülffe der Leitern / oben abgenommen / und wieder allzeit mit Stroh vermacht; ihre Tennen haben sie gleicher massen unterm freyen Himmel. Diß alles geschicht theils aus Holtz-Mangel / theils aus Furcht / wegen des streiffenden Erbfeindes des Türckens / theils auch wol aus Faulheit / daß sie mit dem Gebäu nicht können oder wollen also umgehen / wie die Teutschen.

Wer ihm aber einen Stadel zurichten will / der muß solchen nicht zu enge oder zu klein machen / sondern nach Proportion seines Anbaues / lieber ein wenig zu groß als zu klein; der Situs muß seyn / daß die zwey Thor / an beederseits Ende des Tennens / also gegen denen im Land wähenden gewöhnlichen Winden gerichtet seyen / damit zum Abwinden oder Worffeln allzeit / oder doch meistentheils Wind verhanden. Man kan sodann die Thöre / nachdem Wind starck oder schwach / ein wenig / nur die Helffte / oder gar aufmachen / biß man des bedörffenden Windes genug habe; so sind sie auch darum nothwendig / daß man das Getrayd einführen / und bey dem andern Thor den Wagen wieder ausführen möge.

Wo grosse Mayerhöfe und weitschichtiges Feldbau ist/werden die Städel mit zwey oder gar mit drey Tennen/samt ihren doppel-Thören verfertigt/da man dann Winters-Zeit auch auf so viel Tennen dreschen kan. Theils untermauren ihn nur einer Elen oder mehr hoch/ setzen hernach das Zimmerholtz darauf/ und verschlagen den überrest mit Bettern/soll besser für die Mäuse seyn; theils(die es nicht anders vermögen)machen die Wände von Holtz; was aber vermöglich ist / führt den Stock biß auf den Dachstul gantz von Mauren auf/wiewol etliche meynen/ die erste Weise sey darum die beste; sie gleich so wol vor den Mäusen verwahrt ; obenher nicht so starck dünsten/ als welche von gantzen Gemäuer/ von unten an biß oben/ auf geführt sind. Neben den Thören beederseits inwendig werden absonderliche Ort verschlagen / darinnen theils das Dresch-und Windgezeug; theils auch die Agen von Waitz und Korn hingethan werden.

Die Thöre müssen stets verschlossen bleiben / es sey Getrayd darinnen/ oder nicht / denn das Vieh soll nie hinein kommen/ die Hüner kratzen/ und die Schweine wühlen / und verderben die Tenne / sonderlich wann es feuchtes Wetter giebt.

Die Tenne zu machen wird einen halben Schuch hoch die Erden ausgestochen/und an deren statt/ein fester zäher Laim mit der andern Erden fest einverleibt / und gantz geebnet / allgemach benetzt / und mit grossen breiten Stösseln nieder gestossen;unter das Wasser/damit man die Tennen netzet/ soll ein wenig Kühekoth vermengt seyn / theils nehmen auch Agen und Ochsenblut darein/stossens immer zu/hackens wieder auf/und stempeln die Tenne also drey-oder viermal allzeit eingefeuchtet/ biß alles endlich gantz glatt und feste wird. Auf solche Weise macht man auch die Tenne unterm freyem Himmel.

Das Dachwerck auf den Städeln/ wird meistentheils hoch aufgeführt/ und vor dem Regen und Ungewitter wol verwahrt/ theils machen es von Schindeln/ theils nur von Stroh/ weil es weniger kostet/ und man selbiges/ wann es veraltet/ und vom Wind verwüstet wird/mit Nutzen auf den Mist brauchen kan; der obere Forst am Gübel aber muß mit Schaben / die in Laimwasser getunckt sind/ fest in ein ander gebunden seyn / so kans den Sturmwinden besser wiederstehen;ein Schindel-Dach/ obs schon mehr kostet/ währet doch drey-oder viermal so lang.

Die Bäume/worauf der Dachstul ligt (wie auch die Thör/ unten und oben)müssen gehäbe und dicht verschlagen werden/ damit Spatzen / Tauben / und dergleichen ungebetene Gäste/ nicht hinein mögen/ weil sie einen Winter durch grossen Schaden thun/ und mag leicht ein Löchlein seyn/ wordurch sie einschliefen; merckt mans/ kan man ein rundes kleines Loch am Gübel auf der Seiten öffnen/und wann man sieht/daß viel hinein fliegen / muß man ein Netz oder Fischräusen darvor thun/so kan man sie hinein jagen/und ihrer loß werden; oder man kan dieselbe von aussen her mit Netzen und Hurten nach und nach abjagen.

Der Stadel muß an einem ebenen wol-gelegenen Ort stehen/und die Thör hoch und weit sein/ damit man die Fuhren/ bey guten Weg/ gelegensam aus-und einbringen/auch nicht enge Reyhen mit den schweren Fuhren (dabey man leichtlich mit Schaden umwerffen kan) machen dörffe.

Der Stadel muß an keinem niedrigen oder feuchten Ort gesetzt seyn/weil die Nässen allem Geströhe verderblich. Heresbachius will/ die Thöre sollen nicht gegen Niedergang der Sonnen / sondern gegen Mitternacht und Orient gewendet seyn; so muß man aber die Art der Landwinde bedencken/und darnach das Gebäu einrichten. Wer im Winter die Hürten zum Spatzen- und Emmering-fangen/vor seinen Scheuren zurichten lassen will/ der besehe Herrn Thumhirns nothwendigen Unterricht vom Haushalten / durch Caspar Jugelium Anno 1675. heraus gegeben fol. 41.

Cap. XLIX.

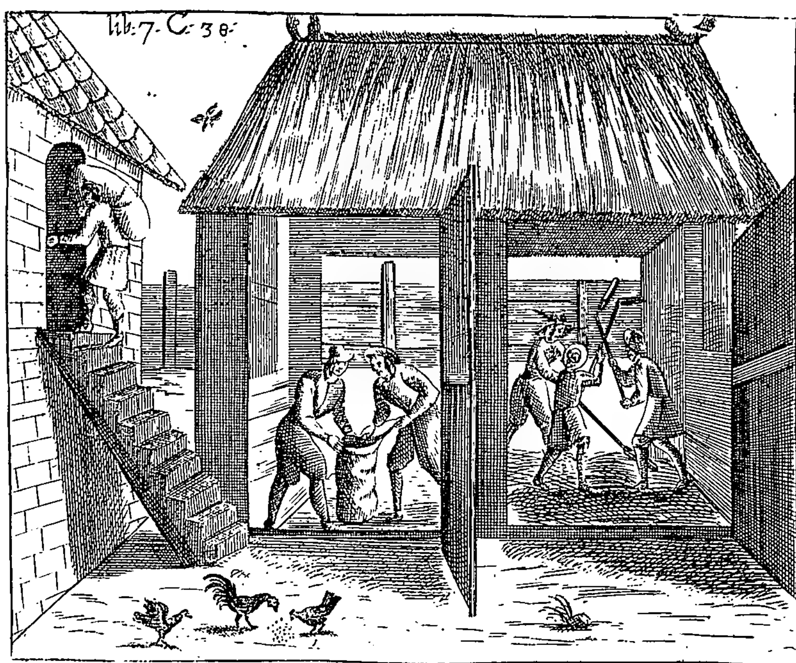
Vom Dreschen.

Ich will von macherley Art des Dreschens / so bey den Alten vor disem / auch noch jetzt bey ausländischen Provintzen/in Ubung sind/ alle Weitläufftigkeit zu meiden/ hier nichts melden. In unserm Land allein ist der Gebrauch/ daß drey oder vier auf einem Tennen dreschen/ und haben diese einen sonderlichen Vortheil/ in denen Scheuren oder Stadeln auf verdeckten Tennen ihre Arbeit thun/vor denen/ welche unter freyem Himmel / und nicht als nur bey schönem Wetter dreschen können ; da hingegen jene unter dem Dach / von keinen Ungewitter verhindert / ihr Werck immerdar beschleunigen können/damit ein Hausvatter seine gantze Fexung bald wissen / und wieviel er zur Haus-Nohtdurfft behalten / oder zu verkauffe habe / entscheiden mag.

Ein Hausvatter muß auf jeden Tenn einen Tenn-Meister unter den Dreschern haben/der alles zu verantworten / und von welchen er (da etwas vernachlässigt/ oder veruntreuet) Rechenschafft zu fordern habe. Damit sie nicht zu viel oder zu wenig auf einmal anlegen/ rein ausdreschen; so offt ein Schober abgedroschen/das Stroh sauber abgetragen / das lange von den kurtzen gesondert/ Strohschabe zu Trayd bändern / und Dachschabe zum Decken gemacht werden / deßwegen ihnen emsig nachzuspühren / ob die Körner sauber ausgedroschen/ in der Spreu keine Aehren oder Körner geblieben/ die Süde fleissig abgetragen un aufgehebt worden seyn.

Item ob alles Getrayd/ das man von dannen auf die Kästen zubringen/ sauber ausgeputzt/nicht staubich/ und unreine seye;sie sollen bey Tage zu dreschen anfangen und aufhören.

In Oesterreich wirds unterschiedlich/des Lohns halber/mit denselben gehalten/bisweiln gibt man ihnē von dem schweren/den zehenden/oder zwölfften Metzen;von dem Sommertrayd aber von jedem Metzen einen Silbergroschen/oder wol auch den 10. oder 12. Metzen ; nachdem es an einem od dem andern Ort das Herkomen ist. Der Winter-Saamen muß also bald ausgepasst/ rein gesäubert/und dünn auf einen Boden bis zur Saatzeit aufgeschüttet werden ; infall etwan selbiges Jahr das



Getrayd viel Raden/ Dort oder Unkraut hätte/ muß man beyzeiten darnach trachten/ ein bessers und säuberers anderwärts her zu schaffen.

Bißweilen/ wann man keinen Saamen/ der tauget und rein wäre/ bekommen kan/ mag man wol ein jähriges Korn/ wann es lauter ist/ zum Saamen nehmen; man kan vorher ein wenig im Garten in ein Bettlein anbauen/ und sehen/ obs aufgehe/ oder nicht; es geht zwar später auf/ kan aber des Winters Härtigkeit besser ausdauren/ und setzt im Auswärts merckllich zu. Aus dem Stadel soll man nie zugeben/ daß einige Garben oder Getrayd für das Vieh abgetragen werden/ denn damit wird viel Untreu beschönet. Man muß den Dreschern/ ob sie treu oder untreu/ fleissig nachkundschafften lassen.

Herr Joh. Sigmund Fünfkircher/ Freyherr seel. hat offt gesagt: Er habe am meisten die Zeit beobachtet/ wanñ geregnet oder geschnyen/ aufschauen zu lassen/ ob die Drescher nicht was nach Hause verschleppen/ wann sie Mittags oder Abends vom Dreschen aufgehört/ weil sie/ bey ungestümmer Zeit/ sich am wenigsten des Aufpassens vermuthen.

Wo man ihnen nach dem Schober zu dreschen lohnet/ muß man Anfangs sagen/ wie viel Schöber von jeder Sorten seyen in die Scheuren kommen/ damit sie hernach nicht mehr daraus machen können.

Das Getrayd/ erst eingeführt/ ist zähe/ daher auch hart aus dem Stroh völlig zu bringen/ ist also sonst nichts/ als nur das Saamtrayd zu überpassen/ was gern heraus fallen will.

Herr Agostino Gallo sagt/ wie das Saamgetrayd am besten sey/ wann es zeitlich ausgepasst werde/ so sey das Getrayd/ das man mahlen und backen will/ am besten/ wann es kurtz vorhero/ ehe mans gebraucht/ ausgedroschen werde/ welcher Meynung auch Herr de Serres beypflichtet.

Die Schäppes (wie sie in Oesterreich das halb ausgedroschene Stroh nennen) legt man beyseits/ und dreschts über eine Zeit lang; kan man dann frembdes Saamtrayd haben/ ists so wol für den Acker/ als dem Hausvatter desto besser; im Winter/ bey grosser Kälte/ ist die beste Dresch-Zeit; die Drescher sollen wöchentlich Rechenschafft geben/ wie viel Mändel sie angelegt/ damit ein Hausvatter wissen könne/ was ausgedroschen/ und was noch im Stadel ligt. So offt man ausmesst und abträgt/ muß eine vertraute Person dabey seyn/ die alles so wol ins Drechser- als Kasten-Register aufschreibe und einzeichne; das Amm oder Spreuer müssen vor das Vieh fleissig aufgehebt/ und auf den Winter gesparet werden. Vor jedem Thor sollen zwo Närben/ und zwey ungleiche Schlösser gelegt werden/ davon der Verwalter den einen/ der beste und vertrauteste Drescher aber den andern Schlüssel haben solle/ daß keiner ohne dem andern hinein kan/ beede Theil vom Verdacht zu befreyen.

Cap. L.

Wie das Stroh zu verwahren.

DIe Drescher sollen das lange Stroh/ alsobald es aufgehebt wird/ von dem Rittstroh fleissig absondern/ das längste zu Schäben und Strohbändern/ und das mittlere zu Dachschäben beyseits an ein besonders Ort legen; deßwegen rathsam ist/ daß der Stadel so groß sey/ daß man ein absonderliches Ort darinnen habe/ dahin man die Strohschäbe zum Gebrauch ausschöbern möge; das Rittstroh wird sonst auf einen Boden/ oder ausgesonderten Ort/ im Winter dem Vieh zu streuen/ aufbehalten; wo aber der Stadel so enge/ oder sonst ein anderer Gebrauch ist/ werden sie auf grosse Tristen/ allermassen wie das Korn und Heu an einer Stangen aufgeschobert/ und also zum Dienst des Viehes und der Streu verwahret/ muß aber an einem lüfftigen/ nicht feuchten Ort seyn/ sonst verdirbts leichtlich. Viel sind der Meynung/ das Stroh also aufgeschobert/ und unter freyen Himmel erhalten/ sey milder/ und dem Vieh zur Speise nützlicher und annehmlicher/ als das/ was in Scheuren und Böden erhalten wird/ indem es die Lufft mürber und schmackhaffter mache/ wird nicht so dämicht/ und von den Menschen nicht leicht angegriffen/ kriegt keinen bösen Geschmack/ wie offt in den Stadeln und Böden/ wo die Lufft nicht durchdringen mag/ leichtlich geschiehet. Von aussenher werden die Stoppeln zwar von Regen/ Wind und Wetter etwas schwärtzlicht/ und entfärbt/ inwendig aber sind sie so schön und geschlacht/ als eines/ das unterm Dach gelegen. Wann man das Uberdach desto grösser und abhangiger macht/ kan auch der Regen so viel nicht schaden/ sonderlich/ wanns oben auf den Gipffel des Dachs/ mit Laim/ und Kühbrod-Wasser incrustirt und verwahrt wird/ so kans nicht leicht voneinander reissen/ und widersteht dem Regen bester massen. Daher soll kein guter Wirth Stroh von seiner Hauswirthschafft verkauffen/ angesehen/ ers auf obvermeldte Art auch ausser der Städel aufbehalten kan; weil das Stroh nicht alle Jahr gerathet: und je mehr er seinem Viehe unterstreuen kan/ je mehr Mist bekommt er; je mehr Mist er hat/ je besser kan er auch seine Felder anbringen.

Rockenstroh ist zu vielen Sachen in der Hauswirthschafft dienlich/ sonderlich die Häuser zu decken/ Schöbe und Bandseile zum Korn anbinden zu machen; man brauchts auch in die Better/ und in die Gärten flechtet man Decken/ die Mistbette im Auswärts/ des Frosts halber/ zubedecken; item/ die Peltzer einzubinden/ weil sie eine sonderliche Art haben/ die Gewächse vor dem Frost zu bewahren. Sonderlich befördert das Stroh die Mastung/ wann den Mastschweinen offtmals frisches untergebreitet wird. Im Winter werden für die kalten Gewölb-Thüren ströherne Decken gemacht/ solche lassen die Kälte nicht ein. Allerley Kauffmanns-Waaren/ Glasner- und Hafnerwerck wird in Stroh eingebunden wol fortgebracht; allerley Strohbänder braucht man im Garten/ die zarten Bäumlein anzubinden. Es werden auch für die Weiber Sommerhüte daraus/ und in den Nonen Klöstern vielerley schöne/ ausgeschnittene/ künstliche Sachen davon verfertigt.

Waitzenstroh ist ein gutes Futter für die Kühe/ zur Winters-Zeit; den Pferden aber (halten etliche dafür) solls ungesund seyn.

Wann man allerley Stroh/ ein jedes absonderlich/ zu Aschen brennt/ und ein Saltz daraus extrahirt/ dieses Saltz aber in ein Regenwasser infundirt/ und die Frucht/ so in dem Stroh gewachsen ist/ darinnen weichen lässet/ soll es verwunderlich zur Vermehrung und Zusatz des Saamens/ wie auch oben gedacht worden/ helffen.

Das Stroh kan so wol vor Kält/ als vor Hitz bewahren/ wie dann das Obst davon so wol für den Frost/ als das Eys vor dem Schmeltzen versichert ist.

Gersten-Haber und Wickenstroh ist nicht weniger ein gutes Futter für das Vieh aufzuheben.

Cap. LI.

Von den Kästen.

WIe die Kästen/ und wohin sie zu bauen/ sind unterschiedliche Meynungen. So die Kornkästen niedrig seynd/ bleibt das Korn in seiner natürlichen Feuchte/ und wird schwerer und vollkommener; sind sie in der Höhe/ so trocknet die Hitz das Körnlein aus/ daß es gering und leichter wird; es ist aber die Gefahr dabey/ daß niedere Kästen feucht/ und die Feuchtigkeit dem Korn schädlich sey; hingegen in der Höhe/ obschon die Lufft trockener/ sey sie doch gesünder/ daher das beste ist/ einen mittelmässigen Ort/ weder zu hoch noch zu nieder/ darzu zu erwählen doch mehr höher als tieffer anzustellen/ damit die frische Lufft durchwehen möge. Die Fenster sollen gegen Mitternacht un̄ Orient eröffnet seyn/ woher keine feuchte/ faule Dünst entstehen/ weil kühle und trockene Behaltungen am nützlichsten: Indem man aber in schon vor Alters her erbauten Häusern annehmen muß/ wie des Orts Beschaffenheit mit sich bringt/ und sich nicht alles ändern lässet/ kan man doch diesen Fleiß und Obsicht brauchen/ daß/ wann die Kästen niedrig sind/ der untere Kornboden aufs wenigst zwey Schuch hoch über der Erden sey/ nicht von Estrich oder Ziegeln gepflastert/ welches sehr staubt/ sondern von guten starcken wol ausgedörrten/ recht ineinander gepfaltzen Boden-Läden getäfelt/ und die Höhlung zwischen der Erden und dem inwendigen Boden mit Kohlen- oder Eisen-Schaum von der Schmidten/ etwas/ doch nicht zu klein/ zertümmert/ ausgefüllt; wann man Haar-Agen oder dürre Kranabeth-Reislein darzwischen mengt/ wird es nicht allein alle schädliche Feuchtigkeiten/ sondern auch Mäus und Ratzen vertreiben/ daß sie darunter keinen Aufenthalt oder Nester/ zu Schaden des Getrayds und des Hausvatters/ machen können.

Theils (wie auch Herr de Serres will) sagen/ die

Fenster sollen von Mitternacht gegen Mittag/ und von Aufgang gegen Niedergang/ gerad gegeneinander über/ stehen/ damit man eines oder das andere/ nach Begebenheit der Zeiten/ schliessen oder eröffnen könne; doch halt ich davor/ daß die Fenster/ die gegen Mittag sonderlich/ auch die gegen Abend (weil in Oesterreich die meisten Wetter von den Abend-Winden hergeführet werden) um ein gutes Theil kleiner/ als die andern/ auch meistentheils geschlossen seyn sollen/ um Fäulung und dorther rührende nasse Dünstungen zu verhüten.

Sind die Traydkästen in der Höhe/ ists nicht böse/ wann der Boden ein gutes starckes Estrich hat/ die Wärme des Holtzes mit seiner Kühle zu mittelmässigen; die Fenster sollen etwas enger/ und meistentheils beschlossen seyn/ damit die Winde dem Getrayd seine Krafft nicht gar viel ausdunsten und verrauchen machen.

Vor allein hat ein Hausvatter zu sehen/ daß alles Getrayd wol trocken in den Kasten gebracht sey/ dieses aber zu erkennen/ nehme man davon ein Händlein voll/ geht es räsch von den Händen/ wann mans reibt/ so ists genug/ klebt es aber in der Faust/ so ists das Widerspiel; oder wann man ein Körnlein zerbeisset/ daß es rasch abbricht/ so ists dürr; zerknirschet es aber vor/ ehe es durchgebissen wird/ so ists noch etwas feucht/ und daher mehr abzutrocknen.

Wegen der Grösse hat sich ein jeder Hausvatter nach seinem Einkommen zu reguliren; doch ist besser groß/ damit man Platz habe/ das Trayd hin und wieder zu schlagen/ auch daß man sonst allerley Früchte und andere Sachen hinauf/ im Fall der Noth bringen und halten möge. Die meisten Kästen werden mit 2. ja offt mit 3. oder 4. unterschiedlich erhöheten und übereinander obstehenden Böden verfertigt/ da die untern mit Estrich gepflastert/ die obern aber mit Läden getäfelt/ und das schwere herunten/ das leichtere Getrayd droben aufgeschüttet wird.

Vor allen Dingen müssen die Fenster mit engen eisernen Gittern und gestrickten Netzen wol verwahret seyn/ damit die Tauben/ Spatzen und Emmerling nicht einkommen/ und Schaden thun mögen/ auch die Thüren wol verwahrt/ gehäb zugethan/ und die unterste Bretter/ so wol an der Thür/ als an der Pfosten/ mit heissem Wasser/ darinnen Wermuth/ Enzian und Flohekraut gesotten ist/ mehrmals angestrichen seyn/ den Mäusen/ die öffters durchzubeissen sich unterstehen/ diesen Lust zu benehmen; Item/ soll gute starcke Schlösser den Kasten verwahren/ die allein in des Hausvatters oder desjenigen Gewalt seyen/ der darum Rechenschafft geben muß/ daß nicht mit Unordnung jeder hinein gehen kan/ und es niemand verantworten/ oder doch einer dem andern die Schuld geben darff.

Man kan ferner das Getrayd in grossen Fässern/ (wann man in Städten wohnet/ keinen rechten Kasten hat) erhalten/ daß etliche Jahr bleibt: Es muß erstlich ein Jahr abgelegen und ausgetrocknet; zum andern/ in grosse Fässer/ aber nicht gantz voll angefüllt/ und wol verschlagen; zum dritten/ alle vier Wochen wenigst einmal hin und wieder gewaltzen/ und von einem Boden auf den andern gesetzt werden. Das Mehl aber muß wol trocken und abgekühlet/ hernach fest in die Faß eingestossen/ verschlagen/ und an einen kühlen lufftigen Ort gesetzt seyn/ wohin keine Sonne scheinet.

An etlichen Orten hat man auf den Kästen zweyerley Metzen/ einen etwas grössern/ das Trayd damit zu empfangen/ und den andern ein wenig kleiner/ das Trayd darinn auszumessen/ aus Ursach/ wie die Kastner fürgeben/ daß dis Getrayd schwinde/ auch von Mäusen und Geflügel verzettelt/ ihre Rechnung anders sich nicht anstellen lasse. Aber es ist unbillich und sündlich/ und wann ja ihr Vorgeben wahr wäre/ ists besser/ der Hausvatter lasse ihnen eine kleine Schwindung in der Rechnung passiren/ als andere gute Leute zu betriegen/ ihm selbst einen bösen Nachklang zu verursachen/ und sein Getrayd bey guten und wolauszahlenden Käuffern verdächtig zu machen.

Vornemlich dienet zu Erhaltung des Korns/ daß man nichts auf die Kästen schütte/ es sey dann sauber und rein ausgeputzt/ und von allem Staub und Unrath entladen.

Wann die Kornkästen frey stehen/ daß allenthalben der Lufft durchstreichen und einfallen mag/ dienets viel das Korn langwürig zu erhalten; aufs wenigste sollen sie weit von den Ställen und stinckenden Orten (wie diese Namen haben mögen) entfernet seyn; theils vermeynen/ das Estrich soll auf den Form/ wie die Tennen im Stadel/ gemacht und geschlagen werden. Andere wollen/ man soll dieses Estrich mit Weinessig begiessen/ darnach von den wilden Cucumern-Kraut und Wurtzel nehmen/ in Wasser beitzen oder sieden/ und mit diesem Wasser den Mörtel anmachen/ und damit den Kasten inwendig glatt übertünchen/ oder man soll mit Schaaf-Urin den Kalch anmachen/ und also ausweissen; da gehört nun ein fleissiger eigener Kastner darzu/ wo viel Trayd vorhanden/ der in allen Dingen offt nachsehe/ und so bald der den geringsten Schaden und Aenderung merckt es anzeige/ und mit gehörigen Mitteln begegne.

D. Christoph. Merret. in actis Philosoph. Soc. Reg. Angl. sagt also: Fuit in Granariis Londinensibus frumentum asservatum 32. annos, quòque diutius asservatur, eò plus floris reddit, secundum proportionem quantitatis frumenti, eòque puriorem & albiorem reddit panem, evaporantibus tantum superfluis humoribus.

D. Pell. narrabat in congregatione Regiæ Societatis, servari frumentum Tiguri in Helvetiâ 80. annos. Loys Guyon en ses diverses Leçons, sagt/ daß auch in Egypten das Trayd sehr lang gut verbleibe/ und sey die Ursach/ daß/ was nahend drey oder vier Meil am Fluß Nilus ligt/ werde von den überlauffenden Strom genugsam gedunget; was aber in den höhern und bergichten Orten wächset/ werde nicht mit Dung/ wie bey uns/ sondern mit Bohnen/ und andern Hülsenfrüchten/ die man anbauet/ bald zeitigen lässet/ abmähet und einackert/ zur Fruchtbarkeit befördert/ davon das Getrayd länger und lieber bleibt/ als welches aus gedungten Aeckern gebracht wird.

Cap. LII.

Von den Wippeln und Kornwürmern.

Wie alles Ungezieffer aus einer faulenden Materi und darzu schlagenden feuchten und warmen Fermentation erzeugt wird; also geschicht es ebenmässig hier; wann erstlich das Getrayd voller unreiner Feuchtigkeit im Vollmond geschnitten/ (wie auch das gehackte Holtz im Vollmond viel eher Wurmstichig wird) nicht gnugsam ausgetrocknet in die Städel/ und von dannen auf die Kästen gebracht wird/ zu dick geschlagen übereinander erhitzet, sonderlich was eine süsse Feuchten in sich natürlich hat/ dann was scharff und bitter ist/ als Feigbohnen und Kichern/ sind solchem Unrath nicht unterworffen.

Zu dieser Verderbung hilfft viel/ wann das Getrayd unlauter und staubicht auf die Kästen kommt/ also wann innerlich verderbte Feuchtigkeit/ vom unsaubern Staube und äusserlich zufälliger Hitz entzündet wird/ so wachsen/ wofern das Korn ein wenig zu hoch aufgeschüttet worden/ gar leicht Wippeln und Kornwürmer/ sonderlich wann das Korn/ von Regen und Thau befeuchtet/ eingebracht von der Mittags-Winde-Lufft angehaucht/ und zur Fäulung erhitzet wird.

Die Kornwürme/ wie sie in Regenspurg/ so wol im Korn/ als auch in dem Mehl wachsen/ sind einer andern Gattung/ thun doch gleichen Schaden/ und steht im Zweiffel/ ob die kleinen aschenfärbichten grauen Binfaltern von denen aus dem Korn wachsenden Würmen herkommen; oder ob diese Würmlein von gemeldten Binfaltern erzeugt und generirt werden. Glaublich ist/ daß diese Binenfaltern die Eyerlein legen/ daraus die Würmlein sich ausbrüten/ welche folgends wieder zu Binfaltern werden/ und nachdem sie ihre Brut angelegt haben/ zu sterben pflegen/ also/ daß die Brut folgenden Sommer wieder lebendig/ und dergestalt diß Ungezieffer fortgepflantzet wird. Wie dann die Metamorphosis der Würmer in die Binfaltern/ und dieser Eyerlein in die Würmer/ gantz bekannt und offenbar ist. Diese kleine Nachtfalter werden vom Aldrovando Papiliones Triticiarii genennet. In Oesterreich sind die Wippeln/ kleine schwartze geschnäbelte Keferlein/ die doch nicht fliegen können/ gar gemein/ so das Trayd aushöhlen und grossen Schaden thun/ und hat Korn/ Waitz/ Gersten/ Bohnen/ Erbsen/ jedes eine absonderliche Art dieses verderblichen Ungeziefers in sich/ ausser/ daß die Bohnen rechte Würme haben.

Viel sind zwar der Meynung/ diesem Ubel könne mit öfftern Umschlagen des Korn/ etlicher massen geholffen seyn; viel auch halten das Gegentheil/ geben für/ die Wippeln und Würmer seyen nur im äussersten Theil des Getraydes/ und kommen nicht gar weit hinein/ wann mans aber umschlägt/ werde diß Ungeziefer besser hinein vermischt/ und dardurch der gantze Hauffen angesteckt; sie rathen dißfalls/ man soll eines Schuhes hoch das Korn auswendig herum/ gemach und sittsam mit einer Schauffel abnehmen/ solches auf einem Tuch/ allzeit von sieben Uhr an biß um fünff/ wann die Sonne warm und heiß im Sommer scheinet/ an die Sonne bringen/ zwey oder drey Tag hernach abermal schwingen und reutern/ biß man merckt/ sie seyen tod oder entwichen/ hernach mag mans wiederum auf dem Kasten/ auf einem besondern Hauffen (also von der Sonne warm) hoch aufschütten/ so werde diß Unziefer alles in wenigen Zeit ersticken/ und das Trayd nach und nach wieder abkühlen/ davon befreyet/ und folgends langwürig von solchen bösen Gästen erledigt bleiben.

Etliche sind in den Gedancken/ daß ein Getrayd/ so auf einem gedungten Acker gewachsen/ eher wipplicht werde/ als welches sonst ohne Dung wächset/ daher je trückner ein Korn/ je weniger es diesem Ubel unterworffen.

Es bezeuget M. Cont. Tiburtius Rango in seinem Tractätlein de Curculionibus, zu Berlin Anno 1665. gedruckt/ daß das Korn/ so aus Archangel und Moscovien geführet wird/ nicht wipplicht werde/ wanns gleich noch so lang in den Schiffen ligt/ und so hoch/ wie sonst Maltz/ geschüttelt wird; darum/ weil ihm alle Feuchtigkeit durch die Dörre genommen ist/ und weil mans auf die Maltzböden vorhero/ oder auf die Dörre schüttet und wol abtröcknen lässet.

Nun/ so die Wippeln schon ins Getrayd kommen/ kan mans nur mit Lack- oder Saltzwasser vom Fleisch/ darinnen Knobloch gesotten ist/ besprengen/ sie können diß nicht vertragen/ sondern fliehen.

Wann man Pulicariam, das Flöhkraut/ in Wasser siedet/ und die Kornböden (ehe noch Trayd aufgeschüttet wird) also heiß/ wie auch die Wände wol besprützet/ von sich selbst auftrocknen lässet/ und solches drey oder viermal wiederholet/ so wachsen die Wippeln nicht leichtlich; wo sie aber schon im Korn sind/ kan mans auch mit diesem Wasser wol besprengen/ sie werden sterben oder entlauffen.

Herr Augustino Gallo, und andere wollen/ man solle unter 10. Theil Korn 4. Theil/ etliche sagen nur einen Theil sauber ausgemachten Hirs mengen/ der werde/ mit seiner kühlen Natur/ das Korn erfrischen und wol verwahren/ und wann mans brauchen will/ kan man den Hirs leicht mit einem kleinen Sieb ausreutern.

Theils besprengen das Fletz und die Wände mit Brandwein/ darinnen Knobloch-Safft vermischt ist; Item/ nimmt man Hollerblüh und Laub/ oder von Welschen Nüssen Laub oder Aestlein/ legts in die Kästen/ und hängts auch an die Wände.

Loys Guyon en ses diverses Leçons sagt/ man soll das Fletz des Kastens vorher mit Essig oder Wasser besprengen/ darinnen bittere Sachen gesotten sind.

Item/ diß soll probirt seyn/ auf 6. Muth Korn: Nim allzeit 1. Pfund Tabac/ und so viel Nußhepeln/ 10. Loth Knobloch/ und 5. Loth Meisterwurtz/ 1. Quintlein Bibergeil/ 3. Loth Wermuth/ und 3. Loth Lebstöckelwurtzen/ alles zusammen gerieben und gestossen/ solches muß man in einem halben Eimer Wasser lassen sieden/ und stracks nach dem Sud die Kornböden und Wände damit waschen/ so heiß/ als mans erleiden kan.

Andere halten auch folgendes für gewiß: Nimm/ wann der Boden 50. oder 60. Schuch lang ist/ Segenbaum/ Schellkraut/ Wermuth/ Mettram/ jedes eine

Hand voll / Enzian 3. Pfund / ein wenig zerstossen oder zerschnitten / Kupfferwasser 8. Pfund / Alaun 6. Pfund / zu diesen Stucken allen 12. Eimer voll Bronnenwasser gethan / und mit der Materi zwo Stund im Kessel wol gesotten / auch wanns einsiedet / wieder hernach gegossen und damit die Böden / (worauf noch kein Getrayd ist / wie auch die Wände und Balcken heiß besprengt / diß soll alle Wippeln vertreiben.

Oder / nimm wilden Hopffen 3. oder 4. gute Hand voll / laß es in einem Kessel sieden / bespreng damit den gantzen Kasten; doch must du auch offt mit wilden Hopffen einen Rauch machen.

Item / nimm guten gepflantzten Hopffen im abnehmenden Monden / drey Wochen nacheinander / laß jede Wochen / an einem gewissen Tag / räuchern im Kasten / vor Aufgang der Sonnen / schlag das Trayd in währendem Rauch um.

Item / räuchere den Kasten mit Maulesel oder Eselhorn; diß soll auch / wanns offt geschiehet / Ratzen und Mäuse vertreiben.

Item / ist gut für die Wippel: Nimm ein Pfund Vitriol / Wermuth von dem groben Stengel abgestreifft / so viel man zwischen zweyen Händen fassen mag / auch so viel Saltz / thus in einen Kessel / geuß darüber 4. Aechtring Blut / von einem Schaf / Ochsen / oder anderm Thier / gieß 8. Aechtring Wasser darzu / laß es untereinander sieden / eine halbe oder nur eine viertel Stund / seihe es hernach durch ein grob leinen Tuch / mit diesem bespreng den Kornboden über und über / wie auch die Wände / so hoch das Korn ligen soll / 3. oder 4. Tag nacheinander / täglich zwey- oder dreymal. Sind aber die Wippel schon im Korn / so mach mit der Schauffel Furchen durch das Korn / spreng Wasser darzwischen / und wann es trocken worden ist / so wirff Korn darüber / und mach wieder darneben eine Furch um die andere / biß der Boden gar übersprengt ist / so hast du diese Kunst gerecht.

Item / nimm Nußlaub / Wermuth / jedes vier gute Hand voll / eine gute Hand voll Saltz / diß im Wasser wol untereinander gesotten / und den Boden damit besprenget / ehe man das Korn ausschüttet.

Item / Scordium in Wasser gesotten / und das Trayd / so schon wipplicht ist / Furchweise (wie oben gedacht) damit besprenget.

Die beste Kunst / das Getrayd lang zu behalten / nach Joh. Baptistæ Portæ Lehr fol. 577. part. 1. soll seyn / daß man wolausgekühlten Doon oder Tegel-Erde darunter mischet / und mag mans glauben (sagt er) daß solches Getrayd 30. auch 40. Jahr unversehret bleibt / wann man diese jetztgemeldte Erden auf den Boden drunter leget; und darff man solch Getrayd nicht umschlagen / oder sonst etwas darzu brauchen; wann man es aber hernach brauchen will / kan mans durch ein enges Sieb darauß absondern / und die Erden allzeit nutzen.

P. Tylkovvsky sagt / damit die Würme nicht im Korn wachsen / soll man die Schauffel / mit welcher mans umschlägt / offt und wol mit Knobloch reiben / wann sie aber überhand genommen hätten / soll man Häringslack mit Knobloch mischen / und das Fletz / wo es ligt / item die Wände / und alle Runsen und Klufften / wie auch die Schauffeln damit bestreichen. Vom Herrn Hans Ehrnreich Geymann hab ich diß als ein bewährtes Stücklein wider die Wippeln: Am ersten Mittwoch im Monat Majo / soll man Morgens frühe / wann die Sonn aufgehet / Aestlein und Laub von den Bircken abreissen / auf den Traydboden legen / und das Korn darauf schütten / auch so offt solches überdeckt worden / wieder eine Lege Birckenzweiglein und Laube darauf legen / es vertreibt sie / und kommt nicht mehr.

Herr de Serres gibt den Rath / wann Jemand sein Getrayd voll solches Ungeziefers siehet / er solle junge Hünlein in den Kasten lassen / die werden Würm und Wippeln alle auffressen / und kein Korn anrühren / so lang sie Würme finden. Sagt auch / etliche nehmen ein Tuch-Ende vier Finger oder eines halben Schuchs breit / bestreichens mit Saltzwasser / darinnen Schweinen-Fleisch gebaisst worden / so kriechen sie alle darauf / also kans mans nach und nach wegbringen. Man glaubt / daß ein Korn / nach zweyen Jahren / von diesem Geschmeiß nicht mehr angefochten wird / weil die Feuchtigkeit nunmehr gäntz verzehret ist / aus welcher / von der äusserlichen Hitz entzündet / diß Unziefer zu wachsen pfleget.

Theils graben einen ledigen Kessel in den Rocken / so tieff / daß das Korn drey Finger hoch drüber gehe / so fallen sie hinein / und kan mans zwey- oder dreymal des Tags austragen / für die Hüner schütten / oder ins Wasser werffen; oder man steckt etliche neue frische Bretter ins Korn / daß sie obenher einige Spann hoch heraus reichen / so kriechen sie häuffig darauf / kan man sie alsdann gemach ausheben / und die Kefer in einen Kessel mit Flederwisch abkehren / wegtragen / die Bretter wieder hinein thun / und dieses so lang continuiren / biß sie wegkommen.

Das etliche Kalch / und andere scharffe hitzige Dinge / darvor gebrauchen / ist / meines Erachtens / gefährlich / weil sie das Getrayd mehr entzünden / und dardurch zu diesem Unziefer Ursach geben / zudem auch hart wieder heraus zu bringen / und dem Menschen ungesund und schädlich sind; kan demnach ein Hausvatter allein diese Mittel erwählen / die nicht schadhafftig seynd. Sonst brauchen auch andere / unterschiedene darzu dienliche Mittel / gesamt und sonders / als Folia Conyzæ, unter das Korn gemischt / Hauswurtzen / Härings-Lack / die grünen äussern Schalen von den Nüssen / Lauge von Weid-Aschen / Zwibel / Epheu / Wein-Essig / Segenbaum; item Sagapenum, Schwefel / Hirschhorn / Galbanum, und andere starck-riechende Sachen / und räuchern damit.

Cap. LIII.

Trayd-Gruben.

In Hungarn / wo starcker laimichter und trockener Grund ist / werden Gruben für das Getrayd / die obenher etwas enger / unten aber etwas weite / mit gehöriger Tieffen / nachdem man viel oder wenig Getrayd hat / und sondern Fleiß ausgegraben und zugerichtet / sodann mit Stroh- oder Rohrdecken sauber ausgefüllt; darein schütten sie ihr Korn / wann es sauber und wol geputzt worden / und was sie nicht zu täglichen

Gebrauch

Gebrauch vonnöthen haben/ biß es eine halbe Elen hoch von der Erden erreichet/dann ligen sie Holtzdräme und Läden drüber/und auf dieselbigen Erden/und aussenher frischen Wasen/ daß es der andern Erden allerdings gleich siehet/ auch von derselbigen nicht kan unterschieden/ oder von Dieben und bösen Leuten leichtlich gefunden werden.

Sie machen aber dergleichen Gruben unferne von ihren Häusern/daß sie leicht darauf sehen können. Denn ob sie wol am besten scheinen also verwahret zu seyn/ hat doch die menschliche Arglistigkeit ein Mittel erfunden/ solche auskundschafften; wann man Morgens frühe im Sommer/daran ein Thau gefallen/ Acht hat/ so wird der Ort/wo die Gruben ist/ohne Zweifel von des Trayds Dunst verzehret/ohne Thau und trocken/ hingegen das ander Erdreich herum alles graulicht und naß seyn; wodurch der Ort sich unwissend selbst verrathet/ und von denen nachspührenden Soldaten leichtlich gefunden und das Trayd gehebt wird. Das Trayd kan man mit Laitern aus- und einbringen/ muß aber obenauf wol und gehäbe vermacht seyn/ daß keine Lufft hinein möge.

Plinius meynet/diese Gruben seyen das sicherste und bewährteste Mittel/das Trayd zu erhalten; wie zu seiner Zeit in Thracien/Cappadocien/ Barbaria und Hispanien in Ubung gewesen.

Varro ist auch dieser Meynung/und versichert/ daß das also verwahrte Getrayd auf 50/ der Hirs aber auf 100. Jahr gantz und gut verbleibe. Und dieses zu bestättigen/setzt er/daß zur Zeit/ als Pompejus den See-krieg wider die Meerräuber geführt habe/ sey zu Ambracia, einer Stadt in Epiro, da Pyrrhi Hoffstadt gewesen/in einer solchen Gruben ein grosser Vorrath mit guten unverdorbenen Bohnen gefunden/ die vor 120. Jahren/als besagter Pyrrhus Italien mit Krieg angefochten/ hinein gebracht worden; und bezeugts auch die Erfahrung/ daß in Ungarn/ und an den Orten/ wo sie in der Erden dergestalt verwahrt werden/ die Trayder schön und unmangelhafft lange Zeit verbleiben; doch wann sie einmal geöffnet sind/ und die Lufft darzu kan/ ists rathsamer/daß sie bald/durch Verkauff-oder andere Handlungen ausgeleeret werden.

Herrera will/wann die lang verschlossenen Traydgruben geöffnet werden/daß niemand sich unterstehen soll/bald hinein zu steigen/weil anfangs ein ungesunder Dufft aufdünstet/ der gefährlich/auch bißweilen gifftig sey; sondern nicht eher/als biß ein hinabgelassenes Licht nimmer auslesche. Palladius sagt/das Getrayd bleibe länger in den Gruben/wann man das Kraut Conyzam Dörrwurtzen/ wol darunter mische.

Es sey ihm aber/wie ihm wolle/so erhellet doch aus der Erfahrung/ daß alles in Gruben erhaltene Trayd/ leichtlich einen mercklichen und irrdischen Geschmack an sich ziehet/ sonderlich wo der Grund nicht erhöhet/ trocken/und voll aller unter-irrdischen Feuchtigkeit/welches selten geschiehet/befreyet ist.

An theils Orten werden auch die weissen und geelen Ruben auf diese Weise in den Gruben verwahret.

Cap. LIV.

Vom Trayd-Verkauff.

Wo grosse Trayd-Einkunfften sind/ und das meiste aus dem Korn und Früchten zu erheben/muß man erstlich mit desto grössern Fleiß solche gerecht und schön erhalten; Zum andern/Die rechte Zeit darzu erwählen/ wann es am meisten gilt/ und am gelegnesten/ zu verführen. Wer nahend an einer grossen Stadt/ wo Trayd-Märckte gehalten werden/ wohnhafftig ist/der thut vernünfftig/(wann er nicht selbst ein Haus darinnen hat/ welches am nützlichsten) daß er aufs wenigst einen gewissen guten Kornkasten in Bestand habe/ dahin die Unterthanen/ bey müssiger Zeit und guten Wege/sonderlich im Winter/ oder auch seine Züge/ das Getrayd bringen und aufschütten/ und auf begebende gute Gelegenheit/ zur Hand/ und an den Kauffer/um baare Bezahlung liefern möchten.

Es hat auch dieses ein guter Hauswirth zu beobachten/daß er seinen Unterthanen/wegen ausständiger Herren-Forderungen und Gebühr/und zu ihrem Trayd Verkauff die billiche Zeit lasse/ sie nicht treibe und drenge/ gleich nach der Feyung (da das Korn am wolfeilesten) das Trayd mit Schaden und Verlust/ nur aus Noth/ ihn zu befriedigen/ wegzugeben; sondern trage Christliche Gedult/ wenigst bis nach Martini/ oder/ welches besser/ nach Weyhnachten biß Liechtmessen zu warten; so haben sie ihr Anbau verrichtet/ und das Korn/ wann schon die meisten das ihrige angebracht/ gilt auch um etwas mehr/ daß also die Unterthanen/ durch diese Gedult/ einen mercklichen Vortheil erlangen/und der Herrschafft/ einen wege als den andern/ alle ihre Anforderungen richtig bezahlet werden. Im übrigen muß ein Hausvatter ihm angelegen seyn lassen/seine Einkommen recht anzustellen/daher das Sprichwort wahr ist: Wer recht arbeitet und wol spart/ gen Marck allzeit mit Wucher fahrt. Was nahend um Wien wohnet/ die haben ihre gewisse Becken und Müller/ welche das gantze Jahr hindurch das Korn von ihnen nehmen/ also auch im Viertel ob Wienerwald/ zu Bayrischen Waidhoven/ und im Land ob der Enns zu Steyer/machen viel mit der Gewerckschafft von der Eysen-Compagnie ihre gewisse Accord/ und bedingen einen Preiß/ in welchem bemeldte Eysen-Gesellschafft das Korn jährlich annimmt; man kan dadurch bisweilen einen Vortheil, bißweilen auch wol einen Schaden haben.

Wer sein Korn auf dem Wasser verkauffen kan/ der hat desto grössern Vortheil. P. Tylkowsky schreibt/ daß/ um Dantzig herum/ man das Mehl lieber hinein schickt/ als das Korn/ weil auf diese Weise viel Kleyen zur Viehe-Mast daheim bleiben/ welche sonst verlohren gehen. Wann man das Korn will ins Schiff bringen/sollen die Träger barfüß seyn; man soll dem Korn lieber etwas von Brettern aufschlagen/und keine Blahen oder Leinwad unterbreiten oder darauf legen/ denn es verderbe gern; das Mehl ist am besten in grosse Faß trocken eingeschlagen/ und fest und wol eingestossen.

Wer sonst mit seinem Getrayd sauber und recht umgehet/findet allezeit Anwehrt; sonderlich gibt GOtt

mehr Segen/ wann man der Haus-Armen und Nothdürfftigen nicht vergisset/ so geräth alles/ und gehet wol von statten; vor Weyhnachten aber soll man nie anfangen sein Korn feil zu bieten/ und doch nur einen dritten Theil desselben weg geben/ das andere mag er nach und nach fortbringen/ biß zur Erndte/ und nachdem er siehet/ daß es in den Feldern stehet im Auswärts/ kan er viel oder wenig behalten/ nachdem es viel oder wenig gibt: Allzeit soll er/ wie die Alten gesagt haben/ eine Fexung im Stadel/ die andere auf dem Kasten/ die dritte im Beutel haben; wer gleich nach der Erndte sein Trayd gen Marckt bringt/ thut ihm keinen geringen Schaden/ und kan den Namen eines guten Hauswirths schwerlich behaupten/ weil zu dieser Zeit von den Nothleidenden und Geldbedürfftigen alles überführt wird.

Auf grosse Theurung (wie die Korn-Juden thun) soll er nie warten/ und wanns auch geschicht/ daß gähe eine Theurung einfällt/ soll ers nie aufs höchste steigern/ sonderlich aber den Armen und Nothdürfftigen etwas nachsehen. Wann er gute Behaltnüssen hat/ thut er am besten/ etwas namhafftes miteinander weg zu geben/ so der Preiß genüglich/ und im Felde kein Mißwachs vor Augen stehet: gibt ers kleiner Weise hin/ so wird das Geld vertragen/ daß man nicht weiß/ wo es hinkommt; gibt er aber viel miteinander/ kan er ein gutes Capital machen/ wann er schuldig/ abzuzahlen/ und damit die schuldigen Interesse zu verringern/ oder da es noch schuldig/ es auf Verzinsungen anzulegen/ seinen Nutzen zu schaffen/ und also sein Gut zu vermehren.

Am besten thut er/ wann ers darzu bringen kan/ daß man sein Getrayd bey ihm im Hause abholet; die Marckfuhrten sind kostbar und verdrießlich/ und ist eine treffliche Wirthschafft/ wann ein Hausvatter der rechten gelegenen Zeit harren/ und nichts aus dringender Noth/ noch zur Unzeit/ weg geben muß: Wann er nicht selbst übriges Getrayd hat/ (wie dann viel Güter sind/ die mehr im trockenen Einkommen/ als in Wirtschafften bestehen) thut er nicht übel, dafern er genugsame Kästen hat/ daß er bey wolfeilen Jahren/ bald nach dem Schnitt eine gute Summa allerley Getraydes zusammen kauffe/ und auf begebenden Nothfall spare/ weil es sein Interesse treulich bezahlt/ oder aber/ daß er von den Unterthanen (die ihm schuldig) Trayd/ an statt Geldes/ annehme/ wie sie es auf den Marck verkauffen könnten/ so dörffen sie es so weit nicht führen/ Mauten/ Bruck- oder Marckgeld ersparen/ und er macht/ daß ihre Restanten weniger werden/ welches keine üble Wirthschafft ist/ nur daß es sauber ausgeputzt/ und jährlich wenigstens zweymal umgeschlagen/ und die Rechnung von dem Kastner aufgenommen werde.

Da muß man zugleich alle Ritzen und Mauslöcher wol bewerffen und zu stopffen nutzet auch wol/ wann man viel Trayd weggeben will/ daß man zuvor alles umschlagen und mässen lässet/ weil de Serres meynet/ man verliere 2. oder 3. pro Cento, so man das Korn gleich/ wie es am Hauffen übereinander ligt/ ausmässet/ da hingegen/ wanns umgeschlagen wird/ das Körnlein/ bey Empfindung der Lufft/ sich aufschwellet/ sonderlich im wachsenden Monden/ daher es hernach mehr Platz ausfüllet/ dadurch thut er weder ihm selbst/ noch seinem Nechsten/ einiges Unrecht; immassen alles seine Zeit hat/ und der nicht zu verdencken/ wer der Zeit recht zu brauchen weiß.

Cap. LV.

Vom Cabuskraut und Köhl.

ES sind noch etliche nothwendige Stuck in der Wirtschafft/ die einem Hausvatter/ das gantze Jahr durch/ sein Gesinde/ Robather und Arbeiter desto besser zu unterhalten/ und die zum Feld und Ackerbau noch nothwendig gehören; darunter nicht das geringste das Cabuskraut und Kohl ist.

Der Cabus-Saamen wird gar früh/ offt im Februario und Martio/ von vielen gar auf den Schnee/ (wann das Pflantzbettlein den Herbst zuvor gedungt/ und nach Nothdurfft ist zugerichtet/ auch mit Hünermist bestreuet worden) angebauet. Das Cabuskraut wird im wachsenden Monden/ der Kohl aber im letzten Viertel gesäet/ doch säen ihn etliche auch im Vollmonden; die frühe Pflantzen haben diesen Vortheil/ daß sie von denen Erdflöhen nicht so leicht angefochten sind/ als was spat in die Erden kommt/ man muß fleissig jetten/ und von allem Unkraut entledigen/ so wachsen sie desto frecher und geschwinder/ müssen auch bey heissem tröckenem Wetter offt begossen werden; je lang-stänglichter sie sind/ je weniger sind sie gut; und diß geschihet/ wann man sie gar zu dick säet/ daß sie subtil/ langfüssig und ungestalt wachsen; hingegen wanns die rechte Maß haben/ gerathen sie viel bequemlicher/ werden kurtz vom Stengel/ und kriegen vollkommene Breite/ freche Blätlein/ daraus die schönsten Häubtlein werden.

Theils säen den Cabus-Saamen am Fasching Tag/ theils um St. Petri Stulfeyer/ kan aber wol eher seyn/ wann nur die Erde trocken/ und das Wetter schön ist. Pater Tylkowsky de re agrariâ fol. 564. sagt also: Caulium semina, die tertio Bachanaliorum seruntur, sale mixta; & iterum die 25. Martii sale etiam mixta. Wann man die Bettlein nur mit birckenem oder buchenen Reisicht bedeckt/ und rings herum mit Holtzbürdeln oder Stroh umlegt/ so schadet ihnen keine Kälte. Säet man aber den Saamen in nasses Erdreich/ und fallen Fröste darauf/ so springen die Pflantzen ab.

Wundersam ist/ was Salamon Gubertus in seinem Stratagemate Oeconomico, oder Acker-Studenten/ die er sonst auch Liefländische Oeconomia nennet/ so in Riga Anno 1649. gedruckt worden/ schreibet/ mit diesen Worten: Man sagt/ daß man auf Catharinen Tag aus den Kohlgärten die übrigen verwelckten Blätter ablesen/ in ein Tuch einwickeln/ Knie-tieff an einen Ort/ der nicht zu naß/ in die Erden vergraben/ und auf Gregorii wieder aufgraben soll/ so werde man Saat finden. Ich hab es (spricht er) versucht/ und also befunden. Die Blätter muß man vorher zusammen wicklen und rollen.

Etliche gute Wirth säen ihren Cabus-Saamen nicht auf einmal allein/ sondern auch theils um Mat-

thiä / theils erst um Gregori; in feuchten Aeckern thun sie kein gut / in hohen und trockenen / sonderlich neuen / gerathen sie am besten.

Wo weite Felder / ist es gut / so man zween Kraut-Gärten hat / daß man allezeit zwey Jahr lang den einen ruhen lasse / den man unterdessen mit Kleesaamen bauen und die Wurtzen dessen gleich einbrachen kan / das andere Jahr im Herbst um Martini / kan man denselben wieder umackern / und also übern Winter ligen lassen / damit die Kleewurtzen wol faule / davon wird der Acker desto trächtiger. Folgenden Sommer / mag man / zu gewöhnlicher Zeit / wieder Kraut darauf setzen / und den Acker hernach abermal mit Klee besaamen. Für die Würm im Kraut / misch den Cabus-Saamen mit ungeleschten Kalch / daß die Körnlein gleichsam weißlicht aussehen / und säe ihn also. In einem bey Hamburg ligenden Ort / Eppendorff genannt / ist an einem Kohl-Stängel / im vorigen Seculo, ein Crucifix gefunden worden: und als es Kayser Rudolpho II. zu Ohren kommen / hat er solches durch seinen Gesandten Baron Ehrenfrid von Minkwitz / vom Rath daselbst begehren lassen / welches ihm auch Anno 1602. den 17. Februarii überantwortet / und nach Prag geführet worden / von dannen es nach Wien kommen / und in der Schatzkammer daselbst / unter vielen Raritäten / noch auf diese Stunde verwahret und gewiesen wird; wer mehr Nachricht davon haben will / der besehe die Relationes sive Ephemerides Curiosorum.

Die Erdflöhe sind ihre gröste Feinde / theils vermeynen wol / es sey diesen leicht zu wehren / wann man nur aus dem Walde schwartze Roßämsen in einen Sack fasset / und sie auf die Pflantzbetter streuet / und so man diß zwey oder drey Tag nacheinander thut / sollen sie die Erdflöhe alle auffressen; ist aber zu besorgen / ne medicina sit periculosior, ipso morbo.

Die Ameisen sind üble Gäste in denen Gärten / und weil die Pflantzbetter mehrentheils nahe bey den Häusern und Gärten stehen / dörfften sie wol an die Bäume und in die Grichen gerathen / und an statt eines Nutzens / zehen Schäden thun; drum haltens etliche für sicherer / daß man im Thau Ofenruß oder Aschen / oder Gerberlohe / oder Kalchstaub darauf streuet / oder wanns geregnet hat / soll man auch die Bettlein / die mit Hünermist besäet worden / mit der Schaufel wol niederschlagen und ebnen / oder waltzen und niedertretten / so können sich die Flöhe nicht leicht aufhalten.

Etliche glauben / wann man den Cabus-Saamen durch einen Natterbalg lauffen lasse / kommen weder Würme noch Erdflöhe daran; Andere säen auch kleinen Säumist gepulvert darauf / oder thun drey Krebsen in ein Schaff Wasser / lassens 9. Tag drinnen ligen / und begiessen hernach die Pflantzbetter damit; weil aber diß etwas abergläubisch scheinet / nehmen etliche nur das Wasser / darinnen man gerissene und aufgethane Fische ausgewaschen hat / und giessen es über die Pflantzen. Theils dörren Pfifferling / machens zu Pulver / und rührens unter den Cabus-Saamen / oder mischen weissen Senf-Saamen darunter; Etliche reiben den Saamen mit Kalch / und bauen ihn also an.

Um S. Urbani / oder S. Veit / oder um Trinitatis / werden sie meistentheils zwey oder drey Tage vor dem Vollschein gesetzt / müssen nicht enge beysammen stehen / sonst sind sie böß zu hauen / können auch nicht zusetzen / bleiben klein / und wird nichts draus; da im Gegentheil wann man guten Saamen hat / offt ein Haubt 10. und mehr Pfund schwer wird / sonderlich ist die niederträchtige Art / welche kurtze Stengel hat / für die beste zu halten; sie wollen weder zu viel Laim / noch zu viel Sand in ihrem Felde / sondern einen guten temperirten und wolgearbeiteten Acker haben / sonst achten sie der Lufft nicht sonders viel / thun mehr gut an kalten als warmen Orten / sonderlich / wann sie erst gesetzt worden / haben sie lieber kühles als heisses Wetter / doch ists nützlicher / sie bey schönen als feuchtem Wetter zu setzen; ob sie schon ihre Häubter Anfangs zur Erden hangen / schadets nichts; so bald sie anfangen zu wachsen / müssen sie fein sittsam umgehauen / und die Erde / um das Kraut herum / auffgeriegelt und angezogen seyn; sie sollen wenigst mehr als ein Schuch oder anderhalb weit voneinander stehen. Man kans auch wol zum andern oder wol bißweilen zum drittenmal umhauen; in den ersten 14. Tagen lüfftet man nur die Erden / daß sie rogel werde; über 14. Tag hernach thut mans abermal; zum letztenmal / wann es den Acker fast decket / hauet mans erst recht / ziehet die Erden auf Häuflein / und lässt es also fort wachsen; diß dient sehr viel zur Zunehmung.

Unter andern schädlichen Feinden sind die Rauppen und Krautwürmer die gefährlichsten und unsaubersten; dieselben hinweg zu bringen / ist das gewisseste Mittel / alle Morgen / oder wann feucht Wetter ist / sie abzuklauben / und ins Wasser zu werffen / oder mit samt denen Pienfaltern / (davon sie entspringen) so viel man erwischen kan / im Krautacker zu verbrennen; etliche schmieren den Stössel / damit sie Pflantzen setzen / mit einer Speckschwarten / und wann das Fette abgeht / brauchen sie die Speckschwarten wieder / so offt als man es bedarff. Etliche nehmen ein Schaff voll Bronnenwasser / thun Kühkoth drein / und einen Balg von einem Aalfisch / und ehe sie gesetzt sind / tuncken sie die Pflantzen mit der Wurtzel darein; theils nehmen viel zusamm geklaubte Rauppen / sieden sie im Wasser / und sprengen im Garten damit / man muß aber das Kraut mit selbigen nicht berühren / so sollen sie sich verlieren.

Palladius will / man soll den Cabus-Saamen in Hauswurtzen-Safft einweichen / oder den Saamen mit Camin-Ruß mischen; theils stecken ein Haubtbein von einer Stutten oder Eselin in den Garten / oder besprengen die Pflantzen mit Laug von Rebaschen.

Die faule löcherichte / abdorrende und bleichfärbige Blätter / soll man nach und nach für das Viehe abklauben. Etliche schreiben / man soll das Kraut nicht nahe an Reben / Cyclamen / Rauten oder Wolmuth setzen / weil sie nicht gedeyen sollen; halte aber mehr / es sey eine abergläubische Meynung / weil ich sonderlich / was die Reben betrifft / offt das Widerspiel gesehen.

Das Kraut wird im Herbst / im October / bey trockenem schönen Wetter / im alten Monden ausgestochen; wo man nicht den Wechsel und mehr Krautacker hat / muß man den Acker mit gutem Mist bedungen / und vor Martini umstürtzen / im Auswärts um Ostern muß man ihn zum andernmal ackern.

Um Galli, oder bald hernach / wird das Kraut eingestettigt / die Blätter für das Vieh auf einem Boden aufgehoben / die Krauthäubter werden zerspalten / der Stengel kurtz abgeschnitten / die inwendigen Kerne / oder das Harte / wird nach der Länge geschröpfft / und klein zer-

schnitten / doch daß das halbe Haubt gantz bleibe; hernach hat man in Oesterreich gewisse Truhen mit einem Schnittmesser / allerdings wie man das Stroh schneidet/werden 10. oder 12. halbe geschröpffte Krauthäubter hinein gelegt/ mit der lincken Hand gemächlich nachgeschoben / und mit der rechten / durch das Krautmesser auf das subtileste und kleineste (wie man das Kraut zum Salat schneidet) eingeschnitten. Vorhero sind schon eines oder mehr (nachdem man viel bedarff) 12. oder 15. Eimerige Faß abgebunden und zubereitet / die werden in ein kühles Gewölbe / oder in einen Keller / worinn kein Wein oder anders Getrancke ligt / aufgestellt; da ist dann einer oder zween Knechte / so ihre Füsse auf das säuberste waschen müssen / die steigen in das Faß / es wird ein Schaff voll Kraut nach dem andern hinein getragen / unten her etwas von Nußlaub gestreuet / hernach eine dünne Lege Kraut / diese gesaltzen / und ein wenig Kümmel darunter gesprengt; wieder eine Lege Kraut/und wieder gesaltzen/und das muß man also tretten/und gegen der Sarch mit dem Füssen einstampffen/ biß es feucht wird; dieser Abwechsel mit Saltz und Kraut währet / biß das Faß voll wird; bißweilen thut man auch Kütten spalten / ein wenig Wacholder und Lorbeer darunter / wird geschmacker; hernach wirds mit einem Tuch/Brettern und grossen Steinen wol geschweret/und alle Monat im alten Monden abgeraumt/ und allzeit das Tuch/ die Bretter und der Stein sauber gewaschen; wird auf diese Weise so sauer / als ob der beste Essig darauf wäre gegossen worden / und bleibt (wanns rein gehalten wird) länger als ein Jahr / daß man / das gantze Jahr durch / für das Gesinde und sich selbst / eine gute und annehmliche Speise hat.

Das Köhlkraut hat man mit diesem Cabuskraut einerley Wartung / allein kan mans / sonderlich den braunen Kohl / länger in dem Acker lassen / und davon zehren; die Gefrier machts gut und mürb / ausser den subtilen / man kan es in trockene Keller in Sand einmachen.

Cap. LVI.

Von den Ruben / Stöckruben und Möhren.

Von den Ruben gibt es vielerley unterschiedliche Arten / weisse/ rothe/ grüne/ lange/ runde/ frühe und spate / auch sonderlich werden gelobt die Stöckrüblein / weil sie einen angenehmen anziehenden rässen Geschmack haben / und den gantzen Winter durch/ an einem anständigen guten trockenen Ort/ausdauren. Die andern Ruben aber sind nicht allein für die Menschen / sondern auch das Kraut und die Schelffen für das Vieh/ nützlich aufzuheben/ und den Winter über/ zu gebrauchen; sie wollen ein gutes/ mürbes/ wol und tieff geackert und gedungtes/ wie zur Leinsaat zugerichtetes Feld / und bey schönem Wetter gebauet seyn; um Ulrici/Kilian/und Margarethen/das ist zu Anfang oder Mittel des Julii/ nach dem Vollmonden / oder im letzten Viertel / werden sie gesäet / Ruben im wachsenden Monden gebauet/tragen viel Kraut und kleine Ruben/ gehen auch erst in vier Wochen an; im alten Monden aber ist das Contrarium, gehen schon in vierzehen Tagen auf / wie das Grüntallische Wirthschafft-Büchlein bezeuget. Den Saamen soll man eine Nacht vorher im Milch / darinnen Zucker oder Hönig zertrieben / oder sonst in Zuckerwasser einweichen / so sollen sie süß und mild werden; wann der Saame in Hauswurtzen-Safft geweicht wird/soll er/nach Columellæ Meynung/ vor den Erdflöhen sicher seyn; man kan auch wol Ruß darauf streuen/ oder den Ruß unter den Saamen mischen/ wann man selben ansäet.

In Italia / bey der Stad Terani, gibt es so grosse/ daß Pighius in Hercule Prodic. fol. 275. meldet/ er habe daselbst Ruben gesehen/ deren eine mehr als dreyssig Pfunde gewogen. Schraderus lib. 3. monum. Italiæ, fol. 266. schreibt von mehr als viertzig Pfunden: Leandro Alberti in Descrittione di tutta Italia pag. 93. (referente Besoldo in Thesauro Practico litera R. fol. 853.) meldet / daß ein Esel selbiger Orten / wegen der Grösse dieser sehr schweren Ruben / kaum sieben auf einmal tragen könne. So setzt auch ein anderer Author: Si semina plurima Raparum, quasillo ligneo contunduntur in vase ligneo, inque massam farinaceam involvuntur, quæ massa in summitate foramen habeat, eaque in terram benè subactam ac digiti profunditatem immittatur, una inde planta sed admirandæ magnitudinis enascetur.

Die frühe Ruben werden eher unter Gersten und Habern/ oder allein gebauet/ sind aber gemeiniglich bitterer und ungeschmacker; die in die Halm. Gersten- oder in das Hanfffeld gebauet werden / gerathen meistentheils besser. Wenn man sich besorgt / sie wollen auswachsen / schneide man nur oben das Kraut zimlich nieder hinweg. Ein halbes Pfund Rubsaamen ist auf ein gantzes Tagwerck genug / müssen / will man sie anders schön und groß haben / nicht dick gesprengt seyn; so bald das Korn geschnitten / lassen etliche die Garben von dem Ort wegtragen / ackerns alsobald um / und bauen ihren Rubsaamen / wanns schön Wetter / und das Feld von dem vorhergegangenen Regen etwas befeuchtet / nicht gar zu dürr und trocken ist; sie werden gleich eingeegt / doch nicht zu tieff / sonst gehen sie langsam auf; das Unkraut muß man fleissig ausjetten / weil sie dardurch verhindert sind / und nicht zunehmen können; wann sie gar zu dünn / wies offt geschicht / aufgehen / kan man wieder nachsäen/und den Saamen (ohne Schaden der andern) mit eisernen Rechen subtil und gemacht einpecken / zu lang aber muß man nicht verziehen / sonderlich / wann man bald einen Regen verhofft.

Das Rubenland muß vor allem Vieh / vornehmlich aber vor den Schweinen / verschlossen seyn. Etliche berichten / wann man wolle grosse und dicke Ruben haben / soll man die jungen Rüblein / wann sie Fingers dicke seynd / weit voneinander versetzen / darnach mit Erden beschütten / und solche mit Füssen wol betretten / so werde die Nahrungs-Krafft / welche sonst übersich in das Kraut und in den Stengeln schlägt / also zuruck getrieben / und / der Wurtzel zum besten / angewendet werden.

Wann man etliche Rubensaamen-Körnlein / in einem hültzernen Geschirr / mit einem hültzernen Stössel

ein wenig zerstösset / und in ein Taiglein (wie ein Kugel formirt) einschliesse / diese aber in eine gute Erden / also / daß die eingesetzte Kugel übersich ein Lufftlöchlein habe / Fingers tieff einsetzet / so sollen wundersam-grosse Ruben daraus wachsen.

Andere wollen / man soll die Ruben ausziehen / und alle Blätter dergestalt davon thun / daß man sie biß auf einen kleinen Finger dick am Stengel beschneide / hernach soll man sie in ein wolgeackertes Feld 8. Zoll voneinander stecken / mit Erden beschütten / und wol eintretten / so sollen sie auch sehr groß wachsen.

Um Burckhardi / das ist / fast zu Helffte des Octobers / nachdems einen warmen oder kalten Herbst hat / eher oder långsamer / werden die Ruben aus der Erden gebracht / vorhin das Kraut sauber abgeschnitten / welches man für das Viehe auf einem trockenen Boden biß in den Winter erhält.

Man glaubt / so tieff die Ruben in die Erden wurtzeln / so tieff gefrieret es den nachfolgenden Winter: aus diesem ist abzunehmen / ob ein linder oder starcker Winter zu gewarten sey.

Hernach werden die Ruben / die man einmachen will / gewaschen / und entweder mit darzu gehörigen Hächel-Eysen / länglicht und subtil gehächelt / oder auf grossen Hackbrettern / mit starcken Schnittmessern / klein gehackt / in Fässer mit Saltz eingemacht und wie das Kraut / den gantzen Winter und Sommer durch / biß wieder andere Ruben wachsen / in dem Hause nützlich verspeiset.

Was man / den Winter durch / zur Speise frisch aufhalten will / wird abgehäubtet / in trockenen Kellern oder Gewölbern im Sand eingemacht / and also täglich zum Gebrauch davon genommen. Von etlichen werden die Rubenschelffen / neben den Krautblättern in ein Faß / mit Saltz vermengt / eingetretten / gibt dem Vieh / im Winter / eine köstliche Speise / und macht sie lustig zum Essen.

Zum Saamen muß man etliche der grösten / unabgehäubt / in trocknen Kellern im Sand erhalten / und im Auswärts in dem Garten aussetzen / aber Anfangs ein Geländer und Stangen umher machen / und so lang die Reiffe währen / mit Stroh oder Tannengras bedecken; so bald der Saamen anfängt zu reiffen / und die Saamenschötlein auffspringen / ziehet mans samt der Wurtzen aus / hängt sie auf / so zeitiget und trocknet der Saame aus / daß man ihn hernach leicht mit der Hand ausreiben / und an einem trocknen lufftigen Ort verwahren kan. Man lässt den Saamen auf einem Tuch einen Tag an der Sonnen ligen / daß sich alle Feuchtigkeit austrockne / ehe als man sie gar aufhebt.

Die Steckrüblein wollen keinen festen / zähen / laimichten / sondern einen mürben guten Grund haben / damit sie desto besser einwurtzeln / und also sich ergrössern können; daher es auch kommt / daß sie nicht aller Orten gut thun / der Ursachen halber auch nicht überall gebauet werden; theils säen sie unter den Hirsen und Pfennich / man muß aber den Saamen mit kleinen und saubern Erden-Pulver vermischen / damit man ihn nicht zu dick säe. Stehen sie zu dicke / kan man sie / wann der Boden lind ist / wol überziehen / und anderwärts versetzen; sie hassen den Schatten / und lieben die Sommerländer / die wol gegen der Sonnen ligen; es gibt auch vielerley Arten derselbigen / und grossen Unterschied / so wol an der Grösse / als an der Farb / so wol an der Mildigkeit / als an der Süsse / kommt theils von des Saamens / theils aber von des Grundes Art her; sie werden / wie die andern Ruben / mit gleicher Achthabung gebauet / und können den Frost besser ausdauren.

Nach Palladii Meynung / sollen zu Zeiten aus Stöckruben / gemeine weisse Ruben / und aus den weissen Ruben / Stöckruben werden; welches wir dahin lassen gestellet seyn / doch nicht unglaublich scheinet / weil dergleichen Metamorphoses wol mehr sich begeben. Sie werden später als die andern aus der Erden genommen / und im Sand an kühlen trockenen Orten aufbehalten / bleiben fast den gantzen Winter durch.

Im Frühling werden die geradesten und schönesten zum Saamen ausgesetzt / wie man bey den andern Ruben pfleget; man muß sie ausziehen / so bald die ersten Schötlein sich anfangen zu eröffnen / und macht mans mit ihnen / wie mit den andern Rubensaamen. Wann sie / bey dürrem Wetter / nicht aufgehen (so leichtlich geschiehet) muß man den Platz wieder umackern / und von neuem säen; bey zu vielem Regenwetter / börstet der Saamen auf / und schosset nicht; bey gar zu trockener Erden verdorrt er / werden auch offt die zarten Blätlein von den Erdflöhen aufgefressen / / in solchem Fall muß wieder angesäet werden. Wann sie sollen gut seyn / müssen sie (wie Herr Eißholtz will) nicht über sechs Wochen in der Erden bleiben / sonst werden sie wurmstichig / hart / und voller Fasern; sie hassen die Pferd-Dung.

An etlichen Orten in Sachsen / und anderwärts / in Flandern und Engelland / wird ein sonderlicher Rubsaamen angebauet / dessen Wurtzel zur Speise undienlich / der Saame aber zum Oel / in die Lampen zu brauchen / auch wol von den Armen zur Speise gebraucht wird / wiewol es keinen allzuguten Geschmack von sich gibt; dieser wird besser im wachsenden Monden gebauet / weil an der Wurtzel nichts gelegen; der Saamen wird von etlichen im Herbst mit dem Korn / von etlichen aber im ersten Frühling / in dem wachsenden Monden / so selten wol gedeyet / gesäet / dann schiesst es hernach im Sommer desto eher in den Saamen; wann man im Frühling die Blätter nach und nach abnimmt / wird der Saame eher und besser; diese sind (will mans nicht selber kochen) aufs wenigste dem Vieh gut.

Wo Oel genug ist / wird diese Rubsaat nicht gebauet / ohne / daß man die Vögel damit speiset: Sie will einen guten fetten Grund / muß gar dünne / nur mit dreyen Fingern / nicht mit voller Hand wie das Korn / oder doch mit kleiner Erden wol vermischt gesäet seyn; im Martio / oder bald hernach / blühen sie / welches den Bienen eine vor allen andern annehmliche Nahrung ist / darum sie auch häuffig solche Blühe besuchen. Dieser Saame wuchert reichlich / daß / wie D. Heresbachius bezeuget / manchesmal ein Scheffel biß in hundert wieder bringt. Unter den Hülsenfrüchten wird sie fast am ersten zeitig / das mercket man / so bald die Schalen / welche den Saamen in sich trägt / anfänget gelblich zu werden.

Weil der Saamen leichtlich ausfällt / schlägt mans an theils Orten auf einem Tuch im Felde aus / wirds aber eingeführt / muß eine Plahen oder Tuch im Wagen untergebreitet seyn / daß der Saame nicht umsonst verfalle; sonderlich muß man damit aus dem

Felde eilen / wie mit allen Hülsenfrüchten / wann ein Regen / davon sie auffspringen / zu besorgen; von etlichen wird gleich / so bald das Korn aus dem Feld kommt / selbiges umgeackert / und der Saame wieder gesäet / also daß man auf einem Boden zweymal erndten kan. Das Oel wird / wie vom Mahensaamen gemacht / zur Haus-Nothdurfft gebraucht / auch wol theuer verkaufft.

Die Möhren / oder gelben Ruben / sind zur Mast weit besser und ergäbiger / als die andern werden ein wenig vor Pfingsten / an etlichen Orten aber zu Ende des Aprils / oder Anfang des May / im abnehmenden Monden / in einen tieff geackerten guten Grund gebauet / der soll von Sand und Laimen fein gleich temperirt seyn.

Den Saamen zu bekommen / lässet man den Winter durch etliche im Garten stehen / die dann auf folgenden Frühling bald in den Saamen anfangen zu schiessen; noch gewisser ists / man verwahre etliche der schönesten (wie droben von den weissen Ruben gedacht) in dem Keller / oder in seiner gewöhnlichen Einsetze / und bringe sie im Frühling in den Garten; die Erde / worein man sie bauet / muß das Jahr vorher wol seyn gedungt worden; wo grosse weitschichtige Felder sind gibt es eigne Ruben- und Möhren-Länder / die können nach Belieben zu rechter Zeit gearbeitet / und durch die Winter-Ruhe zu anhäbiger Fruchtbarkeit gebracht werden; frisch-gedungtes Erdreich verbrennet den Saamen; theils säen sie auch im Augusto / so bleiben sie über Winter / und kan man in dem Mayen des künfftigen Frühlings schon zeitige Möhren haben.

Man muß ihn zimlich dick säen / weil viel ausstehet / und wann er zu dick aufgehet / kan man ihn allzeit überziehen; die grösten davon / kan man in ein wolzugerichtetes Ort setzen / und begiessen / so bekleiben sie offtermals; sonst soll man sie / ausser Noth / oder zur Prob / niemals versetzen / sondern an ihrem ersten Ort ruhen lassen; theils säen ein wenig Rettich oder weisse Ruben darunter / die man nach und nach ausziehet / und dardurch den Möhren Platz und Lufft lässet / sich zu ergrössern; sie wollen auch / sonderlich Anfangs / wol gejetten / und von allem Unkraut entübrigt seyn; sie werden / wie die andern weisse Steckruben / in Kellern und Gewölbern im Sand / den Winter durch / erhalten.

Cap. LVII.

Vom Saffran.

In Oesterreich / sonderlich in den beeden Vierteln Unter-Wienerwald und Unter-Mainharts-berg / wird der Saffran in die freyen ebenen Felder / wo er die Sonne den gantzen Tag über haben kan / meistentheils / bißweilen auch wol in die Gärten angebaut; im Feld muß er mit einem Zaun von starcken Zaunstecken eingefasst / und allem Vieh der Eingang verwehret werden.

Der Saffran will eine mittelmässige / fruchtbare / doch starcke lieber / als eine schwartze und leichte Erden / hat gerne Sonnichtes Läger / und temperirte Lufft / wie das meiste Kielwerck; ist eine spate / doch edle und nutzbare Frucht / die erst zu Ende des Septembers / und noch später / zu kommen pfleget; erstlich kommt die blosse purpurblaue Blühe heraus geschossen / diß währet einen Monat lang ungefährlich; alle Tage muß man auf die Blumen Acht haben / damit sie nicht verderben; jede Blum hat sechs Blätter / wie die Zeitrosen / bißweilen / doch selten / mehr oder weniger / in der Mitten der Blumen findet man den Minium-rothen Saffran / alsdann kommen die langen schmalen und grasichten Blätter hernach gezogen / die bleiben über Winter / biß in den Mayen / grün und unversehret / darauf werden sie geel / und verwelcken / treiben doch bald wieder / müssen dannenhero das Jahr über dreymal: Als erstlich / 14. Tage vor Johanni / zum andern / um Jacobi / und drittens / um Bartholomäi abgeschnitten / das Kraut davon kan aufgedorrt / und dem Vieh gegeben werden; wiewol andere der Meynung sind / der Saffran / wann sein Gras unabgeschnitten bleibe / sey trächtiger.

Diß Gewächse bedarff ein sonderbares Auffsehen / dann im Herbst kommen die Blumen mit dem edlen wolriechenden Saffran; den Winter durch wächset das Gras; im Sommer erscheinen die runden und gekleideten Zwibel / und nach dem Haubtkiel noch 4 / 5 / und mehr Zusätze und Jungen.

Im dritten Jahr / nachdem sie in die Erden gesetzt worden / gräbt man sie wieder aus / um S. Johannis Tag / werden in der Lufft an einem schattichten Ort gedeckt / vor den Mäusen verwahret / sauber abgeputzt / und also biß zum Einlegen aufbehalten / nicht zu dick übereinander geschüttet; wann die rechte ihnen von der Natur bestimmte Zeit vorhanden / werden die Kiel auch auf dem Boden anfangen zu keimen; ja offt (wann sie nicht in die Erden kämen) gar Blumen zu treiben / aber sie verderben meistentheils hernach; daher / so bald man mercket / daß sie zu grünen beginnen / muß man sie bald in die Erden bringen.

Sie werden ohngefehr 8. oder 14. Tage vor Bartholomäi gesetzt / man solls nacheinander in die Reyhen / 3. Tage vor dem Vollmond / 3. Finger breit voneinander / und 4. Finger tieff / (andere wollen / einer mittlern Spannen tieff) nachdem der Grund ist / in die Erden setzen / die muß also zugerichtet seyn / als ob man Gersten oder Waitzen darein bauen wolte; die Steine müssen ausgeklaubt / und die Erde wol vorbereitet werden.

Die Blühe kommen mehrentheils um Michaelis / nicht zugleich / sondern nacheinander / muß man sie also von Tag zu Tage ausbrechen; wann man den Saffran vollkommen siehet über die Blumen heraus leuchten / ist keine Zeit zu versaumen / sondern man muß sie Morgens und Abends ausnehmen / weil sie / wanns ein wenig zu lang stehen / leichtlich verderben / und also in keine Nutzung zu bringen seyn; die Blühe muß also bald aus der Blumen gezogen / und auf ein sauber Papier gelegt / bey einer linden Wärme gedörrt / oder vielmehr getrocknet werden; hernach / wann sie wol abgetrocknet / ein klein wenig die Finger mit Oel befeuchtet / der Saffran damit sacht berührt / in eine Schachtel oder hölzerne Büchsen gethan / und an einem temperirten Ort aufgehebt; wird von dem wenigen Oel an der Farb schöner und höher.

Im andern Jahr/ nachdem die Zwibeln gepflantzt worden / lässet man sie stille liegen/ alsdann blühen sie gleicher Weise/ wie vor/ um Michaeli/ mit denen allerdings/ wie oben angezeiget worden/ zu handeln ist; wäre aber der Winter so grimmig kalt / daß zu beförchten / der Saffran möchte verderben/ sonderlich wo die rauhen Nordwinde freyen Anfall haben / soll man sie mit Pferdmist oder Schnee/ etwan eine gute Spanne dick/ zu decken.

Wann nun die Zwibeln zwey Jahr lang Frucht gebracht/ so müssen sie im dritten Jahr zwischen Johanni und Jacobi bey trockenem Wetter / nachdem das Jahr ist ausgegraben/ auf einer Bühne acht Tage lang dünn aufgeschüttet und getrocknet/ der Koth und Unflat/ so daran hänget / /wie auch die erste grobe Schelffen / sittlich abgenommen/ und um Bartholomäi wiederum in das Erdreich/ auf vorige Weise/ wie schon vermeldet/ gepflantzet werden.

Allhier ist zu mercken / daß bey Ausgrabung der grossen Zwibeln/ im dritten Jahr allzeit kleine Brut mit anwächset / die muß man / so bald sie trocken worden / abnehmen/ und damit wie mit denen grossen handeln / ausser / daß sie absonderlich (nicht unter die alten) in sonderliche Bettlein und gleiche Reyhen (wie die übrigen alle) allein zusammen/ und nicht untereinander vermenget werden.

Mit Abgeschnitten vom Buchsbaum oder andern Sträucheln wird er gedeckt / so bald er gesetzt worden / die Hitze der Sonnen zu lindern/ die er Anfangs sehr fürchtet ; das lässet man ihm / biß er anfängt auszuschlagen.

Er wird weider nicht begossen / und muß sich von des Himmels Feuchtigkeit genügen lassen / es wäre denn die Gelegenheit darzu so gut vorhanden / könte man ihm/ bey dürren Wetter/ auch wohl damit zu Willen seyn.

Zu Ende des Augusti/ muß der Saffran-Garten/ wie eine Tenne/ gleich geebnet/ und von allem Gras gesäubert sein; man kan (daß die Hitze nicht schade) ihn wieder mit leichten Aestelein und Zweiglein zudecken / noch besser ists/ mit solchen Sachen/ durch deren Fettigkeit das Feld gleichsam mit gedunget wird ; als Bohnen-Hülsen/ grüne Nuß- und Mandelschelffen/ Kornspreuer / und dergleichen. Der Saffran leidet wol daß man mit Füssen auf ihn umtrette/ sonderlich mit blossen; wanns nur nicht weich Wetter/ das Kraut soll bald abgestossen seyn/ oder wann er im Blühen ist. Einen Monat lang mag man den Saffran wie erst gedacht/ bedecken, hernach muß man das gröbste mit einem Rechen abziehen/ den Blumen Platz zu geben. Wann man die Kiel ausnimmt/ muß der Garten tieff umgegraben oder aufgehauen seyn/ daß man die Zwibel alle daraus klauben kan.

Besser ists / wann man mehr als zwey oder drey Saffran-Gärten hat / daß jährlich einer in der Brach bleiben/ und die übrigen besetzt seyn können. Das Blumen-abklauben können Kinder und Buben verichten / bey schön- und bösen Wetter/ in und ausser dem Hause/ nach und nach/ welches sonst bey keiner Erndte zu hoffen. Dieses Lesen währet etliche Wochen / da man täglich Morgens und Abends nachsehen/ und die Blumen / die eröffnet sind / abklauben / gleich nach Hause bringen / und die Blühe so bald heraus nehmen muß ; darum dieses Einkomen keinem vernünfftigen Hausvatter zu mißgönnen.

Wann man den Saffran probieren will/ soll man ihn zwischen die Finger nehmen/ und zusamm gemächlich drucken / rauscht er / als ob er brechen wolte ; item wann er die Hände färbt- und einen scharffen Geruch von sich giebt / so ist er gerecht; lässt er aber nach / oder staubt / ist verfälscht. Wann er getrocknet wird / muß er Anfangs dünn voneinander gespreitet/ und alle Tag zwey- oder dreymal umgekehrt seyn. Den Mäusen und Maulwürffe muß man fleissig nachstellen/ weil sie gern hinein kommen/ und den Saffran nit aufkommen lassen ; er ist zwar eine Hertzstärckung/ doch zu viel gebraucht/ soll er Haubtwehe und ein blödes Gesicht verursachen.

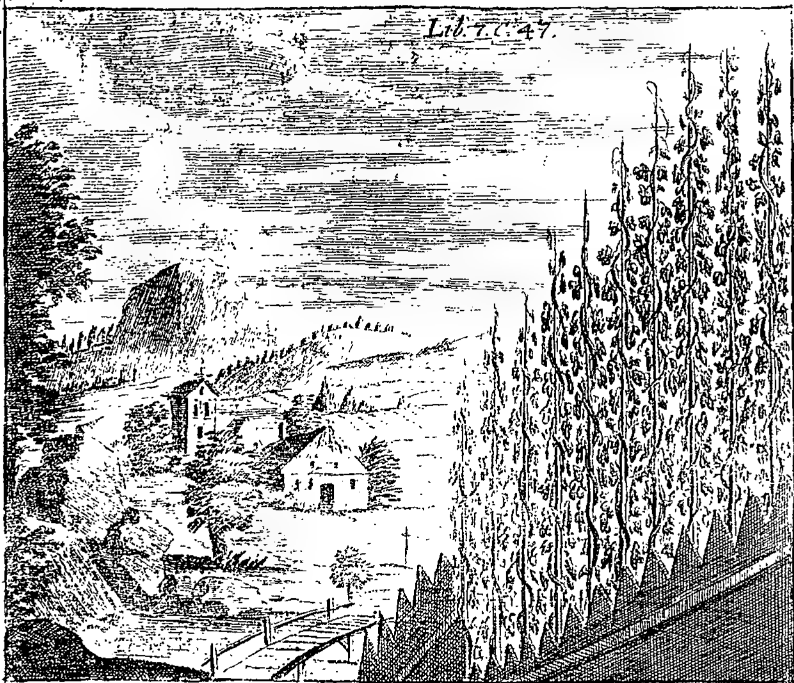
Der Saffran ist sonst eine rechte Cordial-Artzney / auch den Schwindsichtigen sehr heilsam / reinigt das Geblüt / widerstehet den Gifft / macht eine gute Farbe / zeitigt/ erweicht / nimt weg die Gelbsucht und alle Obstructionen / hilfft/ und lindert die Melancholey / stärckt die Gedächtnis / und ist zu andern vielen Kranckheiten nutzlich / wie D. Joh. Ferd. Hertodt in seiner Crocologia bezeuget / und daselbst mit mehrern finden/ so ich hier / Kürtze halben / anzuziehen unterlasse.

Cap. LVIII.

Vom wilden Saffran.

Carthamus oder Cnicus, wird bey uns meistens in die Gärten gebauet. Sonst von etlichen auch Crocus Saracenicus geheissen/ die Spanier nennen ihn Simiente de Papagayos, weil die Papageyen diesen fetten und süssen Saamen gern essen ; das Kraut hat runde/ starcke/ holtzichte/ rauhe / harte und weißlichte Stengel / einer Elen oder mehr hoch / mit vielen Aesten versehen/ welche/ aus des Stengels Mitten / stracks in die Höhe hinauf wachsen ; die Blätter sind länglicht / zerspalten / rauch und spitzig/ oben auf den Aesten wachsen stachlichte Knöpffe / von gewissen Schuppen zusammen gesetzt/ und mit etlichen Blättern wie mit einem Stern/ rings herum versehen. In dem Julio trägt er gelbe köpfichte Blumen / auch etwas stachlicht / dem Saffran gleich ; der Saame ist weiß etwas rothfärbig / eckicht/ doch in die Länge gerichtet / glatt/ hart / und etwas grösser als ein Gerstenkorn / inwendig mit einem weissen und feisten Marck erfüllet / und die Wurtzen ist einer zimlichen Länge. Die gedörrte Blumen/ mit gutem Saffran vermischt / dienet armen Hausmüttern / die Speise geel zu färben / und machet den verhärteten Leib fein weich ; das Kraut dieses wilden Saffrans dienet wieder die vergifften Thier/ auch wieder das Gifft der Schwammen. Plinius schreibt / wo einer von einem Scorpion gestochen wäre/ so soll er den Schmertzen nicht empfinden / solang er dieses Kraut bey sich hält. Des Saamens ausgepreßten Safft 2. Loht/ mit 6. Loht Hünerbrühe getruncken/

cken / erweichet den Lein / führet die schleimichte Feuchtigkeiten aus / unten und oben / und ist deswegen zu der Colica und Wassersucht eine sonders bequeme Artzney wie ingleichen auch des Saamens gesottene Brühe / in Hünerbrüh oder Gerstenwasser bereitet / und davon 8. oder 10. Loth auf einmal getruncken / reiniget alle verbrennte / grobe / böse Feuchtigkeiten / item die Brust und die Lung / und macht eine helle Stimme; hat mit dem Carduo benedicto schier eine halbe Verwandschafft. Der Blumen ein Quintlein mit Hönigwasser genommen / reutet die Geelschucht aus. Des geschelten Saamens ein Quintlein mit Wermuth-Syrup eingenommen / hat gleichmässige Krafft; wie auch das Pulver Diacarthamum genannt / davon allzeit ein Loth gebraucht. Dieser Saffran muß jährlich im Frühling in wolzugerichtete Erde gesäet / und hernach / im Vollmond / bey feuchtem Wetter / verpflantzet werden.



Cap. LIX.
Vom Hopffen.

Die leichte Art / den Hopffen zu zieglen / und die Nutzbarkeit dessen / befördert seine Wartung; seine zarte Schößling sind im Frühling ein gesunder und guter Salat / gleich dem Spargel / mit Essig und Oel zugerichtet und seiner Blühe kan man im Bierbräuen fast nicht entrathen; weil er gern hoch aufklettert / kan man ihn auch in den Gärten / die Geländer / Portal und Lustbütten zu bekleiden / gebrauchen / sonsten wächst er gern an nicht allzu gähen abhangenden Oertern / liebt einen mürben und feuchten Grund. Ist der Grund gut / darff man keine Dung darzu legen / wo nicht / soll man die Gruben um so viel tieffer graben / und am Boden mit gutem Koth auch Mist anfüllen / auf daß in eine Grube aufs meiste sechs gute starcke Böhmische Wurtzen gehen / sind sie aber klein / mehr / und wol noch einmal so viel / damit der Stock desto dicker werde / und wann eine oder die andere nicht geriethe oder faulete / daß man nicht darff zulegen / dieselben soll man fein Creutzweis gegeneinander setzen / und mitten zwischen die Wurtzen in ein gutes Koth legen / daß die Wurtzen einander nicht anrühren / davon sie sonst faulen.

Daß er an etlichen Orten nicht wol gerathet / ist die Ursach / wann der Grund zu sehr sandigt / steinicht / zu feucht / oder zu nahe beym Wasser stehet; in den nassen Gründen / wann dieselben gefrieren / erfreurt er gern / und was zu nahe an den Wasser stehet / ziehet das Mehlthau aus / oder / wann man im Hauen nicht acht hat / daß man des Stocks verschone / sondern die Wurtzen durchhauet / faulen sie hernach / oder so man den Stock zu viel entziehet / wird er sehr geschwächet / und bringet ihme Schaden; daher man treu und erfahrne Hopffenhäuer darzu nehmen muß.

Der wilde Hopffen wächst von sich selbst / flechtet sich auch selbst überall in die Gehäge und Sträucher / wird nichts desto weniger seine Blühe unter den andern Hopffen genommen / und seine frühe Schößlinge im Auswärts zu Speise genossen.

Wann man keinen Hopffen zum Legen bekommen kan / hat es wenig zu bedeuten / so man des wilden Hopffen Wurtzen nimmt / wird er heimisch und geschlacht; am besten aber ist es / wann man Böhmische gute Hopffen-Wurtzen haben kan.

Des zahmen Hopffens aber ist zweyerley / ein früher / welcher der beste / und / zur Anwehrung / der bequemste ist / wird um 14. Tag eher / als der andere zeitig.

Es ist ein Gewächs / das trefflich gern zusetzt / das muß man ihm jährlich benehmen / und weiter fortpflanzen. Man macht eine halbe Klaffter ohngefehr / oder ein wenig weiter voneinander / Gruben / die werden mit guter Erden und Dung beschüttet / und allzeit 4. 5. oder mehr solche Hopffenkeimen in eine Gruben aufrecht eingelegt / darnach werden sie mit dem aus der Gruben gefassten Grund wieder sacht bedeckt / daß die Keimen gantz unter der Erden stehen / und von derselben verhüllt seynd / sonderlich wann mans im Herbst einlegt / doch steckt man zu jeder Gruben einen Stöcken / daß man wisse / wo der Hopffen lige. Das erste Jahr wächst er etwan ein anderthalb Elen / oder eines Manns hoch / trägt auch bißweilen / doch nicht allzeit und wenig / biß er recht in dem Grund eingewurtzelt ist.

Etliche stecken gleich im ersten Jahr ein Stäblein darzu / daß er daran gemählich aufwachse / welches aber theils nicht loben / darum daß der Stock zu weich wird / und vor der Zeit verschiebt; wann mans für sich selbst wachsen und ligen lässt / wird der Stock desto kräfftiger / und verschiessen die Wurtzen weniger / tragen auch desto grössere und vollkommenere Blumen.

Das folgende nächste Jahr / früh im ersten Lentzen / ehe der Hopffen noch anfänget auszutreiben / muß man zur Haubtwurtzel raumen / und die andern Nebensätze alle wegnehmen / damit er nicht untersich / sondern aufwärts / in den Stamm und in die Frucht treiben möge; will man nun / daß sie groß und hoch aufwachsen / muß man um die Wurtzen destoweiter die Erden aufhauen / und sie wieder mit guter Erden und Dung beschütten / darauf werden mit eisernen Stössseln die Löcher zu den Stangen gestossen / weil man alsdann am besten ausnehmen kan / daß man der Hopffenwurtzen nicht etwa schaden möge / und stösset und befestet die Stangen / die untenher gespitzt sind / mit Gewalt hinein; wann der Stock viel Keimen treibt / müssen desto mehr Stangen darzu gebracht und gebraucht / und jedes Keimlein / wans anfängt übersich zu dringen / an seine gewisse Stangen geleitet werden / sonst sie sich untereinander verwirren / und ohne Schaden nicht voneinander zu bringen; damit auch der Sonnenschein desto besser durchscheinen möge / kan man allzeit der nächsten Reben zwey oder drey an eine Stange weisen / das übrige aber / was aussenher austreibt / mag man abreissen / und dem Vieh abgebrennt / und gekocht zu essen geben.

Wann man drey Reben an eine Stangen leitet / ist am besten / daß die Stangen obenauf fein voneinander stehen / damit der Hopffen desto besser ansetzen / und sich weniger verwirren möge / dardurch er zwar viel Laub / aber wenig Blühe / und also schlechten Nutzen bringet. Es sollen die Hopffenstangen zimlich dick und starck seyn / und ligt nichts daran / wann man der Stangen gleich nicht so viel hat / und sie weit muß voneinander stecken / des Hopffens wird darum nicht weniger / auch nicht desto mehr / ob der Stangen gleich viel sind / und nahend beysammen stehen / sondern die Trollen werden grösser / auch des Hopffens desto mehr / wann der Stangen wenig sind / dann er besser Raum zu wachsen. Je gailer der Hopffen austreibt / je höher und stärcker sollen die Stangen seyn / damit er recht auswachsen kan / sonst kan er nicht so gut blühen / daran doch am meisten gelegen ist. Mit den besten Reben / die man aufziehen will / muß man sanfft umgehen / damit sie nicht brechen / weil sie sonst dasselbe Jahr unfruchtbar seyn würden / müssen also mit eingenetztem Stroh oder groben Garn subtil angehefftet seyn / so steigen sie hernach schon von sich selbst fort / und offt noch höher / als die Stangen sind.

Das erste Jahr muß man den Hopffengarten fleissig jetten / biß er sich ausbreitet / wenn er halbe Stangen erreicht hat / muß ihm abermal mit Anhefftung geholffen werden. Der Melthau ist des Hopffens gröster Feind / wo er ihn zur Zeit der Blühe und der zarten Häubter erreichet / macht er ihn gantz unbrauchsam. Zu Anfang des Septembris fängt er an zu reiffen / so an seinem starcken Geruch zu erkennen / wann er in der Gilb begriffen / und einen Tage drey oder vier in der Gilbe gestanden / soll man ihn / doch trocken und bey schönem Wetter / abnehmen; dieses muß aber / ehe sich die Blätter an den Häubtern öffnen / und den besten Saamen verstreuen / geschehen. Man schneidet nur die Reben / etwan eine halbe Elen hoch / von dem Stock ab / ziehet darnach die Stangen / samt dem daran hangenden Hopffen / heraus / windet den Hopffen / so weit er Häubter tragt / herab von den Stangen / und legt denselben zu Hauffe / biß ein Fuder daraus wird. Wann aber / wie offt geschiehet / die Wiffel oben zusammen gewachsen / und sich miteinander verwirren / müssen dieselben Stangen zugleich ausgehoben / und das verwickelte oben mit einer Sichel abgeschnitten werden.

So bald man den Hopffen hat eingeführt / muß man ihn nicht viel durcheinander werffen / sondern unverzöglich abpflocken / das geschicht desto füglicher / wann die Reben auf ein paar Elen lang abgeschnitten / allzeit einem jeden Abpflocker häuffenweise fürgelegt / und von ihm sitzend können abgeklaubt / die unnützen Rancken aber beyseits gethan werden; gleich da er abgepflockt ist / wird er auf einen lüfftigen Boden nicht zu dick aufgestreut / daß er austrockene / und nicht dampffig oder schimlich werde. Man muß ihn am Austrocknem nicht lassen gar dürr werden / damit der Saame nicht heraus falle / hernach / wann er gleich noch etwas feucht ist / und klebt / so man ihn zusammen druckt / ligt nichts daran / denn es viel besser / den Hopffen ein wenig feucht / als zu dürr in ein Faß wol getretten / zugedeckt / und geschweret / so bleibt er lang kräfftig und gut / und höpfft alsdann ein Pfund so viel / als sonst anderthalbs. Von einigen wird er / so bald er trocken worden / aufgehäufft / mit Plahen oder Tüchern / damit er nicht verrauche / zugedeckt; insonderheit ist fleissig acht zu haben / daß der Saame / in welchem die gröste Krafft stecket / nicht ausfalle / welches leichte geschicht / wann er überzeitig ist.

Die Stöcke werden im Herbst umgehauet / mit Erden bedeckt / und biß in die Fasten also gelassen.

In Böhaim / wo der beste Hopffen wächset / und sonderlich im Satzer-Craiß / auch an andern Orten mehr / lässt man den Stock (wann man den Hopffen im Herbst abgenommen) also unangerührt und ungeraumt verbleiben / damit die Kälte der Wurtzen desto weniger schade / und legt man den Mist oben auf den Wasen / decket die Stöcke damit zu / so setzt der Mist von oben hinein / und wird der Stock wol gedungt / ligt warm drunter / erfreuret destoweniger; und lässet man die Stöcke /

also/ auch wol im Frühling umgehauet und ungeraumet wachsen/ biß sie gar zu viel zugesetzt haben/ alsdann man solche erst rühret im Frühling/ wann der Stock herfür geschoben/ da deckt man denselben auf/ raumet das Koth von der Wurtzen hindan/ und hauet sie/ verschonet aber des Stocks oder der Stammwurtzen durchaus; wann übrige Seitenschübe am Stock heraus gewachsen sind/ wie dann geschicht/ schneidet oder reisst man sie ab/ so bleibt die Stammwurtz desto kräfftiger und fruchtbarer/ und setzt die abgeschnittenen Wurtzen anderwärts ein.

Die Gärten sollen aber allzeit im andern oder dritten Jahr mit Schwein-Mist/ den man fein um die Gruben herum/ und oben drauf legt/ gedunget seyn. Im Herbst/ wann der Hopffen abgenommen/ und die Stöcke wieder bedeckt sind/ kan man jährlich nur einen Theil davon überdungen/ daß nicht zu viel Unkraut dardurch gezieglt werde/ alsdann kan man auch (wo die Stöcke dünne sind) Gruben/ ein halb Knie tieff/ graben/ in jegliche einen kleinen Stecken setzen/ damit man/ auf kommende Fasten/ solche wieder finden/ und mit dem jungen Hopffen belegen kan. In der Fasten wird der alte Hopffen gehauet und beschnitten/ da nimmt man dann feiste Reben/ die am besten keimen/ setzt sie gerab in die Erde/ in die gedungte Gruben/ der Keim aber muß oben heraus sehen; man steckt Klaffterlange Stecken dabey/ und lässet ihn dergestalt diß Jahr ligen/ also auch/ wann etliche Gruben von dem alten Hopffen abgeödet sind/ muß man wieder neue Reben legen. Nachdem der Garten dem Wind entgegen ligt/ nachdem muß er mit starcken Stangen versehen werden. Des Hopffens/ wann er gut/ Prob ist/ so er zerrieben wird/ daß er die Hand einfettigt/ und einen starcken Geruch von sich gibt.

Cap. LX.

Andere Art/ Hopffengärten zu machen.

Ich muß bekennen/ daß unter allen/ die von der Hauswirthschafft Schrifften hinterlassen/ keiner von dem Hopffen so eigentlich und weitläufftig geschrieben/ als Herr Colerus, daher ich auch/ was den Hopffen anlangt/ meistentheils aus ihm angezogen. Die alten Rei rusticæ Scriptores dencken/ so viel mir wissend/ des Hopffens nicht; bey unsern Septentrionalischen Völckern aber/ weil nicht überall Wein wächset/ und das Bier sehr im Gebrauch/ ist der Hopffen in desto grösserm Ansehen. Und beschreibt erstgedachter Herr Colerus auch eine andere Art/ wie man einen Hopffen-Garten folgender massen zurichten solle.

Man solle erstlich ein Rasenfeld im Julio mit Hauen/ und Pflugen zu einem mürben Acker machen/ und wol dungen/ darnach man viel Reyhen Hopffen legen will/ nachdem muß der Acker weitern oder engern Ingriff halten; folgbar soll man ihn also einrichten/ daß allzeit/ zwischen zweyen Reyhen Hopffen/ etliche Bette/ fünff oder sechs zu Kraut/ Ruben/ Möhren/ Zwibeln/ oder andern Kuchenspeisen/ liben verbleiben/ die Reyh aber/ darein man den Hopffen einlegen will/ soll über anderhalb Elen nicht breit syn.

Weil zweyerley/ ein harter und weicher Hopffen/ ist/ so kan man den weichen im Frühling/ den harten im Herbst einlegen/ muß aber nicht gar zu nahend zusammen kommen; diß thut man drey Tage vor dem Neumonden/ oder drey Tage hernach in guten Zeichen/ als im Stier/ Wassermann/ Steinbock/ Jungfrau/ oder Fischen. Die zwischen den Hopffen-Reyhen innligende Bette/ kan man jährlich mit zimlicher Dungung versehen; die Reyhen/ worinn der Hopffen stehet/ darff man weder hauen noch graben; gegen dem Winter kan man nur kleinen Mist darauf streuen/ und im Frühling das Grobe und Strohichte vom Mist wieder sauber abrechnen/ so wächset darneben und darauf gutes Gras/ welches man zum öfftern mag abgrasen/ und die Hopffenstöcke nehmen nichts destoweniger von den nahe-anligenden geackerten und gedungten Betten ihre genugsame Nahrung; darff er dannenher weniger Mühe/ und geräthet offt besser als der andere/ ist trächtiger und trägt grössere Häubter. Wann die Hopffenkeimen das erste Jahr herfür sprossen/ und etwan einer Elen hoch ausschiessen/ werden sie an kurtze Stänglein angehefftet/ so hernach mit den längern Stangen in folgenden Jahren muß verbessert werden.

Denckwürdig ist/ was Salomon Gubertus in seiner Liefländischen Oeconomia schreibt/ daß der Hopffen kein Birckenholtz leide/ daher soll man keine Bircken weder zu den Stangen noch zu Einäderung oder Einflechtung der Zäune gebrauchen. Wann der Hopffen abgenommen wird/ soll man die Stengel und grobe Blätter absondern/ das Bier wird sauer davon; die Hopffenkörner muß man nicht wegschütten/ sie haben grosse Krafft im Bier.

Cap. LXI.

Vom Süssen Holtz.

Süsses Holtz blühet im Julio braunroth oder purpurfarb/ und hanget Traubenweise beysammen/ aus demselben kommen kleine gelblichte rauhe kurtze Schötlein herfür/ in welchen zwey oder drey Körnlein/ den Linsen nicht ungleich/ ligen; wächst offt zwey oder drey Elen hoch; die Blätter sind schwartzgrün/ dick/ fett/ länglicht und klebricht/ stehen je zwey und zwey gegeneinander; die Wurtzen schliefft in der Erden hin und her/ und treibt dort und da aus; die Stengel verderben im Winter/ im Frühling aber sprossen frische herfür/ alle drey und vier Jahr wird nach dem süssen Holtz gegraben/ da werden Gruben gemacht zween Schuch weit/ und drey oder vier Schuch tieff/ durch den gantzen Acker hindurch/ die starcken und langen Wurtzen werden ausgenommen/ die kleinen aber lässt man in Grunde bleiben/ daß sie hernach wieder ausschlagen; diese Grabung geschiehet im Anfang des Novembers/ wann das Siebengestirn pfleget unterzugehen/ auch wann man im

Frühling nur eine Wurtzel nimmt/ daran ein Trieb ist/ legt solches in einen leichten Grund / und lässt es (ohne sonders Begiessen) wachsen.

In Oesterreich ward diese Wurtzen bißhero nie in die Felder/sondern nur in die Gärten gebauet; in Francken aber / um Bamberg und an dem Maystrom / werden gantze Aecker des süssen Holtzes gefunden/auch daselbst Centnerweise/mit ihrem grossen Nutzen/verkaufft/ und gantz Teutschland damit versehen. Der Grund darzu muß nicht hart und laimicht / sondern leicht/ wol gemengt/ und tieff geackert seyn/wird von Schößlingen und Beysätzen fort gepflantzet / ist aber so leicht aufzubringen / daß / wann er einmal eines Feldes gewohnet; er leichtlich daraus nicht zu vertreiben / sucht tieffen Grund / und wann er gleich eine halbe Elen und tieffer in der Erden abgerissen oder abgeschnitten wird/ sucht doch die darinnen geblibene Wurtzen (wie der Kreen) wiederum die Lufft/wächset und keimet von neuem/also daß man hernach geringe Mühe mit ihm / und doch davon nicht geringen Nutze hat.

Vor dem Vieh / und sonderlich den Schweinen / muß man es wol verwahren/weil sie mit Wühlen grossen Schaden thun/und nach ihnen die Wurtzen nicht so gern wächset/ als wanns die Menschen abschneiden / Zweiffels ohne/ weil sie von der Schweine Zähnen zerknirschet und zerkäuet/ nicht so gerne wieder ausfaseln/ als wann sie von einem scharffen Messer abgeschnitten sind. Wird aus Hispanien / nach Lobelii und Petri Penæ Zeugnus/in Engelland/Holland und Franckreich gebracht/ wächset auch unweit Montpellier in Franckreich/ von sich selbst auf denen Feldern/blühet im Julio/ und wird im September ausgenommen / wann der Saame zeitig worden.

Die Wurtzen ist/so viel ihre Wirckung betrifft / des Menschen Eigenschafft gleich temperit / daher auch gesund/ wird zu Bamberg und andern Orten ein Safft in der Apothecken/ Liquiritia genant/ daraus gemacht/ der aber/wie Gualterus Rifius schreibet/nicht allein unlieblich am Geschmack / sondern auch in seiner Tugend und Krafft/von allzuhefftigem vielen Sieden verbrant und verderbt/ nicht wenig geändert wird; lehre es derhalben auf solche Weise zubereiten: Man muß das süsse Holtz/ so frich mans haben kan/nehmen / es schaben/ beschneiden und von aller Uberflüssigkeit wol reinigen/ hernach überzwerg in kleine runde dünne Scheiblein zerschneiden/ sie wol stossen und zerquetschen/frisches Bronnenwasser darüber schütten / und es also / damit das Wasser den Safft und Süssigkeit gäntzlich an sich ziehet/eine Zeitlang baissen; hernach das Wasser und den Safft vom Holtz mit einen kleinen Preß ein wol ausdrucken / in einen saubern geschirr / auf einen sanfften Kohlfeuer stetiglich sieden / mit einen höltzernen oder silbernen Spaten stets umrühren / daß es sich nicht zu Grunde setze und anbrenne; wann es anfängt dick zu werden/ und das Wasser versotten und evaporirt hat/ mag man/ um mehrerer Lieblichkeit willen/ Hönig oder/ Zucker darzu thun/ und dann also sieden lassen/so lang/ biß es zu einer rechten dicken Latwergen wird. Dienet für die Husten/Seitenstechen/Mund und Hals-Gebrechen/zum schweren Athem und/Keuchen/für die Lungen- und Swindsucht/ zum erharteten Miltz/das Auswerffen zu befördern; in Cathärren/ zum Blutspeyen/ führt die Artzney zur Brust/ und stärckt Lungen und Brust/ im Hertzzittern/in der Geelsucht/Harnwinden/Blasen- und Nierenwehe / und andern mehr Sachen/ wie aus den Kräuterbüchern zu erlernen.

Das süsse Holtz/ lang frisch zu erhalten / muß man in trocknen Kellern fleissig in den Sand vergraben / und so man von neuem Sand darzu bedarff / muß derselbe im Sommer vorhero an der Sonnen sein getrocknet / und dürr gemacht werden / sonst wann der Sand feucht ist/ erstickt das süsse Holtz darunter / wird schimlicht/ und verdirbt/ dardurch man leichtlich kan Schaden leiden.

Cap. LXII.
Vom Toback.

Es ist sehr zweiffelhafftig/ ob der jetziger Zeit in Teutschland an vielen Orten gewöhnliche Tabac-Anbau/mehr Schaden als Nutzen bringe; denn einmal gewiß/daß es meinst darum geschiehet/ weil das gemeine Bäuren-Gesind/ bey langwührig-gehabten Kriegläufften/ von den Soldaten/ das Tabac-sauffen dermassen in eine hartnäckige Gewonheit gebracht haben/ daß es fast unmöglich scheinet/ sie mehr davon abzuhalten; wie wol das Tabac-trincken erst neulich Anno 1673. von Ihr Durchl. dem Churfüsten von Sachsen verbotten worden/weil die gemeinen Leute dardurch sonderlich weñ sie beynebens Wein/ Bier/ oder Brandwein-sauffen / ihrer Gesundheit mercklichen Abbruch thun/durch unvorsichtigkeit/in der trunckenen Weise/mit den Kohlen uñ angezündten Leuten/offt ihre eigne Häuser /ja gantze Dörffer/Flecke und Städte anzünden / und in die Aschen legen. Zudem die Felder durch dieses Kraut sehr abgetödet werden/und daher zum Korn- und Waitz-Bau desto undienlicher sind; wäre demnach zu wünschen/ eine Landfürstl. Obrigkeit möchte diesem übermässigen Mißbrauch des Tabacbaus/ wo nicht gar verbieten / deñoch in gewisse Maß einschrencken/ damit die Ubertretter gestrafft/ diese Unnothwendigkeit verhütet/der Feldbau hingegen befördert und gebessert seyn möchte. Wie D. Fritschius meldet / ist Anno 1680. aus Königlichen Befehl in Engelland / der Tabacbau/ welcher wieder das Königliche Edict, und mit der Unterthanen Schaden vorgenomen wird / ernstlich verboten/und alle Pflantzen verwüstet und verdorben worden; hat auch des jüngst verstorbenen Englischen Königes Anherr / der weise König Jacobus Sextus, in luso suo Regio de Tabaci abusu, also in Mesocapno geschlossen: Tandem igitur ô Cives, si quis pudor, rem insanam abjicite, ortam ex ignonimiâ, receptam errore, frequentatam stultitiâ, unde & ira Numinis accenditur, corporis sanitas atteritur, res familiaris arroditur, dignitas gentis senescit domi, vilescit foris, rem visu turpem, olfactum insvavem, crebro noxiam pulmonibus damnosam & si dicere liceat, atri fumi nebulis, Tartareos vapores proximè repræsentatem. Nicht weniger ist der Tabac in Rußland verboten/wie Olearius in Itinere Persico lib. 3. cap. 6. erzehlet;



zehlet; ebenmässig in des Königs in Persien Feldläger/ und als einsmals ein Persianischer Kauffmann/ unwissend dieses Gebots/ mit neun Ballen Tabac ins Lager ankam/ der Meynung/ von den Soldaten Geld zu lösen/ solches aber der König erfahren/ hat er den Tabac-Krämer/ samt dem Tabac/ auf einen Holtzhauffen werffen/ und im Rauch aufgehen lassen. Und Chur-Sachsen/ wie oben schon angeregt/ hat Anno 1653. an den Commendanten und Rath zu Dreßden befohlen/ daß/ bey zehen Thaler Straff/ weder auf den Raths-Kellern/ noch in andern Bier- und Schenckhäusern Tabac getruncken/ oder aus den Apothecken verkaufft werden solle: Ratio prohibitionis exprimitur, weilen durch Unachtsamkeit offtermalen Feuersbrunsten/ von dem Tabactrincken entstanden sind. Auch der Türckische Kayser Amurathes IV. hat mit einem scharffen Edict, welches bey den Türcken allzeit capital und halsbrüchig ist/ verboten/ daß keiner den Rauch-Tabac brauchen solle; die Ursach stehet diesem Gesetz beygefügt/ weil es an der Fruchtbarkeit und Vermehrung der Kinder verhindere/ so auch von ihrem Muffti ist bestättiget/ ja gar dem Ubertretter mit dem Spieß gedrohet worden. Der Tabac ist Anno 1585. (wie etliche wollen) aus India in Engelland gebracht/ allda hernach eigene Tabac-Häuser/ wie zum Bier allenthalben aufgethan worden; theils aber sagen/ daß er eher aus Indien in Portugall/ und von dannen Anno 1559. und 1560. in Franckreich kommen. Richterus schreibt in Epistolis, das allein aus den Tabacpfeiffen die Herren Staaten in Holland ohngefehr 50000. Gülden in ihr Einnehmer-Amt jährlich bekommen. Caspar Barlæus, der Niederländische Poet/ hat den Tabac in seinen Ænigmatibus also vorgestellet:

Non bibor, & bibor. & populo sum potus; & haud sum,
mandor ab occiduis, non tamen esca fui.
Cum bibor, ipsa sitis crescit, sum victima vulgi,
torqueor, incidor, torreor, uror idem.
Consedére viri, & conspectu munere Divûm
qualibet exitio est dextra reperta meo.
Pars in frustra secant, pars igni humentia siccant
corpora, pars flammas admovet atque faces.
Otia qui fugiunt, in nobis otia perdunt,
& magna peragunt sedulitate nihil.
Quo capior, perdor; quo claudor, pellor ab ore,
nostraque mox difflat fercula, quisquis amat.
Quæ mihi, quæ nitidos aperis Matrona Penates,
præmia tam clari sputa laboris habe.

Es ist zwar ein heilsam und fürtreffliches Kraut/ so in der Artzney für gifftige Geschwär/ Wunden/ alte Schäden/ Kröpff/ und dergleichen nützlich zu gebrauchen; allein daß man gantze Aecker damit/ mehr zum muthwilligen schnupffen und sauffen/ als zur Gesundheit verderbet/ ist nicht zu loben. Nichts destoweniger denen/ die dessen rechten heilsamen Gebrauch wissen/ zu Dienst/ will ich kürtzlich anzeigen/ wie damit umzugehen.

Diß Kraut ist vor 100. und etlichen Jahren (wie schon gedacht) aus der Indianischen Insul Florida in Hispanien und Portugal/ nachmals in Franckreich An. 1560. durch Herrn Joh. Nicot, Königl. Frantzösischen Abgesandten am Portugesischen Hof/ gebracht/ also daß es auch folgends in Teutschland kommen/ und nunmehr allenthalben genugsam bekandt ist.

Es erfordert ein fettes/ wolgearbeitetes/ reichlich gedungtes/ feuchtes Land/ das doch die Sonnenstrahlen habe/ und vor den Sturmwinden möge versichert seyn. Erstlich/ säet man ihn zu Anfang des Mertzens/ auf ein wolzugerichtetes Mist- oder Hochbette des Gartens/ im wachsenden Monden/ das gegen Mittag lige/ und/ vor den Nordwinden/ einen Schirm habe; der Saame muß mit Kreyden-Pulver vermischet seyn/ damit

mit man desto besser/ ob er zu dick oder zu dünn gesäet/ erkönnen möge.

Wann nun der Saame recht gesäet ist / schüttet man alsdann zween Zoll hoch Erden darüber / und belegt das gantze Mistbette dicht und wol mit Brettern/ oder mit dick-zusamm geflochtenen Strohürten/ damit keine Kälte eingreiffe / sondern inwendig sich alles wol erwärme / so gehet der Saame in 9. oder 10. Tagen auf/ die müssen nun bey kalten Wetter/ sonderlich bey Nacht/allzeit wol zu gedeckt/und von allem Unkraut gesäubert und ausgejetten werden.

Ob auch schon vom Männlein gerechter Saamen angesäet wird/(welcher/nach Herrn Vieschers Bericht/ kleiner als der vom Weiblein) so kommen doch mehr Weiblein herfür/ die man nicht versetzen solle. Es sind die Blätlein in Aufgehen leicht voneinander zu unterscheiden/denn das Weiblein hat Saatgrüne/dicke/molichte Blätlein/das Männlein aber liechte/ zimlich breite/vorn gespitzte/ dünne/so auf der Erden aufliegen/und sind viel zärter / als die Weiblein ; die Zeitigung des Saamens ist an den Hülsen zu erkennen/ wann sie anfangen schwartzbraun zu werden.

Wann sie nun das vierdte oder fünffte Blat auskeimen/ werden sie/ nach einem Regen / drey Fuß weit voneinander / auf wolgedungte lange Aecker / die über vier Füß nicht breit seyn müssen / eingepflantzt / und bey dürrer trockener Sommers-Zeit wol begossen. Den Sommer durch / werden die Pflantzen zum wenigsten dreymal gehaut / und die Erde herum gemach aufgeriegelt/ damit das Unkraut desto besser vertrieben sey. Im Fortwaschen bricht man die untersten zwey Saamblätter / als unnütz/ hinwege / und häuffelt die Pflantzen mit Erden an / wie man den Kraut-Pflantzen zu thun pflegt.

Im Majo oder Junio thut man die erste Abbladung im abnehmenden Monden/und bricht von unten die untersten drey stärckesten Blätter / kurtz am Habtstengel/ nächst der Wurtzen ab/welches/ wegen der angezogenen Erden-Dämpffe / nicht so gut ist. Die übrigen zehen oder zwölff Blätter lässt man also fortwachsen / bricht auch den obristen Gipffel ab/ same allen Nebenschossen / auf der Seiten zwischen den Blättern/damit denen Blättenn allein die gantze Nahrung zugewendet seye.

Hernach im Julio und Augusto blatet man immer gerade nach und nach die grösten Blätter ab/ und solches je eher je besser / daß mit Ausgang des Augusti/ die gantze Abbladung verrichtet sey. Der Stengel/als untüchtig/bleibt stehen/ und erfreuret den Winter über.

Zum Saamen werden 12. oder mehr der stärckften Pflantzen ausgesondert / man blattet sie auch wie die andern/ und bricht die Nebenschoß weg / und bleibt allein der mittelste Haubtschoß/der den kräfftigsten Saamen bringt.

Denen abgebrochenen Blättern schneidet man die grosse Ribben biß auf die Helfft aus/ lehnet sie hernach aufgerichtet an eine Wand/ viel Reyhen aufeinander/ lässet sie also etliche Tage stehen / so erhitzen sie/und fangen an zu schwitzen / innerhalb 6. 7. oder 8. Tagen/nach dem das Wetter warm oder kühl ist / haben sie genug geschwitzet/und muß man öffters zufühlen/ und Acht geben/ daß sie nicht zu viel schwitzen/und gar zu schwartz werden / und verderben. Nachmal steckt man sie an Haselstöcken/ oder reyhet sie an Fäden / und hängts auf den Boden im Schatten/zur Abtrocknung. Wann sie trocken worden / feuchtet man sie mit einem Schwammen/ in rein wasser gedunckt / auf beeden Seiten an/ spinnets zu Stricken / so hat man den rechten guten Tabac. Soll er wol richen/ kan man die Blätter mit Anis/ Rosen / oder andern wolriechenden Wassern/befeuchten.

Der Tabac dienet allein den feuchten Phlegmatischen/ keines wegs aber den Trockenen und Cholerischen; weiln er die Spiritus vielmehr anflammet/ als daß er die Feuchtigkeit contemperiren solle.

Herr D. Eltzholtz lehret in seiner Horticulturâ lib. 6. cap. 11 wie man den gewürtzten oder gebaitzten Tobac zurichten soll/ also: Man muß die abgetrocknete Blätter nicht mit schlechtem Wasser/sondern mit einer Conditurâ, oder Einbaitzung / folgender Gestalt fermentiren; Nehmt die vom Tabac abgebrochene kleine Blätter und Knöpflein / wie auch die Stengel und ausgeschnittene Ribben / presset daraus einen Safft / vermischet ihn mit ein wenig Malvasier/ Spanischen/oder dergleichen starcken Wein / thut hinzu ein gut Theil Saltz/Anis und Ingwer/lasset es über einem gelinden Feuer etwas einkochen und verschaumen/nachmals still stehen/damit es sich setze/ alsdann giesset das Klare ab/ und verwahrets in einem bequemen Geschirr/ so ist der Syrup zum Einbaitzen fertig; in diesen Syrup tuncket den Schwamm / bestreicht damit die abgetrockneten Blätter auf beeden Seiten/ legt etliche Schichten übereinander/ drucket sie zusammen / auch wofern das Gemach an sich nicht warm/so bedeckt sie mit wollenen Decken/und lassets also ligen / biß sie mit den Syrup wol durchziehren/und schön braunroth werden/sodann allererst spannet sie zu Stricken. Wann die Blätter braune Tüpflein bekommen / merckt man/ daß sie zeitig sind zum Abbrechen.

Alle Artzneyen vom Tabac sind von dem grossen Tabac/ dem Männlein/ das weißröthlichte / und nicht von dem Weiblein / das bleichgrüne Blätlein hat/ und ein gut Theil kleiner ist/ zu verstehen: Doch im Mangel des ersten/kan man dieses wol nehmen ; diß ist aber gewiß/wann der Tabac-Saame/der von dem Männlein herkommt / in ein dürr/ ungedungt und sandicht Ort gebauet wird/ daß er meistentheils in das Weiblein degenerirt. Dieses soll des Weibleins eigne und sonderbare Wirckung seyn/daß/wann man seine Blätter siedet/und wie ein Clystier einnimmt/soll es eine bewährte Artzney seyn für die rothe Ruhr. Von andern seinen des Männleins mehrern Tugenden / wie sein Wasser/ Salben und Balsam zu bereiten und zu gebrauchen/ kan der günstige Leser finden/im dritten Buch vom Feldbau Herrn Johann Libaut und Caroli Stephani in 75. und 76. Capiteln.

Ich hab schließlich anzuziehen nicht unterlassen wollen/ was Joh. Heurnius, vornehmer Medicus zu Leiden in Holland lib. 1. de methodo medendi schreibet/ wie folget: Als ich vorm Jahr einen unaussprechlichen Zahnschmertzen hatte / hab ich Tabackraut mit Camillenblühe im Wasser sieden lassen/und davon ein Löffel voll warm in den Mund genommen/wieder ausgespürtzt/ und auf zwey Stunden also wiederholt/ davon die Schmertzen nachgelassen; des andern Tages/

als ich in mein in der Vorstadt gelegenes Gärtlein/ meiner Gewohnheit nach/ spatziert / und mich etwan nach einem Kräutlein zur Erden gebuckt/ siehe/ da ergiesset sich aus meiner Nas/ oder einem ein gelb/ wie Saffran gefärbtes / und nach Tabac riechendes Wässerlein/ und verlohr sich gantz und gar aller Zahnwehe.

Die Tabac-Salben aus Maybutter ist ein fürtreffliches Ophthalmicum, für blöde Augen; man soll die zugethanen Augenlieder damit salben / im dunckeln/ so wird man hernach/ wann man sie öffnet/ ein wenig beissen empfinden/ läutert die Augen aber fürtrefflich/ und erhält dieselben.

Cap. LXIII.

Bericht/ wie mit der Tabac-Pflantzung umzugehen.

1. Wird ein Hochbette gemacht / gleich andern, groß oder klein / nachdem man viel oder wenig bauen will. Zum Exempel: Eines von 12. Schuhe lang und 4. breit / ist genug / wann man 2. Fingerhüt voll Saamen nimmt/ dieser muß unter einen Hut voll Aschen wol vermischt/ und drey- oder mehrmal das Hochbette / daß der Saame wol auseinander komme / übersäet/ hernach Fingers dick/ eine kleine Erd darauf/ durch einen Reuter gesiebet/ und mit einem Bret etwas wenig zusammen und niedergeschlagen werden; und das um Matthiä Tag.

3. Den dritten Tag hernach / muß das Hochbette mit laulichtem Wasser/ welches mit Schaaf Dung abgetrieben / angefangen gegossen zu werden / biß der Saame aufgeht/ so Anfangs etwas langsam hergehet; folgends kan man kaltes gemeines Wasser brauchen/ doch wanns gar kalt / oder gefrieret / muß man das Giessen unterlassen/ hingegen Abends bis Morgens es fleissig decken / weil ihnen Kälte und Reiff sehr schädlich.

3. Wann die Pflantzen in dem vierdten Blat/ nimmt mans aus den Hochbettern/ setzt sie in einen guten Grund/ 2. Schuch voneinander / damit/ so sie groß werden/ am Gewächse einander nicht verhindern/ auch wegen des Ausjettens/ daß man dadurch kommen könne ohne Verletzung der Blätter.

4. Wann man die Pflantzen etwan eines halben Schuhes/ oder was höher gewachsen/ pflegen zwischen dem Stengel / und den grossen Blättern/ kleine Blätlein/ woraus mit der Zeit auch Blumen und Saamen werden/ heraus zu kommen/ die sehr schädlich sind/ weil sie die guten Blätter an der Länge und Dicke viel hindern/ daher fleissig alle drey Jahr ausgebrochen werden müssen/ damit sie nicht überhand nenmen; Jngleichem auch die Wipffeln/ welche Saamen tragen/ ausser etlichen/ die man zum Saamen behalten will / die übrigen alle abgenommen. Zuforderst muß man bey Fortwachsung der Pflantzen dem Unkraut mit Jetten fleissig zu Hülff kommen / damit solche das Gras nicht überwachse/ und die Krafft benehme/ biß sie zimlich über sich kommen/ alsdann man sie/ gleichwie das Kohlkraut hauen kan.

5. Wann nun die Stauden ihre Grösse erreicht/ (so nach Güte des Grundes unterschiedlich) und die Blätter anfangen zu zeitigen/ welches an dem zu erkennen / wann sie beginnen blätterricht zu werden / bricht man dieselbigen blätterichten Blätter (weil sie sonst nichts nütz werden) ab/ und legts Scheibenweise / wie eine runde Tafel/ doch Blat auf Blat/ bey einer Spannen hoch aufeinander/ und macht dergleichen Scheiben so viel/ als die Menge der Blätter erfordert/ und lässets schwitzen / daß sie aufeinander gantz naß werden; welches die Substantz und beste Observation des Tabacs ist/ so aber die wenigsten wissen / oder practiciren; daher auch der Tabac so schlecht gemacht wird. Diese Wartung muß mit allem Fleiß geschehen und wol beobachtet werden/ dann wann die Blätter gelbe Flecklein bekommen / muß man selbe alsobald an eine Schnur aufhencken/ sonst erfaulen sie auf einander durch und durch und werden zum Gebrauch untüchtig; also das an diesem das meiste gelegen / und der beste Fleiß zu gebrauchen / in Durchsehung gedachter zusamm gelegter Tabacblätter.

6. Nachdem selbe / auf einem Boden oder bedeckten Ort/ daß sie nicht naß werden / ausgehangen sind/ können sie Jahr und Tag/ oder wol länger/ also bewahret bleiben/ biß man sich deren zum Spinnen gebrauchen will; weiln aber die Blätter gantz dürr worden/ und am Anrühren zerfallen/ ist nöthig/ was man verspinnen will/ daß mans vorher in einen Keller / oder an ein feuchtes Ort trage / sodann die Blätter anziehen / gantz feucht/ und folgends zu vorhabenden Bearbeitung tauglich werden; so spinnet man sie.

7. Viel sind der Meynung / wann der Tabac gesponnen/ und in Rollen zusammen gefügt worden/ daß selbiger schwartz gemacht/ und mit unterschiedlichen Sachen gebaitzt werde/ so aber nur von den Unverständigen geschiehet; weil 1. der Tabac/ wann er alt wird / von ihm selbst die Schwärtzen bekommt; 2. an den Orten/ wo der Tabac in Teutschland den Ursprung genommen/ als zu Hanau / Wetzlar/ &c. der braune Tabac in seiner eignen Farbe / höher/ als der schwartze gehalten und lieber gebraucht wird; 3. diese Schwärtzung von etlichen darum geschiehet/ weilen sie die Blätter nicht genug zeitigen/ auch nicht recht verschwitzen lassen / welches dem Tabac allein die Farbe gibt/ und also die unzeitigen grünen Blätter darunter vertuschen wollen; 4. wann auch der Tabac also gebaitzt ist/ er sich/ der Feuchte halber/ so er nicht wol ausgetrocknet/ oder an gar trockenen Orten bewahret wird/ nicht lang behalten lässet/ sondern gleich schimlich und faul wird; 5. überdiß geschiehet die Baitz zum Vortheil der Schwären/ damit am Gewicht was herzu komme. Simpliciter aber von der Güte des Tabacs/ mit Hinandsetzung alles andern Vortheils / zu schreiben/ ist das beste/ die Baitz bleiben zu lassen / und trocken/ doch was feucht / sonst er sich nicht handthieren lässet/ aus dem Keller her/ schön sauber pressen zu lassen / da er sich gut und lang conservirt.

Wann ja einer oder andere eine Baitz verlangt/ ist die beste / die kleinen Tabacblätter in ungehopfftem Bier wol gesotten/ und also seines eignen natürlicher Geschmacks sich zu gebrauchen.

Zu mercken ist / daß die Tabacstengel den besten Aschen / zu Machung der Seiffen / geben / daher selbige/

bige / sonderlich wo die Menge ist / nicht also zu verwerffen.

Diesen Bericht hat mir Herr Hans Ehrenreich Geyman / Freyherr / aus Communication Herrn Ferdinands / Grafen von Zinsenedrff / zuwegen gebracht; den ich hiemit dem günstigen Leser mitzutheilen / nicht unterlassen wollen.

Wer mehr vom Tabac zu wissen begehret / der besehe D. Bernh. Verzaschæ Kräuterbuch lib. 4. cap. 153. daselbst ist auch zu finden / wie man die Blätter des Tabacs / die in der Artzney den meisten und nützlichsten Gebrauch haben / das gantze Jahr über / frisch und grün erhalten kan; man thut sie in ein Gefäs voll Oel / und wann man sie gebrauchen will / schüttet man das Oel herab / trocknet die Blätter / zwischen einen leinen Tuch / ab / alsdann sollen sie so gut zu nutzen seyn / als wann sie erst frisch vom Stock herkämen. Der Tabac-Safft / oder das gepulverte Kraut / dienet auch zu allen vergiffteten Schäden / und für den Biß der wütigen Hunde; das Pulver davon / hat alle des Krauts Wirckungen.

Cap. LXIV.

Von der Weide.

WEide ist von dem Lateinern Isatis, oder Glastum, von den Franzosen Guesde, oder Pastel, und von den Italiänern Guado genennet / wird zur Tuchfarbe gebraucht; ist zwar in Oesterreich nicht im Gebrauch / weil es die Aecker zimlich aussauget / und mager macht / bedarff sonst einen Acker wie das Korn / doch muß er wol gearbeitet / und besser mit der Schauffel oder Hauen / als mit dem Pflug vorbereitet werden; wird im April angesäet / und wol mit der Egen bedeckt / thut gerne gut in den Feldern / die mit Märgel sind beschüttet worden / muß wol gejetten seyn. In den neuen aus Wiesen in Aecker verwandelten Gründen / soll er sehr gerne gedeyen. In Welschland / in Calabria, und vornemlich in Marca d' Ancona, in Teutschland aber um Jülich / und denen benachbarten Orten / wie auch um Erfurt / wächst er gerne; wo aber Lufft und Grund ihm nicht angenehm sind / wird fast alle Bemühung vergeblich angewandt / daher es nur mit wenigen zu versuchen / und wo er nicht fortkommen und aufwuchern will / rathsamer ist / damit unverworren zu verbleiben.

In dem Kraut bestehet das meiste Einkommen / das lässet man zur Blühe nicht gelangen / (ohne was man zum Saamen bedarff) so balds einer Spannen oder ein wenig länger wird / schneidet mans bey der Erden ab / wäschets aus / trocknets wieder im Schatten biß es welck ist / das kan man in einen Sommer vier- oder fünffmal thun / so offt er wieder aufkeimet. Jedoch soll bey jeglichem Abblaten der Grund bey der Wurtzel umgehaut und aufgeriegelt seyn; müssen hernach diese Blätter in einer Stampff-Mühl wol gestossen / in Kugeln von 20. oder 24. Untzen schwer formirt / in einem Backofen getrocknet / und an einem kühlen lüfftigen Ort / biß zum Verkauff / verwahret werden; theils wollen / man soll sie bißweilen / mit ein wenig Wasser / durchfeuchten / (doch nie zu viel / sonst verderben sie) damit sie nicht verbrennen / daher er Anfangs wol in acht zu nehmen / weil die aufeinander geschüttete Kugeln sich leicht erhitzen / indem sie voll Feuchtigkeit stecken; dieses zu verwehren / müssen sie offtermal von einem Ort zum andern gebracht seyn / damit die eingeschlossene Ausdünstung nach und nach auslüffte / also bleibt er gerne. Viel machen diese Kugeln wieder zu Pulver / sie desto besser zu erhalten; je länger er ligt / je besser und tüchtiger er wird / und ist dienlich / Tücher oder Wolle zu färben / von sich selbst allein färbt er blau / mit andern darzu dienlichen Sachen / schwartz / Tanne- Veyelfarb / graulicht / grün / und alle andere dunckele Farben / demnach sie auch bey allen Färbern gutes Kauffrecht haben. Wann der Weide zum Farben gebraucht wird / wirfft er einen blaulichten Schaum auf / der / wo er aus Nachlässigkeit übersehen / und nicht abgeschäumet wird / beflecket Woll und Tuch / wird also von den Färbern fleissig abgeschöpfft / wieder abgedörrt / zu Pulver gestossen / und zu gewissen Seidenfarben genommen / sonderlich zur Veyelarb / diesem nach / was er an einem Ort schadet / solches an dem andern wieder / mit gutem Nutzen / einbringen kan / wann er nur mit darzu erforderten Fleiß beobachtet wird; dieses ist aber allein von dem guten Weid zu verstehen. Der wilde wächst ungebauet hin und wieder / nach Leonhardi Fuchsii Zeugniß / im Würtenberger-Land / um Tübingen / allwo alle um die Weingärten gebauete Mauren von diesem Kraut aussenher bewachsen / und umringt gesehen werden.

Die alten heydnischen Britannier haben / nach Julii Cæsaris Erzehlung / mit diesem Kraut sich gefärbt / ihren Feinden desto erschrecklicher fürzukommen; die Ballen von den Weiden / werden von den Kauffleuten auf ein Papier gestrichen / und je näher er der dunckelblauen Farbe sich nähert / je lieber man ihn kaufft; je weniger er gleichet / je ringer er gehalten wird. In Teutschland wird das Kraut meistentheils dreymal im wachsenden Monden mit einem scharffen Eisen abgestochen; Erstlich / nach Pfingsten / oder Trinitatis; zum Andern / um Jacobi; Drittens / zwischen Bartholomäi und Michaelis / jederzeit sechs oder sieben Wochen voneinander / nachdem ein gutes oder böses Wetter sich ereignet. Colerus schreibet / wann die Weid-Kugeln erhitzt werden / und anfangen zu rauchen / werden sie von eignen darzu bestellten starcken Leuten / mit Hammern zerschlagen / mit Wasser begossen / dardurch sie aufs neu erhitzt und entzündet werden. Und das geschiehet zu dreyenmalen / und wird allzeit die Weid in kleinere Stücklein zertheilet / biß endlich diese Erhitzung gantz nachlasst / und der Weid also zum Gebrauch dienlich ist; es sagt auch Colerus, daß die Thüringer jährlich von Weiden mehr Geld lösen / als um die übrige Früchte alle miteinander.

Wann man den Acker wieder zu andern Früchten gebrauchen will / muß man die Wurtzen nach Michaeli / mit einer scharffen Hauen / oder einem starcken Pflugeisen / aus dem Acker bringen / wo dieses nicht geschicht / so

wächst es auf künfftigen Sommer wieder herfür / so dick / als es vorher gestanden.

Was man zum Saamen behalten will / lässt man über Winter auf dem Acker stehen / daraus wächst im Sommer hernach ein Saame / fast wie ein Gersten / doch etwas unvollkommener / einer schwartz-blaulichten Farbe / wird mit einem Drischel ausgedroschen / und wie Korn aufgeschüttet / bleibt ein und mehr Jahr gut / wann er einen trockenen Boden hat / darzu kein Rauch kommen mag / denn sonst verdirbt er bald. Was seine Krafft und Würckung ist / Artzney-Sachen betreffend / kan aus allen bewährten Kräuter-Büchern ersehen und erlernet werden.

Cap. LXV.

Von der Färber-Röthe.

Färber-Röthe / wird von den Lateinern Rubia tinctorum, von den Italiänern Roza und Pergolino, von den Frantzosen Garance geheissen; ist in diesem Fall von der Weide unterschieden / daß der Grund davon gebessert, und von seinem Kraut / welches sonst zu nirgends tauglich ist / gleichsam gedunget wird: Die beste soll / nach de Serres Meynung / in Flandern wachsen / und von dortaus zu bekommen seyn; doch wächset sie auch um Speyer und Straßburg und wird / wegen ihres vielfältigen Nutzens willen / gerne angebauet / wird allein der Wurtzen halber gepflantzet lässet sich mit allerhand Art Gründe befriedigen / wann sie nur recht und wol mit Dungen und Ackern versehen worden.

Am besten ist / wann man den Grund durch Hand-Arbeit umgräbet / und fein tieff aufhauet / im Anfang des Winters / gleich darauf dunget / damit der Mist eher verwese / als der Saamen hinein kommet. Im Frühling / im Mertzen / oder Anfang des Aprils, wird er im alten Monden auf diese Weis wie der Hanff angesäet / zimlich dick / und wol hernach eingeegt / eingefriedet / und vor dem Viehe / welches ihm sehr schädlich ist / verwahret; so bald er anfängt aufzugehen / muß er vor allen Unkräutern fleissig gejetten seyn / und das zu unterschiedlichen malen / so offt es die Nothdurfft erfordert / doch nur mit der Hand / und keinem Eysen / weil die zarten Pflänzlein leichtlich verletzt sind / bey bequemen / weder allzu dürrem noch allzu weichem Wetter; und diß ist alle die Mühe die man mit der Färber-Röthe zu haben pfleget. Die Wurtzen muß man zwey Jahr lang / biß sie ihre völlige Grösse erreichet / in der Erden lassen.

Nach diesem werden sie von Jahr zu Jahr ausgegraben / im September / wann die Wurtzen ihre Vollkommenheit erreicht hat / trocknet man sie an der Sonnen / und werden solche nachdem sie sie in Backöfen gedörrt worden / auf den Stampff-Mühlen zu Pulver gemahlen. Sie dient die Tücher Pomerantzenfarb und roth zu färben / und wanns der Weide beygesellt ist / macht sie auch die schönesten und beständigsten schwartzen Tücher; insgemein werden nur allzeit die grösten Wurtzen ausgenommen / was kleiner ist / lässt man im Acker stehen / deren Unterscheid leicht an den Blättern zu erkennen / wiewol man um selbige Zeit alles Kraut miteinander bey der Wurtzel abschneidet / wann nur der Saamen zuvor abgezeitigt hat / der wird abgetrocknet / und ausgeklopfft. Die im Acker verbliebene Wurtzen werden mit Erden zween oder drey Finger hoch beschüttet / welche man von denen Orten hernehmen kan / wo die Wurtzen ausgegraben worden, so mögen sie die herben Winterfröste desto bequemlicher ausdauren / und treiben viel frecher wieder an / und will man dieses Baufeld also bey stäter Trächtigkeit erhalten / kan man jährlich den achten oder zehenden Theil der Färber-Röthe ausgraben / wiederum mit neuem Saamen besäen / und also von Jahr zu Jahr continuiren: So bleibt das Feld bey Bau / und hat man davon jährlich seinen Nutzen. Von den Beysätzen / die man von den grossen Wurtzen abnimmt / und solche wieder im abnehmenden Monden weiter versetzt / kan man ihnen auch wol forthelffen / wann nur das Feld fleissig gejetten / und keinem frembden Kraut einiger Zutritt gestattet wird.

Man darff sie nicht begiessen / wann der Grund nur sonst gut ist / weil ihn die Feuchten leichtlich faulen macht; nimmt man aber die Wurtzen alle auf einmal aus dem Felde / so wird der Grund nicht / wie von den meisten übrigen Gewächsen / verderbt oder abgeödet / sondern vielmehr verbessert / daß man alles Getreyde / was man will / mit gutem Fortgang darein säen kan / weil es seine Art ist / daß er die Erden / darinnen er stehet / fett und fruchtbar machet. Je länger die Wurtzen in der Erden stehet / je besser wird hernach das davon gemahlte Pulver / welches gesieben / und von dem Gröbern abgesondert / das Gröbere aber noch einmal gemahlen wird. Doch müssen sich die jenigen vor dem Staube hüten / die bey dem Mahlen sind / weil er einer durchdringenden und gleichsam gifftigen Krafft ist / daß er bald in die Nasen kommt / und an Gesundheit / ja gar am Leben / Schaden bringt / daher auch / um dieser Ursachen willen / an gar wenigen Orten angebauet und gepflantzet / weil die Gesundheit billich höher / als ein kleiner Gewinn / von Jederman geachtet und gehalten wird. Ihre durchdringende Krafft ist daher noch augenscheinlicher / daß denen jenigen / welche die Röthe unter Händen halten / und damit umgehen / der Urin gleich roth gefärbt / und dem Vieh / welches eine Zeitlang damit gespeist worden / Fleisch und Gebeine röthlich werden. Sie färbt auch die Eyer / so man darinnen siedet. Von seinen übrigen Wirckungen mag man in den Kräuter-Büchern nachforschen.

Cap. LXVI.

Von Weber-Karten und Rohr.

Diese haben lieber / nach Herrn de Serres Meynung / eine trockene als feuchte Erden / weil sie im nassen Grund weich und lind / und zum Gebrauch undienlich werden / dazu man sie hart und rauch erwählet. Nichts destoweniger wachsen sie gern an Ufern der Wasser / sie bringen offt an einem Stengel viel Karten zu 10 / 12 / bisweilen wohl mehr. Wanns regnet / muß man mit einem Stecken an die Stengel klopffen / damit das Wasser heraus falle / sonst laufft's zu den Wurtzeln / und macht sie faulen; dann wann sie in allzu dürrem Grunde stehen / damit sie nicht stecken bleiben / mag man sie wol bey dürrem heissem Wetter ein wenig / doch mäßiglich / besprengen. Sie werden im Anfang des Frühlings gesäet / in eine umgegrabene und gedungte Erden / die den vergangenen Herbst darzu vorbereitet worden; der beste Saame ist / der oben am Gübel der Distel wächset / weil er die beste Nahrung an sich zieht / also auch desto besser gedeyen kan. Man muß sie sorgfältig ausjetten / und weder Gras noch Unkraut Platz lassen; item / muß man die unnöthigen Beyschösse abnehmen / den Haubtstammen am wachsen nicht zu verhindern. Das erste Jahr tragen sie wenig und nichts-wehrte Pürsten; das andere Jahr aber / wann sie in einen andern tieff-gearbeiteten Grund umgesetzt sind / thun sie besser gut / diß geschicht im Martio zwey oder drey Schuch weit eins von dem andern / weil man ihn sodann besser warten kan. Die guten Weber-Karten werden alsobald übersich wachsen; so bald man merckt / daß sie zu blühen beginnen wollen / muß man sie nicht zu lang stehen lassen / sonst faulen sie. Man muß sie abnehmen im Julio oder Augusto / nachdem die Lufft beschaffen ist; der Stiel muß ihnen / wegen bessern Gebrauchs / lang gelassen / und müssen sodann auf Hauffen zusammen geschobert werden / biß sie die grüne Farb in geel verkehren / hernach werdens Buschweise zusammen gebunden / und an ein trocken und lüfftiges Ort zum Verkauff aufgehangen; und der Saame wird / wann sie trocken worden / heraus geschüttlet. Die Tuchmacher / Strümpffstricker und Huter haben derselbigen zu ihrem Handwerck / zum Cartätschen und Ausputzen / vonnöthen. Wann etwan / neben den tragbaren / andere unträchtige sich befinden / die kan man stehen lassen / weil sie im folgenden Jahr desto mehr Distelköpffe bringen.

Die Wurtzen bleiben über zwey Jahr nicht in ihrer Trächtigkeit / müssen wie die Weinstöcke geschnitten seyn; daher säet und versetzt man sie jährlich / wann man davon Nutzen zu suchen hoffet. Theils wollen / man soll die Weber-Karten nicht abschneiden / biß die Blühe fürüber ist. Es sind aber zweyerley Sorten / zahme / von denen wir hier reden / und wilde / diese haben rothe / jene aber weisse Blumen; an den zahmen stehen auch die Stachel und Dörner abwerts / und sind viel härter / als die wilden; in den hohlen Blättern / so neben dem Stamm beyderseits gleich auswachsen / findet sich meistentheils einige Feuchtigkeit / die sich etwan vom Regen und Thau sammlet / daß auch / bey trockenem Wetter / die durstigen Feld-Vögel dahin kommen / und ihren Durst zu löschen suchen. Die kleinen weissen Würmlein / welche man in denen voneinander gespaltenen Köpffen findet / sollen (auf die Puls gebunden / oder am Halse gehangen) das viertägliche Fieber; diese auf den Fingerwurm gelegt / solchen vertreiben; wer mehr davon wissen will / besehe die Herbaria.

Also auch das Rohr / weil es einer wenigen Wartung bedarff / und an feuchten Orten (wo andere Sachen nicht gedeyen mögen) leichtlich fortkommt / hat in den Wirthschafften nicht geringen Nutzen. Es werden davon in den Gärten Zierden / von Gättern / Flechten / und andern schönen Sachen / mit geringer Mühewaltung gemacht; item / Flechten oder Hurten / allerley Obst darauf zu erhalten / auch den Seidenwürmern zur Wohnung / an statt der Bretter / weil sie viel leichter / geschicklich auf- und abgehoben seynd; man deckt die Häuser damit / und die Weber spülen darauf ihre Wollen und härbes Garn / auch gar die Seiden ab. Sie wachsen in allerhand Lufft / nur daß es nicht gar zu frostig sey / wollen ein fettes / nasses / oder doch gewässertes Erdreich haben; Windesbraus / und des Viehes Anplatz leiden sie ungern / drum sollen sie an einem eingezäunten Ort / ohne Uberlast des Nordens / versichert stehen.

Das Rohr wird durch Kiel / als die Zwiebel / fortgepflantzt / die werden vier Finger tieff in die Erden Schichtweise voneinander eingelegt / gar zeitlich im ersten Frühling / im abnehmenden Monden / wann im Herbst vorhero der Grund recht zubereitet und gedungt ist; müssen erstlich (wie alle dergleichen Sachen) wol gejettet seyn / daß sie sich in der Erden ausbreiten können / sonst dörffen sie keiner Wartung / ausser der öfftern Wässerung / wann das Ort nicht von Natur feucht ist. Das erste Jahr keimen sie dick auf / folgends aber wachsen sie ins Rohr / und drengen sich so dick zusammen / daß man sie entweder zum Theil erleichtern / oder gar ausnehmen und umbsetzen muß / daher / wo ihnen der Grund angenehm / sie desto weiter voneinander zu setzen sind. Sie werden abgeschnitten / wann sie gantz hart worden / doch ehe sie die Kälte angreifft / im spaten Herbst / oder Anfang des Winters / im abnehmenden Monden / gantz gleich und glatt auf der Erden weg; man bindets in Büsche zusammen / und behält sie zum Gebrauch.

Julius Cæsar Claudinus, bey dem Welschem Authore Vincenzo Tanara fol. 88. sagt / daß die Rohr-Wurtzen / an statt der China, zu gebrauchen. Also wer einer mittelmässigen Trückung der Flüsse und Cathärren nothwendig ist / der kan ihm mit der Rohrwurtzen Decocto leichtlich helffen.

Cap. LXVII.

Vom Brandwein/ der aus dem Getrayd gebrennt wird.

Bißhero haben wir von Feldbau/ und was für Nutzen ein Hausvatter daraus zu hoffen/ genugsam erinnert; jetzt wollen wir fortfahren/ und nacheinander besehen/ welcherley unterschiedliche Geträncke aus den Feld-Früchten können gemacht und in der Hauswirthschafft gebraucht werden: Und erstlich den Brandwein/ der aus dem Trayd gebrennt wird; denn obwohl solches an etlichen Orten/ sonderlich in den Wein-Ländern/ verbotten ist/ so kans doch in denen jenigen/ wo gar kein Wein wächst/ oder/ wo er mit grossen Unkosten muß hingebracht werden/ sonderlich wo Überfluß an Korn vorhanden/ als in Polen/ Schlesien/ und anderwärts/ wohl statt haben/ wann man das Korn zumal nicht so hoch kan hinaus bringen/ und wann nur der Mißbrauch/ wie in allen Dingen/ hierinnen ausgesetzt bleibet/ so hat es schon in vielen Sachen der Wirthschafft/ und zu allerhand guten Artzneyen/ seine Bequemlichkeit.

Der wird aber also gemacht: Anfänglich/ wird ein grosser Kessel vier oder fünff Eymer ohngefähr haltend/ voll Wasser über ein Feuer gesetzt/ daß es wohl erhitze/ aber nicht siede; darnach thut man einen halben Metzen Maltz in einen grossen Kübel oder Faß/ geußt das heisse Wasser darüber/ und rührt es (wie sonst zum Bierbrauen) wohl um, hernach thut man einen halben Metzen geschrotenen Waitzen oder Gersten zu dem Maltz in den Kübel/ rührts auch miteinander wohl um/ daß nichts knollichts darinnen bleibe; auf dieses wird das im grossen Kessel verbliebene Wasser/ so ungefähr zwey Eymer seyn solle/ wol gesotten/ und geußt mans auf das Trayd und Maltz in den Kübel/ deckts fest zu/ lässets also drey oder vier Stunden stehen nach diesen eröffnet mans/ und kühlts mit einem oder mehr Zubern kalten Wassers ab/ rührt es nachmahl wohl um und was hart und zusammen gebacken ist/ reibt man mit den Fingern voneinander/ und stellt es alsdann mit frischen Hefen oder Gärmen/ sie sey gleich von Bier oder Wein/ wie man sonst das Bier zu stellen pflegt/ und lässts also drey oder vier Tage/ biß es sich wieder setzet jeren/ und fein zugedeckt stehen.

Will man nun den Brandwein ausbrennen/ so wird erstlich die Materi im Kübel wohl durcheinander gerührt/ auf daß sie gleich durcheinander komme/ weder zu dicke noch zu dünne werde/ damit wird die in einem Distillier-Ofen eingemachte und verklebte kupfferne/ inwendig verzinnte Distillier-Blasen angefüllt/ daß drey Theil derselben voll angefüllt/ und ein Theil leer bleibe; denn wird der Ofen unter der Blasen angefeuert/ und/ so bald die inliegende Materie anfängt zu erwarmen/ muß man sie mit einem höltzernen Spatel stets umrühren/ sonderlich unten am Boden/ das nichts anbrenne. Wann nun/ nach stetem Rühren/ der Rührspatel/ da man ihn unten angreiffet/ so heiß worden/ daß man es mit der Hand nicht mehr leiden kan/ als, dann ist es Zeit/ den Helm/ welcher mit seinen Röhren durch ein Faß kaltes Wasser gehet/ aufzusetzen/ und denselben an den Fugen mit Laim zu beschmieren und zu verlutiren/ oder mit leinenen Tüchlein oder Papier darauf zu kleistern/ oder mit Mehlpapp bestrichen/ zu umlegen.

Wann nun der Helm beginnet sich zu erhitzen/ so steckt man den Ofen voll Holtzes/ und stopfft die zwey Ofenlöcher unten mit Steinen zu/ damit das Feuer nicht zu starck treibe/ noch die Distillation zu dick lauffe; man kan/ wann es nöthig/ auch wohl um die Stein Laim schmieren/ liefft es aber/ bey zu starck gedämpfften Feuer/ zu mählich/ so muß man die Ofenlöcher wieder auflüfften/ biß die Distillation so dick lauffe/ wie ein Strohhalm/ also lässt mans herüber gehen/ biß es gutes Geschmacks und kräfftig ist/ welches durch öffters Kosten kan vernommen werden.

Wann die Krafft hin ist/ so lässt man das Feuer ausgehen/ doch muß die Vorlag/ oder der Recipient, im währenden Distilliren/ zu rechter Zeit ausgeleert werden/ daß er nicht überlauffe. Kan man die Materi auf einmahl nicht ausbrennen/ so legt mans öffter ein/ wie zuvor/ und wann drey Vesicæ oder Blasen ausgedistillirt sind/ so ist es meistens genugsam zum rectificiren.

Wann man den Brandwein zum andernmahl distillirt/ so thut man geröstet Brod/ mit Honig bestrichen/ ein wenig Saltz/ etwas zerschnittener Meerrettich/ und eine Hand voll Hopffen in den Kessel; zum drittenmal nimmt man von folgenden Kräutern, welche man gröblicht zerschneiden oder zerquetschen/ aber nicht zu klein stossen solle/ als da sind Angelica wider die Pest/ Lilium Convallium wider den Schlag/ Calmus/ Galgant/ Ingwer zu dem Magen/ Anis zur Brust/ Cubeben wider den Schwindel/ Liquiritia Isop wider die Husten/ Kümmel wider die Magenwind/ Wachholder/ Wermuth/ und dergleichen; die Kräuter lässet man 24. Stunden/ was aber hart ist/ wohl zwey Tage und zwey Nächte weichen/ man kan solchem Brandwein hernach mit ausgeläuterten Zucker süß machen; die Flaschen/ darein man guten Brandwein hält/ sollen mit doppelter Schweinsblasen zugemacht werden; die Schrauben halten nicht so dichte/ in zinnern Flaschen aber wird er unschmackhafftig/ der beste Brandwein wird aus Waitzen gebrennt; Rocken ist auch besser und kräfftiger als die Gersten.

Cap. LXVIII.

Wie dieser Brandwein zu rectificiren.

WAnn der Brandwein soll geläutert werden / so muß vorher die kupfferne und verzinnte Vesica von den fecibus & reliquiis der ersten Distillation wol gefegt und gesäubert seyn/ man muß einen subtilen/ nach Grösse der Röhren/ bereiteten glatten Stecken mit Werck oder Häderlein umwickeln / und die Röhren erstlich damit rein auswischen / folgends mit frischem Wasser so lang ausspühlen / biß das Wasser hell und klar herdurchlaufft. Nachdeme giesst man den von der ersten Distillation übergangenen Brandwein in die gereinigte Vesicam, ziemlich voll/ und thut darzu ein halbes Mäslein Saltz/ so zu vor wol abgeglühet worden; Andere hencken ein Säcklein Buchen-Aschen/ an statt des Saltzes/ hinein/ davon sinckt alles/ was im Brandwein unrein ist/ zu Boden; hernach thut man etliche Stiel Bibenell etwan vier/ und so viel Wermuthstengel/ auch Lorbeern und Kranwetbeeren ein paar Hand voll darunter daß gibt dem Brandwein einen lieblichen Geschmack/ alsobald hierauf/ ehe noch das Feuer in den Ofen komt/ setzt man den Distillier-Helm auf die Blasen/ verlutirt die Fugen recht und gehäbe/ richtet die Röhren/ durch das mit kalten Wasser angefüllte Faß/ und verlutirt sie wol/ legt die Vorlag Gläser oder Geschirr an die Röhren/ und feuret dann die Kohlen im Ofen an; so bald der Helm bis an die Röhren beginnet zu erhitzen / muß man / wann es zu triefen anfängt/ unten die Ofenlöcher zu stopffen/ und da es etwan zu sehr lauffen wolte/ kan man auch die Rauchlöcher des Ofens zumachen.

Gut ist es/ daß man stets in Bereitschafft grobe leinene Hadern im kalten Wasser ligen habe/ damit man oben auch den Distillier-Helm abkühle/ und die hitzigen durch Feuer mit dem Brandwein aufgetriebene Spiritus begütige und abkühle/ so wird der Brandwein weder brintzlend noch übelschmeckend/ und je mit gelindern Feuer er abgehe/ je lieblicher wird er; hieher gehört ein öffters Kosten/ damit man/ so bald die Krafft sich endet/ auch vom Abziehen aufhöre. Wer ihn noch stärcker und kräfftiger verlangt/ mag ihn im Balneo öffters abziehen; doch muß er in einem wolvermachten Geschirr erhalten werden/ daß er nicht verrauche.

So bald aber der Brandwein abgeleutert worden/ muß man das in der Vesica überbliebene Phlegma herausgiessen/ weil es sonst das Zinn wegzufressen pfleget. Was nach der ersten Destillation in der Blasen übrig bleibt/ kan man unter ein wenig Treber oder Kleyen mischen/ und den Mastschweinen geben / davon nehmen sie gerne zu.

Diß ist auch ad notam zu nehmen/ das der Kübel/ darinn man die Materia zum Brandwein erstlich angemacht/ gar sauer seyn muß/ ist er es nicht vorhin/ muß man solchen mit Sauerteig bestreichen.

Die Materi zum Brandwein ist erstlich der Waitz das beste/ darnach das Korn/ ohne welches der Brandwein gern anbrintzlend wird; drittens die Gersten/ und endlich der Habern; Gersten-Maltz ist auch gut/ schmeckt aber der Brandwein nach dem Maltz; wann man ein wenig Haber unter den Waitzen mischt/ etwan den sechszehenden Theil/ so wird das Tranck sehr gut.

Alles zum Brandwein geordnete Getrand muß nicht klein gemahlt/ sondern nur geschroten seyn / daß man das Mehl möge daraus beuteln. Den alten/ flüssigen und undäuenden Mägen / ist der Brandwein/ mässig gebraucht/ eine grosse Beyhülffe.

Cap. LXIX.

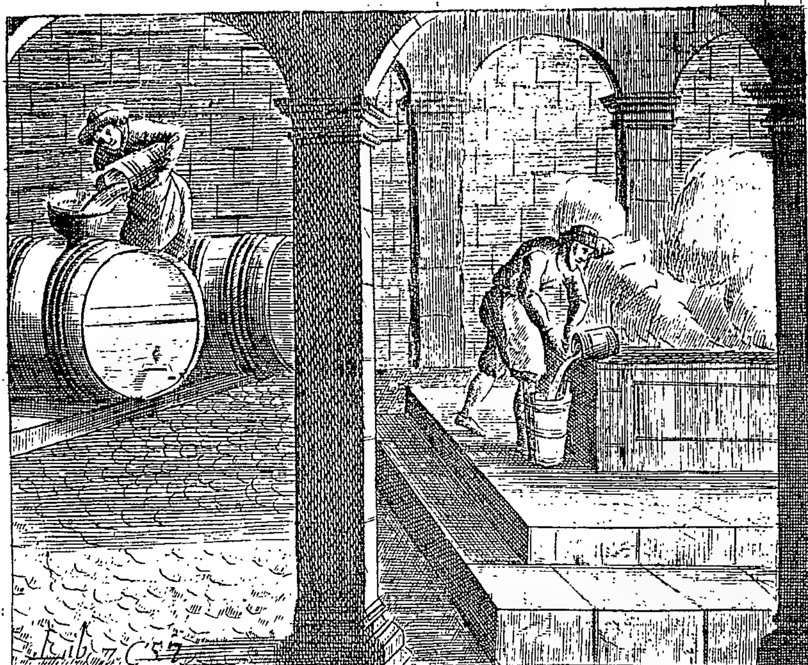
Vom Bierbräuen.

DAs vornehmste und gebräuchlichste Tranck nach dem Wein ist das Bier / und ein Stuck von denen erträglichsten in der Wirthschafft. Es ist vor diesem meistens nur den grösten Städten erlaubt gewesen/ und haben zwar der Adel und Priesterschafft/ auf ihre Hausnothdurfft/ zu ihrem eignen Getranck/ zu brauen/ aber nicht es auszuleutgeben / zu verkauffen oder zu verführen/ die Freyheit gehabt: Als aber nachmals etliche Land-Fürsten das Bräuwerck/ wegen des überaus grossen Vortheils/ sonderlich das weisse Bier betreffend/ an sich gezogen / haben nachmals die Landstände auch hin und wieder dieses Privilegium ausgebracht/ und theils durch Indulgentiam Principis, theils per conniventiam vicinitatis, theils durch Verjährung/ in Ubung und Gebrauch genommen.

Einen Gewinn vom Bierbräuen zu haben/ werden drey nothwendige Stuck darzu erfordert: Erstlich/ ein guter Braumeister; fürs ander/ gerechter tüchtiger Zeug/ und drittens/ ein guter kalter Keller; denn die ersten zwey Stücke seyen beschaffen so gut als sie immer können/ daferne man keine gute Behaltnus hat / ist unmöglich das Bier/ die Sommer-Hitze durch / entweder lang zu bewahren / oder eine gute Anwehrung zu verschaffen.

Das gemeine Bierbräuen aber geschiehet also: Der Waitz/ oder die Gersten/ wird Anfangs zwey oder drey Tage eingeweicht/ damit er genetzet / geschwellet / und zum Auswachsen und Auskeimen veranlasset werde/ dann wird er auf einem trockenen Ort im Maltzhause/ bey einer gelinden Wärme / zusamm geschlagen / dardurch die eingesogene Feuchtigkeit gemählich möge ausdünsten/ und wird daneben die Auskeimung / durch die sanffte Wärme befördert / die aber weiter nicht / als zum ersten Anfang des Wachsthums/ durch subtile Fäserlein/ zu kommen zugelassen/ dannenher auch die aufgeschüberte Hauffen voneinander wieder gebreitet werden / damit es abkühle und austrockne/ und deswegen wird es öffters untereinander gerührt / und auf dem Maltzboden/ durch obgedachte Hitz/ gedörrt und verhärtet/ damit es auf der Maltzmühl / möge gebrochen und gemahlet seyn.

Ist nun das Maltz/ wie gedacht/ verfertigt/ giesset man siedheisses Wasser darauf/ und wird allenthalben umgerühret / damit die Feuchtigkeit überall durch-



dringe / und die Krafft und Tugend des Maltzes in sich sauge.

Etliche thun in das erste Wasser Hopffen / so wird das Bier desto kräfftiger; diß Wasser wird letzlich wieder genommen / das gemahlene Maltz hinein gethan / drey oder vier Stunden gesotten / und im Sieden der gehörige Hopffe hinein geworffen / auch fleissig und wol abgeschaumt; theils thun ein wenig Sauerteig darzu / soll desto schärffer am Geschmack und lieblicher zu trincken seyn. Letzlich / wann es genug gesotten / seihet mans / und lässets in ein ander Geschirr ablauffen.

Herr Joh. Wilhelm Wunsch in seinem Memoriali Oeconomico part. 2. cap. 9. will / man soll / gutes Bier zu machen / den vierdten Theil Maltz oder Würtze nehmen / und zwey und ein halb Theil Wasser / der 15. oder 16. Theil aber soll Hopffen seyn / so werde es gut werden.

Und ist wohl Acht zu haben / daß nicht unter das Bräuwerck schädliche Kräuter / in Meynung / es stärcker zu machen / gelegt werden / als Dort-Saamen / Zizania, Bilsensaame / Ruß / grana Coculi, und dergleichen / welche dem Menschen an seiner Gesundheit überaus schädlich sind. Wie dann auch Cardanus de Subtilit. lib. 8. bezeuget: Cannabis folia in farinam versa, quod caput feriant, potum suaviter inebriantem efficiant.

Die Engelländer und Holländer mischen Zucker / Zimmetrinden / Näglein / und andere Gewürtze darunter; item / Lorbeer / Scharlachkraut / und dergleichen / das geht nach eines jeden gusto zwar hin.

Tabernæmontanus aber saget: Es werde das Bier bereitet / wie es wolle / so seye doch keines nützlicher und besser / denn das / so allein aus Maltz von gesunder guter Frucht gemacht / und mit Hopffen bereitet wird.

Theils nehmen des abgekühlten Biers 10. Pfund / thun darzu anderhalb Pfund des besten Bierhefens / vermischen solches alles wol durcheinander / in ein ander Gefässe an einem warmen Ort / mit Hin- und Herrühren / giessen also gemach des abgekühlten Biers zu / biß daß es alles mit den Hefen wol vermenget werde; hernach wird der Zuber mit Decken / Kotzen / und andern Tüchern zugehüllt / damit das Bier desto besser vergiere / alsdann wird es wieder durchgesiegen / und in die Fässer gefüllt / und wann die Vergierung gantz fürüber / so werden die Fässer verspuntet / hat hat man / nachdem es abgelegen / ein gutes und kräfftiges Bier.

Wann man sonst (wie in Oesterreich auf den Schlössern gebräuchig) um Lohn muß bräuen lassen / muß der Brauer / von einem Muth guter Gersten / sechs und dreissig Strich Maltz liefern; ist sie aber schlecht / vier und dreissig / davon macht er im Sommer 32 / im Winter 34. Eimer Bier.

Vom Wasser / das zum Bräuen genommen wird / sind verschiedene Meynungen / theils ziehen das Bach / theils das Bronnenwasser vor / andere nehmen gar stehende aus Seen und Teichen / auch darein allerley Mist und Unsauberkeit geschüttet wird; so aber / der Gesundheit halber / nicht zu loben.

Obberührter Tabernæmontanus sagt: Wann man ein beständiges und gutes Bier machen will / so das Alter leiden kan / soll man etliche Zuber und Fässer mit gutem frischen Bronnenwasser / oder / in Mangel dessen / mit einem reinen und saubern fliessendem Wasser füllen / dieselbigen verwahren / daß kein Wust / oder sonst etwas unsaubers darein falle / und verdeckt oder zugemacht drey oder vier Monat ligen lassen / biß das

Wasser anfängt trüb zu werden / und faulen will / das soll man denn zum Bier nehmen/und das Maltz/ allerdings/ wie oben gemeldet/mitsieden / so wird diß Wasser/ durch das Sieden / wiederum rectificirt / und das Bier beständiger im Bleiben / auch anmuthiger im Trincken. Tylkovvsky de re agrariâ schreibet: Cerevisiæ coctura non succedet, si saponem aquæ, de quâ coquenda est, injeceris.

Cap. LXX.

Von denen zum Bräuen nothwendigen Geschirren.

DIe zum Bräuen gehörigen Fässer müssen/nachdem die Bräu groß oder gering ist/ bestellet werden. Vor allem müssen zwey grosse starcke Bodingen vorhanden seyn/die werden/ nach Belieben/ rund/ oder viereckicht/ wie ein Röhrbrunn-Kasten/ wol zusam geschlossen darein man in eines so viel Getrayd/ als auf eine Bräu nothwendig/kan einweichen und abbrennen; die andere aber ist die Maischboding/ die muß inwendig an der Sarch vornen ein geviertes Gehäus haben / einer halben Spannen weit/ zu einem Spuntzapffen/eines zimlichen Steckens dick/und am Boden ein Zapffenloch/ zu Ablassung des Biers: In dieser hat man auch einen besondern / auf dem untern inwendig eingelegten Boden/ der oben auf mit zweyen Dremmeln niedergeschweret wird/ damit das Maltz nicht durch die Sarch dringen/noch zum Zapffenloch hinaus fallen möge. Der gantze Sarch unten herum/ wird mit Ströhschäben so dick/ als mans mit einer Hand fassen kan / umlegt / um den Zapffen aber wird ein ströherner Riegel gemacht/ damit die Trebern nicht durch mögen.

Unter diesen beeden Bodingen wird ein Grand in die Erden/ ohngefähr 18. Schuck lang gemacht/ daß er unter/ und für beede Bodinge/ biß zu des Kessels Ofenmauer reiche/ mit Brettern ausgesetzt/und gantz genau verschopt/ oder (welches noch besser) er kan von gantzen Holtz ausgehaut / anderthalb Spannen hoch und weit/darein man den Marsch ablässet von den Trerbern und aus demselbigen in den Kessel hebt.

So/muß man ferner zum braunen Bier einen tieffen runden Kessel / zu dem weissen Bier aber einen kupffernen gevierdten länglichten haben/ der am Boden gantz glat seye/ damit man/ nach Meng des Maltzes/eine gute Anzahl Bier sieden möge.

Darzu gehören auch zwo ledige Rinnen / auf welche man das kalte und warme Wasser von und aus dem Schöpffbronnen in den Siedkessel / und das heisse aus dem Kessel in die Abbrenn- und Maisch-Bodingen / und den Maisch wiederum in den Kessel / hernach das gesottene gute und Affterbier auf die Kühl / und also von einem Geschier ins andere führet.

Item/zur Abbrennung und Abmaischung des Maltzes/ braucht man zween starcke Rührstecken/oder zu dem weissen Bier zwo Schaufeln/die an der Seiten Ränfft haben ; ferner zween Schapffen mit langen Stielen/ mit welchen man das heisse Wasser auf der Rinnen in die Abbrenn- und Maischbodingen führet; darnach den Maisch aus dem untern Grund unter der Maischboding in den Kessel/ auch das Bier aus dem Kessel auf Rinnen / und letzlich / wann man das Bier zusammen trägt/ aus der untern Boding in die Trag-Eimer oder Kübel/ darein 30 oder etlich Maß darüber gehn / zum Bier-tragen/durch welches jeden ein zimlich dicker Stecken oder Stangen durchgehet/ daß ihrer zween einen solchen Kübel auf der Aschel tragen mögen. Dabey muß auch verhanden seyn eine lange Krucke / und ein Besen damit man das Bier und was sich gesetzt/ auf der Kühl zusammen kehrt. Diß ist meinstens genomen aus Christoph Kobers Bierbräuers Practic/ getruckt zu Regenspurg Anno 1581.

Cap. LXXI.

Von Einweichung des Getraydes zum Maltzen.

WO man viel Maltz miteinander macht / braucht man nicht allein die Weichboding/sondern auch grosse Fässer/ und andere Geschirr/ weil an diesem nicht viel gelegen ist / und nur Acht zu haben daß es weder zu viel noch zu wenig weiche.

Weil nun das Getrayd an der Härtigkeit unterschieden/ also muß auch eines länger / das andere kurtzer in dem Wasser verbleiben; sonderlich wann zweyerley/als Sommer-und Winter-Gersten/ oder Sommer-Gersten und Waitz miteinander sollen gemaltzet werden / muß die Winter-Gersten um einen Tag und Nacht eher und länger/und die Sommer-Gersten länger denn der Waitz oder Habern geweichet seyn ; ist aber der Winter-Gersten wenig/ kan man sie zu unterst in die Weichboding schütten / so weichet sie desto eher / dem andern Trayd gleich : also wann dergleichen ungleicher Zeug zum Bräuen genommen wird / muß man die Gersten um 2 Tag und 2 Nächte länger weichen / sodann erst Waitz und Habern hernacher schütten.

Von Rechtswegen soll das Getrayde/das man verbrauen will/über ein Jahr nicht alt seyn / dann würde man vierdiges und heuriges untereinander nehmen/ so würde es ungleich weiche und wachsen/und viel zurücke bleiben/ also kein gut Maltz werden. Das zum Brauen destinirte Getrayd muß man dem Bräuer nicht gestatten/daß ers/ nach seinen Wohlgefallen anderswohin aufschütte / sondern es muß auch in die Bodingen gebracht/und Wasser darauf gegossen werden.

Damit man aber wisse/wann die Weichung genug sey/indem mans zu kalter Zeit länger/als bey warmen Wetter/in der Weichboding lassen muß/so greiffe man mit der Hand tief in die Boding hinein/und heb eine Hand voll des geweichten Traydes heraus/ wann Körnlein mit beeden Spitzen über den Nagel sich biegen lassen/und also zusam gebogen/ das äusserste Bälglein zu unterst bricht / oder das Körnlein den Balg von sich lässet/ auch zwischen zweyen Fingern / aus dem äussern Balg vorhinaus sich schieben lässet/so ist die Gersten

geweicht genug; dann ists zu wenig geweicht/ wächst es ungern und nicht gleich aus/ ists hingegen zu viel/ so wirds bald sauer.

Wäre es aber je übersehen/ und zu lang im Wasser gelassen worden/ muß man das Wasser alsobald herab lassen/ das Getrayd heraus thun/ und aufs dünneste voneinander legen/ an der Weite wol übertrocknen/ und wiederum anziehen lassen/ so wirds ihm weniger schaden. Andere halten diß für eine Prob/ wann man von dem Waitzen oder Habern eine Hand voll zusammen nimmt/ und balgt/ so er sich balgen lässt/ oder am Balgen zusammen gehet/ ist er genug geweicht. Den Habern muß man nicht zu sehr weichen/ sondern weil er ohne diß weichkörnig ist/ bey der Mittelmaß bleiben lassen.

Wann nun das Wasser an das Getrayd/ es sey was Gattung es wolle/ gegossen wird/ soll mans fleissig durcheinander rühren/ sonderlich wann es viel Aftergetraydes und leere Hülsen in sich hat/ damit dieselben sich übersich schwingen/ die man dann abschöpffen und hinweg thun kan; man muß auch das kotige und schleimichte Wasser/ nach solcher Abschöpffung/ gantz und gar abseihen/ damit der Brand und Schleim des Waitzens und der Gersten davon komme/ soll aber gleich wieder ein frisches reines Wasset darauf getragen werden. Vier Metzen Gersten geben fünffe Metzen Maltzes.

Cap. LXXII.

Wie mit dem genug geweichten Getrayd ferners umzugehen.

Wann nun das Getrayd genug geweicht ist/ welches man erkennet/ so die Gersten sich über den Gaumen biegen lässet/ wird es aus der Boding auf der Maltz-Tenne/ nachdem warm oder kaltes Wetter ist/ eines Schuches oder anderthalben dick aufgeschüttet/ und täglich drey oder viermal gerührt/ damit das Wasser daraus seihen/ und das Getrayd übertrocknen möge. Wanns trocken worden/ thut mans auf (ein oder anderthalb Knie hoch) zusamm geschoberte Hauffen/ ebnet sie fein/ und lässt sie obeinander liegen/ biß es schwitzend wird/ also wann man den Hauffen ein wenig voneinander thut/ und die Hand darüber halt/ daß die Hand von dem warmen Dämpff oder Dunst gleich schwitzet/ und das Getrayd anfängt herfür zu brechen und zu wachsen/ und wann mans käuet/ die Gersten einen frischen Nuß-körnigen süssen Geschmack hat; doch soll man den Hauffen nicht zu frühe angreiffen/ und durch daß Rühren am Auswachsen nicht verhindern.

Man soll auch das Getrayd nicht lassen zu warm werden/ sondern wann es ein feines Dämpflein hat/ so muß mans bey kalten Wetter/ des Tages zweymal/ als Morgens und Abends/ wanns aber warm Wetter ist/ dreymal oder öffter umschlagen/ und allzeit das obriste zu unterst/ und das unterste zu obrist kehren/ damit es gleich auswachse; die Hauffen werden je länger je dünner voneinander gearbeitet/ weil es im Wasser ist/ damit die Hitz heraus dünste/ und das Maltz nicht zu lang auswachse/ oder ackerkeimich und unterwächsig werde/ dardurch dem Maltz seine krafft entzogen wird/ und das geschiehet/ wanns warm ist/ in Tag und Nacht/ wanns aber kalt ist/ bedarff es längere Zeit.

Wann nun der Hauffen also ausgebracht/ und voneinander gebreitet ist/ soll man ihn den ersten Tag fünffmal rühren/ sonst wird es zu lange wachsen; darnach täglich viermal/ ohngefähr frühe/ Mittags/ Abends/ und zur Nacht also umrühren/ biß die Gersten den dritten oder vierten Keim herfür geschoben/ so ist des Wachsens genug/ dann die Gersten/ wann sie anders recht wächset/ treibt vier unterschiedliche Keimlein ab; das erste nach dem Bruch/ die andern aber in folgender Zeit/ indem mans ausbreitet und rührt.

Doch ist mit dem Wachsen eine Maß zu behalten damit das Körnlein nicht zu viel auskeime/ wordurch die beste Krafft entzogen wird. Waitz und Habern bekommen nur ein Keimlein/ muß aber auch bey seiner Maß und nicht zu lang auswachsen.

Wann nun/ wie gedacht/ der Hauffen vollkommen genug gewachsen ist/ wird er täglich fünffmal geschwungen/ gerührt/ und umgeschlagen/ und die erste Nacht um die eilffte oder zwölffte Stund darnach Morgens um viere/ um Mittag/ um drey gegen den Abend/ und endlich um neun Uhr gegen der Nacht/ nachdem das Wetter ist/ drey/ vier oder fünff Tage nacheinander/ daß die Hitz heraus komme/ damit es zum schwelcken tauglich sey.

Und dieses währet ohngefähr vierzehen Tag/ offt länger oder weniger/ nachdem es warm oder kalt ist. Es ligt auch an diesem das meiste/ wann ein Bier soll wol gerahten/ wolgeschmack und kräfftig werden; je kühler und temperiter diese Arbeit verrichtet wird/ je lieblicher und geschmacker wird das Bier/ daß es den Gest desto länger behalt; und hinwiederum je heisser und dämpffiger man einen Hauffen also ausarbeitet/ je schlechter wird das Bier; dann was für einen sauren oder bösen Geschmack das Maltz am Dörren empfängt/ also wird auch dasselbe Bier/ und kan ihme solches nicht leicht/ durch einigerley Mittel/ gantz und gar benommen werden; da es aber versehen wäre/ daß die zusamm geschlagene Hauffen sich zum Keimen nicht ergeben wolten/ ist es ein Zeichen/ daß es nicht genug geweicht sey/ alsdann soll man ihm/ mit einem oder zwey Trag-Eimern/ gesaltzenen/ oder nur mit ungesaltzenen laulichten Wasser sprengen und helffen/ wolt es zum erstenmal nicht helffen/ kan mans noch einmal thun/ und die Hauffen obeinander behalten/ biß sie anfangen auszukeimen. Der geweichte Waitz/ zum weissen Bier/ muß dünner/ und nur einer halben/ oder meist einer Spannen dick wanns kalt ist/ aufgeschüttet seyn/ und darff weniger Mühe und Zeit zu seiner Ausarbeitung; wäre es aber gar zu kalt/ daß die Hauffen nicht erwarmen möchten/ und kein Ofen auf der Tennen wäre/ muß man die Hauffen mit gewärmeten Tüchern zudecken.

Etliche lassen den Waitzen/ sonderlich zum braunen Bier auswachsen/ so lang er will/ der Meinung/ es könne nicht zu viel seyn/ ob er sich schon zusammen filtzet wird nur mit eisernen Rechen oder Kreueln voneinander

ander gearbeitet / biß er an die Statt gemaltzet ist zum Dörren; theils lassen ihn nicht so filtzig werden / und glauben / er habe mehr Krafft / und ersaure nicht so leicht übereinander; zum weissen Bier aber, muß er nicht so lang wachsen / aber desto öffter und dünner ausgearbeitet werden.

CAP. LXXIII.

Vom Schwelcken des Maltzes.

WAnn nun das Maltz allenthalben vollkommen / und an die Statt gewachsen und ausgearbeitet ist / wird es auf den Schwelckboden gebracht / und etwan 12. oder 14. Tage / nachdem das Wetter sich befindet / täglich viermal gerühret / und in die Reyhen gearbeitet / und etwan dicker in der Kalten / und seichter in warmer Zeit zusammen gehalten / muß auch das Umschlagen bey dieser öffter / als bey jener vorgenommen werden; also wann alles dieses recht geschiehet / wird das Maltz letzlich nach der Schwelck / fein mürb und mild am Reiben; also daß / wann man mit einem Körnlein / wie mit einer Kreiden kan schreiben / ist es geschwelckt genug; ist aber das Maltz noch spissig und hart / so ists nicht allein nicht genug geschwelckt / sondern auch zu besorgen / es sey weder genug geweicht noch gewachsen. alsdann muß man es mit gesaltzenem Wasser besprengen / wieder zusammen halten / und arbeiten / wie vorhin / biß es genug gewachsen und geschwelckt sey / so man an vorermeldten Proben erkennen kan; wolte mans nun also hart und spissig an die Mühl bringen / würde es wenig nutzen; ist es aber in allen Stücken recht und gut gearbeitet / thuns etliche nach der Länge Bifangsweise über einen Hauffen zusammen / und lassen den Hauffen zimlich wol anziehen / daß er erwärme / denn diese Wärme hilfft viel zur Dörre / daß die Hitz das Maltz desto besser und höher durchgehet.

Wann offt die Kälte so grimmig ist / daß man nicht dörren kan / breite man nur das Maltz dünn auf den Dörrboden / und lasse es ausfrieren / so lang / biß die Kälte nachlässet / alsdann dörre man es / man wird Wunder sehen / wie rein sich solches Maltz werde ausbräuen. Oder / wann man in grimmiger Kälte das Maltz nicht dörren kan / ob man gleich noch so grossen Fleiß anwendet / weil es unten auf den Hürten verbrennet / und oben gefreuret / so läßt mans hernach / wie gesagt / ausfrieren. Gersten / die in der Pfirch gewachsen ist / muß man nicht gleich / nach der Dörre / brauen / denn so giebt es kein gutes Bier.

CAP. LXXIV.

Von Zubereitung der Dörre.

DIe Dörre muß in einem Gemach gerichtet seyn / darunter ein anders also geordnet ist / daß dieses ziemlich hoch sey / und die Röhren / wordurch die Hitz in die Dörr geführet wird / sollen ziemlich hoch und lang seyn / daß die Hitz nicht so gähling in die Dörr hinauf walle / und das Maltz verbrenne.

Erstlich / soll zu unterst gesetzt und aufgeführt werden ein gemauerter Herd vier Schuch weit / und ohngefähr sieben lang; wofern aber die Röhren des niedern Gemachs die Höhe des Gebäues halber / nicht haben kan / muß der untere Herd / Ofen oder Schlund / um anderthalb oder zwey Schuh länger seyn / daß die Hitz desto weiter zu steigen habe / und auf dem Herd muß ein langes Oefelein / anderthalben Schuch weit seyn / welches an jeder Seiten ein Mäurlein / eines halben flachen Ziegels dick / haben soll / einer guten Spannen hoch / auf welchem Seiten-Mäurlein / mit auf- und gegeneinander gesetzten Ziegelsteinen / ein Gewölblein wie ein Forst, oben zusammen gefügt und gewölbt werden soll.

Auf und aus diesem länglichten Oefelein / soll / am hintersten Ort / ein gevierdte und inwendig wohl ausgetünchte / oder sonst glatt-verworffene und verstrichene Röhren / erstlich zween oder dritthalbe Spannen weit angefangen / und übersich auf halben Theil in die Weite aufgeführt werden; wann die Röhren also über die Helffte reichet / muß mans immer gemählich ein wenig einziehen und enger machen / biß sie durch und über den obern Boden geführt ist / einer stehenden Hand hoch / und inwendig einer guten Manns-Spanne weit / oder doch nicht viel weiter / und um diese aufgeführte Röhren mus aussen / so weit das Oefelein herum seyn muß / ein gepflastert oder gegossen Estrich / der aufgeführten Röhren gleich / einer stehenden Hand dick / geschlagen und gelegt werden. So werden auch auf beeden Seiten länglichte Oefelein gemacht / davon die Wärme durch die Löcher in die Dörre aufsteigt, zu Beförderung der Abtröcknung.

An andern Orten macht man die Dörrstuben mit vier Ecksäulen / und schleust obenauf inwendig hinein ein gefaltztes Holtz / und unten eine gute zwerche Hand vom Boden auch ein viereckicht aber nicht gefaltztes Holtz / und maurets hernach / zwischen den zweyen eingelegten geschlossenen vier Säulen und Höltzern / mit halben Ziegeln / wie sonst eine Bundwerck Mauer / aus / lässet auf beeden / oder nur auf einer Seiten / da der Lufft am meisten hinzu mag / zu niederst unter dem untern eingeschlossenen Holtz / biß auf den Boden / eine gute zwerche Hand / als lang die Dörrstuben ist / offen aber beede Stirn-Mauren maurt man gar zu / damit der Lufft hinein mag / und die Hitz / so ohne diß übersich begehret / desto besser aufwärts unter das angeschüttete Maltz führen und treiben möge / und dörret sich ein Maltz dergestalt desto eher.

Wann nun die Dörr also mit allen vier Mauren umfangen / und der Forst oben aufgelegt und vermauret ist / muß man dieselbe inwendig um das innere Ofenloch mit meinem Pflaster oder gegossenen Estrich versehen / so verbrennt sich das durch die gelöcherte Bretter hinein gefallene Maltz nicht so bald / sondern dörrt sich daselbst so wohl als auf der Bühne / darumb sol die eine äusser-Seiten-Mauer an einem Eck ein fein gehäbiges Thürlein

lein haben / daß man hinein schlieffen / und das hinein gefallene Maltz umrühren möge/und ligt nichts daran/ wann gleich unter dem Pflaster ein höltzerner Boden/ ist/ dann die Dörr wird nie so starck geheitzt/ daß das Pflaster/viel weniger das Estrich erhitzt/Schaden thun möge.

Also nun ist die Dörre gantz verfertigt und zugerichtet/ und darff weiter nichts mehr/ als daß man eines Daumens dick durchlöchterte Bretter/ oder von häslenen Gerten geflöchtene Hurten lege und richte/ die auf beeden Seiten/ von dem heruntern Faltz/ biß über den Forst/und oberhalb des Forstes/ gegeneinander zusammen gehen/ darauf man das Maltz schüttet und dörret/ so viel man auf einmahl auf die Dörre bringen kan. Das Maltz trocknet besser auf geflochtenen Lagen / als auf Brettern / doch wann die Bretter wohl durchlöchert sind/so ists eben so viel.

Cap. LXXV.

Wie das Maltz zu dörren.

Ehe man das Maltz auf die Dörre bringt / muß man das Feuer vorher verrauchen/und die Bretter wol warm werden lassen/ weil es von dem ersten Rauch bald einen unangenehmen räuchlichten Geschmack an sich nimmt. Daher alles pichichte Holtz/ als von Tannen/ Fichten/ und dergleichen/ zu meiden/ und allein buchen/ birckenes/erles/ und sonst wol dürres Holtz zu gebrauchen / auch fein gemach solches anzulegen/Anfangs nur drey/ meistens vier oder fünff Scheiter/ damit die Dörre wohl erwarme; wann diese verbronnen/ immerzu / und so offt es geschiehet / um ein Scheitlein weniger / und letzlich / wann eines verbronnen/ das andere nachzulegen/und ein gleiches Feuerlein zu unterhalten. Wann das Maltz anhebt zu schnaltzen/ muß man das Feuer lindern/ und letzlich/ wann es ziemlich wol durchgedörrt ist/desto weniger anlegen;und zwar so offt 4. Feuerlein/ das ist 4. Scheitlein nach und nach verbronnen/ welches gemeiniglich in einer Stunde geschiehet/ das ist / alle Stunde einmal; darnach zum vierdten/ soll man alle drey viertel Stunde einmal umschlagen/ und das Maltz mit einem vornen zweyer Finger breit gespitztem/ und hinten einer Spannen breiten Schäufelein / das öberst zu unterst kehren und rühren/ daß es fein gleich abdörre; auch so offt man das Maltz auf der Dörre rühret/ soll man das innen hinein gefallene Maltz rühren/und fleissig darzu sehen/ daß es nicht räuchlicht oder anbrändlicht werde / weil es innen auf dem Herde eher dorret und verbrannt wird/als auf den Dörrbrettern/Hurten oder Pinne.

Das Maltz muß nie zu starck gedörrt seyn/ daß es nicht verbrennet werde / sonst wird das Bier gar rothfarbig; man muß nicht eichenes oder pechichtes Holtz darzu nehmen; das beste Holtz / so darzu dienet / ist Ahorn und Bircken / wie auch Erlenes. Man muß wol zusehen/ damit das Maltz/ wann es auf der Tenne im Hauffen liegt/und zu keimen beginnet/nicht verbrenne; darum/ so bald der Hauffen heiß wird/ muß man es umbschlagen; welche Körner auf dem Hauffen verbrennen / imgleichen auch/ welche nicht durchweichen/ geben keine Würtze im Bräuen / solches Mehl ist nur wie ein Staub unkräfftig/ und thut nichts/ als daß viel Hefen daraus werde; zum Maltz verfertigen / soll man Zeit und Weil nehmen/ wirds zu schleunig gemacht/ giebts kein gutes Bier/wann man aber fünff oder sechs Wochen daran arbeitet/ auch noch wohl länger/ und es fein gemach treibt/wird das Maltz davon mild/und gibt gute Würtze.

Das schimmlichte Maltz mag man auf einen Boden tragen / und rechtschaffen lassen dürr werden / auf dem Boden hin und wieder schauffeln/und ausstauben/ so verliert sich der Schimmel mit dem Staub/ das mag man hernach wol unter das andere Maltz mengen/ und darff daher keine Gefahr besorgen.

Das Gersten-Maltz muß nicht zu hart gedörrt seyn / denn sonst entgehet die beste Krafft/auch nicht zu wenig / sonst lässt es sich nicht gerne brechen; es mag aber ein Maltz dennoch ziemlich resch gedörrt seyn/ daß es gleichwohl nicht verbrannt werde/ weil das Bier einen bessern Jest giebt / und länger bleibet. Aber das Waitzen- und Häberne Maltz zu dem braunen Bier/ darff viel eines mehrern Dörrens / weil sie sonst mehr weisse als braune Farb zu geben pflegen. Zum weissen Bier / soll das Waitzene Maltz nur so resch gedörrt seyn / daß es sich brechen lasse / weil es dem Bier die weisse Farbe also desto besser giebet. Dem braunen Bier/ eine schöne Farbe zu geben/ meynen etliche/man müsse das Maltz wohl braun dörren/dadurch das Bier nicht allein braun / sondern auch wohl gar räuchlicht wird. Diß aber zu wegen zu bringen / darff man darumb das Maltz nicht daraus also braun dörren / sondern man schüttet ein / zwey oder drey Multern in die Dörre hinein/ auf den heissen Herde/ lässet selbige wohl braun werden / und thuts darnach unter das Maltz/ so kriegts dennoch eine schöne Farbe / und wird kräfftiger. Damit das Maltz einen lieblichen Geschmack erlange / legen etliche zu der letzten Einlag ein wohlgedörrtes Kranwetholtz/ dörren es damit ab/und löschens mit demselbigen aus. Daß man wisse / wann es genug gedörrt sey / nimmt man die Rührschauffel in acht / so lang dieselbe von dem Maltz schwitzet / ist es noch nicht genug gedörrt / wanns aber nicht schwitzet/ und das Maltz ziemlich resch an Kleyen ist/so ists genug. Wanns also genug dörr ist/soll man es/nach dem Auslöschen / ohngefährlich drey Stunde auf der Dörre liegen lassen / biß auf den andern Morgen / so zeuchts fein an / und dörret sich also nach und nach recht und wohl aus.

Ob das Maltz gut ist/erkennet man/wann die Körner fein dick und mürb sind / so man sie entzwey druckt oder beisset / daß sie inwendig ein schönes Mehl haben; sind aber die Körner hart / und inwendig ohne Mehl/ taugt es nicht zum Bierbräuen / sondern mehr für die Schweine.

Cap. LXXVI.

Vom Maltzbrechen.

WEnn das Maltz recht geweicht / gewachsen / und gedörrt ist / lässet es sich desto lieber brechen / doch muß (wann gleich alles recht ist) auch der Maltzbrecher sich wol darauf verstehen / und die Mühl darnach richten / daß sichs fein gleich breche und schäle / fein mild und melbig / nicht hart / noch grieslicht / viel weniger gantze und nur halb gebrochene Körnlein herab gehen / welche keine Krafft geben / sondern solche an sich ziehen und verzehren / und in dem Abmaisen / wie ein anders schweres Getrayd oder Taig sich zu unterst an den Boden legen / und sich nicht / gerne schwingen; und das kommt daher / wann das Maltz nicht recht / noch genug geweichet / gewachsen / geschwelckt / und zu fest gedörrt / oder zu wenig gesprengt ist / so bricht es sich grießlicht und grob / und schälen sich die Hülsen nicht gern ab / oder wann das Maltz zu viel feucht worden / so klebt es sich nur / und legt sich an den Stein an / und je genauer man die Steine zusammen hält / oder richtet / je zelteter sich das Maltz bricht / oder gehen wol gantze oder halbe Körner mit dem Maisch durch / daraus ersterzehlter Schaden und Unrath erfolget.

Wann man das Maltz will mahlen / sagt Herr Achatius Sturm / in seinen Haushaltungs-Regeln / fol. 296. Regulâ 684. soll man es eine Stund oder zwey zuvor / damit es sich nicht zu Staub mahle / besprengen / alsdann gibt es ein gut Bier / und nicht zu viel Hefen.

Also / wann die Mühlstein nicht recht aufeinander gerichtet sind / wann etwan der obere an einem Ort zu nieder / am andern aber zu hoch gehet / so kan sich das Maltz nicht gleich brechen. Doch die Mühlstein recht einzurichten / muß man die beede / wann sie gar zu heel und schlipffrig worden / oder sich etwan ein Maltz daran gelegt hätte / fein klein und schräncket hauen / darnach / wann man das Maltz hat aufgeschüttet / mag man den Stein etlichmal umgehen lassen / und sehen / ob er gleich gehe / oder nicht; wann er allenthalben gleich gehet / so bedarff es mehr nicht / als so das Maltz zu grob / oder gantz / oder halbkörnig herab gienge / und sich nicht fein schelete / daß man die Steine genauer oder niederer zusammen richte.

Wann dann der obriste Stein nicht gleich gehet / muß man unter die Hauen auf dem Mühl-Eysen / zwey kleine Zwibel / auf der Seiten / da der Stein nieder gehet / ligen / und den Stein gleich richten / damit er gleich gehe / so dann den Stein abermal umgehen lassen / und sehen / ob er gleich gehe oder nicht / gehet er gleich / so bricht es sich auch gleich und wol; und wie der Waitz subtiler ist an Körnern als die Gersten / also soll auch die Mühl / zu Brechung des Waitzen-Maltzes / desto niederer und enger gerichtet werden; ist also am besten / daß ein jedes Waitzen- oder Gersten-Maltz absonderlich gebrochen werde; wer es aber verstehet / und wills miteinander brechen / der muß die Mühl allein auf das Waitzen- und nicht auf das Gersten-Maltz richten.

Wann das Maltz / welches auf der Tennen ligt / einen dunmichten Geruch bekommt / so menge man einen Scheffel Hopffen darunter / wann man es in die Mühle sacket / verleuret sich alsdann aller böser Geschmack / und bekommet das Bier einen lieblichen Geruch und Geschmack davon.

Cap. LXXVII.

Wie ferner das Bier zu machen.

WEr das Maltz / gleich nach der Dürre / verbräuen will / wird nicht gutes Bier zu hoffen haben / es muß sich vor wol abligen.

Wo nun des Maltzes viel ist / schüttet man einen Theil desselben in die Abbrenn-Bodingen / und brennt dasselbige / wanns fein loß gebrochen / mit einem zimlichen und wol heissen Wasser ab / darinn man kaum einen Finger leiden mag; wäre aber das Maltz grießlicht / so wirds mit einem lauichten Wasser abgebrennt / und viel glauben / es sey besser / mit einem zimlichen warmen / als mit gar siedheissen Wasser abbrennen / denn auf dem letzten Fall laufft das Maltz zusammen / wird verbrennt / geht nicht gern ab / schwingt sich auch nicht gern übersich / sondern bleibt am Boden ligen / und wird das Bier desto schwächer. Die Abbrenn-Boding muß man anfänglich am Boden mit Heusaames Decocto fein rein auswaschen / und hernach Wolmuth auf die Stellhöltzer unter das Stroh legen / so wird nicht leichtlich ein Bier verderben; an etlichen Orten nimmt man unter das Bier ein wenig Saltz / und hält es also für gesünder und dauerhafftiger; die Boding muß mit dem warmen Wasser und Saltz schier halb / oder noch mehr voll seyn / nachdem man viel oder wenig Bier machen will / und indem man das heisse Wasser aus dem Kessel / auf einer Rinne / hinüber / an das trockene Maltz führet / stehen ihrer zween gegeneinander über / und rühren das Maltz / in dem heissen Wasser mit denen Rührstecken / gar wol auf / damit das Maltz / von dem Wasser durchgangen werde / und diß währet eine halbe Stunde.

Wann der erste Theil des Maltzes also angebrannt worden / schlägt man den hinüber in die Maischbodingen / und füllet den Kessel mit Wasser wiederum / ohngefehr halb an / lässt das Wasser wieder heiß werden / wie vor / und schüttet alsdann den Uberrest des Maltzes auch in die Abbrenn-Boding / brennt und rührt es also wol auf / wie vor / und hebts darnach auch hinüber in die Maischboding / wie das vorige / lässet aber unter solchem Abbrennen / den Kessel / daß er nicht verbrenne / halb mit Wasser stehen. Wann nun alles hinüber in die Maischboding gehebt worden / muß man das übrige Wasser / welches siedend worden ist / aus dem Kessel / gantz und gar auf den gantzen Maisch in die Maischboding herüber heben / und eben so wol / als zuvor / unter dem Ab-

brennen / ihrer zween den Maisch wol aufrühren / biß sich die Treber übersich schwingen. Wann das heisse Wasser über den Maisch kommen / muß man bald den Zapffen an der Maischboding ziehen / und den Maisch herab lassen / alldieweil etwas herab gehet / müssen ihrer zween gegeneinander stehen / und ohne Unterlaß aus dem Grund mit zweyen Schapffen in den Kessel heben / und das heist die erste Maisch: Diesen muß man in dem Kessel ohngefährlich eine Viertel Stund gar wol sieden lassen / wol unterschüren / und nach solchem Sud / aus dem Kessel wieder hinüber in die Maischboding auf den Maisch heben / solchen abermal / wie vor / wol abrühren und übersich schwingen; nach diesem wiederum den Zapffen ziehen / ablassen / und hinüber in den Kessel heben und sieden lassen / wie vor eine Viertel Stunde / diß heist der andere Maisch: Wann er nun also gesotten / hebt man denselben wieder aus dem Kessel herüber in die Maischboding / und lässt ihn abermal wol ab und aufrühren / lässt ihn aber hernach obeinander an den Trebern stehen / und ruhen ohngefehr vier Stunde; unterdessen muß der Kessel mit Wasser ein wenig über halb gefüllt / und siedend gemacht werden / darinn wie hernach folgen wird / der Hopffen gesotten / und diß heist man das Ruhe-Wasser.

Cap. LXXVIII.

Wie mit der Häpffung umzugehen.

Wann nun die vier Stund verlauffen / und der Maisch auf den Trebern so lang in der Ruhe gestanden / auch die meiste Krafft daraus gezogen / ist es Zeit zu höpffnen / dann muß man das Ruhe-Wasser aus dem Kessel hinüber in die Abbrenn-Boding besonders / und nicht mehr in die Maischboding / heben / und ein wenig Ruhewasser im Kessel lassen / und den Hopffen / so viel zu einem Bräu nöthig / hinein schütten / eine halbe Stund darinnen wol rösten lassen / immer untertauchen / daß er sich gleich und wol röste / und den Kessel mit der von den Trebern / aus der Maischboding gemählich abgezogenen Würtz / fein sachte nachfüllen / biß alles von den Trebern abgegangen; dann an deren Statt wird das in der Abbrenn-Boding behaltene Ruhewasser auf die abgemaischten Trebern gehebt.

Im Hopffenkochen / muß man wol zusehen / daß er recht koche / durch zu viel sieden verliert er seine Krafft / durch zu wenig bleibt er rohe und ungeschmack; den Hopffen muß man gemach rühren / daß er sich nicht an die Pfannen lege; wenn er eine gute Zeitlang gesotten / giesst man ein wenig davon in ein Schüßlein / hat er genug gekocht / so werden kleine Bläslein / und eines in der Mitte einer Linsen groß / und wann sich die kleinen Bläslein neben derselben halten / so ist der Hopffen genug gekocht / hät man diß Zeichen nicht / sieder und rühret man ihn so lang / biß es also komme. Wann eine Bräu groß / thut man / indeme der Hopffen gekocht ist / ein Metzlein Saltz darein / so kocht er geschwinder / wird das Bier besser / und eher lauter.

Wann nun das gehöpffte Bier also siedet / und zum Theil eingesotten ist / soll man den Zapffen der Maischboding wiederum ziehen / und das Ruhewasser ab dem Maisch herunter lassen / in den siedenden Bierkessel gemach nachfüllen / als viel vonnöthen / und das gehöpffte Winter-Bier also wol resch sieden vier Stund / das Sommer-Bier aber fünff oder fünffthalbe / weil es besser ist / daß ein Bier resch und frisch gesotten werde; siedet man es aber langsam / so wird das Bier auch letticht und schwer / im resch sieden siedet sich weniger Würtz und Hopffen ein / bleibt länger / und ersauret nicht so bald.

Der Augustus-Hopffen soll sich am allerbesten kochen lassen / man muß ihn säuberlich rühren / daß er nicht an die Pfannen sich anhencke / wann sich der Hopffen im sieden setzet / und hat eine Bierfarbe / daß man sich in dem Hopffen / der in ein Schüßlein gegossen ist / wie in einem Spiegel besehen kan / so hat er genug gekocht / und hat seine rechte Farb und Geschmack.

Die Quantität des Hopffens muß nach der Grösse der Bräu eingerichtet seyn. Und weil der Hopffen das Bier beständiger und langwüriger macht / müssen die Sommer-Bier / und was lang ligen soll / mehr Hopffen haben / als die Winter-Bier / oder als das jenige / welches gleich ausgetruncken / und auf das Schenckhaus gebracht wird.

Petr. Bellonius in libello de neglectâ stirpium culturâ, problem. 18. meldet / das man / an statt des Hopffens / ein Kraut nehme / so die Frantzosen Piemente, die Flanderer Gagel nennen / welches dem Bier einen starcken und guten Geschmack gebe: Lobelius in Adversariis, vel potius Petrus Pena nennet es Myrtum Brabantiam, die Engelländer nennen es Gold / wächst in schattichten Wäldern unter der Heide / daselbst man fol. 417. auch die Gestalt sehen kan / es habe einen fetten wolriechenden Saamen; die Engelländischen Weiber verkauffen im Brach und Heumonat die liechtgelbe Blühe / davon den Zimmern / darinn sie behalten werden / einen guten Geruch mitzutheilen; diese Blühe braucht man / in Ermanglung des Hopffens / zum Bierbrauen / das soll frölich und truncken machen.

Zur Hopffung des weissen Biers muß man nicht zu viel Hopffen brauchen / damit das Bier seine rechte Farbe behalte / und nicht zu braun werde; man ziehet aber von der gesottenen lautern Würtz zuvor bey funffzehen Schapffen voll herab / das thut man hinüber in den Kessel / und schütte den Hopffen darein / lässt ihn also eine halbe Stund oder länger rösten / denn je kühler der Hopffen geröstet wird / je wolgeschmacker wird das Bier / man muß aber den Hopffen stets hin und wieder durcheinander in der Würtz rühren / daß er nicht anbrenne / biß die Würtze gar eingeprägelt hat / und am Boden ein Faimlein oder Gest / darnach ein weisses Teiglein erscheinet / alsdann ist der Hopffen genug geröstet. Wann dis geschehen / nimmt man einen Theil Hopffens / bey einem zimlichen halben Hebschäfflein voll heraus / und hebt diesen zu Höpffung des Afterbier auf; lässt und hebt hernach die gute lautere Würtz von den Trebern / die von der Würtze des guten Biers unten abgezogen / und hebts hinüber in den Kessel / biß er ohngefehr auf einer halben Spannen hoch voll wird / und macht ein starckes Feuer darunter / lässt es mit dem Hopffen sieden / biß es aufwallet / und im

Wallen aufs wenigst eine Viertel Stund/ muß mans nicht lassen übergehen / sondern mit einer Schapffen stets auflüfften; auch wann im Wallen der Hopffen sich übersich schwingt / muß man den mit den Schapffen fleissig einziehen/ und mit dem Aufschöpffen und N[illegible] ergiessen wieder unter sich bringen und vermischen/ daß der Hopffen in der Würtz wohl versotten/ und davon angenommen werde. Wann nun das Bier eine Viertel Stund also wohl gesotten und gewallet/ so ist es genug.

CAP. LXXIX.

Von der Kühlung des Biers.

Wann das Bier/ wie vermeldet/ genug gesotten hat/ hebt mans aus dem Kessel erstlich in die grosse Kühlboding / darnach pflegt mans daraus in kleine Kühlbödinglein auszutheilen und zu kühlen/ werden aber nicht voll/ sonderlich Sommers-Zeit nur halb gefüllt/ damit das Bier desto leichter kühlen möge/ man lässt es also im Sommer Tag und Nacht biß Morgen auf die siebende oder achte Stund/ in der Kühle stehen; Winters-Zeit aber oder wann kalt Wetter ist/ nicht so lang/ dieweil man das Bier ziemlich lau tei giebt. Wann es nun abgekühlt/ pflegt mans wieder in die grosse Kühlboding zusamm zu tragen/ und also ein einiges Bier daraus zu machen.

Man pflegt aber zur Kühlung des braunen und weissen Biers zweyerley Kühlung zu gebrauchen/ erstlich zwey grosse/ weite/ unterschiedene Kühlen/ die eine zum guten Bier/ die andere zum Koffent/ nebeneinander/ jede innen bey anderthalb / aussen aber mit dem Holtz zwey Spannen hoch/ zwey oder dritthalben Schritt weit und bey dreyen lang / oder wie weit und lang mans haben will/ welche beede zu Ablassung des Biers / hinten und sonderlich vornen/ jede zween/ oder nur einen Zapffen haben die von vier Zwerchfinger dicke Seiten-Feren/ oder Pechpfen/ und in der Mitte von dergleichen Dicken gefalzten Spünten dermassen zusammen geküppelt / geschlossen und geschoppt seyen/ daß sie gehäbig werden.

Darnach muß man niedere / aber ziemlich weite Kühlbödinglein oder Schäfflein haben/ die etwan einer Spannen oder ein wenig höher/ und zimlich weit seyen/ welche auch zum weissen Bier gebraucht werden. Wañ nun das braune Bier an die Statt gesotten/ und in die Kühle gehebt ist/ stehen an etlichen Orten ihrer zween darüber/ und kühlens alsobald wol auf/ damit der Brathem (wie man ihn nennet) oder die Hitz und der Rauch bald daraus komme / das Bier auch desto eher gekühlet und wohlgeschmacker werde. Etliche theilen das Bier in obgemeldte kleine Bödinglein / und füllen jedes etwan halb an/ daß es desto eher abkühle; Etliche aber lassens auf der Kühlboding bleiben / biß es genugsam abgekühlet ist; Etliche / wann sie besorgen / das braune Bier möchte bald ansäuerlicht werden/ thun kleine dünne Spänlein von Buchen eines Fingers breit/ und einer Spannen lang/ auf der Kühl in das Bier/ weil es noch gantz warm ist/ das soll ihm das Sauren zen benehmen/ und soll das Bier ein feihes Schneidlein davon bekommen.

Auch ist/ bey Fassung des Biers/ zu bedencken/ ob es bald soll getruncken oder ein Lager-Bier/ werden ; ist das erste/ mag mans wohl eine Stund eher thun/ soll es aber lang liegen/ muß man desto länger damit verziehen.

CAP. LXXX.

Wie man sich ferner mit dem Bier verhalten solle.

Man muß mit Zusammtragung des Biers die Zeit, ob sie kalt oder warm ist/ bedencken/ daß ein Bier nicht zu kalt / noch zu warm/ sondern mittelmässig sey/ und muß man/ nach dem Zusammentragen / demselben weder zu kalten noch zu warmen/ sondern einen guten und gerechten frischen Zeuge geben und obwohl an einem recht und wohl abgearbeiteten Maltz/ und wohlgehöpfften/ auch recht gesottenem Bier viel gelegen / so ist doch auch ein guter frischer/ gerechter und wohlgeschmackter Zeug / und eine gute/ nicht zu geschwinde / sondern mittelmässige Gier nicht weniger nothwendig; doch ist eine langsame Gier etwas besser dann eine geschwinde und mittelmässige/ wann anders dieselbe recht fort geht/ uñ dem Bier recht gegeben wird/ so wird es davon desto stärcker und besser/ von der allzugeschwinden Gier aber geringer/ und eher sauer/ sonderlich wanns nicht recht gehöpfft oder gesotten ist.

Derhalben/ wann man dem Bier den Zeug giebt/ soll man sich nicht allein des besten befleissen/ sondern auch gute Obsicht haben / daß man ihm nicht zu viel gebe/ denn so dem Bier zu viel oder zu warm gegeben wird/ so giert es alsobald ab / und wird nicht so vollkommen und gut/ ist aber der Zeug zu schwach oder zu kalt/ so giert das Bier nicht gern / und wird unkräfftig und gering/ bey kaltem Wetter muß man mehr / bey warmen aber weniger Zeuge geben. Imfall man keinen alten aufgehebten/ noch frischen Zeug zu braunen und weissen Bier haben könte/ wie man ihme geben solle / rathen etliche/ nachdem man in denen grossen Städten Gerbensieder findet/ die mit dem Bräuwerck umgehen können/ auch wohl etliche Becker / so aus einem Gersten- oder Waitzen-Maltz Gerben sieden / die man den Grund nennet/ welchen nicht allein die Becken zu einem Urheil des Waitzen-Brods/ sondern auch die Methsieder/ dem Meth damit zu geben und gierend zu machen/ brauchen / von dieser Gerben soll man zu dem weissen Bier/ Gerben von dem Waitzen-Maltz/ und zu dem braunen die Gerben von dem Gersten Maltz/ aber dieses mehr/ als des andern Zeugs nehmen/ demselben mit eines jeden Biers eigner Würtz anbringen und gierig machen. Wann man aber keinen solchen Zeug oder Grund bekommen kan/ mag man das braune Bier mit einem aufgedörrtem Zeuge/ (so viel besser und gewisser ist) und das weisse / mit der Gerben oder Hefen

von dem Meth anbringen/ und gierend zu machen versuchen.

Man soll des Gezeugs Güte zuvor also probieren: Man nimmt ein wenig des Gezeugs in ein Schäfflein/ und giesst ein laulicht neu-gesotten und gehopfftes Bier daran/ rührts wohl untereinander/ putterts aus einem Geschirr in das andere/ und lässet es also stehen/ fängt er an aufzugehen/ so ist er gerecht; am besten ist aber/ wann man den Zeug zum braunen und weissen Bier aufhebt/ da pflegt man von dem frischen guten Zeug/ so viel man bedarff/ in ein eichenes Fäßlein zu thun/ und füllets an/ daß es ein paar zwerch Finger leer bleibt/ damit der Zeug Lufft habe/ diß verschlägt man/ und hängts in einen Bronnen/ darinn soll der Zeug so frisch/ gut und kräfftig bleiben/ als etwan ein frischer Zeug/ erst von der Gier hergenommen.

Etliche nehmen ströherne Schäbel eines ziemlichen Besens groß/ und vornen zween Finger dick/ fein weit auseinander gebreitet und hinten zusammen gebunden/ machen eine Handheb daran/ daß mans aufhencken mag/ und streichen den Zeug erstlich auf die eine Seiten/ wann dieselbe trocken worden/ so man will/ auch auf der andern Seiten/ eines oder anderthalben Fingers dick/ daß es darauf wohl klebet/ und streuen klein zerwirckten Hopffen/ mit sammt dem Saamen/ darauf/ lassen den Zeug also wohl eintrocknen/ und es an einem lüfftigen und schattichten Ort (aber nicht an der Sonnen) dergestalt verwahren/ wann nun der Zeug also angezogen/ mag man noch mehr Zeug darauf kleben/ wo nicht/ soll man die Schäbel aufhängen/ und den Zeug an die Statt lassen trocken werden; darnach soll man die Schäbel mit dem dürren Zeug in ein Faß übereinander richten/ und so offt eine Lege Schäbel/ so offt eine Lege Hopffen darunter und darauf streuen/ dieselben fein zudecken und schweren/ so bleibt der Zeuge frisch und gut; wann man nun dem Bier zu Morgens will geben/ muß man den gedörrten Zeug mit einem Schlägel von denen Schäbeln am Abend vorhero abklopffen und klein stossen/ daß er die Würtz desto eher annehme/ und wann man so viel hat/ als zu einer Bräu nöthig/ soll man eine warme und nicht zu heisse Würtz daran giessen/ einen halben oder gantzen Kübel voll/ durcheinander rühren/ und aus einem Schäffel in das andere offtermahls giessen/ darnach die gantze Nacht bey einem warmen wolgeheitzten Ofen stehen lassen/ biß sich der Zeug etlichemal wol erhebt und anfähet zu gieren/ und so offt er wohl gegieret hat/ ihn wieder aus einem Geschirr in das andere hin- und wieder giessen/ wie man den frischen Zeuge thut/ und abermal bey dem Ofen stehen lassen/ biß er wieder hergieret/ nach diesem wieder hin- und her giessen und gieren lassen/ wie vor/ und das so lang/ biß der Zeug und die Würtz sehr weich/ oder gierig worden; darnach kan man den angebrachten und gierigen Zeuge in die Bodingen austheilen/ so viel jedern gehörig/ und das Bier mit dem Zeuge wohl durcheinander rühren.

Dergleichen Aufhebung und Dörrung kan man auch mit dem Zeuge zum weissen Bier versuchen/ und denselben gar dünn/ in schöne weisse häslene Scheitten giessen/ und die Scheitten mit dem Zeug oder der Gerben wohl bekleben/ darnach auf einem warmen Ofen alsbald abdörren/ oder tröcknen/ daß der Zeug nicht sauer werde/ und wie man oben den gedörrten Zeuge von denen Schäbeln bringt/ also mag man diesen auch von denen Hobelscheitten bringen/ hernach weichen/ und damit verfahren/ wie oben gelehrt worden.

Cap. LXXXI.

Vom Gieren.

Christoph Kobrer/ Mautner oder Zollner zu Calmüntz in der Pfaltz/ (daraus das meiste/ so viel das Bräuwerck antrifft genommen worden) schreibt/ in seinem Tractat vom Bierbräuen am 21. Capitel/ folgends von der Gier: Es wird das braune Bier auf dreyerley Weise abgegiert; erstlich durch die obere Gier/ wann man von einem schon in der Arbeit begriffenen Bier/ den obern Zeug oder Gerben zu einer Bräu Bier/ so viel man bedarff/ in ein Hebschäfflein nimmt/ und rührt es erstlich mit einem kleinen Besem wol durcheinander daß der Zeug zerklopfft wird/ und an dem Besem kleben bleibt; darnach rührt man das Bier/ dem man geben will mit diesem Besem/ und dem daran hangenden Zeuge/ obenauf/ etlichmahl hin- und wieder/ daß sich der Zeug von dem Besem in das Bier absetze/ und giebt dem Bier also; folgends lässet mans zugedeckt stehen/ so kommt das Bier bald an.

Wann diese Gier-Gerben übersich treibt/ und der Zeug oder Gerben ziemlich schwer worden/ muß man dieselbe abheben/ und das Bier einschlagen/ und so offt das Bier hersfürtreibt/ so offt pflegens etliche einzuschlagen/ etliche aber nicht/ darum/ weil sie vermeinen/ das Bier werde zu schwach hernach aber/ wanns aufgehört hat zu schieben/ muß man das Bier fassen/ und diese Gier dienet dem geringen Bier sehr wohl.

Die warme Gier ist die allergewisseste/ von welcher das Bier am allerersten und gewissesten ankommt/ auch in dreyen Tagen abgieret/ und am vierdten Tag zu trincken ist; dieses/ aber hat/ wegen der geschwinden Gier/ keinen langen Bestand/ ist demnach nur im Winter zu gebrauchen. Also/ wann man von einem auf diese Weise warm abgegierten Bier die Gerben aus einem Faß hernimmt/ und dieselbe mit einer laulichten Würtz in einem Zuber oder Boding/ darein drey oder vier Kübel Würtz kommen/ anbringt/ daß er/ gleichwie der angebrachte Zeug des weissen Biers/ übersich gieret/ wann nun der Zeug also gierig gemacht ist/ giebt man dem Bier davon in den Bodingen ziemlich laulicht und warm/ und fasset es darnach in Fässer.

Etliche aber fassen das Bier in die Fässer erstlich/ und geben demselben hernach erst in den Fässern/ so kommt das Bier auch gar bald an/ und hebt in den Fässern zum Spunt heraus zu gieren/ wie das heisse Bier/ also daß man offt zwey Fässer mit den Spunten zum Theil gegeneinander geneigt legen/ und länglichte Multern untersetzen muß/ daß darein giere; was also heraus sitzt/ das füllt man nach dem Abgieren wieder in die Fässer. Hat man aber keinen solchen Zeug zu einer warmen Gier/ mag man die Gerben von weissen Bier/ oder aber einen aufgedörrten und angebrachten

Zeug/ wie oben vermeldet worden/ darzu nehmen/ der thuts auch.

Die trockene oder kalte Gier ist diese / wann man den Zeuge/ von einem abgegierten Bier/ aus einer Boding hernimmet/ oder aber einen aufgehebten Zeug mit einer Würtz anbringet/ und dem Bier zimlich kalt gibt/ und rührt das Bier und den Zeug mit einer Schapffen wohl auf / und durcheinander; wann das braune Bier zur Gier greifft/ so hebt es sich aufs ehiste/ Scheibweise an der Sarch der Boding herumb/ einen weissen dicken Gest zu schieben / und mit dergleichen Gest sich über und über zu überweissen/ und also in die Krausen zu gehen; so ist ihm recht gegeben worden / wanns auch schon nicht so bald in die Krausen greifft/ liegt nichts daran/ weil es besser/ es giere langsam ab / als zu bald.

Wanns aber/ darumb daß man zu wenig oder zu kalt gegeben/ gar nicht gieren wolte/ nimmt man aus einer jeden Gier-Boding so viel / als ein Hebschäfflein voll Würtz oder Biers/ thut eine Hand voll Hopffen darein/ wärmt es in einem Kessel/ so lang/ biß es an der Seiten des Kessels anhebt übersich zu wallen/ giesset es darnach fein sittlich an der Sarch der Gier-Boding in das Bier/ und thut ein wenig des besten Zeugs hinnach/ so kommts an; sonst pflegt man auch grosse zinnerne Flaschen/ mit wohlsiedendem Wasser/ in das Bier zu hencken/ so wird das Bier erwärmet und angebracht/ oder leschen eine eiserne Schin/ oder glüenden Starsiecken darinnen ab; wolte es aber noch nicht gieren / muß mans gleich in andere frische Bodingen umfassen / und ihm auf ein neues doch nicht zu viel geben/ zudecken/ und stehen lassen/ das hilfft gewiß. Etliche fassen das Bier schlecht um in die Fässer/ doch dieselben nicht zu voll/ damit das Bier gieren möge / und nicht überlauffe/ ziehens darnach ab/ wie gebräuchig/ in andere gepichte Fässer.

Etliche/ wann das Bier nicht gieren will/ thun ein gutes Stuck Alaun darein/ nach der Quantität des Biers; der Alaun wird zerstossen/ man thut ihn in ein Geschirr / und giesset Bier darauf/ wann es nun anfangt zu gieren/ giesset mans in die Boding / oder ins Faß/ so gieret es gewiß/ wie Herr Böckler bezeuget. Oder man nimmt eine Pflugschaar und Kiselsteine/ macht sie glüend/ thut sie in die Boding/ deckt das Bier feste zu/ und lässet es stehen/ biß es sich wieder erwärme/ wie Herr Achatius Sturm in seiner 686. Haushaltungs-Regel lehret.

Cap. LXXXII.

Wie ferner mit der Gier umzugehen.

Wann man dem Bier gegeben hat / soll man die Gier-Bodingen/ zur Zeit der Kälten/ fleissig zudecken/ und die Gierstatt versperren/ daß nicht Jederman/ sonderlich die Weibsbilder/ zur unrechten Zeit/ noch einiger kalter Lufft darzu komme/ und täglich zusehen/ wie es sich erzeige. Wanns hersiehet/ und in die Krausen/ das ist/ in den Gest gehen will/ oder schon darein begriffen / und hoch übersich steiget / muß man ihm ein wenig Lufft lassen/ doch auch nicht zu viel/ noch zu fest/ es seye/ daß es wolte gantz und gar überschiessen/ auch die Gierstatt/ oder das Wetter zu warm wäre/ alsdann mag mans eine Weil gar aufdecken/ biß es sich wiederum setzet/ aber nicht zu lange/ daß vor Kälte es sich nicht gar setze/ sondern fortarbeiten möge. Wanns aber gar in der Krausen gangen ist/ so stehets wie ein faimichte Schnee-Milch/ mit einem schönen braunen Gest/ und steigt übersich/ alsdann soll man ihm etwas mehr Lufft lassen/ daß es nicht oben anstosse/ und sich besenge. Wanns aber aus der Krausen gangen/ und sich gesetzt hat/ soll mans wieder zudecken/ und fleissig Acht haben / ob es sich ferner erhebe / oder hersiehe/ wo nicht / soll mans also zugedeckt fortgieren lassen/ so lang es nicht zu fest übersich steigt / noch oben anstösst/ sondern allein an der Sarch herum übersich scheubt.

Andere lassen ihr Bier / wann es sich gesetzt hat/ gantz und gar unzugedeckt / oder also offen abgieren/ sonderlich an warmen Orten/ oder in warmen Zeiten / man solls aber nicht zu bald einschlagen / oder zu offt/ denn es gieret manchmal länger/ als es vonnöthen; und so lang ein Bier gieret / soll mans nicht angreiffen oder zerreissen/ ausser wanns zu lang gieren wolte / da man mit einem Span/ oder saubern Besemlein es ein wenig zerreissen / und ihme Lufft lassen soll; darnach bleibt es in der Gier biß es ziemlich wohl gesetzt hat/ und kleine faimichte Bläslein/ einer Welschen Nuß groß auf ihm/ und an der Sarch der Gier-Boding einen Gest hat/ und entzwischen einen niedergesessenen Zeug in der Mitte / und allenthalben herumb aufgeworffen stehen / einen niedergesessenen als besengten braunen Schaum/ und/ zwischen denen Höckerlein oder Blasen/ einen gleissenden niedergesessenen Zeuge hat / wann mans ein wenig voneinander thut/ derselbe unter denen Höckerlein fein wie ein rogler Taig / und nicht dick sey/ dann soll mans mit kleinen saubern Besemlein einschlagen / und soll das Bier nicht gar blatt und bloß gelassen werden / damit es den Gest desto länger und lieber behalte/ darnach alsbald darauf fassen.

Etliche aber brauchen das Widerspiel/ und schlagen das Bier ein/ alsbald es das erstemahl in die Krause gangen/ übersich gegiert und sich gesetzt hat / und lassens wiederum hergieren/ dergleichen thun sie auch das andere und drittemahl / und so offt es übersich gegiert/ und sich gesetzt hat / biß es sich gesetzt und gantz geläutert/ und meynen/ das Bier soll davon stärcker werden; das Bier aber muß nicht kalt / sondern ziemlich warm seyn / wann mans so offt will einschlagen/ sonst thut es kein gut.

Mit dem weissen Bier wirds also gehalten / wann es alles zusammen getragen ist / thut man eine Stund oder zwo vorher des hernach benannten Zeuges/ Hefen oder Gerben in einen Kübel/ nach Grösse des Braues/ und nach Gelegenheit der kalten und warmen Zeiten; im Sommer den dritten Theil / im Winter aber/ wanns kalt ist/ ein mehrers / und füllt den Kübel auf den Zeug oder Gerben / mit dem Zeug von dem gesottenen Bier zu / rührts wohl durcheinander/ und stellt den Kübel auf eine niedere Kühl-Boding/ lässets

gieren über eine Stund oder länger / und bringt den Zeug also an / so gehets von ihm selbst so starck aus dem Kübel / als wolte es alles heraus gieren / in das Kühl-Bödinglein.

Was alsdann sowohl heraus gegiert hat als auch im Kübel bleibt / das thut man alles in die grosse Kühl-Boding / in beede durcheinander vermischte Bier / und rührts wohl durcheinander / und gibt dem Bier also / und lässets eine Stund oder zwey stehen / biß es ankommt / wie es sich dann alsbald sehen lässet / und an der Seiten der Kühl-Boding herschaubt. Darnach füllt man die Fässer voll / und stellt / als offt zwey Fässer mit den Spuntlöchern / welche fast drey oder vier zwerch Finger weit und gegeneinander geneigt seyn müssen / damit das Bier heraus gieren mag / und eine länglichte Multern darunter / darein der herausgierende Gest fällt / was heraus fällt / und sich wieder gesetzt hat / pflegt man wieder in die Fässer zu füllen / und den überbleibenden Gest oder Faim in ein besonders Böding zu thun / daß es sich noch besser setze / und solches auch nachzufüllen / kleckt es aber nicht / muß man ein besonders Füll-Fäßlein haben / damit die Fässer in und nach der Gier nie leer stehen.

Wann sich nun von dem heraus gegierten Bier / oder desselbigen Gest / nichts mehr setzet / daß ist nichts mehr nutz / und wie schleimicht und pechichtes Ding / das man zum Brandwein-ausbrennen braucht / oder den Schweinen fürgiebet. Was aber / nach solchem ersten Gieren und Füllen / aus den Fässern zum andernmahl heraus gieret / auch die Gerben / die das Bier in denen Fässern setzt / das seynd die rechten guten Hefen / Zeug oder Gerben / davon man dem Bier giebt zur Gier / und diese hebt man besonders auf.

Es will das Bier allezeit frische und nicht alte / viel weniger saure Hefen zur Gier haben / damits nicht obald sauer werde. Aber diß ist zu wissen / wann man gleich nicht täglich noch wochentlich / sondern offt kaum in 14. Tagen / oder noch länger nicht seudt / daß man die weisse Gerben nichts desto weniger im Sommer in einem kalten Keller / oder in einer mit Kißlingsteinen ausgesetzten und gepflasterten Gruben / in einem viereckichten Kübel 14. Tag / und im Winter noch viel länger behalten kan / wann sie nur nicht gefrieren; auch ist die Gerben gut / wann sie nur nicht aussäuericht. Es gieret aber das Bier / sonderlich Sommerszeiten / nicht über zwey Tag / alsdann ists lauter genug / und am dritten Tage zu führen und zu trincken / bleibt aber auch nicht lang / sonderlich / wo es nicht kalte Keller giebt.

Cap. LXXXIII.

Wie die Fässer zum braunen Bier sollen zugerichtet werden.

DAs Pichen der Fässer ist allen Bindern bekannt; man nimmt so offt ein neu Faß / und so offt ein Pfund Pech zu einem Eymer / und über die Anzahl der Eymer und des Pechs / wann die Fässer groß sind / nimmt man noch eines oder anderthalb Pfund darüber / das Pech aber wird also angemacht: Man nimmt Lorbeer / Saltz / und Wachholderbeer jedes zwey Pfund oder so viel man brauchen will beedes gleich / gedörrt und klein gestossen / und untereinander vermischt in einem neuen Hafen / der so groß ist / das zwölff Pfund Pechs hinein komm / und soll man diesem zerrennten und zerflossen / aber nicht gehitztes Pech daran giessen / wohl durcheinander abrühren / und hernach gestehen lassen; mit diesem Pech soll man hernach die Fässer pichen / so bleibt das Bier gut darinn / und wird nicht leicht sauer / und ob schon ein Bier an der Würtz etwas zu wenig und gering ist / kan es doch nicht bald anzick oder sauer werden / wegen solcher Pichung / und wann gleich ein Bier sauer würde / kriegt es nur von diesem Stupp welches den Hopffen-Geschmack zum Theil verzehret / einen Wein-Geschmack / ist auch lustiger und lieblicher dann ein anders Bier zu trincken / wie es von vielen gerecht und gut befunden worden.

Wann man sich aber besorgt / die Kräfften dieses Pulvers würden an dem Pichen durchs Feuer verbrennet / mag man die Fässer / wie sonst / nur mit blossem Pech pichen lassen / und als offt ein Faß gepicht ist des obvermeldten Pulvers in die Fässer / nach Grösse derselben / dieweil das Pech noch warm und weich ist / werffen / und das Faß etlichmal umweltzen / so theilt sich das Pulver in den Fässern allenthalben aus / und bleibt am Pech klebend.

Also behält man das Bier in den rechten Bierlanden zehen und noch mehr Jahr / auch so lang / daß es letzlich gar eine Haut gewinnt / man muß aber fleissig füllen / und die Fässer nicht wahn stehen lassen / auch hernach verzeichnete Deckel oder Stürtze über die Spünt machen: Nemlich / man nimmt Laim / oder Tegel (welches besser) Saltz / Wermuth Körner oder Blühe / jedes ein halb Pfund / Pfefferkörner ziemlich gestossen ein Viertel Pfund / alles durcheinander vermischt wohl abgebört und Stürtzel daraus gemacht / dieselben lässt man sein erharten / und stürtzets über die Spünt. Etliche machen aus dieser Massa nur schlecht ebene Deckel / so breit / daß sie einen Finger über das Spuntloch reichen / legen erstlich einen geschabten löchrichten Spahn über den Spunt / darnach solche gelöcherte Deckel darauf damit das Bier einen Lufft haben mag. Die Fässer aber sollen nicht höher / als biß mitten in das Spuntloch gefüllt werden / damit das Bier an die Deckel nie rühre.

Wann ein Bier warm gieret / so wird es gesund / läutert sich / und wird nicht trübe; Die Fässer müssen nicht allsobald voll gefüllet werden / damit sich die Hefen sencken / dann wann sich die Hefen oben am Faß anlegen solten / würde es dem Bier schaden.

Cap. LXXXIV.

Wie man dem eingefassten Bier warten soll.

ERstlich ist zu wissen / wer ein Getranck lang gut und wolgeschmack / sauber und ohne Kaim erhalten will / der soll die Fässer mit Füllen und Wischen in und um die Spünte / auch allenthalben fleissig warten / dieselbe nie wahn stehen lassen / damit es nicht kähmig werde / denn diß kommt allein daher / wañ man die Faß nicht fleissig füllet / so setzt sich solcher Unlust am ersten um den Spunt an / und wolte es das Getränck gerne ausschaumen; wanns aber nicht voll genug ist / legt es sich am Getrăncke an / und nimmt je länger je mehr zu / wie auch an die Taufeln / und allenthalben um den Spunt. Dannenhero ist am rathsamsten / weil das Oel keinen Kaim ansetzen oder wachsen lässt / so man die Fässer zum Anfüllen hat zugericht et / daß man derselben / als weit man zu den Spuntlöchern hinein greiffen kan / obere und Seiten-Taufeln mit Oel bestreiche / damit sich des Biers Unsauberkeit / die von selbiger Reinigung und Läuterung wegen übersich und heraus geschoben wird / desto weniger anlegen noch erschimmlen / und also kein Kaim daraus wachsen möge.

Es ist nicht gut / wann man das Bier anfüllet / daß es überlauffe / da die Faß in den Kellern zu nahend an der Wand ligen / so schmäckt das Bier gemeiniglich Erdenzig / darum muß man das Bier also auf den Ganter legen / daß es etwas von der Mauren entfernet sey. Wann man ein Bier kosten und einschencken will / in ein Glaß oder anders Gefässe / muß mans gleich mitten in das Glas giessen / so behaltet es seinen Gest / und gleichen Geschmack / lässt man aber das Bier auf der Seiten und Rand ablauffen / so schmäckts nicht so resch / und behaltet den Jest nicht.

Darnach muß man die Faß / ehe man sie füllet / fein um den Spunt / und allenthalben herum / so weit man mit dem Finger reichen / absaubern / allen Schaum / Unlust und Gest / der von Natur aufwerts getrieben wird / abledigen / und heraus thun und als offt sich das Bier setzt / muß man mit gleichem frischem Getranck / oder mit des Biers Kofent / wofern er nicht sauer / oder im Sommer wochentlich / in Ermanglung der obigen zwey / mit frischen Bronnenwasser füllen; ut semper spumam cerevisia retineat, dum bullit in vase, manus plena farinæ triticæ injiciatur.

Wann sich aber das Bier gar gesetzt / und nicht mehr übersich herscheubt / soll man die Spuntlöcher fleissig abtrocknen und wischen / auch wieder mit Oel bestreichen / und ohngefehr einer stehenden Hand hoch einen Spunt / der oben ein Löchlein hat / und inwendig zum Theil hohl ist / fürstecken / damit das Bier Lufft haben mag. Es schadet nicht / nachdem die Spünte / wann dieselben das Bier nicht erreicht / auch anheben zu schimlen / wann man sie gleich unten mit Oel bestreicht / darnach die Faß fein bald zuspüntet. Die guten Bräumeister lassen die Weiber nicht gern darzu / wann sie neues Bier einfüllen.

Cap. LXXXV.

Daß das Bier lang bleibe.

ZU Erhaltung und langwüriger Bleibung des Biers ist die vornehmste Ursach der Hopffen / das ist / wann das Bier gebührlich recht gehöpft wird / so mags desto länger ligen / denn des Hopffens Art ist / des Biers Kräffte lang und vollkommen zu erhalten; etliche lassen auch Entian in dem Bier versieden / und legen die Wurtzen davon in die Fässer / es wird aber das Bier zimlich bitter davon / also kan mans bey Zeiten wieder heraus nehmen.

Die ander Ursach ist / wann das Bier wol gesotten wird / so bleibts auch länger / wie die Erfahrung bezeuget / denn die Feuchtigkeiten / die bald eine Veränderung machen / und vielerley Gebrechlichkeiten bringen / oder an sich nehmen / werden / durch das lang und wol Sieden / und durch die Hitze des Feuers / verzehret. Die Biererhaltung aber zu erlangen / ist sehr viel gelegen an einem guten emsigen und wolkündigen Braumeister / der selbst Acht und Obsicht halte / daß alles und jedes zu rechter Zeit / mit rechter Maß und Weise geschehe / und nichts verwarloset werde.

Zum dritten dienet auch / zu langer Erhaltung des Biers / nicht wenig die fleissige Zubereitung der Fässer / davon schon oben gemeldet worden; denn das Bier bleibt viel lieber und besser in den wol als übelgepichten / zwar den schwachen Köpfen schadet das Pech desto eher / wanns aber / wie oben gelehrt / temperert und vermischt worden / desto weniger; darzu dienet auch nicht wenig die fleissige Wart-Füll- und Wischung; item / Sauberhaltung der Spuntlöcher.

Zum vierdten / befördert des Biers Güte sehr viel ein kalter trockener Keller / da nicht viel warme Lufft oder Sonnenschein darzu kan / sonst wird das Bier bald sauer / denn die warme Lufft resolvirt desselben natürliche Wärme / macht es anzick und ungeschmack. Derhalben / wo man nicht kalte Keller hat / soll man dieselben aufs tieffeste / als es seyn kan / graben / und einer zimlichen Spannen hoch mit gutem groben / frischen und trockenem Sand beschütten / und ein Pflaster von frischen Kißlingen oder Marmelstein / wo mans haben kan / in den Sand legen / das macht und erhält die Keller kalt.

Damit das Bier lang bleibe / hilfft auch viel / daß man zum Brauen Gersten nehme / die wol reiff ist / fein volle dicke Körner habe / auf gutem Lande gewachsen sey / auch recht dürr gemacht worden. Von einer Gersten flugs bräuen wollen / schickt sich nicht / man kan sie im Wachsen nicht recht fortbringen / und das Bier davon verdirbt bald. Wann das Bier härtlich worden ist / und du es gern lieblich zu trincken machen wilt / so nimm gestossnen Waitzen / vermische denselben / mit gutem und frischen Heffen eben desselbigen Biers / geuß es miteinander in das Faß / oder hange den zerstossenen

Waitzen / in ein saubers Säcklein / hängen in das Faß / so wird es süsse und wolschmäckend: Daß ein Faß Bier / davon man trinckt / etliche Wochen gut bleibe / nimm vor drey Pfenning Hirschzungen vor drey Pfenning Cardobenedictenkraut / ein frisches Ey / ein Metze Hopffen / eine Hand voll rein Stroh / einer Spannen lang geschnitten / wirffs miteinander oben zum Spunt hinein / laß den Spunt zumachen / setz das Faß auf den Boden / so bleibt der letzte Trunck so gut / als der erste / man muß aber auf dem Boden ein Lufftloch lassen. Cerevisia erit melior, si mixta fecibus in lagenas fundatur, ac sub terrâ per mensem defodiatur. Acetum etiam defessum est melius & violas olet. Tylkovvsky de Re agrariâ fol. 100.

Daß ein Bier fein frisch bleibe / hange ein Büschlein Ottermennig in das Faß / und trincke davon / wäh→ret es lang / so must du alle vierzehen Tage andern Ottermennig darein hängen: Ich habe es (sagt Sturmius in seiner siebenhundert und fünfften nützlichen Haus-Regel) etlichemal probieret. Wann man will / daß sich das Bier nicht verkehren soll / so lege man schöne weisse Kiselstein aus einem klarfliessenden Wasser hinein; oder man nehme Lindenblühe / oder nur die Blätter / Nußlaub / und Beyfuß / eines so viel als des andern / und halb so viel Wermuth / und hängts zusammen ins Bier.

Wann man die Bierfaß verbailen will / soll man in ein jedes ein frisch-gelegtes Ey hinein fallen lassen / so wird das Bier lauterer und tauerhaffter bleiben / und dieses Ey wird übers Jahr frisch und gut im Lager gefunden werden; was im Martio / im abnehmenden Monden / gebräuet wird / bleibt langwürig; das Wasser / davon man das Bier macht / soll man schöpffen / bevor es von der Sonnen-Strahlen erhitzt wird; das Holtz soll nicht gar nahend am Bierkeller gehauen werden / dann wann das Bier davon erbebt wird / so verdirbts gern. In dem Bierkeller soll man keine Rosen hinein bringen / weil das Bier vom Geruch sauer wird; oder für das saure Bier nimm Buchenaschen / zu einem Eymer eine Hand voll / mach ihn dick mit Bier / wie ein Muß / geuß ihn in das Faß / rühr ihn wol / laß es hernach vierzehen Tage stehen / das Bier wird davon gut und frisch.

Man erhält das Bier auch lang / wann man demselben nicht zu wenig Maltz noch zu viel Wasser gibt / sondern es bey seiner rechten Maß und Krafft bleiben lässet.

Etliche thun in das Bier / indem es kochet / zweymal frisches Maltz / mischen es / und lassens zweymal sieden. 2. Nach vollbrachter Vergierung zehen oder mehr Eyer / und also thun es die Engelländer mit ihrem Bier / auf den Indianischen Schiffahrten. 3. Lassen sie die Fässer / wie sie einmal gelegt sind / unbewegt.

Etliche thun in das Bier / so viel Eymer es hält / so viel Hand voll guten gerechten Hopffen / und spüntens wol zu. Oder nehmen etliche Lorbeer / schälen die äusserste Haut davon / hängen sie in ein sauber leinenes Säcklein ins Faß; oder wann man ein Faß Bier will anzapffen / so thue man Saltz in ein Tuch / lege es über den Spunt / und spünte es zu / oder vermache es mit frischem Laim also über dem Saltz / so bleibt es gut / biß auf den letzten Tropffen; oder hänge Centaur und Bertram hinein / diese zwey Kräuter bewahren das Bier vor Anzick / und allen bösen Zufällen.

Item / das Bier lang gut und gerecht zu erhalten: Thue hinein zwey gantze Eyer / und laß sie darinnen ligen / die Schelffen wird mit der Zeit gantz vergehen / und bleiben allein die Häutlein.

Cap. LXXXVI.

Von braunen Bier.

DAs beste und gesundeste braune Bier wird aus Gersten gemacht / kriegt zwar eine kleine wärmende Krafft durch die Zubereitung des Maltzes / aber weniger als das Waitzenbier / und gegen den Wein zu rechnen / kühlet es fast mehr / als es wärmet / comparativè also zu reden; doch ist das braune Bier / so es recht gesotten / recht gehöpfft / und von gutem Maltz gebräuet wird / ein gesunder und nützlicher Tranck / nähret wol / machet starck / gebieret gutes Geblüte / treibet den Harn / löschet den Durst / erkühlet den Leib mässiglich; es soll nicht zu jung / sondern zimlich abgelegen / und nicht sauer getruncken werden / denn was übel gekocht / nicht gehöpfft / und sauer ist / macht Blaste und Winde / auch rohe Feuchtigkeiten / und beschweret den Magen.

Das Bier / so aus Gersten- und Haber-Maltz gebrauen wird / verstopfft weniger / macht auch nicht so viel Winde / nähret aber weniger. Das rechte gute braune Gerstenbier nähret den Menschen wol / und machet ihn fett. Denn wiewol die rohe ungekochte und ungemaltzte Gersten einer rauhen und groben Art ist zu kühlen / auszutrocknen / und zu reinigen im ersten Grad / verliert sie doch / wann sie geweicht / gemaltzt / und gedörrt wird / diese rauhe Art / wird um so viel milder / auch wärmender Natur / zartes und subtiles Saffts / und abledigender Krafft. Denn daß es mehr wärmet / als kühle / gibt die tägliche Erfahrung / massen die Leute davon sich so voll sauffen / und noch weniger ausnüchtern können / als vom Wein; die stattliche Würckung aber der kräfftigen Nahrung kan allenthalben in denen Bier-Ländern mit Fingern gewiesen werden / daß man daselbst viel grössere stärckere Leute findet / als in den Wein-Ländern.

Unter den braunen Bieren / setzt D. Henricus Knaustius, sey das Dantziger Bier für die Königin aller andern Gersten-Bier zu halten; so ist auch das Rostocker-Bier trefflich berühmt; item das Naumburger / davon D. Knaustius in seinem Tractat vom Lob des Biers diß Sprichwort anführet:

Naumburger Bier /
Ist der Thüringer Malvasier.

Es erzehlt Herr Helmont de ortu Medicinæ fol. 784. daß er allein mit Bier-Semmelschmollen / und abgeschaumten Hönig oder Zucker / wie ein Tranck abgegossen und zubereitet / einen jungen Grafen von seiner Geburt an / ohne Brust / oder Ammen / habe lassen

auf

auferziehen/ der drey seiner Brüder an Stärcke/ Gesundheit/ Grösse des Leibes/ so wohl als am Gemüthe und Tapfferkeit weit übertroffen/ also daß man sehr grosse Hoffnung von ihm geschöpfft hätte/ wann er nicht im Krieg von einer Kugel/ durch unzeitiges Unglück/ wäre erschossen worden; und setzt darzu: Er halte mehr darauf/ als auf die Milch/ damit die Kinder entweder von der Amme/ oder Mutter/ erzogen werden/ weil dardurch die ungesunde Eigenschafft/ und üble Anmuthungen den Kindern/ eingeflösset und eingewurtzelt werden.

So ist auch diß gewiß/ daß die Leute insgemein in den Bier-Ländern fruchtbarer sind/ als anderwerts/ wie in denen Seestädten/ Niederländischen und Nordischen Provintzen zu sehen. Ja gar die Köchinnen/ und die jenige Personen/ die das Geflügel/ Hüner und Copaunen zum Verkauff oder in die Kuchen zu mästen pflegen/ wissen/ daß/ wann sie ihrem Mast-Geflügel das Geäse mit Bier anmischen/ oder ihnen Bier zu trincken geben/ sie viel eher davon feist und gut werden.

Item/ den müden Menschen und Pferden die Füsse mit ziemlichen warmen Bier wohl gewaschen/ benimmt ihnen die Müdigkeit.

Bier mit Ingber getruncken/ ist eine köstliche Artzney für einen bösen Magen/ so in den Seestädten gar gemein ist. Bier mit gepülverten Kimmel getruncken/ dient für die Blähungen und Colica. Die Haut mit weissen Bier gewaschen/ macht sie schön und zart. Hopffen im Bier gekocht/ und warm im Munde gehalten/ vertreibt die Zahnschmertzen. Canabis folia in farinam versa, quod caput feriant, potum suaviter inebriantem efficiunt. Cardan. de Subtilitat. lib. 8. fol. 250.

Cap. LXXXVII.
Vom weissen Bier.

Das weisse Bier wird meistens aus Waitzen-Maltz gemacht/ wie denn auch/ nach Coleri und D. Heinrici Knaustii Zeugniß/ das gute Hamburgische/ Engelländische/ Braunschweigische/ Hanoverische/ und dergleichen mehr/ gute Bier daraus gemacht werden. Es betrifft an Stärck und Nahrung das braune/ weil der Waitz an ihm selbsten im ersten Grad warmer Natur ist/ und durch die Zubereitung noch wärmer wird/ macht ein gutes Geblüt/ nähret wol/ macht die Haut/ damit gewaschen/ glat/ solvirt den Stein/ und laxirt den Leib/ sonderlich wann es warm mit Butter oder Baumöl genossen wird; so machet auch das weisse Bier denen Säugenden mehr Gespinn; aber/ von wegen des Waitzens Süssigkeit und selbigen Art/ verursacht es Verstopffung der Därmen und der innerlichen Glieder/ engbrüstig/ und einen schweren Athem/ füllet auch (sonderlich wo es übermässig getruncken wird) allzusehr/ welches das braune Bier nicht so wohl thut.

So ist auch das weisse Bier den starcken Leuten am nützlichsten/ ingleichen denen/ die von langwürigen Kranckheiten sehr haben abgenommen/ wider aufzuhelffen. Es giebt eine gesunde lebhaffte Farb/ reinigt Nieren und Harngänge/ doch macht es auch/ zu viel getruncken/ das Angesicht poppericht und Kupfferfarb/ und verursacht Hauptwehe. In rechter Mässigung und Moderation gebraucht/ mehrt es den Männlichen Saamen/ und bekräfftigt die schwache Natur; der Schaum von dem Bier/ vertreibt die Schuppen des Angesichts.

Es pflegen etliche (wie Tabernæmontanus schreibet) die neugebohrnen Kindlein/ mit Bier/ darinnen Butter zerlassen ist/ warm zu reiben und zu streichen bey einem Ofen oder Glut/ das stärckt ihnen die Glieder wohl/ nehmen fein zu/ und werden starck davon; so man auch (spricht er ferner) gestossene Farrenwurtzel damit vermischet/ und den Kindern den gantzen Rucken und die Lenden wohl damit salbet/ oder reibet/ werden sie bald starck/ daß sie allein sitzen können/ und gewinnen davon eine zarte glatte Haut. Die Becker gebrauchen die Bier-Hefen an statt des Saurteigs/ und bereiten ihren Semmelteig davon/ das macht ihn wohl aufgehen/ und das Brod/ so davon gebacken ist/ wird lück/ und schwammechtig. Sonst ist so wohl an dem weissen/ als auch an dem braunen Bier an unterschiedenen Orten ein mercklicher Unterscheid/ daß hier das braune/ dort aber das weisse stärcker/ kräfftiger und gesünder ist nachdem eines und das andere mit Maltz/ Hopffen/ und anderer Zugehör/ mehr oder weniger versehen wird.

Cap. LXXXVIII.
Vom Haus- oder Hafen-Bier.

Mehrbenannter Christoph Koberer in seinem Tractat vom Bierbräuen Cap. 23. setzt also davon: Es wird sonst noch ein besonders/ gar nutzliches Bier aus Waitz oder Gersten/ auch wohl aus ihnen beeden miteinander/ an etlichen Orten in Land zu Bayren gesotten/ wie folgt:

Nimm zu einer Lagel/ oder einem Eymer/ zwo oder drey doppelte Gauffen Waitzes/ und so viel Gersten/ will man aber allein Waitz oder Gersten/ soll man jedes vier oder sechs doppelte Gauffen nehmen/ und eine Nacht weichen lassen/ darnach die grössen Hülsen mit reiben und wachsen davon bringen/ so viel möglich/ in einen saubern Hafen thun/ und in frischen Brunnen-Wasser also lang sieden lassen/ biß sich der Waitz und die Gersten aufthun/ dieweil sich aber der Waitz langsamer als die Gersten aufthut/ und seudt/ soll man jedes besonders sieden/ hernach in den Hafen/ darinnen es gesotten ist/ stehen lassen/ biß er oben auf eine Haut gewinnt/ und zum Theil säuerlicht wird/ nachdem mans süß oder säuerlicht haben will/ darnach muß mans also stehen lassen; alsdann muß man die obere Haut hinweg thun/ und der Waitz oder Gersten wohl durcheinander

rühren/ und mit den Händen zerdrucken; darauf wird diese gedruckte Materie in einen saubern Kessel gethan/ mit Wasser gefüllt/ und für eine Kindbetterin drey zwerch Finger/ sonst aber nur zween zwerch Finger eingesotten/ je länger es seudet/ je besser es wird. Darneben wird ein ziemlicher Badkrug mit brauner Rinden von Rockenbrod angefüllt/ und Wasser daran gegossen; auch/ in einem andern Krug/ eine Hand voll geschälter klein geschnittener Lorbeer/ und ein Hand voll Kümmel in Wasser wohl gesotten/ doch der Lorbeer nicht zu viel/ daß es nicht zu bitter werde. Wiewohl der Hopffen zu diesem Bier nicht bräuchig/ ists doch rathsamer/ wenigst eine zimliche Handvoll neben den Lorbeern und Kümmel mitzusieden/ weil er Farb/ Krafft und Langwürigkeit zu geben pfleget/ und also mit samt dem Brodrinden-Wasser in das Bier gethan/ und noch einmahl aufwallen lassen. Wann nun das Bier gesotten/ soll mans/ samt den Trebern/ aus dem Kessel in den Boding durchseihen/ den Safft aus den Trebern wohl austrocknen/ und diese hernach dem Viehe geben.

Die Bier-Boding muß man zugedeckt halten biß man ihn giebt/ das geschiehet auf solche Weise: Nimm eine mittere Schüssel voll neuer Waitzenen Kleyen/ oder so mans nicht haben mag/ Waitzene Schrotkleyen/ und mache mit dem gesottenem Bier/ welches weder zu heiß noch zu kalt seyn solle/ ein Urheb/ ein wenig dünner als zum Brodbacken. Laß es in einer gleichen Wärme/ wie das Bier/ über Nacht stehen und aufgehen/ diesen Urheb vermisch mit einem desgleichen Biers/ wie sonst einen andern Zeug/ und geiß ihn etlichemal aus einem Schäfflein in das andere/ daß er wohl vermengt werde/ darnach gieb dem Bier/ und rühr es wol durcheinander/ füll es alsbald in ein neugepichtes Faß/ und laß es etliche Tage stehen/ so wirds gut. Etliche sieden das Bier im Herbst/ und zäpffens erst im Frühling an; wanns kalt liegt/ bleibt es lang gut. Wann mans aber anzäpfft/ so geht erstlich ein weisses/ dickes Faimlein heraus/ das taugt nicht zu trincken/ aber zu kochen/ oder zu den Biersuppen; ists nun nicht kahmicht/ so ists gut und gerecht/ dann mag man Muscat-Blüh/ Negelein/ und Muscat-Nuß klein zerschnitten darein hängen; schiesst aber das Bier im ersten Anzäpffen kähmicht heraus/ so ists nicht gerecht/ man kans nichts destoweniger gestiegen trincken/ und ist insonderheit zu den Suppen gut. Wann das Bier zu hart will werden/ mag man ein anders neues sieden/ und dieses damit lindern; oder man thut nur etliche Hauffen voll gestossenen Waitzen darein/ so wird es wieder mild und gut.

Cap. LXXXIX.

Vom Kosent oder dünnen Bier.

GLeicher Weise wie in dem Leesen/ nachdem der Most ausgepresst/ frisches Wasser auf die Wein-Trebern gegossen/ und die noch darinnen bleibende Krafft/ vollends ausgesogen/ und eine Lauren dem Gesinde zum Getranck bereitet wird: Also wird es auch mit den Bier-Trebern gehalten/ wiewol in diesem Fall ein grosser Unterscheid/ daß nachdem man gut oder schlechtes Maltz hat/ und viel oder wenig Wasser angeusset/ nachdem wird das Afterbier stärcker oder geringer/ diesem nach kommt/ nach einem guten Bier/ auch ein bessers Kosent/ und nach einem schlechten Bier/ ein wässeriges. Diß hat aber bey weiten des Biers Krafft nicht/ weil es weder nähret noch wärmet/ sondern bloßlich kühlet/ und den Durst vertreibet/ es wird also gemacht:

Wann der Maisch des guten Biers aller abgezogen/ und in den Kessel zum Hopffen und Sieden gehebt ist/ schöpfft man frisches Wasser an die abgemaischten Trebern zum Kosent/ so viel man desselben machen will/ oder nachdem es starck oder gering werden soll/ und rührt die Treber wohl auf und durcheinander/ damit was noch für Krafft von der Würtz darinnen verblieben/ das Wasser es aus und an sich ziehe/ und lässt es also an den Trebern stehen/ biß das gute Bier gar gesotten/ und auf die Kühl gehebt worden ist/ alsdann ziehet man den Kosent von den Trebern ab/ und hebt ihn/ samt dem Hopffen/ davon das gute Bier vorher gehöpfft worden/ an statt des guten Biers/ in den Kessel/ und lässt ihn sieden drey oder vier Stund. Etliche höpffen den Kosent neben dem obermeldten Hopffen/ mit einem besondern frischen Hopffen/ damit er stärcker/ und desto weniger sauer werde.

Wem aber das Kosent gar zu gering ist/ der nehme des Kosents und guten Biers jedes eines Eymer von der Kühl her/ oder wer es noch geringer haben will/ des Kosents einen Eymer/ und des guten Biers einen halben/ wer will/ trage beede Bier in eine Bierboding zusammen/ und laß es also miteinander abgieren/ so hat man einen guten Tranck und ist wohlgeschmacker/ als wann mans gleich von den Fässern her abmischet wird auch desto wenger sauer/ ist sonderlich im Sommer ein guter gesunder Tranck. Diß Afterbier mit Hopffen gesotten/ und so warm/ als mans leiden kan/ in den Munde genommen/ lindert und benimmt die Schmertzen und Wehetagen der Zähn; wiewohl dieses das gute Bier mit Hopffen gesotten auch thut.

Cap. XC.

Vom Mertzen- und Winter-Bier.

DAs Mertzen- oder Sommer-Bier ist das beste/ und sonderlich/ so wohl mit Maltz als auch Hopffen/ wohl zu versehen/ und in guten kalten Kellern zu erhalten/ weil es sonst/ in der antrettenden grossen Sommerhitz/ leicht verderben und sauer werden kan; welches die Bräuer zu thun/ wenn sie wolten/ sich befleissen könnten/ wird aber offt schlecht in acht genommen; daher in grossen Städten/ sonderlich in den Bierländern/ der Gebrauch ist/ daß man eigne Bierbeschauer hält/ und da einiger Mangel am Bier befunden wird/ solches der Obrigkeit angezeigt und gestrafft wird.

So hält man auch im Ausschencken eine gute Ordnung / daß ein jeder nur gewisse Tage schencken darff / daß macht er das Bier nicht gut / und geht ihm zu gesetzter Zeit nicht aus / mag er ihm den Schaden selbst klagen / und ist sonderlich zu bedauren / daß viel Bräuer / in Meynung / das Bier stärcker und besser zu machen / solche Kräuter und Saamen in ihren Bräuen brauchen / dadurch die Leut toll und voll vor der Zeit werden / und wol gar Kopf-Schmertzen / und andere Kranckheiten / davon bekommen / also ist solches billich zu verbieten.

Das gemeine Winter-Bier wird meistentheils schlechter gemacht / soll jedoch aufs wenigste wol gesotten werden / sonst kan es nicht lang dauren / weil es aber in den Winter kommt / so währet es dennoch durch denselben; es wird an Orten / wo man Wein hat / wenig geachtet / und mehr in denen Ländern gebraucht / wo man des Weins entbähren muß.

Cap. XCI.

Ursach der Ungleichheit der Biere.

Es ist ein wundersames Ding / und verborgene Ursach / warum man oft an einem Ort so guten Zeug hat / als dem andern / dennoch am Bier ein solch mercklicher Unterscheid ist / daß dieses an Güte jenem nicht gleich kommen kan; zwar ist es wol wahr / daß die Wasser nicht alle gleich sind / und verschiedene Eigenschafften an sich haben / etliche hart / frisch / gesund / die andern weich / salitrisch / faul / oder von andern mineralischen seltzamen Qualitäten / daher auch der Bier Ungleichheit verursachet wird.

Zum andern / ist diß auch zu bedencken / daß an denen Orten / wo kein Wein wächst / und wo er mit grossem Unkosten muß hingebracht werden / ohne Gleichheit mehr Fleiß auf das Bierbräuen gelegt / mit aller Wart und Zugehörung besser und kräfftiger zubereitet werde; daher es kein Wunder / wann man an solchen Orten bessers Bier macht / als in den Wein-Ländern / daselbst man sich mehr auf das Weinpressen als auf das Bierbräuen verstehet / und wann dieses schon nicht viel taugt / man dennoch einen guten Tranck an dem Wein hat.

Die dritte Ursach ist / daß einer sein Maltz mit diesem / der ander aber mit jenem Fleiß oder Unfleiß macht / einer sein Bier wol höpfft und sieden läst / der ander wenig / einer sich wol auf die Kunst damit umzugehen verstehet / der ander wenig / einer diß der ander das Recept darzu brauchet / daher auch ein Bier besser gieret / das ist länger ligt und bleibt / und eines eher sauer wird / als das andere.

Viertens / sind manche Ort / wo man viel Bier haben muß / und nicht viel Getrayd hat / und es (sonderlich wo auch Wein ist) nicht theuer verkauffen kan / da macht mans dann desto geringer / daß mans um so viel wolfeiler ausleutgeben könne. Deswegen es auch so viel unterschiedliche Bier gibt / weil sie an etlichen Orten mit allem Fleiß wol / an den andern aber / übel gesotten / gehöpfft / gemaltzen / und abgegieret werden / daher theils dick / starck und kräfftig / theils aber dünn / subtil / schlecht und geringe sind. Der Unterscheid zeigt sich / ferner an der Farbe / etliche sind wie ein Rubin / etliche braun / etliche fälblicht und weißlich; am Geschmack sind etliche süß / etliche letticht / fett / etliche scharff und piquant, etliche bitter / etliche nehmen einen Geschmack an sich von den Kräutern und Gewürtzen / die ihnen gegeben worden / und diese / als natürliche / oder durch Kunst beygebrachte Geschmacken sind alle zu dulden / wann sie nur von keiner unfleissigen Zubereitung / übelriechenden Geschirren / oder andern bösen Zufällen herkommen / rücklicht und brintzlicht werden. Also ist ebenmässig ein grosser Unterscheid in den Bieren / des Alters halber / denn die alten Bier sind hitziger / und haben mehr Wärme als die neuen.

Den Breßlauer-Scheps haben die Canonici daselbst offt wollen lassen nachmachen / hat ihnen aber nie gerathen / was Fleiß sie gleich angelegt; also haben auch die Leipziger das Torgauer-Bier vergeblich tentirt / wie sie Wasser und Frucht von Torgau überbringen lassen. P. Balbinus in Miscellan. Histor. Regni Bohemiæ lib. 1. cap. 23. sagt / daß in Prag auf der Alten und Neuen Stadt das Bier viel stärcker und besser sey / als was auf der kleinen Seiten gebräuet wird; Ob sie schon einerley Meister nehmen / und die Gersten von einerley Feldern einführen / weil die ersten ihr Wasser aus der schwartzlichten Sazava, die auf der kleinen Seiten aber das ihrige aus der Beraunka nehmen / welche bey ihrem Ufer anlendet / daher auch in allen Orten / wordurch die Sazava durchrinnet / gut braunes Bitterbier / wo aber die Beraunka rinnet / daselbst gebe es mehr weisses Bier / also / daß an dem Wasser / und ihrer Eigenschafft sehr viel gelegen. Zeilerus in Epistolis schreibet von Conrado Gibbose, dem Schlesischen Hertzogen zu Steinau / daß er das angetragene Ertzbistthum Saltzburg / weilen er vernommen / daß kein Bier daselbst getruncken werde / habe ausgeschlagen / und wiewol er allbereit zu Wien gewesen / doch von dar wieder zuruck in Schlesien kommen sey.

Das Bier ist bey den Engelländern / Dänen / Schweden / Niederländern / Sachsen / fast die gemeineste und beste Nahrung der Burgerschafft: Ja in vielen Städten treibt auch der Rath selbst mit dem ausländischen Bier ein sehr grosses und viel eintragendes Monopolium; und soll zu Amsterdam allein vom Taback / bey dem Biertrincken / 120000. Holländische Gülden jährlicher Accis fallen. Klockius in Ærario lib. 2. cap. 11. erzehlt eine artliche Invention der Hochmögenden Herren Staaten / als sie den Aufschlag auf die Bier-Tonnen von der Gemeine begehrt / aber auf keinerley Weis noch Wege erhalten können / haben sie in der Stille alle die Bier-Tonnen / aus allen ihren Bräuhäusern / aus dem Wege bringen / und allenthalben an die Stelle wieder neue / um so viel Maß / als sie den Aufschlag begehrt) kleinere Tonnen bringen lassen / also hat der Pövel / unwissend dieser List / per directum & obliquum, gleichwol das jenige bezahlen / was er / wann es wäre offenbar worden / nicht gethan hätte / und die Herren Staaten haben nichts desto weniger ihre Intention erreicht.

Cap. XCII.

Von Eigenschafft der Wasser.

Weil ihrer viel dem Wasser die vornehmste Ursach zuschreiben / warum die Bier an einem Ort besser / als am andern werden / wollen wir dessen Eigenschafften eigentlicher besehen; denn ob es wol keine sonderliche Qualität (für sich selbst betrachtet) an sich hat / so ist es doch fähig aller anderer Materien und Gattungen/Natur / Farb und Geschmack an sich zu nehmen / und verliert seine Eigenschafft durch den Zusatz der jenigen Dinge / die ihm / nach eines oder des andern Belieben / zugethan und beygefügt werden; also nimmt es bey hitzigen Materien die Wärme / und bey kühlenden die Kälte an sich / darzu es von Natur selbst inclinirt. Es sind aber mancherley Wasser / als das quellende Bronnenwasser / das fliessende / das See- oder Pfützen- und das Regen- und Eyswasser / die alle zum Bräuen mögen genommen seyn; das Regen-Wasser ist am leichtesten; nach diesem das Bronnen-quell-Wasser; das dritte / so aus Flüssen oder Bächen; das vierdte / das Schöpffbronnen-Wasser; das schwereste ist das Schneewasser / und das aus dem geschmoltzenen Eys / das nächste das See- oder Weyer Wasser; aber das von Sümpffen und Lachen ist noch schwerer.

Ægineta schreibt / daß das Regenwasser das reineste / subtileste / klareste / dünneste / auch das allersüsseste Wasser sey / in dem von der Sonnen das allerreineste und subtileste in die Höhe gezogen werde / aus alle dem / was eine Feuchtigkeit oder wässerige Materia (so evaporiren kan) in sich hält / darum auch / weil es von unterschiedenen Gattungen gleichsam ein Extract ist / ist es der Putrefaction und Fäulung am ersten unterworffen.

Etliche wollen / unter dem Regenwasser / soll das so bey starckem hefftigem Donnerwetter herab gegossen wird / gesünder seyn. Weil aber dergleichen Donnerwetter aus hitzigen schweflichten Dämpffen entstehen / davon das Wasser / welches alle gute und böse Impressionen an sich nimmt / leicht mag inficirt werden / sind ihrer viel / die meynen das Regenwasser / so ohne Ungewitter fällt / seye gesünder; das Schneewasser aber ist das schädlichste / und noch ärger als das Eyswasser / denn es bringt / nach Hippocratis Meynung / den Stein / Sand / Lendenwehe / und dergleichen Schmertzen.

Weil also ein Wasser gesünder und bequemlicher als das andere / ist wol in acht zu nehmen / was man für Wasser zum Biersieden brauchen soll / und zu wissen / daß die frischen Wasser ein frisches Bier geben / welches lang ligt. Die weichen oder faulen Wasser aber geben weiche Bier / die allein in der Kälte beständig / aber bey warmen Wetter leichtlich sich verändern. Ist auch viel daran gelegen / darnach es gesotten wird / denn je härter und gröber es ist / je länger und mehr muß es gesotten seyn / so wird es durch das Sieden gemildert / und gibt ein desto durchdringender Vehiculum. Die mineralischen aus denen Bergwercken fliessende und kalchichte Wasser sind zum Biersieden gantz untauglich / denn sie dem Magen sehr schädlich. Insgemein wird das Bachwasser zum bräuen für besser gehalten / als das Bronnenwasser.

Herr Böckler meldet in seiner 33. Claß der Haus- und Feld-Schul / daß man auch vom Sauerbronnen-Wasser Bier bräue / das werde schön und klar / und wolschmäckend / wie Wein / wie ich dann (sagt er) vor wenig Jahren / bey meiner Haushaltung zu Franckfurt in der Wetterau bey Friedburg / zu Stade habe machen lassen / und ist dieses Sauerbier fast so theuer / als der Wein bezahlt worden.

Cap. XCIII.

Von Eigenschafft des Getraydes und des Hopffens.

Die Bier werden / nach Gelegenheit des Landes / aus unterschiedenen Getraydern gebräuet / aus Waitzen / Gersten / Habern / Dünckel / jedern besonders / oder auch wol bisweilen gemischt. Der Waitz hat billich den Vorgang / der so wol den gesunden als den Krancken dienstlich ist / wächst auch an einem Ort (wie alle Früchte) besser und kräfftiger als an dem andern / ist sonst einer temperirten Natur / wiewol etwas zu einer subtilen Wärme geneigt / digerirt / weichet / widerstehet dem Gifft / und nähret sehr wol.

Gersten ist / wie der Waitz / einer mittelmässigen Eigenschafft / doch mehr zur Kälte als Wärme geneigt / und sie werde bereitet wie man will / so wärmet sie doch nicht / sondern feuchtet / und trocknet auch offtermal / nachdem sein Zusatz eine Natur hat; das befindet sich an dem Gersten-Maltz / daß es / so es genossen wird / trocknet und dörret / dagegen feuchtet das Gerstenwasser / die Gersten zertheilet / weichet / zeitiget / kühlet / und reiniget.

Der Habern ist etwas kühler als die Gersten / sein Geruch und Natur ist starck und scharff / die Feuchtigkeiten durchzudringen / derhalben mehr ein Speis oder Futter der Thier (nach Galeni Meynung) als der Menschen. Wann er aber mit Waitz oder Gersten zimlich vermischt wird / wird seine grobe Art gelindert / macht sonst gutes Geblüt / hat aber etwas von stopffender / trocknender und zertheilender Art an sich. Galenus spricht / in der Speise sey er warmer Natur / und in der Artzney kalter Complexion / wird allein zum Bräuen gebraucht / wo man anderer Früchte Mangel hat / und also aus der Noth eine Tugend machen muß.

Dünckel ist vielerley Sorten / von etlichen Speltz genannt / wird auch nur an denen Orten zum Bier genommen / wo man wenig Waitz und Gersten / hingegen aber viel Dünckel anbauet / hat eine Mittel-Art und Eigenschafft zwischen dem Waitzen und der Gersten / gibt bessere Nahrung als diese / und geringere als jener / trocknet sanfftiglich / heilet und lindert /

wird aber in unsern Oesterreichischen Landen selten gebraucht.

Der Hopffen ist zum Bierbrauen ein fast nöthiges Ingrediens, denn ob schon Etliche die Weidenblätter an statt des Hopffens zu brauchen pflegen / ist es doch sehr schädlicht / daher billich zu meiden. Der Hopffen ist / nach Dodonæi und Matthioli Meinung / warm und trocken im andern Grad / hat die Krafft zu incidiren / einzugreiffen / zu öffnen / zu reinigen und abzuledigen / von wegen seiner Schärffe und Bitterkeit / denn er reiniget das Geblüt / und führet aus die subtilen biliosischen Feuchtigkeiten der Gallen / verwehret und hindert die Fäulung / und gibt dem Getranck eben den Nutzen / welchen das Saltz denen essenden Speisen mittheilet / die man lang aufheben und behalten solle. Bier / das nicht wohl gehöpfft ist / macht Winde / und wird bald sauer.

Cap. XCIV.

Wie Kräuter-Bier zu machen.

WIewol in unsern Wein-Ländern / wo entweder der Wein selbst häuffig wächset / oder doch wolfeil zu bekommen ist / wenig Geträncke von Kräutern gemacht werden / ausser von Wein Most / so habe ich doch einem sorgfältigen Hausvatter auch zeigen wollen / wie man in denen Bier-Ländern die Kräuter-Bier zu machen pfleget. Die beste Zeit / die Kräuter zu diesem Vorhaben einzusammlen / ist / wann sie in der besten Blühe sind; die werden an einem lüfftigen und schattichten Ort / aber nicht an der Sonnen / wol abgetrücknet / und biß man sie gebrauchen will / vor dem Staub bewahret; wann die Kräuter nicht genug gedörrt sind / bekommt das Tranck einen grünlichten Geschmack / faulen Ansatz / und schimlet desto eher. Das Anmachen der Kräuter-Bier ist mehrerley.

Etliche giessen neue unvergierte Würtz daran / und lassen die Kräuter darinnen / biß auf den dritten Theil / einsieden / und thun die ausgesottenen Kräuter hinweg / darnach / nachdem sie viel Biers machen wollen / pflegen sie erst des guten Biers an das versottene Kräuter-Bier zu füllen / und eine Weile sieden zu lassen.

Andere giessen gleich die heisse Würtz vom Kessel an die Kräuter / in ein besonders Geschirr / und lassens stehen / biß die Würtz oder das Bier der Kräuter Safft und Geschmack an sich gezogen / und geben dem Bier den Zeug / wie sonst / lassens miteinander abgieren / und wanns vergiert hat / ziehen sie das lautere Bier von den Kräutern in kleine Fäßlein ab / und thun die ausgesottenen Kräuter samt den Hefen weg.

Etliche aber legen die dürren Kräuter klein gehackt / oder also gantz in die Fässer / lassen das Bier von der Bier darauf / und etliche Tage stehen / biß es der Kräuter Geschmack an sich gezogen / lassen die Kräuter / allweil sie nicht ungeschmack werden oder faulen / im Bier ligen / füllen aber das Bier zu / so offt sie davon lassen; jedoch / so bald man merckt / daß das Bier den Geschmack aus dem Kraut gantz an sich gezogen / mag man das Kraut wol heraus thun. Zu dem Ende am besten / wann die gehackte oder zerschnittene Kräuter in saubere leinene Säcklein gethan / und also eingehenckt werden. Man muß sie verspünten / damit es nicht exhalire / und den Geschmack verliere.

Item / kan man diese Kräuter / davon man das Bier machen will / wol dörren / klein stossen und hacken / in ein Glas des besten Brandweins / oder des allerbesten / stärckesten Vierdigen Weins / oder Muscatellers einbaissen / etliche Tage / biß der Wein die Krafft an sich gezogen / also lassen / hernach durch ein Tuch wol ausdrucken oder auspressen / und diesen Safft in einem wolvermachten Glaß verwahren. Dieses Saffts kan man etliche Tropffen oder einen Löffel voll / so wol im Bier als Wein thun / und durcheinander rühren / also hat man ein gutes Kräuter-Getranck.

Etliche pflegen auch den Wermuth im Brachmonat / wann er erstarckt / zu stossen / auszupressen / und den Safft in einem Glas an der Sonnen so lang zu distilliren / biß sich die groben dicken Feces an den Boden gesetzt / und der lautere Safft / oben auf / gantz klar stehet / dann seihen sie denselben ab / behalten ihn wol vermacht und brauchen solchen / wie vor gedacht.

Auf diese Weise kan man Bier von Wermuth / Cardobenedict / Salvey / Alant / Wacholdern / Melissen / Ysopp / Roßmarin / Lorbeern / Ochsenzungen / Augentrost / Attich / Holderblühe / Judenkirschen für den Sand / Fenchel / Aniß / Beyfuß / Lavendel / Spicanarden / Hirschzungen / Borrago / und dergleichen / nach Belieben machen.

Ein Bier mit Bircken-Safft gesotten / dienet wider die Wassersucht und den Sand / wie D. Thom. Bartholin. in Actis Hafniens. Vol. 1. Observ. 18. schreibt; wann man / an statt des Gersten-Maltzes / Halber-Maltz nimmt / und ein wenig De Semine Dauci darzu thue / so sey es noch kräfftiger.

Cap. XCV.

Wie dem Bier eine schöne Farbe zu geben.

WEil so wol das braune / als weisse Bier / jedweders seine sonderbare Farbe haben soll / als sind theils darauf beflissen / was von Natur mangelt / durch Kunst zu verbessern: Und zwar was das weisse Bier betrifft / erfordert solches nicht mehr / als daß es lauter und klar erscheine / es sey gleich gantz weiß / oder falb und gelblicht / nur daß es nicht dick / sondern hell / nicht trüb / sondern durchsichtig seye; das braune Bier aber will an einem Ort mehr / als an dem andern / eine duncklere / schwärtzere / oder bräunere und liechtere / doch aber reine und helle Farbe haben / wann es den Leuten / ihrer Gewonheit nach / gefallen und annehmlich werden soll; und dieses zu erhalten / thun etliche Origanum, oder Wolmuth darein / viel oder wenig / nachdem des Biers Menge ist; etliche aber pflegen / wegen des wolriechenden Geschmacks / Kranwet- oder Wacholderbeer ein-

Schüssel voll / und Saltz den dritten Theil / und des Welschen Kümmels drey Hand voll / unter den Hopffen zu versieden.

Etliche schütten / neben den Kranwetbeeren und Saltz / auch ein Stück des schön-geläuterten / doch nicht verbrennten Pechs / 2. Faust groß / hinein / und lassen es / wie gedacht / neben dem Hopffen versieden / von wegen des bessern Gests / den das Bier also länger behalten soll / besser aber ists / man thue / wie schon gemeldt / den Welschen Kümmel darzu / denn die Erfahrung gibt / daß solches dem Bier einen lieblichen Geschmack verursacht. Ohne diese Hülffe / dem Bier eine gute Farb und langbleibenden Gest zu machen / ist nichts bessers / als das Maltz aufs beste / fleissigste / und kühleste ausgebracht / und dem Bier eine zimliche starcke Würtz gelassen / so behälts den Gest desto länger / da hingegen die geringen und wässerigen Bier solches nicht thun. Andere nehmen frische Waitzen-Aehren / thun sie in das Bier / und stopffen das Faß feste zu mit frischem Hopffen.

CAP. XCVI.

Ein Bier zu läutern / wann es trüb wird.

Wann ein Bier vom Führen trübe worden ist / so nim eine Hand voll gebranntes Saltzes / wirffs ins Wasser / und laß es zergehen / schütte hernach dieses Wassers ein Seidel oder zwey ins Faß / und laß es über Nacht ruhen / oder wirff eine Hand voll reinen Sand darein / so wird es sich schön ausläutern / ist auch gut / wann es ein- oder zweymal in andere Fässer abgezogen wird; item / wann das Bier vergieret / gieß Brandwein hinein / so viel du wilt / wird nicht allein schön und lauter / sondern auch stärcker werden.

D. Crato in seinen Episteln gedencket / daß wann man Kreyden in ein ungeschmackes und trübes Bier leget / verbessere sich die Farb und der Geschmack.

Item / Aschen von Lindenholtz durch ein Sieb geläutert / und in ein gantzes Faß / so viel als in ein Aechting Kannen gehet / hinein gethan / wird des andern Tages so hell und gut / als käme es erst von der Bräupfann.

Item / nimm Buchen-Aschen / so viel Hände voll als Eymer Bier sind / thue es ins Bier / und waltze das Faß herum / thue hernach eine gute Hand voll Saltz hinein / und wann du es wol gewältzet hast / laß es ruhen vier Tage / biß es sich wol geläutert hat / denn spünt es auf.

Item / hänge Brombeer-Laub an einem Faden in das Bier / so wird es bald schön und klar; item / nimm Galgant / zerstoß ihn / und henck ihn ins Faß; item Rauten / und halb so viel Körner aus den Tannzäpffen gerieben / thus in ein Säcklein / und hängts also hinein / daß es in der Mitten hange / laß es etliche Tag hängen / das bringt dem Bier seine Farb wieder; man kan auch wol Beyfuß / schönen Waitzen und Weyrauch darzu thun.

Item / nimm zu einem Faß Bier einen Becher voll Kühmilch / und so viel Waitzenkörner / weiche und stoß sie vor / thue die Haut davon / wasche sie in einem saubern Wasser / thus alsdann unter die Milch / gieß es in das Faß / und rühr das Bier wol um / verspünts / in 14. Tage wird es lauter / die Milch gibt die Farb / und der Waitz den Geschmack.

CAP. XCVII.

Wann das Bier nach dem Faß schmäckt.

Mach ein Bündlein von Waitzen Aehren / hencke solche in das Faß / das Bier wird wieder wolgeschmack zu trincken; das beste hierinnen ist / so bald man dieses in acht nimmt / und spühret / daß es vom Faß herkomme / daß mans alsobald in ein saubers wolverpicht und wolriechendes Faß ablasse / und etwas von gutem Gewürtz hinein hänge.

Item / nimm Rheinfarren / Wacholderbeer / Heiligen Geistes-Wurtzel / Benedicten-Wurtzen / eines so viel als des andern / und vier frische hart-gesottene / aber nicht geschälte Eyer / hängs alles miteinander ins Bier-Faß / das benimmt ihm den übeln / und gibt einen lieblichen Geschmack.

Item / nimm eine gute Hand voll Hopffen / und drey Eyer / zuvor wol zerklopfft / mit gutem Bier durcheinander vermischt / und in ein gantzes Fuder Biers gethan / es hilfft.

Etliche nehmen Muscatnuß und Muscatblühe / auch Zitwer und Negelein / jedes gleich / nach Gelegenheit und Grösse des Fasses / alles klein zerschnitten / und in einem Büschlein ins Bier gehenckt / das vertreibt den bösen unangenehmen Geschmack.

Item / nimm Lindenlaub / Nußlaub / Beyfuß / eines so viel als des andern / Bertram / Wermuth und Centauer / jedes halb so viel; item / etliche frische Lorbeer klein zerschnitten / diese Stück alle gedörrt / und / nach Grösse des Fasses / in einem saubern Säcklein in das Bier gehenckt / und das Faß wol verspüntet / gibt dem Bier einen lieblichen Geschmack.

Item / nimm warm Gersten-Brod / das erst aus dem Backofen heraus kommen / brichts voneinander / legs auf den Spunt / und das thue so offt / biß der üble Geschmack vergangen ist; wann aber der böse Geschmack vom Faß herrührt / muß das Bier vorher abgezogen seyn.

Man muß auch in Obacht halten / daß die Bierfässer / wann man sie auf die Ganter legt / nicht gar zu nahe an die Kellermauer ankommen / denn weil sie dämicht und feucht ist / kan ein Faß bald davon anlauffen / und das Bier einen bösen Geschmack überkommen.

Item / nimm heisse Semmeln aus dem Backofen / hänge sie in das stinckende Bier in einem Säcklein / das thue einen Tag drey- oder viermal / es zieht alles stinckende Wesen an sich; item / hänge darein ein halb Pfund Benedicten Wurtzen und wilden Salbey.

Cap. XCVIII.

Wie dem sauren Bier zu helffen.

THeophrastus Paracelsus sagt / das Negel-Oel seye des Biers Erhaltung/wann man dessen etliche Tropffen hinein schüttet/ je in ein Maß Bier 2. oder 3. Tröpfflein/ und aus einem Gefäß ins andere etlichmal hin und wieder abgiesset/ daß es sich wohl miteinander vereinige/und hernach das Bier füllet/ solches behalte das Bier für die Säure.

Wann man will/daß sich ein Bier nicht verkehren soll/ so lege man schöne weisse Kisselstein aus einem klaren fliessenden Wasser hinein; oder man nimmt Linden-Blätter/Nuß-Blätter und Beyfuß/ in gleicher Quantität/und halb so viel Wermuth/ und hängt es miteinander ins Bier.

Tabernæmontanus fol. 37. sagt: Wann ein Bier will sauer werden / so brenne Beyfuß mit aller seiner Substantz zu Aschen / nimm davon ein Hand voll/ und so viel Buchenholtz-Aschen / vermisch mit Bier alles wohl/ schütt es in ein Fuder Bier / rührs mit einem löcherichten Stecken durcheinander/ darnach laß es ruhen und sich setzen/ so wird es lieblich/wolgeschmack/und lustig zu trincken.

Das Bier/so im Mertzen gebräuet worden / wird nicht leichtlich sauer / doch soll/weil es im Faß noch gieret/sauber ausgedörrter und gepülverten Hopffen hinein gestreuet werden / auf eine Tonnen Bier ist genug ein Quart Hopffen/andere thun Galgant und Lorbeer darein/und ziehen es im Sommer vom Läger ab. Wann das Bier matt wird / so nimm Radicem Iridis, Ingber/ und Muscatnuß/und hängs hinein/grab auch Carduibenedicti-Wurtzen im Mayen; man will gar sagen / wie P. TylkoWsky p. 238. de re agrariâ meldet/ es soll aus diesem Bier kein Essig werden können. Die Säuren des Biers verhindert auch/so ein Büschel Erdbeerblühe hinein gethan wird.

Ein Bier wird sauer manchesmal im Bierhaus auf den Trebern/durch Verwahrlosung/ offt im Sommer/ wann man nicht gute frische Keller hat/wann mans mit der Wartung nicht recht hält / oder wann es aus Regen-Wasser ist gebräuet worden. Ein sauer Bier wieder gut zu machen/ nimm ein frisches Ey/ stich mit einer starcken Nadel ringsherum kleine Löchlein darein / leg geschälte Lorbeer darzu / auch ein wenig Hopffen/ und Gersten-Körner/thu es zusamm in ein Säcklein/hängs zum Spunt-Loch hinein / so wirds gut. Damit das Bier nicht sauer werde / soll man Bronnenkreß hinein thun/ oder ein frisch-gelegtes Ey / aber alle drey Tag das alte heraus/und wiederum ein neues an die Statt; oder nimm Zweiglein vom Hopffen in ein Tüchlein/ hängs hinein / verspunt das Faß wohl / und bedeck es oben mit saubern Sand.

Wann das Bier sauer und schlecht wird/so nimm zwey oder drey Hand voll gemahlenes Maltz in ein Tonnen Bier/vermisch es wohl/daß es wieder giere. Andere thun zu dem schwachen Bier ein kräfftigers und stärckers/und lassen es von neuem fermentiren.

Eine Edelfrau in Engelland hat allezeit eine Hand voll Haber-Mehl in ein jedes Bier-Faß geschüttet / davon ist das Bier langwürig/gerecht und gut verblieben. Man soll auch das Faß/wann es auf die Helffte leer ist/ so hoch man kan/heben/so wird das Bier biß aufs Läger gut bleiben.

Daferne ein Bier wäre sauer worden/ nimm Habern mit dem Stroh/ wann er in der Gilben ist/ mache Büschlein daraus/und hängs ins Bier/ so stosst es wieder auf/ wie ein jung Bier / wann es sich gesetzt hat/ und ist wieder gerecht; wo nicht/ so brauch die hernach-gesetzten Stücke/ die gut und bewährt sind: Nimm Aschen von Beyfuß / und Buchen-Aschen / jedes eine halbe Gauffen voll/ gieß ein Bier daran/ und misch es wohl durcheinander / daß es dünn wird / wie ein Müslein/ und thue in ein gantzes Fuder-Faß bey anderthalber Maß/ rührs wohl durcheinander/ und verspünt das Faß.

Item/ nimm zween Theil Waitzen/ ein wenig geweicht und wieder getrocknet/ daß er sich zertrucken oder stossen lässt/ doch nur so weit/ biß er aufbricht/ und auserlesener Wacholderbeer auch einen Theil / wohl zertruckt/thue es ins Bier/ rührs wohl durcheinander/und laß stehen/ biß es sich setzt/ und das Bier die Süssigkeit des Waitzens und der Wacholderbeer an sich gezogen hat/es wird davon wieder wolgeschmack und zum Theil Weinlicht/wanns lang liegt. Ist aber ein Faß so groß/ daß dieses Mittel nicht so bald möcht ausgeben / alsdann ziehe das Bier ab in kleinere/ mittlere Fäßlein / thue die Hefen heraus / thue darunter den zertruckten Waitzen und Kranwetbeer/rührs wohl durcheinander/ und laß es also einen Tag und Nacht verdeckt stehen / theils darnach aus/nach der Fäßlein Grösse/rührs wohl/ und laß es stehen/das Bier wird gut/wolgeschmack und Weinlicht.

Etliche nehmen nur schlecht-gestossenen Waitzen mit des Biers Hefen vermengt/ und schüttens in das Faß / oder hängen den zerstossenen Waitzen in einem Säcklein mitten ins Faß.

Item/ nimm zu einem jeden Eymer ein Viertels Pfund Cöllnischer Kreiden/ und eine Hand voll Saltz/ beide klein gestossen/ durcheinander gemischt/ und in einer eisernen Pfann / oder neuen glasirten Hafen oder Krug verlutirt/in einem Backofen wol glüent gebrant/ darnach wieder klein gestossen / ein frisches Bronnen-Wasser daran/ und aus einem Geschirr in das ander/ etlichemal hin und wieder gegossen, darnach in das saure Bier gethan/wohl durcheinander gerührt/und stehen lassen/ das giebt dem Bier den ersten guten Geschmack wieder ; es bleibt aber nicht lang / derowegen ists auszuschencken/ oder zu verkauffen/ so bald es sich gesetzt hat.

Diß folgende Recept aber ist noch viel besser: Seud/ nach Grösse des Fasses / einen Metzen zween oder drey des besten Hopffens in einem saubern Kessel mit Wasser oder Bier/ so lang/biß die Krafft des Hopffens heraus gezogen/seihe und druck das Wasser oder Bier aus dem Hopffen wol aus/ und vermisch darunter Wacholder/ Lorbeer/ und Saltz (davon oben gedacht worden) gepulvert/ laß es abkühlen/ und laß so viel Bier aus jedem Faß/ als viel du des Hopffen-Wassers darein füllen wilt; gieß es folgends in das Faß/ rührs wohl/ und verspünt es/ laß also etliche Täge liegen/ so wird das

Bier mild und gut/ auch viel wohlgeschmacker und stärcker davon.

Wilt du / daß ein Bier im Sommer nicht anzicke werde / was in der Fasten oder im Sommer gebrauet wird / so nimm Holtz von Küen-Fören / schneid dünne Späne / einer Spannen lang und Fingers breit/ und wirff sie in das Bier/ weil sie noch auf den Bodingen warm ist; item/ stoß Senff/ thue es in ein Säcklein / und hängs hinein/ ehe das Bier vergieret; item/ hänge Centauer und Bertram mit ein wenig Lorbeer hinein.

Cap. XCIX.

Daß ein Bier nicht kähmicht werde.

Nimm im Mayen / im abnehmenden Monden/ Stecken von Hollunder so lang / daß ein jeder vom Spunt biß auf dem Boden des Fasses reiche / schäl die obere Rinden davon biß auf das Grüne/ steck in ein jedes Faß einen solchen Stecken/ daß er oben am Spunt anstehe / oder laß ihn auf dem Bier obschwimmen/ so wirds nicht kähmicht/ noch abgeschmack/ weil es währet.

Item/ nimm eine dicke zerschrundene Rinden von einer alten Bircken/ einer Spannen lang geschnitten/ in der Grösse/ damit es durch den Spunt in das Faß möge gebracht werden/ wirffs hinein/ es hilfft; dergleichen Wirckung hat es auch im Wein.

Item/ den Kahm aus Bier und Wein zu bringen: Hänge darein Eyter-Nesseln/ diß ziehet allen Unflat an sich/ das wiederhole so lang/ biß er klar wird.

Item/ wann du wilt / daß ein Tranck nicht kahmicht werde / nachdem es angezäpfft wird / nimm auf ein Fuder-Faß fünff oder sechs Pfund abgedrähtes Zinn von dem Kannen-Giesser/ thue es in das Bier oder Wein / so wirds nicht kahmicht / wie lang man auch davon trincke / wann das Faß leer ist / kan man das Zinn waschen/ und wiederum zu einem andern Faß brauchen.

Item / nimm zwey oder drey Hand voll Saltzes/ laß es in einer Pfannen auf das heisseste brennen und glüend werden / thus also in den Tranck/ verspunt das Faß/ und laß es acht Tage ruhen; diß hilfft auch/ wann es stinckend worden.

Andere schmieren das Beul herum/ so weit sie mit den Fingern reichen können/ wie auch das untere Theil des Beuls oder Spunts mit Oel/ oder füllen das Faß biß auf den halben Spunt/ und giessen hernach Baum-Oel darauf.

Wann man lang von einem Faß Bier trinckt/ und gern wolte / daß es gerecht und gut bleibe / so nimmt man drey oder vier Hand voll Hopffen / thut es in das Faß / spüntets fest zu / setzt es auf den Boden / und zapffts unten an der Seiten an / und läßt ihm auf dem obersten Boden ein Lufftloch / so bleibt es biß auf den letzten Tropffen süß und gut / wie Herr Achatius Sturm in seiner Oeconomischen Regel bezeuget.

Oder nimm Lorbeern / schäle sie sauber / hänge sie in einem leinenen Tüchlein in das Faß; oder thue Saltz in ein Tuch / leg es über den Spunt / und verbeule es; oder vermach es mit frischem Laimen über das Saltz / so bleibt es gut biß auf den letzten Tropffen.

Oder hänge ein Büschlein Ottermennig in ein Faß davon du trinckest / währet es lang / so must du alle 14 Tage frischen Ottermennig hinein hängen/ diß soll/ wie obermeldter Author sagt/ gantz gewiß seyn/ und habe er solches selbst etlichemal probirt.

Cap. C.

Vom Bier-Essig.

Die zum Bier-Essig gehörige Fäßlein müssen eben wie die zum Wein-Essig zugerichtet werden/ davon am gehörigen Ort mehr zu finden. Will man aber den Essig in Krügen halten / sollen sie auswendig und inwendig wohl glasirt seyn / dann die Schärffe sonst leichtlich durchschlägt. Den Bier-Essig macht man also: Nimm von dem noch ungehöpfften Bier / von der Boding / so viel du wilt Essig haben/ gieb demselben den gewöhnlichen Zeuge/ wie sonst dem gehöpfften Bier / und laß es vergieren / seihe die lautere Würtzen herab / und thue die Hefen hinweg; darnach nimm sauren Urheb mit klein zerschnittenen oder ziemlich zertrümmerten langen Pfeffer und Bertram / jedes gleich vermischt / und Zeltlein daraus gemacht / und in einem Ofen wohl gebacken/ thue etliche in das Bier / und verspünt das Fäßlein/ doch laß Lufftlöchlein um den Spunt / so wird der Essig gut.

Andere nehmen nur von dem gesottenen und gehöpfften Bier / so viel sie wollen / geben ihm den Zeug/ und thun eine halbe Hand voll birckene Rinden/ gebähetes Brod/ und ein wenig Myrrhen darein/ so wird aus dem Bier/ wanns vergiert hat/ ein guter Essig

Andere sieden das Bier / und schaumen es fleissig ab / und wann es kalt worden ist / thun sie Sauerteig und geröstete Erbsen hinein / so wird der Essig bald gut.

Item/ man wärmet das Bier in einer kupffernen Pfannen / und läßt es wieder kühl werden/ fülls alsdann in einen Essig-Krug/ darein zwölff oder mehr Maß kommen/ und thun Waitz- und Lein-Saamen/ jedes eine Hand voll/ zwey Loth langen Pfeffer/ und drey Loth Ingber darein; ist aber der Krug nicht so groß/ so nehmen sie/ nach Proportion/ weniger/ vermachen den Krug/ lassen doch ein Lufftlöchlein / setzen den Krug an einen Ort/ wo er weder zu warm noch zu kalt stehet/ so wird der Essig gut.

Einen schwachen Essig aber/ er sey von Wein/ oder Bier/ zu stärcken/ legt man in ein Säcklein recht sauren Urheb/ mit langem Pfefferstupp und Bertram-Wurtzen

klein zerstossen/und darein vermischt; und weil das weisse Weidenholtz eine sondere Art an sich hat/ eine Säuren zu geben/zu mehren und zu erhalten/soll man zu den Essig-Fässern / oder Krügen / Spünt und Zapffen aus diesem Holtz machen und gebrauchen / so bleibt der Essig desto lieber und länger gut.

Cap. CI.

Aus Bierlager Brandwein zu machen.

Bierhefen ist ein irrdisches / dickes / schweres Ding/ so sich im Bier niedersencket / und unten in dem Grund des Fasses setzet/ ist warmer und trockener Natur / und aufblähender Eigenschafft / wie man siehet an den Bieren und Taigen / die sie aufstossen/ aufgeblasen und aufgehend machen / und wird daraus folgender Gestalt ein guter Brandwein distillirt; Geuß die Bierhefen in eine kupfferne inwendig verzinnte Blasen/oder Vesicam, so in dem Distillier-Ofen mit Laim angeklebt ist / doch daß die Blase etwa den dritten Theil leer bleibe / und mache ein Feuer mit Holtz in den Distillir-Ofen/ nimm alsdann ein Rührscheid / so vornen etwas breiter als hinten / auch länger als die Blasen tieff ist / damit rühre die Materi in der Blasen wol um / daß sie nicht anbrenne / und diß so lang/ biß die Hefen wollen aus der Blasen überlauffen/ziehe alsdann eilend das Feur aus dem Ofen/ damit die Flamme nicht mehr so geschwind über sich treibe / und setze den kupffernen Distillir-Helm auf die Blasen/ richte des Helms Röhre durch eine Tonne oder Faß frischen Wassers / die Fugen des Helms / und ander Röhren / verkleibe wol mit gutem Laimen/ oder mit einem leinenen Tuch/ oder Papier / darauf Papp gestrichen sey/ umlegt oder nur einen Hadern / der in die Hefen getunckt sey/herum geschlagen ; für die Röhren des Helms muß ein Receptaculum, Krug/ Glas/ oder ander Geschirr vorgelegt werden / darnach lässt mans bey einem Kohlfeuer / mit gebührlicher Regierung des Grades / immer mählich gehen und tropffen/ biß sich alles das jenige / was spiritualisch in den Hefen ist / herüber gedistillirt hat / welches du dabey mercken kanst/ man lässt ein wenig in ein Schüßlein lauffen/ und geusst es ins Feuer / wann es sehr zischet / und nicht mehr ein blau Feuer übersich fährt / so laß das Feuer abgehen / und geuß daß jenige / was du in den Receptaculis aufgefangen hast / in ein Fäßlein / oder sonst in ein ander Gefässe/darinn es/damit die Spiritus nicht evaporiren/ wol könne vermacht werden.

Was in der Blasen überblieben / gieß in ein Schaff oder Geschirr aus / denn es dienet sehr wol / unter andere Schwein-Mast zu mischen / und die Schweine damit zu mästen. Darnach geuß wiederum andere Hefen in die Blase/und procedire in allem/ wie vor angezeigt worden. Diß thue zum dritten/ oder vierdtenmal/biß du per Distillationem so viel gesammlet hast / daß es genug zur Läuterung sey. Alsdann putze und saubre die Blasen / Helm und Röhren fein rein/ und nimm Negelein / Jngber / Calmus / Zimmetrinden / Pfeffer / und andere Gewürtze / nachdem du viel Unkosten aufwenden wilt/ klein zerschnitten oder zerstossen/ alles ohngefähr zusammen eine gute grosse Hand voll / und etwas Saltz darzu gemengt / etliche nehmen auch Weinstein / der auf die weissen calcinirt ist/ darzu/ so gar wol gethan ist; diß schütte zusamm in die Blase / und dann die obgedachte gedistillirte Substanz darüber gegossen/den Helm auf die Blase gesetzt/ die Röhren durch das Kühlfaß gerichtet/ die Fugen des Helms verkleibet/ Receptacula für des Helms Röhren gelegt/ und mit gantz gelindem Feuer den Spiritum herüber getrieben / und also von dem Phlegma abgezogen/ biß man am Geschmack mercket/ daß das Geringe hernach kommt/ so must du mit der Distillation aufhören / die Vorlag-Gefässe wegnehmen / und in einem wolvermachten Geschirr verwahren.

Jm Distilliren muß man sich wol vorsehen / damit das Feuer recht regiert werde/ daß es stetig und fein gelinde/ und nie zu starck gehe/ sonderlich Anfangs/ wann man die Hefen distillirt/denn von dem zu starcken Feuer schiessen die Hefen häuffig zu den Röhren des Helms heraus/in die Vorläge/ welches Schaden bringet/ diesem aber kanst du wol fürkommen / und es an dem mercken / wann vornen zu den Röhren des Helms ein Rauch beginnet heraus zu gehen/ so ist das Feuer zu starck / und gehet zu heiß / sodann muß man das Feuer flugs wegrucken/ oder sonst dämpffen/sonsten schiesst die Materi stracks hernach. Jn der ersten Distillation kan man / neben den Kohlen / zur Feurung auch wol kleine gehauene Scheitlein Holtz anwenden / und alle Stöcklein oder Klötzlein von den Wurtzen der Bäumen aus den Wäldern/ die fein alt und faul sind/und lang Feuer halten können; in der Läuterung aber / muß man allein Kohlen brauchen.

Jm übrigen / müssen hier alle Cautionen / welche/ bey Ausbrennung des Weinlagers und Korns/ zu beobachten / gleicher massen statt haben. Jn Verwahrung und Behaltung des Brandweins/muß man nicht gantz neue Fäßlein/Krüge/oder dergleichen Gefässe nehmen/ denn sie ziehen den Spiritum und beste Krafft des Brandweins an sich/ davon er schwächer und geringer wird/ sondern du must solche Gefässe darzu gebrauchen/ darinnen zuvor etwan Wein oder Brandwein gewesen / oder die mit warmen Wein vorher wol ausgebrennt/wenigstens mit laulicht warmen Wasser angefüllt etliche Tage gelegen sind.

Cap. CII.
Vom Nutzen und Gebrauch des Brandweins.

Wiewol ausser allem Zweiffel / der aus gutem Wein abgezogene Spiritus Vini, unter allen Brandweinen der beste / der nächste daran aber/ der aus dem Weinläger gedistillirt ist/ auch diese folgende Tugenden und Wirckungen vornemlich dahin zu ziehen; weil aber/ oben am gehörigen Ort/ dessen gar mit wenigen gedacht worden/ will ich deren hiermit mehrerm gedencken.

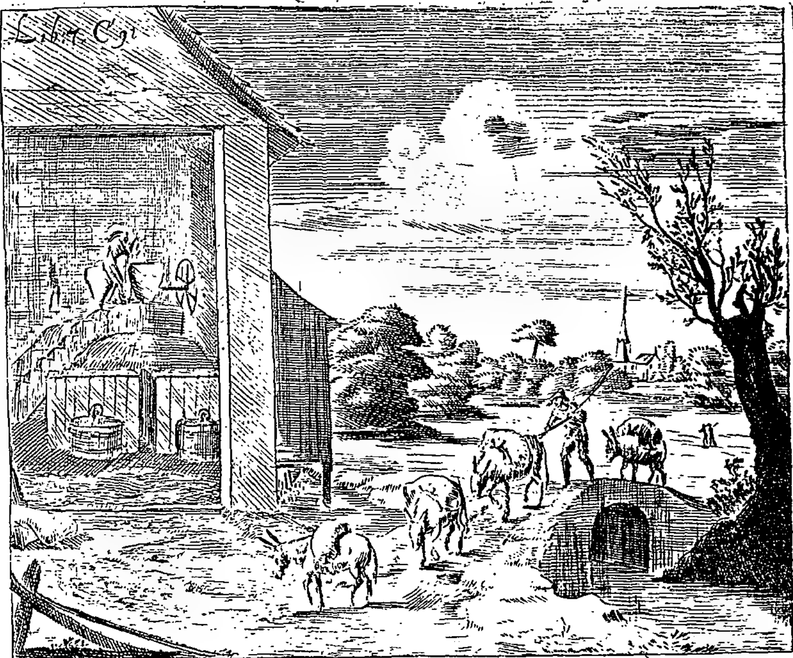
Conradus Khünrath in Medullâ distillatoriâ & Medicâ, gibt drey Proben/ den gerechten Spiritus Vini zu erkennen: 1. Wann er in einen silbernen Löffel gegossen und angezündet wird / daß er von der Flammen so gar aufgezehrt werde / daß der Löffel gantz trocken bleibe/ ohne einige Feuchtigkeit. 2. Wann man ein leinen Tüchlein damit netzet/ und es anzündet / daß allein der Spiritus, ohne Verletzung des Tüchleins/ verbrenne. 3. Wann man einen Tropfen Oel hinein träuffet/ daß derselbe von Stund an zu Boden falle/ und bleibe am Boden liegen/ wie sehr man es umschwencke.

Der Brandwein ist sehr gut für das Vergicht aller Glieder/ zu den erkrummten und erlahmten kalten Gliedern/ so wol getruncken/ als damit gewaschen; er reinigt und säubert die Wunden/ wann wild oder faules Fleisch wachsen wolte / dient auch für den Krebs und die Fisteln/ damit bestrichen und gewaschen; er stärckt/ nach Hippocratis Zeugniß/ den Magen / macht eine gute Däuung / Morgens nüchtern getruncken/ oder/ wie etliche sagen und wollen/ etliche Bissen Rockenbrods und Kranwetbeer darein geweicht / oder Zucker darein vermischt / gegessen / auch getruncken ein halb Quintlein oder Löffel voll / und solches noch vielmehr / da er des Nachtes/ wann man will zu Bette gehen/ also/ oder mit einem kleinen Trüncklein Wein vermischt / gebraucht wird/ daß erhält das Hirn und Leber bey guter Gesundheit / und ist sonderlich den flüssigen und feisten Leibern sehr dienlich/ wird man auch von der Schlaffsucht/ Schlag/ und andern kalten Kranckheiten/ dardurch præservirt, denn er verzehrt die überflüssige Feuchtigkeiten. Item/ Brandwein in einen seygern Wein gegossen/ macht ihn wieder gerecht.

Es schreibt mehrgedachter Christoph Koberer / in seinem Wein- und Bier-Büchlein / im vierdten Theil / im 7. Cap. also: Baumöl in den Brandwein gegossen wol durcheinander gerührt/ und darnach stehen lassen/ so sitzt das Oel auf den Boden / und wird der Brandwein zu einem Wasser / dieses Wassers den dritten Theil/ und des besten Weins zwey Theil durcheinander vermengt/ also sieben Monat lang/ alle Morgen nüchtern/ und Abends/ wann man zu Bette gehet/ einen guten Trunck davon gethan / zerbricht den Stein in der Blasen; item das ermeldte Brandwein-Wasser mit Wein vermischt / sey gut für die fallende Sucht/ wann man sich deren besorgt.

Es erhält auch Brandwein Fleisch / Fisch/ und andere Speisen/ wann sie damit besprengt oder bestrichen werden / man muß sie aber offt auswaschen/ ehe mans kochet/ daß sie nicht nach Brandwein schmäcken. Der Brandwein ist auch gut für alten Haubtwehe und Schwindel/ und für alle Gebresten des Haubts/ die von kalten bösen Feuchtigkeiten herkommen/ getruncken/ und das Haubt und Hirn damit bestrichen. Ferner ist er gut für die Milben/ und andern Unrath der Haar/ Würm und Läuse/ heilet auch die flüssigen Räuden des Haubts/ das Haar und Haubt damit bestrichen/ macht den Menschen fröliches Muths/ und stärckt die Gedächtnis mässig getruncken. Aeusserlich gebraucht / hilfft er den Flachsen und Spannadern/ und andern Gliedern/ hat die Tugend zu wärmen und durchzudringen/ zertreibt und verzehrt alle Schmertzen/ die von kalten Flüssen herkommen / auch für die Fell und Wehthun der Augen / solche mit bestrichen. Item / für alle Masen/ Mail/ Sprenckel/ Engering und Geschwulsten des Antlitzes und des Leibes / hilfft für die Tunckelheit und das Zähren oder Rinnen der Augen/ die Schläffe damit bestrichen/ vertreibet und tödtet die Würme in den Ohren/ und bringt das Gehör wieder/ hinein geträufft.

Wann man zwey Pfund rothe Rosen nimmt/ sie ziemlich klein hackt/ in ein Säcklein thut/ in Brandwein legt/ und sechs Tag und Nacht darinnen baitzet / danach die Rosen und den Brandwein wol ausdrucket oder presset / und diesen Brandwein in andern guten Wein thut/ so wird er wolgeschmack / und eine köstliche Stärckung denen Angesichten / ihre Kräfften wieder zu erholen/ alle Morgen / nüchtern und zur Nacht/ einen guten Tranck davon gethan. Item/ kan man nehmen einen Zain gutes Goldes von einem Goldschmied/ den etlichmal glüend machen/ und in einer halben oder gantzen Maas Brandwein / so offt abgelöscht / biß der Brandwein wol/ und so sehr erhitzt werde/ daß man die Kanne vor Hitz kaum in der Hand halten möge / darnach ein Loth Negelein-Pulver/ und ein Quintlein des besten Oesterreichischen Saffrans klein abgerieben/ und in den abgelöschten Brandwein / in ein oben auf enges Glas/ gethan/ wol vermacht/ und täglich drey- oder viermal/ oder so offt man davon trinken will/ untereinander gebuttert / Morgens und Abends einen Löffel voll des Brandweins/ und zween Löffel voll von dem besten und stärckesten Wein oder Malvasier untereinander gegossen und getruncken / ist denen überaus gut / die durch langwürige Kranckheiten gantz abgezehret und erkaltet worden/ wärmet das Geblüt und alle Glieder des Leibs / stärcket das Geäder und Flächsen / daß sie von Tag zu Tag kräfftiger / zum Essen und zu allen vorgewöhnlichen Verrichtungen lustiger und geschickter werden/ wie dann Christoph Koberer schreibt/ er habe es in der gleichen Schwachheiten selbst mit grossem Nutzen gebraucht und bewährt erfunden. Den schwangern Weibern soll der Brandwein / wegen seiner Hitz / nicht zugelassen / auch nicht denjenigen Personen / so hitziger Natur und jähzornig sind. Von seinen Tugenden und Wirckungen aber/ wer mehr wissen will/ der besehe Medullam distillatoriam & Medicam Conradi Khünraths 1614. in Hamburg zum vierdtenmal gedruckt/ parte 1. fol. 23. &c.



Cap. CIII.

Vom Mahlen/ auch Müller-Ordnung.

WAnn man in denen Mühlen die Wahl hat / sind die Wasser-Mühlen / und die von strengen starcken Bächen getrieben werden / besser als di Wind-Mühlen. Die Mühlstein sollen hart/fest/und nicht griesicht oder sandicht seyn. Theils netzen das Getrayd ein wenig / ehe sie es in die Mühle bringen; theils aber halten dafür / je trockener es aufgeschüttet wird/ je mehr Mehl gebe es; ein Jeder folgt seiner Meynung. Diß ist/ meines Erachtens / dabey zu bedencken/ daß ein Mehl/ so man bald verbraucht/ besser sey/ein klein wenig eingesprützt; das Mehl aber/so man in die Länge/zum Vorrath behalten will / wird dauerhafftiger / und bleibt länger / wann mans trocken aufschüttet; und währet noch besser/wann man kein neues/ sondern abgelegenes altes Korn darzu ordnet / weil es weniger miechzend wird/als was frisch gedroschen / indem die Feuchten eine Ursach des Verderbens ist/ welches die Tröckne verhütet. Das Mehl zu verwahren/ gehört ein hoher lufftiger Ort / da es erstlich / wanns von der Mühle kommt / vierzehen Tage muß abkühlen/ hernach muß es offt umgerührt/und von einem Ort zum andern gebracht werden / und sind viel der Meynung/ daß es also um den fünfften und sechsten Theil zunimt/ wiewol das Brod davon nicht so wolgeschmack zu werden pflegt / als wann es erst von der Mühle kommend verbacken wird.

Weil aber droben in dem dritten Buch vom Mehl/ und was deme anhängig/ genugsamer Bericht geschehen/als wollen wir den günstigen Leser dahin angewiesen haben.

Vor allen ist auf dergleichen Flüssen und Wasser/ die Besichtigung wol anzustellen / damit wegen Boßheit und Muthwillen/ die Wierren/ Dämme und Aufschwellungen der Wasser/auch anderer mehr beschwerlichen Neurungen halber/die Schäden/Verderben und Nachtheil den angelegenen Grunden/ oder andern auf gleichen Wasser ligenden Mühlen nicht gestattet werden möchten; also soll kein Mühl-Herr den Mühl-und Wehrpfahl ausziehen oder verrucken / ohne Beyseyn und Zuthun der geschwornen Müller und Nachbarn/ keinen neuen Fachbaum legen / oder über den Mühlpfahl nicht mehr als einen Zoll zu geben; die Wehren soll er nicht höher halten/als der Mühtpfahl ausweiset/ es soll auch keine Erhöhung der Schutzbretter / bey hoher Straff/geduldet werden; daher in der Sächsischen Mühl-Ordnung erlaubt ist/ daß jeder Müller zu jederzeit/wann er einigen Mangel spühret/seiner Nachbaren Mühlen/über und unter ihn/ zu besichtigen / und da einiger Mangel/ er/ bey Eydes-Pflichten / es denen Geschwornen anzuzeigen schuldig seyn soll; so wird auch eine gewisse Weiten der Wehren / als dreyssig Elen mehr oder weniger erlaubet / wie denn auch die Schutzbretter eine gewisse Höhe/ von anderthalb oder fünff Viertels Elen/haben sollen/und soll keiner dem andern zum Verdruß das Wasser aufhalten/ oder/ durch Aufschwellung / denen benachbarten Gründen Schaden thun / sondern/ bey grossen Güssen/ alle Schutzbretter aufziehen. So offt man auch die Stein behauet / ist der Müller schuldig / denselben Anfangs mit Stein-Mehl/ oder sonst / wie gebräuchig / zu beschütten / und

ehe solches geschehen/kein Malter/Jemanden zu Schaden aufschütten. Kein Müller soll seinen Nachbarn die Mahlgäste abspennig machen. Das auf die Mühlen gebrachte Getrayd soll/nach dem Land-Metzen/ auf die Mühl / und auch wiederum heraus geliefert werden. Die auf die Mühl kommende/ sollen/ nach der Ordnung ihrer Ankunfft/befördert seyn. Imfall ein Müller einen Grundbau auf seiner Mühlen führen würde / soll der ober und unter ihm gesessene Nachbar vier Wochen mit dem Mahlen innhalten: Sollen auch jährlich deswegen alle Wochen zweymal besichtigt werden; und soll keiner Macht haben / einen neuen Fachbaum zu legen / ohne Beysein und Zuthun der geschwornen Müller und seiner Nachbarn / die / nächst ober und unter ihm/ ihre Mühlen haben. Wann das Mehl abgemahlen / soll man die Wasser-Räder alsobald hemmen/ und nicht ledig gehen lassen. Die umvagirenden Mühljungen sollen nicht über eine Nacht beherberget/ ohne Schein und schrifftliche Zeugnus aber/wo sie gearbeitet/ und wie sie sich verhalten / gar nicht geduldet werden.

Ein Trayd/daß bald nach der Erndte gedroschen wird / gibt mehr Mehl / man glaubt solches auch von deme / so trocken auf die Mühl geschüttet wird / soll jedoch nicht so weiß werden / besprengt man es aber mit gesaltzenem Wasser / soll es zwar weissers Mehl/ aber auch mehr Kleyen geben. Der Verwalter soll die Prob nehmen / wie viel Mehl in 24 Stunden auf der Hof-Mühle kan gemahlen werden / aus diesem kan er beyläuffig abrechnen / wie viel Mäßlein der Müller schuldig; wann die Mahlbauren könten instruirt werden / daß alle die / welche mahlen lassen / durch den Mühl-Schreiber einzeichnen liessen / wie viel und welchen Tag sie ihre Malter bringen / wäre man der Sachen noch gewisser / und würden die Hofmüller die Herrschafften desto weniger betriegen können. Farinæ mucor avertitur, si frutex Coryli per medium inseratur.

Die Müller-Ordnung aber/ wie sie in Oesterreich/ aus Befehl des Landes-Fürsten von der Hochlöblichen Regierung denen Müllern an der Wien und Schwechat gemacht und gegeben worden/lautet also:

1. Sollen sie die Becken mit ihrem Malter befördern und versehen/damit sonderlich die Stadt Wien/ und andere Ort mögen wol und gut versorget seyn.

2. Die Stein nicht zuruck hauen / sondern mit höchstem Fleiß aufeinander richten/damit das Schratten recht von statten gehe / und Mehl und Waitz nicht verderbt werde; wo aber diß geschehe, so offt soll er 2. fl. halb der Hof-Cammer / und halb der Obrigkeit verfallen seyn / sich auch mit den Becken um den Schaden vergleichen.

3. Sollen sie die Müller keinen Waitz noch ander Getrayd mehr fürkauffen / auch weder mit Mehl/ noch Grieß/ noch Brod handeln / damit sie der Becken Malter desto besser befördern mögen. Aber Gersten und Hirs mögen alle Müller / so wol andern / als auch ihnen selbst/neuen/und die geneute oder gestampffte verkauffen.

4. Sollen die Müller nicht allein die Becken / sondern auch Jedermann / nach der Maß und Gewicht / mahlen lassen / und die gesetzte Maß wiederum treulich geben / wo aber ihnen gar gering Getrayd zugeführt würde/ solls der Müller vorher dem Eigenthumer anzeigen.

5. Soll das auf die Mühl geliefferte Getrayd nicht ausgewechselt, oder mit anderm vermischt werden/ zu dem Ende jedem frey stehet/ entweder einen Dienstboten bey dem Malter zu lassen, oder aber eine Prob von dem Müller verpetschirt zu nehmen; und solte man das Malter falsch erfinden / soll er 10. fl. auf vorgemeldte Weise/ Pönfall erlegen.

6. Soll sich das Gesind erbar und friedlich zu allem Fleiß und Aufsicht halten/und soll der Knecht / der darwider handelt / oder der den Unrecht-Begehenden nicht anzeigt/ beede gestrafft werden.

7. Soll von einem Muth (der vor diesem nicht 30/ sondern 31 Metzen in Wien gehalten) Waitz oder andern Getrayd/so geschratten und gemahlen wird/der Müller heraus geben/ von lautern gereuterten und geschrotenen Waitz/12 Strich Semmelmehl/ 14 Strich Pohlmehl / und 10 und drey Viertels Strich Oblatmehl/ und Kleyen 20 Strich und ein Achtel. Item/ von 31 Metzen lautern Waitzen / durch den Wasserbeutel gemahlen/ soll er geben 37 Strich / zwey Viertel Mehl und Kleyen 19 Strich. Halbwaitz soll er geben von 31 Metzen durch den Wasserbeutel gemahlen / 35 Strich und drey Viertel Mehl / und 16 Metzen Kleyen / muß aber alles gereutert auf die Mühl geliefert werden. Von 31 Metzen gereuterten Korn/soll ein Müller heraus geben/durch den Wasserbeutel gemahlen / 36 Strich Mehl und 20 Strich Kleyen.

8. Was aber auf die Gestetten gemahlen wird/ soll ein Müller von einem Muth lautern gereuterten Waitzen geben 46 Strich und 2 Viertel Mehl und Kleyen untereinander. Vom Halb-Waitz 46 Strich und drey Viertel Mehl und Kleyen untereinander. Von 31 Metzen Korn aber soll er wieder erstatten 47 Strich und 2 Viertel Mehl und Kleyen.

9. Wer ungereutertes Malter bringt / soll der Müller dasselbe reutern lassen / und soll von dem Muth anderthalben Strich beyderley Mehl und Kleyen abgezogen werden. Wenn aber jemand das ausgereuterte auch haben wolte / der soll dem Mühl-Jungen 2 Kreutzer dafür zu geben schuldig seyn.

10. Wer sein Getrayd nach der Waag will auf die Mühlen geben/ solls bey der Stadt-Waag in Gegenwart des Müllers/oder des Jungens wägen lassen/ und einen Zettel darum nehmen / und wann das Getrayd gemahlen und wieder gewogen wird/soll für das wegstauben und verzetten / allweg 3 Pfund von einem Centner abgezogen werden.

11. Von einem Metzen Schrot-Waitz soll der Müller wiedergeben schönen lautern Grieß zwey Achtel und ein halbes/ Pohlmehl 3 Achtel/ Oblatmehl drey Achtel/ und Kleyen zwey Viertel und ein Achtel. Von einem Metzen rauher Gersten einen halben Metzen wol geneute Gersten. Wer aber die geneuete Gersten will brechen lassen/ ist der Müller von einem Metzen geneuter Gersten schuldig anderthalben Metzen gebrochener Gersten. Von einem Metzen Hirsbrein soll der Müller wieder statten einen halben Metzen wol und sauber geneuten Brein.

Der gemeinen Müller-Ordnung nach auf dem Lande / soll der Müller von drey Strichmetzen Waitz

geben/

geben / kleinen Griesz ein Metzen und ein Viertel / groben Griesz ein Viertel / weisses Mehl zwey Viertel schwartz Mehl einen Metzen / und zwey Viertel / Kleyen einen Metzen und zwey Viertel. Von anderthalb Strichmetz Waitz / soll er geben Griesz drey Viertel / weisz Mehl ein Viertel / schwartzes Mehl drey Viertel / Kleyen drey Viertel. Von einem Muth Korn Strichmasz soll er geben / weisz Mehl 20 Metzen / schwartz Mehl 25 Metzen / Kleyen acht Metzen. Aber lauter von einem gantzen Muth Korn soll er geben 45 Metzen und zwey Viertel / Kleyen acht Metzen. Von drey Strichmetzen Gersten soll er geben grosz gerollte Gersten drey Achtel / Grieszbrein drey Viertel und ein Achtel / und Spridern drey Viertel. Von drey Strichmetzen Habern / soll er geben schönen Haberkern drey Viertel.

Cap. CIV.

Von der Becker-Ordnung.

1. Die Semmel-Becken haben den Schratwaitz-Kauff / so lang das Fähnlein in Jahrmärckten nicht aufgesteckt ist / vor allermänniglich / sie sollen aber kein Trayd oder Mehl kauffen / solches wieder zu verhandeln / ausser was sie zum Gebäche verbrauchen.

2. Sollen sie sich bewerben / genugsame Mühlen zu haben / damit sie im Gebäche nicht verhindert werden.

3. Wofern ihnen die Müller nicht genug mahlen möchten / sollen sie Erlaubnus haben / mit Vorwissen der Verordneten / ein schön Semmel-Mehl zu kauffen.

4. Sollen sie ihre Jungen zur Zucht und Einigkeit anhalten / und wer darwider handelt soll gestrafft werden / nach Erkanntnus der Verordneten.

5. Wo die Becken / die sich auf einer Mühl zu schratten angenommen / durch sich selbst / oder ihre Knecht / aus muthwilligem Unfleisz / den Müllern an ihren Mühlen / erweislichen Schaden thäten / den sollen sie gebührlich abtragen.

6. Sie sollen auf alle Gebäche des Brods / es sey Semmel / Pollen oder Rocken ein jeder sein besonders und eignes Zeichen haben und aufdrucken / wers nicht thut / soll 72 Pfen. Straff geben.

7. Sollen sie auch / neben dem andern Brod / von Semmel und Pollen allzeit Pfentwert-Semmel backen / bey vorigem Pönfall.

8. Sollen sie allzeit / wie viel auch von wem / und wie theuer sie Waitz oder Trayd kauffen / dem Metzenleiher ansagen / bey Verfallung des Getrayds / da mans unterliesse.

9. So offt sie Waitz oder Trayd auf die Mühlen bringen wollen / sollen sie solches denen verordneten geschwornen Aufsehern zuvor ansagen / die solches fleissig besichtigen und aufzeichnen sollen / und Zettel geben / damit mans bey den Stadt-Thoren hinaus lasse / zu Verhütung vielerley Unordnung zwischen den Becken und den Müllern; wer es nicht thut / soll zehen Gulden Straff zu gemeiner Stadt Gebäu erlegen. Soll auch gleicher massen / wenn das Mehl wieder von der Mühl geführt wird / durch den geschwornen Mehlmesser gemessen und aufgeschrieben werden / bey gleichem Pönfall.

10. Dem Becken solle jederzeit / nach hohen oder ringen Werth / das Pretium also gesetzt / darinnen ihme die Kost / Belohnung / und was seinem Handwerck nach / darauf geht / samt einem Christlichen / billichen Gewinn / nachgesehen werden / der es auch bey Pönfall also zu geben schuldig seyn / und das Gewicht / so ihm auferlegt worden / in acht nehmen soll.

11 Von dem Gebäcke / so sie um den Lohn backen / sind sie schuldig von 32 Pfund oder einem Strich Mehl / Jedermänniglich 12 Laib Brod / dern jeder 3 Pfund und 16 Loht / wol und recht gebacken Brod / zu erstatten. Wer aber Hof-Laiblein oder Röcklein / wolte backen lassen / dem musz er 40 Pfund Gewicht von 32 Pfund Mehl geben.

Was weiter die Becken-Ordnung zwischen Meister und Gesellen / und wegen des Gewichts / und der Weissen anlangt / hab ich weil es dem Hausvatter nichts einträgt / allhier nicht melden / sondern den begierigen Leser zu denen gefertigten und gedruckten Becken-Ordnungen weisen wollen.

Cap. CV.

Von gerollter oder geneuter Gersten und Hirsen.

Wir hätten zwar hier vom Rocken- oder Gersten Mehl und Griesz Anregung thun sollen; weil aber dessen im dritten Buch allberit gedacht / worden / wollen wir hier ferner schreiten / und itzund von der gerollten Gersten und Hirsen reden.

Die Gersten betreffend / verwundert sich der alte D. Carrichter / weyland Kaysers Max. II Hochlöblichster Gedächtnüsz / weitberühmter Hof-Medicus, in seiner teutschen Speiszkammer / nicht unbillich über Cornelium Celsum, dasz er die Gersten (so doch den Krancken nichts bequemers kan fürgetragen werden) unter die Dinge / die eines bösen Safftes sind / hingegen aber Melaune und Kürbis unter die gutsäfftigen Gewächse gezehlet und aufgezeichnet hat. Und weil die Gersten kalter und trockner Natur ist / auch weniger Nahrung gibt / denn der Waitz / als ist sie den schwachen Mägen / welche die Krafft / starcke Sachen und Speisen zudigeriren / nicht haben / wegen leichterer Concoction / sehr dienlich / kühlet auch die entzündte hitzige Leber / hat dabey eine trocknende Eigenschafft / die Schleim und Phlegmata zu verzehren; ob aber die kleinere oder gröblicht geneute Gersten gesünder ist / wollen wir den Herren Medicis auszudisputiren heimgeben; sie wird nicht allein denen Krancken in Fleischsuppen / oder Butterbrühen / sondern auch den Gesunden in Milch nützlich und ergäbig fürtragen.

Gersten mit Mandel Milch zu einem Müslein gesotten/ und mit ein wenig Zucker-Penidi süß gemacht/ ist eine heilsame Speis und Artzney (wie Tabernæmontanus lehret) in dem Seitenstechen / Brustige schwer. Lungensucht/ und allen hitzigen Gebrechen der Brust und der Lungen.

Grauppen zu machen / nimm zwey Scheffel Gersten/ netze sie ohngefährlich mit einem Stübichen Wasser/ in dem Stampff/ wann sie naß ist/ so stampffe sie so lang biß du siehest / das die Hülsen abgehet / darnach schwinge die Hülsen in einer Wannen ab / wann diß geschehen / so thue die Gersten wieder in den Stampff-Trog/ und menge darunter etwas waitzene Kleyen / stampff es wiederum eine gute Stunde/ darnach laß es durch ein Sieb lauffen/ so sind sie fertig

Gerstenbrühlein mit wolgebeuteltem Gerstenmehl/ ohne Butter/ Schmaltz und Oel bereitet/ und gar wenig gesaltzen/ dient wider die Geschwär des Magens ; mit frischer Milch aber ein Brühlein von reinem Gersten-Mehl gesotten un zimlich gesaltzen/ dient wieder die Geschwär der Nieren und Blasen / und wider alle innerliche Geschwär.

So ein Pferd anfängt zu husten / nim zwey Hand voll Gersten- Bohnen- und Wicken-Mehl / jedes eine Hand voll / zertreibs in lauem Wasser / und giebs dem Pferd zu trincken. Wer mehr von der Gersten Nutzbarkeit zu wissen verlangt, der besehe den von D. Casp. Bauhino vermehrten Tabernæmontanum, da wird er genung finden.

Der geneuete Hirßbrey ist ein starckes sattsames Essen / und wiewol er harter Däuung ist / giebt er doch denen arbeitsamen Leuten gute Nahrung / daher er für das Gesind sehr wohl und ergäbig zu brauchen/ auch für die Tagwercker und Robather ; ist sonst kalt und trockner Eigenschafft / stopffet den Leib / ist kalt im ersten / und trocken im drittem Grad/ doch mit einer subtilen Substanz. Hirsbrey mit Milch oder Fleischbrühe gekocht und wol gesotten/ ist fast dienlich den Säugenden / die wässerige Milch haben / es macht die Milch gut und dick.

Antonius Guainerus, ein berühmter Artzt/ schreibt in Curâ Tertianæ von einem Tranck / den der heilige Ambrosius gemacht und gebraucht / und zu Mayland vielen Leuten solle geholffen/ und das Dreytägige Fieber vertrieben haben / der wird also zugerichtet: Nimm geschälten oder geneuten Hirsen ein Pfund / seud den in drey Pfund Wasser/ biß der Hirsen aufbreche/ und das Wasser färbe/ von diesem durch gesiegenen Tranck solt du einen zimlichen Trunck thun/ an dem Tag wann dich das Fieber geschüttelt hat/ und sich die Hitz schier enden und nach lassen will darauf solt du dich wol decken und schwitzen.

Und wiewol der Hirs unter die Bauren-Speisen gezehlt wird/ hält man doch den so genannten Wachtelbrey nicht minder für ein Herren-Essen / wann er mit abgestossenen Mandeln / süsser Milch und Zucker/ gleich einem Reise/ gekocht/ und mit fetten gebratenen Wachteln oben belegt wird. Wer mehr davon zu wissen verlangt / besehe vorangezogenen Tabernæmontanum.

Cap. CVI.

Vom Habergrieß/ Haberkorn und Heiden.

GAlenus will / der Haber sey in der Speise warmer/ und in der Artzney kalter Eigenschafft/ er restringirt und stopfft den Leib / ist aber beederseits nützlich zu gebrauchen ; wird nicht allein von gemeinen Leuten zur Speise/ sondern auch auf vornehmer Leute und grosser Herren Tafeln aufgesetzt und genossen ; man hat auch aus Erfahrung/ daß die Kinder/ die von Haber-Grieß oder Kern gespeiset sind / sehr starck und wol gefärbt davon werden/ und daß sonderlich die gemeinen Engelländer theils ihre Kinder allein mit Habern speisen / und ihnen Morgens und Abends zur Narung einen guten dünnen Haberbrey machen, darein sie Brosamen von Rocken-Brod einribeln/ und damit dick machen/ mit diesem müssen sie sich Morgens und Abends sättigen/ davon sie dann so schön und starck werden/ wie Milch und Blut gefärbet/ daß sich auch der gelehrte Mann D. Guilielmus Turnerus darüber verwundern müssen/ welcher seine Kinder ebenmässig mit solcher Speise erzogen/ und dem Habern deswegen eine besonders Preiß und Lob zugeschrieben / auch denselben mehr als zuvor in sondern Würden gehalten/ wie Tabernæmontanus bezeuget.

Die Haber-Speise dienet insgemein für alle hitzige Haubtwehen / ingleichen zu allen Kranckheiten des Haubts und der Augen/ die von Hitz entspringen / denen Schwindelsüchtigen und Hirnwütigen / auch denen Paralyticis, bekommt wol den Hustenden / und die Aposteme und Seitenwehe haben / wie auch denen Leber- und Miltzsüchtigen / und den jenigen / so mit der Tertianâ oder Quartanâ behafftet sind ; ist weiters gut für die Harnwinden / für die Haiserkeit/ und alle Gebrechen der Brust / so von der Hitze herkommen / fürs Eyter- auswerffen / und ist (wie offtermeldter Tabernæmontanus schreibet) eine gebenedeyte Speise und Artzeney in allen hitzigen und pestilenzischen Fiebern / dienet überdiß aus- und inwendig zu allerhand Kranckheiten / wie daselbst weitläufftig zu finden und zu lesen ist.

Der Heiden wird zur Speise gedörrt/ und auf den Stämpffen seiner Bälge beraubet / oder auf der Mühl geschrotten ; ist für das Gesind eine gute ergäbige Speise / wird leicht verdäuet / setzt sich bald / und macht ein zimlich gutes Geblüte / gehört auch in eine Wirtschafft im Vorrath/ weil man/ durch Abwechslung der Speisen/ desto besser fortkommen kan. Es ist der gemeine ungeneuete Heiden eine gute Mastung / so wol für das Rindvich als die Schweine und macht die Hüner über die massen feist und leibig / wann man ihnen denselben allein zu essen gibt.

Cap. CVII.

Vom Mahensaamen-Lein-Oel/ und Flachsdotter: auch andern Oelen.

Das Mahen-Oel (Tabernæmontanus schreibet) wird auf dreyerley absonderliche Weisen zugerichtet: Erstlich/ wird es ausgepresst von dem geröstleten Saamen/ und dieses ist an Krafft das geringste.

Das andere/ so viel stärcker ist/ wird von den Blumen auf solche Weise bereitet: Nimm frische Blumen vom Mahensaamen sechs Loth/ zerstoß sie wol zu einem Mueß/ thue sie in ein Glas/ gieß ein halb Pfund/ und einem halben Vierding Baumöl darüber/ stells an die Sonne/ laß es also etliche Tage baitzen/ denn setz es in doppelten Geschirr mit Wasser über/ laß es gemächlich sieden/ drucks durch ein Tuch; nimm hernach wieder andere frische Mahensaam-Blumen/ verfahre wie vordemit/ und das thue drey- oder viermal.

Das dritte ist am gebräulichsten: Nimm grüne unzeitige Mahensamen-Knöpff mit dem Saamen/ der Blätter und Blumen von Mahensaamen jedes zwey Loht/ zerstoß es wol/ gieß darüber zehen Loth frisches und wolgewaschenes Baumöl/ stell es an die Sonnen/ und seuds in doppeltem Geschirr/ im Wasser/ wie vorgemelt/ und verändere zum dritten- oder vierdtemal die Knöpffe/ Saamen / Kraut und Blumen; solches Oel bringt den Schlaff wieder / löschet alle Entzündungen in hitzigen Fiebern / mildert den hefftigen Haubtwehe stillet die bösen von dem Magen ins Haubt steigende Dämpffe / kühlet und befeuchtiget. Es sollen aber Haubt/ Schläfe/ Stirn und Naslöcher wol damit bestrichen werden.

Aus den Lein-Saamen wird ein Oel gepresst/ welches zu vielen Sachen/ so wol zu Lampen/ (dadann nach Augustino Gallo Zeugnuß/ neun Untzen so lang dauren als zwölff Untzen Baumöl) als auch in der Artzney genutzet wird; distillirt wird es inwendig in dem Leib für die Colica und Darmgicht/ neben andern Ingredientien gebraucht/ vertreibt die Flecken und Mähle der Haut.

Diß Oel/ sagt Tabernæmontanus, ist eine sondere gute Artzney wider daß Stechen oder Seiten-Geschwär/ und wider den schweren Athem/ warm getruncken; es muß aber frisch und neu seyn/ denn das alte hitzet und macht Unwillen; diß Oel dienet auch wider den Stein und Lendenwehe. Aeusserlich wirds gebraucht wider den Krampff / starrende Glieder/ und wider den Gebrechen des Afftern / als Geschwulst der güldenen Ader / Feigblattern / Schrunden/ und dergleichen Schmertzen/ es erweichet auch die Mutter.

In Polen und an etlichen Orten / werden mit dem Lein-Oel die Speisen gekocht/ hat aber einen widerwärtigen Geschmack; Ich habs gesehen / daß sie das Lein-Oel aufs Brod / wie Hönig oder Butter / geschmiert/ und also gessen welches vielleicht mehr gesund/ als wolschmäckend ist. Gewonheit ist eine andere Natur.

Lein-Oel zuzurichten / daß es weiß werde. Nim drey ausgedrehete Büchsen von Eichenholtz/ setz eine in die andere / thue sie zu einen warmen Ofen / und das Lein-Oel gieß in die oberste Büchsen / daß es durch die andern lauffe in ein untergesetztes Geschirr / so wird es weiß. Oder nimm ein Pfund Lein-Oel/ thue einen halben Vierding Rebaschen darein und ein halbes Seidel Laugen / laß eine Stund lang sieden / laß es sich wieder setzen / gieß es von den Fecibus herab / und laß an der Sonnen ein Viertel Stund stehen. Zum Verniß aber wird des Lein-Oels eine halbe / mit einer halben Wasser in einer Flaschen / an den Sonnenschein gestellt/ so wirds zähe wie Verniß/ und verliert die Farbe nicht.

Das Flachsdotter-Oel wird auch von dem Saamen dieses Krauts gemacht / heisset in denen Apothecken Oleum de Sesamo, wird gebraucht / wenn der Schlund oder Kehl rauh und scharff sind / solche wieder zu lindern und zu befeuchten / macht eine helle / reine und klare Stimme; äusserlich gebraucht / hats die Wirckung zu erweichen / zu sänfftigen/ und zeitig zu machen.

Man kan aus allerhand Saamen-Oel pressen/ sonderlich auch aus dem Capus, oder Kohlkraut-Saamen; Erstlich/ müssen die Saamen von aller Unsauberkeit gereinigt seyn / und werden auf den Oel Mühlen gemahlen oder gestämpfft; oder hat man wenig Saamen / mag man den in einem Mörsel wol zerstossen / und wann er wol gestossen ist / kan man auf ein jedes Pfund Saamens ein Untzen Wassers oder guten vierdigen Wein giessen / und wieder stossen / biß alles wol gemengt ist; hernach thut mans in eine eiserne oder küpfferne Pfanne / machts über einer Glut heiß / und rührts entzwischen immerzu so lang / biß man die Hand nicht mehr darinnen leiden kan / dann thut mans in ein Säcklein von starcker dichter hänffenen Leinwath gemacht / verbindet es/ legt in eine Preß/ und zwingt das Oel heraus. Das Oel aus dem Cabus-Saamen ist warm und windichter Eigenschafft/ dienet denen frigidis, macht wol däuen; die Waffen damit eingesalbt / erhält sie vor Rost.

Das Rettichsamen-Oel ist auch dienlich zum verdäuen/ treibt die Wind aus dem Magen/ und vertreibt den Stein aus Nieren und Blasen.

Das Senff-Saamen-Oel ist ebenfals zu allen diesem gut/ macht wol harnen / befördert den Frauen ihre Zeit / den Leib und die Lenden damit gesalbt / auch die Mutter. Eingenommen/ vertreibt es das Seitenwehe / und reinigt die Mutter.

Küttenkern-Oel ist fürtrefflich bewährt / für allerhand böse Zustände des Magens / stärcket denselben / treibet die Winde aus/ und befördert die Däuung/ stärcket die Natur / und macht guten Lust zum Essen / dienet auch wol für die güldene Ader / und zu andern Fisteln. Also kan man aus Kranwetbeeren / Nüssen / Mandeln / Zirbelnüßlein / Eicheln / Weinbeerkörnlein/ und dergleichen/ gute und in der Artzney nützliche Oele machen. Wer mehr davon wissen will/

der besehe D. Lionardo Fioravanti in seinem Tractat Tesoro della vita humana, libro 4. capite 46. & sequentibus.

Das Oel von Haselnüssen soll sehr gut und wolgeschmack zum Essen seyn / man bekommt von zwölff Untzen geschälter und gereinigter Haselnüssen / die gedörrt sind / acht Untzen Oel. Man nimt zwölff Untzen geschälte und gedörrte Haselnüsse / die stösst man in einem Mörsel / mit einem höltzernen Stämpffel / ziemlich sachte / daß sie wie ein Kuchen werden / dann giesset man ein wenig heisses Wasser daran / und lässt es eine Stund also stehen; hernach stösset man sie stärcker / als zuvor / und presst sie zwischen zweyen Bretlein / oder auf einer Presse / und fängt das Oel auf / in einem Geschirrlein. Dieses kan auch aus Buch-Eckern also geschehen / das ist wie süsses Mandel-Oel zum Brennen und zur Speise / diese geben reichlich Oel / und was überbleibt dient zur Rinder- und Schwein-Mast.

Cap. CVIII.

Vom Rubensaat-Oel / Hanff-Oel / Rocken-Korn- und Waitzen-Oel.

An etlichen Orten in Teuschland werden gantze Aecker voll mit wilden Ruben gebauet / allein wegen des Saamens / den sie dörren / ein Oel daraus machen / und solches in den Lampen / an statt der Liechter / im Hause gebrauchen; wird auch wol von armen Leuten / in der Speise genossen / die Wurtzen ist hart und spissig / und kan zu nichts dienen.

Das Hanff-Oel wird gleichfalls vom Saamen ausgepresst / und dienet sonderlich wieder die Ohren-Gebrechen / als wann Jemanden die Ohren verstofft seynd / treuffe er warmes Hanff-Oel hinein / diß thue er auch wann die Ohren schwüren / so treibt es die Feuchtigkeit heraus / doch soll mans so warm eingiessen / als als mans leiden kan.

Rockenkorn-Oel / in M. Friderici Helbachii Oliveto wird also gemacht: Nimm Rockenkorn / leg es auf einen Ambos in einer Schmiedten / oder sonst auf einem Eisen / daß es ein wenig thalhännig sey / drucke darnach ein glühendes Schien-Eisen darauf / so fliesset ein Oel heraus / das sammle in ein Geschirrlein.

Andere legen daß Korn zwischen zwey eiserne Blech oder Platten / die gar heiß gemacht sind und pressen das Oel heraus. Oder / sie legen das Korn zwischen einen Marmelstein und eine Feuer-heisse eiserne Platten / drucken die fest zusammen / und empfangen also das Oel / das heraus tropffet.

Andere stossen das Korn grüblicht / thuns in ein Kolben-Glas / und ziehen das Oel davon / durch die Distillation / wie andere Chymische Oele.

Etliche nehmen einen guten Theil Rockenkorn / stossen es gröblicht in einem / Mörser / thuns darnach in eine Pfanne / rösten und machen es heiß über dem Feuer / im Rösten besprengen sie es ein wenig mit einem guten Wein / und wann es wol heiß ist / thun sie es unter eine Presse / drucken das Oel davon aus / und behalten es.

Wie man aber auch dieses Oel zubereitet / so reiniget und vertreibet es alle unreine Flecken der Haut / heilet die Rauten und Flecken des Angesichts / vertreibet die Schäben / Schrunden / Zittrach / und die schwierende Häubter der jungen Kinder.

Es wird (wie gleichmässig Helbachius in seinem Oliveto berichtet) das Waitzen-Oel auf mancherley Form und Weisen bereitet: Etliche drucken es aus zwischen zweyen glühenden Blechen; andere machens auf einem Ambos / wie oben von dem Korn vermeldet worden.

Marcellus Empiricus heisset den Waitzen auf einen glühenden Ziegel ausbreiten / und das schwartze Oel / so heraus lauffet / mit einem Löffelein sammlen; Etliche andere bereiten dieses per descensum, wie das Oel / vom Wacholder-Holtz / daß sie es untersich brennen / in zweyen Häfen; ist fast mit dem Korn-Oel gleicher Wirckung / nütz- und dienlich / die Zittermahl und Flechten damit zu heilen / deßgleichen den scharffen beissenden Grind / Rauden / und alle andere Befleckungen der Haut / machet auch die rauhe Haut des Leibes glatt und schön.

Erstbemelder Marcellus Empiricus lobet es zu dem geschwollenen und aufgelauffenen Zäpflein / so mans nur einwenig damit bestreichet / oder anrühret / soll es von Stund an helffen / dienet auch für die umlauffenden Flüsse in den Beinen / davon sie gantz roht werden und geschwellen / also / daß man weder gehen noch stehen kan. Und eben auf diese Weise mag man das Oel von Gersten / Haberkorn / und anderm Getrayd / zurichten und bereiten.

Cap. CIX.

Vom Krafft-Mehl.

KRafft-Mehl zu machen; Nimm Waitzen/ so viel du wilt/ thue den in frisches kaltes Wasser/ laß ihn darinnen ligen/ rühre solches des Tages offtermals um/ gieß alle Täge einmal frisches Wasser darüber; nach dem fünfften Tag seihe das Wasser rein ab/und gemählich/ damit nicht etwa die Kleyen mitgehen/ das letzte abgegossene Wasser heb auf in einen saubern Geschirr/ den Waitzen aber stoß wol/ und streich ihn durch ein Tuch/ oder härenes Sieb/ misch allzeit bemeldtes aufgehebtes Wassers ein wenig darzu/ daß es desto lieber durchgehe; das durchgestrichene setze an die Sonne/ daß es trocken werde. Man soll aber dazu vornemlich einen jungen heurigen Waitzen nehmen/der erst drey Monat alt/sauber und vollkommen/ nicht brandicht oder verschrumpft ist.

Etliche befeuchten ihn nur des Tages fünffmal/ auch zur Nacht einmal; wann er dann gar wol weich worden/so schütten sie das Wasser fein sittsam herab/ daß nicht etwas gutes zugleich mit abgegossen werde/ knetten und stampffen alsdann den Waitzen mit reingewaschenen saubern Füssen gar wol/und bereitens/wie gemeldet.

Die Kleyen/ so am Tretten obenauf schwimmen/ nimmt man mit einem Sieb oder Sieb-Löffel sauber herab; es muß aber das Krafft-Mehl/ oder wie mans in Oesterreich heisset/die Stärcke/bald an warmer heißscheinender Sonnen getrocknet werden/ denn so es ein wenig zu lang feucht bleibet/ersäuret es.

Zur Artzney muß man nur das jenige nehmen/ was noch frisch/ neu/ weiß und glatt ist; seine Eigenschafft ist/ daß es mildert/ lindert/ stopffet/ trocknet und kühlet/ doch mit einem Temperament/ wird so wol in der Kuchen/ als in der Artzney/ zu vielen Gebresten des Leibes/ inwendig und auswendig/ nützlich gebraucht.

Mit Mandel-Milch zu einem Müeslein gekocht/ und offt gebraucht/stillet es die rothe Ruhr/und dergleichen Bauchflüsse/ gibet zugleich gute Nahrung. Davon ein Süpplein bereitet/ ist denen gut/ die Blut speyen; das Krafft-Mehl mit Gersten-Mehl und Zucker vermengt/ ist eine gute Speise denen/ die von der Husten gequälet sind.

Den Schwindsüchtigen/ und denen/ die mit einem dergleichen Fieber behafftet sind/soll man ein Müeslein von Krafft-Mehl und wolgesottener Gerstenbrühe ohne Butter bereiten/ das ist ihnen nicht allein eine gute Speise/ sondern auch eine heilsame Artzney.

Wider die Haiserkeit/ rauhe Kehl und Brust/ so von scharffen Flüssen herrühret/ mache ein Müeslein von Krafft-Meel mit frisch-gemolckener Milch/und einem Löffel voll Hönig/laß es wol sieden/und gibs warm zu essen/ es hilfft.

Wider die Geschwär der Lungen und das Eyterauswerffen: Nimm Krafft-Mehl gepulvert vier Loth/ des Schleims von wolgesottener Koch-Gersten acht Loth/ junge Hüner- und junge Hanen-Brühe/ so viel es genug ist/ sied es wol miteinander zu einem Müeslein/ und giebs dem Krancken täglich zu essen/ nähret trefflich/ und ist dabey eine herzliche Artzney. Ist auch sonst zu vielen innerlichen und äusserlichen Schäden dienlich/ wie bey dem durch D. Hieronymum Bauhinum Anno 1664. verbesserten Tabernæmontano nach der Läng zu sehen. Ohne daß es die Weibsbilder/ zu Stärckung ihres subtilen Schleyers/ Cammer-Leinwath und Gezeuge/ insgemein zu brauchen pflegen.

Cap. CX.

Von Concentrirung des Korns.

JOhann Rudolph Glauber in seinem Tractätlein/ intitulirt/ Trost der Seefahrenden/ setzt dieses Mittel/ so auf denen Schifffahrten hoch-nützlich zu seyn/ von ihm gerühmet wird/ daß es für Hunger und Durst solle bequemlich seyn/ mit folgenden Worten: Man machet aus Rocken/ Haber/ Waitzen/Gersten/oder welchem Korn man will/ ein Maltz/ wie solches in dem Bierbräuen gebräuchlich/ und kochet oder ziehet den besten Safft daraus/ gleich als wann Bier heraus sölte gemacht werden/ und köchet diesen Extract in breiten und niedern Pfannen/ oder kupffernen Kesseln fein langsam/ zu einer Hönigdicke; die Trebern oder Hülsen/ davon dieser Safft genommen ist/ wird dem Vieh gegeben/ der Safft aber kan füglich über See verführt/und wann man will/mit Zuthun eines Hopffen-Wassers/ zu Bier gemacht werden/und da gemeiniglich acht Tonnen Korn eine Tonne Safft geben/und eine Tonne Korn gibt insgemein anderthalbe und wol zwo Tonnen Biers/so kan eine Tonne Safft auch aufs wenigste 8/ 10/ 12/oder mehr Tonnen Bier geben; das rechte Bier kan unterwegens leicht verderben und sauer werden/ dahingegen der Safft/ wann er vor dem Lufft verwahret wird/gut bleibt. Diß ist ein Vortheil/ weil man zu allen Zeiten aus diesem Safft frisches Bier haben kan.

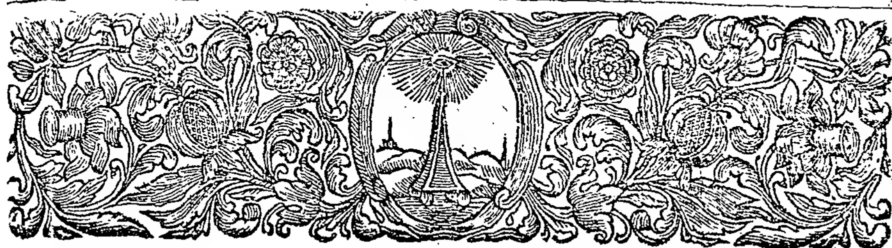
Der andere Nutzen ist/daß man diesen Safft vorher daheim mit gutem Rocken-Mehl/an statt Wassers gebrauche/ und ein kräfftig Brod daraus backe/ welches Brod auf den Schiffen weit kräfftiger ist/ als das gemeine Brod/ das auch die Krancken laben und erquicken kan; wann man mit dem dicken Kornsafft ein fein gesiebt Mehl von gutem Maltz gemacht/ zumenget/ und Brod daraus bäckt/ solches nach dem Backen voneinander schneidet/ und noch einmal in den Ofen schiebet/daß es gantz dürr und trocken wird/ alsdann in Kisten und Fässern vor dem Lufft bewahret/

und mitführet/ so kan man/ im Nothfall/ solches Brod nur mit heissen Hopffen-Wasser übergiessen und gieren lassen / wird es alsdann zu Bier; das jenige / so nicht ins Wasser gehet oder zu Bier wird / kan man nehmen/ in einem Kessel warm machen/ ein Stuck Butter hinein werffen/ so gibt es den Schiffenden eine gute Wärme in dem Magen / immer so gut oder besser/ als wann sie Brod in ein Bier gethan hätten. So aber jemand das Bier nicht gern bitter hat / darff man keinen Hopffen mit dem Wasser kochen / sondern nur das Brod mit süssem Wasser gieren lassen/ ist ebenmässig gut zu geniessen.

Man könnte auch wol solches Biscottum oder dürzgebacken Maltzbrod klein mahlen / und alsdann in Kisten und Fässern fest aufeinander stampffen lassen/ und mit sich hinführen / wo mans vonnöthen hat / solches mit gekochtem Wasser anmengen / und in einem offenen Faß/ daß auf einem Boden stehet / gieren lassen/ so steigt das Maltz alles über sich/ und wird ein herrliches und gesundes Bier / welches man von unten abzapffen kan/ erlangt man alsdann ein so klar Bier/ als wann es etliche Monat abgelegen wäre / dann das Mehl und Trübe hat sich von dem Klaren geschieden/ und so das Klare abgelassen / kan man das Dicke auch aus dem Faß schöpffen/ und mit Butter aufkochen/ ist lieblich und gut zu essen / viel gesünder und verdäulicher/ auch kräfftiger/ als Bohnen/ Erbsen / oder Habergrütz/ geht dergestalt gar nichts verlohren / und gibt ein solches Brod oder Mehl ein gut Bier zu trincken/ auch guten Brey zu essen / und kan man sodann zu allen Zeiten des Jahrs auf den Schiffen ein kräfftig wolgeschmack neu oder frisches Bier haben; da mans vonnöthen/ kan man auch einen sauren Essig davon machen. Es möchte diß wol in vornehmen Haubt-Vestungen / bey beförchtenden Belägerungen / eine nicht schädliche Provision seyn: Doch scheinet alles diß mehr eine Speculation eines Otiosi, als zu practiciren thunliche Sache seyn/ die ich weder bejahen noch gäntzlich widersprechen will.



PRO-



PRODROMUS
LIBRI OCTAVI
EQVILE.

RUris Delitias & vitæ simplicis Auram
Hactenus attulimus, nunc ad potiora vocamur.
Depingatur Equi genus & formosa propago,
Ecquod enim in toto est Animal generosius Orbe?
Fortius aut melius? vel ad actus utile tantos?
Unde suo merito summis pretiosus habetur
Principbius Bellator equus, dans fulmine Martis
Perficiendarum compendia maxima rerum.
Quos non terrores Equitum celer impetus affert,
Si subitò irrumpunt, velocem cum alite cursu
Antevolant Famam; pavidas percellere mentes
Cum vehementi æstu, & grandi formidine possunt.
Antè quidem captas, quàm obsessas sæpius urbes
Hâc ope sentimus, quantis Censoria curis
Roma suos Equites habuit, pœnisquè repressit;
Si macilentus equus, Bello vel inutilis esset.
Turca subegisset non per sua sæcula partes
Mundi præcipuas Equitum sine viribus unquam,
Caucaseis sed adhuc ignavè hæreret in antris,
Huncquè ultra Tanaim torrens Mæotis haberet.
Humano ingenio non convenientius ullum
Aut Pace & Marte utilius; pugnâquè jocôque
Est animal; sequitur fidi quæcunq; Magistri
Jussa, velut positas dextrè moderatur Habenas;
Si furit, ille furit, renuitq; nec arma, nec ignes,
Aut rapidos Fluviorum æstus tranare natando.

Si placidè incedas, & Equus non durius instat.
Sic animum Domini infusum sibi ferre videtur,
Ut quasi cum Sessore suo coalescere credas.
Vis igitur sobolem Armenti dare? pascua primùm
Selige, plana licet, suspenso aut edita dorso
Sint sita, dum campis permultum gramen abundet;
Et rivus potum & patulam nemus afferat umbram.
Præcipuè generosum adeò discerne parentem
Condignos ad concubitus; solido ungula Cornu
Nigra cavata parùm, junctura brevissima Tali
Poplite sub firmo, sine multâ Tibia carne;
Non Genu inæquales dehonestent flexile nodi,
Crura torosa & coxendix, acresquè Lacerti,
Musculi in augusto nervosi pectore, plenis
Emineant venis, curtus lateri ambitus omni
Atquè canaliculus mediis è clunibus instet.
Constrictus Venter, Lumbi latiquè rotundi.
Instabilis non sit setosæ motio Caudæ,
Plena pilis; Collum tenui laudabile formâ
Curvatum, ut Galli erectum, mediocre, jubatum.
Sit Capite exili, sed acutis auribus, ampla
Fronte, vigens oculis, Maxillæ utrinquè minutæ,
Naribus aëreis, humentia laxus in ora;
Labraquè crassa porum; Calor est Spadicis honestus
Et nigris, & qui Scutulato tergore picti.
Esto Equa par forma, laterum prolixior ordo
Sit tantum, & venter paulò amplior, ubera pressa.
Cæterùm Equus vivos animis enutriat ignes,
Ex Aquilâ sumens oculos, è Lyncibus aures.
Cumquè suo primum mox ver illuxerit ortu,
Admittendus Equæ cautè, curetur Equarum
Cultura egregiè, ne quà potusquè cibusquè
Deficiant, donec pituræ denique pullos
Incipiant teneram per prata adducere prolem.

Secernenda tamen tua ſunt Armenta quotannis,
Vendendus ſenior, ſucceſſio junior adſit.
At prius inſtituas non duro examine pullum,
Quàm quartum, exactâ ſerie compleverit annum,
Et quintum incipiat. Majori robore cruræ
Conſolidantur enim, & peragit prolixius ævum,
Imprimis Faber innocuam tolerare juventam
Diſcat, & haud rudibus teneram corrumpere factis
Ferro aptè applicito ſolearum exſcindere callos,
Et placide relevare pedes, veſtireque calces.
Præbeat & juſtam ſolers ſtabularius eſcam
Ceu decet, & potum, ſtrigiliquè abſtergere ſordes
Sollicitus, ſolito & Poppyſmate mulceat illos.
Excipiant liquidam ſemper præſepia lucem,
Ne poſita in tenebris, dubiâ formidine ludant.
Sæpe, ſub Incudem ferrum dum malleus urget
Scintillæquè micant, ſonitusquè per aëra gliſcit,
Sæpe Molas, ſpumante undâ, ſtrepituquè Rotarum
Præterducat equos, imò dum pabula carpunt
Tympana ſæpè ſonos edant, & machina belli
Perſtrepat, ut tandem aſſueti confidere diſcant.
Quod ſi tempus adeſt, pullum informare docendo
Ut vel Equiſoni tradas, nî ſufficis ipſe;
Prima rudimenta & generoſas Caſtoris artes
Ad palum diſcat, medio campi æquore fixum
Corda adſtrictus Equus, dum dextrum, dumq; ſiniſtrum
Ad latus agglomerat, vegeto veſtigia greſſu.
Poſt ipſe inſideat, ſed nunquam ſigna furoris
In placidum fundat, niſi refractarius obſit,
Voce ſeverâ illum primò, vel verbere Virgæ
Caſtiget, tandem & duris calcaribus angat.
Sed nunc propoſitum non eſt hos tangere mores;
Ulterius veniendum. Ut ſunt mortalibus ægris
Diverſa ſtadia & variæ diſtermina vitæ

Conditio, differt ita Equus, non unus & alter
Singula ferre potest, ignavior Esseda vexet
Aut terram assiduo gratam proscindat aratro,
Unus iter constanter init, sed navibus alter
Helcia pertractis fert, tertius alite Campos
Pervolitat cursu, quartus sarraca trahendo;
Unusquisquè modis aliis servire laborat.
Si Mangonis Equum tibi fortè astutia prodit,
Et satis extollit, ne ficta encomia credas
Acriter ipse vide, & tangens, sellamquè petendo,
Exercèque probaquè prius, dentesquè pedesquè
Expende atquè oculos, sunt non fallacia signa
Dignoscendi habitum; sed & hoc Curator equorum
Præcipuè sciat, ut si forsitan ægra fatiscant
Corpora Equorum, apto præstet medicamine curam.
Nunquam irritet equos temerè petulantia servi.
Non memorem hìc Asinos, pigrum genus, atq; molestum,
Dum rudit, illepidisquè Domum clamoribus implet
Sed nutrimento facili, multoquè labore
Collaudatus adest. Equa si gravidatur Asello
Tum pariet justo majorem tempore Mulum,
Lecticæ assvetum, Cophinis rebusquè ferendis
Innumeris aptum, sed & hic glomerare tolutim
Sæpè gradus discit, Dominiquè ad frena vocatur;
Itala testatur Tellus, securius illis
Fervet iter, nec dant vehementia damna cadendo
Sicut equi, sed adest fumantia solvere tempus
Colla, & finito requiem captare labore.





Cum ad hanc Materiam nonnihil illustrandam conferre videretur Carmen meum, quod Generosissimo quondam (nunc beatæ memoriæ, qui Anno quidem M DC LXIII. 25. Martii, Fato functus immensum sui Desiderium reliquit) DN. JOHANNI WILHELMO Domino à Stubenberg, &c. Hippologiæ suæ, seu (ut vocavit) Normæ & Regulæ Armentorum Equinorum rectè ac perfectè instituendorum, Anno M DC LXII. Viennæ editæ præfixum fuit (Opere illo in paucorum manibus existente) ut memoriam demortui Amici integerrimi recolerem, hunc adjungere placuit.

In Amicissimi Baronis STUBENBERGII HIPPOLOGIAM.

EN Tibi quæ possum, & quæ debeo mittere, Damon
Institui effuso calamo, celeriquè Camœnâ.
Vellem equidem meliore; At scis in montibus altis
Calvitie informi, fruges plerumquè deesse.
Non est vena latens intus mihi, divitis auri
Argentiquè ferax, tantum est ignobile plumbum.
Contribuo tamen, & satis est angusta voluntas,
Dummodo prompta fluat, brevitas permissa dierum
Et velox studium Musam excusabit egenam.
Explorare potest, quod si non gratia Facti
Temporis extabit; citò dans bis tradere fertur.
Gratulor Ingenio, tibi sit quod idonea sumpta
Materia, Armenti dum qui delectus equini,
Quod pravi atquè boni certum discrimen haberi
Expendive queat, describens ordine pulchro
Persequeris; Quod enim hic Animal, quod pulchra creavit
Aut finxit Natura parens, vel charius esse
Utiliusvè potest Homini, quàm Bellica proles
Cornipedum exultans? seu Pax, seu turbida Martis
Ingruat hostili Tempestas acta furore?
Signa deinde mones, animum referentia fortem.
Ut brevibus Talis, firmo pede, fortibus Armis,

Pectore non arcto, brevis aure, & naribus amplis
Virgineisquè comis, aquilino & sydere constet.
Sint bonæ ubiq; notæ, solida ungula, tum color aptus,
Deinde intersecti presso discrimine clunes,
Finibus obscuris, humili ceu rivulus alveo
Elatum herciscens utrinquè interluit arvum.
Mox etiam docili monstras ante omnia pennâ,
Ut soboles diversa patrum vestigia monstret;
Cyllarus ut Psyllam, vel ut Iris Ariona, vernâ
Luce sequatur amantem ardens, & mutua nectant
Vincula Naturæ, dum prata hinnitibus implent,
Et stabulum pullis, ex quo ceu fonte perenni
Utilitatis aquæ humanum genus undiquè ditant.
Seligit ignavos, aret ut sua Rura Colonus,
Et pars ducendis aptatur ad Helcia plaustris.
Qui levior volat ad præfixa stativa Veredus.
Fœmineis servire choris Asturco tolutim
Incedens facili ori potest, molliquè meatu.
Seu pilenta trahat, seu plena petorita Nymphis.
Confectis senio sunt Esseda; mercibus apta
Utilibusquè domi rebus sarraca vehendis.
At quibus ardescit juvenili sanguine virtus
Exultant animosa suis animalia frenis
Haud duro premere imperio, super æquora campi
Alipedi volitare gradu, fluviosquè natando,
Saltando fossas, montes superare ascensu;
Seu nemore exagitare feras in retia malunt,
Sive per Aularum speciosâ incedere pompâ,
Fert animus spacia, atq; hastis pertingere metam.
Tu monstras facili quâ sit ratione domandus
Asper equus, rectè ut gyrum dextrâquè sinistrâque
Absolvat glomerante gradu, & se sistat honestè.
Morigerum caput ut frenis moderantibus instet
Firmius, & turpi non quassèt colla furore,

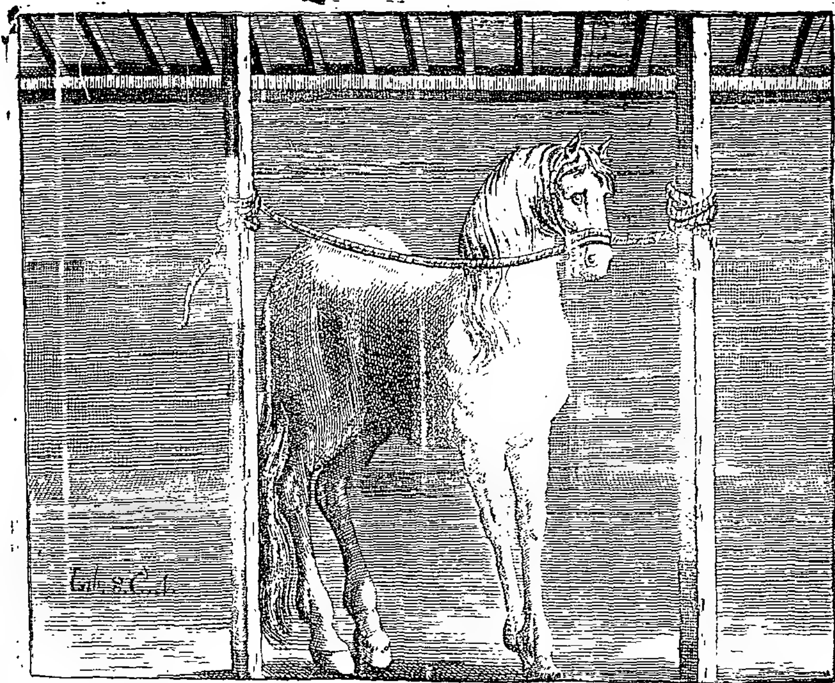
Morigerum caput ut frenis moderantibus instet
Firmius, & turpi non quasset colla furore,
Qui placidè in spumas & anhelos solvitur ignes,
Dum mordet chalybem frendens, dum surrigit aures,
Exhalant patulæ flammarum incendia Nares
Fumida, dum ludunt Vento impellente decoræ
Cycneâ cervice jubæ quibus oscula jungunt
Lascivæ Zephyrorum auræ plaudentidus alis.
Prominulis caput ingenuum ut spectabile venis
Obtutu ambiguo & proclivi ad pectora vultu,
Magnanimo variet Fastu, gressuquè superbo.
Ast ubi vipereis sævit Bellona flagellis
Accipiunt, revomuntquè horrenda Tonitrua Martis
Interruptæ Acies, instant fugiuntquè Phalanges.
Tunc bellator equus, mediis fremit acer inarmis,
Ille quidem objectos penetrans interritus ignes
Et rapidos Fluctus, & mille pericula Pugnæ
Gaudet inire ferox, fulgentesquè inspicit enses
Lumine securo, monitu ruit actus in omne
Intrepidus Fatum, velut urgent jussa Magistri.
Invitis etiam, timidus si Rector inhæret
(Haud pudor est Domino parere infirma jubenti)
Præcipitiquè fugâ rapidè petit invia plantis.
Sed quando invicto premitur Sessore, cruentos
Nil gladiiquè globiquè obsistunt, tranat in Hostes:
Imò etiam pulchram petit inter vulnera mortem,
Commoriturquè suo, pavido non corde, Magistro;
Fortunam partitus Heri, gaudetquè doletquè
Pro facie sortis. Sed iis virtutibus æquum est
Tam generosum Animal, geerosus pingat ut Autor.

Inhalt aller derer in diesem Achten Buch begriffenen Capiteln.

Des

Deß Adelichen Land- und Feld-Lebens Achtes Buch/

Pferd-Zucht.



Cap. I.

Vom Nutz und Adel der Pferde.



ES ist ausser allem Zweifel/ daß unter allen unvernünfftigen Thieren das Pferd das allernutzbarste und edelste sey/ dessen sich die Menschen in Schimpff und Ernst/ in aller Noth/ auf das allerbeste bedienen/ und so viel grosse und stattliche Werck damit ausrichten können/ daß ihm kein anders Thier auf der Welt dißfalls zu vergleichen/ vielweniger vorzustellen. Und obwol die Hunde mit ihrer artlichen und dem Menschen liebkosenden Eigenschafft/ mit ihrer Geschwindigkeit/ scharffen Geruch/ Treu und Wachsamkeit/ auch sich berühmet machen/ fehlet ihnen doch noch viel/ wann man dagegen die Nutzungen bedenken will/ welche ein Mensch von den Pferden zu hoffen. Daher auch diß Thier bey allen grossen Monarchen/ Königen/ Fürsten/ Generalen/ bey dem gantzen Adel/ und allen tapffern Soldaten den Vorzug hat/ davon die gantze Cavalleria, alle Cavallieri, Ritters-Orden und Ritterschafften ihren Ursprung nehmen und den Namen schöpffen. Ohne dessen Beystand/ man keinen stattlichen prächtigen Einzug anstellen/ keine Schlacht gewinnen/ keine ferne Reise mit Gelegenheit/ noch Turnier/ noch Ringelrennen/ noch Quintana verrichten; durch die Posten keine Zeitung

schneller/ als durch die Pferde/ haben kan. Daher auch die Alten die edlen und muthigen Pferde mit grossem Fleiß geschmückt und geziert haben/ wie Virgilius vom Könige Latino meldet lib. 7. Æneid.

——— Jubet ordine ducit
Instratos Ostro alipedes, pictisque Tapetis
Aurea pectoribus demissa monilia pendent
Tecti auro, fulvum mandunt sub dentibus aurum.

Des Pferdes hoher Muth und Adel wird auch daraus erkant/ daß es sich lieber und geschicklicher mit Sanfftmut und Gelindigkeit/ als furiâ und Ungestümm regieren und abrichten lässet; seinen Warter oder Reuter kennet und liebet/ und so wol seine Stimm/ als seine Faust und Schenckel (wo ers recht und gebührlich brauchet) erkennet/ und denselben folget/ so gar/ daß es durch Feur-flammende/ prausende/ tödtliche Canonen-Stuck- und Musqueten-Kugel/ strenge Wasserflüsse/ blancke Schwerdter und Spieß/ unerschrocken/ wann seyn Reuter will/ fortdringet/ auch solchen/ auf gegebenen Befehl/ mit unglaublicher Geschwindigkeit aus Gefahr/ Noht und Tod heraus trägt und zucket/ und wie es jener Italiener P. Tomaso Caraffa beschreibt: il Cavallo solo uno Squadrone armato appare, la cui tromba è il nitrito, il cui tamburo è il batter de' piedi, la cui bandiere sono le chiome, i cu strali gli orechi, il cui arco è il collo, le cui funi accese sono gli occhi, i cui moschetti lè gambe, i cui colpi sono i calci, cui Soldati sono gli Spiriti, Sargente l'ardire, Alfiere la velocità Capitano il furore.

Darum eben kein Thier zu finden/ das so hoch verlangt/ und um einen so hohen offt unmässigen Wehrt erkaufft wird. Ja/ keiner vermag des Pferds Güte und Tapfferkeit besser erkennen und rühmen/ als der/ entweder in einer Lebensgefahr oder Schlacht durch seine Beyhülffe überwunden/ oder entronnen/ weil seine schnellen Schenckel so wol dem Sieger/ als dem Uberwundenen dienen. Und wie Herr Bartas das Pferd beschreibt:

Demande le Combat, pennade, ronfle, brave,
Blanchit tout le chemin de sa neigneuse bave,
use son frein luysant, superbement joyeux,
touche des pieds au Ventre, allume ses deux yeux.
Ne va que de costè, se quarre, se tourmente,
Herisse de son col le perruque tremblante,
& tant des Spectateurs qui sont aux deux costez
l' un sur l' autre tombant, font largue à ses fiertez.

Und wiewol die Pferd manchmal um hohen Wehrt gekaufft werden/ ist doch die Warheit zu sagen/ kein Precium zu hoch/ wann ein Pferd gerecht/ beherzt/ schnell/ schön/ starck und gehorsam ist. So gar/ durch Vermittlung der Pferd/ ist Darius der Perser/ Primislaus aber/ der Böhmen König worden; daher auch bey den Heiden/ die höchste Ehr gewesen/ wenn sie Jemanden eine Statuam equestrem haben aufgerichtet/ weil sie geglaubt/ daß dieses edelmüthige Thier einem streitbaren Mann seine Ehre gleichsam vollkommen machen solte.

So ist nun das Pferd dem Menschen zur Noht/ zum Lust/ zum Reisen/ und zur Gesundheit bequem und dienlich; wir wollen aber/ weil wir uns der Kürtze beflissen/ dieses Encomium würdig zu verrichten/ andern und müssig gern überlassen/ und hiemit dieses Capitel beschliessen.

Cap. II.
Von Nothwendigkeit der Gestüttereyen.

Verwunderlich ist/ daß bey Erfindung der West-Indianischen Länder/ als Spanier Pferde hinein gebracht/ solche von denen Inwohnern/ sonderlich wann es von seinem Reuter besessen gewesen/ für ein Monstrum gehalten/ und dadurch mit desto grösserer Forcht überfallen/ auch desto leichter sind in die Flucht gebracht und bezwungen worden.

Das Pferd ist ein so nothwendiges Thier/ daß man seiner/ weder im Krieg noch im Friede/ weder in Glück noch Unglück/ ohne Ungelegenheit entbehren/ ja dardurch man schnelle unvermuthete und hohe Anschläge ergreiffen und ausführen kan; und verstehet keiner/ was im Krieg für Nutzen/ mit der Reuterey Geschwindigkeit und gewaltsamen Anfall/ kan verrichtet werden wer nicht selbst den Krieg mit Augen gesehen/ und in der That solches erfahren hat. Frische Exempel sind vorhanden/ daß ein Feldherr allein mit der Reuterey/ eine gantze Armee/ die mit Artiglerie und Fußvolck versehen gewesen/ durch unvermeynten und kühnen Angriff zertrennet/ in Verwirrung und Flucht gebracht/ und dardurch sein Land entschüttet und befreyet hat. Daher die alten streitbaren Könige und Kriegshelden/ die Macedonier/ Perser/ Meder/ Babylonier/ Tartarn (wie Herr Marx Fugger in seinem Buch von der Gestütterey/ im 13 Capitel/ weitläufftig erzehlt) stattliche und grosse Stuttereyen angerichtet/ auf begebende Nothdurfft/ eine unglaubliche grosse Reuterey ins Feld gestellet haben/ auch zu unsern Zeiten/ meistens der den Sieg erhält/ so die meiste und beste Cavalleria hat/ denn man die Stücke in Feld schlachten nicht so wol brauchen kan als vor denen Vestungen/ indem die Schlachtordnungen und Angriff nicht an einem Ort geschehen/ und die Reuterey bald hier bald da angefallen und die schweren Stück so schnell nicht zurichten sind/ zudem auch allzeit dieser Herr im Feld bleibt/ wer dem Feinde mit Pferden überlegen/ weil er die Proviant sperren/ die Fouragieri abfangen/ mit starcken und schnellen Partheyen das Land durchstreiffen/ und wann er auch im Feld geschlagen/ oder zu weichen gemüssiget wird/ dennoch nicht so viel Schaden leidet/ als der welcher mit wenig Reuterey versehen/ wann er die Feldschlagt verlieret/ zugleich Fußvolck/ Stuck und Reuterey in Wind schlagen und verlieren muß.

Also auch billich unser allergnädigster Kayser und Landsfürst/ auf die Gestüttereyen nicht wenig ausgibt/ und zu Pardubitz in Böheim/ und im Karst schöne und nutzbare Gestütte hat. Und gibt zwar das einige Königreich Ungarn/ darinnen nicht allein viel grosse reiche Herren/ von viel edlen Beschellern und guten Stutten die Gestüttereyen halten/ sondern auch gantze gereiche

Lib: 8. C. 2.



reiche / und von vielen Bronnquellen erfüllte Gebürge voller Pferde da sind / die / gleich den Wilden / Tag und Nacht / Sommer und Winter in dem Gebürge bleiben / von dannen man die Füllen / wann sie drey oder vierjährig werden (die sie die Wildfänge nennen) nach und nach mit Behändigkeit und List ausfänget und verkaufft / die aber anfänglich so widerspenstig und wild sind / daß sie allein mit Hunger und Durst müssen gedultiger gemacht / oder es müssen Ungarische Leute / welche damit umzugehen wissen / auf eine Zeitlang mitgenommen werden / die sie helffen leutseeliger und frömmer machen.

Ist also Ungarland (wie Herr Joh. Wilhelm Herr von Stubenberg in seiner Vorrede an die Ungarischen Herrn Land-Stände solches nennet) vera equorum Mater, quos tam stupendâ alit copiâ, ut totius Europæ Equitatum per integrum fermè flagrantissimi undique belli sæculum, iisdem instruxerit, & hodiè adhuc quotidiè instruat: Nicht weniger befleissen sich die Polacken überaus gute und starcker Pferde / unter denen / die aus Podolien den Vorzug haben / sonderlich weil es daselbst viel / und fast sonst nirgends Pferde gibt mit Tigerflecken. Daher auch in Böhmen (ausser dem Kayserlichen sehr schönen Gestütt zu Pardubitz) Graf von Hersan, Graf von Nostitz / die Grafen von Waldstein / Ihr Fürstliche Gnaden von Eckenberg zu Krumau / und Graf Coloredo zu Opotschna; in Mähren Ihre Fürstl. Gnaden von Liechtenstein / Graf von Werdenberg / und andere; in Oesterreich Graf Julius von Hardeck / Graf von Abensperg und Traun / und andere; in Steyermarck Ihr Fürstliche Gnaden von Schwartzenberg / Graf Brenner und Graf Kisel; Ihr Majestät unser allergnädigster Herr / im Karst selbst ein auserlesen Gestütt hält / da die Füllen zwar anfänglich etwas klein und subtil / wegen weniger Weide / gefallen / seither aber Böhmische / Holsteinische und Frießländische Stutten dahin gebracht worden / kommen die Füllen in gebührender rechter Grösse und Stärcke.

Daselbst müssen die Pferde unter den hohen und grossen Felsen das Gras hin und wieder zusammen klauben / und täglich über die harte und felsichte Wege gehen und lauffen / daß sie auch die Bronnquellen / woraus sie trincken / auf eine Meil Wegs und weiter suchen müssen; daher ihre Glieder / durch die von Jugend auf gewohnte Arbeit / befestiget / und ihr Horn sehr hart / gut und dauerhafft ist / also vor vielen andern das Lob haben / allermassen wol gedachter Herr von Stubenberg in suâ normâ seu Regulâ armentorum equinorum rectè ac perfecte instituendorum (so zu Wien Anno 1662. gedruckt worden) cap. 3. fol. 94. bezeuget.

Und ob zwar ein namhaffter Unkosten auf die Gestüttereyen gehet / so bringts (wofern es gut und wol bestellet ist) den Schaden und Ausgab sehr wol wieder herein / sonderlich wann eine Gestütterey / wegen trefflicher frischer und wolgearteter Bescheller / auch schöner und wolproportionirter Stutten halber / einmal in Beruff kommt / wie Herr Marx Fugger in seinem Roßbuch alles genau ausrechnet / und es der Viehzucht und Schäferey entgegen hält / glaubt auch / der Gewinn sey von der Pferdzucht noch drüber fol. 21. b. Ich habe (spricht er) oben im Algeu gesehen / daß ein Füllen / so im April gefallen / und im September hernach erst 5 Monat alt gewest / um 25 Gulden baares Gelds verkaufft worden; nun ist klar / daß dasselbige Füllen seinem Herrn weder Heller noch Pfennig je gekostet / denn es hat sich den gantzen Sommer an der Milch bey seiner Mutter auf der Weid erhalten / und obschon seine Mutter den Winter zuvor etwas gekostet hat / zu unterhalten / das ohne Zweiffel wenig genug gewest / so hat sie doch denselben Unkosten mit ihrer Arbeit widerstattet / und das Heu nicht vergebens gessen.

Nun komme jetzund einer herfür (fährt er fort) und sage mir/ wie viel Kühe oder Schafe einer müste haben/ biß er in fünff Monaten aus Kälber und Lämmern so viel Geld löse/ ohne einigen seinen Kosten. Es wäre (spricht er) meines Erachtens/ nicht gut/ daß der gemeine Baursmann diesen Nutzen suchte/ dann er würde sich zu fest darauf geben/ und die andere Viehzucht (die wir auch haben müssen) verlassen. Hactenus Generosus Baro Fugger.

Und ob auch schon die Gestütterey etwas kostet / so ist es doch die Nothwendigkeit / daß man der Pferde nicht entbehren kan/ und der Nutzen/ den man zu Fried und Krieges-Zeiten darauß zu nehmen hat / so wichtig/ daß alle Potentaten/ Fürsten und Herren/ ja alle Edle und tapffere Gemüther obligirt sind/ die Pferd-Zucht aller Orten/ nach möglichstem Fleiß/ entweder selbst anzurichten/ oder doch wenigstens zu lieben und zu befördern. Will hier nichts melden von Nothwendigkeit der Posten/ dardurch innerhalb wenig Stunden Zeitungen einlauffen können daran Land und Leuten viel gelegen/ ja dardurch man in kurtzer Zeit über hundert Meilen/ Tag und Nacht fortreisen/ und zuruck legen kan: Will auch nicht melden vom Acker-Bau/ da/ durch ein paar gute Pferd/ in einem Tag mehr geackert wird / als von vier Ochsen / wann sie gleich zwey Tag im Pflug gespannet sind.

Cap. III.
Von der Pferde Natur und Eigenschafft.

DAS Pferd ist einer hitzigen / doch gemässigten/ temperirten Natur/ die Hitz erscheinet aus der hurtigen Geschwindigkeit und unerschrockenen Kühnheit / die Mässigung aber aus ihrer Sanfftmuth und Gehorsam. Es ist ein edelmüthig / nützlich / ja (wie schon oben gesagt worden) dem Menschen ein nothwendiges Thier/ so/ in bösen und guten Zeiten/ zum Reuten und Fahren/ zum Ackerwerck und Kriegswesen/ gebraucht und erfordert wird; und wann ein Bereuter weiß ein großmüthiges Pferd mit gebührlicher Gelindigkeit abzurichten/ so wird es wundersamen Gehorsam erweisen/ und mancherley rare Sachen lernen. Wie ich dann Pferde gesehen/ die sich gantz bloß / ohne Sattel und Zaum / allein nach der Stimm ihres Meisters (sonst gantz ledig) herum getummelt / auch alle andere Lectiones verrichtet haben.

Und erst Anno 1677. ist im S. Michaelis Marckt in Regenspurg ein alter Westphal gewesen / der einen lichten-grauen Dunckel-Schimmel von zimmlicher Höhe gehabt/ den er (seinem sagen nach) aus einer Schwedischen Insel bekommen/ der hat acht Füsse/ also/ daß bey allen vier Füssen inwendig / wo die Kegel anfangen / ein noch kleiner Fuß/ mit Kegel und Horn/ recht wie die andern Füsse/ proportionirt/ auch mit Hufeisen beschlagen/ gehabt; doch also/ daß sie nicht gar auf die Erden gereicht haben. Dieses Pferd/ wann man ihm einen Fünffzehner gewiesen/ und für die Augen gehalten und gefragt / wie viel es Kreutzer halte / hat es sanfft und gelinde mit seinem vordern Fuß (welchen man begehrt hat/ mit dem rechten oder lincken) fünffzehen Streiche auf dem Boden gethan / hat man denn gefragt / wie viel Groschen selbiger gelte / hat er fünff Streiche hören lassen / dergleichen er auch mit andern Müntzen gethan hat; so wol auch/ wann man aus der Karten ein Blat/ nach Belieben/ von viel oder wenigen Augen genommen/ und ihm solche vor Augen gehalten/ hat er der Augen Zahl alsobald / mit dem erforderten Fuß / angedeutet / ob er aber solches aus der blossen Wort-Verstand/ oder viel eher aus des Reuters/ (der darneben gestanden/ und es im währenden Actu allzeit bey dem Zaum gehalten) andeutenden unvermerckten Fingerschlag / also verrichtet habe / will ich allhier nicht disputiren. Er hat auch noch viel andere Geradigkeiten verrichtet/ dabey ich mich des Platonis erinnert/ als er einmal gesehen/ daß ein Mensch die unvernünfftigen Thier in dergleichen Sachen unterrichtet/ hat er gesagt: Operam do, ut Homines non sint Bestiæ, & iste satagit, ut Bestiæ fiant Homines.

Von andern / wird das Pferd allein mit den Elephanten/ die der Menschlichen Beschaffenheit am allernächsten / warm und feuchter Natur/ als der vollkommenesten Complexion gehalten / wiewol in den wolgearteten und muthigen Pferden/ die Wärme etwas fürschlägt / den solche haben eine Hoffart / gleich manchen Menschen / erfreuen sich mit schönen und wolgezierten Gezeuge / haben Lust bey schönen grünen Wiesen/ an Bronnquellen und Bächen zu spatziren ; das Pferd liebt guten edlen Geruch/ und fliehet alle Unsauberkeit und Gestanck/ liebt die Musica, Trompeten/ und alles/ was hell/ laut und lieblich klinget / dardurch sie in Feldschlachten behertzter und frecher/ auch schneller und hurtiger werden/ wie dann auch viel stattliche und verwunderlich-künstliche Roß-Balleti/ zu unsern Zeiten/ in frischer Gedächtnis sind.

So lieben sie auch / gleichwie der Mensch/ trocknen und saubern Unterstand und Lager/ sie erkennen und unterscheiden/ wer ihnen Gutes und Böses thut/ und sind sonderlich die in hitzigen und trockenen Ländern gefallenen Pferde scharffsinniger und artlicher / als was in kalten und feuchten Landen gebohren wird. Sie haben vor andern eine fähige und wolbehaltende Gedächtniß/ daß sie das/ was man sie gelernet hat/ (wofern sie nur in beharzlicher und gebührlicher Ubung erhalten werden) nicht leichtlich vergessen.

Ja wann es wahr ist / was Plinius schreibet/ haben sich Pferde gefunden / die in den Schlachten / Spieß und Wehren/ so auf der Erden gelegen/ mit dem Maul aufgehebt / und ihrem Herrn dargereicht haben. Und schreibt Paulus Venetus, wann die Tartarn/ die gegen Mitternacht liegende Völcker/ bey denen im Winter vil Monath nacheinander Nacht ist/ berauben wollen/ weil sie sonst in der Finstern/ den Zuruckwege nach Hause nicht zu finden wüsten / setzen sie sich auf Stutten / die Säugfüllen haben/ lassen die Füllen bey ihren Gesellen an einem verwahrten Ort an den Grentzen / und ziehen also auf die Beute; wann sie genug gestohlen/ und wieder nach Hause wollen/ den Weg aber/ wegen Dunckelheit der Lufft / nicht gewiß und unfehlbar treffen mögen lassen sie allein ihren Stutten den Zaum / und lassen sie lauffen/ wohin sie wollen / die finden den Weg zu ihren

Füllen ohne Irren/ und bringen hiemit auch ihre Reuter wieder in ihr Vatterland.

Von der Treu und Lieb/ so die Pferde gegen ihre Herren tragen/ sind so viel und verwunderliche Exempel/ daß ich etliche Bögen damit anfüllen könnte/ wann ich nicht die Weitläufftigkeit zu meiden versprochen hätte.

Von der Scharffsinnigkeit und Aussicht der Pferd/ will ich nur mit einem einigen Beyspiel diß Capitel beschliessen/ dessen Philippus Camerarius in horis subcisivis cap. 23. part. 1. gedencket: daß ein Fränckischer von Adel/ Herr Matthäus von Rottenhan/ einsmals durch einen Fuhrt an den Mayn mit einem Troppen Reuter setzen wollen/ und jenseit seine Feind in Embuscade gelegen/ und auf ihn gepasst haben; sey sein Scheck/ den er geritten/ und der sonst allzeit gehorsam gewesen/ mitten im Fluß/ mit gespitzten Ohren still gestanden/ und endlich gleichsam mit Schrecken umgekehrt/ und weder mit Schlägen noch Spornstreichen können hinüber gebracht werden/ biß er endlich/ als des Feindes Nachstellung entdecket worden/ bekennen müssen/ GOtt habe ihn/ durch Mittel seines Pferdes/ erhalten.

Denckwürdig ist/ was etliche schreiben/ daß man ein Pferd/ wanns andere Jahr vollbracht hat/ erkennen kan/ wie hoch es wachsen werde/ denn in diesem Alter wachsen ihm die Beine nicht länger/ als nimmt man einen Bindfaden/ und misst das Pferd unten von den Kötten an/ biß an den Bug ins Gelencke/ darnach wieder von dem Bug im Gelencke an/ biß an das Obergerüst/ wächset also des Pferdes Leib so hoch/ als die Beine in den ersten zweyen Jahren gewachsen sind/ welches im vollbrachten seinem sechsten Jahr (nach welchen es nicht höher wächset) geschiehet/ und an einem jeden vollgewachsenen sechsjährigen Pferde kan versucht werden.

P. Tylkovvsky de re agrariâ pag. 364. schreibet/ wann ein Pferd/ Esel/ oder anders Lastthier/ mit Kütten oder frischen Feigen beladen wird/ werde es ermüdet und unkräfftig/ ausser/ man gebe ihm vorhero Brod zu essen.

CAP. IV.

Vom Alter und langen Leben der Pferde.

DEr Pferd Alter wird aus unterschiedenen nicht ungewissen Zeichen/ sonderlich in den ersten fünff Jahren/ zwey Jahr vorher/ und zwey Jahr hernach/ bis ins zehende dergestalt erkennet. Die Füllen kriegen im ersten Jahr ihres Alters/ im dritten Monat/ zwölff junge Zähne/ sechs oben und sechs unten/ die ihnen stracks im andern und dritten Monden ihres Alters wachsen/ wie Herr de Serres vermeynet.

Herr Fugger sagt/ sie werden mit den Zähnen gebohren/ er meynet aber die hintersten zwantzig Zähne/ die mit ihnen auf die Welt kommen/ oder doch gar bald hernach herfür schiessen/ und ihnen nie ausfallen/ als wie die zwölff vordern Zähne/ welche Sieur del Campe, in seiner Reit-Kunst/ les dents de lait, Milch-Zähne heisset. Die zwey mittelsten unten und oben/ das ist vier/ geben sie ab im dritten Jahr ihres Alters; oder/ wie andere wollen/ im dreyssigsten Monat. Im vierdten Jahr ihres Alters/ geben sie die nächsten zween an den mittelsten ab/ oben und unten zur rechten und zur lincken/ das ist abermahl vier. Endlich im fünfften Jahr werffen sie ab die äussersten zween zähne oben und unten/ das ist abermahl vier/ und wachsen ihnen gleich wieder andere an die Stelle; die letzten Zähne aber kommen Anfangs hohl/ diese ebnen sich bis ins siebende/ achte und neundte Jahr/ nach und nach/ daß nicht allein keine Höhle/ sondern auch kein schwartzes Zeichen von der Wurtzen im zehenden Jahr mehr übrig ist: doch sind die Pferde in dem Fall unterschieden/ daß etliche härtere/ etliche aber lindere und weichere Zähne haben/ und diese ebnen auch eher aus/ als die andern. Doch gegen dem neundten und zehenden Jahr/ sagt del Campe, formirt sich ein kleiner Zirckel in den letzt abgegebenen Zähnen/ oben auf/ welches anzeigt/ daß ein Pferd fast zehen Jahr alt ist/ wann aber derselbe Zirckel sich weiter extendirt und grösser wird/ so versichert euch/ das Pferd sey fast zwölffjährig/ und zu dieser Zeit werden die Zähne lang und weiß/ und haben keinen schwartzen Fleck mehr/ so bis in das vierzehende Jahr also währet/ da werden die Zähne allgemach von dem Fleisch entblösset; in dem vierzehenden und funffzehenden Jahr/ sind die Hacken gantz stumpff/ und rundiren sich als ein Knopff/ welches biß in das siebenzehende und achtzehende Jahr währet; dann werden die Augenbraunen weiß/ die Zähne Fleischloß/ die Augen hohl und tieff bey den Augengruben/ und die Augen selbst eingebrochen und heßlich/ welches das Ende des Lebens andeutet/ (so gemeiniglich auf 32. Jahr nach etlicher Meynung) sich erstrecket.

Und endlich sind etliche der Meynung/ wie Herr Hanns Wolff von Koppenstein/ hernach unter dem Sparrischen Regiment zu Fuß Obrister Leutenant/ Herr Alexander von Neun Eck (der hernach unter der Chur-Bayrischen Armee Reuter-Obrister worden) und Herr Philipp Jacob von Holtzapffel/ der auch hernach Obrister Lieutnant worden/ alle drey Anno 1633. Haubtleute unter dem Colloredischen Regiment/ weiland meine wehrte und liebe Freunde/ und die sich alle drey fürtrefflich wohl auf die Pferde verstanden/ auch selbst gute Reuter gewesen/ die haben versichert/ daß man ein Pferd bis auf das zwölffte Jahr an den vordern Füssen kennen möge/ dann die Wartzen/ die sie vorne inwendig an den Kötten haben/ die bleiben ihnen bis in das zwölffte Jahr/ wann aber solche vorbey/ und das Pferd gehet in das dreyzehende Jahr/ so vergehe die Wartzen gar/ und werde gantz glatt/ und die Warheit zu gestehen/ hab ichs selbst an vielen Rossen probirt/ und an allen/ welche ich gewust/ daß sie über 12. Jahr sind/ wahrhafftig befunden.

Es befinden sich auch etliche Pferde (doch selten) die gar nicht abgeben/ sondern ihre alten Zähne immer behalten/ diese werden von etlichen Schurffen genannt. Die Hacken wachsen ihnen erst/ wann die andern Zähne abgegeben sind/ gleichwohl einem geschwinder/ und dem andern langsamer/ als den schwacher/ oder

Die

die härterer Complexion sind. Je älter die Pferde sind, je weisser und länger werden ihnen die Zähne, welches wider anderer Thier Natur ist, so werden ihnen auch die Hacken von Jahr zu Jahr länger.

Es finden sich wohl etliche, (sagt Herr Fugger) die sich unterstehen, ein Roß biß auf die dreyssig Jahr, Alters halber, zu erkennen, als nemlich an den weissen Haaren über den Augen, und an den Runtzeln auf den Lefftzen (welches ingleichen Herr Agostino Gallo, ein Brecianischer Edelmann und fleissiger Beschreiber der Wirthschafft-Sachen, vermeynet) so doch ungewiß; man findet auch wohl, die es an der Rieb kennen, daß ist nicht weniger zweiffelhafftig.

Herr Winter sagt: Die Stutten bekommen nicht alle Hacken-Zähne, sondern nur diejenigen, die sehr hitziger Natur sind, welche aber zur Generation nicht so tauglich, als die andern, weil sie wenig Füllen bringen, sonsten gleichwol für die allerarbeitsamsten und dauerhafftigsten zu halten sind.

Etliche haben andere Merckzeichen, dabey sie der Pferd Alter zu erkennen fürgeben, so zu eines jeden Meynung und Belieben gestellet wird; über 12. Jahr kan kein Pferd eigentlich erkannt seyn, weil offt manches altes Pferd so völlig am Leib, frisch am Gemüth, thätig und hurtig im Gehen, dauerhafft in der Arbeit, und jung geschaffen im Ansehen ist, daß man es viel jünger halten würde; hingegen manches (wie sonderlich die Füllen, so von alten Beschellern, und ausgetragenen bejährten Stutten fallen) offt so tieffaugicht, traurig, träg, ungewiß auf den Schenckeln, und wenig mögende nach den Kräfften sind, also daß sie von mehrern Jahre scheinen, als sie wircklich haben.

Redet demnach Herr Fugger die lautere Warheit daß er sagt: Er wundere sich, warum doch die Teutschen ihre Pferde, wann sie auf 10, 12, oder ein wenig mehr Jahr kommen, gleich in den Wagen spannen, oder um einen Spott verkauffen, damit sie nur aus dem Stall und vom Futter kommen, in dem Alter, darinnen die Pferde bey den Ausländern erst in ihren besten Würden und Kräfften sind, wann unsere schon ausgedienet haben: Und zweiffelt er, woher die Ursach komme, ob unser kaltes Clima gegen den Morgen- und Mittag-Ländern nicht so gute Roß gebe, oder ob sie so gut nicht gewartet sind, oder ob sie gar zu frühe zur Arbeit angetrieben, und also die noch zarten und weichen Gliedmassen mehr geschwächet als befestet werden: Zwar diese zwey letzten hielte ich für die warhafftigste Ursachen; denn was das Clima betrifft, ist es nicht allein noch ziemlich temperirt, sondern es leben auch die Leute bey uns gleich so lang und so gesund (wo nicht besser) als in Orient und andern heissen Mittags-Ländern; was aber die Wartung anlangt, ist freylich zu beklagen, daß sie bey uns nicht besser beobachtet wird, noch mehr aber ist zu bedauren, daß man ein Pferd, wann es das dritte Jahr erreicht hat, schon reutet, einspannt, strapazirt und zu Boden deckt, aufs wenigste die Schenckel voller Gallen, Spaten, Uberbein, Krümme, den Leib aber in Mattigkeit und ungesund in Kastern erfüllet, und also das Pferd bald zu Boden richtet; insonderheit, weil der meiste Theil auch noch grob und ungestümm mit umbgehet, das Maul verderbt, den Kopff unstät, den Gang stetig, und die Schenckel lahm macht. Und ob man bey andern Nationen gleich die Pferd mit vierdthalb oder vier Jahren ritig machet, werden sie doch nicht also, wie bey uns, auf weite Reisen gebraucht, und nicht so lange Tagreisen damit verrichtet, sondern nur zum Spatzierenreuten, zum Lust, damit die noch schwachen Knochen sich desto besser verstärcken, auch hernach desto länger und standhafftiger dauren können.

Die Roßtäuscher und betrogenen Schmiede pflegen offt den alten und gantz ausgeebneten Pferden ein schwartzes Zeichen an den äussersten vordern Zähnen zu brennen oder zu etzen; solche sind jedoch von den natürlichen leicht zu unterscheiden, weil das natürliche wie das Ziffer 5, das falsche aber gemeiniglich rund, das natürliche recht schwartz, das falsche aber viel bleicher ist; so sind auch an den falschen die andern Zähne weisser, länger und schmäler; an den rechten jungen Pferden aber die Zähne breiter, kürtzer und gelblichter, und nicht so glatt, und bleiben die schwartzen Zeichen bis schier in das siebende Jahr an allen andern vordern Zähnen, doch einem vergehen sie eher, dem andern langsamer.

Aristoteles giebt der Pferd Alter, theils 18, 20, 25, 30. und 35, theils auch 40. und 50. Jahr, doch sey ihr gemeines Alter von 25. biß 35. Jahr. Die Stutten leben länger als die Hengste; und die Hengste oder Vollroß länger als die Wallachen, oder Geschnittenen. Equam ad annos 65. vixisse prodidit Aristoteles apud Cardanum de Subtilitate lib. 10. pag. 300. Giov. Battista di Galiberto nell, Cavallo di Maneggio parte I. cap. 8. giebt dieses Zeichen, ein altes Roß zu erkennen, mit folgenden aus dem Welschen verteutschten Worten: Nim mit zweyen Fingern die Haut von dem Backen des Pferdes, ziehe es ein wenig an dich, laß es wieder nach, wann es stracks wieder an sein Ort fällt, so ist es noch nicht gar alt, und kan noch etliche Jährlein dauren, und etwan nur zehen oder eilff Jahr alt seyn. Wann aber diese Haut, wie sie heraus gezogen wird, also lang bleibet, und sich nicht bald wieder an das Bein anlegt, so ist es stein alt, mag auf sechzehen und mehr Jahr gehalten werden.

Und ich habe selbst ein paar Böhmischer Hengst in Böhmen zu Risenberg gesehen, die im Schloß daselbst alle Tage im laiten Wasser auf selbiges Schloß geführt, da sie von dem einen vermeldet, daß es schon über die 40. Jahr, und das andere nicht viel jünger, diesen Dienst verrichtet hätten; und als zum Aufbruch die Quartier-Gelder nicht haben können gelegt werden, hat der daselbst liegende Haubtmann vom Colloredischen Regiment, Herr Leonhard Wolff von Tottenwart, aus Regenspurg gebürtig, diese zwey Pferd, weil sie noch frisch und muthig schienen, an statt paar Geld angenommen; darüber wir Anno 1633. die Campagna verrichtet, als der General Feldmarschall Holka in Meissen eingefallen, Zwickau erobert, und Leipzig mit Accord eingenommen, haben diese zwey Pferd, neben noch andern zweyen, nicht allein besagten Haubtmanns wohlbeladenen Rüstwagen, den bösen, steinichten, gebürgichten Weg auf Schwartzenberg und Schneeberg zu, bis nach Zwickau, Altenburg, und Leipzig, wol fort gebracht, sondern auch den Zuruckweg nach Eger zu, stattlich gedauret, und noch dabey so frisch geblieben, daß sie, wann sie Stutten vermerckt,

gewütet

gewütet und gerihelt / als wären sie erst von 8. oder 9. Jahren.

Herr Fugger erzehlt/ daß der alte Ali Bassa zu Ofen zwey seiner Haubt-Roß gehabt / darauf er sich in allen Occasionen finden lassen / deren keines unter 36. Jahren gewest.

Und Federico Grisone, im vierdten Buch seiner Reut-Kunst am Ende / erzehlet / daß der König in Franckreich Carolus der Achte / als er in Italia gegangen / und ihme die Herzogen von Mayland / Ferrata und Mantua, neben den Venetianern / den Paß disputiren wollen / er in selbiger Occasion ein schwartzes Spannisches Pferd / vier und zwantzig Jahr alt/ darzu einäugig/ geritten/ das habe sich so trefflich gehalten/ daß ihme der König all sein Lebenlang seine gute Wartung geben / und die Herzogin von Bourbon, des Königs Schwester/ solches/ da es umgestanden/ begraben lassen.

Item/ in der Schlacht bey Cerignola, zwischen dem Gran Capitano, Ferdinando Consalvo de Corduba, und dem Frantzösischen Vice-Re zu Napoli, Herzogen von Nemours, sey dem Tag vorher ein Neapolitanischer Edelmann/ Giacomo Guindazzo, ins Läger kommen/ weil dieser ohne Pferd / habe er den Fürsten von Melfe Trajano Caracciolo angesprochen/ der ihm dann die Wahl gelassen / darauf habe er einen grossen alten 27jährigen braunen Beschweller erwählet/ welcher/ wiewohl er an vielen Orten verwundet/ dennoch so tapffer ausgedauret/ daß Reuter und Pferd ein grosses Lob davon getragen.

Und schliesst Herr Fugger gantz vernünfftig / daß er an einem Pferd die Jahr nicht ansehe / sondern vielmehr die Gesundheit / daß es durch seinen gantzen Leib (wie er redet) Glied gantz sey / nicht überritten / nicht bockbeinig / sondern glatt an denen Schenckeln / und was dergleichen mehr zur Gesundheit gehörig/ fürnemlich aber/ ob es noch bey gutem Leibe und ässig sey. Denn wo solches/ ohne vorgehende Ursach/ abzunehmen anfänget / so hats ausgedienet / und kan sich kein Reuter in einiger Noth darauf verlassen.

Cap. V.

Von den Ungarischen Pferden.

Unter den Ungarischen Pferden ist (wie überall) ein grosser mercklicher Unterscheid; was in vornehmer Herren Gestüttereyen fällt/ weil sie sich auf edle schöne Beschweller befleissen/ wird ohne Gleichheit/ so wohl an Grösse/ als auch an Muth und Gestalt zierlicher/ dauerhafftiger und besser/ als was insgemein erzogen wird.

Die Grafen von Zerin haben vor diesem in Croatien eine schöne und nutzliche Pferd-Zucht gehalten/ wie auch in Hungarn/ der Ertzbischoff/ Graff Forgatsch/ die Grafen Palffy und Czacky/ Herr Sitschy/ die Fürsten Ragozzy/ und andere mehr/ deren Herr von Stubenberg/ in seiner Pferd-Zucht / gedencket/ daraus gerechte und stattliche Füllen zu bekommen.

Die meisten Ungarischen Pferde sind gerne scheuh/ jedoch/ wo es ebene Wege giebt/ dauerhafftig/ lauffen wohl, in Gebürgen aber/ wo steinichte hohe Wege sind/ werden sie bald abgemattet; sonst können sie 5/ 6/ oder mehr Meilen in einem starcken Trab oder Galoppo fortlauffen; und sind die in die Wägen gespannten von etlichen / sonderlich von den gemeinen Croatischen und Hungarischen Fuhrleuten also gewöhnet / daß sie keiner Peitschen bedörffen / sondern nur mit einem langstilichten Hungarischen Häcklein einen Stoß in den Wagen auf die Bretter des Bodens thun / so werden sie zum Fortzug so schnell angetrieben / daß mans mit Peitschen und Spornen nicht besser thun könnte / wie ich es selbst zu etlichenmalen also gesehen. Von den Hungarischen Füllen / die aus den wilden Gestütten ausgefangen und Wildfang genennet werden / ist allbereit droben im 2. Capitel gedacht worden.

Unter den gemeinen Ungarischen Pferden/ hält man die/ welche aus den Bergstädten und Siebenbürgen gebracht sind/ für die nützlichsten/ denn sie sind enger beysammen/ als die Hungarischen/ nicht von so hohen Kegeln/ haben stärckere Schenckel/ lauffen eine bessere Carrera, dauren im Reisen und in Gebürgen länger/ so ist ihnen auch die scheuhe Weise leichter abzugewöhnen.

Cap. VI.

Von Teutschen Pferden.

Die Teutschen gemeinen Pferde/ sind meistentheils zum Fahren als zum Reuten bequemlicher/ wie im Land ob der Enns/ in Saltzburg und Bayer-Land zu sehen / doch finden sich in Oesterreich/ sonderlich wo es mit Ungarn / Mähren und Böhmen gräntzet / wie auch in Sachsen / Hessen/ Meckelburg/ Braunschweig/ Marck und Pommern/ bisweilen gute Reis- und Kriegs-Pferde; wann nur dieser Mangel könnte gebessert werden / die Füllen nicht also jung und zart/ allzu zeitlich/ zum Einspannen und Reuten/ zu gebrauchen/ dardurch/ wie oben im 4. Capitel gedacht/ die Pferde nicht zu ihrer rechten Stärcke kommen / und alsobald wieder zu Grunde gehen müssen. Was hilffts um ein Jährlein oder zwey ein Pferd eher zu brauchen/ und ihrer hernach 12/ 15/ oder gar 20. Jahr (die sie sonst auch noch länger hätten dauren können) müssen entrathen.

Vor vier Jahren soll man billich/ sie weder in den Wagen noch unter den Sattel nehmen / und dennoch ein Jährlein oder zwey ihrer / so viel möglich/ mit allzustrenger Arbeit vernünfftig schonen/ sonderlich weil sie von dritthalb bis fünffthalb Jahren noch im Brechen sind/ da sie am allerschwächesten / und bedörffen/ diese Zeit über / die beste Wartung und Verschonung/ bis erst nach vollendetem fünfften Jahr/ die Glieder starck und fest sich zusammen setzen / diese erreichen hernach

ein hohes Alter / bleiben nicht weniger gesund und arbeitsam/und zahlen ihren gütigen vernünfftigen Herren die kleine Gedult / so er ein paar Jährlein länger mit ihnen getragen / mit viel andern Jahren / fünff oder sechsfältig/ da sie sonst vor der Zeit hätten müssen aus dienen.

Ich weiß mich auch zu erinnern / daß ich / zu meiner Zeit / in Schlesien unter dem Adel gute und hurtige Pferde gesehen / die sie doch selbsten theils erzogen/ theils von ihren Nachbarn im Land erkaufft haben; und können sie / weil sie längst dem Oderstrom / (der nach der Länge Schlesien durchrinnet/ und auf der andern Seiten drey oder vier Meil weit an Polen mehr oder weniger angräntzet) mit Podolischen Beschellern ihre Stutten belegen / und also eine gute taugliche Art bekommen.

Es hat sonderlich Ihre Fürstliche Gnaden von Liechtenstein/zu Jägerndorff ein edles und wohlbestelltes Gestütte. Von andern in Oesterreich/Böheim/Mähren/ und in der Karst aufgerichteten guten Stüttereyen ist allbereit zuvor im 2. Capitel Meldung geschehen. Wie dann auch vor diesem die Ertz-Herzogen zu Insbruck/ Ihr Hochfürstliche Gnaden Ertzbischoff von Saltzburg/ Ihr Churfürstl. Durchleucht in Bayern/ die Fuggerischen Grafen zu Trätzberg und andere Fürsten/ Grafen und Herren in Teutschland schöne und herrliche Pferd-Zuchten angestellet haben/ so die Weitläufftigkeit zu verhüten beyseits zu setzen.

Cap. VII.

Von Frießländischen/Oldenburgischen/Holsteinischen und Dänischen Pferden.

Die Frießländischen / Holländer / Flämming / Westphälischen und Gelderischen Pferd / werden für schöne aber weiche Pferde gehalten/ darunter jedoch die Frießländischen den Vorzug haben/die hart und nothfest sind / auch in Teutschland allenthalben/ in die Carossen/wegen ihrer ansehnlichen Grösse/um hohen Werth aufgekauffet werden.

Herr Fugger sagt / er halte für seine Person die Bergischen Pferde für die besten/ so nicht allein in Niederland / sondern auch im gantzen Teutschland fallen/ welchen die Westphälischen fast zukommen / denn sie haben eine ziemliche Grösse / sind geringer vom Kopff/ Hals und Schenckel / als die Friesen; sonst sind unter den Frießländern gehorsame/ willige/ gelernige und fromme Pferde/ darunter es auch wohl giebt/ die eine treffliche gute Carriera machen / und tapffer über einen Graben setzen können; sind auch / wann sie einmahl unserer Lufft und Wassers gewohnt haben/ ziemlich daurhafft / daher keine Pferd-Art zu finden / die für die Cürassiers tauglicher und besser wären / als eben die Frießländischen Gäule / nicht allein weil sie eine grosse Schweren wohl tragen können / sondern auch / indem man in Battaglien eine Trouppen feindlicher Reuter angreiffen und trennen soll / vermögen sie/ mit ihren kräfftigen Anfall und starcken Nachdruck / bald Platz zu machen / und den Ihrigen Lufft zu geben.

Das ärgste ist / daß / wann sie anfangs unsere harte frische Wasser trincken / solches ihnen gern in die Füsse schlägt / daß sie davon flüssig werden / Räpffen / Maucken und Löcher in die Schenckel und Fässel bekommen / daher man ihnen anfänglich eine geraume Zeit überschlagenes laulichtes Wasser / mit ein wenig Gersten-Mehl gemischet / zu trincken geben solle.

Von Oldenburg schreibt Herr von Stubenberg also: Die Graffschafft Oldenburg/ ist zu dieser Zeit wie ein Pferd-Paradeiß/dessen Fürst/ Herr Antonius Günther/ ein Herr von siebentzig Jahren/ so sehr ein Pferd-Liebhaber ist und solche Erfahrenheit davon hat/ auch so viel Unkosten und Sorgen darauf wendet / daß sein gantzes Land eine Gestütterey zu heissen / welche er von auserlesenen Beschellern / aus allerley Lands-Art/ mit so hoher Fürsichtigkeit versiehet/daß ich mich zu bestättigen erkühne/ es seye fast kein Christlicher Fürst ihm dißfalls zu vergleichen. Inde (fährt er weiter fort) & Imperatores & omnium Regum Quadrigæ speciosissimæ ipsius Equis instruuntur, quorum (uti ipse mihi retulit) ille quotannis longè ultrà centum, hinc inde dono dat, iisque totius Europæ laudes ac benevolentiam captat.

Was im Stifft Bremen von Pferden erzogen wird/ ist wohl groß/ und dem Ansehen nach starck/ aber gantz weich/ matt und platthüfig/werden meistens in den grossen Morassen erhalten und geweidet;in andere Ort gebracht/ dauren sie nicht lang/ daher man ihrer auch wenig achtet.

Die Holsteinischen sind kleiner/aber edeler und stärcker/meistens gedruckte hengstmässige Pferde/ von harten Knochen und gesunder Art/ werden auch offt in unsere Länder gebracht.

Die Dänischen sind noch kleiner und schwächer/ deren man jetziger Zeit / wegen des schweren Nordischen Kriegs / darunter selbiges Königreich und die benachbarte Länder / Blut und Vermögen geschwitzt haben / sehr wenig heraus bekommen kan / und sie selbsten zu Montirung ihrer Reuterey / zu Fortbringung der Pagage / Artiglerie / und andern Kriegs-Nothdurfften / fast Mangel leiden / und / aus ihren und denen benachbarten Orten / nicht genug Pferde haben und finden können.

Cap. VIII.

Von Böhmischen / Mährischen und Polnischen Pferden.

HErr Fugger schreibt von den Böhmischen Pferden / daß sie zwar groß sind / aber meinstens die Unart an sich haben / daß sie das Gesicht nicht lang gut behalten / und das machet die Weide / darauf sie meistentheils gehen / die gar zu feist sey; so bringe ihnen auch dieses einen grossen Mangel / daß der mehrertheil ausserhalb der Land-Herren eigne Gestütte / den jungen Rossen die Biertrebern zu essen geben / davon werden sie gar feist / aber gar flüssig / und kriegen ein weiches Fleisch / daß sie sodann besser zum ziehen als zum reuten tauglich; dieses kan man auch / bey den Bierbräuer-Pferden / leicht abnehmen / die zwar fett und leibig / aber wann man sie wieder zum harten Futter gewehnen will / verlieren sie das vorige Fleisch gäntzlich / und sind deßwegen / von einem vernünfftigen Roßhändler / zu fliehen. Doch was die grossen Herren in ihren Gestütten ziehen / die sind gut und schön.

Die Mährischen sind nicht so rauch behenckt als die Böhmischen / haben auch nicht so flüssige Schenckel und weniger Gefahr / blind zu werden; wiewol auch vielleich dieses den Böhmischen Pferden schädlich und zu Verderb der Augen beförderlich ist / daß man ihnen gar zu jung hartes Futter / Haber und Gersten fürgibt / da ihnen doch das Heu viel besser und anständiger wäre. Die Mährer haben auch diesen Vortheil / daß sie Ungerland zum Nachbarn und von denselben und ihren innländischen Pferden eine nicht übel Vermischung zu ihren Nutzen machen können; ausser der grossen Herren Gestütte / als sonderlich des Fürstlichen Liechtensteinischen / davon theure / edle und fürtreffliche Pferde in die Welt kommen.

Die Polnischen Pferde / worunter die aus Podolien und der Ukraine die besten / sind stärcker und dauerhaffter als die Hungarischen / auch zum Reysen bequemer / darunter die Tyger-gesprenglichten die rarsten; an vielen Höfen eine schöne Parada geben / und mit vielem Geld müssen erkaufft werden. Unter den Podolischen Pferden sind etliche so wild / daß sie sich nicht beschlagen lassen / auch von so harten Hufen / daß sie das Beschlächte nicht bedörffen / werden bey ihnen Bachmat genennet / dauren dennoch auf der Reyse wol aus / taugen aber besser an ebene / als an steinigte und gebürgige Ort.

Cap. IX

Von Spanischen und Welschen Pferden.

DEr Spanischen Pferd sind zweyerley Sorten / die Genetten (wie Herr Fugger schreibt) sind schöne Adeliche zarte Roß / nicht fast hoch / aber von Brust und Creutz / auch sonst von allen Gliedmassen gantz wol formirt / von Kopff und Hals aufrecht / dermassen / daß ich (sagt er) nicht wüste / ob man auch ein Roß schöner mahlen oder machen könte / lauffen über die massen wol / mögen sich mit den Mohrischen Pferden wol vergleichen / allein daß sie höher und viel stärcker gesetzt sind / wie dann Zweiffels ohne auch die erste Razza, die vormals im Königreich Granada herrschenden Mohren aus Barbaria dahin gebracht / und mit den Spanischen Pferden vergattet / und also diese Art erzielet haben.

Die Spanischen Pferde sind vorhin groß und starck gewesen / jetzo sind ihrer aber sehr wenig; die andern Arten der Spanischen Pferde / heisst man daselbst Villanos, sind starcke und ziemliche grosse Roß / zum Krieg und zur Arbeit besser als die Genetten, sind starck / resch / freudig / treu und gut vom Maul. Es ist nicht zu läugnen / daß die Spanischen Pferde an Stärcke und großmütiger Freudigkeit andere Europäische sehr weit übertreffen; und erzehlt Herr Camerarius, er habe von einem seiner Freunde / der ein Kriegsmann gewesen / gehöret / daß / als nach einer in Niederland gehaltenen Feldschlacht / viel tapffere hurtige Pferd von Stuckkugeln geblieben / hätte er ein Schinbein von einem Spanischen und wieder ein Schinbein von einem Frießländischen Pferde genommen / und probiren wollen / welches stärcker und härter wäre / und hätte mit diesem auf jenes etliche starcke Schläge gethan / doch sey das Frießländische / nach dem drittmals wiederholten Streich / in etliche Stücke zersprungen / das vom Spanischen Pferd aber gantz geblieben. Hoc indicium firmissimæ soliditatis compactorum ossium; quod Hispanicos equos ad labores diuturniores perferendos; magis idoneos facit.

In Adaluzia fallen die besten / und die aus dem Gebürgen zu Martos, Jaen, in Extremadura aber / als zu Xeres; sind die schönesten / und nunmehr fast wenig zu finden / ausser das Königliche Gestütt / so vor ohngefahr hundert Jahren zu Corduba aufgerichtet worden; sie sind jetzo von so hohem Wehrt / daß (wie Herr von Stubenberg bezeuget) Herr Marchese de Grana sechs derselben heraus gebracht / die man auf achtzehentausend Gulden oder sechstausend Ducaten gehalten.

Und vor etlichen Jahren hat König Philippus der Vierdte sechs Spanische Pferd / als ein grosses Präsent / heraus geschickt / darunter ein Rapp war / daß wolgedachter Herr von Stubenberg dafür hält / er habe von Kopff und Hals die Zeit seines Lebens nichts schöners gesehen; seyen auch alle andere gleicher Meynung gewesen. Dieser sey / ob er wol etwas kleiner Statur / von subtilen Gliedmassen / und nicht gar zum besten wäre / (indem der vordere lincke Fuß biß über die Knie weiß gezeichnet) dennoch wegen seiner Fürtrefflichkeit in das Kaiserliche Gestütt gethan werden / um eine so schöne Art davon zu überkommen.

Unter den Welschen Pferden haben die Neapolitanischen bey Jedermann den Vorzug / zum Theil weil die Art an ihr selber schön und edel / theils aber / daß sie meistens an gebürgigen Orten fallen und erzogen werden;

den; was den Brand auf der lincken Seiten hat / kommt aus Calabria/ die ihn aber auf der rechten Seiten haben/ kommen aus Apulia/ diese sind sehr groß und werden Corsieri genannt; man achtet ihrer aber dieser Zeit nichts / und werden allein in dem Königlichen Gestütt noch erhalten.

Die mittelmässigen Pferde / die sie Genetti del Regno nennen / und von der Spanischen Razza herkommen / auch ihnen fast ähnlich / aber stärcker und nothleidiger sind / werden spat zur Arbeit gebraucht / währen jedoch desto länger / haben meistens in der Jugend stürmische Köpffe (wie Herr Fugger andeutet) und werden bis ins siebende oder achte Jahr Polledri genannt.

Nach diesen sind die nächsten / die aus dem Mantuanischen Gestütt erzogen werden: Die Bescheller und Stutten sind gar aus Türckey/ Barbaria und Spania zusamm gebracht worden / vom Hertzogen Francisco Gonzaga, wie der Herr Fugger meldet / sind nicht so wild / aber gelerniger und gehorsamer als die Neapolitaner / darum hat der Glorwürdigste Kayser Carolus V. im Krieg sich allein dieser Pferde für seine Person bedienet. So hat auch der Groß-Hertzog in Toscana gleichmässig ein treffliches edel und schönes Gestütt / wie noch mehr andere grosse Herren in Italia.

Cap. X.

Frantzösische / Engelländische / auch wilde Pferde.

Es vermeynet Herr von Stubenberg in seinem Discurs von der Pferd-Zucht / das grosse und weite Königreich Franckreich habe Mangel an Pferden / weil daselbst wenig Gründe zur Weide vorhanden / und das meiste Land zu Weinbergen und Kornfeldern gewidmet seye; es seyen nur in Bretaigne und Auvergne etliche / die zu allem mögen abgerichtet werden / zu finden / so aber nicht wolgestaltet.

Hingegen Herr Antonio Pluvinel, der in Franckreich / zu Zeiten Henrici IV. und Ludovici XIII. berühmte und wolbekannte Bereuter / meynet / daß / über die zwo obgedachte Provintzen / auch in Gascogne, Limosin, Poictou, Normandie und Bourgogne so gute Pferde zu finden / und besser / als sie aus Teutschland / Flandern / Engelland / und andern benachbarten Orten / dahin kommen; wann nur die grossen Herren / und der Adel des Königreichs / gute Gestüttereyen aufrichten möchten; er meldet doch dabey / daß ein Bereuter weniger auf das Vatterland / als Eigenschafft seines Pferdes / solle sein Absehen haben / und schliesst endlich mit diesen Worten: Pour moy, Je ne m' enquiers point de quels pays ils soyent, quand Je les voy avoir bonne taille, beaux pieds, & belles jambes, avec de la force, de la legereté & d' une bonne & douce nature.

Dieses verwundert mich allein itziger Zeit / daß die Frantzosen ihren Pferden / aus Meynung / der Rucken solle dardurch sich befestigen / sehr genau den Schweiff wegschneiden / welches / meines Erachtens / nicht allein ein Ubelstand / sondern auch bey Sommer-Hitz diesen armen Thieren eine grosse Verhinderung ist / daß sie der Bremen / Fliegen / Hummeln und Gelsen sich nicht erwehren können / und des ihnen / von der Natur / zu ihrer Beschirmung / mitgetheilten Fliegenwedels und Gegenwehr beraubt sind / davon sie im Reysen doppelt gemarter werden; dann / obwol nicht zu läugnen / daß / durch Abnehmung etlicher Gräde vom Pferd-Schweiff / der Rucken sich stärcke / so halte ich doch für gewiß / wann man zu viel thut / daß man mehr Schaden als Nutzen damit anrichte / dardurch der Rucken so wol als das Gesicht / welchen ihre vena medullaris unterbrochen ist / mehr geschwächt / als erhalten werden: Will nichts sagen von der Heßlichkeit / daß sie / gleich einem Affen / ihre posteriora nicht bergen sondern weder für Sonne / Wind noch Regen bedecken mögen.

In Engelland gibts gute und dauerhafftige Pferde / daß sie (wie Herr von Stubenberg in seiner Pferd-Zucht schreibet) allen andern gleich / auch viel noch übertreffen; sonderlich werden die Englische Zelter gepriesen / wegen ihres sichern und sanfften Ganges / deswegen sie für das Frauenzimmer überaus bequem / auch darum in solchem Wehrt und Ansehen sind / daß man keinen / ohne Special-Paß vom König / ausser Landes führen darff / meistens einen per 4 / 5 / oder wol 600. Reichsthaler.

Mr. Samson d' Abbeville schreibt in seinem globo terrestri, daß diese Pferde in der Arbeit gar starck / auf der Reyse sehr gut und geschwinde sind / durch die Wasser und Pfützen gehen sie so sachte / daß dem Reuter kaum die Schuhe naß werden; auch erzehlt er ferner / daß in Schottland wilde Pferde gefunden / und in den Nordischen Gebürgen Athol und Badennoch gefangen werden / welche die Jäger und Bauren daselbst mit ihrem Geschrey und Bellen der Hunde / an sümpfichte Oerter treiben / und bisweilen wol 500. Halffter und Spann-Seile anzuwerffen wissen / dieselben (sagt er) werden mehrentheils innerhalb sechs Monaten also zahm gemacht / daß man sich ihrer / nach Belieben / bedienen kan. Es soll auch noch bey denselbigen Nationen / in den andern Gebürgen / wilde Pferde geben. Und Johannes Micrælius im sechsten Buch seiner Pommerischen Chronicken fol. 393. schreibt also: Vor etlicher Zeit hat es in der Uckermündischen Heide in Pommern so viel wilde Pferde gegeben / daß sie Hauffenweise gegangen sind / dieselben haben fast allerley Farben / wie die andern Pferde / aber doch dabey einen gelben Strich über den Rucken / und werden / auf folgende Weise / gefangen: Man macht ein langes Gehäge oder Zaun / der sich vornen auf eine Viertel Weges erstreckt / aber immer enger wird / bis ans Ende / und ist daselbst wie ein Winckel gemacht / allda ist ein hoher runder Zaun / etwan sechs Schritt in die Breite / gezäunet / der hat einen Eingang / so groß / daß ein Pferd darein kommen kan; wann nun die Bauren mit einem grossen Geschrey / und vielen Hunden im Holtz jagen / und etliche wilde Pferde im Holtz auftreiben / so drengen sie dieselben so lang / bis sie in den Zaun lauffen / vermachen darauf das Loch im Zaun / stecken ein Seil / mit einer

Schleiffen an einen Stock hinein / und bemühen die Pferde so lang / bis sie ihm das Seil über den Hals bekommen / das ziehen sie alsdann zu / und würgen das Pferd / daß er kaum länger leben kan / bleiben es darauf / und hemmen es an Füssen und am Maul / daß es nicht schaden kan / und bringens heim / darnach spannen sie es also gebunden für einen Pflug / und martern es etliche Wochen so lang / bis ihm alle Wildigkeit gebrochen wird / alsdann wird ein sehr festes und arbeitsames Pferd daraus / das gebraucht man wie andere Pferde / es lebt auch viel länger / als sonst andere. Hactenus Micrælius.

Cap. XI.

Von Türckischen und Persianischen Pferden.

WEil der Türck gantz Griechenland / Anatolia und Asia, neben vielen andern Provintzen / unter seinem Gebiet hat / als werden alle Pferde / die derselben Orten / sonderlich in Græcia (darunter Arcadia, Thessalia, Epidaurus, Arcania, und andere mehr /) und Asia fallen / bey uns Türckische Pferde genennt; und ist zwar wahr / daß die Thessalischen Pferde mehr als vor 2000. Jahren / bey den Griechen / in grossem Ansehen / und bey den Olympischen Wettläuffern offt Uberwinder gewesen. Ja / unter diesem Namen / bergen sich auch wol diejenigen / so in dem Türckischen Hungerland / in Moldau / Sclavonia / Wallachey / Albania / Croaten und Dacia erzogen werden. Daher der Nam eines Türckischen Pferdes sehr weitläufftig / zweiffelhafft und ungewiß / und wer sich allein auf den Namen (ohne Nebenbeobachtung der übrigen Umstände) verlassen wolte / manchesmal grob würde betrogen werden.

Unter allen Orientalischen Rossen sind nun die Persianischen / so wol wegen der Grösse / als Schönheit und sanfften Ganges / die besten.

Josaphat Barbarus, und andere neue Scriptores, berichten / daß der Persianische Sophi Usan Cassan, bey dem Gebürge Tauro, ein überaus grosses / schönes und treffliches Gestütt halte / und das ist (wie Herr von Stubenberg meldet) leichtlich zu glauben / weil Media vor diesem wegen der Pferd-Zucht berühmt / ihm unterthänig / daß in einem Medischen Kriegszug / vor alten Zeiten / wie Herodotus schreibet / über 80000. Pferde sich gefunden haben.

Diese nun haben alle die Tugend (wie Herr Fugger meldet) an sich / die ein Kriegs-Roß haben soll; es kommen aber deren sehr wenig / auch gar selten zu uns / und wer ein solches Pferd bekommt / (sagt er) der mag es wol aufheben / und ihms lassen lieb seyn / denn sie sind resch / freudig / starck / arbeitsam; allein etwas untreu im Stall / und beissen gern. Gleichwie wir heraussen nach den Türckischen Pferden trachten / also bemühen sich die Türcken / diese Persianische zu bekommen / und wagen ein grosses Geld darauf. Tavernier lib. 4. cap. 3. schreibt / die Persianischen Pferde seyen mittelmässiger Grösse / kleiner als die Frantzösischen / vornen etwas schmal / aber überaus lebhafft / und flüchtig. Zu lauffen führen sie den Kopff nicht wol / aus einer von den Persen ihnen eingebrachten Gewonheit / sind sonst gelernig und leicht zu unterhalten. Man gibt ihnen / von einem Abend zum andern / bloß einen Sack voll Häckerling / und ihre Maaß Gersten / so man oben darauf leget / und ein wenig untereinander mischet / damit sie das Stroh zimlich mit der Gersten fressen. Wann die Gersten Aehren bekommet / gibt man ihnen solche fünffzehen biß zwantzig Tage lang zu fressen / welche sie purgirt / nachgehends / um ihre Zähne zu schärffen / menget man ihnen solche kleingehackte grüne Gersten mit ebenfalls gehackten Stroh / dergestalt / daß alle Tage allmächlich das Antheil der Gersten vermindert wird. In Persien wallachet oder verschneidet man die Pferde nicht / sie verrichten schwere Arbeit / und thun gute Dienste / offt bis in das achtzehende Jahr; zu Winterszeiten schärfft man ihnen die Eisen nicht / sondern man schlägt ihnen nur Schärffnägel. Ihr Zeug ist gantz leicht und bequem gemacht. Diß ist zu beobachten / daß die Perser ein Schwein / in ihren Ställen / (wie wir einen Bock) halten. Alle Pferde / aus des Königs Stall / sind am hintern lincken Schenckel / mit einem Brand gezeichnet / die aber andern Leuten zugehören / haben den Brand auf der rechten Seiten. Die Pferde / welche der König in seiner Armee austheilet / haben mit den seinigen gleiche Zeichen / und lassen sich dergleichen Pferde nicht mehr verkauffen / doch dörffen sie selbige vertauschen. Wann einem solchen Reuter das Pferd umstehet / muß er das Stück Haut / worauf das Königliche Zeichen gebrannt ist / ausschneiden / und den Unter-Officierern des Generals von der Reuterey überbringen / so bekommt er ein anders / sonst muß er ihm eines von seinem eignen Unkosten / schaffen. Die Unter-Officierer legen erwehntes Stück Haut in ein Wasser / und kennen es stracks / weiß nicht aus was vor Merckmahlen / ob das Pferd entweder Alters halber / oder sonst wegen einer Kranckheit / umgestanden / oder ob es muthwillig ums Leben gebracht worden / so dann muß er ihm selbst eines schaffen / oder wird gar ausgemustert.

Insgemein aber / wie sehr man den Türckischen Pferden bey uns nachstellet / und mit grossen Unkosten / bekommt und heraus bringet / thun sie doch in Teutschland selten gut / weil ihnen die Wartung abgehet / und sey solche so exquisit und köstlich / als sie immer wolle / so ist doch in unserm Teutschland zimlich starcke Lufft / welche die aus Levante kommende Pferde hart vertragen können.

Es sind bey uns harte / steinichte / tieffe / sümpffige Wege / dardurch ihnen der Kern so wol aus der Huf verderbt wird; wie sie aber sollen verpflegt werden / gibt Herr Magnus Seuter in seinem schönen Buch von der Roß-Artzney folgende Regeln.

1. Man soll es zu Ende des Aprils / oder Anfang des Mayen / auf das Grase lassen / und allzeit wol decken / wann fünffzehen Tage vorbey / soll man ihm die Hals-Ader / oder in den Füsseln / oder die Schrenck-Ader und die Bug-Ader schlagen / und darnach wieder fünffzehen Tag auf dem Gras gehen lassen; welche Roß dürr werden / denen soll man den ersten Tag / wann mans aufs Gras schlägt / auf der Kräuter-Ader

lassen / welche aber feist und wol bey Leib sind / die bedörffens nicht.

2. Man soll den Pferden / vor der Gras-Weide / alle vier Eisen abbrechen / und die Hüfe beschneiden / damit sie das Horn nicht zertretten / und diese gantze Zeit über soll man sie nie reuten.

3. Wann man sie am Tag / wegen grosser Hitz / oder bey der Nacht / wegen grosser Kälte / oder sonst wegen der Ungewitter / in einen Stall zeucht / soll man ihnen frisches Gras abschneiden und zu essen geben / man soll ihnen auch geben Wermuth / Sonnengürtel / Wegwart / Gundelreben und Teschelkraut unter dem Gras / je mehr sie diese Kräuter essen / je besser es ist.

4. Weil sie auf der Grasweide sind / soll man ihnen zu Zeiten harte Saltzstein fürlegen / und sie 2. oder 3. Stunden daran lecken lassen.

5. Wann man sie vom Gras nehmen will / soll man sie gemählich / nach und nach / an das Heu gewehnen / erstlich Gras mähen und gar ein wenig überwelcken lassen / und also fürgeben; darnach allerweil dürrer und trockener werden lassen / bis es gar zu rechtem dürren Heu wird. Nachgehends gebe man ihnen allzeit neues und klein altes Heu für.

6. Nach dem Gras soll man ihm im Maul lassen / und über vier oder fünff Täge allzeit das nachgeschriebene Pulver unter das Futter geben: Schwefel / Buchen-Aschen / Saltz / Enzian / Eberwurtz / Sevenbaum / eines so viel als des andern / aber alles klein gepulvert und wol vermischet.

7. Nach vollendeter Gras-Weide / soll man ihm Habern in einem Backofen nach dem Brod / oder sonst hinter einem warmen Ofen / oder an der heissen Sonnen wol dörren / mit Fleiß zwischen den Händen ausreiben / darnach sauber schwingen / und auf einmal wenig geben / nicht überschütten / bis sie des Habers wol wieder gewohnen / auch das Heu gar sauber halten / daß es nicht staubicht sey / darnach in der Kühlen das Pferd ausreuten / daß es wiederum gewohne.

8. Nach dem Gras soll man die Pferd vier oder fünf Tage nacheinander wol schwemmen / doch daß nicht allzukaltes Wetter sey.

9. Wann sie husten / soll man ihnen Kreenwurtzen / oder Meerrettich gar klein unter das Futter schneiden / und es essen lassen.

10. Man solls / bey Tage / auf keiner Streu stehen lassen / und solls aufbinden / daß sie nicht Mist oder Koth aufnaschen und fressen; unter Tages soll man ihnen das Gezirck unter die vordern Füsse scharren / und also darauf stehen lassen.

11. Man darff den Türckischen Rossen / woferne sie auf recht Türckisch beschlagen sind / nimmer einschlagen / und wer sie lang gut behalten will / muß sie allzeit auf recht Türckisch beschlagen lassen.

12. Man soll sie / wo es immer möglich / auf keinem gebretterten oder gepflasterten Stand stehen lassen.

13. Die Türckischen Roß sollen allezeit wol bedeckt seyn / doch nachdem die Zeit kalt oder warm ist / mehr oder weniger.

14. Man soll kein Roß in der Hitz ins Wasser reuten; sondern Schenckel / Bauch / zwischen den Bügen und Füsseln wol abreiben.

15. So man starck geritten ist / soll mans nicht gleich in den Stall führen / sondern wol bedeckt ein oder zwey Stund gemach umführen.

16. Man darff ihnen nicht mehr als zwey Futter geben / und so sie wol bey Leib sind / soll man ihnen nicht mehr als ein gutes Nacht-Futter geben / und sie allezeit Morgens und Abends vor dem Futter trincken lassen.

17. Wann man ausreuten will / soll mans nicht bald davor trincken lassen / auch am Reuten unter Tages nirgends / auch so man in die Herberg kommen / es nicht träncken / bis es vorher zwey Stunden wol bedeckt umgeführt worden / darnach in den Stall führen / ein oder zwo Hand voll saubers Heu fürgeben / und hernach erst / wann es nun wol abgekühlet hat / genug trincken lassen.

18. Man soll das Pferd alle Wochen aufs wenigste zweymal Morgens und Abends / gemächlich ins Feld reuten / und alle Monat zwey oder drey gute Läuffe thun lassen.

19. Wann man mit den Türckischen Pferden eine Carriera thut / soll mans nicht in vollem Lauff allzugähe und mit Gewalt aufhalten / sondern etwas nach und nach den Zaum an sich ziehend / dem Pferde seines Willens / und des Stillstehens ein Vorzeichen geben.

Dieses aber wird / was die Gras-Weide betrifft / dennoch von etlichen widersprochen / weil die Weid bey uns nicht also beschaffen / wie sie es gewohnet; wie dann (sagt Herr Fugger) sonst bey uns auch viel guter Roß / durch das Gras gehen / verderbt werden / von denen / die es nicht besser wissen noch verstehen / sondern vermeynen / es sey das Gras bey uns gleich so gut / als in den heissen Landen / welches weit fehl ist.

Als Hally Bassa dem Kayserlichen Oratori Busbequio etliche schöne Türckische Pferde verehret / hat er ihm zu seiner Abreyse diese Instruction geben / er soll ihnen im Anfang der Reyse wenig Futter fürgeben lassen / und kleine Tagreysen thun / also daß er den Wege von Constantinopel bis nach Adrianopel / den man sonst in fünff Tagen verrichten kan / in neun oder zehen Tagreysen eintheilen solle. Sie werden bey ihnen / viel länger als bey uns zur Arbeit gebraucht / wenn sie zwantzig Jahr alt sind / siehet man sie so kräfftig und frisch / als man bey uns die achtjährigen spühret. Man sagt auch / daß in des Kaysers Marstall etliche / die sich wol verdienet haben / und mit Lebenslang währenden Futter versehen sind / auf fünfftzig und noch mehr Jahr also leben / wie Busbequius bezeuget. Die Türcken halten ihre junge Füllen wie die Kinder / sie mehr mit Lieb als Streichen aufziehende; daher diese die Menschen überaus lieben / sie lassen sich gewehnen / daß sie niederknien / und ihren Herrn auffsitzen lassen; wann ihm sein Gewehr / Pusikan oder Säbel / oder was es sey / hinab fället / heben sie es mit dem Maul auf / und reichens ihrem Reuter wieder in die Hand. Hingegen lassen sie sich auch nicht so kurtz wenden / als die Teutschen Pferd / lauffen mit gestreckten starren Halse / müssen sich auf eine Seiten / wohin man will / zu begeben / einen zimlichen Platz haben / und sind hart und langsam aufzuhalten und zu pariren.

Cap. XII.

Arabische/ Mohrische und Tartarische Pferde.

Die Arabischen Pferde werden bey den Türcken (darunter sie auch die aus Armenien entsprossene rechnen) in gleichem Wehrt mit den Persianischen gehalten weil sie benachbart/ und beede Länder allein vom Sinu Persico geschieden sind; diese aber sind etwas kleiner und subtiler/ doch Adelicher (wie Herr Fugger redet) und eines bessern Mauls/ insonderheit aber lauffen sie fast wohl/ und sind ihrer Schenckel gewisser/ als keine anderen Türckischen Roß/ dabey gantz fromm und sanfftmüthig/ und lassen sich nicht so bald erzörnen/ als die Persianischen.

Die Araber/ nach Ludovici Vartomanni Erzehlung/ brauchen meistentheils Stutten/ die sind so schnell/ daß etliche in 24. Stunden 100. Meilen verrichten können/ ist zweiffels ohne von Welschen Meilen zu verstehen; sie sollen lebhaffter und bessers Athems seyn/ als die Hengst-Pferde/ weil sie auch im Lauffen den Harn von sich lassen können/ dardurch die Hengste gehemmet werden.

Tavernier lib. 2. seiner Persianischen Reisen fol. 66. schreibet/ daß des grossen Moguls Abgesandter zu Balsera, Arabische Pferde/ das Stuck vor 3. 4 bis 6000. Reichsthaler/ für seinen Herren gekaufft habe/ ja daß gedachter Mogul auch eines per 10000. Reichsthaler bezahlen lassen.

Die Mohrischen Pferde/ die aus Barbaria und Africa zu uns gebracht werden/ sind von den Arabischen/ welche aus Asia kommen/ weit unterschieden denn sie sind fast klein/ doch (nach Herrn Fuggers Ausspruch) arbeitsam dauerhafft/ und mögen viel leiden sind auch resch/ und beharren lang in ihrem Lauff/ sind sonst gar köstliche gute Roß/ und wann sie die Grösse hätten/ könnte ihm einer nicht wohl bessere Pferde zum Krieg wünschen; fürnemlich sind sie behertzt und freudig/ und allein/ unter allen Rossen/ so das Brüllen der Löwen unerschrocken leiden mögen/ darob sich doch alle andere entsetzen/ sind auch gar gelernig und dem Menschen treu; und wird geschrieben/ daß man ihnen vor alten Zeiten kein Gebiß hat eingelegt/ sondern sie gewöhnet hinzugehen oder zu lauffen/ wohin man sie mit der Ruthen geleitet hat.

Die Tartarischen Pferde/ wiewohl sie unter einem gantz widerwärtigen Clima gefallen/ beschliessen nun dieses Capitel/ so in der Gegend/ wo sich Mitternacht mit dem Orient benachbart/ und dem grossen Chan zu Cattay unterworffen ist/ zu finden; der soll in seinem Gestütt über 10000. halten/ und von ihrer Milch (wie Villanova bey Herrn von Stubenberg bezeuget) seine Freund und sich ernähren; sie sollen so geschwindes Lauffes seyn/ daß sie in einem Tag 20. Meilen zurücke legen; weil sie aber weder mit Abwischen noch Striegeln gewartet sind/ sehen sie heßlich/ rauch und zotticht/ großbauchicht und großköpfigt aus/ sind von starcken Knochen und guten harten Hüfen/ daß man sie auch in ihrem Lande nie beschlägt.

Anno 1662. hat der Tartarische Abgesandte Ihr Majestät dem Kayser ein Tartarisches Pferd geschencket/ darauf ein Tartar zu Preßburg die damals durch Regen-Güssen ungewöhnlich angelauffene Donau/ gleichsam im Schertz durchgeschwemmet. Und zwar ist dieses bey ihnen gar gemein/ da sie die grossen strengrünnenden Flüsse/ Borysthenem und Tanaim haben/ die ihre Partheyen hin und her auf die Beute übersetzen.

Wir wollen aber diese frembde Sorten nicht darum hier anführen/ daß es nothwendig sey einem adelichen Hausvatter/ um alle Arten zu trachten; weil es eines jeden Gelegenheit und Mittel nicht zulassen/ sondern geschiehet allein darum/ daß/ wann jemand ein Gestütt hätte/ und ihm dergleichen Razza fürkäme/ er dennoch sich darnach richten könnte/ oder hätte er auch schon keine Pferd-Zucht/ stehet doch einem Edelmann wohl an/ von einem und dem andern zu discouriren.

Cap. XIII.

Von castrirten Pferden.

Die Wallachen oder verschnittene Pferde/ sind in die Wägen viel besser und dienlicher/ sonderlich den Kriegsleuten weit bequemer/ als die Hengste/ weil sie lieber mit einem schlechten Futter vorlieb nehmen/ unter die Stutten auf die Weide gespannet werden mögen/ nicht so toben/ stettig und untreu sind/ auf Anschlägen und Nacht-Ritten mit unzeitigem Geschrey sich nicht so leicht (und andere mit) verrathen/ in der Trouppe still/ friedlich und sanfftmüthig fortgehen/ können viel in einem Stall zusammen gestellt werden/ schadet ihnen das Gras nicht so bald als den Hengsten/ sind gesünder/ und erhalten das Gesicht besser.

Hingegen ist dieses auch wahr/ daß die Wallachen viel feiger/ weicher und verzagter sind/ von einem schlechten Schuß oder Stoß (ob er schon nicht allzeit tödtlich) verzagen und sincken; da hingegen die Hengste weit besser dauren/ und das Hertz nicht eher/ als mit dem Leben verlieren. Wie aber keine Regel ohne Exception, als giebt es auch zu Zeiten freudige und großmüthige Wallachen/ die es wohl einem Hengst bevor thun.

Das verdrießlichste an den Hengsten auf der Reise ist/ wann sie etwan hin und her auf der Strassen Stutten vermercken/ daß sie mit Schreyen/ Zappeln und Schwitzen/ so wohl sich selbst/ als auch ihren Reuter müde machen.

Was Officier anlangt/ die im Kriege dienen/ ist besser/ sie reuten Wallachen im Marchiren und täglichen Reisen; doch daß sie dabey einen oder zween Hengst Hand-Roß halten/ die sie/ in fürfallenden Occasionen/ sonderlich wann eine Schlacht gehalten wird brauchen und besitzen können.

Das Füllen oder Pferd wird sacht gebunden/ und auf einen Misthauffen oder grasichten linden Ort gemählich geworffen/ und vorher geblendet/ also daß es auf dem Rucken zu liegen komme; der Sack wird mit bequemen Höltzern eingespannet/ das man die Gailen desto bequemlicher ausschneiden kan/ vorher wird die Ader mit einem seidenen rothen starcken Faden gebunden/gleich auf den Schnitt wird eine warme Salbe von Bocken-Inschlet und Terpentin darauf gestrichen/ das Pferd alsdann gemählich aufgelassen/ und an ein schattichtes trockenes Ort eine Stundlang hingestellet/ darnach wird es an einem staubichten Ort sacht umgeführt/ dann der Staub soll die Maschen desto eher verursachen. Vor den Fliegen und Wasser muß man das Pferd verwahren; damit der Schad nicht geschwelle/ wird er offt mit Milch-Topffen oder Käse-Wassern ausgewaschen.

Die Castrirung geschicht auch darum/ daß man die Füllen desto länger unter den Stutten kan weiden lassen; diß soll aber/ nach Herrn Olivier de Serres Meynung/ nicht eher geschehen/ als nach überstandenem ersten Jahr/ weil alsdann erst die Gailen recht für den Leib heraus kommen; daß muß seyn im Frühling oder Herbst/ wann die Hitz nicht groß ist/ und weil sie noch bey der Milch sind/ und an der Mutter trincken: Dann wann sie schon etliche Jahr alt sind/ und etwan schon gesprungen/ oder doch von der Stutten Kundschafft haben/ so werden sie verdrossen/ faul und träge verliehren Hertz und Muth/ fangen an scheuhe zu werden/ auch die Kräfften mit samt dem Hertzen zu verlieren.

In Spannien (sagt Herr Fugger) werffen sie den Pferden nicht aus/ sondern klemmen nur die Adern/ so aus dem Leib herab ins Geschrötte gehen/ mit einem höltzernen Instrument/ und vergehet ihnen das Gailen/ daß sie scheinen gantz zu seyn/ und sind doch castrirt/ diese nennen Cavallos sabios, witzige Pferde/ weil sie/ wie alle Wallachen/ nicht ungestümm/ tobend/ sondern still und sittsam sind/ gehen einen sanfften guten Schritt/ achten sich des Trabens nicht/ wie die Hengste pflegen/ gehen auch einen stätern Gallopo.

Das Schneiden aber muß im abnehmenden Monden geschehen/ wann nicht kaltes rauhes Wetter ist/ und die Nordwinde nicht wehen. Andere wollen/ die jungen Pferde sollen im Neumonden geschnitten werden/ sonst verlieren sie den Muth.

Junge Füllen mag man ein 8. Tage bey ihrer Mutter im Stall lassen/ die alten aber muß man in einem guten warmen Stall länger innhalten/ und mit warmen Kotzen bedecken/ doch auch alle Tag ein wenig spatzieren führen/ und mit Essen und Trincken wohl halten.

Man solle (wie Herr Fugger vermeynt) den geschnittenen Rossen/ ohne grosse Ursach/ als da sind Kranckheiten oder Mängel des Gesichts/ nicht Ader lassen/ weil sie/ durch das Schneiden/ ohne diß viel natürlicher Hitz verlohren/ die würde/ durchs Lassen/ noch mehr geschwächet.

Gut ist es auch/ wann man/ im Schneiden/ das wol beobachtet/ daß/ wann den Füllen die Gailen ausgeschnitten werden/ man die Adern/ daran sie hangen/ nicht gar heraus nehme/ sondern ihnen solche lasse/ weil sie davon muthiger und frischer werden/ und das Hertz nicht gar verlieren; welches alle Schmiede/ und andere/ so mit dem Pferd-Schneiden umgehen/ wol zu thun wissen.

Cap. XIV.

Von den vier Haupt-Farben der Pferde.

Mit Austheilung und Vorziehung der Farben/ sind die Meynungen so abgesondert u. zertrennet/ daß man fast nicht weiß/ welchen beyzufallen oder nicht. Von der Farben Eigenschafft haben ausführlich geschrieben Federico Crisone in seinem ersten Buch von der Reut-Kunst bald im Anfang/ und der vornehme Neapolitanische Cavalier/ Herr Pasquale Caracciolo, in seinem schönen Wercke/ das er Gloria del Cavallo nennet/ im ersten Buch.

Wir wollen aber hier zum Theil an des Herrn Fuggers Beschreibung uns halten/ und gantz kürtzlich von demselben ausziehen/ was von einer oder der andern Farb zu halten/ und welche besser/ oder schlechter/ welche zu verlangen/ oder zu meiden; denn das ist gewiß/ daß so wohl die Farben/ als auch andere Zeichen gar offt betriegen/ daß ein Pferd von unglückseeligen Zeichen und böser Farbe dennoch haubt-gut; und ein anders/ welches so wohl Farb und Zeichen gewünscht an sich hat/ dennoch nichts tauget.

Die Farben verhalten sich/ nach den vier Elementen/ also: Denn obwol die Pferde/ wie alle andere Thiere/ aus der Zusamensetzung der vier Elementen formirt sind/ so schlägt doch des einen Eigenschafft mehr vor/ als des andern/ und welches Eigenschafft im Pferd die andern übertrifft/ das zeigt ein Pferd so wohl an seiner Art/ als auch seine Farbe/ weil aber die Elementen nicht gleich/ offt mehr oder weniger in einem Subjecto sind/ daher wird auch die Farb anders und anders gebildet/ dunckler oder liechter/ oder da zwey oder drey Element zugleich vorschlagen/ wird wohl eine scheckichte und abgetheilte Farbe daraus.

Die braune Farbe vergleicht sich dem Element der Lufft/ und auch zum Theil dem Feuer/ daraus es seinen Ursprung nimmt/ ist der Blut-reichen Eigenschafft/ die sind hertzhafft/ kühn und freudig/ wollen mit Gelindigkeit und Vernunfft regiert seyn.

Die liecht- und goldbraunen participiren mit dem Feuer/ die dunckel- und schwartzbraunen aber mehr mit der Erden/ daher sie auch träge und melancholisch; hat eines viel weisse Haar hin und wieder unter den braunen Haaren vermengt/ die von den Bereutern Zobel-Haar genennet werden/ so hat es mehr Phlegma bey sich/ durch welches die Cholerisch und melancholische Eigenschafft gemässiget wird; so auch an denen Dunckel-Fuchsen und schwartzen Pferden ein gutes Zeichen ist/ doch daß sie nicht von dem Sattel/ sondern hinter dem Sattel heraus scheinen.

Kestenbraun ist die beste/ liechtbraun und weichselbraun sind etwas hitziger/ dunckelbraun/ wann sie gespiegelt sind/ sehen auch schön aus; welche aber von liecht- und dunckelbrauner Farb untermengt sind/ die Pferde von zwey Haaren in Niederland heissen/ werden für faule matte Roß gehalten.

Herr von Stubenberg glaubt mit Herrn Caraciolo, daß die goldfärblichte Braunen/ die an der Sonnen glänzen / wann die Extrema, samt der Mähne und Schweiff schwartz mit einem schwartzen Strich über den Rucken gehen / eine von den besten und edelsten Naturen anzeigen.

Pirro Antonio Ferraro aber / weyland Philippi II. Königs in Spanien Bereiter zu Napoli, in seinem Cavallo frenato, ist auch dieser Meynung nicht entgegen / und sagt / il Bajo indorato è d' una vivace & accesa Natura, ma bisogna che habbia il dosso di mosche asperso, & di bianchi peli. Das ist / er solle am Rucken solche Fliegentreuff von weissen Haaren haben / welches ein Zeichen ist daß seine Feuchtigkeit von der Hitze nicht gar ausgedörret.

Sonst insgemein die braune (wiewol die gemeineste) Farbe wird für die beste gehalten / wie auch Herr Agostino Gallo Nobile Bresciano in suo vinti giornate dell' Agricoltura lib. 13. lehret bei / die braune Farbe sey die vornehmste und beste unter allen / weil die braunen Pferde freudiger und kühner sind im Krieg und Streiten / indem sie solche nicht entsetzen / ob sie wol verwundet sind / und sehen das Blut nicht so geschwind / ob es schon aus ihren Wunden fliesset; und sagt: Ma il Bajo castagnato, è il migliore, quando inclina al oscuro, overo che le Castagne sono sparso sopra la groppa, è per tutto il corpo.

Die andere Haubt-Farbe sind die Schimmeln / so nach den braunen für die beste gehalten wird / die entspringt von dem Element des Wassers / ist Phlegmatischer feuchter Eigenschafft / sind sittsamer und gehorsamer als die braunen. Die vornehmste und rareste Farb sind gantz Schneeweiß / die sie in Spanien Blanquillos, und die Italiäner Armelini nennen / geben ein prächtiges Ansehen / sonderlich wann die Mähn / der Schopff und Schweiff roth gefärbet sind / werden hoch gehalten / absonderheit wann sie schöne grosse schwartze Augen haben / und auch das Geschröt schwartz ist. Und wiewol etliche diese Farb nicht für die beste halten / so bleib es doch darbey / daß sie die allerschönste und seltzamste ist / taugen sie nicht zur Arbeit / vor dem Feind / oder zum Spappaziren / so dienen sie doch zum Pracht.

Die übrigen Schimmel geben uns auch die Apffelgrauen oder Spiegelschimmel / die sind einer guten und ablichen Natur / stehen wol zum Reiten und in die Carossen / dabey nur dieses zu bedencken / daß wann man sie gleich einer Farb zusammen kaufft / sie selten also gleich bleiben / weil sie fast jährlich / so offt sie hären (wie auch alle andere Schimmel) ihre Farbe verändern / theils lichter / theils aber finsterer und dunckler werden / und also dem Zug eine Unzierde geben. So gibt ihnen auch vor obengedachter Ferraro ein geringes Lob / Il Leardo melato (sagt er) ò per dir meglio mal atto à servir all' huomo, è composto d' humori indigesti & distemperati, daraus man die unterschiedliche Meynungen der Autoren erkennen kan. Und das ist seltzam / daß sonst alle andere Füllen ihre natürliche Farbe aus Mutterleibe mitbringen / kommen allein die Schimmel etwas graulicht / und kriegen die weisse Farbe erst mit den Jahren / wie auch Herr von Stubenberg beobachten.

Die Fliegentreuffe haben theils rothe / theils schwartze Tüpfflen / die letztern aber werden für besser gehalten / ist eine harte und dauerhafftige Farbe / wie Herr Fugger bezeuget. Die Schwartzschimmel hält man für ein häßliche Farb; die Rothschimmel aber sind besser / wiewol sie gern Tücke an sich nehmen.

Die dritte Haubt-Farbe sind die Fuchsen / die haben ihren Ursprung von dem Element deß Feuers und der Lufft / und sind Cholerischer hitziger Eigenschafft zorniger feuriger Art / und währet doch ihr Muth nicht lang / denn es sind weiche Roß / erligen und schwitzen bald in der Arbeit / wie Herr Fugger will / und ist gleich ein Ding um sie / wie um ein Feuer vom Stroh / das brennet gähling und hefftig / erlischet doch bald.

Die Dunckel- oder Schweißfuchsen / so die Italiäner Sauro brusciato, und die Spanier Alcan tostado nennen / sind unter dieser Farbe die besten und dauerhafftigsten / nach der meisten Urtheil / daher auch die Spanier dieses Sprichwort haben: Alcan tostado, antes muerto, que Cansado: Der Schweißfuchs ist ehe todt als müd.

Die vierdte Haubt-Farb schwartz / ist melancholischer Eigenschafft und hat ihren Ursprung von der Erden / sie sind darneben zornig / schwermütig / träge / untreu / stutzig / werden gern kollericht / sind Mäusfarb-schwartz / liechtschwartz und kohlschwartz; diese letztere wollen etliche nicht für so gar böse halten / wenn gute weisse Zeichen dabey sind / doch haben sie ein kurtzes Gesicht / derhalben im Kauffen ihre Augen wol in acht zu nehmen. Die Spanier entgegen halten auf die schwartzen Roß / die gantz kein Zeichen haben / sehr viel; und die Ungarn (nach Herrn Fuggers Bericht) sagen / daß keinem Ritter etwas Widerwärtiges auf einem schwartzen Roß widerfahren sey.

Die Italiäner aber sagen / wie Agostino Gallo berichtet: Caval morello, ò tutto buono, ò tutto fello. Dardurch verstehen sie die Kohl- oder Rabenschwartzen / die vor Schwärtze glänzen.

Gute Farben zu erlangen / ist viel daran gelegen / daß im Beschellen folgender Nachricht Herrn Grafen Julii von Hardeck beobachtet werde: Man soll belegen Rappen mit Rappen / dunckel- und liechtfarben / jedes mit seiner gleichen Farbe / diese Farbe ist mit Schimmeln zu belegen nicht rathsam / weil gemeiniglich Hönig-Schimmel / welche eine weiche Farbe ist / daraus werden; sonst kan man auch Schwartz-Schimmel mit Rappen / Spiegel-Schimmel mit Liecht-Schimmeln / Schweißfuchsen mit Schwartzbraunen belegen / davon meistens dunckelbraune Rösse kommen; von Liechtfuchsen und Dunckelfalben werden Castanien braune oder falbe Röß; Kranich-Schimmel mit Rappen / aber nicht mit Schimmeln / denn es fallen gern davon Hönig-Schimmel; Schecken mit Rappen / fällt davon Kesten braun; aber Schecken mit Schecken / davon werden gemeiniglich großblassete Pferde generirt. Schwartzbraun mit Schwartzbraun / zeugen gleiche Haar mit schwartzen Extremitäten. Wiewol alle diese Observationen blosse Muthmassungen und keine unfehlbare Regeln geben / die gleich so bald fehlen als zutreffen.

Cap. XV.

Von den übrigen Farben der Pferde.

NUn folgen die übrigen / die nicht haubt-sondern vermischte Farben sind / darunter die Schecken die erste Reyhe führen / unter welchen sonderlich die in Spanien an einem Ort / so man Xeres de la Frontera nennet (wie Herr Fugger meldet) den Vorzug haben / dergleichen man in keinem andern Ort findet / und diese Farbe haben sie nachfolgender Gestalt zuwegen gebracht: Zu der Zeit / als man die Stutten beschellen lassen / hat man grosse hohe Tücher aufgespannt / darinnen man allerley Farben durcheinander gemahlet / oder gesprengt gewesen / für solche Tücher hat man die Stutten gestellet / als man den Hengst zu ihnen gelassen: Wann sie nun in dem Werck gewesen / und so vielerley Farben durcheinander vor ihnen gesehen / haben sie ihnen dieselbigen dermassen eingebildet und imprimirt / daß auch die Jungen davon sind gescheckicht worden. Sonderlich werden die weiß und schwartze wol-abgetheilten Schecken hoch gehalten / weil sie von sehr gutem Temperament sind / auch benebens schön und zierlich aussehen.

Der Nürnbergische wochentliche Extraordinari-Currier vom 19. May Anno 1681. berichtet / daß / als die verwittibte Königin in Dännemarck in ihrer Suite zu Augustusburg in Holstein ankommen / und herzlich tractirt worden / habe der Hertzog Ernst Günther / Sonderburgischer Linea, alle Tag einmal / zur Lust / über 50. schöne Reutpferde über den Schloßplatz führen lassen / die nicht allein sehr wol auf der Reutschul abgerichtet / sondern auch von schöner Taille und Farben / nemlich lauter Schecken waren / und doch einer dem andern nicht ähnlich. Et addit: Es scheinet / daß wie man zuvor die schönesten Pferde zu Oldenburg gehabt / so sind sie anjetzo / für Könige und Potentaten / bey dem alten und curiosen Herrn Hertzogen Ernst Günther zu finden.

Die falb-mit weiß vermischten Schecken / wann die vier Füß darzu bis über die Knie weiß sind / und haben an der Stirn eine breite weisse Blassen / werden sie Huveros oder Hoberi genannt / die auch sonst von allerhand andern Farben untereinander vermischet sind. Herr von Stubenberg schreibt / daß ihm vom Grafen Merode referirt worden / daß in Niederland und Franckreich kein vielfärbig Pferd angesehen sey / es habe dann ein gantz schwartzes / oder doch mit schwartzen Flecken gezeichnetes Geschröt.

Und wiewol der alte Palladius diese Farbe gantz verachtet / daß solche Pferde ungeschickt / unglückselig / untreu / furchtsam und stettig seyen; so gibt doch die Erfahrenheit das Widerspiel / daß viel treffliche gute Pferde darunter gefunden werden / also daß sich Herr Camerarius darüber verwundert / daß man diese Pferde ring halten solle / die er doch unter die besten und verwundersamsten zehlet; und Herr von Stubenberg / von etlichen / so wol seinen eigenen / als auch andern fürtrefflichen Schecken daselbst / Meldung thut; und sonderlich sind sie hoch zu halten / wann die zwey oder mehr färbichte Flecken an ihnen wol eingetheilt und temperirt sind / wann sie vier weisse Füsse aber schwartze Hüfe oder zum wenigsten geschecket / wo nicht alle vier / doch zwey oder drey / ein gantz schwartzes Geschröt / und schwartze grosse Augen haben.

Die falben Pferde setzen etliche unter die liechtbraunen / ist aber doch ein abgesonderte Farbe / weder unter die Braunen / noch unter die Füchse recht zu rechnen; wann sie auf die Hirsch-Farbe sich ziehen / schwartze Extrema, oder wann sie goldglänzig und sonderlich viel Schwartzes um den Kopff / auch eine solche Linea über den Ruckgrad / und schwartze Hüfe darzu haben / so mögen sie wol passirt werden.

Die Wolffsfalben / bey den Welschen falbi Lupini genannt / sind arbeitsam / aber nicht langwürig / percioche un poco calore, sagt Herr Ferraro, durar non poute lungo tempo, in cosi gran freddezza.

Die Mäusfarben und Gelbfachen / sonderlich wann sie ohne Glantz sind / werden für träge / schwache / melancholische Pferde gehalten.

Doch alle diese Veränderungen und Unterscheide der Geburtsstellen / Farben und Zeichen / sind keine unfehlbare Erkänntnissen / die nicht betriegen könnten / es gibt wol zu Zeiten Spanische und Türckische Pferde / die am Ansehen / an der Farb und an den Zeichen nicht zu verbessern wären / dennoch dasselbige nicht leisten / was von ihnen gehofft wird: Hingegen andere aus den Nordischen Ländern / bey denen man so viel / gewisser Ursachen halber / nicht suchen solte / und dennoch mehr thun / als man je hätte glauben können: Also / daß die äusserliche Anzeigung von guten und bösen Pferden offt betriegen kan. Glaublich ist es / daß die vollen / wann sie gleich ihrem Stallon an der Farbe / und an dem Zeichen nicht allzeit gäntzlich nacharten / dennoch viel gute oder böse natürliche Anmuthungen von demselben eingeflantzt behalten / die sich nicht aus der äusserlichen Gestalt / sondern erst aus der Erfahrenheit (und nachdem sie wol oder übel in ihrer Jugend gehalten und unterrichtet werden) herfür thun. Also daß mancher ein gutes für ein schlechtes / und ein geringes für ein gutes erwählen kan / und die äusserlichen Anzeigungen / zwar natürliche Muthmassungen / aber keine gewisse Regeln geben; so ein jeder / der Pferde halten und kauffen will / vernünfftig zu bedencken / und sich mehr auf die Prob- und Erfahrenheit / als die übrigen Zeiche verlassen solle. Herr Galiberto sagt / wann ein Pferd aus allen vier Elementen temperirt ist / so wird er denckel- oder Castanienbraun / oder ein Spiegel-Schimmel / oder Cavezza di Moro, oder ein Schweiß-Fuchs seyn / und was daselbst weiter zu lesen. Doch in allen diesen prævalirt das erst vorgedachte Bedencken.

Zu verwundern ist es / daß alle wilde Thier meistentheils gleichfärbig / also daß / was die Farb mercklich ändert / schier wie ein Wunderding gehalten wird; diesemnach sind die Hirschen / wilden Schwein / Rehe / Hasen / Bären / Wölff / Füchse / meistens von einerley Haaren (ausser in den Nordischen Eysländern.) Alle wilde Geflügel sind einfärbig / das ist eines wie das andere / ausser was sich in gewisse Sorten eintheilet / als unterschiedene wilde Hüner und Endten.

Hingegen aber sind alle Thier / als Pferde / Kühe / Schaf / Schwein / Geiß / Hunde / Katzen / wie auch

alles zahme Geflügel/ als Hüner/ Gänß/ Endten/ Tauben/ und dergleichen/ ja so gar die zahmen Königlein/ von sehr viel unterschiedenen abgesonderten Farben / daß fast kein Philosophus dessen warhaffte und beständige Ursachen geben kan / wiewohl sie viel und mancherley Muthmassungen und Conjecturen/ darüber ohne sattsamen Grund / von sich gegeben haben ; denn daß es allein von der Complexionen und Elementen Beschaffenheit solte herrühren/ kan darum nicht seyn/ weil alle wilde Thier so wol/ als die zahmen aus den vier Elementen/ erschaffen sind/ und bey ihnen eben so wol vor einer Zeit mehr als zur andern/ eine oder die andere Complexion prædominiren / und über die andern herrschen/ dennoch dieses keinen solchen Farb-Wechsel (wie es da dieses Axioma wahr wäre / nothwendig folgen müste) bey ihnen verursachet.

Die es aber von den Speisen her deriviren/ als weil die zahmen Thiere gezwungen/ andere und solche Speisen annehmen müsten/ die ihnen von den Menschen vorgegeben würden/ daher auch eine oder die andere Veränderungen der Speissen/ die sie offt nicht gerne/ und nur aus Hunger-zwang zu sich nehmen/ auch ihre Gemüths-Bewegung alteriren/ und also solche unterschiedene Farben per imaginationem & operationem humorum verursacheten.

So sage ich hingegen/ daß solches universal seyn müste/ weil auch viel wilde Thier von den Menschen in ihren Thier-Gärten/ Zwingern und Häusern gehalten/ gleichfalls offt Speise einnehmen müssen / deren sie in Feld und Wäldern ungewohnet/ auch offt in ihren Arrest Junge brächten und sich vermehreten/ und dennoch dieselben ihrer Eltern Farb allzeit behielten / daher diß wieder kein gewisses Argument.

Jch halte solches vielmehr vor ein Arcanum Divinæ Sapientiæ, daß er / dem Menschen zur Freude und mehrer Ergetzlichkeit / die ihme zugesellten Thier / mit dieser Prærogativ der mancherley Farben beschencken wollen : Denn ob zwar wohl (wie oben gemeldt) etliche zahme Thier/ mit Fürstellung der Farben / per impressionem in ipso conceptionis momento darzu veranlasset werden / geschiehets doch mehr / weil dergleichen Thieren diese Farben-Abwechslung ohne diß von Natur angeboren/ als daß es necessariò die geschecktichten Tücher allein verursachen solten / zudem wann es schon einmal oder öffter sich also begibet/ noch weit öffter fehl schlägt / und sonderlich bey den wilden Thieren (die gleich so wohl als die zahmen ihre Imaginationes haben können) keines weges angehet. Aber genug von diesem.

Cap. XVI.

Von guten und bösen Zeichen der Pferde.

Herr Fugger in seiner Pferd-Zucht/ und Herr von Stubenberg/ haben gar ausführlich von der Pferd-Zeichen geschrieben / wie auch Herr Joh. Battista di Galiberto in seinem Cavallo del Maneggio, aus denen ich das tauglichste / in möglichster Kürtze/ hier anführen will ; Die Natur hat ihr etliche Beobachtungen und Zeichen vorbehalten/ daraus man die guten und bösen Eigenschafften der Pferde / vermuthlich gleichsam wissen und prophezeyen kan ; die weissen Zeichen werden an gewissen Farben gelobt / weil dardurch die andern nicht guten Qualitäten / als die Cholera und Melancholia, mit ihrem Phlegma temperirt und gemildert werden/ denn (sagt Herr Fugger) ich hab es nicht allein offtmals gehört und gelesen / sondern hab es selbst im Werck befunden/ weiß auch/ daß es in dem Grund also ist/ und so einer sein Acht und Aufmercken darauf wolte haben oder geben/ wird er es ebenmässig also befinden/ daß nehmlich die Roß (was Farb sie gleich immer sind) so keine weisse Zeichen haben / und die man auf Jtaliänisch Zaini nennet/ wiederspänstige/ untreue/ zornige/ scheue/ wilde/ unglückhafftige Roß sind/ derhalben sich vor ihnen / als für tollen und unsinnigen Bestien wol zu hüten.

Wann ich mir (sagt er bald hernach) ein weisses Zeichen an einem Roß solte wünschen/ wie ichs gern hätte/ so müste es eine feine/ lange/ schmale/ gerade Blassen haben / und an den Füssen gar nichts weisses / und diß allein von wegen der Hüfe / weil sie auch meistens weiß/ oder doch gescheckicht mit schwartz und weissen Strichen sind/ denn selten sind die Hüf an weissen Füssen gantz schwartz.

Die Blassen oder Sternen sind die besten / so wol/ die oberhalb der Augen anfangen / zwischen denselben herab gehen/ und sich allgemach in einen Spitz verlieren / und etwan eine zwerche Hand mehr oder minder unter den Augen aufhören ; Jtem / daß eine Blasse von oben an / biß herab auf daß Maul reiche / doch daß sie nicht zu breit/ sondern fein schmal und gleich sey ; Hingegen hält man die zertheilten und entzwey gleichsam geschnittenen Blassen für ein böses unglückseeliges Zeichen / es hätte dann den hintern lincken Schenckel weiß/ welches den Mangel der Blassen wieder ersetzen solle.

Die runden etwan Thalers-grosse Blassen / zeigen einen eigensinnigen/ streitigen und bösen Kopff/ also auch die falsche Blassen / die auf einer oder der andern Seiten herab / oder die breit/ und schlecht herab gehen/ oder wann das Maul weiß ist/ und dergleichen / verstellen alle das Pferd. Ratio autem (sagt Herr von Stubenberg) quare equus albi Oris pravi Oris æstimatur, est, quia albedo ista ex sanguinis defectu oritur, & ubi sanguinis deficit, nec spiritus possunt esse acuti, & remanet equus sine illâ virtute sensitivâ freni ; quæ ipsi necessaria est.

Absyrtus will / die Pferde / die weißköpficht sind / wollen darum länger leben/ weil Hirn und Hertz/ als die vornehmsten Theil je wohlbestelltere Werckzeuge zu ihrer Erhaltung sie haben / je mehr wird des Thiers Leben verlängert/ und wann in dem Haupt/ so des Hirns Herberg/ gar zu eine dicke Hirnschal ist/ kan es seine Feuchtigkeit nicht genug exhaliren und ausdünsten / sich dardurch zu reinigen/ als muß es nothwendig eher faulen/ und dardurch das Leben abkürtzen ; welches aber mehr die Philosophi, die sich mit Rationibus vergnügen lassen / als die in der Reut-Kunst Erfahrne gut heissen möchten.

Die übrigen weissen Zeichen an den Füssen/ je dunckler die Farbe ist/ je besser hält man sie/ denn die liechten Farben sind ohne diß schwacher Complexion/ und wann viel Weisses darzu kommt/ so werden sie noch schwächer.

Also begiebt es sich offt/ (sagt Herr Fugger) daß ein Roß etliche weisse Tüpfflein hat/ in der Grösse einer Erbsen/ oder noch kleiner/ von solchen will man sagen/ wann sie an einem Roß vor dem Sattel gegen den Kopff-wärts heraus sind/ daß solche Pferde nicht grosses Schatzes wehrt seyen; so es aber hinter dem Sattel/ hinaus gegen den Rippen-wärts dergleichen hat/ soll es ein gutes Zeichen seyn/ sonderlich an den Rappen/ Dunckelfuchsen und Dunckelbraunen. Il Cavallo (sagt Herr Galiberto) che ha il piè destro bianco e solo d' avanti, è melgior, che quando ha il piè sinistro bianco, che non val niente, il piede destro bianco d' innanzi è cavallo di gran stima, corridore, maneggevole. Der rechte Fuß vornen und die zween hintern weiß/ heisst Caval di trè, Caval di Re. Die zwey vordern Füsse weiß ist kein gutes Zeichen/ ob schon der hinter lincke Schenckel auch weiß wäre/ ebenmässig welches Pferd die vordern und hintern lincken Füß zugleich weiß hat/ taugt auch nichts/ geschrenckte weisse Füsse/ als der vordere rechte und der hintere lincke/ sind für eines der schlimmesten Zeichen; je niederer aber die Füß weiß sind/ je besser/ und je höher sie weiß sind/ je heßlicher und böser ist es; der hindere lincke Schenckel allein weiß/ ist ein sehr köstliches Zeichen/ sonderlich wann auch ein schöner Stern oder Plassen darzu kommt; der vordere rechte aber allein weiß/ welches die Spannier Arzel nennen/ ist wider Galiberto vorangezogene Meynung/ ein unglückhafftes Zeichen/ darum sie sagen:

Del hombre malo, y del Cavallo Arzel
Se guardarà, quien fuere cruerdo) del.

Gleiche Meynung hat es/ wann alle vier Füsse weiß sind; wann sie aber in den Balzanen oder weissen Zeichen der Füssen kleine schwartze Flecklein haben/ so sollen solche an einem glücklich-gezeichneten oder bös geurtheilten Fuß/ auch das Glück oder Unglück vermehren.

Von den Wirbeln/ so die Italiäner Spada Romana oder Remolini nennen/ sagt Pirto Antonio Ferraro, daß sie entweder von einer dürren rauchichten Exhalation, oder von feuchten und kalten Dünsten entspringen; kommen sie von trockenen Dämpffen/ machen sie den Wirbel der Haar übersich; entspringen sie von feuchten Dünsten/ machen sie die Haar der Spada Romana untersich; man hat sie gern an den Zeichen am Hals/ am Kopff und an andern hohen und erhabenen Orten/ denn die Exhalation reinigt/ trücknet und nimmt die unmässige Feuchtigkeit hinweg; hingegen hält mans für kein gutes Zeichen an der Brust/ am Bauch/ und an andern niedern Orten/ als eine Würckung/ die/ wegen angearteter Kälte/ abwärts sincket und die Glieder/ durch Concentrirung der Feuchtigkeiten/ schliesset.

Herr Fugger sagt/ er halte darum nicht viel auf diese Zeichen/ weil solche meistentheils nur die Füllen die im Herbst/ und selten die im Auswärts fallen an sich haben/ welche fast allzeit die stärckesten/ die andern aber gewöhnlich die schwächesten Pferde werden/ doch halten es etliche für ein gutes Zeichen/ sonderlich wann es am Hals nahe bey der Mähne ist/ und auf beyden Seyten sich zeiget; und noch besser/ wanns den Wirbel an der Stirne hat/ denn es soll hertzhafft/ und sonderlich im Krieg glückselig seyn/ wie auch an den hintern Hüfften nahe bey dem Schweiff/ an Orten/ wo es das Pferd nicht sehen kan; wo es aber das Pferd selbst sehen kan/ solls ein unglückseliges und böses Zeichen seyn. In diesem jedoch sind unterschiedliche Meynungen.

Zum Beschluß dieses Capitels/ will ich von den Merckmählern und Kennzeichen der Pferde/ hieher/ Herrn Hanns Wilhelmen/ Herrn von Stubenberg seel. Verteutschung/ aus Herrn Guillaume d' Auuray Frantzösischen; (Ihme/ Herrn von Stubenberg/ zur Ehren-Gedächtnuß/ und dem geneigten Leser zur Lust) beysetzen.

Ein Fuchs/ der an der Farb auf angebrannt zugeht/
Eh todt verbleibt als müd/ sein Muth so tapffer steht.
Ein Rapp/ der ungemischt von anderer Farb am Haar;
Gerecht entweder ist/ vielleicht auch boshafft gar.
Das Haar/ so Zaino sonst der Welsche/ Farb-gantz heist/
Bey uns der Stützigkeit unfehlbars Zeichen weist.
Die Röthe Fliegenträiff ist so vollkommen nicht/
Doch wird/ durch dessen Dienst/ was Gutes noch verricht/
Der Träiff/ den man fast arm am Flecken Dünnträiff schilt/
An Silber/ Art und Muth geringe Summa gilt.
Das Pferde weiß am Haar/ ist schwartzgeträifft/ erweist/
Daß man an Reschigkeit es billich höchlich preist.
Der weisse Gaul geträifft vom schwartzen Haar und roth/
Vortrefflich gut wird seyn in aller Reuters-Noth.
Ein Pferd/ das hintersich und vorsich ist geträifft/
Vollkommen ist und gut/ aus hunderten erkäufft.
Ein weißgeträifftes Pferd von sich/ und vor der Hand
Giebt gar geringer Stärck und Kräfften schlechtes Pfand.
Der weißgeträiffte Gaul vom Zaum an hintersich
Ist kräfftig/ starck und resch/ zum gestrengen Rittersstich.
Der Wirbel/ so dem Pferd am hintern Schenckel reicht/
Gut Glück Aufrichtigkeit/ und seine Stärcke zeucht.
Ein Pferd/ das an der Stirn den Wirbel hat gehabt/
Vom Himmel ist gewiß mit Güte wohl begabt.
Das/ so sie beederseits gekriegt/ an Zierlichkeit
Kein hoch noch grosses Lob/ nach Würden recht ausbreit.
Ein Pferd/ das an dem Hals diß Würbel-Zeichen trägt/
An Güt und Tapfferkeit offt andern starck vorschlägt.
Ein Pferd/ so an dem Ort bewirbelt/ das es sicht/
Ein unglückhafftes End und Unfall nach sich zieht.

Ein Gaul/ der an der Stirn hat doppeln Sterne-Schein/
Und treffen nicht zusamm/wird unglückselig seyn.
Ein Weisses an dem Fuß/ wo führt die Hand den Zaum/
Ist gar in schlechtem Werth/ man achtet solches kaum.
Die Blaß' am rechten Fuß/ im Tummeln zwar fürstellt
Geschwinde Hurtigkeit/ doch letzlich übel fällt.
Des rechten Schenckels Blaß trau ja zu keiner Zeit/
Dein Leben in Gefahr sein Stoltz und Tücke leit.
Die Blaß am selben Fuß/wo man im Sattel steigt/
Dem Gaul zum Lauffen gut/ und frischen Muth anzeigt.
Die Blaß an beedem Fuß deut lauter Unstern an/
Des einen Schenckels Weiß' es auch nicht besser kan.
Die Füß und Schenckel blaß ist redlich und aufrecht
Und edles Muths/ ob schon des Pferdes Stärcke schlecht.
Die Blaß am Schenckel und am Fuß/ wo sonst das Spehr
Geführt wird/leget ein geringe Trauungs-Ehr.
Die Blaß am rechten Fuß und Schenckel ist nicht gar
Verwerfflich/ ob es schon ein schlimm bezeichnet Haar.
Die Blaß am rechten Fuß und Bügelschenckel sind
Gantz tödtlich/ zu dem Fall gewohnt mehr/ als geschwind.
Die lincke Schenckel Blaß/ und am Fuß/ wo das Spehr
Der Ritter schwingt/ ist auch/ wie jenes/ nicht weit her.
Ein Pferd ist selten gut/ und im vollkommnen Preiß/
Das an dem hintern Theil/ als vordern minder weiß.
Die Blaß am Schenckelbaar/ mit einem Sternelein/
Bezeugt recht edlen Muth/ zum gut-thun schnell zu seyn.
Die Blaß am Schenckel recht/ die sieht zwar aus sehr toll/
Ist/dessen ungeacht/ doch alles Unglücks voll.
Ein Pferd/ das für das Schwartz/ viel Weiß in Augen hat/
Nicht siehet allzuscharff im Schnee/ und Abends spat.
Auf zweygeäugtem Gaul/ der sonst ein Glas-Aug führt/
Ein gutes Spornenbaar/ und Ochsenzenn gebührt.
Die Blaß der hintern Füß ein rühmlich Zeichen heist/
Voraus wann vornen her sich auch ein Sternlein weist.

Cap. XVII.

Wie ein schönes und gutes Pferd soll beschaffen seyn.

Mein liebst-gewester und sehr Hoch-wehrter Freund und Gesellschaffter/ Herr Hanns Wilhelm/ Herr von Stubenberg seeliger/ hat die Zeichen eines guten Pferdes/ in zweyen Versen/ also begriffen:

Schön/ muthig/ willig/ starck/ diß sind die rechten Zeichen
Des Pferdes/ welches soll des Reuters Lob erreichen.

Es wäre zwar wohl zu wünschen/ daß Schönheit und Güte allezeit in einem Subject unzertrennet sich befinden möchten; weil aber/wie unter den Menschen offt schöne Leute nicht tugendsam/ sondern lasterhafft/ offt ungestalte Leute/so arm an Schönheit/als reich an Tugenden sind/ daher muß ich nothwendig dieses Capitel abtheilen/und erstlich von der Schöne/ hernach von der Güte handlen.

(1.) Die Schönheit eines Pferdes zu bedeuten/ haben die Authores zweyerley Mittel gebraucht; erstlich Vergleichungsweise von andern Thieren; Pirro Antonio Ferraro in seinem Cavallo Frenato lib. fol. 21. sagt/und will/ein Pferd soll haben von einem Löwen die Brust die Großmüthigkeit und den Rucken/ von einem Ochsen/ den Leib die Juncturen und die Augen/ von einem Fuchsen die Ohren/ von einem Schwein die Fräßigkeit.

Andere wollen/ der Hals soll von einem Schwanen/ die Schenckel von einem Hirschen/ die Anmuthigkeit von einer Jungfrauen/ die Gelernigkeit von einem Elephanten/ die Geschwindigkeit von einem Tieger/ den sanfften Trab von einem Wolff/die Wendsamkeit von einer Katzen/die Treu von einem Hund/ die Unverdrossenheit von einer Schwalbe/ alles in einem guten Pferd zusammen kommen.

Es soll haben eine löbliche/ doch nicht übermässige Statur/ wohl zusammen gebundene und recht gestalte und gestellte Gliedmassen/ lebhafft und wohl proportionirt; es soll haben einen kleinen dürren Kopff/ darinnen man alle Adern zehlen kan/ eine breite hohe Stirne/ aufrechte kurtze und spitzige Ohren/ völlige schwartze scharffsinnige und schnell sich hin und wieder wendende Augen/ grosse aufgeblassene und brausende Nasenlöcher/ eine kurtze und trockene Künne/ subtile Lefftzen/ das Maul inwendig nicht schwartz oder bleich/ sondern roth und dickschaumend/ die Zung weder zu subtil noch zu lang/ der Hals soll sacht gebogen und weder zu feist noch zu dürr seyn/ Mähne/ Schopff und Schweiff soll nicht allzugrobe/ sondern dicke und lange Haare haben/ die Brust soll breit und voller Nerven und Flechsen stehen/ der Rucken soll sanfft eingebogen und gemach gegen dem Hals und Creutz erhöhet/ das Creutz mit einem flachen Canal in zwey Theil gesondert/ der Bauch soll klein eingezogen/ an einer Stutten aber etwas grösser/ die Seiten sollen völlig und länglicht/ die Lenden rund und dick/ und das Geschröt schwartz und eingezogen seyn.

Ein schönes Pferd soll haben runde/ völlige/ starcke Hüffte/ runde/ gleiche/ weder ein- noch auswärts gebogene Knie/ gerade dürre doch starcke Schienbeine/ kurtze wohl abgesetzte Kegel/ die Fässel wohl eingetheilt/ nicht grob oder starckhäricht/ den Saum mittelmässig/ die Hufe schwartz/ hart/rund wohlgesetzt/ den Strahl er-

höher und klein/ und alle Gliedmassen in rechter schöner Proporz zusamm gefüget; diß ist nun die Schönheit/ daß auch ein zwey und dreyjähriges Füllen/ welches weder Zaum/ Sattel/ noch Reuter kennt/ an sich haben kan.

Mr. de la Broüe in seinem Reut-Buch lib. 1. fol. 137. beschreibt ein Soldaten-Pferd/ das ins Feld und zum Ernst tauget/ und eines tapffern ritterlichen Heldens würdig ist/ soll zwischen dem sechsten bis von mehr Jahren seyn/ von einem grossen und starcken Leib/ das gern auf- und absitzen lasse/ hurtig/ stät vom Kopff und Maul/ leicht in der Hand/ im Schritt/ Trab/ Galoppo und Lauff hurtig und sicher/ daß seine Carrere wohl macht und gut parirt/ auf beede Seiten sich leichtlich wendet/ ringfertig und gewiß über Zäune und Gräben zu springen/ von guter und gelerniger Eigenschafft.

(2.) Was aber die Güte anlangt/ kan allein von geübten und abgerichteten Pferden/ welche die Italiäner Cavalli fatti, abgerichtete und gefallene Pferde nennen/ gesagt werden/ nachdem es in allen auf der Reutschul gebräuchigen Lectionen wohl unterrichtet/ gehorsam und willig des Reuters Faust folget/ muß doch dabey lebhafft/ muthig/ nicht träge noch forchtsam seyn/ sich gern satteln/ auffsitzen/ beschlagen/ putzen und warten lassen.

Es soll den Kopff stät/ und/ nach seiner Art/ recht tragen/ gern pariren/ hurtig ansprengen/ und durch die Sporen sich nicht erzörnen noch verunwilligen lassen/ sondern gleich nach der Grösse und Stärcke der Spornstreiche/ seine Einwilligung und Gefolgsamkeit/ mit entschließlichem schnellen Gehorsam erwiesen/ leicht in der Hand seyn/ Sporn/ Ruten und Stimme förchten/ sich im Wasser nicht legen/ geschwind und ungescheuet einen Fluß durchsetzen/ über eine Brucken gehen/ über Gräben/ Zäune und Plancken springen/ wohl und aufrecht/ nicht zu tieff eingesenckt schwimmen/ gern in die Schiff ein- und aussetzen/ soll nichts/ was es höret und jähling siehet/ scheuen/ oder sich entsetzen/ Pistol- und Carbiner-Schuß/ glänzende Wasser/ geschwungene Fahnen/ Getöß der Mühlen/ Hammer und Stämpfe/ Geschrey des Pövels/ Feuer- Wasser- und Ungewitter-Begegnissen nicht förchten/ sich nie nach seinem eignen/ sondern nach des Reuters Gefallen/ bewegen/ soll einen sanfften/ guten/ starcken Schritt/ leichten Trab/ starcke lange Carrere, resoluten Sprung und Ubersetzung haben/ den Schweiff soll es nicht hin und her rührend/ sondern in allen Actionen fest und unbeweglich halten/ sich so wohl rechts als lincks/ so offt man will/ wenden/ schön/ mit einer gelinden Erhöhung/ pariren/ so wohl für- als hinterwärts und auf beede Seiten vom Schenckel weichen/ soll im Lauffen offene und rothe Nasen-Löcher (Zeichen eines guten Athems) haben/ soll sicher und gewiß gehen/ traben/ galloppiren und lauffen/ auch wann sein Herr will/ zierlich und prächtig spasseggiren/ nicht schreyen/ wann es schon fremde Pferde oder Stutten siehet/ nicht schlagen oder beissen/ fromm und getreu seyn/ sein Futter gern und nicht zu geitzig essen.

So giebt es andere Kennzeichen/ dabey man der jungen Pferde Güte und Hertzhafftigkeit vernehmen kan/ wann sie gern scharren mit den vordern Füssen; wann sich/ indem sie wiheln/ der gantze Leib erschüttert/ wann/ indem es von der Arbeit in den Stall kommt/ und abgesattelt worden/ sich gern waltzet/ und dergleichen mehr.

Und diß sind die vornehmsten Stück/ so an einem schönen und guten Pferde gemeiniglich erfordert werden/ wiewohl ein jeder nach seinem Caprice, offt diß und jenes/ nach seiner Fantasey/ erfordert/ werden doch die meisten an einem solchen Pferd/ wann es dabey nothleidig/ frisch und dauerhafftig ist/ sich wohl begnügen lassen.

Cap. XVIII.

Von der Pferde Augen.

Unter den nothwendigsten und zierlichsten Stucken eines/ so wohl an Menschen und Viehe/ sind die Augen; und wo diese entweder gar mangeln/ oder ungeschaffen sind/ machen sie nicht allein das Pferd unbrauchsam/ sondern gantz verschlagen und verachtet. Ist auch kein subtilers Glied zu finden/ indem die Physici melden/ es werde am allerletzten im Mutterleibe gebildet; und wie man bey den Menschen glaubet/ sie seyen ein Fenster des Gemüthes/ daraus man alle verborgene Neigungen und Inbegriff des Hertzens vermuthlich wissen mag; also auch in den Pferden/ geben sie Anzeigungen/ wie ein Pferd zum Theil beschaffen/ und wie Plinius saget: Profectò in oculis animus habitat, ja man kan nicht allein die guten und bösen Eigenschafften des Gemüthes/ sondern auch des Leibes gute und böse Disposition/ Gesundheit oder Kranckheit erkennen.

Dann böse/ unsaubere/ trübe Augen zeigen ein faules/ flüssig- und schwehrmüthiges Pferd an; hingegen klare/ frische/ trockene/ scharffblickende Augen/ zeigen eine gute und gesunde Natur; grosse und wohl hervorstehende Augen/ sind ein Zeugniß einer guten gemässigten Eigenschafft/ daß solche Roß behertzt/ starck/ freudig/ gesund und lebhafft seyen/ da ist zu bedencken die Form/ die Grösse/ die Farb/ ob sie tieff im Kopff/ kurtz von Gesicht/ klein und nach der Zwerch stehen/ die man Säu-Augen heisset/ welche nichts nütz und darzu heßlich und ungestältig sind.

Herr Fugger sagt/ die allerbesten Augen seyen/ die schön liecht-Kestenbraun/ klar und lauter sind/ daß sich einer darinnen sehen mag/ wie in einem Spiegel/ wie an einem Ziegenbock zu spühren ist. Hingegen werden die gantz schwartzen für gefährlich gehalten/ die grauen aber/ so ein wenig braun um das Liechtlein/ schier wie die Katzen haben/ sind sehr gut und scharffsichtig; so gut nun diese stehen/ so übel sind die Glas- oder Bürg-Augen/ sondern wann die Augen einandern nicht gleich sind/ denn ob wohl etliche diese Augen loben wollen/ so giebt es doch einem sonst schönen Pferd einen nicht geringen Ubelstand.

Welche auch viel Weisses um den Aug-Apffel haben/ sind untreue tückische Pferde/ eines bösen Temperaments/ kollern gern/ wo ihnen mit der Aderlaß nicht Hülffe gethan wird.

Petrus de Crescentiis ist der Meinung / die weissen Augen sehen wol in dunckeln Orten und bey warmen Wetter / wenig aber in kaltem Schnee-Gewitter / und die bey Nacht scharff sehen / (wie die Bürg- und Glas-Augen) die sehen bey Tages desto weniger.

Cap. XIX.

Vom Kopff und Hals.

Ein kleiner und dürrer Kopff / darinnen man die Erhöhungen der Beine / und so wol auch wegen zarter Haut und Haar / aller Adern subtile Austheilungen sehen kan / ist ein Zeichen einer guten und gemässigten Natur / denn ein vom Fleisch ausgefüllter Kopff / mit grossen fleischlichten Adern / bedeutet einen feuchten Kopff und Ungeschicklichkeit / solche werden gerne blind / sind träg und faul / sonderlich wann Musculi oder Mäus feist und grob sind; die Stirne soll breit / flach und hoch seyn / nicht ausgebogen und gewölbt wie an einem Schaaf / oder Hasen / weil diese meistens feich und forchtsam sind; hingegen die eingebogene Stirnen / wann ihnen Maul und Nasenlöcher etwas weiter herfür / als die Stirne / gehen / und die von den Spaniern Cavezza del Moro genennet werden / (wiewol Pirro Antonio Ferraro durch diß Wort eine Farbe verstehet / die er color saginato nennet) sollen zwar zornige / doch darneben freudige und beherzte Pferde seyn.

Die Kifern oder Kinnbacken gegen dem Hals sollen schmal seyn / daß sie den Kopff bey dem Hals herzu bringen können; denn sind sie gar zu breit / zäumen sich die Pferd sehr ungestaltig / und gleich einer Tabackpfeiffen / also / daß sie nie wol im Zaum stehen können; hingegen zäume sich die Pferde / so dünne Kifer haben / zierlich und wol / und dörffen hernach im Bereuten desto wenigern Zwang / dann was die großköpfichten / dicken / schwer hälsichten Pferde anlangt / mögen sie nie gut gezäumt werden / weil ihnen der Hals / wider ihre Natur / mit sanfften Mitteln nicht kan herbey gebracht / mit scharffen aber das Maul versehret und verderbet werden muß / daher ein Pferd / bey welchem Kopff und Hals nicht recht beysammen und biegig / sondern grob starr und ungelencksam / nimmermehr zierlich (was Mühe man auch gebraucht) kan gezäumet werden / man brauche ihm dann ein Mundstück mit vier Rädern / das ist / man spanne es in den Pflug oder in einen Karren / weil diese Pferde auch in vornehmen Zügen / und in Carossen unförmlich stehen. Daher der Hals / wo oben der Kopff daran gräntzet / dünn / und nach und nach etwas völliger und etwas sittsam erhöhet und gebogen seyn solle / fast wie an einem Hanen / gewölbt und aufrecht.

Der obere Theil des Halses / wo die Mähne wächset soll nicht fleischicht / vielweniger überhängig / sondern scharff und subtil seyn / auch soll er weder lang noch kurtz / sondern nach des Leibes Beschaffenheit / mit mitelmässiger Länge übereinstimmen / nur daß er nicht schwer und fleischicht sey; welche hart im Maul und gern in den Zäumen ligen.

Vor allen sollen sie stät und fest vom Kopff seyn / so ein schöner Wolstand ist; hingegen wann der Kopff gar zu hoch getragen wird / das die Türckischen und Ungarischen Roß gerne zu thun pflegen / so ist einer nie / sonderlich wer am Reuten schläffrig wird / der Nasenstüber versichert / sondern dergleichen Pferd straucheln auch und fallen gern / und werden ins gemein Sternseher genannt / die nicht den Weg / wie sie sollen / sondern mehr den Himmel ansehen / dann nach dem Halse wird (wie ein Schiff von seinem Steuerruder) der gantze Leib regiert.

Cap. XX.

Von dem Maul / Ohren und Nasen.

Herr Löhneisen in seinem schönen und kostbaren Reutbuch sagt: Wann die Mäuler gar zu tieff und zu hoch gespalten sind / so schieben die Pferde alle Kinreiff übersich / und helffen alsdann die Stangen und Mundstück nicht viel; doch sind gleichwol solche Mäuler besser / als die seichten / engen und dicken / dann diese trocken und hart sind / haben auch gemeiniglich Geschwulsten und Frösche im Maul / welche sie unter die Mundstücke auf die Piller legen / und also nach keinem Mundstück fragen. Ein mittelmässiges Maul und zarte subtile dünne Lefftzen sind die besten.

An dem Maul ist überaus viel gelegen / dardurch so wol des Pferdes gantzer Leib / als auch der Reuter sich muß regieren lassen / weil ein hartmäulichtes unbändiges Roß / so wol ihm selbst / als auch seinem Reuter / den Hals brechen kan / und wo das Pferd den Reuter / und nicht dieser jenes regiert / heisset es / wie der Poet saget:

Fertur Equis Auriga, nec audit currus habenas.

Je gelinder und sänffter man mit dem Maul umgehet / und je weniger man solches verletzet / je besser es ist / die sind leichter zu zäumen; so werden auch die Pferd / welche ein feuchtes Maul haben / darum gelobt / weil ein dicker weisser Schaum ein Zeichen ist / daß ihnen das Gebiß angenehm / und daß sie gesund sind / da hingegen ein trockenes Maul gantz das Widerspiel und eine böse Constitution anzeiget; es muß auch der Schaum nicht dünn / flüssig / bleyfarb oder gelb seyn / dann es bedeutet ein flüssiges Hirn und böses Temperament des Kopffs.

Die Lefftzen (sagt Herr Fugger) sollen zart / dünn / und nicht mit Fröschen behafftet seyn / sollen auswärts stehen / dann sind die Lefftzen dick und voller harten Beulen / werden sie unempfindlich / und geben nichts auf die Mundstück.

Die Hacken-Zähne sollen gerade seyn / und einen Finger weit von den untersten Zähnen / je niedriger sie / (nach Herrn Löhneisen Ausspruch) sind / je besser es ist /

weder zu viel einwärts/ wo sie leichtlich die Zungen/ noch zu viel auswärts/ wo sie gewöhnlich die Lefftzen verletzen; doch kan man bißweilen mit einer Feil etwas helffen/ und die Schärffe/ wormit sie verletzen/ abfeilen und glatt machen.

Die Künn/ wo der Künnreiff ligt/ muß zart und glatt gelassen werden.

Die Zunge soll weder zu dick noch zu lang seyn/ in dems einen grossen Ubelstand gibt/ wann die Zunge/ durch den Zaum/ heraus hanget/ für welches kein bessers Mittel/ als daß man selbige gar abschneide; die dick-zungichten Pferde sind meistentheils hartmäulicht/ weil sie die Gebiß und Mundstück im Maul nicht gerne leiden; im Abschneiden/ wann die Zung etwan zu kurtz abgeschnitten wäre/ kan man ihnen (sagt Herr Fugger) dieselbe wieder länger machen/ wann man unten das Aederlein an der Zungen abschneidet/ wie man den Kindern die Zung löset/ so wird sie den Rossen wieder um einen Zoll länger/ aber viel besser ist/ daß man im ersten Schnitt nichts versehe/ so bedarff dieses nicht.

Die Ohren sollen aufrecht/ kurtz und spitzig seyn; zwischen den Ohren soll der Platz nicht breit/ sondern schmal seyn; ein Pferd/ das die Ohren hinter sich legt/ wie eine Katz/ bedeutet ein untreues tückisches Pferd/ vor dessen Schalckheit man sich vorzusehen; wanns lange hangende Ohren hat/ bedeutets Faulheit/ so nur in den Pflug taugt; aus Bewegung der Ohren wird sein Gemüth erkannt; wann das Bein zwischen den Ohren spitzig ist/ bedeutet es/ daß ein Pferd resches Lauffs ist.

Die Naslöcher sollen seyn weit und aufgeblasen; dieses bedeut ein hitzig/ freudig und behertztes Pferd/ sonderlich wann inwendig im Tummeln und Lauffen das Rothe herfür blicket/ und sie daben schnarchen und brausen/ wie dann die englöcherichten Nasen der Pferde ein Zeichen eines schwachen Athems/ daher sie von etlichen etwas aufgeschnitten werden/ ihnen damit zu helffen.

Cap. XXI.

Von der Brust und Rucken.

Die Brust an einem Pferd soll nicht schmal/ nicht enge beysammen/ sondern breit und offen seyn/ so viel Adern und Flechsen in dem Augenschein über wenig Fleisch bringen/ dann ist sie enge/ so stehen die Füsse auch enge beysammen/ und streiffen sich gern/ dardurch sie auch leichtlich fallen/ und ihren Reuter in Unglück bringen können; im Gegentheil sind die Füsse wol voneinander gethan/ so stehen sie desto fester/ gehen sicherer/ denn sie reichen nicht ein/ lauffen eine bessere Carriera; so hat auch Lungen und Hertz desto freyere Lufft/ daher sie bessern Athem haben/ und im strapaziren desto länger ausdauren können.

Die Pferde aber/ die eine grosse mit vielem Fleisch beladene Brust haben/ sind vornen desto schwerer/ daher sie sich auch desto härter in den Zaum legen/ welches einem Reuter die Faust ermüdet und beschweret; diese Pferde sind geneigt zum Stürtzen/ daher gefährlich darauf reiten/ noch gefährlicher aber eine Carriera lauffen lassen/ taugen aber in die Wägen/ weil sie wol ziehen; hingegen sind (wie oben vermeldet) die engbrüstigen von kleinen Kräfften/ ungewiß auf den Füssen/ und præsentiren sich gantz übelständig und verächtlich/ welches auch alle andere Schönheit verdunckelt.

Der Rucken muß an einem Pferd am meisten ausstehen/ daher ingleichen dessen Beschaffenheit wol zu bedencken: Er soll gerad/ nit gebogen seyn/ dann wann er gerade/ bis in den Grad des Schweiffes hinaus gehet/ so wird es dennoch/ wo der Sattel ligt/ niedriger/ und gegen den hintern Füssen (wie aus des Ipse des Sceleto zu sehen) etwas den Rückgrad erhöhen/ sonderlich wann ein Pferd wol bey Leib ist/ daher es scheinet/ als hätte die Natur den Platz für den Sattel mit fürsichtiger Sorgfältigkeit ausgesondert; wann schon der Ruckgrad gleich hinaus gehet/ in welcher die meiste Stärcke bestehet/ so soll doch der Rucken (wie offtwolgedachter Herr Fugger vermeldet) nicht zu hoch gebogen seyn/ oder aufwärts stehen wie an den Eseln/ dann wiewol diese Rucken starck sind/ so [illegible] sie [illegible] alle [illegible] häßlich/ [illegible] auch der Sattel über [illegible] [illegible] oder zurucke weichet/ und [illegible] man gürte ihn wie man wolle/ verfsichert stehet/ darum soll der Rucken [illegible] Sattel-Trefft haben/ vom Ende des Halses an bis zur Anfang des Creutzes/ welches aber/ je kürtzer es scheinet/ je mehr Stärcke es verheisset; Unita virtus fortior, was Feyer einander nahend ist/ hat auch mehr Krafft und Vermögen; hingegen aber/ wann ein Rucken so lang ist/ daß man wol ein paar Sättel nacheinander auflegen möchte/ die sind gantz schwach im Rucken.

Der Grad soll wol hoch seyn/ sagt weiter Herr Fugger/ damit der Sattel nicht herfür dem Roß auf den Hals sincke/ da das Roß alle Last auf den vördern Füssen tragen/ und bald verderbt werden muß; man nehme nur ein Beyspiel an Vieren/ die eine Last auf Stangen tragen/ wann das Peso nicht recht in der Mitten ist/ und denen vördern näher/ als den hintern hanget/ so tragen zwar die hintern leichter/ die vördern aber empfinden die Last desto beschwerlicher; daher der Rucken also beschaffen seyn solle/ daß der Sattel fein zwischen des Halses Ende und des Creutzes Anfang lige/ sonst/ wo es allein vornen tragen muß/ wird ein Pferd bald überritten und Bockbeinig/ kan auch in die Länge nicht dauren.

Cap. XXII.

Vom Creutz/ Bauch/ Bügen und Geschröt.

DAs Creutz und die Brust sollen eine gleiche schöne Ubereinstimmung haben / dann wann die Brust starck und das Creutz schwach/ so bedeutet/ es daß ein Pferd vornen viel / zuruck aber wenig Krafft hat/ und also auch im Widerspiel. Die Breite des Creutzes soll seyn wie ein mittelmässig-erhabenes Feld / durch dessen Mitten / ein feuchtes und gerades Bächlein lauffet / es soll das Creutz (wie Herr Fugger will) rund/ breit und starck seyn / nicht abgeschliffen oder spitzärschig; und dieses eben aus denen Ursachen/welche oben/bey der Brust/ sind vermeldet worden/ die ich/ aus Ersparung des Papiers/ nicht wiederholen mag.

In Summa ein Haus oder Wohnung/ die auf vier Seulen ruhet / muß gleich-starckes Fundament/ und gleich-ausgehaute Seulen und Columnen haben/ soll es beständig seyn ; da nun eine oder mehr starck/ die übrigen aber schwach wären/ würde sich darauf wenig zu verlassen seyn : Also muß ein Pferd / auf den vordern und hintern Füssen/gleiches Vermögen haben/ soll es anders/im Arbeiten/ausdauren können; so würde es auch ein nicht geringer Ubelstand seyn/ wann Creutz und Brust nicht gleich miteinander correspondiren würde / weil die Hermonia oder Ubereinstimmung der Gliedmassen / an allen Thieren die höchste Zierde und Schönheit ist.

Der Bauch soll nicht zu groß/auch nicht zu klein seyn/ nicht eingezogen / denn es bedeutet einen Mangel an Lungen / Leber / oder andern inwendigen Gliedern / er muß nicht in beeden Seiten lähr / sondern völlig seyn / nicht abhängig und groß / denn es bedeutet ein faules träges Gemüht/ und unarbeitsamen Leibe.

Die Rippen sollen/ wie Herr Fugger will/breit/lang und starck seyn/ das sey ein gewisses Zeichen einer grossen Stärcke/ denn solche zeigen an/daß der gantze Ruckgrad kräfftig und wol gestärckt seye.

Das Geschröt/sagt er ferner/soll gantz schwartz klein/ gleich und wol aufgeschürtzt seyn in allen Farben der Pferden / denn das bedeute / daß solches Roß gesund / starck und resch sey. Auch soll der Schafft kurtz und schwartz seyn ; so soll auch das Schulderblat breit und starck/und voller Fleisch stehen/damit sie der Brust nicht unähnlich kommen ; das heist man nun die Büge/ und von den Bügen bis auf die Knie vornen und hinten stehet es wol/ und bedeutet eine gute starcke Natur/ wann ein Roß viel Fleisch hat.

Cap. XXIII.

Von den Schenckeln und Hüfen.

WEil die Schenckel das Fundament sind / darauf ein Pferd gesetzt wird / und nach deren Wehrt oder Unwehrt das gantz Pferd entweder gelobt oder verachtet wird / sind sie mit desto grössern Fleiß in acht zu nehmen; von den Bügen haben wir im vorigen Capitel geredt/daß sie sollen fleischig/voller Nerven und Flechsen seyn; die Knie sollen starck und schier rundlicht/ so wol vornen als hinten / ein wenig auswärts gebogen seyn/ nicht fleischig / zu Spat und Floßgallen geneigt / sondern dürr und beinig; die Schinbein sollen kurtz und starck/ nach Proportion des Pferdes / auch mager und ohne Fleisch seyn.

Die Kegeln fangen an unten zu Ende des Schinbeins / und gehen hinab bis auf den Preiß oder Huf/ die sollen auch kurtz/ zusammen gedruckt und dürr seyn/ die Pferd/ die hohe Kegel haben / gehen nicht so sicher / reichen gern ein straucheln / und fallen wol gar auf die Nasen; die kurtzen niedern Kegel bedeuten Stärcke / einen guten Gang / sichern Lauff / und Beharrlichkeit in der Arbeit; so ists auch nicht gut/wann die Kegel nicht gerad aufstehen / sondern sich sencken; stehen sie aber gantz gerad(wie Herr Löhneysen will)so nicken sie gern/ sie müssen gar sachte auswärts geneigt / auf den Preiß geheftet seyn.

Die Hüfen sollen schwartz / breit und rund seyn/ ein wenig hohl/ nicht schmal und zusamm gedruckt / wie an den Eseln/denn das Leben weicht gern in solchen Hüfen/ und kriegen leichtlich Hornklüffte/ vornemlich wann ihnen gute Pflege und Wartung mangelt; sie sollen in der Rund herum keine Ringe / sondern die Streiffe vom Preiß an / biß abwarts haben / weil die geringelte Hüfe gebrechlich sind / hingegen die andern abwärts gestrichleten dauerhafft und gut / und zum Reysen bequem; die weissen Hüfe sind selten gut / sondern mürb und gebrechlich.

Der Saum / welcher zwischen den Horn und Fleisch oben um den Huf gehet/soll subtil/ und nicht feist seyn/ auch zimlich häricht/ damit die Haut vor der Kälte bewahret bleibe. Die schwartzen auf Aschenfarb sich ziehenden Hüfe sind die besten; vor allen ist zu beobachten/ daß die Hüfe nicht voll Lebens oder vollhüfig sind / wie man sie nennet / dann kan man sie auf keine lange Reyse brauchen / weil ihnen die Füsse auf allen harten / steinichten Wegen verbällen/ davon sie den Strahl erhitzen / der gar zu weit heraus gehet / und alle Anstösse erdulten muß / also die Schmertzen verhindern / daß ein Pferd nicht fortkommen kan / derowegen sich wol vor ihnen zu hüten. In Summa / alle hochgebeineten Pferde taugen nichts / haben weder Stärcke noch Sicherheit.

Wer die rechte Proportion und Länge(sagt Herr Fugger) eines Fusses wissen will / der soll einem Faden nehmen/ und denselben oben auf den Grad ansetzen/wo der Sattelknopff liget / und herabmesse biß unter das Schulterblat/ allda am Elenbogen des vordern Fusses wird er ein spitziges Beinlein finden / von demselbigen Beinlein an/ biß auf die Fersen des Rosses / soll er wiederum messen / so wird er befinden / daß vom selben

Beinlein biß auf den Grad / und hinwiederum von obgemeldten Beinlein bis auf die Fersen des Rosses / eben eine Länge oder Höhe ist / und diß ist die rechte Maß eines Fusses / nach der Proporz des Leibes; was länger oder kürtzer / ist wider die rechte Ebenmaß der Natur / und also zu fliehen.

Die Wärtzen / so an den vordern Füssen / oberhalb / und an den hintern unterhalb des Knies oder Elenbogen stehen / je kleiner sie sind / je besser es ist; man findet auch wol Rosse / die sie / an den hintern Füssen / gar nicht haben / und an den vordern / gantz klein / das ist um so viel desto besser / weil es eine Anzeigung trockener Schenckel ist / trockene Schenckel aber ein dauerhafft und arbeitsames Pferde bedeuten; die feuchten hingegen das Widerspiel.

Die behenckten und gar zottichten Roß sind feucht / und also auch vielen Flüssen unterworffen / sind zwar arbeitsam / doch zum Lauffen untauglich / müssen sauber gehalten seyn / denn das Koth legt sich in die Fässel / wann sie naß werden / trocknen sie gar langsam / daher sie von allerley Zuständen / als Maucken / Räpffen / und dergleichen beschweret sind; und ist hiebey zu mercken / (sagt Herr Fugger) daß man den Rossen dieselbigen Haar nicht soll ausrauffen / denn dardurch werden die Flüsse nur noch mehr in die Schenckel gezogen. Dannenher viel / und nicht ohne Ursach / der Meynung sind / die glatte Schenckel / wie sie die Polnischen und Türckischen Pferde haben / seyen die besten / die man leicht säuberen und abtrocknen kan / welches / zu ihrer Gesundheits-Erhaltung / nicht wenig dienet.

Cap. XXIV.

Von Mähn / Schopff und Schweiff.

Etliche halten dafür / die Mähne / Schopff und Schweiff sollen dick und lang seyn; andere wollen / die Haar sollen auch starck / und schier krause erscheinen; der Meynung aber (schreibt Herr Fugger) bin ich keiner / denn so die Mähne und der Schopff sollen dick seyn / so ist auch vonnöhten / daß der Hals oben / darauf die Mähne stehet / dick sey / darzu feucht / sonst können so viel Haar darauf nicht wachsen / daß aber dicke feuchte Hälse nicht gut / vielmehr schädlich / ist ohne diß bekannt. Hinwider / solten sie gar kurtz seyn / gebe es dem Pferde eine Ungestalt / sie ursachen dem Thier keine Güte / aber doch eine sonderbare Zierde / starcke / krause und spissige Haar / mögen an Kleppern und arbeitsamen Rossen wol passiren / weil sie eine Anzeigung sind / ihrer dauerhafften und starcken Natur; an edlen und vornehmen Haubt-Pferde aber (weil grobe Haar ein gleiches Temperament anzeigen) werden solche nicht für tauglich erkannt.

Der Schopff soll zwar lang / schier bis auf die Naslöcher / oder doch dünne seyn / aufswenigste mittelmässig / damit die Schönheit des dürren Kopffes nicht wie von einer denckeln Wolcken umnebelt werde; die Mähne ist auch lang genug / wann sie biß auf das Schulterblat reichet / ist sie aber länger / so ists desto schöner / wie auch Herr von Stubenberg schreibet: Er habe Anno 1638. bey den Fürsten von Oldenburg ein weisses Pferd gesehen / dessen Schweiff dreymal so lang gewesen / als er die Erden hat berühren müssen / die Mähne aber habe nicht allein den Boden berührt / sondern sey noch um einem Elenbogen länger gewesen.

Er schreibet auch ferner: Er habe selbst Anno 1641. zu Regenspurg im Reichstag / einen Rappen aus dem Fuggerischen Gestütte gehabt / dessen Schweiff die Erden / die Mähne aber den Preiß an den Hüfen berühret habe. Es sollen die Haar am Schopff / Mähne und Schweiff nicht hart und kraus / sondern lang und zart seyn / dann solches bedeutet einen gelernigen Sinn und edle Complexion.

Ferner ist diß zu wissen / daß vielen / sonderlich aber den Spanischen Rossen / an der Ribbe des Schweiffes dicke Finger-lange Haar heraus wachsen / die werden nicht grösser / sind hart wie die Sauborsten / und thun den Rossen wehe / also muß man die Ribben fleissig durchsuchen / und wo man solche Haar findet / sie ausrauffen.

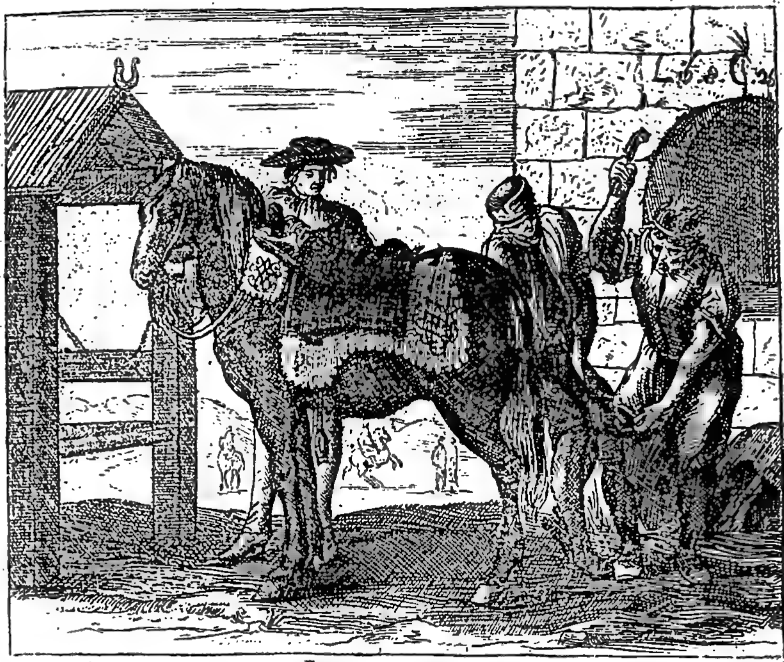
Etliche Pferde haben in der Mähne Schrättel-Zöpffe / sonderlich die Polnischen und Ungarischen / denen soll man dürres oder rohes Igelfleisch zu fressen geben / und die Haar mit Igelfett schmieren.

Die Teutschen haben meistentheils die Mähne auf die lincke Seiten gewöhnet / daran sich viel am Aufsitzen anhalten; welches doch wider die Reuter-Regel lauffet / welche will / man soll sich / im Aufsitzen / an den Sattelknopff anfassen / so verderbt und zerrüttet man die Mähne nicht / erfähret auch zu gleich / wann der Sattel viel oder nichts (wie es seyn soll) nachgibet / ob er recht gegürtet sey / dem man billich im Anfang fürkommen solle; bey den Spaniern / Türcken und Mohren aber / wird die Mähne auf die lincke Seiten gezieglet / weil das Gewehr auf der rechten Seiten geführet / und dardurch die Mähne des Rosses nicht zerrüttet wird.

Von der Frantzosen und Engelländer Gebrauch / die den Pferden Mähne und Schweiff stutzen und im Schweiff nicht allein die Haar / sondern auch die Ribben bis auf die letzten zwey oder drey abschneiden / der Meynung / es solle den Rucken stärcken / und das Gesicht besser erhalten; weil wir davon allbreit droben vermeldet / wollen wirs nicht widerholen / weiln gewiß ist / daß die Natur umsonst nichts gemacht hat / und die elende Geschöpffe weder weiser noch klüger sind / als der Allerweiseste Welt-Schöpffer selbsten.

Noch eines ist hier nicht zu vergessen von den Pferden / die den Schweiff in der Action hin und wieder wedeln / so nicht allein ein Ubelstand / sondern auch ein Zeichen ist einer wenigen Stärcke. Aphrodisæus gibt die Ursach / warum theils Pferde den Schweiff / in völligem Lauff / stät tragen / im Tummeln aber rühren; weil das erste mit ihren Willen / das letzte aber mit ihrem Verdruß und Unlust geschiehet / indem sie / vor der Arbeit / einen Abscheu haben / welches jedoch die edlen Pferde nicht thun. Und das ist auch die Warheit / wann man die Stärcke des Ruckens an einem Pferd prüfen will / man

nur oben unter den Schweiff mit ein paar Finger greiffe / lässt das Pferd den Schweiff leicht und ohne Widerstand aufheben / so hat es ohnfehlbar einen schwachen Rucken / hält es aber den Schweiff starck nieder / und lässt ihn nicht aufheben / so hats einen guten Rucken; und diß ist im Pferd-kauffen wol zu beobachten.



Cap. XXV.

Vom Beschlagen der Pferde.

OB es wol scheinet / als daß das Beschlagen allein für die Schmiede (wie es auch zum Theil wahr ist) gehöre / so ist doch einem vernünfftigen Hausvatter nicht für übel aufzunehmen / wann er seiner Pferde halben / auch so viel das Beschlagen antrifft / genaue Aufsicht hält / dann wer allein den Knechten und dem Schmiede dißfalls vertrauen will / der wird sich meistentheils betrogen finden; weil die ersten gerne ihre gute Gelegenheit bedencken / die letzten aber die Pferde alle Tage beschlügen / wann sie nur das Geld davon hätten / ein Pferd möchte in einem viertel Jahr darüber krumm und lahm werden / das wäre ihr geringste Sorge.

Sonderlich aber ist noch mehr daran gelegen / wo man Füllen und Gestüttereyen hat / daß man die jungen zarten Thier mit gelinder Bescheidenheit / nicht mit Zwang und Poltern (davon sie ihr Lebenlang verderbt sind / und solche Laster an sich nehmen / die hernach nimmer zu ändern) fein sacht mit Sanfftmuht zum Beschlagen gewöhne; man findet zwar in denen Büchern / von Bereutung der Pferde / sehr wenig von diesem Handel: Was hilfft es aber / wann ein Roßbereuter viel Vortheil und Kunstgrieff / von Bezaumung und Abrichtung der Pferde / verschreibet; da hingegen die Füsse (ohne die nichts zu verrichten oder auszukünsteln) an den Pferden selbst gantz und gar / von wegen übeln Beschlagens / verderbt werden: Und was nutzet es einem Hausvatter / seine Pferde / mit Stallung / mit Futter / und guter Wartung wol zu beschicken / wann er nicht zugleich Sorge trägt / daß sie auch mit dem Beschlächte recht und wol versehen sind. Es ist hierinnen das beste / die Füllen / so bald sie ausgefangen / und im Stall aufgestellet sind / mit sanffter und gütiger Anleitung darzu allgemächlich zu gewöhnen.

Wann sie nur anfangs das Wischtuch / den Kamm / die Cartätschen und den Strigel gedulten / sich ohne Verdruß und Empfindlichkeit lassen angreiffen / so muß man ihnen in höchster Sanfftmut und gleichsam liebkosende / nicht allein den Kopff / Hals / Rucken / Bauch / sondern auch die vordern / und sonderlich die hintern Füsse damit berühren / einen um den andern aufheben / mit einem Holtz oder Eysen gantz subtil / und je länger je stärcker / nach dem sie es willig und unwillig leiden / unten auf dem Huf klopffen / und wann sie es gedulten / muß man ihnen schön thun / ein wenig Graß fürgeben / wann sie es aber anfangs nicht leiden / Gedult haben / sich allein mit dem Aufheben vergnügen lassen / und ihrer Natur (weil immer eines wilder und unlittiger ist / als das andere) nachgeben / biß es sich endlich drein ergibt / und folgends gar das Beschlagen leidet.

In ebnen Ländern / als in der Ukraine und Podolien / haben sie Pferde Bachmat genennet / welche ohne Hufeysen / gantz Baarfuß geritten werden / so aber auf Gebürgen und steinichten Orten nicht so wol seyn kan.

Viel unbedachtsame Leute sind / welche ein junges rohes Pferd gleich in den Nothstahl einschliessen / oder mit

mit Premsen und Klemmen zwingen wollen/ die verursachen damit/ daß sich ein junges Thier mehr vor des Nothstall oder der Klemmen Zwang/ als vor dem Beschlagen selbst förchtet/ so bald man ihme nur nach den Füssen greiffen will/ vermeynet es/ seine Plage gehe wieder an/ und lässet also sich sein Leben lang nicht gerne beschlagen/ welches ein grosser Fehler ist/ und auf denen Reysen/ an fremden Orden/ sonderlich einem Soldaten im Feld/ viel Mühe und Ungelegenheiten macht/ so alles/ anfangs/ durch Vernunfft und Gelindigkeit/ kan verhütet werden.

Herr Fugger will/ man soll die jungen Roß nicht zeitlich beschlagen/ denn dardurch bekommen sie den Hufzwang/ und man sollte das Beschlagen aufziehen/ so lang als man kan/ sonderlich an den hintern Füssen/ es werden ihnen/ durch daß Baarfuß-gehen/ die Hufe nur desto besser/ auch breiter und runder/ und soll man ihnen nicht schwere (wie der gemeine Irrthum ist) sondern feine ringe Eysen anfangs aufschlagen. Also pflegens auch die Türcken zumachen/ ihre Eysen sind nicht inwendig offen/ wie die unsern/ da der gantze Strahl offen liegt/ sondern in der Mitten fast geschlossen/ dadurch die Füsse/ auf harten steinichten stcrosichten Wegen/ nicht so bald beschädigt und verletzt werden. Den Pferden/ die hohe hohle Hüfe haben/ soll man im Zunehmen des Mondes/ wann er drey oder vier Tage alt ist/ wol auswircken und beschlagen lassen; jungen Pferden soll man alle Monat/ oder wenigesten in sechs Wochen/ alle vier Eysen abbrechen/ und sehen/ ob sie gleich auf den Hüfen liegen/ und dafern kein Mangel/ die Eysen fein gerad wieder auf- und die Nägel in die alten Löcher schlagen lassen; liegen sie aber uneben/ muß durch das Auswircken alles geebnet/ und das Eysen wieder gleich darauf gerichtet werden. Der Ballen oder die Fersen des Hufes muß wol geöffnet bleiben/ den Hufzwang zu verhüten. Dann wann ein Pferd enge Fersen und einen hohen Huf hat/ die man Esels-Hufe nennet/ so soll man die Wände mit den Werckeysen oder Messer wol nieder/ und bey den Fersen oder Strahlen weit ausschneiden/ damit die Hüfe nieder/ und an der Fersen weit gelüfftet bleiben/ daß das Leben wieder in die Füsse kommen kan/ und ist an solchen Hufen das Auswircken und Beschneiden sonderlich vonnöthen. Die Eysen sollen einen jeden Pferd/ wann es schon vollhüfig ist/ gleich eben/ und nicht hohl gerichtet werden/ damit ihm die Wände fein starck und wol wachsen können. Die Eysen auch an dem vordern Fuß/ sollen vorne dem Horn gleich seyn/ und nicht vor dem Hof hinaus gehen/ es sey dann/ daß der Fuß vertretten oder zerbrochen wäre. Hinten an den Strahlen aber/ soll das Eysen mit beeden Stollen vorgehen/ doch daß sie nicht zu lang seyen/ daß es nicht/ mit den hintern Füssen/ darein greiffe/ einreiche/ und dasselbige abreisse/ desgleichen sollen sie auch nicht zu kurtz seyn/ daß es sich auf der Fersen oder Ballen/ nicht verbölle. Wann sich ein Pferd hinten streicht/ es sey mit dem Eysen/ Stollen/ Nagel oder Huf/ welches aus nachfolgenden Ursachen geschiehet/ daß die Pferde von Natur/ mit den Füssen/ enge gehen/ niedrige Fersen haben/ die Füsse/ aus Faulheit/ krumm und schlimm niedersetzen/ und darzu schwach und matt sind/ oder daß die Stollen zu lang/ und die Eysen zu weit gerichtet seyn/ daß sie für dem Horn hinaus gehen/ oder die Nägel nicht wol vernietet sind/ solche Pferde/ wanns aus Schwachheit geschiehet/ soll man wol aus ruhen lassen/ und mit dem Beschlagen zu Hülffe kommen/ als nemlich/ daß man die Stollen inwendig an den hintern Eysen/ etwas einwärts richte/ oder wann es von nöthen/ gar hinweg thue/ und das Eysen einwenig enger mache/ als zuvor; item/ daß man die Wände am Huf etwas mehr/ denn sonsten gebräuchig/ mit einer Raspel oder Hornfeil wegnehme/ und die Nägel fleissig und genau verniete. Will man ein Pferd wol beschlagen lassen/ daß die Hüfe fein weich bleiben/ so schlag dem Roß zwey Tage vor dem Beschlagen ein mit Baumöl/ und Hönig/ so viel einer Welschen Nuß groß/ thu ein wenig Kühmist drauf/ mit Hanffenwerck/ und wann es beschlagen ist/ so nimm Brandwein und ungeleschten Kalch/ schlage zweymal damit ein/ aber nicht öffter/ bis daß es wieder beschlagen wird/ ist gut darauf auszuwircken. Daß sich ein Roß gern beschlagen lasse/ so nimm Baldrianwurtzen/ welche die Katzen lieben/ halts dem Pferd vor die Nasen/ daß es daran rieche/ so stehet es stille; oder nimm einen Strick/ daran einer gehenckt worden/ mach den in ein wollen Tüchlein/ und halte ihm den Fuß damit auf/ so stehets gerne.

Sehr viel ist an einem guten Hufschmied gelegen/ der mit dem Beschlächte und Artzneyen wol und recht umzugehen weiß/ daher mit Fleiß um einen solchen zutrachten/ wer anders gute Rosse haben will.

Was das Beschlächte der alten schon abgerichteten Pferde betrifft/ darff es nichts desto weniger (wie gern sie sich auch beschlagen lassen) Fleiß und Auffsicht/ indem die Hüfe/ so wol aus- als inwendig/ durch Hornsalben und Einschläge gut zu erhalten/ damit sie nicht hart und spissig werden/ sondern fein gelind und zähe bleiben; mit dem Auswircken ist auch eine Kunst/ daß man weder zu viel noch zu wenig ausschneide/ und das Eysen also genau einrichte/ daß es recht auflige; sonderlich ist dem Schmied ein zubinden/ daß er die Wände an den Fersen nicht zu kurtz abnehme/ wie etliche im Brauch haben; die Nägel/ die nicht zu schwach oder gar zu plump und groß seyn müssen/ weder zu feuchte/ weil sie leichtlich ausreissen/ weder zu tieff/ weil sie bald vernagelt werden/ einschlage/ wenigst in ein paar Monaten/ oder so offt es die Nohtdurfft erfordert/ neu beschlage/ und also das Pferd bey gutem Wesen erhalte.

Was Pferde sind/ die voll-hüfig/ müssen gar im abnehmenden/ welchen der Kern schwindete gar im wachsenden Monden beschlagen werden; insgemein aber beschlägt man die meisten Pferde in neuen Monden/ damit ihnen der Kern wächset.

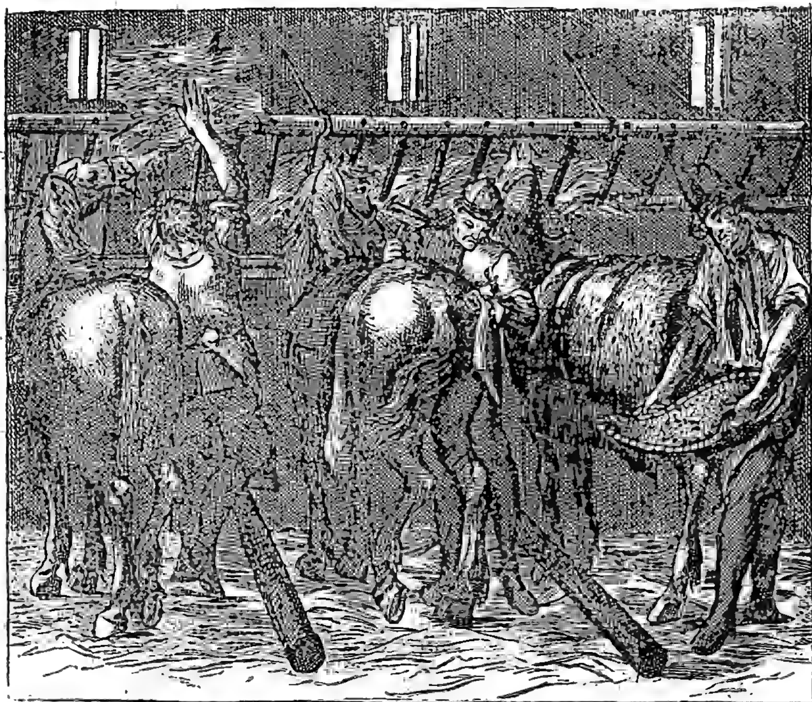
Zu Erhaltung der guten Hüfe/ kan so wol die Hornsalben/ als auch das Einschlagen/ viel gutes verrichten; sonderlich soll man das Einschlagen nie vergessen/ einen Abend vorher/ ehe man beschlagen will/ so kan man besser auswircken/ und bleiben die Hüfe fein zähe und gesund. So offt man von einer Reyse heimkommt/ soll man ihnen fleissig einschlagen; auf der Reise aber/ im Winter/ oder wann harte Wege sind/ mag man ihnen nur mit heissen Aschen und Essig einschlagen/ und solches mit Werck vermachen/ und allzeit Abends also mit ihnen fortsetzen.

Die meisten alten Bereuter wollen/ man solle einem jungen Pferde schwere Eysen aufschlagen/ damit es

besser

besser heben lerne/ so aber von andern/ und mit gutem Grunde/wiedersprochen wird; die wollen/ man soll es gleich anfangs/ mit müttelmässigen subtilen Eysen/ beschlagen/so werden sie hurtiger und geschickter.

Wann ein Pferd nicht stehen will zu Beschlagen/ so henck ihm kleine Habichtsschellen/ oder einen Federkiel/ darinnen Quecksilber vermacht ist/ in die Ohren.



Cap. XXVI.

Von Wartung der Pferde.

Wir wollen von Essen und Trincken/ als dem vornehmsten Stuck/ dardurch die Pferde/bey langwühriger Gesundheit zu erhalten/ vorher aber von der Wartung anfangen/die muß nun ordentlich und zu rechter Zeit geschehen. Im Sommer frühe/ als um vier Uhr/ im Winter um fünff/ sollen die Knechte und Stall-Jungen die Streu aufheben/nicht vornen unter der Krippen ligen lassen/ denn es stehet nicht allein häßlich/ sondern ist auch denen Pferden ungesund/ und macht ihnen mürbe Hüfe/ weil sie immerdar darinnen umwühlen/ zu Zeiten auch das unsaubere Stroh/ so ihnen schädlich/ hinein naschen: sondern Seitwärts/an einem trockenen Ort/ zusammen schlagen/den Stand aber mit einem Besem sauber auskehren/ alsdann soll man die Pferd umkehren/ und wol strigeln/ dardurch der beissende Staub wegkommt/ und das Geblüt/ als Spiritus vitalis vehiculum in die äusserste Gliedmassen incitirt und gebracht wird; die Strigel aber müssen/ nachdem viel oder dünne Haar sind/ scharff oder mit kurtzen Zähnen seyn/ oder man hat Cartätschen aus Sauborsten gemacht/ diese nehmen den Staub trefflich aus denen subtilen Haaren/ die mag man hernach etlichemal über den Strigel abziehen/ und also den Staub/ der in den Strigel fällt/ wegbringen.

Nach dem Striegeln/ muß man die zarten Roß mit leinenen/die gröbern aber mit tüchenen oder härassenen Wischtüchern um den Kopff und den gantzen Leib reiben; diese müssen täglich wieder ausgewachsen/ und an der Sonnen oder Lufft getrocknet seyn.

Der Schweiff/ Mähn und Schopff sollen/ nach Herrn Fuggers Raht/nicht naß/sondern mit einem trockenen Kamm fein subtil/ ohn Ausreissen der Haar/ ausgerichtet seyn; man kan die Mähne im Kämmen/ von einer Seiten auf die andere/werffen/und also desto besser auskämmen/ die verwirrten Haar soll man erstlich fein mit den Fingern richten; item/ soll man mit einem Schwamm/ oder in saubers Wasser angefeuchteten Tuch/die Augen und den Kopff wischen; im Sommer auch bisweilen das Geschröt mit frischem Wasser einspritzen/ und was naß ist/ mit Wischtüchern wieder sauber abtrocknen.

Die Füsse aber soll man ober- und unterhalb der Knie/ sonderlich in den Fässeln und um den Preiß/ mit einer Cartätschen oder härassenen Tuch trocken reiben/ sonderlich im Winter; im Sommer bey grosser Hitz/ kan man wol feuchte Tücher bisweilen brauchen/ aber allzeit wieder wol antrocknen: Wann sie nun also gesäubert sind/kan mans/im Sommer/mit einer saubern leinenen Decken/im Winter aber mit einer Kotzen/ zu-

hüllen/ so fällt kein Staub auf sie/ können sie auch im Sommer die Mucken nicht also belästigen; hernach kehrt man sie im Stand wiederum/ und gibt ihnen ein wenig Heu/ damit sie desto ruhiger stehen/ und wann sie dieses aufgefressen haben/ so mag man sie träncken/ und abermals ein wenig Heu fürgeben.

Herr Fugger will/ man soll den alten Rossen zu keiner Zeit Heu geben/ als nur gar ein wenig/ vor und nach dem Trincken/ was aber junge Roß sind unter 6. Jahren/ denen mag man wol um einen guten Theil mehr geben/ diß alles soll nach fünff Uhren/ oder um halber sechse frühe verrichtet seyn; denn gibt man ihnen ihr gewöhnliches Frühfutter fein ordentlich: Zuvor aber/ so bald man in den Stall kommt/ muß man sehen/ ob ein Pferd von seinem Nachtfutter in der Krippen nichts übrig gelassen hat/ und diß soll man alsobald dem Stallmeister oder Herrn selbst andeuten/ daß man nachsehen möge/ obs aus Kranckheit oder andern Ursachen geschehen sey.

Der Haber muß mit etwas wenig geschnittenem Stroh vermischt/ wol und rein ausgeschwungen seyn; wann sie ihr Futter haben/ soll man sie mit Frieden essen lassen/ und (ausser einem oder zwey/ die sich im Stall gantz stille halten) die meisten heraus gehen/ nicht hin und wieder im Stall lauffen/ weil sich die Pferd im Essen umsehen/ und viel Futter damit verzetten. Wann man nun das Futter eine Stund lang in der Krippen lässet/ so mag man das überbliebene wiederum herausnehmen/ werden sie so dann nicht überdrüssig; soll man die Krippen/ ehe man ihnen zu essen gibt/ wol rein machen/ sonsten auch jederzeit sauber halten.

Herr Fugger vermeynt (wiewol viel das Gegentheil wollen) man solle den Pferden/ wann man die Streue vorhero/ von allem Nassen und Unreinen/ ausgeputzt/ wieder frühe unterbetten/ auch wol ein frisches Stroh unter den Baaren streuen/ und mit den Aehren übersich stellen/ ob sie etwan davon essen möchten/ indem sich die Pferd offt/ nach dem Futter/ gern niederlegen/ und ruhen/ zudem auch unsere Länder zimlich kalt sind/ und sie also auf der Streu sänffter ligen/ als auf dem blossen Boden/ so in eines jeglichen Wahl stehet/ eines oder das andere/ in seinem Stall/ thun zu lassen; doch (sagt er) möge man ihnen diese Streu um Mittage wieder aufheben/ und biß um vier Uhr/ Abends/ oder bis zum Nachtfutter/ wiederum frisch untermachen im Sommer; im Winter aber soll man ihnen die Streu den gantzen Tag ligen lassen. Um zehen Uhr Vormittags soll man sie wiederum abstreichen/ abkämmen/ träncken/ Heu geben/ und hernach den Habern vorschütten/ wie zu frühe/ und also darauf bis auf vier Uhr Nachmittag/ und dann wieder es in allen Stücken mit ihnen halten wie vorher/ und also bis auf sechs Uhr stehen lassen; wann sie alsdann/ nach vorgeschriebener Art/ versorgt sind/ schlägt man ihnen mit Kühkoth/ so mit Essig angefeuchtet/ wol ein/ oder schmiert sie mit einer Hufsalben. In der Fütterung muß man jedem/ nachdem es ässig oder nicht ist/ mehr oder weniger geben/ damit sie den Lust nicht verliehren/ auch keinen Hunger leiden. Das Mundstück soll man so offt waschen/ als es aus des Pferdes Munde kommet/ auch in der Wochen zweymal mit Saltz reiben; die abgenommenen Sättel an die Sonnen oder andern trocken Ort stellen/ und hernach wol ausklopffen/ und die Haar/ in dem Sattelküssen/ wol auseinander lüfften: die Pferde soll man mit Leinwat den gantzen Tag wol bedecken/ so bleiben sie schön glatt und gesund; den Pferden/ so nicht essen wollen/ soll man genetzte Kleyen/ an statt des Habers/ geben.

Herr Johann Walther schreibt in seiner Pferdzucht/ man soll sich wol vorsehen/ daß man das Pferd mit dem Wasser/ darinnen Gersten gequellt worden/ nicht träncke/ denn es verursache ihnen den Tod; so wol ad Notam zu nehmen.

Man soll sie auch mit Spatzieren und Ausreuten fleissig üben/ damit sie sich im Stall nicht überstehen/ doch nie zu bald auf das Futter; was auf die Reutschul geführt wird/ geschiehet je früher je besser; hernach muß mans vorhero/ durch sachtes Umführen/ wol abkühlen/ und alsdann erst warten und abfüttern; der Schweiß geht auch am besten ab/ wenn er vorhin trocken worden/ noch besser ist es/ wann man sie/ nach dem Striegeln/ mit flacher/ etwan an einem Schwammen feucht gemachter Hand/ gegen und nach den Haaren wol abreibt/ so die Italiäner Spalmare nennen; die Roß werden sehr schön davon/ und lassen die Haar desto lieber gehen; dann wann sie im Frühling/ oder gegen dem Winter/ die Haar gerne lassen/ ists ein Zeichen/ daß sie gesund sind.

Theils halten es für besser/ wann man die Pferde nicht im Stall/ sondern ausserhalb strigelt/ an der Sonnen/ da sie erst aufgehet/ und die Lufft noch kühl ist/ sonst bleibt der meiste Staub im Stall.

Das Wasser damit man sie träncket/ soll wenigstens eine Nacht vorhero geschöpfft/ in einem saubern verdeckten Geschirr stehen/ dann kalte Wasser sind sonderlich den trächtigen Stutten/ (wiewol allen Pferden) schädlich/ die fliessenden aber gesünder; wann man sie auf der Reyse träncken will/ sollen sie erstlich wol abkühlen/ hernach mag man ihnen ein Heu/ mit frischem Wasser genetzt/ vorlegen/ daß erfrischt sie wol/ und darauf lässt man sie erst trincken; lässt man sie (wie die Ungarn) aus allen Wassern trincken/ sonderlich wann sie warm worden/ so brechen sie durch/ dafern sie es nicht von Jugend auf also gewohnt sind/ und gehet das Futter meistentheils unverdäuet von ihnen; sonderlich wo der Flachs in der Retze ligt/ soll man sie (weil es hoch schädlich) nicht trincken lassen.

Die Türcken lassen ihre Pferde/ im Krieg und Feldzügen/ des Tages nur einmal essen/ nemlich zu Nachtes/ damit sie des Hungers gewohnen/ und desto nothleidiger und dauerhafftiger werden/ das thut aber alles die Gewonheit.

Vor allen soll man auch beobachten/ daß die Pferde des Nachts wol angebunden seyen/ nicht zu kurtz/ daß sie sich recht legen mögen. Die jungen Roß/ wann man sie aufzäumen will/ haben gerne/ so das Mundstück fein sauber und mit Saltz gerieben ist. Will man die Pferde ins Wasser reuten/ soll es allein im Sommer geschehen; im Winter ist besser/ die Pferde trocken abreiben; und vor der Schwemm/ im Sommer/ müssen sie wol abgekühlet seyn. Herr Fugger will/ man soll die Pferde nie bis an den Bauch ins Wasser reuten/ weil ihnen die Kälte schädlich ist.

Im Sommer kan man sie bißweilen/ an schönen Tägen/ mit warmen Laugen und guten Seiffen gantz

und

und gar wachsen/ auch den Schlauch/ die Naslöcher/ Augen und Ohren in der Wochen ein paar mal wenigstens/ mit einem Schwamm und lauen Wasser/ wol auswischen/ und die Haar aus den Ohren/ im abnehmenden Monden/ fleissig abscheeren/ auch sie vor den Bremen und Fliegen verwahren; den Zirck/ so bald ihn die Roß lassen/ soll man gleich alsobald aus dem Stall bringen.

Mit Spißruten soll man sie (wie etliche den bösen Brauch haben) nicht vexiren/ dann sie werden schrickig/ lauffen wider den Baaren/ und werden dardurch schlagend und untreu gemacht. Haberstroh essen die Pferde zwar gerne/ machet ihn aber krancke Bäuche: Im Auswärts soll man ihnen Fœnum græcum geben; die langen Haar/ so ihnen über den Augen wachsen/ soll man allezeit ausreissen.

In den Hundstagen/ so wol im December und Januario/ soll man der Roß/ so viel möglich/ schonen/ und keine starcke Arbeit/ als auch auf der Reutschul thun lassen; bißweilen soll man ihnen alle vier Füsse mit warmen Wein oder Bier bähen/ man kan ein wenig Butter hinein thun/ es stärcket ihnen das Geäder. Wann sich die Roß/ nach gethaner Arbeit/ tapffer in der Streu wältzen/ hält mans für gut.

Wann man auf junge Roß sitzen will/ soll es bey einem Vortheil geschehen/ es kommt Roß und Reuter leichter an/ und werden die Pferde heimlicher; mit dem Einschlagen soll man fleissig fortfahren/ aber den vollhüfigen nicht/ denn der Kern wächst ihnen ohne diß mehr als einem lieb ist; man soll den Pferden offt ins Maul sehen/ ob sie nicht dürre Wartzen/ Schieferzähne und dergleichen Mängel haben; item/ acht haben/ ob sie auch stallen und zircken/ dann diese Versaumniß kan viel schaden.

Wann einen Pferd nicht stallen kan/ soll man ihm weder zu essen noch zu trincken geben/ bis es gestallet habe; auch kan man aus den Zirck ihre Gesundheit erkennen/ ob der Haber gantz durchgehe/ ob sie trocken im Leib seyen/ Würm oder Käfer bey sich haben/ und was dergleichen/ damit man allem beyZeiten vorkomme und helffe.

So soll man auch fürsichtig seyn/ daß die Pferde nicht Koth oder Laimen fressen/ oder die feuchte unsaubere Streu oder Zügel und Riemen/ oder Wischtücher/ und dergleichen/ dahero soll man Sattel und Zeug nicht hängen lassen/ daß sie dazu mögen/ weil sie offt ohngefähr loß werden können; also am besten/ zu Nachts ihre Stände mit einem Riegel hinten vermachen/ und ihnen den Ausgang wehren. Was sonst in allen ihren Gebrechen für Hülff-Mittel sollen gebraucht werden/ soll hernach folgen.

Cap. XXVII.

Beschaffenheit des Orts zu einem Gestütte.

WEil es natürlich/ daß von Mässigung der Lufft/ guten und bösen Einfliessungen des Gestirns/ und endlich von guter oder schlechter Weide/ die wol- oder übel-temperirten Complexionen/ von diesen aber die gute oder bösen Beschaffenheit der Pferd-Zucht herrühren; muß dannenhero/ wer eine gute Art haben will/ auch einen solchen Ort/ zu ihrer Weide und Aufenthalt erwählen/ der solches befördern und nicht verhindern möge.

Die Pferde wollen weder zu grosse Hitz/ noch zu strenge Kält/ sondern mittelmässige Lufft haben/ daher sie im Sommer einen schattigten Ort haben müssen/ worunter sie sich verbergen/ und im Winter-Stallungen/ darinnen sie sich erwärmen können.

Zum andern muß er gute sattsame und bequeme Gras-Plätze und Weide haben/ weil des Grases Eigenschafft viel/ an der Pferde Beschaffenheit/ ändern kan/ als an denen Schafen zu sehen/ die (wie Herr Fugger berichtet) in der Spanischen Provintz Andaluzia, so schöne/ treffliche und zarte Wolle haben/ wie Seiden/ dergleichen in Europa nicht bald zu finden/ daraus die köstlichen und subtilen Spanischen Tücher gemacht werden; so bald sie aber über das Gebürge Sierra Morena in Castilien getrieben werden/ verändert sich ihre Wolle/ und wird grob und spissig/ und diese Verkehrung soll allein Lufft und Weide verursachen/ da/ woferne sie nicht gemässiget sind/ nichts absonderliches zu hoffen ist; jedannoch auch die Pferde/ nach ihres Landes-Art/ groß oder klein/ freudig oder träge/ nothleidig oder unvermöglich werden; die Gegend des Orts muß man nehmen/ wie mans haben kan/ doch wo man die Wahl hat/ ist ein gebürgiges Ort/ wann es nur Weiden hat/ erwünschter/ als eine ebene Weide; wer aber zu beeden Gelegenheit hat/ der möchte die trächtigen Stutten in der Ebene/ und die Füllen in den Bergen halten/ doch daß sie im Winter in ihren Stallungen/ mit genugsamen Heu versehen werden/ damit sie in der Kälte (von der sie ohne diß genug bedrangt sind) an Nahrung keinen Abgang haben/ dann was den Winter über abgehungert wird/ bleibt schwach und erputzt/ kan sich im Sommer schwerlich wieder erholen/ und wird selten/ oder gar nie/ etwas daraus erwachsen; darum niemand mehr halten soll/ als er wol und reichlich ernehren kan/ indem wir dieses Vortheils/ den die warmen Ost- und Süd-Länder haben/ daß sie ihr Viehe/ Sommer und Winter/ auf der Weide halten/ nicht geniessen/ und müssen vor allen Dingen auf dem langen kalten Winter/ reichliche Provision machen.

Was die Weide an ihr selbst anlanget/ muß sie gutes Gras/ gesunde Kräuter/ ästreiches Gesträuche/ als Schattenreiche Bäume/ hingegen aber nicht Krottenblumen/ oder andere gifftige scharffe Kräuter/ davon sie leichtlich hinwerffen/ untermengt haben; und dieses muß billich/ wo man ein Gestütte anrichten will/ die erste Sorge seyn/ ohne die/ da man auch die allervollkommensten und schönsten Bescheller/ und die edelsten Stutten zusammen brächte/ es ein zwar grosser/ doch vergeblicher Unkosten wäre.

Sonderlich soll die Weide nicht gar naß/ viel weniger mosicht und Morasticht/ sondern kurtz/ süß und trocken seyn/ dann obwol die saure Weide von den Pferden angenommen wird/ geschicht es allein aus Noth und in Ermanglung einer bessern/ da auch leicht

der Unterschied zu spüren / weilen die auf nasser Weide nie so gut Hüfe bekommen / wie auf der trockenen; die auf der Ebene nie so arbeitsam / frisch und dauerhafftig werden / wie auf den Gebürgen / ohne Zweiffel auch darum / weil sie daselbst der frischen Wasser / von Jugend auf / gewohnen; viel eher an denen Orten / wo weiche Wasser sind / aushalten können / als die an solchen Morassen und Sümpffen erzogen / an einem Ort / wo frische resche Wasser sind / gebracht werden / die es gar leicht empfinden / und meistens flüssige Füsse / Räpfsen und Maucken / wo nicht gar das Grimmen davon überkommen.

So ist auch / auf ihren Weiden / dieses vorzusehen / daß man nicht anders Viehe / sonderlich Schaaf und Schweine / darauf treibe / denn jene fressen das Gras so genau ab / daß ein Pferd / in viel Wochen daselbst nichts geniessen kan / diese aber bestäncken die Weide / davon die Pferde / so von Natur die Sauberkeit lieben / einen Abscheu haben.

Wer nun die Gelegenheit hat / der trifft es wol am besten / wann er einen solchen Platz darzu erwählet / der von Gebürgen und ebenen Gras-Wiesen vermischt ist / nicht allein / weil auf der Anhöhe die besten und gesundesten Kräuter wachsen / sondern auch / weil die Weide an ihr selbst kräfftiger / trockener und süsser ist; die Füllen / in den Gebürgen / das Ab- und Auffsteigen der harten Wege / ihre Nahrung zu suchen / gewohnen / gewisse Knochen und Schenckel / starcke feste Hüfe / und einen kräfftigen Rucken bekommen / wie auch einen ringern / längern und nicht so fleischigen und flüssigen Hals: Und ist sonderlich gut / wañ die jungen Füllen in Bergen und Klipen köñen erzogen werden / wie theils Neapolitaner- Siebenbürger- und die Karst-Pferde. Wer nun gutes frisches Wasser / Bronnenquellen und Flüßlein / oder Bäche kan dabey haben / neben einer guten starcken Plancken / den Platz einzufangen / der hat dißfalls weiter nichts mehr / als treue verständige Leute dabey zu verlangen.



Cap. XXVIII.

Vom Stuttmeister / und wie die Weiden einzutheilen.

Weilen alle dergleichen sorgliche und kostbare Wirtschafften viel Aufsicht und Fleiß (will man deren anders recht geniessen) bedörffen; des Gestütts-Herrn Gelegenheit und andere nothwendigere Geschäfften aber nicht allzeit zulassen / selbst jederzeit gegenwärtig zu seyn; als ist das vornehmste Stuck / darnach er / mit höchstem Eyfer / zu trachten / daß er einen treuen / geübten und verständigen Stuttmeister zu wegen bringe / dem er das gantze Werck / Verpflegung und Anstellung übergeben und vertrauen möge / der auf die Knechte / wie sie den Pferden warten / auf den Bescheller / Stutten und Füllen / sonderlich wann sie aufstössig / kranck / krumm / oder sonst beschädigt sind / wol Acht habe / auch gehörige Mittel / wider alle Zufälle zu finden und zu brauchen wisse; Winters-Zeiten die Liechter wol bewahren lasse / damit keine Brunst entstehe / oder daß sie ja nicht in denen Ställen / wo trächtige Stutten stehen / ausgelöscht / und durch dieses Gestäncke / die Stutten zum hinwerffen verursachet werden; dem Gesinde soll er also fürgestellet seyn / daß er macht habe die Nachlässigen / Bösen und Wiederspenstigen zu straffen / oder / nachdem der Handel ist / es alsobald der Herrschafft anzudeuten; Er muß so wol die Weiden / als die Plancken / wo etwas mangelt / verbessern / allzeit /

wann rechte Beschell-Zeit vorhanden / oder wann die trächtigen Stutten füllen / selbst dabey seyn / die Füllen nach ihren Jahren und Alter abtheilen / und also, was seiner Herrschafft nutzet / befördern / und was ihr nachtheilig ist / verhüten.

Es soll ihm auch nicht zugelassen werden / wie bisweilen geschiehet / Käse von der Stutten-Milch auf den Kauff zu machen / dann durch dieses wird den Füllen ihre Nahrung geschmälert / auch (nachdem die Füllen desto eher deswegen abgenommen werden) den Stutten ihre beste Krafft / und dem Herrn sein gebührender Gewinst entzogen; und ob sichs wohl begiebt / daß etliche Stutten / die hingeschlungen / zu diesem Handel möchten gebrauchet werden / so bleibet es doch selten darbey / und greifft man immer weiter / als sichs gebühret; ist auch dieses nur ein Deck-Mantel / andere Neben-Vortheil zu practiciren / zudem auch die Stutten / so lang sie gemolcken werden / den Beschäller nicht gern annehmen / nicht gern auffangen / und da sie auch trächtig werden / den Füllen nicht genug Nahrung haben; weil es / nach aller Philosophen Meynung / wahr ist / daß die Milch aus einem subtilen Geblüte / generirt wird / das Geblüt aber ein Vehiculum der Lebensgeister sey.

Wann nun die Stutten gar zu lang / durch Abnehmung der Milch / belästiget werden / so kan es anders nicht seyn / als daß die Spiritus vitales mit dem Geblüt / daraus sich die Milch metamorphosirt / ausdünsten / auch die natürliche Stärcke / von dergleichen Stutten / (die man doch / auf alle Weise / erhalten solle) ins Abnehmen kommen.

Wahr ist es / daß perfecte gute Käse von der Pferd-Milch gemacht werden; Ich habe deren selbst etlichmal gegessen / und so wol an Form / als an der Grösse und Geschmack / mit denen Parmesam-Käsen eine grosse Gleichheit befunden. Doch stehet dieses alles zu eines Gestütt-Herrn Belieben / wann nur bescheidentlich damit gehandelt wird.

Was nun die Eintheilungen der Weiden anlangt / wäre wohl gut / auch fast nöthig / daß solche mit Plancken oder Stangen in gewisse Stücke eingetheilet würden / damit nicht die Pferde auf einmal die gantze Weide überlauffen / und was sie nicht fressen / mit ihren Füssen zertretten / und hernach / an der Weide / verunässen; daher es gut / daß man sie alle 14. Tage oder drey Wochen / nachdem der Platz groß oder klein ist / in einen neuen Einfang lasse / und die Weide / so sie abgefressen / wieder verwahre / damit die Zeit über wiederum Gras wachsen / und künfftig / für ihre Nahrung dienen kan; mag man dreyerley Abschnitt und Eintheilungen für einerley Pferde haben / so ist es desto besser: Es ist auch ohne diß vonnöthen / daß die Weiden / für die zwey- und dreyjährigen Hengst-Füllen / besonders eingefridet sind / damit sie nicht / vor der Zeit / unter die Stutten kommen.

Auch müssen gedeckte Städel oder Häuser mitten in diesen Weiden seyn / darunter sich / zu Zeit des starcken Regens und Ungewitters / die Pferde unterstellen und entweichen können; und wäre gut / wann diese Häuser auch in drey Theil abgeschnitten würden / deren jeder seine Thier hätte / und daß so wohl die Stutten aus ihrer Weid / als auch die zwey- und dreyjährigen Füllen / zur Zeit grosser Hitze / oder wann es Wetter hat / dahin fliehen möchten / und dennoch keines zum andern (wie es durch rechten Abschnitt und Unterschlagung leicht seyn kan) kommen könnte.

Cap. XXIX.

Wie die Wahl der Stutten anzustellen.

Pirro Antonio Ferraro, der Königliche Neapolitanische Roß-Bereuter in seinem Cavallo frenaro cap. 3. lib. 1. erfordert an den Stutten die man zur Zucht gebrauchen will / vielerley Qualitäten; 1. Die Farb, als da sind Kastanienbraun / Spiegel-Schimmel / Schweiß-Fuchsen und Color Saginata detto Cavezza di Moro. 2. Die Grösse / daß der Bauch etwas länglicht sey / die Geburt desto besser zu empfangen. 3. Die gute Gestalt und Zusammenfügung der Gliedmassen / wie droben Cap. 17. ausführlich beschrieben worden / sonderlich auch / daß sie gute / gleiche gantze Euter haben / damit sie desto besser säugen mögen; und 4. Welches über die andern alle ist / die gute Gesundheit / daß sie frisch / gerade / wol fresse / wol lauffe / und in Summa schön / gut und gerecht seye / tapffere / grosse / gute Augen / und keine Kranckheit an sich habe / weil die Füllen zwar viel von dem Beschellen / aber noch mehr von der Stutten zu erben pflegen / von denen sie / samt der Nahrung / im Mutterleibe auch die Vollkommenheit der Gliedmassen / und Bewegungs-Arten der Gemüthes / an sich nehmen.

Derhalben / wo möglich / soll man die Stutten von einer guten Art erwählen / aus einem bekannten und berühmten Gestütte sonderlich im Anfang / weil dieses der Grund ist / darauff man eine gute Hoffnung eines glücklichen Ausganges kan setzen; hingegen wann man hin und wieder gutes und böses sine delectu untereinander kaufft / geht zwar Zeit und Mühe gleichmässig darauf / und vielleicht ein wenig ringerer Unkosten / hingegen ist alle Hoffnung / eines ergäbigen Gewinns / und erwünschten Ausganges verlohren.

Herr Fugger vermeynt / wann man zum neuen Gestütt eine Zucht einkauffen will / soll man erstlich nur zwey- oder dreyjährige einkauffen / die noch nie getragen haben / weil man weniger damit kan betrogen werden / als da man ältere einhandelt; 2. Sey auch / wann sie zum erstenmal Füllen getragen / darauf zu sehen / ob sie Milch genug haben / und die Jungen reichlich nähren mögen / denn im Abgang dessen (sie seyen sonst so schön und so edel / als sie immer wollen) werden ihre Füllen nie wohl gerathen / wo ihnen die allererste Nahrung abgehet; daher wann dergleichen Stutten vorkommen / sind sie lieber bald auszumustern / und andere an ihre Stelle zu bringen. 3. Ist es eine absonderliche Tugend an einer Stutten / wann sie Junge bringet / die dem Beschaller gleich sehen / deren aber wenig zu finden. Die sind darum desto höher zu halten / weil man versichert ist / wann man gute Beschaller hat / daß die Art nicht kan fehl schlagen / daher alle Jahr eine Musterung darunter zu halten / und die alten / übelbezeichneten / ungesunden / zu grosse oder zu kleine / oder mißfärbige / oder was sonst an Augen / Hufen / und andern / Ausstellungen hat / auszumustern; dergestalt mag man nach und nach etwas köstliches zusammen bringen.

Nun die zur Zucht erwählte Stutten müssen also ge-

wartet / gefüttert und unterhalten werden / daß sie fein gesund bleiben / und weder zu fetten / noch zu magern Leib haben / wie Varro meldet: Prægnantem neque implere cibo, neque esurire oportet.

Also ist grosse Aufsicht / so wohl in der Wahl / als in der Fütter- und Nahrung / zu nehmen; theils vermeynen / die Stutten sollen einen ziemlichen langen Leib / Bauch und Seiten haben / damit das Füllen desto mehr Raum zu wachsen habe: Andere hingegen glauben / daß die Stutten / die einen gedruckten kurtzen Leibe haben stärckere und edlere Füllen bringen; und wie Herr von Stubenberg aus Relation Herrn Grafen Ernsten von Merode schreibet: Semen in corpore longo, uti plumbum in formâ ampliori, diffluere magis, nec formam nisi oblongam, ideoque debiliorem procreare; In breviori verò, uti in formâ restrictiori, uniri magis quis autem dubitet, virtutem unitam fortiorem. Doch wie in allen / also auch in diesem / das Ne quid nimis, weder zu viel noch zu wenig / so beedes zu tadeln / in Obacht zu halten.

Beschließlich / ein Gestütt in gutes Aufnehmen zu bringen / soll man alle Jahr / wie gesagt / eine Musterung unter dem Gestütt halten / und mit denen zwischen drey und vier Jahren wachsenden Stutten mag man solches ersetzen; die / so bös von Farben / übel gezeichnet / ungesund / zu groß oder klein sind / nicht gute Augen und Hüfe haben / oder den Beschellern nicht nachtragen / (wie oben vermeldet) soll man auswechslen / die mangelhafften hinweg thun / und die besten und schönesten behalten / so kans / mit GOttes Segen / nicht fehlen.

CAP. XX.
Vom dem Beschеller.

Ein Beschеller muß alle oder wenigstens die meisten Beschaffenheiten / so wohl der Schönheit als der Gute an sich haben / deren droben allbereit in einem sonderbaren Capitel gedacht worden / dann des Horatii Ausspruch bleibe wahr:

> Fortes creantur fortibus & bonis;
> Est in juvencis, est in equis Patrum
> Virtus; nec imbellem feroces
> Progenerant Aquilæ Columbam.

Daher dißfalls an einer guten alten Art sehr viel gelegen / und ein Hausvatter sich keinen Unkosten soll dauren lassen / etwas der Mühe wehrt in sein Gestütte zu bekommen / weil sie es reichlich wieder einbringen und erstatten können.

Herr Fugger vermeynt / die Beschеller / davon man im Krieg taugliche Pferde ziehen will / sollen mittelmässiger Grösse seyn / dann die gar zu grossen seyen träge / melancholisch / nicht arbeitsam / unartig / mögen nicht lauffen / und ist im Feld / von dem Feinde hart / ohne Vortheil / hinauf zu kommen: Die gar zu kleinen sind schwach / werden bald übern Hauffen gerennet und gestürtzet / können hart durch grosse / resche / brausende Wasser setzen; was aber wolgesetzte mittelmässige Roß / die wol beysammen sind / die taugen am besten / doch daß sie mehr zur grossen als zur kleinen Statur sich annähern.

Er soll (sagt ferner Herr Fugger) starck im Rucken / fest auf den Beinen / und seiner Schenckel gewiß seyn / daß er Berg auf und ab / so wol sicher lauffe / als auf dem ebenen Boden; ferner soll er resch seyn / und in seinem Lauff starck beharren / über Gräben und Zäune springen / soll auch hältig / und auf beeden Seiten hurtig / geschwind und Zaum gerecht seyn / soll wol können schwimmen / und den Leib nicht gar zu tieff ins Wasser einsencken / auch soll er wol fressen / dauerhafft und nothleidig nicht weich und Krafft-los seyn.

Ferner soll er behertzt und freudig / weder Feuer noch Wasser / weder Geräusche noch Getümmel scheuen / weder untreu noch stättig / an allen Gliedern inwendig und auswendig gesund und frisch seyn / soll sich gern zäumen / striegeln / warten / auf- und absitzen / beschlagen und satteln lassen / und fromm gegen Leuten und Pferden seyn / und was dergleichen mehr oben von einem guten Roß ist erzehlet und beschrieben worden.

Das Membrum ad generationem soll schwartz / und das Geschröt aufgezogen und klein seyn / weil die jenigen / die weisse Schleuche haben / zur Zucht undienlich gehalten werden. Die einfärbigen Pferde / sonderlich die Kesten-braunen / die vornen eine lange schmale Blassen haben / sind besser zum generiren / als die Schecken / und ist fast mehr an einen schönen guten Beschеller gelegen / dann an einer Stutten; weil man viel öffter findet / daß von einem vortrefflichen guten Beschеller / und einer schlechten Stutte / vornehme edle Füllen gefallen / aber von einer schönen Stutten und einem schlechten unedlen Stallon, wird gar wunderselten / und fast niemals etwas gutes kommen. Quia, secundum Philosophorum sententiam, omnis generationis vis, potissimum à masculo procedit.

Irren sich derentwegen (sind Herrn Fuggers verba formalia) die jenigen höchlich / (unangesehen daß es schier überall der gemeine Gebrauch) die da vermeynen / wann einer etwan einen alten krummen und lahmen Schimmel hat / der auf allen Vieren abgeritten / an Schenckeln voller Unrath / und offt nicht mehr als ein Aug hat / ist er anders nicht gar blind / man soll den gleich also in die Gestütte thun / weil er sonsten zu nichts mehr zu gebrauchen / so thu ers in einem Gestütt gleich wohl.

Ja er setzt ferner / daß die jenigen Stutten / wie in Spannien und Italia bräuchig / die von dem Mühl-Eseln bestiegen / Maul-Esel gebären / kein gutes Roß mehr tragen / ob sie schon von dem besten Hengst beschellet sind / und werden vielmehr die Füllen / nach der Eseln Art / stättig / widerspenstig / toll und wilde / daß nimmermehr nichts gutes von ihnen zu hoffen ist; sie haben / sagt er / lange Ohren / dünne Hälse / heßliche Köpffe / schmale Brust und Creutz / hohe Füsse und Esels-Hüfe / diß kommt von dem ersten Bespringer dem Esel her / deren Saamen die Organa, darinnen die Conception geschiehet / dermassen eingenommen und disponirt hat / daß alle andere Empfängnissen gleichsam in einem üblen Model gegossen / auch dieselbe Esels-Gestalt und Unart an sich nehmen / die zum ersten darinnen ist formiret worden.

Die Lands-Art giebt zwar wohl ein grosses Ansehen / trifft aber nicht allzeit zu / und ist besser ein edles

Pferd von einem unberühmten nicht hochgeachteten / als ein schnödes von einem vortrefflichen und wolbenamten Ort hernehmen: Wer Mittel und Gelegenheit hat/der schaffet ihm Persianische/Türckische/Barbarische / Spanische / Neapoltanische / und dergleichen / weil sie nichtallein insgemein den Beruff und Ruhm / sonderlich auch meistentheils die Güte haben / davon man gute / gerechte und theuere Füllen ziehen kan: am meisten wird / in vielen Gestütten / diese Regel in Obacht gehalten / daß der Beschëller etwas leichter und subtiler / die Stutte aber stärcker und grösser seyn solle / und / durch diese Zusammenfügung / entspringen die mittelmässigen Pferde von der besten Art und Gestalt.

Das allernöthigste Stück (ohne welches die andern alle nichts nutzen) ist / daß ein Pferd zu dem Beschellen tauglich genugsamen Lust/Begierd und Kräfften habe/ ut nec voluntas, nec vires desint; man hat hat zwar wol etliche Sachen / einen trägen Hengst aufzumuntern / was aber allein aus der Apothecken geschehen muß/das hat keinen Bestand.

Das Alter betreffend / muß es weder zu jung noch zu alt seyn / in diesen ist der Saame zu kalt / in jenen zu unvollkommen. Die Zähne sollen an einem jungen Pferd alle ausgewechselt seyn/als nemlich im fünfften Jahr/ noch aber ist besser / man lasse es das sechste Jahr gar erreichen. Wie lang es eigentlich zu gebrauchen / sind unterschiedene Meynungen/weil eines stärcker / frischer und kräftiger ist/als das andere/zum dem auch viel Beförderung oder Verhinderung die Wartung thun kan; oder auch selbst die Art und Razza der Pferde an einem Ort weit lebhaffter ist/ als an dem andern / dann welche gering steigen / willig und begierig sind / und die Stutten gerne von ihnen tragen / die kan man wol behalten/ ob sie schon alt sind/ sonderlich wann schöne Füllen davon erzeugt werden / man kans wol biß auf 12/ 14 oder noch mehr Jahr also brauchen; zu welchem dann / die aus den Ost-und Süd-Ländern gebrachte Pferde/ ohne diß stärcker und von mehr hitziger Complexion sind/als die Nordischen und Westischen/länger und besser ausdauren/wie dann auch die Stutten einen Stallon, den sie kennen / und der sie vorhin schon bestiegen hat/ lieber zulassen.

Wann aber die Stutten nicht leicht mehr von ihnen trächtig werden wollen/ist es Zeit/sie auszumustern/ denn sie werden von den alten Beschellern unfruchtbar/ und wann eine Stutte ein Jahr oder zwey galt gehet / (sagt Herr Fugger) so ist es ihr nicht nütze / sondern sie kan dardurch gantz unfruchtbar und unbrauchsam werden/ und dörret ihr das Gesäuge gar ein / davon dann ein Gestütt-Herr kleinen Nutzen zu hoffen hat; und da auch schon von den alten Stallonen Füllen herkommen/ werden sie doch meistentheils tieff-äugicht / traurig um die Köpffe / haben weder Freudigkeit noch Hertz / und kennet man ihnen des Vatter Unvermöglichkeit gleich an.

Cap XXXI.
Wie einem Beschëller zu warten.

Die Wartung der guten Pferde ist allbereit droben in einem eigenen Capitel angezogen worden/ doch sind etliche absonderliche Absätze / die bey einen Stallon in Obacht zu nehmen. Er muß wol gefüttert seyn / damit er fein bey Leib und Kräfften bleibe/ doch muß man ihn nicht gar mästen wie ein Schwein/ denn die übrige Feisten verursachet Flüsse/und die Flüsse machen den Saamen wässerig / dardurch die Generation verderbt wird. Zur Zeit des Beschellens mag man ihm gebrochene Körner bisweilen unters Futter geben/ und in sein Tranck ein wenig weisses Mehl / daß es eine Milch-Farbe an sich nehme / das soll ein wenig warm seyn/ und diß / sagt Herr Fugger / soll man continuïren ein Monat vor / und ein Monat nach dem Beschellen.

Die Zeit aber/wann er zugelassen wird/soll man ihm geben so viel er mag/und da er nicht essen wolte/soll man ihm die Zunge und das Maul inwendig mit Essig und Saltz wol reiben/auch sein Futter mit gesaltzenem Wasser besprengen, man soll ihm auch Ziser-Erbsen und zerbrochene Bohnen unter der den Haber mengen; item/ mag man ihm zu Zeiten eine Hand voll Grünes geben/ nur damit er desto lustiger bleibe.

So bald ein Beschëller vom Sprung einer Stutten fertig ist/ soll man solchen / nachdem man ihn eine Viertel Stund / oder etwas länger/ im Angesicht der Stutten/spatzieren geführt hat / in seinen Stall thun/ ihn auf das fleissigste strigeln / putzen und warten / das Geschröt mit guten warmen Wein bähen / darinn ein gepulverter Hirschzehn gesotten worden / ihn mit einer saubern leinenen Decken zu hüllen / und wol erkalten lassen; wann nun gantz keine Hitz mehr an ihm zu spüren/mag man ihn mit laulichten/mit schönen Mehl vermengten / Wasser träncken / darauf sein Futter geben/ und ruhen lassen/und deswegen den Stall etwas finster halten.

Herr von Stubenberg will/ man soll/ nach der Beschellung/die Hals-Ader auf beeden Seiten lassen / das Blut mit Bolarmeni, Drachenblut / Mehl / Essig und Terpentin vermischen / und das Pferd gantz (ausser Hals und Kopff) anstreichen / mit einer starcken Leinwath einnähen/ und diese Leinwath täglich/etliche Tage nacheinander / mit warmer Laugen und Essig befeuchten / damit der Anstrich nicht eintrockne / und also etliche Tage in einem warmen Stall aufhalten / und mit zarten E-cori-Wurtzen füttern/so werden sie lang nicht allein zum Beschellen/sondern auch zum Reuten tauglich seyn.

Martin Böhm/der Anno 1618. ein überaus gutes und nutzliches Artzney-Büchlein geschrieben / und denen gesamten Marggrafen von Brandenburg dedicirt hat/sagt: Man soll einem Beschëller 14. Tag lauter Gersten zu essen geben / und keinen Habern/ auch nicht viel Heu/denn es mache einen kurtzen Odem. Wann man das Pferd nun springen lassen will / soll man ihm/ alle Morgen/ein Qvart Milch/und vier Eyer ohne Dotter zusammen gemischet/zu trincken geben/wo es ja nicht trincken will / soll man auf den Abend unter das letzte Futter mischen/ und auffressen lassen; und setzt darzu / er habe solches zu Constantinopel an einem Pferde

gesehen / ans Kaysers Hof/ welches auch nicht anders als nach diesem Mittel ist gehalten worden / und 24. Stutten ein Genügen gethan/ und wol beschellet/ daß in einem Jahr 14. Füllen von ihm gefallen sind. Solte aber einem Pferde der Muth entgehen / so soll man für einen halben Thaler Mandel-Oel nehmen/ und ein halb Loth Spanische Mucken klein gerieben / untereinander gemischt/ dem Pferd zweymal nach einander eingeben. Einer Stutten mag man auch ein halb Loth auf zweymal unter das Futter geben / so bekommen sie Lust und Muth.

Herr Graf Julius von Hardeck/ ein wolerfahrner Herr in dergleichen Wirthschaffts-Sachen / braucht/ die Beschelller zu erfrischen/ und das Sperma also zu rectificiren/ daß dardurch grosse Beförderung zur Generation verursachet werde/ sonderlich wo die Natur etwas erkaltet ist/ folgendes Recept/ so er vielen grossen Herren, so wol im Römischen Reich/ als auch in Oesterreich communicirt/ und allzeit gut befunden hat: ℞. Zwey Theil rothe Zisern/ den dritten Theil Fœnum græcum, und den vierdten Theil Bohnen; von diesen dreyen Stucken untereinander gemischt / muß man allzeit eine Quantität für den Spring-Hengst in guten rothen Wein einweichen/ 24. oder gar 30. Stund also quellen/ und auf jedes Futter einen guten Löffel voll einmischen / und also damit continuiren/ bis es aufgezehrt ist/ dann wieder etwas eingeweicht / und also gebraucht / so lang die Spring-Zeit währet / ist probirt/ und lange Zeit bey dem Hardeckischen Gestütt gut befunden worden.

Weiter/ sagt Herr Fugger/ soll man ihm im Stall nicht verstehen lassē/ und/ bey guten und schönem Wetter/ wenigst alle andere Täge frühe /. spatzieren reuten/ doch nur gemach/ und Fuß für Fuß.

So bald nun die Beschell-Zeit fürüber / muß der Beschelller/ von der Stutten/ weit abgesondert werden/ damit er alles Verlangens vergesse/ und sich nicht/ wann er sie hören und sehen kan / darnach sehne / und sich abtobe / davon er sonst sehr abgemattet wird. So ist auch gut / wann das Beschellen vorbey / daß man ihm acht Tage nacheinander / täglich Morgens und Abends / mit gutem Baum Oel das Geschröt wol salbe / man mag ihn auch / wann warmes Wetter/ das Geschröt / um Mittage / mit kaltem Wasser besprengen.

Herr Pirro Antonio Ferraro will/ wann man ihm bisweilen gekochte Kichern und Bohnen unter sein Futter menget / daß man gar ein wenig Pfeffer oder Ingber mit untergesprengt / auch bisweilen Brod / in gutem Wein eingeweicht/ gebe/ und was man spühret/ daß er am liebsten fresse/ soll man ihm am öfftesten vorlegen.

Herr von Stubenberg sagt in seinem Tractat von der Pferd-Zucht: Admissarii largo & optimo cibo corroborandi sunt, hordeo scilicet, Ervis seu Orobis, fractis in Molendino.

Ob man denen Beschellern Ader lassen soll / sind verschiedene Meynungen; die nie darzu gewöhnet worden/ ist besser / man unterlasse es/ wann aber schon einmal Blut gelassen worden / und man solches hernach unterlassen wolte/ stehet zu besorgen / es möchte kranck/ oder am Gesicht mangelhafft/ oder räudig werden; daher meynt Herr Fugger / soll man dergleichen Pferden/ zwar nicht im Frühling / und so lang die Beschell-Zeit währet / aber im Herbst/ wann die Blätter anfangen von denen Bäumen zu fallen / (aber nicht soviel Bluts als an einem andern Pferd) lassen / auch davon einen Anstrich machen / so hat er fast ein halbes Jahr Zeit/ bis man ihn brauchet / und kan seine Kräfften ehe/ durch diese Erfrischung/ vermehren/ als verlieren/ sey also solcher Lässe/ zu Erhaltung ihrer Gesundheit/ zum höchsten nothdürfftig / denn (sagt er) ich hab es per experientiam also befunden; es ist genug das man ihm nur die Hals-Ader öffne / und weiter keine / damit ist er aufs gantze Jahr versehen.

Es werden auch die Beschelller/ wann man im Beschellen ein Jahr aussetzet/ gern blind / da man nun etwan einen Beschelller/ einen Frühling zu diesem Werck nicht gebrauchen wolte / so ist vonnöthen/ daß man ihn eben denselbigen Frühling/ nicht allein die Hals-Ader/ sondern auch die Spor-Ader öffne / auch in der Nasen lasse / damit das überflüssige hitzige Geblüt (das sich sonst fermentiren würde) von ihm komme / und den Augen nicht schaden möge / wird zwar schwach / kan sich aber/ das Jahr durch/ schon wieder erholen/ wann er mit der Arbeit/ wie es seyn soll/ nicht übertrieben wird.

Im warmen Sommer soll man die Beschelller offt ins Wasser gehen lassen/ aber nicht tieffer als bis an die Knie; wann er also fleissig / mit sauber Wartung und gutem Futter versehen wird / wird er lang ausdauren/ und ist das übrige Künstlen mit Pflastern / Bähen / Schmieren und Salben vergeblich / weil weit besser/ was die Natur selbst thut und wircket / als was erst/ durch Kunst/ muß zu wegen gebracht werden.

Es sollte ihm auch einer (beschliesst Herr Fugger) einen solchen Beschelller nicht wünschen/ den man nur/ durch Künstlen/ darzu bewegen müste/ weil nichts gutes oder starckes von ihm kommen könnte.

Cap. XXXII.

Die Zeit und Weise zu beschellen.

Es sind noch vielerley Meynungen / in welchem Alter eine Stutte zu beschellen sey/ inden theils nur zwey Jahr/ andere aber fünff Jahr zum Anfang setzen / daß hieraus nichts gewisses zu schliessen / indem etliche zu wenig andere aber zu viel thun. Herrn Fuggers Meynung ist / es sey die beste Zeit / wann eine Stutten vollkommentlich drey Jahr erreicht / daß sie / nach Verscheinung des vierten Jahrs/ ihr erstes Füllen habe/ weil sie fruchtbarer werden / wann sie dreyjährig sind/ als wann man fünff Jahr warten wolte / massen in solchem zarten Alter die Schloßbeine sich leichter und besser eröffnen/ und sie daher auch leichter gebähren/ und stärckere und grössere Jungen tragen / als wann die Stutten schon ausgewachsen und erstarckt sind/ allda es eines grossen Gewalts bedarff / die Schloßbeine zu öffnen.

So werden auch die dreyjährigen Milch-reicher/ dann ihr Gesäuge ist zärter und säfftiger/ nehmen lieber



zu/ tertio anno exacto potissimum libidine exagitantur, und wo sie nicht beschellet werden / haben sie keine Ruhe / lauffen stets auf der Weide hin und wider / und nehmen nicht gerne zu/ welches alles kan verhütet werden/ woferne man sie zur selbigen / als der bequemesten Zeit/ zum Hengste bringt; Andere meynen / man möge sie zwar im dritten Jahr wol beschellen / aber die Jungen werden klein und schwach / daher man nur ein gemeines Pferd / und nicht einen edlen Bescheller darzu brauchen solle.

Herr Fugger aber glaubt / es sey weit besser / gleich anfangs einen guten Bescheller darzu nehmen / so bleibet allzeit die gute Art un̄ der gute Model/ wie das zubeobachten/ als oben gedacht/ von denen Stutten/ die zum erstenmal von einem Müller-Esel besprungen sind / nachmals nie keine gute Arbeit bringen / ob sie schon folgends von den edelsten Stallonen beschellet würden/ weil man sie in dem ersten Zulaß auf immerdar verbessern oder verderben kan.

Und obschon viel wollen/ daß man die Füllen / so von einer zum erstenmal beschellten jungen Stutten/ weil sie meistentheils schwach und unvollkommen / solle hinweg thun/ ist es doch rathsamer/ man behalte sie wann sie anders nicht gar böse Zeichen oder Leibsgebrechen an sich haben/ biß sie anfangen ins dritte Jahr zu gehen/ um zu sehen/ was aus ihnen werden möchte/ stehet hernach dennoch frey entweder zu behalten/ oder mit besserm Gewinn zu verkauffen.

Bey allen wolbestellten Gestütterenen ist löblich / daß man von Jahr zu Jahr Register mache/ darinnen aller Stutten Farbe / wann sie belegt / und wiederum/ mit Vorziehung des Beschellers/ sind geprobt worden/ auch ob sie ihn angenommen / oder ihn nicht zugelassen haben/ welches letzere ein gewisses Zeugnus ist / daß die Stutten empfangen hat / also muß zu jeder Stutten / so wol das Jahr und der Tag / als auch des Beschellers Namen gesetzt seyn ; so weiß man / was von ihnen zu hoffen/ und auf welche Zeit man aufs meiste Achtung zu geben hat ; hernach kan man auch bezeichnen / wann jede Stutten gefüllet hat / von welcher Farb und Zeichen.

Wie lang man eine Stutte / zu der Zucht / brauchen solle / darff man nicht so wol die Jahr / als das Vermögen ansehen / sonderlich aber die Gesundheit / wann sie wol bey Leibe / wol frisset / guten Milchzeug hat/ schöne und wolgestalte/ dem Stallon gleiche/ Füllen trägt / welches eines unter den vornehmsten Tugenden einer guten Stutten billich zu schätzen. Es sagt auch öffters ermeldter Herr Fugger / er habe eine Stutte/ so auf zwantzig Jahr alt/ und habe er allzeit/ über das andere Jahr/ ein schönes starckes Füllen von ihr/ ja er habe fast sein gantzes Gestütt von derselben Stutten/ und von den jenigen/ so von ihr sind kommen/ erzogen. Und habe von alten Stutten bessere Rosse bekommen / als von den jungen; hingegen wann sie mager werden/ nicht fressen wollen/ schwache Füllen tragen/ etliche Jahre galt gehen / und nicht leicht auffangen/ sind solche bald auszumustern.

Was die Beschellungs-Zeit anlanget / ist im Frühling solche am bequemlichsten / weil eine Stutte zwölff Monat/ oder eilff Monat und 10 Tage/ oder doch nicht viel weniger zu tragen pflegt/ damit sie übers Jahr auch die Frühlings-Zeit erreichen/ von ihren Müttern auf der guten frischen Weide desto besser ernähret / und den ersten Antritt ihres Wachsthums / mit desto mehrern Vorschub / fortsetzen und ausführen mögen. Dann die Herbst-Füllen werden von den wenigsten für so gut gehalten / weil sie / wegen der bald darauf folgenden Winters-Kälte / meistentheils schwach und also stecken bleiben.

Ut masculus nascatur, admissio fiat triduo ante plenilunium, ut fœmella tertiâ die post lunam plenam. Luna, sit tempore prægnationis existit in signo Arietis, Tauri, Geminorum, Cancri, promovet generationem, econtrà in Sagittario, Capricorno, Aquario & Piscibus, impedit.

Die beste Zeit ist im April und Majo/ so fangen die Füllen alsdann allgemach des jungen zarten Grases/ neben der Mutter-Milch/ zugewohnen; ja es kan (spricht Herr Fugger) also auf der Weide zunehmen/ daß es im Herbst so starck wird/ daß man ihn von der Milch/ ohn allen Nachtheil/ mag abnehmen/ und hat die Mutter/ den gantzen Winter über/ destomehr Erholung der Kräfften/ dem Füllen/ das sie im Leib hat/ desto bessere Unterhaltung mitzutheilen.

Pirro Antonio Ferraro in seinem Cavallo frenato sagt/ von S. Georgen an/ biß auf Petri Pauli/ als den 29 Junii/ sey zum Zulassen die bequemste Zeit/ ist aber doch unser kaltes Clima von dem Italiänischen warmen weißlich zu unterscheiden.

So sind auch die Stutten im Frühling besser zur Zucht/ weil sie ohnediß von der guten süssen Weide gail werden/ und also desto lieber fangen/ indem des Beschellers/ so viel möglich/ mit vergebenen unnützen Springen zu schonen/ und wäre zu wünschen/ man beschellete die Stutten allzeit über das andere Jahr/ so könnten ihre Füllen desto länger trincken/ und desto freudiger zunehmen/ auch daher besser und theurer aufs Geld gebracht werden. Herr Fugger vermeynet zwar/ daß diß allein auf grossen Gestütterey en sich practiciren lasse; nichts destoweniger sey gut, daß man die Stutten allzeit im dritten/ wenigst im vierdten Jahr/ galt gehen lasse/ damit sie sich an Kräfften wieder erholen mögen. Was aber die Art und Weise zu beschellen anlanget/ wird es auf dreyerley Sorten verrichtet/ der beste und gebräuchigiste ist/ daß man die Stutten/ sonderlich/ wann sie grösser und höher als der Stallon, an eine solche Stelle bringt/ damit sie etwas niedriger stehe/ und dem Hengst das Springen desto leichter ankomme.

Bey dem Herrn Grafen Julio von Hardeck wird eine Seule an eine Mauer eingegraben/ daran man die Stuten mit dem Kopff etwas in die Höhe ziehet/ damit sie destoweniger von sich schlage/ indem aber der Hengst die Stutten bespringt/ wird der Kopff etwas in währender Action nachgelassen/ damit sie dem Hengst ansehen kan; es soll aber weder der Hengst noch die Stutten an den Hintern Füssen Eysen haben/ unglückselige Streiche zu verhindern/ man legt auch dem Spring-Hengst einen Maulkorb an/ daß er die Stutten nicht beisse.

Ihr Fürstliche Gnaden/ Fürst Carl von Liechtenstein/ hält es für besser/ daß die Seule nicht an einer Mauren/ sondern frey stehe/ daß man allenthalben darzu könne; die Stutten wird an einer langen strickenen Halffter/ die man ein paar mal um die Seulen herum wickelt/ von einem Gestütt-Knecht gehalten/ der etwas weit von der Stutten stehet/ so kan er sie anziehen/ und mit dem Kopff an die Seulen bringen/ wie er will; hingegen kan die Stutten an einer Mauren den Kopff bald verletzen/ oder mit der Brust darwider lauffen.

Also nun wird der Beschelller an einer starcken Halffter/ die an 2 Seile oder Riemen 6 oder 7 Schuch lang/ angeheftet ist/ von zweyen Knechten geleitet. Erstlich (wie etliche wollen/ sonderlich wann man die Begierden nicht ohnediß groß zu seyn verspühret) daß man den Hengst vorwärts gegen der Stutten führe/ daß sie einander anriechen mögen; weil man glaubt/ daß ihr die Stutten/ durch dieses Anhauchen/ nicht allein die Gleichheit des Stallons desto stärcker einbildet/ sondern auch/ zur Begierde/ destomehr angereitzet wird/ also daß sich etliche alsobald darauf umwenden/ und den Sprung annehmen.

Andere lassen die Stutten/ so viel der Stallon haben soll in ein verwachtes Ort bringen/ und lassen ihm selbst die Wahl/ welche er zu erst bespringen will/ wie Herr von Stubenberg in seinem Gestüttbuch bezeuget; es müssen aber (wie Pirro Antonio Feraro will) erstlich Stutten darzu gebraucht werden/ die schon etliche Füllen getragen/ und die den Hengst desto williger zulassen; der Hengst muß auf einen Tag über 6 oder 7 Stunden/ darinnen er vier gute Sprünge verrichten kan/ nicht bey den Stutten bleiben/ und kan über den dritten Tag wieder zugeführet werden; die Welschen nennen diese Art la Monta Scapola.

P. Tylkovvsky de re agrariâ p. 302. & 303. ita ex Observatione Christophori Monivid de admissarii semine refert: Semen equi si aquosum, & modicè flavum, sterile est; si albescens & valdè humidum, fœminam droducit; si crassum instar medullæ, nimis calidum est; si album instar amyli diluti, glutinosum in aquis fundum petens, fœcundum. Quibus equis canalis in extremo diducitur, vel abescit, vel vasa dependent, inutiles sunt.

Die dritte Art wird bey grossen und wilden Gestüttereyen vorgenommen/ daß man die Hengste unter die Stutten lässt auf gutes Glücks hinlauffen/ geschihet aber mit Schlagen und Beissen offt ein Unglück/ oder werden theils zu viel/ theils zu wenig besprungen/ aus welcherley beeden Weisen wenig gutes zu hoffen ist; zudem/ weil die Mütter ihre Füllen lieben/ lassen sie die Hengst offt gar zu spat zu sich/ werden also spate Herbst-Füllen daraus/ oder geschehen sonst hunderterley Unordnungen/ und werden beede Geschlechte der Pferde dardurch verderbet und zu Grunde gerichtet; bleibt also der erste Weeg der nützlichste und gewisseste/ in dem/ ob auch die Stutten wild und schlagend wären/ man sie doch mit Stricken spannen/ und also verhüten kan/ daß sie den Hengst mit groben Streichen nicht beschädigen können; ist auch vorhero wahrzunehmen/ ob eine Stutten läuffig sey oder nicht/ und das erste erkennt man hiebey/ wann sie wenig essen/ mit erhöheten Köpffen und Schwäntzen/ auf der Weide/ umher lauffen/ harnen öffter/ als gewöhnlich/ haben eine gröbere Stimm/ das Glied fängt etwas an zu geschwellen/ & si aliquam humiditatem emittit, non fallax appetentiæ illarum & cupiditatis signum est. Wo aber eine Stutten nicht brünstig würde/ gibt Columella den Rath/ man soll mit gestossenen Meerzwibeln die vasa genitalia bestreichen; Andere nehemen nur eine gemeine Zwibel; Macrobius erfordert die Nesseln darzu.

Es ist auch gut/ sagt Herr Fugger/ wann man mit einem saubern Schwammen dem Beschelller sein Glied

abstrei-

abstreichet/ und der Stutten damit die Nasenlöcher auswüschet; item nimmt man Hünermist/ menget es mit Terpentin/ wie eine Salben/ wol durcheinander/ und bestreicht der Stutten das Glied damit.

Wann nun die Beschell-Zeit vorhanden/ ist es gut/ so man die Stutten erstlich neben dem Stallon in einen besondern Stande stellet/ daß sie einander sehen können/ und führet sie hernach beede/ vor Aufgang der Sonnen/ spatzieren/ daß sie einander nie aus dem Gesicht kommen/ ehe man sie beede gefüttert oder getränckt hat/ und führet ihm hernach/ wann er erwarmet scheinet/ die Stutten vor/ und lässet ihn springen.

Die jenigen/ so die Seilen vom Bescheller halten/ müssen sich vorsehen/ daß sie dieselben nicht an sich ziehen biß der Hengst von sich selbst herab steiget; und so bald er wieder herab steiget/ wollen die meisten/ es soll ein Knecht/ oder ein paar/ daselbst einen Eymer kaltes Wassers in Bereitschafft halten/ welcher die Stutten hinten alsbald wohl begiesse/ damit sie den Saamen nicht wieder lauffen lasse/ die Füsse von den Seilern entledige/ allgemach umführe/ sie hinten mit einer Spißruten auf das Creutz klopffe/ daß sie sich zusamm ziehe/ und den Saamen desto besser behalte.

Was das Begiessen mit kaltem Wasser anlangt/ hielt ich für rathsamer/ man unterliesse es/ und das aus folgenden Ursachen/ daß der Saame in ipso conceptionis momento am allerschwächesten/ und die Stutte/ durch einen jähen Schrecken/ (der allen tragenden Thieren schädlich und gefährlich ist) ehe zum Hinwerffen/ als zu behalten möchte bewogen werden/ und ob sie schon sagen/ daß die erhitzte Matrix, durch die Kälte/ per antiperistasin sich constringire/ und also den Saamen leichter behalte/ so duncket mich doch gefährlich/ von einem extremo gleich auf das andere zu fallen/ so der Natur/ die per gradus gehet/ mehr zuwider/ als annehmlich scheinet/ will nicht sagen/ daß zu besorgen/ daß der zarten Furcht Anfang und primum Elementum, durch eine forchtsame Impression und jähen Schrecken der Mutter/ eine gleichmässige/ edlen Rossen sehr unanständige/ Qualität an sich besorglich nehmen möchte/ daß sie scheuhe oder forchtsam würde/ wie dann deren sehr viel in allen Gestütten zu finden. Doch habe ich allein mein Gutdüncken hiemit beyrücken/ und dennoch niemanden/ was er thun oder lassen solle/ vorscheiben wollen/ ein jeder Verständiger wird/ nach gesunder Vernunfft/ von einem oder dem andern zu urtheilen wissen/ und das rathsame für sich/ nach Belieben/ zu erwählen.

Besser gefällt mir diese Weise/ die Pirro Antonino Ferraro mit dem Besellten Stutten vorschreibt: Man soll die Stutten/ gleich nach dem Sprung/ zum Gehen und Traben ein wenig antreiben/ daß sie nicht Zeit habe/ durch Geilheit den Saamen/ wie offt geschihet/ wieder zu verschütten.

Der Bescheller wird gleichmässig eine viertel oder halbe Stund/ doch daß er der Stutten stets im Gesicht bleibe/ herum geführet/ dann kan man die Stutten wieder spannen/ und nochmalen versuchen/ ob der Bescheller zum andernmal springen wolte; dann/ sagt Herr Fugger/ ich halte gar viel davon/ daß zwey Sprünge bald auseinander geschehen/ und je bälder/ je besser/ ist auch viel nutzer/ als wann man einen Sprung zu Morgens/ und den andern zu Abends thun lässet/ so es anders der Bescheller vermag.

Bisweilen haben die Bescheller diese böse Unart an sich/ daß sie zwar die Stutten bespringen/ aber den Saamen nicht lassen/ welches man mercken kan/ wann ein Pferd mit stehendem Glied wieder heraus kommt/ und in der Action nicht mit dem Schweiff gespielet hat; so rathet Ihr Fürstl. Gnaden/ Fürst Carl von Liechtenstein/ in einem Sendschreiben an Herrn Julium Grafen von Hardeck/ man soll es gleich wieder umspringen lassen/ und soll der Reutknecht/ der auf der lincken Seiten des Rosses stehet/ weil er die rechte Hand frey hat/ das Roß/ wann es auf der Stutten ist/ mit der Hand/ bey Anfang des Schlauchs/ hin und wieder streichen/ und geschwind hin und her fahren/ mit wohl zugedruckten Fingern/ dardurch werden die Hengst zur Gaile bewegt/ daß sie den Saamen lassen müssen/ werden auch die Stutten sehr leicht davon trächtig; also habe er ein Mantuanisches Pferd vom Grafen Collalto um 1000. Gulden erkaufft/ so diesen Brauch habe/ und dem man allezeit dergestalt helffen müsse.

Ferner meldet Ihr Fürstl. Gnaden: Er habe andere Pferde/ die so gar hitzig sind/ und ehe sie recht aussaamen sich in die Höhe leinen/ und von der Stutten herab springen/ denen begegne er also: Er lasse mehr Knechte dabey seyn/ wann der Hengst auf der Stutten ist/ so seyen an einem jeden Strick oder Zügel/ an welchen der Bescheller geführet worden/ zwey Personen/ die hinaus tretten bis ans Ende des Zügels/ und stehen weit von der Stutten/ theilen sich aber wol untereinander/ daß die/ so auf der rechten und lincken Hand stehen/ weit von der Stutten kommen/ sie nicht scheuhe zu machen/ ziehen starck an/ und lassen das Pferd nicht in die Höhe/ oder herabsteigen/ bis es recht und völlig ausgesaamet hat.

Die zween Knechte aber/ die sonst ordinari das Pferd führen/ nimmt jeder mit einer Hand das Pferd bey dem vordern Fuß/ und mit der andern Hand hält er das Roß bey dem hintern Teich/ wo der Brand ist/ damit es gerad auf der Stutten bleibe/ biß die Besaamung verbracht ist.

Andere Rosse haben den Gebrauch/ wann sie auf der Stutte sind/ gaffen sie hin und wieder/ das verhindert auch den Saamen; denen lässet er Blenden anlegen/ daß sie/ mit ihrem Sinn/ beysammen bleiben müssen/ und desto besser und glücklicher das Besaamen verrichten/ die führet man nun also geblendet darzu und davon; dienet auch solches für die Knechte/ daß sie nicht so leicht von denen offt bösen Pferden gehauen oder geschlagen werden.

Dem bösen Rosse mag man wohl einen Cavezzon noch darzu anlegen/ daß man ihn/ bey den Zügeln/ beyderseits desto leichter erhalten könne: Oder ihn mit den Cavezzon-Stricken den Kopff an beeden Seiten/ in gleicher Mittelmaß/ an einem Gurt/ der um den Leib geht/ also anbinden/ daß es den Kopff weder auf eine noch andere Seiten werffen könne. Wann er schlägt/ kan man ihm wol/ eh er springt/ die hintern Füsse spannen/ so müste er hernach das Anrühren desto besser leiden. Biß hieher aus dem Fürstl. Liechtensteinischen Hand-Brieff/ so datirt den 21. Aplil 1672. allermassen mir solcher durch günstige Comunication Grafen Reuß-

eus/ Herrn Grafens von Hardeck gewesenen Herrn Eydam/ ist mitgetheilt/ und daraus dieser Extract genommen worden.

Wann die Beschell-Zeit fürüber/ soll man den Spring-Hengst/mit folgendem Anstrich/wieder erquicken: Man nehme 6. Loth Drachen-Blut/ so viel Bolus und ein Seidel Brand-Wein; oder man nehme 1. Pfund rothen Bolus/auch ein halb Pfund Drachen-Blut/ und so viel weisses Hartz/ stosse diese drey Stück/ eines nach dem andern/zu einem Mehl/ alsdann nehme man ein Maß guten Essig/ und von zwölff Eyern das Weisse/diese Stück in einen Hafen gethan/fein gemach gesotten/und gerührt/daß es nicht brennend werde/denn das Hartz sich gern entzündet.

Wann dieses alles gekocht ist/nimmt man eine halbe Maß Brandwein/ giesset es auch darzu/und zwey oder drey Gauffen voll Rocken-Mehl/ setzt es aber nicht mehr zum Feuer/und rührt es nur mit einem Löffel oder Scheuffelein wol um/biß es zäh wird/alsdann so warm es zu erleiden/mit den Händen auf dem Creutz gegen den Haaren wol eingeschmiert/ und wann alles wol eingerieben worden/ so giesst man das übrige alles darauff/ und streichts sauber auseinander/ damit es Messerrucken-dick werde; daß es aber das Pferd nicht leicht wegreibe/nimmt man etliche Bögen Fließ-Papier/und pickets darauf. Dieser Anstrich muß bleiben/ bis er selbe hinweg fällt;ist gleichermassen vom Herrn Grafen Julio von Hardeck.

Die Bescheller soll man bey einer Stutten nicht abwechseln/ welches den Stutten sehr schädlich/ sondern mit welchem Bescheller man hat angefangen/dabey soll man verbleiben. So er den freudig ist/ wird er der Stutten bald begehren/wo nicht/soll man die Stutten nur hinweg thun/ und ihn nicht unlüstig machen; bey drey Sprüngen soll man es (wann die Stutten anders annimmt) bewenden lassen.

Hat man mehr Bescheller als einen/ kan man desto eher zum Ende gelangen/ und kan man täglich so viel Stutten bespringen lassen/ als viel man Bescheller hat/ so füllen die Stutten fein nach einander.

Herr Fugger vermeynt genug seyn/ eine jegliche Stutten zweymal beschellen zu lassen/ da sich denn vornemlich/ nach des Stollons Kräfften und Vermögen/ zu reguliren. Daher einem Bescheller über zehen oder zwölff Stutten/ in einem Jahr/ nicht zu untergeben/ damit er desto länger ausdaure; so soll man auch/wann er einen Tag zwey- oder dreymal gesprungen/ ihn darauf ein/ zwey oder drey Tage rasten lassen/ sonst wird der Saame zu flüssig und untüchtig. Mir hat ein alter Roßkamm für gewiß gesagt: Wann man das Bürtel von einem Hasen gepulvert in einen Laib Brod einwickelt und also bächt/ und der Stutten etliche Tage/ vor dem Beschellen/ einen Bissen Brod; auch an dem Tag/ wann man gleich beschellen will/ einen Bissen davon giebt/ so soll sie/ von einem Sprung/ trächtig werden.

Will man aber gewiß erfahren/ ob eine Stutten habe empfangen/so soll man ihr/über zehen Tage nach dem ersten Sprung/ den Stollon wieder zuführen/ wird sie sich widersetzen/ und den Bescheller nicht leiden/ so ist es ein gewisses Kennzeichen/ daß sie voll sey/ und also mag mans mit allen Stutten prüfen.

Das aber ein Pferd zum Bespringen träge wäre/ soll man ihm Basilien-Kraut zu essen geben/ oder Testiculos tostos & in pulverem redactos equi castrati, unter dem Futter vermengt/ oder Hauden K[illegible]; Item/ Satyrion klein geschnitten/ auch einen Hirsch-Zahn; Item/ man soll mit einem Schwammen der Stutten das Glied auswischen/ und solchen dem Bescheller vor die Nasen halten/ und sie ihm damit bestreichen.

Etliche glauben/ wann man die Stutten drey Tage vor dem Vollmonden zulasse/ so trage sie gewiß einen Hengst oder drey Tage nach dem Vollmonden/so trage sie ein Stüttlein/ oder flante Aquilone, equum, flante autem Austro, equam, oder wann man den [illegible]ck- [illegible] rechten Gauen binde/ urtheilt man auch/ nach dem der Stallon, nach verrichtetem Sprung/auf der rechten oder lincken Seiten absteige; so aber alles nur Muthmassungen.

Wer mehr von der Gestüterey/ wie solche in Hispannien und Franckreich üblich/ wissen will/ der besehe weiter Herrn Marxen Fuggers Freyherrn schönes und nützliches Werck/ von der Gestüterey/ im 21. Capitel.

So soll man auch (wie Herr von Stubenberg will) nicht gar zu ungleiche Gattungen/ als einen Arabischen oder Türckischen Stallon, mit Frießländischen oder grossen Saltzburgischen Stutten zusammen paaren/ sondern vielmehr die Frisischen Stutten mit einem grossen Napolitanischen Hengst/ die Türckischen mit Holsteinischen oder Welschen/ die Arabischen mit den Hungarischen/ oder Siebenbürgischen Stutten; die Spannischen Hengste mit Welschen/ Holsteinischen oder Dänischen Stutten/ welche immer grösser und stärcker seyn sollen/ als die Hengste; es sollen auch die Farben nicht allzu ungleich seyn/ doch ists besser/ der Bescheller habe tunckelere Farb/ als die Stutten. Aber genug von diesem.

Cap. XXXIII.

Wie die trächtigen Stutten zu halten.

WAnn die Stutten weder zu mager/ noch zu feist sind/ so empfangen und gebähren sie desto leichter; daher man ihnen offt/ aber wenig/ geben soll/damit sie bey der Lust bleiben/ und ist/ an der Fütterung überaus viel gelegen; wann sie gefüllt haben/muß man sie nicht gleich auf die Weide lassen/ wie gut auch dieselbe sey/ sondern zum wenigsten acht Tage im Stall behalten/wohl füttern/ weil sie davon Milchreicher werden/und per consequens die Füllen eher erstarcken; hernach kan man sie/ bey gutem Wetter/ auf die Weide bringen/ und/ in den warmen Tägen/ also Tag und Nacht auf der Weide lassen/ massen sie in der Hitze lieber bey der Nacht/ wann es kühl wird/ als bey Tage essen/ ihnen auch die Bremen und Fliegen sodann gute Ruhe lassen.

Herr Fugger vermeynt/ es wäre rathsam/ daß man

das Gestütt alsbald in ihre Ställe triebe / wanns gegen Mittag gehet / und anfänget warm zu werden / auch den Stall wol finster machte / und also darinnen liesse bis auf den Abend / wann es wieder kühle wird / möchte man solche hernach wieder auf die Weide lassen / so würden sie also mehr Ruhe haben / und zur Weide lustiger werden; darnach je minder Arbeit man denen tragenden Stutten auflegt / je besser es ist / deren von edler Art aber muß man doch mehr schonen; die trächtigen Stutten sollen ebene Weide / und nicht Berg und Thal haben / denn wo man das letztere / aus Noth / haben muß / dörffen sie sonst / zu keiner andern Arbeit / gebraucht seyn.

So bald nun das Herbst-Wetter und die kalten Nächte ankommen / soll man die Stutten Abends zeitlich in ihre Ställe treiben / auch Morgens nicht ehe / als biß der Reiff vergangen ist / auf die Weide lassen / doch unter der Zeit im Stall ihnen / am Heu und Futter / keinen Mangel lassen / vom Reiffen / wann die Weide benetzt ist / werffen sie bald hin / oder werden Kehl- und Lungensüchtig; auch soll in ihrem Stall / kein Weibsbild / die ihre Zeit hat / wie auch sonst nie einigen Zutritt haben / weniger soll man eine Kertzen von Unschlitt darinnen auslöschen / weil ihnen dieser Gestanck sehr zuwieder / daher die tragenden Stutten / vor allen ihnen schädlichen Zufällen / wol zu verwahren.

Nicht weniger sind alle gifftige Kräuter / als Wolffsmilch und dererley Arten / mit Fleiß von den Weiden / mit samt der Wurtzen / eher sie Saamen bringen / auszuziehen / man muß auch dergleichen Stutten mit keinem kalten Wasser träncken / so sie nach Aristotelis Meynung / entweder unfruchtbar machen / oder doch nur Stüttlein befördern und verursachen solle. Die Warmhaltung kan ihnen nicht anders als so gesund seyn / so schädlich ihnen die kalte Stallung ist.

Wann eine Stutten hart füllet / ist nichts bessers als das man ihr die Nasenlöcher fest zuhalte / daß sie desto stärcker fortdrucke / bis das Junge von ihr entledigt sey; wäre aber das Füllen im Mutterleibe abgestanden / so ist gut / daß man neuen und mit frischen Hartz erfüllten Holtzküen nehme / schneide ihm klein / und siede ihn in vier Maß süssen Wein / bis auf zwey Drittel ein / theile solches in drey Theile / und giesse es der Stutten drey Tage nacheinander ein; nichts bessers aber ist / wann man gewiß merckt / das Füllen sey abgestanden / als daß einer die Hand und den Arm mit Oel wol schmiere / und ihr den Leib greiffe / das Junge (wann er kan) gar miteinander / oder Stückweise heraus ziehe / und so dieses mißriethe / soll man ein starcke Schnur in die Hand nehmen / diese dem Füllen an den Hals nahe am Kopff legen / so können ihm / wann er zu schwach / auch andere ziehen helffen / und also sehen / daß alles heraus komme. Auf diese Weise / sagt Herr Graf Fugger / habe ich meine Stutten einer helffen lassen / die ist davon kommen / und hat hernach noch etliche Füllen getragen.

Wann das Füllen unrecht / und mit den hintern Füssen vorkommt / soll man solche wieder in den Leib thun / hinein greiffen / und das Füllen / so viel möglich / den rechten Stand bringen / wäre aber das Füllen allbereit abgestanden / soll man das / was heraus kommt / mit einem Scheermesser wegschneiden / und das übrige / wie erst gedacht / wie man kan / heraus bringen. Wann die Mutter / vom gewaltsamen Gebähren oder andern gählichen Zufällen / heraus getrieben würde / muß man nicht lang warten / bis sie geschwelle / sondern bald mit warmen Wein das heraus-ragende Theil wol waschen / das Ort der Geburt mit warmen Baumöl salben / und gemach mit der Hand wieder hinein drucken und schieben / das Membrum kan man mit Wolle verstopffen / und mit einem leinenen Tuch verbinden.

Was die Füllen betrifft / ist nicht allzeit gewiß / daß sie gleichfärbig nach ihren Eltern fallen / wiewol es / dem gemeinen Lauff der Natur nach / meistens geschiehet / weil offt Schimmel von Braunen / und Fuchsen von Rappen / und andere mehr unterschiedliche Färben herfür kommen / also / daß sie offt mit der Farb / etliche Grad / nach ihrer Vor-Eltern Beschaffenheit / hinter sich schlagen.

Ihr Futter / sagt Herr Fugger / soll man ihnen Morgens / wann es liecht wird / im Sommer früher / im Winter später fürgeben; welche ihr Heu / so ihnen Abends fürgelegt worden / nicht aufgegessen / denen soll man nichts weiters geben; den übrigen aber ein wenig Heu fürwerffen / alsdann soll mans / aus dem Stall / zum Trincken lassen; wann sie wieder im Stall sind / gebe man ihnen ein gutes Gesott von frischem Rockenstroh und geschnittenem Grünmath oder Heu / gleich untermenge / und mit lauem Wasser gar ein wenig angefeuchtet / diß soll um neun Uhr verrichtet seyn / alsdann ruhen sie bis um den Mittage / hernach führet man sie wieder zum Trincken / und lässt sie eine gute Stund (wann die wärmeste Tagzeit ist) heraus umspatzieren / entzwischen werden ihre Raffen voll Heu angelegt / und lässt man sie / bis Abends um vier Uhr also stehen / darnach gibt man ihnen wieder zu trincken und ein Gesott / und lässt sie stehen bis Abends um sieben Uhren / dann gibt man ihnen wieder Heu vor / und lässet sie also nach gemachter Streu / stehen bis Morgens / wo aber gutes Heu vorhanden / giebt man ihnen gar kein Gesott / sondern eitel Heu.

So offt die Stutten aus dem Stall kommen / soll derselbe von allem Zirch / Nässen und Unflat allzeit gereiniget werden; man soll ihnen auch wenigstens zweymal in der Wochen Saltz geben / kan man Saltzstein haben / wäre es gut / daß er heraussen an einem gewissen Ort lege / und sie nach Nothdurfft davon / wann sie heraus gelassen sind / lecken möchten / denn daran reinigen sie die Zungen / die Staffel und das gantze Maul viel besser / als mit schlechtem Saltz.

Wann eine Stutten auf dem freyen Feld (wie es bisweilen geschiehet) ein Füllen hat / so bezeichne die von Stund an denselben Platz / des andern Tages findest du ein Gewächs daselbst wie eine Distel / grab die Wurtzen aus / und wann ein Mensch die fallende Seuche hat / so gieb ihm von dieser Wurtzen zu trincken / es hilfft gewiß / und ist von Johann Nägele von Augspurg offt probirt worden. Sed fides sit penes Authorem.

Ein Stuttmeister soll des Nachts selbst einmal oder zwey / mit einer Laternen in Stall kommen / zuzusehen / ob alles recht bestellt / und wie sich die Stutten befinden / damit das Krancke zeitlich abgesondert / desto besser gewartet / und das übrige nicht angestecket sey / so müssen sie auch offt im Winter / an den Schenckeln und

Kopff/angegriffen/und/mit einem Wischtuch/ abgerieben werden / damit sie heimlich seyen / und desto besser/ wann es nöthig ist/mit ihnen handlen lassen / sintemal indem sie den gantzen Sommer auf der Weide lauffen/ unmöglich ist/daß sie nicht zum Theil erwilden sollen / da kan und soll man ihnen im Winter wieder abgewehnen. Die Füllen so im Augustmonat fallen/wältzen sich gern im Sand/legen sich auch meistentheils im Wasser nieder/ sind zum reisen gefährlich.

Herr Fugger will/ man soll jährlich eine Musterung unter ihnen fürnehmen/damit was mangelhafft/ ungestalt mißfärbig/alt/übelgezeichnet/verkaufft/und wieder Junge/an ihre Stelle gebracht werden/ dardurch wird das Gestütt/von Jahr zu Jahr/gebessert und veredlet.

Cap. XXXIV.
Wie denen jungen Füllen / nach ihrem Alter / zu warten.

Die Füllen werden nützlich bey ihren Müttern gelassen/bis sie das andere Jahr erfüllet haben/und wäre gut/man liesse sie auf gebürgichte/ steinichte/doch Gras-reiche Alpen und Höhen gehen / so kriegen sie bessern Athem /gesündere Huf/ stärckere Gliedmassen/ gewissern Gang/ sicheren Lauff/ einen längern Hals/und werden frischer und hurtiger.

Ich muß gleichwol nicht vergessen/ allhier Anregung zu thun/was ich von einem alten erfahrnen Gestüttmeister vernommen/der mich versichert hat/wan man einem Füllen/so bald es gefallen/die Füsse bindet/ und also drey Stund gebunden liegen lässet/so nehme es einen solchen vollkomenen Zeltergang an sich daß es zu keinen andern Gang ferner zu gewehnen. Andere meynen/man soll das Füllen auf eine Wiesen oder Mist bringen/niederlegen/ und einer soll die vordern/ der andere die hintern Füsse / beede zusamen nehmen/und also ein Viertelstund Morgens und Abends halten/und wann das drey Tage nacheinander geschihet/ soll ein trefflicher Haquene Cavallo di portante oder Zelter daraus werden.

Weil die jungen Füllen bißweilen sich an andere frembde Stutten hencken/ und ihrer Mutter vergessen/ muß ein Stuttmeister dieses paar etliche Tage/ Junges und Altes absondern/damit das Füllen der rechten Mutter wieder gewohne /und der andern vergesse. So bald das Füllen geboren ist/halte man solches samt der Mutter/ in einem warmen und trocknen Stall etliche Täge; die Füllen soll man mit Händen wenig / sonderlich über den Rucken niemal streichen.

Wann sie etwan (wie es zu Zeiten geschiehet) keuchend / und dardurch/ am wachsen / verhindert werden/ sagt Herr Fugger/es sey eine bewährte Kunst/ daß man das Häutlein / darin ein Fülle geboren ist/ dörre / zu Pulver mache / und dem Füllen so viel davon in einer Milch eingebe / als man auf einen halben Batzen fassen kan: Dis Pulver nimmt den Füllen das Häutlein weg/ so in dem Magen wächset/ uñ davon die Kranckheit herkommet. Dis braucht man aber allein den Füllen/ die weniger als ein halbes Jahr haben; es dient auch dis Pulver zur Taubheit und andern Gebrechen; so ist ebenmässig die Fuchs-Lunge gepulvert und eingegeben zum Keuchen sehr dienlich.

Man nimmet von den Füllen / gleich in der ersten zarten Jugend / die Rudimenta ihres künfftigen Lebens/ob es mit andern Füllen auf der Weide freudig uñ unverzagt schertze/kämpffe/ lauffe/ ringfertig über Graben springe/ wann man die Gestütt über eine Brucken oder durchs Wasser treibe / daß es das erste / aber doch eines aus den ersten seye ; wann es trinckt / das Maul tieff ins Wasser stecke.

Die Füllen/ die im Mertzen und April gefallen sind/ mag man im Herbst wol abspähnen / wenigst soll man sie sechs Monat an der Mutter lassen. Unterdessen kan mans allgemach aus Gras/Heu und ander Futter gewehnen.

Die Abnehmung des Füllens soll man thun drey Tage vor dem Vollmonden / Herr Graf Julius von Hardeck setzt es im November /aber gleichfals im wachsenden Monden/und es 24. Stunden (oder/ wie etliche wollen/drey Tage/welches aber zu lange) von der Mutter enthalten / nachmals wieder zu ihr lassen / so wird es sich voll Milch antrincken/so dann soll mans wiederum von der Mutter thun und nicht mehr zu ihr lasse/sondern in den Stall thun / darinnen die halbjährigen gehalten werden/mag man auch alsdann dem Füllen ein Stücklein von einem Hirschgeweihe/der zwischen den zweyen Frauen-Tägen gefället ist/anhäncken/dardurch solle sie vor allen Kranckheiten sicher seyn.

Es wäre gut/daß man sie vier oder sechs Wochen vorher/ehe man sie gar abnimmt/allgemach an das Gesott mit Stroh/Grünmath und Haber-Mehl vermengt/ gewehnte / so thät es ihnen hernach nicht so anth / und nehmen lieber zu; in dem Raffen ihrer Ställe soll allzeit gutes Heu ligen/damit ihnen am Essen/nie kein Mangel sey / und soll für die Füllen das beste und zärteste Heu besonders gelegt seyn/das stärckere mag man wol für die ältern gebrauchen; sonderlich soll man zusehen / daß der erste Winter / sowol die Wärme des Stalls / als die Güte des Futters betreffend / von ihnen leichtlich und gut überstanden werde / indem das beste Gewächs im ersten Jahr geschiehet.

Man lässet das erste Jahr die Füllen frey/und ungebunden im Stall umgehen/ will man ihnen aber Gesott mit Heu/Haber-und Gersten-Meehl fürgeben / so muß man sie anlegen / damit eines das andere am Fressen nicht hindere.

Herr Fugger will/ weil sie das erste Jahr/ noch so zart/ des groben Heues allein / mit schlechtem Aufnehmen/geniessen würdē / indem sie erst von der Milch kommen /man soll ihnen/wann sie frühe Morgens um sieben Uhr geträncket worden / um acht oder halber neune / ein gutes Futter geben / nemlich vom gebrochenen Habern und Gersten/ein Gesott von Rockestroh und von gutem Grünmath/von jedem ein Drittel zusammen mengen/ daß alles wol zerschnitten/ und mit lauem Wasser gemengt/ doch nur ein wenig befeuchtet sey / damit sie das Mehl nicht wegblasen können ; also kan man einem jeden das seine besonders geben / sie auch an ein lindes Hälffterlein anlegen / bis sie alles aufgessen / alsdann wieder ablassen/ um Mittag soll man sie heraus an der

Lufft trincken und umspringen lassen, gleichfalls um vier Uhr Abends; alsdann gebe man ihnen abermals / auf erstbesagte Weise/ein Futter/entzwischen aber sollen ihre Raffen allezeit voll Heu seyn / Tag und Nacht / so wachsen sie gar fein; Gersten und Habern müssen nicht gantz / sondern gebrochen seyn / im Fall der Noth mag man auch wol rockene Kleyen / an statt des gebrochenen Habers / brauchen; diß soll ihre Speise seyn den gantzen Winter durch/biß sie wieder die Weite erlangen/ dann werden sie fast jährig seyn.

Diesen Sommer nun / mag man sie noch unter dem Gestütte gehen lassen / biß zur Zeit / daß man sie / im spaten Herbst / wiederum in die Stallungen bringt / dann thut man sie in einen andern darzu geordneten Stall.

Wann man will die Haar am Schopff / Mähne und Schweiff schön ziegeln/soll man den Füllen/ sobald mans von der Milch absetzt / alle Haar daran aufs genaueste mit einer Scheer abschneiden / gleichfalls auch die gantze Rieb gar genau in wachsenden Monden bescheeren / so wachsen sie viel und schön im Jahr hernach. Sonst sollen sie an Futter und Wartung / gleich wie vor einem Jahr / gehalten werden; wann sie aber des guten Heues für sich genug haben / so kan man Haber und Gersten wol erspahren / aber dennoch soll man ihnen ein Gesott von Rockenstroh und Grünmath klein geschnitten / und mit lauen Wasser befeuchtet / eine gute Nothdurfft geben / dann man kan das Heu dabey erspahren; zu essen müssen sie genug haben / soll anders etwas aus ihnen werden / biß sie sich ausgewachsen haben.

Im andern Jahr / allerley Unordnung zu verhüten / müssen die Hengste von den Stüttlein / sowol auf der Weide / als im Stall / abgesondert seyn / die zweyjährigen Stutten mag man in den rechten Stutten-Stall bringen / und ihnen solche mit der Wartung gleich halten / weil sie auch im folgenden Sommer / mit ihnen auf eine Weide kommen; also können ingleichen die Wallachen / sonderlich was bey der Milch verschnitten ist / wol bey dem Gestütte bleiben.

Wann nun der dritte Winter kommt / darinnen die Füllen dritthalbjährig sind/muß man sie in den dritten Stall thun / da werden sie / gleich den alten Rossen / an die Halfftern gelegt / eine gute Streu gemacht / offt besucht / angegriffen / die Füsse aufgehoben / mit einem Finger oder Schlüssel sacht in den Huf geklopfft / gestriegelt / gekämmt / damit sie alles nach und nach gewohnen / und heimlich werden / und dieses ist die beste Manier / die Füllen von Jahr zu Jahr in Ställen fromm und gehorsam zu machen; das Futter und Gesott wird diesen gegeben / wie vor einem Jahr / allein muß es mehr seyn / weil sie auch grösser und älter sind; hat man dann gebrochene Gersten und Habern zu geben / so ist es desto ergäbiger. Doch (sagt Herr Fugger) von diesem letzten Futter / wachsen die anderthalbjährigen Füllen in die Breiten und Dicken / aber sie werden desto weniger hoch / so man ihnen hingegen nur Gesott / Grünmath und Heu gibt / so werden sie um ein gutes höher / als die andern / aber nicht so breit / und so wol gesetzt.

Die Tränckung geschicht / wie bey den jüngern Füllen / ausser daß man ihnen das Trincken hinein in den Stall bringt / wie den alten Pferden / aber am Mitag / nachdem sie getruncken / soll mans aus dem Stall heraus / und so lang umlauffen lassen / bis sie des Stalls selbst begehren und hinein gehen / und solten sie gleich bis Abends auf vier Uhr heraussen bleiben / dann sie werden von der Kälten nur desto dauerhafftiger / und wann sie frieret oder hungert / wissen sie den Stall schon zu finden. Es soll aber jedweder Stall seinen eignen verwahrten Hof haben / daß die unterschiedlichen Jahr und Geschlechte abgesondert bleiben mögen; entzwischen sollen die Ställe sauber / von allem Unrath und Gestäncke / durch die Knechte / gesäubert seyn / weil diesen jungen Thieren der böse Dampff vom Mist bald Schaden am Gesicht zufüget; wann sie dreyjährig / mag man sie noch wo man Gebürge und Alpen hat / den Sommer über lauffen lassen / so haben sie gute Nahrung und Ubung zugleich / weit besser / als wann man ihnen (wie etliche wollen) das Gras in den Ställen vorgibt / und also fängt man sie erst im Herbst ein / wann sie vierthalbjährig sind / und sondert sie vom Gestütt gar ab / stellt sie in den rechten Pferdstall / und untergibt sie einem Bereuter.

Herr Graf Julius von Hardeck / pfleget also mit denen erstmals aufgestellten Füllen zu halten / wann sie / den Winter über / in dem Stall gestanden / pflegt man ihnen im Frühling / wann das Gras schon zum mähen / vier oder fünff Wochen Gras zu füttern / das muß aber nicht übereinander erhitzen / sondern frühe gemähet / öffters umgekehrt / mit frischem Wasser einsprützt / und also bis auf den Abend gefüttert werden. Des Abends lässt man wieder so viel mähen / als man die Nacht durch vonnöthen hat; was davon überbleibt / kan man in den Kühestall bringen / bey diesem Gras-Futter / pflegt man alle andere Täge den Rossen / mit Essig und Saltz / die Mäuler und Zähne zu säubern und zu waschen / es muß aber der Hadern / bey dieser Säuberung / an ein Stuck Holtz fest und wol angebunden seyn / damit er dem Roß nicht im Hals stecken bleibe. Dann gibt man alle andere oder dritte Täge / einem jeden Füllen drey Gauffen voll waitzene Schrot-Kleye / so im frischen Wasser einen halben Tage geweichet worden / wann man sie hart ausgedruckt / zu essen / und das Wasser / darinnen sie geweichet / zu trincken.

Bey schönem Wetter / kan man sie alle vier Tage an einer Fuhrhalffter in das Wasser führen / daß sie sich ausbaden / doch daß es nicht kalt sey / sonst bekommen sie die Würme. Nach vollendetem Gras-Futter / gibt man ihnen auf ihr Ordinairi-Futter / einen Tag oder zehen / einen halben Eßlöffel voll / so wol Mittag als Abends vom folgenden Husten-Pulver.

℞. Agaricum, süsses Holtz / Enzian / Schwefel / Fœnum græcum, Federweiß / und Sevenbaum / jedes sechs Loth / alles gepulverisirt / vermischt / und ermeldter massen gebraucht. Am besten ist / daß man die grossen vierdhalbjährigen Füllen erst im Herbst / da das Gras anfängt starck und ungeschmack zu werden / aufstellet; so sehnen sie sich (wann mans / den Winter über / wol hält) nicht so sehr nach der Weide.

Den Winter über / bis im Frühling / da sie vier Jahr alt werden / kan man ihnen zwey Drittel Habern und ein Drittel gut rockenes Gesott darunter gemenget / geben / wann sie aller bißher allein Heu und Gesott / und weder gebrochene Gersten noch Habern jemal gegessen haben / so wolt ich ihnen (sagt Herr Fugger) diesen vierdten Winter halb gantz ungebrochenen Habern /

und halb Gesott geben / allzeit mit wenigem Wasser angefeuchtet.

Fangen sie aber an / in das fünffte Jahr zu gehen / spricht er ferner / wolt ich ihnen denselben Frühling geben / erstlich zwey oder drey Tage / die Blätter von den Feldern oder Weiden / weil sie noch zart sind, die essen sie gar gerne / nachmals wieder so viel Täge wilden Salve / an welchem sie bald auffstossen / und ungerne dariñ kommen / ist ihnen doch insonderheit gesund / nachmals die wilden Wegwarten / und andere dergleichen gesunde Kräuter mehr / daß diese Cur in zehen oder längst in zwölff Tagen geendet sey / und länger nicht / denn sie purgiren hefftig / doch soll man ihnen allzeit halb Futter darzu geben.

Viel geben ihren Pferden Gras / andere das Baum-Laub / sonderlich von den Buchen / zu Ende obbesagter Kräuter-Cur / davon die Roß schöne glatte Haar / und gleichsam Spiegel bekommen / welches sonderlich den Spiegel-Schimmeln wol anstehet.

So nun diese Cur (spricht er ferner) verrichtet ist / wolt ich alsdann anfangen ihm zwey Drittel Habern / und ein Drittel Gesott geben / dasselbe Gesott allgemach abbrechen / und mit Habern ersetzen / so lang und viel / biß es die fünff Jahr vollkömmlich erreicht hat / wiewol ich nichts desto minder nicht unterlassen wolte allen denen Rossen / Gesott unter das Futter zu geben / ob sie gleich alt / dann es glaubts keiner / er versuche es dann / was grossen Nutzen das Gesott den Rossen bringet / wann man ihnen / aus Kargheit / den Habern nicht abbricht / sondern unter ein jedes Futter / einen Hauffen voll Gesott menget / und es / sonderlich Sommers-Zeit / gar ein wenig angefeuchtet / das erfrischet die Roß sehr wohl; daß ich aber (spricht er) die Fütterung also unterschiedlich wolte halten / und allhier so ausdrücklich / mit allen Umständen / beschreibe / darzu bewegt mich / daß ich wol weiß / wie viel an diesem Punct gelegen / sind wie viel guter Roß bey uns Teutschen / durch das unordentliche Füttern / verderbt werden. Vide ibi plura.

Wann man will / daß die Füllen frisch und gesund bleiben / mag man ihnen wochentlich zweymal unter das Saltz dieses Pulver gebrauchen / welches keinen Ungesund oder Schadhafftes in ihnen wachsen lässet; nimm Ehrenpreiß / Lungenkraut / Gundreben / Wintergrün / Epheu / Eysenkraut / wilden- und Gärten-Salve / Wacholderbeer / die obern zarten Schößling von der Wachholderstauden / dieselben zu Aschen gebrannt / Eychenlaub / Agrimonia, Heydnisches Wundkraut / Wollenkraut / Nachtschatten / Stickwurtz / guten Buchenen Aschen / eines so viel als des andern / diese Stuck alle in einem Bach-Ofen gedörrt / klein gepulvert / und im gleichen Gewicht unter das Saltz gemengt / so werden sie nicht leicht aufstössig werden.

Will man / daß die jungen Füllen / sonderlich die Hengste / frisch und muthig werden / so gib ihnen drey oder vier Wochen nacheinander / ehe sie noch das fünffte Jahr erreicht haben / täglich / die Kornblühe / die ohne dnß abfället / und deren Abnehmung der Einkörnung nicht schädlich ist / wann mans nur fein subtil abstreiffet / so viel man mit dreyen Fingern fassen kan / unter das Futter / oder mit Saltz auf einem Bissen Brodes; habs von einem wehrten und guten Freunde bekommen / der es in Türckey erfahren / und habe es auch selbst an einem jungen Wallachen probirt / der in kurtzer Zeit also frisch mit Prangen / Spasseggieren und Springen worden / daß ihn Jederman vor einen muthigen Hengst angesehen / welches ich dem günstigen Leser auch mittheilen wollen.

Noch eines hab ich hier vermelden wollen / von dem durch die Füllen auf die Welt gebrachten / und bey so vielen berühmten Hippomanes, davon so unterschiedene Meynungen der Authoren sind. Aristoteles und andere mit ihm haben gesagt / es sey der Stirnen eines neugebornen Füllen anhängig / werde aber von der Stutten alsbald herab geleckt; andere geben für / es sey das Miltz / und das könne man ihnen / in der Jugend / nehmen / sollen solche Pferde hernach desto besser und schneller lauffen. Wann nun die Stutten gebähren will / soll man Acht haben, so bald das Junge den Kopff aus Mutterleib heraus bringt / soll man ihm das Maul behend aufthun / so werde man das Miltz auf der Zungen finden / das soll man subtil heraus nehmen und behalten / aber es müsse von stund an seyn / ehe das Füllen den Athem an sich zeucht / es schlinge sonst das Miltz hinab.

Herr Fugger schreibt / er habe in seinem Gestütt Achtung geben lassen / auf dieses Ding, aber habe weder auf der Stirn noch auf der Zungen nie nichts gefunden / und wisse wol, daß seine Stutten-Knecht keinen Fleiß gesparet.

Daß es aber gleichwol auf der Füllen Zungen gefunden werde / bezeugen etliche nicht weniger glaubwürdig; Herr von Stubenberg sagt / er habe es von den meisten seinen Füllen bekommen / und seyen doch von ihren Müttern solche Füllen gerne zur Brust gelassen worden / daher falsch sey / daß man sagt / daß die Mütter ihre Jungen / denen diß Hippomanes genommen sey / nicht saugen sollen.

Ælianus sagt / daß es in einem Huf von einem todten Pferd am besten aufgehalten werde.

Monsieur Loys Guyon Sieur de la Nauche en ses diverses Leçons liv. 3. chap. 6. fol. 460. &c. erzehlt eine Historia / daß solches Hippomanes in Crystall am Hals getragen / glückselig mache / wie der Leser dort selbst lesen kan.

Herr Georg Simon Winter / in seiner Adelichen Gestütterey fol. 93. & 94. schreibt / das Hippomanes sey kein Miltz (wie es auch natürlich nicht seyn kan) sondern ein dünes Stücklein / eines röthlichten halb Bleyfärbigen / Miltzformigen Fleisches / glatt und langründlicht / anderthalb Finger breit / einen halben dick / und ohngefähr vier Finger lang / nachdem das Füllen groß oder klein ist. Es ist glaublich / daß die Füllen / vermittels dieses Fleisches / im Mutterleibe die Nahrung an sich ziehen / sintemahl es ihnen recht vornen auf der Zungen ligt / muß aber / so bald sie aus dem Netze geledigt sind / stracks von ihnen genommen werden / ehe sie Lufft schöpffen / sonst schlicken sie es hinab / man hält die Füllen für glückselig und trefflich / denen das Hippomanes genommen wird.

Ferner schreibt er / er habe auch wol zwey Hippomannes von einem Füllen bekommen / und daß es eine Artzney sey / für vielfältige Kranckheiten und Gebrechen der Pferde. Das Netze aber / darinn die Füllen ligen /

soll

soll man mit allem Fleiß aufheben / dörren und Pulver machen.

Auch diß folgende Pulver / schreibt Herr von Stubenberg / soll jungen und alten Pferden sehr wol bekommen: ℞. Lorberbeeren / Saltz und Bodrinden / eines so viel als des andern in einem Topff vermacht / und in einem Back- oder Hafner-Ofen zu Pulver gebrannt / und einem Füllen so viel eingegeben / als man mit dreyen Fingern fassen kan / ist auch den alten Rossen auf der Reyse gesund / und macht sie lustig zum Essen.

Für die Läuse der Füllen (die sie / an ihrem Wachsthum / sehr verhindern) Quecksilber mit altem Schmeer getödtet / an ein wüllen Band gestrichen / und den Füllen an dem Halse gehangen; oder ein Haselnuß voll Quecksilber in Leder eingemacht / und an den Halse gebunden / ist sehr gut dafür / und erlediget sie von ihrer Plage.

Zum Beschluß dieses Capitels muß ich / aus Herrn Fugger / noch dieses Secret anzeigen / dabey er sagt / ich hoffe / wann einer gleich nichts lernete aus diesem Buch / dann allein diß einige Stuck / so solte ihn die Mühe nicht dauren / nemlich ein jedes Pferd zu bewahren / daß ihm ein Lebenlang kein Gewächse nimmermehr an den Schenckeln wiederfähret oder auswächst / weder Schinen / Gallen / Uberbein / Spaten oder Floßgallen / noch kein ander Gewächs / so thu ihm also: Wann ein Roß drey oder vier Jahr alt / denn älter soll es nicht seyn / soll auch nicht schon Gewächse haben / sondern Glied gantz seyn / die beste Zeit darzu ist / wann es im Herbst von dem Gestütt gar aufgestellt und vierdthalb Jahr alt ist. Nimm Baum-Oel ein Pfund / Glaßgallen einen Vierding / Drachenblut fünff Loth / und einen Vierding Bibergail fast dürr / stoß die Glaßgallen gar klein / und menge dann diese Stuck alle untereinander / geuß eine halbe Maß Brandwein daran / der auf das stärckeste sey / und laß es also eine Nacht daran stehen / nimm dann scharffen starcken Essig / und so viel Urin / laß es alles durcheinander sieden / schaume es wol ab. Mit dieser Salben schmiere dem Roß die Füß alle vier / bis an den Leib / und brauch diese Salben / so warm du sie mit der Hand erleiden kanst / das thue acht Tage nacheinander / alle Tage dreymal / Morgens / Mittages / und Nachts / und laß es entzwischen in kein Wasser gehen / so bist du gewiß / daß ihm derselben Gewächse keines wiederfähret / dieweil es lebt. Ich hab es (sagt er) selbst probirt und gerecht befunden.

Cap. XXXV.

Von Brand / Nasenschlützen / Ohrabschneiden und Schweiff-Stutzen der Pferde.

Wo berühmte / fürnehme und edle Gestütte sind / pflegen die Gestütt-Herren einen absonderlichen Brand ihren Füllen zu machen; dabey / als an einem Kennzeichen / man sehen kan / welche Pferde in ihrem Gestütte erzogen worden / und wann sich solche Pferde im Krieg / oder sonst trefflich und wol halten / werden selbige Gestütte weit beruffen / kriegen einen löblichen guten Namen / und verursachen / daß sie ihre Zucht mit einem hohen Kauffrecht reissend / und mit stattlichen grossen Gewinn und Vortheil verhandlen und anwenden können; so mag auch kein fremdes / oder von geringer Art her entsprossenes Pferd / an statt der ihrigen / durch lügenhaffte Relation / eingedrungen werden / wann sie solches Merckmahl nicht haben / da auch ihre Pferd / durch untreue Leute / solten entfremdet seyn / würde sie das Kennzeichen allenthalben verrathen und überzeugen; daher solche Brand bey allen Kayserlichen / Königlichen / Fürstlichen und fürnehmen Gestütten im Gebrauch sind.

Die Türcken und Hungarn brennen ihre Pferde am Hals / an den hintern Bügen beederseits / und an mehr Orten / stehet aber nicht wol / und ist besser / man zeichne die Pferd / an einem Ort / an dem hintern Bug / als wann es an so viel Orten zerfetzt ist daß es aussiehet / ob wäre es also von dem Wurm durchfressen; es heist aber: Viel Köpffe / viel Sinne.

Die Zeit / wann der Brand solle gemacht werden / ist am besten im dritten Jahr / daß ein Pferd noch ein Jahr darauf auf der Weide gehe / damit der Brand / von dem kühlen Morgen- und Abend-Thau desto lieber und schöner heile; also mag man sie gleich zuvor zeichnen / wann man sie will auf die Weide lassen. So bald das heisse Eysen den Brand gethan hat / muß man den Schaden mit reinem Baum-Oel wol salben / welches der Brand / wann er noch warm ist / fein annimmt / und nicht weiter um sich frisst; es schählet sich auch die Haut desto bälder von dem Fleisch / und fällt selbst davon / man soll es (wie Herr Fugger will) nicht mit den Händen herab reissen / es bleibt auch das Fleisch gar schön / rein und frisch / und wächst eine andere Haut an die Statt / die trägt keine Haar / wie die Erfahrung gezeuget.

Wann der Brand mit einem Zain / so aus Ducaten-Gold gemacht wird / geschiehet / soll es besser und schöner aussehen / wie die Türcken und Araber ihre Pferde / der Gesundheit halber / und die Flüsse vorerbaulich zu verhüten / an vielen Orten des Leibes machen / besihe Herrn Fugger in offtgedachtem seinem schönen und löblichen Wercke.

Es ist aber auch sonst eine andere Art / ohne Feuer einen Brand zu machen / folgender Gestalt: Erstlich mache das Zeichen mit einer Kreiden auf einen höltzernen Teller / oder sonst glatten Holtz / daß die Kreiden zimlich dick daran sey / drucke es hernach dem Pferd auf das Ort / wo du das Zeichen hin wilt haben / so wird sich die Kreiden sittiglich anlegen; wäre es aber ein Schimmel / müste das Zeichen mit schwartzer Farb auf das Bret oder Teller gemacht werden; wann nun das Zeichen ob dem Pferd kenntlich ist / nim alsdann ein scharffes gutes Scheerlein / schneide die Haar / darauf das Zeichen ist / subtil heraus / und streiche mit einer Feder etwas von aqua forti darauf / so gehen die Haar aus / und sihet einem Brand gleich.

Oder auf diese Weise / wie die Oldenburgischen Pferde gezeichnet werden: ℞. Weissen Vitriol / und Alaun / jedes ein Pfund / des reinesten Saliters ein halb Pfund / diß alles auf heissen Sande gesetzt / und durch das Baln. Mar. distillirt / will man nun dem

Roß ein Zeichen brennen / muß mans / so groß der Brand seyn soll / mit einem Scheermesser wegscheeren / zuvor aber mit einer Kreiden / wie der Brand seyn solle / zeichnen / wann nun / der Zeichnung nach / das Haar weggeschoren / tunckt man hernach einen Pensel in die Materi / und fährt der Zeichnung nach / so wächst kein Haar mehr an selbigem Ort / wird auch schön und wolsichtig.

Vom Nasenschlitzen wird dieses von den Pferdverständigen gehalten / daß es ohne Gleichheit besser / wann ein Pferd dessen nicht bedarff; wann aber die Naslöcher klein / enge / nicht aufgezogen / also / daß es nicht genugsam Lufft kan haben / sonderlich in kriegerischen Actionen / da der Athem muß beständig ausdauren können / kan / durch das Aufschlitzen der Nasenlöcher / der Natur wol etwas geholffen werden; und weil der gemeine Brauch / daß / wann man einem Pferd die Nasen aufschlitzet auch die Ohren müssen abgeschnitten werden / müssen die Ohren offtmals der Nasen entgelten.

Doch ist häßlich / wann man die Ohren gantz gleich / und nicht nach dem Form der Ohren / mit zweyen Höltzern / die wie ein kleines Ohr zugespitzet sind / abschneidet; es sey gleich / daß es das Nasenschlitzen accompagniren muß / oder daß ein Pferd von Natur etwas zu lange und hangende Ohren hat / doch müssen diese um ein gut Theil länger / und / nach der Maß eines recht-proportionirten Ohrs / geschnitten werden; allermassen man auch dergestalt die Maulthier / mit Abkürtzung ihrer Ohren / einem Pferd gleich machen kan.

Den Schweiff betreffend / weil er / neben der Mähn und Schopff / eines von dem vornehmsten Schmuck und Zierde der schönen Pferde ist / also ist leicht zu erachten / daß der Mangel dessen / ein Ubelstand sey. Etliche Europäische vornehme Nationen / die ihre Pferde kurtz stutzen / glauben / der Rucken werde dardurch gestärcket / und die Augen beständiger erhalten; wie man nun zwey oder drey Grad an der Schweiff-Riebe / der Ursach halber / passiren liesse / so ist die so gar kurtze Abnehmung des Schweiffes nicht allein häßlich / sondern vielleicht auch schädlich / indem etliche zweiffeln / ob dergleichen Pferde so gut und beharrlich schwimmen mögen; weil aber diese Materi schon oben erwehnet worden / als wollen wir es dabey bewenden lassen.

Plutarchus schreibt von den Sicilianern / daß bey ihnen die sieghafften Uberwinder auf Pferden mit Lorbeerkräntzen gezieret; die gefangenen Feinde auf geschornen Pferden geritten seyen / welches ingleichen Fazellus de rebus Siculis bestättiget. Darum sey auch / nach Philippi Camerarii Zeugnus / in Tom. I. horar. subcisiv. fol. 167. zu unserer Altvätter Zeiten / den Welschen / wegen des ungewohnten Auszugs / seltzam fürkommen / daß unter des Kaysers Maximiliani I. Kriegszug wider die Venetianer geführten Reuterey / den meisten Pferden so wol der Schwantz gestutzt / als auch die Mähne abgeschoren gewesen / weil die Italiäner nicht gewust haben / daß die Teutschen in der Meynung gestanden / der Ruckgrad der Pferde würde / durch diese Stutzung / stärcker; dißfalls wäre ich lieber des Pauli Veneti und der Carariamiter-Tartarn Meynung / die ihren Pferden darum zwey oder drey Glied von dem Schweiff abgenommen haben / auch daß die Pferd ihren Reuter damit nicht schlagen / der denselben am Reuten hin und wieder wedeln / so wol anders kan vermittelt werden: Ich gebe hierin meinen Beyfall / nicht dieser / sondern einer andern oben ermeldten Ursach halber.

Cap. XXVI.

Vom den Pferdställen.

WO viel Pferde sind / müssen grosse / weitschichtige / und wo eine Gestütte ist / etliche abgetheilte Stallungen vorhanden seyn / will man anders mit Vernunfft dieses edle und nutzbare Viehe erhalten / daß sie sicher / trocken / warm / ruhig und bequemlich stehen mögen; was bey denen grossen Gestüttereyen / in den weiten Ställen / darinnen die Pferd untereinander verschlossen werden / zu halten sey / kan man Herrn Fuggers Bedencken und Meynung / in seinem 18. Capitel / mit mehrerem vernehmen.

Der Stall / für die tragenden Stutten / soll an einem erhöheten doch Wind-stillem Ort trocken / warm und also beschaffen seyn / daß aller Unrath und Feuchten wol und gelegensam davon abfliessen möge; hart dabey soll ein eingefangener Hof seyn / darinnen man die Pferde oder Füllen Winters um Mittag / oder wann sonst schönes leidliches Wetter / sich mag ergehen lassen; die Länge des Stalls soll einerseits gegen Mittag / deren Fenster man im Winter / bey scheinender Sonnen / eröffnen / und anders theils gegen Mitternacht stehen / da man / im heissen Sommer / frische Lufft einlassen möge; gegen Abend / weil es / in unserm Lande / meistens die Wetterlucken ist / daher alle Regen und Ungewitter gemeiniglich entspringen / mag man ihn gar ohne Fenster oder Oeffnung lassen / wäre auch noch besser / wann derselbe Theil mit Wäldern / Bräuen oder Gebäuen könte versicher werden; der Eingang soll gegen Ausgang der Sonnen ligen; im Stutten-Stall soll das Thor desto weiter seyn / damit die trächtigen / im Herausdrengen / einander nicht schädlich seyen; man soll sie auch / wann man sie ablässet / fein nach und nach abledigen und auslassen.

Der Stutten Baaren darff nur aus Brettern zusamm geschlagen und oben zimlich weit seyn / auch nicht höher stehen / als daß er den Stutten an die Brust gehe; die Stände sollen beederseits gegen Mittag und Mitternacht reichen / und hinter den Baaren sollen die Raffen für das Heu stehen / ein Stand soll sechs guter Werckschuhe breit seyn / mit guten starcken Brettern unterschlagen / für die Stutten ist die Länge genug / wann sie sechzehen Schuhen lang sind / hinten fein glatt abwärts / daß aller Unrath desto leichter heraus gebracht werde: Andere wollen / die Stände / vom Baaren anzurechnen / sollen neun Schuhe lang / und sechs Schuhe breit seyn.

Herr Fugger vermeint / das Pflaster für die Stutten sey am besten mit guten/ nicht überzwerch/ sondern nach der Länge aufgesetzten Zigelsteinen/ und soll vier gute Werckschuh für die bretterne Wand hinaus gehen / zu dern Ende eine Rinne seyn solle/ die allen Unflat und Feuchtigkeit hinaus leite/ kan eines Werckschuhes breit/ und dreyer tieff seyn / die durch den gantzen Stall die Länge hinaus reiche / diese soll mit einen starcken Fußladen / der mit vielen kleinen Löchlein gebohrt ist / bedecket werden / und die man offt aufheben/ und dem Urin forthelffen kan/ weil der Gestanck den Pferden sehr gefährlich/ man kans offt mit frischen Wasser ausspühlen / je breiter der Platz / zwischen den zwo Reyhen Ständen / sich erstrecket/ je bequemlicher und gesünder es ist; diesen Platz mag man mit breiten und flachen/ nicht mit hohen und spitzigen Kiselsteinen pflastern / doch beederseits gegen der Rinnen gesenckt / daß nichts Unreines im Stall hafften möge.

Kein Geflügel soll nahend an dem Pferdstall oder bey dem Heu sich befinden/ sonderlich keine Schweine / weil von den ersten die pflaumen/ von allen aber der Mist der Schweine sehr ungesund ist.

Zwischen jedem Stand soll es in der Mauer / oben bey dem Kopff der Stutten/ ein anderthalb Schuhe langes un Schuhe breites Fenster haben/ doch daß die Liechten dem Pferde nicht gerad in die Augen komme / sondern auf der Seiten stehe/ wo die Schiedwand ist / also/ daß jede Stutten ihre besondere Raffen habe/ und zwischen einer jede Raffen ein Fenster stehe; die Fenster muß man auswendig aufmachen / daß man die Stutten inwendig nicht erschrecke/ und also die lufft einlassen / und dieselbe / nach Belieben verhindern möge.

Zwölff Werckschuhe sind/ zur Höhe des Stalls/ genug/ oben auf kan der Heuboden seyn / aber wol verwahrt/ daß die Stutten von dem Staube nicht belästigt seyen/ und damit auch das Heu von dem Stall-Gestank nicht verderbet werde. Wenn es oben im Heuboden über einer jeden Raffen Löcher mit Brettern verwahret hat/ kan man ihnen das Heu desto gelegensamer und geschwinder fürgeben/ die muß man aber/ durch eine niedere Riegel-Wand von den andern Heuboden absonderen/ das man jederzeit beederseits die Löcher eröffen und die Stutten füttern könne; oben muß der Boden eine Thür haben/ dadurch man das Heu hinauf bringe / die Weite des Bodens muß seyn / nachdem man viel oder wenig Heu bedarff.

Der Stall für die jährigen von der Milch abgenommen Füllen / soll auch dem vorigen nachgeartet seyn/ darff aber keine Stände / weil sie ledig herum lauffen; der darff nicht so warm seyn / als für die Stutten / dann die Füllen haben gerne Lufft / sonst schwitzen sie / und verlieren den Lust zum Essen/ wann nur keine scharffe grimmige Kälte eindringen kan; der Stall soll durchaus mit Kiselsteinen gepflastert / und abwärts beederseits auf eine Rinne geneiget seyn / damit alle Feuchten ablauffe / und sie desto trockener stehen; die Baaren und Raffen müssen auch beederseits gantz niedrig seyn / damit sie ihres Futters geniessen mögen.

Der Stall für die zweyjährigen Füllen/ muß wieder grösser und weiter seyn / und die Baaren und Räffen / nach Proportion der Füllen/ etwas höher gerichtet; für die dreyjährigen muß der Stall/ wie bey den alten Pferden / bestellt seyn/ ohne daß man das Heu noch vom Boden/ durch Löcher in ihre Raffen hernieder lasse. Wer Eychenholtz haben kan / der thut am besten/ wann er die Böden in den Ställen damit belegt und brucknet/ also/ daß solche Bäume fein dicht aneinander liegen/ und diß Geträme einen Werckschuh hoch von der Erden sich erhöhe/ damit alle Feuchtigkeit in die erden einfliessen / und dort weiter ablauffen möge; Wer aber diß Mittel nicht hat / der mag breite Kißling oder Zigelstein darzu erwählen / die Bretter taugen nicht / den wann sie naß werden / kan ein Pferd auf den schlipffrigen Läden bald ausglitschen und sich verrencken / dadurch ein gutes Pferd leicht verderben kan: sonderlich sollen die Bretter nach der Quer und nicht nach der Länge in den Stand eingelegt seyn/ weil sie also weniger glitschen und fester stehen.

Die Ställe/ für die alten und abgerichteten Pferde/ sollen im Sommer kühl/ und im Winter warm / allzeit trocken/ und weder dämpfig / noch feucht seyn / eine durchstreichende Lufft haben / auch genugsame Liechter / weil die in der Finster oder Dunckelheit stehende Pferde gern scheuhe werden / sie sollen ziemlich hoch auf zwölff Werckschuhe und nicht gewölbt seyn / man wolle dann Wohn-Zimmer darauf setzen / diese aber sind dämfig und ungesund; es wäre / wie Herr Fugger meynet / das beste/ wann ein Stall gantz von Holtz wäre/ weil er desto weniger Feuchtigkeit in sich hat / wäre auch besser auffer/ als in dem Haus / daß kein Geflügel / viel weniger Schweine darzu könnten. Ein Stand soll fünff guter Werckschuhe breit / und sieben lang/ vom Baaren anzurechnen / seyn/ sollen vornen nicht gar zu hoch kommen / und der Baaren nicht nieder/ sonst werden sie gern überhängig und Bockbeinig/ sonderlich/ wann sie das fünffte Jahr schon überstanden haben; wann der Baaren von der Erden hinauf biß an die Höhle / vier Werckschuhe hoch ist/ anderthalb Schuhe breit / in der Ausholung einen Schuh/ und ein Quart tieff/ ist es die rechte Maß für jedweders Pferd / dann(spricht Herr Fugger) so der Baaren etwas tieff / muß ein Roß den Hals nur desto mehr in den Bogen richten/ welches dann zum Zäumen/ und sonst in viel andere Wege ein grosser Behelff ist. Etliche wollen keine Raffen darinnen/ sondern das Heu entweder in der Baaren/ oder unter den Baaren geben.

Man soll die Baaren nicht mit Kupffer beschlagen / dann wann solches feucht wird/ laufft es an / und wird bitter oder gesaltzen / alsdann schlecken die Roß daran / und lernen das Auffsetzen und Koppen; mit Eisen ist/ es besser/ muß aber gantz glat und wol beschlagen werden. Jn übrigen muß in diesem Stall alles bestellt seyn/ wie theils schon in dem Stutten-Stall ist vermeldet worden.

CAP.

Cap. XXXVII.
Vom Futter und Heu.

DIe Fütterung muß an manchen Orten/ nicht wie man will/ sondern wie man kan/ angestellet werden / als sonderlich auf weiten Reisen und im Krieg. Was das erste anlangt / werden die Reysen in frembde abgelegene Länder selten mit eigenen / sondern entweder per posta, oder mit denen Vetturini, Messagers und Landgutschen verrichtet/ daher man denselbigen die Sorge lässet / wie sie ihre Pferde versorgen und erhalten mögen. Was aber den Krieg betrifft/ da kan man der Pferde unmöglich will man anders etwas rechtschaffenes ausrichten / entbehren; und da treibt der Hunger und die Nothwendigkeit / daß man den armen Pferden / anstatt eines guten Hab es offt dahalb = erfaulte und vom Laim besudelte Dach = Stroh fürgeben muß / so ihnen dannoch der Hunger eintreibt / auch weil sie offt Korn / offt Gersten / und dergleichen fressen müssen / welches zwar wohl und gut nähret/ aber die Gefahr auf sich hat/ daß sich die Roß leichtlich dabey verfangen.

In Italia giebt man ihnen Dünckel; in Spannischen Königreich Valentia (wie Herr Fugger meldet) S. Johanns-Brod/ welches wir heraussen Bockshörnlein heissen; in Engelland grob gebacken Brod; in den kalten Septentrionalischen Ländern / aufgeselchte zerbrockte Fische; offt-wohlbenannter Herr Fugger hält Gersten und Stroh den Pferden für das gesündeste Futter unter allen / und sagt / es mache sterck und körniges Fleisch/ mache sie nicht schwitzen/ wie Haber und Heu.

Es ist einem gesunden Roß nichts nützlichers / als sein trocken und saubres Futter dazu es gewöhnet worden/ daß mans auch nicht überfüttere/ wenig aber offt etwas fürgebe/ damit sie/ bey gutem Appetit bleiben/ und nichts verurässen.

In unsern Ländern ist Habern / mit geschnittenem Stroh und Heu / das gebräuchlichste und beste Futter/ dabey sie gesund / dauhafft und starck bleiben. Die gemeinen schlechten Bauren-Pferde müssen offt / aus Mangel eines bessern / mit seltzamen Futter / als Rocken- und Gerstenschrott / oder mit Zelten / so auf den Leindl-Mühlen überbleiben / wie auch gar mit Kleyen gefüttert werden; die Gewonheit thut allenthalben viel/ wir reden aber hier von guten Pferden / die ihr rechtes Futter haben sollen/ und da muß des Herrn Auge so viel oder mehr thun/ als des Knechtes Fleiß und Emsigkeit/ weil er sich auf das erste mehr/ weder auf das andere zu verlassen hat.

Diß ist zu beobachten / daß man den Pferden den neuen Habern oder Gersten/ wann er erst gewachsen/ nicht gleich füttere/ dann es ergiebt wenig/ sie werden durchläuffig und schwitzen sehr davon/ daher sie abgemattet und schwach werden/ und soll man/ wo möglich/ ihnen vor Martini davon nichts fürgeben; demnach sich ein guter Haushalter vorzusehen/ daß er so viel Vorrath habe/ biß dahin wohl zu bestehen.

So viel das Heu betrifft / wird dessen anderwärts mit mehrerm gedacht werden / wann solches für die Pferd / nur nicht gar aus marassigen Wiesen kommt / die meistens voller rauhen federhafftigen wollichten Kätzlein (wie mans in Oesterreich nennet) stehen / davon die Pferde die Husten und schwehren Athem bekommen / soll auch solches nicht naß eingeführt / sondern auf das säuberste und trocknesie erhalten werden.

Cap. XXXVIII.
Was ein Stallmeister zu verrichten / und seine Untergebene; Item vom Roß-Bereuter.

WIewol alles/ was bißhero gedacht worden/ das mit den guten edlen Pferden geschehen / oder nicht geschehen solle / das erste zu thun/ und das andere zu meiden / einen guten und treuen Stallmeister zu verrichten / und zu verhüten gebühret; so ist doch die Vergeßlich- und Nachlässigkeit der Menschen also beschaffen/ daß es besser/ wann man kurtz/ gleichsam in einem Extract / seine Gebühr / als in einem Spiegel / sehen / und also sich desto leichter darnach reguliren kan. Und ob zwar des wenigsten/ und nur des vornehmsten und reichesten Adels Gelegenheit ist/ einen eigenen Stallmeister zu besolden / so mögen sie doch / auch selbst die Herrschafften daraus vernehmen / welcher Gestalt auf die Stall-Bedienten Reutknechte und Gutscher Acht zu haben/ und je weniger sie deren haben/ je leichter sie auch nachspühren / und sie zur Gebühr anhalten und vermögen können.

1. Soll ein Stallmeister alles / was vom Zeuge. Sattel / Roß-Decken / und was zur Reuterey gehörig / in seiner Verwahrung halten/ so ihm / in einem Register / soll übergeben werden: Er soll alle Mängel anzeigen/ und auf Befehl/ ergäntzen oder verneuen lassen.

2. Soll er sich befleissen / daß an Futter / Heu / Streu Striegeln/ Putz- und Stallzeuge kein Abgang seye.

3. Aufsicht haben / daß die Gutscher und Reutknechte ihrer untergebenen Pferden wol und fleissig warten/ sie mit füttern / träncken / putzen / wischen und streichen sauber halten; Item / daß die Schmiede mit sowol zu rechter Zeit und Nothdurfft verrichteter Beschlagung / als auch / wann eines oder das andere / an Gesundheit oder andern Zufällen/ einiger Artzney oder Aufsicht bedarff/ solches unverlängt und zu rechter Zeit leisten.

4. Bey dem Stallgesinde das Fluchen / Spielen / Leichtfertigkeit/ Zanck/ Untreu und Missigang beobachten und abstraffen/ damit was sich nicht/ bessern will/ der Herrschafft angezeigt / und mit tauglichern Personen versehen werde.

5. Mit

5. Mit allen Handwerckern/ wann was neues zu verfertigen/ als mit Schmieden/ Wagnern/ Riemern/ Seilern/ Sporern/ soll er vor dingen/ und es der Obrigkeit andeuten/auch darob seyn/ daß alles recht und wol gemacht/und die Auszüge/um die Bezahlung/ von ihnen unterschrieben seyn.

6. Gute Aufsicht im Stall haben/ daß alles sauber/ zu anbefohlner Zeit/verrichtet sey; daß die Knechte mit den Pferden wohl/ gelind/ nicht ungestümm und grob umgehen/ und sie dardurch scheuhe/untreue und unstätig machen/ das Liecht im Stall wol in Obacht halten/daß kein Gestanck den Pferden / oder sonst anderer Schaden/daraus entstehen möge.

7. Wann die Pferde etwan ihr Nachtfutter nicht aufgefressen/ und daher einiger Unlust oder Kranckheit zu besorgen wäre/ sollen sie gleich lassen darzu sehen/ die Ursach erkundigen/ und Mittel dafür gebrauchen; alle Pferde/ eines nach dem andern/in den Hofgemach lassen heraus führen/ was etwan durch einen Fall/ Biß/ oder Hufstreich beschädiget wäre/ stracks berichten und helffen/ auch alles Gesinde darzu anhalten/daß sie/was sie an einem oder dem andern Pferde ungleiches vermercken/ihm alsobald andeuten sollen.

8. Wann man reyset/soll er aufsehen/daß die Wägen gantz/wolzugerichtet/gut geschmieret/die Zeuge sauber und gantz/ Sättel/ Stegreiffe/ Zäum und Hulffter zugerichtet/ die Gürte/ Mundstücke und was dem anhängig/ sauber geputzt und bereitet seyen/sonderlich daß sie wol beschlagen/und die Eysen recht und gerad aufliegen/und man nicht auf dem Wege deshalben Verhinderung/ Versaumniß/Schaden und Unlust habe; daß die Pferd sowol zu Hause/als auf der Reyse ihr gebührliches Futter bekommmen / und solches/ durch Unfleiß oder Untreu des Gesindes/ nicht abgetragen/ oder unsauber/ungeputzt/ zu wenig oder zu viel/ so beedes nicht gut/ gegeben werde.

9. Wann man reysen will/in Auflegung des Sattels / der Kienketten / des Gurtes wol zuzusehen / daß alles recht liege / und nichts darunter oder entzwischen komme/das dem Pferde schaden und es auffegen oder drucken möge/sonderlich wann der Sattel neu/und erst ausgeschoppt/ daß er fein gerade auf dem Rucken zu liegen komme.

10. Alle Nachtläger und Mittags-Einkehrungen soll er die Eisen versuchen lassen/ ob sie fest aufliegen / zu den Füssen/ und sonderlich zu dem Horn schauen; item zum Maul / ob es nicht wund; zu dem Rucken / ob er nicht gedruckt oder geschwellt; zu den Seiten / ob sie nicht Spornrüstig / alles beyzeiten fursichtig bestellen und wenden.

Von dem Roßbereuter will ich darum wenig melden / weil es mehr für Könige/ Fürsten und grosse Herren / als Privat-Cavalieri gehöret / und auch diese / wann sie schon grosse Mittel haben / lieber ihre Roß/ bey guten hin und wieder sich befindenden Bereutern/ auf die Schule schicken/ als daß sie ihnen den Unkosten/ einen eigenen zu besolden/auf den Halse bürden wolten. Und sind nicht allein die Pferde / als tapffere und edelmüthige Thier/zu allerley schönen Wendungen zu bringen/ sondern es sagt auch Monsieur de la Broüe, in seinem ersten Buch des Preceptes fol. 139. daß/ als er zu Rom/ unter der Disciplin eines guten und wolerfahrnen Bereuters/ Herrn Renaldo, gewesen / habe derselbige/ auf seiner Schul/ einen Maul-Esel gehabt / den er / von freyer Hand / und lang nacheinander terre à terre getummelt / der auch seine Capriolen/mit doppelten Volten just und richtig gethan hat: Es habe eben dieser Bereuter auch eine Kuh in seinem Stall gehalten / die den Sporn und den Zaum hat gedulten / die von der Hand / aus aller ihrer Stärcke/ angestrengt ihre Parade gethan / und im Galoppo, so wol als im Trab / von einer Hand auf die andere sich wenden lassen. Also soll es einem Bereuter viel leichter ankommen/ diesen Gehorsam und Wissenschafft einem Pferd einzupflantzen/ wie sie auch sey/wann es gleich nicht von so guter Art / wann nur dieselbe nicht zu böse ist / sonderlich da der Bereuter diesen Entschluß fasset / keine Kunst / Mühe oder Gedult zu sparen. Doch ist es ungereimt/übelanstehend und blind gehandelt/wann man dieses Falls keine Wahl fürnimmt / oder vorhero fürsichtig aussondert/was geschickt und tauglich / oder wo man davon eine Vollkommenheit zu hoffen / oder nicht zu hoffen hat; wo man etwas gutes vermuthet / muß die natürliche Neigung und Fähigkeit des Pferdes des Bereuters vornehmster Zweck und Subject seyn / will er anders Ehre haben / soll er sich richten nach der Inclination des Pferdes / und kein Soldaten-Pferd zum Springen und Corbetten abrichten/weil solches/wann es auch schon gerathen solt/ einem Soldaten mehr hinderlich / als fürträglich ist / indem ein Pferd / das eine gute Carriere laufft / sich wol pariren lässt / und terre à terre von einer Hand auf die andere geht / gehorsam/ nicht scheuhe noch untreu ist/schon für einem Soldaten tauglich scheinet. Darum muß ein Roßbereuter die Ubungen seiner Schul / nach dem Vermögen und Möglichkeit seiner Pferde/anstellen; daß er die Anstellung seiner Lectionen / nach der Gedächtnus seines Thiers/ einrichte / nachdem er mercket / daß die Straffen / Drauungen und Liebkosungen das Hertz seines Pferdes vermehren oder vermindern. Diß ist auch sowol einem Stallmeister als Bereuter in Obacht zu fassen/ daß die Mäuse Geschirr/ Sättel und Stieffel nicht zernagen / nehme er weissen Weyrauch / und Schwefel/ siede es im Wasser sehr wohl / und lasse das lederne Gezeuge damit schmieren / so greiffen es die Mäuse nicht an.

Cap. XXXIX.

Vom Zäumen der Roß.

Wie an einem Schiff das Steuerruder / also ist an einem Pferde das Maul das vornehmste / damit man den gantzen Leib wenden / kehren und regiren solle; daher selbiges im Anfang gelind und sanfft zu zäumen / damit es willig / gerne / lustig und gedultig der Hand folge / und nicht durch Ungestümm / Grobheit und Unwissenheit verderbt und zernichtet werde; Anfangs also die allergelindesten Mundstück und Stangen bey einem jungen Pferde zu gebrauchen / solche muß man nicht grob und zornmüthig in das Maul

stossen und einzwingen/ sondern mit sachter Hand und guten Worten/ auch mit Saltz bestreichen/ damit sie es lieber einnehmen/ und beyleib nicht reisse oder zucke/ wol sehe/ daß es recht hinter den Hacken ins Maul hinein einen zwerch Finger liege/ daß es diesen aber nit anrühre/ man mag einen Strick/ wie einen Cavezzon, darneben anlegen/ und es mehr mit diesen anfänglich/ als mit dem Zaum/ regieren/ es mit Ungedult und Grobheit nicht scheuhe oder wild zu machen; also kan mans im Stand gezäumt umkehren/ und mit den Stricken des Cavezzons beederseits an den Seulen/ aber nicht lang anhefften/ wieder gemach und sittsam abzäumen/ mit der Hand und Stimm streichen und liebkosen/ ein wenig Gras oder einen Bissen Brod mit Saltz zu essen geben/ und dieses kan man etliche Täge also nacheinander/ biß es den Zaum gern und geschwind/ wegen des gesaltzenen Mundstückes/ annimmet/ continuiren und fortsetzen.

Und da man ein Pferd hierzu bringet/ so ist das erste Fundament vernünfftig und wohl gelegt/ und wann das Biß und Stangen einem Pferde/ seinem Alter nach/ dienlich ist/ wirds desto lieber und ergäbiger von ihm angenommen/ bleibt vom Kopf desto stäter und aufrechter; hingegen wann ihm was ins Maul gelegt wird/ das ihm zuwider/ wolt es solches gern heraus haben/ wird unruhend und schlingend von Hals und Kopff/ und stellt sich zu allem ungebärdig/ immassen ein junges Thier nicht anders weiß seinen Verdruß und Unlust anzudeuten/ oder sie hencken den Kopff in den Zaum/ und werden schwehr in der Faust/ so eine nicht geringe Untugend ist/ die den Reuter müd und ungedultig machet.

Also gehöret nun/ ein Pferd recht und gut zu zäumen/ Kunst Erfahrung und Discretion darzu/ auch die Beschaffenheit des Mauls ob es seicht/ oder tieff/ ob die Leffzen dick oder dünne/ ob die Kien zart oder hart/ ob die Zunge dick oder schmal/ lang oder kurtz/ und mehr andere Umstände zu betrachten; und sowol das Mundstuck/ als auch die Stangen und Kienketten darnach einzurichten/ daß die Stangen nicht zu lang noch zu kurtz/ die Mundstücke weder zu enge/ noch zu weit/ und die Kienketten weder zu groß noch zu klein seye/ damit die Einstimmung eines mit dem andern alles leichter und behüglicher mache.

Cap. XL.

Von den geschlossenen Holbissen und andern Sorten der Mundstücke.

Ein junges edelmüthiges Pferd Anfangs zum Gehorsam zu bringen/ werden von den meisten Bereutern die geschlossene Mundstücke für die vornehmsten und besten gehalten/ den erst aufgestellten Pferden anfänglich ein- und beyzubringen; Die Grösse oder Weite (welches in allen folgends zu bedencken) muß/ nach des Mundes Eigenschafft und Beschaffenheit gemacht seyn/ müssen aber vorhin schon/ an andern Pferden/ gebraucht/ und nicht ungelenck und ungewerbig/ auch keinen Geschmack mehr/ vom Verzinnen/ haben/ welche man/ wie gedacht/ mit Saltz bessern und vertreiben kan.

Die gemeine Weiten an geschlossenen Holbissen soll/ nach Herr Löhneisens Meynung/ zu Teutschen Pferden 4. Zoll und ein Viertel seyn/ so aber/ nach Grösse oder Enge des Mauls/ zuzugeben oder wegzunehmen/ und muß dem jungen Pferde die Freyheit der Zungen Anfangs nicht gelassen werden/ biß der Kopff vorhero wohl stät und gerichtet ist/ die Arbeit aber/ an den Mundstücken/ muß sauber/ glatt und gleich seyn/ daß nicht ein Theil dicker/ schärffer/ unebener/ grösser oder kleiner als der andere; und diese geschlossene Holbiß zäumen übersich/ von denen Welschen werden sie Cannoni genannt. Herr Salomon de la Broüe lib. 1. des Preceptes cap. 27. in fine sagt: Le Simple Canon est la Mere de bonnes Emboucheures: Das geschlossene Hohlbiß sey eine Mutter aller guten Zäumungen.

Die Zungen-freyen Mundstücke/ die von etlichen offene und gekröffte genennet werden; braucht man gemeiniglich/ wann die Roß schon das fünffte Jahr völlig erreicht haben/ und vom Hals/ Kopff und dem gantzen Leib stät und gerecht sind/ dann wird ihnen mehr Freyheit der Zungen zugelassen/ wiewol sie die Laden besser angreiffen/ und das Pferd etwas stärcker bezäumen als die geschlossenen; und diese werden nicht allein in den geschlossenen/ sondern auch in gekröpfften und Waltzen-Mundstücken/ nachdem es des Pferdes Maul erfordert/ verfertigt und zugerichtet/ höher oder niederer/ als es eine dicke oder subtile Zungen hat/ wiewol solche meistens allein zu den starck-züngigen Pferden gebraucht werden.

Die gekröpfften Biß mit Dring-Stänglein sind härter als die andern/ doch sollen die Dring-Stänglein nicht in den Zapffen/ oder in das Ort/ da man das Mundstück einschraubet/ gemacht seyn/ sondern je höher sie in den Stangen/ an statt der Beykettlein liegen/ je ein härter Mundstuck sie machen/ je niedriger/ je linder sind sie.

Die Kappen-Mundstück werden jetzo nicht so viel/ als vor Alters/ gebraucht/ sind fast einerley Gattung mit denen Holbissen/ ausser daß sie eingekerbt und eingeschnitten/ auch nicht so groß und dick sind/ doch sind die recht-geschlossenen Holbiß sicherer/ junge Pferde damit zu zäumen.

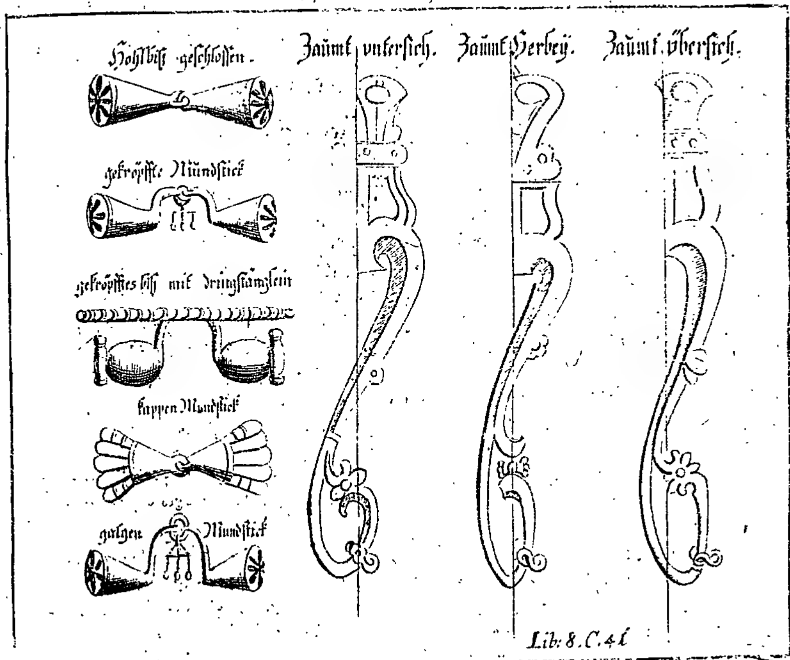
Die Waltzen sind vielerley Arten/ Oliven-Spenling-Melonen-Glocken-Birnen-Aepffel-Eichel-Mühlstein- und noch mehr Waltzen/ die denen Pferden dienlich sind/ welche nit gern viel Eysen im Maul haben/ die glatten sind besser als die eingekerbten/ weil sich nicht so viel Schleim darein legen mag/ und sie säuberer können gehalten werden/ dienen auch vor die Pferd/ die klein und seicht vom Maul/ und fleischichte starcke Laden haben/ veranlassen ferner ein Pferd/ damit zu spielen/ und dardurch ein feuchtes Maul zu überkommen/ werden auf leichte Pferde genommen; je grösser oder kleiner aber die Waltzen sind/ je mehr oder weniger greiffen sie an; die Melon- und Birnen-Waltzen gehören für grosse und weitmäulichte Pferde; auch sind die Birn-Waltzen gut für Pferde/ die das Maul krümmen/ denn sie

machen/daß ein Pferd nicht laden-wund wird / nur ist in acht zu nehmen / daß sie im Maul nicht neben der Laden aufliegen/in diesem Fall kan man sie mit kleinen Ringelein vornen beym Schluß zurücke treiben / sie werden ein junges Thier stät vom Kopff machen / wie die geschlossenen Holbiß.

Die Galgen-Mundstücke sind hart / und zäumen mit Gewalt untersich/sollen jungen Pferden nicht leicht in den Mund kommen/weil sie mehr verderben / als gut machen; vor diesem hat man sie zu grossen weitmäulichten Hengsten gebraucht/die dicke Lefftzen / geschichte Laden und Kien /auch dicke Zungen gehabt/und schwer in der Faust waren; sie werden (wie Herr Löhneisen bezeuget) unterschiedlich gemacht/nicht allein in der Weiten/ sondern auch in der Höhe der Galgen / Waltzen/Aepffeln/Gespühlen/mit/oder ohne Dringstänglein/ darum auch allzeit eines härter ist / als das andere ; die Weiten dieser Biß soll seyn vier Zoll und ein Viertel / die Höhe des Bogen oder Galgens anderthalb Zoll / die Aepffel sollen nicht über einen Zoll hoch/ und oben ein wenig zuruck gebogen seyn / damit sie einem Pferd den obern Gaum nicht verletzen.

Wer von mehr Bissen und Mundstücken/als von Strigelbissen/Gänsfüssen/Gemsenfüssen / Genetbissen und andern seltzamern Sorten wissen will / der besehe Herrn Löhneisen in seinem schönen und kostbaren Reutbuch /das zu Remblingen Anno 1610. ausgangen/und Herrn Pirro Antonio Ferraro in seinen feinen Werck welches er nennet Cavallo frenato Anno 1602. zu Napoli aufgelegt/auch des Herrn Salomon de la Broü, le Cavalerice François, so zu Pariß Anno 1620. zum dritten mal aufgelegt und heraus gegeben worden / da wird er finden/was er begehrt.

So viel ist insgemein von denen üblichsten Mundstücken zu wissen / daß die geschlossenen Holbiß übersich/ die gekröpfften oder Zungen-freyen herbey/ die Galgen Mundstuck aber untersich zäumen; die Mundstück sollē einem jeden Pferd auf beeden Seiten gleich hangen/und einen zwerch Finger über die Hackenzähne einwärts liegen/damit es die Hacken nicht berühre; es ist auch gut / daß man die Mundstück nicht mit Zinn / sondern mit Bley / oder mit Silber überziehet /denn die zinnernen sind denen Pferden / wegen des Geschmacks / nicht angenehm.



Cap. XLI.

Von den Stangen/Kinreiffen/Cavezzon und dem Sattel.

Die angebohrne Eigenschafft eines jeden Pferdes/ so bald sie einem der Reuterey-Verständigen unter die Augen kommt / bezeuget bald / ob ihm die Natur einen solchen schönen wohl-formirten Hals und Kopff gegeben/ daß nichts auszustellen / auch zu verbessern/ob/wie an den meisten/der Kopff und Hals entweder zu viel übersich/zu viel untersich/oder sonst ungestaltig getragen werde/da muß nun ein Reuter/ wie oben bey den Mundstücken gedacht/wann es nöthig/ein Pferd übersich / untersich/ oder herbey zuzäumen / auch darzu taugliche Stangen erwählen/und sie dem Mundstück gleich accommendiren.

Den jungen Pferden brauchet man meistentheils im Anfang gerade Stangē/und lieber zu lang / als zu kurtz/ damit sie desto eher/ durch Mittel des Cavezzons, vom Hals und Kopff stät gemacht werden.

Die Italiäner haben die Stangen in eilff unterschiedliche Glieder eingetheilet; Andere aber machen die Theilung nur auf drey Stuck/ als 1. auf das Theil/ wo das Mundstück eingeschraubt ist/ 2. auf das Theil/ der Stangen/ was oberhalb des Mundstücks hinauf gehet/ worein das Hauptgestell eingegürtet wird/ und 3. auf das Theil/ so unterhalb des Mundstücks abwärts gehet/ darein unten die Zügel angemacht sind.

Die obern Augen oder Löcher/ darein man die Hauptgestelle gürtet/ sollen ziemlich weit und rund ausgefeilet seyn/ daß die Riemen darinn Raum haben/ und die Hacken an den Kienreiffen recht liegen können/ und an ihren gebührenden Ort kommen mögnn. Zudem sollen die Stangen oben/ wann sie hoch sind/ von des Pferdes Kopff ein wenig auswärts hindan gebogen seyn/ damit sie das Pferd/ oberhalb dem Maul an dem Backen nicht wund machen; und dienet solches auswärts-biegẽ auch darzu/ daß sich die Stangen unten nicht so leichtlich übereinander schräncken.

Die geschraubten Stangen sind zwar wol gut/ daß man/ wann ein Mundstück untauglich/ bald ein anders und bessers einschrauben kan; dafern aber die Schrauben nicht absonderlich wol gemacht uñ verwahret sind/ gibt es im Reuten Unordnung und Verhinderung/ darum sollen sie vom Zapffen und Bögen dreyfach seyn/ damit sie desto fester halten; sicherer sind die ungeschraubten Stangen/ und fügen sich besser an die Leffzen; den Nasriemen am Hauptgestelle muß man weder zu fest noch zu wenig zugürten/ weil eines und das andere schädlich.

Wann das oberste Theil der Stangen/ welches die Italiäner l'occhio nennen/ gar zu hoch ist/ erhebt es des Pferdes Hals und Kopff/ wiewol Pitro Antonio Ferraro das Widerspiel schliesset; weil aber die Betrachtung der Stangen ein weitläuffiges Werck/ kan der günstige Leser die bewährten Reutbücher in Teutscher/ Frantzösisch- und Welscher Sprach/ weiter consultiren.

Nur dieses will ich/ aus Herrn Löhneisen/ noch beyfügen/ wie man/ aus einer jeden Stangen Proportion, die Wirckung erkennen kan/ wann man ein Lineal an dem Stengel/ dariñ das Mundstück eingeschraubt oder eingemacht/ welches die Welschẽ Bastone nennen/ gleich abwärts richtet/ und siehet daß das Lineal gleich durch/ das Löchlein/ darinn das unterste Kettlein liegt/ Diametraliter durchschneidet/ so zäumet dieselbe Stange herbey/ kommt daselbige Löchlein auswärts des Lineals/ näher gegen dem Ort/ wo der Zügel eingehenckt ist/ so zaumet sie übersich/ kommt es aber einwärt zwischen des Lineals und der Zügel Einfassung/ so zaummet sie untersich/ wie die auf vorhergehenden Blat gesetzte Figur deutlicher erklären wird.

Die Kienketten oder Kienreiff/ wie sie andere nennen/ ist gleichsam ein Gegengewicht/ welches das Mundstuck und die Stangen/ in rechter Wirckung leitet und erhält; sonderlich müssen die Kienhacken wol eingerichtet werden/ daß sich die Ketten weder ab- noch aufwärts zu viel begeben kan/ muß auch weder zu kurtz noch zu lang seyn/ je linder aber sie ist/ und jeweniger sie das Kien wund machet/ je besser ist sie/ sie machen die Biß fest und stät liegen/ und sagt Herr Löhneisen/ ein Pferd zu zäumen/ hilfft der Kienreiff wol so viel/ wo nicht mehr/ wanns anders an seinem rechten Ort liegt/ als das Mundstuck; wann es zu enge liegt/ macht es das Mundstuck im Maul starrend/ daß es das Maul nicht wol regen kan/ liegt es aber zu weit/ ziehen sich die Stangen nach der Brust/ das mans nicht wol kan halten.

Die Kienketten muß also adjoustirt seyn/ daß sie nicht zu hoch übersich rutsche; diesem; vorzukommen/ müssen die Kienhacken etwas lang auch gebogeu seyn/ und demnach die Kienketten desto weniger; so kan man auch über das (im fall es nöthig) oben/ zwischen einem jedweden Hacken/ und der Stangen Auge/ noch ein kleines Ringlein anbiegen lassen/ dardurch verhütet wird/ daß die Kienhacken sich nicht in die Höhe geben können/ sondern vielmehr/ an ihrem Ort/ niedergedruckt verbleiben müssen/ welches Monsieur Pluvinel für der grösten Geheimnüssen eine haltet/ die Kienketten recht zu adjoustiren. Wer ferner sein Pferd will untersich gezaumt haben/ der laß die Stangen oben kurtz und unten lang/ will ers übersich/ so laß er die Stangen oben hoch und unten kurtz/ will ers aber herbey haben/ so laß ers mittelmässig machen.

Den Pferden/ die gar zu dürre/ oder gar zu fette Kiene haben/ da muß beederseits mit dem Hacken geholffen werden/ die Kinnketten soll glatt/ großgliederig und von dreyen Gliedern kurtz zusammen gedrungen und ineinander geschlossen seyn/ doch daß sie wolgängig sey/ je dicker die Glieder sind/ je linder; und je subtiler die Glieder sind/ je einschneidender und schärffer ist sie.

Der Cavezzon ist einem jungen Pferd überaus nothwendig/ damit man so wol den Kopff und Hals zur stäten Geradigkeit bringen/ als auch des Mauls dabey verschonen kan/ wiewol etliche allein Cavezzon nennen/ die von Stricken oder Seiden gemacht sind/ die Nasbänder aber/ von Eysen sind bißweilen mit Leder überzogen/ bißweilen auch mit Wachs ausgegossen/ etliche sind mit eingefeilten Zähnlein/ und etliche glatt/ etliche sind von einem gantzen Stuck etliche haben in ber Mitte ein Gewerbe/ etliche aber wol zwey Gewerbe und gleichsam in drey Abtheilungen gesondert/ sie solln weder zu weit/ noch zu enge seyn/ die legt man dem Pferde gleich oberhalb der Nasen-Kruspel an/ dann wann sie zu hoch kommen/ mögen sie ein Pferd nicht zwingen/ liegen sie aber zu nieder/ nehmen sie ihme den Athem

Ser Sättel sind mancherley Arten; die auf die Reutschul gehören/ müssen etwas tieffer/ mit Bauschen beederseits/ Knopff und Hinterbogen wol versichert seyn; was man aber zum Reysen und täglicher Nothdurfft braucht/ wird etwas subtiler und leichter gemacht; die Engelländer und Ungarn haben gantz flache Sättel/ taugen aber mehr für die Zelter/ und in die ebnen Länder/ als in den Krieg oder zum Reysen/ sonderlich an gebürgigen Orten. Zudem auch auf solchen Sätteln/ die gantz glatt sind/ das Fallen viel gefährlicher ist/ indem man leichtlich einen Schenckel brechen kan/ da hingegen/ wo man beederseits die Bauschen hat/ solche etwas austragen/ und die Schweren des Pferdes nicht gantz allein auf den Schenckel fallen lassen/ doch stehet es zu jedweders guter Bequemlichkeit.

Das ist wahr/ je leichter ein Sattel ist/ je weniger wird ein Pferd belästiget/ und je besser kan es ausdauren; man hat aber nicht nur allein auf das Pferd/ sondern

dern auch / sonderlich im Krieg und fürfallenden Occasionen / auf den Mann zu gedencken / denn das ist gewiß / je mehr Haltung ein Sattel an ihm hat / je fester sind stärcker man darauf sitzet / da hingegen / auf glatten Sätteln / man leichtlich Jemanden vom Pferd reissen und ziehen kan.

Nun ist vor allen Dingen / bey einem jungen Pferde / Fleiß anzukehren / daß es sich gern satteln lasse; darzu gehört anfänglich Gedult und Sanfftmüthigkeit / denn wirfft man ihnen den Sattel ungestümm auf den Rucken / hält sie mit Schlagen und Stossen übel so erschrecken sie davon / wollen niemanden zu sich lassen / und halten diesen Gebrauch ihr Lebenlang; das eine grosse Untugend / und dem Reuter eine hefftige Ungelegenheit ist daher allhier sowol Bescheidenheit als Verstand vonnöthen / ein Pferd / von Jugend an dahin zu gewöhnen daß es sich gern und willig sattlen und zäumen / auf und absitzen lasse.

Cap. XLII.

Wie die jungen Pferde anfangs zum Reuten abzurichten.

ICh bin hier nicht gesonnen alle Lectionen / so auf den Reutschulen getrieben und exercirt werden / ausführlich zu beschreiben / das aber wolt ich gern / daß ein jeder / der Adeliches Geschlechts / auch mit den Pferden / so ein Adeliches und Rittermässiges Thier ist / wüste umzugehen / aufs wenigste nicht gar ein Idiot wäre; hat ihm ja die Zeit oder Gelegenheit nicht zugelassen / daß ers in der Practica hat erfahren können / er dennoch eine geringe Theoria hätte / von einem und dem andern zu discouriren / und nicht gar / wann von dergleichen edlen Exercitien gedacht wird / stumm dabey seyn müste.

Es begibt sich auch offt / wann ein junger Hausvatter auf dem Lande wohnet / selbsten junge Pferde hat oder zeucht / daß es ihm gar wol anstehet / bey frühen Tages-Stunden mit dergleichen tapffern und heroischen Ubungen sich zu erlustigen; als will ich all hier allein kürtzlich andeuten / wie ein junges Pferd / oder ein neuaufgestelltes Füllen rittig und gehorsam zumachen / daß im Nothfall (wie sich denn dergleichen Casus offt unversehens zutragen) ein Herr sich gleichwol darauf verlassen / und sich dessen bedienen möchte.

Nachdem sich nun ein junges Pferd / das sein rechten Alter erreicht hat / satteln und zaummen / ab und aufsitzen und reuten lässet / muß man gantz gelinde solches mit einer nicht schweren / doch reutkündigen Person sanfft besteigen / und etliche hundert Schritt von dem Stall einen sanfften Schritt gehen lassen / mehr mit einem gelinden Cavezzon, als dem Zaum regieren / und so man wiederumkehrt / muß man nicht gleich bey dem Stall still halten / wann man absitzen will / sondern ein zwantzig Schritt davon weiter gehen / damit man ihnen das Laster frühe abgewöhne / daß sie nicht von Stall wollen. Wann zwey oder drey Personen sind / die solche junge Pferde reuten / einer nach dem andern / und wann der erste seine Parada macht / muß der ander etliche Schritt vor dem ersten / und der dritte etliche Schritt vor dem andern pariren / damit sie beyzeiten lernen / eines vor das andere zu gehen / wie Herr Camillo, ein vornehmer Roß bereuter (der in Diensten unsers allergnädigsten Kaysers und Landfürsten gestorben) berichtet / so soll man auch junge Pferde durchaus nicht strappaciren, chi fa presto, sagen die Italiäner / finisce presto. Nun haben die Alten viel und mancherley Weysen fürgeschrieben / ein Pferd rittig zu machen.

Meines Bedunckens hat keiner bessere Instruction gegeben / als der weyland in Franckreich zu Königs Ludovici XIII. Zeiten hochangesehene Neapolitaner / Herr Antonio de Pluvinell, der den Rath gibt / es von einer Corda an einem Pfeiler anzubinden / und also anfangs wendig zu machen / so bleibt sowol eines Pferdes Rucken / weil mans nicht sattlen darff / als auch sein Maul verschont / wird ihm nur ein linder Cavezzon angemacht / und eine Schnur in den Mund gelegt / allgemach des Zaumes zu gewohnen / da es gleichsam Scherzweise / die allerschwereste Lection / nemlich das Wenden / lernen kan.

Wann nun der Cavezzon mit einem Seile von gebührlicher Länge an den Pfeiler angemacht / (der wol und starck in der Erden muß eingegraben seyn / damit er fest und unbeweglich stehe) so bleibt einer mit einer Spißruten oder Peitschen inwendig bey dem Pfeiler stehen; der ander aber gehet von aussen auch mit einer solchen Peitschen / damit das Pferd den Kopff stets in der Volta halte; und daß es allzeit / nach Länge des Seils / herum komme / und sich nicht zu dem Pelier annahe / macht der bey der Seule stehende / ihm mit der Peitschen drohend: Erstlich mag man sie wol ein paar Tag im Schritt also herum führen / hernach sollen sie im Trab / wie Herr Pluvinell will continuiren / wodurch man seine Weise / Kräffte / Zuneigung / Gehorsam oder Widerspenstigkeit erkennen / und darnach seine Mesure und Absehen nehmen kan / an einem solchen Ort / wo es nicht kan durchgehen / auch der Reuter keine Gefahr darff ausstehen.

Etliche lassen dem jungen Füllen anfänglich ein abgerichtes williges Pferd / an der Corda vor- und das Füllen durch zween Knechte hernach / erstlich im Schritt / und dann im Trab nachführen / biß es der Volta gewohnet / und sodann desto besser solche kennen und machen lernet / weil ein junges / sonderlich im Anfang / suchet / mit allerley List / Ausflücht und Räncken / sich des Gewalts zu erwähren. Doch muß man erstlich / im Schritt und Trab nicht plagen oder treiben / biß es des Circulgangs gewohnen / der Füsse etwas gewisser wird / wanns aber einen Lust und Hurtigkeit erweiset / kan mans wol zum Gallop anfrischen.

Und wann es umwenden solle / muß der bey dem Pelier stehet / sich etwas heraus in die Volta begeben / und dem Pferd gleichsam begegnend mit der Peitschen drohend / selbiges zum Umkehren bewegen / welches zwar besser und allweg nöthig ist / daß es im Schritt und Trab vorher also geschehe / doch alles ohne Poltern / Ungestümm und Streiche / es erforders dann die höchste Nothdurfft; so wird sich ein Pferd / in wenig Wochen / so artig sagt (Herr Pluvinell) auf die Hüffte setzen

und für sich selber tummeln / und wann ihm / in dem Umwenden von einer Hand auf die andere / mit Bescheidenheit / und nicht unsinnigen Geschrey / begegnet wird/wendet es sich fein sittsam/sobald es nur des Meisters Willen von fernen mercket / darauf es anfängt Achtung zu geben ; hingegen aber will man mit Unvernunfft und Narrheit es anfangs zur Umkehr nöthigen und zwinge/ wird es nicht allein alle Wolanständigkeit und Vorsicht die Schenckel recht und sicher zu setzen / verlieren / sondern es wird auch des ungestümmen und gähen Wendens gewohnen / damit es ihm und seinem Reuter den Hals leicht brechen kan/ und wann auch diß nicht geschiehet/ ihm doch diese sorgliche Umkehr Lebenszeit anhänget.

Wann es sich wiederspenstig erzeiget / muß man / so es aus Zorn / Ungedult und Bosheit geschiehet / solches nicht schlagen / da es nur fortgehet / dann wann es kurtz angebunden wird / leidet es schon genugsam Züchtigung / ermüden sich mehr dardurch / und indem sie ausreissen wollen / werden sie von ihrem eignen Cavezzon gestraffet ; da es aber nicht fort oder zuruck oder seitwärts gehen wolte / muß zugleich die Stimm und Peitschen ihn machen wieder in die Volta treten / so er alsdann gehorsamet / muß man ihm liebkosen und schön thun. Also wird auch folgends ein Pferd an dem Pilier angebunden / gesattelt / gezäumet / besessen / getummelt/ den Schenckel wie auch die Hand gewöhnet item Sporn und Spißruten/ingleichen die Stimme zu kennen.

Wann sie dieses wol begriffen / werden sie / wie Herr Pluvinell will/zwischen zweyen Seulen mit Stricken an einen Cavezzon angebunden / darinn man sie zur rechten und lincken Seiten weichen / vorwärts und zurucke gehen/ die vordern und hindern Füsse erheben / Courbetten machen / und andere Sprünge lehret; und wird ihnen an dem Pilier die Stettigkeit / das Ausreissen/ und andere Bosheiten / ohne Gefahr / abgezogen/ daß man hernach nur halbe Mühe mit ihnen hat/wann man sie ledig und unangebunden auf die Reut-Schul bringet.

Wann nun ein Pferd bloß vom dem Pilier zu gehen/ zu traben und zu lauffen gewohnt hat / muß mans sattlen und zäumen / und also doch unberitten anfangs herum lauffen / und will Herr Pluvinell, man soll erstlich die Bügel am Sattel nur bloß hinab hangen lassen / damit sie den hin und her wanckenden Bügel gewohnen/ und zum andern mit dem Schweiff dergestalt nicht also hin und her wädeln. Wann es in diesem gehorsam ist/mag man wol einen leichten Jungen hinauf setzen der muß aber fest und still sitzen / und das Pferde weder mit dem Zaum noch Sporn beunruhigen so wird es lernen/ ihn desto williger auffsitzen zu lassen/ dieses kan man also fünff oder sechs Täge continuiren. Endlich muß es einer beschreiten / der im Reuten besser erfahren ist/und der die Zügel sanfft und gemächlich an sich ziehe/ damit es der Faust allgemach gewohne/ auch zu Zeiten den Schenckel/nach dem ers wendet/ anlege: Doch muß der zu Fuß/ mit der Peitschen/ jederzeit nachfolgen / und der Reuter das Pferd / weder mit Sporn noch dem Zaum oder Cavezzon straffen. Wann das Pferd dieses wohl verrichtet/ mag mans also auch zwischen zweyen Pilieren / zum weichen vom Schenckel/zum zuruck und vorwerts gehen/ gewöhnen/ auch allgemach das Pferd die Spißruten kennen lernen / daselbst kan man ihm zugleich zu den Corbetten/ und die Parada geschicklich zu machen / item zum springen aufmuntern/darzu ihm der Reuter mit der Stimm und Spißruten / auf einem und andern Bug helffen muß. Wann ein Pferd/ die Sporen kennen zu lernen/ gar zu hitzig und zu empfindlich ist / und doch die Noth erfordert / daß es die Hülff der Sporn erkennen und gedulten lerne / mag man erstlich die Sporne mit solchen Ballen/wie man im Ballhause braucht/bekleiden/ und solches damit öffters berühren / biß es letzlich auch der andern / und schärffern gewohne. Anfangs wird einem jungen Pferdt/an statt des Zaums/nur ein Nasband von Stricken angelegt / daran die eine Corda am Pilier angemacht / und das Pferd also herum getrieben wird.

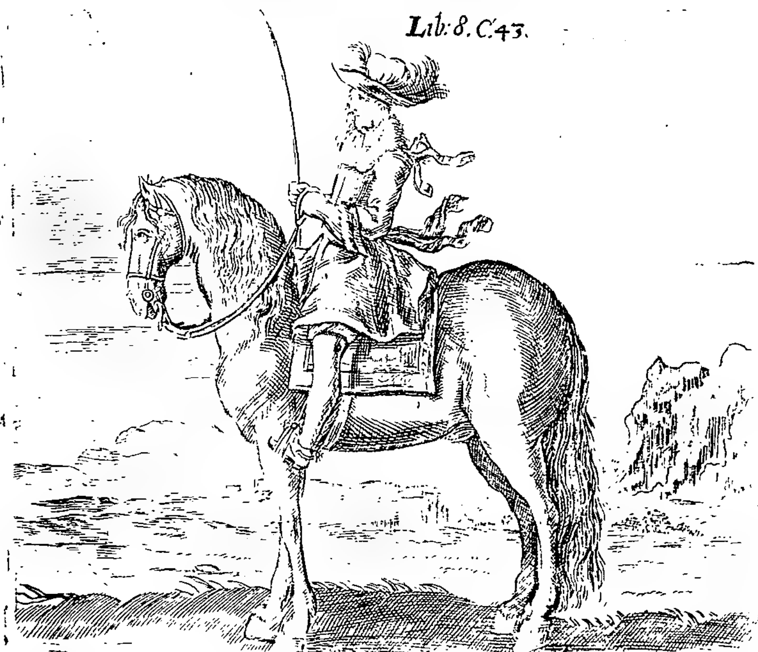
Andere haben geglaubt/ man soll ein junges Pferd anfänglich in einen tieffen Acker reuten / es werde darinnen wol heben und traben lernen;die Vernünfftigere aber urtheilen das Widerspiel / man mache ein Pferd damit nur müde / verdrossen und unlustig / es schlägt und reichet gern in die Eysen oder reisst sie wol gar ab/ die zarten Glieder werden ausgemattet / thun alles mit einem übelanständigen Zwang / und verliren den Lust / der doch allerdings / bey ihnen / soll erhalten werden und diß zuwegen zu bringen / muß ihnen allwege/ wann sie gehorsamlich thun/was der Reuter will, Gras oder Brod mit Saltz gegeben/und fein beyzeiten Feyerabend gemacht/das Pferd geliebkoset/in Stall geführt/ und mit guten Futter / und behöriger Wartung versehen werden.

Der Tummelplatz / wie Sieur del Campe (in seiner Reut-Kunst / oder Art de monter à Cheval, so Anno 1658. zu Paris gedruckt worden)will/ so 80. Schuh in die Läng und 35. Schuhe in die Breiten haben / in der Mitte ist eine Seule oder Pilier, die Füllen dabey anzubinden und abzurichten/ und herum die Volta oder den Craiß zu machen.

Cap. XLIII.

Wie ein Reuter soll zu Pferde sitzen.

WAnn nun ein Pferd recht gesattlet / wol gegürtet / das Mundstuck und Kienketten recht eingelegt/ die Bügel ihre gebührliche Länge haben/soll ein Cavalier der zu Pferde sitzen/und das Lob eines zierlichen Reuters erlangen will / gerades Leibs seyn / gereimt und wolanständig gekleidet und sauber gestiefelt/ der Hut soll fest am Kopff seyn: Er muß mit der lincken Hand den Sattelknopff (nachdem er vorher den Zügel und die Stricke vom Cavezon ergriffen) anfassen/ und zu gleich den lincken Fuß im Bügel / und den gantzen Leib/mit einem wolanständigen geringen Schwung gerade in den Sattel setzen ; die Bügel strecks einnehmen / Zaum und Nasbandstrick recht accommodiren, die lincke Faust gerad über den Sattelknopff / den



Daum übersich/und die gantze Hand gegen sich geneigt halten; Er muß in der rechten Hand die Spißruten etwas übersich und nach der zwerch / gegen des Pferdes lincken Ohr gewendet/richten; die obern Schenckel und Knie müssen wol geschlossen seyn / die Füsse fest in denen Bügeln hafften / etwas / doch nicht zu viel / gestreckt / hart neben des Pferdes vordern Bügen; die Fersen etwas untersich/und auswärts/die Zähen aber aufwärts und gegen dem Pferde gewendt seyn; beede Elenbogen muß er etwas vom Leibe halten: Des Reuters Augen sollen recht zwischen des Pferdes Ohren gerad hinaus sehen.

Im Tummeln muß er eine freye / ungezwungene / wolgebärdige Action machen / und sich weder auf eine noch die andere Seiten zu viel neigen / er muß hurtig und geschwind seyn/achtsam/da ein Pferd einigen Fehler begienge/ solchen alsobald / und gleichsam unvermerckt / so viel möglich / verbessern / dem Pferd mit der Hand/ mit der Stimm/mit dem Schenckel/ durch gehörige Straffe / helffen; die Hand muß/ nach Beschaffenheit/ nach lassen/anhalten und wenden; der Schenckel mahnet an/ mit dem Bügel/ Wadel und Sporn.

Die Stimme ist das Pferd zu straffen/ anzumahnen / behertzt zu machen und zu liebkosen ; Cavezzon, Zügel und Beyzügel dienen dem Pferd den Hals und Kopff zu richten : Wann nun das Pferd rechtes oder lincks gehen soll/ muß die Spißruthen/ vor des Pferdes äussers Auge / gewendet / der äussere Schenckel etwas angehalten/so wol auch die lincke Hand mit dem Zaum etwas in die Höhe und die Nägel übersich gewendet werden; doch alles / ohne Erhebung des Elenbogens oder Verruckung der Faust / von ihren Ort. Das Gesicht eines Reuters soll freudig und ohne Affectation scheinen / der Leib / etwas zuruck gebogen / soll fest und unbeweglich im Sattel sitzen / sonderlich Berg auf und ab / und im Pariren soll er den Leib zierlich führen / die Stegreiff im Springen und Lauffen nie verlieren; im Neigen sollen seine Augen und der Spitz oder das äusserste seiner Zähen gleich ein Parallel machen und zusammen treffen. Er soll alles mit einem guten Judicio verrichten / damit es scheine / er wisse des Pferdes Natur und vermögen / und das Pferd wisse und thue seinen Willen.

Cap. XLIX.

Von Traben.

Jungen Pferden / die erst neulich aus gesangen und aufgestellt worden/ ist das Traben eine nothwendig und nützliche Unterrichtung / dardurch man ihre Eigenschafften erkennen / ihre Gliedmassen auseinander bringen/den Rücken stärcken/ihren Untugenden desto leichter vorbauen / und die Stäthaltung des Halses und Kopffes desto besser einrichten und befestigen kan / sie werden dardurch ringfertig/ gutes Athems / wissen sich besser / in die Straff der Reuter / zu schicken/ zu ergeben/ und zu verbessern; der Trab soll gleich / erhaben aus allen Bügen/ und freudig seyn; die Füsse werden freyer / sicherer / behender / leichter / alle Glieder ausgestreckt / gesetzt und wolgeschickt/ dardurch sie auch leichter zum spasseggiren und zierlichen kurtzen prangenden Trab mit der Zeit zu bringen/ eine schönere und sänfftere Galoppo thun/und sonderlich die Solda-



ken-Pferd / oder die man zum Schertz und Ernst / terre à terre gebrauchen will / die müssen nohtwendig alle diejenigen Schulrecht und Lectionen / so sie hernach im Tummeln thun müssen/vorher in den Trab lernen und begrieffen/ wie nicht weniger die Scholaren/ durch das Trottiren / erst recht lernen fest sitzen / sich in dem Sattel/und mit den Knien und Bügen schliessen/Leib/ Hände und Füsse recht führen / und die Straffen und Beyhülffen den jungen Pferden in einem oder andern Mangel auf mancherley Begebenheiten / wol und à propos zu geben / daß es lernet die Ruthen und Speronaten kennen und förchten.

Die erste Lection wird in einer zimlich weiten Volta auf die rechte Hand genommen / und in allen Schulen sind alle junge Pferde öffter und embsiger auf die rechte als lincke Seiten zu gewöhnen / weil sie mehrentheils das letzte natürlicher Weise lieber verrichten / indem sie auf der lincken Seiten gesattelt/gegürtet/ gezäumet/ auch im Auffsitzen bestigen werden ; die meisten Knechte fangen auf der lincken Seiten an zu strigeln / geben von selber Seiten das Futter / führen sie daselbst / (wann sie nicht linck sind) an der Hand / daher ihr Kopff und Hals biegsamer auf diese Seiten wird / so aber / durch Fleiß eines verständigen Reuters / kan corrigirt werden.

Wann man die Volta dreymal auf die rechte Hand verbracht hat / nimmt man solche gleichfalls dreymal auf die lincke Hand/ und schneidet die Volta in der Mitten gleich durch / und endlich wieder dreymal auf die Rechte / und parirt alsdann.

Herr Löhneisen erfordert zehen oder zwölff Wochen zum Traben ; andere aber / sonderlich die Frantzosen/ wollen nicht so viel/vermeynen/ ein junges Pferd werde nur damit aufgehalten : Die Parada wird im Durchschnitt und Diametro der Volta vorgenommen / und wollen etliche/ man soll ein junges Pferd so offt es dreymal auf eine Seiten herum getrabt ist/allzeit wiederum pariren / und sonderlich Acht haben / daß es mit dem Kopff nicht vorwärts sich neige / den Hals und Kopff stät und aufrecht trage ; so offt man stille hält / soll man das Pferd ein drey Schritt zuruck / und wieder so viel vorwärts gehen lassen. Der Kopff soll zwar im Traben sowol / als andern Lectionen / fein gleich / doch ein klein wenig einwärts gegen der Volta gewendet seyn / also daß im Wenden auf die rechte Hand / der Reuter des Pferdes rechtes Aug / und im Wenden auf die Lincke/ seines Pferdes linckes Aug / gar ein wenig sehen kan; darzu kan ihm die Beyhülff des Nasbandes absonderlich dienen.

Wann ein Pferd sehr auf den Zaum dringet/ muß mans etliche Tage in einer engen Volta herum traben lassen/ und wol mit dem Nasband regiren / so wird es hurtiger werden / und künfftig in einer weiten Volta desto leichter galoppiren.

Cap. XLV.

Vom Galoppiren.

Alle Ubungen / die mit einem jungen Pferde vorgenommen sind/sellen sehr frühe bey anbrechendem Tage/ fürgenommen werden ; Ich rede allhier allein von der Galoppo terra à terra , oder Galoppo raccolto, der für einen Cavalier und Soldaten der gewöhnlichste und nützlichste ist.

Viel sind der Meynung / man solle ein Pferd in dieser Lection nicht anstrengen/biß es seyn fünfftes Jahr



vollbracht hat/ und wäre/ die Warheit zu bekennen/ das beste/ wann man sich bis dahin gedulten wolte/ die wenigsten aber mögen dieses Ziel erwarten/ fangen wol schon mit dreyen Jahren an/ welches der jungen Pferde Verderben ist/ und heisset: Quod citò fit, citò perit, bald vollkommen/ bald abgenommen.

So ist auch nicht böse/ wann ein Pferd den Galoppo auf der Reutschul gerecht und gut verrichtet/ daß man es bisweilen ins Feld reute und daselbst in einem nicht tieffen/ auch nicht steinigten Acker/ von einer Hand auf die andere wende/ damit es der Reutschul bisweilen vergesse und gewohne/ an einem jedern Ort/ wo sein Herr es befihlet und haben will/ sein Addresse und Geradigkeit zu erweisen.

Vor allen Dingen soll ein Reuter in acht nehmen/ daß es nicht falsch Galoppire und da es (wie bey jungen Pferden leicht geschiehet) also ist/ bald den Zaum ein wenig anhalten/ mit der Spißruthen oder mit den Spornen das Pferd anmahnen/ bis es wieder in die rechte Galoppo komme/ und ein Reuter empfindet es bald im Sitzen/ wann ein Pferd contra tempo gehet/ dann wann die Galoppo recht und gut seyn solle/ so muß ein Pferd auf die rechte Hand den rechten Fuß vom Anfang in die Volta auf die lincke Seiten aber den lincken Fuß erstlich einsetzen. Daß Pferd soll allzeit beysammen und der Kopff niemals aus der Volta gelassen werden allermassen ich droben vom Trottiren berichtet habe; also ist so wol im Tummeln/ als auch im Spasseggiren und Trottiren/ in acht zu nehmen/ daß ein Pferd allzeit den äussern Fuß in der Volta über dem innersten schlage/ sonst gehet es falsch.

Die Ansprengung auf die rechte Hand ist gut/ wann sie (wie auch alle andere) sittsam geschiehet/ der rechte Fuß wird ein wenig von des Pferdes Leibe entfernet/ hingegen der lincke Schenckel etwas näher angehalten; der Cavezzon wird mit der rechten Hand gar subtil angehalten/ und zugleich die Spießruthen überzwerch gegen des Pferdes lincken Auge gehalten. Je sänffter und sittsamer die gantze Galoppo verrichtet wird/ je schöner und zierlicher/ auch um so viel desto sicherer ist es/ sonst wird die Volta abgewechset/ wie vor bey dem Trottiren vermeldet ist.

Will man aber das Pferd in einen schönen zusammgezogenen Galoppo bringen/ sagt Herr Löhneisen/ so muß es starck im Rucken und vor allem ringfertig/ vom Kopff gerad/ stät/ und solchen herbey tragen/ dem muß nun ein Reuter mit dem Zaum/ Wadeln/ Ruthen und Stim helffen/ jedoch gantz sacht/ und nach des Pferdes Empfindlichkeit/ dergestalt wird es mit zusammgezogenen Leib (sagt er) gleich als obs eine Sänfften wäre/ hæsiren/ welches dem Reuter und dem Pferd ein schönes Ansehen gibt. Hactenus ille. Darzu aber taugen nicht alle Pferde/ was Colerischer Naturen sind/ haben ein zu hitziges/ zu tobendes und zu widerspenstiges Gemüthe; die Plegmatischen und Melancholischen sind zu träg und langsam; die sanguinische Complexion ist die tauglichste/ als welche muthig/ frisch und hurtig/ doch dabey sittsam und gehorsam sind.

Es erzehlt Herr Pluvinel, der Frantzösische Adel wolle alle ihre Pferde zugeritten und abgerichtet haben/ ob sie wol nicht darzu dienen; und wolle sich ein Roßbereuter nicht darum annehmen/ so halten sie ihn für einen Ignoranten; hingegen/ wann man in Italien einem Roßbereuter sollte ein hitzig cholerisches/ boshafftiges/ ungedultiges/ oder faules und hartmäulichtes Pferd zuführen/ wie schönes auch von Taille wäre/ würden sie ihn nicht annehmen/ sondern wiederum nach Hause senden/ um/ ihm ein Mundstuck mit vier Rädern anzulegen.

Also ist nothwendig/ wer sich die Mühe nehmen will/ ein Pferd entweder selbst zuzurichten/ oder abrichten zu lassen/ muß vor allen Dingen sehen/ ob es die jenigen

Requisita habe / die ein dergleichen Pferd haben solle / auf wenigst soll es von gutem Hertzen / Athem / Maul / und Schenckeln seyn.

Müssen also in einem Galopp die vordern und hintern Schenckeln eine gleiche Bewegung geben / die im rechten Gewicht einander ablösen / also daß Creutz und Brust im Æquilibrio stehen / und doch die vordern Füsse höher und gebogener kommen / als die hintern. Der Galopp muß bißweilen geschwinder seyn / wann kaltsinnige Pferde vorkommen / solche aufzumuntern / bißweilen aber eingezogener und kürtzer darzu man vornemlich die hitzigen reschen muthigen Pferde gewöhnen solle; damit sie ihren Muth lernen innenhalten und bezwingen.



Cap. XLVI.

Wie ein Carrera zu thun / auch vom Quintana und Ringrennen.

DJe Welschen sagen zwar: Caval corrente Sepoltura aperta, ein lauffendes Pferd sey ein offenes Grab; so ist doch für einen Soldaten / allermassen auch der meiste Adel dergleichen / zu Schimpff und Ernst dienliche Pferde verlanget / dieses fast nothwendig. Ein Pferd / das eine schnelle / ståte / anhåbige und sichere Carrera lauffet / ist ein sonderliches Kleinod / das einem / wo man über mannet / oder mit ungleicher Stårcke unvermuthet und offt schalckhafftig und hinterlistig angesprengt und angefallen wird / das Leben erretten; auch in Actionen und Feldschlachten wider den Erbfeind den Türcken / zum Nachhauen und einholen / fürtrefflich dienen / und manchesmal eine gute Beute gewinnen helffen kan. Solches nun zuerlangen / gehört eine vorhergehende öfftere Ubung darzu / damit ein Reuter wisse / was hinter seinem Pferd stecke / und wie weit er sich darauf zu verlassen habe.

Die Bahn soll eben / mit Sand aber nicht tieff beschüttet / ohne Stein und Stöcke / wenigstens auf dritthalbhundert Schritt lang seyn / kürtzer oder långer / nach dem Vermögen und Ringferdigkeit des Pferdes. Anfangs soll man die selbige Bahn hinaus das Pferd einen Schritt gehen lassen / damit es derselben gewohne / und am Ende der Bahn das Pferd gemach umkehren / und also eine kleine Weil still halten; hernach wieder zum Anfang der Carrera das Pferd fein im Schritt reuten und abermal mit dem Kopff abwårts stellen.

Im ansprengen / muß es erstlich wie eine schnelle Galopp, aber gleich darauf mit allen Kråfften seyn / der Leib muß gar ein wenig fürwårts geneigt / und der Hut fest und unverruckt auf dem Kofft seyn / doch also / daß die Augen und die Zåhen am Fuß perpendiculariter zusammen treffen / die Füssen müssen ståt und fest in den Bügeln stehen / wie auch die Hånde / und nicht hin und wieder wåcheln / als wolte er fliegen / viel weniger soll er das Pferd mit Geschrey und Schlagen / wie die Schiffleut auf der Hohenau / verunruhigen / weil alles ein grosser Ubelstand / dardurch man in Ritterspielen / Ringelrennen / Quintana und dergleichen Adelichen Exercitien / alle Gratia verlieret / und an statt des verhofften Dancks / ausgelacht und verspottet wird.

Durch das Speroniren wird ein Pferd forchtsam gemacht / daß es den Schweiff immerdar bewegt / welches håßlich / und so wol dem Reuter als dem Pferd unsauber anstehet / mit der Stimm / denen Waden und den Ruten kan man es dennoch aufmuntern / ist auch zierlich / wann man das Pferd ansprengen will / daß es vorher ein paar niedere passaden macht / doch behend

und bey der Erden/ wann man nur das Ende der Carrera erreichen will / ein zehen Schritt vorher / muß man den Leib ein wenig zu ruck halten/ den Zügel nicht auf einmal/ mit allen Kräfften / anziehen/ sondern gemach innenhalten/ ein paarmal wieder nachgeben/ bis sich das Pferd nach und nach erholen/ setzen/ und gar mit einer Levada oder zweyen / stellen und still stehen oder setzen möge.

Die Carrera soll stät / gestreckt / niedrig aus allen Bügen und schnell seyn/ nicht geschoben/ oder ungleich; Du solt dich befleissen/ (sagt der alte Herr Löhneisen) daß sich das Pferd / im still-halten / hinten ein wenig schmiege/ den Kopff grad und stät herbey halte/ frisch an dem Mundstuck käue/ und sich etwas unruhig erzeige/ auch einen Fuß/ um den andern aufhebe/ welches einem Pferd / nach vollbrachter Carrera, wol anstehet.

Sonsten werden die Rennbahnen / zum Ringrennen/ mit guten wol ausgebachenen Ziegeln gepflastert/ und einer zwerch Hand hoch/ mit reinem Sande/ beschüttet. Die gantze Länge der Bahn soll von 220. Werckschuhen seyn; 150. Schuhe soll die Bahn/ wo man aussprengt/ bis zu dem Ring haben; 70. Schuhe sollen noch hinaus/ unter dem Ringe / seyn/ da man daß Roß halten und pariren möge. Die Bahn/ da der Ring hanget/ soll 20. Werckschuhe breit seyn/ 30. Schuhe aber soll die Nebenbahn/ an der Breiten/ haben. Die Schrancken oder Geländer/ so die Bahn unterscheiden/ soll 7. Viertel Höhe haben. Die Lantzen sollen weder zu schwer/ noch zu leicht/ weder zu dick noch zu schwach seyn/ diese sollen/ für der Hand hinaus/ neune/ in dem Handgriff einen halben/ und hinten hinaus anderthalbe Werckschuhe haben/ je kürtzer die Lantzen/ je eher trifft man/ und je länger sie sind/ je leichter fehlet man.

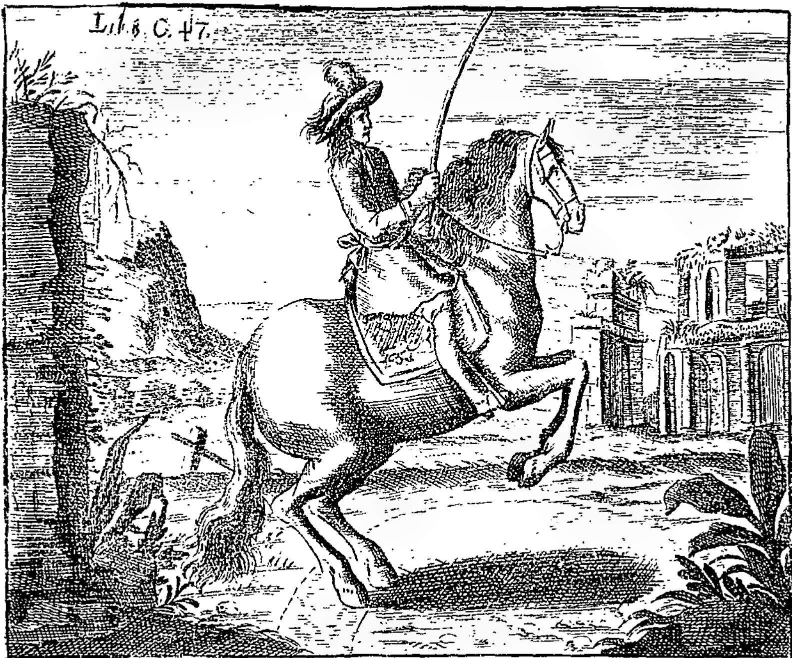
Und ist in allen Carreren des Pferdes Sicherheit/ mit rechter Moderirung des Zaumes/ wol in Acht zu halten/ weil kein so schädlicher Fall seyn kan / als der sich in einer Carrera zuträgt/ daß wol offt Pferd und Mann zugleich/ oder doch eines aus ihnen/ den Hals brechen kan / sonderlich wann die Pferd schwehr und groß sind / dahero zu diesem Exercitio die mittelsten Pferd am besten/ weil die Schwehren zu wenig Athem/ und die gar Kleinen zu wenig Stärcke haben / und wiewol offt die kleinen Klepper stät und gewiß lauffen/ wird es doch/ in Adelichen offentlichen Exercitien/ für einen Ubelstand gehalten / auch meistentheils nicht passirt.

Im Ringrennen muß das Pferd / eine schnelle / doch stäte und sanffte Carrera lauffen/ der Lantzen Spitz muß gegen des Pferdes rechten Ohr/ in der Quintana aber gegen dem lincken Ohr geneiget seyn / darzu die mittel- doch hengstmässigen Pferde am besten dienen/ weil die kleinen Klepper nicht passirt werden; die Lantzen muß / nach der Grösse und Proportion des Reuters/ seyn/ die setzt man erstlich/ im fortreuten/ mitten auf den rechten Oberschenckel/ die beyden Elenbogen müssen nicht zu nahend am Leibe seyn; man senckt die Spitzen ein wenig vorwerts gegen des Pferds lincken Ohr/ hebt die Lantzen ein paar Finger hoch vom Schenckel / doch unvermercket / auf/ reutet mit einer halben Volta terre à terre in die Rennbahn ein; Etliche wollen / hundert Schritt sey genug / die Länge bis zum Ring/ und 30. Schritt zum pariren/ oder/ für abgerichtete Pferde/ die Länge 80. Schritt/ und 20. zur parada. Der Ring muß ein wenig über das lincke Augenbräun erhaben seyn/ weil sich das Pferd/ im lauffen/ allzeit erniedert; wann der Ring höher gehangen wird/ ist er härter zu treffen. Wann er anfängt anzusprengen/ hebt er die Lantzen in dem Stand/ wie sie ist/ hertzhafft empor/ bewegt aber nichts anders als den Arme/ und nicht den gantzen Leib; seine Hand soll er/ gerade gegen dem rechten Ohr über/ halten/ doch weder zu weit/ noch zu nahe bey nem Gesicht: Wann er zehen oder zwölff Schritt also laufft/ soll er die Lantzen nach und nach/ mit rechtem Tempo, niedersencken/ die Faust wiederum an vorigen Platz bringen/ und alsdann gerade dem Ringel zurennen / und so bald er vorbey/ die Levada machen/ und den Lantzenspitz gerade gen Himmel aufrichten/ auch im aufheben den Arm ein wenig aufrecht halten/ doch daß mans nicht viel mercke / darauf mag er mit einer halben Volta pariren; da nun das Pferd stille stehet/ und ausser der Bahn kommt/ setzt er die Lantzen/ wie vorhin/ auf seinen Oberschenckel/ und gibt sie wiederum dem Sattelknecht/ oder dem Page: Der Reuter muß/ in währender Action, stätt / fest und zierlich sitzen / Leib und Angesicht gerade halten / Augen und Mund nicht verstellen/ mit dem Kopff nicht wancken/ oder mit dem Leibe sich biegen. Wann er unter dem Ring hinrennet/ muß er das Pferd/ im vollen Lauff/ nicht schlagen/ die Schenckel stät und fest an sich halten/ und allen Ubelstand und gezwungenes Wesen meiden; im Ring ist das beste Treffen in der Mitten / in der Quintana aber ist der beste Stoß auf der Stirne/ über den Augen/ die darunter kommen/ werden weniger geachtet. Sollte aber ein ungeschickter Quintana-Renner ihren Schild mit der Lantzen treffen/ der am lincken Arm hänget / so wendet sich die Quintana auf einem Gewerb herum/ und schlägt nach dem/ der so übel getroffen hat/ er verlieret auch seinen Ritt/ zur Straff der Ungeschicklichkeit/ die Levade werden/ wie im Ringrennen gemacht.

Wer aber von diesem Exercitio mehrern und weitläuffigern Bericht haben will/ der besehe des Herrn Antonii de Pluvinel gedruckte Reutkunst oder Instruction du Roy en l'Exercice de monter à cheval; da wird er schöne und genugsame Information des Ringrennens/ und was dabey wol oder übelanständig betreffend/ zu thun oder zu lassen/ finden und antreffen.

Doch ist allhier auch nicht zu vergessen/ daß einem edlen und guten Pferd nicht weniger nöthig ist/ über eine Plancken/ Gehäg oder Graben zu springen/ welches ob es wol gefährlich/ dennoch in einem Nothfall heilsam und ersprießlich ist / dardurch manchen sein Leben errettet worden; darzu aber gehören nur leichte/ muthige und wolgesetzte Pferde von starckem Rucken: Da mögen Anfangs ein paar Jungen einen grossen starcken Stecken ein anderthalb Schuhe hoch von der Erden ausheben/ und der Reuter das Pferd mit der Stimm und Spißruten auf den Bügen/ hinüber zu springen vermahnen/ und anfrischen/ und wann es einmal gehorchet/ ihm caressiren und etwas zu essen geben: Kan es diese Lection einmal/ mag man den Stecken je länger je höher halten lassen/ so wird das Pferd von Tag zu Tag ringfertiger werden; gleiche Beschaffenheit hat es

auch mit dem Graben / daß man Anfangs im Feld ein Gräblein / etwan anderthalb Schuhe breit und tieff / aufwerffen lasse / und das Pferd darüber zu springen gewöhne / das mag man hernach weiter und tieffer machen / nach der Mensur, die man siehet / daß es das Pferd sicher leisten kan / so darff man folgends / auf begebende Noth / sich auf ein solches Pferd desto besser verlassen.



Cap. XLVII.

Vom Pariren.

DJe Parada zierlich zu machen / lernet man das Pferd in einer geraden Linea, erstlich / wann er drey Schritt verbracht / hält man den Zaum und Cavezzon innen / und ermahnet es mit der Stimm und Ruten / oder auch an seinen vordern Füssen inwendig / (so durch einen Gehenden geschehen kan) biß es sich mit den vördern Füssen etwas hebt / thut es das / muß man ihm darauf fein liebkosen. Wann er Anfangs gleich zu hoch gienge / oder die vordern Füsse nicht biegen sondern zu weit von sich strecken wolte / muß man ihn nicht grob straffen / damit er nicht darob verzagt werde / und hernach nicht wisse / was er thun solle.

Wann er sich nun recht erhoben / und die vordern Füsse wieder auf die Erden setzt / müssen Kopff und Hals gleich und stät / wol herbey bleiben / darzu man mit dem Cavezzon stattlich beyhelffen kan.

Schwere Pferde kan man auf einer Linea, die etwas abwärts gehet / von den Italiänern Galada genennet / abrichten / damit sie desto leichter werden / und mag man erstbesagte Hülffen darzu gebrauchen ; sonderlich ist zu verhüten / daß sich ein Pferd im Pariren nicht auf den Zaum lähne / oder den Kopff vornen ausstrecke / welches sein / alles vorher auf das allerbeste verrichtete Schul-Recht / gantz und gar verderben und verschänden würde / also soll der Reuter in dem Augenblick der Parada, auch ein wenig vorher / die beeden Nasband-Zügel wol und starck an sich ziehen / wie nicht weniger auch den Zaum gehöriger massen anhalten / und den gantzen Leib ein wenig zurücke neigen damit das Pferd herbey bleiben müsse / es sey gleich im Schritt / Traben / Galoppo oder Carrera.

Es muß allenthalben / nachdem die Pferd wolgestellt / nicht vorhängig / oder / nach dem es schwehr und plump ist / ein grosser Unterscheid gehalten werden ; die mit dem Kopff nidrig gehen / pariren mit dem vordern Schenckel / und legen sich in den Zaum / die muß man gewöhnen / daß sie sich auf die hintern Schenckel setzen lernen / und diß zu erlangen / muß man die beeden Zügel des Nasbandes gleich / und nicht einen stärcker als den andern anziehen / nicht gegen den Mann / oder untersich / sondern sie an ihren Ort lassen und erheben ; so wird sich das Pferd auf die hintern Füsse setzen / und vornen erheben / denn das Pariren muß gerad und zugleich / auf beeden hintern Füssen / geschehen. So bald es seine Lection gut macht / muß es mit Liebkosen darauf erquicket seyn / damit es wisse / es habe recht gethan / und muß / durch fortgesetzte Ubung / darbey erhalten werden.

Das gewisseste Mittel / die Stärcke eines Pferdes zu vereinigen / den Kopff zu versichern / sich auf die hintern Schenckel recht zu setzen / solches leicht in den Zaum und zu allen Schulen geschickt zu machen / hanget an

der Vollkommenheit/ wann ein Pferd recht und zierlich parirt/ der Kopff und die zween hintern Füsse müssen gleich kommen/ diß kan man am leichtesten im Trab zuwegen bringen; das wolbedachte Zuruckweichen ist ein nothwendiges Mittel wol zur guten Parada zu bringen sich gehorsam und ringfertig zu erzeigen / wann ein Pferd schwer vom Kopff und Hand ist/ sich in den Zaum legt/ und auf die Faust dringet.

Cap. XLVIII.

Vom Schenckel-Weichen und Zuruck-Lauffen.

DAS Weichen auf die rechte und lincke Hand nach der Seiten / ist eine Lection / die grossen Vortheil zum Repoulon und Raddoppio bringet. Geschiehet längst an einer Mauren am gelegensamsten / da man Anfangs / zu Fuß / einen Verständigen dabey haben/ der so wol mit der Stimm/ als mit der Peitschen oder Spißruten/ wann das Pferd nicht weichen wolte/ beyhülffig seyn muß; der droben sitzt / soll den Schenckel / auf derselben Seiten / wohin das Pferd weichen muß / inwendig elargiren und vom Pferde halten / den andern aber/ der auswendig ist/ anlegen/ muß auch mit der Ruten von aussen wo nicht treffen/ doch drohen/ damit das Pferd leichter wissen möge / wohin es weichen müsse / und vor den Streichen oder Spornen sittsam weichen lerne/ darzu auch die Anziehung oder Nachlassung des rechten oder lincken Zügels gleiche Anleitung/ gibet/ weichts auf die rechte/ muß es den rechten Schenckel am ersten haben / und also auch den lincken Fuß / wann es lincks gehen soll / doch dergestallt / daß es den äussersten Fuß allzeit über den innersten schlage; wann das Pferd sich gehorsam erzeigt / muß mans caressiren / damit es desto lieber gehorsame / und dem angelegten Schenckel entweichen lerne; Anfangs ists genug drey oder vier Schritt/ und muß man allzeit avanziren/ mehr Schritt vornehmen / auch mehr vorsich als hinter sich die Linien führen / die Anziehung eines oder des andern Zügels am Cavezzon dient auch darzu / daß ein Pferd den Kopff und Hals auf eine Seiten nicht mehr/ als auf die andern neige.

Wann man ein Pferd will lernen zurucke gehen / muß vornemlich das Nasband darzu genommen seyn; weil das Mundstuck allein das Pferd im Maul wund oder irre machen dörffte; der Cavezzon nun muß leiß oder hart seyn/ nachdem sich ein Pferd willig oder ungehorsam erzeigen wird; man mag wol jemanden mit einer Spißruten oder Peitschen dem Pferd für die fronte stellen/ der ihm drohe/ oder die Brust und vordern Bieg ein wenig/ mit geringen Streichen/ berühre und er stehet auf die Seiten wann es sich etwa auf eine begeben/ nicht geraden Stand halten wolte. Es ist diese Bewegung wider der Pferde Natur / und kommen sie Anfangs entweder aus Ungeschicklichkeit / offt auch aus Bosheit/ sehr hart daran/ darumeben desto glimpflicher mit ihnen umzugehen/ man muß ihnen auch solches nicht zumuthen/ biß sie im Rucken wol erstarcket sind / und so wol die Faust als den Schenckel und andere gewöhnliche Hülffen wol verstehen.

Ein Reuter soll in dieser Lection beede Schenckel fest und unbeweglich halten / daß ein Pferd nicht dardurch verwirret werde/ nnd nicht wisse was es thun solle/ will es aber je auf die rechte oder lincke Hand ausweichen/ kan mans an eine Mauren/ nach der Länge stellen / daß es dahin sich nicht ausdrehen könne/ von der äussern Seiten aber muß ein Reut-Verständiger mit einer Spißruten stehen/ der dem Pferd die Groppa mit Bedrohungen und Anrühren in der geraden Linien erhalte/ und ob es schon das erstemal (wies offt geschiehet) nicht einen Tritt zurücke wiche / muß man doch kaltsinnig und gedultig mit handeln/ auch wann er nur ein paar Schritt wiche / ihm liebkosen; hernach / so bald das Pferd einen Fuß zurucke setzt / muß man ihm einem Tempo auch einen kleinen Ruck mit dem Cavezzon geben / so wird es allgemach die Unterrichtung annehmen/ und des Reuters Willen gehorsam seyn.

Cap. XLIX.

Von unterschiedlicher Hülffen der Pferde und Straffen.

ES sind gar wenig Pferde von so edler Art / und so gelernigen Verstand und guten Willen/ daß sie gar keiner Hülffe bedürffen solten/ sonderlich was junge noch unabgerichtete Thier sind/ bey denen muß so wol eine stäte Hülffe / als auch gebührende Straff angewendet werden/ doch daß allzeit die Sanfftmuth dem Zorn oder der Schärffe vorschlage.

Die Hülffe mit der Hand geschehen/ wann man den Zaum im Wenden auf die rechte und lincke Seiten / in Anhaltung und Nachlassung / recht wechslet / im Pariren / im Antritt und Ansprengung das rechte Tempo giebt / wenn sie stät und gleich / nicht hin und wieder wanckend geführt wird; wann man den Cavezzon, nachdem ein Pferd rechts oder lincks gehen soll recht anziehet / nachlässet und lencket / wann er das Vermögen und die Kräfften seines Pferdes in Beden cken nehmend / es mit zu vielen strappaziren nicht übertreibet.

Mit der Ruten hilfft die Hand/ daß ein Pferd solche/ in der Volta, stäts vor dem äussern Auge siehet / und daher desto williger obligirt, wird / dieselbige fliehen; und so bald solche gewechselt ist / auch die Volta, auf die andere angewiesene Hand zu nehmen / also wird ein Pferd / wann es recht thut / von der Hand gestrichen / geteschelt und liebgekoset / und wann es ungehorsam und widerspenstig ist / damit gezüchtiget / welches alles beedes gleichermassen die Stimm sehr wohl verrichten kan / indem die Zung / mit ihren Schmatzen und süssen Worten / eines Pferdes gute und gehorsame Action gleichsam gutheist und lobet / mit Geschrey und ernster Stimm aber / gleichsam corrigire und schändet / sonderlich wann sie von den Sporn oder

Ruten/ oder scharffer Ruckung des Cavezzons, begleitet wird.

Mit den Waden kan man einem Pferde nicht weniger Hülffe thun/ daß es wissen kan/ wann es darvor weichen muß daß es verstehet/ wann es ihm folgen oder denselben fliehen soll; und das sind die edelsten und besten Pferde/ die der Sporn nicht bedörffen / sondern gleich/ aus Hindanneigung und Andruckung der Waden/ abnehmen/ was zu thun oder zu lassen. Item/ wann man/ mit des äussersten Fusses Anlegung an den vordern Bügen/ ihnen weiset/ was auf einer oder andern Volta zu thun sey. Alle dergleichen Hülffen sollen gelinde/ sittsam/ und gleichsam unvermerckt seyn / daß weder Reuter noch Pferd dardurch in Unordnung kommen/ und offt die nicht gar zu genau aufmerckende Zuseher solches nie spühren.

Die Sporn / wiewol sie mehr unter die Straffen gehören/ geben sie doch auch eine gute Beyhülffe/ wann man die Faulen ausmuntert/ die falsch galoppirenden ermahnet/ oder wann es/ mit Ohren-wechseln/ auf eine Fantasey dencket/ es wieder damit in die Ordnung bringet. Und wiewol man mit dem gantzen Leib/ im Tummlen/ aufrecht sitzen solle / so magst du doch (sagt Herr Löhneisen) wann das Pferd die Volta auf die rechte Seiten macht/ die lincke Achsel ein wenig gegen des Pferdes lincken Ohr; und in der Volta auf die lincke Hand/ die rechte Achsel ein wenig gegen des Pferds rechtes Ohr wenden; diß wird ihm in Tummlen/ zumaln im redoppiren/ ein grosse Hülffe thun/ sonderlich wann du steiff in die Bügel trittest/ und mit dem Leib/ wie gemeldt/ fein aufrecht sitzest.

Der verdient erst das Lob eines guten und hurtigen Reuters/ der nicht auf den Pferd sitzt wie ein geschnitztes Bild/ sondern der fein activ ist/ und alle nothwendige Beyhülffen/ mit zierlicher und unvermerckter Wolanständigkeit/ verrichtet.

Was die Straff anlanget/ ist zwischen ihr und den Beyhülffen/ die erst erzehlt worden/ kein anderer Unterschied/ als daß zwischen den Willigen und Ungehorsamen / zwischen den Ungeschickten und Boßhafftigen/ eine rechtmässige Ungleichheit muß gehalten werden; auch erfordern sie das rechte Tempo, die rechte Maß/ und den rechten Zweck; wann die Straff zur unrechten Zeit / zu streng und ohne Ursach / gegeben wird/ kan sie so viel oder mehr schaden als nutzen / daher grosse Fürsichtigkeit dabey vonnöthen/ dann die rechte Reutkunst bestehet meistens darinnen / daß man einem Pferd / was es recht oder unrecht thut / zu rechter Zeit kan zu verstehen geben/ warum es gestrafft oder liebgekoset wird/ dardurch wird ihm sein Verstand geschärfft und erläutert/ daß es/ aus den gegebenen Zeichen/ weiß/ was es leisten oder meiden solle / und/ ohne solche Wissenschafft/ kan kein Pferd wol abgerichtet werden.

Daher die guten Reuter/ wann sie ja die Pferd mit der Ruten/ oder Sporn straffen müssen/ Anfangs die ernsthaffte Stimme beyfügen/ davon ein Pferd aufmercksam wird/ wann es wieder einen Fehler begehen solte/ daß es allein mit der Stimm/ ohne weitere Straff davon-abgehalten wird.

Cap. L.

Andere Lection auf der Reutschul.

Es ist eines edlen und mit vielen andern Geschäfften beladenen Hausvatters Gelegenheit nicht/ einen vollkommenen Roßbreuter abzugeben/ stehet aber dennoch wol/ daß er/ in Zäumung und Bereutung der Pferde/ nicht gar ungeschickt und unerfahren seye/ sondern zum wenigsten wisse/ was/ in Abrichtung der Pferde/ das nothwendigste und nützlichste/ als das ein Pferd Zaumrecht / gewandt / lind im Maul / gehorsam / in der Noth über einen Graben oder Plancken setzen könne; Item / daß es die Faust und andere Hülffen/ wie auch die Straffen/ verstehe/ damit er/ zu Kriegsläufften/ (wie denn bisweilen zu geschehen pflegt/ daß die Ritterschafft von der Landsfürstlichen Obrigkeit/ wann sie/ in eigner Person / fortziehet/ aufgebotten wird) wol beritten/ auch so wol mit Gewehr/ als guten Pferden/ daran viel gelegen/ versehen sey.

Was den Repoulon anlangt / ist wol wahr / daß es für eine nöthige Lection/ im Krieg zu gebrauchen/ gehalten wird. Man will ichs nicht gar widersprechen/ daß es/ in einem Duell oder Scharmützel / vielleicht möchte dienen können/ daß sich einer mit seinem/ dem Schein nach/ flüchtigen Pferd/ alsobald wieder herum werffen/ und seinem Feinde die Fronte bieten möchte: Weil es aber 1. eine sehr gefährliche Lection/ nur für starcke und wolabgerichtete Pferde gehöret/ indem sonst Mann und Roß leichtlich stürtzen kan. 2. Lieber zu wünschen wäre/ ein ehrlicher tapfferer Mann zeigete seinem Feinde nie den Rucken / so würde er auch des Repoulons nie bedörffen. 3. Ein terre à terre gewandtes Pferd schon gnugsam ist seinem Feinde zu begegnen/ und ihm den Vortheil abzugewinnen/ wann es anders / von einem verständigen Reuter / regieret wird. 4. Der Repoulon im Kriege/ wo man mit geschlossenen Trouppen und gantzen Squaderonen fechtet/ welche sich nicht/ nach der ersten gethanen Charge/ durch den Repoulon, sondern durch Schwencken/ wiederum wenden und setzen müssen/ wenig nutz ist. Als bin ich der Meynung/ diese Lection könne allhier wol gar ausgelassen/ und wer es ja brauchen will/ auf die Reutschul hin gewiesen werden.

Dieses aber/ so wol als das Redoppiren / soll man nie mit keinem Pferd vornehmen/ es sey dann/ daß es vorhero terre à terre, von einer Hand zur andern/ wol galoppire/ weil sie sonst bald verderbt/ und weder eines noch das andere hernach wol lernen / das meiste ist/ daß sie die Faust und den Schenckel wol kennen und folgen.

Solche Pferde müssen starck/ leicht und hurtig/ auch gutes Mauls seyn/ sonst dienen sie nicht dazu/ es ist auch das Redoppiren im Kriege gantz unnütz/ und dienet nur zur Zierde für grosse Herren/ ihnen in einer halben Volta nie den Rucken zu kehren/ daher besser ein ungeschicktes Pferde darzu nie zwingen/ bevoraus/ ehe sie die vorigen

Lectionen recht können und machen / sonst wird ein junges Pferd verderbt.

Im Repoulon muß ein Pferd allzeit beysammen / und den Kopf niemals ausser der Volta gelassen werden. Wann ein Pferd leicht / und selbst zum Springen geneigt ist / kan man ihm / da es die Passada oder Parada verrichtet / mit den vordern Füssen / und mit einer Spißruthen auf der Groppa helffen lassen / daß es sich mit allen Vieren erhebe / doch muß ein junges Pferd nie übertrieben / sondern allzeit bey gutem Willen gelassen werden.

Was die übrigen schweren Maneigen betrifft / als Corvetten à terra, à Mezzoaere, groppate, passo è Salto, Capriolen, Salto di Montone, und dergleichen / wollen wir den Roßbereutern heimgeben / uns begnügt / wann unser Adelicher Haus-Vatter mit einem Pferd versehen / das wol gewandt ist / just galoppirt / in die Härr / und schell seine Carrera verbringt / und in der Noth auch über Gräben und Plancken setzet.

Das Tummlen geschicht auf dreyerley Weise / terre à terre, Mezzoaria, und à tutta aria, ein gut Pferd soll wohl traben / wohl galoppiren und wohl lauffen; in allen Actionen und Schulen / aber allzeit ein gutes Maul behalten / und gehorsam seyn.

Cap. LI.

Wie ein jung Pferd hertzhafft zu machen.

Ein Pferd / das scheuhe und forchtsam ist / taugt zu keiner tapffern und resoluten Action, darauf auch der allerredlichste und streitbarste Held nicht allein seine Hertzhafftigkeit nicht kan sehen lassen / sondern auch mit Schimpff und Spott unfehlbar würde umgeben seyn; daher die Füllen von Jugend auf darzu anzugewöhnen / daß sie sich vor nichts scheuen. Nichts desto weniger soll man auch in diesem Stuck von Jugend auf die Füllen beobachten / wann eines kühn / hertzhafft und freudig ist / und wie der Poet sagt:

Primus & ire viam, & fluvios tentare minaces
Audet, & ignoto sese committere ponto:
Nec vanos horret strepitus.

Wann es im Schertzen / Spielen / Wettlauffen / Gräben springen / durch die Wasser setzen / über die Brücken gehen und dergleichen / allzeit das erste / oder doch unter den ersten ist; oder wann es scheuhe / traurig / träge / nur traben / nicht lauffen oder Lufftsprünge thun mag; kan ein Vernünfftiger leichtlich etwas Böses lassen / und etwas fürtreffliches erwählen / sonderlich / wo er weiß / daß es von einer guten Art ist / wann man auf ihrer Weide offtermals die Trommel / von Anfang weit und gedämpfft / hernach immer näher und stärcker schlagen lässet / zu Zeiten schiesst / den Fahnen schwingt / oder weisse Tücher an Stangen macht / und also nicht weit von ihnen herum drähet / in die Trompeten stossen lässet / oder Sackpfeiffen / Hautebois oder Schalmeyen / Schlittengeläute / und dergleichen starcke Thon; auch im Winter / wann man sie in ihre Ställe einführet / anfänglich / so offt man ihnen ihr Futter gibt / erstlich aussen / darnach je länger je näher; denen drey- und vierjährigen aber / gar im Stall also mit ihnen verfähret / macht sie endlich die Gewonheit alle Kleinhertzigkeit und Forcht verlieren.

Sind sie aber schon gantz aufgestellt / Zaumrecht und rittig gemacht / muß man sie neben einen alten hertzhafften Pferd / offt über Brücken / durch Wasser / für Schmidten- und Schlosser-Werckstätte / wo sie das Hämmern hören / und das Feuer sehen können / an Ort wo viel Volck / als auf den Plätzen zu Marckzeiten / für die Fleischbäncke / item wo die Soldaten exercirt werden / wo Mühlen / Wind-Mühlen / Hammerwerck / Stämpffe / und dergleichen Sachen sind / die ein grosses Getöse machen / sie neben dem alten Pferd / so nahend es seyn kan / Fuß für Fus hinan reuten / und da sie erstlich stutzen und die Ohren spitzen wolten / solche beyleib mit Streichen und Schlägen nicht antreiben / oder berühren; denn dardurch würden sie glauben / es geschehe ihnen von den Dingen / die sich förchten / und einen Habitum der Forcht an sich nehmen / die ihnen hernach schwer abzuziehen / und werden also offt auf ihr Lebenlang verderbt seyn; sondern man muß ihnen liebkosen / und neben dem alten Pferd fein gemach / und erstlich nicht so nahe anrühren / und wann sie gehorsam sind / schön thun auch etwas zu fressen geben / davon werden sie sicher und freudig.

Die scheuhe Weise geschiehet auch nicht allzeit von Natur / sondern sie wird verursacht von einem blöden Gesichte / daß muß gleich so wenig geschlagen / sondern / auf oberwehnte Weise / davon entwehnet werden.

Was aber alte Pferde sind / die offt eine oder die andere böse Unart an sich haben / daß wann ihnen im geringsten was aufstösset / sie dafür stutzen / und solches / durch scharffes Seitenschauen / oder Ohrenspitzen / als gleichsam ein Præludium ihrer Apprehension, zu erkennen geben / die muß man gleich mit einem Streich der Spißruthen zwischen die Ohren / oder einer guten Speronada aus ihrer Phantasey bringen / und sie also fortgehen machen.

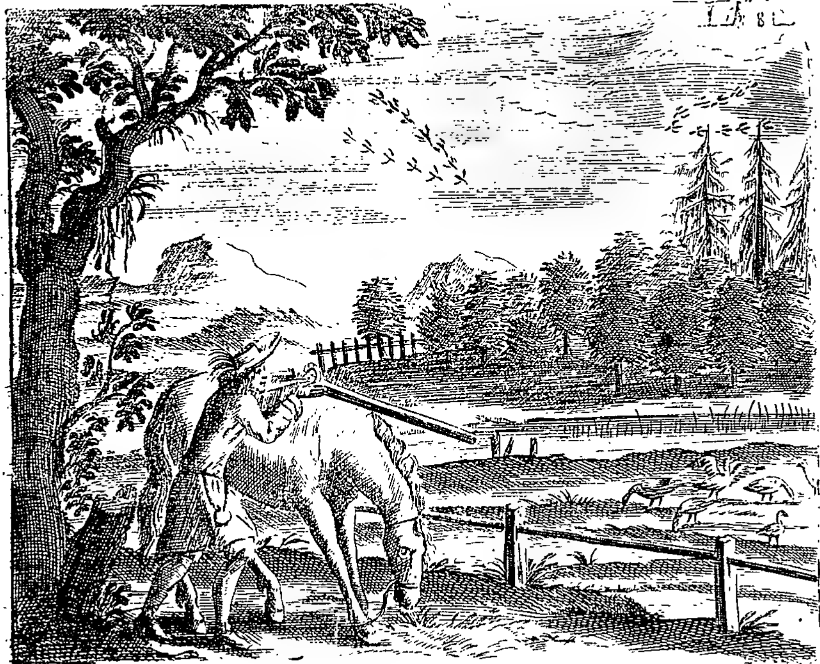
Mit jungen Pferden aber muß man / wie oben gedacht / gantz anders handeln: Etliche (sagt Herr Löhneisen) binden den jungen Pferden Fuchsschwäntze drey oder vier an / neben dem Kopff für die Augen / oder binden ihnē ein Kinder-Windmühl vornen auf die Stirn / und brauchen es also vier oder mehr Wochen im Reuten / daß aber alles muß mit Sanfftmuth und Gelindigkeit / nicht mit Poltern / Streichen und Ungestümm geschehen.

Will man ein junges Pferd abrichten / seinem Feinde / mit gewaffneter Hand / zu begegnen / muß es erstlich geschehen / daß man neben dem jungen ein altes schon abgerichtetes Pferd darneben gebrauche / es vorher etliche Tage bey dem jungen stehen lasse / daß sie einander erkennen lernen. Hernach reuten sie mit beeden Pferden selbander hinaus / begegnen einander Anfangs im Schritt / daß sie hart an einander kommen; folgends thun sie es im Trab und Galoppo, lassen die Pferd / wann sie zusammen kommen / ein wenig beysammen / und einander beriechen; den dritten Tag darauf / bringt mans wieder also hinaus ins Feld / nimmt aber jeder einen

einen Stecken oder eine Klappern/ wie die Weinhauer im Leesen gebrauchen/ die man in Oesterreich Pritschen nennet/ begegnen also aneinander/ und so zusammen kommen/ schlagen sie zusammen/ erstlich gemach/ nach mals etwas stärcker/ das gibt nun ein grosses Getöse und Geklapper.

Dem jungen Pferd (wann es sich wol hält) muß man schön thun/ folgends wird es mit blancken glänzenden Schwerdtern/ und letzlich mit Pistolen/ die blind geladen/ folgbar abgeschossen werden/ propieret/ und allzeit wird dem Pferd hernach das Gewehr und Pistollen vor das Gesicht eine Weil gehalten/ und dabey caressirt/ so wird es des Dinges gewohnen/ behertzt werden/ und mag in allen Occasionen kecklich gebraucht seyn.

Etliche geben/ Großmüthigkeit zu erwecken/ folgendes Recept: Nimm das Netze von einem Füllen/ darinnen es gebohren worden/ hencke es auf/ daß es dürre wird/ stosse es zu Pulver/ und gib es dem Pferd im Futter zwey oder dreymal/ so soll es freudig und muthig werden. Man glaubt/ die Füllen/ die stäts (wie Ungarn) auf der Weide gehen/ wann sie von den Wölffen angefallen und gebissen werden/ so sie nur durch Gewalt der Streiche/ oder durch Geschwindigkeit einmal entgehen/ daß sie hernach viel freudiger und hurtiger werden.



Cap. LII.

Wie ein Schieß-Pferde abzurichten.

Wo es grosse Seen/ Teiche/ Wasserflüsse und Auen gibt/ da Kränche/ Trappen und wilde Gänse zu finden/ als wie in Oesterreich gegen dem Ungarischen/ und in Ungarn an vielen Orten/ da ist es eine nützliche Sache/ einen guten abgerichteten Schieß-Gaul haben/ damit man besagtes Wild desto leichter hinterschleichen/ zum Schuß kommen/ und es fällen möge. Wie aber ein solches Pferd abzurichten/ will ich/ aus des Herrn Löhneisen Reut-Buch/ kürtzlich anzeigen: Man muß sich also gewöhnen/ daß sie nicht allein das Schiessen/ über/ hinter und vor ihnen gedulten und leiden/ sondern auch auf allen Seiten sich willig und gern darzu führen/ treiben und leiten lassen; es muß aber kein gantzes Roß/ die/ wann sich ins Feld kommen/ und Stutten vermercken/ wüten und schreyen/ sondern ein Wallach seyn/ je grösser und höher/ je besser/ damit sich der Weidmann hinter ihm so viel nicht bucken dörffe. Die Farbe betreffend/ wollen etliche Liechtbraune oder Liechtfuchsen darzu haben/ weil diese Farben sehr gemein/ und das Geflügel derselben am meisten gewohnet seynd.

Wilt du nun ein Pferd darzu abrichten/ so leg ihm ein starckes/ doch nicht scharffes Nasband/ mit zweyen Zügeln an/ leg ihm hernach um die zwey vordern Füsse Fesseln/ nimm die Zügel von dem Nasband/ und bind an einen jeglichen Fuß einen doch anfänglich nicht zu nieder/ damit er erstlich gewohne/ und verstehe/ was man von ihm haben will/ dann durch solches Binden (spricht er) wird er gezwungen/ den Kopff abwärts zur Erden zu halten/ als wolte er grasen oder weiden/ laß das Pferd also gebunden einen Schritt oder etliche fort gehen/ und wiederum stille stehen; wann es nun stehet/ magst du um das Pferd herum gehen/ dasselbige schmeicheln und klopffen/ nachdem laß es wieder etliche Schritt vorwärts schreiten/ und wann es also durch die stäte Ubung fortgehet und stehet/ so offt du willt/ solt du den

Haan am Schießrohr auf-und abziehen/ und offtermals schnappen lassen/und bißweilen nur mit Pulver/ über dem Pferd/ loßbrennen damit es des Auflegens und Schiessens gewohne/ und wann es darzu still stehet/ solt du es caressiren, ihm schön thun/ und ein wenig Gras oder Habern zu essen geben/ so wird es verstehen lernen/ was es recht oder unrecht thut. Hast du es nun eine Zeitlang geübet/ daß es alleswillig und gern thut/ solt du ihm die Riemen an den Füssen los lassen/ und versuche/ ob es ungebunden grasen will/ und wann es also/ mit Niederhaltung des Kopffs/ sich willig und gern führen lässet/ solt du aufhören/und ihm auf einmal nicht zu viel thun. Hernach solt du es gewöhnen/ daß es sich treiben und wenden lasse/ auf welche Seiten du wilt/und so offt es Anfangs einen Schuß leidet/must du ihm allwege zu fressen geben/ einen Bissen Brod mit Saltz oder Gras/so wird es endlich gern schiessen hören/ und es willig leiden.

Wäre aber ein Pferd so wild und scheuhe/ daß es das Schnappen mit dem Haan/ und das Schiessen nicht vertragen wollte/ so solt du ihm alle Viere/ wie oben gemeldet/ kurtz spannen/ also daß es den Kopff nicht von der Erden heben möge/ und solt über /hinter und vor ihm/über zwantzig oder dreyssig Schüsse thun/ biß so lang es gedultig werde/ und des Schiessens gewohne.

Wäre es aber noch widerspenstig/magst du es wol mit einem Prügel oder einer Peitschen züchtigen/ biß es gedultig und zahm werde. Dergestalt mag man ein jedes Pferd/ in kurtzer Zeit/ wie wild es auch sey/ zahm machen/ daß es das Schiessen/Grasen und Treiben gewohne.

Wer ferner wissen will/ wie die Zelter Haquenées abzurichten/ der besehe diesen erst-erwehnten Autorem, anbesagtem Ort. Und droben in diesem Buch Cap. 34.

Cap. LIII.

Was zubeobachten/ wann man ein gutes Pferd kauffen will.

Sich für Betrug hüten/ und recht wählen können/ sind zwey der vornehmsten Stücke/ die man/ in Erkauffung neuer Pferde/ zu beobachten und wer darinnen gar nie/oder doch selten fehlet/der kan sagen/daß er glückselig und unter einem guten Planeten gebohren sey: die Roßtäuscher und Juden haben so viel schlauhe Fündlein und Grifflein/ damit sie das Böse und Ubelanständige verhehlen und vermänteln/ und das/ was gut und löblich an ihren Pferden/ zum Schein vorstellen und adumpriren können/ daß man wol hundert Augen des Argi, und alle hundert Hände des Briarei bedörffen solte/ alles zu sehen/ zu begreiffen/ zu erkennen/zu urtheilen/und auf den wahren Grund zu kommen; Mundis vult decipi, und die Erfahrenheit kommt nicht vor Jahren. Mit wenigen will ich/ mit Herrn Fuggern zu Ende seines Gestütterey-Buchs/hier andeuten/was einer/der ein Pferd kauffen will betrachten solle.

1. Muß man die Zusammenstimmung und Proportion aller Gliedmassen betrachten/ daß sie wol miteinander eintreffen.

2. Soll man vor allem die Füsse/ als das Fundament der Reuterey/ & sine quibus non &c. wol besehen und betasten/ in die vordern Kniebiege mit dem Fuß stossen/ob es fest stehe und nicht knacke/obs guten Horn nicht vollhüfig/ Hornklüfftig /floßgallicht/ oder bockbeinicht sey; am Berg- abgehen mit verhengten Zaum/ erkennet man/ obs starck im Rucken und gewiß auf den vordern Füssen; am Berg-aufgehen erkennet man den Athem.

Ein Pferd soll auf den Füssen (wie Herr Löhneisen will) gerad/ vornen weit und hinten auch nicht zu enge stehen/ die Füsse wol aufheben und aus den Bügen gegen/ soll sich auch weder hinten noch vornen nicht streichen. Wanns ein spitziges Bein zwischen den Ohren hat/ so laufft es gern; man greiffe einem Pferd in den Schlund an die Gurgel/ da findet man zwo Häute übereinander/ ist nun die Unterhaut sehr dünn und subtil/so ist das Pferd arbeitsam/ wird aber nicht gerne fett. Diß ist eine alte Beobachtung der Reut-Verständigen.

Item/ wann man die nächste oder andere Rieb am Schweiff mit zwey Fingern aufhebt/ hält es starck entgegen/so ists starck/lässt es aber solchen leichtlich über sich heben/ so ist es nicht viel nutz.

Item soll mans aus allen Bügen traben lassen/ zu sehen/ob es sich nicht streicht/oder in die Eisen einreicht/ vorn und hinten soll man die Füsse aufheben/uñ auf die Nägel klopffen/ um zu wissen/ ob es gern beschlagen lasse/ soll auch Acht haben auf die Gallen/ Spaten/Maucken und dergleichen.

Item soll man ein Roß im Gang betrachten/ wie es im Gehen die Füsse niedersetze/ denn so es die vordern Füsse auswärts wirfft/ und nicht auf den vordern Theil des Horns/ sondern auf die Fersen niedersetzet/so ist solches Pferd einmal rähe gewesen/welches man ingleichen an den Ringen um den Huf wol spüren kan.

Auch soll man die vordern Schienbein und Kegel besehen/sind sie lang/so stosst und fällt ein Pferd leichtlich. Dicke/ feiste und geschwollene Adern bedeuten/ daß ein Pferd nicht arbeitsam.

Wann man ein Pferd lässt eine Carrera lauffen so vernimt man die Güte oder Schwerigkeit/des Athems/ die Gewißheit der Füsse/und ob es in den Flancken nicht einziehet/welches ein böses Zeichen/ und wol zu fliehen/ bedeutet/ daß es mangelhafft an der Lungen und Hertzschlächtig.

Item kan man/bey dem Lauff/am besten erkennen/ ob ein Pferd hartmäulicht/ ob es sich bald halten lasse/ und wol parire/ obs hitzig/ Cholerisch/ oder bald zu begütigen.

Auch hat man auf folgende Wahrzeichen Obsicht zu halten/ des ein grosses hangendes Geschrött/ nicht immerdar aushangt/ obs die Ohren weschelt oder gern hintersich legt/ wie die Augen beschaffen/ obs nicht Monsichtig sey/ das kan man/ bey warmen Wetter und wachsendem Monden/ am besten erkennen/ ob die Augen wolckicht trüb/ feucht/ ob es ihm gern lässt an die Ohren greiffen/ ist ein Zeichen/ daß es sich gern zäumen lasse; man kan es wol/ in seiner Gegenwart/ ab-und auffsatteln und zäumen lassen/ obs trocken

oder feucht im Maul / das Mundstuck gern annimmt / und damit spielet.

Es ist auch ein böses Zeichen / wann die obere Lefftzen am Maul weit über die untere herab hängt / dann der Athem ist nicht gut / die Nasen sollen übersich gezogen und aufgeblasen / und die Lefftzen gleich seyn; auch muß man sehen / obs gern von den Pferde gehe / ob sichs bald erzörnen lasse / ob es leicht wieder zu begütigen / sonderlich soll man selbst drauff sitzen / alles in Betrachtung zu fassen / ob es weder hartmäulich noch stätig.

Wer einem abschlägt / zuvor auf Pferd selbst reuten zu lassen / da ist ein grosser Argwohn / es sey nicht alles just / man soll auch ein Roß zur Prob nicht auf der Schul / da es gerichtet worden / sondern ins freye Feld reuten / kein Pferd soll unter dem Sattel gekaufft / sondern vor abgesattelt werden / des Ruckens Beschaffenheit zu wissen.

Item soll man greiffen / obs in der Seiten nicht verwimmert sey von Spornstreichen / so der Faulheit ein gewisses Kennzeichen ist.

Im Stall soll man sehen wie es stehe / ob es wol fresse / nicht gar zu geitzig / ob es nicht auffsetze / obs den Habern wol käue / und nicht gantz hinunter schlinge / wie man dann (sagt Herr Fugger) aus dem Zirch und dessen Geruch sehen und spühren kan / ob ein Roß gute Däuung habe / oder sonst im Leib gesund sey / auch ob es fein räsch und nach einander stallet.

Wann du an einem Pferd ausserhalb des Stalls / oder auch am Roßmarck erkennen wilt / ob es koppt und auffsitzt / oder nicht / so beschaue ihm nur die vordern zween untern Zähne / wann dieselben auswärts abgeschlieffen scheinen / so ist daß Pferd ein Krippenbeisser / so nicht allein häßlich an sich selbst / weil sie / wann sie im Futterfressen / die Zähne an den äussern Barn ansetzen / viel Futter unnützlich verzetten / am Leibe nicht gern aufnehmen / sondern auch / daß andere junge Pferde / die neben ihnen stehen / diese Unart von ihnen lernen.

Wer auf der Streu erkennen will / ob ein Roß rähe oder ab geritten gewesen / der greiff ihm an die Halffter / und rucks hintersich geht oder weicht es gerne zuruck / so ists gut / magst du aber das Pferd weder hintersich noch fürsich bringen / so ist rähe und übertreiben / daher zu meiden.

Insonderheit hat man sich / vor der Roßtäuscher Betrug / zu hüten / die erstlich / wann sie ein Pferd haben / das langöhricht und consequenter faul ist / beschneiden sie ihm die Ohren künstlich / machens kurtz und spitzig / die hangenden Ohren können sie mit dem Haubtgestell übersich zwingen / oder machen einen Courteau und Stutz-Ohr daraus / geben vor / es komme erst aus Franckreich / sey eines grossen Herrn gewesen.

2. Den Pferden / die blöde flüssige Augen haben / helffen sie mit dem Aderlassen / monatlichen Stülstechen / ja auch mit Wässern und andern Künsten / das dauret aber nur eine Weil / wañ sie einem andern Herrn bekommen / der dieser Mittel unerfahren ist / werden die Augen schlimm / wie vorher.

3. Den alten Pferden feilen sie nicht allein die zwölff vordern Zähne / sondern auch beede Hacken ab / und richtens mit andern Zeichen zu / daß sie ein sechzehen- oder zwantzigjähriges / vor acht oder neun Jahr verkauffen; am schwartzen Tüpfeln aber / wenn es gantz weg ist / kan man den Betrug erkennen.

4. Können sie die Maucken / Räpfen und Gallen heilen mit Salben / daß es eine Weile gut bleibt / wann es aber einer kaufft / der reysen / und das Pferd ins Feuchte bringen muß / so kommen sie wieder.

5. Die Rieb am Schweiff können sie stärr und feste machen / wann sie die Nerven / die aus dem gantzen Ruckgrad biß dahin gehet / halb abschneiden / so wird das Roß lahm.

6. Den Lang-seitigen Rossen legen sie einen langen / und den tieff-ruckichten einen hohen Sattel auf; item die Ringe an Hüfen feilen sie glat hinweg / und bestreichen die Hornklüffte mit Wachs oder Pech / nachmahls überfahren sie den gantzen Huf mit einer Schwärtze / sie machen auch wol weisse Zeichen an Füssen / und an der Stirne / währet aber nur so lang / biß sie wiederum hären

7. Einem Roß / daß schweren Athem hat / helffen sie mit Nasenschlitzen und andern Artzneyen.

8. Wann es sich im Wasser legt / hauen und sporoniren sie es / und eilen geschwind durch.

9. Wann ein Pferd nicht lauffen will / und stätig ist / lassen sie es / mit und neben andern vorreuten / so mercket man seine Tücke nicht.

10. Den Pferden mit dürren Mäulern legen sie ein Mundstuck mit Hönig und Saltz bestrichen / daß sie daran arbeiten und einem Faim machen.

11. Einem unhältigen Ros nehmen sie ein Schnürlein oder kleines Kettlein / machens auf der einen Seiten an das Mundstuck und Kienreiff / ziehens den Roß inwendig unter dem hintern Lefftzen herum / und bindens auf der andern Seiten abermals an das Mundstuck und Kienreiff / das hält ein Roß hefftiger / als alle Biß und Kienreiff / die man ihm geben kan / dieses Schnürlein oder Kettlein verdecken sie fein mit den Bouclen / daß mans nicht gewahr wird / wann dann der so es gekaufft hat / mit einem andern Mundstuck reutet / und etwan lauffen lässt / so gehet es durch / und lässet sich / mit keinem Gewalt der stärckesten Armen / aufhalten.

Also können auch die Roßtäuscher die Nützgkeit mit Artzneyen / auf eine Zeitlang so scheinlich vorstellen daß man sie fast unmöglich / bis es wieder mit Gewalt ausbricht / erkennen kan; daher auf Roßmärcken vor den unbekandten frembden Roßhändlern / vornehmlich den Juden / sich wol vorzusehen.

Am besten ist / wer sich nicht selbst auf die Pferde wol verstehet / daß er einen vertrauten / in diesen Händeln erfahrnen und vernünfftigen Mann brauche / oder daß ihm der Roßhändler / wann er bekandt und angesessen / vor alle Haubt-Mängel einspreche / mit dem Beding / innerhalb Monat Frist / da sich was wideriges ereignen solte / es wieder / mit Refundirung des Wirths / anzunehmen.

Was einer / der Pferde kauffen will bey jeder Landsart in acht zu nehmen / lehret auch de Campe in seiner Reutkunst: Daß bey den Teutschen und Niederländischen Pferden / die Augen / vollhüfige Füsse und andere Fuß-Mängel wol zu beobachten; bey den Spanischen die Hornklüfften / Steingallen und Spat; bey denen aus Barbaria, die Schwachheit der Füsse / die Uberbein / Hufzwang / böse Hüfe und dergleichen / und also fortan.

CAP.

Cap. LIV.

Von allerhand Untugenden der Pferde.

Es sind der Untugenden / an den Pferden / so vielerley / die entweder von Natur / oder durch böse Auferziehung und ungeschickte Reuter ihnen beygebracht werden / das es ein gantzes Buch bedörffte / deren Ursach und Verbesseeung ordentlich zu specificiren.

Der Erbschäden (wie sie insgemein genennet werden) sind eilfferley Arten: 1. Speckhälsig. 2. Stättig. 3. Spättich. 4. Hertzschlächtig. 5. Rützig. 6. Kollerisch. 7. Steingallen. 8. Floßgallen. 9. Uberein. 10. Vollhüfig. 11. Wann es ein Gewächs auf die Welt bringt.

Wer aber selbst ein Gestütt hat/ kan in seinen Füllen/ wann er anders taugliche Leute dabey hat/ als in ein zartes und weiches Wachs / austilgen / was ihm mißfället / und eindrucken / was ihm beliebig ist; da finden sich stättige / widerspenstige Pferde / die das Gebiß nieder drücken / die Stangen an die Brust setzen / gar ausreissen/ durchgehen und davon lauffen / sich nicht wenden lassen/ unstät/ unruhig sind / und nicht stehen wollen/ aus Bosheit niederfallen/ sich auflehnen oder gar überschlagen/ weder auf- noch absitzen/ sich nicht satteln und zäumen lassen / sich im Wasser oder Lacken niederlegen / durch kein gefrohren Wasser im Winter gehen wollen / untreu sind / beissen/ schlagen / mit den Füssen hauen / und was dergleichen unzehlige böse angenommene Laster mehr sind / die sie entweder durch Verwahrlosung deren / welche sie erzogen / geritten und gestattet / oder selbst aus eigner Fantasey an sich genommen haben/ wie dann sonderlich die jungen Pferde / die man auf die Reutschul bringt / mancherley Unarten / als Kopff-Erschüttern/ Ohrenwechseln/ im Zaum liegen/ ungehorsam seyn/ falsch galoppiren/ das Maul krümmen / und was dessen mehr ist / treiben und fürnehmen / welches alles/ als unnütze Nebeenschößlinge / von vernünfftigen Reutern muß nach und nach abgeschnitten / und das Pferd zurecht gebracht werden; doch mehr mit Lindigkeit als Gewalt.

Was die Pferd antrifft/ die sich im Wasser legen/ sind etliche der Meynung/ es sey ihnen darum gleichsam angebohren / weil es mehrentheils Herbst-Füllen sind/ die den gantzen Sommer über im Mutterleib getragen werden / und wann die gröste Hitze sich ereignet/ ihr Leben empfangen; weil nun theils Mütter von den Sonnen-Strahlen so wol / als von der schweren Tracht/ mit Hitz und Schweiß geängstiget werden / legen sie offtermals / sich abzukühlen / in das Wasser/ und diese Gewonheit soll das Füllen also noch im Mutterleib an sich nehmen / und hernach fort und fort behalten.

Dieses nun zu remediren/ haben die Alten gut befunden/ man soll einen Krug/ mit einem engen Mundloch/ voll Blutes anfüllen/ das Pferd ins Wasser reuten/ und wann man vermerckt/ daß es sich legen will/ ihm den Krug zwischen die Ohren schmeissen/ daß er zerbreche/ und das Blut ihm über dem Kopff und Augen hinab fliesse.

Jetziger Zeit aber findet man für besser/ wann man einen Knecht Sommers-Zeit nackend darauf setzet/ also ins Wasser reutet / und ein paar andere Kerln auch ausgezogen / mit Prügeln nachfolgen / wann sich nun das Pferd zulegen beginnet / soll der darauf sitzende die Stangen des Mundstücks ergreiffen / das Pferd fest niederhalten/ das es sich nicht könne aufrichten/ entzwischen sollen die zween andere Knechte hinzu eilen / dem Pferd den Kopff niederdrücken/ und wol unters Wasser tauchen/ damit ihm das Wasser in die Ohren / Nasen und Mund gehe/ hernach sollen sie mit Prügeln hinter ihm her seyn/ und ihm fein gute Schläge geben/ so werde das Pferd diß nicht mehr thun / sonderlich wann die Schläge / mit einem starcken Geschrey / begleitet sind. Welches man in eben demselbigen Wasser den andern Tag wieder continuiren soll.

Wann ein Pferd faul und gantz nicht spornflüchtig ist/ gibt Herr Camillo (ein guter an dem Florentinischen und Kayserlichen Hof berühmter Roßbereuter) in seinem geschribenen Unterricht / diesen Raht: Wann man des Morgens ein solches Pferd auf die Reutschul bringet / soll man vorhero ihm ein paar scharffer und eingreiffender Sporen machen lassen und anlegen / auf das Pferde sitzen / und es einen zimlich geraden Gang als einer Galoppo ansprengen / und hernach eine Cariera, und zu gleicher Zeit dem Pferd acht oder zehen starcker paar Spornstreich (so kräfftig man kan) einhauen / und wo man pariren will / soll am Ort ein Jung stehen/ mit einem in Essig und Saltz getunckten Schwamm / damit soll er das Pferd / an den Sporn-Wunden/ wohl reiben und bestreichen/ soll ihm auch der Reuter die Sporn damit benetzen lassen / und soll gleich wieder in einer Galoppo oder Carriera davon mit gleicher Ansprengung / abreuten / so wird das Pferd die Sporn fürchten lernen/ wann ers also etliche Tag nacheinander wird recht kennen lernen/ und dergleichen nimmer erwarten.

Wann ein Pferd an den Riemen nagt / so nimm alte Lederstücklein bey einem Riemer/ oder Sattler/ hab aber Acht / daß keine Nägel oder Dornen darinnen seynd / gib ihm zwey oder drey Gauffen voll / oder so viel es mag / anstatt des Futters zu essen / laß es aber vor wol hungerig werden / du wirst dein Wunder sehen / und das Pferd wird sein Lebenlang nimmer an dem Riemen nagen / ist probirt.

Wann ein Pferd / im Tummeln und andern Ritterspielen/ den Schweiff hin und wieder schwinget / welches für einen grossen Ubelstand gehalten wird / so stich ihm die grosse Ader / die an der Riebe des Schweiffes herunter gehet / entzwey / kan es alsdann nimmer also wedeln/ wiewol etliche vermeinen / daß sie hernach nicht so wol/ oder gar nicht schwimmen können.

Wann sich ein Pferd nicht will sattlen und zäumen lassen/ so geschihet es meistentheils aus Ungestümm des Gesindes / da man ihm den Sattel starck und grob aufwirfft / daß er offtmals auf der einen Seiten wieder herab fällt/ auch wann man junge Roß/ im Gurten/ mit dem Fuß wieder den Bauch und in die Seiten stosset/ oder im Gurten und Zuziehen / Haar und Haut erwischt / und klemmet / oder wann es wund und gedruckt ist / das es sich für Schmertzen fürchtet / und

nicht still stehen will; mit diesem muß man / wann es nun geheilet und gesund ist / fein sittsam umgehen / und des Tages fünff oder sechsmal sattlen und zaumen; den Zaum darzu mit Saltz und Hönig reiben lassen / wanns aber untreu ist / niemand in den Stand lassen / und nur schlagen und beissen will / so spann es auf allen Vieren / und handle darnach gelind und sittsam mit ihm / dardurch wird es endlich fromm gemacht / und vergisst dieser Untugend.

Die stättige Pferde nehmen diese Unart an sich / aus vielerley Ursachen / und meistentheils die jenigen / die einer zornigen und schwartzgallichten Eigenschafft sind / wann sie von groben unverständigen und töllkühnen hitzigen Leuten / in der Jugend / zu viel strappazirt, und dardurch widersetzlich gemacht werden / sonderlich wenn solche hernach zu verzagt sind / ihnen die erste tückische Unternehmung / oder zu unvernünfftig / solche auf rechte und geschickliche Weise / zu benehmen / und ihnen also ihre Bosheit ein- oder zweymal gerathet / so werden solche Pferde in ihrer Hartnäckigkeit und Eigenwilligkeit / gestärcket / daß sie entweder nicht wollen auffsitzen lassen / schlagen und beissen / oder hernach sich setzen / stättig seyn / ihrem Kopff nach / und nicht wohin der Reuter begehret / fort wollen / oder sich lainen / nach den Schenckel anfangen zu schnappen / oder wol gar ausreissen / auch nicht für andere Pferde gehen / oder vom Stall abweichen wollen: So hat ein Reuter / mit einem jungen Thier / mehr Vernunfft als Gewalt zu gebrauchen / daß man Anfangs ein alt-abgerichtes Pferd neben ihnen habe / das ihnen vorgehe / und sie also demselbigen williger folgen / und ihnen dergestalt die natürliche Muthigkeit und Courage / nicht gleich Anfangs / benommen / und sie zu Forcht / Schrecken und Desperation geleitet werden möchten. Welches ein Hauptstuck ist / junge Füllen wohl auzubringen / und ihnen / wann der Reuter des abgerichteten Pferdes allzeit darneben ist / ihm / im Traben und Gehen / neben- und vorgehet / also auch gleichsam den Wege zeiget / so kan man dem Füllen / wann es eine Widersetzlichkeit wolte spüren lassen / wol mit der Stimme und einem gelinden Streich solches aufmuntern / dem alten Reuter und Pferde desto williger zu folgen. Die scheuhen Pferde haben meistentheils den Mangel an den Augen / oder sind von ungestümmen Reutern / durch Harthaltung / darzu verursachet worden. Etliche erschrecken sie wol mit Fleiß / der Meynung / sie mit Gepolter und gäher Anplatzung hertzhafft zu machen / so mehr zu schelten und auszustellen / als zu loben ist / weil sie viel besser / mit Sanfftmuth / und auf erstbesagte Weise / in Mitgesellschafft eines andern gerechten Pferdes / zur Besserung zu bringen sind. Auch hat ein Reuter vornemlich zubedencken / ob der Mangel des Füllens / aus Thorheit der Jugend / oder aus natürlichen angeerbten Gebrechen / oder aus übler Zucht / oder aus Bosheit herrühren. Viel Pferde werden von den Reutern und Knechten also hefftig um den Kopff geschlagen / und mit Spornen also gehauen / daß sie nicht aus Bosheit oder Ungedult / sondern aus Desperation, Forcht und Kleinmüthigkeit / einige Untugenden an sich nehmen; aus Bosheit kommt auch her / wann sie eigenwillig zuruck oder nur auf eine Hand gehen wollen / oder sich gar auf die Erden werffen / oder sich lehnen und zuruck schlagen oder wol den Zaum stehlen / durchgehen / und ausreissen: Wie aber mit diesen Pferden recht umzugehen / besiehe nach der Länge Mr. Salomon de la Broüe in seinem Cavalerice François lib. 1. des Preceptes, daselbst wirst du gebührliche Arten der Verbesserungen finden.

Die andern erzehlte Untugenden / kan man jungen Pferden / mit Sanfftmuht und Vernunfft / leicht abgewöhnen; will man aber Pferde kauffen / soll man vorhero wol zusehen / und die Prob nehmen / damit es von dergleichen Lastern nicht befleckt sey. Wie sonst alle dergleichen Mängel und Laster zu verbessern / findet man solches in allen Reutbüchern / wohin ich den günstigen Leser will gewiesen / und Kürtze halber / diß Capitel / hiemit beschlossen haben.

Cap. LV.

Von Gutsche- Fuhr- Acker- Pferden und Kleppern.

Die Gutsche-Pferde werden in allen vornehmen Häusern / sowol auf dem Lande / als in den Städten gehalten / die eben sowol vorher recht sollen unterrichtet seyn / damit sie Zaumrecht / gewendsam / lindmäulich / nicht scheuhe / flüchtig / und nicht untreu seyen; sonderlich müssen sie lernen / auf angehaltenem Zaume / zurücke gehen / weil es sich offt begeben kan / daß zween Wägen in tieffen hohlen Wegen / oder sonst in engen Gassen einander begegnen / und einer nohtwendig / entweder zuruck / oder beyseits weichen muß.

In Oesterreich werden in die Herren-Carossen sehr offt die Frießländischen Pferde gebraucht / wegen ihrer Grösse / Höhe und schönem Ansehen / ist aber eine grosse Wagniß dabey / weil sie der weichen marassigen stehenden Wasser gewohnet / hernach wann sie frische harte Wasser trincken müssen / gern fliessige Schenckel / voll Maucken und Räpffen bekommen / ja offt gar darüber zu Grunde gehen / da man nicht recht mit ihnen umzugehen weiß; wie ihnen aber dißfalls zu helffen sey / besiehe oben / in diesem Buch / das siebenden Capitel.

Herr Fugger hält unter den Niederländischen und Friesischen Pferden (wie auch daselbst vermeldet ist / für die besten / nicht allein derselbigen Provinzen / sondern auch im gantzen Teutschland / diejenigen / so im Lande vom Bergen fallen / weil sie / neben der Grösse / schöne Köpffe und leichtere Schenckel haben / denen an Güte die Westphalischen gleich kommen sollen.

Die Holsteinischen werden auch in die Züge gelobt / sind etwas niederer und nicht so straubfüssig / aber daurhafftiger / man muß ihnen doch ein halb Jahr / wann sie heraus kommen / nicht so gar kaltes / sondern mit etwas lauem / und mit Gersten-Mehl oder Kleyen temperirtes Wasser geben.

In die geringern Züge werden aus Böhmen und dem Stifft Saltzburg / und aus Pünske Pferde gebraucht / haben mit vielen Haaren verwachsene Fessel /

werden aber gern mauckicht / leiden auch am Gesicht bald Schaden.

Die Mährerischen und Landpferde sind zwar etwas kleiner / doch besser und daurerhafftiger / weil sie von Ungarischen und Landpferden vermischt sind.

Ihre Wartung betreffend / ist sie gleich den andern Reutpferden / das Futter soll sauber / zu rechter Zeit / nicht zu viel auf einmal / aber offt vorgegeben / und sie also allzeit bey Lust erhalten werden; was wochentlich auf ein Pferd soll kommen / wird nicht an einem Ort / wie an dem andern gehalten; theils geben die Wochen auf ein Pferd drey Viertel / theil aber einen Oesterreichischen Metzen / der vier Viertel macht / vermischens mit geschnittenem Stroh / und theilens also in sieben Theil / und jeden Theil in drey oder vier Futter / welches sie sauber schwingen / und mit Gehäcke vermengt / vorschütten / nachdem die Pferde viel oder wenig zu thun / wird ihnen auch mehr oder minder vorgegeben.

Was sonst die Wartung betrifft / will ich den günstigen Leser zuruck in das sechs und zwantzigste Capitel verwiesen haben / ein Ding nicht zweymal zu repetiren.

Was die Fuhr- und Mayr-Pferde anlanget / hat es / die Wartung betreffend / mit den Gutsche-Pferden gleiche Beschaffenheit / ausser daß sie leichter zu erwählen / und nicht so viel Geld kosten. Ist genug / wann sie nicht gar zu alt / sondern starck und arbeitsam sind / und weil sie hart arbeiten müssen, sollen auch die Knechte damit desto fleissiger und sorgfältiger umgehen / sie sauber strigeln / wischen und putzen / immassen diß / zu Erhaltung und Gesundheit der Pferde / offt so viel als das Futter thut / indem der Roßstaub / wann er sich einmal in die Haut legt / sehr beisset / daß sie darvor weder Tag noch Nacht ruhen können; sonderlich soll man ihnen die Füsse und Hüfe reine halten / zu rechter Zeit hefften und beschlagen lassen / ihnen offt zum Maul sehen die Schieferzähn abstossen / und die Wärtzen beschneiden lassen; sonderlich zur Erndte-Zeit / da die Pferde am allermattesten / soll man den Mayr-Pferden aufs beste warten / und sehen / daß sie des Abends in den Ställen fein lüfftig und kühl stehen; zur selben Zeit soll man ihnen wickene Garben mit Wasser begiessen / und in die Raffen legen; man soll ihnen auch bisweilen Wermuht und Saltz geben; item wann die Wermuth im Früling blühet / soll man sie den Pferden im Futter geben / das purgirt sie. Man mag auch wol einen Geißbock / sonderlich von der kolbenden Art / im Stall halten sein starcker Geruch soll machen / daß ein Pferd desto weniger von den Harnwinden geplagt wird / und desto leichter stalle und miste. Die Weibsbilder sollen nicht in die Ställe gelassen werden / præsertim tempore menstruo.

Die Reutklepper / welche mittelmässiger Taille sind / kosten auch / nachdem sie sind / mittelmässiges Geld / werden zum reisen / zum hetzen / zum baissen / und dergleichen Arbeiten gebrauchet; es werden zwar wol die Land-Pferde / und aus den Gestütten die geringsten darzu / wie auch die Ungarischen Pferde genommen.

Die Bergstädter und Siebenbürger aber / halten etliche für arbeitsamer / dieweil sie in Gebürgen erzogen worden / auch in böse gebürgige Wege besser taugen; da hingegen die Ungarischen nur in der Ebene dienen und dauren können / in bösen tieffen Wegen aber bald erligen.

Die Zelter und Paßgänger (wie mans ins gemein nennet) sind wol bequem für das Frauenzimmer und alte Leute; sind aber besser einen kurtzen Weg zu verrichten / als auf eine weite Reyse / nicht allein / weil sie mit ihrem schnellen Drischlag die andern neben ihnen gehende Pferde / die nur im Trab oder halben Galopp folgen müssen / abmatten; sondern auch / daß sie wann sie anfangen müde zu werden / gern einreichen / stossen und strauchlen / ja wol gar aufs Maul fallen.

Also wird ein Pferd / das einen guten Landschritt gehet / ein lindes Maul hat / und nicht scheuhe ist / am besten zum reysen gehalten. Da müssen nun die Reut- und Stallknechte gute Aufsicht im reysen haben / damit ihnen am Beschlächt / am Zeuge / am Futter / an der Wartung nichts abgehe / wann man in die Herberge kommt / daß man sie vorher wolabkülen lasse / ehe man sie absattle / füttere und träncke / fleissig zu den Eysen sehe / ob sie feste liegen / ihnen zur Nacht fleissig einschlage / die Müdigkeit auszuziehen / Schenckel mit warmen Wein oder Bier gegen den Haaren wasche / mit reinem Stroh sauber abtrockene / fleissig und rein füttere.

Wann man / bey weichem Schneewetter / starck reysen muß / und der Schnee sich einballet / so eine grosse Verhinderung ist / soll man Unschlit zwischen das Eysen und die Hüfe einrennen / so legt sich denselben Tag kein Schnee ein / ist in nothwendigen schnellen Reysen wol zu mercken. Oder nimm schwartze Seiffen / und reib dem Pferd die Füß oder Hüfe wol damit / innen und aussen / und je besser du es reibest / je besser es ist / so ballet sich desselben Tages kein Schnee ein.

Woferne nicht ein Reutschmid selbst mitgehet / soll der Reutknecht wenigstens einen Beschlag-Zeug und Hufnägel haben / wann auf der Strassen ein Eysen rogel werden oder gar abfallen sollte / es wissen recht zu hefften / bis man eine Schmidten erreiche; und da ja ohngefähr weder eins noch das andere vorhanden / und ein Pferd das Eysen gar verlohren hätte / soll man mit einem scharffen Messer den Horn um und um wol beschneiden / und alls Unebne und Schiefrichte glatt und gleich machen / so wirds dem Pferd nicht schaden / wird auch den Huf nicht vertretten / bis man eine Schmidten erreiche.

Also soll auch ein Reutknecht allzeit gute Roßpulver und andere Mittel mit sich führen / wann ein Pferd auf der Reyse gähling auffstössig würde / ihm zuhelffen; item Hirschen-Unschlit / March und dergleichen Gattungen.

Vornemlich soll er auf den Rucken der Pferd und Sättel acht haben / daß sie recht liegen / wann sie aufliegen / daß sie wol ausgeschoppt werden.

Er kan leinene Tücher mit Froschlaich benetzet und von sich selbst eingetrocknet / unter die Sättel legen / so werden sie desto weniger erhitzt / aufgefrettet oder gedruckt. Wann man zu Mittags-Zeiten einkehret / soll man den Pferden bisweilen Brod in Wein oder Bier geweichet zu fressen geben.



Cap. L VI.

Von Eseln.

WJewol die Esel/in unsern Ländern nicht gemein sind/allein in den Mühlē/sonderlich im Mähren und an der Gräntze gefunden werden/da sie die Säcke müssen in die Mühl ein und austragen/und also ihr geringes Futter härtiglich verdienen. Nichts desto weniger weil sie starcke Arbeit thun / und mit schlechter Unterhaltung vorliebe nehmen / habe ich ihrer auch mit wenigen gedencken wollen / Herr de Serres beschreibt den Esel also: Er soll groß von Leib / von linden glatten Haaren/ schwärtzlicht oder dunckelgrau/ über den Rucken und andern Extremis schwartz seyn; er soll an seinem Leibe fein gesetzt/starcke gliederiche Knochen schwartze und harte Hüfe/ fleischichte Büge / einen langlichten Bauch/ und grosses Geschrötte haben/das Creutz rund und ausgefüllt / den Rucken wol geschlossen / der Hals soll starck und groß/Kopf/ Ohren uñ Stirne mehr klein als zu groß/die Augen groß/hell und schwartzbraun/die Naslöcher offen und aufgezogen sey / wann er noch darzu frisch und muthig/ doch gehorsam dabey ist/ so ist er desto besser.

Der Esel muß auch dergleichen Zeichen an sich haben. Man lässet sie zu gleicher Zeit mit den Stutten besteigen / weil sie auch in der Tracht gleichen Termin bedörffen / und wenn sie im ersten Frühling / Junge haben / bekommen sie / von dem jungen säfftigen Gras / auch bessere Nahrung / solche wol zu ernähren und aufzubringen.

Die Füllen lässet man ein Jahr lang säugen / aber besser ists / man lasse es achtzehen oder gar zwantzig Monat trincken/uñ belege die Eselein allzeit erst im dritten Jahr.

Etliche sind der Meynung / wann der kleine Esel an eine grosse säugende Stutte angelegt wird / wachse er um viel grösser / die Stutten aber muß in einem finstern Stall eingesperrt seyn / daß sie den Betrug Anfangs nicht mercket/ sonst würde sie den armen Lang-Ohr nicht zulassen/ das Füllen muß etliche Stund vorher abgenommen seyn; wann nun das Eyter auslafft und voll Milch wird / kan der junge Esel desto leichter Platz finden; diß muß man 10. oder 14. Tage continuiren / so wirds die Stutten endlich gewohnen / und ihn gerne säuge.

Der Esel sey gleich ein Hengst oder Stüttlein/ kan man ihn (weil er viel grösser wird / als die gemeinen) hernach zur Maulesel-Zucht gebrauchen.

Die Esel/wann sie trincken/thun sie das Maul nicht tieff hinein sencken wie die Pferde / sondern gantz seicht aus Forcht/ ihre Ohren/ deren Schatten / im Wasser/ noch länger und grösser scheinet/als sie sind/ zu benetzen/ und förchten / der von den Ohren entgegen hangende Schatte möchte sie in die Augen stechen / wie Cardanus de Subtilitate lib. 10. fol. 300. meldet.

Man gibt ihnen schlechtes Futter/was die Pferde verurässen und nicht mögen/Trebern / Kleyen / Distelblätter/auch was die Ochsen und Kühe in ihren Krippen überlassen/das ausgereutete vom groben Mehl und Getrayd/ bißweilen/wann sie hart arbeiten/ müssen sie ein wenig Brod oder Habern haben. Wo leichte Aecker sind / werden sie zum ackern gebraucht / ziehen auch im Karren/ nur daß er nicht allzuschwer beladen sey.

Die Hengsten davon / was man nicht zur Zucht behalten will / müssen alle verschnitten werden / sonst

rasen und wüten sie im Frühling dermassen / daß über mit ihnen auszukommen / sonderlich wann sie / im Auswärts / gute Weide finden / davon sie muthig und toll werden / daß / wann sie Eselinnen mercken / sie gleichsam rasen. Ala veuë & approhe des asnesses (sagt Herr de Serres) font mille Algarades, desordonans tout un Marché, dont ils se redent de tres difficile conduicte. Wiewol die Esel / nachdem sie verschnitten träger und fauler sind; am bestē werden sie geschnittē / weil sie noch trincken / und hernach / bey der Mutter / etliche Tage im Stall gelassen sind / allermassen man mit dem Füllhensten umzugehen pfleget.

Cardanus, am vorangezogenen Ort / bald hernach meldet auch / daß er Esel gesehen nach der Pfeiffen tanzen / und wann ihnen ihr Meister etwas ins Ohr gesagt / seyen sie so bald / mit zugethanen Augen / niederfallen / als hätten sie Gifft getruncken / sich aufgeblähet / und weder durch Drohen noch Schläge sich bewegen lassen aufzustehen / sondern allein durch Schmeichlungen und gute Wort / und als man ihnen Hoffnung gemacht / sie werden schöne Frauen führen / sind sie gleich hurtig aufgestanden / wann man ihnen aber fürgehalten / sie müssen alte Weiber führen / haben sie die Ohren gehangen / und anfangen zu hincken / haben auch noch mehr andere Geradigkeiten verrichtet.

Von den Eseln hat ein Doctor Medicinæ zu Labach / für die blöden Augen / ein treffliche Artzney geoffenbahret. Im Winter / wann man einen Müller-Esel beschlägt / soll man seine Hüffe dörren / zu gar kleinem Pulver machen / mit Frauen Milch mengen / und in die Augen streichen / soll ein gewisses Experiment seyn / den bösen Stern / und die über die Augen wachsende Felle zu vertreiben.

Lächerlich ist / was Æneas Sylvius von einem schreibet / der seinen Pfleger oder Mayer des Diebstals beschuldigte / weil er in seiner Jahrs-Rechnung zwölff Schweinlein von einer Sau / und nur ein Füllen von einem Esel eingebracht hatte.

In Italia werden ihnen die Ohren mit einem scharffen Scherlein kleiner / aber spitzig und artig formirt geschnitten / das mag thun wer will / es schadet ihnen nicht / und haben kein so ungestältiges Ansehen.

Ihre Milch wird in der Dörr- und Schwindsucht überaus gepriesen / auch zum Anstrich. Ihr Fleisch von Jungen soll zum Essen zart und gut seyn; und schreibt Jean Libaut in seiner Maison rustique, daß es zu seiner Zeit in Franckreich / von einem grossen Herrn daselbst / sey hoch geschätzt / und deßwegen / eine Herd Esel von ihm unterhalten worden. Die Jungen sollen ein Fleisch haben fast wie Schweinen Fleisch.

Die Esel werden zum Beschellern vom dritten Jahr bis ins zehende gebraucht / und vor Erfüllung der drey Jahr / soll man keinen Esel zur Arbeit strappaziren.

Er ist ein guter Calendermacher / wann er seine Ohren hintersich / gegen den Hals wendet / als wären sie angeklebt / prognosticirt er das Regenwetter.

Die Esel können die Kälte hart leiden / darum werden ihrer / in den Nordischen Ländern / wenig gefunden.

Unter den haarichten Thieren / haben die Esel von der Natur ein sonderbares Privilegium, daß sie nicht lausicht werden.

Rhases sagt / die Esel-Leber gebraten und nüchtern gegessen / soll das Hinfallende vertreiben.

Und Marcellus sagt bey Guilielmo van den Bosche in historiâ Medicâ Animalium, wann ein Miltzsüchtiger / von einem gedörrten Esel-Miltz / täglich nüchtern ein wenig einnimmt / so wird er so kräfftig curiret daß er die Wirckung und den Nutzen dieser Artzney / innerhalb drey Tagen / spüren wird.

Von den Hufen der Esel / was die Schmide auswircken / wanns auf ein Glut gelegt / und durch einem Triechter in den Leib gelassen wird (Plinius lib. 28. cap. 18. vermeldet) so soll die verhaltene todte Frucht aus Mutterleib davon getrieben werden. In den Kästen / worinn Getreyd liegt / damit geräuchert / vertreibt es Rasen und Mäuse.

Asinorum ossa commendantur ad fistula musicas, quia sunt valdè sicca, ideò ventum, qui illis immittitur, non madefaciunt, & ex sicco fit sonus putior. P. Tylkovvsky part. 5. Physicæ de Animâ Sect. 7. p. 581. Stercus asininum exsiccatum, sive recens in hæmorrhagia narium, præsertim cum succo urticæ commixtum, præsentissimum est remedium. J. R. Camer. memorab. Cent. 16. n. 87. est etiam idem infallibile remedium ad constringendum fluxum menstruejusque succo plurimas felicissimé sanatas asserunt. D. Jo. Albrecht decur. miscell. curiosor. obs. 81. fol. 192.

Cap. LVII.

Von Maul-Eseln und Cameeln.

In Italien werden die Maul-Esel von den vornehmsten Geistlichen / Prälaten / Cardinälen / Fürsten und Herren / wegen ihres sanfftes und sichern Gangs / geliebt und geritten / sie werden auch von grossen Potentaten / ihre beste und liebste Mobilien zu tragen / gebraucht.

Die man von einem grossen Müller-Esel und einer Stutten zeugt / sind die besten / die haben von der Mutter die Grösse / und von dem Vatter die Gestalt / sonderlich die Ohren / hingegē sind die Augen einem Pferd ähnlicher. Sie gebähren erst die Jungen nach einem Jahr / bleiben also etwas länger in Mutterleib als die Pferde und die Ungelegenheit dieser zweyen unterschiedlichen Saamen verursacht hernach / daß die Maul-Esel unfruchtbar sind. Diejenigen / die von einer Eselin und von einen Pferd fallen / bleiben etwas kleiner / weil sie nicht so viel Platz in Mutterleibe finden / als die von einer Stutten herkommen.

Es sind die Esel / so man zu Stallonen brauchen solle / härter zuwegen zu bringen / wegen ihres kleinen Cörpers / und daß man die Stutten etwas tieffer stellen muß / damit er springen mögen; hingegen kriegt man viel leichter mittelmässige Pferde / auf die Eselin zu steigen.

Die Alten haben von einem Hengst und Eselin entsprossene Hinnulos und die von einem Esel und einer

Stutten



Stutten allein Mulos genennet / und wie diese grösser und stärcker / so sind jene / als Plinius saget/ effrenes & tarditatis indomitæ.

Wann eine Maul-Eselin gebieret/wird es für ein Wunder gehalten/ wie Theophrastus bey dem Plinio erzehlet/daß sie in Cappadocia gebähren; und Herodotus erzehlt / daß in der Babylonischen Belägerung / in des Darii Kriegs-Armee / eine Maul-Eselin Zopyri des Megabyzi Sohns/ ein Junges gehabt habe; auch Herr de Serres schreibt/daß Anno 1581. in Franckreich in einem Dorff/ nahend bey Anduse in Languedoc, eine Maul-Eselin ein Füllen gehabt / welche samt ihrem Jungen/ dem Gouverneur selbiger Provintz/ Herrn Connestable, sey verehrt worden / der sie in seinen Stall bringen lassen.

Was die Wahl betrifft/wird die Grösse in den Eseln (weil selten grosse zu bekommen) betrachtet.

Die Farbe betreffend/ werden die schwartzbraunen für die besten gehalten ; die Füllen bleiben über 6. oder 7. Monat nicht an der Brust / und entwehnen sich selbst / wiewol zu wünschen/ sie saugten länger; so sind sie doch/ wanns ihnen in ihren Kopff kommt / nicht mehr anzubringen / werden auch von den Müttern schwerlich länger zugelassen.

Ihr Warter muß mit den jungen Maulthieren grosse Gedult haben / und muß den Hunger zu Hülffe nehmen / ihre widerspenstige Art zu bändigen und zu zäumen; die zum Reuten gebraucht werden / gibt man / wann sie driejährig sind / auf die Schul/ da werden sie mit Seilen gespannt / und einen Zelt zu gehen angewiesen / kan man sie aber ungespannet dahin bringen / welches etlichen von Natur scheinet gegeben zu seyn/ ist es desto besser. In eben diesem Alter / werden sie auch/ Last zu tragen und andere Arbeiten zu thun / gewöhnet/ müssen aber nicht hart angetrieben / sondern nach und nach gebraucht werden / damit sie bey Kräfften und guten Lust verbleiben / und desto länger dauren mögen.

Man mus ihnen / so viel möglich / ihre Wärter nicht verwechseln / weil sie es hart ankommet / etwas neues an sich zu nehmen/ dessen sie vorher ungewohnet/ müssen auch bey stätem guten Futter bleiben. Ihr Alter / wie auch der Esel/ wird / gleich wie an den Pferden/ bey den Zähnen erkannt. An den jungen Maulthieren wird ihre künfftige Höhe / wann sie drey Monat alt / an ihren Füssen erkennet / die haben alsdann die völlige Länge ; und wann man die Länge des Fusses mit einem Faden doppelt misset / so kommt ihre künfftige Grösse oder Höhe völlig heraus. Je sanfftmüthiger und frömmer im beschlagen / sattlen / zaumen / und je weniger scheuhe und stätig sie sind / je von höherm Wehrt werden sie gehalten; die Apffelgrauen Maulthier sind die raresten / und kommen nur in grosser Herren Ställe.

Jean Libaut schreibt/ daß die Maulthier gemeiniglich monsüchtig sind ; und solches zu curiren/ soll man ihnen offt Wein zu trincken geben ; sie haben sonst fast gleiche Kranckheiten und Curen wie die Pferde. Wann ein Maul Esel abnimmt und blöde wird / soll man ein Loth gestossenen Schwefel / ein rohes Ey/ ein Quintlein gestossene Myrrhen/ durcheinander in Wein gemischt/ warm eingiessen/ ist auch gut für die Husten und Bauchwehe. Was die Schmiede/ im Auswürcken/ von ihrem Horn wegschneiden / auf eine Glut gelegt / und einen Rauch gemacht/ vertreibt Ratzen und Mäuse. Saudain quils en sentent l' odeur, sagt erstbemeldter Author, s'enfuyent de grande vistesse, de quoy tu pouras faire l'experience. Je näher diese Thier den Pferden/ sonderlich mit Kopff und Ohren/ ähnlich sind/ je schöner und besser sind sie.

In Teutschland und Engelland / wie Münsterus bezeuget/ werden sie nicht erzeuget / sondern allein aus

Italien / Spanien / und Franckreich hergebracht. An etlichen Orten / wann die Stutte dem Esel sonst nicht zulassen will / bringt man sie in enge und etwas vertiefte Nothställe / darinn sie sich nicht wenden können / sonderlich ist es bey den vordern Füssen / wo die Stutten stehen muß / etwas gesenckter / daß die Stutten die Empfängnüß desto leichter behalte. Eben der vorgedachte Münsterus schreibt / daß zu Athen ein Maul-Esel achtzig Jahr alt wurde / welcher auch hernach aller Arbeit befreyet / und auf gemeiner Stadt Unkosten ist unterhalten worden.

Es schreibt Aristoteles, daß die Maul-Esel älter als die Pferd und Esel werden / und vermeynt / es sey die Ursach / weil sie nicht generiren. Cum qua conficiuntur purissimæ portiones sanguinis, & plurimi Spiritus effunduntur, inter omnes autem partes corporis plus patitur cerebrum, ex quo per Spinam dorsi semen delabitur, und weil sie die Lebens-Geister / daß reine Geblüt und den Saamen mehr spahren / als die Pferde und Esel / als leben sie auch länger.

Ich hätte zwar der Cameelen (massen man in unsern Landen wenig davon weiß) gar nicht allhier gedencken sollen / weil sie aber vor diesem offt in den Ungarischen und Türckischen Kriegen / zu Zeiten durch Beute und andere Zufälle / in unsere Länder kommen sind / auch erst im jüngst verwichenen 1683sten Jahr / als der Türck Wien noch würcklich belägerte / wie (damals die Zeitungen gaben) Herr Obriste Häußler bey Closter-Neuburg in die 50. Türcken niedergemacht / und viel Cameele von ihnen bekommen / indem er zwey Cameele neben dem Schiffe (als er wiederum auf das andere Land gefahren) fortschwemmen lassen / da denn / auf diese Weise / die andern Cameele / so viel ihrer gewesen nicht anders wie die Schafe (deren Art sie auch dißfalls an sich haben) nachgeschwommen / und zu unserm Volck gebracht worden sind; noch viel mehr haben wir / als durch Göttliche Barmhertzigkeit / der alliirten Christenheit Waffen mit einem schönẽ Siege gesegnet / daß sie die bedrangte Stadt Wien / Stuck und Läger / mit grossem Spott / über Hals über Kopff verlassen / und die Flucht geben müssen / darvon GOtt ewig gedanckt sey / bey Wien in dem Türckischen Läger von diesen Cameelen erobert / daß allein zu Regenspurg davon eine ziemliche Anzahl durchgetrieben worden:) Als habe ich gleichwol etwas / von ihrer Art und Natur / melden wollen. Sie werden meistentheils in Asia und Africa gefunden / ihr Futter ist Distel und Gersten / es wird mit Heu oder kleinem Grase vermengt / oder mit Kuchen aus Gersten gemacht; dann diß Thier frisst / zu seiner Grösse / sehr wenig. Joh. Baptista Tavernier im 1. Buch seiner Persianischen Reyse fol. 49. schreibt also davon: So bald ein Cameel gebohren ist / beuget man ihm die vier Füsse unter dem Bauch zusammen / und leget es darauf / bedecket ihm auch zugleich den Rucken mit einem Teppicht / so biß auf die Erden gehet / auf dessen Ende leget man eine Anzahl Steine / daß es nicht aufstehen kan / und lässet biß 15. und 20. Tage in solcher Postur also liegen. Unter währender dieser Zeit / gibt man ihnen Milch zu trincken / aber sehr wenig / damit es sich allgemach zum trincken gewöhne / und geschiehet dieses alles / daß es niederknien lerne / wann man es künfftig beladen will; und wann man ihnen solcher Gestalt die Beine bieget / sind sie so willig / daß man sich darüber verwundern muß / denn wann die Caravanen an dem Ort / wo sie stille ligen will / angekommen ist / kommen alle Cameele / die einem Herrn zustehen / zusammen / schliessen von sich selbst einen Cräiß / und knien nieder / mit allen vier Füssen / und wann man den Ballen auf einer Seiten los gebunden / bucken sie sich auf die andere / damit man solche auch entledigen und abladen möge; wanns entladen sind / lässet man sie ins Feld gehen / und grüne Sträuche suchen / die sie abfressen; eine halbe Stund / vor der Sonnen Untergang / kommen sie von sich selbst wieder / und wann sich ohngefähr eines verirret hätte / bringe man solches leichtlich / durch ein gewisses Geschrey / wiederum zurücke. Wann sie nun wiederkommen / schliessen sie alle einen Cräiß / und wirfft man einem jeglichen zwey runde Laibichen von Gersten-Mehl geknetten / deren jedes zwey Hand groß / vor. Wann man aber frühe Morgens fortreiset / so kommet das Cameel kniet hin zum Ballen / oder zwischen den Ballen / wann es nun beladen / und alles fest aufgebunden ist / erhebt es sich gemächlich unter der Last / und dieses mit gantz leichter Mühe / und ohn einiges Getöse. Den Durst können sie überaus gedultig vertragen / ja daß sie / in der Noth / neun / wol gar vierzehen Tage / ohne Trincken / seyn können; es trincket gern trübes faules und schleimichtes Wasser / rührt auch wol selbst das klar Wasser mit seinen Füssen auf / kriegen sie aber / nach lang erlittenen Durst / wiederum zu trincken / so sauffen sie desto mehr. Wann die Cameel in der Brunst sind / essen und trincken sie / innerhalb viertzig Tagen / fast nichts / und sind / in währender diser Zeit / in so grosse Furie / daß man sich wol vor ihnen vorsehen muß. Wann sie beissen / reissen sie allezeit ein Stuck mit heraus / und laufft ihnen ein weissir Schaum aus dem Maul / mit weissen Blasen / auf beeden Seiten / die so groß aufgeblasen sind / als eine Schweinsblase; zu ihrer Besammung haben die Cameel einsame und abgelegene Schlupffwinckel / und diese Zeit darff sich niemand zu ihnen nahen / als ihr Wärter allein / sie tragen zehen und zwölff Monat / allezeit auf einmal nur ein Junges. Im Frühling fallen ihnen / innerhalb drey Tagen / alle Haar aus / daß die Haut gantz nackicht wird / und alsdann / wann sie nicht recht dafür eingesalbt werden / plagen sie die Mucken sehr übel; sie brauchen schlechte Wartung / werden mit einem Rütlein geklopfft / den Staub herab zu bringen; wann sie wund sind oder gedruckt werden / wäschet man sie mit warmen Urin / und dieses ist ihr einige Cur. Sie erreichen ein hohes Alter / von fünfftzig bis hundert Jahren / tragen sehr grosse Last / eines zu sieben / bis zehen / oder mehr Centen. Das Cameel ist ein rachgieriges Thier / und verbirgt offt seinen Zorn / bis zu begebender Gelegenheit / da es sich stracks und grimmig rächet; denen Pferden sind sie gar gehässig. Wann das Cameel / am reysen / müde wird / lässt es sich leichter durch Liebkosen oder die Musica / als durch Schläge und Zwang / fortreiben. Im dritten Jahr fangen sie an zu brunsten. Die Araber haben von der Cameelen Menge ihren grösten Reichthum; man castriret sie in der Jugend / so werden sie frömmer und stärcker: Sie haben oben keine Zähne wie das Rindviehe; so lang sie frisches Grase essen / so trincken sie nicht / maribus genitale retrò, versus caudam, dirigiter, propterea etiam retrò minget. Ihr Schweiff ist /

wie am Esel. Die Cammeel lernen sie also tantzen/ die Jungen führen sie an ein Ort oder Gemach/ dessen Boden gar warm sey/ aussenher haben sie eine Trommel/ die schlagen sie/ wann nun das Cameel/ aus Ungedult und Ualittigkeit der Hitze/ die Füsse einen um den andern aufhebt/ und sie solches etliche Monat treiben/ und allgemach der Trommel-Musica gewohnen/ so thun sie solches hernach auch heraussen im freyen Feld/ so oft sie ihren Klang hören.

Mr. Ricaut, des Englischen Grafen von Winchelsey, des Königs von Engelland Extraordinari-Ambassadeurs an der Ottomanischen Porten Secretarius, in seiner Historie del' Estat present del Empire Ottoman. lib. 2. fol. 399. schreibt also: Das Cameel ist ein Thier/ daß die Türcken nicht allein lieben/ sondern auch in Ehren halten/ sie halten dafür es sey eine grosse Sünd/ wann man es zu viel überladen/ oder mehr strappaziren solte als ein Pferd/ weil es/ an den heiligen Orten in Arabia, meinstens gefunden wird/ und wann sie ihre Pilgrimfahrt oder Cataravana (wie sie bey ihnen genannt wird) nach Mecha verrichten/ so wird das Cameel/ das den Alcoran/ auf derselben Reyse/ trägt/ mit Blumen/ und andern Zierden/ trefflich aufgeputzet/ und wann es diese Reyse verrichtet hat/ ist es gantz befreyet/ daß es/ die Zeit seines Lebens/ nicht mehr arbeiten darff. Das Fleisch von den Cammeelen/ sagt Cardanus, ist wolgeschmack und Gesund/ wie auch die Milch sehr lieblich/ muß aber/ wegen ihrer dicken Substanz, mit Wasser doppelt/ oder auch wol dreyfach/ temperirt werden: Diese Milch ist ein bewährtes Mittel die Wassersucht zu vertreiben/ wann man drey Wochen lang/ täglich eine Kanne davon trinckt/ und schreibt Herr Tavernier, daß er zu Balsara/ Ormus und andern Orten/ mit seinen Augen gesehen/ daß etliche Englische und Holländische Schiffleute/ (wann sie in denselbigen Meerhäfen still gelegen) auf diese Weise seyen curirt worden. Das Cameel-Hirn/ wann es dürr gemacht/ im Essen zu trincken gegeben wird/ soll es das Hinfallende vertreiben/ diese Tugend hat auch ihr Blut; das Weiblein von den Cameelen hat vier Euter/ wie eine Kuhe.

Dieser Art sind auch die Dromendarien/ die meistens in Arabia gefunden werden/ haben zween Höcker/ sind viel schneller und geschwinder/ als die Cameelen/ nicht daß sie so starck lauffen/ sondern weil sie einen weitern Schritt als jene habe/ und daher ist ihnen auch der der Name gegeben worden.

Cap. LVIII.

Wann man ein Pferd will in die Wette lauffen lassen.

Ehe wir gar zur Roß-Artzney/ als einem hochnöthigen Stuck unsrer Hauswirthschaft schreiten/ wollen wir noch etliche Paralipomena, deren oben vergessen worden/ mit wenigen gedencken; und weil die hurtige Flüchtigkeit und schnelle Geschwindigkeit/ für ein sonderbare Tugend an den Pferden gehalten wird/ vornehmlich wann es dauerhafft dabey ist; also werden die gut- und sicher-lauffende Pferde/ wann sie gutes Maules sind/ von allen Soldaten hoch gehalten/ und um einen grossen und sehr hohen Werth erkaufft und erhandelt.

Daher wollen wir unsern Haußvatter auch in diesem Stuck unterrichten/ damit er für sich und für andere nutzbare und schnelle Pferde ziehen möge. Wahr ist es/ daß die Natur und Art das beste muß dabey thun/ und zu solchen Handel nicht schwere/ behenckte/ faiste/ plumpe/ sondern leichte/ wohlgesetzte/ frische und muthige Pferde gehören; also billich eine vernünfftige Wahl und Ausnahm anzustellen/ was hierzu dienlich oder nicht.

Nicht zu laugnen ist/ wann die Natur von der Kunst befördert wird/ daß desto mehr davon zu halten. Etliche/ wann sie ein Pferd wollen in die Wette lauffen lassen/ geben ihm/ des Morgens voher/ zwey oder drey Schnitten gebähetes Brod in Muscatell-Wein geweicht/ und glauben/ es solle viel stärcker und kräfftiger lauffen. Andere wollen/ man soll Eberwurtzen zu Pulver stossen/ in Wein erwallen/ und dem Pferd eingiessen lassen/ oder die Wurtzen ins Gebiß binden.

Andere aber/ man soll ihnen alle Morgen nüchtern Eberwurtzen/ und faulen Käse zu essen geben/ so soll ihnen denselbigen Tage kein Roß vorlauffen; das Biß zuzurichten/ wann man das Pferd will lauffen lassen/ so nimm ein Stuck Bertramwurtzen/ und vier Stuck Eberwurtzen/ bäitz es in guten Essig/ laß darinnen erwallen/ darnach bäitz es wieder in Malvasir/ und binds dem Pferd ins Mundstuck.

Magnus Seuter/ weyland Fuggerischer Stallmeister/ in seinem fast schönen und nutzlichen Buch von der Roß-Artzney schreibt im 5. Cap. unter andern also: Wilt du ein Roß zum Wettlauffen zurichten/ so grab im Anfang des Majen/ früh vor der Sonnen Aufgang Artemisiam oder Beyfuß mit samt der Wurtzel/ wasch es wohl/ und thus in eine lebendige Bronnquell/ laß es über Nacht darinn liegen/ des andern Tages thue es vor der Sonnen Aufgang wieder heraus/ legs in einen Hafen/ thue Wasser daran/ laß wohl sieden mit Wurtzen und Kraut/ und wann es wol gesotten soll man mit diesem Wasser/ das nun die Krafft des Gewächses an sich genommen/ das Pferd wohl warm/ doch nicht zu heiß/ um die Brust/ Lenden/ Geschrött/ vordern und hindern Füsse gar wohl waschen; diß ist ein Stuck/ das den Rossen sonst in viel andere Wege/ ob sie schon nicht Wettläuffer sind/ auch sehr nutz und gut ist. Darnach nimmt man das erstgemeldte Kraut samt der Wurtzel miteinander/ was am Sieden übergeblieben/ legt ihms also warm auf die Lenden/ und deckts warm zu/ (gut wäre es/ wann das Waschen an der Sonnen/ oder sonst bey einer Wärme geschehen könnte) und lässets über Nacht stehen.

Mit der Fütterung soll mans also halten: Man nimmt den besten Habern/ der zu bekommen/ klaubt den wohl und fleissig aus/ daß nichts unsaubers oder anders darinnen/ reibs ihn zwischen den Händen/ daß er fein glatt werde/ schwingt ihn sauber/ besprengt ihn mit gutem Wein daß er gleich naß werde/ dörrt ihn nachmals wieder gar wohl/ daß er dörr und trocken sey/ schwingt

ihn/ und reib ihn abermals zwischen den Händen/ wie zuvor/ schwingt ihn/ und gibt davon dem Pferd sein Futter/ legt ihm hernach einen Maulkorb an/ daß er nichts mehr essen/oder sonst naschen möge/und diß muß man vierzehen Tag continuiren. Früh Morgens aber/ ehe man den Gaul will lauffen lassen / gib ihm eine Hauffen oder zwo gesäubertes Futter/ und nimm Doronicum Romanum, (Gemsen-Wurtz) schneids wol klein wie die Ameis-Eyer/ thue dessen eine Hand voll unter das Futter/darnach bind den Gaul auf/ und deck ihn zu/laß ihn umziehen/daß er sich erstrecke und ergehe. Laß ihn führen auf einen Schaaf-Mist oder anderswohin / daß er möge sich entledigen / stallen und zirchen. Darnach nimm die Wurtzen Artemisiam, und thue ihr mit den fliessenden Bronnenwasser/ wie oben angezeigt/ laß sie über Nacht darinn liegen / und an der Sonnen trocken werden/ binds also dem Roß unter den Schwantz/oder vornen unter den Schopff/und inwendig in das Holbiß.

Daselbst in eben selbigem Capitel findest du auch noch einen andern Weg/ein Pferd in fünff Tagen zum Lauffen vorzubereiten/ welches ich/ Weitläufftigkeit zu vermeiden/hab anzuziehen unterlassen. Item / nimm Knoblauch/Lorbeer/ Meisterwurtz/ Bergwurtz/ Eberwurtz/ Tormentill / Artemisiam, mach alles zu Pulver / und gibs dem Pferd unter das Futter zu essen.

Item/nimm Birnmistel/ Aichelmistel / Galgant/ Meisterwurtz/ Eberwurtz/ dürr Aichen-Laub / Majenblumen/ Petersilgenwurtz / machs zu Pulver / temperire es wohl durcheinander / und so du rennen wilt / so gib dem Roß / drey Tag vorhin / dieses Pulvers täglich ein Loth / unter dem Morgen-Futter / und besprengs mit Malvasier/ oder sonst starckem Wein. Die Nacht zuvor / wann es den andern Tag lauffen soll/ laß das Pferd ungessen stehen aufgebunden / zu Morgen/ehe man lauffen lässet/so laß einen Schnitten Brod in Malvasier oder sonst starcken Wein weichen / und streue darauf Enzian/ Eberwurtz und Saltz klein gepulvert / und gieb ihm das zu fressen laß es darauf lauffen. Den Türckischen Pferden aber / weche den Hunger nicht wol leiden mögen / muß man am Futter nichts abbrechen.

Das beste Mittel ist/ ein Pferd in guter Ubung zu erhalten / und je in der Wochen einmal oder zwee eine Carrera damit zuverrichten/so kriegen die Pferde einen guthem Athem/werden sicher auf den Füssen/bleiben bey guter Gewohnheit / und können hernach in Nothfall desto besser ausdauren.

p. Tylkovvský de re agraria p. 296. sagt; Equum faciunt velocius currere, dentes canini luporum ita alligati, ut corpus equi tangant.

Cap. LXI.

Ein Pferd gesund/ muthig und freudig im Ausdauren zu erhalten.

Ein Pferd gesund zu erhalten/bedarf Fleiß und Nachsehen/die gewöhnliche gute Wartung ist dessen eine gute Beförderung/wann sie trocken und sauber gehalten und gefüttert werden / zu dessen Vorschub auch allerley herrliche gute Roßpulver hernach folgen sollen.

Ich meines Theils habe meinen Pferden / vor alles anders nichts als nur die blossen gedörrten und gröblich zerstossenen Wachholderbeer unter ihrem Futter geben lassen/ und hat ihnen (GOtt sey Danck) allzeit wol angeschlagen/ daß sie der andern nicht bedörfft haben.

Wann man einen Saltzstein haben kan / ist es gut/ daß man sie bisweilen daran lecken lässt. Etliche wollen/ man soll ihnen jährlich einmal die Sporn-Adern schlagen/und ihnen das Blut im Futter zu essen geben / auch einmal den Rachen mit einer Flieten ricken lassen; im Frühling soll mans frühe / gezäumt / ein wenig an die Sonne stellen/und wie das Ubertreiben im Reisen schädlich also ist ihnen auch der allzugrosse und langfeyrende Müssigang keines wegs gesund.

Am Reysen soll man sie nicht übertreiben/Mittags mehr Heu als Habern/und Nachts mehr Habern / als Heu geben/Mittags bißweilen Wein und Brod; wann die Pferd auf der Reyse stallen wollen / soll mans nicht hindern; brich frühe desto zeitlicher auf/ nud kehr Abends desto eher ein.

Im May soll man die Pferde jung buchenes Laub essen lassen / so werden sie schön glatt und gespiegelt von Haaren/ die Schenckel soll man alle Morgen mit nüchterm Speichel streichen.

Gute Füsse zu erhalten: Nimm eine schweinerne Schwarten/leg die in Bronnenwasser / salbe alle Morgen und Abend den Huf damit; oder nimm Hönig/ Unschlit und Wägenschmier / alles untereinander gethan/ die Füsse damit bestrichen und eingeschlagen; oder reibe die Füsse im Aprilen offt mit Birckensafft.

Der Schwamm/so an den Lindenbaumen wächset/ in der Pferde (oder anders Viehes) Wasserschaff gelegt/das sie allzeit davon trincken/soll vor alle ihnen aufstossende Kranckheiten dienen.

Am Reysen leg unter den Sattel ein Tuch/ so im Frühling in Froschlaich getunckt/ und von sich selbst getrocknet worden ist/ so wirds nicht aufgeschwellt.

Den Muth und das Hertz den Pferden zu erhalten und zu erwecken/stimmen alle Autores einhellig zusammen/daß wann man das Netzlein/darinn ein Füllen gebohren worden/dörre/zu Pulver mache/und gebe es dem Pferd im Futter zwey- oder dreymal / soll es bewährt seyn. Die Kornblühe/davon oben im 34. Capitel (wie den Füllen / nach ihrem Alter zu warten) ist gedacht worden/thut auch nicht geringe Wirckung / daselbst es der geneigte Leser finden kan.

Was die Dauerhafftigkeit zuwegen bringet / will ich eines vornehmen Chymici Secret hier anzeigen / daß man ein Pferd also confortiren könne / daß es auf 30. oder mehr Meilen/oder aber drey Tage lang/zu reuten ist/daß man es / wie sonst gebräuchig / nicht darff füttern/aber doch muß mans trincken lassen / und das seye warhafftig probirt: Nimm / spricht er / Ostructium, oder Meisterwurtz und Beerwurtz/jedes 2. Loth / Eberwurtzen 3 Loth / stoß es zu subtilem Pulver / vermenge

es mit einer Hand voll Haber-Mehl / feuchte es an mit starcken Brandwein oder Malvasier / thue darzu ein Gran Zibeth / und den Safft aus einem Knoblauchs-Haubt / mach einen Taig daraus / und backe drey Küchlein davon / auf einem heissen Ziegelstein / und wann das Pferd lauffen soll / so nimmt man einen Kuchen / stösset ihn gar subtil / giesset Brandwein darauf / vermachts in ein Schwämmlein / legts dem Pferd ins Holgebiß oder Mundstuck / so wird es sehr muthig / und will immer fort / zu dem letzten Futter / vor der Reise / gib ihm auch ein wenig zerschnittene Meisterwurtz und Eberwurtz / das Pferd ist / nach Brauchung dieser Confortation / auf 32. Meilen gelauffen / jedoch getruncken / und ist / spricht er / auch hernach gesund blieben.

Ein Pferd / das Wein trinckt / wird muthig und dauerhafft davon / und erzehlt Philip. de Commines in seinem Commentario, daß / als einsmals sein altes und abgemattetes Pferd / nach der Schlacht bey Montheiery, zwischen Ludovico XI. König in Franckreich / und Carl Hertzog von Burgund / über einen Wasser-Eymer voll Wein kommen / und solchen ausgesoffen / es also erquickt und hurtig davon worden / als es vorhin niemals gewesen.

Auf eine andere Weise: Nimm Haber-Mehl einen Hof-Becher voll / alte faule weiche Schaaf-Käse auch so viel / und halb so viel Eberwurtz / knette es zu einem dicken Taig untereinander / formir Kugeln daraus eines halben Hüner-Eys groß / dörre solche im Schatten / dann machs zu Pulver / und thue jede Kugel in ein sonderbares Papier oder Scarnützel / gibs dem Pferd Morgens / Mittags / Abends und Mitternacht im Feld oder auf der Reyse ein / so kanst du zwey oder drey Tag also reuten / und in kein Wirthshaus / wo du nicht gerne wilt / einkehren.

Noch ein anders Mittel zeigt obermeldter Autor an / welches / wie er berichtet / ein wolerfahrner Kriegsman gebraucht habe; nemlich: Er nahm Eberwurtz ein Pfund / H. Geist-Wurtzel / Meisterwurtz / Petersill-Wurtzen jedes ein halb Pfund / Bilsamkraut und Wurtzen zusammen 12. Loth / Bibenellwurtz 8 Loth / diß alles dörrete er gar wol / machte es auf das kleineste zu Pulver / sichtete es durch ein härenes Sieb / mischte hernach darunter Enzian-Wurtzel / und so viel des Pulvers alles miteinander / so viel Waitzen- oder Rocken-Mehl / vermengte es gar wol / goß starcken Brandwein darüber / so viel / daß er einen rechten Taig daraus machen konte / aus diesem formirte er Kugeln / so groß als ein Hüner-Ey / ließ sie von sich selbst eintrocken / wenn er nun etwan eilend fort muste / und nur eine Stund zuvor haben konte / das Pferd zu füttern / so mengte er zu dem Futter so viel Kugeln / so viel Meilen er desselben Tags reuten muste / und gabs dem Pferd zu essen / so konte er solches / ohn alle Gefahr des Pferdes / glücklich verrichten / dann diese Stuck stärckten und bekräfftigten das Pferd dermassen / daß es ohne Bemühung / und ohne / daß es ihm sauer wurde / geschwind / als wie es immer lieffe / konte fortkommen.

Daß ein Pferd lustig bleibe / und nicht müde werde / nimm die Wurtzen von Eisenkraut / binde sie dem Pferd ins Gebiß / so hat es ein feucht Maul / ist lustig / und wird nicht müde. Daß ein Pferd auf einer weiten Reys nicht erliege / nimm Terpentin / gut altes Schmeer / und so viel Hirschen-Inslet / so du es haben kanst / darunter / nimm darzu Grünspan / als auf das dritte Theil / und Hönig darzu / mach es bey einem Feuer durcheinander / daß es nicht zu dünn werde / und sich wol mische / und alle Nacht in der Herberge / so raume dem Pferd die Hüfe wol aus / und schlag ihm mit dieser Salben ein / so wirds nicht mangelhafft. Daß ein Pferd frisch und gesund bleibt / nimm Alantwurtzen und Liebstöckelwurtzen jedes ein halb Pfund / pülvere sie / und gib dem Pferd auf einmal ein Leffel voll zu fressen. Oder wilt du ein Pferd bey seiner Stärcke behalten / wann kein Habern zu bekommen / so nimm eine Meisterwurtzen / Gersten-Mehl / so viel du wilt / hart gesottene Eyer / stoß es durcheinander / menge Brandwein darunter / mache kleine Kuchen daraus / und gibs dem Pferd zu fressen / es behaltet seine Stärcke / ist gut im Kriegswesen / sonderlich vor einer Action. Daß ein Pferd nicht müde werde / wann man reisen muß / so nimm Wegwartwurtzen / gib ihm alle Nacht und alle Morgen / wann du reysest / eine gute Hand voll zu essen / wann aber die Reise vollbracht ist / so nimm Haberstroh / sied es im Wasser / nimm darnach das Wasser und Stroh / und wasch ihm die Füsse damit / soll gar bewährt seyn. Daß sich ein Pferd nicht überesse noch übertrincke / nimm drey Hüner-Mägen / wie sie aus den Hünern genommen werden / ungewaschen / dörre sie / und stoß sie zu Pulver / wann du den Rossen das erste Futter giebst / so misch es darunter / darffst es nur einmal brauchen.

Cap. LX.

Ein Pferd fett zu machen.


Die überflüssige Fettigkeit stehet besser an den Schweinen / als an den Pferden / und sind etliche Pferde also geartet / daß sie nicht viel übriges Fleisches an sich haben / die zum strappazieren besser sind / als die Feisten; wann nur Brust und Creutz nicht eng und spitzig sind.

Damit aber die jenigen / so feiste Roß haben wollen / solches zuwegen bringen mögen / will ich hier etlicher darzu dienlichen Mittel gedencken; Herr Joh. Battista di Galiberto, ein Italiänischer Obrister zu Pferde / der sich hernach bey Ihr. Durchl. Ertzherzogen Leopold Wilhelmen aufgehalten / setzt in seinem Tractat Nel Cavallo del maneggio, folgenden Unterricht: Ein Pferd / in vier oder sechs Tagen / feist zu machen / soll man es täglich / Morgens und Abends mit warmen Wasser / darinnen Hirsen-Mehl temperirt ist / träncken / und diese folgende Artzney hat eine solche Tugend / daß es fett machet / und so wol die Pferde als die Maulthier gesund und frisch erhält; als: Nimm Enzian / runde Hohlwurtz / schöne klare Myrrhen / geschaben Helffenbein / Lorbeer / eines so viel als des andern / stoß alles zu Pulver / thue darzu gestossenen Hisopp / Hönig und Rosin-Weinbeerlein drey Untzen / misch alles zusammen / und mache Pillulen daraus / laß eine Untzen

davon im weissen Wein erwallen / und gieß es dem Pferd ein.

Item nimm einen Igel brenn ihn in einem neuen Hafen zu Pulver / und gibs dem Pferd unter das Futter; diß ist auch gut/ mit Saltz vermischt/ für den schweren Athem.

Item ein Roß leibig zu machen: Nimm wilden Salve/ Kräensüß und Sevenbaum/ dörr es und machs zu Pulver/ wirff zu Zeiten eine kleine Hand voll auf das Futter/ so nimmt es am Leib zu/ trinckt sich auch nicht zu rähe.

Item nimm die Gipffel von Kranweth-Stauden/ dörre und stosse sie zu Pulver/ thue darzu Senff-Mehl und Saltz/ misch alles untereinander / und gibs unter das Futter/ es reiniget die Därmer; nimm alsdann ein halb Pfund lebendigen Schwefel/ stoß den klein/ und nimm einen Hafen/ darein eine halbe Maß gehet/ thue den voll Saltz/ setze ihn in ein Kohlfeuer/ und laß es dürr werden/ misch es dem Pferd unter das Futter; oder nimm gedörrte Kranwethbeer/ machs zu Pulver / stoß Enzian darunter/ und gibs dem Pferd.

Item nimm einen Metzen Bohnen oder Erbsen/ laß es dörren und mahlen / gib davon eine Gauffen voll unter den Habern / und continuire es vierzehen Tage.

Item nimm Lerchenschwammen/ wol gedörrt und gepulvert/ streue es dem Pferd auf das Futter/ es purgirt und macht feist.

Item wann die Haselstauden blühen/ im Frühling/ so nimm die an den Strauch wachsende Zapffen / dörre und pulverisire sie/ und giebs ihm eine Zeitlang / es nimt gern zu davon.

Item schneid Habergarben gar klein/ thue es in ein Schaff Wasser/ laß über Nacht stehen/ mit dem Wasser tränck das Pferd/ und das Geschnittene gib ihm zu essen/ oder laß Eicheln mahlen / gib dem Pferd eine halbe Gauffen voll unter das Gesott/ sie nehmen gern zu davon.

Item laß Heidenkorn sieden / und gieb davon alle Morgen dem Pferd zwo Gauffen voll/ es frisset es gerne.

Oder nimm Flachsbollen/ darinn kein Leinsaamen ist/ laß es mahlen/ und gibs unter das Futter / es wird feist davon.

Item nimm eine halbe Maß Bohnen/ einen halben Vierling Saltz / zwo Hand voll Buchsbaum-Laub / mit samt den Aestelin/ Fingersdick frisch vom Baum gebrochen/ rothe Bucken und Sevenbaum/ eines so viel als des andern / diese Stück thue alle zusammen in einen Sack/ laß sie in einem Kessel mit Wasser auf drey Finger einsiden / darnach schütts herab in ein anders Gefässe/ und thue wieder frisches Wasser auf den Kräutersack/ und laß es sieden wie vor/ und wann du das Pferd wilt träncken/ so gib ihm dieses Wasser lau; darnach nimm diese Stück alle aus dem Sack (ohne den Buchsbaum) und hack alles zusammen/ thue darzu einen halben Vierling frisches Saltzes/ und ein Pfund Schwefel/ ein Loth Negelein/ einen halben Vierling gestossenen Senff/ diß gib im wachsenden Monden Winters-Zeit dem Pferd / eines Gans-Ey groß/ unter sein Futter/ so offt du ihm zu essen giebest/ das macht es frisch und fett.

P. Adalb. Tylkovvsky de re agrariâ p. 224. gibt folgendes Recept / ein Pferd bald fett zu machen: Ex Sambuci virgâ derade corticem exteriorem gryseum, incipiendo ab eo fine, qui fuit versus terram, hunc corticem in umbrâ sicca & tere, atque manè ac serò admisce pabulo, initiò molestè sumet, postea cum voluptate.

Wann ein Pferd nicht zunehmen will/ nimm zwey Pfund Speck/ ein Pfund Hönig und Gersten-Mehl/ diese Stück zusammen temperirt/ Pillullen daraus gemacht/ und dem Roß frühe nüchtern eingeben / und den gantzen Tage darauf/ ohne Essen und Trincken/ stehen und fasten lassen.

Oder brauch dieses folgende / davon Pferde und Maulthier leibig werden und gesund bleiben / nimm Enzianwurtzen/ runde Hohlwurtzen/ schöne ausgeklaubte Myrrhen / gefeilt oder geschabnes Helffenbein/ Lorberbeer/ eines so viel als des andern/ mach alles zu Pulver/ nimm darunter vier Unzen gestossen Hisoppkraut/ Hönig und Rosinlein drey Unzen / mache es wie Pillulen/ und wann du davon brauchen wilt / so laß eine Unzen im weissen Wein zergehen/ und gibs dem Pferd/ durch einen Einguß/ laulicht zu trincken.

Ein köstlicher Einguß für magere Pferde: Schneide zwey Pfund reinen Speck/ stoß ihn wol / und reib ihn durch ein Sieb/ nimm ein Pfund Hönig / und ein Pfund Baumöl/ vermisch es warm durcheinander/ gieß es dem Pferd nüchtern ein / laß zwey Stund darauf stehen/ gib ihm hernach guten Habern / ist schier wie das schon vorhergedachte / dessen oben Meldung geschihet.

Wann du ein Pferd wilt leibicht und fette machen/ so nimm einen grossen Kessel voll Wermuth / etliche Gauffen voll Saltz/ und zwey Viertel Habern/ laß es miteinander sieden / klaub hernach den Wermuth wieder heraus/ dörr den Habern/ und gib ihm dem Pferd vierzehen Tage lang zu essen. Oder nimm Wachholderbeer / Meisterwurtzen und Alantwurtzen / eines so viel als des andern/ mach alles zu Pulver/ und gib dem Pferd davon unter dem Futter zu essen. Oder nimm sechs biß acht Loth lebendigen Schweffel / noch so viel Saltz / brenne es in einer Pfannen / biß es dürr wird / stoß untereinander zu Pulver/ nimm darnach den dritten Theil so viel Enzian / und den dritten Theil so viel Segenbaum/ stoß alles zu Pulver / gibs dem Roß acht Tage lang unter dem Futter zu essen / ist bewährt und offt probirt. Oder nimm gemahlene Bohnen/ thu gestossenen fœnum græcum darunter/ gibs ihm alle Tage unter dem Futter zu essen. Oder sied todte Nessem/ und gib dem Roß davon das Wasser zu trincken / laß es vor wol durstig werden / und continuirs eine Zeitlang.

Ein Einguß/ wann ein Pferd nicht will feist werden: Nimm ein Loth Saffran / ein Loth Muscatnuß / Nägelstupp/ Zimmet/ Pfeffer/ Ingber/ Muscatblühe/ jedes ein Loth/ alles zerstossen / ein Vierling Baumöl / eine halbe Maß rothen Wein / wol warm gemacht/ die Stuppe hinein gethan/ dem Roß eingegossen / und hernach wol geritten/ so erwärmt es dem Pferd die Füsse / Magen und Därme/ und nimmt fast zu. Oder nimm Coriander/ Zitber/ Birnbaumene Mistel-Pulver / alles untereinander gethan / und dem Pferd gegeben.

Oder nimm Segenbaum / wilde Salve / Kräen, uß Kraut / und Steinwurtzen mit samt dem Kraut / pulverisier alles / hernach schlag dem Roß die Sporader lang das Blut auf und dörr es / pulvere und misch alles durcheinander / und giebs dem Roß im Futter / oder gib ihm Hirschzungen unter das Futter.

Cap. LXI.

Haar zu ziegeln.

Weil Mähn und Schweiff der Pferde sonderliche Zierden und Schmuck sind / als habe ich / solche wachsen zu machen / folgende Stück andeuten wollen: Nimm zwey Pfund Reiß / wie man ihn pflegt zu kochen / sied es in sechs Mäß Wasser / und wanns den ersten Sud gethan / soll man das Wasser davon giessen / und lassen kalt werden / alsdann Mähn und Schweiff alle Tage zwey oder dreymal wol genetzt / doch müssen zuvor die Haar mit warmen Wasser und Laugen wol gereiniget werden; man muß auch alle Monat ein paar Tag nach den Neumonden die Haar ein wenig stutzen.

Item nimm weisse Ruben / und rein Bronnenwasser / laß es zusammen in einem verdeckten Topff oder Kessel wol kochen / daß es wie ein Brey wird / seyhe es durch / und mit dem Wasser bestreiche Mähn und Schweiff offtemals. Im Fall aber sonsten die Haar auf einem Schaden / nicht wachsen wolten / so reib Alant-Wurtzen gar klein auf einem Ribeisen / laß es im Butter zergehen / und schmier den Schaden damit.

Item Mähn und Schweiff schön zu ziehen / muß man vor allen Dingen sehen / ob es nicht kurtze stümpffe Haar hat / die muß man mit einem Spitzzänglein ausrauffen / und unten am Schweiff / an der Spitze / ein Ritzlein mit einer Flieten hinein reissen / das verbrannte Geblüte heraus zulassen; darnach nimm grosse Feld Ruben / und von den grossen Poppeln die Wurtzen koch es zusammen im Bier / und kämme allezeit Mähn und Schweiff damit / wasche es auch zu Zeiten biß an die Wurtzel / nimm auch Kammfette und schmiere im Winckel den Purtzel / und oben in der Mähne / auch ein wenig hinein gerieben / das soll man thun alle acht Tage einmal.

Item nimm Klettenwurtz und Stabwurtz / eine Laugen daraus gemacht / und die Haar damit offt gekämmet.

Item im Sommer nimm die Rohr / so in den Teichen wachsen / (daraus man die Spuelen macht) weil sie noch jung sind / und Hauswurtzen / diese zwey Stück laß in einem Hafen oder Kessel sieden / biß sie wol weich werden / behalts in einem saubern Geschirr wol auf / wasche die Mähne und Schweiff damit / im wachsenden Monden / und flicht allweg darauf die Haar ein.

Wann ein Pferd sich sonst gerieben hat / oder verwundt und gedruckt gewesen, und die Haar nicht wachsen wollen / so nimm weiß Hennen-Koth / brenn es zu Pulver / nimm darnach Hönig / vermisch es untereinander / und salbe das Pferd / wo kein Haar ist / es ist bewährt.

Oder nim vier Loth Natterschmaltz / ein Loth Lein-Oel und zwey Loth Hönig / vermische alles / und seuds zu einer Salben.

Item nimm rothe Schnecken / die ohne Häuslein sind / spalte sie auf / und thue das Ingeweid heraus / die Schnecken saltze / so wird eine gute Salben daraus.

Oder nimm Regenwürmer / siede sie in Lein-Oel / laß sie kalt werden / und salbe den kahlen Ort.

Item nimm Bocksblut / streichs an die Stätt / da es nicht Haar hat / je öffter / je besser / so wachsen sie.

Oder nimm Frösche / Schnecken / Baum-Oel / Hönig / Saltz / und ein wenig Wein / laß alles zusammen sieden in einer Pfannen / gieß es hernach auf ein kalt Wasser / wanns gestanden ist / so nimms herab / es wird eine Salb daraus / davon wachsen die Haar gerne.

Oder nimm Bienen / die im Hönig todt sind / und Regenwürmer gleich so viel / brenns in einem neuen Hafen reibs durch ein Tuch / hernach mache mit Majenbutter eine Salben daraus / streichs auf die Stelle / wohin du Haar haben wilt / und wasche es nicht ab in vierzehen Tagen.

Item distillire Hanff-Saamen und Zwiffel-Safft in Balneo Martis, und streichs an das glatte Ort.

Wann aber die Haar aus der Mähn und Schweiff ausfallen / so preß den Safft aus Knoblauch / und wasch es damit.

Will man an Pferden oder Menschen die Haar wachsen machen / so nehme man schwartze grosse Schnecken / die keine Häuslein haben / thue sie in einen Hafen / der am Boden Löcher hat / und in einen glasurten Hafen eingesenckt ist / setze ihn wolvermacht in einen Pferdmist vier Wochen lang / so wird das Oel von den Schnecken in den untersten Hafen fliessen / setz es aber an ein Ort in den Mist / daß es nicht umgestossen wird / und doch wol an der Sonne stehet / wo du mit diesem Oel salben wirst / werden gar bald Haar wachsen. Oder nimm ein oder zwey Löffel voll Hönig auch so viel Baum-Oel und Speck / und um einen Heller ungelöschten Kalch / thue alles untereinander / und rühr es wol / biß es zu einem Wasser wird / bestreich damit das Ort / wo du Haar haben wilt / sie wachsen bald schön und sauber davon.

Cap. LXII.

Haar zu verändern und zu färben.

Der Menschliche Fürwitz lässet sich mit dem / was Gott durch die Natur angeordnet hat / nicht allzeit begnügen / und will durch Kunst / nach seiner Fantaisie, eine ihm beliebige Farbe zuwegen bringen / wie denn die Orientalischen Nationen absonderlich mit ihren weissen Pferden prangen / denen sie nicht allein

Mähn /

Mähn/ Schopff und Schweiff/ sondern auch hin und wieder allerhand rothe Flecken machen/ vielleicht weil die Pferde dardurch das Ansehen gewinnen/ als hätten sie im Blut gebadet/ desto schröcklicher und grausamer gehalten zu werden/ und ihrem Widerpart desto eher eine Forcht einzujagen.

Die Art aber/ sie zu färben/ ist unterschiedlich. Martin Böhm/ seines Handwercks ein Schmied/ der in den alten Ungarischen Kriegen sich gebrauchen lassen/ auch etliche Jahr in der Türckey gefangen gesessen/ und daselbst/ was die Pferd-Wartung betrifft/ viel gute Stuck erlernet/ und in einem kleinen Büchlein/ so zum letztenmal zu Arnstadt Anno 1649. ist gedruckt worden/ an den Tag gegeben/ beschreibt das Färben auf folgende Weise: Erstlich soll man Alaun mit Wasser kochen/ damit Mähne/ Schopff und Schweiff wohl auswaschen/ und wiederum lassen trocken werden; hernach nimmt man 2. Loth braune Bresilgen/ 4. Loth Gummi/ 6. Loth Galläpffel/ eine gute Hand voll grüne Welsche Nußschalen/ dieses alles mit 2. Stübichen Wassers zwo Stunden lang gar wol kochen lassen/ wofern es aber einsiedet/ so giesset man ein wenig Wasser darauf/ daß ohngefehr ein Stübichen überbleibe; sodann nimmt man drey Pfund Türckischer Farbe/ und das gekochte Bresilienwasser darauf gegossen/ in einen Kessel gethan/ und gar gewircket/ daß es wie ein Taig wird/ und soll das Roß damit färben und wol hinein reiben/ darnach mit Tüchern verbinden/ und folgends mit Nuß-Oel abkämmen.

Magnus Seuter erzehlt es auf diese Weise: So du im Winter wilt färben/ so thue es in einer Stuben/ wasch das Pferd einen Tag zuvor mit Kalch-Wasser/ an denen Orten/ wo du es färben wilt/ und wann es trocken worden so wasch es wieder mit Alaun-Wasser; will man aber das Pferd am Leibe färben/ muß es zu einer Zeit geschehen/ da das Pferd schon verhäret hat/ denn diß Färben gehet mit den Haaren weg. Darnach nimm vier Pfund Bresilien-Holtz wohl klein gehackt/ thue es in einen glasirten neuen Hafen und frisch Bronnen-Wasser daran/ laß es einen Tag oder zwey aneinander wol weichen/ alsdann sieden/ weder zu hart noch zu gähe/ damit es nicht braun werden; wirff einen halben Vierding Alaun darein/ darzu die grünen Schelffen von viertzig biß fünfftzig Welschen Nüssen/ mit samt dero frischen Laub/ darnach nimm die Türckische Farb/ in ein küpffern Becken oder Kessel/ machs mit dem gesottenen Bresilien-Wasser an/ daß es zähe und wie ein Taig werde/ darunter thue von sieben Eyern das Weisse/ und eine Ochsen-Gall/ setz es denn über eine Glut/ und laß es warm werden/ doch daß du es mit der Hand leiden kanst/ und habe gute Acht/ daß es nicht zu heiß werde/ sonst wird die Farbe verbrannt und nichts nutze seyn/ nachmals nimm die Farb also angemacht/ reibs fleissig und starck in die Haar hinein/ am Schopff Mähne und Schweiff/ so wird es fein gleich gefärbt. Darnach bind alles/ was gefärbt ist/ in ein leinen Tuch/ damit es das Pferd am Leib nicht/ berühre und bemailige/ und laß es also die Nacht verbunden seyn; des andern Tages führ das Roß an die Sonnen/ löse es auf vom Tuch/ und laß also trocken werden/ und da es trocken ist/ reib dasjenige/ so von der Farb an denen Haaren geblieben/ fein sauber heraus/ und kämme es wohl.

Dieser Gestalt muß man vier Pfund Farb zu einem Roß haben; wilt du es aber zweymal überfärben/ so nimm am ersten Tag 4. Pfund/ und darnach am andern Tag 2. Pfund/ und wann du es auflösest/ und zum andernmal färben wilt/ so schütts fein sauber aus/ und überfärbe es noch einmal/ dieweil es naß ist/ und thue wie oben stehet. Wann es hernach trocken wird/ so kämme es mit Nuß-Oel ab/ und laß es alsdann trocken werden: darnach nimm Bresilien-Wasser/ das laß siedig heiß werden/ und sonst keine Farb darunter/ stoß den Schweiff/ Mähne und Schopff darein/ auf das tieffeste/ als du kanst/ das gibt ihm erst eine schöne Farbe. Daselbst findest du mehr Arten auf Türckisch zu färben.

Den Pferden eine weisse Blassen zu machen: Schlitz dem Pferd die Stirne auf/ nach der Länge/ so groß als das Zeichen seyn solle/ heb alsdann die Haut mit einem subtilen Instrumentlein auf/ und leg ein Blechlein von Bley hinein/ so groß als der Stern seyn solle/ und laß es zwey oder drey Täge liegen/ hernach nimms heraus/ und druck die Haut mit der Hand wohl wieder hinan/ so wird das andere Haar ausfallen und weisses wachsen; dieses hat mir Herr Christian Knorr von Rosenroth/ aus dem Englischen Authore, Mirkham in his Cheap. and good Husband. C. 75. communicirt.

Wilt du aber ein weisses Pferd scheckicht machen/ so nimm ein Pfund wohlgebrannten Kalch/ ein Pfund Weinstein/ ein Pfund Silbergelött/ und ein Pfund Goldgelött/ in einem neuen Hafen/ mit 4. Massen zwölfmal durchgegossenen Lauge gethan/ eine halbe Stund gerührt/ wol durcheinander mit einem Stecken/ und das Pferd damit gefärbt/ an der Sonnen/ oder in einer warmen Stuben/ erstlich wird es roth/ zweytenes braunlicht und endlich schwartz; man muß aber das Pferd aufhefften oder sonst verhüten/ daß es sich nicht lecken oder reiben kan. Wann die Farb trocken worden/ muß man die Haar mit Baum-Oel überstreichen/ so werden sie fein glántzig.

Oder nimm lebendigen Kalch 8. Loth/ weissen Weinstein/ 4. Loth Silbergelött und Goldgelött iedes 2. Loth/ diese Stuck alle in einen verglasirten Hafen/ mit einer Aechtering starcker Laugen gethan/ eine Stund lang mit einem Stecken wol gerührt/ alsdann ein Pferd oder Hunde/ die weiß sind/ darmit bestrichen/ eine Viertel-Stunde/ darauf gelassen/ und abgewaschen/ so macht es braune Flecken/ lässt mans eine gantze Stund oder noch länger/ so gibt es eine dunckle und schwartze Farbe; andere nehmen/ anstatt der Lauge/ Wein-Essig darzu/ ist gleich so viel.

Wilt du aber dem Pferd eine Blassen machen/ oder einen weissen Fuß/ so scheer dem Pferde die Haar ab/ so weit du die Blassen oder den weissen Ort haben wilt/ reibs mit einem Ziegelstein/ dann nimm Hönig und Bärenschmaltz/ salb es darmit/ so wird es weiß.

Oder scheer die Haar ab/ und binde Hünerkoth auf/ so wachsen weisse Haar. Oder nimm die Gallen von einer Geiß/ und salbe es damit. Oder bescheer das Ort wol/ das du weiß haben wilt/ reibs mit Bimsenstein alle Tage zweymal/ und wasche das Ort nur mit diesem ausgebrannten Wasser/ wie folgt: Nimm 3. Unzen Salpeter/ 4. Unzen lebendigen Alaun/ und 5. Unzen Zinnober/ diß alles untereinander gestossen/ ausgebrannt

und das Ort damit gewaschen / alle Tage drey oder viermal / so werden innerhalb eines Monats weisse Haar wachsen.

Item Queckſilber / als Schmeer und Schwefel untereinander gemengt / und den Ort damit geschmiert / wo kein Haar ist.

Wann die Spiegelschimmel beginnen weißlicht zu werden / soll man ihnen zur Zeit / da sie zu hören pflegen / im Frühling / eychene Broß / oder die zarten erst ausschlagenden Blätter eine Zeitlang unter dem Haber vermengt zu fressen geben / so werden die Spiegel wie schwärtzlicht / wie D. Simon Pauli in Quadripart. Class. II. pag. 340. bezeuget.

Oder ein Pferd spieglicht zu machen: Nimm junge Tannenzapffen / die nicht blühen / seud sie wol im Wasser / und wasche das Pferd damit / es wird schön gespiegelt / und gehet nicht ab. Wilt du weisse Haar machen / so nimm Queckſilber / alt Schmeer / Schwefel / dieses untereinander bemengt / schmier das Ort damit / wo kein Haar ist. Da du aber verlangest / daß einem Pferd kein weisses Haar wachse / so machs also / wann der Schaden heil ist / und die Haut wieder darüber gewachsen / so schmier die Haut mit kalten Hönig / das ist recht / und probirt worden.

An einem schwartzen Pferd ein weisses Zeichen zu machen / soll man das Ort vorher glatt bescheeren / und mit Schwefel wohl beräuchern / wie Speed Husband. c. 30. p. 165. meldet.

Dergleichen Künste findet man noch viel hin und wieder in den Roß-Büchern / weil es aber mehr ein Fürwitz / als Nothdurfft ist / wollen wir die Curiosen dahin gewiesen haben.

Cap. LXIII.

Von die Bremen und Mucken-Biß.

Es ist / bey warmen Sommerwetter / denen reysenden und über Land reutenden Leuten eine verdrießliche und unangenehme Verhinderung / wann ihre Pferde von den unverschämten grossen Fliegen und Bremen angesprengt / gebissen und gestochen / keinen richtigen Tritt thun können / immerdar mit dem Schweiff abwehren / oder wol gar mit dem Munde solche / so viel sie mögen / abtreiben / stampffen / mit dem Fuß hauen / sich erschüttern / und damit ihnen selbst und ihren Reutern Ungelegenheit verursachen müssen.

Herr Joh. Battista di Galiberto sagt / man soll Lorbeern stossen / im Wasser sieden / und das Pferd damit waschen.

Die Ungarischen Landgutscher und Fuhrleute ziehen / wann sie ihn haben können / Hanff mit samt dem Kraut aus / und bestreichen ihre Pferd / und reiben sie wohl damit.

Andere nehmen Herbam Persicariam, siedens im Wasser / und thun das Kraut zwey- oder mehrmal darein / biß es starck werde / und waschen ihre Pferde damit. Fischthrenen / seu oleum Balænarum, soll gleicher Gestalt darzu dienen.

Ein anderer sagt: Man soll alle grosse Marck- und Schuppenbeine vom Fleisch zusammen klauben / sie in einen Hafen thun / mit einer Hafendecke vermachen und wohl verlutiren / alsdann eine Gruben in die Erden machen / den Hafen hinein setzen / und Feuer herum schüren / so wird sich von den Beinen ein Oel oder Fetten auf dem Boden des Hafens zusammen setzen / daß soll man sammlen / und die Pferde damit schmieren.

Herr Seuter gibt uns folgende Künste: Man soll nehmen Vierneiß / wie es die Drechsler brauchen / mit deme sie die rothen Schüsseln färben / und wild Katzenschmaltz / eines so viel als des andern / ein Streichtuch damit schmieren / und das Pferd mit solchem abstreichen.

Item man soll nehmen Leinöl / als Rheinberger Schmeer / es untereinander zerlassen / ein blauwollenes Tuch darein stossen / und daß Roß etlichemalen überfahren.

Oder / sagt er weiter; Nimm Attichkraut und Knoblauch durcheinander / preß den Safft daraus / thue Schmeer darzu / laß es in einer Pfannen untereinander pregeln / wirff einen wollenen Hadern darein / den führe mit über Land / und streich die Pferd damit ab / an dem Ort / wo sie gern hinsitzen / als an den Schlauch / und hinter dem Schweiff / neben den Augen / und an andern Orten / so kommt keine Breme noch Fliegen darauf.

Item nimm die Gipffel von den Bircken im Frühling / distillire sie / und nimm auch sonst Birckenwasser / distillire es mit Knoblauch; oder den Safft aus den Kürbsblättern gepresst; oder siede Dannzapffen im Wasser / tuncke ein Wischtuch darein / und wische das Pferd damit ab.

Daß aber die Mucken auf keinen Schaden sitzen / so nimm die Häfen vom Baum-Oel / und streichs darauf.

Wofern aber die Fliegen und Bremen ein Pferd also gebissen haben / daß ihm daß Geschrötte / oder die Brust groß geschwollen ist / so nimm Zunderstein / den die Schmiede aus dem Feuer werffen / dämpffe das Pferd zugedeckt damit / also daß du Geißmilch auf den heissen Zunderstein giessest / und den Dampff an die Geschwulst gehen lassest / so wird es sich bald bessern.

Zu unsern Zeiten hat man nicht eine unbequeme Invention mit aus Haaren eng gestrickten Netzen / die unten um und um mit dick-ineinander gefügten härenen Schnürlein behängt sind / und wol über den Bug hinab reichen / die mit ihrem hin und wieder wancken das Ungezieffer abtreiben / und damit wird das gantze Hinter- und Vordertheil / auch wol der Hals bedeckt / daß sie auf das stachlichte härine Netz nicht sitzen / oder durchbeissen können.

Hingegen aber ist auch dieser Unlust dabey / daß es / bey heissen Strahlen der Sonnen / ein Pferd mit seiner Schweren abängstiget / matt machet / und Ursach gibt / daß es nothwendig ehe müde werden muß; und heisset / wie die Welschen sagen: Ogni Agio porta seco il suo Disagio.

Cap.

Cap. LXIV.

Für abgerittene Pferde.

Ich will hier den günstigen Leser einen überaus ...rzlichen offt-probirten Anstrich oder Einsatz communiciren/ den ich von einem guten Freunde bekommen / einem überrittenen / müden / überhängigen / oder sonst verderbten Pferde nützlich zu gebrauchen.

Erstlich soll man demselben Pferd alle vier Eysen abbrechen ihm alsdann beede Hals-Adern/beede Bug- und beede Schrenck-Adern schlagen/ das Blut wol gehen und auffangen lassen/ es hernach unter die folgende Stück zu nehmen.

Nim ungelöschten Kalch zwey Gauffen voll/ kleingestossenen und durch gesähten Bol-Armeni vier Pfund/ Drachenblut wie Mehl klein zerstossen und gesähet ein Pfund / Terpentin zwey Pfund / guten starcken Essig eine Maß guten Brandwein eine halbe Maß/ Weinläger zwey Maß/ Rockenmehl eine gute Schüssel voll/ gar altgelegte Eyer 24. oder 30. dieselben mit samt der Schalen hinein geworffen und zerschlagen; diesen Einsatz mit einer Schauffel/ bey einer gantzen Stund/ in einem Schaff unaufhörlich durcheinander gerührt/ biß sich diese gantze Materi allerdings sehr wol untereinander vermischt hat. Wann nun dieses geschehen / soll man alsdann erst dem Roß (wie oben gedacht) lassen / das Blut allemal gleich warm/ von den Adern her/ immerdarnach einander/ unter den Anstrich ins Schaff giessen/ und ohne Unterlaß starck rühren lassen/ bis die Lässe gar vollendet ist/ und die andern Stück im Schaff sich mit dem Roßblut wol gefärbt und genugsam vermischt erzeigen. Aldann soll dieser Anstrich dem Pferd von unten auf/ vom Huf an/ vornen an der Brust und Hals / und die Schultern/ biß gegen dem Sattel / und hinten gleichfalls biß oben aufs Creutz/ auf den Rucken / alles gegen den Haaren(durch zwo Personen gegeneinander) geschwind und starck angestrichen / und demselben vor acht Tagen nicht abgewaschen werden.

Wann aber das Roß auch mit den hintern Füssen nicht fort möchte / soll man ihm gleich oben / auf dem Creutz herum / ungefährlich einer Spannen lang und breit / mit dem Flieten schrepffen / und diesen Anstrich / weils noch blutet starck hinein reiben lassen. Das Pferd soll diese Zeit über / auf dicker linder Streu in seinem Stande stehen / und keinen höltzernen Boden haben. Sein Futter soll / biß der Anstrich wieder gar abgewaschen / nichts anders als geschwellte Gersten seyn / doch dieselbe allemal weich und kalt/ auch gar wenig Heu gegeben werden. Dieser Anstrich und Lässe sind im May und Junio am besten zu gebrauchen/ daß man das Roß biß in fünff Wochen lang ohne Eysen/ in einem kühlen Stall lind stehen/ mit frischen Gersten-Saher und gutem Gras füttern könte/ welches an einem Neapolitanischen Pferde probirt worden/ so gar voller Dampff/ und vornen auf denen Bügen/ wie auch hinten auf dem Creutz dermassen erlahmet und verderbt gewesen / daß es schier keinen Fuß von dem Boden über sich heben können/ das ist also wieder zurecht kommen/ daß mans hernach lang hat brauchen können.

Dieser Anstrich muß / zu verschonung der Haar 3 oder 4 Tage nacheinander allgemach/ erstlich mit warmen Wasser ohn Unterlaß wol geweicht und gewaschen etzlich aber gar mit Seiffen und Laugen ein paarmal sauber aus der Haut gewaschen werden.

Ein anders für überrittene Pferde/ ihnen das Geäder und Nerven wieder gelenck und gängig zu machen: Nimm drey junge noch blinde Hunde / siede sie in zwo Maß Weinläger / biß sie gantz zersotten sind / und das Fleisch von den Beinen falle/ seihe es durch ein Sieblein/ daß die Beine davon kommen/ thue alsobald darzu Lohr-Oel / Populeum, Althæa, Fuchsschmaltz und Bärenschmaltz/ jedes ohngefähr ein halb Seidlein / laß bey sanfften Feuer zergehen/ rührs immer durcheinander/ thue es alsdann weg / und setze es in einen Keller / sonst wird es stinckend/ schmier alsdann wol warm dem Pferd die Füsse / bey einer guten Glut / hinten biß über die Knie/ und vornen gantz und wol zwischen der Büge / von Anfang drey Tage / alle Tage zweymal / biß die Füsse anheben aufzulauffen/ hernach täglich nur einmal/ biß treib 8 oder 9 Tage. Ehe mans schmiert / soll man allzeit das Roß wol reuten/ damit ihm das Geäder erwarme; wann man das Roß nun hat aufgehört zu schmieren/ soll mans drey oder vier Tage / täglich zweymal/ mit warmen Wein waschen. So lang diese Cur währet/ muß man das Pferd mit Reysen verschonen / und in kein Wasser reuten / ist offt probirt und gut befunden worden.

Item / einem zu starck gerittenen Pferd ist also zu helffen: Nimm Wintergrün/ sied es in halb Wasser und halb Wein in einem verglasirten Häfelein / und gieß ihms ein. Vor dem Einguß aber mach ihm diesen Einschlag: Nimm Schweinkoth / zwischen zweyen Steinen zerklopffte Brenn-Nesseln/ Saltz und Knoblauch / durcheinander gemengt/ laß den Schmied die Hüf wol auswircken/ schlag ihn Abends und Morgens ein/ ist offt probirt/ laß auch dem Roß die Adern öffnen.

Ein anders sehr gutes Stuck / so ich von weyland meinem sehr lieben und guten Freunde / Herrn Georg Christophen Thanrädel Freyherrn bekommen: Nimm Drachenblut/ Kranweth-Oel/ Brandwein/ Lein-Oel / Bärnschmaltz/ Hundsschmaltz/ Knoblauch/ Kranwethwipffel/ eines so viel als des andern/ und drey lebendige Krebse/ stost alles wol durcheinander / und laß es eine Weile sieden / faim es wol ab / und laß hernach zu einer Salben gestehen/ man muß es / wann mans brauchen will / lassen warm werden / so heiß mans mit der Hand erleiden kan / und gegen den Haaren aufwärts schmieren/ mit einem heissen Ziegel mag mans auch reiben ; das Pferd mag man vornen auf der Brust über und über mit einem Laß-Eysen schrepffen / mit obgemeldter Salben schmieren / und ein frisch abgezogenes Häutlein von einen Schaaf-Böck oder Kalb also warm überbinden / daß es fest bleibe/ und also drey Tage darauf lassen.

Wann ein Pferd überritten/ nimm ein Quintlein Saffran/ das Weisse von einem Ey/ für einen Gröschen Baumöl/ und für einen Gröschen Essig / alles zusamen vermengt/ etwas warm gemacht/ und dem Pferd nüchtern eingegossen / und es zwey Stunde darauf fasten lassen.

Cap. LXV.

Für die Müdigkeit.

Die Müdigkeit ist der erste Grad / dardurch ein Pferd überritten wird / und die Grobheit und Unbescheidenheit der Menschen erfordert offt mehr von den armen Thieren / als sie vermögen; treiben sie über ihre Kräfften / und richten sie dardurch zu Grunde / da sie / wo sie recht damit wären umgegangen / sich ihrer Dienste noch lange hätten gebrauchen mögen.

Ein Pferd auf der Reyse lang bey Kräfften zu erhalten / soll man ihm alle Abend / wann man ins Wirthshause kömt / die Füsse mit rothem Wein / oder / in Ermanglung dessen / nur mit weissem / darinn eine Hand voll Saltz zergangen / und gewärmet / wol waschen / laß darnach ein paar grosse Zwibeln in der Aschen braten / zertreibe solche mit Baumöl / und schlags fein warm ein / in die zween vordersten Füsse / wie Mr. del Campe berichtet.

Einen Pferd dürre und saubere Füsse zu machen: Nimm einen grossen Hafen voll Bronnenwasser / thue darein Hopffen / Aniskraut und Erbsenstroh / siedes mit einander / und wasch dem Pferd die Schenckel laulicht damit / das thue einmal / oder drey Tage nacheinander. Der Hopffen muß nicht dürr seyn / sondern grün / wann er erst verblühet hat / ist er am besten.

Item nimm ein halb Pfund Hönig / thue es in einen neuen Hafen / und eine Hand voll Saltz darein / setz es aufs Feuer / rührs durcheinander / und schlag dem Pferd warm damit ein / und laß es also über Nacht stehen / so ruhet es besser aus / als sonst in acht Tagen.

Viel meynen / wann sie ihre Pferd etliche Tage streng und unvernünfftig abgeritten / hernachmals eine Zeitlang stehen lassen / so rasten sie schon wiederum aus / aber sie betriegen sich damit / denn durch Uberstehen kommet offt die gefährlichste Krümme; indem die Nerven vorher von unmässiger Arbeit erhitzet / durch das darauf folgende Stehen erkalten / da ihnen viel leichter zu helffen wäre / wann man die Mittelmaß im Reysen beobachtete / hernach die Adern und Flächsen / durch ein bequemes Erwärmungs- Befeuchtigungs- und Linderungs-Foment, wiederum erquickte und gängig machte.

Ich will allhier etliche Mittel anführen / wordurch die Pferde / so in Noth / Gefahr und andern Reysen / über die Billigkeit haben müssen strappazirt werden / wieder können zu rechte kommen. Und ist sehr gut / wann man Abends in die Herberge kommt / daß man den müden Pferden die Füsse mit warmen Bier / darinn ein wenig Butter und Saltz ist / wäschet / solches ist nicht weniger auch den müden Menschen heilsam.

Oder nimm zu Nachts zwey oder drey Eyer / und schlag sie mit Schalen und allem ein / mische vorher Saltz darunter / oder mache die Eyer hart (welches besser) und schlag sie warm ein / und wasch ihm die Schenckel mit Saltz-Wasser.

Item nimm halb Kühekoth und halb gebrennten Laimen / machs an mit heissem Essig / und wann ein Pferd geschwollene und müde Schenckel hat / so reibs wol gegen den Haaren.

Oder nimm Rocken-Brod / machs mit gutem Essig ab / daß es weich wird / thue Saltz darunter / schlagt dem Roß damit ein / es ziehet alle Müdigkeit aus den Hufen.

Item nimm Träffwein / laß ihn warm werden / thue Schmaltz oder Butter darunter / und reib dem Pferd die Schenckel gegen den Haaren.

Herr Seuter sagt / wann ein Pferd müde ist / soll man nehmen einen guten Theil Schwalbenwurtz / sie zerknirschen und in einen gläsernen Kolben thun / daß es auf das dritte Theil oder mehr voll sey / darnach mit starckem Wein das Glas voll anfüllen / wol vermachen / und also vier und zwantzig Stunden stehen lassen / und distilliren; mit diesem Wasser soll man die Schenckel von unten an / biß auf die Knie / bestreichen / das ziehet alle Müdigkeit aus.

Oder nimm eine oder zwo Hand voll Saltz in ein Zuberlein mit frischem Wasser / rühr es wol durcheinander / und reibe ihm gegen den Abend die Schenckel wol damit / und laß es über Nacht also stehen.

Zu Morgens nimm eine Hand voll Ottermenig / seuds in halb Wein und halb Wasser / reibe das Roß damit gegen den Haaren / so warm du es an den Händen erleiden kanst / laß alsdann denselben Tag stille stehen / so wirds gewiß gesund.

Item führe es in ein fliessend Wasser biß an den Bauch / und stelle es eine gute Stunde wider oder gegen den Strom.

Item nimm einen grossen Hafen voll Tannzapffen / seud sie in Wein / damit wasch dem Pferd die Beine / so heiß es seyn kan / auch das Geschrötte und die Brust / das thue alle Tage zweymal.

Item wann ein Pferd müde worden / soll man kein Blut von ihm lassen / sondern ihm die Schenckel von oben an / biß zu unterst / oder aufwärts / welches besser / mit Baumöl und Wein / warm wol salben / und mit flacher Hand hinein reiben / auch eine gute Streu machen / so wird ihm die Müde bald vergehen.

Oder nimm Haberstroh / seuds im Wasser / wasche dem Pferd die müde Beine damit / es ziehet alles aus.

Oder nimm grosse Nesseln samt der Wurtzen / siede sie in Wasser in einem neuen Hafen / und bähe das Pferd damit.

Martin Böhmen / der bewährte Roß-Artzt / gibt folgendes Mittel: Wann einer eine grosse Reyse thun will / der nehme Schwalbenwurtzel und Eberwurtzel / eines so viel als des andern / zerschneide die klein / thue es in ein Kolbenglas / gieß darauf guten starcken Brandwein drey Quart / verstopffe das Glas wol / damit die Krafft nicht verrauche / und laß es also auf 24. Stunde stehen / distillire es hernach / thue diesen Brandwein in ein wohlverwahrt Geschirr / wann du nun starck reysest / so thue davon ein wenig alle Nacht in ein Schüsselein / reibe die Schenckel aufwärts biß an die Knie / das mag man alle Nacht thun / biß die Reyse geendet ist.

Item wann man den Pferden / so man reyset / Eberwurtz unter dem Futter zu essen gibt / so werden sie muthig und nicht müde.

Oder nimm Wermuth in Menschen-Harn/ oder frischen Bronnen-Wasser wol gesotten/und die Schenckel warm damit gerieben.

Item/ so ein Roß hart geritten oder zu rähe wäre/ dem soll man eine nasse Decke überlegen/ so vergeht ihm die Müde/ und schadet ihm nichts.

Oder nimm frisch kaltes Wasser/und Saltz darinnen/reib ihm den Rucken wol/und streichs über den gantzen Rucken darmit/darnach bestreich ihm die Schenckel mit heissen Spülwasser oder Träuffwein / nimm heisse Aschen und schlag ihm damit ein.

Oder zerdruck Eyer in den Hüfen/und thue frisches Kühekoth und Werck darauf/so kanst du des Morgens ungehindert reisen.

Item/ saltz ihm den Habern/ und gieb ihm den zu essen; nimm Essig und gestossenen Pfeffer / seud ihn / und reib ihm die Beine damit und das Geschrött/ nimm dann ein wüllen Tuch / in Essig gedunckt / und leg ihns / so weit der Sattel begreifft / über/ und deck es zu.

Item/nimm Venedische Seiffen/siede sie in Wasser/daß es wohl geste/und reibe aufwärts die Schenckel darmit.

Item / auf der Reise / wann man den Pferd die Schenckel mit Bier oder Wein und Butter gemengt wohl gewaschen / mag man ihm hernach / von Essig/ Sauerteig und Saltz einen guten Einschlag machen/ so vergehet die Müdigkeit. Ist es aber geschwollen/ so misch Eyerklar und Baumöl wohl durcheinander/ und salbe ihn unter den Bügen.

Für die Müdigkeit der Pferde/seude Gersten/stoß sie/ und zwing den Safft heraus/ geuß ein Maß Hönig darüber/misch es wohl/und geuß dem Pferd ein/ laß es darnach ungetruncken/ biß an den Morgen/ diß ist eine Wiederbringung des Miltzes.

Für müd-gerittene Pferde/ einen Kessel oder grossen Hafen mit Wasser über das Feuer gesetzt/ Heublumen / Knoblauchscheller und Saltz darein gethan/und sieden lassen / dem Pferd die Füsse warm damit gewaschen/diß ziehet ihnen die Müdigkeit aus den Beinen.

Cap. LXVI.
Was an den Pferden zur Artzney dienlich.

Samonicus sagt/ daß die Zähne/ so die jungen Pferde am ersten abwerffen/ den Kindern gut sind / die Schmertzen der aufgehenden Zähne zu verhüten/ mit diesen Worten:

Collo igitur molli, dentes nectentur equini,
Qui primi fuerint pullo crescente caduci.

Noch besser thun sie dieses/wann man sie bekommt/ ehe sie auf die Erden gefallen sind / wie Tiraquel. de Jure primogeni. in præfat. num. 52. bezeuget.

Herr Fugger sagt: Gepulverisirte Roß-Zähne in rothem Wein eingenommen / seyn gut für die rothe Ruhr.

Item ein Roß-Zahn gepulvert/nimm dessen zwey Drittel/und ein Drittel Bleyweiß/und das Weisse von einem neugelegten Ey/ mach ein Pflaster daraus/ legs auf einen Schaden/ wann das Gliedwasser gehet/ an Menschen und Viehe/es hilfft.

Marcellus sagt/ daß vor die Schwindsucht/ wann sie auch in der Extremität ist / das beste und gewisseste Mittel sey / wann man den Schaum oder Speichel vom Roß/ in warmen Wein/drey Tag nacheinander/ eingiebt.

Wer sich aufgeritten hat/der bestreiche den Schaden mit dem Roß Faim/so wird es bald heil.

Eben dieser Faim von einem Pferd das Habern oder Gersten gessen hat/genommen/ und den Mund damit wol ausgespühlt/vertreibt die Bräune.

Gleichermassen dieser Faim mit Rosenöl vermischt und eingeträufft/vertreibt die Ohrenschmertzen.

Die Roß haben im Hertzen ein kleines Beinlein/ wie ein Hunds-Zahn/ist gut/ die schmertzhafften Zähne zu stillen.

Frischer Roß-Zirch/ auf frische Wunden gelegt/ stellet das Blut.

Mit Essig eingenommen und aufgelegt/ ist er gut für wütender Hunde Bisse.

Der Zirch von einem säugenden Füllen in Wein eingegeben/heilet die Gelbsucht.

Von einem Pferd / das lauter Habern isset / den Zirch in Wein mit ein wenig Muscatnuß eingebeitzet/ wol ausgetrocknet und getruncken / ist gut wieder die Colica.

Und 8 Unzen in einer halben Maß-Wein/halb eingesotten und getruncken/ ist gut für das Seitenstechen. Mit Hauswurtzen-Wasser ists gut für die Bräune.

Fioravanti in seinem Tractat/ genannt Tesoro della vita humana lib. 4. c. 63. sagt / wann einer contract / und vom groben und zähen Schleim gantz gelähmet wäre/ soll er die Glieder in frischen und warmen Roß-mist ein paar Stund lang gantz bedecken lassen / und solches zehen oder zwölffmal wiederholen / so wird ihm geholffen.

Rodericus Fonseca sagt / wider die Colica sey ein grosses Secret, wann man von geschnittenen Pferden die Gailen nimmt / mit starckem Wein auswäschet/ zu Blätlein schneidet/ gemach in einem laulichten nicht heissen Ofen aufdörret und aufhebt / und hernach dem Patienten dieses Pulvers eine Drachmam, neben halb so viel gepülverten Anis-Saamen in Wein/ oder einer Suppe eingiebt / des Morgens frühe / doch daß vorhero der Leib / durch ein Clystier oder Laxativ, gereinigt sey.

Horatius Augerius gibt eben diesem Gailen-Pulver diese Tugend/ daß wann man/ so viel man mit dreyen Fingern fassen kan/ einer Frauen von der die Nachgeburt nicht fort will/ in einer Suppen eingiebt / es solche austreibe/wanns einmal nicht helffen wolte/mag mans zwey oder dreymal wiederholen.

Wann einem die Nieren schwären/und das Eyter durch den Harn scheinbarlich heraus gehet / soll man Pferd-Milch mit Honig vermischen und eingeben/ das reiniget und heilet / und so diese Reinigung geschehen/ soll man Kühe-Milch darauf einnehmen. Roß-Milch in Wein getruncken / ist eine bewährte Kunst (sagt Herr Fugger) für den Schlangen-Biß/ auch sonst für Gifft. Die mit der fallenden Sucht beladen sind/

denen solle man Pferd-Milch einflössen/ sie werden davon erlediget. Die Wärtzen der Pferde/ so an den vordern Füssen derselben/ inwendig oberhalb der Knien/ und an den hintern Füssen unterhalb sind/ auch hinten in den Fesseln wachsen/klein gepülvert/ und viertzig Tag nacheinander in Wein oder Meth eingegeben/ vertreiben den Sand/ auch von den Frauen die todte Geburt aus. Eben diese Wärtzen gepulvert und in Essig eingenommen/sind gut denen/so vom Schlag getroffen worden.

Das Pulver von gebrannten Roß-Beinen/ mit ein wenig Psilensaamen und Rost vom Ertz vermischt/und wann ein Pferd den Wurm in der Haut oder in den Naslöchern hat/ selbiges ein wenig aufgebrennt/ und hinein gedruckt/ tödtet den Wurm. Das Blut vom Gaumen gelassen und getruncken/ vertreibt die Würm im Leibe.

Plinius will/es soll das Kopffbein von einer Stutten/an die Garten-Zäune aufgesteckt/Rauppen und andere Unziefer vertreiben.

Das Horn vom Huf geschaben und gepulvert/mit Oel und Wein/oder mit frischem Harn auf die Kröpffe gelegt/vertreibet sie.

Der vom Auswircken gefallene Huf auf eine Glut gelegt/und geräuchert/ wo viel Ratzen und Mäuse sind/ vertreibet sie.

Herr Fugger sagt/wann ein Kind ein Pferd auf das Maul küsset/ dem wird kein Zahn wehe thun/ und wird auch von keinem Pferd gebissen werden.

Hollerius schreibt lib. 1. Instit. Chir. pag. 8. daß ein Betler/ so voll Frantzosen gewesen/ etliche Tage sich in Roß-Mist eingraben lassen/nur daß er Nase und Mund/ Athem zu schöpffen/ frey behalten/ bißweilen hat er sich mit Schmeer/ Lerchenbaum-Pech/ und Quecksilber eingeschmiert/ und sey also gesund worden/ daß er seinem Bettel-Sack hat weiter nachkommen mögen.

Einen Roß-Schweiff/ mit sammt den Haaren/ an die Thür gehefftet/ verhindert daß die Gelsen und Mucken nicht in die Zimmer fliegen. Aber genug von diesem.

Cap. LXVII.
Præservativa für die Pferde mit Aderlassen/ Purgiren und Clystiren.

Von den Præservativen/ welche die Pferde bey guter Gesundheit erhalten/ wollen wir mit wenigen handlen/darunter von etlichen die Aderläß nicht unter die wenigsten gerechnet wird/ wir wollen aber hier nicht disputiren/ von dieser Meynung Beschaffenheit.

Herr Fugger vermeynet/ in unsern kalten Landen sey es übrig genug/ wann man denen Pferden/ die es bedörffen/ zweymal im Jahr/ als im Frühling und Herbst lasse/ im Frühling/ soll man ihnen viertzehen Tage aneinander/ vor- und nach der Lässe/ allweg einen Löffel voll in ihr Ordinari-Futter nachfolgendes Pulvers geben/ und solches mit dem Futter anfeuchten/ als gepulverten Sevenbaum/ Lorberbeer/ Enzian und fœnum græcum, in gleichem Gewicht zusammen gemenget/ und also soll man im Herbst/ im October/ auch verfahren/ und allzeit frühe/ ehe die Pferde noch gegessen und getruncken haben/ in einem guten glückseeligen Zeichen geben/und sollen drey Stund auf die Lässe fasten.

Den Pferden aber/ so noch nicht über vier Jahr sind/ und den Wallachen und Alten/soll man gar nicht lassen/es erfordere es dann die grosse Noth/aber gar wenig Blut/ wann ihnen nemlich am Leib kleine Beulen auffahren die Adern geschwellen/schwermütig werden/ rothe und feurige Augen bekommen/ sich gern reiben an den Baaren und Wänden/ weil sie die Haut beisset/ den Kopff offt schütteln/und mit dem Maul gienen/mit den vordern Füssen stets scharren/ die Augen-Winckel voll Unflat und zähes Schleimes sind/oder wann sie ihnen von sich selbsten lassen/wie die Ungarischen und Polnischen Pferde offt zu thun pflegen. Item/ wann ein Pferd isset und dauet nicht wol/ Zirch und Harn haben einen üblen Geruch/ der zeigt etwas Blut in sich/dann muß man mit der Lässe (sey es zu welcher Zeit es wolle) nicht verziehen.

Wann ein Roß böse Augen hat/ oder einen bösen Kopff/ so laß ihm zwo Adern unter den Augen/ die man Liecht-Adern heisset. Wann es dämpfig ist und schweräthmend/schlag ihm die Hals oder Spor-Ader. Hats die Würm und will nicht essen/ oder ist sonst im Leib kranck/ so öffne ihm die drey Staffel am Gaumen. Wann es sich reibet/ so schlag ihm die Ader unter dem Schweiff/ allein daß solches geschehe im abnehmenden Monden. Das Stul-Stechen ist dem Pferden gut/ wann der Gaumen dick und voll Blutes ist/ob ihm schon das Blut hinab laufft/ davon werden die Würme getödtet/aber allzeit soll es/ im Abnehmung des Mondes/ vorgenommen seyn.

Wann man einem Pferd zu Ader gelassen/ und sich das Blut nicht verstellen will/ denn soll man das Loch mit Baumwoll hart ausfüllen/ und darüber zunähen/ sonderlich/ wanns an einem Ort ist/ das man nicht verbinden kan/ es heilet schön/ fällt auch von sich selbsten ab. Wann die Ader geschwillt/ so nimm warm Baum-Oel/ salbe die Ader/ und reib sie wol damit/ und das Laßeisen säubere mit einem linden Tüchlein/ und salb es auch mit dem warmen Oel/ wäre aber besser/ man thäte es vor dem Lassen.

Purgiren die Pferd im Jahr einmal/ ists zwar gut/ besser aber/ wann es nicht mit Artzneyen aus der Apothecken/ sondern mit frischen Kräutern im Frühling geschiehet/ als wie in Spanien und Barbaria, mit jungen halb-gewachsenem Gersten-Haber/ die sie früh wol bethauet abschneiden/ und also den Pferden vier Wochen lang fürgeben/ davon sie zwar Anfangs abnehmen/ und sich wol reinigen/ endlich aber wieder zunehmen/ fett und gesund werden.

In Italien aber/ und sonderlich zu Neapoli/ haben sie das Trifoglio Cavallino, so die Kräuterbücher Herbam Medicam nennen/ (davon im folgenden neundten

Buch mit mehrern gedacht wird) damit sie ihre Pferde purgiren; die Türcken / Ungarn und Polen jagen ihre Pferde im Frühling aufs Grase / lassen sie also sechs Wochen oder länger stehen / und geben ihnen sonst nichts anders zu essen; Herr Fugger aber meynt / es sey nützlicher und gesünder / daß man diese Gras-Purgation in den Ställen verrichte.

Ein anderer guter Freund hat mir für die Pferde folgende Purgation gegeben: Man nimmt die zarten Wipffel von denen im Frühling neu-ausschlagenden Felbern / gibt sie dem Pferd drey oder vier Tage zu essen / Morgens frühe / wann sie vom Thau feucht sind / diese Zeit überlässet man sie in den Ställen / nimmt ihnen die Streu nicht weg / daß sie müssen auf ihrem Mist ligen; nach diesem werden sie wieder gebutzt / gewartet und gefüttert / wie vorhin: aber diß bedüncket mich nicht wol gethan sie auf ihrem eigenem Mist etliche Tage stehen lassen / würde ohne Zweiffel besser seyn / ihnen einen guten Einschlag und saubere Streu täglich zu geben / weil den Pferden die Unfläthigkeit und Nässen zuwider ist.

Herr Heinrich von Ranzau / in seinem geschriebenen Hausbuch / gibt folgende Purgation: Nimm gute Kleyen / die du haben magst / thue sie in Wasser / und träncke das Pferd davon / darnach nimm die Kleyen heraus / drucke sie aus / und füttere das Pferd damit 8. Tage; das Pferd aber muß unterdessen weder Heu / Stroh / noch Habern essen / so wird man sehen / was von ihm gehet.

Purgation für ein Pferd / das nicht zunehmen will: Gieß ihm drey Morgen nacheinander / allzeit eine Maß Geiß-Milch laulicht ein / und über eine Stund träncke es mit warmen Wasser / und halt das Pferd mit zimlichen Futter und Heu / darnach nimm von einem frischen Speck zwey oder drey Pfund von einem verschnittenen Schwein / laß ihn fein klein hacken / zerlaß ihn in einer saubern Pfannen zu einem Schmaltz / mehr ein halbes Seidlein Baum Oel darunter / Lorbeer und süsses Holtz gestossen / jedes ein Loth / und ein Loth gestossenen Alaun / temperir alles wohl durcheinander / machs laulicht / und gieß es dem Pferd ein / ohngefährlich so viel als eine Maß / darnach gieß ihm von Stund an darauf eine halbe Maß so guten weissen Wein ein / als du bekommen kanst / laß es zwey oder drey Stunden darauf fasten / und tränck ihn hernach warm / halt es im Stall zwey oder drey Tage / daß es nirgends hinkomme / und laß ihn darnach acht Tage / allemal über den andern Tage / Fuß für Fuß hinaus gehen / daß es sich wiederum erstrecke / dann es wird fast matt und schwach / und ist diese Kunst probirt.

Oder wann ein Pferd gar vom Leib kommen wäre / und nicht essen mag / so nimm eine gute frische Henn / thue das Eingeweide / die Füsse und den Kragen davon / sied sie in zwey Massen des besten Weins / den du haben kanst / laß sie in einem saubern Hafen acht Stunden lang (ohne Ubergehen) sieden / thue sie dann heraus / stoß das Fleisch wol / und zerhack es klein zu einem Muß / thu es wieder in seine Brühe / wärme sie / rührs wohl durcheinander / geuß sie dem Pferd laulicht ein; über drey Täge thue wieder also / es stärckt das Pferd / gibt ihm grosse Krafft / und bringts wiederum zu Leibe.

Das Antimonium crudum hat auch eine treffliche Krafft / Pferd zu reinigen und fett zu machen / sonderlich das Geblüte zu purificiren / daher es auch für den ausbeissenden Wurm dienet. Das Journal der Englischen Königlichen Gesellschafft Anno 1668. fol. 174. will / man soll auf ein Pferd ein Quintlein gepulvert rohes Antimonii nehmen / und soll das Pferd vorher wol lassen hungrig werden / hernach dieses Pulver / mitten um den Habern / auf ein Häufflein zusammen thun / und das Pferd nicht lassen den Kopff hin und wieder wenden / so wird es diß Pulver auf einmal hinab schlingen / doch findet man wol Pferde / die es erstlich nicht gerne essen / denen muß man diß Pulver mit Habern bedecken / oder mache ihnen Pillulen aus dem Pulver / und gibs ihnen. Es sey auch also ein wurmfrässiges Pferd / das kein Schmid oder Roß-Artzt heilen können / auch gantz abgezehrt gewesen / als es von diesem Pulver frue Morgens gegessen / nicht allein gesund / sondern auch innerhalb zweyer Monats-Frist fett worden. Doch muß man mit diesem Minerali gewarsam umgehen; und hat mir Herr Hans Ernreich Geymann gesagt / daß ihm ein Pferd davon gäntzlich umgestanden sey. Ein anderer Bereuter setzt die Dosin des Antimonii also: Auf ein vierjähriges Pferd setzt er ℥ij. in einer halben Maß warmen Wein eingegossen / auf ein dreyjähriges ℥ j. auf ein zweyjähriges ℥ß. auf ein jähriges ʒj. mein Rath aber wäre / in diesem Fall / sonderlich an lieben Pferden / nicht leichtlich etwas zu hazardiren / sondern lieber sichere Mittel zu gebrauchen.

Wann man ein Pferd purgiren und feist machen will / so nehme man Mangold-Blätter / sied sie in Milch / thu sie darnach heraus / stosse sie wol / binde das Pferd mit dem Maul wol auf / gieß es ihm in den Hals / lasse es in vier Stunden weder essen noch trincken / darnach nehme man häslene Zäpflein / und jung häslenes Laub / stoß es ein wenig / giesse daran schlechten geringen Wein / laß es wol sieden / und wieder kalt werden / geuß es ihm auch ein / und decke es warm zu / lasse es ein wenig darauf stehen / darnach reute es wol zwey Stunden / es reinigt sich / gib ihm so dann zimlich Futter.

Johann Fayser gibt folgendes Pulver im Frühling und Herbst nützlich zum purgiren / soll auch zur Lungen / Leber und Miltz dienlich seyn: Nimm ein Pfund Enzian / Fœnum græcum / und Lorbeer / klein gepulvert / so viel du dessen mit dreyen Fingern fassen kanst / säe es auf das etwas genetzte Futter / und thue solches vierzehen Tag nacheinander; doch soll ihm vorhero die Küh-Ader gelassen werden / bißweilen mag man dem Pferd eine Schnitte Brod im Wein eingefeuchtet geben.

Item nimm eine halbe Maß Essig / leg drey oder vier Eyer darein / laß eine Nacht darinnen ligen / schlag dem Pferd Morgens eine Ader / misch das Blut an vorige Stücke / geuß ihms ein / es purgirt starck.

Wilt du es aber purgiren ohne Schaden / so nimm Blätter von Mangold / seud sie wol in Milch / darein gestossen / gieß ihms ein / und laß es drey Stund darauf fasten.

Oder nimm junges häslen Laub / samt dem Hasel-Zäpflein / zerstoß es / gibs ihm ein im Wein / halts warm / und reuts darauf eine Stund oder zwo / gib ihm darnach ein gut Futter darauf / und eine Zeitlang kein ander Heu / es sey dann mit gesaltzenem Wasser besprengt.

Es purgirt auch die Pferde/ wann man ihnen nur zerschnittene Aepffel unter das Futter giebt.

Herr Seuter beschreibt diese Purgation: Nimm einen Becher mit Baumöl/ so viel guten scharffen Essig/ und eine Hand voll Saltz/ durcheinander gemengt/ und warm eingegossen/ purgirt starck/ und soll das Pferd vor der Kälte wohl verwahret seyn.

Item mach Pomerantzen-Schelffen dünn ausgeschnitten zu Pulver/ giebs dem Pferd unter dem Futter/ es purgirts.

Item/ nimm fünff Pfund Speck von einem Bachen/ der in der Lufft und nicht im Rauch gehangen ist/ thue die Schwarten und das Gesaltzene davon/ laß ihn gar klein hacken/ und mache Kugeln daraus/ so groß als ein Hüner-Ey/ die wältze im Gersten-Mehl wohl um/ diese Kugeln theile darnach in drey Theil/ und gib solchen dritten Theil dem Pferd Morgens nüchtern ein / drey Tage nacheinander / gieß ihm allezeit darauf einen guten Wein ein/ das führt aus / und kühlet so wohl/ als wär ein Pferd auf dem Gras gestanden; oder nimmm eine halbe Maß Milch/ und eine halbe Maß junges noch unvergiertes Bier/ und gieß ihms ein.

Item Ruben-Kraut klein gehackt dem Pferd unter dem Futter zu essen geben. Wer mehr vom Purgiren der Pferde wissen will / der besehe die Roß-Artzney-Bücher.

Die Clystieren aber betreffend / will ichs aus Herrn Seutern hier beysetzen / weil dasselbige nützliche Buch in nicht vielerley Leute Händen ist: Ist ein Pferd verstopfft / sagt er/ oder sonst aufgeblasen/ welches von Hitz des Geblütes kommt / und deswegen vonnöthen / es zu purgiren/ soll man diese Clystier/ wie folgt/ gebrauchen: Nimm Käs-Pappeln/ Eibischkraut/ Bärnklau/ Camillen / Steinklee/ Schmeerkraut ana anderhalb Hände voll / waitzene Kleyen zwey Hand voll / Leinsaamen anderthalb Loth/ schwartze Nießwurtzen zwey Loth/ Senetblätter vier Loth / diese Stück durcheinander gemischt in einen Hafen gethan / mit frischem Bronnenwasser gesotten / biß von drey Massen eine bleibt / darinnen zertreib Diaphœnicon in solido eines Eyes groß/ Saltz einen Löffel voll/ und gibs/ wie bräuchig. Diese Clystier mag gebraucht werden in grosser Blähung und Verstopffung.

So aber ein Pferd erkaltet / und mit Zittern umfangen wäre/ und darzu nicht stallen könte; mag man nachgeschriebene Clystier gebrauchen: Nimm rothen Beyfuß / Wolgemuth / Knoblauch / Camillen / Senetblätter / jedes zwo Hand voll / schwartze Nießwurtz anderthalb Loth e Fœnum græcum , Leinsaamen und Lorbeer jedes zwey Loth/ Welschen Kümmel / Feldkümmel / Fenchelsaamen jedes ein Loth / in drey Maß fliessendem Wasser gesotten / biß eine Maß überbleibt/ darzu gethan die Latwergen Elescoph. in solido, Diaphœnicon, jedes eines Eyes groß darinn zerrieben; Item Lein-Oel und Rauten-Oel jedes einen Vierting durcheinander gemischt / und applicirt / wie gebräuchig ist.

Wäre aber der Zustand nicht so hefftig/ so kan man von beeden Latwergen zusammen / nur eines Eyes groß / nehmen.

Martin Böhmen gibt die Mittel: Nimm Senetblätter/ Rosmarin/ Camillen/ jedes gleich viel/ Baum-Oel nach Proportion, in Rindfleisch Suppen wohl gekocht / und dem Pferd mit einer Clystier-Sprützen applicirt: Dieses ist gar ein gutes und bewährtes Mittel / wann ein Pferd verstopfft ist / und nicht misten kan.

Cap. LXVIII.

Allerley Roß-Pulver.

Unter den Roß-Pulvern gebe ich billich diesem nachfolgenden den Vorzug / weil ichs nicht allein selbst offt probirt / und gerecht erkannt / sondern auch vielen guten Freunden mitgetheilet habe / die es so wol an Pferden als Rindviehe bewährt und just befunden. Wann ein Vieh gähling kranck wird / so nimmt man Baccarum Hederæ in umbrâ siccatarum ℥xij, Lauri, Juniperi, Radicis Imperatoriæ, ana ℥vj. Pœoniæ, Carlinæ, Aristolochiæ rotundæ, Myrrhæ, Corallinæ, Gentianæ ℥vj, Nucis muscat. ℥iiij, Avellanæ Hispanicæ ℥ij, alles zu kleinen Pulver gestossen/ und eines Ducaten schwer in einem Seidel weissen starcken Wein eingegossen / zugedeckt/ und ein paar Stunden darauf stehen lassen. Dieses dienet nicht allein für die Pferde/ sondern auch für die Ochsen/ Kühe/ und anders Rindviehe / wann sie gähling kranck werden / und man nicht weiß / was ihnen mangelt.

Nicht weniger / wann man ein Pferd will reinigen / daß es das gantze Jahr gesund verbleibe/ so nimm Enzian / Fœnum græcum, und Lorbeer / jedes ein Pfund gepulvert / und im Frühling und Herbst dem Pferd gegeben; man soll das Futter ein wenig netzen/ und was man des Pulvers mit dreyen Fingern fassen kan/ darauf säen/ diß soll man vierzichen Tage continuiren/ so offt man Futter gibt/ darnach soll man dem Roß die Käu-Adern (wie sie Herr Seuter nennet) schlagen/ dieselbe warm träncken / desgleichen unterweilen eine gebähete Schnitten Brod im starcken Wein eingeweicht zu essen geben; diß Pulver ist den Rossen/ für alle zufallende Kranckheiten / gut / sie davor zu versichern.

Diß ist auch ein gutes gesundes Roßpulver: Nimm Schwefel/ Enzian / Fœnum græcum, Lorbeer / Einhacken oder Eberwurtzen ana ein Pfund / Buchen-Aschen zwey Pfund / zwey grosse Schurffwurtzen/ eine Hand voll Sevenbaum/ Hissopp/ Salve/ Mausöhrl/ Wipffel von den Kranwetstauden / jedes eine Hand voll / alles klein gepulvert / gemischt / und den Pferden zweymal in der Wochen / als Mitwoch und Freytag/ oder wann man will/ so viel man mit dreyen Fingern fassen kan / mit ein wenig Saltz frühe auf das Futter gegeben; und solches / damit es nicht verblasen werde/ ein wenig genetzt.

Von Graf Philippen von Tyrhaim hab ich folgendes Pulver bekommen / ein Pferd frisch und gesund zu erhalten: Nimm Alantwurtzel und Liebstöckelwurtzen eines so viel als des andern / gib dem Pferd davon auf einmal einen Löffel voll zu essen.

Ein Pferd / bey seiner Stärcke zu erhalten / wann man keinen Habern hat / mag man folgendes Pulver brauchen: Nimm Meisterwurtzen / Gersten-Mehl / so viel du wilt / hart-gesottene Eyer / stoß es durcheinander / menge Brandwein darunter / mache kleine Kuchen daraus / und gibs dem Pferd zu essen / es erhält seine Stärcke / ist gut im Kriegswesen / oder auf nothwendigen weiten Reysen.

Das Schwedische Roß-Pulver / so vor diesem im den Teutschen Kriegen in grossem Ansehen gewesen / ist dieses / dadurch ein Pferd gesund erhalten wird: Nimm Eichen-Laub vier Loth / Wermuth / Salve / Sanickel / Engelsüß / Meisterwurtzen / Enzian / Lorbeer / Eberwurtz / Zittwer / Galgant / Jngber / Fœnum græcum ana zwey Loth / Frauendistel / Sevenbaum / Abbiß-Wurtzen / Alaun / Gaffer ana ein Loth / alles zu einem gröblichten Pulver gemacht / und den Pferden in der Wochen zwey- oder dreymal unter das Futter gegeben.

Jtem ein ander gut Roß-Pulver / davon die Pferde frisch werden / und wol dauren: Nimm Eyerschalen / Krebsschalen / Baum-Oel / Enzian-Wurtzen / und Eberwurtzen bepulverten / vermengt / und unter dem Futter gegeben.

Herr Galiberto beschreibt folgendes Pulver / einem Pferd damit alle Schmertzen im Leibe zu vertreiben: Nimm Myrrren / Saffran und Fenchel / mache ein Pulver davon / und gibs dem Pferd im Essen oder Trincken.

Ein Pferd muthig zu machen: Nimm das Netze / darinn ein Hengst-Füllen ist auf die Welt kommen / dörre und reib es zu Pulver / gibs dem Pferd unter dem Futter / oder auf Brod mit ein wenig Saltz.

Martin Böhmen beschreibt ein Pulver / das nennet er Freß-Pulver / weil es die Pferde lustig zum Essen macht / also: Nimm Sevenbaum / Enzian / gelbe Veylwurtz jedes ein halb Pfund / Fœnum græcum, Lorbeer / Beinbruch / grauen Schwefel / Wacholderbeer / gedörrte Wurtzen von grossen Nesseln / Saltz / jedes ein Pfund / geschaben Helffenbein ein Viertel Pfund / wol gestossen und durcheinander gemenget.

Wann ein Roß kröpfft / oder nicht zunehmen will / dem soll man alle Morgen einen Löffel voll Bier-Essig warm gemacht eingeessen; darnach soll man nehmen von diesem Pulver ein Pfund / und allzeit Morgens und Abends einen Löffel voll unter das Futter angefeuchtet geben.

Was anlanget etliche Pulver / alte und neue Schäden zu heilen / siehe bey Herrn Mangen Seuter in seinem köstlichen Roß-Artzney-Buch / so er aus Herrn Marxen Fuggers Freyherrn zusamgeschriebenen Artzney-Büchern / auf Befehl / zusamm gelesen / und in Druck ausgehen lassen / im 49. Capitel.

Ein gutes Pferd-Pulver: Nimm schwartze Nießwurtzen / mit samt dem Kraut / drey oder vier Hand voll / säubere die Wurtzen mit Essig / laß es über Nacht darinnen liegen / alsdann im Schatten gedörrt. Angelica zwo oder drey Hand voll / Gänsenwurtzen mit der gelben Blühe drey Hand voll / auch so viel Eberwurtzen / Enzian zehen Hand voll / Sevenbaum sechs Hand voll / gebranntes oder gemeines Saltz / sieben Hand voll / weißlichten Schwefel fünff Hand voll / mach alles zu einem Pulver / gib einem Pferd alle Tage / was man mit dreyen Fingern fassen kan / auf dem Pferd-Futter / so bleiben sie gesund und werden schön / und wann sie etwan schlecht und verdorben wären / so werden sie gesund davon / erholen und reinigen sich wieder von allem Bösen / was auch in ihm seyn mag.

Cap. LXIX.

Allerley Salben.

Ein gute Salben / das Geäder gelenck zu machen: Nimm Hundsschmaltz / Dachsenschmaltz / altes Schmeer und Althæa, vermisch alles zusammen / und schmier ein Pferd damit.

Wann sich ein Pferd im Creutz verrenckt / habe ich von einem guten Freund folgende Salben bekommen: Nimm Küen-Oel / Lohr-Oel / Wacholder-Oel / Spick-Oel / Petroleum, Johannis-Oel / Ziegel-Oel ana ein Loth / distillirt oder gesotten Lein-Oel / Terpentin Oel / Regenwürm-Oel / Polium, Althæa, Hundsschmaltz ana zwey Loth / Kammfett drey Loth / machs untereinander warm / und schmier das Pferd damit gegen den Haaren / halt auch ferne ein glüend Eysen darzu / daß es desto besser eingehe / oder es kan bey warmen Sonnenschein geschehen.

Folgt eine gute Wundsalben für einen Schmied: Nim̃ gar altes Schmeer / und Butter / so in kein Wasser kommen / jedes acht Loth / gelbes Wachs zehen Loth / Fichten-Pech vier Loth / und Lerchenbaum-Pech acht Loth / so ferne der Schaden gar hitzig ist / muß man ein wenig Saffran darzu nehmen / ist aber bey einer Wunden wildes Fleisch / nimmt man Grünspan darzu / und einen Saffran. Jst ein Wunden flüssig und eyert stets / nimmt man Krebsaugen und Eyerschalen / daraus junge Hünlein geschloffen / stösset klein und stuppts darauf; man mag auch ein Tüchlein im Brandwein netzen und überschlagen.

Jtem eine Heil-Salben / die gut ist / wann ein Pferd gedruckt wird / heilt auch die Räpffen und Mauken: Nimm gestossenen Schwefel / Schießpulver gebrannten Alaun / altes Schmeer / mach eine Salben daraus.

Eine gute Salbe / wann ein Pferd gebrannt oder geschossen worden: Nimm ein halb Pfund Leinöl / ein Viertel Pfund Hönig / vier Loth Silbergelötte / Büchsen-Pulver und grauen Schwefel / jedes ein Viertels Pfund / vor sechs Pfenning Bleyweiß / ein Viertels Pfund Baumöl / vor zwey Groschen Jungfern-Wachs / ein Viertels Pfund Gänse-Fett / alles wol durcheinander gemischt / und wann ein Pferd gebrannt oder geschossen wäre / oder so man ihm ein Uberbein oder Gewächse brennte / kan mans mit dieser Salben schmieren und heilen.

Ein gute Salbe / die legt den Schmertzen / trocknet und heilet / und macht / an statt des bösen / gutes Fleisch wachsen / heilet und macht eine frische Haut: Nimm

Hönig/ Essig/ und Grünspan/ jedes ein Pfund/ laß es miteinander sieden/ und behalts auf/ du kanst alle Schäden damit heilen.

Eine gute Salben für die Räpffen/ Strupffen/ u. dergleichen Mängel/ so einem Roß unterhalb des Knies anstossen: Nimm eine Unz Drackenblut/ eine Unz Boli Armeni, ein Pfund Baumöl/ neun Unzen Hönig/ 3 Unzen Terpentin/ ein halb Pfund Mastix/ ein Pfund frisch Wachs/ alles in einem Hafen zerlassen zu einer Salben.

Item eine Salben zu allen Schäden: Nim schönen Venedischen Terpentin/ den wasch wol aus einem fliessenden Wasser/ dessen brauch vier Loth/ Baumöl zwey Löffel voll/ zween Eyerdotter/ einen Löffel voll schön Wäitzen-Mehl/ Hönig einer Welschen Nuß groß/ machs zu einem Pflaster/ ist für alle offene Schäden gut.

Zug-Salben sind diese: Nimm zwey Loth Venedischen Weyrauch/ drey Loth Campher/ ein viertel Pfund alt Schmeer/ ein halb Pfund Hirschen-Unschlit/ sieds untereinander nimm ein viertels Pfund Wachs/ und so viel weisses Hartz/ zerlaß es besonders/ und so die andern Stück anfangen abzukühlen/ so thue es darunter/ es ziehet und heilet. Oder nimm Wäitzen-Mehl/ Hönig/ Eyerklar/ und Wein/ misch es durcheinander/ ist sehr gut.

Item nimm Weid-Aschen 2 Loth/ ein Pfund Campher/ einen Vierling alt Schmeer/ Hirschen-Unschlit/ das Kraut von Epheu/ dessen nimm ein Pfund/ pülvers und misch es untereinander/ laß es zu einer Salben sieden/ es lindert und ziehet.

Diß ist auch eine gute Zug-Salbe: Nimm zwey Loth Venedischen Weyer-Aschen/ daraus man die Gläser macht/ Campher ein halb Loth/ ein viertel alt Reinberger-Speck/ Hirschen-Unschlit ein halb Pfund/ Eibisch-kraut ein Pfund/ dörre und pülvere es/ seud alles sittiglich miteinander/ darnach nimm darzu Wachs und weisses Hartz/ jedes einen Vierting/ zerlaß es besonders/ und wann das ander schier kalt ist/ so schütte es darunter/ und rühr es wol/ diese Salbe ziehet und heilet gar bald.

Salben die lindern und kühlen: Nim ein viertels Pfund Baum-Oel/ zwey Loth Rosen-Oel/ ein viertels Pfund Butter/ zwey Loth Silberglötte/ zwey Loth weisses Hartz/ ein viertel Pfund Rindern-Marck/ sieds durcheinander zu einer Salbe/ es lindert das Geäder trefflich/ etliche thun auch ein Loth gestossene Lorbeer darunter. Item nimm Schmeer/ Speck/ Wachs/ Hönig/ Klauen-Schmaltz/ Butter/ Bocken-Unschlit/ Rindern-Marck/ Baumöl und Hartz/ jedes gleich viel zerlaß es untereinander.

Item eine Salbe für alle Wunden: Nimm Hirschen-Unschlit/ ein Vierting Rindern-Marck/ Hüner-Schmaltz/ Gloriet ein Pfund/ ein halb Pfund Baum-Oel/ seuds untereinander/ laß es kalt werden/ und salbe die Wunden.

Eine gute Salben zum Geäder: Nimm Althæa, altes Schmeer/ Wachs und Pferds Schmaltz jedes ein halb Pfund/ Baum-Oel und neuen Butter jedes ein viertel Pfund/ Hirschen-Unschlit einen halben Vierting/ und ein Mäßlein Brandwein/ diese Stück jedes besonders zerlassen/ und hernach durcheinander temperirt/ und den Bug/ oder das Geäder wol warm damit eingeschmiert.

Item eine treffliche offt-probirte Salbe zu allen offenen Schäden der Pferde: Nimm vier Löffel voll süsse obere Milch/ thue darunter ein wenig ungelöschten Kalch/ daß es ein dünnes Taiglein werde. Johannes-Oel/ oder so mans nicht haben kan/ gemeines Baum-Oel/ und etwas Grünspan/ daß es nur ein wenig grünlicht werde nicht zu viel/ daß es so dünn bleibe/ daß mans mit einer Feder in die Wunden oder Schaden streichen möge/ wann der Schaden bestrichen ist so laß es vier oder fünff Tage stehen/ dann wasch den Schaden mit warmen Wein sauber aus/ allda schmiere es wieder; und wann die Salben am Stehen wolte dick werden/ so misch Oel/ oder süssen Milchraum darunter/ biß es wieder dünn wird.

Item ein weisses Sälblein/ so dörret/ kühlt und heilet: Nimm Rosenöl zwölff Loth/ Bleyweiß acht Loth/ weisses Wachs vier Loth/ Campher ein Quintlein/ und das Weisse von einem Ey/ sied diese Stück und machs zu einer Salben.

Item nim Holderblühe/ die Wurtzen vom Wintergrün/ und Rauten/ wol zerstossen/ Sanickel und Sinau-safft/ Klettenwurtzen/ Osterlucey/ Gauchheil/ Baum-Oel/ Kranweth-Oel aus dem Holtz/ Boli Armeni, Drachenblut/ alles zusammen gemengt/ und ob einem Kohlfeuer zu einer Salben gesotten/ löschet die Hitz sehr wol und bald.

Salben/ die reinigen und heilen: Nimm Salven und Körbelkraut/ schneid sie klein/ hernach nimm altes Schmeer/ Hirschen-Unschlit/ und Rindernmarck jedes einen Vierting/ auch so viel Hünerschmaltz/ Gloriet und Baumöl/ zerlaß alles in einer Pfannen/ auf einem Kohlfeuer/ doch daß es nicht siede/ rührs wol durcheinander/ und laß kalt werden/ darnach schmier den Schaden damit bey einer Glut/ und reibs wol hinein/ wasche den Schaden aus mit Wein/ darinn langer Nessel-Saamen gesotten ist.

Item nimm Wachs/ Hirschen-Unschlitt/ Butter/ Lein-Oel/ Bänschmaltz/ Pilsen-Oel/ Hirschen-Marck/ Klauenschmaltz/ und Camillenblumen/ temperirs untereinander.

Ein anders/ nimm einen halben Vierding roth Silbergelött/ Eyerklar/ ein Achttheil Essig/ auch so viel Hönig/ ein Loth Grünspan/ seud alles untereinander in einem neuen grossen Hafen/ laß es nicht übergehen/ hernach abkühlen/ es heilet und reiniget alle Wunden.

Item nimm ein Pfund Pech/ item Wachs/ und Schäfen-Unschlit/ jedes ein Pfund/ und einen Vierting Hönig/ sied eine Salben daraus/ und schmier den Schaden damit; man kan auch die Wunden mit Wein waschen/ darinnen Schwalbenwurtzen gesotten ist.

Diß ist gleichfalls ein gutes Oel zum heilen: Nim Eyer/ sied sie wol hart/ das Gelbe davon brenne in einer Pfannen/ rühr es wol um/ und wanns gebrannt ist/ drucks durch ein sauber Tuch/ so gehet ein Oel heraus/ das ist sehr gut zu den rothen Augen/ auch andere Gebrechen zu heilen/ damit geschmiert/ und ein gewichstes Tuch darauf gelegt/ und diß ist das rechte Eyer-Oel.

Dreck

Dörr-Pflaster und Salben / so Herr Seuter beschreibet : Nimm Os sepiæ Fischbein / wie es die Goldschmiede brauchen / zwey Loth / Bleyweiß zwey Loth / Zinober und Galitzenstein so viel genug ist / pulverisirs / nimm ein halb Pfund Böcken-Unschlit / und so viel Hirsen-Unschlit / seuds zusammen in einer kupffernen Pfannen / laß erkalten / es heilt und trucknet starck.

Item ein andere Dörr-Salbe : Nimm Kraftmehl und Brandwein / temperirs untereinander / daß es werde wie ein Teig / und binds über.

Item nimm ein viertel roth Silbergelöt / das Weisse von Eyren / ein Achttheil Essig / und so viel Hönig / ein Loth Spangrün / das sied alles durcheinander in einem grossen Hafen / rührs / und laß nicht übergehen / es heilet und dörret die Wunden.

Cap LXX.

Allerley Wasser zu den Pferden.

Ein gutes Wasser den Rossen zugebrauchen : Nimm zwey Loth Campher / zwey Loth Weinstein / zwey Loth Kupfferwasser / ein halb Loth Mercurium, zwey Loth Alaun / zwey Loth Salpeter / solches alles zusammen in drey Nössel Essig gekocht / und wann die Materi darinn zergangen / wieder vom Feuer abgenommen und verwahrt. Ist gut / wann ein Pferd Gliedschwammen oder Wärtzen / oder andere Gewächse bekommt / damit gewaschen / die Schwämme aber müssen vorhin eröffnet / ungelöschter Kalch darein gesteckt / ein Tag zwey oder drey / daß der Schwamm zu einen Geschwär wird / also gelassen / hernach mit diesem Wasser gewaschen / und ein feuchtes Tüchlein darauf gelegt werden.

Martin Böhmen beschreibt ein leichtes doch gutes und bewährtes Wasser für den Brand / an Menschen und Vieh / und sagt / es sey offtermals probirt worden : Nimm im ersten Frühling Froschlaich / thue es in einen neuen verglasirten Topff / mach ihn oben fest zu / und setz ihn unter die Erden / laß ihn 9. Tage darinnen stehen / darnach nimm ihn wiederum heraus / seihs durch ein Tuch / thue es in ein Glas / machs fest zu / und laß 12. Stunden an der Sonnen stehen.

Von einem guten Roß-Artzt und Schmid habe ich folgendes Heil-Wasser bekommen / das sonderlich zu den sehr aufgedruckten Pferden / wo das wilde Fleisch wächset / sehr köstlich ist / und zugleich heilet : Er nahm Gallus-Aepffel / Kupfferwasser / Grünspan / Schießpulver / Weinstein und Saltz / eines so viel als des andern / thats in guten Wein-Essig / rührts um / und wusch hernach die faulen Schäden damit aus.

Martin Böhmen nimmt zu seinem schwartzen Wasser ein viertels Pfund Kupfferwasser / ein Loth gelben Arsenicum, ein halb viertels Pfund Alaun / und ein Quart Wein-Essig / hat eben die Krafft / wie das vorige.

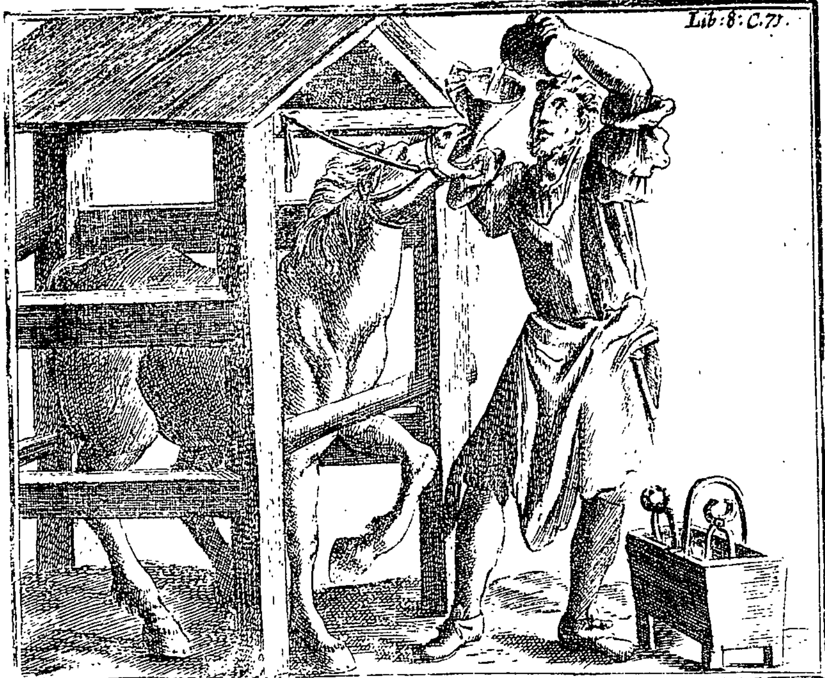
Herr Seuter gibt folgendes Wasser / das alle Wunden und Masen heilet : Nimm zwey Loth Gelött / und eine halbe Maß starcken Essig / thu den in einen glasirten Hafen / sied es eine Stund lang aneinander / ohne Uberlauffen / thue zwey Loth Saltz in ein halbe Maß Brunnenwasser / sieds auch ohne Uberlauffen / und so das Wasser kühl worden / so thue sie untereinander in ein Geschirr / und decks wol zu ; da du sie zusammen thust / sollt du des Essigs noch so viel / als des Brunnenwassers nehmen ; diß Wasser heilet alle Wunden und Flecken / wann du es täglich zweymal damit wäschest / und im Fall die Wunden tieff wäre / so nimm hänffes Werck in diesem Wasser genetzt / und legs darein / und wann du es wiederum willt heraus nehmen / so weichs zuvor mit warmen Wasser / daß die Wunde nicht blutig werde / und wann du es brauchen willt / schwänck das Wasser untereinander / biß weiß wird / so gehet die Krafft in die Wunden / trocknet und heilet sie.

Item nimm Agrimoniam und Sevenbaum-Wurtzen / in halb Wein und Wasser gesotten / und die Wunden damit gewaschen.

Item nimm eine Hand voll Heidnisch Wundkraut / und so viel Sinau-Kraut / thue es in eine zinnerne Kannen geuß guten Wein darein / laß 24. Stunden also stehen ; darnach setz es in einen Kessel mit Wasser über das Feuer / und laß auf zween zwerch Finger ein sieden ; das brauch zu den Wunden / Stichen / oder Brüchen / sie werden bald zuheilen / wasche es damit netze auch ein leinen Tuch darinnen / und legs über den Schaden / des Tages so offt du willt / es heilet gar bald und gut.

Noch ein gutes Wasser zu allen Schäden : Nimm zwey Maß Wasser ausgebrannt von Schellkraut / einen Vierding Gelött / und so viel gebrannten Alaun / ein Loth Campher / alles untereinander gestossen / unter das Wasser gethan wohl vermacht / und wann mans brauchen will / ein Tüchlein darein genetzt / und zweymal des Tages / Morgens und Abends / über den Schaden gebunden.

Ein köstliches Wasser zu allen offenen Schäden / auch wo es wildes Fleisch hat / das man sonst hinweg schneiden muß / oder so es sich auf dem Preß getretten / und wildes Fleisch / durch den Tritt / heraus steiget / überaus heilsam : Nim eine Kannen des besten Weins Alaun / Vitriol / Türckischen Gallus ana ein Vierding / Grünspan ein halb Loth / diß alles siede wie ein Kälbernes Fleisch fein gemach / die Gallus muß gepulvert seyn / die andern Stück zergehen selbst / und wann es genug gesotten / so hat es Zincken / als hätte man Schmaltz daran gelegt wasche dem Pferd den Schaden / wo wildes Fleisch zu besorgen.



Cap. LXXI.

Allerley Eingüsse.

WEil ein Pferd ein unvernünfftiges Thier / die bittern Träncke und Eingüsse willig einzunehmen / nicht kan bewogen werden / muß mans mit Vortheil / Gewalt und List zuwegen bringen / daß man ihm nehmlich den Kopff hoch aufbindet / einen saubern Strigel oder Horn in den Mund wol einzwinget / das Tranck dardurch einflösset / die Nasen zu hält / und mit der Hand die Gurgel streichet / daß es endlich gezwungen den Einguß (es thue es gern oder nicht) in den Leib lassen muß / das muß aber allzeit frühe geschehen / ehe ein Pferd noch gessen oder getruncken hat / muß auch ein paar Stunden darauf fasten.

Martin Böhmen beschreibt ein gutes Heil-Tranck für alle Gebrechen zu machen: Nimm zwey Loth Senetblätter / ein Loth Lavendel / ein Quintel Rhabarbara / zwey Loth Angelica / anderthalb Loth Sevenbaum / dieses alles zusammen klein gestossen / in einem Quart Bier aufgekocht / und dem Roß / welches kranck / oder Mangel im Leibe hat / eingegeben / zween Morgen nacheinander / auch zwey oder drey Stunden darauf fasten lassen / und ist solcher Tranck einem Pferd sehr nützlich / reiniget den Leib / und macht ein frisches Geblüt / und folgenden Tages / wann das Roß den Tranck gebrauchet hat / kan man ihm die Lung- und Sporn-Adern schlagen.

Einen Einguß zu machen / wann ein Pferd nicht essen oder trincken mag: Nimm ein Maß guten Wein-Essig / ein Maß Baumöl / schneid ein Häubtlein guten Knoblauch darunter / nimm auch ein Loth langen Pfeffer / eine Maß Geißmilch / oder eine Maß Hönig / thue es alles untereinander / und theils in 3. Theil / gib einen Theil zu Morgens / den andern zu Mittage / und den dritten zu Nacht / ein wenig warm ein / laß es denselben Tag fasten / so wird es essend.

Hätte ein Pferd etwas Gifftiges gegessen / so will Herr Johann Battista di Galiberto, solle man gestossenen Pfeffer in Wein thun / und ihm den warm eingiessen.

Wann sich ein Bescheller bey den Stutten etwan / verruckt oder verderbt / oder sonst etwas im Leib zerrissen hätte / soll man ihm folgenden Einguß machen: Nim ein Loth gestossene Krebs-Augen / ein Loth Bocks-Blut / ein Loth Beinbruch gestossen / ein Loth gedörrtes Blut von Elend oder Hirschen / ein Loth gebrannt Hirschhorn / diß alles in einem Quart Wein warm gemacht / und zwey Morgen nacheinander eingegeben / darauf die Schranck- oder Sporn- uñ Lungen-Ader geschlagen / und das Blut wohl gehen lassen / so wird das Pferd wiederum gesund.

Herr Seuter beschreibt den hernach-gesetzten Einguß / für alle Kranckheiten / sonderlich aber zu einem bösen Magen: Nimm Fœnum græcum zehen Pfund / stoß es wohl / thue es in einen neuen Hafen / gieß daran Wasser / daß der Fœnum græcum bedeckt sey / decke den Hafen wohl zu / und laß es bey dem Feuer gar wol sieden / und wann es zu einem Muß gesotten ist / so thue vier Pfund frischen Butter daran / Baum-Oel und Nuß-Oel jedes vier Untzen / und eine Untz Rosen-Oel / thue alles darunter / und rühre es wohl untereinander / alsdann thue den Hafen vom Feuer laß es erkalten / theils in drey Theil / und alle Morgen / drey Tage nacheinander / schütte ihm ein Drittel in den

Hals/diß purgiert die Pferd / macht sie feist / erhält sie bey guter Gesundheit / und man kan ihnen das zu jeder Zeit geben.

Item nimm Salvey/spitzige Wegricht / und eine Maß guten alten Wein / verkleibs in einem neuen Hafen mit Laim/daß kein Dampff heraus komme/laß halb einsieden / gieß es dem Pferd drey Morgen nacheinander allezeit warm ein.

Wann ein Pferd faul im Leib ist: Nimm einen Ygel/ und stecke ihn in einen neuen Topff/klebe den fest zu/und setz ihn über ein Kohlfeuer / und brenn ihn zu Pulver/ darnach nimm ein halb Pfund Lungenkraut / ein viertel Pfund Angelica / Wolffs-Leber / Mäusöhrlein und Alantwurtzen/alles gestossen/jedes vier Loth/dieses in einem Stübichen Wein oder Bier wol gekocht und dann drey Wochen/ alle Tage vier Löffel voll nüchtern eingegossen/ und zwo Stund darauf fasten lassen/ und dreymal nacheinander/ auf drey Donnerstägen/ die Lung-Ader geschlagen / darnach soll man das Freß-Pulver/ dessen oben unter den Roß-Pulvern gedacht ist / 14. Tage nacheinander gebrauchen.

Item wann ein Pferd sich ändert/so nimm Enzian/ lange Hohlwurtzen / Myrrhen/ Haselwurtzkraut/ und geschaben Helffenbein/eines so viel als des andern/ wol zerstossen und mit Mehl vermengt / gieß es dem Pferd nüchtern ein/ in gutem starcken Wein/ damit kan man manche grosse Kranckheiten verhüten.

Schließlich ist diß auch ein guter Einguß / wann ein Pferd aufstössig wird: Nimm um ein Kopffstuck Theriac/ um ein Kopffstuck Saffran/drey gantze Knoblochhaubt/ um ein Kopffstuck Wacholder-Oel/ diß alles klein untereinander gestossen / in einer halben Maß Wein kochen lassen / und dem Pferde warm eingegossen / und es drey oder vier Stunden darauf fasten lassen.

Cap. LXXII.

Allerley Einschläge und Anstrich.

Wilt du einen Einschlag/ daß ein Pferd auf einer weiten Reys nicht erlige: So nimm Gloriet/ alt Schmer/ und so viel Hirschen-Unschlit (dafern du es haben magst) darunter/ nimm darzu Grünspan/ und auf das dritte Theil Hönig darzu / mache es bey einem Feuer durcheinander / daß es nicht zu dünn werde/und sich wol mische; und alle Nacht in der Herberg / raume dem Pferd die Hüfe wohl aus / und schlag ihm ein mit dieser Salben / so wird es nie mangelhafft / ist aber ein ziemlich theurer Einschlag/ und findet man wol leichtere/die eben diese Wirckung thun/als: Schlage dem Pferd alle Abend mit feuchten Laim ein/ feuchte ihn mit Kühe-Koth und Lein-Oel an/es wachsen die Hüfe wol davon; oder nimm auf jeden Huf ein Ey/ und ein Hand voll Saltz/auch Schmollen vom Rocken-Brod / schlag dem Pferd damit ein/ ist sonderlich gut/ wann man weit reuten muß. Oder nimm Laim/Kühe-Koth/ Roß-Koth und Lein-Oel/ sied es durcheinander/ und schlag dem Pferd ein.

Wann ein Pferd Hitz in den Füssen hat / so mach ihm folgenden Einschlag: Nimm ein wenig rothen Bolus, ein wenig Sauerteig und Saltz/mit Wein-Essig/ untereinander vermischt / und kalt in die Hüfe eingeschlagen.

Wann ein Pferd mürbe Hüfe hat/so nim Ruben/ sieds sie gar wohl/und mache dem Pferd einen Schuch/ thue die Ruben und Unschlit darein / laß es darauf also stehen/so bekommts gute Hüfe.

Was die Anstrich betrifft / ist droben im 64. Capitel dieses Buchs / bey den abgerittenen Rossen/ eines herrlichen bewährten Mittels gedacht worden. Sonst wird dieser auch gerühmet: Laß ihm vornen die zwo Adern an der Brust schlagen/ und beede Spor-Adern/ nimm darnach gesiebten Aschen und Rocken-Mehl/ vierzehen Eyer / und vier Loth Boli Armeni, das thue alles in das Blut / rührs wohl untereinander / und streich das Pferd damit an / von unten an / biß oben aus / laß es also drey Tage darinnen stehen/ wasche es darnach mit warmer Laugen ab: Alsdann nimm heisse Aschen/ und ein Ey/ und Kühmist/ schlag dem Roß damit ein.

Item nimm Weinhefen/ schmier und bestreich ihme die Schenckel und Büge/ so warm du es erleiden kanst.

Oder schlag ihm beede Büg-Adern/ fasse das Blut / nimm Rocken-Kleyen / zehen Eyer mit samt den Schalen/ und eine Kanne guten Wein/ thue alles untereinander / und streiche es allenthalben wohl an / laß vier Tage stehen / und wasch es mit warmen Wasser.

Herr Seuter giebt folgende Einsätze oder Anstrich: Nimm ein Pfund Terpentin/ eine halbe Maß Brand-Wein/ein Achtel Wein-Essig/ ein Pfund Baum-Oel/ ein halbe Maß Wein/ein Pfund Butter/etliche Eyer/ beyläuffig um drey Kreutzer / um vier Kreutzer Knoblauch/ um fünff Kreutzer Semmel-Mehl/ alles untereinander gerührt / und ein wenig gesotten/ und dem Roß wohl gegen dem Haar angestrichen/und damit gebähet/ biß an den dritten Tag stehen lassen/ am dritten Tage reuts in ein fliessend Wasser / auf eine Stund lang / nimm Seiffen und Laug/ und wasch es damit sauber ab.

Item nimm eine Maß Wein / eine Maß Essig/ eine halbe Maß Hönig / rührs untereinander / nimm zwo Händ voll Bohnen-Mehl / rührs darein / laß sieden / biß es Taig wird / alsdann thus weg vom Feuer/ thu eine halbe Maß Brandwein darein/streichs zum erstenmal warm an / darnach allemal kalt / diß vertreibt alle Geschwulsten / und ziehet die Müdigkeit wohl aus.

Oder nimm Bier und Schmaltz/ seuds durcheinander/ schmier das Geäder wol damit.

Oder nimm Hönig / Bier und Semmel-Mehl/ und thue ihm also.

Oder nimm das Blut von einem Kalb/ ein Maß Essig / und Saltz darunter / laß wohl warm werden/ streich das Pferd starck wider die Haar / und laß drey Tag also stehen.

Oder gestossenen Lein-Saamen in Milch gesotten / Butter hinein gethan / und angestrichen / ist sehr nützlich.

Ein guter Anstrich abgerittene Pferd; sowol eine Salbe / das Geäder / wieder zu recht zu bringen: Laß dem Pferd die Schenck- und beede Spor-Adern / wäre aber das Pferd gar zu hefftig rähe / so schlag ihm auch die Hals-Adern / fahe das Blut in einem Kübel / thu darein ein viertel Pfund Holtzaschen / eine halbe Maß Brandwein / fünff viertel Pfund Gersten und Rockenmehl / zwölff Eyer / diese Stuck alle kalt durcheinander gerührt / darnach nimm eine Maß Weinhefen / eine halbe Maß Essig / ein Viertel Terpentin. Diese drey Stück laß in einen Topff sieden / schütte es über obgenannte Stücke / rührs wohl untereinander / daß es ein Taig werde / bestreich das Pferd damit an allen Vieren / laß also drey Täge / ehe du es wieder abwischest / stehen / darnach nimm Attichkraut und Wurtzen / sieds in einem Kessel / und wasch ihm diesen Anstrich warm ab.

Oder nimm ein halb Pfund Terpentin / und so viel gestossenen Bolus, zehen Eyer mit samt den Schalen / eine halbe Maß Weinhefen / Rockenmehl / so viel / daß es dick genug wird / alsdann in die Haar wol warm eingerieben / und drey Tage daran gelassen / hernach wiederum herab gethan / und schmiers mit einer Geäder-Salben / daß dasselbe wieder gelind wird / man mag auch Brandwein darunter nehmen / davon der Anstrich etwas stärcker wird / doch muß man alsdann mehr Bolus und weniger Rockenmehl nehmen.

Oder nimm ein Pfund Hundsschmaltz / ein Seidlein Hönig / und eine Maß Milchraum / laß es eine Stunde wol sieden / und salbe das Roß damit des Tages einmal / ist gut zu den Adern und verrenckten Gliedern.

Cap. LXXIII.

Allerley Horn-Salben.

Anfänglich will ich dem günstigen Leser eine bewährte Horn-Salbe mittheilen / die ich über dreissig Jahr meinen Pferden selbst gebraucht / und befunden / daß sie nicht allein den Huf schön und wohl wachsen macht / sondern auch Räpffen / Maucken / Wärtzen und dergleichen Gewächse vertreibt / die ist nun also: Nimm Hönig / Leinöl / Lohröl / jedes zwey Loth / altes Schmeer ein Pfund / Wachs und Unschlit jedes ein Vierding / Fiechten-Pech ein Pfund / Schwefel und Spangrün jedes ein Loth / Scher-Rübel ein halb Pfund / gelben Hirsprein ein viertels Pfund / und der schwartzen und rothen grossen Schnecken gleich so viel / als alle diese Stück wägen / die laß im Majo und Junio nach und nach in einem sonderlichen Hafen einsammlen / und allzeit / nachdem ihrer viel oder wenig / mit Saltz überstreuen / so wird eine Salbe daraus / hernach laß das Weiche gelind miteinander aufsieden / das Harte zerstoß / und säe es unter dem Sieden darunter / rührs es immerdar / laß erkalten / und hebs auf zum Gebrauch.

Item / nimm ein halb Pfund Wachs / und so viel Hirschen-Unschlit / und Ochsen-Marck / ein viertels Pfund grüne Holunter-Rinden / ein viertel Pfund grünen Sevenbaum / einen halben Vierding Terpentin / so viel Dachsen-Schmaltz und weissen Zwibel / ein wenig schönes Mehl und Saltz / und ein Loth Grünspan / daraus mach eine Salbe.

Herr Joh. Rudolphs Vorschitta Huff-Salben: Nimm gelb Wachs / Pechhartz / Hirschen-Unschlit / Terpentin / Butter ana ein Pfund / diese Materien in einem neuen Hafen zu einer Salben gemacht / biß es die rechte Dicken hat / will mans grün haben / mag man ein wenig Grünspan darunter mischen.

Oder nimm ein Pfund Hirschen-Unschlit / auch so viel gelbes Wachs / Speck / Schmeer und Kammschmaltz / Speck und Schmeer aber muß man kühl zerlassen / und durch ein Tuch seihen / darnach nimmt man ein halb Pfund Terpentin / eine halbe Maß alt-vierdiges Hönig / Alberbrossen nach Gedüncken / Ochsen-Marck 1. Pfund / diß muß man alles [illegible] siede lassen also warm durch ein Tuch drucken / geschehen lassen / und zum Brauch aufheben.

Herr Joh. Battista di Galiberto lobt folgende Horn-Salben: nimm sechs Knoblauchhaubt / und eine Hand voll Rauten / alles wol zerstossen / darnach ein wenig Alumen roccæ, Schweinen-Schmeer drey Pfund / und ein wenig Küheffladen / misch alles untereinander / und salbe die Hüfe damit.

Per fare buone unghie ai Cavalli: Piglia un cane nuovamente nato, & falo bollire tanto, che le osse si spicchino, e cavatigli fa bollire, fin che la carne sia ben disfatta, aggiongendovi un poco di oglio; ungi con questo le unghi e diventeranno perfetissime. Die Hüf wachsen machen / nimm von einer Holunder Stauden das Laub / je jünger / je besser / stoß es klein und schlag dem Pferd damit ein / ists in Winter / so nimm von dieser Stauden die mittere grüne Rinden / ist gleich so gut / und macht die Hüfe wachsen.

Oder / nimm Bohnen / sied sie gantz weich / mach hernach mit Hönig eine Salbe daraus / und binde den Huf ein damit / er wächset sehr davon.

Abermal eine andere gute Horn-Salben / wann ein Pferd märbe Hüfe hat / so nimm Speck / steck ihn an ein Holtz / zünde ihn an / und laß ihn in kaltes Wasser träuffen / darnach nimm das Fett herab / stoß Zwiefel klein / misch es durcheinander / und schmiere das Pferd an den Saumen des Tages dreymal / macht gute Hüfe.

Item / nimm Föhren- oder Lerchenbäumen-Hartz / neues Wachs / alt Schmeer / Hönig samt dem Wachs / Lohröl / Klauen-Schmaltz / Bock-Unschlit / Lein-Oel / Reiberger Speck / jedes gleich / zerlaß es miteinander / schmier das Pferd so böse Hüf hat allweg am dritten Tag um den Preiß herum.

Item nimm wol zerstossene Kranwethbeer / Wachs / ungesaltzen Schmeer / klein geschnittnen und wol ausgesottenen Speck / Terpentin / Baum- oder Leinöl / Hirschen- oder Bocken-Unschlit / Zucker und Grünsp

alles wohl untereinander gemischt / auch wohl gesotten / dann durch ein leinen Tuch gedruckt / und die Hüfe damit geschmiert.

Oder / nimm Gloriet / Schweinklauen-Schmaltz / Zucker / Hönig / Seiffen / Rindern-Unschlit / Baumöl / jedes gleich viel / temperir alles untereinander / laß wohl erwallen / das macht gantz glatte Hüf / macht sie schwartz und verhütet die Hornklüffte.

Wir wollen uns aber an diesen Huf-Salben begnügen lassen / wer mehr wissen will / besehe Herrn Seutern im 166. Capitel / da wird er über fünfftzigerley Mittel finden. Item Martin Böhmen und andere.

Cap. LXXIV.

Wann ein Pferd etwas Unreines und Böses gefressen hat.

Haette ein Pferd eine Spinne gegessen / so nimm Pimpinell / siede die in einem neuen Hafen / träncke das Pferd damit laulicht / oder geuß ihms ein / dörr auch das Kraut und pülver es / saltz es wol / und gieb ihms unter dem Futter.

Hätte ein Pferd Federn verschlungen / so gieb ihm einen Hüner-Magen / darinnen noch Körner sind; oder laß es drey Tag nacheinander im Zaum / ungessen und ungetruncken stehen / nimm darnach ein Pfund oder zwey frischen Speck / thue die Schwarten hinweg / und schneid ihn zu Stücklein einer Hasel-Nuß groß / nimm Gerstenkörner / und stecks in die Stücklein Speck / und gibs also dem Roß zu fressen / davon wird dem Pferd der Magen gereiniget / daß viel Wust von ihm kommet / gieb ihm auch Most zu trincken / wann du ihn haben kanst.

Tabernæmontanus fol. 103. sagt / wann ein Pferd eine Feder gessen hat / so gieb ihm eine Hand voll Schellkraut / klein zerschnitten / mit dem Futter vermischt / zu essen / das Futter aber soll Gersten / und eine halbe Stund vorhero / im kalten Wasser / gequellet seyn / ist vielmal probirt worden; auch ist diß Mittel gut für die Huster der Pferde.

Wann es Wischtücher und dergleichen frisst / so nimm zehen Eyer in einen glasirten Hafen / geuß scharffen Essig daran / daß er über die Eyer gehe / decks warm zu mit einem Tuch / laß sie stehen / biß die Schalen alle abfallen / so lauffen die Eyer auf und werden groß. Binde dann dem Pferd den Kopff übersich / und thue ihm ein Ey nach dem andern in dem Hals / laß ihn verdeckt also eine Weil stehen / gieb ihm hernach unter das Futter ein wenig rohe Gersten und zerschnitten Bohnenstroh / oder Habern mit Wein benetzt / es reiniget sich wohl davon.

Hat ein Pferd Erden oder Laim gegessen / so nimm Sevenbaum / hack ihn klein und wohl / gieb ihms im Futter / und wann es wol gefüttert ist / so reut es um / und laß es trincken / gieb ihm kein Heu / es sey dann mit kaltem Wasser genetzt / darinnen Saltz ist / das thue zwey oder drey Tage nacheinander. Oder nimm Sevenbaum / hack ihn klein / Wegwartenkraut und Wurtzen / auch Beyfuß dürr oder grün / schneid alles auf das kleineste / und giebs ihm unter dem Futter zu essen / und halts damit / wie erst gesagt worden.

Item / wann es etwas Unreines gefressen hat / gieb ihm / vor der Erndte / Wicken und Gersten / weil sie noch grün sind / so gehet das Böse von ihm.

Herr Seuter will / man soll ihm in einem halben Jahr kein Heu geben / sondern nichts den Haber- und Waitzen-Stroh / das behält ihm den Athem gut / will es aber nicht ziehen / so stoß ihm einen Speck in den Mastdarm.

So ein Pferd was Ungesundes im Leib hat / mach ein Seiffen-Wasser von Venedischer Seiffen / schütte es dem Pferd in den Hals / so muß es entweder speyen / oder gehet von hinten weg.

Hätte ein Pferd eine Spinne oder sonst giftigen Wurm gessen / so nimm Haselwurtz (Asarum) stoß sie klein / geuß Wein darüber / und gieb ihms unter dem Futter / tränks warm / darnach gieb ihm Wegwarten / Beyfuß und Roßpappeln zu essen.

Oder nimm Pfeffer acht Scrupel / die innere Haut von den Hünner-Mägen / vier Loth Hönig / ein Untzen gepülverten Weyrauch / und ein Quart Wein / dörre was zu dörren ist / pulverisirs / thus in den Wein / und geuß es dem Pferd warm ein.

Hätte ein Pferd mit dem Wasser Egeln in sich gesoffen / so vermische warm Oel mit Wein / und gieß ihm den ein / so werden sie abgeledigt und fortgetrieben.

Etliche nehmen (wann sich die Egel hätte im Hals angelegt) die Wartzen / werffen sie auf glüende Kohlen / und lassen den Rauch in den Hals gehen / diß ist der Egeln Gifft / und tödtet sie. Wer mehr davon wissen will / besehe Herrn Johann Faysern in seinem Roß-Artzney-Buch / lib. 3. cap. 11.

Hat ein Pferd etwas Unreines gessen / so stoß ein Wespen-Nest / und gieb ihm im Wasser zu trincken / es raumt dem Roß den Magen. Wann aber ein Pferd an Riemen und Zügeln nagt / nimm Hundskoth / und bestreiche das Riem-Werck damit / so wird es ihms erleiden / und diese Untugend völlig benehmen.

Cap. LXXV.

Wann ein Pferd nicht essen mag / und angewachsen ist.

Wann ein Pferd aufflössig wird und nicht fressen mag / so nimm Knoblauch / Pfeffer und guten Essig / reib ihm die Zähne damit / den Essig spritz ihm auch in die Nasen; oder Petroleum (sagt Herr Fayser) in die Nase gesprützt / hat eine sondere Krafft.

Oder reib ihm die Zähne mit Eysenkraut / und laß es daran kifeln / auch von Weitenrütlein / es wird lustig davon.

Oder / nimm einen Schnitten gebähet Brod / bestreiche es mit Hönig / Saltz und Essig / und laß warm käuen.

Item/ nimm drey Loth Ingber/ und drey Loth Lorbeer/ klein zerstossen/ und ein Pfund Venedische Seiffen/ stoß wohl durcheinander/ thue es darnach in einen neuen Hafen/ dergleichen das Weisse von Eyern/ und eine Maß Wein/ laß es sänfftiglich sieden/ daß das Weisse von den Eyern nicht hart werde/ gieß es laulicht ein/ reinigt wohl/ und machet Begierd und Lust zum Essen.

Wann ein Pferd nicht essen mag/ so schaue ihm ins Maul/ ob es nicht den Frosch oder Dörr Wärtzen habe/ und wo das wäre/ soll man solche mit einer Flietten reissen/ und das Maul mit Essig und Saltz reiben/ auch ein leinen Tuch mit Essig und Saltz wohl netzen/ um das Mund-Stuck schlagen/ und das Roß also aufgezaumt/ vier oder fünff Stunden stehen lassen/ das macht ihm das Maul gut und lustig zum Essen.

Item/ laß ihm unterweilen beede Spor-Adern/ fang das Blut auf/ misch es mit Saltz unter das Futter/ und gieb ihms.

Item/ nimm Fœnum græcum, weich es in Wein/ und stoß Wachholderbeer klein/ und gib ihms unter das Futter; und kanst du Birnbaum Mistel bekommen/ so gieb ihms gepulvert unter das Futter.

Wann ein Pferd nicht essen mag/ so nimm zwo Hand voll Rocken-Kleyen/ thue es in ein Schaff voll Brunnen-Wasser/ das nicht fliest/ rührs wohl untereinander und laß das Pferd/ zwo Nächte und einen Tag aufgebunden stehen/ und träncks damit.

Item nimm Brod/ dörr es wohl/ und stoß dann zu Pulver/ darnach nimm Büchen-Aschen/ gleich so viel/ mische es durcheinander/ treibs durch ein Sieb/ und mische es mit Saltz/ wann du nun das Pferd fütterst/ so gieb ihm eine Hand voll dieses Pulvers darunter/ es isset gern davon und ist ihm gesund.

Wann ein Pferd auf der Reise nicht essen will/ so nimm Saffran/ Ingber und Pfeffer/ jedes gleich/ thue es in einen Wein/ und gieß ihm den laulicht ein.

Herr Seuter sagt: Nimm Himmelbrand/ halts dem Pferd für die Nasen/ und reib ihms wohl damit/ so wird es alsbald lustig zum Essen.

Item/ nimm eine Maß Wein/ und zwo Hand voll Holderblätter/ zerknirsche sie zuvor wohl/ und laß sie sieden/ seihe es durch ein Tuch/ gieß dem Pferd laulicht ein/ und laß zwo Stund darauf fasten.

Item/ nimm zwey Loth Zucker/ zwey Loth süsses Holtz/ zwey Loth Zimmet-Rinden/ alles klein zerstossen/ und in einer Maß guten Weins halb eingesotten/ und dem Pferd eingegossen.

Wann ein Pferd nicht essen mag/ und hustet sehr/ so laß es ungetruncken stehen Tag und Nacht/ dann nimm ein Geschirr mit Wasser/ thu Nußöl darein/ und gieb ihms zu trincken/ so geneset es ohne Zweiffel.

Wann ein Pferd angewachsen ist/ und nicht zunehmen will/ so sied Asarum-Wurtzen und Kraut/ giebs dem Roß kalt oder warm einmal zu trincken/ du magst des andern Wassers darzu nehmen/ so viel du wilt/ kans das Roß auf einmal nicht austrincken/ so gib ihms zum andernmal/ es hilfft/ wann gleich das Pferd nicht abgezogen wird/ brauch auch das Pulver von diesem Kraut unter dem Futter.

Einen Possen zu machen/ daß ein gesundes Pferd nicht fressen mag/ und unlustig wird/ nimm Unschlet und Schmeer/ schmier dem Roß die Zähne damit/ und reib es wohl/ so frisst es sein Futter nicht; wilt du ihms aber wenden/ so nimm Essig und Saltz/ wasch ihm das Maul/ Zung und Zähne/ so wirds wieder essend.

Wann ein Pferd etwas im Leib hat/ und nicht essen will/ so nimm einen Hafen voll Urin/ laß es acht Tage stehen/ nimm gebrannten Laim und Alaun darzu/ und stoß es auf das kleineste/ darunter thue gleich so viel Saltz/ misch alles untereinander/ und mach eine Kugel daraus/ die laß hart werden/ und führe das Pferd darzu/ laß es daran lecken/ so viel es will/ so reiniget sich das Pferd/ ist auch gut für das Undäuen.

Wann ein junges Pferd angewachsen ist/ so ist es auf der Rieben gantz dörr und hat einen harten Bauch/ dem greiff zwischen den Rieben hinein/ kanst du tieff hinein kommen/ so ists nicht angewachsen/ wo nicht/ so ists entweder im Leib/ oder am Gemächte angewachsen; alsdann laß das Roß starck reuten/ daß es warm wird/ greiff von dem Gemächte biß an den Bauch unten/ reiß es los/ und laß es dreymal Berg-auf lauffen/ salbe es mit altem Schmeer/ schau ihm ins Maul/ weil solche Pferde meistens die Wolffs-Zähne und Kroten haben; laß ihm das Maul raumen; hätte es aber die Krot/ so nimm ein heisses Eisen/ und brenn ihms/ darnach nimm Hönig/ weiß Lilien-Oel/ Terpentin/ das Weise von drey Eyern/ und drey Loth Bleyweiß machs zu einer Salben/ und schmier es damit/ es heilet wieder. Besiehe weiter davon Martin Böhmen in seinem Roß-Artzney Büchlein.

Cap. LXXVI.
Für das Abnehmen.

Purgation für ein Pferd/ das nicht zunehmen will: Gieß ihm drey Morgen nacheinander allzeit eine Maß Geiß-Milch laulicht ein/ und über eine Stund träncke es mit warmen Wasser/ und halt ihn mit ziemlichen Futter und Heu/ darnach nimm von einem frischen Speck zwey oder drey Pfund von einem verschnittenen Schwein/ laß ihn fein klein hacken/ zerlaß ihn in einer saubern Pfannen zu einem Schmaltz/ thue ein halbes Seidlein Baum-Oel/ darinnen Lorbeer/ Süßholtz und Alaun/ jedes ein Loth gestossen/ darzu/ temperire alles wohl untereinander/ machs laulicht/ und gieß es dem Pferd ein/ ohngefehr so viel als eine Maß/ hernach gieß ihme von Stund an darauf eine halbe Maß des besten Weins ein/ der zu bekommen ist/ laß es zwey oder drey Stunden darauf fasten/ und träncke es darnach warm/ halt es im Stall zwey oder drey Täge/ daß es nirgends hinkomme/ und laß darnach acht Tage/ allemal über den andern Tag hinaus gehen/ biß es wieder erstarcke/ denn es wird fast matt.

Item/ wann ein Pferd vom Leib kommen wäre und nicht essen mag/ so nimm eine gute frische Henne thue das Eingeweid/ den Kragen und die Füsse davon/ sied sie in zweyen Massen des besten Weins/ daß ein

haben kanst / laß es in einem saubern Haven acht Stunden lang/ ohne Uberlauffen sieden/ thue es dann heraus/ stoß hernach das Fleisch wol/ und zerhacke es klein zu einem Mues/ thue es wiederum in seine Brühe/ wärme sie / rührs wol durcheinander/ und gieß es dem Pferd laulicht ein / in dreyen Tagen wiederhole es abermal / diß stärcket das Pferd/ und bringet es wieder zu Leibe.

Item nimm Wegwarten/ legs in guten Wein/ stoß rothen Zwibel darunter/ und gibs ihm im Futter.

Item nimm ein Loth Helffenbein / ein Loth Theriac / Knoblauch und Sevenbaum klein geschnitten/ in einer Maß guten Wein gesotten/ lassen kalt werden/ und eingegossen.

Wann ein Pferd nicht zunehmen will / so nimm zwey Pfund Speck / ein Pfund Hönig und Gersten-Mehl / diese Stück zusammen temperirt/ und Kügelein daraus gemacht / dem Pferd frühe nüchtern eingeben und den gantzen Tag darauf fasten lassen / biß auf den Abend.

Wann ein Roß die Dörr hat und abnimmt / nimm ein Achtel Haarlinsen im Wasser weich gesotten/ das Wasser davon gesigen / die Linset dem Roß / und kein anders Futter als Linset und Heu gegeben/ daß Linset-Wasser aber gib ihm kalt zu trincken/ und sonst anders nichts.

Ein abgenommenes Pferd / mit wenigen Unkosten/ geschwind auszufüttern: Nimm Eberwurtzen und Eibischwurtzen/ jedes eine Hand voll / kochs in einer Maß Wein/ mit diesem netz alle Tage/ Morgens und Abends einen Schwammen / streich damit das Roß von der Mähne an / über den gantzen Rucken / biß an den Schweiff; darnach nimm eine Hand voll Saltz / ein wenig Eberwurtz/ und drey Schnittlein geröstet Brod/ zerschneide diese Stücke auf das kleineste / von dieser Mixtur nimm allzeit wann du den Pferd sein Futter gibst / so viel du mit den vordern Spitzen der drey Finger fassen kanst/ und thue es darunter / so nimmt das Pferd augenscheinlich zu; man muß es aber in einen besondern Stall stellen / sonst benimmt es den andern die Krafft/ wann man aber die Artzney nicht mehr braucht/ kan mans wieder zu den andern Rossen stellen.

Wann ein Pferd nicht will zunehmen: Nimm Nesselsamen / gieb es dem Roß in daß Futter / oder nimm Korn / und laß mahlen / daß es nicht gebeutelt wird / giebs dem Pferd auf das Futter.

Martin Böhmen giebt diß Recept: Schlag ihm erstlich die Spor-Adern/ sowol auch die Lung-Adern/ schau ihm hernach / das Maul ob es rein / obs nicht Hungerzitzen/ Dorrwartzen oder dergleichen hat/ das muß alles abgeschnitten uñ ausgesäubert seyn/ das Blut von dem Pferd fang auf/ nimm eine Schüssel voll Laim und so viel Saltz/ mach alles zu einer Kugel / laß es in dem Backofen dürre werden / und laß daß Roß daran lecken; darnach mache dieses Pulver: Nimm ein halb Pfund Fœnum græcum, Sevenbaum/ Enzian/ grauen Schwefel / Beinbruch ana ein halb Pfund / ein Pfund Lorbeern / der besten; Item Haselwurtz uñ Christwurtzel gestossen / und Saltz/ jedes eine Hand voll / alles zu Pulver gemacht / und nicht mehr Abends und Morgens einem Roß/ als einen Löffel voll gebraucht/ so lang es wäret / netze das Futter / daß es das Pulver nicht verblase.

Wäre aber das Pferd verschleimet/ so aus dem Zuck zu erkennen / brauch ihm folgende Getranck: Nimm ein halb Loth Venedische Seiffen/ Venedischen Theriac/ Cardobenedicten-Pulver und Sevenbaum/ jedes ein Loth/ thue es in ein Nössel rothen Wein/ gieß es den Pferd drey Morgen nacheinander ein.

Herr Joh. Fayser giebt diese Mittel: Nimm Rauten eine Hand voll/ Myrrhen vier Loth/ Lorbeer 15/ Kümmel vier Loth/ Oel ein halbes Pfund / sieds in guten alten rothen Wein/ gieß es dem Pferd drey Tage nacheinander ein.

Wann sie vor grosser Arbeit und Müdigkeit/ abnehmẽ/ so nimm gelbe Rüben/ Tragacanth/ Rauten/ Roßmüntz/ Eppich/ Steinklee/ Wermuth/ jedes zwey Loth / sieds in halb Wein und Wasser/ und gieß es dem Pferd ein / in ihren Tranck soll ein wenig Saliter vermischet werden.

Cap. LXXVII.

Haubtsiech.

Jetzt wollen wir die Kranckheiten / so an gewissen Gliedern des Leibes erfunden werden/ anziehen; hernach wollen wir von denen Gebrechen melden/ die den gantzen Leib hin und wieder angreiffen; und letzlich Mittel vor allerley Verwundungen und andre Zufälle mit wenigen berühren.

Von dem Haubt ist billich anzufangen / da ist sonderlich das Haubtwehe oder Siechthum der Pferde/ welches sehr hart zu erkennen / doch sind etliche Umstände/ die es etlicher Massen verrathen/ als welche hangende Ohren / ohne sonst gehabten Brauch / ein abwerts-gesencktes Haubt / geschwollene und thränende Augen / dünner Schaum/ so zähe aus dem Mund fällt und dergleichen: Nimm breiten Wegricht / wasche den sauber mit Wasser / dörre ihn / und mach ihn zu Pulver/ vermisch ihm mit Saltz/ giebs dem Pferd im Futter zu essen/ und räucher ihn mit gantzen Weyrauch ist sonst eine gefährliche Kranckheit / die sehr übel zu curiren.

Für die Haubtsucht ist auch gut / wann man nimmt Liebstöckel/ und ein wenig Haiter-Nesseln/ siedet es wol im Wasser / verhenckt dem Pferd das Haubt wol / damit ihm der Dampff wol eingehe/ und gibt ihm auch des Krautes Pulver im Futter.

Oder/ nimm gedörrten Rettich/ und guten frischen Zittwer / eines so viel als des andern / stoß alles zusammen / misch es mit Wein / gieß dem Pferd in den Hals und verhalt ihm die Naslöcher/ biß es trenset/ und thue das so lang / biß ihm die schädliche Materia gantz ausgeronnen.

Herr Seuter sagt; wan ein Pferd Haubtsüchtig ist/ das kommt von einer Adern/ die gehet von den Naslöchern biß zu der Schweiff-Adern/ die solt du also verstopffen: Nimm das Pferd/ leg es auf die Seiten/ gieß ihm das Ohr voll Hönig/ und bind es fest zu/ thue ihms in dem andern Ohr auch also/ und laß es sanfft auf stehen/ so geneset es/ und wird gesund.

Item nimm Sevenbaum und braune Lilienwurtzen/ stoß es klein untereinander / und gibs ihm unter dem Futter zu essen.

Item wann ein Pferd ein sieches Haubt hat/so nimm Osterlucey oder Salniter mit gemeinem Saltz/in einem Quärtlein Wein vermischt / oder aber guten Alaun ein halb Loth/mengs wol durcheinander/gieß es dem Gaul in den Hals/und sprütz ihm Fischbrühe in die Naslöcher/ halt das Pferd warm/ob es schwitzen möchte/und wann es geschehe / so putze es hernach sauber vom Schweiß und übeereib den gantzen Leib mit Baumöl und Wein untereinander vermischt.

Wann die Kranckheit von Kälte herrühret/so nimm Poley/Sevenbaum und Waitzen/vernähe es in zween Säcke / sieds im Wasser / laß wieder laulicht werden und schlags dem Pferd/so warm es zu erleiden/um den Kopff/ wann einer abkühlet / nimm den andern / und wärme diesen wieder/leg ihn auf / biß das Haupt recht erwarmet / trockne es hernach wol ab /und salbs mit Wein und Oel.

Cap. LXXVIII.

Trübe/flüssige/fette Augen und Mohnsüchtig.

Es sind die Augen an dem Pferd eines von den vornehmsten Gliedern / und ist bedencklich/ daß die wilden Thier diesem Gebrechen darum nicht unterworffen / weil sie die Freyheit haben/ nach ihrem Gefallen zu leben/von niemanden übertrieben sind/auch die Weide / nach ihrem gefallen nehmen können ; die Thier aber/ so den Menschen beygesellig und zahm genennet werden/sonderlich die Pferd/ offt kalte/ übelriechende Stallungen erdulten/über ihr Vermögen strapaziert und ausgemergelt/und manchesmal/aus Hunger genöthigt/etwas essen müssen / das ihnen weder annehmlich noch gesund / ist also kein Wunder / wann sie an den Augen mehr / als andere zahme Thiere / leiden müssen; daher/sobald man das geringste an ihnen spühret/ ihnen alsbald mit Mitteln zu begegnen und vorzubauen.

Hat nun ein Pferd trübe Augen / so nimm ein Ey/ thue das Weisse heraus / und füll es mit klein-gestossenem und gepulvertem Ingber und Saltz wieder voll/ binds zu mit einem leinen Tüchlein / netze es vor wol / legs in eine heisse Glut / und laß darinnen verbrennen / stoß zu Pulver / und blase es dem Pferd offt in die Augen.

Item schneid Teuffelabbiß / Wurtzen und Kraut / die zuvor rein und sauber gewaschen sind/ gar klein/gibs dem Pferd unter dem Futter zu essen; wann auch ein Pferd den Wurm oder Purtzel hat/hilfft dieses Kraut auf vorige Weise dem Pferd gefüttert / wie Tabernæmontanus fol 453. bezeuget.

Item nimm unlöschten Kalch / schütte frisches Wasser darüber/ rührs wol durcheinander/und laß es sich wieder setzen / das lautere Wasser schütt herab in ein Becken/ und unter eine halbe Maß dieses Wassers nimm drey Loth Salmiax, rührs fein durcheinander / biß das Wasser blaulicht wird/thus sodann in ein Glas/und vermachs wol / diß Wasser macht die Augen klar / vertreibt alle ihre Flecken/ wie auch das Fell / und trocknet die rinnenden Augen.

Herr Seuter gibt unter andern vielen Mitteln auch dieses: Nimm neugerührten noch unausgewaschenen Butter/ thue dessen eine Haselnuß groß dem Pferd in das Ohr/auf die Seiten/wo das böse Aug ist/so schwieret der Butter dem Pferd wieder aus dem Auge / und wird besser.

Oder nimm schön weiß Semmelbrod des besten / schneid es zu Schnitten/ und hencke jede Schnitte an einen Faden zum Ofen/ laß wol abdörren / legs dann in eine Schüssel und gieß guten starcken Wein daran/ den zieht das Brod in sich / leg die Schnitten neben / und nicht aufeinander/ verdecke sie wol / und wann sie recht weich worden / so dörre sie wieder / stoß dann zu Pulver/und thue es in die Augen / es ziehet alles Trübe und Unsaubere heraus.

Für die flüssige Augen / soll man im abnehmenden Monden / frühe Morgens / ehe es gessen und getruncken hat / dem Pferd die Augenbraunen mit einem Spitz-Zänglein ausrauffen / so werden die Augen trockener.

Item nimm die Gipffel von Kranweth / brenne Wasser daraus / und thue es in die Augen / sie werden trocken und klar ; oder sprütz dem Pferd Rautenwasser lau in die Augen/wasch ihm auch die Augen offt mit frischem Bronnenwasser / und streich ihm frische Butter in die Augen.

Tabernæmontanus fol. 145. gibt dieses Mittel: Wann die Roß rinnende und fliessende Augen haben/ nimm Wiesenkümmel-Saamen/Weinrauten / Gundelreben/alles gedörret/stoß diese Stück zu einem gröblichten Pulver / thue darzu so viel frische Eydottern / so viel du meynest genug zu haben/ daß es einen Taig gebe mag/arbeits in einem Mörsel wol durcheinander / darnach thue es in einen unverglasirten Hafen/den verlutir allenthalben wol/daß er Feuer halten mag/setz ihn in einen Hafners-Ofen/laß ihn darinnen stehen/biß die Häfen gebrennet sind/darnach öffne den Hafen/ nimm die Materi heraus/mach ein rein Pulver daraus/ schlag es durch ein hären Sieblein/wilt du einem Roß helffen so blase ihm des Tages zweymal von diesem Pulver in die Augen/das thue so lang / biß der Fluß ausgetrocknet ist.

Martin Böhmen gibt für die fetten Augen folgendes Mittel: Wann du siehest/ daß ein Pferd fette Augen hat/so sperr ihm die Augen mit den Fingern auf/es wird ein Stuck weisses Fleisches herfür kommen/ das schneid hinweg/im abnehmenden Monden / sonst druckt es dem Roß die Augen aus.

Wann aber ein Pferd einen fetten Kopff hat/so suche eine queer Hand unter dem Auge/ und fühle hinein/ da liegt etwas in der Haut/ wie Fingerdick/ das heisset man die Maus / daselbst öffne die Haut / fasse es mit einem Instrument / und schneids zween Finger lang beederseits heraus; nimm darnach gestossen Spießglas / wirffs auf den Schaden / und laß es zwey Tage stehen/ so wirds recht heraus schwieren / würde es aber sehr schwellen / so wasche alle Tag mit warmen Wein/ nach diesem nimm Osterlucey / Tormentill ana drey

Loth / Buchen-Hartz / und gebrannt Fischbein / jedes zwey Loth / pulvers und streue es trocken in den Schaden / biß es zuheilet.

Ein Mondsüchtig Pferd / oder das sonst blind werden möchte / lang zu erhalten / soll man ihm zwey Tage / vor dem Neumonden / die Liecht-Adern schlagen / und solches im folgenden Monat gleichfalls continuiren; die nächstkommenden Monaten darauf / soll man ihm die Adern in der Nasen mit einem spitzigen häslenen Stab öffnen / allzeit ehe es getruncken; und wann die Augen flüssig / soll man ihm vor und nach dem Lassen das folgende Sälblein / oben über die Augen in die Gruben / und unter die Augebrnaunen / wohl schmieren / und mit einer Blenden oder Augengätter wohl vermachen / damit sich nicht reiben kan; man mag auch dem Pferd zweymal des Jahrs die Hals-Adern schlagen / und den dritten Kern im Gaumen stechen lassen / soll allzeit je einen Monden um das andere verkehrt werden; das Sälblein aber mach also: Nimm von einem Haus-Hahn / oder / in Mangel dessen / von einem Capaun das Feiste / laß es zergehen / daß nicht anbrenne / druck es durch ein rein Tüchlein / nimm grünen frischen Bronnenkreß / zerhack ihn klein / druck den Safft aus / durch ein Tüchlein / temperirs wol durcheinander / und brauch es / wie obgemeldt.

Die Möhnigkeit / sie sey wie sie wolle / zu vertreiben: nimm Eschen-Schmaltz und Wachtel-Schmaltz gleich viel / und ein Quintlein weissen Ingber gepulvert / die äussere Rinden darvon geschnitten / und mit saubern Nuß alles temperirt / und in die Augen gethan; laß einem jungen Pferd / in zunehmenden Monden / zwischen den Augen und Ohren / laß es wohl bluten / darnach nimm die erstgedachten Stücke / thue sie dem Pferd des Morgens in die Augen / und warte / biß ihm die Augen voll Eyters werden / wisch es ihm mit einem leinen saubern Tuch aus / stells in einen finstern Stall / das thue drey oder vier Tage allwegen frühe / im abnehmenden Monden / laß ihm wieder zu den Augen / so hilfft es ihn; ist aber besser mit solchen Pferden hinweg getrachtet / weil es selten Bestand hat.

Wann ein Pferd Mohnblind ist / so bind dem Roß Karpffen-Gallen in die Augen / oder stoß Wolffsbein / und streue es dem Roß in die Augen.

So soll auch die Leber noch warm aus einem Rind genommen / so bald es geschlachtet worden / alsobald auf die Augen gebunden / und 24. Stund darauf gelassen / ein treffliches Mittel seyn / so ich vom Herrn Schaden von Mittelbibrach / Freyherrn / Canonico und Statthaltern zu Passau 1649. bekommen / soll an Menschen und Viehe bewährt seyn.

Cap. LXXIX.

Für hitzige und schwierige Augen / und dem Augstall.

Wann ein Pferd hitzige Augen hat / daß zu besorgen / es möchte das Gesicht darüber verlieren / dem gib / wann der Mond acht Tag alt ist / folgendes Mittel / Wolgemuth / Baldrian und grüne Klettenwurtzen / im Futter zu essen / und continuire es etliche Monden nacheinander. Laß ihm auch die Augen / wie schon gemeldt / alle Morgen / mit frischem Bronnenwasser auswaschen. Item nimm blauen Veyl und Saltz gleich / Essig / und Baum-Oel / langen Pfeffer / Sevenbaum / Weyrauch / Myrrhen / jedes eine Untz gepulvert / und mit einem halben Pfund Hönig vermischt / und in die Augen gestrichen.

Für schwierige Augen: Brenn aus Wegwartblumen ein Wasser / wasch die Augen damit; dienet auch dem Menschen zu gebrauchen.

Oder nimm weissen Weyrauch / das Marck aus einem Lammsbein / Campher / Fischbein / (os sepiæ) und Schneckenhäuslein / jedes ein Pfund / Rosenöl anderthalb Loth / das vermisch mit dem Weissen von einem Ey / streichs dem Pferd über die Augen.

Wann einem Roß die Augen rinnen / so nimm 4. Löffel voll Rautensafft / zween Löffel voll gutes Hönigs / mengs wol durcheinandr / und salbe dem Pferd die Augen damit.

Für den Augstall / stoß weissen Ingber zu Pulver / vermenge es mit gebrenntem Saltz / und dem Pferd in die Augen geblasen.

Item / laß ihm die Ader unter dem Nasband / bind den Kopff abwärts zur Erden / so blutet es aus / und dörret der Augstall.

Herr Seuter sagt / es hab ein jedes Pferd den Augstall / und so es aufgeschwillt / kommt es von harter Arbeit / in grosser Hitz. Diesem zu helffen / soll man das Pferd auf einen Mist werffen / und mit einer Nadel / darinn ein seidener Faden ist / oben durch das Häutlein des Auges stechen / und laß es darinnen / alsdann nimm einen andern seidenen Faden / mit einer Nadel / und stich durch das Häutlein unten am Auge / und fasse beede durchgestochene Nadeln / und zeuch das Aug ein wenig voneinander / damit es offen stehe / darnach nimm noch eine eingefadnete Nadel und stich sie durch das inwendige Häutlein im Auge / ziehe es an dich / daß du es fassen mögest / und leg es fein subtil auf einen Finger / so wirst du in dem Aug / an dem Häutlein / eine dicke und zähe Materi finden / hart wie ein Kruspel / so groß wie ein Pfenning / dasselbe schneid heraus mit einem scharffen Messer / gib aber wol und fleissig Achtung daß du recht schneidest / das Roß wird sonsten blind. Wann du ihms nun ausgeschnitten hast / so reib ein wenig Saltz in das Auge / und ziehe ihm die Nadel wieder heraus / und schneid dem Pferd an jedem Aug / ein Aederlein / so unter den Augen herunter stehet / entzwey. Alsdann führe es wiederum in den Stall / hefft es eine Stund lang auf / und wasche ihm die Augen mit Wein aus / des Tages dreymal / nimm auch Enzian gepülvert ein Eyerschalen voll Säukoth / von denen / die auf der Weide gehen / geuß Wein daran / machs warm / rühr es wol untereinander / und streiche es dem Roß in die Augen / und führs alsdann gegen dem Lufft eine halbe Stund lang; und allemal / ehe du es wiederum in den Stall thust / so sprütze ihm frisches Bronnenwasser in die Augen; das muß aber von einem Erfahrenen verrichtet werden.

Item / nimm einen Pfriemen / stich dem Pferd ein

Loch ins Ohr bey dem bösen Aug / nimm ein Bircken-Reislein / das auf der einen Seiten ein Widerhäcklein hat / stoß ihm solches durch das Loch / und mach an dem Reislein einen Knopff; wann das Reislein abgedorrt hat / so ist das Auge genesen. Besiehe daselbst mehr von diesem Zustand.

Cap. LXXX.

Für die Fell / und wann ein Pferd ins Auge geschlagen.

Für die Fell über die Augen: Nimm zwey Dotter von frischgelegten Eyern / thu eine gute Hand voll Saltz darunter / rührs wol durcheinander biß es wie ein Taig wird / daraus mach Kugeln / einer Welschen Nuß groß / thue solche auf eine gute Glut / brenne sie / biß sie Aschenfarb werden / zum Gebrauch stoß sie zu Pulver / blas es dem Pferd durch ein Rohr in die Augen / bind es auf / daß es sich nicht treiben kan. Item Aeschen-Schmaltz in die Augenwinckel gethan.

Itemm nim 12. Krebsen / brenne sie zu Pulver / und blas es in die Augen.

Oder nimm blaue Kornblumen / thue sie in ein Glas mit Wachs vermacht / daß kein Dampff heraus kan / und an einen Sonntag / vor Aufgang der Sonnen / in einen Ameis-Hauffen vergraben / und am Achten Tag um selbige Zeit wieder heraus gethan / so findest du ein Oel oder Liquorem, der ist gut für die Fell und alle Schäden der Augen.

Item nimm Schellwurtz / dörre sie wol / pulvere sie klein / laß es dem Pferd drey oder viermal durch einen Federkiel in die Augen blasen / so wird es sich abziehen wie ein Mahenblätlein / ist gar bewährt.

Oder nimm eine Meer-Muschel / oder nur aus einem Teich / thu es in einen unglasirten Hafen / verlutirs fest / und setz es drey Stund in eine Glut / daß sie zu Pulver wird / stoß es darnach klein / und laß davon dem Roß täglich zweymal in die Augen blasen / es hilfft / und ist vielmal probirt worden / wann schon ein Roß ein viertel oder halbes Jahr wäre blind gewesen.

Oder nimm etliche lebendige Wachteln / die feisteſten als du haben kanst / thue sie in einen neuen Hafen / verstreich ihn wol / und brenne sie zu Pulver / dieses thue ihnen in die Augen.

Item nimm ein Erlen-Holtz / oder einen Brügel von einer Aspen bohr ein Loch einer Spannen lang darein / stopffe es voll Saltz an / und brenns zu Pulver / und nimm weiß-gestossenen Jngber / mische es darunter / thue es dem Roß täglich zweymal in die Augen / so zerbrechen die Felle davon / und werden die Augen wieder klar.

Item das Schmaltz von Hechten / Aeschen und Gemsen / mit einer Feder / etliche Tage in die Augen gestrichen.

Oder nimm weissen Kieselstein zu Pulver zermalmet wie Mehl / dem Roß in die Augen gethan; item Schellkraut-Safft mit einer Federn in die Augen gestrichen / vertreiben Fell und trübe Augen.

Item nimm Schellkraut-Wurtzen / thue die schwartze Schelffen davon / und nimm die gelbe / stosse sie in einem Mörser / gieß ein wenig Rosen-Essig daran / drucks durch ein Tüchlein in ein Gläslein / und schmier dem Pferd das Aug den Tag zwey oder dreymal / biß das Fell abgezogen.

Item / wann ein Pferd ein Fell über das Auge hat / nimm ein Messer / und schneid ihm / ober dem Auge / ein wenig in die Haut / das blutet / steck dasselbige Messer an ein feuchtes Ort / und wann das Messer anfahet zu rosten / so gehet das Fell auch weg / soll bewährt seyn.

Oder nimme ein neugelegt Ey / mach an beyden Spitzen Löchlein / damit das Weisse kan heraus lauffen / füll es auf einer Seiten mit Saltz / und auf der andern mit Salpeter / setz es in einem Goldschmieds-Tegel in ein Kohlfeuer / decke den wol zu / daß kein Ruß darein falle / und laß es wohl ausbrennen / laß es hernach wohl kalt werden / stoß es zu Pulver / und blaß dem Pferd davon täglich mit einem Federkiel einmal in das blinde Aug / es bricht das Fell in vier Tagen. Oder nimm schwartze Radden / die im Korn wachsen / klaube sie sauber / daß nichts anders darunter komme / dörr und stoß sie wol / fähe es durch ein Sieblein / thu darunter ein wenig gebrannten Alaun / daß eines so viel sey / als des andern / blas es dem Pferd in die Augen.

Oder nimm ein neugelegtes Ey und brats / alsdann thue den Dotter heraus / und nimm das Weisse davon / streue gestossenen Vitriol darein / und druck es durch ein Tüchlein / so rinnet ein grünes Wasser heraus / das streiche ihm in die Augen. Wer noch mehr dergleichen haben will / der besehe Herrn Seuters und Martin Böhmens Roß-Artzney-Bücher.

Noch eines will ich aus Herrn Joh. Battista di Galiberto seinem Cuvallo di maneggio beyfügen / der spricht: Wann ein Pferd Fell über die Augen hat / nimm das March aus einem Geisfuß / mische es mit Rosenwasser / und schmiere dem Pferd das Fell damit / so wirds bald besser werden.

Ist ein Pferd ins Aug geschlagen / gibt erstermeldter Herr Galiberto diese folgende Mittel: Nimm das Bein-March von einem Lämmlein / thue ihms wol ins Aug / und halt es einen Tag lang verbunden / so wird es zweifels ohne helffen; oder nimm von einer Henne oder Gans das Fette / und meng es mit dem Bein-March von einem Schaaf / und salbe es.

Oder nimm Gersten-Mehl und guten alten Wein / mache ein Pflaster davon / und leg es auf das schadhafftige Auge; item nimm Rosenöl und Eyerklar / thue es wie ein Pflaster auf ein sauber leinen Tuch / und legs auf des Pferds Auge / und den nächsten Tage darauf nim Wein und Semmelschmollen / und leg ihms über.

Wann es ins Auge geschlagen wird / so nimm von Myrrhen und Saffran jeden eine Untz / Gersten-Mehl und ein wenig Schwefel / stoß alles untereinander / und mache mit Hönig-Wasser eine Salben daraus / und schmiere es damit.

Item von Rocken-Brod die Schmollen in frisches Bronnenwasser gelegt / und dem Pferd / wie ein Pflaster / über das Auge gebunden / hilfft ihm / und lässet keinen weitern Schaden einreissen / welches auch an andern Rindvieh ist probirt worden / wie Tabernæmontanus fol. 595. bezeuget; oder nimm gebähet Rocken-

Brod/netz es in weissem Wein/ und legs dem Roß oder Rind über das Aug.

Mr. del Campe sagt: Wann ein Pferd ins Auge geschlagen/ soll man ihm solches täglich vier- oder fünffmal mit frischem Wasser auskühlen/ darnach Rosenwasser und Wasserwegrichtwasser nehmen/ und Zucker-Candi pulvern/ und darinnen temperiren / und also vier- oder fünffmal in das Auge thun.

Wann ein Pferd geschwollene Augen hat/ so nimm Gaffer/ Weyrauch/ Myrrhen/ Asanck/ gantzen Saffran/ jedes gleich/ stoß alles klein/ uñ thue es in ein sauber-verglasirtes Häfelein/ gieß Wein daran/ und laß es kühl werden/ dann bestreich damit das Aug mit einem kleinen Schwämmlein/ des Tages zwey- oder dreymal / und laß es ein paar Stund aufgebunden.

Herr Seuter giebt folgende Mittel: Nimm frischen Butter und Saltz/ untereinander gemengt/ und dem Pferd allemal einer Haselnuß groß in die Ecken der Augen gethan / löschet die Wehtagen / und zeucht die Hitze aus / doch soll man ihm (sagt er / auch die Hals-Ader schlagen / stoß Ottermenig klein / thue Eyerklar darzu/ klopffs wohl untereinander/ thue es auf ein Hänffen Werck / und legs auf / es ziehet alle Hitz aus/ und hilfft wohl.

Herr Hans Adam Stettner von Grabenhof hat mir folgendes für ein bewährtes Mittel gegeben/ dem auch vorher eines fast gleich stimmet: Nimm einer Häselnuß groß Gaffer/ Asanck/ Weyrauch und Saffran/ eines so viel/ als des andern/ alles klein zerrieben/ thue es in ein klein Häfelein/ darein gieß weisses Rosenwasser und so viel weissen Wein/ laß es miteinander sieden/ aber nur ein wenig/ decks mit einer Brodrinden zu/ daß es nicht ausrauche/ sodann seihe es durch ein klein Tüchlein/ daß es ein wenig abkühle/ folgends streich es dem Pferd mit einem Schwämmlein um/ und ins Aug/ das thue des Tages etlichemal/ es heilet in wenig Tagen.

Cap. LXXXI.

Augen-Sälblein und Wasser.

Weil sich offt an den Augen Zufälle begeben / die man nicht so eigentlich kennet/ habe ich auch folgende Stück allhier einführen wollen/ als Augen-Sälblein. Aus Herrn Seuter: Nimm ein Loth Jngber/ zwey Loth Muscaten pulvisirt / und ein Loth wolgeläutertes Hönig/ mache eine Salben daraus/ und hebs auf/ im Fall des Bedörffens/ streiche ihms mit einem Federlein ins Auge.

Item/ nimm Eppich/ Fenchel/ Eysenkraut/ Bethonien/ Ottermennig/ Benedicten/ klein Waldmännlein/ Bathengel/ Klee/ Bibenell/ Augentrost/ Salve/ eines so viel als des andern/ nimm den Safft davon/ und mische ihn mit Urin von einem zweyjährigen Knaben/ man mag auch Erdbeer- Kraut und sieben Pfefferkörnlein darzu nehmen / und einen Löffel voll Honig/ damit die Augen bestrichen.

Item/ nimm Sauertaig aus Gersten-Mehl/ den brenne und mache ihn zu Pulver / hernach nimm Fenchel-Safft / und gewachsenen Saliter/ vermisch alles mit Hönig/ und schmiere die Augen damit/ vertreibt die Felle/ und machet klare Augen.

Oder nimm Hönig/ Weyrauch/ Myrrhen/ weissen Pfeffer/ Saffran/ Aloe ana ein Unz / Ammoniac vier Loth/ Salarmoniac/ des wohlriechenden Gummi Styracis, Federweiß/ Salniter jedes eine Unz alles pulverisirt/ und eine Salben daraus/ in die Augen zu schmieren/ zugerichtet.

Augen-Wasser: Nimm Fenchel/ Rosen/ Eysenkraut/ Rauten/ Bethonien/ Baldrian und Augentrost eines so viel als des andern / hack es alles durcheinander / und brenn es aus / ist für die Augen ein bewährtes Stuck.

Wann einem Pferde die Augen wehe thun/ nimm 25. schwartze Schnecken/ und ein wenig Vitriol/ thue es in ein Glaß/ deck es zu/ und stells an die Sonne/ so wird ein Wasser daraus/ das streich dem Pferd mit einer Feder in die Augen.

Item/ nimm Tutiam præparatam ein Loth/ Römischen Vitriol ein halb Loth/ Negelein/ Mußcatnuß und Blühe / jedes ein Loth / Salarmoniac ein halb Loth/ Campher ein halb Loth/ weissen klein gestossenen Jngber ein Loth/ alles klein zerstossen/ in ein sauber Tüchlein gethan/ in einen glasirten Hafen gelegt/ ein Maß fliessend Wasser daran gegossen/ und so lang als ein paar Eyer gesotten/ vermachs aber vorher fleissig/ daß kein Dampff davon kan/ seihe es hernach durch ein saubers Tüchlein/ thue alles in ein reines Glas / und verwahrs wohl mit Wachs / laß es dreyssig Tage an der Sonnen oder bey einem warmen Ofen / und thue es zur Nothdurfft dem Pferd ins Aug.

Item/ nimm ein halbe Maß frisches Wassers/ und ein Loth weissen Galitzenstein/ laß es im Wasser halb einsieden/ und thue es dem Pferd mit einer Hennen-Feder in die Augen-Ecke/ ist gut für die Felle.

Item/ nimm junge Alstern mit Federn und allem/ zerhacks und brenns zu einem Wasser / das thue dem Pferd fein sittsam mit einem saubern Schwämmlein/ dreymal des Tages/ in die Augen.

Oder nimm Rosen/ Fenchel/ Rauten und Schell-kraut- Wasser / gleicher Masse / thue es in ein gutes Gläslein / und weissen gestossenen Vitriol (nachdem du es starck haben wilt) viel oder wenig darzu / so offt du es gebrauchen wilt / so rühr das Wasser um.

Cap. LXXXII.

Zustände der Ohren.

Geschwär in den Ohren/oder Ohren-Mützel/wie es etliche heissen/ kommt aus bösem unreinem Geblüt/ wann dem Pferd zu rechter Zeit nicht gelassen worden: Mach Hönig und Nuß-Oel miteinander laulicht/ und schmier ihm des Tages zweymal die Ohren.

Oder nimm rothe Weiden und Beyfuß zusammen/ sieds im Wein/und binds dem Pferd in das Ohr/so heiß es solches erleiden kan.

Wann ein Pferd Wehtagen an einem Ohr befindet/ sagt Herr Seuter/ und der Kopff an derselben Seiten geschwollen ist/ das curir also: Nimm erstlich ein angezündte Kertzen/ brenn ihm das Haar weg vor dem Ohr/ alsdann reib die abgebrannte Haut mit Schmeer/ darnach reiß es mit einem heissen Eysen/ unter den Ohren herab/ eines Fingers lang/ darauf salbe sie mit der Biber-Salb/ so bey erstermeldten Herrn Seutern im 96. Capitel seines Roß-Artzney-Buchs zu finden/ und allhier/ der Kürtze halber/ unterlassen worden. Darnach magst du ihm die Kopff-Ader lassen/ doch an der gesunden Seiten; im Fall es aber um das Roß gefährlich seyn würde/ so wirst du bald mercken/ daß ihm ein wenig Blut zur Nasen heraus rinnt; alsdann nimm zween Eyerdotter/ ein viertel Unz gestossenen Zimmet/ und gestossene Negelein/ und thue ihms in das Nasloch/ daraus es blutet/ diß stellet ihm die Schmertzen innerhalb 24. Stunden/ und wann es nun über die 27. Stund isset/ so geneset es/ wo nicht/ so stirbt es.

Item nimm etliche Blätter von einem Felberbaum ein Unz klein-gestossenen Schweffel/ thus in einen Hafen/ auch Essig und Oel daran/ eines so viel als des andern/ laß es den dritten Theil einsieden/ und thus dem Roß zu Abends in die Ohren/zu Morgens soll es wieder gesund seyn.

Wann einem Pferd die Ohren schwären/sagt Martin Böhmen/so nimm Hönig-Laugen und Wasser/und misch Nuß-Oel darunter/ damit salbe die Ohren/ des Tages zweymal/recht wol/es hilfft.

Für die Würmer und Molten in den Ohren: Greiff dem Pferd mit einem Finger in die Ohren/ und wo du es weich fühlest/ da schneide mit einem Scheer-Messer Creutzweise hinein/ stecke Grünspan hinein/ und heil es mit einer guten Heilsalben.

Man kans auch mercken/wann ein Pferd den Kopff offt beutelt/ und auf die Seiten henckt/ dann nimm einen viertigen alten Speck/ schneid ihn klein/ schmeltz ihn dann/ und thu ein wenig Essig darunter/ laß es einwallen/ und so es lau wird/ so gieß es dem Pferd in die Ohren/ oder preß den Safft aus dem Köhlkraut/ und gieß ihms in die Ohren.

Wann ein Pferd übel höret/so nimm einen Rettich/ den zerschneid wohl klein/ menge Saltz darunter/ zerklopff es wohl/ preß den Safft heraus/ und thue es dem Roß in die Ohren. Man kan dieses auch den Leuten gebrauchen.

Etliche brauchen nur den blossen Rettichsafft ohne Saltz/das hat auch gute Würckung.

Andere nehmen Ameis-Eyer/ zerklopffen solche wohl/ pressen den Safft heraus/ und treuffen es in die Ohren/soll wol dienen.

Cap. LXXXIII.

Maul- und Zungen-Wehe.

Wann ein Pferd die Krott im Maul hat/ so heb ihm die Lippen in die Höhe/ sagt Martin Böhmen/und siehe/ ob ihm die Haut gar schwartz ist inwendig im Maul/ dann soll man dem Pferd dieselbe schwartze Haut/ vornen an den Lippen/ und im Maul/ mit einem heissen Eysen brennen/und solche wol mit folgender Salbe schmieren/ so lang/ biß es heil/ und das Maul gantz rein wird. Die Salbe aber ist diese: Nimm Rosen-Zucker/ Rosen-Wasser/ und Hönig nach Gedüncken/ temperire die Salben/ und brauchs kühl.

Hätte ein Pferd von dem Zaum/oder sonsten an der Zungen einen Schaden bekommen/ so nimm vor zwey Groschen Rosen-Hönig/ ein viertels Pfund gemeines Hönig/ ein Loth gebrennten Galitzenstein/ ungelöschten Kalch zwey Loth/ und ein halb Loth gestossenen Pfeffer/ machs bey einem Feuer zur Salben/ und bestreich die Zunge damit.

Fürs Geschwär im Maul: Nimm Butter und Wein/ zerlaß es untereinander/ und wasche ihm das Maul damit/ so warm du es mit den Händen erleiden kanst/ nimm hernach Hönig und Semmelmehl/ mengs untereinander/ und salbe es damit täglich/ zwey- oder dreymal.

Wann einem Pferd die Zunge/ eines Schadens halber/ müste abgeschnitten werden/ wie es offt geschiehet/ und solche zu kurtz würde/ da schneide dem Pferd das Aederlein/so es unter der Zungen hat/entzwey/ wie man den jungen Kindern die Zungen pflegt zu lösen/ so wird sie (sagt Herr Seuter) um zween zwerch Finger länger/ und gehet desto weiter herfür.

Wann einem Pferd die Zunge fault/ nimm Hönig und Saltz/ reib und salbe die Zungen darmit; wäre sie aber essen/ so leg Alaun in ein Wasser/ und wasche den Schaden damit/so heilt es bald.

Hätte ein Roß den Frosch im Maul/ so geschwillt es inwendig/ neben und in dem Backen/ und wann mans aufschlägt/ so laufft Eyter heraus; diß erkennet man an dem zähen Schleim/ der von beeden Seiten herab hangt/ dann soll man nehmen ein Hausbrod/ und es auf das heisseste brennen/ hernach öffne dem Pferd das Maul mit einem Gitter/ und reibe ihm die Backen mit dem Brod/ biß sie bluten; alsdann nimm Hönig und Saltz untereinander/ und reibe ihm das

Fleisch wohl damit / oder schneide die Frösche mit einem scharffen Messer auf / und reibe Ruß mit Saltz vermengt wohl darein / oder auch gepulverten Grünspan.

Wann ein Pferd Wolffs-Zähne oder Schiefer Zähne hat / muß man ihms alsbald abstossen und weg raumen lassen / hindert sie sonst am Essen. Man muß ihnen hernach den Safft von den Schafgarben in das Maul geben/und soll zweymal des Tages anders nichts als waitzene Kleyen essen / müssen aber nicht von Korn seyn.

Wann die Pferd offt auf den Billen/Zahnfleisch und Gaumen geschwollen sind / und nicht recht fressen können / das kommt vom übrigen Geblüt / so soll man ihnen / durch einen erfahrnen Schmied / den Kern oder Staffel stechen lassen / im abnehmenden Monden / so wird ihnen bald besser / ist die Geschwulst groß/ kan mans ein wenig/ mit einem glüenden Eysen/ brennen.

Wann ein Pferd Frosch und Gallen im Maul hat/ so wachsen dem Pferd/unter der Zungen / auf beeden Seiten Zäpflein / welche endlich schwartz werden/ die soll man je eher je besser/mit einem scharffen Scheerlein abzwicken/ wacker mit Saltz reiben/ hernach nimm Sevenbaum Gaffer und Myrrhen/seuds im scharffen Essig/wasch ihm das Maul und den Schaden wol aus/ räuchers mit Myrrhen in das Maul/ schneid ihm alle Tag ein wenig weg/ wasche und räuchere es/ wie ob stehet. Wanns einem Pferd erstlich ankommt/ so mag es weder essen noch trincken / sondern seifert und schmatzelt im Futter und im Trincken / so solt du bald hinter den Bühlern / wo sie pflegen zu wachsen / zwey kleine Aedarlein entzwey reissen / daß sie bluten / so kommts nicht wieder.

Wann ein Pferd überflüssiges Fleisch im Maul hat/ nimm ein Eysen/wie ein Krücklein gebogen/machs heiß/ doch daß es scharff sey/ und brenn ihm das Fleisch inwendig bey dem ersten Staffel heraus / schmiers hernach mit Rosen-Hönig.

Item/ wann das Pferd eine offene Zunge hat/ so nimm Rosen-Hönig und schweinen Marck/ auch so viel gestossenen Pfeffer/ seuds durcheinander / und schmiere dem Pferd die Zungen alle Tag zweymal damit wohl ein.

Für die Dörrwartzen / wann sie mit diesem Zustand beladen sind/ so nehmen sie nicht gerne zu/ nimm eine scharffe gute Scheer / schneid ihme die Wärtzen auffs kürtzeste ab/ wasch ihm das Maul mit Hönig und Essig wohl aus/ es hilfft.

Item/ wann ein Roß nicht schlingen mag/nimm drey rohe Eyer/ mische sie in t Essig/ nimm einen Stab eines Daumens dick/ zerspalte ihn / winde Werck herum/ mach es naß mit diesem Zeug / und stoß dein Roß damit in den Hals/ so brechen die Eysen / gieß ihm darnach Milch und Schmaltz ein.

CAP. LXXXIV.

Speckhälsig.

Von speckhälsigen Pferden will ich / aus Herrn Seuter/den besten Bericht geben. Wann ein Roß speckhälsig ist/ und den Hals hängt (spricht er) so nimm ein Scheermesser/ und so viel der Hals herüber hangt/das schneid alles herab/es schadet ihm nicht/ obs schon mitten im Hals und in der Mähne anfieng/ oder weiter / schneid alles herab / es treffe die Mähne weit oder nahend/ es gewinnt wohl wieder Mähne und Haar/und wann du es herab geschnitten/ so brenns mit einem heissen Eysen/ wo du es geschnitten hast / und überfahre es/dann schlag ein Kühekoth/ mit Essig angemacht/ fünff oder acht Tage darüber/ darnach schmiere mit Hönig / das heilt und macht Haut wachsen der vorigen alten Farb / laß es also ein Tag oder acht stehen, und den ersten Tag hernach reut es/ dann es schadet ihm nicht.

Wann ein Pferd gebrennt ist worden nach gemeinem Brauch / so nimm das saure Wasser vom Kraut/ das eingemacht worden/ item den Safft von Haußwurtzen/und Kühekoth-Wasser/dieses alles wol untereinander gemengt / ein leinen Tuch vierfach darinn genetzt/ und über den Brand geschlagen / das löscht und kühlet gar wol. diß thue des Tages dreymal / und säubere den Schaden aus / mit lindem Etzwasser/ steck Christwurtz in die gebrannten Löcher/ und brauche gute Salben für den Brand.

Item/wann ein Roß speckhälsig ist/so laß es brennen mit einem Eysen/ und hebe von oben herab und von unten auf auch desgleichen/ sodann nimm einen Speck/ und halt ihn an den Hals / und brenn ihn durch den Speck und Hals durch und durch/ oder brenn ihn an der andern Seiten entgegen/ daß ein Loch wird / und derselben Löcher brenne drey oder vier durch/ darnach der Hals lang ist/ und brenne ein jegliches von dem andern eine zwerche Hand / oder ein wenig näher zusammen/ und laß es stehen/ so rinnet das Feiste heraus/darnach wanns ausgeronnen ist/so wachsen die Löcher schön zu/ muß im Frühling oder Herbst geschehen. Item/ nimm alt Schmeer/ gestossenen Schwefel/ und Leinöl/ wohl untereinander temperirt und gesotten / und fein warm gebraucht.

Oder / nimm zu einem Pferd zwey Loth Quecksilber/ für einen Kreutzer weisses Nießpulver/ auch so viel Grünspan/ Campher/ Sevenbaum/ den zerhackt auf das kleineste/glitzenden Ruß/ von einem Camin/so viel daß es wol braun davon werde/darzu ungenetzten Butter/ ein Pfund altes Schmeer wol geläutert/das Quecksilber mit Speichel oder Essig getödtet / und alles recht durcheinander gemengt / knette es nur mit den Händen wohl durcheinander/ ist besser als gestossen/und laß diese Salben/ ohn alles Feuer/ stehen. Alsdann ein altes/ schartiges / rauhes Messer genommen / damit auf den Speck-Hals/ und auf beyden Seiten/ wohl und starck geschaben / daß er gantz kratt und schier blutig werde/ sodann wasch es mit einer scharffen Kalchlaugen gar wol/und laß es trocken werden/ nachmals schmier es mit obermeldter Salben fein dicht bey einer Glut oder heissen Schin-Eysen/ und über acht Tage thue ihm wieder also/ aber schabs nicht mehr/ so rinnet ihm der Speck-Hals aus.

Cap. LXXXV.

Wann ein Pferd rützig ist/ und die Kehlsucht hat.

DIe Rützigkeit und Kehlsucht voneinander zu unterscheiden/ soll man einem Pferd nur die Naslöcher/ so lang man kan/ feste zudrücken/ und ein Schaff voll Wassers unterhalten/ wann man denn das Pferd loß lässet/ und es anfänget zu driesen und auszuwerffen/ so habe man acht/ ob die Klumpen und Materi/ die aus der Nasen kommen/ im Wasser schwimmen oder nicht; ist das erste/ so ist es nur die Kehlsucht/ fallen sie aber zu Boden/ so ist das Pferd rotzig und zu meiden/ weil es hart zu remediren.

Mir ist diese Kunst für bewährt/ von einem guten Freunde/ mitgetheilet worden; Erstlich/ nimm einen grossen Stein/ (sey was für ein Stein es wolle) erhitze ihn wie ein glüendes Eysen/ darnach nimm Liebstöckel-Kraut/ Weyrauchkraut oder Asarum, und Königkraut/ (Verbascum) eines so viel als des andern/ als eine Hand voll von jedem/ Wind-Wachs eine Kugel einer Faust groß/ auf diese Kräuter samt dem Wachs/ gieß drey oder vier Aechtring Wasser/ laß es miteinander sieden/ so lang als ein Rind-Fleisch/ leg den glühenden Stein in ein Schaff/ und bind den Gaul auf das niedrigste/ mit dem Kopff zum Schaff/ decke dem Kopff mit einer guten Kotzen zu/ damit der Dampff nicht nebenhin gehe/ alsdann gieß einen Theil des ersterwehnten Wassers/ samt den Kräutern/ auf den heissen Stein/ damit der Dunst dem Roß in den Kopff gehe/ das thue so lang/ biß du siehest/ daß das Roß mit dem Rinnen nachlässt. Man mag das Pferd unterdessen fortan ziemlich reuten/ und/ wo möglich/ auch über Land/ führe nur diese Kräuter mit/ und dämpff es täglich zweymal/ Morgens und Abends/ und wann du das Roß gedämpfft hast/ so wasch ihm/ mit diesem Wasser/ Kopff und Naslöcher wohl/ darnach nimm die weisse Rinden/ die sich von den Buchen selbst abstreiffen/ einen guten grossen Buschen/ item Weyrauch/ Myrrhen und Schwefel/ so viel du um vier Kreutzer kauffen kanst/ Bohnen-Stroh auch eine gute Hand voll/ zerstoß alles klein/ misch es untereinander/ und beräuchere das Pferd (wann es zuvor gedünstet worden) damit auf einer Glut in einer Stuben/ und laß es/ nach dem Rauchen/ in einer Stuben an der Wärme zwey oder drey Stunden stehen/ und daß die Stube wol warm sey. Diese Artzney ist am allerbesten im Sommer zu gebrauchen/ wann das Gras herfür wächst.

Item/ nimm Kranwethwipffel/ Attich und Habern/ sieds in einem Wasser/ gieß es wallend in ein Schaff/ darauf setz eine Reutter/ thue Habern darein/ laß das Pferd vorhin wohl hungrig werden/ und also ob der Hitz essen/ halt es sonst warm/ das thue/ biß es besser wird. Reut es offt aus/ und laß es allzeit in einem fliessenden Wasser nach dem Strom trincken/ so weicht der Kern des Unflats mit Gewalt von ihm; wann es nun besser worden/ so lüffte ihm die zwo Hals-Adern/ fahe das Blut auf das Futter/ laß es das Pferd essen/ und zwo Stunde nicht darauf trincken. Man kan ihm auch anfangs Hünermist/ der wol gedörrt und gepulvert ist/ mit einem Federkiel oder Röhrlein in die Nasen blasen.

Martin Böhmen giebt dieses Mittel: Nimm Lohr-Oel/ Quecksilber/ Baum-Oel/ Hunds-Fett/ jedes vor einen Groschen/ alles gemischt/ und dem Pferd alle Morgen ein Löffel voll in die Naslöcher warm eingegossen/ das Quecksilber aber muß erstlich in dem Lohr-Oel getödtet werden. Gib ihm auch Enzian und Sevenbaum unter dem Futter zu essen/ und *Fœnum græcum*. Sein Tranck soll seyn laulicht Wasser mit Wäitzen-Mehl.

Ein leichtes Mittel ist/ dem Unflat aus dem Kopff zu bringen/ gieb dem Pferd sein Futter in einem Schaff/ bey der Erden/ darein thue lauter und kaltes Wasser im Sommer/ im Winter aber laulicht/ so viel des Futters ist/ laß es hernach etliche Tage auf einer besondern Weide gehen. Oder nimm Bohnen-Stroh/ sied es fast wohl mit Wasser/ giebs dem Pferd acht Tage oder länger/ und laß es in kein Wasser gehen. Oder/ nimm langen Rettich/ zerstoß auch Zittwer/ gieß es dem Pferd mit Wein in den Hals und in die Naslöcher; darnach nimm eine Gans/ gieb ihr etliche Tage in Wein geweichte Gersten zu fressen/ schneid ihr hernach den Hals ab/ bind das Roß aufwärts/ und gieß ihm das Blut warm in die Nasen/ das thue zu etlichenmalen.

Wann ein Pferd rützig ist/ so nimm einen Ameis-Hauffen in einen Sack/ wasche den in dreyen Wassern/ gieß die drey Wasser zusammen/ und zerknirsch die Ameissen gar wol/ in dem Sack/ in den dreyen Wassern/ denn thue ihn heraus/ und bind dem Pferd den Sack über den Kopff/ laß es also stehen/ biß es wohl erhitzt wird/ bind ihm alsdann den Sack auf/ streich ihm den Schweiß ab/ laß es erkalten/ und gieß ihm das Wasser ins Maul; Oder nimm gesotten Haberstroh/ thue es also heiß in einen Zuber/ und setz eine Wanne darauf/ darinn Haber ist/ welchen das Pferd (so man vorhin wol muß lassen hungerig werden) auffrisset/ so gehet ihm der Dampff in die Nasen/ und hilfft.

Ein offt-probirte Kunst für rützige Pferd: Nimm Enzian vier Loth/ Meisterwurtz ein Loth/ Lorbeer ein halb Loth/ Calmus/ Bierbaum Mistel und Zittwer jedes ein halb Loth/ *Fœnum græcum* und Haselwurtz ana ein Loth; diß alles gestossen/ zu einem Pulver vermischt/ Morgens und Abends im Futter gegeben.

Die Kehlsucht betreffend/ ist sie nicht so gefährlich/ wann sie nur nicht lang stecken bleibt/ und bald rinnend wird; diß befördert/ wann man allweg rockene Kleyen in ein laulichtes Wasser rührt/ und ihms zu trincken giebt. Oder nimm zwo gute Hauffen voll Hopffen/ sieds im Wasser/ drucks wohl aus/ biß das Wasser braun werde/ laß es wieder abkühlen/ laß das Pferd vor wol Durst leiden/ und gieb ihms zu trincken.

Für die Kehlsucht ist eine gewisse Kunst: Nimm eine Hand voll Gundelreben/ zerschneide sie klein/ nimm darzu ein Maß Wein/ schütte sie darein/ laß es die Helfft einsieden/ giebs auf dem Futter/ so wirds bald offen/ und laufft aus/ ist bewährt.

Item wann man will die Kehlsucht bald von einem Pferd abtreiben/ daß es rinnend wird/ so nimm Pfeffer/ Staphysagria und kleine Weinbeerlein/ jedes ein Loth/ und gieb ihms auf einmal im Futter/ als offt du ihm Morgens und Abends das gewöhnliche Futter giebst.

Wann ein Pferd anhebt zu husten / und unter der Kehl oder Droß einen Beulen gewinnet / so nimm Hönig / alt Schmeer und Zwibel / laß es untereinander sieden / schmier dem Roß die Beulen / so warm du es leiden kanst / des Tages zweymal / werden die Beulen grösser und weicher / so öffne sie mit einem heissen eisernen Zain / doch brenn es also / daß du dem Roß keinen Schaden thust / halte das Roß gar warm / und gib ihm unter dem Baaren zu fressen; oder gib ihm drey oder vier Tage trockene Kleyen zu essen.

Item / nimm das Weisse von vier und zwantzig Eyern / thue klein gestossenen Weyrauch darein / und gieß ihn ein.

Item / nimm ein Ey / legs über Nacht in Essig / so scheelt sich die Schalen davon / schieb es dem Roß in den Hals.

Item / nimm Hirschhorn / feile oder schneide etliche Scheitel davon / thue darzu gar ein wenig Baum-Oel / thue es auf eine Glut / und beräuchere das Pferd / es machts wol rinnen.

Item / nimm schwartze Christwurtzel eines halben Fingers lang / durch die Haut gezogen / und darinn stehen lassen / es ziehet in drey Tagen die Kehlsucht aus.

Item *Fœnum græcum* in Wein oder Essig geweicht / und Morgen / so viel man zwischen dreyen Fingern fassen kan / auf das Futter gegeben.

Oder nimm ungenetzten erst-ausgerührten Butter / so groß als eine Haselnuß / thus dem Pferd in der Ohren eines / so zergehet es darinnen / und wird die Kehlsucht in kurtzem brechen.

Oder nimm Baum-Oel / gieß dem Pferd beede Ohren voll / continuirs etliche Tage / ich habe (sagt Herr Winter) mit diesem Remedio einem Pferd solche Materiam heraus getrieben aus der Nasen / die so zähe aus ein Pech immer seyn kan / gewesen ist.

Oder nimm lebendigen gepulverten Schwefel / gib ihms unter das Futter / gib ihme das Futter auf der Erden / und blas ihm Nießpulver oder Tabac in die Nasen; man muß auch dem Pferd nicht lassen / biß die Kehlsucht wol gereinigt ist.

Wann sich die Kehlsucht verstellt / daß es sehr hustet / so dörre Himmelbrand oder Verbascum mit Wurtzel und Stangel / machs zu Pulver / und gibs dem Pferd unter dem Futter / so wird es bald wiederum gehen.

Herr Georg Simon Winter sagt in seinem wolerfahrnen Roß-Artzt / man soll in aller Kehlsucht den Pferden keine Ader lassen / weil es höchstschädlich / und gemeiniglich der Tod darauf erfolge.

Sehr viel andere gute Remedien und Mittel wider die Kehlsucht / wirst du in den Roß-Artzney-Büchern Herrn Seuters und Herrn Faysers finden. Diß ist zu beobachten / daß so bald ein Pferd die Kehlsucht hat / man Mittel unverzüglich brauche / daß es rinnend werde / so bald diß zuwegen gebracht wird / hat es weiter keine Gefahr mehr.

Cap. LXXXVI.

Für die Nifel oder Feifel.

Für die Nifel ist mir von einem guten Freund solgendes Mittel gegeben worden / das soll auf ein gantzes Jahr hindurch helffen: Nim̃ das weisse Marck aus dem Holunder / der dasselbige Jahr gewachsen ist / weil er noch grüner Farbe scheinet / schneid es zu kleinen Stücken / setz es in einem kleinen Käselein zu einer Glut / daß sein braun werde und nicht schwartz / machs zu Pulver / reuters durch ein Sieb / einer Welschen Nuß groß von diesem Pulver auf einem Schnitten Brod mit Saltz eingegeben / man mags im Sommer oder Winter thun / ist auch gut für die Würme.

Die Nifel aber erkennet man also / wann die Ohren und das Geschrött kalt sind / und je kälter dieselben sind / je gefährlicher es ist / auch wann die Zunge trocken ist (dann sind ihm die Ohren kalt / und dennoch die Zunge warm und feucht / so sind es die Würme /) Item / wann es sich offt legt / und wieder aufstehet / so greiff unter den Ohren herab / als lang die Ohren sind / da findest du kleine Knöpperlein in der Haut / reiß es daselbst mit einem Laßeisen / oder sonst mit einem gar scharffen Messer auf / reib Saltz hinein / oder laß dem Pferd in den Ohren.

Item nimm Nachtschatten-Wasser / deines Gefallens / gestossene Eyerschalen / Hammerschlag / Wein-Essig / Eberwurtzel / Harm von einem gesunden Knaben / Pfeffer / Brandwein / Knoblauch und gestossene Kreiden / dem Pferd warm eingegossen / es ist offt probirt und gut befunden worden. Item mach Teschelkraut und Centauream zu Pulver / gibs dem Pferd unter dem Futter zu essen.

Martin Böhmen sagt: Wann man ihm die Feifel gerissen / soll man ein Stücklein Spießglas / ohngefähr einer Bohnen groß / nehmen / und es hinein stecken / daß es von sich selbst ausschwiere; darnach soll mans mit Wein auswaschen / so bekomme es sein Tage diese Kranckheit nicht mehr.

Herr Fayser sagt / das gewisseste sey / wann man dem Pferd / das die Nifeln hat / die Adern unter der Zunge lasse / das er Schelm-Aederlein heisset / welches der Zeit voller Blut ist / und aufgelauffen / also daß es wol zu erkennen.

Herr Seuter meldet / diese Ader sey vornen am Spitz der Zungen / die soll man aufreissen / die Zunge mit der Hand wol streichen / so fallen die Feifeln heraus / als Linsen / und stich den dritten Staffel / daß es blute; Andere lassen ihm auch zugleich in der Nasen / und halten die Naslöcher zu / biß es dreuset / dann ist es genesen.

Theils stechens auch an den Spitzen der Ohren / oder stechen die Ader / so mitten durch das Ohr gehet.

Zu nachfolgender Wartung soll man das Pferd am Ruckgrad / Bügen und Nieren / mit warmen Wasser bestreichen / (wie Vegetius will) darinnen Heublumen gesotten / wann es also erwarmet ist / so trockne es wieder mit fleissigem Abwischen / darnach salbe es mit gutem Wein und Oel / und reib es fast lang damit / bedeck es wol / stells in einen warmen Stall / und mache ihm eine gute gelinde Streu.

Wann nun diß drey Tage nacheinander geschehen / so erquicke es mit diesem Tranck: Nimm Morchen

zwey Unz / Dragacanthi vier Unz / Saffran ein Unz / Bimsaugen ein Unz/Anagallici ein Pfund/Weyrauch des Mannleins ein Pfund / diese Stücke stoß zu Pulver / fähe es durch ein Sieb / gib ihm davon täglich zwey Löffel voll in warmen Wasser / nützlicher wäre es / wann du darzu thätest zwey Löffel voll Hönig/und zwey Löffel voll Rosen-Oels / ist sehr hülfflich dem Magen und der Däuung.

Oder nimm die Luchsklau / und reiß damit den dritten Staffel auf / daß es blute / so kommt die Feifel das Pferd nimmer an / wie man dann die Luchsklauen zu allen Schäden brauchen mag / es geschwillet keiner davon.

Herr Seuter sagt: Wann ein Pferd die Feifel bekommt / so nimm frisch Wasser / schütt ihms in das lincke Ohr / und reibe es recht und wol um die Augen und von dem Kopff herab / biß zu der Nasen / mit einem wöllenen Tuch; darnach nimm die Zungen / reibs vornen und hinten mit einem wöllenen Tuch recht wol / so wirfft die Zunge weisse Blätterlein auf die soll man mit einem Messerspitz öffnen / und weiter nichts darzu thun / das hilfft / so fern ihm vor nie nichts anders gebraucht / oder gelassen worden / sonst aber hilfft dieses nicht.

Wann ein Pferd die Nifel am Reysen kriegt / so gieß ihm Wasser in das Ohr; oder: Pissez dedans l'oreille, ist aufs wenigste so lang gut / biß man zu einem Schmiede kommen mag.

Daß ein Roß die Feifel nicht anstosse / so gib ihm des Jahrs ein oder mehrmalen gestossenen Schwefel zu essen; oder nimm Gundelrebel / Sevenbaum / und Mausöhrlein gedörrt / gepulvert / und im Jahr etlichemal unter dem Futter gegeben.

Oder nimm Mausöhrlein-Kraut / Gundelreb und Sevenbaum / jedes gleich viel / stoß es zu Pulver / und gib dem Pferd je zu achtzehen Wochen jedesmal ein Loth oder zwey unter dem Futter vermischt zu essen / so ist es das gantze Jahr davor sicher; diß ist ein gewisses Experiment, wie Tabernæmontanus fol. 509. bezeuget / und dem vorhergehenden fast gleich ist.

Für die Nifel / gib dem Pferd fünff Lorbeer gantz / oder zerschnitten / oder zerstossen / auf einem Brod zu essen / es geneset; oder geuß ihm Essig in die Ohren / reuts ein wenig darauf / so sollen die Nifel durch die Naslöcher ausfallen. Mehr andere gute Mittel suche hin und wieder in den Roß-Artzney Büchern.

Cap. LXXXVII.

Schwerer Athem und engbrüstig.

Für den schweren Athem: Nimm Wollkraut / oder Himmelbrand mit Blühe und Wurtzen / hacks klein / und gibs dem Pferd also grün / allzeit eine Hand voll unter das Futter; Item nimm einen Ameishauffen / sied alles miteinander / laß es kalt werden / und gibs dem Pferd zu trincken; oder nimm einen Igel / brenn ihn zu Pulver / und gibs ihm zwey Tage unter dem Futter zu essen.

Item nimm Salve / zerstoß ihn gar klein / mach ihn mit gutem Brandwein gar weich / wie ein Koch / laß es wieder trocken werden / zerstoß und zerreib ihn gar klein / feucht ihn zum andern und drittenmal mit Brandwein und thue damit / wie zu Anfang vermeldet worden / gib ihm etliche Tage auf dem Futter.

Oder nimm Fœnum græcum, Alantwurtz / Zittwer / jedes ein Loth / Schwefel ein Loth / stoß alles durcheinander / gibs dem Pferd drey Tage im Futter / am vierdten Tag schlag ihm die Spor-Ader / fahe das Blut / und gibs ihm auf dem Futter zu essen.

Oder nimm drey Eymer voll Wasser / laß einen jungen Hund / der drey Wochen alt ist / biß auf die Helffte darinnen kochen / biß daß sein Fleisch von den Beinen abgehet / thue endlich darzu Zucker / Ingber und Pfeffer / jedes eine Unzen / gib dem Pferd von diesem Tranck drey Morgen nacheinander / das erstemal fünff Seidlein / das andermal vier Seidlein / und das letztemal drey Seidlein zu trincken / laß alsdann das Pferd aus allen Kräfften lauffen / und bespreng das Heu / das man ihm entzwischen zu fressen gibt / allzeit mit diesem Tranck.

Item nimm eine lebendige Aal / eines Hammerstiels lang / sperr dem Pferd das Maul auf / mit einem Maulgattern / und laß ihm die Aal in den Hals hinein lauffen / so wird sie bald hinten wieder heraus seyn / und allerley Unflath mit sich heraus bringen.

Item nimm Meerrettich-Blätter / und gibs dem Pferd nüchtern zu essen / und wann es gessen hat / und du wilt ihm Futter geben / so nimm dieses Krauts ein halb Pfund / das Tag und Nacht im Wasser gelegen ist / und thu ihm davon ein wenig unter das Futter.

Wann ein Pferd oder Rindviehe sehr keuchet / und engbrüstig oder Lungensüchtig ist / soll man ihm Tormentill-Kraut und Wurtzen in ihrem Futter / oder in ihren Tranck einmischen / auch solches Pulver im warmen Wasser eingiessen.

Wann ein Pferd engbrüstig ist / und einen schweren Athem hat / soll man ihm viertzig Tage Huflattich füttern / so wol vor / als nach dem Futter / auch bißweilen ein wenig in Wein eingeweichtes Fœnum græcum, so wirds gesund und fette werden.

Wann ein Pferd dämpfig ist / soll dieses eine bewährte Artzney seyn: Man muß an einem schönen Tag / der gar hell ist / Vormittag / ehe es einen Bissen gessen hat / die Lung-Ader schlagen / wol bluten / das Blut in einem Hafen auffangen / und eine halbe Stunde stehen lassen. Zuvor aber lasse man einen grossen Brügel Hainbuches Holtz / eines Arms dick / oder noch dicker auf drey Viertel lang / mit einem grossen Näbinger / wie zu den Wasserröhren / ausbohren; allein an dem untern Ort muß er gantz bleiben / dann nimm das Blut / thue das Wässerige und Häßliche oben weg / fülle den Brügel voll mit Blut / das Häßliche / was am Boden gesuncken / thue auch weg / vermach dann den Brügel oben mit einem Keul gar gehäbe und wol zu / brenn ihn in einem Feuer / siehe aber / daß er beysammen bleibe / biß er zu einer Kohlen wird / laß ihn abkühlen /

stoß ihn mit Kohlen/ Holtz/ und allem klein zu Pulver/ thu auch Calmuß/und Schwammen von einem Kirschbaum/ klein geschnitten und gestossen/ darunter/nimm von diesen dreyen Stücken eines so viel als des andern/ vermisch es wol/ und giebs dem Pferd alle Morgen frühe/ einen Eßlöffel voll im Futter/ und netze es mit frischem Wasser/ daß es das Pulver nicht verblase; man muß es fleissig brauchen/so lang etwas von dem Pulver vorhanden ist probatum est.

Wann das Roß keuchet/so gieb ihm weisse Ruben zu essen/es wird davon nicht allein gesund/sondern auch schön feist werden.

Für den schweren Athem der Pferde/die die Frantzosen Pousifs nennen / giebt Mr. del Campe folgendes Recept: Il faut avoir deux livres de poudre d' acier, ou d'esquilles, & les faire brusler, avec autant de bon souphre, il s' en fera une poudre, dont vous luy donnetez, soir & matin, dans son avoine, chaque fois une pleine cuillier d' argent, ce remede est tresexcellent & esprouvé.

Martin Böhmen sagt: Man soll Ameissen-Nester mit allem nehmen / und sie in einen neuen Sack zusammen thun/ je mehr man haben mag/ je besser es ist diß soll man in einen Kessel Wassers thun/und wol aufsieden lassen/ und wann ein gut Theil des Wassers eingesotten / soll man den Kessel wieder füllen / und das wieder drey Stunden kochen lassen/ darnach den Sack samt allem was darinnen ist / heraus nehmen/ und an einer Stangen über dem Kessel hangen / daß es wohl austreuffe/ dann schaumt man das Wasser ab / lässet es kalt werden/ und das Pferd davon trincken/ man giebt ihm kein anders Wasser/ biß es dieses ausgetruncken hat.

Item/nimm Leinsaamen dürr ihn in einem Ofen/ mach ihn zu Pulver/thue Enzian-Pulver darunter/und giebs dem Pferd Abends und Morgens unter dem Futter/ gieb ihm kein Heu/ sondern Wäitzen-oder Rocken-Stroh/ und misch ihm unter das Futter Hirschzungen/ Bibenellkraut und Wurtzen alles gepulbert/ tränck es auch mit Wasser / darinnen Nesseln sind gesotten/ und laß es nicht müssig gehen.

Etlichen Pferden/so von Natur gar enge und nicht recht eröffnete Naslöcher haben/ werden selbige ein wenig von aussen aufgeschlitzt / hilfft doch etwas. Wer mehr davon wissen will / der besehe die unterschiedliche ausgegangenen Roß-Artzney-Bücher.

Cap. LXXXVIII.

Für die Hertzschlächtigkeit/Husten und Lungensucht.

Die Hertzschlächtigkeit / die noch härter zu vertreiben/als die engbrüstige Weise: Nimm Enzian-Pulver in gesaltzenem Wein und gieß ihn dem Pferd drey oder vier Tage warm in den Hals/ und gieb ihm anders nichts zu essen / als trockene Rocken-Kleyen.

Wann ein Pferd hertzschlächtig und dämpfig ist/ nimm Birnbaum-Mistel/ Lungenkraut/ von einer Eychen/ jedes gleich viel/ Buchen-Mistel ein Vierting/ und gelbe Lilgenwurtzen/diß alles hacke klein zu Pulver/ und giebs dem Pferd auf dem Futter/ wann der Mond fünff Tag alt ist.

Item/ nimm wilden Saffran/ Enzian/ und Fenchelkraut ana gedörrt/ und gepulvert / allzeit ein Loth unter dem Futter acht oder neun Tage/es hilfft.

Oder nimm Rettichkraut/dörr es an der Sonnen/ oder auf einem Ofen/stoß es zu Pulver/ und giebs unter das Futter.

Oder grab einen Ameiß-Hauffen mit Ameissen/ Eyren/und Erden aus/sied alles im Wein fein gemach/ wie ein kälbernes Fleisch/ bey einer Aechtering / gieß es dem Pferd ein/ über zwey Tage sied ein neues/ thue solches fünff oder sechs Tage nacheinander.

Oder wann ein Pferd hertzschlächtig ist / so nimm einen Ameis-Hauffen/ mit allem/ was drinnen ist/ in einem Sack/ etwan einen Hut voll/ sieds in einem Kessel Wasser/und tränck das Pferd alle Tage davon/ gieb ihm sonst nichts zu trincken.

Oder nimm einen verbrannten Ygel/Fœnum græcum und Rettich gepulvert/und im Futter gegeben.

Item/ so ein Pferd hertzschlächtig/ lungensüchtig/ oder lungenschwürig ist/und keuchet/so nimm ein Pfund Birnbaum-Mistel/ ein Pfund Eycheln/ zwey Pfund Eychenlaub / ein Vierting Wermuth / ein Vierting Wolmuth / ein Pfund Salvey / Centaur Engelsüß/ und Zittwer/ jedes ein Pfund/ ein Vierting weissen Ingber/ ein Achtel Galgant / Täschelkraut und Meisterwurtz jedes ein Pfund/ pulversirt / gemengt/ und dem Pferd unter das Futter gegeben.

Oder nimm wäitzene Urheb/mach Bissen daraus/ giebs dem Pferd im gesottenen Wein ein/ und so du es tränckest/ so rühr dem Pferd Wäitzen-Mehl ins Wasser/so lang biß es gesund wird.

Item/ wann einem Pferd das Hertz/ Miltz/ Lungen und Leber dörret/ so nimm Bronnenkressen / stoß ihn klein/zwing ihm den Safft heraus/und gieb ihn dem Pferd ein / oder seud Gundelreben im Wasser / und giebs dem Pferd zu trincken einen Monat lang nacheinander / auch alle Tage zwey oder dreymal zugeben; diß hilfft auch/ wann ihm die Feisten zergangen wäre; es ist auch gut/ wann man Agrimonienblätter/ samt der Wurtzen zu Pulver gemacht/dem Pferd Morgens und Abends im warmen Wein eingiesset.

Wann ein Pferd hertzschlächtig ist/ so man auf Welsch pulsivo heisset/ gehet ihm ein Dampff aus der Nasen/ und ziehet in den Seiten ein/ wann es Athem schöpffet; ist eines von den Haubt-Mängeln: Nimm eine Hand voll Rheinfarnkraut und Saltz/ das Kraut stoß wohl/und thue es in warm oder kalt Wasser/ druck es aus/und gibs dem Roß zu trincken/stoß ihm auch das Kraut in die Naslöcher.

Item/nimm Wacholderbeer/und Hönig darunter/ zerstoß es wohl/gieß es dem Pferd in den Hals/es hilfft/ aufs wenigste so lang/ daß mans verkauffen kan.

Item/nimm von einem Mertzen-Fuchsen die Leber/ dörre/pulvere/und gieb sie den Pferden im Futter/ oder gieß es ihm mit warmen Wein ein.

Item/nimm des Krauts/so auf dem Wasser schwebet/Seemüntz genannt/machs zu Pulver/und gibs dem Pferd auf dem Futter. Bey Herrn Seuter findest du noch

noch viel andere gute Stücke/ so hier/ der Kürtze halben/ ausgelassen werden.

Tabernæmontanus fol. 137. sagt: Nimm Römischen Kümmel anderthalb Loth/ Fenchelsaamen ein Loth/ Galgant/ Negelein/ Ingber/ jedes 3. Quintel/ Saffranen ein halbes Quintel/ stoß alles zu Pulver/ schlag frische Eyer darzu/ temperirs durcheinander / wie einen Brey/ darnach zerreib denselben mit Wein/ so viel als genug ist/ daß es dünn werde/ wie eine Brühe/ mache es warm / und schütte es den Gaul ein; ehe du aber diß brauchest/ solt du ihm einen halben Tag vorher kein Futter geben und auch einen halben Tag hernach; wann du ihm nun dieses hast eingeschüttet / so führ es allmählich hin und her.

Idem fol. 260. So ein Pferd Bauchschlächtig und dämpfig ist / so nimm Bibernell-Wurtzen / Fœnum græcum, gemein Saltz jedes sechzehen Untzen/ Enzian acht Untzen/ diese Stücke mache zu einem reinen Pulver/ thue es in einen Kessel/ schütte darüber frisch Bronnenwasser/ laß es wohl durcheinander sieden/ biß ohngefähr auf fünff Maß überbleiben / davon gieb dem Roß alle Tage eine halbe Maß / so warm es zu leiden ist / das thue neun Tage nacheinander / so wird das Pferd wiederum gesund / und so etwas von diesem Tranck überbleibt/ so giebs dem Pferd den zehenden Tag vollends zu trincken.

Für das Hertz-Gesperr/ nimm Asam fœtidam einer Bohnen groß/ Hönig vier Untzen/ Salniter zwey Untzen Wein und Essig zusammen ein Seidlein/ diese Stücke in einer Maß Wasser wohl gewärmet/ soll man dem Pferd drey Tage nacheinander in den Schlund giessen; man muß das Pferd trocken füttern / kein Gras oder feuchtes Futter geben / etliche reiben es mit Oel und Wein / man soll es denn mit warmen Kotzen um den Bauch und Brust wol bewahren nutzlich wäre es auch/ daß man den Stall fein sauber hielte/ und wolriechende Kräuter/ als Quendel Camillen/ Lorbeerblätter/ darein streuete/ oder damit räucherte.

Die Husten kommet den Pferden aus mancherley Ursachen/ aus staubichtem Futter / unreinen Getränck und dergleichen / und hat wenig zu bedeuten/ wann es nur nicht überhand nimmt / währet es aber lang / und man braucht nichts/ so mag leicht etwas ärgers daraus entstehen.

Zu der trockenen Husten soll man Hanffkörner in Milch sieden / nachmals wol zerstossen in einen Mörsel/ durch ein Tüchlein seihen/ und dem Pferd etliche Morgen laulicht eingiessen.

Wann ein Pferd vor Husten nicht essen kan/ laß es Tag und Nacht ungetruncken stehen/ darnach nimm Rocken-Mehl / geuß rein Wasser darauf/ gieb ihms zu trincken.

Für böse Husten der Pferde/ auch für die Kehlsucht/ nimm Fœnum græcum, Haselwurtz Lungenkraut/ Schwefel/ Enzian/ Ottermennig/ Wolmuth/ Eberwurtzen/ wilde Rhabarbara/ Dosten/ und Wermuth/ jedes so viel als des andern stoß es zu Pulver/ mische es/ und gieb dem hustenden und kehlsüchtigen Pferd alle Morgen und Abend einen guten Löffel voll im Futter zu essen/ man muß aber solches vor netzen mit Saltzwasser/ diß soll man vierzehen Tage nacheinander brauchen.

So ein Pferd hustet nimm Schwefel mit Hundsbein/ stoß es untereinander/ und giebs unter dem Futter.

Item/ Wegwart-Kraut und Beyfuß im Wasser gesotten/ und selbiges dem Pferd zu trincken geben.

Oder kommt die Husten aus kalter Ursach/ so nimm Fœnum græcum, Lorbeer/ Schwefel/ Saltz und Aschen/ stoß alles untereinander/ sähe es durch ein Sieblein/ und ehe du es dem Pferd im Futter giebst/ solt du ihm am dritten Tage zuvor die Hals-Ader/ oder auf beeden Seiten die Spor-Ader schlagen.

Oder brauch Morgens und Abends von folgendem Husten-Pulver: Lungenkraut/ Ehrenpreiß/ Waldmeister/ Alantwurtzen/ Wegwartenwurtzen/ Salvey/ jedes ein Hand voll / weissen Weyrauch ein Untz/ gestossenen Schwefel zwey Untzen / und mit so viel Saltz gemischt/ als das gantze Pulver wiegt.

Oder stoß Knoblauch mit Schießpulver und Essig/ und gieß ihms etliche Tage nacheinander ein/ oder füttere ihm Rettich unter den Habern.

Item/ nimm Fœnum græcum, Wollkraut und Lungenkraut/ sieds im Wasser/ und giebs dem Pferd zu trincken.

Item/ nimm dreyssig dürre Feigen/ Hönig drey Pfund/ sied es wol untereinander/ thue alsdann weissen Weyrauch und Opopanacis, jedes ein Untz darzu/ misch es wol zusammen / und gieb dem Pferd alle Morgen ein Loth davon.

Oder gepülverten Schwefel Morgens und Abends/ nachdem das Pferd getruncken / unter dem Futter gegeben; und dergleichen findet man viel in den Pferd-Artzney-Büchern.

Die Lungensucht ist die unsaubere Tracht/ so durch die langwürige und unfleissig-curirte Husten erzeuget wird / wann die Lunge mit dicken schleimichten Feuchtigkeiten erfüllt / angegriffen und verletzt wird/ daß sie (wo man nicht bey Zeiten Rath schaffet) endlich faulen muß; daher ihm auch der Athem übel-riechend wird/ es wirfft dicken/ zähen/ gelblichten Schleim Patzen-weis aus/ nicht allein im Husten durch den Mund/ sondern auch durch die Naslöcher / doch etwas dünn und wässericht.

Zur Lungen-Heilung hat Herr Fayser diesen Tranck verordnet: Nimm Saffran / Zimmetrinden/ und Myrrhen in gleichem Gewicht/ stoß alles klein/ vermisch es unter Wein und Hönig/ und gieß es ein/ doch soll man vorher das Maul mit Salniter / Essig/ Hönig und Wasser untereinander vermischt reiben und waschen.

Andere melden / man soll nehmen das Hirn von einem noch säugenden Spanfärckel/ in einem Seidlein Wein sieden / und darzu thun noch sechs Untzen Baum-Oel/ und dem Pferd eingiessen; Andere giessen das Blut davon ein; zu dem dienen auch Wald Meister/ Lungenkraut/ Ehrenpreiß/ Bronnenkreß und dergleichen Kräuter gepülvert/ und im Butter eingegeben.

Item/ nimm Alantwurtzel/ legs eine halbe Stunde in Wein/ oder laß sie darinnen sieden/ darnach thue die Wurtzen heraus / und Saffran/ Knoblauch/ Theriac

und Sevenbaum darzu / alles gepülvert / zerstossen und wol untereinander gerührt / und eingegossen.

Item gib dem Pferd allzeit Tormentill-Wurtzen gepulvert unter das Futter.

Item nimm frischen Roßzirch / preß den Safft wol heraus / darzu thue frischen Butter / und Baum-Oel / mengs wol untereinander / und gieß es ein; oder nimm scharffen Essig / und geuß ihn dem Pferd ein / er heilet alle Gebrechen der Lungen.

Item nimm frische Lorbeer / stoß sie zu Pulver / darzu thue gleich so viel Senffmehl und halb so viel Fenchel-Saamen / Alant / Wegwartwurtzen und Zittwer / mach alles zu Pulver / und gib dem Pferd allwegen einen Löffel voll oder zween unter dem Futter.

CAP. LXXXIX.

Für das Grimmen und dünne Zirchen der Pferde / oder wann sie nicht zirchen können.

DAs Grimmen und Darmgicht wiederfährt den Pferden / wann man sie im Reysen übertreibt / oder nicht Achtung hat / ob sie zirchen könen oder nicht? und ob sie zu rechter Zeit stallen? dann so diese Meatus verstopfft sind / blähen die Winde das Gedärm auf / und machen dem Pferd so viel Schmertzen / daß sie wol gar umfallen und sterben; sie scharren mit den Füssen / fallen nieder / wältzen sich / stehen krumm zusammen / und an keinem Ort still / das Geschrött und offt der gantze Leib schwitzet / und das Ingeweid gurret.

Das beste Mittel dafür ist / den Leib bald öffnen / auf der Reyse / wann sonst kein Mittel verhanden / geuß ihm Menschen-Harn ein / so warm er gelassen worden.

Oder nimm Centauerkraut / stoß es klein / und so viel man des Pulvers mit vier Fingern halten kan / mit Wein und Oel / jedes auf zwey Untzen / laulicht eingegossen / und darauf hin und wieder geritten / doch nicht zu schnell.

Oder gieß ihm gepulverte Stabwurtz ein mit warmen Wein; oder Rautensaamen / stoß ihn zu Pulver / thue dessen vier oder fünff Loth in ein Aechtring Wein / und schütte es dem Pferd warm ein.

Wann aber der Leib gar erhartet und aufgelauffen wäre / so nimm zehen zerstossene Zwibel / ein Loth dürre Feigen / Salniter einen Scrupel / und Tauben-Mist 3. Scrupel / vermischt / lange Zäpflein daraus gemacht / in den Afftern gesteckt / und das Pferd geritten; das Pferd muß man wol warm halten / tränck es mit laulichtem und gesaltzenem Wasser.

Für den Grimmen ist auch diß ein gutes Mittel: Nimm Hanffkörner / mach sie rein von allem Staub / sied sie im Wein / biß sie aufschwellen / drucks wol aus zu einer Milch / davon gib dem Pferd alle Morgen ein Seidlein laulicht / thue es drey oder vier Tage nacheinander.

Für das Grimmen der Pferd: Nimm Knoblauch / zerstoß ihn gar wol / thue zweymal so viel Lohröl darzu / salbe das Pferd / nach allem deinem Vermögen / damit um den Nabel / das erweicht ihm den Bauch / und vertreibt den Grimmen. Oder nimm gepulverten Kürbis / misch den mit Schießpulver / und reibe das Pferd wohl damit um den Nabel / und bey dem Schlauch. Oder nimm einen grossen Badschwammen / seud ihn im Wein / mit Camillen und Lorbeern / und binde ihms warm auf den Nabel.

Item nimm Wasser aus grossen Nesseln gebrannt / gieß es ihm auf dreymal in den Hals; oder nimm drey Gläser mit weissem Wein / und eines mit Baum-Oel / machs miteinander warm / und gieß es ein.

Die Ruhr oder das dünne Zirchen und Durchbruch zu vertreiben / ist gut / gute unabgenommene Milch mit Gerstenschleim eingegossen / das soll man denn nicht bald stellen / damit die bösen Feuchtigkeiten desto eher von innen ausgeführt / und nicht zuruck getrieben werden / so man aber mercket / daß ein Pferd an Leib und Kräfften anfängt abzunehmen / alsdann ists Zeit / Mittel zu brauchen.

Wann ein Pferd den Durchlauff hat / nimm eine Hirnschalen von einem Menschenkopff / schab davon / und gibs dem Pferd ein / ist bewährt und hilfft. Oder / wann ein Roß dünn zircht / und von sich sprützt / nimm eine Maß neugemolckene Milch / thue darein zwey Loth Pfefferstupp / und einer Welschen Nuß groß Käselupp / aus einem Kalbsmagen wol zerrieben / die Milch warm gemacht und eingegossen.

Herr Fayser setzt für die Ruhr diß: Ein Hecht gedörrt Winters-Zeit im Rauch / oder in der Stuben / Sommers-Zeit aber an heisser Lufft / hernach gepulvert und eingegeben / stellet die Ruhr.

Andere lehren uns folgendes: Nimm einen Karpffen / der ein Rogner ist / thue den Rogen mit samt dem Ingeräusch heraus / legs in eine Pfannen / und laß es auf einer Glut dörren / stoß es zu Pulver / und so viel du dessen mit vier Fingern fassen magst / streue allezeit auf das Futter.

Item gib ihm Rocken-Kleyen trocken zu essen drey Tage nacheinander.

Oder nimm ein Loth Meisterwurtz / gibs dem Pferd gepulvert / netz aber das Pulver vor mit Wein; zu der Zeit muß man ein Roß viel essen und wenig trincken lassen / so wird es desto eher gesund.

Item Schelffen von Granat-Aepffeln / im Wasser und Essig gesotten / und dem Pferd ein Seidlein laulicht eingeschüttet.

Item nimm Erlenlaub / pulvers / und gibs unter das Futter; oder nimm Zwibel und Baum-Oel / auch zerstossene Myrrhen / seuds durcheinander / und gieß es dem Pferd in den Hals / gib ihm auch täglich zweymal Weyrauch gepulvert auf einer Schnitten Brod zu essen.

Wann ein Pferd / oder ein Rindvieh den Bauchfluß hat / so schneide Teschelkraut klein / vermisch es mit ihrem Futter.

Noch gefährlicher aber ist das Ubersehen / im Fall ein Roß verstopfft ist / und nicht misten kan / weil sich allzeit die Winde und Aufblähungen darzu gesellen / uñ einem

Pferd bald den Garaus machen können / dem soll man nachgesetztes Stuck gebrauchen:

Nimm ein Stücklein Speck eines Fingers lang / und grossen Daumens dicke / bestreue das wol mit gepulvertem Otter-menig oder Agrimonien / stoß es ihm wol in den Mastdarm / es ist gut und hilfft bald. Tabernæmon. fol. 333.

Oder Seiffen in Wasser gewaschen und eingegossen / dreymal im Tage; item ein Loth Pfeffer und so viel Ingber / und ein Loth Quecksilber durcheinander temperirt / mit einem reinen Knaben-Harn / und eingegossen / ist aber / meines Erachtens / wegen des Quecksilbers / etwas bedenck ich zu thun.

Item nimm ein halb Loth Venedische Seiffen / ein Loth Sevenbaum / und zwey Quintel Nießwurtz / alles in ein Seidlein rothen Wein gethan / und dem Pferd in den Hals gegossen / führe es eine halbe Stund umher / nimm auch ein wenig Speck und Venedische Seiffen / machs untereinander / und steck ihms in den Afftern / so tieff du kanst; man mag ihm auch eine von den obgesetzten Clystiren gebrauchen.

Nicht schädlich ist es / wann man Hand und Arme mit Seiffen schmiert / und so weit man kan / in den Maßdarm hinein greifft und heraus ziehet / so viel man kan / weil bey dem Ausgang meistens die Verstopffung am stärcksten ist.

Item stoß Sevenbaum klein / gieß alten Wein daran / und gibs dem Pferd ein / reuts dann / biß es zirchet.

Oder bind einen Ameiß-Hauffen in einem Sack zusammen / sied es wol / und binds dem Pferd alsdann über den Bauch / oder nimm Attichwurtzen / laß sie im Wasser wol sieden / und gib ihms zu trincken; oder nimm rockene Kleyen / sieds wol in Essig / gib ihms zu essen / es zircht bald hernach.

Oder nimm Attich / oder Ottermenig / oder präparirten Corianter gepulvert / und ein Stücklein Speck damit eingestreut / an ein Stecklein gebunden / und hinten in den Leib gethan / theils thun dieses auch mit gepulvertem Agtstein.

Oder nimm ein Seidlein Essig mische Kühekoth darein / geuß dem Pferd ein / und reut es darauf.

Oder nimm Pappelkraut und Camillen untereinander in Wein gethan / darunter zwey Loth ausgezogene Cassiam und Baumöl / rührs wol durcheinander / und clystier das Pferd damit.

Vor dieser Kranckheit hat man sich sonderlich vorzusehen / wann die Pferd (wies auf den Reysen und im Feld offt nicht anders seyn kan) mit Korn überfüttert sind / und sie darüber trincken / darzu ist auch gut folgende Clystier / daß man nimmt das Decoctum vom Bingelkraut / Parietariâ, Pappeln / und Bärenklau / mit Höng und Oel.

Das vornehmste ist / daß man (so bald man einige Verstopffung mercket) nicht lang wartet / sondern bald darzu thut.

Cap. XC.

Wann ein Pferd nicht stallen kan / item für den Harnzwang / Harnwinde / Blutstall und Lauterstall.

WAnn ein Pferd nicht stallen kan / so nimm das Kraut Hünerdärm / preß den Safft davon / und gieß es dem Pferd ein; oder nimm Krebsaugen / stoß sie zu Pulver / und gibs dem Pferd im Wasser ein; etliche thun auch wenig Cöllnische Kreiden gepulvert darunter.

Oder nimm ein Seidlein guten rothen Wein / oder Essig / ein Messerspitz voll Krebsaugen gestossen / und einen halben Löffel voll Opitanpulver / solches untereinander temperirt / und dem Pferd laulicht eingegossen / und auf einen Schafmist gestellt.

Item nimm Meerrettich / zerstoß ihn / thu ihn in ein Wasser / und geuß es dem Pferd in Hals; oder zwey Lorbeer gestossen / in Bier gesotten / und gar warm eingegossen.

Item nimm ein Loth Ingber / und ein Loth Pfeffer / blas ihms in die Nasen / und halt ihms zu / es stallet von Stund an.

Item nimm Schafkoth / laß es im Wasser wol sieden / und schlag es dem Roß um den Schlauch mit einem Tuch / so warm es zu erleiden.

Item nimm von zwey oder drey Häringen die Milch / zerreibe sie im Wasser / und gieß es ein.

Etliche führen das Pferd in einen Schafstall oder auf einen Schafmist.

Item nimm langen Pfeffer / klein gepulvert / thue es dem Pferd in den Schlauch / es stallt von Stund an.

Oder thue ihm drey lebendige Läuse oder Assel in den Schlauch.

Item nimm einen Löffel voll Petersillsaamen / zwey Knoblochhaupt / sieben zerstossene Krebsaugen / in halb Wasser und Wein gesotten / einen Becher voll eingegossen / und das Pferd herum geführt.

Item nimm Hisoppkraut / zerstoß es / und thus dem Pferd in die Naslöcher / biß es erwarmet.

Oder nimm guten Brandwein / schütt ihn dem Pferd auf das Creutz / und zünd ihn an / so stallt das Pferd von Stund an. Viel mehr andere Mittel sind / in Herrn Seuters und Faysers Artzney-Büchern / zu finden.

Pulver von dem Kraut Equiseto, oder Schaffheu gemacht / vier oder fünff Loth davon in ein Halbe Wein gethan / und dem Pferd / durch einen Striegel / warm eingegossen / mach auch bald stallen.

Für den Harnzwang gib ihm zerstossene Krebsaugen mit Saltz auf einem Schnitten Brod ein.

Oder nimm ungesottenen Karpffenstein / Krebsaugen und Lorbeer / gieß es ihm ein in Wein / ein Pferd muß bey diesem Zustand / weil er meistentheils aus Kälten verursachet wird / gar warm gehalten werden; dafür nimm Salniter / Asa fœtida, jedes ein Quintlein / zerstossen und in Wein eingegeben.

Item nimm eine Halbe Wein / und sieben Lorbeer / stoß sie / laß sie in Wein ein wenig warm werden / gieß es dem Roß ein / es stallet von Stund an; wann

man dieses und dergleichen Mittel brauchen will / ist es gut / daß man das Pferd vorhin auf einen Schafmist führet.

Für die Harnwind / stoß Lorbeer und Ingber klein / sieds in einem guten starcken Essig wohl / geuß es dem Pferd laulicht ein / und gieb ihm Kletten-Wurtzen und Petersill zu essen.

Wann ein Roß nicht stallen kan / so stoß Knoblauch und Pfeffer untereinander / und reib dem Pferd den Schlauch damit.

Für den Lauterstall dörr Erlen-Laub / stoß es zu Pulver / und giebs dem Roß unter dem Futter zu essen / und rockene Kleyen im Wasser zu trincken / oder gieb ihm Gundelkraut im Wasser zu trincken.

Oder nimm Erdbeerkraut / mit samt der Wurtzen / giebs dem Roß zwey- oder dreymal zu essen.

Für den Blutstall / laß ihm drey Morgen nacheinander die Spor-Adern schlagen / so vergehets; oder gieb ihm / unter dem Futter / Gundreben zu essen / oder Rauten-Safft / mit Wein und Essig temperirt / zu trincken.

Wann ein Pferd Blut stallet / so nimm weisse Lilien-Wurtzen / wasche sie sauber / sieds in einem guten Wein die Helffte ein / und gieß es dem Pferd laulicht ein / und bedecks / damit kein Dunst davon mag.

Wann ein Pferd nicht stallen mag / thu ihm Bibergeil in die Naslöcher / halt ihm solche zu / und laß es wieder loß / es stallt alsobald.

Oder nimm zwey Loth Lorbeer / klein gestossen / schütts in eine halbe Maß Bier / und in einem glasirten Häfelein dem Pferd warm eingegossen / so warm du die Hand darinnen leiden kanst; oder nimm einen lebendigen Grill / gieb ihm dem Pferd in einem gebackenen Brod zu essen / es stallet bald.

Nichts bessers ist / wann ein Pferd nicht stallen kan / und ich hab es (sagt Herr Fayser) selbst erfahren / dann ein Muscat-Nuß oder zwo gepulvert / und mit süssem Wein eingegossen / erledigt von dieser Beschwerung in einer halben Viertelstund.

Die Harn-Winde sind fast ein gleicher Zustand / kommt aus Schwächung der Blatter / daher sie verstopfft wird / wird auch die kalte Pisse von andern genennet / derhalben Artzneyen zu brauchen / die wärmen und öffnen / als nimm ein Loth gestossene Lorbeer und Ingber / gieß ihms in einem Becher Wein / so warm es zu erleiden ist / ein.

Klettenwurtz gefüttert / dienet auch darzu / oder im Wasser gesotten / wie auch Wegwart-Wurtzen / und das Pferd davon trincken lassen.

Item / nimm Bocks-Leber / dörre und pulvere sie / und gieß ihms in warmen Wein oder Bier ein.

Oder nimm Kühmilch / stoß einen glühenden Stahl darein / und gieß ihms warm ein / ist auch dem Menschen in diesem Zustand dienlich.

Oder nimm Wegwartenwurtzen / grosse Klettenwurtzen / jedes gleich viel / siede sie im Wein / schütt solchen Wein dem Pferd ein / oder stoß diese beede Wurtzen zu einem subtilen Pulver / nimm davon vier oder fünff Loth / zertreib es mit einer Aechtering Wein / und schütte es dem Pferd warm ein.

Für den Blutstall: Nimm den Speck von einem geschnittenen Schwein-Bären / zerschneid ihn klein / und gieb ihms in den Hagern ein; oder laß ihm die Spor-Adern auf beeden Seiten; oder nimm Rauten-Safft auf vier Unzen / temperirs mit Wein und Essig / und gibs dem Pferd acht Tage zu trincken.

Martin Böhmen will / man soll ihm die Spor-Ader / oder auch die Lung-Ader / drey Tage nacheinander / frühe Morgens lassen / und ihm drey Morgen allezeit einmal ein Loth im Wein eingeben / als gestossene Krebs-Augen / Bocks-Blut / und gebranntes Hirsch-Horn / jedes ein Loth.

Oder seud Wolgemuth im Wein / und gieß ihms ein / ist auch fast gut / wann man ihm Schellkraut zu essen giebt / oder pulvert solches / und giebts unter dem Futter.

Item / Ottermennig und Andorn in Wein gesotten / und dem Pferd laulicht eingegossen.

Den lautern Stall betreffend / ist es eine solche Kranckheit / davon das Wasser also lauter vom Pferd gehet / wie es getruncken worden / aus unvermöglicher Dauung der Blatter / daher alle Glieder von ihrer ernährenden Feuchtigkeit verlassen werden / folgt ein grosser unaufhörlicher Durst / und geschwellen ihm offt die Nieren und Tiech samt den Hüfften. Diesem zu helffen / nimm Erlen-Laub / machs zu Pulver / und gib ihms.

Oder gib ihm Eychen-Laub zu fressen; oder nimm Heu-Blumen / sied sie in Wasser / biß sie weich werden / bind sie mit Leylachen unten an des Pferds Bauch / so warm du es mit der Hand erleiden kanst / oder gieß ihm den Safft von Hüner-Därmen ein / und gib ihm Isopp-Pulver im Futter.

Oder (sagt Herr Mang Seuter) nimm Kranwethbeer / Kletten-Wurtzen / Pappeln und Knoblauch miteinander in Wein gesotten / und dem Pferd laulicht eingegossen / ist eine gewisse Kunst.

Cap: XCI.

Undäuung.

Gleichwie der lautere Stall ein Zeichen ist einer übelbestellten Blatter / also ist die Undäuung ein gewisses Zeichen / daß der Magen nicht also disponirt ist / wie er seyn solle / indem das eingefressene Futter / durch die gehörige Dauung / nicht zu Stärckung und Ernährung der leiblichen Kräfften gedeyet / sondern rohe durchgehet / wie es eingefressen worden / so aus dem Gezirck bald abzunehmen. Und weil es anders nicht wol seyn kan / dergleichen Pferde müssen vom Leibe kommen / daher muß man auch diesem Ubel desto zeitlicher begegnen: Nimm Meerrettich / dörr ihn (Blätel-weise geschnitten) wohl und gut in einem Ofen / doch bey gelinder Wärme / stoß ihn zu Pulver / und gieb ihn dem Pferd im Futter / doch solt du ihm vorher vier Täge im Wein gebaistes Fœnum græcum füttern / darnach gieb ihm den Meerrettich / und Knoblauch gestossen den dritten Theil im Futter / laß ihm vorher am Hals an beeden Seiten / und beede Spor-Adern / und gieb ihm das Blut auch /

samt dem Pulver / und Knoblauch; es wird davon wol dauen.

Herr Heinrich von Ranzau / in seinem geschriebenen Haus-Buch/ sagt: Wann ein Pferd viel isset und nicht däuet / soll man ihm von einem Fisch das Ingeweid rein machen / klein hacken und in dem Futter zu essen geben / so werde es bald besser werden; etliche wollen / man soll es von einem Hechten nehmen.

Herr Seuter sagt / wann ein Roß nicht dauen mag / soll man ihm Seiffen-Wasser in den Hals giessen / so durchfähret es die Därme / purgirt / und macht das Pferd gesund.

Item gib ihm Lorbeer / Enzian und Zittwer zu essen / und Saltz darunter / das erwärmet ihm den Magen und befördert die Däuung.

Cap. XCII.

Für die Würm inwendig im Leib.

Ein Pferd ein gantzes Jahr / vor den Würmern / zu versichern / so nimm im April Escherne Rinden / laß sie 24. Stunden im Wasser sieden / und träncke das Pferd acht Tage damit. Es machen aber die Würme so wol im Magen / als auch im Gedärme ihre Nester.

Die Magen-Würme heissen etliche Kefer / sind aber Würm / fast wie die Engerling / die sich inwendig im Magen an die Haut anhefften wie die Egel / denen sind vor andern die Pferde / so stets auf die Weide gehen / unterworffen.

Herr Fayser sagt / wann sich an des Pferds Afftern eine Feuchten anhängt / gleich einer gesottenen Bohnen / so ist vermuthlich das Würm-Nest vorhanden / denn diß ist eigentlich nicht anders / als das Eyter aus den Bissen und Wunden / welche diese Würm gemacht haben / solches ist an den magern Pferden mehr zu spühren / dann je weniger Nahrung sie haben / je mehr Plag müssen sie leiden; ist auch zu erkennen / daß sie Würm im Leib haben / wann sie mit den hintern Füssen offt an den Bauch schlagen / als bissen sie die Fliegen.

Für allerley Würme hält man folgendes bewährt: ℞. Aleopaticum, Mastix / Bibergeil / Lorbeer / Ammoniacum, thue sie mit Wein und Hönig in einen Hafen / sieds und gibs dem Pferd zu trincken.

Oder nimm Knoblauch / Regenwürme / oder die Würm / so aus dem Leib gegangen / im Rauch gedörrt und zerstossen / jedes ein Quintlein / in Wein-Essig gesotten / und dem Pferd durch die Naslöcher eingegossen.

Die Würm im Magen zu vertreiben / gib ihm unter dem Futter Enzian und gelben Schwefel zu essen.

Den Hertzwurm zu vertreiben / wann es diese Kranckheit hat / so steigts im Bahrn auf / merckest du das / so gib ihm kleine Klettenwurtzen / Enzian und Wermuth fein klein gehackt / unter dem Futter zu essen.

Oder / gib einem Pferde seinen eigenen Harn zwey- oder dreymal durch einen Einguß ein / so sterben alle Würm / es sey gleich beissend oder aufwerffend.

Wann ein Pferd die Würm im Magen und Leib hat / so gib ihm ein im Wein etliche Tage nacheinander sechzehen Tropffen Balsami Sulphuris; es vergeht zur Stunde / und ist gar gewiß / es muß aber allzeit drey Stunde darauf fasten.

Oder nimm Sevenbaum / Pilsensaamen / Teufelsdreck / Weinrauten / und ein Bretlein von einer Todtentruhen / diß durcheinander wol gesotten / daß es auf das dritte Theil einsiedet / dem Pferd drey Freytag / vor der Sonnen Aufgang / eingegossen / soll gut wider alle Würme seyn / nonnihil superstitionis habet.

Oder nimm Milch / Rocken-Mehl und Wermuth / dem Pferd laulicht in den Hals gegossen / so sterben die Würm / und wirfft sie mit dem Zirch heraus.

Item nimm Essig / wolgebrannte Eyerschalen und gestossen Pfeffer / laß alles miteinander warm werden / und geuß es dem Roß ein / es hilfft.

Oder nimm warmes Blut von einer Gans oder Spansau / oder von einem Schaaf oder Lamm / geuß es dem Pferd / so warm es seyn kan / ein / ist sehr gut und hilfft.

Etliche nehmen Schweinenschmaltz / mit drey Theil Hisoppen vermischt / wie auch der ausgepresste Safft vom Lauch diese Würme tödtet.

Menschenkoth (sagt Fayserus) in Essig / ist das bewährteste Mittel / einer Welschen Nuß groß warm eingegossen; etliche nehmen auch Knoblauch darzu / für die Schurffen im Magen / ist mir dieses für bewährt gegeben worden.

Nimm um einen Kreutzer Pfefferstupp / und ein Seiglein Essig / nimm eine schwartze Henne / reiß sie lebendig voneinander / und laß das Blut in erstgemeldte Stück fliesse / und gieß es dem Pferd ein.

Wann ein Pferd die Würm oder Schürffen starck hat / so fällts nieder / wältzet sich / schlägt grimmig von sich / hält den Kopff unter den Bahrn / stehet bald auf / und fällt wieder nieder / wann du diese Zeichen siehest / so mach ihm diesen Einguß: Nimm ungelöschten Kalch in scharffen Essig / und lösche den Kalch damit ab / stoß darnach Eyerschalen zu Pulver / und thue es darein / rührs wol untereinander / laß es ohngefährlich ein halber Becher voll seyn / gieß ihms ein / soll gar bewährt seyn.

Oder (wie Herr Winter sagt) sied ein halb Loth Quecksilber in zwey Massen Bronnenwasser / und wann es die Helffte eingesotten / dann seihe das Wasser davon / und gieß dem Pferd auf einmal ein / laß es wol zudecken / und eine halbe Stund darauf reuten. Das Quecksilber kan man wieder öffter brauchen; diesen Einguß muß man etliche Morgen nacheinader brauchen / und Abends eine Clystir appliciren; ist ein General-Experiment für alle Würm.

Item nimm eine Cöllnische Kreiden / stoß sie klein in einem Mörsel / thue es hernach in ein Seidlein Wein / rührs wol durcheinander / und gieß es ein / die Würme sterben von Stund an / das kan man an einem Regenwurm probiren.

Item/ für die Würm oder Schurffen im Gedärme/ daß ein Pferd nicht kan zunehmen/ so nimm Enzian und Eysenkraut/ deinem Pferd unter dem Futter zu essen geben/ es hilfft gewiß.

Oder gieb ihm Teschelkraut und Centauer. Item/ nimm Asanck und gebranntes Hirschhorn/ von einem Thier/ das zu rechter Zeit gefällt worden/ eines so viel als das andere/ gieß es dem Pferd in einer halben Maß Wein warm ein.

Item/ nimm ein halb Seidlein Schuster-Schwärtz/ auch so viel guten sauren Essig/ vier Haubt Knoblauch Weinrauten und ein wenig Asanck/ alles wol zerstossen/ misch alles untereinander/ schlag ihm die Spor-Adern am Bauch/ fang das Blut auf unter erstgedachte Stücke/ gieß ihms also miteinander ein/ ziehe es drey oder vier Stund um/ laß es warm bedecken/ hernach gib ihm ein wenig/ aber nicht zu viel zu essen.

Einen guten Einguß zu machen/ für die Würm/ so den Pferden in dem Magen sind: Nimm Essig und gepulverte Eyer-Schalen/ thue Hammerschlag darunter/ und gebrannten Pfeffer/ alles vermischt/ warm gemacht und eingegossen.

Eben für dieses ist auch gut/ wann man ihnen Kreen oder Meerrettich unter dem Futter giebt oder giesst dem Pferd zwey- oder drymal seinen eigenen Harn ein/ so sterben die Würmer/ wo sie auch sind.

Wann man den Pferden offt Saltz auch langen Pfeffer und Enzian giebt/ so läst es keinen Wurm wachsen/ und vertreibt die gewachsenen.

Oder nimm ein ziemliches Glas voll Lein-Oel/ machs lau/ und gieß es dem Pferd ein.

Oder gieb ihm drey Tage nacheinander klein-zerschnittenen und wohlgesaltzenen Rettich/ so sterben die Würme.

So einem Pferd auf der Reise die Würm zu beissen anfangen/ und kein Artzney vorhanden ist sagt Hr. Seuter/ so nimm ein scharffes Messer/ reiß ihm den Gaumen oben wol auf/ daß es fast blutet/ und halt ihm dem Kopff eine gute Weil übersich/ daß es in den Leib hinab fliesse/ davon sterben die Würme von Stund an.

Oder öffne ihm die zwo Adern unter der Zungen/ und laß es hinab rinnen/ wie erst gesagt ist.

Item/ nimm drey Würmlein/ so in den Schlaffäpffeln der Rosenstöcke zu finden/ gieb ihms in einem Brod ein/ so wird es bald besser werden.

Item/ nimm das Kraut vom Hanffstengeln/ seud es im Wasser/ und gieß das Wasser dem Pferd ein.

Wider den beissenden Wurm der Pferde: Nimm Odermennig/ Kraut und Wurtzen/ stoß es zu Pulver/ gieb dem Pferd vier Loth/ mit warmen Wasser zertrieben/ ein/ schneid auch das Kraut klein/ und gieb ihms unter dem Futter zu essen.

Cap. XCIII.

Wann die Pferd vom Sattel gedruckt oder geschwellt wird.

Wann ein Pferd getruckt worden/ so nimm Flöhekraut/ dörr und mache es zu Pulver/ nimm darnach Tannzapffen/ sieds im Wasser/ fünff oder sechs/ auf sechs Halbe Wasser/ wasch den Schaden damit aus/ und bestreue es mit obigem Pulver/ wasche es täglich mit Tannzapffen-Wasser aus/ und streue wieder von diesem Pulver darein; diß ist auch gut für die wilden Räpffen.

Wann aber ein Roß geschwellt ist/ so nimm Flöhkraut/ sied es in Tannzapffen-Wasser/ legs auf das geschwollene Ort/ und darauff ein wenig Werck/ leg den Sattel darauf/ und reut das Pferd wohin du wilt.

Einen Schaden zu heilen/ wann ein Roß gedruckt ist/ oder geschnitten worden/ so wasch ihm den Schaden mit Brandwein/ und wirff Pfefferstupp darein/ es heilt von Grund aus.

Item/ sied Agrimonien in Wein/ und wasche den Schaden damit aus/ darnach streue das Pulver/ so von diesem Kraut gemacht ist/ darauf/ es heilet bald. Wie Tabernæmont. fol. 334. bezeuget.

Oder nimm Rocken-Korn / Habern und Hüner-Koth/ jedes gleich viel/ einen guten Theil in einen Hafen wohl verlutirt/ ins Feuer gesetzt und gebrannt; diß Pulver ist köstlich/ wann ein Pferd gedruckt wird/ und das thut das gebrannte Rocken-Korn auch wohl allein.

Item lebendiger Kalch/ und Rocken-Mehl in einer Pfannen geröstet/ ist ein heilsames Pulver für gedruckte Pferde.

Item wild oder heimischer Schwein-Bein und Hechten-Bein gepulvert und eingestreut.

Oder nimm grosse Kletten-Wurtzen gepulvert/ und in den Schaden gethan/ und allezeit mit frischem Wasser ausgewaschen.

Wann dir ein Pferd auf der Reise gedruckt wird/ so nimm ein Stuck von einem Lamm-Fell/ das erst frisch abgezogen/ legs unter den Sattel/ das innere Theil auf den Schaden/ und reute wohin du wilt es heilt.

Oder nimm Flöhkraut/ zerquetsch es zwischen zweyen Steinen/ legs auf den Schaden über Nacht/ hernach grabe das Kraut in die Erden/ so bald es fault/ so heilt der Schaden.

Item/ nimm Osterlucey/ das Kraut davon/ dörr es/ machs zu Pulver/ und streue es in den Schaden/ es heilet.

Item/ nimm Hönig/ und ungelöschten Kalch/ und das Weisse vom Ey/ mach ein Kügelein daraus/ legs in eine Kachel/ daß es dürr wird/ stoß es hernach zu Pulver/ und wirffs in den Schaden/ heilet auch sehr.

Aber das beste zu gebrauchen ist diß: Nimm Lein-Oel und das Weisse vom Ey/ treibs durcheinander/ leg ein hanffenes darein genetztes Werck auf den Schaden/ mach eine Kammer in den Sattel/ daß er nicht auffliege/ also magst du ihn allweg reuten/ heilet wohl/ und macht viel Fleisch.

Wann ein Pferd vom Sattel gedruckt worden/ so nimm abgestandenen/ aber nicht völlig gelöschten Kalch/ mische diesen unter so viel Gerberlohe/ und streue es auf den Schaden/ laß es darauf liegen/ so bekommt es eine Raude/ darunter kommt eine Feuchtigkeit heraus/ drucke mit der Hand auf die Raude/ so lang/ biß nichts mehr heraus gehe/ und streue abermal das Stupp darauf/ diß continuire alle Tage/ so bekommt das Pferd unter

dieser Rauden eine neue junge Haut/ laß es also stehen biß es selbsten herab fällt / unterdessen laß dem Sattel nach Nothdurfft helffen.

Diß habe ich auch vom Herrn Joh. Adam Stettnern von Grabenhof bekommen; wilt du/ daß Haut und Haar bald schliessen und zusammen wachsen / so nimm vier Loth Lein-Oel / einen Schuß Pürst-Pulver / vor drey Pfenning Baum Oel/ machs zu einem Sälblein/ streich es auf den Schaden / so wächst Haut und Haar bald wieder/ wie zuvor.

Wird ein Pferd von dem Sattel geschwellt/ so ist nichts bessers/ als wann mans/ so bald der Sattel herab/ mit starckem Brandwein wol wasche/ und reibe mit einer Venedischen Seiffen den Ort starck/ daß es gesste/ so wird sich die Geschwulst bald legen; oder nimm frischen Laim/ bähe ihn ab mit Wein-Essig/ Brandwein oder Urin/ legs über die Geschwulst/ es ziehet aus. Oder leg von einem frischen Wasen das Inwendige auf den Schaden/ ein paar Tag/ alle Tag einen frischen/ wasch hernach die Geschwulst mit frischem Wasser/ oder kaltgegossener Laugen. Oder nimm einen Schnitten Brod/ bähe sie wol auf einer Glut/ stosse sie in ein kalt Wasser/ und von Stund an legs dem Pferd auf den Schaden/ daß es nicht herab falle.

Ist ein Pferd unter dem Sattel geschwellt / so nimm Schellkraut koch es in Essig/ und legs zwey- oder dreymal warm auf die Geschwulst / ist bewährt. Ist aber ein Pferd unter dem Sattel gedruckt / oder sonst wundt / und man muß reisen / wanns im Sommer ist / so siehe / daß du grosse Hufplatschen oder Kletten-blätter bekommest / dörre und pulverisire sie / streue es in den Schaden/ und lege auch ein solches grünes Klettenblat oben darauf/ so wirds nicht ärger/ sondern zieht die Hitz aus / und heilet unter dem Sattel: Oder so bald du merckest/ daß nach dem Absattlen ein Pferd geschwellt ist / so reib und wasche es alsobald mit starckem Brandwein/ zünd ihn an/ daß er brenne / so vergehet es. Diß hab ich vom Herrn Ernreich Wilhelm Freyherrn von Regall bekommen. Wann ein Pferd gedruckt ist/ seud gut Heinreichkraut und Schellkraut in Wein und Wasser / und wasch den Schaden damit. Für die Geschwulst siede Himmels Brod in Milch/ die nicht abgeraumet ist/ binds dem Pferd über die Geschwulst/ mit einem wollenen Tuch/ thue es offt/ wasche aber das Tuch allemal zuvor sauber aus/ so vergeht die Geschwulst.

So ein Pferd gedruckt ist / so dörre und pulvere Osterluceyblätter /und streu es ein/ ist bewährt.

Oder seud Erlenlaub im Wein/ wasch das Pferd aus/ dörre auch theils Blätter/ pulvere sie/ und streu es ein / darzu dienen auch gepulverte Austerschalen eingestreuet.

Für gedruckte Roß soll nichts bessers seyn/ als daß man Felber-Blätter nehme / dieselben siede / und den Schaden mit dem Wasser wasche / so warm als es zu erleiden; auch darnach die Blätter / als warm aufgebunden/ es sey offen/ oder nicht/ es hilfft.

Oder/ wann ein Pferd unter dem Sattel geschwellt ist/ damit es sich von Stund an setze/ so nimm Salarmoniac/ thu es in ein Bronnenwasser/ biß es zergehet/ hernach nimm ein Tüchlein / netz es darinnen / und leg es dem Pferd über/ wo es geschwellet ist/ du must es aber nicht treiben/ sonst gehet Haut und Haar weg.

Item / ist ein Pferd unter dem Sattel geschwellen/ so leg heissen Mist darauf/ oder einen rauhen Fleck von einem Schaf-Fell in heisses Wasser gethan / und aufs wärmeste überlegt / und also über Nacht gelassen.

Würde aber die Geschwulst/ aus Ubersehen/ Materi machen/ so nimm Hönig und Staub-Mehl/ machs zu einem Taiglein/ und streich es dick darauf/ so gehet sichs zusammen.

Oder nimm altes Schmeer und Unschlitt jedes ein halb Pfund / ein Loth Lein-Oel / und vier Loth weisse Lilien-Wurtzen / seud und stoß alles wohl untereinander/ und mach eine Salbe daraus/ bescheere das Pferd zween Finger breiter als die Geschwulst ist/ und schmiere es mit dieser Salben recht wohl bey einer Wärme/ täglich zweymal/ so wird es davon gezeitigt / oder es ziehet sich aus / und verschwindet / wird es weich/ und will sich nicht öffnen/ so schlag mit einer Flieten darein/ und schlitz es etwas länglicht / an einem Ort / wo die Materi leicht ausrinnen kan / mach einen Meissel von Hanffen-Werck/ so groß als das Loch ist/ und stoß ihn darein/ alle Tag zweymal/ und schmiere die Geschwulst mit ermeldter Salben; wäre aber das Loch nicht weit genug/ so nimm eine dürre Ruben/ und stoß ein Schnitzlein davon hinein/ nach Grösse des Schadens/ daß es das Loch fülle / und laß es über Nacht darinnen / so wird das Loch so weit du wilt; die Wunden solt du täglich zweymal reinigen mit Wasser / darinn Agrimonia gesotten / oder weisser Weyrauch zergangen sey/ oder das mit Erlen-Rinden gesotten sey; diese Wasser heilen die Wunden rein/ von böser Geschwulst und faulen Fleisch; gieb ihm auch Wasser zu trincken/ darinnen Sanikel oder Sinau gesotten sey. Wer mehr wissen will/ besehe das Seuterische Roß-Artzney-Buch.

Cap. XCIV.

Für das Creutzwehe/ und wann das Geäder verrenckt ist.

Martin Böhmen sagt in seinem nützlich- und bewährten Artzney-Büchlein/ wie man erkennen soll/ wann ihm ein Pferd habe im Creutz wehe gethan; erstlich/ wann es aus dem Stall gehet/ so gehet es mit den hintern Füssen als wolt es auf den Zähen gehen/ und gehet mit dem Creutz gar steiff/ wann mans auf das Creutz drucket/ so beugt es sich sehr. Nimm erstlich Wallwurtz (welches er Beinwelle nennet) Lein-Saamen/ Eibischwurtzen/ Hauswurtzen/ Fœnum græcum jedes ein Pfund / alles gestossen / auch ein Pfund Terpentin/ diese Stuck in Wein gekocht/ und dem Pferd oben über das Creutz geschlagen / und mit einem Tuch fest aufgebunden/ drey Tage darauf liegen lassen/ und dem Pferd alle Tag einen Löffel voll davon unter das Futter gegeben/ machet die Gelencke wieder frisch. Darnach nimm Otterweinig/ Nachtschatten/ Osterlucey / Beyfuß/ Schellkraut/ Eysenkraut/ jedes eine Handvoll / alles in einen Topff gethan / und zwey

Quart Bier darauf gegossen/ und wol kochen lassen/ damit dem Pferde die Schranck-Adern wol gebähet / die Länge herunter/ und das Roß alle Tage zwo Stunden herum geführt/ daß ihm die Adern gelenck bleiben. Siehest du aber / daß der Schaden gar alt ist / must du ihn oben auf dem Creutz aufmachen / und Petrolium und Wachholder-Oel darein giessen/ biß es wieder von ihm selber heilet / darnach mach eine Salbe: ℞. Populeum, Lohröl/ Althea, Kammfett und Hundsfett / jedes ein Pfund / und schmiere dem Pferd die Schranck-Adern/ und siehe zu / daß es nicht angewachsen sey / sonst muß mans losziehen und salben / wie allbereit vorher ist gedacht worden.

Hätte aber ein Pferd das Geäder verrenckt / so leichtlich geschihet / daß es auflaufft und geschwillt/ daraus gern Gallen / Maucken und anderer Unrath entspringet / und wann das Geäder einschrumpfft oder zu kurtz wird / werden sie gar Bockbeinig; hat ein Pferd eine Ader vorn oder hinten an den Füssen verruckt / daß es hincket / so nimm Rosen-Oel fünff Loth / und einen guten Theil gereinigte Regenwürm / thue es in ein neues glasirtes Häfelein / setz es auf eine kleine Glut / laß es fein gemach sieden / und wann die Würme dürr seyn worden/ so gieß Mastix-Oel daran/ misch es wol untereinander / und schmiere die Adern damit zwey- oder dreymal des Tages / so ist das Pferd in kurtzer Zeit genesen.

Hätte ein Pferd verkürtzte Adern/ so nim̃ Hennen-Schmaltz / Hunds-Schmaltz/ Wachholderbeer gepulvert / thue alles untereinander / schmier das Pferd / so warm es seyn kan/ und schlag einen wüllenen Fleck darüber/und thue es täglich zweymal.

Item Althea mit gleich so viel Butter gemengt/und das Geäder damit angestrichen / und drey Tage also stehen lassen / hernach herab gewaschen / und etliche Tage mit Hunds-Schmaltz und Wein durcheinander gemengt wol geschmiert.

Wann ein Pferd einen Fuß oder die Köten verrenckt hat / oder solche geschwollen sind / so nimm einen guten Theil Fünfffingerkraut / sieds in Wein / thue ein Stuck Butter darzu/ wie ein Gans-Ey/ mehr oder weniger/nachdem viel Kraut ist/laß es sieden/ biß das Kraut wol weich wird / bind ihms um den Schaden / so warm es zu erleiden / das thue des Tages zweymal Morgens und Abends / continuire es fünff Tage nacheinander/ so wird ihm geholffen / wie Tabernæmontanus fol. 359. bezeuget.

Wann einem Pferd die Adern geschwollen/ so nim̃ Rocken-Brod/oder weiß gerieben Brod/ seuds in Essig zu einem Mues/und wanns genug gesotten ist/ so thu es vom Feuer/ rühr gestossenen Bolarmeni darunter/ biß es roth wird / alsdann binds dem Pferd warm über das Geäder mit einem wüllenen Tuch/ laß Tag und Nacht darob ligen / und brauchs so lang / biß die Geschwulst vergehet.

Item/ wann ein Roß das Geäder verrenckt / oder an die Brust gestossen / oder wider den Bahrn wäre gejagt worden/ so laß ihm die zwo Buch-Adern/ und mache ihm folgenden Anstrich: Nimm Rocken-Mehl und schön geräuterten Aschen / jedes zwo Gäuffen voll / und ein halbes Seidlein Brandwein/zwölff Eyer mit Schalen und allem / gute Seiffen dreyer Welschen Nüsse groß/mit samt dem Blut von den Bug-Adern/ mit diesem Anstrich laß das Roß wol gegen den Häaren reiben / und darauf stehen / biß auf den dritten Tage aufs wenigste.

Wann einem Pferd das Geäder zu kurtz wird / so nimm Essig und Heublumen / thue darunter wätzene Kleyen / bind es dem Roß über das Geäder / laß es also biß an den dritten Tag stehen / dann bind es wiederum auf / nimm altes Schmeer / und schmier ihm die Adern damit; oder nimm Dachsen-Schmaltz/ Baum-Oel / und Hunds-Schmaltz / zerlaß es durcheinander/ und schmier die Adern damit ; oder nimm Althea, Schweinen Schmaltz/ Baum-Oel / Populeum, und Dachsen-Schmaltz auch Roß-Schmaltz durcheinander zerlassen/und etliche Tage nacheinander wol geschmiert/ ist probirt worden.

Wann ein Pferd mit den Lenden hin und her wancket / daß es nicht recht gehen kan / und scheinet/ als wolle es umfallen / kräckelt mit den Füssen auseinander / und kan nicht recht fürsich gehen / sondern gehet mit den hintern Füssen aus dem Wege / abseits / also daß es endlich mit den hintern Füssen nicht recht wol auf mag / frisset gleichwol nichts desto weniger: Wilt du nun einem solchen Pferd helffen / must du ihn erstlich reuten und umjagen lassen / biß es wol erwärme / laß ihm darauf beede Schrenck-Adern / doch solt du es vorher auf den Lenden und Hüfen bescheeren ; salbe es hernach mit folgender Salben: Nim̃ Cantharides ein Loth / pulvere sie auf das allerkleineste/ als du magst/ nim̃ auch so viel oder wenig mehr Vitriol / und stoß es auf das kleineste / nimm hernach von einem Schmeer-Laib inwendig die Kühnfeisten ein gutes Pfund / du must aber das Zähe und Häutige davon thun / stoß es in einem Mörser zu einem Mues/ thue alsdann die zwey erstgenannte Pulver darunter/ stoß alles wol/ biß es sich wol vermische/ und brauche sie fein warm ; diß dienet auch / wann ein Pferd vom Schlagen / Stossen oder Fallen verletzt wird. Diese Cantharides-Salben wird auch sonst zu vielerley Schäden der Pferden gebraucht.

Ist das Geäder an einem Fuß geschwollen / so nimm Bronnenkreß und Schmeer / seud das recht wol in Wein und Essig zusammen / und verbinde ihm den Fuß darmit.

CAP. XCV.

Vom Ausbügen und Verbügen.

WAnn ein Pferd den vordern Fuß unter den Bahren fürsetzt / und nur auf einen Fuß gerad stehet / das thut es darum / weil es ihm im Bug sticht / und also mehr Ruhe empfindet / als wann er auf beeden Füssen gerad stünde / darfür nimm Weinreben Aschen / oder / in dessen Mangel / andern saubern Aschen / Wein-Lager / Rocken-Mehl / Eyer samt den Schalen zerdruckt / und Essig / eines so viel als des andern / misch alles zusammen / schlag dem Pferd die Bug-Ader / an dem Bug / wo es die Schmertzen hat / fange das Blut unter erstermeldte Stück / rührs wol / mache einen Anstrich daraus / streich es dem Pferd von oben an / biß auf den Huf / auch vornen an der Brust und zwischen den vordern Füssen / mit allem Fleiß / laß es biß auf den dritten Tage stehen / darnach nimm einen Strigel / ziehe ihm den Anstrich fein gemach herab / oder reibs mit einem Strohwisch herab / mach ein Schäfflein scharffe Laug mit einem Köhlmues / reib und wasch den Gaul mit Laugen und Seiffen / wo er angestrichen worden / sonderlich mit Seiffen / reut es von Stund an in ein fliessend Wasser / biß an den Bauch / sechs- oder siebenmal gegen den Strom / darnach nimm von Stund an gesottene Kranwethwipffel / Haberstroh / Attich und Quendelkraut / alles durcheinander gesotten / biß auf die Helffte / und wann du das Pferd wieder aus dem Wasser reutest / so wasch und reib es mit den Kräutern an dem bösen Bug / stell es auf eine gute dicke Streu / bedeck Leib und Bug wol / thue das drey Tage nacheinander. Wann der Anstrich abgewaschen und schon trocken ist / so nimm Essig / Butter oder Baumöl / oder Bocken-Unschlit / welches du davon haben kanst / mach es laulicht / und schmier das Pferd / wie oben gesagt / so warm es zu erleiden / von oben an / biß auf den Huf / raume dem Pferd / nach dem Reuten / in den Eysen gar sauber aus / schlag ihn alle Abend mit seinem Zirch / Saltz und Wasser ein / schone des Pferdes mit grossen Reysen.

Sofern aber der Bug darzu schwindet / so nimm / nachdem die obgeschriebene Stück fleissig gebraucht worden / Lohröl / Hundsschmaltz / Althæa, Baum-Oel / Bocken-Unschlit / altes Schmeer / eines so viel als des andern / zerlaß es durcheinander / schmier dem Pferd den Bug wol damit von oben an / biß auf den Huf / allezeit am dritten Tag einmal / so lang biß das Pferd besser wird.

Wann ein Pferd verbügt hat / und ihm noch darzu der Bug schwinde / so nimm graue Wiesen-Frösche / thue sie in ein Glas / vermachs wol / und setz es in einen faulen Mist / laß es vierzehen Tage und Nacht darinnen stehen / so zergehen die Frösche / und wird ein braunes Oel daraus / seihe diß alles durch ein Tüchlein in ein anders Glas / nimm hernach Hunds-Schmaltz und Hirschen-Unschlit jedes gleich / thue es unter das Frosch-Oel / und setz es an die Sonnen / oder in eine warme Stuben / so temperirt es sich untereinander / schmiere dem Pferd den Bug damit eine gantze Stunde / bey guter Wärme / wider die Haar / reibs wol hinein / das thue drey- oder viermal.

Wann einem Pferd der Bug schwindet / so nimm ein Pfund Lohröl / laß es zergehen / zwey Pfund klein gestossen Euphorbium, thue das Oel / samt dem Pulver / in einen neuen Hafen / laß es einen Wall oder Sud thun / hab aber Acht / daß es nicht aus dem Hafen steige / rühr es um / biß es kalt wird / schmier das Pferd am Buge damit / wo ihm wehe ist / thu es vier Tage nacheinander / und darff sich das Roß in acht Tagen nicht legen / laß es alle Tage ein paar Stund umführen; darnach wird dem Pferd der Bug aufgeschwellen / biß an den Huf hinab / so ein gutes Zeichen ist / und wird Haut und Haar abgehen; nimm folgends ein Pfund frischen Butter / schmier die neue Haut damit / es hilfft / und ist offt un vielmals probirt un gerecht befunden worden.

Wann sich ein Roß im Bug verzuckt hat / laß ihm die Bug-Adern schlagen / nimm halb Hönig / und halb Baumöl / schmier dem Roß den Bug wol warm damit / reut hernach deinen Wege ; so es einem Pferd ins Geäder kommt / so nimm drey oder vier Eyer / schlags in ein Schmaltz / gleicher Weise / als wann du es essen wollest / binds dem Pferd über das Geäder / aufs wärmeste es der Gaul leiden mag / laß es über Nacht darauf ligen / des Morgens gehet das Pferd zu Hand wieder / das Eyer und Schmaltz mag man in ein fliessend Wasser werffen; diß ist gleicher Gestalt gut / wann ein Pferd hat ausgekegelt.

CAP. XCVI.

Für den Krampff / und wann ein Pferd steiff ist.

SO ein Pferd den Krampff hat / daß es hinckt / so nimm Hanff-Wurtzen / und das Laub / das am Stengel wächst / seud es / und binds warm über das Knie / daß es über die Adern gehe / damit sie ihm warm bleiben / und laß dann dem Pferd die Viertel-Adern unterhalb des Kegels schlagen / so gehet das böse Blut davon.

Item nimm Baum-Oel / laß es erwallen / stoß ein wollenes Tuch hinein / und binds dem Roß also warm über den Fuß / thue es acht Tage nacheinander / es wird gesund.

Herr Seuter sagt ferner: Man soll in einem Kram ein Messinges Fingerhütlein kauffen / und dem Pferd unter dem Schweiff anbinden / so werde es der Krampff verlassen / Zweiffels ohne / würde ein wenig Elendklau angebunden gleichen Effect und auch bessern haben.

Martin Böhmen gibt folgenden Unterricht / daß man ein steiffes Pferd auf das Gras jagen soll / folgender Gestalt : Erstlich soll man dem Roß gar dünn auswircken / biß aufs Fleisch / darnach soll man ihm Huf-Eysen machen / so dünn als ein Blech / ihm solche wieder aufhefften / damit soll mans ins Gras thun / auf daß es den Huf nicht wegtrette / sondern derselbe entzwischen

weil es im Gras gehet / desto besser wieder wachsen möge; wann das Roß also beschlagen / soll man ihm die Bug-Adern schlagen / und folgenden Anstrich darauf machen: Nimm ein viertels Pfund Terpentin / ein Pfund Bolus, für drey Pfenning Waitzen-Mehl / ein Nössel Weinhefen / ein halb Nössel Brandwein / sechs Eyer/mit samt dem Dotter/alles in einen Topff gethan/ und wol durcheinander kochen lassen / dem Roß diesen Anstrich vom Bug herunter/biß auf den Horn angestrichen/ und in die Haut eingerieben / so warm mans erleiden kan/und nicht wieder abgewaschen.

Wann nun das Roß 14 Tage im Gras gegangen/ soll man ihm die Lung-Ader schlagen / auf beeden Seiten/damit das übrige verbrannte Blut von dem Pferde möge wegkommen / und das Pferd wieder am Geblüt/ Beinen / Lungen und Leber erfrischet werde; diß aber muß geschehen zwischen Ostern / ohngefähr 14 Tage hernach / biß auf S. Johann / nach dieser Zeit ist es nichts nutz.

Damit aber / wann du weit reutest / ein Pferd nicht steiff werde / gibt erst-erwehnter Martin Böhmen dieses Mittel / mit folgenden Worten: Wann du in eine Herberg kommest / und das Pferd wol gewaschen ist / so nimm für einen Groschen Brandwein/ vor einen Groschen Baum-Oel / zwey Nössel guten Wein-Essig / von drey Eyern das Weisse / vier Loth frischen Enzian / daraus mache einen Safft / vier Loth Knoblauch-Safft / und ein Loth Saffran / diese Materien zu einer Salben gemacht / dem Pferd in die Schenckel wol hinein gerieben/ so wird das Pferd nicht steiff.

Hast du aber eine grosse Reyse gethan/so brauche diese Salbe über den andern Tag / und laß das Roß ein wenig darauf heraus umführen/ oder reuten/ aber nicht viel ins Wasser gehen / denn das Wasser ist den Pferden ungesund / wann sie weit und sich müde gegangen haben / und bekommen gern Floß- und Stein-Gallen davon.

Cap. XCVII.

Uberbein / Elenbogen oder Gewächse.

Das Uberbein / wo es auch ist / zerhacke mit einem Flietel gar wol / darnach mache ein Pflaster von scharffem Senff-Mehl und starckem Käse / leg es dem Pferd täglich zweymal auf das Uberbein/ biß es solches wegfrisset/darnach heile es mit andern heilsamen Kräutern.

Item nimm ein häslen Stäblein/ bind zerstossenen Hanff in ein leinen Tüchlein / und machs oben an das Stäblein/stoß es in heisses Baum-Oel/ und brenne das Uberbein so lang / biß das Haar abgehet / so vergeht es/ soll probirt seyn.

Item für die Uberbein / nimm Jngber / und ungelöschten Kalch / pulversire es / und legs auf das Uberbein/ so du es vorhin beschaben hast / picke es ein wenig drey Tage mit einer Flietten / am vierdten Tag bind ihm gestoßnen Zwibel auf/ es geneset.

Oder von einer Haselstauden alle Morgen eine frische Gerten genommen / und reibe das Uberbein wol damit/ bestreiche hernach die Stätte mit frischem Speichel / so vergehet es ; oder nimm eine Leber von einer Henne / zerstoß sie / und und mische sie mit Gersten-Mehl/ und leg es dem Pferd über / so wirst du dich verwundern.

Oder nimm von einem Luchs die ungenannte Klaue/ umreisse damit das Beinwachs schelblich / und mache auch ein Creutz darüber mit der Klauen / biß es bluten wird.

Item nimm eine Flietten / picke damit das Uberbein/nimm das Weisse von einem Ey/ darnach Brandwein/und ungelöschten Kalch/machs zu einem Pflaster/ und schlags über/es hilfft.

Oder nimm vor einem Pfenning Senff-Mehl/ und ein Loth Salve gestossen/temperirs untereinander/ nimm guten Essig / und mach aus dem Mehl ein Taiglein / so viel du bedarffst / nimm darnach ein Leder / so groß/ daß es über das Uberbein oder Beingewächse gehe/ und es überreiche / mache Löchlein darein mit einer Flietten / streich das Taiglein darauf / und binds dem Roß über / Morgens und Abends / allzeit frisch/ treibs einen Tag sechs oder sieben / so wirds das Uberbein aufätzen und ausgehen / darffst vor oder darnach weiter nichts thun / als obbemeldtes Pflästerlein auflegen / es wird von Grund aus heilen; oder schneid die Haut am Uberbein auf / und ledige die Haut eines Thalers breit ab / nimm dünn-geschlagen Bley / auch eines Thalers breit / das in der Mitten ein Löchlein habe / nähe es zu/ daß das Bley darinnen bleibe sechs Tage / thu es hernach heraus / mache ein Taiglein von Waitzen-Mehl und Terpentin/ legs etliche Tage nacheinander auf / biß es heilet.

Oder nimm/ im abnehmenden Monden/das Wasser von einem Leichstein / der auf einem unterdruckten Grabe ligt / da es stehen bleibt / wann es geregnet hat / thu es in ein Gefässe / alsdann nimm ein klein wollenes Tüchlein/dunck es in das Wasser/ und streich das Uberbein offt und viel damit / es vergehet / wie auch alle Elebogen/so wol Menschen/als Viehe.

Oder brenne die Haut am Uberbein ein wenig auf/ bind ihm Wachs darauf / wann es offen ist / so wirff Spangrün darauf/ es hilfft.

Item brenne das Roß auf dem Beinwachs / biß sich die Haut rümpffet / und leg auf den Brand Grünspan / thue das drey Täge/ es hilfft/ und leg allzeit Huflattich-Blätter gantz oder zerquetscht auf.

Oder reiß dem Pferd die Haut oben und unterhalb des Gewächses mit einer Luchsklauen auf/im abnehmenden Monden / nimm darnach Brandwein und Spangrün / mische es / thue es auf hänffenes Werck/ wie ein Pflaster/legs auf ein wollenes Tuch/und binds über den Riß/ wiederhole es allzeit am dritten Tage/ biß du Besserung merckest.

Item nimm Jungfrau-Hönig also kalt/und streichs dem Roß auf das Gewächs herum / alsdann nimm einen Laib Brod / so heiß er aus dem Ofen kommt / brich ihn voneinander / und bind ihn also heiß auf den Schaden / daß er nicht herab falle / laß ihn Tag und Nacht darob ligen / diß thue einmal oder drey / so lindert und verzehrt es das Gewächse.

Herr Seuter gibt dieses Mittel: Nimm ein wolschneidend Messer/spalte die Haut ob dem Uberbein auf/ und schehle ihm die Haut rund herum ab/nimm darnach einen wolschneidenden dünnen Meissel / setz ihn zwischen dem Uberbein und rechten Bein / schlag darauf / so löset sich das Uberbein vom Schenckel / das thue heraus / ziehe hernach die Haut wieder zusammen auf den Schenckel / ists vonnöthen / so mache einen Hafft / nimm Rettich und Rheinberger Schmeer / jedes gleich / stoß es wol durcheinander / thue es in eine Pfannen / wärme es wol / streichs auf ein Tüchlein / und legs so warm auf die Wunden / als du es mit der Hand leiden kanst / laß es drey Tage darauf ligen / so ist es wiederum heil; darnach bähe das Bein mit Wein und Butter / so heilt es hinweg / schaue aber / daß sich das Pferd nicht belecken möge.

Item mache einen Taig aus Semmelmehl / binds drey Tage lang auf das Uberbein / am vierdten Tage / ist die Haut nicht offen / so öffne sie/binde Säukoth und Semmelmehl/ mit nüchterm Speichel angemacht/ darüber / in drey oder vier Tagen ledigt sich das Uberbein von sich selbst/ist bewährt.

Hat ein Pferd den Elenbogen / so picke mit einem Laßeysen den Elenbogen sehr wol / nimm darnach ungelöschten Kalch/Nuß/und das Weisse von einem Ey/stoß ein Glas gar klein / und mische es darunter / mache ein Pflaster daraus/bind es drüber/es hilfft.

Item nimm zwey Hand voll Knoblauch / so viel Welscher Nußkern/und zweymal so viel Schmeer/stoß alles untereinander/biß ein Koch daraus wird/ schmiere den Elenbogen so lang/biß er vergehe.

Wann ein Pferd Wärtzen hat / so nimm Ringelblumen / koche sie im Schmaltz/ und binde sie auf; oder so der Beck den Ofen wischet / so nimm den Wisch also heiß / so bald er aus dem Ofen kommt / stoß ihn in einen Kübel mit Wasser / thue das zwey- oder dreymal / damit das Wasser warm werde / alsdann wasche die Wärtzen damit/ sie vergehen; man kan diß auch den Leuten brauchen. Das gewisseste ist für die Wärtzen / sie mit einem scharffen Messer oder Beißzänglein herab schneiden oder zwicken/ die Statt mit einem heissen Eysen brennen / und mit kühlenden Brandsalben wieder heilen.

Agrimonia-Safft mit Essig gemischet und über die Wärtzen gebunden / sie fallen ab / und heilet schön darunter.

Cap. XCVIII.

Fürs Knie-hängen/hincken/ verstauchen/auskegeln und verbällen.

Wann ein Pferd für die Knie hängt / das kommt von dem / so ein Pferd starck geritten worden / und ihm das Geäder spannet / darzu taugen denn alle Mittel / dardurch das Geäder gelindert wird/ wie allbereit angezeiget worden: Nim einen jungen noch blinden Hund / der über zwey oder drey Tage nicht alt ist/Baumöl und alt Rheinberger Schmeer/eine Hand voll Wallwurtz mit Kraut und allem/ gieß guten Wein daran / und laß es zu einem Mues sieden / reibe das Pferd damit von den Fesseln an / biß an den Bug/ drey Tage nacheinander.

Item nimm gestossene Kranwethbeer und Seiffen gleich viel / mische es durcheinander / und streiche das Pferd wider die Haar.

Oder nimm klein-zerstossenen Knoblauch/geuß Essig darüber / laß es also drey Tage stehen / reibe die Schenckel wol gegen den Haaren / mit einem wollenen Tuch/ aufs wenigste einmal des Tages.

Das Hincken ist ein verdrießlicher Zustand / bevoraus auf den Reysen / daher wol darauf Acht zu haben / und bey Zeiten vorzubauen / wann ein Pferd den vordern Fuß (wie Herr Johann Battista di Galiberto sagt) nur mit der vordern Spitzen auf die Erde setzt/ indem er gehet/so ist der Mangel in dem Huf/rührt er aber die Erden mit der Fersen nicht/ so ists ein andere Ursach/ wann er hinckt / indem man ihn umwendet / so ist der Mangel in den Bügen / wann er hinckt / da er abwärts gehet / und thut kurtze Tritt / so mangelts vornen an der Brust.

Wann ihm ein Schenckel an der Flechsen schmertzet/so reib ihm solchen wol mit Oel und Saltz; wäre ihm aber ein Knie geschwollen/so nimm Essig/Bohnen-Mehl und Semmel-Brosam / temperirs und binds über das Knie.

Oder nimm Hirschen-Marck mit Hönig vermischt und aufgebunden / wie besagter Herr Galiberto bezeuget.

Idem bezeuget/wann einem Pferd das Eysen druckt soll man nehmen Oel / Wein und Saltz / eine Salbe daraus machen und einschlagen / e vedrai (sagt er) l'effetto.

Herr Seuter sagt: Wann ein Roß hinckt/und man weiß nicht / was ihm gebricht/ so nimm hänffen Werck/ weich es in Eyerklar/ und binds über den Fuß/ daran es hinckt/und beschlags/es wird bald besser.

Das beste ist / ein Pferd recht erkennen / wo es ihm mangelt / so kan man auch hernach auf allem Fall bequemliche Mittel appliciren.

Für das Verstauchen: Nim halb Wein und halb Wasser / Ottermenigkraut und Weintrebern / seuds wol/bähe es/und binds über.

Sind die Kegel verstaucht/ so nim Gersten-Kleyen/ Rauten / Hauswurtz / und die gelbe Rinden vom Holunder/stoß alles wol/ sieds in starcken Essig / und binds ihms warm über.

Heublumen in Essig oder Treuffwein gesotten und warm übergelegt/und etlichmal nacheinander abgewechselt/dienet sehr wol.

Oder Leinsaamen gar klein zerstossen/Essig und viel Löffel voll Hönig darzu gethan / laß untereinander sieden/daß es ein Taig werde/schlags dem Pferd mit einem wollenen Tuch über/ so warm es zu erleiden/ und laß es drey Tage darauf ligen.

Item nim Baumöl und Butter/ jedes ein Pfund/ Lohröl acht Loth/ sied es durcheinander/ und schmier das Pferd warm damit.

Wann einem Pferd ein Knie geschwillt / daß es hincket / so nimme Blätter von Ahorn / also grün / wie du sie haben magst / stoß sie wol / und bind sie auf / hilfft auch für die Knie-Geschwär.

Wann ein Pferd hinckt / und man weiß nicht / was ihm ist / so nimm Leinöl / laß es in einer Pfannen wol sieden / nimm darnach ein Tuch / reib ihm das Bein wol mit dem Oel / thu es drey Tage nacheinander / so wird das Bein groß geschwellen / und wird sich die Geschwulst unten ausziehen / laß aber vorhero den Huf unten wol auswircken / ehe du das Oel brauchest / darnach nimm Bärenschmaltz / und schmier es damit / so vergeht ihm das Hincken in wenig Tagen.

Wann ein Pferd krämicht ist / so nimm Oleum Ceræ, und Baumöl untereinander / stoß darnach ein wollenes Tuch darein / und binds dem Pferd über das Bein acht Tage nacheinander / alle Tag einmal / so wirds wieder gesund.

Wann sich ein Pferd verrenckt hat / nimm Populeum, Althea, Lohröl / Regenwurmöl / jedes zwey Loth / und einen Vierding Hundsschmaltz darunter / und warm damit wol geschmiert / wann du es zum andernmal brauchest / so nimm der ersten vier Salben / vier Loth von jedem / und einen Vierding Hundsschmaltz.

Oder nimm für das Verstauchen Roßzirch / Butter und Bier / seuds untereinander / binds auf / so heiß es seyn kan / es hilfft in einer Nacht.

Item Schellkraut-Wurtzen / spitzigen Wegricht / und Hollerblätter / in einem Scherben gedörrt und gepulvert / hernach zweymal so viel Speck von einem Bär-Schwein genommen / zerlassen in einer Pfannen / das Pulver über dem Feuer wol darunter gerührt / und Pflaster-weise über das verrenckte Glied gelegt.

Item Essig und Kleyen untereinander gesotten / und warm überbunden.

Oder Windwachs und Heublumen in Tröpffwein gesotten / und warm damit gebähet; oder Heublumen und Attich mit Essig gesotten / und warm gebraucht; item Haarlinsen oder grobe wäitzene Kleyen.

Item Schwartzwurtz gestossen und gesotten / und warm überbunden / oder Knoblauch zerstossen und mit Lager-Brandwein überbunden.

Ist ein Pferd in den Fesseln verzuckt / so nimm Dachsen-Schmaltz / seuds wol / streichs auf ein rauhes Leder / das noch nicht geschaben ist / binds dem Pferd also heiß mit einem wollenen Tuch über; nimm Wermuth eine Hand voll / streiff die Blätter ab / seud solche in gutem Essig / bähe den Schaden damit aufs heisseste es zu leiden / und verbinds mit einem Tuch.

Wann ein Pferd auskegelt / so schmier das Glied gar wol mit warmen Lohröl / dann zerlaß neues Wachs / in einem neuen Hafen / darunter thue wolgestossene Pfirsichkern / ziehe eine grobe Leinwath dardurch / die bind auf das wärmste um den Kegel / mit einem breiten starcken End fest zu / und reut bald auf eine Höhe / oder sonst hin und wieder / kehr es aber nicht kurtz oder gähling um / verbind es also alle Tage zweymal / und reuts allezeit darauf / das thue vier oder fünff Tage / es ziehet das Glied wiederum ein / und soll bewährt seyn.

Wer mehr haben will / besehe Herrn Seuters und andere gute Roß-Artzney-Bücher.

Für das Verbällen ist die gewisseste und offtermal bewährte Kunst / daß man dem Pferd die Eysen fleissig ausraumet / wann etwan Erden oder Steinlein zwischen Eysen und Huf wäre / alles beyseits thäte; hernach auf einer Feuerschauffel heissen saubern Aschen / wie er aus dem Feuer kommt / in den Huf schüttete / und alsbald scharffen Wein-Essig darauf giesse / und mit Werck wol vermachete / daß nichts heraus falle / also über Nacht stehen liesse. Diß habe ich von weiland Herrn Hans Ernsten / Herrn von Scherffenberg / Generalen über die Cavallerie / einem redlichen Teutschen Patrioten / und meinem sehr grossen Patron / bekommen / und es selbst vielmal probirt und warhafft befunden.

Tabernæmontanus fol. 596. will / man soll Brosam von Rocken-Brod in gutem Wein-Essig weichen / und dem Pferd etliche Abend damit einschlagen.

Man kans auch sonst wol / wann man eine starcke weite Reyse thun muß / und harte steinichte Wege hat / alle Nacht in der Herberge / zur Vorsorge / thun.

Item nimm ungelöschten Kalch / in Brandwein abgelöscht / Eyerklar und gestossenen Knoblauch darunter gemischt / und eingeschlagen / ziehet alle Hitz aus den Hüfen.

Item brich ihm die Eysen ab / nim̃ Eyer und Saltz / auch Hanffkörner / stoß es zusammen / schlag ihm drey Tage nacheinander ein.

Oder stoß Knoblauch und Speck untereinander / und schlag ihm warm damit ein.

Oder nimm einen guten Brocken Schmaltz / laß es in einer Pfannen warm werden / wirff eine Hand voll Saltz darein / thue es also heiß in den Huf / vermachs wol mit hänffen Werck / daß es nicht heraus komme.

Oder brich ihm das Eysen ab / laß ihm wol auswircken / nim̃ frisches Hönig / laß es wol heiß werden / gieß ihms in den Huf / und vermachs mit Werck; diß ist auch gut / wann ein Roß schwürige Hüfe hat.

Wann ein Pferd auf der Reyse verbällen will / so nim̃ heissen Aschen / Saltz / Essig / und allweg zu einem Huf ein gantzes Ey / zerschlags mit samt der Schalen / vermisch es mit den andern Stücken / und schlag dem Pferd ein / und vermachs / ist auch bewährt und fast dem ersten Mittel gleich.

Item schlag ihm mit einem Flietel in die zwey Ballen unter dem Kegel / biß Blut heraus rinnet / brich ihm die Eysen ab / und thue gestossenen Weyrauch mit frischem Wasser täglich auf die Ballen. Unzähliche mehr andere Stücke sind zu finden in den Roß-Artzney-Büchern.

Einem einen Possen zu machen / daß sein Pferd hincke / wann mans thut etwan einem guten Freunde / der einen auf dem Lande besucht / ein paar Tag länger aufzuhalten / so mag es passiren / thut mans aber einen zu betriegen / und ihm das Pferd abzuschwätzen und abzudrucken / so ists ein Diebstal / und heisst: Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris, soll allein nicht aus Betrug / sondern aus guter Intention geschehen; wilt du nun diß practiciren / so nimm drey oder vier Roßhaar zusammen / und binds dem Pferd fest um den Fuß / gleich unter den Fessel / laß es aber nicht zu lang; ist eben als

wann man ein Pferd macht / daß es nicht isset / so reibt man ihm die Zähne mit Zwibel / oder Inslet / so scheinet es auch/ als ob es kranck wäre / wann man ihm aber nur Gaum und Zungen/sonderlich die Zähne mit Saltz und Essig reibt/ wirds besser/ hat aber gleiche Meynung damit.

Cap. XCIX.

Fürs Vernageln/ Tretten und Einreichen.

Das Vernageln geschihet entweder / daß sich ein Pferd selbst in einen Nagel tritt / oder daß es von ungeschickten und unvorsichtigen Schmieden vernagelt wird; wann man bald merckt / daß ein Pferd in einen Nagel getretten / ist nichts bessers / als man ziehe den Nagel alsobald heraus / er sey blutig oder nicht / verbind ihn mit einem saubern Tüchlein/ daß kein Lufft darzu komme / und so bald man altes Schmeer bekommen kan/ stecke man den Nagel hinein/ und verwahre das Schmeer in einer Schachtel / so heilet es von ihm selber aus / und wird das Pferd nicht hincken.

Andere stecken den Nagel nur in einen Schmeer-Laib / oder verschlagen ihn alsobald in die Erden / nehmen alsdann grün Wachs und treuffen es heiß hinein/ vermachens mit hänffen Werck/und halten den Huf etwas übersich/biß das Wachs erstarret/welches gar bald geschihet.

So ein Roß vernagelt worden wäre / soll man ihm den Nagel ausziehen / und dem Pferd Mausöhrlein-kraut klein geschnitten unter dem Futter zu essen geben/ und es ein Tag oder drey im Stall stehen lassen/so heilet die Versehrung/ wann es schon schwieret/ und das Roß sehr hinckt; und ist solches ein gewisses Experiment, welches ich (sagt Tabernæmontanus fol. 510.) offtermals mit grosser Verwunderung gesehen / und auch selbst erfahren habe.

Item Hirsbrey wol gesotten mit Hirschen-Unschlit oder altem Schmeer/ das Eysen abgebrochen / und auf den Schaden wol heiß gebunden/und des Morgens wieder beschlagen.

Herr Johann Adam Stettner von Grabenhof hat mir diß Recept auf folgende Weise gegeben: Nimm eine Hand voll frischen Hirsbrein / koche solchen / wie gewöhnlich / mit Geißmilch / etwas dicklicht / thue zuletzt einer Haselnuß groß Schmaltz darauf / aber saltze es nicht; schlage hernach dieses Koch gantz warm in den Huf/ und verwahre es/ daß es nicht heraus falle/ solches thue des Tages zweymal Morgens und Abends / das überbleibende Koch kanst du wiederum wärmen und gebrauchen; es ist sicher ein gut Remedium, wanns nicht gar zu grob vernagelt ist/ und ehe der Schaden unterkötigt wird.

Diß folgende habe ich auch vom Herrn Stettnern: Wann ein Pferd gar grob vernagelt ist / so daß es schon Materi zu geben anfangen will/ so mach dem Huf Lufft/ und brenn ihm ein mit Hartz oder Hirschen-Unschlit / sodann nimm zwantzig biß dreyssig kleine Krebsen/ zerstoß sie frisch in einem Mörser / mit so viel jungen Brenn-Nesseln auch zerstossen / schlag diese Sachen ein/ in und um den Huf / diß thue etliche Tage nacheinander; der Schmied aber soll täglich zweymal darzu sehen / damit die Materi nicht überhand nehme/dann sonsten der Huf abgehet/und man lang damit zu thun hätte/ biß der Huf zu vorigen Wolstand käme; damit aber solcher wieder zunehmen kan / nimm Zwibel/zerstoß ihn / und bind ihn auf den Huf/zum Preiß/oder unter das Haar/alle Tag einmal / und diß continuire vierzehen Tage / oder noch länger.

Hätte mans aber zu lang übersehen / so nimm altes Schmeer / Hönig / gleich so viel gestossenen Schwefel/ und Lorbeer/ ein wenig Kupfferwasser / sied alles durcheinander / laß ihm zu dem Tritt raumen; oder aber/ wann du die vorigen Stück nicht hättest / so renne und brenne ihm Althea in den Schaden / thue es alle Morgen/ehe das Pferd trincket/biß es besser wird.

Oder nimm Nesselwurtzen / stoß sie wol / mit Saltz abgemischt / und scharffen Essig darüber gossen / schlage dem Pferd damit täglich ein / spühreſt du Besserung / so nimm Bocken-Unschlit und neues Wachs/und ein wenig Leinöl/ renn ihm damit ein/ schlage ihm darnach mit seinem eigenen Zirch und kaltem Wasser ein/und schone seiner etliche Tage.

Das vernageln aber erkennest du also: brich dem Pferd die Eysen ab / greiff mit einer Zangen an den Enden des Hufs herum / wo es hincket / und wo es zuckt / dort ist es vernagelt / schneid derselben Stelle fein subtil zu / biß du das Eyter erreichest / alsdann nimm Brandwein / und brenn ihm über einem heissen Zain ein / und schütte darauf Saltz / und alsdann schütte wiederum Brandwein darüber / darnach nimm hänffen Werck / und legs darauf / thue das vier Tage nacheinander / allemal ehe es trincket / wann du ihn hernach wieder beschlagen lässest / so richte das Eysen/ daß es an dem Ort / wo der Schaden gewesen / nicht auflige.

Item nimm wolgesottenen Hirsen und Hasen-Schmaltz/ untereinander gemenget/ die Eysen abgebrochen / und warm über den Fuß gebunden / und über Nacht stehen lassen; kanst du das Eyter nicht finden/ so geuß kalt Wasser auf den Huf/welcher Nagel am ersten trocken wird / den zeuch heraus / daselbst steckt das Eyter/ nim̃ hernach Mauerpfeffer / den zerstoß mit Saltz/ thue es in das Loch / und schlag das Eysen wieder auf; item zeuch den Nagel heraus / und säubere den Ort/ nimm weissen Zuckerkandel/ laß ihn hinein brennen mit einem heissen Eysen / thue es also fünff Tage nacheinander/ so wirds besser.

Wann sich ein Pferd getretten hat/ so nimm Hönig und neues Wachs / zerlaß es untereinander / und legs auf den Tritt.

Oder nimm Brandwein und ungelöschten Kalch/ auch das Weisse von einem Ey / mach ein Pflaster daraus/und bind es auf.

Item nimm einen Hasenbalg / hacke ihn gar klein/ auch Hasenschmaltz und Bronnenkreß / eines so viel als des andern / stoß alles wol zusammen / mache ein Pflaster daraus / und legs über / es ziehet allen Schmertzen aus.

Oder wasche dem Roß den Schaden mit warmen Bier gar wol aus; hitze alsdann einen Ziegel / nimm neues Wachs / und brenne es damit ein/ verbinde darnach den Schaden/ und vermache ihn aufs beste/ so du kanst/mit leinen Tuch oder Leder/ daß kein Wasser darzu könne/es heilet bald und ohn alles Eyter.

Item nim̃ Rocken-Mehl/ machs mit Essig zu einem Taig/backs hernach wie ein ander Brod/legs also warm voneinander gerissen auf den Schaden / doch muß die Wunden vorher mit Bier/weissen Wein/ oder gesaltzenem Wasser wol gesäubert seyn.

Neugebacken Rockenbrod (wann schon das Mehl nicht mit Essig angemacht ist) hilfft auch.

Oder hitz ein wenig Schmaltz / gieß es heiß auf den Tritt/das dörret ab/ und heilet; item streue ihm ungelöschten Kalch darein / oder leg ein Dörrband darüber/ von Alaun/Eyerklar und Brandwein gemacht.

Wann in dem Tritt faule Löcher wären / so nimm Alaun/Grünspan und Vitriol/reibs klein/und vermisch es unter Hönig und Essig / streich es in den Tritt und faulen Schaden.

Wann ein Pferd einreicht / und man noch weit zu reysen hat / so putze den Schaden mit warmen Wein oder Bier erstlich sauber aus / hernach nimm Knoblauch/ungesaltzenen Butter/und Schweinkoth/machs mit Essig an / und legs wol warm über den Schaden/ es lindert / verzehrt die Geschwulst / und zertheilt das Geblüt / man muß es aber alle Nacht brauchen / biß es heilet.

Das Einreichen ist / wann ein Pferd mit den hintern Füssen ungeschicklich hervor greifft/ stösst und trifft das Geäder an den vordern Füssen/geschihet nicht leichtlich auf ebnen Wege / sondern wann mans zu lauffen gähling ansprengt/oder am Auffstehen/ wann ein Pferd strauchelt oder fällt / oder so man über einen Graben/ oder Gehäge sprengen will / dafür ist nichts besser / als die Cantharides-Salben/deren im 94 Capitel dieses Buchs gedacht worden / salbe den Schaden damit / einen Tag oder zween/ alle Tage zweymal / und thu ihm hernach gantz nichts mehr / biß ihm das Haar und die Rufen gantz abfällt / darnach nimm Semen Nigellæ, und Salvey/ beede klein gepulvert / mische das mit Hönig und Eyerdotter/ und Terpentin / reib den Schaden damit / und binds auf den Schaden / dieses thu also bey acht Tagen/ darnach salbe es mit erstgedachter Salben; diese Salben dienet auch zu dem Elenbogen/ Uberbein/und allerley Gallen an den Füssen.

Für alte Tritt: Nimm das Kraut Hünerdärm / zerstoß es fast wol / druck den Safft daraus / durch ein Tuch / thu ein wenig Saltz darunter / und bestreiche den Schaden damit / es heilt in wenig Tagen; oder schneid ihm den Tritt auf / und streuß warmes Jnslet darein / so wol auch Schmeer / Schwefel / gestossene Myrrhen / Hönig / Baumöl und Speck / von jedem ein wenig / doch eines so viel als des andern / so wird es heil.

Wann ein Pferd eingereicht hat / so nimm Eibischwurtzen und Pappeln/ stoß es durcheinander/ thue daran altes Schmeer/ Althæa, Dachsenschmaltz und Hönig/laß es miteinander sieden/und leg es über den Schaden/so lang biß es gar ausheilet.

Ein vernageltes Pferd bald wieder zu gebrauchen: Wann es anfangen will zu schwieren / muß man ihm fein ausschneiden / und wann das Leben aufquillet / so nimm das Weisse vom Ey/und lebendigen Kalch/mach einen Taig daraus/thue es auf den Schaden/das treibt das Leben zuruck / darnach streue Grünspat-Pulver in die Wunden / und hänffenes Werck darauf / zerschmeltz es mit einem warmen Eysen / Pech / und verkleib das Werck/ daß kein Wasser darein kommen kan/ schlag ihm das Eysen wieder auf / und reute wohin du wilt/ probatum est.

Wann ein Roß in einen Nagel tritt / der ihm in den Huf hinein gehet / so nimm heisses Baumöl und Lohröl durcheinander/gieß es ihm in den Schaden.

Wann ein Pferd vernagelt ist / so stoß Mausöhrlkraut / thue dem Pferd den Safft davon in das Nagel-Loch / und laß es davon essen / oder brich ihm das Eysen ab/ raum mit einem Auswirck-Eysen hinzu/ wo es Eyter hat / geuß heissen Terpentin darein / vermachs mit Werck / daß kein Wasser darzu komme/ schlag ihm mit altem Schmeer ein/und brauch eine Huf-Salben.

Item nimm sauber Mehl und guten Wein / siedes in einem wol-vermachten Hafen / laß es halb einsieden/ thue es auf ein Tuch/ schlags auf den Schaden/ und laß es sieben Tage darauf bleiben.

Martin Böhmen gibt diese Tritt-Salben: Nimm ein viertels Pfund Hönig / sechs Loth Terpentin / vier Loth Grünspan / vier Loth Alaun / zwey Loth Silberglött/ alles gestossen. Das Hönig laß bey dem Feuer von ferne gar wol kochen / und wanns genug gekocht hat / thue den Terpentin darein / darnach die übrigen Stücke gestossen auch hinein gethan / und eine gute Stunde gekocht/und umgerührt/daß es nicht übergehe/ thus auf ein Werck/ und leg es auf den Schaden/ es heilet sehr wol.

Cap. C.

Für die Räpffen/ Maucken/ Straubhuf und Spatt.

Wann an einem Pferd die wilden Räpffen ansetzen / so wirds oberhalb des Preisses/ in den Fesseln/auch wol bey den Knien voll Rauden/ stieglicht und runtzlicht / wässert nicht / sondern die Rauden sind trocken / und wanns auf eine vollbrachte Reyse wider stehet/ so ziehen die Rauden an/ thun ihm wehe / und hincket / biß es ein wenig erwärmet / als ob es spänig wäre: Nimm derhalben ein Viertel Alaun / ein Viertel Vitriol/ Galitzenstein / Bleyweiß und Lorbeer jedes pro sechs Kreutzer / von hart gesottenen Eyern fünff Dottern / Schmaltz ein halb Pfund / stoß alles klein/ und rührs durcheinander / laß es bey dem Feuer einen kühlen Wall thun / daß es sich am Boden nicht anlege/ schmier das Pferd fein warm/ doch muß man die Haar vorher wol wegschneiden / wasch auch vorher die Räpffen wol ab mit einer scharffen Laugen / das laß trocken

werden/ und hernach erst schmier das Pferd mit obiger Salbe/ wann du es also drey oder vier Tag geschmieret hast/ und die ledigen Rauden allgemach herab bringest/ wasch es alsdann wiederum mit scharffer Lauge/ laß es abtrocknen/ und schmiers wieder/ so lang/ biß es heilet.

Für die Räpffen: Nimm grüne Nüß/ mit samt der Schelffen/ wie man sie einmacht/ stoß sie wol/ und druck den Safft aus/ und salbe das Pferd alle Tage damit/ vorher aber wasch es mit Wein.

Item nim̃ zwey Theil Dachsen-Schmaltz/ und einen Theil Fuchs-Schmaltz/ zerlaß es durcheinander/ und schmier das Pferd damit.

Item nim̃ Hönig und Baumöl gleich viel/ wärme es miteinander/ und bestreich die Räpffen/ so fallen sie ab von Grund aus.

Item nimm ein Stuck Speck drey Finger breit/ und zween Finger lang/ bestecke solchen voll mit Habern/ zünd ihn an/ und laß ihn ins Wasser treuffen/ nimm das Feiste heraus/ misch eine Hand voll Schießpulver und Ochsengall wol darunter/ und salbe das Pferd warm damit.

Item nimm Schießpulver/ Grünspan/ Alaun/ und alt Schmeer/ mach eine Salben daraus/ und brauch es warm.

Item frische abgebrochene föhrene Zapffen/ und frischen Küheharn/ darinnen seud sie/ biß drey Finger/ ein/ wasche dem Pferd die Räpffen alle Abend/ so warm es seyn kan/ und alle Morgen mit frischem Stroh gegen den Haaren gerieben/ ist bewährt und gut.

Wann die Räpffen erst wollen ansetzen/ so nim̃ Venedische Seiffen/ schneids klein/ nim̃ nüchternen Speichel/ mach die Seiffen zu einem Sälblein/ und schmiere es offt warm damit.

Item nimm einen Hasen voll rother Schnecken/ thu eine Hand voll Saltz darauf/ und seihe sie wol aus/ wann sie zergangen sind/ schmier das Pferd täglich zweymal damit/ thu es acht Tage nacheinander/ wann das Haar lang ist/ so halts fein trucken/ und hab Acht/ daß es sich nicht lecke.

Item Schwefel/ Alaun und Baumöl durcheinander temperirt/ und so heiß es zu erleiden ist/ damit gesalbt. Es muß aber der Schaden vorher etlichemal wol mit scharffer Lauge gewaschen und wieder trocken werden/ ehe man diese Salben braucht.

Item nim̃ ein Pfund Schmaltz/ ein Pfund Klauenfett/ laß es zusammen heiß werden/ und rühr zwey Loth Grünspan darunter/ so wird eine grüne Salbe daraus/ wasche das Roß zuvor mit scharffer Laugen/ und wanns trocken ist/ so schmier es damit.

Item nim̃ Schwefel-Oel/ und etlichmal damit gesalbt; item Hönig und zerstossenen Knoblauch untereinander gesotten/ warm auf hänffen Werck übergelegt/ und drey Tage darauf gelassen.

Item wasch es offt mit warmen/ erst aus der Kuchen gekommenen Abwasch-Wasser.

Für die Maucken/ muß man sie mit einer Flieten vorher wol picken/ die Zäpffen abschneiden/ und wol verbluten lassen/ alsdann mit scharffer Laugen/ darinn Vitriol gesotten/ wol gewaschen/ und wann es trocken worden/ so nim̃ Schießpulver/ Grünspan und Alaun/ jedes ein Loth/ Härings-Milch von drey oder vier Häringen/ alt Schmeer/ das Weisse von Eyern/ und ein wenig Milchraum/ mach eine Salbe daraus/ und schmier das Pferd Morgens und Abends/ entzwischen aber laß es in keine Nässe kommen.

Item Schweinen Schmaltz/ den Safft von Attichkraut und Wermuth/ mach eine Salbe daraus/ und brauche sie.

Oder nim̃ von einem Schwein die Gallen/ und altes Schmeer/ mach eine Salbe daraus/ und brauche sie/ hilfft gewiß und ist offt probirt worden.

Item brenns mit einem heissen Eysen/ picks darnach mit einer Flieten/ nimm altes Schmeer/ zerlaß es/ thue das Unsaubere davon/ nimm Holderblätter/ und der mittlern Rinden Safft halb so viel/ stoß und rühr es wol durcheinander/ schmiers damit alle Tag einmal/ es dörrt und heilet.

Oder nimm Kalch/ Ruß/ Wein oder Essig/ misch alles zu einem Mues/ schlags dem Pferd über die Maucken/ und so es sich wol hat erblutet/ nimm Schellwurtz/ sied sie wol in Wein/ wasch es also warm damit/ salbe es darnach mit Hönig/ so wachsen die Haar wiederum.

Oder brenne den Ort wol mit einem heissen Eysen/ picks darnach mit einer Flieten/ und leg gebähetes Rockenbrod mit Saltz also warm darauf/ laß 24 Stund also ligen/ alsdann thu es wieder weg/ und streue gepulverten Grünspan darein.

Oder Venedisches Glas zu kleinen Pulver gestossen/ und so viel Schwefel darunter/ und mit Baumöl ein Sälblein gemacht/ und warm gebraucht/ ist auch gut für die Räpffen.

Wann ein Pferd Straubhüfig ist/ so wasche die Füsse mit Saltzwasser/ und mach ein Seil oder Rigel von Erbsenstroh/ reib es damit/ darnach wasch es mit warmen Bier/ biß es heil wird.

Item schlag alsobald dem Pferd die Fessel-Ader; darnach nim̃ eine Kanne Bier/ sechs Loth Grünspan/ ein halb Pfund Schmeer/ koch es/ und mach eine Salben daraus/ und schmiere alle Morgen die Strupffen damit.

Item ungelöschten Kalch/ mit Manns-Harn abgelöscht/ denselben mit Eyerklar temperirt/ und auf die eingewurtzelte Rauden gestrichen/ das thue alsbald du es merckest/ sonst wird die Materi hart/ du kanst es hernach reuten/ wohin du wilt/ thu es vier- oder fünffmal/ so fällt das Haar mit samt der Wurtzen heraus/ und wird besser.

Item nimm eine Kannen Wagenschmier/ ein Seidlein Schweinen Fett/ eine gute Hand voll Kalch/ vier Loth Spangrün/ fünff Loth Büchsenpulver/ sechs Loth grauen Schwefel/ alles zerlassen und zur Salben gemacht.

Diß Gebrechen kommt allein an den hintern Füssen/ zwischen der Kronen und unter dem Preiß am Huf/ wächst oben heraus an dem Preiß eine Geschwulst/ hat aber unter sich im Huf eine tiffe Wurtzel/ öffne ihm die Geschwulst mit einem scharffen Messer/ daß es wol blutet/ nim̃ darnach eine grosse Wachskertzen/ damit treuffe dem Roß wol ein in den Schaden des Tags zweymal/ drey Tag nacheinander/ alsdann öffne es abermal/ und laß es wol bluten/ brauch die Wachskertzen wie vor/ sechs Tag nacheinander/ darnach nim̃ ein Werck/ streu es wol mit Saltz ein/ bind ihms über vier Tag täglich einmal/ so wird es heil davon.

Wann ein Pferd strupffhärig ist / oder über Winter geronnen hat/ so scheer die Haar sauber ab mit einem Scheermesser / nimm darnach ein Pfund weisse Seiffen / seuds in einem Kessel / da ein Eymer voll Wasser hinein gehet / wasche das Pferd alle Tag drey oder viermal / das thue drey oder vier Tage ; hernach nimm Schwefel und Mayenbutter/ mach eine Salbe daraus/ und schmiers damit; folgends nimm gebrannten Alaun/ den wirff ihm Abends darein / Morgen wasche es mit scharffer Lauge gar wol / und das thue so viel Täge / so lang die Rauden nicht heraus will / alsdann nimm Baum-Oel / salbe es einen Tag oder zween damit / so werden die Rauden gelbfarb / nimm sodann gebrannte und gepulverte Schuhesohlen / wirffs darein / so heilet es/ laß das Pferd entzwischen in kein Wasser gehen ; wann des Alauns zu wenig wäre/ so nimm Kupfferröth/ siede den in einem halben Eymer Wasser auf die Helffte ein/ und wasche das Pferd alle Tage zweymal damit/ es hilfft.

Oder nimm einen guten Theil Wäitzen-Mehl/ sied es mit Wasser zu einen dicken Brey / zerlaß darnach Kübelhartz/ halb so viel/ vermisch und temperiere solches wol mit dem Brey durcheinander / daß es ein Pflaster werde / streichs auf ein wüllen Tuch / und leg es also warm auf die Strupffen / laß es drey Tage darauf ligen/ darnach ziehe das Tuch geschwind hinweg/ so bleiben die Butzen und Kolben an dem Tuch hangen / alsdann wasche das beschädigte Ort mit warmer Lauge / und wann es trocken worden / so temperiere Nuß-Oel und Eyerklar durcheinander / und salbs damit / so heilet es bald.

Der Spatt kommt auch an den hintern Beinen/ nahend bey den Elenbogen / inwendig bey dem Geäder/ wird eine harte Beulen / davon hinckt ein Roß / von Stall aus gar starck / biß es erwärmet / thue ihm die Haut Creutzweis auf dem Spatten auf / bind ihm gestossene Müntzen darauf drey Tage/ so wirds besser.

Item scheer ihm das Haar auf dem Spatt hinweg/ brenn die Haut / biß sie falb wird / und sich rumpffet / nimm dann Scharlachkraut und Wegricht/ jedes gleich viel / stoß es wol durcheinander / bind ihm Safft und Kraut auf den Spatten sechs Tage / täglich zweymal/ so wirds besser.

Andere nehmen Wegricht und Hünerdärm / und brauchens auf erst fürgeschriebene Weise.

Wann ein Roß spättich ist / oder werden will / so durchbrenne die Stätt alle / und säe Grünspan darein/ darnach binde darüber heisses Brod / und wasch es mit Wasser/ darinn Ysopp gesotten ist.

Item nimm Venedische Seiffen und ungelöschten Kalch gleich viel / und das Weisse von einem Ey / zerklopffs wol / und thue die obgemeldten Stück darzu / daß es ein dünnes Müeslein werde / streichs auf ein sauberes Leder / und legs über den Spatten / Elenbogen und Bein-Gewächse / es vertreibts in wenigen Tagen / doch muß das Pflaster täglich frisch angemacht seyn.

Wann ein Pferd in den Fesseln wund ist / nimm eine Ochsengall / und alt Schmeer / laß es durcheinander zergehen / und daraus eine Salbe gemacht / das Pferd damit wol geschmiert / und in kein Wasser gehen lassen.

Für die Räpffen : Nimm Strupffwurtzen / gut zerrieben Schießpulver und altes Schmeer / misch es wol durcheinander / und salbs damit / es heilet von Grund aus.

Für die Maucken: Nimm gestossenen Pfeffer/ und brennten Alaun / stoß diese zwey Stück untereinander/ daß es zu Pulver wird / und wann ein Pferd die Maucken bekommet / so wasch es sauber / und laß wiederum trocken werden / darnach reibe das gedachte Pulver in die Maucken/ so lang biß es heilet.

Eine gute Salben für die Räpffen : Nimm um drey Groschen Alaun / und drey Groschen Kupfferwasser / um sechs Groschen Grünspan / und ein rostiges Eysen / leg diese Stück alle in ein Geschirr / gieß Urin darauf / und laß es zwey Tag und Nacht also beysammen stehen / wasch dem Pferd zuvor die Füsse mit Laugen / hernach dreymal mit dieser Materi die Füsse mit einem Pensel geschmiert/ es heilet und ist bewährt.

Wann ein Pferd in einen Stumpen getretten hat/ so nimm alt Schmeer / Schwefel und Lein-Oel / stoß alles untereinander / nimm ein wollen Tuch / streichs auf / und binds auf den Tritt / laß es drey Tag und Nacht darauf gebunden / wann du es hernach aufbindest / wirst du den Stump auf dem Pflaster finden. Etliche wollen/ man soll die Räpffen allein in den Kniebügen / und sonst nirgends suchen / weil sie nur daselbst wachsen / da soll man aufs kleinste gepulverten Schwefel nehmen / ihn mit gesaimtem Hönig mischen / und die Räpffen damit schmieren / hernach in drey oder vier Wochen nichts mehr thun / biß die Räpffen gar abfallen / wann aber solche wiederum wachsen / so salbs wieder / wie zuvor / verhüte es für Koth und Wasser / damit vertreibt man auch die Strupffen / der Laist wächst allein auf dem Preiß / an den vordern und hintern Füssen.

Für die Räpffen : Nimm ein Vierding Büchsenpulver auch so viel Schwefel/ stoß es klein/ wie ein Mehl/ thu darzu altes Schmeer/ einen Vierding Baum-Oel/ und von etlichen Eyern das Weisse / temperir alles untereinander / und schmier das Pferd damit/ biß es heilt/ hernach schmier es / wanns heil ist / mit Dachsen-Schmaltz / oder Baum-Oel mit Bleyweiß temperirt/ und die Räpffen damit geschmiert ; oder thue Brenn-Nesseln in einen Topff / brenns zu Aschen / wasch die Räpffen mit Kupfferwasser oder Manns-Urin wol aus/ streue den Aschen darein/ es hilfft geschwind.

Für die Räpffen : Wasch das Pferd sauber / einoder zweymal mit Laugen / nimm darnach ein Pfund Baum-Oel / das Weisse von vier Eyern wol geschlägen / Lohröl vier Loth / Bleyweiß acht Loth / Mastix ein Loth / Weyrauch ein Loth / Terpentin ein Loth / Essig ein Löffel voll / Wachs zweyer Eyer groß / das alles zusammen geschüttet / in einem Pfännlein zerlassen/ und das Pferd bey einer Glut geschmiert.

Oder nimm von zweyen Eyern das Weisse / zerschlags wol / thue darein zwey Löffel voll Baum-Oel / Vitriol/ gebranntes Alaun / vor drey Kreutzer Brandwein / daß es eine Salben werde / schmier die Räpffen damit / über zwey oder drey Tage/ wasch es wieder ab/ fein sauber mit Laugen/ kratze die Räpffen weg / salbs alsdann wieder / es heilet / scheere vorher die Haar ab/ damit du besser darzu kanst.

Oder nimm Salmiac/ Grünspan/ und das Weisse von zweyen Eyern/ schlag alles durcheinander/ binds dem Pferd auf die Räpffen.

Item Queckfilber mit Baum-Oel getödtet/ Schieß-pulver gestossen/ eine Salb daraus gemacht/ und das Pferd damit wol warm geschmiert.

Für zerklobene Füsse und Straub-Füsse/ nimm Hönig/ Bocken-Inslet/ Rindern Marck/ Baum-Oel und Mayenbutter/ eines jeglichen gleich viel/ mit Wein gemenget/ mach eine Salben daraus/ und salbe dem Pferd die Füsse damit/ ist bewährt.

Cap. CI.

Allerley Gallen.

Die Gallen ins gemein/ kommen offt von Natur/ offt von feuchten Dämpffen des Stalls/ offt wann ein junges Roß zu hart geritten wird/ oder wann man der Schenckel nach harter Arbeit nicht wol pfleget/ geschihet es/ so schneide die Haut über der Gallen auf/ nimm die Blasen/ darinn die Gall ist/ mit den Fingern heraus/ und heile den Schnitt mit guten Heil-Salben. Oder nimm Hönig/ schön Mehl/ ein Glas mit Wein/ das Weisse von einem Ey/ Brandwein/ oder Vitriol und Kalch/ mach ein dünnes Müeslein/ und streichs darüber; wilt du Gallen auslassen/ so nimm Lein-Oel und weisses Mehl/ mach ein Pflaster daraus/ und bind es auf das heisseste darüber/ so rinnen sie aus.

Für die Gallen an den Beinen: Nimm Küh-Urin/ ungelöschten Kalch/ Essig/ und das Weisse von Eyern/ misch es durcheinander/ laß es in einem Hafen sieden/ schlag mit einer Flieten in die Gallen/ und bind es in einem Tüchlein darüber.

Wann ein Pferd die Gallen hat: Nimm Essig/ Mehl und Manns-Harn/ mach es bey einem Feuer wol untereinander/ schlags dem Pferd um den Fuß/ so gehen sie weg/ es habs gehabt/ so lang es wolle.

Für die Strüpffen: Nimm Ochsengall/ Büchsenpulver (dessen aber muß zweymal so viel seyn) und Grünspan/ machs zu einer Salben/ schmier das Roß acht oder zehen Tage damit; oder nimm Schellkraut/ druck den Safft daraus/ und wasch das Pferd damit/ ist der Schaden aber alt/ so nimm die Wurtzen vom Schellkraut und Schwartzwurtzen/ stoß beede klein untereinander/ thue darzu Pfeffer/ Schießpulver/ und Grünspat/ rührs im Gloriet ab/ und binds dem Pferd auf.

Oder nimm Eychen-Mieß/ seud ihn in Küheharn/ und binds auf die Strupffen/ so heiß es das Pferd erleiden kan/ es hilfft.

Wann ein Roß straubfüssicht ist/ so nimm ungelöschten Kalch/ Leinöl/ Wagenschmier/ jedes so viel als des andern/ und binds dem Roß warm über die Schenckel.

Eine Salbe für Gallen/ Spatten und Elenbogen: Nim ein Pfund Butter oder Rheinberger-Schmeer/ und 50 Cantharides oder Spanische Mucken/ rühr es wol untereinander/ so wird eine Salbe daraus/ scheer dem Pferd auf den Schaden die Haar weg/ schmier diese Salben mit einem Höltzlein darauf/ und verhüte/ daß sich das Pferd nicht lecken möge.

Wann eine Gall geöffnet ist/ und will sich die Geschwulst nicht setzen/ so nim Baumöl/ Eyerklar/ Brandwein/ zerriebene Seiffen/ Waitzen-Mehl/ Geißmilch/ zerriebenen Ofen-Laim/ Menschenkoth und Harn/ Wermuth und Saltz/ zertreibs wol auf einer Glut/ laß es kalt werden/ streichs auf ein leinen Tüchlein/ legs auf/ und laß es drey Tage ligen.

Item nimm ein Quintlein Saffran gar klein zerrieben/ ein Loth Pfeffer und so viel gestossenen Ingber/ und gutes frisches Senff-Mehl/ thus untereinander/ hernach so viel Ochsen-Gallen/ als es zu einer Salben genug ist/ ein Pflaster zu machen. Darnach laß das Haar auf beeden Seiten der Gallen wegscheeren/ und leg diß Pflaster zweymal des Tags über/ so lang biß es Löcher gewinnt/ alsdann lege kein Pflaster mehr über/ sondern schmier um die Löcher eine Salbe/ die heilt und Haar wachsen macht. Oder nimm Hönig/ das Roß wird (wie Herr Seuter sagt) in zehen Tagen genesen.

Die Floß-Gallen sind meistens in den hintern Füssen/ in den Knien. Martin Böhmen sagt/ man soll ein solches Pferd werffen/ wol binden/ und mit einem guten Scheermesser das Knie öffnen/ darnach eine grosse eyserne Nadel nehmen/ und ein klein hären Seil durchziehen/ das muß täglich fortgezogen werden/ damit es sich nicht verstelle/ und wann es aufgeschnitten ist/ so wird Wasser heraus lauffen/ darum muß das Seil bewogen und fortgezogen werden/ daß es rein heraus lauffe/ wasche es hernach alle Tage mit warmen Wein/ biß es heilet; das hären Seil muß 14 Tage darinnen bleiben/ so heilet es von sich selbst.

Oder/ stosse dem Pferd ein glühend Eysen in die Floß-Gallen/ lege die Schmollen von einem heissen Brod darüber/ und laß es drey Tag darauf ligen/ dann nims weg/ und nim Kübelhartz/ und altes Schweinen Schmaltz/ mach daraus eine Salbe/ und verbind den Schaden damit/ so heilet er.

Oder nim gepulverten Schwefel/ gepulverte Tannenblätter und Pech/ jedes gleich viel/ vermisch diese Stücke mit altem Schweinen Schmaltz zu einer Salben/ verbinde den Schaden damit/ es heilet/ und ist probirt nach Tabernæmon. fol. 596. Gezeugniß.

Item nimm guten Brandwein/ ungelöschten Kalch und Eyerklar/ misch alles durcheinander/ und binds mit einem Werck über die Gallen/ es dörrts hinweg.

Item nimm zwey Loth Spanische Mucken/ drey Loth Rheinberger Schmeer/ thue das Häutlein fein sauber davon/ und zerstoß es in einem Mörser zu einer Salben/ thus in eine zinnerne oder blechene Büchsen/ zum Gebrauch/ streichs auf ein Tüchlein/ so breit als die Gall ist/ gar dünn/ und legs darauf/ binds mit einem leinen Tuch zu/ und binde das Pferd auf/ daß es sich beyleib nicht belecke. Wann es anfängt zu rinnen/ so fleusst es starck/ da muß man auch verhüten/ daß es nicht auf die blossen Füsse rinne/ sonst würde es die Haut aufetzen/ so fliesst die Gall in dreyen Tagen aus.

Herr Seuter gibt auch folgendes Mittel / und sagt: (daß man ein Pferd weder schneiden noch brennen darff) Reut das Pferd / daß es erwarme / nimm alsdann Seiffen / legs in ein warmes Wasser / und laß sie zergehen / mach es dann wieder warm / wie du es an den Händen leiden kanst / wasche es damit / nim darnach ein wüllen Tuch / stoß es in das warme Wasser / und legs über / das thue drey Tage nacheinander. Viel andere bewährte Mittel kanst du in den Roß-Artzney-Büchern finden.

Die Stein-Gall ist in dem Huf inwendig / die man am Auswircken an ihrer röthlichen Farbe leicht erkennet / laß ihm dieselben sauber ausschneiden / nimm zwey oder drey Spinnen / verbrenns darauf mit einem heissen Eysen / und sodann nimm weissen Zucker-Candi / und brenn ihn über den Spinnen ein / und Wachs oben darauf / schlag hernach das Eysen wieder auf / das andere und dritte Beschlächte / wiederhole dieses gleichesfalls / aber allzeit im abnehmenden Monden. Andere brennen weissen Weyrauch darauf / und nehmen hernach Hönig und Lein-Oel / rösten es in einer Pfannen / biß es braun wird / und thuns auf die Stein-Gallen. Andere lassen dem Roß wol auswircken / daß es wol blute / und brennen ihm darnach einen Mastixkern darauf / wann es aufgehört zu bluten; oder nehmen Salpeter klein gestossen / und brennens mit einem glühen Eysen ein / thun darnach Ochsen- Hirschen- und Schäfen-Unschlit mit Saltz gemengt heiß darauf / oder brennen Drachenblut darauf.

Oder / wann dem Pferd vorher dünn ausgewirckt worden / so giesse heisses Lein-Oel in den Huf; item drey- oder viermal Alaun darauf gebrennt.

Cap. CII.

Für den Vollhuf / Leben zurucke treiben / und den Hufzwang.

Diß Stuck / für die Vollhüfigkeit / habe ich vom Herrn Johann Rudolph Borschitta / so er für bewährt gehalten / bekommen: Nimm zwey Loth braunen Zuckerkandel / vier Loth Drachenblut / vier Loth Mercurium, und zwey Loth Grünspan / machs zu einer Salben; wirck dem Roß rein aus im abnehmenden Monden / schlag ihm auch die Stral-Ader / damit das verbrannte Blut heraus komme / streich ihm die Salben über den andern Tag in den Huf / reiß ihm hernach das Eysen wieder ab / wirck ihm aus / biß aufs Leben / streich ihm die Salben wieder in den Huf / thue es acht Tage nacheinander / das Pferd wird besser / und gewinnt wiederum gute Hüfe / streich es fleissig an mit guter Hörn-Salben.

Item nim Terpentin und Zucker / misch es untereinander / machs warm / schlag dem Pferd damit ein / so heiß es zu erleiden ist.

Wann einem Pferd der Kern ausgehet / so nimm die grünen Blätter von Sevenbaum / stoß sie klein in einem Mörser / thu ein gutes Schmeer darzu / stoß es wol durcheinander / und leg ihms über den Kern / es treibt ihn wol hintersich / oder lege die Cantharides-Salben auf den Kern / davon Cap. 94. zu finden.

Für den Vollhuf: Nim guten starcken Essig / thue gestossen Kupfferwasser darein / nimm ein wollenes Tüchlein / netz es darinnen / und schlag es dem Roß über / und in den Huf / wird es trocken / so netz es wieder ein / und thu dieses so offt / biß ihm der Kern vergehet / doch schneid vorhero fein wol aus / probatum est. Item Hönig und zerlassen Vitriol darauf gelegt.

Item / so ein Roß vollhüfig ist / laß ihn dünn auswircken / und brenn ihm Mastix darauf / nimm hernach Vitriol und Grünspan / machs untereinander / nimm Roßzirch darunter / daß es fein dick wird / und schlag ihm ein.

Item / wann du ihm dünn hast ausgeschnitten / so schlag ihm das Eysen wiederum auf / nimm Schuster-Pech / zerlaß es in einem Pfännlein / daß es wol heiß werde / gieß ihms in den Huf / will es zum erstenmal nicht helffen / so thue es wieder / wann du das Pferd zum andernmal / im abnehmenden Monden / beschlagen lässest.

Item / wann du ihm dünn hast ausschneiden lassen / so nim Wein-Essig und Vitriol / laß es halb einsieden / und gieß es aufs wärmeste in den Huf / und vermachs mit Werck / halt aber eine halbe Stund oder länger den Huf in die Höhe / über 10 oder 12 Tage thue es wieder / und das thue fünff- oder sechsmal nacheinander. Diß ist aus des Herrn Heinrichen von Ranzau geschriebenem Haus-Buch.

Oder nimm guten Essig und heissen Aschen / und thu ihms also warm in den Huf.

Wann das Pferd einen Fuß zuckt / und nicht recht darauf tritt / doch die Beine und Knie biegt / so ist es nur im Huf / und druckt ihm das Leben / daß zu viel heraus dringt / so nimm Pech / und schlag ihm warm damit ein / wann mans beschlägt / es treibt das Leben fein zurücke.

Wann einem Roß das Leben aus der Kronen / oder sonst am Huf austritt / gibt Martin Böhmen folgendes Mittel: Nimm ein Loth Grünspan / ein halb Loth Mercurium, und von dreyen Eyern das Weisse / mach alles zu einer Salben / und streich es dem Pferd auf; wo aber das Leben nicht wieder zuruck will / so nimm Mercurium, reib ihn klein / und streich ihm darauf / es wird wol zurucke weichen; siehest du aber / daß viel Eyter in dem Schaden ist / so suche darnach / dann es pflegt gemeiniglich ein Eyterbein darinnen zu seyn / das must du mit einem kleinem Zänglein heraus ziehen / und hernach diese Salben brauchen: Nimm ein halb Pfund Hönig / sechs Loth Alaun / drey Loth Grünspan / zu einer Salben gemacht und darauf gelegt / biß es heraus heilet. Man muß dem Pferd auch mit Einschlag warten; im Sommer nimm Heiternessel / Saltz / Essig und Eyer / rührs durcheinander; im Winter aber nimm Sauertaig / Saltz / Essig / Eyer und rothen Bolus, und schlag ihm ein / man muß das Pferd allzeit / im abnehmenden Monden / dünne auswircken.

Den Kern hintersich zu treiben: Nim Rockenbrosen und Saltz / und schlag ihm ein.

Item / wann einem Pferd der Kern heraus wächst: Nimm Bolarmeni, ungelöschten Kalch / und das Weisse von Eyern / mach eine Salbe daraus / schlag drey Tage nacheinander damit ein / lege Werck darauf / und ver-

heffte es mit zweyen Höltzern / daß es nicht heraus falle/ ist bewährt/ wie Herr Seuter saget.

Der Huf-Zwang ist / wann die Hüfe hinten gar schmahl und zusammen wachsen/ aussen an den Wänden herum viel übriges Horns/ und inwendig wenig Kerns haben: dafür nimm Wachs / seuds in Schmaltz / daß es weich werde / schlag damit ein / und laß das Pferd einen Tag oder zween darauf stehen/ es hilfft/ und wird gesund.

Item siede Waitzen mit Schmaltz / daß er weich werde/ stoß ihn/ und binds dem Pferd über die Hüf / in einem wollenen Tuch.

Oder nimm Leinsaamen und altes Schmeer / stoß es in einem Mörser durcheinander, binds dem Pferd über die Hüf/ so wird es gesund.

Martin Böhmen sagt/ der Huf-Zwang komme daher / wann man die jungen Pferde nicht zu rechter Zeit beschlagen lässet / so wächset ihnen der Horn gar lang herunter/ und wo das Eysen soll aufgeschlagen werden/ wächset ihm der Huf gar spitzig zu/ an der Kron / dicker und stärcker am Horn / als an den Zähen. Hinten an den Strahlen wächset ihnen der Horn auch gar zusammen: Erstlich / wann der Mond gar neu ist / soll man dem Pferd sein dünn auswürcken / biß auf das Leben/ und hinten an den Strahlen wol weit ausschneiden / dem Roß das neue Eysen fein weit zurichten / daß sich der Huf wieder voneinander geben und wachsen kan / darnach richte dem Pferd diesen Einschlag zu: Nimm Saurteig/ vier Loth Hasenfett/ ein viertels Pfund altes Schmeer / ein Pfund gestoßnen Leinsaamen / dieses durcheinander gerührt und gekocht/ dem Roß warm damit eingeschlagen/ vier Wochen nacheinander/ so kriegt das Pferd wieder gute Hüfe. Nimm Ruben/ richte sie zu/ als solte man sie essen/ nimm darnach Schmeer und Schafkoth/ stoß alles durcheinander / und schmier dem Pferd die Hüfe damit.

Es ist / wie gesagt / dem Pferd leicht anzukennen / wann es den Huf-Zwang hat / da ihm der Huf gar schmal und enge zusammen wächset / auch der Kern weicht / und viel übriges Horns hinten und vornen ist / aber wenig Kern/ dafür schneid dem Roß gar wol aus vornen am Schuß/ und hinten an der Fersen / biß aufs Leben / schlag ihm ein Scheer-Eysen auf mit einem Schrauffen / hinten an den Stollen / damit du das Eysen auf- und zuschrauffen magst / schrott ihm den Huf auf beyden Seiten des Strahls / biß auf das Lebendige/ mit Fleiß auf / damit du dem Pferd das Bein im Huf nicht berühreſt / nach dem Aufschrotten / schlag ihm das obgemeldte Scheer-Eysen auf/ nimm Linset/ lauters Korn / Zwibel und alt Schmeer / eines so viel als des andern / seud alles durcheinander / schlag dem Pferd damit ein / drey oder vier Tage nacheinander; wann du den Einschlag ausraumest / so misch ihn wieder unter den neuen / und schrauff ihm das Eysen wiederum auf/ eines guten Strohalms breit/ weiter / und schlag ihm wieder vor ein / und über drey Tage mach es abermals um einen Strohalm weiter / diß thue so lang / biß du befindest/ daß der Huf seine rechte Weiten erreicht habe; darnach brich ihm das Eysen ab / und schlag ihm eines auf / das wol breit / und durchaus dick sey/ innen und aussen; nimm dann neues Wachs/ lauters Korn / Hönig mit samt dem Wachs / seud alls durcheinander / und schlag damit ein acht Tage / alle Tage einmal zu Morgens / laß es alle Tag gemach ins Feld gehen / und wann du Besserung empfindest / so bedarffst du dieses Einschlags nicht mehr / nichts desto weniger schlag ihm alle Abend mit Kühkoth/ oder seinem Zirch und kaltem Wasser/ ein.

Wie man aber die Hüfe mit einem geschrauffeten Scheer-Eysen nach und nach auseinander bringen kan / besiehe in Herrn Seuters vortrefflichen und bewährten Roß-Artzneyen das 160 Cap. fol. 382. so zu Augspurg Anno 1599 gedruckt worden.

Cap. CIII.

Von Kernschwinden/ bösen Hüfen/ Hornklufften und Löchern in den Fesseln.

Wann der Kern schwindet / so nim alt Schmeer/ Sauerteig/ und Sevenbaum/ auch ein Dutzet Eyer / menge alles durcheinander / und schlag darmit ein; item nim Hünerkoth / weiche es in einem Topff / und schlag dem Pferd damit ein; oder nimm Brandwein und gestossenen Grünspan / leg es auf den Kern mit hänffenem Werck.

Herr Hainrich von Ranzau gibt in seinem geschriebenen Haus-Buch dieses Mittel: Nimm Hünerkoth und Schaf-Bohnen / Eberwurtz und Knoblauch / mit altem Schmeer / alles durcheinander gestossen / und eingeschlagen / und sagt / es sey gar bewährt / vorher aber müsse es im wachsenden Monden dünn ausgewirckt seyn.

Item / nachdem du dem Pferd wol ausschneiden und die Eysen widerum hast aufschlagen lassen / so nimm den Kern aus einem Holder / Knoblauch / altes Schmeer / und Sevenbaum / stoß es wol untereinander / und schlag damit ein / laß es darinnen bleiben / biß du reuten wilt / so thue es heraus; wann du wieder heimkommest/ so schlag ihm wieder damit ein/ soll gar bewährt seyn.

Item nim Leinsaamen/ gesottene Ruben/ Knoblauch und Speck/ zerstoß es untereinander/ schlag ihm damit ein/ so wächst der Kern fein hernach.

Oder nim Wachholder-Oel/ und schmiere den Kern warm damit/ wann ihm ausgeschnitten wird.

Item nim Knoblauch/ je mehr/ je besser/ Bronnenkreß und junge Holderblätter / Rheinberger Schmeer und Saltz/ temperirs untereinander / und schlag dem Pferd damit ein.

Wann ein Pferd böse Hüfe hat/ und du ihm solche bald wilt wachsen machen / so nim Hönig und Mehl/ mische es durcheinander / und streichs dem Roß oben auf die Kron.

Item Kühe- und Roßkoth mit Leinöl / seud es miteinander/ und schlage ihm täglich Morgens und Abends zweymal ein.

Für zerspaltene Hüfe: Nim Pfeffer / Kohlblätter/ Knoblauch / alt Schmeer / und Baumöl / eines so viel

als des andern/ sieds durcheinander/ schneide dem Pferd dünn aus/ und schlag damit ein/ darnach bind über den zerspaltenen Huf heisses Terpentin mit einem Werck/ thu es etliche Tage/ biß es heilet.

Für reissende Hüfe: Nim̃ Lindenpast / der erst abgescheelet ist/ eine gute Hand voll/ schweinene Schwarten und Hufplatschen/ eines so viel als des andern/ nim̃ darzu so viel Schaf-Lorbeer / als der andern Stücke alle sind / stoß es wol durcheinander / thu es in einen Hafen / thu darzu zwey Pfund Schäfen Inslet / ein Pfund Tannenpech / seud es wol/ und drucks durch ein Tuch / was alsdann im Tuch bleibt / damit schlag dem Roß ein/ und hätte es den Huf gantz weggetretten/ daß man ihm keinen Nagel schlagen könte / dennoch kriegt es gar in kurtzer Zeit einen sehr guten Huf.

Oder nim̃ Lohröl/ Hönig/ Wachs und Hartz alles untereinander zerstossen / und dem Roß damit eingeschlagen/ es ist gerecht/ und hilfft bald.

Für böse Hüfe seud Kühekoth und Leinöl untereinander / schlags dem Pferd kalt in die Hüfe / alle Tage zweymal.

Für zerschrunden Preiß oder Fessel: Nim̃ Hirschen-Inslet eines Ey groß / und Ferniß gleich so viel / zerlaß es untereinander / und thue ein wenig Kupfferwasser und Spangrün darunter / schlag ihms über den Schaden; oder nim̃ das Weisse von etlichen Eyern / thu ein wenig gestossenen Alaun darunter/ misch es untereinander/ und schmier das Roß damit; oder nim̃ Eibischwurtzen/ stoß sie wol/ und seuds in Hönig/ Wein und Baumöl/ thu darzu ein wenig lebendigen Kalch / alt Schmeer einen Vierding/ so viel Alaun/ Terpentin und Gersten-Mehl/ mach ein Koch daraus/ binds dem Roß alle Tage warm über den Preiß/ biß es heilet.

Kern wachsen machen: Nim̃ alt Schmeer / Rockenbrod und Zwibel/ schneids klein durcheinander/ und machs warm/ laß das Roß wol reuten/ daß es schwitzet/ schlag ihm ein / und thu es in der Wochen viermal; oder nimm Leinöl/ alt Schmeer/ Holunder-Laub/ Krebsen und Knoblauch / stoß es alles durcheinander / und schlag dem Pferd damit ein; oder nim̃ alt Schmeer/ Sevenbaum/ Knoblauch und Saltz/ stoß es durcheinander/ schlag ihm täglich damit ein/ wirck ihm dünn aus/ daß es blutet an allen Enden / schlag ihm darauf den erstgedachten Einschlag ein.

Wann das Eyter oben am Preiß ausbricht / so nim̃ Hönig und Spangrün/ Alaun/ Knoblochsafft/ und Lohröl/ temperier es untereinander/ so hast du eine gute Salben zu allen dergleichen Schäden; oder ist das Pferd oben am Preiß offen / oder hat es sich sonsten gebrennet / so nim̃ Hundsschmaltz / und Lohröl untereinander zerlassen/ und salbe das Pferd damit/ darnach nim̃ Camillenpulver/ und streue es dem Pferd ein.

Für das Kernschwinden: Nim̃ Knobloch / kleine Krebsen neun oder eilff gantz / (quod videtur superstitiosum esse) zwey Loth Spanische Mucken / eine gute Hand voll Saltz / ein halb Pfund alt Schmeer / je älter / je besser / diß alles gestossen / und im Schmeer zusammen geschmeltzt/ daß eine Salbe daraus werde/ und dem Pferd damit eingeschlagen.

Hüfe wachsen machen: Nimm junge Zwibel / zerstoß sie samt den Röhren wol / misch alt Schmeer und Leinöl darunter/ schmier dem Pferd Huf und Preiß alle Tage wol; item schmier Huf und Preiß mit Speckschwarten/ so unter dem Kraut/ das auf dem Tisch kommet / gesotten ist / allzeit im wachsenden Monden / es hilfft wol.

Item nim̃ rohen Zwibel/ und bind ihn oben an den Saum/ allweg über den andern Tag.

Oder nimm reinen Speck / und lege ihn in Bier/ Wein/ oder Essig/ und schmiere ihm alle Abend die Hüfe damit.

Item nim̃ Wagen-Pech / alt Schmeer und Knobloch/ eines so viel als des andern/ stoß es durcheinander/ und reib ihm alle Abend den Huf damit.

Item nim̃ gestampften Haidenbrein / siede ihn in einem Wasser / daß er zu einem Mues wird / schlage es dem Pferd um den Huf und Preiß/ aufs wärmeste/ und laß es drey Tage darauf.

Item nim̃ Scheer-Rüblein / oder Pfätter-Rübel/ dörre sie wol / laß sie darnach sieden / stosse sie in einem Mörser/ mische darunter einer Faust groß Butter/ und so viel Schäfenes Unschlit/ mische es gar wol zusammen/ laß dem Pferd wol auswircken / und es wieder neu beschlagen/ darauf schlag ihm ein.

Hätte ein Pferd die Hüf erhitzt/ so laß gerollte Gersten im Wasser weich sieden / zerstosse sie hernach zu einem Taig / thue Hönig und eine halbe Untz gestossenen Kümmel darzu / schmier die Hüf aussen und innen mit Schmeer / darnach lege ihm obgemeldte Salben auf / aus- und inwendig über den gantzen Huf/ und verbinds/ daß nichts herab falle.

Die Hornklüffte zu vertreiben / wasche ihm erstlich die Klufft sauber aus mit Wein / darnach beschabe ihm die Klufft mit einem scharffen Messer / daß der Horn verneuret werde / sodann nimm Bocken-Unschlit/ Terpentin / weiß Hartz / und neues Wachs / eines so viel als des andern/ samt einem Glas voll Baum-Oel/ laß es in einer Pfannen / bey einem Feuer / untereinander zergehen und wiederum kalt werden / streiche davon dem Roß in die Klüfft / es heilet in vier Wochen. Du magst es darnach wol reuten/ aber alleweg beobachten/ ob etwan die Salbe aus der Klufft gefallen wäre / auch bald wiederum ein anders hinein streichen / doch nicht weiter / denn die Klufft ist / es zöge sonst den Kern heraus.

Für die Hornklufft soll man ein Köchlein machen von Dünckel-Mehl mit Weissem von Ey / und darauf binden/ so wird sie wieder gantz.

Wann das Leben daselbst heraus träte / so treibs wieder zurück mit dieser Salben: Nim̃ ein Loth Grünspan / ein halb Loth Mercurium, und von drey Eyern das Weisse / machs zu einer Salben/ und legs darauf; wann das Leben wieder hinein getretten/ so brauche diese Salben: Nim̃ ein viertels Pfund Hönig / sechs Loth Alaun / drey Loth Grünspan/ ein Loth Terpentin / in einem neuen Topff wol gekocht / und immer umgerührt/ daß es nicht überlauffe / hernach auf die Hornklufft geschmiert und mit Werck zugebunden/ die Salbe soll man mit einem heissen Eysen einbrennen.

Item nimm Eysenkraut/ stoß es wol/ und thue den Safft in die Hornklufft/ es hilfft.

Oder nimm grosse grüne Eydechsen / thue sie in einen neuen Hafen in Wein und Oel/ laß es wol vermacht

miteinander sieden / biß sich die Eydechs von den Grätten abledigt; darnach nimm so viel Schäfens Unschlit / so viel des Oels gewesen / thue auch ein wenig frisches Wasser darzu in denselben Hafen / rühr alles wol untereinander / und wanns kalt worden / so salbe dem Pferd die Hornklufft des Tages zweymal / es wächset bald zusammen.

Oder nim Rocken-Korn / sieds im Wasser / biß es zergehe / und wie ein Koch werde / binds heiß mit starckem Leder auf die Hornklufft / das erweichet das Horn / und ziehet die Klufft wieder zusammen.

Oder sied Korn in Milch / wie oben gesagt / schlage es heiß über / biß das Horn weich wird / stich alsdann mit einer Ahlen dardurch / und heffte die Klufft mit einem Schuhmacher-Drat zusammen / wie Tabernæmont. fol. 589. lehret.

Oder nim gerollten Hirsen / sied sie im Wasser / thue darzu ein Stuck Hirschen-Unschlit / und das Weisse von einem Ey / und seud es wol / daß es wird wie ein Pflaster / streichs auf ein Tuch / und binds warm über / thue es einmal alle Tage / biß es zusammen heilet.

Wann Löcher in den Fesseln oder Fersen sind / muß man solche nicht zu gähe zuheilen / sondern täglich sauber reinigen / und gebranntes Hünerkoth / oder weiß-gepulvertes Hundskoth darein säen / oder aus denen vor zusam verzeichneten Heil-Salben oder Wassern eines oder das andere / nach Belieben / brauchen / und entzwischen das Pferd in kein Wasser gehen lassen.

Cap. CIV.

Vom Strahlschwären / Eyter im Huf / vom Huf oder von der Sohlen stehen.

Wann einem Pferde die Strahlen schwären / so laß ihm gar dünn auswircken / nimm hernach ein halb Pfund Terpentin / und so viel Bocken-Unschlit / thue es in eine Pfanne / und laß es miteinander zusammen schmeltzen / streichs auf ein hänffen Werck oder Leder / leg ihms auf die Strahlen / und vermachs mit Creutzweise in die Eysen eingestemten Spänen / so werden sie frisch / und hören auf zu schwären.

Wann aber einem Pferd der Kern offen stünde / so ist das Leben vorne auf den Zähen gar weich / befindest du es nun also / so leg ihm diß Pflaster darauf: Nim drey Loth Grünspan / zwey Loth Mercurium, und von sechs Eyern das Weisse / leg ihms auf / wo du siehest / das Leben ausgetretten / so fängt es an wieder sich zu verlieren; warte hernach dem Pferd mit guten Einschlägen und Horn-Salben wol.

Item / wann dem Pferd der Ballen oder Strahl schwieret / so nim Knobloch / alt Schmeer und Essig / mache ein Pflaster / und legs darauf / das ziehet fein das Eyter heraus / man muß aber ein hänffen Werck wol darüber legen / daß es nicht abfalle.

Oder den Strahl mit warmen Essig gewaschen / und hernach heissen Aschen darauf gethan / täglich einmal / alsdann Eyerklar / gebrannten Alaun und Weyrauch vermischt und übergebunden.

Item Hanffkern gestossen / und dem Pferd drey oder vier Tage damit wol eingeschlagen / und mit Werck vermacht; wann einem Pferd der Strahl schwiert / so geuß heisses Hönig darauf sieben- oder achtmal / und laß entzwischen in kein Wasser kommen.

Wann ein Pferd unter den Eysen / auf dem Kern / einen Spalt hat / und Feuchtigkeit von sich gibt / hat mir Herr Hanns Adam Stettner von Grabenhof folgendes Recept gegeben: Klopffe Eyerklar in einem Töpfflein wol ab / lege darein einen abgestandenen / aber nicht gar gelöschten Kalch / schlags dem Pferd in den Spalt / etliche Tage nacheinander / so wird sich die Besserung bald zeigen.

Wann Eyter in dem Huf ist / und mans nicht kan finden / so brich das Eysen ab / geuß (wie Herr Seuter lehret) Käswasser / oder gesaltzen Wasser auf den Huf / an welcher Stelle das Wasser weicht / daselbst ist das Eyter / und so du es gefunden / so laß es aus mit einer Flieten / so viel und gut du kanst / gieß heisses Hirschen-Unschlit in den Huf / decks zu mit Werck / und schlag das Eysen wieder auf.

Oder nimm Pech und Jungfer-Wachs / gleich viel / zerlaß und schlag es in ein Tüchlein / und legs über das Loch / und den andern Tag thue es wieder herab / Morgens frühe / so wird es viel Eyter an sich gezogen haben; nim alsdann Bocken-Unschlit / treuffs mit einem heissen Eysen hinein / biß das Loch voll wird / oder gieß heisses Leinöl darein / vermachs mit Wachs und Wagenschmier / daß kein Koth darein komme.

Oder nimm die Brosamen vom Rocken-Brod / vermisch es mit Saltz / geuß Erbsenbrühe darauf / und saltz es noch besser durcheinander zwey- oder dreymal / biß daß es gleich hart wird / binds alsdann über das Loch / worinn das Eyter ist / so wird es solches gäntzlich ausziehen.

Wann ein Pferd Eyter im Huf hat / und du wilt es suchen / so brich das Eysen ab / und beschneid ihm den Huf wol / nim darnach eine Zange / begreiff auf den Nagellöchern / und so weit du hinein magst / um und um wol / und wo es zuckt / daselbst suche das Eyter / wann einem Pferd das Eyter oben auf dem Preiß ausbricht / so säubere es wol ab mit einem Tuch / und gieß ihm heisses Baum-Oel hinein / du solt ihm aber erstlich die Eysen abbrechen / und / nach Gelegenheit / zu dem nächsten Loch raumen / davon das Eyter ist oben ausgebrochen / und solt das untere Loch im Huf offen behalten / daß der Unflat hinaus mag rinnen. Das obere Loch am Preiß soll man dörren und zuheilen; es kommt bißweilen / daß einem Roß das Eyter auf dem Preiß ausbricht / und man meynet / es sey recht und gut geheilet / so bricht es doch darneben wiederum auf / und diß soll es wol ein viertel Jahr treiben / dann es heilet gantz ungern / so nimm Arsenicum, Schwefel und ungelöschten Kalch / misch es mit Terpentin / und bind es über; dieses trocknet aus der massen fast / es muß aber gar klein gepulvert seyn; wann der Strahl faulet / laß dem Pferd ausschneiden / wasche ihm mit gesaltzenem Wasser die Feuchtigkeit fein rein aus / nimm darnach Hirschen-

Inslet/ geuß ihms warm ein/ und vermachs wol/ geuß darnach gelbes Wachs darauf/ es hilfft.

Oder nim̃ Hirschen-Inslet/ Terpentin und Hönig gleich viel/ zerlaß es/ und geuß warm in den Strahl/ und verbinde es mit Werck gar wol/ etliche Tage lang.

Für das Gliedwasser: Nim̃ ungebeutelt Rocken-Mehl und Kühekoth in gleicher Quantität/ einen guten Hafen voll/ verlutir ihn/ setz ihn in eine Glut/ biß alles glühend wird/ stoß es darnach zu Pulver/ laß kalt werden/ damit kanst du alle fliessende Brüche und Schäden heilen/ wo die sind.

Wann ein Pferd vom Huf stehet/ nimm Essig und guten Kalch/ mische es/ und binds darüber/ laß über Nacht stehen/ wasche es dann ab/ und nim̃ alt Schmeer/ Quecksilber/ Alaun/ Schwefel und Streuff-wurtzen/ mach eine Salben daraus/ und schmiers darmit.

Oder nim̃ frischen Butter und Hönig/ mische es durcheinander/ schmiere den Huf damit/ mach ein Pflaster von Lohröl und Wachs/ und binds dem Roß etliche Tage über den Huf.

Wann der Gaul aus dem Huf tretten will/ so nimm Ruß/ Saltz und Alaun/ eines so viel als des andern/ sähe jedes absonderlich durch ein Sieb/ mische es dann durcheinander/ und wann mans brauchen will/ so nimm Brandwein/ mache damit einen Taig aus dem Pulver/ legs auf hänffen Werck über den Huf.

Item nimm eine Unz Mastix/ item Galban/ Weyrauch und Pech/ jedes ein Unz/ zwey Unzen Terpentin/ auch so viel Rosen-Hönig/ eine halbe Unz Drachenblut/ alles gepulvert/ und miteinander temperirt/ und eine Salbe daraus gemacht/ die darff nicht zum Feuer kommen/ darnach wasch dem Pferd den krancken Fuß mit kaltem Essig/ streiche und binde ihm die Salbe darüber/ das thue alle Tage/ biß es besser wird.

Wann aber einem Pferd die Sohlen schwieret und abgehet/ so stoß die Wand rings herum weg/ und löse die Sohlen herum gar ab/ darnach fasse die Strahlen hinten an/ und siehe/ ob du sie kanst heraus nehmen; alsdann nim̃ zwey Loth Drachenblut/ zwey Loth Grünspan/ ein viertels Pfund Hönig/ ein halb Loth Bolus, um einen Groschen Brandwein/ und drey Eyer/ mische es und legs dem Pferd auf die Sohlen/ thue dieses drey Tage nacheinander/ siehestu aber/ daß das Leben heraus dringt/ so gebrauche diese Salbe: Nim̃ drey Loth Grünspan/ drey Loth ungelöschten Kalch/ und von sechs Eyern das Weisse/ machs zu einer Salben/ leg es auf/ es treibet das Leben wieder zuruck/ brauch hernach gute Horn-Salben.

Wann einem Pferd die Sohlen abgezogen sind/ so nim̃ weisses Hartz/ oder Pech/ Weyrauch/ Wachs und Schwefel/ mach eine Salbe daraus/ füll den Fuß mit der Salben/ und schlag ein Scheer-Eysen auf/ und laß es stehen/ biß an den dritten Tage/ alsdann nim̃ gestossenen Schwefel/ und schütte die Sohlen voll/ nim̃ ein heisses Eysen/ das breit ist/ und brenne den Schwefel/ biß daß er verflammet/ darnach schlage dem Pferd mit Roßzirch ein.

Item dörre spitzigen Wegrich/ pulvere ihn/ und säe es dem Pferd auf die Sohlen/ vermachs mit hänffen Werck/ daß es nicht heraus falle/ laß es Tag und Nacht darob stehen/ nachmal thue es wieder heraus/ und leg alle Tage ein frisches darein/ so wächst die Sohlen bald/ darnach renne warmes Hönig hinein/ doch daß es nicht zu heiß sey.

Wann ein Pferd die Sohlen nicht stossen will/ so säe ihm gepulverte Lorbeer in die Sohlen/ nimm auch rockene Brosen/ mache mit Eyerklar ein Taiglein daraus/ schlags auf ein Papier/ legs auf die Sohlen/ und vermachs mit Werck/ thue es alle Tage zweymal/ und halt den Horn feucht mit guter Horn-Salben/ mache ein geweichtes Tuch/ so breit als der Huf ist/ bind es stets um den Horn und um den Saum/ schneide dem Pferd nicht viel aus/ biß es wol zusammen gestossen.

CAP. CV.

Wann ein Pferd gähe kranck wird/ und man weiß nicht/ was ihm ist.

Harzu dienet vornemlich/ das oben im 68 Capitel/ gleich im Anfang desselben/ beschriebene Roßpulver/ so man auf der Reyse billich mit sich führen soll/ es im Nothfall zu gebrauchen. Wann ein Pferd offt aufstössig wird/ so nim̃ das Kraut Schafgarben/ Millefolium genannt/ zerreib es/ und thue es dem Pferd in die Nasen/ es bessert sich.

Oder nimm ein halb Loth Venedischen Theriac/ gestossene Eberwurtz/ Angelica und Pomerantzen-Schelffen/ alles gestossen/ jedes zwey Loth/ diß dem Pferd in anderthalb Seidlein Wein warm eingegossen/ und die Adern unter der Zungen eröffnet/ darauf das Pferd ein wenig herum geführt/ so wirds bald besser.

Item nim̃ Creutz-Salvey/ so viel du wilt/ dörre und pulvere ihn/ befeucht ihn mit gutem Brandwein/ laß ihn wieder trucken werden/ dieses beedes wiederhole zum drittenmal; wird nun ein Viehe kranck/ so nim̃ diß Pulvers/ was du mit dreyen Fingern fassen kanst/ und gibs ihm ein/ mit Saltz vermischet auf Brod/ oder/ welches besser/ in warmen Wein.

Wann ein Pferd innerlich einen unbekannten Mangel hat/ so sied Petersill-Wurtz im Wasser/ und schütte es dem Pferd ein/ oder pulvere die Wurtzen davon vier oder fünf Loth/ vermisch es mit warmen Wasser/ und gieß es dem Roß ein durch ein Horn. Man kan auch dieses Kraut und Wurtzen in ein Züberlein Wasser legen/ und das Roß darab trincken lassen/ auch Kraut und Wurtzen klein geschnitten/ ihm/ mit dem Futter vermischet/ zu essen geben; Tabernæmon. fol. 270. und schliesset also: In Summa/ so einer gesunde Pferde haben will/ der soll sie jederweilen über Peterlein trincken lassen/ und ihnen Kraut und Wurtzel unter dem Futter zu essen geben.

Wann ein Pferd gähe kranck wird / und man besorgt sich/ es sterbe/so nimm Lorbeer/ stoß sie klein/ gieß es ihm mit Wasser / oder Wein in den Hals / bleibts bey ihm/ so stirbts nicht/ gehts aber von ihm/ so stirbt es/ und diß ist gewiß.

Wann sonst ein Unfall unter Pferden und Viehe ist / grab Abbißwurtzen / und gib ihms zu essen / so darffst du keine Sorge für ihm haben / du verwahrlosest es dann sonsten / ist auch den Menschen gut tempore contagionis, auch für Zauberey / gib den Rossen/ zu solcher Zeit/ täglich ein wenig/ ist probirt.

Oder nimm zwey Loth klein gestossene Lorbeer/ und ein Loth also gepulverten Anis / sieds im Wein / und gieß es dem Pferd ein/ so warm es zu erleiden ist / decks warm zu / und reut es herum/ biß die Artzney in ihm erwarmet.

Wann ein Pferd im Leib sehr kranck ist / es beissens gleich Würm oder Kefer / oder sey ihm sonst etwas im Leib / so nimm um zwey Pfenning Schwalbenwurtzen / und um zwey Pfenning Christwurtzen / binds in ein Tüchlein zusammen/ legs in einen Hafen voll Wassers / laß es einen Sud thun / gieß es hernach dem Pferd ein / es treibt alles Ungezieser von ihm / und purgiret.

Wann ein Pferd auf einer Reyse gähling erkrancket / und man nicht weiß / wo es herkommet / wanns auch gleich rähe wäre: Fang im Sommer einen lebendigen Maulwurff / öffne denselben am Bauch / nimm ein sauber leinen Tüchlein / legs ihm in den Leib / daß es das Blut in sich ziehe / wanns dann voller Blut ist/ so behalte diß Tüchlein / und führs allzeit am Reysen mit dir; dafern nun ein Roß gähe aufstössig wird/ so schneide ein Stücklein davon / gibs dem Pferd ein / im Brod ist es am bequemsten / soll offt probirt seyn. Man mag auch wol / hätte man kein Tüchlein / ein Papier also blutig machen / und ein Untzen davon/ klein zerschnitten / dem krancken Pferd in warmen Wein eingeben.

Item nimm einen neuen glasirten Hafen / thue eine Halbe Essig darein / nimm darnach neun oder zehen frische Eyer / mit Schalen und allem / thue sie also gantz in den Essig / verkleibe den Hafen fast wol / und vergrabe ihn in einem heissen Roßmist / drey oder vier Tage / und schütte es hernach dem krancken Roß ein / und laß darauf gehen / daß es erwärme / und laß es drey Tage nichts kaltes trincken / darnach halts sauber / so wird es gesund und feist / träncks nicht kalt in vierzehen Tagen / oder so lang du magst/ und wann du ihm den Einguß einflössen wilt / so nimm zwey Säcklein Nießpulver oder Nießwurtz / und thue es darzu.

Oder nimm Haselwurtzen (Asarum) stoß sie klein/ gieß Wein darüber / gib ihms im Futter zu essen / und träncke es warm; darnach gib ihm Wegwart / Beyfuß und Roßpapeln zu essen / so geneset es; diß ist auch gut/ wann ein Pferd eine Spinne oder sonst etwas Unsaubers gessen hätte / und kranck würde / wann mans nur bald brauchet.

Item nimm Pimpinella-Kraut / samt der Wurtzen/ sieds im Wasser in einem neuen Hafen/ und tränck das Pferd damit laulicht/ dörre auch dieses Kraut/ pulverisirs / wirff Saltz darauf / und gib ihms im Futter zu essen.

Item nimm Teschelkraut im Majo gesammlet / ein wenig gehackt und unter das Futter gegeben / so ist ein Pferd (sagt Herr Seuter) sicher für allerley Kranckheiten/ so ihm zustehen mögen.

Item nimm die Blühe von Welschen Nußbäumen/ so viel du haben magst / stosse sie in einem Mörser zu einem Safft/ oder Pulver / nimm Bolarmeni und so viel Saltz darzu/ und füttere es.

Wann ein Roß gähe kranck wird / und nicht essen will / so laß ihm von Stund an die Hals-Ader schlagen / und den dritten Staffel stechen / nimm alsdann frisches Menschenkoth / thue es in ein Tüchlein / binde um das Mundstück / zäume das Pferd damit auf / decke warm zu / und reuts eine gute Weil um / damit es erwarme; nachmals stell es in den Stall / und heffts also gezäumt auf/ stecke ihm ein wenig Gundelreben in die Naslöcher/ und so es nicht wolte besser werden/ so nimm Essig / gescheelte und zerstossene Krebsaugen / alles durcheinander vermengt / mit ein wenig Menschenkoth dem Roß eingegossen / hernach aufgebunden / und eine Weil stehen lassen / stoß ihm auch eine Seiffe wie ein Zäpflein formirt / in Baumöl wol genetzt / in den Afterdarm.

Cap. CVI.

Allerley Verbügen.

Wann ein Pferd gähling am gantzen Leibe auflaufft und geschwillet / so nimm einer Welschen Nuß groß Theriac/ zertreibe den im Wein/ und gieß es dem Pferd ein; item gib ihm ein wenig Scorpion-Oel ein. Nimm frischen Speck / zerschneide ihn klein würfflicht / röste ihn in einer Pfannen / gieß Kühewarme Milch darüber/ thue zwey Messerspitz voll Saffran darzu / rühr es durcheinander / und gieß dem Pferd einen Becher voll davon warm ein / und reut es darauf herum.

Wann ein Pferd eine Geschwulst gähe bekommt/ daß man nicht weiß / woher / so nimm Sinau / Attich/ Bronnenkreß und Sanikel / zerhacke alles / doch den Sanikel und Sinau etwas weniger/ thue diese Kräuter zusammen und Mayenbutter darunter/ laß es durcheinander sieden im frischen Bronnenwasser / und kanst du den Butter nicht haben/ so nimm ausgesotten Schmaltz dafür / das soll man dem Roß warm überbinden / und damit bähen.

Hat ein Pferd eine harte Geschwulst / die nicht vergehen oder nachlassen will / so nimm Waitzen-Mehl / Kleyen / Essig und Hönig / und ein Eyerklar / vermische solche zu einem Pflaster / das schlag über die Geschwulst / laß es drey Tage darauf ligen / darnach thue es weg / und lege ein frisches über/ wie zuvor / das thue so lang/ biß die Geschwulst vergehet. Tabernæmon. fol. 604.

Oder zerlaß altes Schmeer / schmiere das Pferd damit aufs wärmeste / so weit die Geschwulst währet / um und um gar wol; hernach siede Nachtschatten-kraut im Wasser wol / breite es auf ein Tuch / und binds über / laß es Tag und Nacht ligen / des andern Tages thue es wieder also / und so lang / biß die Geschwulst vergehet / mittlerweil reute das Pferd in kein Wasser.

Wann die Geschwulst ausbricht / so nim warm Kühekoth / wol gesaltzen und darauf gebunden / ists ein alter Schaden / so fällt das Böse heraus / ists aber eine neue Geschwulst / so setzt sie sich.

Hat ein Pferd ein alte Geschwulst / so nim eine Hand voll der grünen Schelffen von den Welschen Nüssen / zerstosse sie / thue Geißmilch daran / laß wol sieden auf drey Stund / binds dem Pferd über die Geschwulst / laß es drey Tage darauf / so wirds weich / brenne dann ein Creutz durch die Haut / so wird es rinnend / laß es nur rinnen / biß es selbst aufhöret / so vergehet es.

Item nimm Pappeln / sieds im Wein / binde es warm über die Geschwulst; oder sied Goldwurtz in Essig / legs warm auf die Geschwulst / es vergeht in einer Nacht.

Ist die Geschwulst zwischen Haut und Fleisch / so nimm Bolarmeni, und das Weisse von fünff Eyern / Baum-Oel und Essig / alles zusammen / zu einer Salben gerührt / warm gemacht und darüber gelegt mit einem Tuch / das machet zeitig / und ziehet die Materi zusammen.

Oder nim ungelöschten Kalch / Saltz / und gepülverte fiechtene Kohlen / eines so viel als des andern / streue solches auf die Geschwulst; ist der Schaden nicht offen / so wird er geöffnet / heile ihn hernach wie andere Wunden.

Ist die Geschwulst an der Brust / so nim Nachtschattenkraut gesotten / preß den Safft davon / thue Laim darzu / mache ein Taiglein daraus / streichs über den Schaden / des Tages dreymal / biß es geneset.

Item nim die Haut vornen an der Brust / stich mit einem Pfriem dardurch / und stoß ihm eine Christwurtz hinein / so schwieret alles miteinander aus.

Oder nim Hundskoth und Baum-Oel untereinander / und schmiere die Adern an der Brust damit / es vergehet.

Wann ein Pferd einen geschwollenen Hals hat / oder sonst nicht schlingen kan / dem thue also: Nimm drey Eyer / schlag sie auf / thue den Dotter in ein Schüsselein / thue Saltz / Hönig und Essig daran / schlags wol durcheinander / hernach nimm einen Daumen-dicken Stab und einer Elen lang / der zuvor sauber gescheelet ist / umwinde den mit hänffen Werck / wirff das Roß nieder / stoß ihm den Stab gemählich in den Hals / daß ihm das Geschwär ausbreche / und gieß ihm die erstgemeldten Stück in den Hals / so wirds gesund.

Besser ists / wie Herr Seuter sagt / man nehme eine lange zimlich starcke wächserne Kertzen mit Oel eingeschmieret / und fahr ihm damit in den Hals.

Wäre aber das Geschwär noch nicht zeitig: So nimm Pappeln / siede und stosse sie wol / darnach nim ein Maß Wein und Butter so groß als eine Faust / sied das Kraut darinn / binds dem Pferd also warm / so viel es zu erleiden / um den Hals / laß es also drey Tage stehen / darnach magst du es werffen / und damit thun / wie oben vermeldet ist.

Wann ein Pferd ein geschwollenes Knie hat / streiche es sieben Stunden lang mit einem warmen Eysen um das Knie. Oder / wie Herr Galiberto sagt / wann ein Pferd am Knie geschwollen ist / so nimm guten Essig / Bohnen-Mehl und Kleyen von Waitzen / binds über oder um das Knie; oder nimm Hirschen-Marck / temperiers mit Hönig / und salbe das Pferd wol damit.

Ein anders für die Geschwulst: Nimm Wasser / saltz es wol / leg einen Sack oder leinen Tuch darein / und laß es recht naß werden / bind es über die Geschwulst / so wirds vergehen / und nicht weiter aufgeschwellen.

Wann ein Pferd am Bauch geschwollen ist / so temperier Hanff-Oel und Hönig untereinander / salbe ihm die Brust und den Bauch damit / so legt sich die Geschwulst; hat aber ein Pferd Wimmern oder Beulen am Bauch / so laß ihm die Hals-Ader / oder die Spor-Ader / fang das Blut auf / schlag darein ein Ey / mit samt der Schalen / misch darunter ein wenig Mehl und Saltz / und schlag es wol untereinander / und streichs dem Pferd auf die Beulen / gib ihm auch ein wenig Theriac in Wein ein.

Wann das Geschrött geschwollen ist / so nimm von einem Schmied einen Zunderstein / mach ihn glühend / leg ihn auf ein Bret / bestreich den Stein mit Geißmilch / halt es dem Roß unter die Beine / laß es wol erwarmen / und deck es wol zu / daß der Rauch nicht bald möge davon kommen / und die Hitz bey ihm bleiben möge / thue es also drey oder vier Tage nacheinander / alle Tage zweymal / es hilfft.

Wann ein Pferd von einem Schlag oder Schuß am Geschrött geschwollen ist / so seud Bronnkreß / und legs ihm über / so warm es solches erleiden kan; oder nimm ein neues Häfelein / thu darein Alaun und Eysenkraut / geuß ein wenig Wein daran / deck es zu / und laß wol sieden / darnach wasche dem Pferd den Schlauch damit gar warm / aber brenns nicht alle Tage zwey- oder dreymal / soll bewährt seyn.

Für geschwollene Schenckel / nimm einen Vierding Hönig / eine Maß alten guten Wein / rührs über dem Feuer wol / schütte Baumöl / und ein Glas voll Brandwein darein / schmier dem Roß die Geschwulst damit; oder seud Klettenwurtzen in Essig / stoß es durcheinander / und bind es dem Roß warm über die Geschwulst.

Für die Geschwulst an den Knien: Nimm Hauswurtzen / Rauten / Baumöl / Essig und Waitzen-Mehl / stoß es untereinander zu einem Müeslein / laß es warm werden / und salb das Roß damit.

Für die Geschwulst: Nimm Himmelbrand samt den Blumen / und Veyeln / seuds im Wein / und binds dem Roß auf die Geschwulst / es ist probirt.

Wann ein Gaul geschwollene Bein hat / als obs die Maucken wären / so laß ihm / wo es noth ist / hinten oder vornen die Ader öffnen / nimm hernach eine Scheer / schneid ihm das Haar ab / so glatt du kanst / alsdann nimm Hönig / Gloriet und Kupfferwasser / laß es durcheinander sieden / und so es überschlagen hat / so nimm es

und streichs auf einen Hasenbalg / und bind ihms über das Bein/und alle drey Tag ein anders.

Ist ein Pferd am Bauch geschwollen / so nimm Hasenschmaltz/ und schmiere das Pferd damit/ so wirds gesund.

Oder nim Bronnenkreß/ siede sie in Schmeer / legs warm auf.

Item nim ein Seidlein Hönig/und eine Maß alten Wein / klopffs und machs heiß / rühr Bohnen-Mehl darein / laß es sieden/ schütte ein Glas voll Brandwein hinein/und reibs wider die Haar fein starck/ daß es wol eingehe.

Item / nimm einen Strenn neugesponnen Garn von einem Haspel / siedś in einem Wasser / und binde es warm auf. Wäre aber das Pferd nur vom Gurt geschwollen / so soll man über fünff Tag / wann die Geschwulst wol gezeitigt hat/ die Haut darauf aufschneiden / und mit den Fingern das Eyter und die böse Feuchten ausdrucken/ und darnach heilen / wie andere Schäden.

Hätte es dann ein geschwollenes Geschrötte / so nimm glühenden Zunderstein / gieß Geißmilch darauf / bähe das Pferd damit / daß es schwitze / das thue drey Tage / täglich zweymal / und laß es in kein Wasser gehen.

Item nim Hopffen und Hopffen-Saamen/den siede wol in Wein-Essig / laß ihm den Dampff daran gehen/und bähe ihn wol damit/ so wird er gesund/und vergehet die Geschwulst.

Oder nimm Camillenblumen zwey Theil/ S. Johannskraut / Liebstöckel / Sevenbaum / Salbenkraut / jedes einen Theil / thue es zusammen in einen Hafen / und laß es mit Wasser und Wein biß auf die Helfft einsieden / stelle den Hafen unter das Pferd/ daß der Dunst an den geschwollenen Schlauch gehe/ und verdecke ihn wol / laß ihm auch den Dampff in den Hals gehen / daß er fein schwitzen möge / thue solches alle Tage zweymal/ biß es geneset. Tabernæmont. fol. 65.

Martin Böhmen gibt darzu ein bewährtes Stuck: Nim Käspappeln / Beyfuß / Osterlucey/ Odermenig / Nachtschatten/Schellkraut/ jedes eine Hand voll/dieses alles in Wein oder Bier gar wol gekocht/ und die Geschwulst damit gebähet ; und darneben diese Salben vorbereitet: ein Seidlein Rosenwasser / ein halb Pfund Baumöl/und auch so viel Bleyweiß/mit dieser Salben/ und der obigen Bähung einen Tag nach dem andern abgewechselt.

Wäre aber die Geschwulst hart/ und wolte sich nicht lindern / so soll man ihn unten am Sack ein Haar-Seil durchziehen / so dick als ein Federkiel / und dennoch mit der vorigen Umwechslung fortfahren; wann sich die Geschwulst verzogen/ mag man das Haar-Seil wieder heraus thun (man kans ohn allen Schaden ziehen) hernach nimmt man klein-gestoßnen Weinstein / siedet ihn im Wasser/ und wäscht den Schaden damit/ so heilet er wieder zu.

Item nimm Nußbäumen Laub / und räuchere ihm damit auf einer Glut; oder bähe ihn mit Haberstroh/ beräuchere ihn mit Meisterwurtz / doch deck ihn/ daß der Rauch nicht vorbey streiche.

Hat ein Pferd von einem Schlag / Fall oder Verrenckung geschwollene Knie / so nimm Flöhekraut und wilden Attich / sieds im Wasser / bähe das Knie damit/ und binds hernach über.

Ins gemein aber Geschwulst und Afel zu vertreiben: Nim grosse Farrenwurtzen / putze das Koth sauber davon/ schneid und stoß sie klein in einem Mörser/ seuds in frischer neugemolckener Milch in einer saubern und nicht feisten Pfanne / oder neuen Hafen / gar wol/ siehe aber/ daß er nicht übergehe/ weiche ein subtil leinen Tuch darein/bind es drey- oder vierfach über/thu es in einem Tag drey- oder viermal.

Oder/drey Eyer samt den Schalen zerschlagen/Rosen-Oel und Mehl darzu gethan/ wol durcheinander gemischt/und die Geschwulst damit bestrichen.

Für geschwollene Schenckel: Nim halb Kühekoth und halb gebrannten Laimen / machs an mit heissen Essig/ reibs wol gegen den Haaren / man kans auch zu andern Geschwulsten brauchen.

Item nim Wollkraut/thu es in einen neuen Hafen/ darzu Hauswurtzen Rauten und junge Holderblätter/ oder die gelbe Rinden davon / wol gestossen/ sied alles in Geißmilch / die nicht abgenommen ist / ziehe ein sauber Tuch durch / und binds fast warm auf den Schaden; oder seud Bircken-Laub im Abwaschwasser / und wasch den Schaden sauber und offt damit.

Item Wachholderbeer klein gestossen/in einem neuen Hafen mit Wein gesotten / biß er weich wird wie ein Mües/denn druck den Wein mit der Hand heraus/und bähe die Bein damit/ hernach bind die Wachholderbeer über die Schenckel alle Tage einmal.

Item nimm Hanff-Saamen / Mangolt / Hauswurtz gleich viel/und Essig/ stoß es zusammen/und binde um die Füsse/wann es dürr worden/ so nimm wieder ein frisches.

Oder Schellkraut zwo Hand voll mit den obristen Gipffeln des Wegrichtkrauts / wanns Blümlein oder Saamen hat/ eine Hand voll / und in ein wenig Wein-Essig gestossen / dienet wider die Geschwulst der Beine und Schenckel / des Tages zweymal / wie ein Pflaster übergelegt/biß die Geschwulst gar vergehet.

Item nim Leinsaamen/ zerstoß ihn klein ; item Hönigseim/Waitzenmehl und Essig/alles wol gemischt und die Geschwulst damit geschmiert/hernach einen Umschlag mit gesottenen Heublumen gemacht/oder mit gestoßnen Knobloch und Essig / oder mit Brandwein die Schenckel wol gerieben.

Oder sied Tauben-Mist in Essig/und legs auf/soll zu den geschwollenen flüssigen Füssen ein bewährtes Stuck seyn. Herr Johann Adam Stettner von Strabenhof/ hat mir dieses Recept also und für bewährt gegeben: Nim Taubenkoth/thu es in einen Hafen/ gieß etwan einen Kopff Wein-Essig daran/ laß es wol sieden/daß es dick werde / sodann schlag solches Koth um den Fuß/ so warm als du es mit der Hand leiden kanst/ in zehen oder zwölff Tagen wird sich die Geschwulst legen/ und entgegen der Fuß voller Rauden werden/welche doch von sich selbst abfallen/auch wol gar die Haar abgehen/sie wachsen aber bald wieder.

Item seud Bohnen zu einem Koch / schütt Essig darüber / rühr es wol ab / und bestreich dem Pferd die Schenckel damit.

Item nimm Leinsaamen und Wermuth / sieds in Wein/und bähe das Pferd damit. Wer mehr wissen

will

will / der besehe die hin und wieder gedruckte und geschriebene Roß-Artzney-Bücher.

Wann ein Pferd am Leib unversehens voller Beulen wird / als wann ihm ein böser Wurm oder Wiesel vergifftet und angeblasen hätte / gibt Martin Böhmen folgendes Recept: Nimm Venedischen Theriac / Enzian / Rhabarbara / Cardobenedicten-Pulver / und ein halb Loth langen Pfeffer / dieses dem Pferd in warmen Wein eingegossen / und eine halbe Stund zugedeckt stehen lassen / alsdann ein wenig herum geführt / und des andern Tags die Adern geschlagen / darnach soll man Bierhefen nehmen / und das Roß über dem gantzen Leibe damit waschen / so vergehet es von sich selber.

Cap. CVII.

Für das Schwinden.

DAs Schwinden des Bugs / an einem Pferd / zu erkennen / so habe nur Acht / wann ein solches Pferd über die Knie hänget / als wäre es Bockbeinig / weil ihm das Geäder zu kurtz wird / und die Füsse krumm ziehet / so schlag ihm die zwo Bug-Adern / im wachsenden Monden / und schmier ihm die Büge damit / weil ihm die Adern rinnen / flugs / gegen den Haaren / verstell ihm hernach das Blut / und nimm Aschen von Weinreben und Eychen Holtz mit Weinläger / Rocken-Mehl / samt den Kleyen / eines so viel als des andern / zwölff neugelegte Eyer / ein halb Pfund Leinöl / mische es darunter / und mache einen Anstrich / streich ihm an die Büge / biß an die Hüffte / laß es darinnen stehen / biß an den dritten Tag / hernach wasch es mit einer scharffen Laugen und Seiffen / und reibe es wol mit Treuff- oder anderm Wein / darnach mit Butter und Baumöl / und decks warm zu / laß es denselben Tag stehen / mach eine gute dicke Streu; nim alsdann Lohröl / Hundsschmaltz / Baumöl / zwey Loth Saffran / altes Schmeer / Bocken-Unschlit / eines so viel als des andern / zerlaß es durcheinander / reibe das Pferd damit drey Tage / raume ihm die Eysen aus / wasche die Hüf / daß kein Koth darzwischen bleibe / nimm dann altes Schmeer / Knobloch / Sevenbaum / Leinsaamen / sied es durcheinander / und schlag ihm damit warm ein / schmier auch den Huf biß an den Preiß / nimm ein wenig Laim / schlag ihm den auf den Einschlag / thue das / biß du Besserung empfindest.

Herr Winter sagt / man soll eine Krote fangen / und ihr lebendig ein solches Bein abreissen / an welchem das Pferd schwindet / und die Krote wieder lauffen lassen / und dasselbe abgerissene Krotenbein soll man dem Pferd an dem schadhafften Ort anhängen. Oder / sagt er ferner: Nimm in eingehender Neumonds-Stund Blut und Haar von dem schwindenden Ort / wickle solches in ein leines Flecklein / gehe damit zu einem Erlenbaum / bohre ein Loch hinein / gegen Aufgang der Sonnen / mit einem neuen noch ungebrauchten Neber / thue das Haar und Blut hinein / und schlag einen Hagdornen Zapffen dafür.

Item / schneid ihm an dem Ort / wo das Pferd schwindet / eines Creutzers groß Haut heraus / verbohrs in einem Felberbaum / und verschlags mit einem Eychenen Holtz / muß aber im wachsenden Monden geschehen.

Oder / wann ein Pferd schwindet / laß ihm / nach dem Neumonden / gar dünn ausschneiden / darnach schneid ihm eine Haselnuß groß ein Stücklein Fleisch aus dem schwindenden Glied / etwas länglicht / hernach bohr ein Loch in einen Birnbaum / wo er gegen der Sonnen Aufgang sich wendet / er sey gepeltzt oder wild / thu das Fleisch hinein und vermach es wol; wann das Fleisch im Birnbaum faulet / so wächset das schwindende Glied; soll vom Herrn Lazarus von Schwendt seyn probirt worden.

Für Schwinden der Glieder: Nimm Eibischwurtzen gewaschen / geschaben / und klein zerschnitten und gestossen / ein Pfund / altes Schmeer sechs Untzen / Gloriet drey Untzen / untereinander gemischt / und fein warm gebraucht.

Item / für das Schwinden der Büge: Nim Fuchsschmaltz / Dachsenschmaltz / Bärenschmaltz / Hirschen-Unschlit / Althæa und langen Pfeffer / stoß es untereinander / und schmier das Roß damit / in acht Tagen einmal / biß es besser wird.

Item / wann einem Pferd Bug und Kern zugleich schwinden / so nimm Rheinbergisch Schmeer / ungewässerten Butter / Leinöl / Roßschmaltz und Althæa, jedes ein halbes Pfund / eine gute Hand voll Saltz / mach daraus eine Salbe / und schmier das Pferd damit. Zu dem Einschlag aber nimm Kühekoth / Hünerkoth / Schweinkoth / von denen die auf der Weide gehen / jedes eine Hand voll / ein Loth Rheinberger-Schmeer klein zerschnitten / fünff oder sechs Knobloch-Zähen / ein Hand voll Saltz / fünff oder sechs lebendige Krebs / stoß alles wol durcheinander / nachmals mische es mit starckem Essig / und rührs / biß es ein zimlicher Einschlag wird. Laß dem Gaul gar dünn ausschneiden im wachsenden Monden / und brauche die Salben und den Einschlag / es hilfft gewiß.

Item / einen guten Tranck zu machen für das Schwinden: Nim eine Maß Geißmilch / thue sieben oder neun Krebs darein / laß sie darinnen sterben / und gib ihm einen Becher voll davon zu trincken / es sey Mensch oder Viehe.

Wer mehr davon zu wissen verlangt / besehe Herrn Seuters und Martin Böhmens gedruckte und treffliche Roß-Artzney-Bücher.

Cap. CVIII.

Von der Pestilenz / so man den Schelm nennet / oder den Unfall.

IST eine gefährliche und durchgehende Kranckheit / und quasi præludium contagiosum futuræ inter Homines pestis, daß / wo nicht beyzeiten Raht geschafft wird / hernach wenig Raht mehr zu hoffen; daher so bald ein Unfall besorgt oder erfahren wird / also gleich vorzubauen / und folgende Mittel zu gebrauchen: Nim̃ Asarum, das ist Haselwurtzen / mach sie zu kleinem Pulver wie Mehl / oder nimm das Kraut samt der Wurtzen / das man heisset Modelger / hat blaue Blümlein / wird bey den Neueren Herbariis cruciata oder Gentiana minor genennet / die zerschneide klein / und gibs den Pferden unter das Futter.

Item Baldriankraut und Wurtzen / rothe Beyfußwurtzen / Hanffblätter / Fenchel / Lorbeer / und Hirschzungen-Kraut / auch die Gipffel von Kranwethstauden / thue alles untereinander / machs zu Pulver / und gibs dem Pferd zu essen.

Item / diß Pulver ist köstlich zu allem Viehe: Nim̃ Ehrenpreiß / Lungenkraut / Gundelreben / Epheu / Eysenkraut / Wilden- und Garten-Salve / Wachholderbeer / die obern Gipffel derselben Stauden zu Aschen gebrañt / Eychen-Laub / Agrimoniam, Heidnisch Wundkraut / Wollkraut / Nachtschatten / Stuckwurtz / alles gedörret und gepulvert / wie auch saubern Buchen-Aschen / alles in gleichem Gewicht / einen Löffel voll mit so viel Saltz vermischt eingegeben.

Ich kan (sagt Herr Seuter) nicht genugsam mit Worten aussprechen / was für ein köstliches Pulver dieses ist / fürnemlich aber das gesunde Viehe / vor allen Kranckheiten zu bewahren / man kans zweymal in der Wochen brauchen.

Item / diß ist ein gutes Præservativ für alle Kranckheiten im Leib: Nim̃ Lorbeer / Attichkraut / oder die Beer davon / Kranwethbeer / Pimpinella-Kraut und Wurtzen / diese Stück gedörret und zu Pulver gemacht / und so viel man mit dreyen Fingern fassen kan / unter das Futter gemischt.

Item nimm Sevenbaum ein halb Pfund / Gamanderlein und Osterlucey / jedes sechs Loth / Centaurea vier Loth / alles wol gepulvert / und / auf erforderten Nothfall / ein halb Loth davon in einer halben Maß Wein warm gemacht und eingegossen / es ist allem Viehe gut.

Item nimm Salve und Andorn im Frühling und Herbst / pulvers und gibs dem Viehe im Tranck.

Erzeigt sich ein Beulen am Leibe: Nimm Christwurtz / die muß mit Fleiß gegraben / und die Wurtzen gantz aus der Erden genommen / und nicht abgeschnitten oder abgebrochen werden / stich mit einem Pfriemen / vornen an der Brust / ein Loch durch die Haut auf der Geschwulst / ziehe die Wurtzen hinein / und habe Acht / daß sie nicht ausfalle / und da sie ausfiel / gleich ein andere eingesteckt würde / das wird alles Ungesunde vom Hertzen ziehen / es macht einen Beul und schwieret aus; wann es nun geöffnet ist / mag man Lorbeer-Pulver darein werffen / es muß aber gar zeitlich seyn / sonst / wo das Gifft schon hätte überhand genommen / würde es wenig helffen. Man mag ihnen wol bißweilen gestossenen Nitrum im lauen Wein eingiessen.

Cap. CIX.

Vom Krebs und ausbeissenden Wurm / und wann ein Pferd kröttich ist.

DEr Krebs ist ein Schaden (sagt Herr Seuter) der dem Pferd Haut und Fleisch weit hinweg frisst / und das Fleisch wird blau und dunckelfärbig / kommt vom schwartzen / dicken / bösen Geblüt / und legt sich gern dem Pferd zwischen den Lefftzen / oder sonst an einem Ort. Da soll man nun Hanff-Saamen wol dörren / klein pulverisiren / und diß auf den Schaden säen zweymal im Tag / biß das Pferd gesund wird / entzwischen soll der Schaden gantz trocken gehalten / und vor aller Feuchtigkeit bewahret werden. Besiehe daselbst im 27 Cap. mehr Mittel dafür.

Der ausbeissende Wurm hat gleichen Ursprung / ist auch unterschiedlicher Arten / als der Pürtzel / der reutende / der ausbeissende / der fliessende und dergleichen / wie die Schmiedte und Roß-Aertzte wol wissen: Nimm Himmelbrand-Blumen mit samt dem Stengel / dörr und mach es zu Pulver / nimm dessen eine Hand voll / mehr eine Hand voll Ruß / auch so viel Saltz / misch es durcheinander / schütt es in einen Hafen / gieß ein Köpffel oder Halbe Geißmilch daran / setz es zum Feuer / laß es einen einigen Wall herüber thun / und wann du den Finger darinn leiden kanst / so geuß es dem Roß nüchtern warm ein / und laß es drey Stunden darauf fasten / thue es drey Tage nacheinander.

Wann die Beulen anfangen weich zu werden / so reisse sie mit einer Flietten auf / wasche sie mit frischem Bronnen-Wasser aus / streue ungelöschten Kalch darein / und thue solches so lang nacheinander / biß daß es heilet.

Herr Winter gibt folgendes Recept: Gieß ihm täglich ein Seidlein Wein ein / welcher eine Nacht über dem Vitro Antimonii gestanden / und continuirs fünff Tage / hernach gib ihm täglich im Futter zwey Quintlein Hepar Antimonii, und ein Loth Bol. Armen. untereinander gemischt zu fressen.

Herr Hans Ehrenreich Geymann / Freyherr / hat mir dieses für ein probatissimum Remedium gegeben: Nim̃ Esulam mit den gelben Blumen / sammle sie ohngefähr am S. Johannis Tage vor Aufgang der Son-

nen/ damit der Thau darauf bleibe/ trockne es in einem schattichten Ort/ machs zu Pulver/ und Morgens frühe/ ehe das Pferd gessen und getruncken/ gib ihm dieses Pulvers einen mittern Löffel voll/ zwischen zweyen Schnitten Brods / heffte das Pferd übersich / und laß es drey Stund darauf stehen und fasten / hernach gib ihm sein Futter/ und laß es trincken; laß es darauf wieder fasten den gantzen Tag und Nacht biß Morgens frühe / alsdann gib ihm das Pulver auf vorige Weise / und thue es also drey Tage nacheinander/ muß im Abnehmen des Mondes geschehen.

Das hab ich selbst von einem Schmied gesehen/ der solchen Pferden eine oder zwo Wurtzen von Eysenhütel oder Napello eingegeben / und vielen damit geholffen hat/ doch dabey vermeldet/ wo es den Wurm und einen Gifft bey einem Pferd finde/ tödte es den Wurm / und treibe das Gifft aus/ wo aber nicht/ tödte es das Pferd/ daher es gefährlich.

Denckwürdig ist / was der Engelländer Thomas Willis in Cerebri Anatome fol. 138. schreibet / von Vertreibung des Wurms/ welchen er in seiner Sprach Farcy nennet.

Wann man das Kraut Flammulam, Hydropiper, Ranunculum, oder dergleichen scharffe Kräuter/ die viel Sal Volatile in sich haben/ frisch zerknirschet oder stösset / und den mit dem Wurm behafften Pferd in die Ohren schiebt/ 24 Stund darinnen ligen lässet/ und wol verwahret / daß es das Pferd nicht heraus schütteln kan; so sey fast nicht zu glauben/ wie bald alle Geschwär abdorren / und die Kranckheit verliehre sich so schnell / als obs eine Zauberey wäre. Wiewol diese Application etwas entlegen scheinet von den leidenden Theilen / und dennoch solche Wirckung denen fernentlegenen Gliedern mittheilen könne; so muß nur diß die Ursach seyn / weil damit des Hirns (woraus alle Nerven entspringen) Unordnung und Discrasia begütiget / und also die erste Wurtzel der Kranckheit daselbst ausgetilget wird/ also daß alle daher entsprossene Schößlinge und Sträuchlein davon verderben und abdorren müssen.

Item zwischen zweyen Frauen Tägen nimm aus den Schlaff-Aepffeln / so an den Rosenstauden im Felde wachsen/ zwey Würmlein / gibs dem Pferd auf einem Brod / mit gepulvertem Sevenbaum und Saltz / das Pferd muß denselben Tage nicht trincken/ und den dritten Tage brenne ihm die Düppeln oder Beulen mit einem heissen Zain.

Item nimm um drey Pfenning Pech-Oel / sieben Häubter Knobloch / Sevenbaum / Butter / so nie in kein Wasser kommen / Roßbein zu Pulver gebrannt / ists ein Hengst / sollen die Beine von einem Hengst / ists aber eine Stutten/ wieder von einer Stutten seyn; grüne Kranwethbeer / jedes nach Proportion, und 9 Eyerdotter/ zusammen gethan/ gesotten/ und dem Pferd wo es den Schaden hat / angeschmiert und wol eingerieben/ am dritten Tage wiederum mit frischem Küheharn abgewaschen / und wieder darauf geschmiert / soll bewährt seyn.

In den Actis der Königlichen Englischen Societät stehet / daß einem Pferd / das mit dem ausbeissenden Wurm / so daselbst Elephantiasis genannt wird / behafftet war / darwider viel gebraucht / und nichts erspriessen wollen/ als man ihm zwey Monat lang ein wenig Antimonium eingegeben / sey es nicht allein gantz heil/ sondern auch schön/ leibig und feit worden. Sagt auch ferner der Author, daß er selbst ein Pferd gehabt/ so die Roß-Aertzte lange Zeit vergeblich curiren wollen / als er ihm eine Drachmam crudi Antimonii eine Wochen lang gebraucht / sey es geheilt worden. Das Antimonium muß gepulvert / unter den Habern gemischt/ und im Frühefutter/ wann das Pferd hungerig ist / vorgegeben werden; man muß das Pferd auf eine Seiten binden / daß es nicht weiter / als biß an das Pulver reichen kan / so wirds auf einmal alles hinein fressen. Etliche essens gern; die es anfangs nicht mögen/ muß mans mit Haber oben verdecken / oder Pillulen daraus machen.

Item nimm einen doppelten Ducaten/ beug ihn zusammen / halt ihn übers Feuer bey einer Zangen / biß er glühet / und so das Pferd offene Beulen hat/ so brenne es mit dem Ducaten also durch; sind sie aber nicht offen/ und noch gar zu hart/ so brenne es nur um die Beulen herum/ und hernach in die Löcher/ illine post de stercore humano.

Graf Kenelm Digby in seinem Discursu de Sympathia meldet/ daß/ wann ein Pferd den ausbeissenden Wurm (der von denen Medicis Herpes oder Phagedæna genannt wird) an sich hat / soll man ihm nur eine Krott in einem Säcklein an den Hals hencken/ so werde es den Wurm vertreiben.

Von einem alten erfahrnen Reuter und guten Roß-Artzt habe ich gehört / wann man den ausbeissenden Wurm an einem Pferd nicht recht erkennen kan / soll man nur dem Pferd auf die Beulen eine lebendige Grundel binden/ und über Nacht darauf lassen / sey es der Wurm / so verzehre und fresse er die Grundel weg/ biß auf die Gräten.

Item / gehe im abnehmenden Monden zu einem Waitzen / wann er blühet/ streiche die Blühe herab / je mehr je besser/ die mag man in die zehen Jahr und länger behalten / und wann der ausbeissende Wurm ein Pferd anstösst / so gib ihm von der Blühe auf einen Schnitten Brod / so viel du mit dreyen Fingern fassen kanst.

Item nimm Roßbein/ brenne es zu Pulver / binde oder säe es dem Roß auf den Wurm/ in dreyen Tagen stirbt er; oder nimm ein hart Brosem Brod und binds darauf.

Herr Heinrich von Ranzau gibt in seinem geschriebenen Hausbuch dieses Mittel / als (wie er sagt) die allerbeste Artzney/ und die offt sey probirt worden: Nim den Rost vom Eysen / Knobloch / Kreiden und gemeinem Pfeffer/ menge diese vorgeschriebene Stücke zusammen mit Essig / gieß es dem Pferd in den Hals / laß reuten/ daß es warm wird/ es hilfft von Stund an/ und verdirbt der Wurm.

Item nimm Venedisches Glas / stoß es zu kleinen Pulver / gemeinen und langen Pfeffer / jedes ein Loth/ item Hönig und Rinder-Gall / mische diese vier Stück zusammen / mach einen Taig daraus / streichs auf ein neu wollen Tuch / und legs auf den Wurm / und laß es biß auf den dritten Tage ligen / so findest du den Wurm auf dem Pflaster.

Item/ aus Herrn von Ranzau Buch: Erstlich laß den Gaul wol hungerig werden / darnach nimm ungelöschten Kalch / stoß den klein / und säe ihn zimlich dick

unter das Futter/ laß ihns fressen/ das Pferd aber muß in drey Tagen nicht sauffen/ soll bewährt seyn.

Item nimm gut neu Hönig / Venedisches Glas / Wäitzen-Mehl und Hüttenrauch/ misch es durcheinander/ reiß die Beulen mit einer Flieten auf/ und bestreiche sie mit dieser Salben.

Item Hönig/ Frauen-Milch/ Ameissen und Gersten-Mehl / jedes gleich viel / mach daraus ein Pflaster / und legs auf/ laß es 24 Stund also drauf ligen.

Wann der Wurm todt ist/ so nimm warmes Lein-Oel / und heile es damit. Das ist zu mercken / daß die meisten aussenher applicirten Mittel theils Gifft / theils aber scharffe Materien sind / daher muß das Roß wol verwahret werden / daß es sich nicht belecke / weils ihm am Leben schaden dörffte.

In dem neu-verbessert-edirten und zu Basel Anno 1664 gedruckten Tabernæmontano fol. 318. stehet folgendes Recept/ mit diesen Worten: Wider den auswerffenden Wurm der Pferde / ist Sanguisorba major, oder groß Pimpinell / oder Sperbenkraut / eine gewisse erfahrne Artzney / deßwegen sie auch Wurmwurtz genannt wird. Man soll dem Pferd die Wurtzen des Krauts anhencken/ und das Kraut klein zerschnitten mit dem Futter vermengen/ das Kraut auch in sein Trincken legen/ und darab trincken lassen.

Oder/ man mag das Kraut zu Pulver stossen / und dem Pferd des Tages dreymal/ jedesmal vier Loth / mit warmen Wasser zertrieben/ einschütten. Man brauche nun (sagt der Author ferner) das Kraut/ wie man will/ so ist es gut/ und hilfft/ welches ich etlichemal selbst erfahren/ und auch andere gelehret/ die es allweg gut und bewährt befunden.

Diese Kunst (sagt er ferner) hat mir Käysers Caroli V. Hof-Schmied offenbaret/ der es vor ein sonderlich Secret hielte. Hernachmals habe ichs gesehen/ einen Teutschen von Adel/ Friederich von Lybenstein genannt/ brauchen/ der nennet es Wurmwurtz / und hat es auch zum öfternmal erfahren; oder Brosamen von Rockenbrod mit Saltz vermischt / vertreibt den Pferden den ausbeissenden oder auswerffenden Wurm / so man dieses drey oder vier Tage darauf bindet/ und allwege über Nacht darauf lässet.

Wann dann ein Pferd/ wegen des gehabten Wurms/ einen grossen Fuß bekommt / so nimm Quendelkraut/ Wurmkraut und Haberstroh/ sieds in einem Kessel/ reibe ihm die Füsse wol darmit 14 Tage lang / und binds ihm allwege warm über.

Herr Hans Adam Stettner von Grabenhof hat mir folgendes Secret gegeben: ℞. Mercur. Sublimat. dritthalb Loth Corcum, ist eine Wurtzel / gepulvert / Cantharides zwey Loth / Spicanardi-Oel anderthalb Loth/ Kühe-Schmaltz ein Pfund/ zerlaß das Schmaltz/ wirff den Mercurium darein/ hernach die Cantharides, und folgends die andern Stücke / siede es so lang / biß es grün wird / rührs stets unter währendem Sieden/ biß es zimlich dick wird / alsdann nimms vom Feuer / laß es etwas erkalten / und wann es ein wenig fest wird / alsdann erst das Spicanardi-Oel darunter gethan / so ist es zum Gebrauch fertig/ enthalte dich aber/ daß du es mit den Fingern nicht zu viel anrührest / weil Gifft darunter ist. An welchem Ort nun das Pferd Beulen hat / nimm ein Höltzlein / schmiere die Salben neben dem Beul um und um/ aber nicht darauf/ so stirbt der Wurm. Es hat aber offt ein Pferd etliche Beulen / doch eines mehr / als das andere / binde das Pferd wol an / daß es sich nicht lecken kan / wann dann der Wurm gestorben ist/ so brechen die Beulen auf/ wasche das Pferd mit einer guten Laugen/ oder Kalches/ nimm hernach eine gute Salben/ so wirds allgemach wieder heil.

Für den ausbeissenden Wurm: Nimm zwey Höltz/ druck den Schaden / so werden Sachen heraus kommen wie Würmlein / oder Maden / reinige den Schaden mit Essig / hernach nimm Grünspat und gestossenes Glas / dieses streue in den Schaden; oder nimm ein Schwalben-Nest / stoß es gar klein / mit drey oder vier Knobloch-Zähen/ mit Essig zu einem Mues gemacht/ und angestrichen.

Item soll dieses eine gewisse Kunst seyn / den ausbeissenden Wurm zu heilen: Wann ein Pferd am Wurm verreckt und gestorben ist / so nimm davon ein Bein von einem Schenckel / und von dem Ort / daran der Wurm den grösten Schaden gethan hat / es sey vom hintern oder vom vordern Fuß/ mach das gedachte Bein / wol gedörrt / aber ungebrannt / zu Pulver / gib dem wurmichten Pferd/ so viel du zwischen dreyen Fingern fassen kanst/ vor der Sonnen Aufgang/ drey Tage lang nacheinander/ auf das Futter/ das Roß muß man auch gegen der Sonnen Aufgang stellen; wanns das Futter gessen hat / muß mans aufbinden / daß es drey Stund faste/ soll bewährt seyn.

Item für den ausbeissenden Wurm: Nimm frisches Gänse-Koth/ legs dem Roß also warm auf/ es hilfft wol/ und der Wurm stirbt davon.

Oder nimm Eyerschalen und Baumöl / stoß es untereinander / thu darzu Weyrauch / mach ein Pflaster daraus / und legs dem Roß über den Schaden / es vergeht ihm/ soll probirt seyn.

Oder schneid ihm die Spitz ab von der Zungen/ einen Zwerchdaumen breit/ bind sie dem Pferd an den Hals / laß es bleiben / biß es dürr wird / so dorret der Wurm auch / streich ihm auf den Schaden / wo der Wurm ist/ Menschenkoth/ alle Tage/ und laß es in kein Wasser gehen/ biß es heilet.

Wann ein Pferd kröttlicht ist / so nimm drey Kröten / thu sie in einen Hafen / und laß sie wolvermacht in einer Glut verbrennen/ stoß sie darnach zu Pulver/ und schneid dem Roß das faule Fleisch alles hinweg / streue diß Pulver darein/ so heilet es von Stund an.

Wann ein Pferd kröttlicht wird / welches eine böse Kranckheit ist/ so wächset demselben von freyen Stücken ein Geschwär hinter den Ohren/ geschwillet / und bricht ihm auf / und rinnet also lang/ biß es davon stirbt; will du ihm helffen/ so nimm Essig/ Hönig/ und Staubmehl/ das in den Mühlen auf den Trämmen ligt / eines so viel als des andern / thue es in ein küpffern Geschirr/ und setz das in die Wärme/ bey dem Ofen/ daß ihm aber nicht zu heiß zugehe/ rührs alle Tag einmal/ und schmiers damit/ oder wann es erst aufbricht / oder schon vorlängst offen ist / ehe es zu dir kommt / so druck ihm den Schaden aus mit einem leinen Tüchlein / so weit du hinein kanst/ und geuß gantz heisses Baumöl darein / über 2 oder 4 Tage säubere den Schaden mit einem leinen Tüchlein / und nim̃ Arsenicum, Kalch und Schwefel ana, pulvers und streue es so tieff hinein / als du kanst / laß es also stehen/ und rinnen/ zehen oder vierzehen Tage/ so thu ihm wieder/ wie zuvor.

Cap. CX.

Vom Kollern.

Diß Kollern hat den Namen von der Cholera, weil es/ von Ergiessung der Gallen/ ihren Ursprung nimmt. Ist von unterschiedenen Gattungen/ theils träg/ und wie unempfindlich/ theils aber wütend und tobend/ man muß sie bald durch Clystiren oder Ausraumung des Mists/ mit einer von Oel geschmierten Hand öffnen. Wanns ein Hengst hat/ kan man ihn castriren/ hilfft aber nicht allezeit/ man kan ihm auch die Koller-Ader lassen/ und muß sie in einem kühlen Stall halten/ etliche wollen/ er solle auch finster seyn.

Herr Johann Fayser setzt dieses für ein wolbewährtes Mittel: Nimm Liebstöckel-Wurtz ohngefährlich von der Länge zween Zoll/ und einen Zoll breit/ und wann sie grün ist/ einen halben Zoll dick/ diese Wurtzel soll folgender Gestalt in die Haut vernähet werden: Schneide dem Roß oben auf der rechten Seiten der Mähne/ am Kamm/ hinter dem Hälffter-Riemen/ einen Schnitt/ so lang die Wurtz ist/ daß sie wol hinein zu bringen/ und mache dann mit einem Hirschzincken/ so lang und breit die Wurtzen ist/ die Haut vom Fleisch ledig/ stoß die Wurtzen hinein/ mache die Wunden mit einem Hafft zu/ nur daß die Wurtzen nicht heraus fallen möge/ biß auf den fünfften oder sechsten Tage/ also daß das Eyter seinen Gang daraus haben möge/ dasselbe druck heraus/ und säubers täglich mit einem frischen Wasser. Auf ernannte Zeit thue die Wurtzen heraus/ und nichts anders darzu gethan/ dann (wie gesagt) mit frischem Wasser gewaschen und rein gehalten; wolte sich aber dieser Zustand aufs andere Jahr wieder regen/ so thue ihms auf der andern Seiten/ wie obstehet.

Herr Seuter will/ man soll diese Wurtzel an beeden Seiten mitten in dem Hals/ oben bey der Mähne/ biß an den Kern einnähen/ das soll die Cholera ausziehen.

Item schlage dem Pferd die Haubt-Adern auf beeden Seiten alle Monat einmal/ hilffts nicht gar/ gibts doch eine gute Linderung.

So bald man den Koller an einem Pferd vermercket/ soll man demselben den Schopff in der Mitte auf zwey Theil voneinander schneiden/ oben auf dem Kopff/ auf dem hohen Bein/ durch die Haut einen langen Schnitt herunterwärts fahren/ nach der Nasen zu/ man muß alsdann auf dem hohen Bein die Haut los scheelen/ da wird man eine Blase finden/ voll Wasser/ oder so es noch nicht voll Wassers ist/ soll man dasselbige Häutlein/ das zwischen den Beinen und der äussersten Haut ligt/ heraus werffen/ und dann vorwärts die Haut von beeden Ohren ledig machen/ alsdann ein scharffes Scheermesser nehmen/ es unter dem einen Ohr/ biß an das Bein/ hinein drucken/ und überzwerch/ biß an das ander Ohr/ die Adern wol biß auf das Bein entzwey schneiden/ und soll weiter nichts thun/ als nur mit frischem Wasser auswaschen. Hat man es/ so soll man dem Pferd alsobald von der Wegwart-Wurtzen drey Stücklein zu essen geben/ und das Scheermesser/ damit das Pferd geschnitten worden/ mit der Waffensalben verbinden/ so heilet es ohne Schmertzen.

Die Wegwart-Wurtzen/ ut quidam superstitiosè volunt, effodi debet, die Veneris ante Festum D. Jacobi, meridie inter 11 & 12 horam; hoc credat, qui volet, sed non me Authore.

Cap. CXI.

Allerley Rähe.

Für allerley Rähe/ ist mir diß von einem guten Freund für eine gewisse/ und von ihm offtbewährte Kunst gegeben worden: Nim von sechs Eyern das Weisse/ und schönes Waitzen-Mehl/ mache davon einen Taig an/ und backe es in anderthalb Seidlein Schmaltz/ doch ungesaltzen/ alsdann nimm den Krapffen geschwind heraus/ thue damit was du wilt/ das Backschmaltz aber must du heiß in ein Schaff frisches Wasser giessen/ und wann es gestanden/ mag man es heraus fassen/ dem Pferd alle Glieder damit schmieren/ das Wasser abkühlen/ und dem Pferd zu trincken geben.

Für alles Rähe/ es sey vom Wind/ Futter/ oder Wasser: Nimm Theriac auf einen Schnitten Brod/ oder wie du ihms kanst einbringen/ hernach laß ihm die Viertel-Ader auf beeden Schenckeln/ die Spatz-Adern und die Bauch-Adern auf einmal schlagen/ und schlage ihm am ersten Abend mit heissen Aschen und Essig in die Hüfe/ und seud Hirsbrey in einer Brühe/ und binde ihms also warm über die Beine/ von unten an/ biß an den Bauch. Den andern Abend laß ein Ey hart braten/ und ein Saltz in einer Pfannen braun brennen/ und schlage ihm ein; den dritten Abend mache ein Baum-Oel aufs wärmeste/ schlage ein Ey darein/ daß es wol gebraten werde/ und schlag dem Roß ein/ es hilfft gewiß.

Oder nim Butter/ eine Hand voll Saltz/ Rocken-Brod/ Aschen und Essig/ mische es zusammen/ mache es heiß/ und schlags dem Roß um den Fuß/ laß die Eysen wol anziehen/ das thue alle Abend/ biß es besser wird.

Item nim ein wenig von den Wärtzen/ so die Pferde an den vordern Füssen inwendig haben/ gibs dem Pferd auf einem Bissen Brod ein/ hilfft alsobald/ wann ein Roß schon auf allen Vieren krumm wäre/ es stehet in der Prob.

Wann ein Pferd rähe wird/ so gib ihm Eysenkraut mit Wermut und Enzian zu Pulver gestossen/ mit Saltz vermischet/ und ihm zu lecken gegeben.

Für alle Rähe ist diß folgende eine herrliche und offt probirte Latwergen/ deren auch der wolerfahrne Martin Böhmen gedencket/ es sey Futter- Wasser- oder Windrähe/ ja wanns auch schon überritten wäre: Nim

drey Loth Venedischen Theriac / ein halb Loth Venedische Seiffen / gestossene Asam fœtidam, Bibergeil / Lorbeer der besten gestossen / langen Pfeffer gestossen / jedes zwey Loth / ein Quintlein Saffran / solches alles zu einer Latwergen gemacht / die man länger als Jahr und Tag bey sich behalten kan / und kan solche im Fall der Noth / wie hernach folget / gebraucht werden. Wann sich nun ein Roß versangen hat / dem soll man drey Loth von dieser Latwergen in warmen Wein oder Bier eingiessen / und das Roß soll aufgehefftet werden / damit die eingegossene Materi nicht wieder heraus lauffe / sondern seine Wirckung haben und vollbringen könne; und soll man das Roß mit nassen Tüchern / so offt sie trocken auf ihm werden / und allzeit mit einem Kotzen / oder Gutscher-Decken / oder anderm Gewand / über das nasse Tuch decken / so kommt das Roß in 24 Stunden wieder zu recht.

Auch ist dieses ein bewährter guter Anstrich: Erstlich schlage dem Pferd die Bug- und Schranck-Adern / fang das Blut auf / darnach nimm eine Maß Weinhefen / auch so viel guten Brandwein / zwey Pfund rothen Bolus, ein Pfund Terpentin / ein halb Pfund Alaun / zwantzig Eyer / das Weisse samt dem Dotter / zwey Hand voll Waitzen-Mehl / alles in einen neuen Topff gethan / gar wol kochen lassen / und immer gerühret / daß es werde wie ein Mues / hernach dem Pferd auf das wärmeste vom Horn an / biß an die Brust hinein gestrichen / und darauf biß an den dritten Tage stehen lassen / nach diesem wasch den Anstrich sauber ab / und laß das Pferd eine Stund oder zwey spatzieren reuten.

Wäre das Roß aber sehr steiff / so nim ein viertels Pfund Kamfett / für einen Groschen Alaun / sechs Loth Dachsenschmaltz / ein viertels Pfund Populeum, machs auf einer Glut zur Salben / reibe das Pferd fein warm von unten an biß oben / so lang die Salben währet / laß ihm hernach wol auswircken / nim eine Hand voll gestossenen Leinsaamen / ein viertels Pfund alt Schmeer / ein viertels Pfund Bolus, vier Loth Drachenblut / schlag es warm ein / ist sehr gut.

Zu verhüten / daß ein Pferd nicht rähe werde / sagt Tabernæmont. fol. 472. wann du etwan reysen must / so nim Wegwarten-Kraut und Wurtzen / zerschneide die klein / und gibs dem Roß alle Morgen und Abend unter dem Futter zu essen. Ich hielte dafür / diß alles gepulvert / und unter dem Futter gegeben / soll gleicher Wirckung seyn.

Herr Ernreich Wilhelm / Freyherr von Rogall / &c. hat für das Rähe der Pferde / mir solches Mittel für gewiß gegeben: Man soll nehmen ein Seidlein Essig / darein ein halbes Quintlein Saffran / ein wenig Pfeffer und Bibergeil rühren / und es dem Pferd eingiessen / es muß aber vorher / desselben Tages / weder gegessen noch getruncken haben / man muß es darnach aufhefften / daß es sich nicht legen kan / soll über Nacht besser werden.

Oder / ist ein Pferd zu rähe geritten / so nim Himmelbrand / oder Verbascum mit Krautblühe und Wurtzen / stoß alles in einem Mörser / und schlag dem Pferd damit ein / will es den ersten Tag nicht helffen / so wiederhole es des andern Tags / ist bewährt.

So ein Roß erschrickt auf allen Vieren / stoß Knoblauch und Essig durcheinander in einem Mörser / und reib ihm die Beine damit wol / zwey oder dreymal / reut es hernach biß es erwarmet / und decks warm zu / so wird es alsobald besser / oder laß ihm auf allen Vieren die Adern schlagen / reib ihm die Bein wol mit dem Blut / laß es acht oder zehen Tage stehen / so wirds gesund.

Für das Futter-Rähe: Wenn ein Pferd rähe worden / und sich niederlegen wolte / so treibe es auf / nimm Speck eines Fingers lang / und Seiffen / stoß es ihm hinten ein / und reut es über zwerch Feld / so wird es sich hinten aus purgiren / und laß es den gantzen Tag nicht niederlegen. Schütte auch dem Pferd einen guten Theil Senff in den Hals; oder nim ein faul Ey / brich ihms im Hals / und siehe / daß ers hinunter schlinge / zeuch es hin und wieder / und laß es nicht stille stehen.

Ein Pferd / das Futter-rähe ist / geschwillt und reckt alle Viere von sich / dem gib stracks diesen Einguß: Nimm klein-geschabene Seiffen / Theriac / zerriebenen Saffran / Essig / Baum-Oel / und ein wenig Wein / gieß ihms in den Hals / laß die Hand und Arm mit Baum-Oel salben / und aus dem Maßdarm den Zirch abledigen.

Item nimm einen Hafen Milch / laß ihn wol warm werden / aber nicht sieden / nimm für zween Pfenning Venedische Seiffen / schabs klein / und mische sie mit der Milch / wann sie heiß ist; wanns lau wird / gieß sie dem Pferd ein / daß sie wol hinein komme / darnach laß es reuten / daß es schwitze / so fängt das Pferd an sich zu purgiren / man mag auch ein wenig Saltz darzu thun.

Wann ein Pferd Wasser-rähe ist / das kennet man da es zittert / Nasen und Ohren kalt sind / und die Nasenlöcher trieffen; so nim bald ein faul Ey / geriebenen Senff mit Essig zugerichtet / vermeng es untereinander / und gieß ihms ein / es wird besser.

Item nim etliche Zwibelhäupter / schneide sie klein / sieds im Wein oder Essig / und gieß sie dem Pferd durch einen Strigel ein.

Item nimm einen alten / doch gantzen Stifel / lege dem Roß ans Maul / gleichwie einen Maulkorb / binde ihm oberhalb der Naslöcher gar wol zu / daß es keinen Athem gewinnen kan / laß es also eine gute Weile verbleiben / alsdann wann du es wiederum herab nimmest / wirst du sehen / was für Unflat von dem Pferd gehen wird / und es wird gesund. Helmontius sagt: Menstruum mulieris confestim sanat equos ex potu intempestivo contractos, si tantillum menstrui potitent.

Wann ein Pferd Wind-rähe wird / das thut gleich / als obs ersticken wolte / und lauffen ihm die Adern um die Augen auf / darum laß ihm bald zwischen den Augen und Ohren; etliche Pferde schlähebauchen auch / als wären sie Hertzschlächtig / blähen sich / und strecken alle Viere von sich / denen soll man Saltz und Seiffen in den Leibe stossen / so werden sie gesund; die Adern aber / die man lassen solle / zu finden / soll man zwischen den Kinnbacken und der Mähne abwärts drucken / wo das Spitzlein hinrühret / dort findet man die Ader / die man lassen soll; man gibt ihm / auf die Lässe / Meisterwurtz zu essen / oder siehe / daß du ihm den Koth von einem jungen säugenden Kind

einbringest/ binde es aber auf/ daß es sich nicht wältzen möge.

Auch wann du dem Pferd/ wie gesagt/ gelassen hast/ so nim einen Kessel voll Haberstroh/ geuß Wasser daran/ laß wol sieden/ bähe es damit verdeckt/ wasche es dann mit dem Wasser und Stroh über und über/ am gantzen Leib/ decks warm zu/ und das thue einmal oder zwey.

In Italia/ hat mir Herr Stettner gesagt/ habe er gesehen/ daß die Schmiedte denen Wind-rähen Pferden ein hohles Rohr zimlich weit in den Afterdarm stecken/ hernach das Roß starck gürten/ und also Berg-auf gemach führen/ so gehen die Winde durch das Rohr heraus/ und wird mit dem Pferde wiederum besser.

Cap. CXII.

Für die Rauden und Krätzen/ und wann sie sich reiben.

Etliche sind der Meynung/ wann man die Pferd lang unter denen Dachtropffen stehen lässet/ so werden sie gern raudig davon. Wird nun ein Pferd raudig/ so siede Hüner-Mist in Laugen/ und wasche das Pferd damit; nimm darnach Büchsenpulver/ und alt Schmeer/ thue es untereinander/ und schmiers warm damit.

Oder nim gepulverten Ottermenig drey Loth/ gedörrtes Taubenkoth zu Pulver gestossen vier Loth/ rein-gepulverten Spangrün zwey Loth/ alt schweinen Schmeer 16 Unzen/ vermische es wol durcheinander/ und schmiers damit/ es heilet bald.

Item nimm Alant-Würtzen/ Lorbeer und Wachholderbeer/ stosse jedes allein/ schütte es in einen Kessel/ und lasse es wol einsieden/ wasche das Pferd damit/ und wanns trocken worden/ so nimm altes Schmeer zweyer Fäuste groß/ so viel ungesaltzenen Butter/ auch eine gute Nothdurfft Lein-Oel/ stosse alles untereinander/ für einen Groschen Nießwurtzel/ für einen Groschen Dachsschmeer/ für einen Groschen Schwefel/ auch so viel Queckfilber/ als um einen Groschen zu kauffen/ meng alles untereinander/ und salbe das Pferd oder den Hund damit/ an der Sonnen/ oder bey einer Glut.

Item nimm zwey Loth Laim/ der aus einem Backofen roth gebrannt ist/ zwey Loth grauen Schwefel/ vier Loth Queckfilber/ acht Loth Böcken-Unschlit/ vier Loth alt Schmeer/ stosse alles zusammen/ und schmiers damit/ ist bewährt.

Item nimm Sevenbaum und Mayenbutter/ zerlassenes Schmaltz/ altes Schmeer/ zu Pulver gebrannten Hünerkoth/ und Alaun auch gebrannt und gepulvert/ zerlaß das Schmeer/ und thue diese Stücke alle darein/ und rührs untereinander/ biß es kalt wird. Wann du nun das Roß schmieren wilt/ so nimm vor eine scharffe Laugen/ wasche das Roß damit/ wo es räudig ist/ und laß es darnach trocken werden/ nimm einen Striegel/ und bringe die Schuppen damit sachte hinweg/ darnach schmiere es wol bey einer Glut/ oder bey einem heissen Eysen/ und reibe es wol hinein/ und allezeit über den andern Tage/ so dörren die Rauden ab/ und heilet gewiß.

Herr Hanns Adam Stettner von Grabenhof hat mir für die Schäben oder Krätzen folgendes Recept mitgetheilet: Nimm gerechtes Leinöl/ und mache daraus eine Salbe mit Kühekoth/ schmiere damit das Pferd/ wo es schäbig ist/ und continuire solches zehen oder vierzehen Tage täglich/ so wird es so sauber/ als vorhin; verwahre aber die Streue/ daß sie zu keinem andern Pferd gebraucht wird; man muß ihm auch öffters frisches Stroh unterstreuen/ und das alte in den Mist werffen/ dann es ist unrein.

Item nimm ein Pfund alt Schmeer/ vier Loth Lohr-Oel/ drey Loth Grünspan/ drey Loth Queckfilber/ das Schmeer zerlaß/ und gieß es in frisches Bronnenwasser/ laß es eine Weil darinn stehen/ darnach seihe es ab/ thue die obgemeldten Stücke darein/ rührs wol untereinander/ so wird eine grüne Salbe daraus/ darnach wasche das Roß mit Kupfferwasser/ in einer scharffen Laugen gesotten zwey- oder dreymal/ wann es trocken worden ist/ so schmiers mit der Salben/ es heilet gewiß.

Martin Böhmen gibt dieses Recept: Erstlich soll man dem Pferd mit dieser Laugen die Rauden rein abwaschen/ hernach nimm Reben-Aschen/ Hüner-Mist/ und Kupfferwasser/ koch alles mit Wasser/ und laß es klar werden/ wasch das Roß damit/ und reibs mit einem Strohwisch ab/ daß es blutet/ hernach wanns trocken ist/ schmiere es mit folgender Salben: Nimm drey Loth grauen Schwefel/ zwey Loth Alantwurtzen/ zwey Loth Queckfilber/ drey Loth Lohröl/ ein Pfund alt Schmeer von einem Borge/ das Queckfilber tödtet man vor mit dem Lohröl/ zerschmeltzt das Schmeer/ und reinigt es durch ein Tüch/ darnach kocht man die andern Stück darinnen/ und rührts/ damit soll man das Roß schmieren und wol hinein reiben/ und lässt es fünff Tage also stehen; folgends soll mans mit schlechter Laugen abwaschen/ und wann es trocken worden/ wieder mit dieser Salben schmieren/ und so lang stehen lassen/ und so fort an/ biß es heil wird/ man soll ihm entzwischen folgendes Pulver im Futter geben: Nimm der besten Lorbeern/ Fœnum græcum, Sevenbaum jedes ein viertel Pfund/ drey Loth grauen Schwefel/ zwey Loth Nießwurtzen/ ein Hand voll Saltz/ misch alles klein gestossen untereinander/ und gib davon dem Pferd einen Löffel voll unter das Futter/ netz solches ein wenig/ daß es das Pulver nicht verblase/ so schlägt der Ungesund von innen heraus/ und heilet/ probatum est. Wer mehr haben will/ der besehe die Roß-Artzney-Bücher.

Wann sich ein Pferd reibet/ so nimm Essig/ wirff Saltz darein/ zertreibe es/ und wasch den Ort damit.

Für die Rauden und Schäben: Nim Antimonium, darnach das Pferd schäbig ist/ viel oder wenig/ thus in einen frischen ungesaltzenen Butter/ salb die Rauden damit/ es hilfft gewiß; man muß aber das Pferd anbinden/ daß es sich nicht lecken kan.

Oder nimm acht Loth Lohröl/ um vierzehen Pfenning Queckfilber/ thu es in das Lohröl/ item zwey Pfund lebendigen Kalch/ drey Loth Schwefel/ zwey Pfund röhes Schmaltz/ drey Loth Gloriet/ und drey Loth Spangrün/

grün / temperirs untereinander zu einer Salben / wann sich hernach ein Roß reibt / da schmier es wol / so vergehts alsobald.

Hat ein Roß die Krätzen / so gib ihm drey Tage nichts als rockene Kleyen zu essen.

Oder nim Epheu / zerstoß ihn wol / thus in einen Hafen / auf zwey oder drey Tage lang / stoß es hernach wieder / drucks durch ein Tuch / schmier die Rauden damit.

Für die Krätzen: Nimm die Abschnitzlein / so die Schuster von dem geschmierten Leder wegschneiden / seuds in einem Kessel / so gehet das Feiste heraus / desselbigen Schmaltzes nimm sechs Loth / drey Loth Quecksilber / vier Loth Rheinberger-Schmeer / solches alles durcheinander zu einer Salben gestossen / das Roß aber vorher mit Seiffen und scharffer Laugen wol gewaschen / und lassen trocken werden / die Rauden mit einem warmen Messer abgeschaben / daß gleich das Blut hernach gehe / hernach mit der Salben warm wol geschmieret / brauch es acht Tage / täglich einmal / so wirds genesen.

Item für die Rauden und Räpffen: Nim Specktropffen aus einem kalten Wasser / daß es gestehet / dann nim einen Löffel voll Hönig / das Weisse von einem Ey / zwey Löffel voll Baumöl / oder nachdem du viel machen wilt / in einem Häfelein wol durcheinander geschlagen / und das Pferd damit geschmiert.

Oder nimm einen Vierding Gloriet / ungeläutert Schmaltz / und einen Eyerdotter / an der Sonnen oder auf dem Ofen zergehen lassen / schlags und rührs wol untereinander / biß es gestehet / und schmier das Pferd damit.

Oder / wann ein Pferd räpfig oder schäbicht ist / so wasch es gar wol mit Urin / halt fest an / daß die Schaben heraus fallen / reibs mit Saltz gar wol darauf / hernach mit Hönig und Bleyweiß geschmiert / das ist fast gut.

Cap. CXIII.

Wunden zu heilen und Wund-Trancke.

Verwundte Pferde soll man an kein Ort bringen / wo der Mondschein darauf (sonderlich aber auf den Schaden) scheinen kan.

Wann ein Pferd wund ist / so nimm das Weisse aus den Eyern / und ein wenig Lohe von den Lederern / schlags wol durcheinander / thue es auf ein hänffes Werck / legs auf / daß drey Tag und drey Nächte darob ligen bleibt / es verhütet die Fäulung / und heilet.

Diß schwartze folgende Wasser heilet auch alle Wunden und Schäden: Nimm weisses und grünes Kupfferwasser jedes zwey Loth / Alaun / Weinstein / Mercurium Sublimatum, jedes zwey Loth / auch so viel Grünspan / Gallus und Salarmoniac jedes ein Loth / Campher drey Loth / gutes Schießpulver / so viel man will / Saltz zwey Hand voll / erlene Rinden eine Hand voll / und Hönig ein Seidlein / was zu Pulver soll gemacht werden / das pulverisire / siedს in einem starcken Krug mit Essig und Wein / nimm auch ein Seidel Brandwein darzu / sieds allgemach auf einer Glut / daß es nicht überlauffe / und so es zween Finger eingesotten / so giesset man wieder ein wenig drauf / biß es nochmal 3 Finger eingesotten / rührs wol mit einem höltzernen Schäuffelein / und wann es so viel eingesotten / so verbinds wol / daß der Geruch nicht davon gehe. Diß Wasser ist auch gut für faule Schäden / es heilet und lässet nichts Unsaubers wachsen / und wann du sihest / daß der Schaden sauber und trocken ist / so gebrauch zur Linderung Leinöl.

Wann ein Roß mit einer Copi gerennt ist / so siehe / daß du das Eysen heraus / ohne Verderbung des Pferdes / gewinnest / hernach nimm Wallwurtz / Osterlucey / Tormentill / und das Kraut Stoltzenheinrich genannt / jedes eine Hand voll / sied es wol in Wein / seihe den Tranck von den Kräutern / und gibs dem Pferd alle Morgen / so lang es währet / davon zu trincken / wasche die Wunden mit warmen Wein aus / darnach brauch diese Salben: Nimm sechs Loth Hönig / vier Loth Terpentin / zwey Loth Alaun / zwey Loth Grünspan / kochs in einem neuen Topff / und brauche die Salben so lang / biß der Schaden heilet.

Item nimm Pech / Hartz / Schwefel und Galitzenstein / alles wol gepulvert und in die Wunden gesäet / sonderlich wann wildes Fleisch wachsen wolte.

Wilt du aber einen Meissel in die Wunden oder Stich machen: so nimm Hönig / Geißmilch und Mehl zusammen / nimm hänffen Werck / mach einen Meissel daraus / stoß ihn in die Wunden / und leg ein gutes Heil-Pflaster darüber.

Item nimm Baum-Oel / Wachs und Hönig / mach eine Salbe daraus / und salbe es täglich damit zweymal.

Wann ein Roß gebissen / gerissen / verwundet / gestossen oder geschlagen worden / so nimm Bronnkreß / Leinsaamen / Wermuth / Kunigundkraut / Flöhekraut / Wintergrün / Nachtschatten und Ehrenpreiß / sieds alles in halb Geißmilch und halb Wein / legs dem Roß auf den Schaden / so warm es zu erleiden; wasche den Schaden mit Wein aus / darinnen Nesselsaame gesotten; item nimm ungelöschten Kalch und Hönig / misch es zusammen / mache Zelten daraus / laß es in einem Back-Ofen backen / stoß es in einem Mörser zu Pulver / und thue es in den Schaden. Item nimm vier Unz Mastix und so viel Weyrauch und Waitzen / den dörr in einem Back-Ofen / daß er wol dürr / aber nicht verbrannt werde / wann er wieder kalt worden / so stoß ihn klein / wie auch den Mastix und Weyrauch / misch alles zusammen / hernach nimm die obern Wipffeln von Roßmarin / dörre und pulvere sie / daß dessen ein Pfund sey / misch es unter die obgenennten Pulver / machs mit Wasser zu einem Taig / den thu in einem Back-Ofen / und laß ihn wol hart werden / im Knetten aber dieses Taigs / netze die Hände mit weissem Wein / leg den Taig auf ein Tännen Bret / und schiebs in den Ofen / den Taig kehr offt um / damit er allenthalben wol dörre / darnach mach ihn zu Pulver / und thu eine Unz gestossenen Marmorstein darunter; und wann das Roß einen abgehauenen Nerven hätte / so heffte ihms wieder zusammen / thu diß Pulver darüber / bind es starck auf / so wächst er in 24 Stunden wieder zusammen.

Item/ wann ein Roß einen Stich hat/ so salbe den Meissel mit Oel/ kehr ihn in dem Pulver um/ und steck ihn in die Wunden/ es heilet bald/ wie Herr Seuter bezeuget.

Die Welschen Roß-Aertzte curiren alle faule und unsaubere Schäden der Pferde mit Hartz vom Lerchenbaum/ mit gestossenen Pfeffer gemischt/ und Pflasterweise aufgelegt/ wie D. Thom. Bartholin. in Actis Medicis Volum. 4. Obs. 28. fol. 89. bezeuget.

Wann Würm zu einem Schaden kommen/ so nim Welsche unzeitige Nüsse/ stosse sie/ und druck den Safft daraus/ den thu in den Schaden/ den Safft mag man ein Jahr lang in einem Glas behalten.

Item S. Johannskraut oder Eysenkraut gestossen und den Safft in die Wunden gethan/ macht die Würm alle sterben.

Ein gutes Wund-Tranck/ nicht nur allein wann ein Pferd verwundt ist/ sondern auch/ wann es die Husten hat/ und nicht zunehmen will: Nimm heidnisch Wundkraut/ Reinfarrenkraut/ Agrimoniam/ Wolmuth/ Camillen/ rothen Beyfuß/ Ehrenpreiß/ S. Johannskraut/ Wallwurtzen/ eines so viel als des andern/ in Wasser gesotten/ und das Pferd 8 oder 10 Tage davon trincken lassen/ auch das Futter damit genetzt.

Item nimm heidnisch Wundkraut/ Sinau und Wintergrün/ seuds in Wein oder Wasser/ ist Menschen und Viehe gut.

Item nimm spitzigen Wegricht/ heidnisch Wundkraut/ Schlüsselblumen/ Sinau/ Erdbeerkraut/ zusammen gestossen mit Bier oder Wasser und eingegossen/ wann der Schaden mit Eyter hat angefangen/ so gib ihm Otternmennig zu fressen.

Item nimm Braunellenkraut und Wintergrün/ gleich viel/ stoß es zusammen in einem Mörsel/ sieds in einem verglasirten Hafen mit zwo Maß Wein/ davon gib dem Pferd alle Morgen ein Gläslein zu trincken.

Für die Maden in den Wunden/ nim grosse Klettenwurtzen/ machs zu Pulver/ wann du solches in eine Wunde thust/ so kommt keine Made darzu/ gehet viel Unflat von ihm/ und heilet.

Wann ein Pferd wund/ oder gedruckt ist/ und man solches schneiden muß/ damit ihm hernach hartes und kein schwämmichtes Fleisch wachse/ wanns wieder heraus heilet/ so nim Alaun und frisches Wasser/ und Wein-Essig untereinander/ netz ein Tuch darein/ das lege offtermals über den zugeheilten Schaden/ es ziehet alle Feuchtigkeit und Hitz aus/ und wächst ein hartes Fleisch/ daß ihm der Sattel nicht leichtlich etwas thut.

Wann einem Pferd ein Splitter/ oder sonst was ins Fleisch kommet/ so nimm Schwartzwurtzen/ oder ihre Blätter zerstossen/ und zerknirsche sie/ also daß mans nicht kenne/ was es für ein Kraut sey/ nimm einen Butter oder Schmaltz/ laß ihn zergehen in einer Pfann/ thu die Wurtzen oder Kraut darein/ und binds also warm über den Schaden/ wann es vor wol geröstet ist; diß ziehet es so wol Menschen als Viehe heraus/ ist vielmal gerecht befunden worden; wo aber der Nagel im gantzen Horn stecket/ da kan es kein Pflaster heraus ziehen/ sondern man muß es mit einer Zangen/ wie man kan/ heraus ziehen/ und das Horn/ um das Loch herum/ biß aufs Blut beschneiden/ und mit Hirschen-Inslet und Terpentin einbrennen/ und beschlagen/ auch hänffen Werck einschlagen/ und hinreuten/ wohin man will. Besorgest du aber/ es sey noch etwas darinnen geblieben/ so leg das erstgedachte Pflaster von Schwartzwurtzen auf/ nur eine Nacht/ und nicht länger/ sonst dörffte der Kern heraus gehen.

Offene Schäden an verwundten oder gedruckten Pferden zu heilen: Nimm Flöhekraut und Schwartzwurtzen/ sieds in halb Wasser und halb Wein/ wasch das Pferd alle Tage dreymal/ man mag auch wol Vitriol darunter nehmen. Wer mehr will/ suche nach in den Artzney-Büchern.

Cap. CXIV.

Blutstellungen/ und für das Gliedwasser.

Mausfingerkraut über die Wunden gebunden; item nimm guten Waitzen/ zerkäue ihn wol mit den Zähnen/ und thue ihn hernach auf das blutende Ort/ so gestehet es.

Item nim Erlenlaub/ zerstoß es klein/ geuß dem Pferd im Wein ein; oder nimm Nessel-Safft mit Saltz vermengt/ treuffe es in die Wunden.

Oder nimm Radden/ die zwischen dem Korn wachsen/ machs zu Pulver/ und streue es in die Wunden.

Wann das Blut/ nach dem Aderlassen/ nicht stehen will/ so nimm gebrannten und gepulverten Alaun/ drucks auf die Ader/ und verbinde es mit einem leinen Tuch.

Item nimm Hasen-Leber/ brenns zu Pulver in einem wolvermachten neuen Hafen/ bind das Pulver in ein Tüchlein/ und halts auf die Wunden.

Item bind Säukoth auf die Wunden/ von denen/ die auf die Weide getrieben werden.

Item pulvere Eyerschalen/ daraus junge Hünlein geschloffen/ und thue es in die Wunden.

Oder nimm einen Filtz/ brenne ihn zu Pulver/ und säe es darein.

Nimm Mieß aus einem Todtenkopff/ dörre und pulvers/ und säe es in die Wunden; der Mieß von den Eychbäumen soll auch darzu dienstlich seyn; item hencke ihm das Geschrött in starcken Essig.

Item nimm Haar von einem Rehe/ so zwischen den zweyen Frauen-Tägen gefangen/ sieds in gutem Wein/ binds über die Wunden/ oder Stich/ so stehet das Blut.

Item Teschelkraut gepulvert/ und in die Wunden gethan.

Wann bey einem Schaden das Gliedwasser rinnet/ so nimm sauren Kufen-Käse/ streich ihn auf den Schaden/ es verstellet sich zur Hand/ und hilfft/ soll bewährt seyn.

Item nimm fünff oder sechs Hanffkörner/ und gibs ihm zu essen/ es gestehet davon Menschen und Viehe.

Es ist das Gliedwasser ein böser Zustand/ denn es schwindet das Glied gern hernach/ oder wird gar lahm/ daher es wol Aussehens bedarff/ es bey Zeiten zu reme-

diren. Darum nimm gebrannten Roßzahn gepulvert/Schießpulver/Bleyweiß/jedes ein Loth/das Weisse vom Ey/ mische alles/ und mache ein Pflaster / legs auf den Schaden / und laß es Tag und Nacht darauf bleiben.

Item nim̃ Krebsenstein/stoß ihn zu Pulver/gibs dem Pferd ein/je mehr/je besser.

Oder stoß sie zu Pulver/und säe sie darauf; oder weisses Hundskoth gepulvert/ und darauf gethan / soll gar bewährt seyn.

Item nim̃ das Weisse von einem Ey in eine Schüssel/ rühr es mit ungebranntem Alaun und Galitzenstein / biß es zu einem Mues wird/streichs auf ein leinen Tuch/und legs auf/es gestehet von Stund an.

Item nimm Bronnenkreß / zerstossen/ und in einer Pfannen oder Kessel erwällt / Rocken-Mehl darunter/ und also warm aufgelegt.

Item nim̃ Zucker und Kreiden / mache daraus ein Pflaster/und binds über.

Oder nim̃ Leinöl/ und legs warm auf/ es heilet/ und verstellt das Gliedwasser gar bald.

Item nimm Eychen-Aepffel und Lorbeer / jedes gleich viel / und Mies von einem dürren Holtz / machs zu Pulver / und thue es in den Schaden / ist gut und bewährt.

Item nim̃ Menschenbeine von einem todten Cörper/ pulvere sie/und thue es in den Schaden.

Item nimm der Schlaff-Aepffel / so an den Hagendornen wachsen / sonderlich die jenigen / so etwas röthlicht sind / dörre / pulvere sie / und säe sie in den Schaden.

Eine gute Blutstellung: Nimm eine Nesselwurtzen/ wasche sie/ und stoß sie in die Wunden / ist offt probirt worden.

Für das Gliedwasser: Wanns dem Roß vom Stechen / Schlagen / oder einer Wunden kommt / so bald es anhebt zu gehen / verstells mit gepulvertem Alaun/ Silberglött und Gallus / thus in die Wunden/ und laß es darinnen / weils darinnen bleibt / und wo es heraus fällt / viel oder wenig / oder gar / was darinn bleibt / das laß bleiben / und füll es mit einem frischen wieder aus/ also daß du die Wunden gar nicht öffnest/ noch aufthust / viel weniger darein greiffest / biß das Gliedwasser sich verstellt / sonst höret es nicht auf; von diesen Pulvern nimm von einem so viel / als von dem andern.

Oder nimm Schwartzwurtzen / sieds im Wein/ oder Wasser / und wasch die Wunden täglich dreymal damit / auch netze ein Tuch darein / und binds allzeit warm darüber; oder nimm heidnisch Wundkraut/ sieds im Wein / in einem neuen verdeckten Hafen / biß es auf das dritte Theil eingesotten sey / diß stellt/ warm aufgelegt / Menschen und Vieh das Gliedwasser / es thut es auch/wann mans trinckt.

Cap. CXV.

Für den Schuß und Brand/ auch kalten Brand.

Wann ein Pferd geschossen worden / so siehe erstlich/daß du/wo möglich/ die Kugel heraus bringest/darnach nimm drey Loth Büchsen-Pulver klein gerieben / und dem Roß im warmen Wein oder Bier eingegossen / es löschet den Brand von inwendig/ darnach nim̃ vier Loth Vierneiß/Leinöl/Büchsenpulver/ weiß Lilien-Oel / und Camillen-Oel / jedes ein viertels Pfund/machs auf einer Glut zu einer Salben/ schmiere es auf ein Werck / und stecks in den Schaden / so tieff es hinein zu bringen / so heilet das Roß ohne allen Mangel/es sey geschossen wie es wolle.

Item nim̃ ein halb Pfund Leinöl/ein viertels Pfund Hönig/vier Loth Silbergelött/ein viertels Pfund Büchsenpulver / so viel grauen Schwefel / für sechs Pfenning Bleyweiß/ ein viertels Pfund Baumöl/ für einen Groschen Jungfrauwachs / ein viertels Pfund Gänsefett/ alles untereinander gemischt; und so ein Pferd gebrannt oder gestossen wäre / oder so man einem Pferd ein Uberbein oder Gewächs brennete / solches mit dieser Salben geschmiert.

So ein Pferd mit einer Kugel wäre geschossen worden / muß man ihm Schieß-Pulver zu trincken / auch unter dem Futter zu essen geben / Drey Tage nacheinander / folgends den Schaden mit Schießpulver / Essig und Leinöl meisseln / nachmals folgende Salbe darzu gebrauchen: Nimm Hanff-Oel acht Loth / Butter vier Loth / Salarmoniacum drey Loth / Campher ein Loth/ das Weisse von sechs Eyern/ Anfangs zerlaß den Butter / und schütte ihn auf ein Wasser von saurem Kraut / laß ihn erkalten/nachmals zerreibs wol in einem Mörser / und thue obgemeldte gepulverte Stücke alle drein / temperirs wol miteinander / wilt du diese Salbe brauchen / so machs warm / wasche den Schaden wol aus mit Essig und Wasser zusammen gemischt / darnach bestreiche den Meissel mit dieser Salbe / und stecke es ein / wie gebräuchig / es heilet fast / und löschet den Brand.

Man mag auch wol dem Pferd zu der Zeit einen Wund-Tranck eingeben/der kühle und helle.

Eine Salbe / die Eysen und Bein heraus ziehet: Nimm Negelkraut mit den dunckel-rothen Blumen/ gepulverten Magneten und weisse Gilgenwurtz/ mische Hasenschmaltz und Schweinschmaltz darunter / und legs auf.

Wann ein Pferd mit einer Kugel geschossen wird/ so nim̃ Baumöl / darinn ertränckte Regenwürm / thue darzu weissen Wein / setze alles miteinander über ein sanfftes Feuer/ laß es miteinander sieden/ biß der Wein aller verzehrt worden / alsdann seihe es durch ein Tuch/ und wann du es wilt brauchen/so thue Hirschen-Unschlit darzu / und rührs wol durcheinander zu einer Salben/ und brauche es.

Für den Brand/ wann man etwan an einem Pferd den Spat / Uberbein / Gallen / oder andere Schäden brennen muß / das soll man nun thun im abnehmenden Monden / und auch wann der Tag beginnet abzunehmen; wann man einem Pferd den Brand gegeben/ soll man Laim mit Essig anfeuchten / und dem Pferd ober und unterhalb des Brands überschlagen / das treibt die Hitz vom Schaden.

Man soll auch das Roß um den Brand mit schweinen Schmaltz schmieren neun Tage lang / einmal des

Tages/ so erhebt sich der Brand/ und löset sich von der Haut/nach den neun Tagen wasch den Laim herab/doch solt du entzwischen alle Tag frischen Laimen um den Brand schlagen/ und das Pferd in kein Wasser gehen lassen/ oder sonst netzen/ aber am zehenden Tag so wasch den Laim herab/ und laß das Roß in einem Wasser sittlich reuten; man muß aber das Pferd nicht springen/und nur sachte gehen lassen.

Wann der Putzen vom Brand heraus ist/ so nim ungelöschten Kalch rein gesiebet/ und wirff ihn in die Wunden/ das verhütet das wilde Fleisch und heilet. Wird ein Roß ohngefähr gebrannt/ so nimm Hönig eine Maß/ Wachs/ Spangrün/ Terpentin und Zucker/jedes drey Loth/und ein wenig Essig/ laß es wol untereinander sieden/ und schaue/ daß es nicht überlauffe/ so hast du eine gute Brand-Salben/ damit schmier den Brand.

Martin Böhmen gibt uns diß köstliche Brand-Sälblein: Nim vier Loth Gaffer/ vier Loth Lein-Oel/ vier Loth Baum-Oel/ ein Pfund Grünspan/ zwey Loth von einem gedörrten Hundskopff/ zwey Loth Büchsenpulver/zwey Loth Terpentin-Oel/ und vier Loth Hönig/ dieses alles über einer Glut zu einer Salben gemacht/ heilet Menschen und Viehe.

Item ein köstliches Brand-Pulver: Nimm gebranntes Hirschhorn/ gebranntes Schweinbein/ gepulvert Erlenholtz/ und Pappelknospen/ jedes vier Loth/ gepulvert untereinander gemengt/und auf den Brand geworffen.

Für den kalten Brand/ der ein gefährlicher und tödtlicher Zustand ist/ wann er einmal hat überhand genommen/ derhalben desto fleissiger Acht zu haben/ dem Ubel vorzubauen.

Wann der Brand zu einen Schaden schlägt/ so nimm Taubenkoth/ brenn es aus in einem Kolben/ und thue dasselbige Wasser in den Schaden/ es löscht den Brand in einer Stund/und ist (wie Herr Seuter sagt) keine bessere Löschung.

Item nimm weiß Mehl/ Hönig und Eyerklar zusammen gemengt/ist auch ein gutes Pflaster.

Oder nim eine Laug/ thu ein wenig Milch darein/ netz ein Tüchlein damit/ und legs auf den Schaden über den Brand/kühlet wunderbarlich.

Oder nimm Cabuskraut-Brühe/ thue es in den Schaden.

Oder nimm Holderblätter/ zerstosse sie/ druck den Safft heraus/ temperir solchen mit Wein-Essig/ und leg ihn auf den Brand/ es löscht ihn.

Cap. CXVI.

Für andere auch alte Schäden/Geschwär und Fisteln.

Die Schäden/ so durch Zerstossung und Zerquetschungen geschehen/ sind schon viel härter zu heilen/ als die frischen Wunden/ und werden leichtlich alte Schäden und übel heilsame Zustände daraus/ weil das wilde Fleisch aus dem gefaulten Geblüt leichtlich sich zeuget/ wo es nicht ausgeführt/ zertrieben und gemildert wird. Für dergleichen alte Schäden werden unterschiedene Wasser und Curen gebraucht/ und wird sonderlich auch das schwartze Wasser gelobt/ dessen im 113 Capitel dieses Buchs ist gedacht worden. Das folgende hat weniger Mühe/ und nichts desto weniger gute Wirckung/ dardurch es auch nicht weniger berühmt ist: Nim Galläpffel/Kupfferwasser und Grünspan/ eines jeden pro sechs Kreutzer/ item Schießpulver/Weinstein/ Saltz und Essig/ zusamm gemischt/ den Schaden gewaschen/ und ein nasses Tüchlein warm übergelegt.

Nicht weniger ist auch das folgende für alte Schäden bewährt: Nimm gedörrte und gepulverte Nesseln/ item Osterlucey/eines so viel als des andern/Spangrün den dritten Theil/misch es untereinander mit Sanickel-Safft und Baum-Oel/ machs zu einer Salben/ und brauchs.

Wann ein Pferd ein Geschwär oder Eyß hat/ dem durchbrenne es mit einem glühenden Eysen/ raume ihm Schwefel darein/ und bind ihm einen heissen Schnitten Brod darauf/ alle Tag zweymal.

Für die Feigwärtzen: Nimm Schellkraut-Safft/ bestreich/ im abnehmenden Monden/ die Wärtzen damit/ laß den Safft von sich selbst trocken werden/ thus etlichemal/es hilfft/den Menschen absonderlich.

Item nim eines Knabens Harn und so viel Wein/ sieds untereinander/ und wasche den Schaden damit/ darnach nimm Pulver von einer gebrannten Schuhsohlen/und säe es darein.

Oder nim Hönig und ungelöschten Kalch/und Eyer und Alaun/ mach daraus einen Taig/ dörre ihn in dem Ofen/mach es wieder zu Pulver/und brauchs.

Wann du gesäuberte Wunden haben wilt/ so nim Ehrenpreiß eine gute Hand voll/ thu es in eine Maß weissen Wein/ und laß es halb einsieden/ darinn netze Tücher/ und lege sie dem Pferd in den Schaden/ so heilet er.

Item nim Nußlaub/ Eysenkraut und Flöhekraut/ thue es in einen Hafen Wasser/ laß es wol einsieden/ und wasche den Schaden sauber damit aus/ alsdann nim hart Rockenbrod/ brenn es in einer Pfannen/ daß es glühend zu Pulver wird/ und säe es dem Pferd in den Schaden.

Etliche Schmiedte brauchen bey alten und frischen Schäden diese Magnetische Cur: Sie nehmen frisches Flöhekraut/ Persicariam oder Piper aquaticum, dunckens in frisches Wasser/lassens hernach auf dem Schaden erwarmen/ grabens darauf an einen morastigen Ort/ oder unter eine Dachtrieffen/ so soll der Schaden heilen/ sobald das Kraut anhebt zu faulen; diesen Effect soll/ auf gleiche Weise gebraucht/ auch die Wallwurtz/ Symphitum majus haben.

Für die Geschwär/ wann sie hart sind/ und nicht zeitigen wollen/ so nimm Baum-Oel/ mache es heiß über einer Glut/ schütte darein Spangrün/ reibs dem Pferd auf das Geschwär/alle Tage vier- oder mehrmal/ und so es weich wird/ stich oder schlag ihms auf/ und heile es.

Item nimm Lein-Saamen und Eibischwurtz/ sieds recht wol in Milch von einer Geiß/ thue es in einen Mörser/ stoß es wol/ darnach nimm alt Rheinberger,

Schmeer/ röste es wol darinnen/und bind es also warm auf das Geschwär / biß es weich wird / man muß in einer Pfannen ob dem Feuer wol rösten / biß es zu einem Mues wird/ darnach legt man es auf ein Geschwär zeitig zu machen.

Item nimm Zwibel/ klein zerschnitten/alt Schmeer und Bolarmeni, seuts wol miteinander/ streichs auf ein Tuch und leg es über.

Die Fisteln betreffend/ (sagt Herr Seuter)- man will vermuthen / wann ein Gaul wund / und ihm der Schaden innerhalb viertzig Tagen nicht heil wird / so fistulier er sich/ also/daß dergestalt an einem Roß Fisteln an jedem Glied zustehen mögen / derhalben sie zeitlich zu heilen hoch vonnöthen / denn wo es lang verzogen wird/ so wird der Krebs daraus / oder Fisteln/ darzu ist dann folgende Salbe gut: Nim schwartzes Pech/Jungfrauwachs/guten Terpentin / jedes vier Untzen/ Hönig drey Untzen/Oxycrocium aus der Apotheken eine Untz/ laß alles miteinander in einem neuen verglasirten Hafen sieden / thue auch ein wenig Klauen-Schmaltz darzu / und wann also eine Salb daraus wird / so streichs auf wollenes blaues Tuch/ täglich zweymal über den Schaden gelegt/ es heilt.

Item nimm Aschen von Weiden / Hünerkoth/ laß miteinander stossen / pulvers und streue es auf die Fistel / darnach nimm Hönig / Pfeffer / Kalch und Essig/ mische es zusammen/ dörrs in einem Ofen / alsdann pulvers / und streue es alle Tage einmal auf die Fisteln.

Item nim̃ Kalch und Auripigment, pulvers untereinander / thue darzu Knobloch und Zwibel-Safft / eines so viel als des andern / laß es gemach miteinander sieden/ doch daß nichts einsiede/ thue alsdann ein wenig Hönig und Essig darunter / rühr es wol/ biß eine Salb daraus wird. Die Fistel wasche wol mit warmen Wein und Essig zugleich untereinander gemengt/ alsdann thu erstgemeldte Salbe darein / darnach nimm Menschen-Speichel / oder Essig und Realgar, zertreib das miteinander/und legs in die Wunden; wann die Fistel heil ist/ so wasche sie mit Wein und Essig; da die Wunden roth ist oder geschwillt / so ists ein Zeichen / daß die Fistel heilet.

Cap. CXVII.

Etzung des faulen Fleisches/ und Zielung eines frischen.

WAnn ein Pferd wildes Fleisch in der Wunden hat / so wasche die Wunden mit Wein/ darinnen Nesseln gesotten sind / und streue alsdann Grünspan darauf/ oder nimm gepulverten Galitzenstein und säe ihn darein.

Item nimm lebendigen frischen Kalch / weisses Mehl/ Hünerkoth/ Gerberlohe-Rinden/ jedes ein halb Pfund / gut Hönig ein Pfund / und ein wenig Essig / diese Stück alle zusammen gestossen / und zu einen Kuchen gemacht / als einen dicken Wecken / und in einem Back-Ofen gantz hart gebacken / hernach gepulvert/und in die Wunden und offene Schäden gethan/es heilet wol.

Ein Etz-Wasser zu faulen Fleisch: Nimm Müntzen zwo Hand voll/ thue es in einen neuen Hafen/ gieß zwo Maß Wasser daran / laß es wol sieden / thue hernach Rauten darein/und vier Loth Alaun/nachdem du es wilt scharff haben / sodann laß es sieden / und wasche die Wunden damit.

Wann ein Roß einen offenen Schaden hat / der faulet und nicht heilen will/ oder aber hat Blut-Rufen/ so nimm Gänsekoth / von denen / die auf der Weide gehen / waitzene Kleyen / ein wenig Essig / und Wasser/ eines so viel als des andern gesotten/ und gut warm übergelegt / das frisst und dörret das faule Fleisch hinweg.

Item nimm vier Loth Alaun/ zwey Loth Mercurium Sublimatum, zwey Loth Saltz / ein Loth Salarmoniacum, diß alles thue in ein Glas voll Wasser/ setz es auf ein Bretlein / zu einem sachten Feuerlein / damit das Glas nicht zerspringe / und laß es also kochen / biß des Glases Hals leer wird / so thue es vom Feuer / darnach thue darein von dreyen Eyern den Dotter wol zerschlagen / von vier Limonien den Safft/ von zweyen sauren Pomerantzen den Safft/ stelle das Glas drey Tag lang an die Sonnen / hernach behalte das Wasser also auf/ und wann du es wilt brauchen/so dunck einen Schwammen in diß Wasser/und legs über den Schaden. Hätte aber ein Roß viel Schäden/als Maucken/Räpffen und Strupffen / so legs nicht auf einmal auf alle Schäden/ es würde dem Roß zu viel seyn / sondern nur auf einen Schaden allein / und wann derselbe geheilet / alsdann nimm einen andern für dich.

Item nimm ein Stuck Alaun / den brenne / biß er wol weiß wird / darnach nimm Rosenwasser und guten Wein / jedes gleich / darinnen lösche den Alaun ab/ laß wiederum trocken werden/ und stoß ihn zu Pulver/ das behalte auf; hernach nimm Vitriol / und thue ihm gleich also ; diese zwey Pulver vermenge zusammen/ und bestreue den Schaden damit / es heilet alles wilde Fleisch.

Wildes Fleisch zu vertreiben: Wasch den Schaden mit Wein aus / darinnen Nußlaub gesotten ist/ wirff alsdann gepulverten Grünspat darein / so wird die Wunden frisch/und fällt das wilde Fleisch heraus.

Oder nimm die Knöpffe von den kleinen Pinsen/ die an sümpfigen Orten wachsen/und brenne sie zu Pulver/ vermisch es mit gebranntem Alaun/ dieses ätzet alles wilde Fleisch weg/an Menschen und Viehe.

Item nimm spitzigen Wegricht/ Salveblätter und Nachtschatten in einem Mörser wol gestossen durcheinander/ und den Safft ausgedruckt/ in einem Glas aufbehalten / den Schaden damit gewaschen / und das Krautwerck aufgelegt.

Item nimm frisches Flöhekraut mit den röthlichten Blumen im Sommer / zerstoß es / und mit dem Safft wasche die Wunden/es heilet in wenig Tagen/ohn einiges anders Mittel; ists aber im Winter/ so brauch das Pulver/thut gleiche Wirckung.

Frisches Fleisch wachsen zu machen / gibt Herr Johan. Battista di Galiberto in seinem Cavallo del maneggio folgendes Recept: Nimm Aloe/Myrrhen/Olibanum,

banum, Mastix/ Calophonium, Auripigment, Bolarmeni, von jedem eine halbe Unzen / pulverisirs / mengs zusamm/und leg es auf den Schaden/so wird das faule Fleisch davon verzehrt/ und wächset ein frisches / und diß ist bewährt worden.

Item nimm Brandwein/ und um einen Pfenning Lorbeer / stoß die zu Pulver / und um einen Pfenning Seiffen/ schneids und zerklopffs mit ein wenig warmer Lauge/ thue dann alles durcheinander / und schmier das Pferd damit/ wo es kein Fleisch hat/ nimm auch schönes weisses Mehl/und Hönig/ laß es zergehen in einer Pfannen / thue Weisses von Eyern darzu und sauren Essig / zerschlags in einem Geschirr/daß es werde wie ein Mues/ und salbe das Pferd damit.

Item nim Schwartzwurtzen/die sied in Wein/wasche den Schaden damit aus/ und lege das Kraut darauf/ das macht bald Fleisch wachsen; ist aber der Schaden tieff/so gib gute Acht/daß der Schaden von Grund aus heile/und nicht an der Seiten herum/daß nicht inwendig eine Höhle bleibe.

Item thue gepulverten Grünspan in die Wunden/ den andern Tag darauf wasch es mit Wein sauber aus/ darinnen Nesselsaamen gesotten worden/das macht frisches Fleisch und heilet gern.

Cap. CXVIII.

Für die Brüche / auch für den Beinbruch.

Hat ein Pferd einen Bruch / daß ihm die Därme heraus dringen / muß man den Darm mit den Fingern alsobald sachte wieder hinein schieben/ darnach muß man nehmen Ottermenig / Schellkraut/ Mausöhrlein / das Kraut von der Schwartzwurtzen/ Beyfuß / Garten-Pappeln / Rettichkraut und Käspappeln / jedes eine Hand voll/ in einem Topff mit Bier gekocht / und den Schaden fein warm damit gebähet / und hernach die Kräuter mit einem leinenen Pflaster auf den Schaden gebunden/und zwey Stunden darauf ligen lassen/alsdann soll man ihm diesen Wund-Tränck eingiessen: Nimm Osterlucey/ Tormentill / heidnisches Wundkraut und Drachenblut / alles gestossen / jedes zwey Loth/ dieses alles wol gekocht in drey Quart Bier/ und dem Roß alle Morgen nüchtern vier Löffel voll davon eingegossen/und mit den Kräutern den Schaden wol gebähet; hernach soll man diese Stücke nehmen und gebrauchen / sechs Loth Hönig / weiß Gänsefett / weisses Leinöl/ Kammfett / Drachenblut/ Populeum, Althæa, jedes vier Loth/ diß alles untereinander zu einer Salben gemacht / und den Schaden alle Abend wol damit geschmiert/so lang biß es besser wird.

Wann ein Pferd einen Fuß abgebrochen hat / ists sehr mißlich / es wieder zu heilen / sonderlich wann das Roß schon bey Jahren ist/und ob es gleich heil wirds/ists nirgends hin / als in den Wagen zu brauchen / so könte man doch/ wann ein Pferd so gut/ und so hoch der Mühe wehrt wäre/das Pferd in einem wolvermachten Stand/ und oben am Boden mit starck angemachten grossen Schrauben und Hacken mit Gurten und breiten Bändern also in die Höhe vornen und hinten in æquilibrio aufziehen/ daß es mit den Füssen eine Spanne oder zwo von der Erden schwebte/und keinen Fuß auf den Boden bringen oder setzen/ nichts desto weniger aber seines Futters in der etwas erhöheten Krippen theilhafftig werden könte: Erstlich müssen die zerbrochenen Beine wol zusamm gestossen und gespänet werden / vorhero aber nimmt man Eibischwurtzen / Bibenell / Beinbruch / jedes ein Pfund / einen guten Löffel voll ungelöschten Kalch / und ein viertel Pfund Mastix zerstossen / alles im Wein gekocht / daß es wird wie ein Mues / und so bald es vom Feuer kommt / solt du nehmen sechs Eyer/ und darein schlagen / auch fein warm umrühren / und das warme Band darüber schlagen; man soll ihm aber im Futter dieses Pulver fürgeben / als Eibischwurtzen/ Bibenell und Beinbruch / jedes ein Viertel und ein halb Pfund / alles gepulvert / und in das Futter gemischet.

Wann der Beinbruch neu ist / so nimm Jungfrauwachs und Dannenhartz jedes ein Pfund / darnach nimm Schwartzwurtz / oder Wallwurtz / laß es im Wasser sieden / zerstosse diese Wurtzen in einem Mörser / und temperire diese Stück zusammen zu einer Salben / die streiche auf ein lang leinen Tuch / das schlage um den Schaden / so warm es das Roß erleiden mag / und verbinde es mit andern mehr Tüchern/ damit es warm bleibe / hernach verschindle es wol / und laß es drey Tage also ligen / darnach wiederum herab gethan / und ein frisches Pflaster aufgelegt / das continuire / biß daß du Besserung findest. Wann nun der Fuß erstarckt / so gebrauche nachfolgende Bähung/ allweg über den andern Tag: Nimm Attich / Pappeln/Quendelkraut/ Wollkraut/ Nachtschatten/ grosse Klettenwurtz / Camillen / Schellkraut / Beyfuß und Wermuth / diese Kräuter im Bier oder Wein gesotten / den Fuß damit gewaschen oder gebähet; einen guten Einsatz gemacht / und angestrichen / vier Tage darinnen stehen lassen/ am fünfften Tage mit scharffer Lauge abgewaschen/ und wieder mit obgemeldten Kräutern gebähet.

Item nim Hänff-Saamen/Wallwurtz/weiß Pech/ Agrimoniam, hacke alles klein / und seuds miteinander im Wasser/nimm alsdann einen wollenen Fleck, weiche den in solchem Wasser / binds samt den Kräutern auf den Schaden / schindle es wol / und laß also drey Tage stehen/es heilet.

Wann einem Pferde das Bein ab ist/ so nim Wallwurtz/ siede sie im Wein/ nim hernach Rindern Marck/ Schmeer und Unschlit / mache eine warme Salbe daraus/ binds dem Roß über den Fuß/ und verhüte/daß es in fünff oder sechs Tagen nicht darauf stehet / das kan/ wie oben gemeldet / durch das Aufziehen der Pferde/ am füglichsten seyn; darnach siede Wallwurtz im Wein gar weich/ binde die Wurtzen dick auf den Fuß/ alle Tage auf den Bund hinauf.

Ein gut Dörzband zu den Beinbrüchen / es sey Menschen oder Viehe: Nimm sechs Löffel voll Bolarmeni ; vier Löffel voll Mühl-Staub / sechs Löffel voll gepulverte Wallwurtz / zwey Löffel voll Camillen-Saamen / zwey Löffel voll gepulverten Blutstein / alles in Wein gesotten/ und das Tuch in Wein getunckt/

und samt der Materi auf das wärmeste umgeschlagen/ und ohngefähr neun Tage darüber gelassen/ und wol gespähnlet.

Ein gutes Beinbruch-Pflaster / nimm Bohnen-Mehl / Wallwurtz und Müller-Staub oder Staub-Mehl / jedes gleich viel / alles durcheinander temperirt / und ein wenig sieden lassen / und warm übergebunden.

Item nimm Storchenschnabel-Kraut/ das auf dürren Wiesen wächst/ mit Spanferckel-Fett vermischt/ ein Pflaster daraus gemacht / und über den Beinbruch gelegt/ hilfft fast wol.

Cap. CXIX.

Wann ein Pferd von giffrigen Thieren gebissen worden ist.

Die armen Pferde haben nicht allein offt diejenigen / so ihrer warten und pflegen sollen / zu Feinden und Verfolgern / die mit Unwissenheit/ Grobheit und Unachtsamkeit ihnen Schaden zufügen/ und mehr verderblich / als nützlich sind; sondern es finden sich auch andere böse giffige Thiere/ sowol auf der Weide/ als in den Ställen / die ihnen mit ihren giffigen Zähnen / Urin / Beschmutzung und Anhauchung allerley Böses zufügen können / davor der menschliche Fleiß und Aufsicht nicht allzeit Vorsorge leisten kan; da sind die Mäuse und Ratzen / Wiesel / Schlangen / Nattern / Fledermäuse / Krotten / Eydechsen / Spinnen/ Mucken/ Bremen und Hornissen/ wie in den warmen Ländern die Scorpionen und Tarantulen/ also daß man deßhalben einer immerwährenden Obsicht vonnöthen / so bald was gemerckt wird / alsbald dem Ubel zu begegnen.

Ins gemein ist gut/ wann ein Pferd von einem giffigen Thier wäre gehecket / gestochen/ gebissen/ oder sonst verunreiniget worden/ wie es wolle/ daß man gleich guten Theriac nimmet / solchen mit Wein abtreibt und eingiesset.

Item Agrimonia-Safft getruncken/ soll für der giffigen Thiere Biß gerecht und gut seyn/ auswendig aber soll man Hanff stossen und darauf binden / das soll alles Gifft ausziehen.

Item nim̃ Meerrettich und Holderblätter durcheinander gestossen und übergebunden.

Wann eine Natter oder Schlang ein Roß gebissen/ so nimm rohes Garn von Hanff / seuds in Essig / und binds also warm über/ es sey Mensch oder Viehe; oder nimm sonst rohes Garn/ sieds in Essig und Wasser/ und binds wol warm über.

Für das Anhauchen der Wiesel / davon die Pferde geschwellen / ist nichts bewährters / als daß man ein Wiesel-Bälglein nimmt / und den Schaden wol damit reibt ; oder ein klein Stücklein davon auf eine Glut leget / und das Pferd damit / am verletzten Ort/ beräuchert.

Oder man nim̃t Scorpion-Oel und altes Schmeer/ stösset es/ und treibts wol untereinander ab/ und bestreichet es damit.

Item nimm Krotten-Geschmeiß oder Laich in dem Mayen / laß es wol dürr werden / und binds über den Schaden / und laß darauf / biß heilet / es schadet ihm nicht, es sey gehecket/ wies wolle.

Item nim̃ Zwibel / Rauten und Wegrichtwurtzen / mit Saltz untereinander gestossen / und über den Schaden gelegt.

Wann die Ratzen/ Mäuse/ oder Fledermäuse die Pferde mit ihrem Harn verunreinigen / so nim̃ Terpentin / Kalch und das Weisse von Eyern / mische es untereinander/ und bestreich die Stelle damit.

Wird ein Pferd von einem giffigen Thier gebissen/ so brenne erstlich den Ort / darnach nimm eine Hand voll Weinrauten / zwey Knoblochhaupt / stosse es wol mit Wein-Essig/ lege ein leinen Tuch etlichmal zusammen / tuncke es darinnen / und legs etlichmal also über den Schaden/ man kan ihm auch von diesem Essig eingiessen.

Oder nim̃ einen Hauffen mit Erden und Ameissen/ rührs in einem Wasser / und laß ein Pferd davon trincken/ wasche auch den Schaden damit/ wie P. Tylkowsky de re agrariâ pag. 322. bezeuget.

Oder seud Knobloch und Hönig untereinander/ und legs auf den giffigen Biß/ soll bewährt seyn.

Cap. CXX.

Vom Verschreyen oder Bezaubern.

Ob das Verschreyen oder Beschreyen eine blosse Superstition, wie etliche Theologi wollen/ oder obs eine natürliche Antipathia , deren Ursach nicht wol zu ergründen / oder obs eine Wirckung des durch leidende und scharffe Gemüths-Bewegungen erfüllten Gesichts seye / wie etliche von denen gelehrten Philosophis dafür halten/ will ich hier nicht viel (Weitläufftigkeit zu fliehen) Aufzüge machen ; das ist aber wahrscheinlich / wie Herr Franciscus Bacon de Verulamio in seiner historiâ natural. Cent. 10. experim. 944. meldet / daß der neidige Mensch boshafftige und giffige Geister aus den Augen sendet / welche durch die Strahlen sich mit dessen Geist / den sie anfallen / vereinigen / sonderlich wann das Objectum fascini in einer solchen Action oder Stand und Wesen begriffen/ als in grossem Glück / Wolergehen / Schönheit / Lob/ Ansehen / und dergleichen / dardurch der boshafftige Neid desto mehr angeflammt und verbittert wird. Daher/ schreibt er weiter/ habe man erfahren/ daß die alten tapffern Männer / wann sie in grossem Triumph Sieggepranget / meistentheils darauf sich etliche Tage übel befunden.

Andere vermeynen / das Beschreyen sey ein durch die Lufft gedrungenes Gifft/ so durch die Augen/ Athem-

Ziehung und die Nasenlöcher unvermerckt in das Hirn ziehet / und dardurch merckliche empfindliche Veränderungen verursachet / und solches soll bey jungen und zarten Objectis desto leichtlicher und bälder verfänglich seyn / daß aber die Augenstrahlen durch die Lufft eine starcke Wirckung haben/mag allein aus des Basilisken Augen bekräfftiget werden.

Es sey ihm aber / wie ihm wolle / so ist doch diese Meynung / daß man Kinder und Viehe durch ein böses Gesicht / wie es ins gemein genennet wird / oder durch Beschreyen könne verderben / so alt und durchgehend/ auch durch viel und denckwürdige Exempel so wahrscheinig / daß sie hart mehr aus den Gemüthern der Menschen auszureuten seyn wird; wie noch bey dem Virgilio, in dem dritten Hirten-Gedicht / der Schäfer Menalcas klaget:

Nescio, quis teneros Oculus mihi fascinat agnos.

Ich weiß nicht/was für Bosheits-Augen
Mir meiner Lämmer Krafft aussaugen.

Welches auch einhellig alle die jenigen / so mit Pferden und Viehezucht umgehen / gewißlich bestättigen/ und/wider dieses / ihre gewisse Curen und Antidota gebrauchen:

Wahr ist es wol/daß bey diesem (wie allenthalben) viel grosse Aberglauben und böse Zauberstücke mit unterlauffen / daß offt die Artzney gleich so arg und unverantwortlich ist / als die Kranckheit selbsten ; so finden sich dennoch in der Natur viel geheime und verborgene Wirckungen/ deren Ursachen durch unsern zimlich vertunckelten Verstand nicht vollkommen untersucht und erkläret werden können. Daher vermeyne ich/dergleichen Curen / die nicht an Characteres, gewisse Wort/ Zahl und Täge gebunden sind/zu gedulden und zu brauchen seyen.

Als wann man glaubt / ein Pferd seye beschrien/ soll man einen neuen Topff / voll glühender Kohlen / von eychen Holtz nehmen / und den Harn von einem jungen noch reinen Knaben darauf sprützen oder giessen / und dem Pferd den Dampff in die Nasen / und an den Bauch gehen lassen / dem Pferd aber / mit einer Decke/ Kopff und Leib verhüllen/ daß der Dampff wol eindringen / und nicht beyseits verfliegen müsse. Ists aber eine Stutten / so soll der Harn von einem jungen Mägdlein seyn.

Andere nehmen eine Hand voll Abrotanum, oder Abruten / und so viel Weinrauten / samt dem Saamen / thun ein wenig unzerriebenen Saffran und gar ein wenig Schwefel darunter / und ein wenig Holtz vom Antritt aus dreyen Thüren / und räuchern das Thier damit.

Item nimmt man ungebrauchtes Papier/ zerreisset es in kleine Stücklein / von dem Antritt von dreyen Thüren ein Spänlein / Asank / gedörrtes Säukoth / Meerhirs/ ein Thier damit beräuchert/ daß es fein zugedeckt den Rauch bey sich behalte / und er auch in die Nasen gehe.

Oder nimm Campher/einer halben Haselnuß groß/ und so viel Asank/ vermachs in einem saubern Tüchlein/ und hangs dem Thier an ; wiewol bey den ersten zweyen Mitteln ein Aberglaub mit unterzulauffen scheinet/ dafür sich jeder Christ zu hüten hat.

Andere hängen / für Beschreyung der Pferde / Allermannsharnisch / oder Herbam Victorialem, in dem Stall auf / oder hängen sie den Pferden an den Hals.

Alii Indusio mulieris menstruatæ acetum infectum & inquinatum equo infundunt.

Wann ein Pferd verschrien ist / so nimm ein Mäßlein Habern/ geuß Manns-Urin darauf/ und gib ihms zu essen ; oder mach eine gute scharffe Käse-Suppen / gieß sie dem Pferd ein / und reute es / daß es schwitzet. Oder nim̃ gebranntes Hirschhorn/ der zwischen zweyen Frauen-Tagen gefällt worden / gib dem Pferd etwas davon gepulvert ein.

Wann ein Pferd verzaubert ist / so nimm Haselnußwurtzen / Eberwurtzen/ Christwurtzen/ Dattelkern/ Schwefel/ Saltz und Karpffenstein / mach alles in gleicher Quantität zu Pulver / menge es untereinander / und gibs dem Pferd Abends und Morgens zu essen / allweg einen Löffel voll unter das Futter / und sonst nichts zu essen.

Wann ein Pferd bezaubert ist/ (sagt Martin Böhmen) so stehet es stets / und hänget den Kopff immersort in die Krippen / schwitzt allzeit / kan auch keinen einigen Schenckel rühren oder fortbringen / und sind also diß die drey Merckzeichen / worzu man solche Stücke gebrauchen solle: Nimm Farrenkraut / schwartzen Kümmel / Fünfffingerkraut / jedes ein Loth / alles zu Pulver gemacht / und ohngefähr ein Loth Menschen-Bein gebrannt / und zu Pulver gestossen ; item das Holtz/ welches ein fliessendes Wasser auswirfft / so man gemeiniglich am Rande des Wassers findet / vor der Sonnen Aufgang gehohlt / mit einem Messer klein geschaben / und dessen ein Loth unter das obige Pulver gemacht / und in einer Maß Wein-Essig dem Pferd / es sey zu welcher Zeit es wolle / auf dreymal eingegossen; wann dieses geschehen / soll man einen Knochen oder Bein von einem Menschen nehmen / dem Pferd solches auf die rechte Seiten unter die Mähne hencken/ so wird es wieder besser.

Diß folgende Pulver soll auch für die Verzauberung gut seyn / und soll ein Roß auf der Reyse den Muth davon allzeit behalten: Nim̃ Hirschbrunst/ Christwurtzel/ Eberwurtzel jedes ein Loth / Attichwurtzen zwey Loth/ gestossen und gepulvert Farrenkraut vier Loth/ zwey Loth Hasel-Laub/ein Hasensprung/ein Loth menstrui muliebris, ein Loth gepulverte Fledermäus/zwey testiculos leporinos, dieses alles untereinander zu thun/ zu Pulver gemacht / und dem Pferd auf dem etwas befeuchteten Futter vorgegeben.

Herr Carrichter / weiland Käisers Maximiliani des Andern diß Namens berühmter und bekannter Hof-Medicus, dessen unterschiedliche Wercke erst neulich Anno 1670 vom Herrn Joh. Hiskia Cardilucio M. D. an das Liecht gebracht worden / der will / man solle für Zaubereyen allzeit das edle Kraut Hypericon, Beyfuß/ Stabwurtz / spitzigen Wegricht/ rothen Knobloch / die weissen S. Johannsblumen / so auf den Aeckern wachsen / Wolmuth / Betonienkörner / darnach dreyerley Daurant/ (oder Orant Anthirrinum) den ersten/ den man sonst Hundskopff nennet / den andern den gemeinen/und den dritten den edlen Daurant/ auch dreyerley Widerthon/ welche sollen gesammlet werden gegen dem vollen Mond im ersten Viertel/auch sollen sie mit keinem Eysen berühret werden/weil dardurch nur die Zauberey gestärckt wird; sie sollen / zur Zeit ihrer Sammlung/ in

voller Blühe/und an einem schönen Tag in deine Gewalt kommen.

Item soll man sammlen Hasel-Mistel/Lindenholtz-Oel/Lerchenhartz/rothe Corallen/Farrenkraut/rothe Erdschwammen/die unter den Bircken wachsen/Braunwurtz und dergleichen; man kan auch Hypericon und Daurant zu Pulver machen/und dem Viehe mit Saltz unter das Futter geben.

Zum Beschluß dieses Buchs/will ich aus dem wolbekannten Herrn von Helmont hersetzen / was er zu thun vermeynt / wann einem ein Pferd durch Hexerey wäre getödtet worden; weil es aber eine Sache ist/die nicht Jedem zu wissen dienlich/will ichs hier unverteutschet / mit seinen eigenen Worten beyfügen/ da er fol. 769. & 770. in seinem grossen Opere also saget: Si recens cor equi, per sagam mactati, clavo transfigatur, affetur veru, vel crate torreatur, mox spiritus vitalis sagæ, citra alterius Medii interventionem, & inde saga tota (siquidem non corpus, sed solus sentit spiritus) immanes patitur ignis cruciatus, quod sanè nullo pacto contingeret, nisi facta fuisset copulatio spiritus sagæ, cum spiritu equi. Equus nempè strangulatus retinet quandam vim mumialem, (sic verò quandocunquè carni confermentata est virtus liquoris vitalis, qualis in sponte, præ ægritudine, aliaquè inferioris Ordinis disruptione non invenitur) cui comes est spiritus sagæ ipsi copulatus. In corde itaquè recenti, priusquam ad sagam, dissolutione suus retromeet spiritus; fit alligatio spiritus sagæ, qui retinetur per infixum clavum, & tosturâ utriusquè spiritus simul, unde per magnetismum, extremo ignis termino, sagam in spiritu sensitivo agitari contingit. Effectus iste ab intentione mutatur; si namquè vindicta experimentatorem concitaverit, tunc effectus reprobus est. At si periculum fiat, ut saga eò sese prodere cogatur Judicibus substerni, & proximo, sibiquè hactenus beneficentia procuretur, quatenus sublato tam impio, blasphemo, & nocuo Sathanæ mancipio DEI gloria, pax & requies major inter vicinos oriatur; tunc certè effectus reprobari nequit. Nec est cogitandum, totum spiritum sagæ abiisse in cor equi (ipsa namquè sic è vivis discessisset) verum esse univocam quandam spiritus, lucisquè vitalis participationem, prout nempè in semine, qualibet vice, totius hominis architectus spiritus, etiam ad multos fœtus sufficiens propagatur, manente tamen integro patris spiritu. Ista nempè spiritualis lucis participatio est magica, virtute verbi (Animalia & Herbæ producant semen, Gen. 1.) locuples communicatio, & unum producit decem Myriades seminum æquivalentium, & spiritus seminales integrales totidem, tanquam de lumine lumen accenditur.

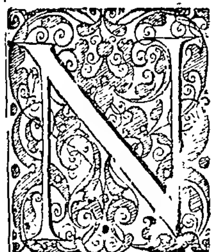
Wir wollen aber diß Achte Buch hiemit enden/und das Neundte für die Hand nehmen.



PRO-



PRODROMUS
LIBRI NONI
VILLA.



Unc age, quæ Villæ ratio, quis prata parandi
Sit modus, expediam, quæ si vel cernere tantum
Vere novo liceat, viridiquè ex gramine gemmas
Lumina, nescio quæ perfundere nostra voluptas
Et meritò solet, irriguo si margine rivus
Curvis herbiveras rivis inter secet oras.
Utquè magis vegeto florescant cespite prata
Invitent liquidos diducta Incilia fontes,
Luscinia hic Floram variatâ voce salutet.
Sed tamen æstivo Pecori non pascua solùm
Sufficiunt, etiam hybernis sua fœna diebus
Non desint. Princeps ageret dum Sæcula Mundus
Aurea, Divitias pecus atquè armenta ferebant.
Sede vagabantur variâ, defecit ut herba
Quærebant alios post proventu ubere pastus.
Simplicitas tùm sancta humili moderamine Mundum
Protexit, Regesquè suos deduxit Ovili,
Proquè pedo sceptrum felici tradidit ausu.
Sed mox deterior cum Ferri accesserat Orbis,
Quisquè suo proprios quæsivit more Penates,
Condendoquè Domos, cingendo & sæpibus agros
Prataquè ne pateant aditus pecoriquè Ferisquè.
Pinque solum pratis debetur, stagna palustri
Non insint Limo, ne quà fortassis inundet

vies cœnosa Luto, quod graminis herbas
Inquinet; At liquidi rivi, sint & propè fontes,
Æstivo unde vadis adaquari Sydere possint.
Si vis mutare in pratum languentia rura,
Autumno glebas rumpens stirpes lapidesquè
Exime, & æquales duc certo vomere sulcos.
Pòst, Cytisi semen, tùm quod tibi Medica multùm
Herba dabit, sere continuò, dein protinus occa,
Lunâ hoc crescente efficito, pluviale videtur
Si Cœlum, propera, prosunt radicibus Imbres.
Imprimis Talpas abige & conquire latentes,
Æquando Tellurem, odiosa cubilia rumpe.
Sed quantum licet instituas ut prata secentur,
Atquè etiam sudo sint Fœna recondita Cœlo,
Inde manu nimiâ Pastor ne prodigat illa,
Sit satis ut saturet, sed enim fastidia tollat.
Copia quæ inducit, pecori cui servit alendo,
Sitquè cibo æqualis proportio, servet utrumquè.
Elige selectum genus & proventibus aptum
Armenti, ex illis stabuli incrementa quotannis
(Deterius vendas) repara, meliore retento,
Commoda Villa homines, animantia, pabula condat,
Quodquè decente modo, sine sordibus & sine noxâ,
Nec calor infestet, frigusve aut putridus humor.
Improba si pecori Contagia fortè minentur,
Præsidiis promptis aditus prædudat, & Hostem
Arceat, & sanum à morboso segreget Agmen.
At pecori augendo, vegetum tibi selige Taurum
Corpore non nimio, sed adhuc florentibus annis
Vnicolor, niger aut rufus, vel mixtus utroquè,
Torva tuens oculus, pressum Caput, auribus hirti
Et caudæ villi subsint, frons crispa capillos,
Et camura obscuro sint cornua glabra nitore,
Pendula cui latum palearia pectus obumbrent,
Et patulæ nares, collum dorsumq; decenti
Densentur serie, paulò substrictior Alvus,

Talo & crure brevis, costansq; & fortior Armus,
Vacca bona est Tauro similis, latus illa extendens
Longius, & brevius caput, ubera grandia monstret,
Sed trimus Veneri jam aptus, maturus amores
Taurus init, paulo seniori fronte feroci,
Conscius ipse sibi, ne multum exæstuet igne;
Ejice luxuriam, tumidos castrato juvencos,
Discat ferre jugum, sed ut hæc mutatio prosit,
Pabula lauta illi calidum ad præsepe ferenda,
Inde rudimento primo sociabitur unà
Bos veteranus ei, trahere ut condiscat Aratrum,
Sed modico primùm penso exercenda juventus.
Post ubi nodosos senium sub Cornibus Orbes
Circinat, & major, tum segnior incipit esse,
Ritè sagitatur, non sedulitate minori
Quàm spe lucrandi, pecudes armentaquè cuncta
Si celafacta furit radiis solaribus æstas
Pascua manè petant summo, ne turpis Asilo
Et Tabani affligant, miseros, seu ad pabula noctu
Ad lucem Lunæ educunt. Sed villica solers
Et gravidas vaccas, vitulosquè & mollia curet
Corpora majori studio, mulctralia nunquam
Ni lotis adeat manibus, purissima vasa
Omnia, tum quæcumq; facit, quæcumq; ministrat.
Altera cura ovis est, quæ lanâ, vellere, chordis,
Carnibus inservit, sic lac & caseus usu
Sæpè laboranti præbet jentacula plebi.
Humida sunt damnosa, at habet gratissima siccis
Pascua fixa locis. Aries præstantior albus,
Si quoquè lingua caret maculus, totumquè palatum.
Is generat trimus, post septem desinit annos.
Roribus infectas herbas, & spicula solis
Ægrè equidem tolerant, Hyssopus, Salvia, Lauri, &
Juniperi baccæ, Sal, Pulmonaria, multos
Præveniunt morbos gravidis sed matribus illic
Non datur accessus, Pastor modò sedulus adsit,
Tibicines, Cantusquè ut condimenta putantur
Inter pasturus ovium, sed Pastor ovile
Pervigilans cingat canibus, condore coruscent,

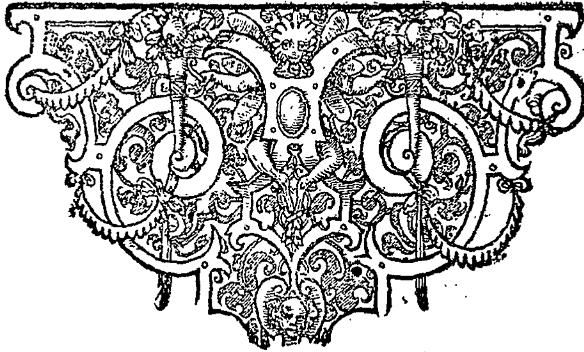
Armatum ferro sit iis callare feroci,
Noctu internoti, Lupus ut non possit obesse.
Frigoris impatiens capra est, saxo aspera dumis
Et fruticeta colit, sed ab hortis hanc porcul arce.
Fertilitate omnes pecudes praecellere procus
Consuevit lardo facilis, pinguiquè saginâ,
Si quercetatibi, & gravidi cum robore Fagi.
Nutriat oviparas etiam tua villica cortes.
Namque diem vigil excubitor per carmina gallus
Excipit, & castrati itidem convivia adaugent
Delitiis; gallinae ovum, pullosquè rependunt.
Grandior est Meleagris, opus meliore habet escâ.
Pavo venenatis ingens serpentibus hostis,
Sed clamore gravis, veluti quoquè garrulus anser,
Annicolaequè anates, & amantes grana columbae
Villicus haec moderatè industrius omnia servet,
Unicuiquè cibos tribuens, & pabula justo
Tempore, Fundum obeat, damnisquè fideliter obsit,
Instrumenta Dapesquè Domus custudiat aptè,
Ut benè respondere queat, quid menstrua poscunt
Officia, expediat, sed & hunc laudabilis Uxor
Adjuvet intrepidè. Exemplum sic praestat uterquè,
Quòd meritò atquè lubens famulantum Turba sequatur.



Innhalt aller derer in diesem Andern Buch begriffenen Capiteln.

XXXII.

CAPUT



Deß

Adelichen Land- und Feld-Lebens
Neundtes Buch/
Mayerhof.

Cap. I.

Von der Viehzucht ins gemein.



Ob der Ackerbau oder die Viehzucht edler und berühmter sey/ ist noch ungewiß; die jenigen/ welche dem Ackerbau den Vorzug geben/ vermeynen: Weil gleich nach dem Fall/ dem Menschen von GOtt gebotten worden/ im Schweiß seines Angesicht sich auf und von der Erden zu nähren/ des Viehes aber allda nicht gedacht werde/ sey der Ackerbau tanquam prima Lex positiva vorzusetzen; die es aber mit der Vieh-Nahrung halten/ geben vor/ die Viehezucht sey noch im Stand der Unschuld/ durch die Wort/ herrschet über alle Thier auf Erden/ eingesetzt/ und also dem Menschen gleichsam die Lehenschafft der Mayereyen verliehen worden; denn obwol vorher stehet/ füllet die Erden/ und macht sie euch unterthan/ so hätte es doch dabey die Mühe des Pflügens und anderer Beschwerlichkeiten nicht bedörfft/ von welchem auch den alten Poeten/ als von der güldenen Zeit unter Saturni Regierung/ getraumet hat/ wie Virgilius in 1. Georg. berühret:

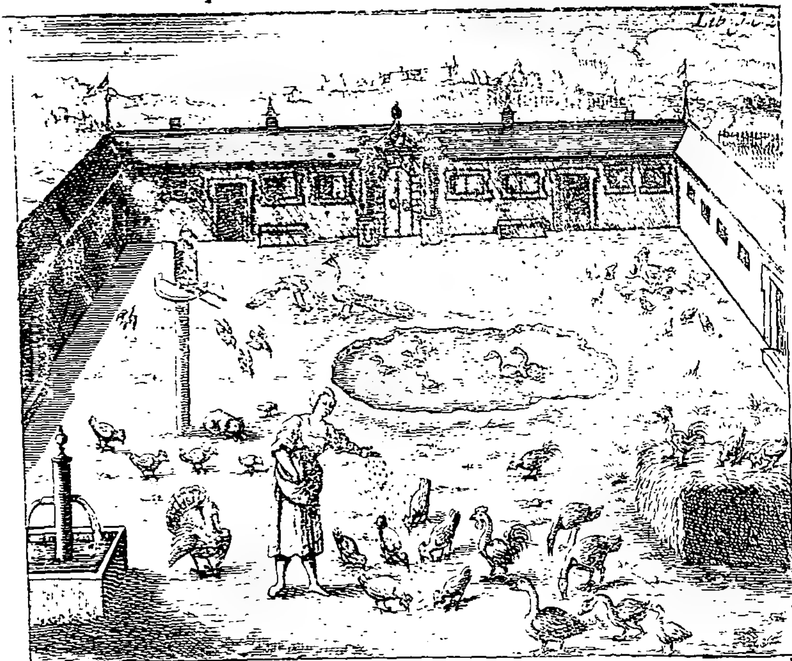
Ante Jovem nulli subigebant Arva Coloni,
Nec signare quidem, aut partiri limite Campum
Fas erat, in medium quærebant; ipsaque Tellus
Omnia liberius, nullo poscente, ferebat.

Vernünfftig aber davon zu reden/ so kan man/ nach dem traurigen Sünden-Fall/ keine Wirthschafft vollkommen heissen/ wo eines von diesen zweyen mangelt; dann zu was Ende wolte man das Gras/ Heu und Streu gebrauchen/ und wie wolte man das Feld umackern/ die Früchte hin und wieder bringen/ wann man nicht Viehe hielte? und was wäre mit der Dung anzufangen/ wo man den Acker- und Feldbau unterlassen solte? Darum der allein reich zu schätzen/ welcher beederley besitzen und geniessen kan; wie dann die H. Schrifft Isaac Gen. 26. darum einen reichen und grossen Mann nennet/ nicht allein/ weil er das Land besäete/ und desselben Jahrs aus GOttes Segen/ hundertfältig einerndte/ sondern auch/ daß er viel Guts an kleinem und grossem Viehe/ und ein groß Gesind hatte. Und der allerreicheste König Salomo im 2. Cap. seines Predigers erzehlet unter seine Wirthschafften/ daß er Häuser gebauet/ Weinberge gepflantzet/ Gärten und Lust-Gärten gemacht/ allerley fruchtbare Bäume darein gepflantzet/ Teiche gegraben/ daraus den Wald der grünenden Bäume zu wässern/ Knechte/ Mägde und Gesinde gehalten/ und eine grössere Haabe an Rindern und Schafen gehabt/ denn alle/ die vor ihm zu Jerusalem gewesen waren. Und gewißlich/ nach einhelliger Bekändtnuß aller deren/ die von der Oeconomia geschrieben/ ist der beste Gewinn bald reich zu werden/ von der guten und wolbestellten Viehezucht/ dabey man (wo sie mit Verstand und GOttes Seegen geführt wird) so viel Nutz und Lust hat/ als von einiger andern Wirthschafft/ wie sie auch Namen haben möge; also auch die alten Patriarchen und Ertzvätter/ die ihr Leben in der Wanderschafft zubringen musten/ ihr gröstes Capital in den grossen Heerden des Viehes/ welches sie mit sich hin und wieder treiben können/ gesetzt haben.

Ja das Geld ist von den alten Römern Pecunia genannt/ und dieses hat diesen Namen nicht allein darum überkommen/ weil Kühe oder Schaf in der Müntz das erste Gepräge gewesen/ sondern weil das Geld am geschwindesten ex re pecuaria, zu sammlen/ und der Anfang der Römischen Monarchia aus Hirten entsprossen/ denen man auch die vornehmsten Ort der Stadt zu verwahren anvertrauet.

Die Nutzungen von den Mayerhöfen sind so unterschiedlich/ daß sie nicht genugsam zu beschreiben/ und indem der Acker und Garten-Lust meistens nur im Frühling/ Sommer und Herbst zu geniessen/ und man im Winter allein der Hoffnung leben muß; hingegen die Viehzucht auch im Winter nicht allein Käse/ Butter und Schmaltz/ Fleisch und Speck/ Eyer und anders gutes Geflügel/ auf die Tafel schaffet/ und mit den Fellen und Häuten/ mit der Woll und andern/ den Menschen kleidet und bedecket; sondern auch im Sommer

das junge Viehe / mit ihrem Spielen/Schertzen und Springen/dem Haußvatter eine holdselige Zeit-Vertreibung verursachet/also wollen wir allhier kürtzlich einführen / wie beyläuffig ein guter Mayerhof oder Vorwerck/als es in Böhmen und Schlesien genennt wird/ wie Mayrer oder Käßmacher und sein Weib / Knecht und Mägde müssen beschaffen seyn / was sie in einem und andern zu beobachten; hernach (weil ohne Fütterey keine Mayerschafft aufzubringen) wie man die Wiesen anrichten/ wässern / warten / eines und anders einbringen und verwahren/ und mit dem grossen und kleinen Viehe / als auch mit allerhand Mayer-Geflügel recht umgehen / und sie wol und gedeylich nähren und versorgen.



Cap. II.

Vom Mayerhof.

WEr mit der Viehzucht einigen Nutzen erwerben will/muß auf drey Dinge vorher bedacht seyn: Erstlich/daß er das grosse und kleine / vierfüssige und Geflügel-Viehe/für Nässe/Kälte und Winden recht verwahre; zum andern/ daß er Leute und Gesinde halte / die treulich und fleissig wissen damit umzugehen; und endlich/daß an Fütterey / Streu und Wartung nichts abgehe. Der Mayerhof ist die Behaltnus/darunter diß alles muß unterbracht und versorgt seyn.

Wie er soll beschaffen seyn/ lässt sich darum keine gewisse Regul vorschreiben / weil die Beschaffenheit der Oerter sich offt also fürstellet/daß man sich nothwendig darnach muß bequemen un̄ man offt schon einen gebauten Mayerhof findet. den man / grosse Unkosten zu fliehen/(welches eines unter den vornehmsten Requisiten eines guten Hausvatters ist) muß bleiben lassen/ wie er ist. So sind auch die Meynungen und Einbildungs-Seltzamkeiten/bey den Menschen / so verwundersam und veränderlich/daß/was dem einen recht und gelegen duncket / dem andern widersinnisch und übel gethan scheinet. Nur ist forderist diß zu beobachten: Erstlich/ daß alles wol bedeckt / trocken / und/ nach Beschaffenheit/warm oder kühl / wenigst temperirt halten werde. 2. Daß der Platz weder zu enge noch zu weitschichtig falle; doch ist das letzte erträglicher als das erste/wofern es nur nicht gar übermässig / damit das Gesind mit Wohnungen und Kammern/die Früchte/Getreyd und Heu genugsames Unterkommen/und das Vieh rechte und gnugsame versicherte Stallung habe. 3. Daß es Wasser/Bronnen/ Teich und Lachen habe / sonderlich wo man Wassergeflügel hält.

Die alten haben einen erhöheten Ort zu den Mayerhöfen erfordert / weil die Wassergüsse und Wolckenbrüche daselbst nicht schaden mögen / dahin der Sonnen Strahlen den gantzen Tag kommen / es auch allerseits die Lufft/ohne Hinderung / durchstreichen könne/ und dadurch das Ungezifer leichter vertrieben/oder doch von der Hitz ersticket werde. Wo ebener trockener Platz/ und man einen neuen Meyerhof bauen will / ists am besten/wann derselbe viereckicht und mit Gebäuen allenthalben umschlossen/inwendig aber mit einem grossen weiten Hof versehen sey/es sey dann/daß ein Haußvatter will / daß er gegen dem Schloß eine Oeffnung habe/damit er aus seinen Fenstern frey sehen möge/wer ein-oder ausgehet / und was darinnen fürgenommen

wird/

wird/auf diesen Fall muß er etwas länglichter auf drey Theil eingeschränckt werden; ist aber das Schloß erhöhet/ daß man dennoch etwas ihinein schauet/ ist es besser/der Mayerhof sey um und um mit Gebäuen eingefangen.

Des Meyers Stuben und Kammer sollen nächst am Thor/und auf der einen Seiten neben dem Kühestall seyn/damit er auf das Thor Aufsicht / und auch in den Stall bequemlich/zu allen Zeiten/ kommen möge; Das Thor muß hoch seyn/damit die Fuder Heu/Stroh und Getreyd unangestossen durch können / diß soll man so wol als die Nebenthür oben mit Dächern und unten mit starcken Schwellen wol und gehäbe versichern/ damit das kleine Vieh nicht ausschliefen / oder fremde Hund und Katzen/Marder und Iltis einkriegen / und Schaden thun können.

Der Mayer soll auch seine Kuche zum Kochen und Waschen / seine Kammern für das Gezeuge / Speiß/ Kraut/Ruben und Grase / item seine Milchkeller/ ists möglich/an einen kühlen Ort haben. Die Stallung deß Rindviehes theilt man ab/damit die Melckrinder/das galte Viehe / und die Ochsen jedes seine eigene Stelle haben mögen/kan es seyn / so hält man es vor das beste/ daß sie die Köpffe (so wol als die Pferde) gegen Orient wenden können.

Alle Ställe sollen/nach Columellæ Lehr / gemacht seyn/daß keine Feuchtigkeit hinein dringe/hingegen was sich darinnen zusammen sammelt / wol und bald ausfliesse/auf daß/ spricht er/der Grund des Gebäues wie auch die Klauen des Viehes keinen Schaden nehmen; im übrigen mag man sich/wann es die Gelegenheit des Orts leidet / in vielen Stücken nach den Roßställen richten/davon anderwerts Anregung geschehen. Diese Gebäue werden nun beynahe eine Reyhe des viereckichten Mayerhofes machen; auf der andern Reyhe können die Ochsen- und Pferdställe/ so wol vor die Mayer-Pferd/als wann Gäste kommen/für fremde Pferde stehen/weil es gefährlich/daß man seine Pferd ausziehen/ und den fremden/aus Mangel genugsames Unterkommens/Platz machen muß dardurch offt mancherley anerbliche Kranckheiten entstehen / die man / durch die Vorsorge verhindern kan; zudem ists auch gut/ wann die Unterthanen mit ihren Zügen robbaten/daß sie auch ihre Pferd und Ochsen daselbst unterziehen und füttern können / sonderlich daß sie (wie offt geschiehet) weit nach Hause haben / und gar über Nacht ausbleiben müssen. Und das jeder Stall sein Nebenkämmerlen habe darinnen die Knechte den Zeug absonderlich verwahren/und auch Nachts liegen können.

Müssen aber Enge halber / die Ligerstätte in den Ställen seyn/so muß man ihnen keine Fetterbetter/ deren Staub und Flammen dem Vieh sehr schädlich/sondern Kotzen und Moteratzen gebe; in dieser Reyh/sollen auch die Schupffen für die Wägen/Pflüg/Eggen/ und anderes höltzernes Gezeuge stehen / kan wol gar mit einem grossen Thor verschlossen / und oben mit einem Boden / oder wenigst mit starcken Drammen unterschieden seyn/daß man droben allerley gutes dürres Holtz/ Stangen und Läden zur Wagner-Tischler- und Zimmer-Arbeit legen und behalten/darunter man auch das Bach- und Brennholtz trocken legen / darneben bey groben Wetter / die Hanff- und Flachs-Arbeit verrichten/zur Hausnothdurfft Vieh schlachten / den Most vom Obst daselbst im Herbst pressen und sammeln möge.

In der dritten Reihe des Gebäues/so gegen Mittag liegen soll/kan man den Schäferhof/Stall und Wohnung für den Schäfer beyfügen/mit etlichen kleinen angehänckten Ställen/oder durch Hurten abgesonderten Plätzen/darinn man die neu-lämmerende Zuchtschafe/ wie auch die Lämmer / Geißviehe / oder wann eines kranck wird/absondern/ingleichen die Widder beyseits stallen und stellen kan.

Der Schäfer muß auch ein Gewölbe / kühle Kammer/Keller und Böden haben/dahin er seine Milch stellen/und die Käse/Wolle / und Fütterey für sein Viehe aufbehalten kan.

In allen Mayerhöfen / die vom Schloß entfernet liegen/ist es gut/wo nicht ein Schlag-Uhr / doch eine Glocken- und Sonnen-Uhr zu haben / damit man zum Gebet und zum essen läuten möge. Item soll man/wo nicht einen Schreib- doch wenigstens einen Bauren-Calender in der Mayerstuben haben und verstehen; alle Täge soll man ein Gemach nach dem andern in der gantzen Mayerschafft/als das Gebäue/ die Scheuren/Kornkästen/Stallungen/besehen/auch das Bräuhause / Maltzböden / Gärten / Wiesen/Felder/Waldungen / und Teiche/ob es wol bey Bau/ mit Geschirren und andern Nothdurfften/versehen / und den Abgang zeitlich ersetzen lassen.

Der vierdte Theil des viereckichten Meyerhoffs/ soll von den Treydkästen / Korn- Heu- und Zehendstädlen/ sonderlich diese / daß sie vom Wind durchwehet sind/ eingeschlossen werden.

Im innern Hof/wefern es des Orts Nautur leidet/ soll ein Röhrbronne / wenigst ein guter Schöpffbronne stehen / dabey man in steinernen oder höltzernen / ausgehauenen Grändern das Wasser einlauffen lassen/und das Viehe träncken kan; daselbst hin mag auch wol der Taubenkobel gestellt/und nach Belieben / nachdem man viel oder wenig zu halten gesonnen / grösser oder kleiner gemacht werden. Auf der andern Seiten der Reyhen/ wo des Mayers Wohnung / und die Viehställe liegen/soll abermal ein ziemlich weiter Hof liegen/ und des Mayers Vorhauß soll zwo Thüren haben/davon die eine in den innern und die andere in den äussern starcke hohe Plancken oder Mauer absondern/ daß man durch ein verwahrtes Thürlein aus einem in den andern kommen kan.

Der nächste Theil am Mayerhauß soll die Köbel für die Indianisch- und Teutschen Hüner / Gäns/Endten Pfauen und dergleichen haben; auch eine Schwemm oder Teichlein/ darinn die Wasservögel ihren Lust haben können; item einen Misthauffen oder Ort/worinn sie kratzen/umscharren/und Würmer zur Speise finden/ mögen. Die Schwein aber sollen in den andern Theil deß Hofs ihre Steigen und Stallungen in unterschiedlichen Abtheilungen haben / und daselbst soll die rechte Mißstatt seyn/die wol ausgepflastert / oder mit grossen Bäumen gebrucknet sey/desto besser den Mist heraus zu führen / und darein soll alle übrige Feuchtigkeit vom Regen ihren Einfluß haben.

Warum aber Schwein und Hüner nicht beysamm auf einem Mist bleiben sollen / sagt Herr de Serres, sey

die Ursach / daß der Mist vom Geflügel / den Schweinen / ob sie ihn wol gern fressen / am Zunehmen des Leibs eine grosse Verhinderung sey / und sagt / es sey durch die Erfahrung bewährt / daß die Schwein / so darvon fressen / niemal recht (man füttere sie / wie gut man wolle) zu Leibe kommen können / so wol zu mercken und zu verhüten.

Diß ist allein ein unmaßgebliches Modell / daran sich keiner so eigentlich binden darff / sondern kan jeders nach Belieben und Beschaffenheit des Orts / eines und das andere ändern / verbessern / oder gar auf andere Art anstellen ; wann nur beobachtet wird / daß er wenig Unkosten und gute Gelegenheit dabey haben dörffe.

CAP. III.

Gelegenheit des Mayerhofs selbsten / und herum.

WJe bey allen Gebäuen / also auch bey den Mayerhöfen / ist die vornehmste Betrachtung / daß man gesunde Lufft / gutes Wasser / aussen herum fruchtbare Gründe / und genugsame Beholtzung habe. In warmen Landen bauet man gegen Mitternacht ; in kalten gen Mittag ; in temperirten aber gegen Morgen und Abend ; ist ein Fluß oder Bach vorhanden / muß der Hof an ein steinichtes festes und erhöhetes Ufer gebauet / und mit der Facciata abgewendet seyn / sonderlich wo die strengen gewöhnlichen Land-Winde herstreichen / muß der Mayerhof mit desto höherm und stärckern Gemäuer befestiget und verwahret seyn.

Morast und Lacken (wie schon im ersten Buch gedacht) soll man fliehen / nicht allein wegen der ungesunden Nebel / und gifftigen Dämpffe und Ausdünstungen / sondern auch / daß der davon entstehende feuchte Schimmel (wie Columella recht saget) allen Werckenzeuge / Hausrath / und aufbehaltene Früchte verderbet / und vor der Zeit rostig und faulend machet: ohne / daß viel gifftige Thier / Krotten / Eydexen / Nattern und Schlangen daselbst Hauffenweise wachsen die nicht allein die Wasser / sondern auch die Früchte und das Gras verderben / daß daher in Menschen und Viehe verborgene und offt unheilsame Kranckheiten entstehen.

Wer nun in theilhafften Orten seinen Mayerhof aufführen muß / der hebe (nach Columellæ Lehr) am untersten und niedrigsten Ort am ersten an / denn wo dieser Grund erstlich unten her starck angefangen wird / mag er nicht allein seine Gebäue ertragen / sondern auch auch in dem behülfflich seyn / was man darüber bauet / so man etwan das Gebäu erweitern wolte / denn was unten fest gegründet ist / wird gewaltiglich stehen / wieder daß / was hernach obenwärts angehängt wird. Fänget man aber oben an zu bauen / und dasselbe seine Schweren und Last überkommt / was man darnach unten daran füget / das reisset und spaltet sich alles / und weichet der Bau dem neuen absinckenden nach / daß es alles / wo nicht gar über einen Hauffen gehet / dennoch baufällig wird. Die Berge sind zu dürr und zu windig / die gar flachen Ort zu feucht und zu kottig. Die beste Gelegenheit / nach aller alten Meynung / ist ein gemählich abhangende / gen Mittag liegende Anhöhe. Unsere alten Teutschen / nach Cornelii Taciti Zeugnis / haben / wo ihnen etwan ein Berg / ein Bronne / ein Wald oder See gefallen hat / ihre Wohnungen aufgerichtet. Die Gelegenheit der Felder und Wiesen soll nicht ferne seyn / damit man desto füglicher alles einbringe / und das Gehöltze auch nicht gar zu weit ; im übrigen / was bey Gelegenheit eines Landguts zu bedencken / so auch theils hieher zu ziehen / kan man in dem ersten Buch genugsame Nachricht finden.

CAP. IV.

Von dem Mayer.

DJe alten Römer haben die ungelehrten Mayer für die besten gehalten / wann sie nur einen gemeinen Bauren-Verstand / Wissenschafft mit dem Viehe / Gesind und Feldern umzugehen / und eine gute Gedächtniß gehabt / dieselben bringen ihren Herren / wie Cornelius Celsus bey Columella sagt / öffter Geld / als Register und Rechnungen / und dabey ist des Palidii Regul zu beobachten: Agri præsulem non ex dilectis, & teneré educatis servulis pones, quia fiduciâ præteriti amoris, impunitatem culpæ præsentis expectant. Oder wie jener Cavallier de Malta, Sabba Castiglione nei ricordi sagt : A buon Lavoratore bisognano tre Cose, che non sia ladro, non provero, non poltrone.

Vor allen Dingen wird an einem Mayer erfordert / daß er seine Gebühr wol verstehe / treu / fleissig und emsig seye / denen Untergebenen mit seinem Exempel weise / was sie thun oder lassen sollen / daß es deß Herrn Instruction in allen fleissig nachlebe / auch dem untergegebenen Gesind mit Ernst vorgestellt seye / damit sie wissen / daß sie seinem Befehl nachkommen müssen / und er / wo sie widerspenstig wären / in Abwesenheit der Herrschafft Macht habe / sie abzustraffen / und mit Schärffe zur Gebühr anzuhalten.

Am besten ist freylich wol / wann die Herrschafft selbsten verstehet / was mit dem Viehe und andern Wirthschafften jederzeit zu thun / damit man nicht in allen den Mayer allein fragen / und desselben Rath gezwungen / und offt unglückhafftig folgen müsse; weil aber zu diesen unsern Zeiten solches schwerlich zu hoffen / muß man treue und verständige Leute desto mehr achten / keine Mängel und Gebrechen nicht so haarklein durch die Hechel ziehen / sondern (weil nie alles beysammen seyn kan) offtermals fünff gerad seyn lassen / wofern nur Treu und Fleiß nicht mangel / und nicht so leichtlich umwechseln / weil dem Viehe nicht wol damit gedienet ist / und ehe etwas ärgers / denn etwas bessers folget.

Der alte fast vor hundert Jahren abgeleibte Herr Conrad Heresbach/ der Hertzogen von Jülich/ Cleve und Bergen Hofrath/ in seinen schönen Büchern vom Bauren Leben erfordert von einem Mayer vier Stücke: 1. Daß er seiner Herschafft wol gewogen/ das ist/ getreu sey/sie lieb und werth halte/auch ihren Schaden verhüte/und ihren Nutzen befördere. 2. Daß er nicht faul/vergessen/nachlässig/sondern emsig und fleissig seinen Dienst verrichte. 3. Daß er die Sache/ die ihm untergeben wird/recht und gründlich verstehe/ die rechte Art/Zeit/Gelegenheit und Vortheil wisse/eines und das andere anzugreiffen/und auch das Gesind dazu geschicklich anzuhalten. 4. Daß er billig/ gerecht und Gottsförchtig sey/ sich vor Trunckenheit hüte/ einen nüchternen und erbaren Wandel führe; und in Warheit/er muß von Jugend auf/bey dieser Arbeit auferzogen worden seyn/nicht aus Büchern/ sondern aus Erfahrenheit wissen/was/und wann alles zu thun oder zu unterlassen sey/ weil an der rechten Zeit am meisten gelegen/ solche aber allein aus vielfältiger langer Experientz erlernet wird.

Sein Alter soll weder zu jung noch zu alt seyn/ weil das erste weder Erfahrenheit noch Ansehen/das andere weder Stärcke noch Lust mehr zur Arbeit hat/ die meisten setzen 25/oder 30. biß auf 60. Jahr; der entweder von seiner Jugend auf fleissig gedienet/ oder da er eine Hauswirthschafft gehabt/derselben wol vorgestanden/ und nicht durch liederliches Prassen/ sondern etwan durch Unglück/ und Krieg-Feuer-oder Wassersnoth/ um das Seinige kommen sey.

Er soll der erste aus dem Bett/ und der letzte ins Bette gehen/und nie vor/ es sey dann das Viehe recht gefüttert/das Gesind schlaffen gangen/ das Hauß gesperrt und das Liecht und Feuer auf dem Heerd und im Ofen ausgelöscht und wol versichert. Aller Mayerzeug und Geschir: soll ihm nach einem richtigen Inventario, eingehändigt seyn/ und dafür/ wo eines oder das andere hinkommen/soll er Red und Antwort zu geben schuldig seyn.

Gegen dem Gesinde soll er freundlich/ doch ernsthafft/scharff und streng/ (wo es vonnöthen) doch mitleidig seyn; am Feyertägen oder sonst wann er müssige Zeit hat/soll er in die Wiesen/Wälder und Felder spatziren/und wol acht haben/daß er nicht neue Fußsteige/ oder Fahrwege/durch das muthwillige Gesinde/gemachet werden/und da er selbst nicht erwehren mag/ alsobald der Obrigkeit anzeigen/ damit keine Gewohnheit daraus erfolge/ die hernach hart oder gar nicht mehr wiederum abzubringen/ so leicht kan übersehen werden.

Auch soll er gute Obsicht haben/ so offt sein Vieh auf die Weide ausgehet/ oder wann es wieder heimkommet/ ob alles vorhanden/ob nicht eines krumm/ traurig/franck/oder sonst verletzt sey/ deme bald mit Hülffe und gutem Rath beyzuspringen. Den Winter über soll er das Gesinde zu allerley Stuben-Arbeit/ als Schäfferbinden/ Spänmachen/ Stallzeug ausbessern/anhalten. Die Fütterey soll er/sonderlich im Winter/ wol in Acht nehmen/ daß man dem Viehe weder zu viel/noch zu wenig vorgebe; dem Gesinde soll er ihr Essen/ Kleidung und Sold fleissig geben/ hingegen auch nicht zur Unzeit feyren lassen/ soll auch er und sein Weib und Gesind allezeit einerley Tisch/ einerley Speiß/ und einerley Brod haben/ so wird alles besser zugerichtet/ und das Gesind ist ihnen desto williger.

Ein Mayer soll weder ein eigen Gut/ noch eigenes Viehe haben/ weil er dadurch in Verdacht kommet/ und von seines Herrn Dienst wol auch von seiner Nutzung dardurch offt entwas entzogen wird. Ein Mayer soll sich nie bedüncken lassen/ er wisse das/was er nicht weiß/ und bekenne lieber seine Unwissenheit/ als daß er liederlich etwas anfange/ so er nicht wol weiß hinaus zuführen/daß zwar ein durchgehend allgemeines Axioma und Regul ist im gantzen menschlicher Leben/ und allen Ständen wol zu beobachten/ weil es der rechte Probierstein ist/ dardurch der guldene Spruch: Nosce te ipsum, recht in die Ubung gebracht wird.

CAP. V.

Unterschied der Mayer.

Die Mayer werden zu unterschiedlichem Ende bestellet; Etlichen wird die gantze völlige Wirthschafft anvertrauet/ daß sie zu Hauß und Feld alles anstellen/ das Feld besäen/ arbeiten/ einbringen/auf Felder/Wiesen/ Geholtz/ Weingebürg/ in Summa/ auf die gantze Erträgniß Acht haben müssen/und das geschiehet in Mayerhöfen/ wo die Herrschafft abwesend/und wenig Unterthanen darzu sind/ oder alles von den eignen Zügen muß gebauet und verrichtet werden.

Und etliche (von denen wir allhier allein reden/) sind allein das grosse und kleine Viehe zu warten/ und auf das Gesind Obsicht zu haben/ bestellet/ und diese sind auch zweyerley Sorten; Etliche haben die Nutzung des Viehes um ein gewisses Geld und Bestand/ und diese werden um Wien und andern Orten Käsemacher genannt; Andere aber dienen um einen ausgedingten Lohn/ geben doch von jedem Stuck Melckviehe gewisses Schmaltz.

Wo Herr und Frau selbsten wohnen/ ist das beste/man halte nur eine Mäyerin und etliche Dirnen/ die dem Viehe recht warten/ melcken/Butter machen und Schmaltz sammlen/dann also kan man das Viehe höher geniessen/ wo man aber nicht allzeit seyn kan/ ists am besten dergleichen Mayerschafften im Bestand verlassen/der wird nun erhöhet oder geringert/nachdem zu Milch/ Butter und Schmaltz gute (als bey grossen Städten) oder schlechte Anwährung ist. Also wird das Küheviehe/ nach Gelegenheit der Weide und guter häuffiger Fütterey/ genossen; daher wann mans den Mayren in guten Orten im Bestand verlässt/ geben sie sieben Gulden von jeder Kuhe/ aber bey mittelmässiger Gelegenheit nur fünff Gulden und dreyssig Kreutzer/und von einem galten Stück nur die Helffte/ als

drey Gulden und dreyssig Kreutzer / oder zwey Gülden und fünff und viertzig Kreutzer/dargegen werden ihnen im Sommer gewisse Wiesen und Aenger zur Abgrasung / und im Winter gewisse Fuder Heu gegeben; das Gesinde müssen sie selbst halten und besolden.

An andern Orten gibt man dem Mayer-Volck eine Besoldung von 20 biß 30 und mehr Gulden/auch so viel Metzen Korn/etwas wenigs von Wäitz / Erbsen/ Haiden / Gersten und Habern auf das Hüner-Vieh; hingegen müssen sie selbst Dienstboten halten / in Sold und Kost / und geben von jeder Kuhe der Herrschafft jährlich drey Achtel Schmaltz / bißweilen auch dreyssig Pfund Käse.

Andere Herrschafften unterhalten der Meyerin allzeit auf 15. Kühe ein Mensch mit sieben Gulden/und einen Halter mit 10. Gulden Besoldung/bißweilen mehr/ bißweilen weniger / lassen ihnen auch im Winter von Wäitz und Habern die Spreuer/oder das Ohm/ (wie es theils zu nennen pflegen) geben ihnen auch das Gehäck/Biertrebern / und was vom Brandweinbrennen überbleibt.

Herr Abraham von Thumshirn / in seiner kleinen Oeconomia, so er/ auf Anbefehlen Churfürstens Augusti seligster Gedächtniß hat gestellet/und die vom Caspar Jugelio von Naumburg in Druck gegeben worden/gibt dreyerley Vorschläge/ wie das Rindviehe im Land zu Meissen verpachtet/das ist/ im Bestand verlassen wird: 1. Wann ein Mayer auf einem Vorwercke das Viehe bestehet/gibt er von einer jeden Kuhe zwey Thaler/nimt vier Kälber jährlich ab/muß aber alles Gesinde besolden und verkosten; es wird ihm hingegen/neben der Sommerhut und Strohfütterung/ein gewisser Wiswachs zur Graserey/auch ein Kraut-Land und Kuchengarten/alles auf seinen Unkosten zu beschicken / eingeraumt/und 20. Schock Reißholtz / ohne Bezahlung/ gegeben. Oder/fürs andere / er gibt von jeder Kuhe 6. Gülden / nimmt jährlich vier Kälber ab / dargegen hat er wie der vorige/in allen gleiche Bestallung / und noch zum Uberfluß 20. Gulden für sich/ sein Weib und Gesind zu Lohn / auch 20. Scheffel Korn / einen halben Scheffel Wäitzen/auch so viel Erbsen und Gersten. Oder drittens/gibt er dreyssig gute Groschen von einer Kuhe / dargegen ihm allein / neben der freyen Wohnung/die Hütung und Strohfütterung passirt wird/ alles Gesind aber muß er selbst/ mit der Besoldung und der Kost versorgen allen Wieswachs selbst mieten/das Holtz bezahlen / und gegen Einraumung des Kraut-Landes und Kuchengartens / welchen er selbst bauen muß / muß er jährlich vier Kälber absetzen / und die 3. Jahr über/so lang sein Bestand währet / aufziehen. Doch wird allhier allein von der Form und Weise Anregung gethan / und nicht von dem Wehrt / den man so eigentlich nicht benennen kan/ weil er an unterschiedlichen Orten/nach der Zeiten Lauff/sich ändert / steiget und fället.

CAP. VI.

Von der Mayerin.

SO wenig eine recht-bestellte Hauswirthschafft/ ohne Zuthun und Beyhülffe einer Hausmutter/ oder weiblichen Nebensorge/ kan wol geführt werden / so wenig kan ein Mayer / ohne ein Mayerin seinem Amt recht und gedeylich vorstehen; die/wann der Mann auf den Feldern/Wiesen und Gründen beschäfftigt ist/das Hause unterdessen versihet/ die Mägde unter ihrer Obsicht hat/der Wartung der Rinder/so wol auch des kleinen Viehes und des Geflügels vorstehet/ bey dem Melcken/Abnehmen/Butterrühren/Schmaltz auslassen/allzeit/daß es sauber und treulich geschehe/gegenwärtig ist/ die Mägde in Sommer zur Feldarbeit/ Graßtragen/ Füttern / im Winter zum Spinnen und anderer Arbeit antreibet/ihnen mit gutem Beyspiel vorleuchtet/keine Leichtfertigkeit / Kirchtag-lauff / Nachttäntze/Müssiggang/ Zanck/ unnütze Geschwätz und unnothwendige Händel gestattet/deß grossen und kleinen Viehes recht mit Füttern/Striegeln/Wischen/Streumachen/Ausraumen und anderer Wartung pfleget/so bald ein Vieh oder Dienstbot einiges Zeichen oder Unpäßlichkeit gibt/solchem vorkommt / Rath und Mittel braucht/gute Kräuter und Wurtzen/zu seiner Zeit eingesammlet/mit aller Fütterey auf das rathsamste umgehet/auf den Kuchen und Mayerzeug ihre Obsicht hat/ das Brod wol ausbächt/und das Essen für das Gesinde sauber und reinlich kocht / allen Vorrath an Kraut/ Ruben/Mehl/und andern wol verwahret / damit alles zu Nutzen komme; die Träyd-Säcke soll sie ausbessern/ sauber halten und aufheben/und alles/ was sie empfangen/aufschreiben lassen.

So muß sie auch zur Flachs- und Hanff-Arbeit ihr Obsicht haben bey den Robbattern (wo sie vorhanden) oder bey den Mägden seyn / selbst mit Hand anlegen/ jedwedern ihre Gespunst austheilen/ auch Garn zu grober und kleiner Leinwath arbeiten lassen; das Obst (wo kein Gärtner ist) ablesen/ausschütten/ausklauben/pressen/schelen / zu Spalten machen/und solche dörren lassen. Nicht weniger ist der Kuchengarten ihr anvertraut/ wie auch die Bienenstöcke / daß sie / was im Winter aufzuheben / einzuschneiden oder zu geniessen/ zu rechter Zeit einsammle und zu Nutzen bringe / Hönig und Wachs auslasse.

Sie soll auch allerley Mittel wissen/ das Ungezifer/ so sich im Hause/Kammern und Ställen findet/ zuvertreiben; als für die Flöhe/soll sie Wermuth und Saltz im Wasser kochen/und die Kammern damit besprengen/ oder mit Wasser darinnen Rauten gesotten oder Flöhekraut in die Kammern streuen. Die Wantzen vertreibt das Wasser/darinn ein Fercklein gebrühet worden/ in ihre Ritzen gesprützet; item Rindergall. Die Grillen vertreibt diß Decoctum: Nimm Erbsen/koche sie/druck sie durch ein dünnes Tuch / laß es mit Fetten durchsieden/und wieder kalt werden / rühre alsdann/ wann es kalt worden/Queckfilber darein / bestreich damit ihre Ritzen ; item räuchere offt das Gemach mit Rauten/halt die Fenster eine Zeitlang zu / so ersticken sie. Für die Mäuse nimm einen Löffel voll ungelöschten Kalck/zerstoß ihn/nimm darnach zwey Löffel voll Wäitzen- oder Haiden-Mehl/und einen Löffel voll Hut-Zucker/mengs zusammen/ setz es hin / wo sie sind/und ein

Scherblein Wasser darzu / so sterben sie / und ist sicherer zu brauchen / als das Arsenicum. Wann Schlangen in Zimmern oder Ställen sind / so brenne Ochsen- oder Ziegenhorn / dardurch verjagt man sie. Wann man mit den Käiserblumen-Saamen (semine Nigellæ) einen Rauch macht / werden die Spinnen und andere gifftige Thierlein damit vertrieben. Der Rauch vom Poley soll / nach Plinii Meynung / die Flöhe vertreiben.

Ferner soll die Mayerin ihrer Herrschafft und ihrem Ehmann treu / gehorsam / sparsam / friedlich / sorgfältig und fleissig seyn / gerne zu Hause bleiben / nicht alle Kirchtäge ausgarten / sonderlich / wann nichts nothwendiges zu kauffen fürfällt / so sie besser als der Mann verstehet / als von Kuchengeschirr / Sechter / Moldern / Rührfaß und dergleichen; Sie soll (wie ihr Haußwirth) die erste auf / und die letzte im Bette seyn / auf die Liechter in den Ställen / und das Feuer im Ofen und auf dem Heerde genaue Achtung geben / alles in ihrem Beyseyn / vor ihrem Schlaffengehen / auslöschen und versichern lassen / keinem Menschen dißfalls / als ihren selbst eignen Augen.

Hat sie Kinder / soll sie solche zur Gottesforcht / Gebet / Arbeit und Dauerhafftigkeit von Jugend auf gewöhnen / ihnen keinen Frevel / Muthwillen / Zanck und Schlägerey gestatten. In allen Einkünfften von Milch / Butter / Schmaltz / Eyren / jungen und alten Geflügel / soll sie gute Rechenschafft zu geben wissen / vor allen Dingen soll sie unter dem Gesinde die Einigkeit erhalten / und kein Dischentaschen-tragen und Haderey zugeben. Unter ihren vornehmen Arbeiten ist auch / das junge Viehe / Kälber / Kützlein / Schweinlein / Hünlein / junge Gänß und Endten wol füttern und warten / das Geflügel zu bequemer Zeit ansetzen / und die Zeit des Außfallens der Jungen wol beobachten / fleissig aufziehen / in Ställen / Zimmern / Gemächern / Gewölbern / Kuchen und Keller soll sie alles sauber und reinlich halten.

CAP. VII.

Von den Knechten.

Die Anzahl der Knechte / kan in keinerley Wirthschafft so genau vorgeschrieben werden / nachdem sie viel oder wenig Arbeit und Verrichtungen haben / nachdem es arbeitsame oder langsame Leute gibt / wie viel Oerter deßwegen von andern einen mercklichen Unterscheid haben / nachdem muß man auch mehr oder weniger in Bestallung nehmen; Und wann ja in einem soll ein Fehler vorbey gehen / ist es schier nützlicher / man habe einen zu wenig / als einen zu viel / weil diese niemehr / jene aber gleich so viel Arbeit verrichten / als ob sie um einen mehr hätten. In Oesterreich haben die Landgüter die Unterthanen / deren Waisen sie zu den Hofdiensten nehmen und gebrauchen können / welches so wol für die Herrschafft / als für das Mayervolck ein trefflicher Vortheil ist / weil weniger Untreu oder Unfleiß von ihnen zu besorgen / sie den Dienst / nach ihrem Gefallen / nicht dörffen aufsagen / oder den Stuhl (wie das Sprichwort lautet) für die Thür setzen / wie sonst von dem Frembden offt zu geschehen pflegt / oder wol gar heimlich in der besten Arbeit-Zeit aus dem Dienst lauffen / oder von bösen Leuten abgeredet und verführet werden. Die auch / wann sie mit Kost und ehrlicher Belohnung versehen sind / lieber und und williger die Arbeit angreiffen / fortsetzen und ausrichten. Durch gelinde Freundlichkeit und ernste Sanfftmuth des Mayers / dienen sie desto lieber und fleissiger / wann ihnen nicht alles mit Schnarchen / Geschrey und Poldern / sondern mit guten doch antreibenden Worten anbefohlen / und sonderlich des Mayers Exempel / Fleiß und Wachsamkeit täglich vorgewiesen wird. Vor fremden / unbekannten umlauffenden Gesinde / die keinen / oder doch zweifelhafften Abschied haben / von was guten Aussehen sie auch scheinen / ist sich wol zu hüten / und ihnen / ausser der höchsten Noth / kein Dienst oder Unterschleiff zu geben / sonderlich wann gefährliche und anfällige Kranckheiten regieren.

Ein Mayer muß besondere Auffsicht auf die Knechte haben / daß sie nicht feyren oder faulentzen / darauß alles Ubel / nach Caconis Ausspruch / erfolget / daß sie Ochsen und Pferde wol und treulich füttern / nichts veruntreuen oder verpartiren / zu früher Tages-Zeit an die Arbeit fahren oder gehen / bey rechter Zeit wiederum Feyerabend machen / ihres Viehes wol pflegen und warten / Wägen / Pflüge / Eggen / Waltzen / und anders Baugezeuge nicht verwüsten / sondern ausbessern und Fleiß haben / daß nichts muthwillig zerbrochen werde.

Die Geschirr soll der Ober-Knecht in seine Verwaltung nehmen / und dafür Rechenschafft geben / eine eigene Kammer darzu haben / darinn alles möge versperrt / sauber aufgehangen und gehalten werden; sonderlich soll ein Mayer nachsehen / und sein Viehe nicht überladen / oder grob und unbärmhertzig geschlagen werde / und dergleichen Unholden und grobe Pengel / die offt die Peitschen besser / als das arme Viehe / verdienen / wol straffen / oder / auf nicht befindende Besserung / gar mit der Thür schlagen; hat er aber fleissige / willige und fromme Knechte / soll er sich auch also ge- gegen ihnen erzeigen / daß sie ihn lieb gewinnen / und gerne bey ihm bleiben / sie mit Lohn und Kost / oder was ihnen gebühret / gern und reichlich versehen / wann Jemand unter ihnen kranck wird / solchem alsbalden Mittel verschaffen / daß er die Gesundheit wieder erlangen mögen.

Cap. VIII.
Von den Mägden.

DIe Mayerin / weil sie den Kühen und kleinem Viehe / samt allem Geflügel zu warten und dem gantzen Hause beynebens vorzustehen / allein nicht alles verrichten kan / als muß sie nothwendig mit guten starcken fleissigen Mägden versehen seyn / die ihr an die Hand stehen / ihren Befehl vollziehen / dem grossen und kleinen Viehe zu fressen geben / solches sauber halten / auf die trächtigen Kühe / auch auf das junge Viehlein schauen / das Melcken / Abnehmen / Ausrühren / und andere Arbeiten / die ihnen von der Mayerin aufgetragen sind / emsig angreiffen und verfertigen ; auf das Brodbacken und Kochen (wann die Mayerin solches selbst zu verrichten gehindert wird) sich wol verstehen; das Abwaschen / Spühlen / Auskehren in der Kuchen und sonst in den Zimmern / Kämmern / Ställen und Gewölbern täglich verrichten.

Die Mayerin soll auch wol nachsehen / wann sie in den Wiesen grasen / daß sie fein an den Bächen / unter dem Gesträuche und Stauben / das Gras zusammen suchen / und nicht zu grosse Fleck in die Wiesen machen / die man zum Winter-Futter bedarff ; den Kühen ihre Euder fein abbrennen / und sonderlich im Winter warm fürgeben / wie auch den Schweinen ihre Träncke / sonderlich auf das Mastviehe wol Acht haben / daß sie es recht mit Futter und Streu versehen ; auch daß ihr eingemachtes Kraut und Rüben Monatlich sauber abgeputzt werden / daß sie im Winter fleissig und gut spinnen / und ihr Garn in rechter Zeit liefern / über dem Spinnen nicht schlummern / Aepffel / Birn / Ruben / Möhren einschneiden / Federn schleissen / im Sommer Gänse rupffen / die Indianischen Hüner hüten ; wofern nicht ein eigner Jung dazu bestellet ist ; die Leinwath bleichen / im Wäitzgrasen / aus dem Habern die Distel ausstechen / im Herbst das Kraut abblaten / das Laub von Reben / Aeschen und andern Bäumen sammlen und aufdörren / in dem Kuchengarten jetten und giessen / das abgefallene Obst für die Schweine zusammen klauben / oder Brandwein darauß brennen / und die Träbern für die Schwein aufheben / und was dergleichen fürfallende Haus- und Feld-Arbeiten mehr sind / sollen sie es / auf Geheiß der Mayerin / mit allem Fleiß und Treuen verrichten / und also ihren Lohn nicht mit Müssiggang / sondern mit Eifer und Treu treulich verdienen.

Cap. IX.
Von den Almen oder Alpen / auch von der Weide und Viehetrifften.

IN gebürgigen Orten / wie in der Steyermarck / haben sie grosse Graßreiche Berge / welche sie Almen (wäre besser Alpen) nennen / darauf sie ihr Viehe / den gantzen Sommer über / weiden / unter der Canton Unterwalten gibt es Bauren in der Schweitz deren einer 30. oder 40. Kühe hält / davon er jährliche Nutzung von 6 biß 800. Reichsthalern aufhebt ; und Simlerus schreibt / er wisse einen Thal / so sich ein wenig mehr als in 20000. Schritt erstreckte / und an etlichen Orten so enge sey / daß man mit einem Büchsenschuß leicht nur einem Ort das andere End erreichen kan / und sey doch mit glaubwürdigen Leuten bestättet / daß man darinnen auf 15000. Stück grosses Viehes halten kan; wie auch Joh. Jac. Wagner Med. D. in seiner Historia naturali Helvetiæ Curiosæ bezeuget. Wir wollen uns aber aus den Alpen und mühsamen Gebürgen / lieber in die anmuthigere Ebene und schöne Viehweiden begeben.

Wo man grosse Viehzuchten hat / wie in Unter-Oesterreich / sonderlich in denen Vierteln / die an Mähren / Böhmen und Ungerland angräntzen / als Ober- und Unter-Mainhartsberg / und Unter-Wienerwald / da wäre nicht möglich / das Vieh allein im Stall / den Sommer über / mit Graß und Futter zu erhalten ; hingegen im Viertel ob Wienerwald / sonderlich wo es an Steyermarck und an das Land ob der Ennß anstösset / da haben offtmal schöne grosse und trächtige Güter die kleinesten Wirthschafften / und wo sie 20. Stück Rind / und 100. Schaf halten können / vermeynen sie gar ein grosses / behalten die Kühe / den gantzen Sommer über / in den Ställen / und müssen ihnen die Mayer-Mägde das Gras auf dem Kopff oder in einen kleinen Wagen zutragen und heimführen. Wo aber (wie gesagt) grosse Heerden Viehe unterhalten werden / da müssen die Weiden das beste thun / daselbst werden eigene Hirten bestellet / die von Georgii an / biß auf Martini das Viehe auf den Viehtrifften zu halten pflegen ; darzu dienen dann grosse grasichte ungebanete Felder / Gebürge / Wälder und Auen / wiewol die in ebenen Orten liegende Viehtrifften wegen der guten Gelegenheit / den andern fürzuziehen.

Und diese sind entweder einem Gut allein zugehörig / oder mit andern gemein. Die ersten sind die besten und dienet wol / wann solche Viehweiden mit Stangen und Plancken unterschlagen und abgetheilet werden / damit / wann unter der Zeit das Vieh eines abfrisset / das andere und dritte Theil wiederum wachsen / und also dem Viehe / den gantzen langen Sommer über / genugsame Weide geben und reichen könne; da sonst / wann mans unabgesondert in das gantze offene Feld hinein treibt / sie mehr zertretten und verwüsten / als fressen ; sonderlich wann weiches Wetter ist.

Diesen Viehhirten soll man offtermals nachspühren lassen / ob sie das Vieh auf rechte gute Weide / und zu rechter Zeit halten / Niemanden in seinen Gründen Schaden thun / aufsichtig und wachsam seyen / bey den Wäldern soll man dem Viehe Glocken und Schellen anhencken / damit man die verirrten und verlohrnen desto leichter finden könne.

Wann auf diesen Viehtrifften wildes Obst/Eychen- und Buchbäume gezigelt sind / gibts nicht allein/was abfällt/den Schweinen ein gutes Geschlecke / sondern man mag auch den Uberrest dieser Bäume einsammlen/ und auf den Winter zur Mast gebrauchen/und können darzu die abhängichten / schlechtesten/auch steinichten/ oder gröbesten Felder angewendet/und wo sie nicht vorhin vorhanden / nach und nach von allerley wilden Obst dahin gepflantzet werden.

Hat man aber so grosse weite Felder / ist es desto besser / wann ein gutes Stuck Feldes zur Weide ligen bleibet/denn je mehr und besser Gras es trägt / je mehr Nutzen ist daher zu geniessen ; wann man nur dieses in Acht nimmet / daß man die gifftigen Kräuter / die dem Viehe schädlich seynd / beyzeiten ausjettet / und ehe sie noch Saamen tragen / auswurtzet / damit sie nicht überhand nehmen / so ist die gröste Arbeit ausser des Unterschlagens und Eintheilens / verrichtet ; hat man die Gelegenheit im Herbst und Frühling/ eher als das Vieh auf die Weide kommet/ solche zu wässern/ so ist es desto ergäbiger / und trägt desto fruchtbarer.

Die gemeinen Weiden haben ihre sonderliche Exceptionen und Absätze / als daß kein Unterthan mehr Vieh hinein treibe / als er über Winter ernähren kan/ oder als ihm von der Obrigkeit erlaubt wird / und dergleichen mehr.

Servitus pascendi , Weid oder Weidgang heist/ wann man sein Vieh auf einen frembden Grund treiben darff/zu diesem Servitute reali gehöret / daß man nahe daselbst herum einen Hof oder Mayergut habe / dahin man diesen Dienst schuldig sey / & regulariter quisque prohibetur pascere in alieno fundo, nisi quis habeat servitutem præscriptum seu constitutum. Daher darff man der Weide nicht anders gebrauchen / als wie es entweder verglichen / oder von diesem üblich und bräuchlich gewesen ; als wann mit Jemanden verglichen wäre / den Schaftrieb an einem gewissen Ort zu haben / darff er darum nicht Ochsen / Schwein oder Pferd auch daselbst weiden ; also sind die Weiden entweder Communia, oder Privata. Communis Juris pascendi duæ sunt species, quædam est servitus vivæ pasturæ, quæ dicitur eo tempore, quo glandes sunt in lignis & nemoribus ; alia est variæ pasturæ, quæ dicitur esse tempore, quo nulli amplius sunt fructus super terram: Pascua privata dupliciter considerantur, vel qualia sunt jura compascuorum, vulgò Kuppel-Weide/und Mitweide/vel servitudo pascendi, Wunn Weid/Trieb und Tratt. Darum ist dem Eigenthümer der Weide nicht erlaubt / wann nicht übrige viel und Weide vorhanden ist / etwas davon zu Aeckern und Bauseldern zu machen ; doch soll in die gemeine Weiden keiner kein krancktes Vieh bringen / damit er der andern Viehe/die mit ihm gleiches Recht haben/ nicht anstecke.

CAP. X.

Von den Wiesen.

Die Alten haben nicht unbillig die Wiesen allem andern Feldbau vorgezogen/Zweiffels ohn/weil sie die Viehzucht viel nöthiger gehalten / als den Ackerbau / indem von dem ersten die Leute mit Milch/ Käse/ Butter und Fleisch wol leben können / ohne das andere ; wie in theils Nordischen und Americanischen Provinzen zu sehen/da die Leute ohne Brod gelebt ; hingegen aber der Ackerbau ohne Viehzucht schier unmöglich kan bestellet werden / wie wollten die Menschen die Felder pflügen und dungen können/ohne welche das Anbau schlecht und übel zu verrichten ; so dörffen auch die wolbestellten Wiesen nicht so viel Mühe und Gefahr nur daß man das Gras zu rechter Zeit abmähet / dörret/heimsuchet/und an einem trockenen lüfftigen Ort erhält ; da hingegen die Aecker etlichemal müssen gepflügt/geeget/besäet/geerndet seyn / auch andere unzehliche Arbeiten (die doch offt übel lohnen) erfordern / und jährlich mit Mühe einmal ihre Frucht abstatten ; da die meisten Wiesen alle Jahr zweymal im Sommer und Herbst/Heu und Grünmath geben / davon das grosse und kleine Viehe zu beständiger Nahrung und Unterhalt des Menschens gefüttert und ernehret wird / und diß nicht im Sommer durch das grüne säfftige Gras/ sondern auch bey kalter Winter-Witterung einen treulichen Vorrath / biß wieder in Frühling das Gras zu wachsen anfänget/aufbehalten.

Zu dem müssen die Korn-Felder Jährlich frischen Saamen haben / da hingegen die Wiesen / wann sie einmal Grasreich / guten Grund haben/ oder zu dürren Zeiten gewässert werden können / wie ein richtiges Capital ihre Interesse von Jahr zu Jahr gedoppelt abstatten / davon ihr Besitzer keine andere Bemühung als daß er die Abzinsung einnimmet / und für die Wiesen auf das künfftige Jahr GOtt und Natur sorgen lässet/ wie sie folgende Interessen bezahlen können oder wollen.

So haben auch an den meisten Orten die Wiesen dieses Privilegium, daß sie keinen Zehenden geben dörffen ; es wäre dann / daß man aus Zehendbaren Gründen und Aeckern von neuen Wiesen machen wollte / da will das Jus Bavaricum Provinciale tit. 27. artic. 15. daß man auch den Heu-Zehend davon abrichten solle/ welches nicht unbillig scheinet.

Die Lateiner geben ihnen den Namen Prata, quasi parata, weil sie den gantzen Frühling / Sommer und Herbst über gleichsam ein zubereiteter Tisch sind / davon die Viehezucht erhalten / und von dessen Uberbleibungen noch darzu / den Winter durch/versorget wird ; wir wollen geschweigen der holdseeligen und anmuthigen Schönheit der Wiesen / da gleichsam an einem Smaragden-Himmel viel tausend allerhand-färbige Blümlein / wie die zwitzerenden Sternlein herfür scheinen/und die Augen / Geruch und Hertz der Menschen/ als auch des Viehes Mund und Magen erfreuen / und wann sie von kleinen Tamarisken-Sträuchlein begleidet sind / die an den durchstreichenden Bächlein stehen/ und durch die Stimme der lieblichen Nachtigal begleitet werden / ergötzen sie auch im Frühling das Gehör/und geben Seitenwärts den angenehmesten Spatziergang/ die Geister des Menschen aufzumuntern u. zu belustigen.

Die Wiesen / wie sie von den Alten getheilt werden / sind trocken oder feucht / die trockenen haben gesunders besfers Gras / für Kälber / Schaaf / und ander junges Viehe / sonderlich wann sie zu bequemer Zeit mögen gewässert werden. Der feuchten sind wiederum zweyerley / etliche werden von einem frischen klaren Bächlein durchronnen / oder haben Bronnen-Adern darinnen / davon sie gewässert / bißweilen auch gar übergossen und verschwemmet werden / da muß man das Heu beyzeiten salviren und auf die Seiten bringen / wiewol es offt nicht seyn kan / und sind sonderlich die Bäche / die sandichten Grund haben / schädlicher; da hingegen die jenigen / die Letten und Schlamm führen / ob sie schon auf einmal das Gras verderben / dennoch mit ihrer künfftigen Düngung den Grund also also besäfftigen / daß er das nächste mal den itzigen Schaden mit doppeltem Wucher wieder ersetzt. Die schlechtesten Wiesen sind / die marassigen sümpfichten Grund haben / gemeiniglich die rauhe Kätzlein (wie sie in Oesterreich genennet werden) und wollichte Kräuter tragen / davon das Viehe gern die Husten und Lungensucht kriegt / aufs wenigst bringen sie saures und grobes Futter / welches das Vieh ungerne frisset / und dennoch / wann man einen Grund zu nichts anders gebrauchen kan / ists besser man lasse ihn zur Wiesen ligen / oder / wann Bronnquellen vorhanden / machet man gern einen Teich daraus / wiewol die Karpffen in solchem Wasser schwerlich gut thun.

Wann die Wiesen also ligen / daß die Wasser leichtlich können abschiessen / das ist / ein wenig abhängig und Thalhängigt sind / so ists am besten; wann sie aber mit Anhöhungen umringet / und in der Mitten einen Sack oder Kessel haben / so ist wenig gutes daraus zu gewarten.

Die besten Wiesen sind die gantz flachen / die zwar abhangen / aber so wenig / daß man fast nicht mercket / die / ob sie schon trocken sind / das herrlichste und kräfftigste Gras / so allein von dem natürlichen Safft der Wurtzen ernähret wird / mittheilen; noch besser sind sie / wann eine Bronnquell / Bach / oder Teich in der Nähen / daraus man den Ort / wann und so offt man will / durch aufgeworffene kleine Wassergräblein / befeuchten und wässern kan. Es gibt an etlichen Orten driemättige / die meisten aber zwiemättige Wiesen / etliche die gar an dürren hohen Orten ligen / kan man nur einmal mähen.

CAP. XI.

Wie die Wiesen zuzurichten.

Wer übrige / und allzufeuchte / und nicht reichlich tragende Felder hat / der thut am besten / wann er Wiesen daraus machen lässet ; man kan / wie Herr de Serres will / im September anfangen dem Platz umzuackern zu einer Zeit / wann das Wetter weder zu trocken / noch zu naß ist / nachdem alle Erndte eingebracht; und dieses Feld muß innerhalb sechzehen Monaten zu unterschiedlichen malen umgerissen / und die Erde wol umgerühret werden vom folgenden Februario an über ein Jahr / oder / welches bey uns bequemer / im Mertzen ist die Zeit / das die Erde den Heu-Saamen anzunehmen geschickt ist / sonderlich soll einen die Gedult dieser langer Zeit nicht unwillig machen / wann der Grund hart und laimicht ist / sonst wird nichts Gutes daraus werden können; Il vaut miux, sagt er / delaier un peu, pour seaire une reparation bonne & perpetuelle qu'en se precipitant, gaster l'ouvrage. Es ist besser / ein wenig Zeit brauchen / etwas Gutes und Beständiges zu machen / als durch Ubereilung das gantze Werck verderben.

Will man aber ja so lang nicht warten / so mag man den Ort anderthalb Schuhe tieff mit Schauffeln und Hauen durch starcke Leut umgraben und aufarbeiten / alle Stein / Wurtzen / und anders Verhinderliches heraus werffen / und mit einer guten scharffen Eggen wol zerreissen / und gleichmachen lassen ; wann nun dieses im Herbst geschehen / kan man hernach folgenden Frühling den Saamen anbauen / weil das umgearbeitete Feld / durch des Winters Frost / genugsam abgemürbet ist. Diß pflegt man allein zu thun an harten und steinichten Orten / wo man mit dem Pflug nichts richten kan / sonst wäre es eine schlechte Wirthschafft / weil es viel Unkosten erfordert.

Es müssen aber nicht allein alle Stein / sondern auch alle Sträuchlein und Bäumlein / wo sie darinnen zu finden / mit samt den Wurtzen / ausgeklaubt und weggeraumet werden / will man anders etwas nutzbares haben, und das / so offt man ackert / und etwas dergleichen findet. Durch diese sechzehen Monat lang öffters wiederholte Arbeit wird der Grund gut mürb gemacht / auch fruchtbar und säfftig / weilen er wol soll gedunget seyn / und diß nutzet auch viel Jahr hinaus / sonderlich wann man nicht alten abgelegnen / sondern frischen Mist brauchet / der ohne diß zum Graswachs beförderlich / derhalben auch in die Treyd-Felder nicht gern genommen wird ; diß kan geschehen ein paar Monat vorher / ehe man den Kleesaamen ansäet / ohngefehr im December / wann es der Schnee nicht verhindert / und mag ihn also im Frühling reichlich ausbreiten / und das Feld damit bedecken / einackern / und mit einer Eggen oder Waltzen den Platz schön gleich ebnen / daß er nicht uneben oder grübicht sey.

So bald der Frühling kommt / besäet man den Ort lieber bey trocknem als feuchtem Wetter / aber noch besser ist es / wann Hoffnung eines annahenden bald folgenden Regens vorhanden / weil dardurch der Dürre Hitzigkeit gekühlet / und des Saamens Aufgehen befördert wird.

Von dem Kleesaamen soll man den besten / kleinesten und zeitigsten ermählen / zu dem man bald Habern mischet / der / weil er eher in die Höhe kommt / in der Sonnen-Hitz dem Gras einen Schatten macht / und mit seiner Frucht den halben Unkosten bezahlt / wann er zeitig worden ; daß er desto besser und gleicher mag gesäet seyn / zeichnet man mit einer Stangen nicht tieffe Furchen / bloß damit der Säemann wissen kan / was besäet oder nicht ist / auf daß er nicht irr werde / einen Ort zweymal / und den andern gar nicht besäe / wie es leichtlich geschehen kan ; gleich darauf wird der Saamen eingeegt / nach der Länge und nach der

Zwerch Creutzweise / damit er mit Erden wol und gut zugedeckt seye.

So bald der Saamen aufgegangen/ lässet mans also fortwachsen / biß der Habern zeitig worden / den kan man sodann abmähen/ etwas hoch von der Erden/und wegbringen ; die Stoppeln schaden nicht allein dem Gras nicht/sondern indem sie/den Winter durch/faulen geben sie auch gleichsam wiederum eine Dung / dardurch des Grases Aufnehmen merck lich befördert wird. Columella will/die Wiesen sollen mit Heublumen/darunter Korn-Wicken gemengt sind / besäet werden/ nur daß sie gantz sauber vergleicht seyen / daß die Mäher mit mit ihren Sensen nirgends anstossen / deßwegen auch alle Steine / Sträucher und andere Verhinderungen/ so irgends darinnen sich finden möchten/aus dem Wege zu raumen.

Cap. XII.

Wie / nach Mr. Camillo Tarello Meynung die Wiesen geschicklich anzurichten.

Wiewohl von dieser Materia droben im siebenden Buch / am siebenden und sechzehenden Capitel/ allbereit etwas angeregt worden / hab ich gleichwol/weil es sich hieher am gereimtesten schicket / etwas davon Meldung thun wollen. Indem Mr. Camillo Tarello in seinem Ricordo d' Agricoltura Anleitung gibt/wie/ wo grosse Wiesen gefunden werden / die nicht jederzeit wol zu geniessen / man jährlich einen vierdten Theil davon zu Aeckern und Getrandbau brauchen/und dennoch die drey übrigen Theil also anbringen kan / daß sie(ausserhalb der Nutzung vom Korn) gleichwol weit höher und besser/als vorhin der gantzen Wiesen an Heu und Grünmath zu fechsnen und zu geniessen ; will also besagter Tarello,man soll eine Wiesen / wann sie einen gantz gleichen und nicht marassigen Grund hat / in vier gleiche Theil absondern/die drey Theil/ sonderlich wo sie am grasreichesten sind / zum Heu / wie vorhin gebrauchen / den siebenden Theil folgender Gestalt zu einem Taigfeld zubereiten : Nemlich / daß man (wie auch gesagter massen / im siebenden Capitel des siebenden Buchs/davon etwas angezeigt worden) die Rasen und Wasen in den Wiesen zu Ende des May - Monats/ zwey oder drey Finger dick / wann mans vor/ durch sein Rindviehe/abweiden lassen/so groß und breit/als es seyn kan/heraus heben soll / und das geschicht vom Ende des Mayens/oder Anfang des Junii am allerbesten / weil alsdann der Rasen oder Wasen und die Wurtzen die Erde fein fest und gehäbe aneinander und zusammen halten / und nicht so leichtlich voneinander zerfallen lassen ; und diß kan man biß zu Ende des Augustmonats also continuiren / müssen aber geschicklich aufeinander also gerichtet / und sobald sie mit einer guten scharffen Teichgraber-Schauffel ausgestochen sind / aufeinander fein ordentlich/wie die Ziegel / allzeit Gras auf Gras/ und Wurtzen auf Wurtzen gelegt werden werden / daß sie nicht vom Thau und Regen befeuchtet und zerflösset/ sondern also fein trocken und wol können gedörret werden; und weil die Sonn/um diese Zeit/am allerwärmesten scheinet/ pflegen sie desto eher abzutreugen ; am besten ist es / wann die Wasen gleich groß ausgenommen sind/wie diejenigen/die man zum Schantzen gebraucht/ doch dörffen diese nicht so dick seyn ; die lässt man an den Sonnen liegen/zwey/drey oder mehr Tage/ hernach richtet man sie rund herum wie ein Backofen aufeinander/doch das ein Ort zur Thür offen bleibt / allwo man das Holtz und Gereisicht zum Feuer kan hineinschieben; wie die gantze Formirung und Verbrennung dieser Wasen geschehen müsse / wirst du in siebenden Buchs siebenden Capitel/ausführlich finden. Die Rundung dieses Ofens oder Häuffleins mag inwendig ein anderthalb Elen spatium haben ; die Thür ist hoch und breit genug / wann sie einen Schuch nach der Länge / und nach der Quer begreiffet; das Fundament dieser Hauffen muß von dürren Faschinen und ein wenig Stroh seyn/rund umher gelegt / die Wurtzen inwendig / und das Grassichte auswärts / und also die gedoppelten Wasen rund umher gelegt / und das spatium zur Thür ledig gelassen ; wann dieser Grund fertig, leget man die übrigen Wasen nur einfach darauf / doch daß es allgemach abnehme/und scarpire/ biß es endlich oben gar zugeschlossen wird ; es muß aber oben ein Spann-weites Loch / wie ein Rauchfang / offen bleiben / und nicht ehe mit Wasen / mit dem Gras einwärts/zugelegt werden / biß vorhin das Feuer wol zu brennen anfange; und diß thut man auch / wann man schließlich die Thür des Ofens zuschlagen und vermachen will / also brennt es desto strenger. Unterdessen legt man die andern Wasen / mit dem Gras untersich/ nach und nach darauf/ und hilfft die Wasen / die noch nicht genug verbronnen sind / immer hinauf legen ; auch wann diese Oefen schon übereinander fallen / wie es nicht anders seyn kan / werden doch mit zwey oder drey spitzigen Gabeln / die übrigen noch nicht genug gekochten Wasen / nach und nach / allzeit das Gras einwärts auf das Feuer gelegt / damit alles wol zeitig und mürb werden möge ; also werden diese Wasen-Oefen gleich bald nacheinander angezündet / und einer nach dem andern verbrennet. Tarello sagt / vierzehen oder sechzehen Tagwercker sollen die Wasen ausstechen ; vier derselben sollen die Oefen oder Hauffen zurichten / und beyläuffig in 24. Stunden anzünden und brennen; man soll darzu nicht mehr / als zu einem Ofen ein halbes Holtzbürdlein nehmen / denn die Wasen sollen nur abkochen / aber nicht gar verbrennen / diese Hauffen nun werden allenthalben im Feld ausgestreut / ausserhalb an denen Orten / wo sie gebrannt worden / denn daselbst ist es nicht vonnöthen / weil sie ohne diß von der Krafft des darauf gebrannten Feuers befeuchtiget werden / und mögen die übrigen Ort / wo das Feuer nicht gelegen / desto dicker beschüttet seyn ; und dieses Ausbreiten soll geschehen acht oder vierzehen Tag vorhero / ehe man das Ansäen verrichten will. Wann die Wiesen (wie es zu geschehen pflegt) anfangen zu veralten / und unfruchtbar zu werden / ist das beste Mittel/wann man sie also / erstgedachter massen / im Wasen aussticht und verbrennet / wiederum ausbreitet/im September umackert / und mit Heublumen-Saamen und Wicken untereinander besäet / oder mit Klee-

Saamen anbauet / diß wird am besten im Mertzen und April verrichtet / das Feld muß aber vorhin mit scharfen Eggen und Waltzen gleich gemacht werden; also muß man dergleichen zu Wiesen gewiedmete Felder gantz ohn alle Furchen gleichaus ackern; und wann die Wiesen dergestalt angebracht sind / so werden drey Drittheil davon mehr tragen von Heu und Grünmath als vorhin alle vier Theil miteinander gebracht haben/ und hat man noch diesen Vortheil / daß man das vierdte Theil mit einer reichen Erndte geniessen kan. Tarello will zwar / man solle solcherley Felder mit Korn und Hirß und dergleichen/etliche Jahr nacheinander/besäen; weil aber unsere disseits der Alpen gelegene Provincien dieses ohne Zweiffel nicht gedulden würden / hab ich es lieber eines vernünfftigen Baumanns Discretion heimstellen / als solche dieser Orten nicht thunliche Wirthschafft so gar punctual aufbürden wollen; also müsse man die gantze Wiesen / wie gesagt / jedesmal in vier gleiche Portionen abtheilen / das eine Viertheil allzeit in fünff Jahren zum Baufeld / und die drey Viertheil 15. Jahr lang zum Gras- und Heutragen behalten also käme es in zwantzig Jahren herum/daß allzeit fünff Jahr über ein anders Viertheil zur Saat ausgesondert/biß in dem Umlauff der zwantzig Jahr / die gantze Wiesen also abgewechselt und verbessert würde; es wäre nur an einem kleinen Ort zu versuchen / so sollte es sich bald zeigen/ob ein Hausvatter seine darauf wendende Mühe/Fleiß und Unkosten/mit Vortheil oder Nachtheil/anwenden würde / daher er sich auf die Erfahrung verläßlich und gewiß gründen könnte.

Cap. XIII.

Wie sie zu dungen und zu wässern.

Altri Tempi, altre Cure, sagt der Welsche / das ist: Andere Zeiten/andere Sorgen/und nicht allein in Politischen Welthändeln / sondern auch in natürlichen Dingen ; dann wie das menschliche Geschlecht im Winter/vor Kälte/Frost und Winden wolverwahrte Gemach und warme Stuben / im Sommer aber kühle Gewölber und lüfftige Mitternachtwärts abgelegege Gemächer suchet / der Beschaffenheit des Gewitters mit gegenständigen contrariis desto besser zu begegnen; also muß auch ein verständiger Hausvatter seinen Wiesen / bey kalten grimmigen Winter-Frösten / mit der Dung / als mit einem warmen Peltz/zu Hülffe kommen / und sonderlich an Orten/ wo wenig Gras und dürrer kalter Grund ist. Hingegen in den heissen und trockenen Sommer-Tägen ihnen aus einem Brunnen / Bach oder Teich ein frisches Labtrüncklein zubringen lassen.

Wo ein temperirter Grasreicher / säfftiger guter Grund ist / darff man weder eines noch des andern. Weil aber die Witterung und Beschaffenheit so wohl des Himmels/als der Erden / unserm gegen GOtt dem gütigsten Schöpffer tragenden Gehorsam billich nachahmet/ also unsere Sünde zu straffen / keines nach unserm Wunsch/ sondern nach unsern Verdienst sich artet; ist kein Wunder / wann die Göttliche Gerechtigkeit seinen Seegen allein um unsere Arbeit und Fleiß feil bietet/und gern siehet/und durch Mühe der Glieder und Schweiß des Angesichts vom Bösen abzukehren; also hat Er uns durch gnädige Eingebung / lange Erfahrung und bewährte Beyspiel der Alten / ein Lichtlein aufgestecket/ dabey wir / in Wirthschaffts-Sachen/ was dienet oder schadet/unterscheiden/ das erste thun/ das andere aber meiden können ; von diesem aber genug.

Palladius, in seinem dritten Buch am ersten Capitel/ will / man soll im Hornung (welches wir in diesen Landen um drey Wochen spather thun) magere und dürre Ort in den Wiesen / mit Mist bedecken im wachsenden Monden/und je frischer und neuer der Mist sey/(wenn er nur recht verfault / und kein langes Stroh darunter ist) je mehr und dicker wachse das Gras darvon; er will aber (und gar wolbedächtig) man soll die höhern Theil der Wiesen am stärckesten bedungen/ damit der Safft davon von sich selbst / oder durch folgende Regen in die niederen Theil geflösset werde/und diß kan von 3. zu dreyen Jahren geschehen / oder von vieren zu vieren/ nachdem der Grund will.

Herr de Serres bestimmt den December oder Januarium darzu / weil die Feuchtigkeit des Wetters der Dunge Fettigkeit desto leichter einsencket/die Dung aber muß nicht frisch seyn / wie die / so man Anfangs zur Wiesen-Dung nimmt/sondern alt und klein / damit sie/ wann sie rohe bleibt/zur Mähezeit nicht unter das Gras komme/und dem Vieh schädlich sey/oder wenigst/in den Stall eingeführt / das Heu faulend und stinckend mache / und je älter und ausgetragener die Wiesen sind/ je fleissiger muß man ihnen mit der Dung zu Hülffe kommen / so man an dem Mies / der sich oben anlegt/ leichtlich erkennenen mag.

Wo man auf die Wiesen blauen oder schwartzen Schlier haben kan / und im Herbst die unfruchtbaren Hügel und Ort in der Wiesen mit Schlier dünn überdeckt/so tragen sie sehr wol.

Was die Wässerung anlanget / muß der Situs loci das meiste darbey thun ; wiewol man durch Rinnen Canälen/und Niederländische Schöpffräder mit Wasser-Eymern / wann unweit ein fliessendes Wasser lauffet / die Wässerung ziemlich weit und mit trefflicher Würckung verrichten kan / die Wiesen aber müssen selbst die Fläche haben/ und den Fall / damit das Wasser nicht in der Mitten sitzen bleibe / sondern seinen Fort- und Durchlauff unverwehret finde / darzu dienet in der Mitte/ und bey dem Einlauff des Wassers / eine anderthalb Schuhe breite und Schuhtieffe Wassersucht/ davon in der Wiesen zu beeden Seiten hin und wieder kleinere Schuh-breite und einen halben Schuhe tieffe Fürchlein / zwantzig oder fünffzehen Schuhe eines von dem andern/daß die Rippen von dem Ruckgrad gezogen seyen / damit sich die Wässerung in die gantzen Wiesen/ sonderlich wo dürre und öde Oerter sind / austheilen/ einsencken / und also die Graswurtzen erquicken möge. Wo aber die Wiesen gantz Hualeben / dort sind die

Was-

Wasserfurchen unnöthig / denn das Wasser theilet sich schon von ihm selbst hin und wieder aus / biß es die gantze Ebene durchgezogen.

Die Wasser / so aus sandichten Bächen kommen / geben mehr Kühlung / als Nahrung ; aber die Wasser / die einen marastigen / schlammichten Boden haben / sind fetter / wärmer und nahrhaffter / darum die ersten der Wiesen nichts als die Feuchten / die letzte aber / neben der Feuchten auch die Fruchtbarkeit mittheilen / darum sie auch jenen weit vorzuziehen / welche allein im Mangel dieser letzten Wässerung / von guten Hauswirthen pflegen gebraucht zu werden.

Die kalten Wasser entspringen aus hohen Gebürgen / durch die Schneewasser vermehrt / die meistens auf steinigten und kisichten Grunde herlauffen ; die warmen kommen aus den Pronnquellen / aus Seen / Teichen / und kleinen Bächlein / sonderlich die aus Bronnen entspringen / und einen lettichten Grund haben. Und wo es nahend bey den Wiesen nur eine gute Wasserquelle hat / so kan man durch eine mit geringen Unkosten gemachte Wasserpumpen haben / die man hin und wieder tragen kan / welche unten von dem obern grossen Theil ein abgesondertes / mit vier durchlöcherten Blechen ein Ventile / und oben auf der Röhren an einer Stangen einen von Leder gemachten Wasserstifel / oben aber eine starcke nach der Zwerch eingemachte Handhabe hat / fast wie ein Näbinger / aber grösser / damit die Stangen mit dem Wasserstifel von einer oder zweyen Personen kan auf- und abgezogen / die / wann sie in einen Quellbrenn / Teich oder ander Laachen eingesenckt / und auf- und abgetrieben wird / daß Wasser über sich hebt / und oben in der Höhe / an der obersten Röhren / wie eine Halbkannen / das Wasser häuffig heraustreibt / also daß zwo Personen damit in einer halben Stund / oder noch eher / einen ziemlichen Dümpffel ausschöpffen können. Wie die Pumpen in dem Kupffer / so im 11. Buch / bey dem Capitel / wie die Dümpffel auszuschöpffen sind / eigentlich zu sehen ist.

Mit Hülff dieser Pumpen nun / kan man / vermittels Röhren und Rinnen / die Wiesen stattlich wässern ; und ist ein geringer Unkosten / und grosser Nutzen / weil es jeder Zimmermann / der das Modell einmal siehet / leicht machen kan / und eine solche grosse Pumpen / die wie ein Ordinari-Bronnröhren ist / über einen Thaler nicht viel kosten wird. Diese und alle Wässerungen aber / m man den neuen frisch-angelegten Wiesen nicht geben / sondern in dem ersten Jahr / damit die zarte / und noch nicht starck genug eingewurtzte Graswurtze nicht erschimmle ; oder wann auch diß nicht zu besorgen / die Wiesen Anfangs nicht verwehnet werde / davon sie hernach nicht ohne Schaden zu entwöhnen / weil die Wässerung allein auf die höchste Nothdurfft zu sparen.

Die gar kalten Wasser soll man vor dem Maymonat nicht brauchen / biß sie hernach von der Sonnen-Strahlen besser erwärmet worden / dienen also mehr zum letzten Grümat als zum Heu / und nur in Wiesen / die fetten oder wolgedungten Grund haben / und sonderlich soll man sie nicht brauchen / wann sie trüb sind / denn sie führen den Sand mit / verderben dardurch die Wiesen / und machen sie unfruchtbar / müssen daher / bey solcher Begebenheit / alle Wasserfurchen und Zulauff verstopffe / und der Eingang / zu solchen Zeiten / gantz verwehrt und versperrt bleiben.

Was aber die wärmen Bronnen- Bach- und Teich-Wasser sind / hat es ein andere Beschaffenheit damit / Die sind (wann das Gras erst anfängt zu wachsen) am besten zur Befeuchtigung der Wiesen ; wenn sie trüb und lettich sind vom Regenwetter oder Feld-Güssen / wann sie aber hell und klar sind / mag man sie im Sommer nichts destoweniger auf die mit grossem und langem Gras bekleidete Wiesen lauffen lassen / dann sie feuchten und nähren ; sonderlich kan man die trüben warmen Wasser / gleich nach der Grünmath-Verung auf die Wiesen lassen / daß sie / den Winter über / drob bleiben und gefrieren / indem das Gras überaus schön darunter wächst / wie man im Frühling augenscheinlich spühren wird ; diese Wässerung währet / biß auf den ersten / oder längst halben Februarium ; hernach muß sie so lang unterlassen werden / biß die Sonne höher steigt / und mit ihren Strahlen der Erden Schoß zu erwärmen pflegt / das geschiehet zu Ende des Mertzens oder Anfang des Aprils / früher oder späther / nachdem die Jahr-Witterung sich ereignet / wann dann von folgender Sommer-Hitz der Boden entzündet wird / hilfft die stäte Wässerung dem Gras stattlich zu seiner Vermehrung und Ergrösserung / daß eine solche Wiesen offt um die Helfft mehr Gras gibt / als eine andere von gleicher Güte / dabey aber dieser Fleiß unterlassen worden. Die Wässerung geschiehet von acht zu acht / oder zehen zu zehen Tagen einmal / nachdem das trockene dürre Wetter es erfordert / oder nachdem etwann ein feuchtes Gewitter ihn dieser Bemühung überhebet.

CAP. XIV.

Wie man den Wiesen weiter warten soll.

Es ist wol nöthig / daß ein eigner Mensch bestellet sey / der alle Wochen einmal die Wiesen durchgehe / und fleissig darauf Acht habe / sonderlich im Frühling und Sommer / auch diejenigen / so durch Wasserfurchen befeuchtet werden / weil sie von dem Schlam des Wassers sich leicht anfüllen / die den Lauff verstopffen / da muß mans bald mit Häuen und Schauffeln reinlich wieder ausputzen ; oder wann bey allzunassem Wetter die Wiesen der Wässerung nicht bedürfftig / daß er den Einlauff allenthalben verschlage und zumache / weil zu viel so wol schädlich ist / als zu wenig / so soll er auch die gantze Wiesen übersehen / damit kein Theil derselben seye / der nicht der Wässerung gleich geniessen möge.

So bald der Winter vorbey / und wann der Frühling anfängt wärmer zu werden / muß man die Wiesen von allem Laub / Steinen / Gestäudicht / oder was den Winter über hinein kommen wäre / fleissig ausrechen / und diß nicht eher / als biß die grösten Nachfröste fürüber sind / denn sonst möchten die zarten Graswurtzen

von dem Rechen geöffnet oder ausgezogen / hernach durch die Kälte der Nacht/und fallendende Reiffen/gar verderbt und erfröret werden. Wo Disteln/ Dornhecken oder andere nichtswerthige Stauden / Farrenkraut/Attich/Krotenblumen/ Kletten oder andere Unkräuter sich herfür thun / soll man solche unverzüglich gleich dazumal / wann man die Wiesen raumet / mit samt aller Wurtzen aus dem Grund heraus reissen/ und beyseits bringen / und ist diese Arbeit am füglichsten zu thun / wann der Mond abnimmet. Man kan auch um diese Zeit / im April/ wanns naßländig ist/die Wiesen mit einer eysernen geschwerten Eggen wol überfahren/ das nimmt den Mies hinweg. Wo die Wiesen / wie offt geschiehet/eine Anhöhe und Hügel haben / soll man Pöperl-Salatsaamen, von den Lateinern Bulbocastanum genannt/dahin anbauen/im Herbst oder Frühling gilt gleich / mit einem Häulein oder kleinen Karst/solchen bey trockenem Wetter fleissig in die Erd einhacken/ und ob man zwar von diesem Saamen das erste Jahr wenig mercken wird/weil er gar spath aufgehet/so wird er doch das andere und dritte Jahr desto häuffiger erscheinen ; gibt im ersten Frühling mit seinen kleinen/ runden / milden Würtzlein einen herrlichen Salat/so bald aber der Stengel in die Höhe schiesset / wird die Wurtzen zäsericht und holtzig / davon allbereit in dem fünfften Buch gedacht worden.

Im Mertzen ist auch die rechte Zeit / die Wiesen mit dem Hobel (wie er an etlichen Orten gebräuchig) von den Scheerhauffen/ oder mit Schauffeln zu vergleichen und auszuebnen ; in die neu-angelegte Wiesen / wo der Grund noch weich ist / muß man gantz kein Vieh hinein lassen/dann sie machen den Boden ungleich / löcherich/ und ziehen das Gras mit samt der Wurtzen heraus ; und diß soll auch bey nassen weichem Wetter niemal geschehen/dann die Wurtzen werden dardurch verwirret/ ausgezogen / und an ihrem Wachsthum verhindert ; wanns aber alte trockene harte Wiesen sind / mag man nach Michaeli wol bey schöner Zeit bißweilen das Vieh hineinlassen / so wird dem Grund auch etwas mit der Dung geholffen / und das noch stehende Gras/welches ohne diß den Winter durch verfaulen muste/kommt dennoch dem Viehe zu gut ; das muß man aber vier oder fünff Wochen (nachdem man das Grünmath eingebracht) vorher wieder ein wenig wachsen lassen.

CAP. XV.

Wie man die Wiesen einzäunen und befrieden soll.

WO grosse weite Wißmathen sind/ists nicht möglich/daß man sie absondern und verwahren kan ausser daß die Viehtrifften dahin verboten sind und nicht zugegeben wird/im Sommer das Viehe dort in der Nähe herum zu halten. Hingegen werden im Land ob der Ennß/ und an etlichen Orten im Viertel ob Wienerwald / die meisten Grundstücke / darunter auch die Wiesen / also verwahret/daß nicht leichtlich einem Viehe daselbst einzubrechen verstattet wird/ und ist in der Warheit solches höchlich vonnöthen/weil sie nicht allein mit dem Abfressen / sondern vielmehr mit dem Niedertretten/wo fette mürbe Gründe sind / Schaden thun ; Theils legen nur Stangen herum / so für das Kühe- und Schafviehe schon gut ist/die Schweine und Ziegen aber / die mit Springen und Einbrechen mehr Gewalt üben / mögen manchesmal durch so geringe Verwahrung nicht allzeit abgehalten werden ; und ist die Warheit zu sagen/unter allen Thieren/ keines schädlicher/als die Schweine / wie man an denen Orten wo viel wilde Schweine sind/ mit Schaden erfahren muß/ daß sie offt in einer eintzigen Nacht/wofern es übersehen wird / einen gantzen grossen Wiesflecken mit ihrem Umwühlen und Auswerffen verderben und zu nicht machen.

Herr de Serres erfordert gar darzu Mauren und Gräben/und heisset ein verschlossene Wiesen/ piece glorieuse du Domaine , wegen des grossen Nutzens/den ein Hausvatter davon zu hoffen hat ; bey uns werden sie mit Blancken / Spälten/Zäunen / Gehägen und Gräben verwahret / also wo viel Wieswachs nacheinander sich erstrecket / alle diejenigen/so Theil dabey haben/schuldig sind/ ihren gebührenden Ort also einzufrieden/damit durch seine Verwahrlosung der Mitbenachbarten kein Schade entstehe / und können die Nachlässigen/durch Obrigkeitlichen Zwang und Straff / darzu mit allem Ernst angehalten werden/wie dann jedwedere Herrschafft/durch ihre Pfleger/ Amtleut und Bediente/ dem gemeinen Wesen zum besten/ dieses wol bedencken/ und die Nachlässigen und faulen Wirth/ wo sie dem zuwider handeln/abstraffen wolle.

CAP. XVI.

Vom Mieß und Ungezieffer/so den Wiesen schädlich sind.

ES sind vielerley Ursachen / welche den Wiesen nachtheilig und schädlich sind / die mit Fleiß aus dem Weege zu raumen ; da ist vornemlich auch der Mies / der nicht allein die Bäume in den Gärten/ sondern auch das Gras und den Grund in den Wiesen überziehet / und unträchtig oder doch übelträchtig machet/weil der Mies gleichsam eine Kranckheit ist/ die (wie die Krätzen und Rauden ein Thier) also die Wiesen mit ihrem schadhafften Uberzug belästigen / dafür das beste ist / wann man den Boden mit scharffen eysernen Rechen/ oder Eggen / bey feuchtem Wetter überfähret ; oder nimm Hüner- und Tauben-Mist / wolgedörrt und gepulvert / und im Ausgang des Winters wann bald ein Regen zu hoffen / so streue es auf die Flecke/wo der meiste Mies ist ; Andere heben mit Schauffeln im Frühling den mösichten Wasen gar auf / machen so grosse und breite Wasen / als sie können / etwa zwey oder drey Finger dick / lassen sie also acht Tag an der Sonnen wol dürr und trocken werden ; wann sie nun an der Sonnen wol gebraten / legen sie solche wie einen Kachel-Offen fein auf- und nebeneinander / also daß er inwendig hohl sey / darnach nehmen sie Feuer

und

und ein gut Theil Stroh / zünden alles miteinander an / und lassens zu Aschen verbrennen / darauf lassen sie es wiederum sieben oder acht Tage liegen und gar wol abkühlen / hernach säen sie den Aschen auf die unfruchtigen Flecke / und wann sie beregnet worden / ackern / sie es um / und hauen es mit Karsten auf / und besäens wieder mit Heu- oder Klee-Saamen. Darzu dienet auch wol der Aschen von der Lauge / die man im Hause zur täglichen Wäsche brauchet / oder die Seiffensieder-Aschen / welche beederseits ohne diß zu nichts dienet / die den Mieß ziemlich wegbeisset / und gut Gras wachsen machet.

Möschtige Wiesen kan man im Winter / wann sie gefroren sind / mit der Eggen überfahren / geben sie alsdann aufs Jahr mehr Heu / so kommt der Mieß weg / den kan man in die Dunge streuen.

Andere (wo in den Wiesen grobes untüchtiges Futter wächset) brennen solches im Herbst hinweg / und vermeynen / es solle sehr wol tauglich seyn / zärtere Gewächse zu befördern / daß muß man im sandichten / kisichten und kreidhafftigen Grunde nie geschehen / wo nicht aufs wenigst einer Hand breit tieff gute Erden ist / doch ist es besser / die Wasen gantz aufgehoben / verbrennet / und den Aschen / wie erst vermeldet worden / ausgestreuet und aufgeackert / und wieder mit neuem Saamen besäet.

Andere / wie D. Heresbach meldet / säen in die umgerissene Wiesen Bohnen / Ruben oder Hirsen; das andere Jahr bauen sie Korn / und das dritte Jahr lassen sie es wieder zur Wiesen mit Gras bewachsen / dardurch soll auch das Mieß verschwinden.

Der andere Haupt-Feind der Wiesen / nach den Schweinen und grossen Vieh / ist der Maulwurff der mit seiner schädlichen Arbeit / eine gleiche schön-geebnete Wiesen voller Berg und Hügel macht / und je besser und fruchtbarer der Grund ist / je mehr (weil daselbsten mehr Gewürme / denen er nachjagt / zu finden) thut er darinnen Schaden.

In der Schweitz / wie Joh. Jacob Wagner Med. D. in Historia Curiosa Helvetiæ schreibet / gibts auch weisse Maulwürffe / sed nihil singulare habent, præterco-lorem, & addit: Cor Talpæ recens leniter exsiccatum cum Pœoniæ maris aliquot granis & ocul. Cancri scrupulo in aq. flor. Tiliæ quidam triduo hausit, & sic ab epilepsia convaluit.

Sie zu vertreiben / haben wir in den Gartenbüchern sattsam berichtet; unter andern aber ist in den Wiesen das folgende Mittel auch nicht das geringste / daß die Scheerhauffen im Winter / in den Wiesen unzerstört gelassen werden / wann nun der erste Eintritt des Frühlings kommt / soll man die Wiesen mit Wasser gantz voll anlassen / so werden die Maulwürffe / so ungerne das kalte Bad leiden / sich in die höchsten Gübel der hohen Scheerhauffen geben / daselbst sie auch / eben dieser Ursachen halber / die Nester hinmachen / da kan man sie abstechen / und wird offtermals Alt und Junges beysammen finden.

Caspar Jugelius, der ein eigen Tractätlein von diesem Ungezieffer geschrieben / setzt folgendes Mittel sie zu vertreiben: Man nimmt (spricht er) gar neugeschlachtes Rind-Kalb oder ander magers Fleisch / hackt es gar klein / und mischt es wol mit Arsenico, wann es wegen Menge des Giffts die Farb etlicher massen verlieren will / nimmt man ein wenig Blut / oder in dessen Ermanglung ein wenig aus einem Ey / Dotter oder das Weisse / und färbet das Geäse damit / auf daß sie desto lieber anbeissen; daraus nun macht man einer Erbsen grosse Pillulen / lässt solche in die geöffnete Maulwurffsgänge einlauffen / und vermacht die Löcher wiederum; sonderlich im Felde / da muß mans in die Gänge desto häuffiger legen / (doch in ein Löchlein nicht mehr als ein Pillulen /) wo Rasen und hohe Raine sind / dann in solchen / haben sie meistentheils ihren Auffenthalt und Wohnungen / so viel ihrer davon kosten / wann sie nicht stracks Wasser bekommen / die müssen sterben / darum ist am besten / dieses Mittel bey trockenem dürrem Wetter gebraucht; im Frühling und im Herbst / um und nach S. Michaelis gehts am besten von statten; weil aber im Sommer das Fleisch bald stinckend wird / und die Maulwürffe allen Gestanck hassen / und nichts angreiffen würden / kan man Unschlit / an statt des Fleisches / brauchen / dardurch werden auch die Rittmäuse und Feldratzen vertrieben. Oder man nimmt klein-gepulverte Nießwurtzel und Krähenäuglein / eines so viel als des andern / und noch so viel Gersten-Mehl / macht mit Eyerklar ein Taiglein / macht Pillulen / und legts in die Fahrten; andere nehmen auch grana Coculi darunter. Wer mehr davon wissen will / besehe im fünfften Buch das 22. Capitel.

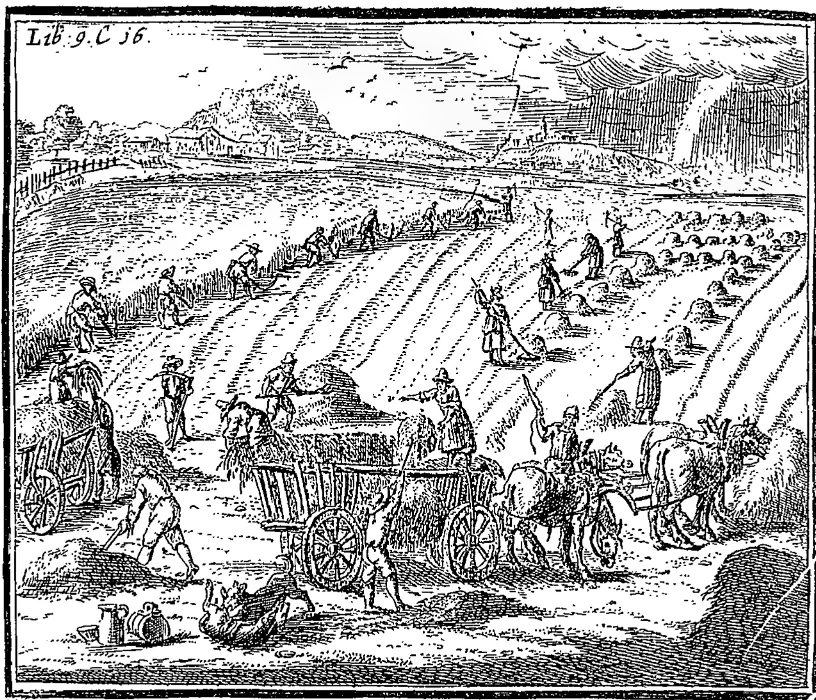
Cap. XVII.

Vom Heumachen.

Die Wiesen / durch welche Bäche rinnen / oder wo nahe fliessende Wasser vorbey streichen / oder wo die Feldgüsse gähling einlauffen können / die soll man von S. Johann Baptista / weil gemeiniglich die meisten Güssen erst hernach kommen / unverlängt abmähen / sonderlich das Heumachen soll geschehen im wachsenden Monden / nicht allein / weil das Heu besser gedeyet und ausgibt / und nicht so leicht schwindet / sondern auch / weil das Grünmat desto dicker und besser hernach wächset / und obschon etwann der Samme nicht gantz völlig hätte abgezeitigt / hat es doch nichts zu bedeuten / weil das meiste Gras von Zusetzung der Wurtzel wächst.

Im übrigen / werden die mehristen Bauren diese Regul in acht nehmen / das Gras abzumähen in der Frühe / weil noch der Tau daran hafftet / massen es viel rescher / leichter und glätter sich umlegt / als wann es von der Trockne des Wetters zähe / der Sensen weichet und also nicht so kurtz und gleich kan bemähet werden.

Zweytens / ist hoch vonnöthen / daß man die Anstellung des Gewitters betrachtet / ob nicht muthmäßliche Zeichen eines gewissen annahenden und bald loßbrechen den Regens vorhanden / dann wird kein vernünfftiger Hauswirth seyn / der nicht lieber will / sein Gras bleibe im Regenwetter auf der Wurtzel stehen / als daß es ab-



gemähet in der Nässen liege/ es wäre dann eine Güsse zu förchten/ und Bäche oder überlauffende Wasser zu besorgen/ da müste man freylich wol aus der Noth eine Tugend machen/ doch daß in der Tieffe und an den Bächen stehende Gras/ auf Hügel und erhabene Ort bringen und streuen lassen/ da sie schöneres Wetter sicher erwarten/ und die Hinrauffung des Stromes/ oder Belettigung der schlammichten Güssen nicht erdulden dörfften.

Im übrigen ist allzeit/ nach Catonis Lehr/ die Frühematt besser/ als wann das Gras überzeitig und dürr wird: Priusquam semen maturum est (sagt er) fœnum secato, demetitur optimè antequam inarescat, nam & largiùs percipitur, & meliorem cibum pecudibus præbet. Das Heu soll man mähen/ ehe der Saamen abzeitigt/ es ist leichter zu thun/ ehe er gar eindörret/ dann es gibt besser aus/ und das Vieh isset es lieber/ und ist auch natürlich wol geschmacker/ weil das Humidium radicale besser darinn verbleibt/ und gibt vielmehr Milch/ als wann es Safft und Krafft aus den Blättern und Stengeln in den Saamen treibt/ der ohne diß unnützlich verfället/ und dem Viehe nicht zu gutem kommt/ bleibt ingleichen viel grüner und wolriechender. So ists auch darum besser/ wann man früher mähet/ weil noch die Krafft dazumal nicht gänzlich aus der Wurtzel gewichen/ wie es nothwendig seyn muß/ da der Saame gantz abzeitigt/ und diese überbliebene Kräfften wendet die Natur hernach an/ desto mehr und besser Grünmath zu bringen.

CAP. XVIII.

Wie mit dem Heu umzugehen.

DEr vornehmste Punct ist/ gutes Wetter/ wol möglich/ zu erwarten/ weil ohne dieses schwerlich etwas Gutes von dieser Wirthschafft zu hoffen/ es kommen dennoch offt solche unbeständige/ abwechslende Gewitter/ daß man das Heu mit unterzuckter Arbeit gleichsam aus dem Felde stellen muß. Wann nun das Gras sehr frühe/ noch bey darauf anklebendem Thau/ gemähet ist/ lässet man es also ligen/ biß die Sonne so wol das Gras/ als auch den Boden/ darauf es gestanden/ wol abgetrocknet hat; hernach wirds mit Gabeln auf die andere grüne Seiten umgewendet/ und mit Rechen fein sauber zusammen gethan/ und ist die meiste Kunst/ daß mans weder zu viel/ noch zu wenig dörrt; denn ists zu trocken/ so verliert es Krafft und Geschmack und ist nicht viel besser als ein Stroh; ist es zu wenig/ und noch etwas feucht/ und wird auf den Heuboden übereinander geschlagen/ so faulet und müchtelt es/ ja es erhitzt und entzündet sich offt so sehr übereinander/ daß es wol gar angeflammet/ und dardurch eine schädliche Brunst verursachet wird.

So bald das Heu auf der Wiesen recht abgetrocknet ist/ und mans nicht so bald nach Hause bringen kan/ ists rathsam/ daß es auf mittelmässige Hauffen aufgeschöbert seye/ sonderlich/ wann etwa ein Regen zu besorgen; dann wann es also in den Schöbern benetzet wird/ kan es doch nicht das gantze Corpus durchdringen/ sondern wird nur aussenher benetzt/ und diese Hauffen muß man nicht wiederum voneinander streuen/

wann es schon etliche Tag währen solte / biß das schöne Wetter wiederum erscheinet / alsdann lässet mans auswendig vorher wol abtrocknen / und führets hernach an seinen Ort / wann man die Schöber vorhero in gerade Gänge ziemlich dick eingetheilet hat / also daß die Heu-Wägen darzwischen fahren / und das Heu ohne Hinderung auffassen und wegbringen mögen. Die Schöber werden ziemlich spitzig und hoch aufgeföhret / nicht allein / damit der Regen abschiesse / sondern auch / wofern noch einige Feuchten darinnen vorhanden / es von der Sonnen / Lufft und durchstreichenden Winden möge ausgezogen / und zurecht gebracht werden.

Herr de Serres will / wann zur Mattzeit so dürr Wetter einfiel / daß auch kein Thau vorhanden wäre / solle man die Wiesen / die man Morgens frühe mähen will / den Abend zuvor mit Wasser besprützen / weil es viel leichter zu mähen ankommt / als wann es gar trocken ist. So bald das Heu die rechte Maß hat / muß man nicht warten / sondern es unverzüglich einführen.

Wird das Heu feucht in die Scheuren gebracht / so erhitzt es / und ist hernach im Winter und Frühling / als ein Gifft; drum will P. Tylkowsky, wann es nasse Heumat gibt / und man das Heu nicht trocken kan einbringen / soll man hohe Stangen aufrichten / und das Heu darauf werffen / daß eines das andere nicht anrühre; meine Meynung aber wäre / es gieng besser an / wan man (wie von der Treyd-Verung gesagt worden) ein oder mehr leere Boden-lose Fässer nehme / solche / in der Mitten des Heues / ein Faß auf das andere aufrichtete / und oben für das Heu / als einen Rauchfang vorgehen liesse / so würde das Heu nicht erhitzen / sondern durch die Lufft nach und nach ausdünsten / und gemächlich getrocknet und ausgezogen werden; das ist zu mercken / daß man das Heu / was naß eingebracht wird / besonders / und was man dürr und wol-ausgetrocknet einbringet / auch besonders lege / damit nicht eines von dem andern verbösert werde; darzu gehört dann ein genugsamer Raum eines von dem andern beyseits zu legen / und ein grosser Fleiß / alles zurecht gehöriger Zeit einzubringen.

CAP. XIX.

Von dem Grünmath.

So bald das Heu aus der Wiesen nach Hause ist gebracht worden / und dürres und hitziges Gewitter darauf einfället / welches die Graswurtzen sehr ausdorren / absochen und verschmachten machet / ist am besten / daß man alsobald die Wiesen mit guter und genugsamer Wässerung erquicke / davon die Wurtzen erfrischet / desto eher / stärcker und häuffiger wieder antreibt / und das Grünmath desto kräfftiger und mehrers werde.

Die Mähung und Anstellung des Grünmaths erfordert ebenmäßige Umstände / wie vor bey dem Heu gedacht worden / ausser daß etliche wollen / es solle im abnehmenden Monden geschehen / weil um selbige Zeit die meiste Lebens-Krafft & Spiritus vegetationis unter der Erden / das ist / in der Wurtzen hafftet / damit sie dardurch desto besser wiederum der Erden Safft an sich ziehe und sauge / über Winter desto besser ausdaure / und bey folgendem Frühling / desto bereitwilliger sey / ihre grosse Zinsung wieder abzurichten.

Herr Thumishirn aber / in seinem Bericht von der Oeconomiâ, vermeynet / es sey besser im wachsenden Monden / damit es weniger schwinde; Ich hingegen halte es mit dem Herrn de Serres, daß man dißfalls mehr des Himmels gute Witterung / als des Mondes Stand beobachten / und seine Arbeit darnach anstellen solle.

Nach erstmals-abgemähetem Grase nun / müssen die Wiesen nicht weniger verwahrt / und vor Einbruch des Viehes eingefriedet seyn / als es vorhin gewesen / und wo man auch das Viehe / nach eingebrachtem Grünmath / hernach auf die Wiesen gehen lässet / wird doch vier Wochen wenigst damit verzogen / aufdaß es wieder ein wenig antreiben könne / darzu die vorgehende Wässerung viel befördert / indem auch dem Viehe mit den Stoppeln des Grases wenig gedienet wäre; und obzwar dieses Grünmath den Pferden untauglich / wird es doch dem Küheviech gefüttert / geschnitten und in die Luder abgebrannt / dabey man das Heu biß nach Weyhnachten verspahren kan.

CAP. XX.

Von Verwahrung und Behaltung des Heu und Grünmaths.

Wo grosse Viehzucht ist / da hat man meistentheils eigene Heustädel oder Böden / darauf die erste und andere Math der Wiesen aufgehoben und verwahret wird / und wann diese an einem lüfftigen temperirten Ort ligen / und das Futter schön und trocken eingebracht wird / so bleibt das Heu länger als ein Jahr / welches darum nützlich / wann das Jahr etwan gar trocken / daß wenig Heu wächset / oder selbiges von den Güssen und Uberschwemmungen der Wasser verschlemmet / verschwemmet und weggetragen wird / man dennoch einen guten Vorrath noch übrig habe / dabey man den sonst besorglichen Mangel wieder ersetzen oder vergessen könne; und die Warheit zu bekennen / hat man bey einer Wirthschafft / so wol des Heues / als des Strohes nie zu viel / dann sich offt eine Zeit findet / da es gar wol zu statten kommt / und die Sparsamkeit niemal gereuet / braucht man denn solches selbsten nicht / so kan mans offt theuer verkauffen / oder doch dem darbenden Nächsten / in kommenden sich offt begebenden Nothfällen / mitleidig damit dienen und aushelffen / welches zu guter und getreuer Nachbarschafft ein festes Pfand und Band zu verursachen pfleget.

Ehe man nun Heu oder Grünmath einführet / soll man den Boden vorher mit dürrem oder trockenem Stroh / eines Schuhes hoch / überstreuen / das Heu darauf legen / und folgends wider mit Stroh so hoch zu-

decken / sonderlich wann es ober den Roßställen ligt/ damit ihm der aus dem Stall aufdünstende Gestanck nicht Schaden bringe; dann das Stroh zeucht alles übel-riechendes an sich / da man an vielen Orten das Heu nicht in eigne darzu gebaute Städel / sondern nur auf Böden zu legen pfleget.

Ja wo keine rechte Gelegenheit oder Mittel zu bauen/ (wie in Ungarn/ und am Marchfeld in theils Croatischen Dörffern) wird das Heu auf sondere etwas erhöhete Plätze / an einer in der Mitten starcken aufgerichteten Stangen/ auf grosse hohe Schöber oder Teisten (wie sie es nennen) so artlich und genau aufgerichtet / daß es unten ziemlich weit / und in figurâ pyramidali, oder eigentlicher zu sagen / wie ein Zuckerhut (allzeit gegen dem Spitzen nach und nach abnehmen) zusamm geschlagen/ und oben auf der Höhe ein wenig mit Stroh eines Schuhes dick verhüllet wird / also bleibt es unter freyem Himmel Tag und Nacht stehen / und muß dergestalt Winter und Sommer/ Regen/ Schnee und Wind ausdauren/ und obschon die Feuchten etwas in das Heu eingreifft / es schwärtzlicht und abfärbig macht / so ist doch nicht tieffer / als etwan einer Hand breit / bleibet aber inwendig schön und gut. Darzu hilfft auch die aufeinander sich setzende Schweren / die den Schober so hart und fest machen / daß weiter als gesagt / nichts eindringen kan.

CAP. XXI.

De Herbâ Medicâ.

Die Alten haben so viel und unterschiedlich von diesem herzlichen Vieh-Futter geschrieben/ welches den Namen daher tragen soll / daß es aus der Provinz Mediâ in diesen Ländern bekannt worden; ist eine Art vom Klee/ welches aber es eigentlich sey/ sind die Botanici selbst noch nicht einig; die Frantzosen nennen es/ wie Herr de Serres berichtet Sain foin; in Provence und Languedoc aber wird es Luzerne, vom Herrn Fugger in seiner Gestütterey fol. 110. Trifoglio Cavallino, und vom Herrn Heresbach grand Treffle genannt/ etliche heissen es auch Burgundisches Heu/ ist itzt am meisten in Hispanien und Franckreich in Dauphiné, Languedoc, Provence, Orange und der Grafschafft Venaislin gebräuchig.

Man kans in einem Jahr fünff- oder sechsmal / ja wol öffter abmähen / und gibt mehr Heu/ als drey oder vier andere Wiesen; dem Rindviehe gibt es eine solche Nahrung / daß mans nicht allein / sondern mit anderm Heu oder Stroh vermischt füttern darff / sonderlich wanns grün ist / würde es davon erstecken/ darum gibt mans den Rindern allein dürr / und darzu gantz mäßiglich; hingegen den Pferden acht oder zehen Tage / im Frühling / so viel sie wollen / zu fressen/ das macht sie fett / und reiniget sie von allem Unrath. Darzu muß man eine gute / doch mehr sandichte als laimichte Erden erwählen / die also eben sey / daß dennoch das Wasser ablauffe / die muß allerdings / wie oben / von Anrichtung der neuen Wiesen / gemeldet worden / wol gearbeitet und ausgesondert werden / ohne Bäum und ohne Schatten / daß allenthalben die Sonne darüber scheine.

Den Klee recht anzubauen/ will Mr. Camillo Tarello in seinem Ricordo d' Agricoltura fol. 106. man soll seine Bau-Felder in vier gleiche Theile absondern / und im Mertzen oder Anfang des Aprilens/ nachdem mans vorhero mit einer Eggen mit eysernen Zähnen wohl geebnet hat / mit Kleesaamen besäen / und wiederum einackern; man mags auch wol im September anbauen / ansäen / und in der Erden einackern; wann der Saamen zeitig ist / muß man / was man zur Saat haben will / fein trocken einbringen; man glaubt / daß ein Acker/ wo der Klee nicht gewässert wird/ zwar weniger/ aber besser und gesunder Futter bringe; diß hat man in acht genommen / daß sich Schlangen / Nattern und andere gifftige Thier nicht aufhalten an denen Orten/ wo dieser Klee zu wachsen pfleget; ist auch diß zu verwundern / (wie vorher schon im siebenden Buch davon Anregung geschehen) daß die Wurtzen dieses Klees die Erden bedunget / und wann sie eingeackert wird / den Grunde fett machet.

Die Dung / die man darzu brauchet / muß wol abligen / und in Erden verwandelt seyn / und diß kan bey Eingang des Winters geschehen/ von dem halben Mertzen wird die Saat verrichtet / oder etwas später / nachdem der Winter-Frost nachgelassen/ und muß mit einer höltzernen nicht eysernen Egen geegt werden / welches Herr de Serres nicht unbillich für einen Aberglauben/ und es gleichgültig hält. Der Saamen muß der sechste Theil weniger als das Korn seyn/ als wann man auf einem Acker sechs Metzen Korn gewöhnlich säete / wäre ein Metzen dieses Gewächses schon genugsam / weil dieser Saame gar kleinkörnig ist wie der Hirs / man muß ihn dennoch ziemlich dick säen / damit das Unkraut kein Platz darunter finde / und weil er Anfangs die Sonnen fürchtet / nimmt man Habern/ Gersten und Wicken eines jeden so viel der Kleesaamen ist / daß dieser nur den vierdten Theil mache / und weil die drey ersten den letzten überwachsen / geben sie ihm zugleich ein Schatten für der Sonnen Hitz / und wann auch Haber / Gersten und Wicken zeitigen/ werden sie abgeschnitten/ und bleibet dieses Kraut allein Herr im Land/ weil aber/ sonderlich die Gersten / offt schädlich ist / läßt mans nicht zeitig werden / sondern schneidet es ab / und verfütterts grün/ ehe es schade.

An kühlen Orten aber (wo die Sonnenstrahlen nicht so hefftig sind) ists am besten / man säe diß Kraut gantz allein / dieses Feld muß fleissig gejetten / und von allem Unkraut gereiniget seyn/ weil es noch jung/ damit alles mit samt der Wurtzeln/ bey gutem linden Grunde/ vertilget werde; und gleichwie es die Dung in erster Jugend verbrennet/ also macht auch die Wässerung/ wann sie zur Unzeit geschihet / diß Kraut verfaulen/ ausser in gar grosser Hitze / mag mans gar subtil bethauen / doch daß kein Wasser darauf stehen bleibe.

Kein vierfüßig Thier soll jemalen darzu gelassen werden/ indem so wol die Zähne/ als die Zertrettung schädlich ist / also muß er wol verzäunet und verschlossen seyn; das erste Jahr muß man es nicht so offt / als in den folgenden / mähen / weil es dazumal sein rechtes Wachsthum noch nicht erreichet hat/ hernach aber das andere/

und folgende zwölffte / oder fünffzehende Jahr / ist es von wunderlicher Trächtigkeit/ biß es endlich gleichsam auch sein Alter erreicht und abnimmt.

Zum Mähen muß man einen schönen hellen Tag erwählen / und weil das Kraut dick und zusamm gezogen ist/wie eine Wolle/muß es desto öffter umgekehret werden/daß es von der Sonnen bald durch und durch ausdörre / damits über zwey Tag auf seinem Grund nicht ligen bleibe / dann es hindert das wieder-antreiben der Wurtzen/also kan mans in einem Sommer etlichemal/ allzeit/ wann man sihet / daß es zu blühen beginnet / abfechsen / der Mond stehe gleich in seinem Zeichen / wie er wolle/ wann nur gut Wetter vorhanden; und da ohngefehr ein Regen es benetzen würde / muß mans doch auf seinem Grunde nicht ligen / sondern an ein anders Ort bringen / und daselbst abdörren lassen; sie müssen an einen Ort gebracht seyn/ wo es es trocken/lüfftig und wol bedeckt und verwahret ist.

Bißweilen/wann das Wetter sehr trocken ist/ wachsen kleine schwartze Würmlein darinnen sonderlich von der andern Mäth / merckt man nun / daß dieses Kraut eben anfängt weiß zu werden / ist das beste Mittel/ daß man nicht erwarte / biß es blühe / sondern es alsobald abmähe/so bald man dieses Zeichens wahrnimmet/also stirbt dieses Ungezieffer/und hat man sich vor ihnen weiter nichts zu beförchten / auch wird die Wurtzen darauf schön und frisch wiederum auskeimen.

Wann man Saamen davon haben will / muß es der Anfang seyn / vom andern Jahr seiner Besäung/ man kan alle Jahr / wann es zweymal abgemähet worden/ das drittemal solches blühen / und Saamen tragen lassen / doch kan man dasselbe Jahr um eine Maht weniger davon nehmen / weil das Kraut und der Saame längere Zeit bedörffen abzureiffen; es trägt kleine Schötlein / darinnen der Saame verborgen ligt/ den muß man frühe im Thau abnehmen / nicht wann der Tag anfängt hitzig zu werden / wird mit scharffen Scheerlein sacht abgeschnitten / den Saamen legt man mit samt den Schötlein in ein grosses Tuch / weil er sonst / wann er recht zeitig ist / gern ausfällt / legt ihn an die Sonnen / trischt ihn / und windet ihn aus von den Spreuern / wie ander Getreyd / das übrige dürre Kraut wird mit der Sense abgemähet/ gleich bey der Erden / damit die Wurtzen wiederum austreiben möge / also trägt er / wie gesagt/ zwölff oder fünffzehen Jahr.

Hernach muß er tieff umgehauen / die alten groben Wurtzen heraus genommen/ und von neuen wiederum angebauet werden / doch ist besser / man nehme einen neuen Grund darzu/ und brauche diesen zu anderm Getreyd; oder will man eine Wiesen daraus machen darff man den Platz nur fleissig wässern/ so nächst an statt des Burgundischen Heues / ein gutes Kleegras.

Herr Fugger sagt / er habe es in Hispanien im Königreich Valentia, und in Neapolitanischen / so wol auch in Niederland gesehen / sey schier unserm Teutschen Klee gleich / allein daß es viel länger und grösser/ aber doch zarter ist; die Pferd / sagt er / purgiren davon allgemach / kommen nicht von Kräfften / und werden daneben feist.

Plinius gedenckt auch dieses Krauts lib. 18. cap. 16. Similis, sagt er / est Trifolio, caule foliisque geniculata, quicquid in caule assurgit, folia contrahuntur. Was gute trächtige Haarländer sind / dienen alle / diß Kraut zu bewirthen / wie Herr Agostino Gallo in seiner andern giornata dell' agricultura vermeldet; das Feld darzu ackert man gantz flach ohne Furchen/je dicker es gesäet wird / je dicker es wächset / und je mehr Heu gibt es. Wird im Neumonden auf dem Abend gesäet/ damit es von der Nacht-Feuchtigkeit bethauet/desto lieber aufgehe; der Saame wird gelb. Man muß es dem Vieh nicht stracks / wanns gemähet ist/frisch fürgeben/ sondern wegen seiner allzugrossen Zärtigkeit / aufs wenigste einen Tag vorhero / abwelcken lassen.

In scaporum cacumine, sagt Heresbachius, breves siliquulæ prodeunt, in corniculorum speciem intortæ, denticulato foris in flexu, & velut exiguos mucrones exerente, in quibus singulare semen, ferè lunatum continetur lentis magnitudine folliculo cohærens, quod mansum dentibus pisi saporem repræsentat, singulæ thecæ, singulorum seminum sunt capaces. Wann ich aber diese Beschreibung mit des Herrn de Serres vergleiche / dunckt mich ein jedes ein andere abgesonderte Art seyn / dabey ich es auch beruhen lasse.

Im Land ob der Ennß / sonderlich zu Welß und dort herum / bekommt man einen guten Kleesaamen / der auch sehr schönes und gesundes Gras bringt.

CAP. XXII.

Vom Futter des Viehes.

CAto, als ihn einer gefragt/aus welcherley Wirthschafft er geschwind sich bereichern könte? Hat die Antwort gegeben: Si benè pasceret / wann er das Viehe wol und fleissig fütterte; und gewißlich/ wer sich befleisset / gute und trächtige Wiesen zu haben/ die Einkunfften schön und trucken einbringt/sich um gute Vieh-Arten bewirbet / und derselben treulich und wol wartet/an dem wird diß Sprichwort (mit Zuthun Göttlichen Segens) nie fehlen. Es sind zwar bey dem gemeinen Mann wenig andere Sachen / als Heu und Streu / Haberstroh / Wäitzenstroh / und die gemeine Weide zu finden / damit sie ihr Viehlein unterhalten müssen; aber bey grossen Wirthschafften hat mann / neben diesem allen / die Trebern von Bräuhause / vom gepreßten Obst / von den Weintrauben / vom Brandweinbrennen / von Möhren / Ruben / Krautpletschen und dergleichen.

Man gibt ihnen dreymal des Tages ihre warmen Luder (wie mans heisset) oder Geträncke / so hat man auch von den Gehägen/ Weinreben/und Bäumen das abgestreiffte oder gewipffelte Laub. An etlichen Orten bauet man Wicken an / so dem Vieh ein treffliches Futter gibt; wie auch das so genannte Kühe-Futter/ da man Haber / Linsen / Gersten und Wicken untereinander

ander anbauet / und hernach grün abgemähet / nach und nach dem Viehe vorgibt. Wie es dann gewiß ist / wo man gute Ordnung hält / und dem Viehe offt / aber nicht zuviel / fürgibet / das zehen Kühe wol gewartet mehr und besser Milch geben als sonsten funffzehen / denen man ihr Futter / wie sich gebühret / nicht reichet; ja es sind viel so fleissige Wirthinnen / daß sie auch die Milch ihren Kühen unter das Tranck mischen / nachdem sie vorher abgenommen / und gibt die Erfahrung / daß die Kühe solches mit ihrer Milch reichlich wiederum vergelten; Was hat man nicht von dem Mastvieh für Gewinn? Wann die Fleischhacker in den Städten ein solches Ort wissen / wo man Fleiß mit den Mast-Ochsen hat / und sich schöner grosser Art befleisset / da werden sie von Jahr zu Jahr genaue Nachfrag halten; und wo man sie billig hält / hat man gewisses Geld von ihnen; so gibt auch das wolgewartete Viehe mehr und fettere Milch / grössere und bessere Kälber / welches alles in der Wirthschafft kein geringer Vorzug ist; das Geflügelwerck legt mehr Eyer / brütet öffter / und bringet die Jungen leichter und geschwinder auf / wann sie recht gefüttert sind / welches alles Brünnlein sind / daraus allerley Gewinn einquillet; ich geschweige hier der Schweine / der Schaaf / der Ziegen / damit ich nicht den Leser zu lang aufhalte / darauf sonderlich auf den Schäferhof kein schlechtes Capital zu setzen ist / wann man GOttes Seegen und fleissige Leute dabey hat.

CAP. XXIII.

Von dem Mayergezeuge

Dieweil das Mayervolck unterschiedenen Verrichtungen ergeben / theils nur das Vieh allein / theils aber auch die Beschickung des Ackerbaues anstellen müssen / also / daß sie von der gemeinen Bauren-Arbeit keinen Unterschied haben; zudem auch etliche grössere / etliche aber engere Wirthschafften versehen; also bedarff auch einer mehr / der ander weniger Zeuge.

Die dem gantzen Haus / so wol im Feld / als in den Gärten vorstehen / die müssen alle diejenigen Instrumenta und Gezeuge haben / davon Lib. 7. c. 8. Anregung gethan worden. Die aber allein das Viehe verwalten / müssen erstlich genugsame Töpff / Weidling und Geschirr haben / die Milch hinein zu thun / und darinn aufwerffen zu lassen / item Schechter / Schäffer mit Decken und ohne Decken / Sieb und Reuter / die Milch sauber durchzuseyhen / Röhr oder Butter-Faß grösser und kleiner / saubere scharffe Löffel / den Milchraum abzunehmen / Butterwannen oder Schäffer / darinnen sie den Butter ausmachen / und zusammen richten. Item grosse starcke kupfferne oder irrdene Häfen / darinn sie den Butter auslassen / grosse und kleine zugehüllte Schäffer oder Tesen / (wie sie in Oesterreich genennet werden) darein sie das ausgelassene Schmaltz giessen / oder Achtel-Schäffer / darein beyläuffig zehen Pfund zu gehen pflegen; wie die Mayer / welche gewisse Pfund Schmaltz jährlich von dem Vieh geben müssen / solche brauchen.

Andere nehmen nur grosse / starcke / dicke Häfen von Erden / und lassen das Schmaltz darinnen aus / sonderlich das / was sie im Haus verbrauchen. Item Bahrnketten oder Seil und Stricke / das Vieh damit anzubinden / Streugabeln / Mistgabeln / eine Schnitzbanck und Schnitzmesser mit zweyen Handhaben / Hacken klein und groß / Bohrer oder Näbinger / Stemmeysen / Sägen / Aalen / Pfriemen / allerhand Sorten / grosse und kleine Nägel / allerley Leitern / Scheibtruhen / Trägen / geflochtene Körbe zu mancherley Gebrauch / groß und klein / flach und tieff / vielförmige Messer und Schnitzer / Hammer / Schlägel / und in Summa / was man im Haus bedarff / soll meistens gedoppelt / wie Columella haben will / vorhanden seyn / damit wann eines in der Arbeit zu Schanden gehet / man nicht erst müsse bey dem Nachbar solches auf die Borge nehmen / dardurch die Arbeit verhindert / des Herrn Dienst versäumet / und offt der Nachbar verunwilliget wird. Fürs ander ist nicht genug alles haben / man muß es auch in solcher Ordnung halten / daß man jedes / im Fall des Bedörffens / gleich finden könne / und nicht erst viel Stunden nachsuchen / und die Zeit unnützlich verlieren müsse

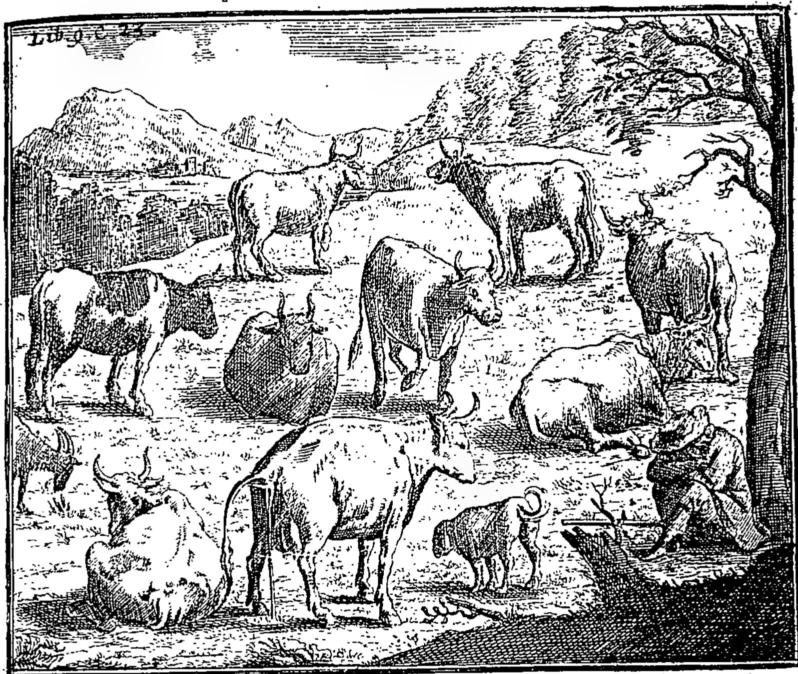
CAP. XXIV.

Vom Rindviehe.

Wann nun ein Hauswirth mit guten Stallungen / treuen und erfahrnen Mayergesind / und genugsamen Futter wol versehen ist / soll er sich auch nach allerhand Vieh von guter Art umsehen / darunter das Rindviehe / wegen seines Nutzens und Ansehens / gar billig die erste Stelle hat / wormit die meisten alte Authores, die von der Wirthschafft geschrieben haben / mit einstimmen. Ja / daß bey den uhralten Römern verbotten gewesen / ein Stuck Rindvieh zu schlachten / ausser / was sie ihren vermeynten Göttern geopffert haben; wie das auch zu unsern Zeiten im Königreich Cochin in Indien der Gebrauch zu Hieronymi Osorii Zeiten gewesen.

Das Alter des Rindviehes zu erkennen / sind etliche der Meynung / daß sie die obern und untern vordern Zähn schieben wie die Pferde; Herr de Serres sagt / daß sie die Zähne mit dreyen Jahren abgeben / dafür ihnen andere wachsen / die ihnen biß ins Alter verbleiben / und endlich kurtz / ungleich und schwartz werden. Charles Estenne und Jean Libaut in ihrer Maison rustique sagen: Die Rinder stossen im ersten Jahr des zehenden Monden die vordern Zähn ab / darnach in den nächsten sechs Monaten die nächsten dabey / zu Ende des dritten Jahrs stossen sie die letzten / hernach je älter die Rinder werden / je kürtzer werden die Zähne. Etliche erkennen die Jahrzahl des Alters an den Ringeln und Absätzen

der



der Hörner / indem sie um den Spitz der Hörner / biß auf den ersten Ring / für drey Jahr rechnen / dann im dritten Jahr fangen sie an das erste glatte Horn zu treiben / und indem es sich erlängert / wird der Anfang des ersten Triebs mit einem Ring verzäunet / und also werden diese Knotten oder Ring hernach von Jahr zu Jahr vermehret / daß allzeit das neulichst geschobene / das nächste an des Rindes Stirnen ist / darauf kan man sich unfehlbar verlassen.

Von den Farben des Viehes / haben etliche nicht verwerffliche Zeichen ihrer Güte / vermeynende / daß alles Viehe / was schwarze tunckelrothe und schwarzbraune Farb hat / viel besser und dauerhafftiger sey / als das weisse / liechtrothe / Mäusfarbe oder fahle / es werde nicht so bald kranck / es gebe mehr und bessere Milch; wie dann viel im Wahn stehen / eine Farbe sey ihnen glückseeliger / gedeye viel besser / und kommen leichter damit fort / als mit der andern / daher auch reiche vermögliche Leute im Brauch haben / ihre Mayer-Höfe durchaus mit schwartzen / weissen / scheckichten / tunckelrothen oder schwartzbraunen Vieh anzufüllen / und nach ihrem Capriccio die Farb zu erwählen / die ihnen angenehm / und / ihrer Meynung nach / wolbekommlich ist; wie aber (gleich als bey den Pferden) keine so gute und wol-geachtete Farbe ist / dabey nicht etliche von der Art schlagen / und keine so schlechte und verächtliche / da nicht zu Zeiten etliche auch die wolgezeichneten weit übertreffen: also muß man nicht allein die blosse Farbe / sondern auch die übrige Zusammenstimmung der vornehmsten Glieder / die Förmlichkeit des Leibes / die frische Munterkeit der Augen / die freudige oder traurige Erzeigung des Gemüthes wol betrachten / die Güte der Natur / und die Anzeigung und Erkänntniß der übel- oder wolbestellten Leibs-Beschaffenheit zu erlernen; deßwegen viel sind / die allein die Grösse / gute Beschaffenheit / und frisches Ansehen des Viehes beobachten / und allerhand Farben / so diese Eigenschafften an sich haben / und ihre Mayer-Höfe bringen / und heisst bey ihnen / wie die Virgilianische Dido saget:

Tros, Tyriusque mihi nullo discrimine agetur.

So ist auch / wo allerley Farben sind / das Vieh besser zu unterscheiden / einzuzehlen / und wo etwan ein Mangel oder Abgang wäre / desto leichter zu erkennen und zu wissen.

Das Rind-Fleisch ist in der Wirthschafft eines von den besten und gewöhnlichsten / und ist verwunderlich / daß etliche meynen / das Fleisch vom Rind-Viehe sey viel mürber und zärter / wann es vor mit Hunden gehetzt / oder vorher mit einem Wolff oder Bären angesprengt / und darauf gleich getödtet wird.

Was insgemein das Rind-Vieh betrifft / wird solches in alte und junge / in gälte und trächtige / in Stier und Ochsen unterschieden / da denn von jedem kürtzlich soll gehandelt werden.

Das Vieh hat eine allgemeine Begierd / Lieb und Anmuth zu ihren Jungen; und schreibet Bonfinius Decade 3. lib. 3. als Ziska, der bekannte Hussitische Kriegsobrister / in Oesterreich feindlich eingefallen / und das Land ausgeplündert / aber vermerckt habe / daß die Leute ihr Vieh meistentheils zwischen der Donau in den Wehrtern und Insulen hielten / hat er etliche Kälber an junge Schweinlein / die er in seinem Läger gehabt / und das Gestad des Wassers wol gegenüber / wo er in den Auen das Viehe vermerckt / zu bringen /

 und

und sie daselbst / durch seine Leute / zwicken und schlagen lassen / die haben mit ihrem Bläken und Gruntzen verursacht / daß das alte Vieh aus den Auen in die Donau Hauffenweise gesprungen / und hinüber / wo sie die Jungen gehört / geschwommen / und also weggetrieben worden sind.

CAP. XXV.

Von den Büffeln.

Wiewol die Büffel in unserm Teutschland nicht gemein sind / so werden sie gleichwol bißweilen / durch allerhand Begebnussen / herein gebracht. Als in der neulichen Anno 1683 Christlichen von Gott gesegneten Entsetzung der Stadt Wien / sind / im Türckischen Läger daselbst / derselben eine grosse Anzahl / so wol Camel als Büffeln bekommen / und hin und wieder in Teutschland vertheilt und getrieben worden. In Italien und in der Neapolitanischen Gegend wird derer eine sehr grosse Menge auf den Weiden und in den Wiesen angetroffen. Veteribus, sagt Phil. Camerarius in hortis subcisivis part. I. cap. 25. putatur fuisse ignotum hoc genus animantis, an de bobus feris, an aliunde originem traxerit, alii excutiant. Sie werden überaus grimmig / wann man sie erzörnet / und ob sie wol / mit ihren ungeschicklich gebogenen Hörnern / nicht sonderlich schaden können / doch vermag ihre grosse Leibes-Stärcke alles niederzuwerffen / was ihnen entgegen stehen / und Widerstand zeigen will; denn wie man sagt / sollen sie den niedergefällten Thieren so lang und hartnäckicht / mit ihrem schweren Drucken / auf den Leib ligen / biß sie spühren / daß kein Leben mehr darinnen zu finden sey. Ich zwar / und meine Gefärten / (sagt obgemeldter Camerarius) als wir uns der Orten befunden / haben ein und andersmal nicht geringe Gefahr von diesen zornigen Büffel-Ochsen ausgestanden / da wir uns mit schneller Flucht / indem wir auf ein altes Gemäuer / so uns zum Glück am Wege war / aufgestiegen / ihrem Grimm entrissen haben; sie werden von keiner Farbe höher entrüstet / als wann man ihnen etwas rothes zeiget / sie meynen vielleicht / es sey etwas von ihren Gesellen Blut / daß sie also zu rächen begehren; welches auch zu Zeiten unsere Farren und Stier anzufeinden pflegen; daher (sagt er ferner) als wir das flache Lande / wo vor diesem Arpinum, des alten berühmten Redners Ciceronis Vatterland / gestanden / durchwandern müssen / wo die Büffel Herd-weise auf der Weide gehen / und in den daselbst befindengen Lacken / und Marasten / ihrem Brauch nach / baden und umwühlen / sind wir von unserm Procacchio oder Wegweiser treulich gewarnet und erinnert worden / daß diejenigen / welche etwas rothes an sich / oder gar rothe Kleider trügen / solches alles bedecken und fleissig verbergen solten / die sonst darauf besorglich stehende Gefahr dardurch zu verhüten; sie legen sich also ins Wasser / daß man nichts als den Kopff davon sehen kan; sind schwartz-dunckler Farbe / von kurtzen und abgeschabenen Haaren / groß und hoch wie ein Hungarischer Ochse / aber grösser von Knochen / doch mager von Fleisch; sind aus der Art der wilden Ochsen / haben eine breite Stirne / tückische Augen / grosse breite Hörner schwartzer Farbe / dich sich hinter sich / meistentheils über die Ohren / krümmen; der Hals ist des Leibes Proportion nach / etwas dünne / etwas und niederwärts gebogen; die Stirn ist voll raucher und harter Haar; ist allenthalben starck vom Leib / und schnell von Füssen; er wird auch zur Arbeit gebraucht / und ihm / an statt eines Zaums / ein Ring von Eysen oder Kupffer durch die Nasen gelegt / und mit einem daran gebundenen Strick geleitet und geführet; es wird auch das Feld mit ihnen gepflüget / und müssen / in den Wägen eingespannt / grosse Last ziehen / am Ziehen grosser schweren Auflag brauchen sie alle Kräfften / und lassen sich offt / im ersten Anstrecken / gar auf die Knie; wann sie im Zorn / jemands verfolgen / so lauffen sie gerad und schnell fort / und können / im Lauff / nicht aufgehalten werden / man werffe ihnen dann ein Tuch oder einen Mantel über die Augen / daß sie nichts sehen können; was sie erreichen können / wird von ihrem Kopff / von den Hörnern / Füssen und Klauen übel tractiret; wann sie von Zorn erhitzet sind / und etwan ein Wasser erreichen / werffen sie sich gantz hinein / daß nur das Maul und die Naßlöcher heraus gehen; so man sie gar zu starck überladet / legen sie sich auf die Erden / und sind mit keinen Schlägen / eher aufzustehen / zu bewegen / biß man ihnen die zu schwere Ladung wiederum verringere; ihr Fleisch ist melancholisch und keines guten Geschmacks / doch werden sie zu Rom und Napoli in den Fleischbäncken feil gehabt / und vom gemeinen Volck gekaufft und gegessen: In Ungarn / um Griechisch Weissenburg / und dortherum / werden sich auch eingespannt / oder beladen / wie die Maulthier / ist aber in der Sommer-Hitz gefährlich / weil sie / wo das nächste Wasser fürkommet / sich hinein werffen / und nicht eher / als biß sie sich gnug erkühlt / wieder heraus zu bringen sind. Die Büffel-Kuhe hat ihre Jungen lieb / und säuget kein fremdes Kalb / als allein ihr eigenes; Gesnerus sagt / sie geben jederzeit Milch / wie eine andere Kuhe / daraus werden köstliche runde Käse gemacht / die zwar etwas zähe / doch überaus feist sind / so man ihn zu dünnen Schnittlein schneidet / in ein Pfännlein oder jeden Geschirr leget / und auf eine Glut stellet / so zerschmeltzet die Feisten also / daß sie ob dem Käse schwebet / wie andere Küh-Butter gelb und wolgeschmackt / und ist der Käse / also warm mit Brod zu essen / eine gute und schmackhaffte Speise: Gesnerus sagt / ein Büffel ziehe wol so schwer und so viel / als sonst zwey Pferde ziehen mögen; aus den Klauen und Hörnern der Büffel werden Ring gemacht / so für den Krampff dienen sollen; und schreibet Herr Colerus, wann einem ein solcher Ring am Finger von freyen Stücken zerspringe / daß es ein grosses Unglücks Vorbot sey: Es sagte mir (sagte er) ein guter ehrlicher warhaffter Mann / der vielen guten Leuten bekandt ist / daß einem reichen Kauffmann zu Lübeck ein solcher Ring am Finger zersprungen sey / und wäre er auf den andern Abend hernach / auf der Gassen erstochen worden; Johann Herold sagt bey Gesnero, er habe öffters in Calabria gesehen / daß die Bauren daselbst Morgens frühe / bey Aufgang der Sonnen / die Büffel in den Pflug spannen / und wann

sie nun

sie nun also acht oder neun Stunden arbeiten / und sie so wol der Ruhe als des Futters bedörfftig sind / sich nicht weiter weder mit Lieb noch Gewalt auftreiben lassen / biß man sie gefüttert / und ausgespannt / dann legen sie sich ins Wasser/ und kommen nicht heraus/ biß es wieder kühle wird / alsdann gehen sie wieder den Plug zu / und lassen sich unangetrieben einspannen; item daselbst beschreibt er / was sie jährlich in der Faßnacht zu Rom für ein Spiel mit den Büffeln anfangen / so ich hier anzuführen/ der Kürtze haben/ unterlassen/ und den günstigen Leser dahin will angewiesen haben.

CAP. XXVI.

Von andern wilden Ochsen auch Meer-Rindern.

SO wol die Bisont als die Auer-Ochsen sind dunckelschwartzer Farbe / die Wisent oder Bisontes aber sind scheußlicher / haben Mähne und Haar als ein Pferd / sind vorzeiten / so wol als die Auer-Ochsen / in Teutschland in den grossen Wüsteneyen des Schwartzwaldes gesehen worden / itzo aber werden sie nirgends / als in Littauen / und andern Septentrionalischen Ländern gefangen. Der Bisont und andere Wald-Ochsen sind so Leut-scheuhe / und Menschen-flüchtig/ daß glaublich ist / so schon zu Julii Cæsaris und Cornelii Taciti Zeiten / als Germania in formis terris aspera cœlo, tristis cultu, aspectuque sylvis horrida ac paludibus fœda, gewesen / daher solche wilde Thier wol mögen ihren Aufenthalt da gehabt haben/ sie doch zu folgenden Zeiten/ als Teutschland ein bessers Ansehen / durch die Nachkommen erlangt / und durch Menschen besser ist bewohnet und angebauet worden/ gar leicht geschehen könen / daß dergleichen Leut-schüchterne wilde ungezäumte Bestien / ihrer Gegenwart zu entfliehen / sich auch haben in die weniger bewohnte Mitternächtische Länder/ Littauen/ Samogithiam, Mozaviam und dergleichen gebürgige Ort abgezogen und verlauffen.

Die Auer-Ochsen sind unsern gemeinen Stieren gantz ähnlich/ ausser daß sie solche an der Grösse/ Stärcke und Geschwindigkeit weit übertreffen; zwischen den Hörnern mögen ihm zween grosse Menschen geruhig sitzen / wann er todt ist / dann auf den lebendigen darff sich niemand wagen; sie sind viel fetter und dicker / als die Büffel haben schwartze / dicke und kurtze Hörner; das wilde Viehe kan auf keine Weise / man mach es auch/ wie man wolle / zahm gemacht werden; aus dem Horn wird ein Trinck-Geschirr gemacht; ihr Fleisch ist zärter und besser / als das von den Büffeln; die Haut/ sonderlich am Rucken / auch viel dicker und stärcker. Man kan ihnen / wegen ihrer Stärcke und Geschwindigkeit / nicht beykommen / ausser daß man grosse tieffe Gruben an den Orten / wo sie wohnen / zurichtet / und sie entweder mit Heu oder Gras / so man ihnen abert/ hinlocket / oder aber sie mit Feuer und Gewalt hinein jagt/ und also darinnen mit Pfeilen oder Kugeln todt schiesset / und hernach heraus ziehet; sie haben eine harte und scharffe Zungen / fast wie ein eyserne Feile / fressen alles und jedes / was anders Rind-Vieh zu essen pfleget; es hat der Auer-Ochs einen so starcken Hals/ Kopff und Genicke / daß er mit seinen Hörnern / teste Cromero, Roß und Mann zugleich in die Höhe werffen kan.

Zwischen dem Bisont und Auer-Ochsen ist allein dieser Unterscheid / daß diese gantz glatt sind / unsern gemeinen Ochsen gleich / die Bisont aber einen zottichten Hals wie ein Pferds-Mähne haben.

In Schotten/ als Gesnerus berichtet/ gibt es schneeweisse und wilde Rinder / die am Kopff und Hals lange Haar haben wie die Löwen / die überaus wild und ungestümm sind / fliehen nicht allein alle Menschen/ sondern auch alles das / was nur ein Mensch anrühret; etliche Tage lang/ wann sie durch List gefangen sind/ werden sie eher sterben / als fressen / oder sich im geringsten zähmen lassen.

D. Joh. Helbigius, der Herrn Staaten von Holland bestellter Medicus in Neu-Batavia / des Orientalischen Indien / in Miscellaneis Curiosis Anni noni & decimi, observat. 194. folio 455. schreibet / daß in Æthiopien Wasser-Rind oder Meer-Kühe gefunden werden / die unserm Rindviehe nicht gar ungleich sind/ ihre Fettigkeit und Speck aber / sind unserm Schweinen Speck gantz ähnlich / und überaus schmackhafftig zu essen/ deren werden etliche zu diesem Gebrauch/ durch die Innwohner geschossen / und weil sie den Weg / dadurch sie aus dem Meer auf die Weide zu gehen pflegen / wiederum hinein eigentlich zuruck sich begeben/ werden ihnen tieffe Löcher und Gruben auf demselben gemacht/ und solche verdeckt/ darein sie unvorsichtig fallen / und also zur Beute werden müssen.

Das erst Anno 1684 zu Londen gedruckte Englische Buch / dessen Titul / Bucaniers of America, oder von den Englischen und Frantzösischen Meer-Räubern in America / bezeug / daß in West-Indien / an dem Fluß Chagre, am Meer bey Boca del Toro, und Boca del Dragon, wo es grosse Tieffen und grasichte Oerter hat / es auch daselbst Meer-Rinder gibt / so von den Spaniern Manentines genannt werden / die mit dem Haupt / der Nasen und den Zähnen einer Kuhe gantz ähnlich sind / sich an solchen Grasreichen Plätzen weiden / an statt der Ohren aber haben sie nur zwey kleine Löchlein / kaum daß ein Mann seinen kleinen Finger möchte hinein stecken; nahend an dem Hals / haben sie zwo Flügel (oder vielmehr Flossen) unter welchen sie zwey Aeuter beysamen haben / wie die Frauen-Brüste/ sie züchten und generiren ihre Jungen wie das Rind-Vieh zu Lande; und ist der Stier auch fast unsern Land-Stieren ähnlich / doch haben sie nur einmal Junge; sie haben ein sehr scharffes Gehör / also daß die Fischer/ in dem Fang / sich gantz von allem Reden und Geräusche enthalten / müssen sich auch nur mit Stangen fortschieben / auch dörffen keine gemeinen Ruder gebrauchen / und müssen allein durch Zeichen einander deuten/ sie schiessen nach diesen Kühen mit zwiehackichten Schavelinen: Man findet etliche dieser See-Kühe/ die zwanzig und vier und zwanzig Fuß in der Länge erreichen; ihr Fleisch ist überaus gut zu essen / der Farbe nach / wie unser Rindfleisch/ am Geschmack aber den Schweinen gleich/ hat viel Feistë und Schmeer/ welches die Piraten

schmeltzen / und in irrden Töpffen aufbehalten / es an statt des Oels zu gebrauchen.

Johann. Neuhof in seiner Beschreibung des Reichs Sina fol. 319. schreibet also / im Fluß Chaoking ist ein gehörnichtes Thier anzutreffen / welches die Sineser die schwimmende Kuhe nennen / die kommt bißweilen aufs Land / widersetzt sich mit ihren Hörnern den zahmen Kühen / wann sie aber eine Zeitlang aus dem Wasser bleiben / verlieren die Hörner ihre Härtigkeit / und werden weich und gelb / daher sie sich gezwungen wieder in den Fluß begeben / darinn die Hörner wieder hart werden.

CAP. XXVII.

Von den Zug-Ochsen.

Die Rinder / so zum Ziehen ausgesondert sind / müssen nothwendig verschnitten seyn / weil die Stier / wegen ihrer wilden Grimmigkeit / nicht ohne Gefahr zu brauchen / und je besser man sie füttert / und je weniger man sie braucht / je weniger lassen sie sich zwingen / je unleidlicher und widerspenstiger werden sie. Zum Zug aber müssen sie / von erster Jugend auf / wol abgerichtet und angebracht werden / die muß man Anfangs mit Liebkosen und guten Worten zahm machen / daß sie der Stimm / Streichung und Angreiffung der Hand gewohnen / und / mit offt gegebenem Saltz oder Wein und Brod / ihren Warter beginnen lieb zu gewinnen und zu folgen; man kan sie offt zu einen alten wohl-gewohnten Ochsen anjochen / hin und wieder / über Brücken / vor die Schmidten und Mühlen führen / damit sie die Forcht und scheuhe Weise verlieren / hernach kan mans an ein grosses / doch nicht allzuschweres Blochholtz anbinden / und also täglich eine Stunde solches ziehen lassen / so dann gar an einen lähren Wagen allzeit in Gesellschafft des alten Ochsens / und solchen Wagen etwas / doch nicht zu viel / beladen; letzlich an einen Pflug anspannen / und in einen mürben / guten Felde ein wenig pflügen / und also der Arbeit gewohnen lassen / so wird er leichtlich / gleichsam als ein Schüler / seinem Gespan nachfolgen / und eher bändig werden / da ihn dann der Alte / theils mit Lust / theils mit Gewalt / mit sich führen und schleppen wird / biß er endlich des Dings gewohne; und diß ist der leichteste Weg / ein junges Thier in den Gehorsam zu bringen.

So bald sie nun also willig sind / mag man alsdann von gleicher Grösse / Stärcke und Alter die Ochsen zusammen paaren / weil ein schwacher neben einem starcken / ein grosser neben einem kleinen / und ein junger neben einem alten in die Härre nicht wol bestehen / hingegen gleich und gleich desto bequemlicher fortkommen kan; da man sie aber / aus Mangel alter gewohnter Ochsen / allein abrichten muß / muß man sanfftmüthig und gelind / mehr mit Worten und Drauen / als mit groben Schlägen und Stössen / mit ihnen umgehen / weil sie / durch Grobheit / ehe ärger als frömmer gemacht / die Gedult manchesmal so gar verlieren / daß man sie hart und übel / oder wol gar nie / brauchen kan.

Wann sie bißweilen aus Schalckheit / indem sie nicht fort wollen / sich gar niederlegen / und nicht aufzubringen sind / so versucht es der Wärter zwar erstlich mit mittelmäßigen Streichen / wäre er aber so stettig / daß er nicht aufwollt / so plaget er sich weiter nicht mit Schlagen und Poltern / sondern bindet ihm nur alsbald alle vier Füsse mit Stricken also fest / daß er nicht aufstehen möge / spannet aber seinen Gesellen / der nicht ungehorsam gewesen / von ihm aus / und nachdem dieser eine Stund oder zwo also gelegen und hungerig und durstig worden / so gibt er seinem Mitgespan / nicht weit davon / daß er alles sehen / aber nicht erreichen könne / Futer / und träncket den andern wol / diesem aber gibt er nichts / lässt ihn auch also lang genug gebunden bleiben / biß er wol ausgezörnet hat / so wird er dessen lang eingedenck bleiben / und ein andersmal nicht leichtlich sich also setzen und niederlegen.

Vor fünff Jahren / da sie erst recht zu ihren Kräfften kommen / muß man der jungen Zug-Ochsen gar sehr schonen / und ja nicht übertreiben / daher kan man sie zwischen dieser Zeit nur in leichte mürbe Felder einspannen / und Anfangs nur einen halben Tag arbeiten / oder doch gar zeitlich Feyerabend machen lassen / sonderlich wann böses / gar zu kaltes / zu nasses / zu windiges oder auch zu hitziges Gewitter ist / oder wann man sonst mercket / daß sie anfangen müde und verdrossen zu werden; also müssen sie / durch mässiges Anstrengen / jederzeit lustig und willig bleiben. Bey gar ungestümmer Witterung / wann Hitz oder Kält übermäßig ist / muß man des Zug-Viehes / so viel möglich verschonen; sonderlich wann sehr tieffer Schnee ligt / oder die Strassen glatt und schlüpfferig sind / da sie bald einen Schenckel brechen / oder sich selbst einen Schaden zufügen können.

Im Sommer sollen sie vor Tages / und Abends / allein im Felde seyn / und / die schwüllige Zeit über / in ihrem lüfftigen Stall stehen bleiben; im Winter soll ihr Ziel seyn der Sonnen Aufgang / biß zu ihrem Untergang; im Frühling und Herbst / von acht Morgens / biß sechs Abends; frühe vier Stunde biß auf zwölff / von daran mögen sie rasten / mit Futter und Getranck versehen seyn / biß gegen zwey oder halbe drey / und alsdann ihr Tag-Arbeit wieder biß auf sechs Uhr verrichten / und hernach Feyerabend machen / also wird die Zeit recht angewendet / die Arbeit wol verrichtet / und das Vieh so wol als die Leute nicht übertrieben. Wann man vom jungen Viehe 2 Paar hat / kan man das eine Paar Vor- und das andere Nachmittag zur Arbeit nehmen.

Die Joch werden unterschiedlich gemacht / theils hängens ihnen an den Hals / theils binden ihnen solches an die Hörner / und weil sie ihre gröste Stärcke daselbst haben / wird die letzte Weise in Oesterreich am meisten gebrauchet; und diß ist sonderlich am besten / wann es ungleiche Wege / Berg und Thal gibt / den die Hals-Joche drucken sie Berg-auf sehr an den Hals / und Thal-ab / rutschen sie hinfür / und bleiben nicht so stätligen / mögen auch den Wagen nicht so leicht aufhalten.

Der Ochsen-Knecht soll den Ochsen / wann sie an der Arbeit gewesen / alle Abend die Klauen wol aussäubern und reinigen / daß nicht etwan ein Steinlein oder Dorn sich einflechte / und daselbst verletze / auch an andern Orten / wo sie das Joch gedruckt / oder die Bremen und Hornissen möchten gebissen und gestochen haben; er soll so wol den Schenckel als den gantzen Leib mit einem guten Strohrigel gegen den Haaren wol abreiben / und also ruhen lassen.

Ihr Stall muß entweder mit Steinen gepflastert / oder mit starcken Läden etwas abwärts gebrücknet seyn / damit alle Feuchtigkeit abflissen / und sie drocken stehen mögen. Die Stände müssen so weit voneinander abgesondert seyn / damit einer den andern / wo sie stössig wären ausweichen könnte.

Ein guter Ochs soll eine feine grosse Brust haben / er soll von starcken / wolgesetzten / kurtzkeglichten Schenckeln / starck / vierschrötig / voller Senn-Adern / schwartze / unten dicklichte / und oben abnehmend-zugespitzte / nicht allzukrum und ungleich-gebogene / sondern gleich einem Bogen fein eben ausgetheilte Hörner haben / und im übrigen seyn / wie die Stiers-Beschreibung hernach folgen wird / ausser / daß er nicht so tückische feurige Augen habe.

Denckwürdig ist / was der Author der neuesten Beschreibung des Grönlandes setzet / daß / wann man ein grosses Brod aus dem Ofen nehme / dasselbe in zwey Theil schneide / und ein Horn darzwischen lege / so werde es weich / welche Kunst / sagt er ferner / auch die Viehe-Diebe wissen / die zum öfftern im Gebürge das Viehe stehlen / und durch dieses Mittel die Hörner anders drehen / aufdaß die Eigenthums-Herren / ihr gestohlen Vieh auf den Märckten suchende / nicht kennen mögen; und also möge man das Einhorn / und alle andere Horn weich machen.

In Italien (wie Herr Agostino Gallo bezeuget) werden die Ochsen / von etlichen guten und fleissigen Hauswirthen / mit Leinwath bekleidet / nicht allein wegen des Regens und der Kälte sich zu bewahren / sondern auch / daß die Fliegen ihnen nicht also beykommen und sie beschädigen mögen.

Der Ochsen-Knecht soll im Stall allzeit bey ihnen ligen / damit / wann sich einer los machete / und den andern stieß / er alsobald gegenwärtig sey / ein und das andere Unglück zu verhüten / und auf das Liecht / so er stets in Laternen bey sich haben solle / fleissig Achtung zu geben.

Vor allen soll sich der Ochsen-Knecht hüten / sie nie / ohne grosse Ursach / übel mit Schlägen und Stossen zu halten / ihrer mit Striglung und Abreibung wol zu pflegen / den Schweif (wie es Herr Gallo für gar nützlich hält) offt mit lauem Wasser zu waschen / wann sie von der Arbeit ermüdet nach Hause kommen / ihnen ein wenig Wein in den Mund sprützen / und nicht eher zu fressen geben / biß sie wol verschwitzt haben.

Diß muß ich auch / von den Zug-Ochsen noch hierzu anfügen. In India / sonderlich / wo man von Suratta auf Goa reiset / werden die Reisenden / und Kaufleute / (wie in Türckey und Persen / durch Cameel / Esel und Pferde) also durch abgerichtete Ochsen fortgebracht / deren sie theils in Karren / oder viereckichte Wägen spannen; theils aber reuten / doch hat man sich im Reuten vorzusehen / daß die Ochsen nicht lange Hörner haben; dann wann sie von den Fliegen gestochen werden / werffen sie die Köpff übersich / und beschädigen also leichtlich den Reuter; diese Ochsen kan man brauchen wie die Pferde / haben / an statt des Zaums / nur einen Strick durch Maul / oder durch die Mitte der Nasenlöcher; diese werden in steinichten und unebnen Wegen mit Hufeysen beschlagen / wie die Pferde / aber nicht wo es eben ist / da hat man auch kleine bedeckte Carossen / von zwey solchen Ochsen gezogen / darinn eine oder zwo Personen sitzen können.

CAP. XXVIII.

Wie sie zu warten.

Die Ochsen geben / bey grossen Wirthschafften / einen trefflichen Vortheil / dardurch man allezeit paar Geld erlanget / sonderlich wo sie groß / und wol gewartet werden / dann also können sie nicht allein etliche Jahr nacheinander ihre Feld-Arbeit wol verrichten / sondern sie bleiben allzeit bey guten Leib / und können hernach desto eher auf die Mast gebracht / und also theuer verkaufft werden.

Ein Ochsen-Knecht hat sich zu befleissen / daß er sie des Tages mit gutem Futter / und des Nachts mit sauberer / trockener Streu versehe; alle Morgen muß er sie reinlich strigeln / und bißweilen mag er ihnen die Zungen mit Wein / und im Sommer (wie Herr de Serres will) mag man ihnen alle 8. oder 14. Tage eine oder zwo Hand voll Saltz auf ihr Futter streuen; im Winter aber nicht; indem sie von dem Saltz durstig werden / das eiskalte Wasser begieriger einschlucken / und leichtlich ein Reissen oder Winde davon bekommen.

Ihr Futter ist vornehmlich zweyerley / grün und dürr / damit man sie / nach Unterschied der Zeiten / speiset / und versorget / und je langsamer man von einem zu dem andern abweichen kan / je besser ist es / wann man so wol im Frühling / als im Herbst erstlich eines mit dem andern nach und nach vermischet / und immerdar im Auswärts des dürren / und gegen den Winter des grünen weniger gibt / biß sie endlich gar davon entwehnet werden / und wieder allein bey einem verbleiben. Vor allen soll man im Frühling mit dem zarten jungen Gras sie nicht übereilen / weil sie gerne den Durchfall / und wenige Krafft davon zu gewarten / biß es anfängt kräfftiger zu werden; unterdessen kan man sie / so lang es seyn mag / bey dürren Futter unterhalten / auch derentwegen / wie Herr de Serres sagt / daß sie in einem Tag mehr Gras also frisch auffessen / als sie sonst in sechs Tagen essen konten / wann mans hätte zu Heu machen können / daher soll man das Gras / biß zu Ausgang des Mayen spahren / also wird die Feld-Arbeit umselbige Zeit am allergelegnesten verbracht / weil das Feld / wegen der fruchtbaren Thau / jetzt am geschickesten ist / ungerühret zu werden / und weil das Gras zu Anfang des Jahrs gespahrt wird / so gibt es hernach desto gesünder / besser und kräfftigers Heu / so den gantzen Winter über

ein nicht geringer Vortheil ist / indem solches im Nachwinter und ersten Frühling/dem Vieh zu Nutzen gereichet / auch daß Vieh mit dem Heu allzeit weniger verderbt wird / als mit der grünen Fütterung / es sey gleich zu welcher Zeit er wolle.

Im Sommer und Herbst werden die Ochsen die meiste Zeit / wann sie nicht arbeiten / auf der Weide erhalten / unter dem Stroh / damit man die Ochsen auch zum Theil füttert / und geschnitten unter ander Gemenge gibt / setzt Herr de Serres diese Meynung/ erstlich das Stroh von Hirschen/darnach vom Habern/ Wäitzen/Gersten/ Rocken und Dünckel; Gerstenstroh ist zwar schmackhafftig / aber von geringer Nahrung/ sonderlich wann es dürr ist; Das Dünckelstroh ist fast zu hart / darum ists am besten zu Streuen / und in die Dung; Wäitzenstroh ist sättiger als das Rocken / aber meistentheils ist der Boden / wo Wäitzen wächst / nicht so Grasreich als derjenige / wo Korn wächset / Zweiffels ohne zu erstatten / was dem Rockenstroh abgehet/ da hingegen das Wäitzenstroh so wol füttert / daß man des Grases oder Heues dabey nicht sonderlich bedarff.

So kan man auch den Ochsen fürgeben das gestreiffte Laub von Ulmen / Aeschen / Bircken / Eychen / Feldern und Albern-Bäumen / weil das Viehe eben sowol als der Mensch / durch Veränderung der Speisen / sich erlustiget / sonderlich dienet diß letzte den Ochsen fast so gut / als der Habern. Im Füttern ist keine Maß fürzuschreiben / weil sie ungleicher Natur sind / und etliche mehr / etliche weniger essen / in einer Stund werden sie genug abgesättiget/ hernach legen sie sich auf die Füsse nieder / nicht zu schlaffen / sondern die Speise zu wiederkäuen / wiewol sie auch solches stehend / und wol gar an der Arbeit verrichten.

Wann man mit dem Futter fein rathsam umgehet / ihnen offt und wenig gibt / so gedeyet es ihnen besser / fressen alles sauber auf / und verwüsten nichts / da sonst / wann man ihnen auf einmal gar zu viel vorgibt/ sie überdrüssig werden / und was sie nicht mögen / unter die Krippen fallen lassen / und mit Füssen zertretten. Und diß mag man insonderheit unterscheiden / wann sie starck arbeiten müssen / daß man ihnen auch mehr und kräfftigers Futter gibt/ da kan man ihnen Haberschrot/ Kleyen und Trebern mit beymengen / wie auch wol von ausgereutertem Korn oder Gersten / gantz aber muß man ihnen weder eines noch das andere geben / weil sie leichtlich/ wann sie Wasser darauf trincken/ verfangen/ und wol gar umstehen. Daher gehöret ein sonderbarer Fleiß darzu/damit sie bey gutem Leibe bleiben/ und darf man künfftig desto weniger Mühe oder Zeit / wann sie gemästet werden.

CAP. XXIX.

Von denen Mast-Ochsen.

Wer die Ochsen auf die Mast bringen will / der muß nicht warten / biß sie gar zu hohes Alter erreichen etliche sind der Meinung/wann man sie zehen Jahr gebraucht zur Arbeit/das wäre das dreyzehende Jahr ihres Alters / so wäre die rechte Zeit / sie aufzustellen.

Herr de Serres will / sie sollen nicht älters als zwölffjährig seyn / und welche Ochsen darzu verordnet werden/ soll man zu End des May-Monats von aller Arbeit befreyen/ und sie/ den gantzen Sommer durch/ mit gutem Gras und Kräutern füttern/und also müssig stehen/und zu keiner Arbeit weiter einspannen lassen / weil dardurch die Fettigkeit verhindert wird.

Man soll sie vor Tags auf das Gras / weil es noch voll Thaues ist / führen / damit sie solchen/ mit samt der Weide/ geniessen/ da mag man sie lassen biß die Sonne anfängt heisser zu scheinen/ alsdann bringt mans in den Schatten biß die Hitz vorbey / so treibt man sie wieder auf die Weide / und lässt sie fressen biß auf die Nacht/ da man sie wieder in ihren Stall bringt; und damit sie desto begieriger fressen / gibt man ihnen des Tages im Sommer drey- oder viermal zu trincken / darzu werden sie desto leichter angereitzt / da ihnen wochentlich Saltz gegeben wird.

Wann sie also / den Sommer über / gepflegt sind/ werden sie / zu Ende des Septembris/ so feist/ daß man sie entweder selbst schlachten / oder den Fleischhackern verkauffen kan. So können sie auch / im Winter / in den Ställen mit gutem dürrem Heu / Schrott/ Mehl-Träncken / gelben Ruben / und dergleichen gefüttert seyn / doch geschicht solches mit mehrern Unkosten/ Bemühung und Aufsicht. Und soll man solches nicht gar in die grosse Kälte sparen / indem sie in der grossen strengen Frost-Zeit ungerne zunehmen / es seyen denn die Stallungen absonderlich warm und wol vermacht/ also ist am besten / im September solche aufzustellen/ so kan man zu den Feyertagen / oder noch ehe / sie schon wegbringen.

Will man sie nun also füttern / muß man ihnen offt aber allezeit wenig fürgeben / die Speisen verwechslen/ die Krippen wol reinigen, damit sie keinem Eckel bekommen/und den Lust allezeit behalten; solche zu vermehren/ wird ihnen die Zungen offt mit Wein und Saltz gewaschen und gerieben / aufs wenigste in acht oder zehen Tagen einmal; man gibt ihnen auch (wie vor gedacht) Saltz / davon sie lieber und mehr trincken / und daher auch mehr und begieriger essen; bey kalter Zeit aber muß ihr Geträncke laulicht seyn/ mit Mehl und Kleyen vermengt und wol umgerührt.

Verhüten muß man / (nach Herrn de Serres Meynung) daß sich das Mastviehe nicht ablecken kan/ weil ihnen solches die Fettigkeit verzehrt/das auch die Fleischhacker wol wissen / und um ein solches Viehe/ wo sie an den Haaren spühren / daß es sich lecke / weniger geben/ und beweisens auch/wann sie ein solches Vieh geschlachtet haben/daß allezeit die Haut an demselbigen Ort/ wo es sich gewöhnlich abgeleckt hat / viel dünner und subtiler ist / als an deren übrigen Haut / die sie mit der Zungen nicht erreichen können. Diß Lecken aber kan man mit ihrem eigenen Mist verhindern/und abstellen/ wenn man sie an allen Orten / die sie berühren und ablecken mögen / damit reibet / so werden sie das Lecken wol bleiben lassen.

Neben dem Heu / geben ihnen etliche gewisse Kugeln / die sie von Korn Haber- und Gersten-Mehl mit laulichtem Wasser abknetten / und Saltz darunter mischen / andere geben ihnen rothe oder abgebrannte Möhren und Ruben / Bohnen und Lupinen geschrotten; von Stroh / weil es keine Feisten macht / soll man ihnen zu Zeit nichts fürlegen; Aber wol Wicken mit samt dem Stroh / so ein gesundes und kräfftiges Futter ist. Zu andern Orten wird ihnen gesottene Gersten / und sonderlich die Rebenwieffeln / und von andern Bäumen und Gesträuchen das Laub frisch oder gedörrt (wie allbereit oben vermeldet worden) gefüttert / die Eychen geschrotten sind ihnen darum ungesund / weil sie pflegen schäbigt davon zu werden / und wo man Trebern vom Wein oder Bierbräuen hat / die man ihnen also feucht fürgibt / da haben sie bey ihrem Essen zugleich auch einen Trunck / und werden schön und starck davon.

D. Weber in seinen curiösen Discursen sagt / daß sie nicht allein von guten Futter / sondern auch / wann man sie fleissig mit warmen Wasser wäschet / fette werden / fol. 664.

CAP. XXX.

Von den Stier.

AN einem schönen und von guter Art entsprossenen Stier ist bey einer Wirthschafft nicht wenig gelegen / ob wol keine Gestalt mit den Kühen etwas übereinstimmen soll / welchen Virgilius also abmahlet:

..... Cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus à mento palearia pendent,
Tum longo nullus Lateri modus omnia magna:
Pes etiam, & camuris hirte sub cornibus aures.

So muß doch an einem Stier alles besser beysammen gesetzter / freudiger und stärcker seyn / frische / feurige / hin und her rollende schwartze Augen / eine breite / runtzlichte / und gekrauste Stirne / ein kurtzer dicker Hals / langer abhangender Goder / weite / inwendig rothe prausende Naslöcher / die Brust voller Flächsen und Sennadern / der Bauch etwas aufgezogen / starcke Schenckel / gerade groß-knochichte Knie / mit kurtzen zusammgesetzten Kegeln / schwartze Klauen / rauhe / breite / zottichte Ohren / schwartze / nicht allzugrosse / aber dicke / nach und nach von der Dicken auf die Dünne / biß gegen den Spitzen abweichende und starcke Hörner / die nicht vorwärts / sondern auswärts gewandt sind. Palladius will / sie solle ohne andere Krümme und Knörren / auf halbe Monden-weise gebogen seyn; einen kurtzgedruckten / breiten Kopff und Goschen / mit schwartzen Lefftzen / der Rucken soll schlecht und eben / nicht eingebogen / das Haar am gantzen Leib hart / kurtz / an der Farb schwartz oder braunröthlich seyn. Herr de Serres aber will / die Haar sollen weich und lind seyn; der Schweiff soll lang / dick / und am äussersten Ende mit dichten Quasten versehen seyn; es soll seyn eine breite Brust / Schultern und Creutz; er soll sanfftmüthig / nicht wild / gefressig und begierig seyn; das Geschrött klein / und der Beutel fein aufgezogen und nicht abhängicht seyn.

Etliche brauchen die Stier zum Springen gar jung und vermeynen / wann er über drey Jahr gehet / so werde er den Kühen gar zu schwer / so aber billich andere verwerffen / und vermeynen / von einem solchen Vieh noch unvollkommenen Alters und noch nicht völlig befestigter Kräfften / könne auch keine gute und wolgearbeitete Zucht erfolgen / und werden solche Kälber meistentheils schwach und klein / kan auch aus einer solchen unzeitigen Tracht nimmermehr etwas gutes und rechtschaffenes erwachsen; Also auch Columella erfordert / der Farr oder Stier soll mittelmässiges Alters seyn: ingleichen auch Palladius; daher eben die Alten recht gewolt haben / der Stier sey nicht gut / er habe dem sein vierdtes Jahr erreicht / und man möge ihn also acht Jahr nacheinander brauchen. Die neuen aber (wie auch Herr de Serres) schreiben: Man soll einen Stier zu lassen / ehe er noch das andere Jahr vollkommen erfüllt habe / und ihn also / biß zu Ende des dritten Jahrs / und seines Dienstes über eine Jahrs-Frist / oder achtzehen Monaten gebrauchen / hernach aber schneiden lassen / weil es die Erfahrung gibt / wann die Stier alt werden / sie so ungestümm / boßhafftig und untreu sich erzeigen / daß man mit ihnen nicht auskommen kan / und hernach weder zum Schneiden noch zum Zulassen taugen. Doch wie die Alten in einem / also dunckt mich die Neuen in dem andern zu viel thun; wann man einen Stier im dritten Jahr anfängt zum ersten aufzustellen / und ihn drey Jahr gebraucht / so fallen / der Erfahrung nach / die schönesten und grössesten Kälber von ihm / und ehe er das sechste Jahr noch völlig erreicht / kan er mit gutem Nutzen geschnitten / oder einem Fleischhacker verkaufft / oder in der Arbeit-Zeit im Schnitt (wo man denen Robbathern zu essen gibt) geschlachtet und verzehret werden.

Schuhe oder Natt zu machen / wann man einen Stier schlägt / so laß ihm den Scrotum heraus schneiden und solchen über einen Laist recht und glatt proportioniren und anrichten / auch an dem Laist wol dürr werden / gibt alsdann in die Arbeit / und laß es wieder über einem Laist drucken werden / und folgends gar ausarbeiten.

CAP. XXXI.

Von den Kühen.

DJe Zeichen und Farben der Kühe / sind meistentheils / unter der Beschreibung des Stiers / verstanden / ausser / daß sie einen kleinern / subtilern / Kopff / langseitigern Rippen / grösseren Bauch / und ein gestrotztes Euter oder Milchzeug haben sollen / comme membre (sagt Herr de Serres) ou consiste tout leur revenu', als ein Glied / daher ihr meistes Einkommen bestehet. Ist also einer weisen Hausmutter vornemlich dahin zu trachten / daß sie ihr erstlich um junges Vieh trachte / das alte abgemergelte nach und nach ausmustere / und mit jüngern / aus dem Stall / wo die galten stehen / ersetze / und das ihr Vieh vornehmlich von edler guter Art wolgewachsen / anständiger Farbe / rechten Alter / grossem Euter / wol essig / freudig und gesund sey.

Hernach muß ein Hausmutter ihr Absehen haben auf die Einkommen des Futters / daß sie sich mit Vieh nicht übersetze / sondern lieber um zwey oder drey weniger als zu viel halte / weil aller Abgang der Weide und der täglichen Unterhaltung von den Kühen so mercklich empfunden wird / daß sie daher stracks verseihen / weniger und schlechtere Milch geben / auch geringere und schwächere Kälber tragen / auch aus Hunger offt unsauberes Strohe / Mist und andere Sachen einfressen / darvon sie auffstössig werden / von Leib / und offt wol gar ums Leben kommen / dardurch der Wirthschafft ein mercklicher Schade zuwächset. Da hingegen / wann sie wol und gut gefüttert seynd / alle diese schadhafften Zufälle mögen verhütet werden; daher sie beyläufftig ihren Conto machen kan / wie viel sie über Winter füttern / und ob sie genug Heu und Stroh haben kan / ihr Vieh zu unterhalten.

Herr Heinreich von Ranzau / in seinem geschriebenen Hausbuch / sagt: Des Winters müsse man drey Futter Heu und Stroh auf eine Kuhe haben; also / daß auf zehen Kühe dreyssig Fuder zuverschaffen wären. Diß aber beduncket mich darum eine ungewisse Rechnung / weil die Wägen / als auch die Ladungen sehr unterschieden / und mancher / mit vier starcken Rossen / auf einen weiten langen Laiterwagen so viel aufladen kan / daß ein anderer wol zwo oder drey Fuhren daraus machen müste. Also ist das beste / daß man die Anzahl des Viehes mit dem Futter / Heu und Stroh also entgegen halte / daß allzeit ein grosser Uberschuß davon überbleibe / sonderlich soll viel Stroh vorhanden seyn / damit man sie reinlich halten / die Streu offt verneuen und erfrischen / und also auch die Dung zum Feldbau vermehren könne.

Es gibt zu Zeiten Ungezieffer und Kroten in den Ställen / die das Vieh aussaugen / davon ihnen die Euter geschwellen / da nimm Butter und salbe sie damit / so vergehet es; und damit sie die Kühe ferner nicht belästigen / so nimm Wagenschmier / setz es in einem Scherblein in die Ställe so bleibt keine darinnen.

Des Tages soll man den Kühen so viel / doch räthlich fürgeben / das sie genugsam essen / und nichts verwüsten können; des Nachtes muß man sie dreymal füttern / des Abends / wann man will zu Bette gehen / um Mitternacht / und so bald der Tag anbricht / zwey mal mag man sie des Tages über trincken lassen / des Morgens / wann sie gemolcken sind / und des Abends um drey; im Winter ist es an einem mal genug / um Mittags; das Wasser soll allzeit klar seyn / weil sie ungerne trübes trincken / und nie gar zu klar / sondern temperirt.

P. Tylkowsky de re agrariâ pag. 254. will / man soll denen Melck-Kühen um Mittage folgenden Tranck vorgeben / als alles das Wasser / darinnen in der Kuchen die Kochkräuter ausgewaschen / und damit die Töpffe ausgespühlet worden / darinnen soll man ihnen das Vormittages gesammlete Gras kochen / und also zu trincken geben / so wird die Milch davon fetter / und die Butter geeler; Dabunt vitulos bonos, nec deficient vaccæ, cum alentur stramme. Es ist ihnen auch zum Trincken dienlicher ein stilles / als ein fliessendes Wasser.

An andern Orten (sonderlich im Land ob der Enns und angräntzendem Unter Osterreich / wo man das Vieh Sommer und Winter im Stall erhält) gibt man ihnen geschnitten Gras oder Heu / mit warmen Wasser abgebrennt / und mit Trebern / Spreuern / Kleyen / Brandwein-Rest / vom Obst / gedörrte Krautblätter / Möhren / Ruben und dergleichen darunter / und je besser man dem Vieh wartet / je Milch-reicher bezahlen sie ihre Kost.

Wo man aber die Kühe auf die Weide zu treiben pfleget / wie in Unter-Oesterreich bey grossen Mayerschafften geschihet / muß man einen eignen Hirten haben / der sie meistentheils von S. Georgi an / biß S. Martini / im Sommer vor Tages / damit sie in der Kühle wol fressen / von der Hitz / auch Bremen und Fliegen / nicht so sehr gequälet und abgeängstiget werden / austreibet / und so bald die grosse Hitz angehet / von zehen biß drey wiederum nach Hause bringt / oder doch an schattichten Orten / bey Höltzern / Büschen und in Auen / oder Thalhängichten Orten weidet / wo sie Schatten und Wasser haben können. Im Herbst aber / sobald die Reiffe zu fallen anfangen / treibt mans nicht eher aus dem Stall / biß die Reiffen von der Sonnen gantz aufgezehret worden / das geschiehet zwischen neun und zehen Uhr eher oder spätter / nachdem das Gewitter sich ereignet.

In Ungarn / wo die grossen Vich- und Ochsen Zuchten sind / lassen sie das Viehe Tag und Nacht auf der Weide / die offt so Grasreich / daß sie biß auf die Bauch darinnen gehen / und wie etliche schreiben / manchesmal allein in einem Jahr auf die 80000. Ochsen nach Wien / und an unterschiedliche Ort des Reichs schicken können; an etlichen Orten zwar werden die Kühe gemolcken / die auf ein gewisses Zeichen / so ihnen die Weiber und Mägde geben / stillstehen / und sich melcken lassen / nachmals aber wiederum auf ihrer Weide bleiben; des Winters hat man an etlichen Orten Ställe / und (doch übel verwahrte) Eindächungen / darunter sie sich / bey schlimmen Wetter begeben / an andern Orten aber bleiben sie wie das

Wild / auch den Winter über / im Felde / werden nicht gemolcken / auch kein Kalb abgenommen / die mögen trincken / so lang sie immer wollen / und so lang es die Mutter vertragen kan; also oder doch die meisten Kälber werden noch bey der Milch geschnitten / daher kommt auch die grosse Menge der ansehnlichen starcken Ungarischen Ochsen / daraus sie einen so grossen Gewinn erobern.

Wo warme Länder sind / hält es Herr de Serres für eine nutzbare Wirthschafft / daß man das Vieh bey Nachts auf den Brach-Feldern ligen lässet / die man auf den Herbst zum Wäitz und Korn anbauen will / dann das Viehe / wann es auf der Erden ligt / der kühlen frischen Nacht-Lufft geniesset / und sowol mit ihrer Dung / als auch mit dem Harm / den Boden zu mehrer gedeylichen Fruchtbarkeit verhülfflich ist / und je mehr des Viehes ist / je grösser der Nutzen sich erzeiget / doch daß sie (wie die Schaaf Pferchen in Sachsen und Meissen) eingefridet / und der Hirt samt seinem Jungen des Nachts in einem Karren / oder Hütten / neben guten Hunden / bey ihnen bleibe. Die Weiden / je fetter Gras sie nähren / je besser dem Viehe zuschlagen / wann sie nur nicht marassig sind.

CAP. XXXII.

Vom Zulassen der Kühe.

Auf dreyssig Kühe kan man einen Stier halten / wiewol etliche noch eine grössere Anzahl biß viertzig und funfftzig zugeben / doch ist am sichersten / man bleibe bey dem ersten; und wie der Stier gegen dem Frühling oder vorher / als sie zugelassen werden / sehr wohl müssen gewartet seyn / als soll man den Kühen um selbige Zeit am Futter ein wenig abbrechen / weil sie allzu feist nicht gern empfangen / und je magerer sie sind / je besser und geschwinder sie auffassen.

Man kan zwar wol die Kalben / wann sie das andere Jahr überstanden / und ins dritte gehen / zum Stier bringen / doch die schönsten Kälber bringen sie von dem vierdten an / biß ins achte Jahr / ja auch wol biß ins zwölffte / und theils werden noch älter / ist aber nicht rathsam / und besser sie zu mästen und zu verkauffen / oder selbst zu schlachten.

Die eigentliche Zeit wird unterschiedlich gehalten / etliche haltens für das beste / den Stier zuzulassen / wann sich an der Kuhe Zeichen verspühren lassen / als daß sie über Gewonheit röhren / selbst aufeinander steigen / nicht fressen / sich nach dem Stier umsehen; & quoddam signum seminis ex naturalibus ejiciunt; es geschwellen ihnen auch die Füsse / oder doch die Klauen; darum etliche zur selben Zeit / theils auch jederzeit den Stier mit der Heerd-Viehe austreiben lassen / damit / wann die Kühe anfangen zu stieren / sie / Naturâ tanquam optimo duce extimulante, desto besser zu empfangen / und ihren Willen erfüllen können.

Etliche haben ihre Kälber lieber gegen den Herbst / daß man sie mit gutem Heu und fleissiger Wartung verpflegen könne / und sie auch / wann sie den Winter in zarter Jugend überstanden haben / hernach desto dauerhafftiger zu hoffen sind.

Andere haben sie lieber gegen den Frühling / und vielleicht mit mehr Raison, weil sie neben ihrer Mutter des süssen Grases gewohnen / und sowol der angenehmen frölichen Zeit mit geniessen / und also zum Wachsthum befördert werden mögen.

Die der ersten Meynung sind / lassen den Stier im Februario oder Mertzen zu / die aber die andere Weise höher halten / im Julio oder Augustmonat. Wann (wie zu Zeiten geschihet) eine Kuhe nicht stieren will / bestreichet man mit Meerzwiebel-Safft mit Wasser vermischt ihre Natur / gib ihnen öffter Saltz / oder Brod mit gepulverten Lein-Saamen vermischt; oder die Leinkuchen / die (wann man aus dem Saamen Oel schlägt) überbleiben; oder man gibt ihnen drey lebendige Grundel in einem Brod ein; oder man bindet ihnen einen Mehlsack um / der erst von der Mühlen kommt; oder man nimmt eine küpfferne Pfanne / thut ein Sommer-Treyd / Gersten oder Habern hinein / giesset ein wenig Wasser darauf / dünstet es also über einer Glut / und gibt es ihr zu essen.

Der Stier / damit er zur Springzeit desto stärcker und kräfftiger sich erzeige / wird ein paar Monat vorher mit Gersten-Schrot und Wicken in Stroh wol ausgefüttert; daher etliche die Stier allein zu der Zeit unter das Viehe lassen / wann sie wollen / daß sie sollen trächtig werden / und unterhalten sonst den Stier in einem besondern Stall neben den Ochsen.

Wann der Stier faul oder verdrossen wäre / mischt man einen gepulverten Hirschzenn mit Wein / und bestreicht ihm die partes genitales damit / elicitur & cupiditas, sagt Herr Heresbachius, odore genitalium admoto naribus; so kan man auch alle andere Sachen gebrauchen / deren im achten Buch bey dem Beschceller ist gedacht worden.

Andere haben ihr Absehen auf des Monden Wechslungen; theils wollen den neuen / und andere den Alten / nachdem sie ihre Einbildungen / bißweilen auf natürliche Ursachen / öffter aber auf Aberglauben gegründet / fassen und halten; Alle aber wollen / es soll nicht im Mittag / sondern entweder Morgens / oder Abends geschehen / und solle man die Kühe / die man zum Stier bringen will / vorher 24. Stunden fasten lassen / weil sie eher empfangen / wann sie leer vom Futter / und wenigst nicht überfüllet sind; hingegen der Stier soll wol gefüttert und satt seyn / weil so wol die Lebens-Geister / als auch der Saame alsdann stärcker und mächtiger ist. Die Kuhe empfangt in einem Sprung / und wann der mißlungen / begehrt sie in zwantzig Tagen des Stiers hinwieder / wann die Kühe grösser als der Stier ist / muß man sie an einen niedern / für den Stier vortheilhafften Ort stellen / damit er desto leichter sein Amt verrichte.

CAP. XXXIII.

Wie die trächtigen Kühe zu warten.

EIne Kuhe trägt viertzig Wochen/ oder/ wie andere wollen / neun Monat / so lang als ein Weibsbild / und weil das trächtige Viehe (mehr als die andern) vielen seltzamen Zuständen unterworffen; als muß desto mehr Fleiß dabey angewendet seyn. Wann man sie den Sommer austreibt/ muß der Halter Acht haben / daß er sie über keinen Graben treibt/ damit sie nicht etwa hinüber springen/ und ihnen oder dem Kalbe damit schaden möchten; so müssen auch/ wo Brucken vorhanden/ darüber sie nothwendig gehen müssen / solche wol versehen seyn/ damit keine durchtretten / fallen oder sonst sich verletzen könte. Ihnen sollen auch in dem Stall gute Träncke und Gesott/ sonderlich Winterszeit/ wol abgebrennt gegeben werden. Wann sie nunmehr anfangen groß zu geschwellen / melckt man sie weiter nicht; stehen sie nun am Anlaß / gibt man ihnen Haarlinset und Hanff-Saamen angesotten auf die Gesötte/ dieses reiniget sie wol.

Etliche werden von dem Piesst oder der erstockten Milch die Euter voll und groß / denen soll man solche wol ausmelcken/ sonst verschwellen ihnen die Euter; diesen Piesst soll man abnehmen und rühren / die Butter davon ist gut zu Salben / und gar heilsam / die untere Milch aber gibt man den Hünern / wie Herz Philipp Jacob von Grünthal in seinem geschriebenen Hausbüchlein anzeigt. Zweiffelst du Anfangs / ob eine Kuhe trägt oder nicht / so laß im melcken einen Tropfen Milch von ihr/ mit dem Finger in eine Schüssel Wasser fallen/ zerfährt die Milch/ so trägt die Kuhe nicht/ bleibt sie aber beysammen/ so ist sie tragend.

Wann eine Kuhe nicht Kälbern kan / nimmt man Kümmel und Hanff-Saamen/ hitzet sie trocken in einer Pfannen/ und gibts der Kuhe in einem gebäheten Brod ein; oder gibt ihr von den Welschen Nüssen die Creutz gepulvert/ oder Meerhirs/ oder Poley/ oder dürre Kütten spalten. Zu dieser Zeit / muß die Mayerin das hochträchtige Viehe nie verlassen.

Wann sich eine Kuhe belauffen hat / so nimm Kütten / Fenchelsaamen und Feldkümmel / sied es in einem Topff mit Wasser / thue drey Löffel Hönig daruntur/ und die zu Pulver gestossene Schalen von einem Ey/ daraus ein Hünlein ausgeschloffen / gib der Kuhe drey Morgen davon zu trincken/ so verwirfft sie nicht. Oder gib ihr Fenchel auf Hönig mit Brod ein.

Wann eine Kuhe über die Zeit trägt / so nimm Zwibelschelffen / ein gut Theil Poley/ gantzen Saffran/ siede es im Bier / und gibs den Kühen ein zwey- oder dreymal ein/ so kommt das Kalb todt oder lebendig von ihr. Man solls aber nicht eher brauchen / es sey dann Zeit/ wie die erfahren Mayerinnen wol wissen.

Wann sie hart kälbern / soll man ihnen sechs oder sieben Zwibeln in den Hals stecken / daß sie selbige verschlucken müssen; wann die Afftergeburt nicht bald abgehet/ so gib ihnen Härings-Milch ein: Etliche kochen Beyfuß und giessen es ein.

Wann sie nun gekälbert hat / soll man ihr auf einem gebäheten Brod drey rothe Hasel- oder Bartnüsse eingeben/ auch soll mans eher ausmelcken/ ehe man das Kalb anduttet; diese Milch soll man wärmen / und der Kälberkuhe an das Gesott/ so von guten Heu seyn solle/ giessen / aber die ersten drey Tage nicht viel Gesott auf einmal / sondern offt und ein wenig / auch in dreyen Tagen kein kaltes Wasser / sondern nur das Gesott-Wasser geben.

Herz von Ränzau will / man soll den Kühen / die gekalbt haben/ acht Tage lang warm Wasser mit ein wenig Mehl geben / und wann sie nicht wol auf / soll man ihnen eine Gerstengarben und gutes Heu fürlegen. Das Kalb soll man zur Kuhe halten / daß sie es ableckt / und alsdann offt andutten / wanns Anfangs nicht anziehen wolte / muß man die Kuhe ausmelcken / damit das Euter nicht geschwelle.

So lang die Kühe ihre Kälber säugen / soll man ihnen saubers und reines Wasser zu trincken geben / damit die Milch nicht unrein werde / so muß man auch die Obacht nehmen / daß andere Leute verstohlener Weise die Säuge-Kühe nicht ausmelcken / daß also die gute Nahrung den Kälbern abgetragen wird; voraus muß man die Krippen rein halten / daß kein Viehe / sonderlich auch keine Henne in den Stall/ in der Krippen oder auf das Futter komme / die mit ihren unsaubern Füssen und Geschmeiß oder verzetteten Pflaumen solches verunreinigen/ und damit dem Viehe die Husten / und andere Kranckheiten verursachen.

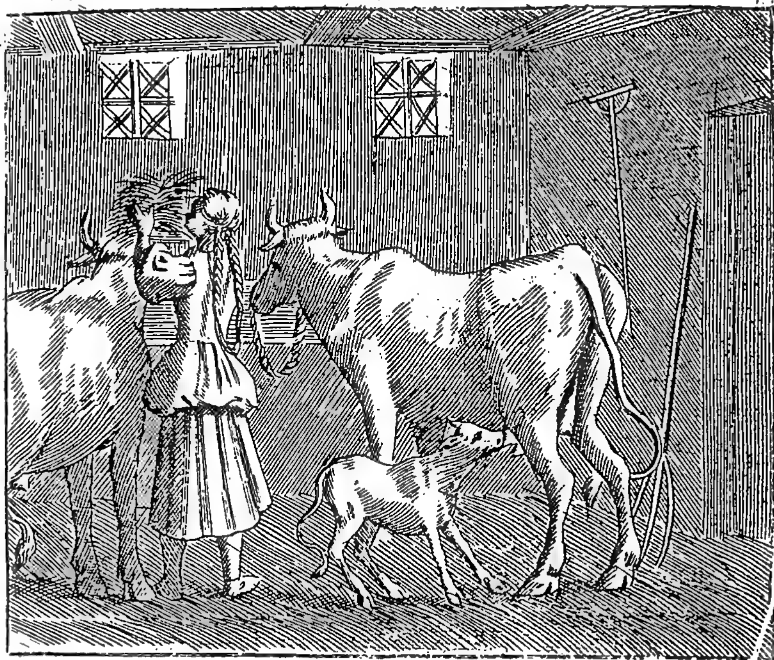
Wane eine Kalben zum erstenmal trägt / soll man ihr mit dem Brod/ Eyer und Schmaltz/ Lorbeer/ Nuß und Knoblach / auch drey Grundeln / und das Pulver von einem kleinen gedörten Vögelein / so man Königlein nennet/ eingeben. Die Gesötter soll man im Winter von Haberstroh oder Gerstenstroh und Drescherspreuern machen / ein wenig gutes Grünmath darunter mischen / auch was man von Rubschelffen / Krautstengeln / Krautpletschen und dergleichen hat / soll man mit dem Rubeysen klein stossen / und besonders in einem Kessel oder eysernen Hafen lassen sieden / und samt der Suppen auf die Gesötte austheilen. Im Winter soll man in die Gesott-Bodingen allzeit ein wallendes Wasser giessen / sie wol zudecken/ die Bodinge offt säubern / und die Kühebaarn daraus sie fressen / offt auskehren.

Abgebrannte Kleyen sind auch sehr gut / im Winter (wie Herz von Grünthal meldet) wanns kalt ist/ gibt man ihnen einen Tag fünff / und im Sommer drey warme Gesötte / tränckt sie am Tage / Mittags einmal / oder gib ihnen allzeit / über den dritten Tag/ die warme Suppen von ihrem Gesott / allhier hat sonderlich das Klee-Gras und Burgundische Heu den Preiß/ man gibt von solchen den tragenden Kühen vier oder fünff Wochen / ehe sie kälbern / täglich ein wenig/ so gebähren sie leichter / geben auch mehr Milch; Item ist ihnen auch nütz/ schön / grünlicht / und lind gedörrtes Heu / wann es nur fein trocken ist / und je besser die Kühe gefüttert sind / je kräfftiger werden sie zum Niederkommen / und je gewächsiger und besser werden die Kälber / doch daß man ihnen mit der Ubermaß den Lust zu essen nicht benehme/ sondern erhalte. So bald die Kuhe gekälbert hat / wollen etliche / man soll ihr

den Rucken mit einem trocknen Strohe fein gelind abreiben / soll sie zwey Tage bey dem Kalb im Stall lassen / und ihr eine gute Streue machen / hernach in etlichen Tagen wird die Kuhe wiederum auf die Weide getrieben/das Kalb aber im Stall gelassen/biß es/etwas mehr erstarcket / der Mutter auf der Gras-Weide folgen kan.

Wann eine trächtige Kuhe nicht verwerffen soll/ so nimm Waitzen / Fenchelsaamen / und Feldkümmel/ thu es in einen Topff / geuß Wasser daran / und drey Löffel voll Hönig / pulverisire eine Eyerschal / und thue es darunter / gib den Kühen drey Morgen davon zu trincken/so verwerffen sie nicht. Wie Sturm in seiner 352. Wirthschaffts-Regul bezeuget.

Wann einer Kälber-Kuhe das Euter geschwillet/ so nimm einen Zunderstein von einer Schmitten / laß ihn heiß werden / leg ihn in einen Hafen oder Becke/ sprütz Wein darauf / laß den Dunst an das Euter gehen/thu es etlichemal/ und rauchs mit Windwachs/ ist bewährt.



CAP. XXXIV.

Von den Kälbern.

Wie in der gantzen Wirthschafft die alten / und theils noch von der heidnischen Abgötterey herentsprungene Aberglauben / bey vielen / noch Platz und Glauben funden; also haben sie sonderlich in den Mayerhöfen / so wol bey grossem als kleinem Viehe/ überhand genommen/ daß sie offt die ungereimtesten und närrischesten Meynungen für eine unvermeidliche Nothdurfft halten; weil ich aber in dergleichen Mayerschaffts-Geschäfften einen vernünfftigen Hausvatter / so wol auch seine weise Ehewirthin und Mithülffin / die viel darinnen zu thun hat / nicht gern wolte / durch so thörichte und ungöttliche Superstitiones, GOttes Segen und ihr Seligkeit sehen verlieren/ will ich sie hiemit treueiferigst ermahnet und gewarnet/ haben/sich von dergleichen Narrentheidungen und Altvettelischen Afterglauben mit treuem Fleiß zu hüten/ alle Characteres, Segensprecherey / fremde unbekännte Wort / gewisse Täge und Stunden / und alle seltzame und in der Natur und gesunden Vernunfft ungegründete Mittel/thun/und lassen/ wie ein Gifft fliehen/ sich von alten Weibern/ Haltern / Schäfern / Wurtz Krämern / Wald-Mannen und dergleichen zu nichts überreden lassen/ wovon sie den geringsten Argwohn eines Aberglaubens schöpffen oder besorgen möchten/aber genug hievon.

Diß zwar mag noch passiren / weil es die Erfahrung bezeuget / daß etliche die erstgeborne Kälber; item die nicht sieben oder acht Zähne / sondern nur fünff oder sechs haben / nicht zur Zucht / sondern zur Kuchen gebrauchen. Will man die Kälber abspehnen / soll man ihnen Anfangs halb Milch und halb laues Wasser/mit Haber-oder Gersten-Mehl (aber nicht mit Rocken-Mehl) gemenget fürgeben. Aufs Gras soll man sie vor S. Johanni nicht lassen. Im zehenden Monden geben die Kälber ihre vordersten Zähne ab; im sechzehenden Monden die nächsten daran / und zu Ende des dritten Jahrs die übrigen. Die Zähne bleiben Anfangs weiß / lang und gleich / wann sie älter / werden sie schwartz und gleich.

Die beste Zeit/die Kälber abzunehmen/ist von Liechtmeß an / biß zu Ende des Aprils; von den May-Kälbern will man wenig halten. So bald das Kalb/ das man abspehnen will / geworffen ist / reibet ihnen etliche / ehe sie noch trincken/ das Maul mit Mist/so sollen sie wol essen; Andere geben ihnen ein rothes Ey zu verschlingen; hüten soll man sich / die neugeborne Kälber viel mit Händen anzurühren / sonderlich nicht über den Rucken mit den Händen streichen / weil der Ruckgrad noch gantz schwach und weich ist / daß ihnen bald ein Schaden daraus entstehen mag / sondern man macht eine gute Streu / und lässet Kalb und Kuhe also beysammen rasten.

Andere sind noch vorsichtiger / und aus Beysorge/ das Kalb möchte gedruckt werden / thun sie das Kalb Anfangs ein wenig beyseits/ biß es grösser wird / und weil das Kalb in seiner zarten Jugend keiner andern Nahrung als der Mutter-Milch/ geniessen kan / wird die Kuhe in dieser Zeit desto besser gewartet/und mit guten Mihl-Träncken versehen; die Kälber / die rothe Zähne haben/kommen selten auf/dienen am besten in die Kuchen/ oder für den Fleischhacker.

Etliche lassen die Kälber / biß in die fünffte Wochen trincken / und spänen sie hernach ab / im dritten Neumonden.

Aber andere lassen sie nur drey oder vier Wochen säugen / weil sie vermeynen / es werde ihnen etwas an Schmaltz- und Buttersammlung entzogen; Andere lassen sie gar zwey Monat lang trincken / biß sie das Gras oder Heu kennen und fressen lernen / damit sie hernach desto leichter zu erziehen seyen.

Wann sich die Kälber offt am Schwantz lecken / so soll ihnen der Wurm wachsen / darum soll man ihnen beyzeiten zween Knöchel vom Schwantz abhauen.

Die Kälber / die zwischen Martini und Weyhnachten fallen : werden wol groß / aber nicht gute Milch-Kühe; die aber drey oder vier Wochen nach Weyhnachten um Liechtmeß/ biß um Faßnacht fallen/ werden gut zur Milch und Zucht/ die soll man abspehnen.

Kälber die schwartze Zähne haben / sterben dasselbe Jahr/taugen in die Kuchen und Fleischbanck.

Kalbskoth auf das Rothlauff geschmiert/lindert und stillet solches.

Das Marck von den Kälbern/soll gleiche Krafft mit dem Hirschmarck haben / und alle harte Geschwulsten erweichen.

Man findet auch wol Leute / (wie Herr de Serres meldet) die ein Kalb ein gantzes Jahr und so lang saugen lassen/biß die wieder-tragende Kuhe ihnen die Milch selbsten versagt / aus Ursach/ daß die Kuhe/ wann man das Kalb so bald abspänet/die Milch gern verhält/ hingegen wann sie das Kalb nur ein wenig an der Kuhe ziehen lassen / thun sie es gleich wiederbeyseits/ und sammlen gleich so viel und noch mehr Milch/als hätten sie das Kalb abgenommen/weil die Kuhe ihre Milch viel williger und reichlicher hergibet; haben auch dabey diesen Vortheil/daß ihr Kalb zugleich Milch/Gras/Heu/und Stroh geniesset/und augenscheinlich/mit ihrem grossen Vortheil / in einem Jahr besser wächst / als sonst in anderthalben; und gesetzt / es wäre auch an der Milch ein geringer Abgang/so ersetzen solchen doch die Kälber mit ihrem Fleisch und grossem Gewächse sehr wol / indem sie ein Jähriges Stuck so theuer oder noch theurer verkauffen können / als sonst ein zweijähriges. Sagt auch weiter die Erfahrung bezeuge es / daß sie nicht allein/ wann man das Kalb mit trincken lässet / gleich so viel Milch geben / als wann mans gantz abnimmet / daß sie noch mehr und williger ihre Milch geben/ wie an etlichen Orten in Languedoc und anderwärts vielfältig erfahren wird.

Unsere Bauren haben von den Kälbern dieses Sprichwort: Wann im Mertzen / die Kälber schertzen/ so lässt sie nicht viel/ aus dem Stall der April.

Herr Colerus lib. 11. cap. 32. erzehlet / daß Anno 1601. ein Mann in Frießland ein Kalb ein gantzes Jahr trincken lassen / und hab es zu Emden um siebenzig Thaler verkaufft/sey so groß und fette gewesen/daß es schier nicht zu sagen / wie viel ein hinteres Viertel gewogen / der Fleischhacker aber habe allein aus dem Fleisch 127. Thaler gelöset / und habe noch die Haut/ Kopff/Füsse/Lungen und Leber zum besten gehabt.

Gleichwol ist erst neulich Anno 1679. von 20. November im Journal einkommen / daß / als der Bischoff von Paderborn / nachdem er zum Bischoff von Münster erwählt / daselbst die Huldigung zu nehmen / den Einzug gehalten / hätten ihm die Herren Staaten von Holland zwey Milch-Kälber verehret/ deren jedes über 300. Pfund gewogen/also daß vier Personen an einem Braten davon tragen müssen. Relata refero. Und scheinet diß alles so gar unmöglich nicht / sonderlich wann wahr ist/was Guicciardinus, der sonst berühmte und glaubwürdige Historicus, in Beschreibung des Niederlands/berichtet/daß dem Grafen von Hochstraten zu Mecheln ein so grosser fetter Friesischer Ochs sey verehret worden/ der 25. Centner und 28. Pfund Holländisches Gewichts gewogen habe/ und bey dessen zum Wahrzeichen / inwendig am Thor des Grafen Pallastes/wie noch heutiges Tages zu sehen/natürlich abconterfeyet worden / und die Jahrzahl / Monat und Tage der Verehrung dabey geschrieben.

Die Kühe haben ihre Jungen so lieb / daß / wann sie nur ein wenig anziehen / sie ihnen mit grosser Freygebigkeit die Milch häuffig / als wie von einem angezäpfften Fäßlein / in den Munde rinnen lassen / und wann man nur das Kalb gemach beyseits thut / so sind sie so einfältig / daß sie es nicht mercken / und lassen sich bis auf den letzten Tropffen ausmelcken. Andere Kühe sind so höricht daß sie die Milch gerne lassen/wann sie nur das Kalb in der Nähe sehen können ; ja diß einfältige thörichte Thier wird auch offt mit einem ausgeschopften und nahend neben oder vor ihnen gestelltem Kalb-Fell betrogen/daß sie vermeynen/ihr Kalb sey es/ und werden dadurch angereitzt/daß sie ihre Milch gerne von sich lassen / in Meynung / ihr Kalb trincke an ihnen. Und damit die Kälber / wann sie allezeit frey bey den Müttern bleiben / da sie sauffen können / so viel ihnen beliebet/nicht gar zu viel Milch verschwenden/ sperret man sie in gewisse Kälber-Ställe ein / da sie über Nacht ligen / die lässet man nur so offt des Tages zu den Kühen / so offt man des Tages zu melcken pflegt/ da man ihnen nur den ersten Trunck erlaubet / und sie bald wieder beyseits anhängt / da sie das Euter nicht erreichen / und dennoch von der Kuhe können gesehen werden.

Man

Man soll die Kälber des Tages besonders hüten lassen/hätte man aber die Gelegenheit nicht / so kan man zwar die Kälber bey den Kühen lassen / man muß ihnen aber fornen ober der Nasen ein Leder / mit kleinen Stacheln besetzt / anbinden / doch daß ihr Maul die Weide zu nehmen frey bleibe; wann sie aber an ihren Müttern saugen wollen / und solche die scharffe Stacheln an ihrem Bauch empfinden / leiden sie die Kälber nicht/müssen also wol ihrem Fürwitz / biß in den Stall / da ihnen das Nasband wieder abgenommen wird / bleiben lassen ; etliche brauchen zu diesem Ende nur Igelhäut/ also wird die Milch zur Unzeit nicht entwendet oder verschwendet.

Was sonst die Auferziehung der Kälber betrifft/ sind allenthalben übliche Gebräuche/und meinet jeder/er mache es am besten / allein wie wenige Zeit auch in unsern Ländern die Kälber an der Kuhe bleiben/muß man doch denen zu abesetzen vermeinten Kälbern ein paar Wochen mehr Zeit gönnen / als denen / die man selbst schlachten oder verkauffen will ; weil ihr erster Anfang wann sie recht verpflegt und gewärtet werden / zu künfftiger Zunehmung überaus viel zuträgt.

In Jütland haben die Bauren den Gebrauch / weil sie kein kälbernes Fleisch essen / daß sie die Kälber/welche über die Zahl deren (so sie zur Zucht behalten) fallen/ gleich von der Kuhe weg / und vor die Hunde werffen/ weil sie es selbst zu essen / für ein Eckel und Greuel halten.

CAP. XXXV.

Wie die Kälber abzuspänen/ aufzuziehen und zu schneiden.

Eine weise Hausmutter/oder doch ihre Pflegerin aufs wenigste die Mayerin/sollen ihr Viehe/sonderlich die Kühe/ nicht anders kennen / als wie Xerxes,der Persianische König/alle seine Kriegsbediente jeden mit Namen nennen können ; und das nicht allein darum/damit sie/ob sie Milchreich/ gesund / ässig/ leicht oder übel zu warten/sondern auch/ob sie jung oder alt/damit sie zu rechter Zeit / die untüchtigen / übelgearteten/stössigen/ungesunden / ausmustern und fortbringen, auch die Kälber/so man abnehmen will / allein von den allerbesten Kühen/so sie in ihrem Stall hat/absehen und also nach und nach/unter gutes gerechtes und nutzbares Viehe kommen möge/ so ists nicht genug an dem/ muß auch die rechte Zeit/ und andere Umstände / als die Farb/das Geschlecht/und die Gestalt ansehen / und aus allem/so viel möglich/das beste erwählen ; wo man Kühe und Stier in den Mayerhöfen alles einfärbig hält / von Schweitzer-Art/so können die Kälber nicht leicht anders als den Alten gleichförmig werden/können auch solcherley schöne Kälber noch einmal/ja zweymal so theuer verkaufft werden/als die gemeinen.

Wo das Schweitzer-Vieh einmal gewohnt / und die rechte Wartung hat / da thut sie schon gut/und sind schön und Milchreich ; hingegen aber / wo man nicht weiß mit ihnen umzugehen/und einmal ein Unfall unter sie kommt / kan man grossen Schaden dabey leiden : Diese Kälber haben gleich/so bald sie fallen/eine sonderliche von andern gemeinen Vieh unterschiedene Gestalt / einen kurtzen gedruckten Stierkopff (ob sie schon Kühe-Kälber sind) schwartze Goschen / grosse Augen/ schöne/starcke/grosse Schenckel / einen runden allenthalben ausgefüllten Leib/dunckelrothe oder schwartzbraune Farb/bißweilen über den Rucken etwas dunckler. Dergleichen Art findet man auch fast von den kolbeten Kühen/deren sich etliche Hausmütter befleissen / und für ein gar gutes früchtiges Viehe halten. Die Kälber / welche von alten Kühen/oder von unartigen/oder vor Liechtmessen und im Majo fallen / nimmt man nicht leichtlich ab/sondern schlachtet oder verkaufft sie.

Herr Colerus schreibt / daß die Kälber/ so schwartze Zähn haben / zum Abspänen undienstlich / weil sie im selbigen Jahr/darinnen sie jung werden / wiedersterben. Etliche Weiber/sagt er/sehen es in ihrem Munde/ob sie zur Zucht taugen/oder nicht.

Andere sind der Meynung / man soll kein Kalb/so an einem Donnerstag fället / abnehmen/es sey in welchem Monat es immer wolle/weil selbiges gemeiniglich Wasser im Hirn hat / und aufs allerlängest innerhalb drey Jahren (wie die Erfahrung / ihrem Sagen nach / bezeuget) den Schwindel bekommen / und daher nicht wol gedeyen solle.

Die Kälber soll man also anhäncken/daß sie nicht aus dem Stall lässet/mit solcher Begierden / daß sie einander nicht können ablecken / denn sie thun solches / wol man sie die Haar alle hinabschlicken / davon offt gantze Kugeln zu wachsen pflegen / welches sie am Zunehmen verhindert.

Das erste Jahr muß man ihnen gar wol warten/ ihre Gesott von lauter dürren Futter/ als Heu und Haberstroh / und gar nichts grünes geben ; auch kan man ihnen Wicken / bißweilen auch eine Habergarben/die halb aus/oder gar nicht gedroschen ist / fürgeben ; ihre Gesott muß man ihnen alle Tag offt und fein warm mit Kleyen abgebrännt / auch bißweilen einen Büschel Heu fürlegen/aber auf keine Weide (wollen etliche) soll man sie das erste Jahr nicht kommen lassen ; Andere aber lassen sie/so bald sie etwas erstarcken / mit dem andern Vieh austreiben;und sind dißfalls die Meinungen eines jeden Kopff und Einbildung nach gegründet. Der Kälber gemeinstes Futter ist geschnitten Heu und Stroh untereinander/und mit Haber-Amin vermischt und abgebrennt ; Etliche lassen im Sommer auch ein wenig Gras darunter schneiden/aber nicht zu viel / dann kosten sie einmal das süsse Kleegras / wollen sie hernach nichts anders fressen.

Mit dem Castriren der Kälber ist man auch nicht einig ; etliche schneiden sie/ weil sie noch an der Muttermilch saugen/und es etwann in der dritten oder vierdten Wochen ihres Alters verrichten ; lassen sie aber denselbigen Tage nicht trincken. Etliche erwarten ein halbes Jahr. Herr de Serres aber vermeint / es sey besser/ daß man das andere oder dritte Jahr erwarte/ denn es gebe es die Erfahrung / daß sie also stärcker und kräfftiger werden. Ich aber bleibe bey der ersten Meynung/

die Kälber / noch bey der Milch zu schneiden/weil sie es eher vergessen / eher heilen und hernach besser wachsen wie es in Ungerland offenbahr / daraus so viel tausend Ochsen jährlich gebracht sind/ die man alle in zarter Jugend geschnitten. Mit den zwey- und dritthalb jährigen aber/wie Herr de Serres will / hat es dieses Bedencken/ daß sie um selbige Zeit schon anfangen die Kühe kennen zu lernen / und wo sie nicht zukommen sind / doch sich nächtlicher Weise hernach sehnen / und wann ihnen dieses durch das Schneiden genommen wird/ fangen sie an traurig zu werden/essen nicht so gern / und nehmen nicht so gern zu/so sind sie auch härter zu bezwingen/und zu gewöhnen / verliehren ehe die Stärcke als sie solche verdoppeln sollten / und sollen sie auch stärcker werden/so sind sie auch dabey wilder/unb mißbrauchen ihrer Kräfften mehr zum Ungehorsam als zur Arbeit.

So ist auch in diesem Alter der Schnitt gefährlicher/weil / wann er mißräthet/ alle Mühe und Fütterey / die man zwey oder dritthalb Jahr daran gewendet / verlohren gehet / und ein weit grösserer Schade ist / als wann ein Kalb von dem Schnitt (das doch selten geschiehet) umkommet / weil es in fünff oder sechs Wochen zu unterhalten wenig gekostet hat / also auch sein Verlust ein geringer Schad und wol zu verschmertzen ist/alle Castrirung sollen im abnehmenden Monden geschehen.

CAP. XXXVI.

Vom galten Viehe/und ihrer Wartung.

Gleichwie ein Feldherr/ der Krieg führet / nicht allein ein wolabgerichtes und tapfferes Kriegs-Heer im Feld halten muß / seinen Feinden den Kopff zu bieten / sondern er muß auch in seinem Lande Recrouten-Plätze und frische Werbungen haben/ mit diesen neu-angenommenen Völckern den Abgang und Verlust seiner Armee / die meistentheils in Schlachten Belagerungen/Partheyen/ u. sonst durch andere Noth Kranckheiten und Brodmangel / durch Abgestorbene und Ausreissende/abnimmt und kleiner wird/wiederum zu ergäntzen und zu verstärcken: also muß es ein vernünfftiger Hausvatter auch in seinen Mayerhöfen anstellen; da werden die Kühe/ Stier / Ochsen und anderes Viehe etwann geschlachtet/verletzet/mit andern Unfällen und Kranckheiten/ und endlich mit dem hohen Alter betroffen die muß man nothwendig wieder ersetzen/ alles kauffen von neuen ist keine Wirthschafft / Vendacem oportet essePatrem familias,non emacem. Es ist in der Wirthschafft eine grössere Ehre verkauffen als kauffen/weil das erste Geld ins Haus/das anderer aber das Geld aus dem Hause bringt.

Das galte Vieh wird aus den Kälbern im ersten und andern Jahr/viel oder wenig / nachdem die Füterey und Feldbau es erfordern oder zulassen / erzogen; daraus man nicht allein die Felder und Gründe desto besser dunget / sondern auch die abgänigen Plätze im Kühe-und Ochsenstall nach und nach wieder ersetzet/ und wird man (wie offt im Hauffen zu geschehen pflegt) destoweniger betrogen/ wann man das Vieh / ob es gesund/starck/ässig/wolgestaltet/Milchreich/ gut oder böß fromm oder untreu sey / selbsten kennet / allein von den allerbesten und schönesten für sich zur Zucht anspehnet/ die übrigen entweder ins Hause braucht / oder zur Schlachtbanck sendet; also kan es nicht fehlen/man muß schön und gutes Vieh endlich bekommen. Es wird offt eine Kuhe von der Hausmutter so hoch und werth gehalten/daß sie alle Jahr davon die Kälber abnimmt/ sonderlich wann die Erfahrung weiset / daß sie wol gerathen. Wo grosse Viehzucht ist/werden auf das galte Vieh Mayerhöfe und Leute gehalten / so wegen der absonderlichen Weide am besten. Daselbsten werden sie sonderlich das erste Jhhr / wol gefüttert/damit sie zu einem guten Leibe kommen / dann wo sie dazumal stecken bleiben/ wird nichts daraus; ihr Wachsen wird durch Sauberkeit und fleissige Fütterung befördert.

Im Sommer muß man sie kein unrein Wasser trincken lassen/ aus Teichen oder Lachen / es fault ihnen Lungen und Leber davon; man kan in das Geträncke bißweilen ein wenig Saltz thun.

CAP. XXXVII.

Von der Milch und deren Behaltniß.

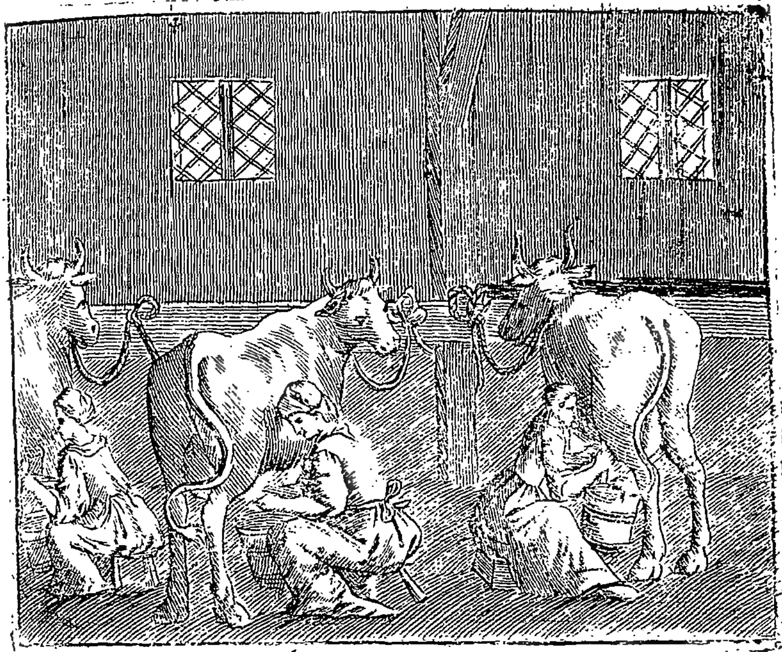
Wann man die Kälber hat beyseits gethan und abgespehnt / solle man die Kuhe dasselbe mal nicht melcken/weil sie gewöhnlich / alsdann die Milch verhalten / und vermeintlich ihrem Kalb aufheben. Und damit gewohnen sie es / die Milch allzeit/ungerne herzugeben; wann aber die andere Melck-Zeit kommt/und ihnen die verhaltene Milch (die ihren Ausgang suchet) anfängt weh zu thun / so thut ihnen wol/ wann man sie zu melcken anfängt / und lassen sich hernach gern melcken. Die guten Hausmütter sagen/ man solle das Kühevieh wol ausmelcken/und nicht abbrechen oder zipffeln/das ist/ davon lauffen und wieder darunter sitzen/ denn damit gewöhnet sich das Viehe an das Aufhalten/und geben je länger je weniger Milch/ biß sie gar verseihen. Die Eyter sind einem Bronnen gleich/ der/ je mehr man ihn schöpfft / je mehr er aufquellet / also je besser man sie melcket / je mehr (wann nur die Wartung gut ist) die Milch zulauffet.

Theils sind der Meynung / die Milch entspringe aus dem Geblüt; andere aber halten es für glaublicher/ daß sie gleich aus dem Chylo generirt werde.

In der Schweitz schreibt Joh. Jacob Wagner. M. D. es sey auf den Gebürgen ein bekandtes Ding/ daß eine Kuhe im Sommerlangen Tag über 40. Seidel (heminas lactis) von sich gibet.

An den meisten Orten werden die Kühe im Sommer dreymal gemolcken / des Morgens / ehe man sie austreibt / des Mittags / nachdem sie wieder nach Hause kommen / und des Abends; im Winter aber nur zweymal; das nöthigste ist / daß die Mayrin allzeit dabey

gegen-



gegenwärtig sey/die Milch durch ein sauberes Tüchlein/ und Reutern reinlich durchseyhe/damit kein Haar/ oder sonst was unsaubers mit in die Milch komme. Und weil der gröste Nutz/ wegen der Milch im Sommer zu hoffen / müssen auch die Milch-Bronne / die man bißweilen/wo es die Beschaffenheit des Orts mit sich bringt/ in den Gewölbern und Kellern hat / alsobald die Häfen und Weidlinge mit der Milch übernehmen. Hingegen im Winter muß die Milch an laulichten / und / im Frühling und Herbst/an temperirten Orten stehen.

Die Milch von einer Kuhe / die erst gekälbert hat/ soll man/wie D. Charles Estienne will / nicht aufbehalten/Käs oder Butter daraus zu machen / denn sie sey nichts nutz/auch zu essen ungesund. Ingleichen sagt er/ die gute Milch möge man an folgenden Merckzeichen erkennen/wann sie schön weiß / wolriechend / süß und wolgeschmack/darzu ziemlich dick ist/und eine gute Weile runde Tropffen gibt / und nicht so bald voneinander fliesset/ sonderlich wann mans auf einen Nagel fallen lässet.

Die Milch / sagt der alte Varro , ist von allen andern Dingen/die wir zur Speise brauchen / am nahrhafftigsten/wiewol der Weiden und des Futters Unterscheid der Milch Krafft vermehren und mindern. Die Milch von dürren trockenem Futter nähret / vom grünen öffnet und erweichet.

Zu Auferziehung und Erhalten / so wol Menschen als Viehes/ist nichts gewöhnlichers und gesünders / als die Milch / weil es gleichsam aller Thier erste Nahrung ist / darmit sie vor und nach der Geburt erhalten werden. Galenus sagt / die Milch diene uns nicht allein zur Speise / sondern auch zur Heilung und Artzney/ den sie hat ein gleichförmiges Temperament / wofern es von gesunden Viehe herkommt / fast feist und glatt/ wie der alte Hetz Char-Richter saget / mehr zur Kühlung / den zur Hitz geneiget. Psellus, ein Griechischer Philosophus, in libello de victus ratione schreibt an Kayser Constantinum, daß die Milch vom gesunden Viehe/frisch gemolcken / und bald getruncken nüchtern/ auch eine Zeitlang darauf gefastet / viel guter Nahrung bringe / sey sonderlich den Phthsicis und Abnehmenden gesund/dann sie abluirt und säubert allerhand scharffe Flüsse / so vom Haubt auf die Brust und Lungen fallen ; sey auch gut zu der trockenen und dürren Husten verzehre die grobe / zähe und phlegmatische oder versaltzene Flüsse / heilet und reiniget die verwundte Brust und die Lungenröhren / darzu dienet sonderlich die Geißmilch. D. Pisanelli sagt : Die Milch vermehret das Gehirne/machet den Leib fette/ist denen Hecticis nutzlich / mildert die Hitz des Urins / nähret sehr wol ; colorem corpori vegetum & floridum concliat & Venerem auget ; denen aber / die Fieber/Kopff und Augenwehe leiden / item die Obstructiones haben und Zahnschmertzen / ist ihr Gebrauch etwas schädlich/ so doch kan verhütet werden/wann man etwas Saltz oder oder Zucker hinein leget. Die Natur der Milch ändert sich nach den Jahrs-Zeiten / auch nachdem die Weide gut oder böß / trocken oder feucht ist / item nach dem ein Thier alt oder jung ist / damit die Milch den Zähnen nicht schade/soll man den Mund gleich darnach wol ausschwencken ; man soll nichts auf die Milch essen oder trincken / sonderlich vom Wein / auch nicht darauf schlaffen biß man glaubt / die Milch sey genug verdauet. Die Kühemilch ist unter allen die dickeste und feisteste / die Eselmilch die dünneste und lauterste. Die Geißmilch aber die temperirteste / daher sie auch vor allen andern am meisten in der Artzney gebraucht wird / ist auch gut denen / die Husten und Eyter und Blut auswerffen / in auch für Gifft eine Linderung und

gähliche Zuflucht/ biß man bewährter Alexipharmaca haben kan. Weil die Milch glatt/lind/feist/und wie ein Oel ohne alle Schärffe ist/läst sie das Gifft nicht so bald ad partes vitales penetriren / sondern ist seiner schädlichen Operation eine gute Aufhaltung/nimmt ihm seine Schärffe / und säubert aus andere und mehrere Würckungen der Milch/und wann sie zu meiden/kan man allenthalben bey den Medicis und Naturalis Historiæ Scriptoribus finden.

Wann die Milch mit Wasser gefälscht ist / kan man eine Bimsen hinein thun / und einen Tropffen auf einen Nagel thun / stehet sie rundlicht darauf / so ist sie lauter und gut ; fleusst sie gleich ab/so ist sie gewässert.

Die Milch / die man etliche Tage gut und süß zur Speise behalten will / soll man vorhin einen Sud oder Wallung thun lassen.

Die saure Milch / die gestockt ist / wird von den Türcken / auch grossen Herren unter ihnen / für ein treffliches Essen gehalten / sie führens in leinenen Säcklein auf der Reise mit sich/hencken solche an ihre Saum Sättel/ und wiewol sie feucht ist / schlägt sie doch nicht durch.

Die Griechen und Türcken haben bey sich in höltzernen Geschirren zerstossenen Knoblauch / den vermischen sie damit.

Magnatum est edulium (sagt Bellonius in seinen Reichs-Observationen im 1. Buch am 66. Cap. adeò palato gratum est, eo non modo viatores, sed etiam Satrapæ in Turcica aula vesci solent. Quod si quis adeò exquisitum non credat , faciat modo periculum facilis etenim est experientia. Vulgari admodum in usu apud Turcas, existimantque eo se per æstatem refrigerari, atque per hymem calefieri.

Denckwürdig ist / was Herr Graf Digby in seinem Discours de Sympathia gedencket : Daß / wann man eine neugemolckene Milch siedet / daß solche übergehet und ins Feuer lauffet / die Kuhe / davon sie gemolcken worden/alsbald Schmertzen am Euter bekommet/ hart und schwürig wird/wie auch Blut gibt/ und endlich gar umkommet/daher in Engelland der Gebrauch / so bald man solches verspühret/ Frau oder Magd alles/ was sie unter den Händen hat / verlässet / behende zum Hafen laufft/und ihn vom Feuer zuruck ziehet / ein Hand voll Saltz nimmt(welches man trocken zu behalten/ stets an einem Ecken des Heerdes hält / und auf die Kohlen wirfft/auf welche die Milch geflossen / dardurch er die Continuationem Atomorum- und die Sympathische Eigenschafft der Natur zum Theil beweisen will / welches wir auch dahin gestellet seyn lassen.

Der Milch-Gebrauch ist nicht allein zur Speiß und Nahrung / sondern auch zur Artzney innerlich und äusserlich/wie Galenus bezeuget/ und die Erfahrung bestätigt/wol und gut zu gebrauchen.

Der alte Herr Carrichter theilt die Milch in drey Theil; das erste und beste ist der Raum / daraus Butter wird ; das andere ist der Topffen / der zu den Käsen kommt ; und der dritten sind die Molcken oder Käs-Wasser.

Die Milch ist eines anmuthigen gleichförmigen Temperaments/fast feist und glatt / mehr zur Kühlung als Hitze geneigt/wann sie von einem gesunden Viehe kommt. Zu unsern Zeiten ist eine solche Milch-Cur aufkommen, da die vom Podagra/ Dörrsucht und andern beschwerlichen und desperaten Kranckheiten behafftete allein von dem Trincken der frisch neu-gemolckenen Kühemilch/die sie (ohn andere Speis und Tranck) allein mit ein wenig eingeweichter Semmel / zugleich essen und trincken/ curiret werden. Daher ein Satyricus folgende Verslein darauf gemacht:

Die Kühmilch heilet itzt allein ohn Artztes Müh/
und wendet wundersam unheilsame Beschwerden:
Dieweil die Doctors offt mehr sauffen als die Küh/
also kein Wunder ist/wann Küh itzt Doctors werden.

Wer von dieser Milch-Cur mehr wissen will / der besehe die Miscellanea Curiosorum Anni 1. Observat. 141. daselbst wird er viel denckwürdige Sachen von D. Phil. Jacob Sachsen von Löwenheim verzeichnet finden/fol. 311. &c. & ibidem in Appendice Anni primi fol. 32. ad Observ. 141. es ist auch hier absonderlich davon gehandelt.

Die neue Milch also warm / nüchtern getruncken/ wäscht und säubert allerhand scharffe Flüsse / so vom Haupt auf die Brust und Lungen fallen / daraus gar böse eyterichte Geschwär sonst entstehen ; ist auch gut denen/die Gifft getruncken haben / und benimmt denenselbigen seine Schärffe / die Milch mehret das Geblüt und den Menschlichen Saamen/ verzehret die zähe/grobe/phlegmatische und gesaltzene Flüsse/ wie D. Carrichter in seiner Teutschen Speiß-Kammer bezeuget. Doch wie D. Balthasar Pisanelli will / sollen die Febricitanten/ die vom Kopffwehe/ Augenschmertzen / Sand und andern Obstructionen und Verstopffungen beladen sind/ solche meiden / ist auch den Jungen anständiger und zuträglicher als den Alten / den Zähnen und Zahnfleisch ist die Milchspeise schädlich/ daher soll man ein wenig Zucker vorher hinein thun/u. den Mund gleich auswaschen.

CAP. XXXVIII.

Von der Milch-Cur.

Wiewol im vorigen Capitel etwas weniges von der Milch-Cur angeregt worden ; weil mir aber unterdessen Herrn D. Joh. Greifels Tractatus Medicus de Cura & Natura lactis zu handen kommen/hab ich nicht / weil es offt manchem wol dienen möchte / unterlassen wollen / hier etwas weitläufftigers davon zu melden / und gleichsam einen Kuchen-Extract in diesem Capitel vorzustellen ; und weil dieses vor das Podagra / und andere innerliche Leibs-Gebrechen/eines von den vornehmsten Mitteln ist / also muß auch der Patient vorher den Leib durch ein natürliches oder künstliches Bad vorher darzu præpariren / damit die gantze Natur zu dieser Milch-Cur desto geschicklicher sich möchte erzeigen. Merckt man im Anfang der Milch-Cur / daß der Magen geschwillet / die Seiten schmertzen / der Bauch erhartet/ und der Durst zunimmet/

met/ist es ein Anzeigen/daß die Milch dem Leib nicht zuschlägt / da muß man bald mit der Milch einen Stillstand machen ; wann aber keine Aenderung der gewöhnlichen Natur erfolget / und die Excrementa sunt liquida, flava aut flavescentia , ut puerorum solo lacte aut pulte pastorum, so ist es gewiß / daß die Cur wol abgehen wird. Und wiewol die Weiber-und Esel-Milch hier den Vorzug hätte/ doch weil es hart zu haben / wird die Kühemilch deren am nächsten bey-und nachgesetzt ; soll man also darzu eine Kuhe erwählen/ von mittelmässigem Alter/das ist/von sechs/ sieben oder acht Jahren / die an der Farb roth und schwartz/und noch nicht gestieret habe; diese soll / den Winter durch/ mit gutem Heu/Gersten/Kleyen und Stroh/im Sommer aber/ mit gutem und an trockenen Orten gewachsenem Grase und Kräutern gefüttert ; täglich sauber mit dem Striegel und anderer Wartung gesäubert/ mit reinem und frischen Flußwasser geträncket werden/ darunter doch jederzeit ein Händlein voll Kleyen / oder Mehl von frischem Korn gemenget werde. Was das Quantum der Milch betrifft / muß er Anfangs mässig seyn / und nie mehr zu sich auf einmahl nehmen / als er glaubt / daß es der Magen verkochen könne/Doch soll er Anfangs sich gewöhnen / ehe ein wenig mehr/als weniger zu trincken / als Morgens soll er vier oder fünff Stunde vor dem Mittagsessen/ von sechs biß auf zehen achtzehen/ oder gar zwaintzig Unzen trincken / wie auch gleich so viel an statt des Nachtmahls/ und soll also dieser Dosi allgemach zusetzen / und solche biß auf zwantzig Unzen/oder so viel er tragen mag / vermehren/nur daß es der Magen verdauen möge. Etliche erlauben / zu Anfang dieser Cur / zu Mittag eine Mahlzeit auch von andern Speisen bonæ digestionis einzunehmen/als von jungen Hünern / Rebhünern / Kalbfleisch und dergleichen/doch allzeit dessen weniger zu nehmen/und endlich Milchspeisen und frische Eyer untermischen/ biß man eines nach dem andern aufhebt / und letzlich allein Milch zu gebrauchen / die soll dennoch des Tages dreymahl geschehen ; weil aber die Naturen ungleich / kan mans auch den Heißhungerigen wol viermahl des Tages zugeben/als zweymal mit Semmel / und einem frischen Ey / oder Suppen von Milch und Reiß / oder Reiß-Mehl/auch sauberer Gersten / und mit Zucker/darnach die Natur & constitutio stomachi erfordert ; an statt des Trancks muß die Milch warm / wie sie gemolcken/ oder gewärmet genommen werden. Die Länge dieses Gebrauchs kan nicht eher aufgehebt werden / biß man siehet / daß das Podagra sich gelindert und gebessert hat: Daher etliche dieser Cur zwey / etliche drey und vier Monat sich bedienen müssen/wiewol die meisten mit drey Monaten davon kommen sind ; die beste Zeit darzu ist der Frühling/vom Anfang des May/ biß zum Ende des Julii. Wann man anfangt die Milch zu trincken/kan man im ersten und andern Monat allzeit über den andern / dritten oder vierdten Tage ein halb Quintlein Rhabarbari , vel grana 15. extract. Rhabarb. vel pilulam unam de Aloe rosata , eine Stund von dem Nachtmahl oder vor dem Schlaffengehen einnehmen / auch alle vierzehen Tage eine gelinde Purgation von Manna/Senetblätter/und Cassia einnehmen/ und diese Laxativ-Mittel muß man brauchen / so lang biß die Natur der Milch gewohnet ist. Wann man fürchtet/die Milch versaure oder coagulire sich im Magen/muß man die Milch mit weissen Zucker vermengen; sollte aber die Milch den Leib entzünden / und den Schlund erhitzen / könnte man den vierdten Theil gemeines Wassers oder Gersten-Decoctum darzu mischen; sollte es den Leib flüssig machen / mag man die Milch sieden/ein wenig saltzen/und etwas Brod darinn kochen lassen. Würde es aber stopffen / kan man Morgens / bey dem ersten Trunck / 15. Gran Rhabarbara nehmen/und zu Abends/bey dem letzten Trunck / sechs oder acht Gran Extract. Rhabarb. zu sich nehmen. Würde man/ausser der Mahlzeit/Durst haben / wird erlaubt / ein wenig gemeines oder mit Zucker gekochtes Wasser/ausser oder in der Milch/nach Belieben zu trincken.

Von dem Milch-Gebrauch ist nie aus zusetzen / ausser es ereignete sich ein Fieber/oder schmertzliches Podagra/dann mag man das Milchtrincken aufschieben/biß das Fieber mit gehörigen Mitteln curirt ist / oder der Schmertzen wieder nachlässet. D. Franchimont von Prag/ sagt man / brauche die Kühemilch auf dreyerley Weise / daß man Morgen ohngefehr eine Aechtring/ ohn alle andere Speis und Tranck / gebrauchet / oder zwey Löffel voll reinen Zucker dabey mischet / man muß Mittags und Abends gleich so viel nehmen. Oder man thut die Schmollen von schönen weissen Semmeln oder Zwibackens darunter / und brauchts in gleicher Quantität. Die dritte Art ist / daß man frühe und Abends/ die Milch entweder allein oder mit Semmelschmollen nimmt / zu Mittags aber eine leichte wolverdauliche Speise isset / und einen gewässerten Trunck Wein dabey thun.

Wann man / zur Ernährung der Kuhe/mit gutem Grase nicht versehen ist / soll man gutes Heu / Spreuer und Körner von Gersten / Korn und Kleyen mit abgebranntem oder kaltem Wasser darunter mengen ; nachdem der Patient der Milch etwann kühler oder wärmer bedörffen wird ; Andere rathen zum Ausgang der Milch-Cur/daß der Leib vorhero / durch Purgiren und Aderlassen/wol gereiniget/ auch von dem Medico ordinario eine Prob mit der Milch gethan seye / zu erfahren / ob der Magen die Milch wol oder übel vertragen könne/und da man spüret / der Magen könne die Milch unbeschwert nicht tragen / oder habe einen Eckel darob / ists ein Zeichen / der Magen sey noch nicht genug gereiniget ; also muß es wiederum mit sanfften Purgantibus so lang und viel ausgeführt werden / biß es recht wird / daher muß er vier oder fünff Tage eine mässige Mittagmahlzeit halten / einen gewässerten Wein zu sich nehmen/ weiche Eyer / junge Hüner/Ziegen und Kalbfleisch / und dergleichen ; wann er also vier oder fünff Tage continuirt hat / soll er / an statt des Abendmahls/wiederum anfangen Milch zu trincken / biß ers wiederum auf zwantzig Unzen bringt ; Sodann muß er weder andere Gericht essen noch Wein trincken / und allein der Milch gebrauchen / so lang es ihm / seines Zustandes halber vonnöthen seyn wird. Wann nun ein Patient sich/durch diese Milch-Cur/also zur Gesundheit geholffen befindet / so mag er wol wiederum zu seiner alten Art zu leben umkehren / ausgenommen zwey oder drey Frühlings-Monat im Jahr/da soll er / nach vorher gebrauchter Aderlaß auch Reinigung des Leibes / nichts als die Milch trincken ; Er kan wol auch sonst / das gantze Jahr durch / alle Tag in der Frühe

einen Trunck Milch thun / und sich vor blästigen rohen Speisen / sonderlich vor Obst wol hüten; was ferner für Symptomata bey dieser Milch-Cur sich ereignen siehe fol. 200. was D. Fabio Simonetta in einem und andern vorschreibet/ also: Die Zufälle/ so die Milch-Cur begleiten/ sind nicht sonderlich zu achten / ausser wann sie einen Unwillen und Brechen verursachen / oder Kopff-Schmertzen erwecken/ so soll man/ sonderlich im Anfang der Cur / desselben Tages sich der Milch gar enthalten/ und lieber Kalbfleisch oder Dottersuppen essen / und ein Gerstenwasser trincken ; des andern Tages mag man wiederum mit der Milch fortfahren. Wann der Mund geschwillet/ und schmertzet/ mag man den vierdten Theil frisches Wasser darunter mengen / oder aber Gerstenwasser / wann einem der Magen oder Kopff wehe thut. Wann dem Magen an der Speise eckelt / und der Leib verstopfft wird / mag man frühe / ehe man die Milch braucht / funfftzehen oder achtzehen Gran Rhabarbari gepulvert in Eichori-Wasser einnehmen/ oder sechs oder acht Gran Essentiæ Rhabarbari in lauterm Eichori-Wasser des Abends vorhero. So der Leib zu schlüpfrig und flüssig wird/ und die Kräfften daben abnehmen/ lasse man die Milch zwey oder dreymal auffsieden / und ein wenig saltzen; diß dienet auch für die Winde. Und ist dieses in der Milch-Cur verwunderlich/ daß sie bald in den ersten Tagen die Schmertzen mildert / die Kräfften wiederbringt die natürliche Wärm einrichtet/ den Würckungen des Verstands/ des Urtheils/ das Gedächtnus und des Willens dienet / die Generation nicht verhindert/ sondern befördert/ und Passionen und Schwachheiten des Gemüthes zuruck hält/ den Feuchtigkeiten die erste Süssen wiederum einbringt / und sie von allem Excess reiniget/ insonderheit die Melancholia und Gall/ die so viel Böses machet/ vertreibt/ auch die Sandschmertzen lindert und vertreibt.

Die Diæta und Mässigkeit ist ein fürtreffliches Mittel/ das Podogra zu vertreiben und zu verhüten / dessentwegen erzehlt auch D. Greisel, daß in den Viennensibus Annalibus zu finden sey/ daß ein Canonicus daselbst gewesen / der das Podagra in der Extremität gehabt habe ; als er aber durch Unfall von den Türcken gefangen / und etliche Jahr lang elend und schmal (wie bey ihnen im Gebrauch) abgespeiset worden / nicht allein von diesem bösen Gast sey befreyet worden / sondern auch/ als er hernach wiederkommen / noch langwierig und gesund gelebt hat.

Die andere Nachricht von diesem habe ich von einer vornehmen Person/ die es selbsten gebraucht hat / also bekommen/ so aber/ meines Erachtens / dem ersten nachgehet / also ; Die Milch-Cur muß ein gantzes Jahr (dieser Meinung nach) gebraucht werden. Zum Anfang aber derselben/ kan man allzeit Mittags/ acht oder vierzehen Tage lang/ darnach es die Natur vonnöthen hat/ ein paar geringe und leichtdäuige Speislein essen/ daneben ein gesotten Wasser (darinn aber nichts saures ist) trincken / und die Milch nur Morgens und Abends geniessen/ so lang man Mittagsspeissen isset / wann man aber von diesen auffhöret / muß man des Tages dreymal die Milch trincken oder essen. Man kan auch die Stunden/ nach Belieben/ austheilen / theils nehmen sie frühe um halb achte / des Mittags um zwölff Uhr / und des Abends um acht Uhr / gleich warm von der Kühe her/ darein soll man allezeit einen guten Löffel von dem besten und schönesten gestossenen Zucker thun / Mittags und Abends von einer Semmel etwas / in die Milch gebrockt / viel oder wenig / nachdems die Natur vonnöthen hat/ oder der Hunger groß ist. Wann unterdessen ein Durst kommt/ darff man wol frisches Bronnenwasser/ darein ein gebähete Schnitten Brod / mit Muscaten gerieben/ geworffen / oder Gold oder Stahl abgelöschet ist/ trincken/ oder statt dieses Wassers / eine kalte Milch / welches der Magen zum besten annimmt. Die Milch kan man auch viel oder wenig des Tages dreymal nehmen / darnach / es die Natur vonnöthen hat; die ersten acht Tag muß man täglich damit auffsteigen/ theils machen den Anfang mit einer halben Maß / kommen alle Tag auf drey halbe. Man kan auch in den Wochen etliche mal/ wann der Hunger groß ist/ zu Mittages ein frisch gesotten paar Eyer austrincken. Etliche aber bleiben allein bey der Milch/ und klagen keinen grossen Hunger / doch nimmt man meistentheils am Leibe etwas ab. Wann sich eine Verstopffung ereignet / kan man mit Haus-Clystieren oder Ordinari-Pillulen zu Hülffe kommen; vor den Stein / Grieß und Podogra wird diese Milch-Cur sonderlich gut gehalten.

CAP. XXXIX.

Von Butter und Schmaltz.

Die Milch/ so bald sie gemolcken und sauber gesiget worden / soll man nicht lang lassen im Stall bleiben / sondern bald in den Keller oder Kühlbronnen bringen/ und allezeit am dritten Tage ausrühren/ stehets länger an / so wird der Raum sauer / gibt nicht so viel Schmaltz / sondern nur Faim / ist auch die untere Milch nicht mehr so gut.

Etliche halten dafür/ wann der Milchraum im Sommer in der Wärme stehet / so gebe er noch mehr Butter/ wird aber weisser als sonst/ und älter desto eher ; ist also besser der Milchraum werde frisch ausgerühret/ so bleibt der Butter lieber/ und wird gelber / wiewol es zum Zusammenlauffen mehr Zeit bedarff.

Man hat/ wo grosse Wirthschafften sind / zum Ausrühren grosse Fäßlein / darunter eine eyserne Stangen vornen mit einer Handhab gehet/ und in einem Gerüste ligt/ daß mans umdrehen kan / so gehet der Butter bald zusammen: Andere haben einen hohen Kübel / unten breit und oben schmahl/ darein 10 oder 12 Aechtring gehen; inwendig ist ein Stiel / der durch des Deckels Loch gehet / und unten am Boden eine runde durchlöcherte Platten/ wie ein kleiner Teller hat/ die zieht man auf und nieder/ biß der Butter zusammen gehet/ wann die Milch über Nacht gestanden / nimmt man mit einem grossen scharffen saubern Löffel den Raum davon ab / in ein besonders Gefässe.

Im May wird sowol zur Speis als zur Artzney/ der bequemste und beste Butter gemacht / nur ist zu beobachten/

achten/daß die Mägde oder Weiber/die damit umgehen/sich der Reinigkeit befleissen; weil der frische Butter aber nicht lang kan gut bleiben / als wird er durch zweyerley Mittel erhalten / erstlich eingesaltzen/ wie in Böhmen/ Sachsen und Schlesien üblich / da wird erstlich die frische Butter so lang ausgewaschen / und wol untereinander abgearbeitet / biß das Wasser gantz klar bleibt; dann nimt man auf ein jedes Pfund Butter anderthalb Loth Saltz / mehr oder weniger/ und werden dünne Zelten aus dem Butter gemacht/ das Saltz darauf gestreuet/und wol durcheinander geknetten / und also über Nacht in Keller stehen lassen / den dritten Tag wieder ausgeknettet/in ein Geschirr eingestossen/und ein starck gesaltzenes Wasser darüber gegossen / zugedeckt/ und in dem Keller wol verwahrt.

Andere nehmen auf drey Pfund Butter sieben Loth Saltz/und stossen die Butter also trocken ein/dieser bleibet länger / jener aber/wann er bald gegessen wird/ist lieblicher.

In Nieder-Sachsen aber / und der Orten / wo sie das gantze Jahr von gesaltzenem Butter kochen / wird die Butter viel stärcker gesaltzen/ und also trocken in höltzernen Tonnen und Geschirren wol verwahret zum Gebrauch erhalten / also bleibt er offt länger als ein Jahr/ und wird hin und wieder geführt / wie man auch an der Holländischen Butter siehet / die bißweilen gar zu uns heraus gebracht wird.

Die andere Weise / die Butter lang zu erhalten ist/ daß sie ausgesotten wird / die Butter / die man darzu braucht/muß nicht sauer oder alt werden / man solle damit über drey Wochen nit verziehen/ und allzeit ziemlich viel Gries darinnen kochen/ und wol sieden und läutern/ auch nicht zu heiß in die Tesen und Schäffer oder Häfen giessen/und wann es gegossen ist / wol rühren/sonst wird es zähe und schmeckend / ergibt nicht so wol/bleibt auch nicht so lang. Was im alten Monden gesammlet wird/ist besser und kräfftiger/ und ist auch dauerhafftiger / als wann es im jungen Monden gegossen wird. Das Schmaltz soll an einem trockenem temperirten Ort stehen / nicht zu feucht/es wird schimlicht/ auch nicht zu warm es rinnet.

Der Herr de Serres will/wann man die Butter auslässet/ soll es auf einem langsamen doch hellem Feuer geschehen/ soll selbige wol und fleissig abschaumen / so lang sie was unreines von sich gibt / und am sieden in die Höhe auswirfft (so wird sie endlich schön und grüngelblicht/ wie das beste Oliven-Oel / hernach giesset mans/wie gesagt/und behält es so lang man will.

Die Holländer heben Jährlich nicht einen geringen Nutzen von der Viehzucht auf/daher erzehlet wird / als einsmals an des Printzen von Uranien Tafel unterschiedene Nationen sassen/und jeder die Gaben und Vorzug seines Vatterlandes rühmete / darunter auch ein Spanier sagte/sein König hätte Bäume / die zweymal im Jahr zeitig würden / die Citroni-Limoni-und Pomeranzen-Bäume verstehende / ließ der Printz ein kleines zugedecktes Schüsselein mit Butter auf die Tafel bringen/deckt es auf / und sagte: Ihr Herzen diese Frucht wird allhier bey uns nicht zweymal im Jahr / sondern alle Tag zeitig.

P. Tylkwsky de re agraria p. 263. gibt folgenden Rath / Butyrum ut fiat citius: ℞. Salis ℔ 4. aquæ pluviæ ℔ 10. in qua Sal ad ignem solvatur. In unam libram lactis, ex prædictâ aquâ, addantur unciæ duæ, & fiat more solito Butyrum. Sic & melius, & durabilius & copiosius prodit.

Das Beste und Fetteste von der Milch ist die Butter/die ist von Natur und Art / wie D. Carrichter sagt/ dem Oel gleich/dann sie adstringirt, erweicht und säubert wol/wird nicht allein zur täglichen Speise und Kost sondern auch vielfältig zur Artzney innen und ausserhalb des Leibes / zu Vieh und Leuthen / nützlich gebraucht. Butter nüchtern gegessen erweichet den harten Bauch/ und befördert den Stuhlgang / widerstehet auch dem Gifft / wie das Baum-Oel. Im Frühling/weil das Gras noch zart / und safftig ist / kriegt man den besten und meisten Butter. Galenus will / die Lungensüchtigen und Hustenden sollen stets frischen Butter essen/ dann er macht wol auswerffen / und sey in Pleuritide und Peripnevmonia, das ist / in Seiten-und Lungenschwären sehr nützlich.

Herr Heinrich von Ranzau in seinem geschriebenen Hausbuch vermeldet / man könne des Jahrs von zehen Kühen zwey Herings-Tonnen mit Butter / und drey Tonnen mit Käse füllen.

Herr Joh. Erasmus Wegener, Hauptmann oder Pflegs-Verwalter der Herrschafft Steckna in Böhmen in seiner kleinen Oeconomia Bohemo-Austriaca macht diese Rechnung/und spricht: Eine Kuhe kan jährlich geben 52 Seidel oder Pfund Schmaltz / Käse hundert Pfund / und Quarck für das Gesinde 50 Pfund; setzt auch eine Lista nach den Monaten/was ein Mayer monatlich abführen soll/als:

Im Januario von einer Kuhe / vor 4 Wochen/ ein Pfund Butter/Käse zwey Pfund/ Quarck ein Pfund.

Im Februario / Butter anderthalb Pfund/ Käse drey Pfund/Quarck anderthalb Pfund.

Im Monat Martio / Butter dritthalb Pfund/Käse fünff Pfund/ Quarck dritthalb Pfund.

Im April / Butter vier Pfund / Käse acht Pfund/ Quarck vier Pfund.

Im Majo / Butter sieben Pfund / Käse vierzehen Pfund/Quarck sieben Pfund.

Im Junio / Butter sieben Pfund / Käse vierzehen Pfund/Quarck sieben Pfund.

Im Julio / Butter sieben Pfund / Käse vierzehen Pfund/Quarck sieben Pfund.

Im Augusto / Butter sieben Pfund / Käse vierzehen Pfund/Quarck sieben Pfund.

Im September/Butter fünff Pfund/Käse vierzehen Pfund/Quarck sieben Pfund.

Im October/Butter vier Pfund / Käse acht Pfund/ Quarck vier Pfund.

Im November / Butter anderthalb Pfund / Käse zwey Pfund/Quarck ein Pfund.

Im December / Butter anderthalb Pfund / Käse zwey Pfund Quarck ein Pfund.

Was sonst die Bestand-Mayer im Oesterreich zu geben pflegen / wird der günstige Leser droben im fünfften Capitel vom Unterschied der Mayer finden.

Wunsch im dritten Theil seines Haubt-Memorials fol. 320. sagt. Eine Kuhe in voller Nutzung / gibt 42. Pfund Butter/fünff Kühe geben zwey Tonnen Käse/ deren acht Schock in eine Tonne gehen / eine galte Kuhe die Milch gibt/und eine Kuhe / die zum erstenmal kalbt/ gibt halb so viel.



CAP. XL.

Vom Käse-machen.

DJe Käse von den Kühen / wiewol sie etwas stärcker und schärffer sind / als die von Ziegen- und Schaf-Milch gemacht werden / so sind sie doch wann man recht damit umgehet / in grossen Würden/ wie nemlich an denen Hardeckischen / und denen vom Kloster Gäming zu sehen; trägt zwar in der Wirtschafft nichts sonderbares ein / ausser man mache lauter Käse und kein Schmaltz / es muß aber ein Ort seyn / wo diese Wahr ein gute Anwährung hat.

Von der Lupp an den Hasen-Mägen werden die Käse blau ; vom Pfefferkraut-Safft werden sie grün/ ein Tuch in warme Geißmilch genetzt / und den Käs hinein geschlagen/ werden sie gelb.

Die Käshärten oder Lupp zu machen / wäschet man einen Kälber-Magen sauber klaubt die Haar davon/ treibt den Magen mit einer Kühe-warmen Milch ab/ nimmt darunter Lorbeer / Muscatblühe/ Saffran/ schimlichtes Brod/ Pfeffer/ Ingwer/ Pomerantzenschelffen/ gebähetes Brod und Brandwein / fasset alles zusammen wieder in den Magen und hebts auf.

Ein andere Art / die Käse lupp zu machen/ ist diese: Erstlich muß man den Topffen aus dem Kälbermagen gar sauber ausklauben/ und durch ein härenes Sieblein schlagen; hernach nimmt man drey Löffel voll schönes Waitzen-Mehl/ zwey frische Eyer / einen Schöpfflöffel voll süssen Milchraum ; item zwey Löffel voll Bircken-wasser/ und drey Löffel voll Brandwein / diese Stücke alle wol durcheinander gerührt und wol gesaltzen ; hernach allerley Gewürtz/ eine gantze Muscatnuß/ Muscatblühe / Pomerantzenschelffen / und Blätlein/ Limonischelffen und Blätlein / Lorbeerblätlein / drey Lorbeeen/ Bertram/ Petersil/ Körbelkraut / ein wenig Schwartzwurtzen/ Roßmarin/ diese Kräutlein und Gewürtz alles gar klein zerschnitten / und unter die vorige Materi gemischt / hernach in den ausgewaschenen Kälbermagen gefüllt / und alsdann den Magen in den Rauchfang gehenckt und übertrocknen lassen. Von dieser Lupp soll men allezeit einer Welschen Nuß groß in ein warmes Wasser machen/ alsdann wol abrühren/ und unter die Milch giessen.

Noch auf eine andere Weise: Nimm drey oder vier Kalbsmägen/ darnach man viel Lupp haben will / dann sie bleibt ein oder zwey Jahr gut/ nimm dann darunter drey oder vier Kützlein- oder Geißlein-Mägen kanst du so viel nicht haben / so nimm eines oder zwey/ denn die Lupp wird davon besser / bekommt auch einen bessern Geschmack/ leg die Mägen alle beysammen in einen saubern Hafen/ und saltz sie wol/ daß sie feucht davon werden / dergleichen thue auch mit den Kalbsmägen / die wasche rein/ und klaube sie fein aus / saltze sie besonders/ und behalte sie drey oder vier wochen/ darnach es dir beliebt / und nachdem ihr die Mägen eher oder länger möget zusammen bringen / wann du nun die Lupp machen wilt/ so nimm die Häute / samt dem Saltz und der Lupp / und hacke alles gar klein ; ists nur schier genug gehackt/ so mische die Tropffen auch darunter / eine gleiche Hand voll trockene Brosen von einem neugebackenen Brod/ und so viel Gersten-Mehl / alles klein untereinander gehackt/ und noch eine Hand voll Saltz; wann es nun alles wol durcheinandee vermischt / so ist

die

die Lupp fertig / man wolle dann etliche Nesselwurtzen oder wilde Negelwurtzen darunter nehmen / davon die Käse gern faulen und bald abzeitigen / man muß aber solche nicht gar zu lang darinnen lassen / thus alsdann in einen glasirten Hafen / und saltze es unten und obenauf/und setze es an ein feuchtes Ort/so hast du eine gute Lupp.

Andere machen es also: Wann sie die Käse gern wollen blau haben/daß sie sich bald färben / und nicht madicht werden / so nehmen sie den Magen von einem Kalb/thun die Töpfflein heraus / lassen solche/wie auch den Magen/schön auswaschen / und gar klein hacken; nehmen dann neugemolckene Milch/die lassen sie zusammen gehen / daß es Topffen macht / nehmen hernach verschimletes Brod/weichens ein in Milch/biß mans zerdrucken kan/und thun es unter den Topffen / darnach nehmen sie/nach Geduncken/langen Pfeffer/Pomeranzenschelffen/eine oder zwo Muscatnüß/um einen Pfenning Alaun / auch ein wenig Urheb / und ein Lorbeerstupp/auch fünff Blätlein Salve / alles klein geschnittens wol gesaltzen/ein halben Seitel gar guten starcken Brandwein daran gegossen/und alles wol durcheinander gerührt/und in einen neuen Hafen gethan; wann man Käse will machen / nimmt man einer Haselnuß groß davon / und luppts gar kühl zusammen.

Wann man Käse gut machen will / nimmt man halb Küh-und halb Schaaf-Milch darzu; alle Geschirr/die man zur Milch / Topffen und Käsmachen gebraucht/müssen rein und sauber gehalten seyn / damit die Käse keinen bösen Geschmack an sich nehmen/ je besser und raumiger die Milch ist / je besser / zärter und schwerer werden die Käse/doch geht er nicht so gerne zusammen / also muß man das Mittel treffen / daß die Milch weder zu mager/noch zu Fett sey/und wann es ja nicht zusammen wolte/muß man den Topffen/ ehe man ihn in die Formen thut/vorher wol abklopffen / mit einem Seihe-Löffel abtreiben/ oder mit saubern Händen wol knetten/biß sie aneinander kleben bleiben/und nicht zerfallen oder zerbersten/so kan man auch mit dem Saltzen etwas verweilen / dann wann man das Saltz geschwind einmischt/wird der Käs fetter/verziehet mans/ so wird er magerer/ je fetter der Käs ist / je eher wird er madicht/und je weniger bleibt er.

Die Grösse und Kleine der Käse wird / nach dem Lands-Gebrauch und nach Belieben / gemacht; die Schweitzer / die in unserm Land an etlichen Orten die Wirthschafften bestehen/machen grosse / etwas niedere und breite Käse/gleich einem Mühlstein / wie die/so von Parma zu uns überbracht werden / und wie sie Herr Graf Khurtz seeliger Gedächtnus/ zu Horn hat machen lassen/die von 10. biß 20. Pfund gewogen; die Formen/ darein man sie zu schlagen pflegt/sind löchericht / damit die Feuchten austropffen / und der Käs desto leichter trocknen kan; so bald sie angefangen etwas fester zu werden/legt mans auf sauber / frisches und länglichtes Stroh / darein sich die übrige Feuchtigkeit ziehen kan; Andere legen ihre Käse auf Bimsen / die thun aber am besten/ die sie auf hart-ausgespännte mit Nägeln angemachte saubere Leinwath legen/ die auf höltzernen Ramen angezogen ist/so werden die Käse wegen ihrer Zärtigkeit nicht so von dem Stroh oder Bimsen eingeschnitten / sondern bleiben gleicher und glatt / dörffen auch nicht hernach erst mit dem Messer geschaben werden/ wann dieser Leinwathen etliche aufeinander in ein gleichfalls von Leinwath eingefangenes und versperrtes Gerüste aufgespannet werden/so sind die Käse vor den Fliegen / Staub und anderer Unsauberkeit desto leichter versichert; wann man unter diese Leinwath/ worauf die Käse liegen/ein lehres Faß also setzt/daß sie gleich darüber stehen / so kan alle übrige schädliche Feuchten desto bequemlicher hinein und dort absincken.

Wann nun die Käse also lang/biß sie weder zu feuchte noch zu trocken sind / erhalten worden/da muß man selbige in etliche kleine Kammern oder Cabinets/die unterschiedlicher Eigenschafft sind/bringen/ also daß die trockene dürre Käse in lüfftige und feuchte / die feuchten Käse aber in trockene und warme Zimmer gelegt werden/biß eines oder das andere zur rechten Mittelmaß gebracht seye; die feuchten Ort machen sie fetter/und die trocknen machen sie mägerer / darnach sich eine vernünfftige Haußmutter zu richten hat / will sie anders Ehr und Nutzen von dieser Arbeit hoffen. Der Fliegen halber/werden sie auch besser in duncklen/ als in hellen liechten Zimmern erhalten; diese Zimmer sollen gleich einer Apothecken mit untertheilten von Brettern aufgerichteten Stellen ausstaffiret seyn; diese Stellen/ können auch von geflochtenem Stroh/oder Leinwath gemacht werden / darauf man die Käse wochentlich offtmals von einer Seite zur andern umkehrt/ihren Lebenssafft desto länger in sich zu halten/ man muß aber gantz gemach uñ säuberlich damit verfahren/weilen die neuen und noch zarten Käse leichtlich zerschricken oder gar zerbrechen/so beederseits schädlich. Die Würm und anders Ungeziefer werden die Käse nicht leichtlich anfallen / wenn sie von guten Weinlager / oder starcken Essig/oder vom Safft der grünen Nußheppeln/oder mit Baum Oel / oder endlich nur mit Lein-Oel/ oder mit Butter/ oder Brandwein gerieben werden / folia Serpentariæ itidem Caseos à putredine præservant, wann man sie darein wicklet/ ehe man dergleichen Sachen brauchet / muß die grobe Rinden fein nett abgebutzt seyn. Will man aber die nunmehr gantz abgetrockneten Käse gut und lang erhalten / solle man sie in Hirsprein oder Gersten/Kichern oder Waitzen legen / oder / welches noch besser/in Leinsammen / der auch diese Eigenschafft hat/ daß er im Sommer kühl / und im Winter laulicht ist/ dardurch die Beschaffenheit des Gewitters etwas gebessert wird.

Tanara sagt fol. 172. Galenus habe mit frischem Käse Wunden geheilet. Und Avicena will / der Käß lasse eine Wunden nicht faulen:

Frisch gemachter Käse/auf hitzige Geschwülsten gelegt/macht dieselben vergehen; der ungesaltzene Käse/ sagt D. Carrichter/gibt gute Nahrung / bekommt dem Magen wol/erweichet den Leib / befördert den Stulgang / und ist zu verdäuen. Hingegen ein gesaltzener beschweret Bauch und Magen / gibt wenig Nahrung gebieret viel Schleim/doch kan er ohne Saltz nicht lang bleiben / und muß solcher nur bald verzehret werden. Andere wollen / ein neuer Käs vor der Mahlzeit gegessen/bringe gute Nahrung / und ein alter Käs / nach der Mahlzeit/ein wenig davon genossen / vermöge ein gleiches/und soll den Flüssen wehren / so aus dem Magen in den Kopff steigen. Dioscorides sagt / wann jemand entzündete hitzige Augen / oder sonst blaugeschlagene Zeichen im Gesicht hätte / dem soll man alsbald

einen frisch-gemachten Käse überschlagen/ das helffe wol. Galenus schreibet/ es sey eine gute Kunst für das Podagra von den alten/ scharffen Käsen erfunden: Er hat genommen einen alten scharffen Kühekäse/ und denselben in einer gesottenen Schweinschmeer-Brühe erweichet/ diesen Käse wol mit der Brühe/ in einem steinernen Mörsel zerstossen/ als einem Brey/ davon habe er einen podagrarischen Krancken/ der zu ihm auf einem Wagen geführt worden/ über die harten Knorren/ vom Podagra entstanden/ warm übergeschlagen/ dem sey in wenigen Tagen/ mit ernannter Artzney/ geholffen worden/ seine Haut sey von solchem Pflaster aufgerissen und haben sich täglich von diesen knorrichten Beulen etliche Stücklein/ kalchichte Materia/ abgeledigt und heraus gefallen. Also habe ermeldter Krancker mit dieser Cur fortgefahren/ biß er von seinem Gebrechen völlig erlöset worden/ und hat besagter Mensch diese Kunst auch andern seinen Freunden/ die in gleichem Spital kranck gelegen/ eröffnet/ und ihnen auch also geholffen.

CAP. XLI.

Das Rindvich gesund zu erhalten/ etliche Præservativen.

Die Kranckheiten des Rindviehes kommen von unterschiedlichen Ursachen/ als wann die Ochsen von allzustarcker Arbeit abgetrieben/ oder zu unrechter Zeit/ unbequemen Gewitter/ wanns gar zu heiß/ zu kalt/ zu naß/ zu neblicht/ zu windig ist/ gebraucht werden/ wann sie schädliche und ungesunde Kräuter essen/ keine gute oder genugsame Weide und Futter haben; wann man sie gleich auf streng-vollbrachte Arbeit trincken lässet/ wann das Wasser unrein/ faul und stinckend ist/ wann sie keine gute Streu/ gesunde Stallung/ bequeme saubere Wartung haben/ wann sie von gifftigen Thiren gebissen und angehaucht/ oder vom groben unbescheidenem Gesinde geschlagen/ gestossen/ oder sonst verderbet und verwahrloset werden; diesem allem nun soll ein Mayer zu begegnen und vorzukommen wissen; als wann sie übertrieben sind/ muß man sie ruhen lassen/ wol füttern/ auf gute Weide treiben/ laulicht träncken/ das Wasser mit Mehl mengen/ Maul und Zungen mit Wein und Saltz reiben/ sie über den gantzen Leib wol striegeln/ und die Schenckel mit einem Strohwisch gegen den Haaren streichen/ ihnen die Steinlein und Dörner/ so sich offt in der Arbeit zwischen den Klauen einflechten/ fleissig heraus suchen und ausputzen/ und sind die Præservativ, wann Umfall und anfällige Kranckheiten unter dem Rind- und anderm Viehe grassiren/ vornemlich in acht zu nehmen/ als/ daß man ihnen folgende Lecken wochentlich einmal oder öffter gibt/ nemlich Bibenellwurtzen/ Weinkraut/ Liebstöckel/ Hainwurtzen/ Widertodt/ Knoblauch/ Gaffer/ schwartze Myrrhen/ Asanck/ Meerhirs/ alles gepulvert/ und auf einem Schnitten Brod eingegeben.

Item man macht ein Kräuter-Brod/ als Weyrauchkraut/ oder Asarum, Ehrenpreiß/ Lungenkraut/ Weinrauten/ Widertodt/ Creutzwurtzen/ gestossenen Schwefel/ und ein Hand voll Saltz/ die Kräuter muß man zuvor dörren und pulverisiren/ durcheinander mischen/ und zu jedem Leib Brod eine Hand voll dieses Pulvers einmengen/ und dem Viehe Morgens frühe/ ehe es aus dem Stall gehet/ ein Schnittlein davon zu essen geben.

Andere machen das Brod auf solche Weise: Salve/ Weinkraut/ Abruten/ Wermuth/ Calmus/ Lungenkraut/ Isopp/ Knoblauch/ Zwibel/ Kranwethbeer/ Liebstöckel/ Alant/ Enzian/ eines so viel als deß andern/ grün/ oder dürr/ und thue/ nach Geduncken/ darunter Myrrhen/ Weyrauch/ Asanck/ Gaffer/ wilden Saffran/ Lorbeerstupp/ Bibergeil und Schwefel/ die Kräuter hackt man/ das andere stösset man alles klein/ macht und knettet es unter einen rockenen Taig/ nach dem viel Vieh ist/ macht Laibe daraus/ backet es wie ander Brod/ und gibt nüchtern jedem Rindviehe ein Stücklein davon/ nur einmal in der Wochen; ist aber der Umfall schon unter dem Viehe/ so gibt man ihnen wochentlich zwey- oder dreymal davon.

Diß folgende wird auch in allerhand Umfall des Viehes nützlich gebraucht: Nimm Knoblauch/ Asanck/ Grünspan/ Gaffer/ Vitriol/ jedes gleiches Gewichtes/ nachdem viel oder wenig Viehe ist/ stoß jedes besonders/ der Gaffer muß subtil und zart geschaben seyn/ mische alles zusammen/ und wäge es/ und nim̃ von gleichem Gewicht/ als alle diese Materien wägen/ Gerstenmehl/ mische es untereinander/ und mache mit scharffen Wein-Essig einen festen Taig daraus/ und wäg es hernach alles besonders aus/ auf ein grosses Stück wäge ein Quintel/ auf ein junges halb so viel/ auf einem warmen Ofen getrocknet und also behalten/ zur vorfallenden Nothdurfft.

Wann man nun einen Umfall besorget/ oder ein Stuck Viehe kranck wird/ auch wann sie schon gesund sind/ zu Verhütung dessen/ so ist es gar gut/ wann die Kugeln dem Vich im Herbst und Frühling gebrauchet/ jedem Stück eine solche Kugel in dem Halß gesteckt/ und den Stall woll zugemacht/ daß keine Lufft hinein möge/ auf drey Stunden lang/ damit das Viehe schwitze; nachdem macht man den Stall gemach auf/ träncket und füttert/ striegelt und wischt sie! ists im Sommer/ kan man darauf austreiben; im Winter aber kan man die Stallthüren aufmachen.

Item im Mayen legt man die schwartzen Oelkefer in Hönig/ oder Baumöl/ lässet sie darinnen ertrincken/ vermacht das Geschirr auf das festete/ und setzt es in Verwahrung/ wird nun ein Vieh aufstössig/ so gibt man ihm einen solchen Kefer in Essig zerrieben und zertrieben ein/ so wirds wieder besser. Etliche nehmen von diesem Kefer allein dem Leib/ und thun Kopff und Füsse hinweg. Oder gibt ihnen Liebstöckel/ Weinrauten/ Saltz/ Theriac/ Hönig und Essig durcheinander gemischt.

So ist auch folgendes/ wann das Vieh umfällt/ ein bewährtes Stück/ wie es Herr Heinrich von Ranzau in seinem geschriebenen Haußbuch verzeichnet hat: Mache mit laulichtem Wasser einen Taig von Waitzen-Mehl/ aber du must ihn nicht saltzen/ von diesem Taig brich einer Nuß groß/ mache und formir den Taig wie ein Schüsselein/ und mache deren so viel als du Rinder hast/ jedem eines/ und in ein jedwedere solche

Schlüssel thue viertzig gantze Pfefferkörnlein/Gaffer/Myrrhen/und Grünspan/jedes einer Erbsen groß / ein wenig Angelica-Wurtzen/und zehen Blühe ohngefähr gantzen Saffran / und sechs Tropffen Scorpion-Oel/darnach wirck es zusammen/daß es eine Kugel wird/und damit der Taig nicht aufbreche/so laß es im Ofen/nachdem das Brod ausgenommen ist/hart werden/und gib einem jeglichen Rind/zur Zeit eines Umfalls/eine solche Kugel zu Morgens nüchtern in den Halß hinab zu schlingen; es müssen aber die Leute / welche dem Viehe warten/Mühe haben/damit sie die Kugel dem Viehe recht hinab bringen.

Oder nimm Alantwurtzen/Liebstöckelwurtzen/Teufelsabbißwurtzen/Tormentillwurtzen und Lorbeer jedes acht Loth/von Meisterwurtzen/ Enzian/und Baldrianwurtzen auch Wacholderbeer jedes vier Loth / pulverisirs/vermische es / und gib dem krancken Vieh einem vier Loth ein.

So ist auch folgender Rauch gut/ dem Vieh wol in die Nasen gelassen: Asanck/Schwefel/rothe Myrrhen/und Kranwethbeer/jedes besonders gestossen und durcheinander gemischt.

Item fürs Umfallen deß Viehes: Nimm Antimonium, stoß ihn gar klein / fähe ihn durch ein Sieb/ gib einem krancken Viehe / es sey gleich/ Roß/Kuh oder Schwein/ein halbes Quintlein ein/so wirst du bald gute Würckung sehen.

Auch dieses ist ein köstliches Pulver/dem Viehe zu gebrauchen: Nimm Rosenwurtzen/Eberwurtz/Bibinellwurtzen/Bethonienwurtzen / Tormentillwurtzen/ Liebstöckelwurtz/Gemsenwurtzen/Hirschwurtzen/Bärwurtzen/H. Geistwurtzen/Meisterwurtz/Sanickel/Enzian/Sevenbaum/Kranwethbeer/Terra sigillata, Lorbeer/rothen und gelben Schwefel/ Fœnum græcum, Lerchenschwammen/ præparirten Antimonium; wann ein Vieh die Husten oder Kehlsucht hat / so gebe man ihm alle Morgen oder Abend einen Löffel voll / ohngefähr einem Roß zwey Loth unter seinem Futter / oder einem Viehe im Brod / und brauchs etliche Täge nacheinander. Ist auch gut für die Finnen / und allerley Zuständ des Viehes; den Schafen aber alle Morgen oder Abends in Saltz oder Kleyen eingegeben/ wann sie sehr husten/oder andere Fehl und Gebrechen an sich haben/ erfrischet gewaltig Lung und Leber/und treibt das Gifft von ihnen; deßgleichen auch dem Rindviehe / wann die Pest oder der Schelm regiert / auf einem Schnitten Brod gestreuet/welches mit einem Kranweth-Oel soll bestrichen seyn / oder da keines vorhanden / das Brod mit frischem Wasser genetzt / damit das Pulver daran hange; den Schweinen aber kan mans in ihrem Tranck eingeben / ist vielmahl probirt und bewährt befunden worden.

Nicht weniger wird auch das folgende Stück gelobt: Nim ein Aechtring Wein / dreyer Welschen Nüsse groß Vieh-Theriac/sauren Kuffenkäse ein halb Pfund/ rothe Myrrhen / was man um achtzehen Pfenning kaufft/Lorbeer um zwölff Pfenning/ auch so viel Alaun/ alles klein gestossen / und samt dem Käse in dem Wein gesotten / alle Morgen ein Brod darein getauchet/ Schwefel und Saltz darauf gestreuet/und den Rindern jedem/ehe mans auf die Weide treibt/einen Bissen zu essen gegeben.

Das beste ist / daß man für das krancke Viehe einen abgesonderten Stall habe/damit das gesunde nicht von ihnen angesteckt werde/und diß ist eine General-Regul/ bey allem Viehe durchgehend zu beobachten; wann ein Vieh nicht widerkäuet/und nur saifert und traurig ist/ so gib ihm täglich ein wenig Wein/der wol gesaltzen ist. Damit sie bey der Arbeit nicht ab-sondern zunehmen/ so wasch ihnen alle acht Tage einmal / den Mund mit ihrem eigenen Harn aus / so kommt der zähe Schleim fein sauber von ihnen hinweg. Hat das Rind einen Fuß verrenckt/so nimm Hönig/Schweinen-Schmeer/ und Rocken-Mehl/koch es im weissen Wein / mach ein Pflaster/leg es dem Vieh auf/und laß es also drey Tag aufgebunden darüber aufliegen.

CAP. XLII.

Vom Umfallen und Pest des Viehes.

HErr von Ranzau hat folgendes Pulver / wann das Vieh umfällt/geschrieben: Nimm Glaß-Gall/Bibergeil/Asanck/Weyrauch/Myrrhen/Gaffer / Blutstein / Drachenblut / Frauen-Eys/Angelica/Rhabarbara/Einhacken/ Hirschzungen / Meisterwurtz / Alant / Liebstöckel / Enzian / Bärwurtz / Schwalbenwurtz / Gemsenwurtz / Teuffelsabbiß/Bibenellwurtz / Lorbeer / Kupfferwasser / Wurmwurtzen / Creutzwurtzen/Sevenbaum/Venelkraut / Nix, Allermansharnisch / Schurffenwurtzen / Schwefel/ Alaun/ Widertod / Tormentill / Calmus/ Gilwurtz/ Schwindelwurtz/roth Frauen-Eys / Hirschwurtz und Speick/eines jeden so viel als des andern / klein gestossen untereinander gemischt/ und dem Viehe auf Brod eingegeben ; item theils grob gelassen/ in Wasser geweicht/dem Vieh aufs Luder gegossen/und also fressen lassen.

Stercus suis infirmæ, facit inter boves pestem, schreibet P. Adalb. Tylkovvsky de re agrariâ pagin. 252.

Für dem Schelm oder Pest: Nimm Baldriankraut und Wurtzen / Sonnawendgürtel oder Artemisiam, Hanffblätter / Fenchelkraut/Lorbeer / Hirschzungenkraut/und die Wipffel von Kranwethstauden/alles gepulvert and eingegeben.

Item / wann das Vieh umfällt / mag man ihnen folgende Lecken geben : Frauendistel / Ehrenpreiß/ Weinrauten / Salve / Wermuth / Enzian / Alant/ Kranweth-Wipffel und Beer/Quendelkraut / Ainhacken/Bibenell/Angelica/Weyrauchkraut/Widertod/ Liebstöckel und Meisterwurtzen / thue es in einen Back-Ofen nach dem Brod / machs zu Pulver / thue Saltz und Ofenruß darunter / gib ihnen alle Morgen davon ein wenig ein.

Oder nimm 3. oder vier Zwibelhaubt/ schneide jedes in vier gleiche Stücke/leg diese Spalten vier Stund in Baumöl/laß es dem Vieh hinten in den Leib schieben/ doch soll man ihm erstlich Theriac eingeben.

Offt/wann sie umfallen wollen/so kriegen sie schwartze Blätterlein unter der Zungen/die lauffen auf/sobald

Le dann trincken / so fallen sie um / stich ihnen aber die Blätterlein mit einem Federmesserlein alsbald auf / und reibs mit Saltz / so schadet es ihnen nicht.

Item / nimm Holderbeer / drucke den Safft heraus / mach mit Mehl einen Taig davon / backs in einem Ofen / stoß es / und gibs dem Viehe mit Saltz vermischt.

Wann das Vieh umfällt wegen vergiffteter Weide / als wann kleine Krötlein regnen / oder wann es aus unreinen Lachen trincken muß / gib ihm von Bibinell / Angelica und Alant die Wurtzen / item Lorbeer / Kranwethbeer / Weinrauten / gefeiltes Hirschhorn / alles klein gestossen. Ists im Sommer / so gib ihnen Weinrauten-Safft und ein wenig Knoblauch / alles in Essig angemacht und eingegossen; man mag auch Käysersaamen darzu nehmen.

Wann eine Kuhe gähe erkranckt / daß ihr das Maul faimt / und die Nasen erkaltet: Nimm faulen Käs / Kranwethbeer und Kümmel / jedes nach Gedüncken / sieds in Essig / geuß ihr es ein / und reib ihr das Maul.

Item / gib jedem Stück ein klein Flecklein rothen Scharlach / oder in der Wochen zweymal gefeiltes Hirschhorn.

Item nimm Kranwethbeer / Kümmel und Schuhsohlen / brenns zu Pulver / temperirs mit geläuterten Brandwein / und Essig / mit einem stinckenden Ey / und einer sauren Käse-Suppen / und gieß ihms ein.

Wann ein Viehe gähe kranck wird / so nimm ein Ey / öffne es am Spitz / thue das Weisse heraus / und thue so viel klein geriebenen Schwefel hinein / als hinein mag / thue es dem Vieh wol in den Schlund / zerdrucks / damit es dasselbe muß hinab schlucken. Auch gib ihm täglich Asanck und Gaffer mit Theriac vermischt. Und so offt man das Vieh im Stall aus- und einlässt / soll man den Stall zuthun / mit Asanck / Kranwethen und Schwefel wol räuchern.

Man soll auch nehmen die Saam-Knöpffe von Weinrauten und Liebstöckel / in einem Hafen wol sieden lassen / damit der Geschmack in das Wasser komme / und mit diesem Wasser soll man dem Viehe die Goschen bey dem Baaren / kalt wol waschen / an einem Kraut kan man allzeit zwey Wasser sieden.

Für des Rindviehes Umfall kan man auch brauchen Schwefel / Lorbeer / Asanck / Kranwethbeer / Glaßgall / jedes ein Pfund / Alaun ein halbes Pfund / Federweiß einen Vierding / und so viel Saltz / als alle diese Stück wägen / zu Pulver gemacht und vermengt / und so bald sich ein Vieh ändert / so gib einen Löffel voll einem Alten in einem halben Seidel Essig / und einem Kalb weniger / und brauchs täglich.

Für den Umfall ist auch bewährt: ℞. Antimonii anderthalb Pfund / gantzen Schwefel auch so viel / rothen Mennig einen halben Vierding / Wermuthsaamen ein halb Pfund / alles klein gepulvert / und untereinander gemischt; von diesem muß man einem alten Stuck / es sey Pferd / Ochs oder Kuhe / anderthalb Loth in einem Seidel Essig oder Brandwein / Morgens nüchtern eingiessen / zwo Stund nicht lassen niedersencken / auch nicht zu trincken geben / biß auf den Abend; wann zwo Stunds fürüber / gib man ihm ein gutes Futter / oder grünen Habern. Einem Kalb oder Schaaf gibt man ein halbes Loth ein.

Item nimm junge Hunde / weil sie noch blind sind / thue sie in einen neuen wol-verlutirten Hafen / lasse sie in einem Back-Ofen zu Pulver brennen / gib dem Viehe davon ein.

Wo ungesunde Weide ist / so gib dem Vieh im Frühling / und im Herbst nach Michaeli / einer Bohnen groß Theriac ein mit einem bissen Brod.

Item Monatlich einmal eine Schnitten geröstes Brod mit Butter / Fenchel / Tillen und Knoblauch bestrichen / so wird ihnen auf die Weide nicht leichtlich etwas schaden.

Es geschiehet auch bißweilen / daß sich ein Unfall unter dem Vieh und Pferden erhebt / daß diesen an dem obern und untern Zahnfleisch / auch zu Zeiten unter der Zungen / dem Viehe aber allzeit gelbe und gifftige Blattern / oben mit schwartzen Düpfflein auffahren / haben auch theils kleine Schnittlein darbey / davon sie innerhalb zwey oder dreyen Tagen / offt wol auch innerhalb vier und zwantzig Stunden (wann man nicht beyzeiten zu Hülffe kommt) umfallen müssen. Von diesem Viehe muß man / so bald die Kranckheit sich erhellet / weder Milch noch Butter essen / eine gute Zeitlang / ob es sich schon zur Besserung anlässt / muß auch die Milch von solchem krancken Viehe gar in die Erden vergraben werden. Auch ist wol zu beobachten / daß das gesunde Vieh / so wol in den Ställen / als auf den Weiden alsobald separirt / und dieses an die Orte / wo das kranck Viehe einmal gewesen / gar nicht getrieben / oder in die inficirten Ställe gebracht werde. Man mag auch dem gesunden Viehe täglich die Zunge mit Schwefel und Schießpulver / eines so viel als das andere / auch mit Saltz darunter wol reiben / so haltet man gewiß dafür / daß sie diese abscheuliche Seuche nicht bekommen sollen. Man muß auch das gesunde Viehe vor der Sonnen Aufgang nie aus- und allzeit vor der Sonnen Untergang zeitlich wieder heimtreiben. Mit dem krancken Viehe aber muß man beyzeiten / und ohne Aufschub Vorsehung thun / wie der Kranckheit bald zu begegnen; Also soll man seinem Viehe täglich / bey den Contagions-Zeiten / die Zungen aus dem Maul Morgens und Abends ziehen lassen / und sie / durch gewisse darzu bestellte Leute / fleissig besichtigen lassen / diese Leute aber nicht nüchtern / und ohne Præservativ zum Viehe nahen sollen / sondern vorher einnehmen entweder etwas von Theriac / oder von Mithridat / Diptampulver / Tormentill / und Pimpinellwasser / Knobloch / Gentiana, Bolarmeni, Terra sigillata, Myrrhen mit Scabiosa-Wasser / und dergleichen; die Hände aber können sie streichen mit Citronen-Rauten / Wacholder- und Scorpion-Oel. Wenn nun diese bestellte Leute solche verdächtige Blattern (sie seyn groß oder klein) an dem Viehe finden / müssen sie vorhero im Vorrath haben / von gutem puren Silber bey einem Goldschmied machen lassen ein Schäuffelein oder Krücklein / oder wie ein Trogscheer formirt / das unten am flachen Ort / wie eine Säge oder ein Pferd-Striegel / mit einem Spann-langen Stiel / mit diesen Zähnen (die scharff und eingreiffig seyn müssen) müssen sie die Blattern auf der Zungen wol kratzen / daß es Blut gebe / darnach soll man selbiges Ort mit Saltz wol reiben / doch ist wol zu verhüten / daß nichts dem Vieh möge hinab in den Halß komen / sondern fein sauber heraus gebracht werden möge. Man muß auch ein neues leinen Tüchlein /

so unbenetzt ist / und erst nicht lang vorheraus dem Weberstuhl kommen ist / selbiges in Essig tuncken / und die schadhaffte Zungen damit reiben / und zuletzt mit Hönig bestreichen; man muß aber zu jedem Vieh ein neues Tüchlein brauchen / und solches nachgehends in einem abgelegenen Ort fleissig verbrennen. Man mag auch die Zungen mit starcken guten Essig / Rauten oder Wermuth / Salve / Knoblauch / Saltz alles durcheinander gemischt / wol reiben / und wiederum mit frischem Bronnen- oder Bach-Wasser sauber auswaschen. Doch ist zu mercken / daß diese Person / so dem Viehe die Blattern öffnet / und zerkratzet / nicht selbst soll in das Saltz oder Hönig greiffen / auch / nach jedem Stück Viehe / die Hände an einem solchem Ort waschen / wohin das andere Viehe nicht kommen kan.

Dieses folgende Stuck wird auch in solchen grassirenden Kranckheiten wol bewährt und nützlich applicirt: Nimm Knoblauch / Spica / Saltz / Salve / Rosmarin / Rauten / Wermuth / jedes eine Hand voll / thue es zusammen in einen Hafen / schütt zwo Maß starcken Weinessig daran / und laß sieden / biß die Helffte deß Weinessigs eingesotten ist / darnach brauch es also: Erstlich nimm ein Stück hänffenes ungebleichtes neues Tuch / damit solt du dem inficirten Viehe die Zungen wol abtrocknen / und alsdann mit dieser Brühe solche waschen / wann das Viehe solche Blattern hat / kan man an dem Schaum / so sich etwas bey diesem Vieh erzeigt / leicht abnehmen. Wo sich nun dergleichen Blattern erzeigen / so nehme man / wie schon droben gesagt / ein solches von puren Silber gemachtes Instrument / damit zerkratze und zerschneide man die Blattern / so dann nehme man etliche Stücklein gesaltzen Speck / bestreich die eröffnete Blattern damit / und wasche darauf die Zungen mit erstgemeldter Brühe / und wische sie ab mit einem neuen hänffenen Tuch / und verbrenne solches hernach. Das silberne Instrument / muß man gleich nachdem Brauch in Essig thun / und gar sauber abwaschen / ehe mans wieder gebrauchet; das Viehe soll darauf eine Stund nicht essen / und muß dieses Mittel öffters widerholet werden.

Diß folgende soll auch für dergleichen Contagion gut seyn: Nimm Saltz / Rosmarin / Meisterwurtzen / Knoblauch / Weyrauch / Essig / Rauten / Kranwethbeer / diß alles soll man untereinander zerstossen / und damit das Viehe unter der Zungen / wo die Blattern sind / wol reiben lassen. Das Vieh aber von solcher Kranckheit zu præserviren / soll man nehmen weissen Andorn / Wermuth / Salve / heidnisch Wundkraut / Roßmarin Kranwethbeer / Petersill / Rauten / Spica / Hauswurtzen / Saltz und Pfeffer / jedes eine Handvoll / diß alles in einer Maß Essig / und drey Maß weissen Wein wol gesotten; von diesem Tranck soll man jedem Viehe ein gutes Glaß voll Morgens frühe eingiessen.

CAP. XLIII.

Andere Kranckheiten des Rindviehes.

Allem Viehe ist die schwartze Nießwurtz / dem Rind in den Kropff vornen / und dem Pferd in die Brust / zwischen der Haut mit einer Schuster-Ahl eingegraben / eine gute Artzney / diß ziehet alles gleich wieder selbst heraus / den Schweinen und Schafen wirds in das Ohr eingesteckt. Bovis & ovis à morbis præservat tertio quovis anno, vena sub linguâ aperta, & hoc idem præstat contra debilitatem, Inflammatio boum & ovium restinguitur: ℞. Smegma & allium, contere, farinam triticeam adde cum aceto bono, gutturi infunde, & animal currat ut incalescat In casu subito, tria ova, recentia fracta, successivè animalis ori intrudantur cum pugno Salis, naresquè & aures sale benè perfricentur. Vim Theriacæ obtinent baccæ lauri, cum cremato (Brandwein) mixtæ pabulo, hæc sunt ex P. Tylkovvsky de re agratia p. 368.

Wann ein Rind oder Ochs / durch das Joch am Halß oder Kopff gedruckt ist / soll man etliche Eyer mit Schalen / Dotter und Weissen in einer Schüssel brechen / abtreiben und auflegen / oder mit einer Speckschwarten / daran kein Feistes ist / wol reiben / und die Schwarten soll von einem Bären seyn / und muß wol gewärmet seyn; man muß aber das Viehe etliche Tage im Stall behalten / und an Regen oder Wind nicht kommen lassen. Oder man nimmt Rindern-Marck / Schweinen-Schmeer / und Böcken-Unschlitt / eines so viel als deß andern / und schmirts damit.

Wann die Füsse geschwellen / zertreibt und stösst man Holderblätter / und Schweinen-Schmeer / thuts auf ein leinen Tuch / und legts über.

Wann das Knie geschwollen / nimmt man das Decoctum von Leinsaamen und Hirsen / in Essig gesotten / und bindet es darauf.

Wann sie Blut pissen / muß man ihnen nichts zu essen / viel weniger was zu trincken geben / nimmt hernach 3 Unzen Hirsen / auch so viel Hanffkörner gepulvert / in zwey Maß weissen Wein / thue darzu eine Unzen Theriac und 2 Unzen Saffran / laß es warm werden / und giesst es ein; Item gib ihnen Meerhirsen / oder Blutstein oder Drachenblut.

Wann den Kühen die Euter geschwellen / beräuchere sie mit Asancke oder Windwachs / oder Natterbalg / oder Wiselbalg / oder Myrrhen.

Wann ihnen das Maul und die Nasen erkalten / soll man ihnen solche mit Saltz wol reiben.

Wann sie den Inndruck verliehren / das ist / wann sie nicht wiederkäuen / so nimm von einem Schaf oder einer andern Kuhe den Inndruck / das ist / das Gäste / so sie im Maul behalten / und gib ihnen das im Brod; oder gib ihnen das ein / was über Winter in der Haarriffel verblieben ist.

Für die Würm soll man ihnen Schuster-Schwärtze eingiessen. Oder man soll sie zwey Tage ohne Trincken lassen / darnach aber gebe man ihnen Wasser / darunter so viel Baum-Oel gemischt ist / an einem dunckeln Ort / daß sie das Oel nicht sehen / so werden sie alle Würme austreiben.

Für den Durchfall man ihnen drey Tage nichts zu trincken geben / und nichts als Rohrblätter fressen lassen.

Alle Schäden an ihnen zu heilen: Nimm Betonienkraut/Sanickel/Wintergrün/Heidnisch Wund-Kraut/S. Johanniskraut/Heil aller Welt/Schwartzwurtzen/Millefolium oder Gachelkraut/ und spitzigem Wegricht/alles in Wein gesotten/und auf das wärmeste übergelegt.

Für die Krätzen des Rindviehes und der Kälber: Nimm Biertrebern/ sieds im Wasser/ damit wasche das Viehe offt. Oder nimm Tannzäpffen/ sieds in Wasser und wasch es warm.

Für die Läuse/ sied Sevenbaum/ oder Attich/und wasch das Vieh damit/ müssen aber in einem abgesonderten Stall seyn/ sonst kriecht das Ungezifer auf das andere Viehe.

Für den Schwindel deß Viehes/ gib ihnen von deren Eichhörnlein das Hirn ein/ im Brod/ oder wie du kanst.

Wann die Kühe Blut pissen/ gib ihnen Buttermilch ein/ oder gieß ihnen ihren eignen Urin in den Halß.

Haben sie Mangel an der Leber/ gibt man ihnen Wermuth ein/und gesottene Hirschzungen; item Liebstöckel-Saamen/ oder Cardobenedict-Blätter/ und Wacholderbeeren zu Zeiten im Bier eingegeben.

Zur Zunge braucht man Lungenkraut und Ehrenpreiß.

Haben sie Mangel an Hörnern und Klauen/ so nimm Pech und Oel/ machs warm und bestreich den Schaden.

Kühe und Ochsen kriegen bißweilen an dem Kien/ oder am Hals eine Geschwulst/so wasche nur den Schaden mit Saltzwasser/oder Menschen-Urin; nim ferner weiches Pech und Schweinen-Schmaltz/ jedes gleich viel/laß es untereinander zerschmeltzen/ und salbe das Geschwär damit; wann sie es aber überstehen und recht gesund werden/ soll man sie nicht lang behalten/ sondern schlachten/es kommt gern öffter/ und sterben endlich daran.

Den Ochsen und Kühen wachsen offt am Kopff/ Halß und Bauch grosse schwartze Wärtzen/ die soll man im letzten Viertel mit Pferdhaaren binden/ so fallen sie ab.

Wenn ihnen der Mastdarm ausgehet/ so laß ihn mit Tormentill-Wurtzel bestreuen/ und sanfft wieder hinein thun.

Wann man sorgt/ein Viehe sey ungerecht/ so nimm für sechs Pfennig Kupffer-Wasser/und vier Hand voll weiß Erlene Zapffen/laß es in einem Hafen/ der zwey Aechtering hält/mit halb Essig/ und halb Wasser untereinander wol ab- und einsieden/ brenne dem Vieh damit ein gut Heu-Gesott ab/saltz es wol/ und gieß es 32 Tag vorher ein/als man es schlachten will. Es pfleget aber das Viehe diß Gesott/ wegen der Bitterkeit/ nicht auf einmal gar zu nehmen/ sodann kan mans wieder wärmen und wol saltzen/also offt/ biß es völlig aufgezehrt. Ist aber das Vieh im Verdacht/ daß es so sehr ungerecht sey/ so kan mans unter währenden 32 Taoen noch einmal brauchen/ hilfft wol/ und ist offt probirt worden.

Für die Läuse des Viehes ist auch gut Quecksilber genommen/ mit nüchternem Speichel getödtet/ ein Tuch damit eingeschmiert/und dem Vieh um den Halß gebunden.

Wann eine Kuhe offt läuffig wird/ und doch nicht trägt: Nimm Teschelkraut/machs zum Pulver/ und gibs ein.

Wenn ein Vieh hinwirfft: Nimm des unzeitigen noch lebendigen Kalbs Kopff/ brenn ihn zu Pulver/ nimm den Aschen davon mit Saltz und Hasenhaaren/ gib dem tragenden Viehe/ so wirffts nicht mehr hin.

Ist einem Vieh das Maul verletzt und isset nicht: so nimm Salve/ Wohlmuth/ Wegwart und Alaun/ sieds im Wasser/netz einen saubern Hadern/ und wasch ihm das Maul aus.

Wann eine Kuhe nicht müssig werden kan: Nimm Taback/(wie man sonsten in der Pfeiffen braucht) einer Viertel Elen lang/ ein Stück Schwefel drey zwerch Finger lang/und ungebrauchte Kreiten halb so viel als des Schwefels/schneide und stoß es/ thue es in ein Häfelein/das drey Seitel hält/ gieß frisches Bronnen-Wasser darauf/ laß es verdeckt sieden/ damit kein Dunst davon komme/ gibs der Kuhe auf dreymal zu trincken/ man soll ihr auch offt gesottenen Leinsaamen zu essen geben.

Wann ein Vieh nicht harnen kan/ gib ihm gestossenen Meerhirs auf einem Vieh-Brod.

Für den ausbeissenden Wurm an Menschen und Viehe: Nimm Bilsensaamen/ so viel du zwischen dreyen Fingern fassen kanst/ und drey gantze Nuß-Kern/ mit dem Creutz allein/und neun Salve-Blätlein/ stoß alles durch ein ander/ und binds auf den Schaden/in drey Stunden wiederum einmal/ und diß thue dreymal/ es tödtet alle Würm an Menschen und Viehe.

Wann ein Viehe hustet und Lungensichtig ist: Nim ein Vierthel Kranweth-Aschen/ einen halben Metzen Rocken- oder Waitzen-Kleyen/ und ein gantz Küfel Saltz/alles untereinander wol vermischt/ und Wochentlich zwey mal einem jeden Stück Rindvieh/ eine gute Hand voll davon eingegeben/Abends nach ihrem letzten Futter/es sey trocken oder naß.

Wann ein Vieh hustet/Lungensichtig und schweräthmend ist/so nimm Antimonium und Schwefel gestossen/jedes ℥ij mische es/ und mach mit Mehl-Kugeln daraus mit Wasser so groß als ein Hüner-Ey/ gib einem Ochsen täglich Morgens eines ein/ ist in Dännemarck vom Herrn D. Bartholino Cent. VI. §. 97. probiret worden.

Oder gib ihm das Decoctum Hyssopi, & porum contusum cum puro frumento edat, vel per dies 7 bibat decoctionem Artemisiæ.

Wann sich ein Vieh verfangen hat/so meistentheils den arbeiten Ochsen zu geschehen pflegt/ so wiederkäuet er nicht/und hat Maul und Ohren kalt/ dem schneide nur in das Ohr/daß es blutet/ und reib ihm die Zungen mit Saltz an.

Wenn ein Vieh an den Klauen Mangel hat/ so schmier sie mit Oel und Pech untereinander zerlassen/ so heilet es.

Wann das Rindviehe nicht zunehmen will/ so nimm Schwalbenwurtzeu/ Ottermening/ Fenchelwurtzen oder Kraut/zerstoß es/ und drucke den Safft heraus/ thue guten Theriac darein/ und gibs dem Viehe zu trincken/kanst du die Kräuter nicht grün haben/so nimm sie dürr/ koche sie mit Bier/ und gibs

damit Viehe warm zu trincken; so auch ein toller wütiger Hund ein Vieh gebissen hätte/ so wasche die Wunden mit diesem Wasser und gibs ihm zugleich warm ein.

Wäre ein Vieh von einem gifftigen Thier beschädigt worden/ daß es sehr geschwellen würde/ so nim Tag und Nacht Violam Trinitatis oder Freysamkraut/ mit Kraut und Blumen/ siede es im Wasser / und leg es warm auf.

Für den Durchlauff: Nimm Eychenlaub klein zerstossen/ oder Lorberschalen zerstossen / mit Milch eingegeben; Etliche brennen alte Schuhe / und geben ihnen diß Pulver im Bier ein ; oder nimm Laim aus dem Backofen/ der gebrennt ist/ sied ihn mit fliessenden Wasser/ gibs ihnen zwey- oder dreymal trincken/ es wird besser.

Wann einem Ochsen das Auge geschwillt/ so mache aus Wäitzen-Mehl und Hönig ein Pflaster und lege es auf.

Wann ein Vieh nicht fressen will / so zerstoß rohe Eyer mit Hönig / und schütte ihms in den Halß/ oder bestreue das Futter mit Saltz / oder zerstosse Andern wol/ mische es mit Wein und Oele / und geuß es ihm ein.

Dem verwundten Viehe die Maden aus den Wunden zu vertreiben/ sied Tausendguldenkraut oder Centauer im Wein / wasche den Schaden damit wol aus/ so werden sie bald vergehen.

CAP. XLIV.

Von Bezauberung des Viehes.

Martin Böhme hat in seinem nützlichen und guten Roß-Artzneybuch auch zuletzt etliche Stücke / diesen Punct betreffend / aufgesetzt / derowegen (sagt er) wo die Kühe dißweilen gantz toll werden / sich vor den Stall förchten / an Stricken und Ketten reissen / als stünde der Fleischhacker mit aufgehabener Axt vor ihnen/ so nimm eine Schnitte Brod/ streue darauf Semen Nigellæ Käisersaamen / Creutz-Rauten und Liebstöckel/ gibs ihnen zu fressen/ binde sie loß/ und laß sie lauffen/ wohin sie wollen / gib nur acht auf sie/ wo sie hinkommen / es vergehet ihnen alsdann gewiß.

Item nimm Meisterwürtz / Liebstöckel/ Lungkraut und Wermuth/ hacke es untereinander / und gib ihnen solches ein.

So dir dein Vieh etwa bezaubert würde / daß es gantz feig/ lahm/ oder verdorben wäre / so nimm Hypericon, S. Johanneskraut/ gibs ihm zu fressen/ so wirds besser.

Zauberey zu verhüten / wollen etliche / man soll einen Wolffskopff ans Thor anhängen / oder Meerzwieffel; meines Bedunckens aber werden unnanatürliche Zufälle schwerlich durch natürliche Mittel können gewendet werden / sich GOtt befehlen und andächtig beten/ lockt der H. Engel-Schutz/ und vertreibt des bösen Geistes und seiner Höllengenossen böse Anschläge; jedoch sind auch gewisse Mittel/ da nur kein Aberglaub/ Charecteres, (ut Diabolus per Beelzebub ejiciatur) dabey ist/ nicht gäntzlich zu verwerffen.

Herr Abraham von Thunishirn in seinem nothwendigen Unterricht von Haushalten / so von Caspar Jugelio ausgegeben worden / setzet wieder die Unholden oder Hexen / so die Milch dem Vieh rauben/ folgendes Mittel: Man nimmt/ spricht er / eine halbe Gelte voll Milch/ wie man sie gemolcken / (etliche melden von einer jeden Kuhe ein wenig darzu) werffen ein Hand voll Saltz/ halb so viel Ruß aus dem Camin oder Rauchloch vor den Kachelofen/ thun etwann eine Eyerschalen voll gestossenen Schwefel darein/ rühren alles wol durcheinander/ löschen ein paar glühende Sicheln darinnen ab/ füllen hernach solche Milch in eine neue Rinderne Blätter durch einen Trichter/ und hängen die Blätter mit samt der Milch in den Rauchfang / lassen solche darinnen hangen/ weil etwas daran ist/ es hilfft. Expertus loquor, setzt er darzu.

Herr Heinrich von Ranzau in seinem geschriebenen Haußbuch sagt / wann ein Viehe bezaubert ist / soll man das Viehe lebendig aufhauen/ das Hertz herausnehmen/ von äschen Holtz einen Spieß machen/ ihn durch das Hertz stechen/ und es in den Rauch / oder über das Feuer hängen / so soll der Zauberin Hertz also beängstiget und gequälet werden/ daß sie wird müssen kommen/ ihre Schuld bekennen/ und um Verzeihung bitten; das ist fast ein Mittel/ wie Herr von Helmont von den Pferden anzeigt / davon im vorigen Buch gedacht worden. Quod sane periculosum, & valde dubitandum, utrum salvâ conscientiâ possit adhiberi.

Der alte Herr Carrichter/ in einem absönderlichen kleinen Tractätlein/ darinn er von Heilung der zauberischen Schäden geschrieben/ setzt folgende Mittel: wann ein Viehe verzaubert ist/ so nimm Weyrauch und Myrrhen und rothen Knoblauch/ stoß es untereinander an einem Donnerstage Nachmittag/ wann das Viehe ausgehet/ so nimm einen neuen Laib Brod und schneid ein Bißlein davon/ und in ein jedes Bißlein/ ein wenig von voriger Materia eingemacht / ein wenig Saltz darauf gestreuet/ und dem Viehe zu essen gegeben/ darnach darauf ausgetrieben/ es hilfft hernach am Freytag Morgens frühe/ wann du gemolcken hast / so laß die Gelten nicht ausschwancken / oder hängs vergebens in den Rauch/ unausgewaschen/ so wird dieselbe kommen/ und etwas borgen wollen/ du solt ihr aber (spricht er) nichts leihen/ so wird sie im Hauß hin und hergehen / so must du sehen/ daß sie nicht hinaus mag/ es hilfft sonst nichts.

Oder nimm die Milch von derselben Kühe / geuß sie in einen neuen Topff an einem Sonnabend/ (quod superstitionem sapit) ehe die Sonne aufgehet / geuß die Milch darein/ ropffe der Kuhe die lange Haar aus unter den Augen/ thue es in die Milch in den Topff / darnach mache einen Taig vom Mehl / thue einen Deckel über den Hafen/ und verkleibe ihn wol / daß keine Lufft hinein komme/ setze den Topff mit der Milch ins Feuer/ laß es sieden eine Stund oder zwo / darnach nimm das Seihetuch reingewaschē/ geuß die gesottene Milch darein und dardurch; darnach laß die Kuhe zu dreyen malen melcken/ und seihe die Milch durch das Tuch / wie

zuvor/und geuß dann die Milch alle zusammen in einen neuen Topff/un thue Staub von dem Hauß hinein/darnach setze dē Topf mit der Milch über die Thür/wordurch die Kuhe in den Stall gehet/so wird die Kuhe der Hexerey befreyet/und wird ihre Milch/wie vorher/geben.

Herr Philipp Jacob von Grünthal in seinem geschriebenen Haußbüchlein setzt folgendes Mittel: Gieß die zauberte Milch/alles was eine Kuhe auf einmal gegeben hat/in einem Schweintrog/und schlage und peitsche darauf mit stachlichten Hagendornen/so lang etwas darinnen ist; Item lege Ainhacken-Wurtzen zwischen die Milch-Häfen so geschiehet der Milch nichts.

CAP. XLV.

Was von dem Rindviehe zur Artzney dienlich.

Die alten Ochsen haben an der Gurgel etliche Knoppern/wie die Oliven/sind aber grösser und kleiner/nach dem Alter/diese heraus genommen/an einen Faden gefasst/ in die Höhe aufgehangen/und im Schatten gedörrt/gepulpert/und alle Morgen eine halbe Unzen davon eingenommen/wird einem Wassersüchtigen seinen Zustand bald vertreiben.

Die Nerven und Flechsen von einem Rind getrocknet/ gestossen / und wie ein Flachs gehechelt / dienen viel besser in die Wunden / als die Fasern von leinenen Häderlein/und sind sehr gut den jenigen/die es gebrauchen/und diß / sagt Fioravanti lib. 4. del Tesoro della vita humana, cap. 61. sey eines von seinen Geheimnüssen.

Die Gall von einem Ochsen mit Baum-Oel in die Ohren gethan / oder mit Baum-Oel vermischt in die Ohren geträufft / vertreibt das Sausen und Klingen der Ohren/und alle Schmertzen/die aus Kälte entspringen; die Gall von einem Stier/wie Avicenna meldet/ soll die Ohren-Geschwär vertreiben/daher es auch/nach Plinii Gezeugnus/den Gehörlosen und Tauben nützlich ist. Galenus sagt / wann man die todte Frucht aus Mutterleibe will abtreiben / soll man von einer Stiergallen einer Mandel groß machen / im gewässerten Wein abrühren / und zwey Löffel davon zu trincken geben/so solls bald helffen ; den Halß auswendig damit geschmieret/soll es wider die Angina dienen. Applicatur quoque (sagt Avicenna) in modum emplastri, ad vulnera & ulcera erysipelata, doloresque vehementes. Auf den Nabel eine darinnen befeuchtete Baumwoll gelegt/ vertreibt die Würmer.

Sextus Platonicus meldet / daß für das Funckeln der Augen / man solche mit Stier-Gallen salben solle/ mit Claret und dem besten Hönig vermischet; soll auch/ eodem Authore, in das Angesicht gestrichen/ selbiges reinigen.

Stier-Blut warm übergelegt/soll die Blattermasen heilen und vertreiben; Quercetanus sagt/ daß von dem Rinder-Miltz die Miltzschmertzen vertrieben werden/ wann man solches isset.

Das Miltz von einem Ochsen/ wann er jung ist/genommen/und im Backofen gedörrt/mit ein wenig Zimmet und Saffran/alles gepulvert/und einer Drachmæ schwer in Zisernbrühe eingenommen / befördert die Frauen Zeit.

Offt findet man / so wol in der Kühe/ als in der Ochsen in primo & secundo ventriculi loculo runde Kugeln/so genant werden Haarballen/ sind sehr leicht am Gewicht/und von unterschiedlicher Grösse / etliche glatt/etliche raulichlicht und höckericht/theils schwartz/ glänzend/theils gelb/grau und grünlichte/ scheinen von lauter Haaren zusammen gepackt. Cardanus sagt: Cogitur ex cibi incrementis, & motû rotunditatem acquirit pituita cogente, unde si frangatur, ex pilis constare videtur. Indem er so leicht ist/ hat er gleichwol eine ziemliche Härten. Plinius will / sie sollen den Gebährenden nützlich seyn. Etliche feilen das haarichte Wesen heraus/und brauchen es auswendig wieder die anhaltende Blutflüsse und die rothe Ruhr / wie auch D. Bartholinus bezeuget/man findet auch in der Ochsen Nieren goldfarb-glänzende Steine / geformet wie ein Bezoar.

Stier-Leber gemach abgebraten / und auf einen schmertzhafften Zahn gelegt / vertreibt die Wehthum. Hollerius sagt / daß die Stierblatter gepulvert und eingenommen/die Beschwerlichkeit des Harns mildert/ auch die aufgebrochenen Köpffe / und alle Zwietracht heilet.

Die Kühmilch gekocht und offt getruncken/vertreibt den Zwang und die Corrosiones Intestinorum. Das March von den Stieren soll die eingeschrumpfften Flechsen mildern. Die Kühklauen/ sonderlich die vordern Klauen / aus eine Glut gelegt und damit geräuchert/tödten oder vertreiben die Mäuse.

Die Schlenbein/von einen Ochsen gebrennt/ gepulvert/und mit Myrrhen gemischt/sollen ein gutes Zahnpulver seyn / und befestiget die Zähne.

Plinius schreibt/der Spitz von einem Rindshorn gebrannt/ und zwölff Löffel voll in Hönig den Schwindsüchtigen gegeben/soll wol dienen.

Nivi (inquit Gesnerus) qui bubulum stercus aridum, in jusculo ignarus bibit, & à Colicis doloribus statim liberatus fuit.

Ad inflammatos oculus inter linteos duplicatos stercus vaccinum recens positum ceu cataplasma drotinus juvat & dolorem tollit.

Der wütende Hunde Biß (sagt Cornelius Celsus)zu helffen / soll man die Wunden beschneiden / biß auf das frische Fleisch / und frisch Kalbfleisch darauf legen/auch die Brühe davon trincken; das Fleisch auf frische Wunden aufgelegt / lässet sie nicht geschwellen. Wann die Ohren wehe thun und eytern/ soll man Kälbernes Marck zergehen lassen / und hinein treuffen. Eben dieses Mittel heilet auch die zerschrundenen und räudichten Lefftzen; sonderlich soll das March aus den Schienbeinen der güldenen Ader-Schmertzen glücklich mildern.

Der frische Mist vom Kalb soll das Lach-Feuer vertreiben / und der von einem säugenden Kalb kommt/ das noch kein Gras gegessen hat / soll für das Podagra eine nicht geringe Linderung geben. Wer mehr wissen will / der besehe Guilielmi van den Bosche Leodii

Hi-

Historiam Medicam, daraus dieses meistentheils genommen.

Johann Tavernier in seinem ersten Buch Indianischer Reisen cap. 13. pag. schreibet / daß im Spital zu Goa, wann die Krancken Europäer hinein kommen/sie daselbst zwölff Tage lang täglich drey Gläser voll Kühe-Urin/Morgens/Mittags/und Abends trincken müssen/ damit sie ihre Farb und völlige Gesundheit wiederum erlangen. Weil aber/ sagt er/ dieser Tranck nicht gar lieblich schmecken mag / so nimmt ein Patient dessen/so wenig er kan / nachdem etwann die Begierd gesund zu werden bey ihm einfinden mag / dieses Mittel hat man bey denen im Land wohnenden Barbarischen Völckern durch Experientz erlernet/und gut befunden. Es trincke nun der Kranck gewesener solches/oder nicht/muß er dennoch in Spital verbleiben / biß die zwölff zur Cur ordinari-gewiedmete Täge verflossen/vorher lassen sie einem Patienten so offt die Ader öffnen / biß das eyterich und faulende Blut verfliesset / und ein reines und bessers sich erzeiget.



CAP. XLVI.

Von der Schäferey.

WO es grosse und ergäbige Wirthschafften hat/ da werden eigene/grosse und weitsichtige Schäferhöfe meistentheils viereckicht gebauet/ da der Schaffstall meistens also gesetzt wird / daß die Thor und Fenster sich gegen Mittag lencken / an einem erhöheten trockenen Ort/an den übrigen drey Abtheilungen ist des Schäfers Wohnung / unterschiedene Gewölbe/Kammern und Keller/die Milch / Käse und Wolle darinn zu verwahren/und noch mehr kleine absonderte Ställe sind für die Widder/Hammeln / Lämmer/ auch für krancke Schafe / so von den gesunden allwege stracks abzusondern/so muß es auch unterschiedene verschlagene Böden haben/ Heu und Streu darauf zu erhalten.

Der Schaffstall muß warm und doch nicht zu enge seyn / damit die Schafe im Sommer genug Platz/darinnen haben / und einander nicht drengen oder tretten/ oder durch gar zu eng-zusammen gepresstes Anrühren erhitzigen müssen. Er muß mit sonderbahren Hurten unterzogen werden/daß man die trächtigen Schafe von den andern beyseits stellen kan. Die Bahren / darein man ihnen das Heu gibt / samt den Krippen/ müssen niedrig gestellet / und allzeit sauber gehalten werden.

Diese Thierlein muß man vor Nässe und Frost wol bewahren/dahero so wol das Dach / als alle Oeffnungen und Wände desselben wol zu versehen / daß daraus kein Schaden entstehe; und am besten ist / wann zwischen dem Dach und dem Schaffstall ein unterlegter Boden ist/so stehen sie wärmer / und kan man oben auf Fütterey für sie behalten/denn so ein edles und nutzbares Thierlein ein Schaf ist wo man es recht hält / so grossen Schaden hat auch ein Hauswirth zu gewarten / wann durch unfleissige nachlässige Wartung die Schafe krank werden und umfallen / da dann die anfälligen Seuchen diese Thierlein hauffenweise hinraffen / daß offt in wenig Wochen etliche hundert umstehen / so dem Hausvatter an seinem Einkommen nicht allein ein unglückseliger Abbruch ist / sondern er muß auch neuen Unkosten

machen/will es anders seine Wirthschafft mit Vortheil bestellen.

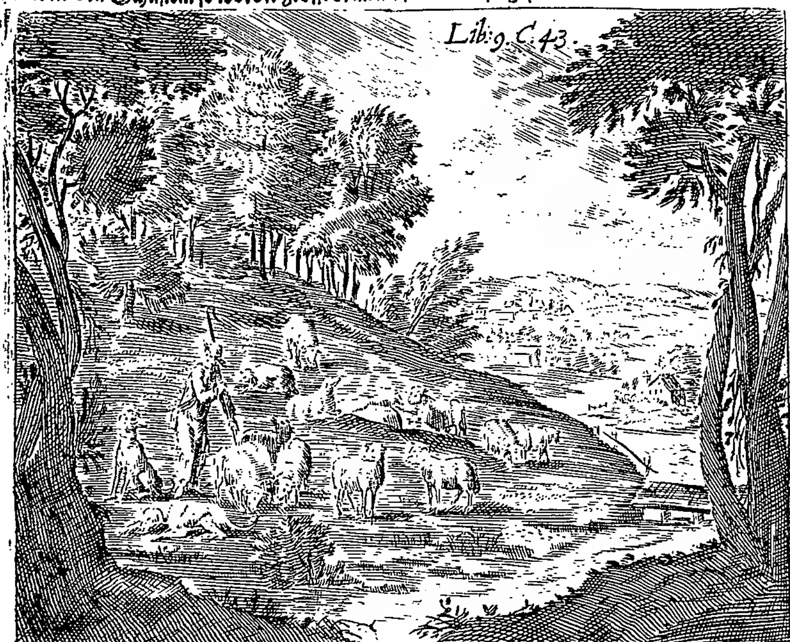
Ein guter warmer trockener Stall kan grosse Beförderung zum Aufnehmen der Schaf-Heerde beytragen / darum soll er einen trockenen mit Steinen gepflasterten und ein wenig abhängichten Grund haben/damit alle ihnen sonst schädliche Feuchtigkeit abfliessen / und sie nicht beschädigen könne / und wiewol der Stall etwann erhöhet seyn solle/ desto weniger von der Feuchtigkeit beschweret zu seyn / muß er doch von Mitternacht- und andern gewöhnlichen kalten Land-Winden / sonderlich wo die Wetterlucken sich zu weisen pfleget / also geschirmet werden/entweder durch ein Gebäu/Mauer/ oder grosse hohe dicke Bäume / damit die Sturmwinde solchen nicht gar frey anfallen und verunruhigen können. Am besten ists / wann in dem Schafstall zwo Thüren eingehen / daß man durch die eine im Winter die Wärme/ und durch die andere die frische Lufft im Sommer einlassen kan / weil den Schäflein so wol die grosse Kälte/ als auch die übermässige Hitz entgegen schädlich ist.

Wann man den Schafstall ausgemistet hat / schreibt Herr Böckler in seiner Haus- und Feld-Schul/ soll man denselben mit Weiber-Haar / Hirschhorn/ oder Geißklauen räuchern/und diß soll die Schlangen / und andere Ungezieffer und Würme vertreiben.

Wann der Schafstall im Jahr einmal ausgemistet wird/ist es genug/muß aber nicht im Winter / sondern im Sommer bey warmen Wetter geschehen.

P. Tylkowsky sagt / sieben Schaf geben so viel Milch als eine Kuhe / will man/daß sie mehr Milch geben/ soll man ihnen im Winter im Stall zu trincken geben/und ein wenig Saltz und Mehl von Hirschprey hinein legen.

Etliche Schäfer melden / man solle die Schafe selten trincken lassen / in zweyen Tagen kaum dreymal/und wann feucht Wetter ist / kaum in fünff Tagen zweymal so bleiben sie gesund.



Cap. XLVII.

Schäfers-Gebühr.

Das Schäfer-Volck ist zu unsern Zeiten mehrentheils in ein umschweiffend/verruchtes und übel dienendes Gesinde / die sich mit ärgerlichem Leben/bösen Stücken / und muthwilligen Händeln offt unerträglich machen / und wäre zu wünschen / daß in unsern Landen / wie an etlichen andern Orten/ deßwegen eine Lands-Ordnung gemacht oder gehalten würde.

Sie haben sich an etlichen Orten unterstanden/ nach ihrem Gefallen / Ordnungen zu machen / daß sie niemand haben wollen Schaf hüten lassen / dessen Eltern nicht auch Schäfer gewesen / daß sie diejenigen mit Straffe belegen / die sich um geringern Lohn verdingt haben/als ihnen / unter sich selbst zu bestimmen und anzuordnen/etwann gelustet hat / und also sich eigner und unerlaubter Gerechtigkeit unterstanden haben; die jenigen Hirten / so ihnen nicht gehorchen wollten/wegzutreiben / und also den Herrschafften und Obrigkeiten grosse Ungelegenheit und Verwirrung zu machen. Auch sagen sie manchesmal ihren Dienst zur Unzeit auf und wann man ihrer am höchsten bedörfftig / werffen sie den Strohsack für die Thür / gehen ohne Kundschafft und Zeugnus davon / werden auch nichts desto weniger von andern also aufgenommen; sie versammlen sich auch offtmals in den Feldern / und treiben ihre Heerden zusammen / so nicht zu gestatten / tragen allerley

Gewehr/sonderlich Röhr/bey sich/damit sie dem Wild-pret Schaden thun / aufs wenigst mit ihren Hunden/ die sie ledig und ungeknebelt umlauffen lassen / selbiges verjagen. Auch sollen sie keine verwüsteten Aecker oder altes Gras / ohne Erlaubnus oder Befehl/ anstecken/ auch ihre Wärmfeuer recht auslöschen/ und nicht brennen lassen.

Diß nun alles abzustellen/ist in Corpore Juris Saxon, Tit. 5. fol. 158. unter den Churfürstl. Sächsischen Lands-Ordnungen der Grafschafft Niederlaußnitz dieses alles verbotten worden / und dabey anbefohlen/daß man diejenigen Schäfer/die sich / dieser Ordnung nachzuleben / halsstarrig wiedersetzen / gefänglich einziehen solle/so lang/biß sie Caution leisten/diesem zu gehorchen oder da ferne sie sich dessen verweigerten / soll man solche nach Dreßden übersenden / allda das Steinschneiden und andere Arbeiten zu verrichten; auch die Obrigkeiten/so denen Schäfern / wider diese Ordnung zu thun/ gestatten/und sie/diesen zu wider / bestellen und annehmen würden / sollen so wol / als die Schäfer/ein jeder Thaler Straff geben/so ad pios usus zu verwenden.

Es werden auch denen Herrschafften / die von Alters her Schäfereyen haben/von der Landsfürstlichen Obrigkeit keines weges zugelassen/daß sie mehr Schafe halten/ als sie von Alters berechtiget / oder daß sie ihre Schaf weiter/und andere Ort/als sie befugt / treiben und weiden lassen/weil solcher hochnachtheiliger / überflüssiger ungebührlicher vortheilischer und eigennütziger Schaftrieb (wie die Bayrische Forst-Ordnung im 35. Articul sagt) in den Wäldern und Forsten/nicht allein dem gar jungen herwachsenden Holtz / zu Verwüstung grosser Verhinderung und mercklichen Schaden gereichet/ sondern auch inn- und ausser dem Gehöltze / den armen Bauersleuten / ihre Viehweid und Blumbesuch dardurch gröslicht schmälert und entziehet / welches ihnen zum Verderben / Bedrangnis und Unterdruckung gelanget. Viel weniger wird nachgesehen/daß Jemand dem alten Herkommen und Gebrauch zuwider / neue Schäfereyen aufrichten solle/damit ein jeder bey seinem Recht geschützet / und Niemanden einige Unbilligkeit oder Verhinderung an seiner Nahrung zu gemuthet oder angethan werde.

Ein guter / fleissiger wachsamer und treuer Schäfer aber/ist leichter zu beschreiben/als zu finden. Er soll seine Heerd nicht weit auseinander / sondern fein beysammen halten / damit diejenigen / so sich abziehen / seine Stimm und Pfeiffen kennen / und nachfolgen oder wiederkehren; er soll mit schlagen/werffen/poldern und Ungestümm die Schäflein nicht verwirren / sondern mit freundlichen Worten und Locken an sich gewehnen; Er soll/so lang er im Feld/sonderlich nahe bey den Wäldern hütet/weder schlaffen noch sitzen / sondern stehen/ damit er seine Heerde wachsam übersehen / und allen Anfällen der wilden Thier und der Diebe zuvor kommen/und solche verhüten und abwenden möge ; auch soll er verhüten/ daß seine Schäflein in den gebaueten Feldern und Wiesen nicht andern Leuten(zu seinem Nachtheil oder Verantwortung) Schaden thun. Er soll die Ort / wo er zu weiden pfleget/nach der Gelegenheit des Orts / Veränderung der Tages-Zeit und des Gewitters unterscheiden. Er soll seine untergebene Heerde so wol im Sommer als Winter / emsig und sorgfältig pflegen/ warten/zu rechter Zeit weiden und träncken ; der Lecke so ihnen sehr nothwendig und nützlich / nicht vergessen/ allerley Mittel für die Krancken/oder sonst Nothleidenden wissen und gebrauchen.

Was sich nicht zusammen schickt / als Junge und Alte / Widder und Schafe / trächtige und galte/ gesunde und krancke/fein bald und ordentlich absondern. Er soll nicht weniger ein gutes Hertz haben / hurtig/geschwind/und freudig seyn/mit Gewalt (wo es nöthig) alles / was seiner Heerd schädlich und verderblich ist/ abtreiben/keine Gefahr förchten / scheuhen/ fliehen oder meiden / vor Aberglauben / Zauberey/ Seegensprechen und bösen Stücken sich hüten / darzu sie meistentheils durch den Müssiggang und böse Anführung ihrer Gesellschafft verleitet werden. Etliche Schäfer ihrer Heerde desto besser an sich gewöhnen / haben Sackpfeiffen/Schalmeyen oder andere Pfeiffen bey sich / damit sie die Schäflein / welche die Music gerne hören/belustigen.

CAP. XLVIII.

Von der Schäfer Bestallung.

Die Bestallungen der Schäferey/ werden allenthalben auf zweyerley Weisen angeordnet: Auf die erste Weise gibt man dem Schäfer seine Besoldung / nachdem die Schäferey groß oder mittelmässig ist; In Mähren (wie ich von Herrn Grafen Frantz Benedict Perchtolden/Herrn zu Ungerschitz/bin berichtet worden) pflegt man / wo fünff biß sechshundert Trag-Schafe gehalten werden / von 30. biß 35. fl. neben dreyssig Metzen Korn / zween Metzen Waitz und so viel Gersten/ Haiden/ Erbsen/ samt drey Küfeln Saltz/ und von jedem Bräuwerck einen Eymer Schlecht- oder Afterbier zu geben/und ein Pferd / samt einer Kuhe/im Futter zu halten ; dargegen nimmt die Herrschafft den völligen Nutzen/ausser der Milch / die einen Tag in der Wochen dem Schäfer gebühret ; wann aber die Herrschafft die übrigen Tage gleichesfalls dem Schäfer überlässet / so gibt er von jedem hundert der Melck-Schaf/ zwölff Gülden neben einem Achtel Schmaltz / und einen Käß von sieben biß zu acht Pfunden.

Die andere Weise ist/daß man / wie in Böhmen gebräuchig / und es Herr Joh. Erasmus Wegener ausführlich beschreibt / daß der Schäfer von der gantzen Schaf-Nutzung/ auch Verlust / den siebenden Theil haben und tragen muß ; als wann die Heerde 700. Schafe hat / gehöret das eine hundert dem Schäfer/ kaufft die Obrigkeit (wie seine Wort lauten) 6 Schaf/ muß der Schäfer eines kauffen/verrecken oder sterben 7. gehöret eines davon dem Schäfer / bekommt die Obrigkeit sieben Centner Wolle / gehört davon dem Schäfer ein Centner ; gibt die Obrigkeit sechsmal Saltz / gibt es der Schäfer das siebendemal ; über dieses muß die Obrigkeit den Schafen alle nothwendige Fütterey verschaffen/ worzu der Schäfer nichts giebet / herentgegen

geniesset die Obrigkeit alle Dung und Mist / davon der Schäfer nichts hat.

Auf hundert Mutter-Schafe gibt man fünff Futter Heu / auf zweyhundert Galt-Schaf gibt man sechs Fuder; sonsten wird auf hundert Schaf durchgehend ein Mäsel Saltz gegeben / welches mit Wermuth/Aschen und andern Kräutern vermenget werden muß; und auf die Schäferhunde gibt man vier Strich Habern / das ist ohngefähr fünffthalb Metzen Oesterreichischen Maß. Auf tausend Stuck (sagt Herr Wegener ferner) durchgehend oder mehr / werden gemeiniglich vier Knechte/ nemlich ein Meisterknecht / ein Lämmerknecht/ und zwey Zutreiber gehalten. Der Meister- und Lämmerknechte mögen halten Mutter-Schaf dreyssig Stuck / item Galtviehe der erste funffzehen / der andere aber zehen Stücke. Die Kost aber ist ihnen der Schafmeister schuldig zu geben / weil er ein sonderliches Deputat am Getraide hat. Dem Schafmeister werden zwey Kühe im Mayerhof gehalten/davon er die Milch holen lässet; ein Pferd zu Ausführung des umgestandenen Viehes.

Die Schafe Melckung wird gemeiniglich dem Schafmeister verdungen/nach jedes Orts Gelegenheit/ zu sieben biß zehen Kreutzern von jedem Stück/ welche Melckung auf Himmelfahrt oder Pfingsten anfangen solle / und vierzehen Tage vor S. Wenceslai wiederum aufhören. Oder die Obrigkeit nimmt sechs Tage die Milch/und der siebende gehöret dem Schafmeister/aber nicht an einem gewissen Tage/ sondern allzeit Wechselweise/damit der Schäfer den Tag nicht wisse / sonsten die Obrigkeit wenig bekommen würde.

Herr Graf Perchtold in seinem Bericht/setzt auf 100 Schaf Jährlich zehen Fährtel Heu/ neben genugsamen Waitz- und Erbsenstroh; welches aber nur von Fährtlein zu verstehen / wie sie die Unterthanen zu Robbath aufzuladen pflegen; auch gibt man Monatlich auf zwey hundert Stücke ein Küefel Saltz. Weiter nun auf diese andere Art / wird dem Schäfer keine Besoldung gereicht/sondern muß sich von diesem siebenden Theil Nutzung/samt seinem Gesinde erhalten/ausser wo es die Gelegenheit gibt/pflegt man ihm ein Korn-Feld/auf etliche Metzen Anbau zu überlassen.

Andere pflegen ihre Schäfereyen denen Schäfern um ein gewieses Geld zu verlassen/als von einem Stuck geben die Schäfer dreyssig Kreutzer / das bringt von tausend Schafen Jährlich 500. Gülden / und von jeden hundert Stucken 50. Gulden / das müssen sie auf zween Termin erlegen; alle Gefahr muß der Schäfer mit dem Viehe tragen/da etwas mangelt/oder Feuersbrunsten/ durch seine und der Seinigen Verwahrlosung entstünden/dafür hafften / und dasselbe alles / sowol das Bestand-Geld genugsam verbürgen / auch allem Gesinden selbst lohnen; item zwölff gute Hämmel bedarff und und haben will / auch acht oder zehen Schock gute Schafkäse.

Die Dung und Mistung bleibet alles dem Herrn zum besten / muß auch / als in Sachsen und Meissen üblich (wie es Herr von Thumshirn erwehnet) den Schäfer die Pfirchung und Mistung/wo es ihm geheissen und befohlen wird / mit fleissigem Einstreuen und täglicher Fortschlagung der Hurten / fortfahren / und an ihm nichts erwinden lassen / damit die Felder/so viel möglich gemistet und gepfirchet / in stäter Besserung erhalten werden; und nach dem Sächsischen Recht/ist ein jeder Schäfer schuldig/die Pferch zu schlagen / und wann er/ ausser ungestümmen Ungewitter / solches unterlässet/ muß er vor jede Nacht einen Scheffel voll Korn Straffe geben; er muß auch bey dem Heu und Grünmath einbringen helffen.

Das verreckte Viehe sollen sie mit den Fellen berechnen/und die Zeit alsobald benennen/samt dem Aas vorzeigen/selbiges in Beyseyn der Bedienten eines zerhauen/den Hunden vorwerffen/oder auf den Mist schmeissen.

Es ist auch nicht genug / wann der Schäfer sagt/so viel Stücke habe der Wolff gefressen/ dann weil er seine Besoldung deßwegen einnimmt/hätte ihm gebührt/solche zu verwahren; Er möchte wol die Schaf selbst fressen / und hernach den Wölffen die Schuld geben; Er muß beweisen/ wie das Unglück geschehen / und daß er deßwegen keine Schuld trage; oder wann er probiren kan/ daß durch bekanntes grosses Donner- und Hagelwetter/Wolckenbrüche / tieffe Schnee / oder dergleichen wäre verlohren gangen.

Was nun vom Wolff zerrissen worden / sollen sie dessen ein Zeichen bringen/ oder doch gleich ansagen; damit aber die Schäfer nicht frembde Fell an sich kauffen mögen/kan mans verhüten/ wann man allen lebendigen Schafen ein Ohr mit einem gewiß-gezeichneten scharffen Eißlein durchschlägt / denn solche bewachsen sich mit kleinen Haaren; das andere Zeichen aber (wie Herr Wegener meldet) welches die Schäfer in die erkaufften Felle den Herrn zu betriegen machen wollten/haben kein einiges Härlein; also ist der Betrug leicht zu erkennen.

Der Unterscheid zwischen den geschlachteten und verreckten Schafen kan man wol an dem Fell erkennen / an dem ersten sind die Adern fein röthlicht / an dem letztern aber sind sie schwärtzlichtblau; Item diese lassen die Wolle hinter den Ohren ausgehen und werden kahl/die geschlachteten aber behalten ihre Wolle.

Es ist das allersicherste / (sagt er ferner) man suche zum öfftern die Schäferey heim/ und gehe alle Winckel/ Böden/Kuchen und Keller durch / alsdann wird man finden/wo der Haas im Pfeffer ligt.

Zum öfftern soll man die Schaf zählen lassen / und das ohngefehr/wann sich dessen der Schäfer am wenigsten versihet/ damit man wissen möge / ob mehr andere Schafe vorhanden/die ihren Unterschleiff/ ohne Vorwissen der Obrigkeit haben / weil die Beamten offt faul sind/und der Schäfer/wann er ihnen bißweilen ein Lamm spendirt/nach seinem Willen hausen lassen / welchem als durch einen guten und sichern Bestand/ wo der Schäfer allen Abgang und Verlust des Viehes muß bezahlen/ büssen und ersetzen/leichtlich kan vorgebauet/und also desto weniger betrogen werden.

CAP. XLIX.

Von den Schäfer-Hunden.

WO die Schaf-Hütungen biß an die Wälder sich erstrecken/oder nahend an die Vorhöltzer anstossen/oder wo es allenthalben viel Wölffe/Bären und andere schadhaffte Thier gibt/ soll ein Schäfer mit guten grossen/ freudigen und bissigen Hunden versehen seyn. Die Schäfer-Hunde sollen erstlich starck und beherzt seyn/von einer guten Art. Es werden die weißhärichen/den andern die Schafe zu bewahren/den dunckelfärbigen darum fürgezogen/weil diese durch die Wölffe von fernen erkennet werden/ ob sie zugegen oder abwesend/jene aber mit den Schafen gleichfärbig/ von ferne nicht mögen unterschieden werden/ also daß die Wölffe nicht wissen/an welcher Seiten sie anfallen sollen/ indem sie die Hund und Schafe nicht voneinander kennen; und wann sie zwey-oder dreymal durch diesen Irrthum betrogen und tapffer abgestöbert worden/trauen sie hernach nicht bald den Anfall zu thun/ da sie hingegen die tunckeln braunen und rothen Hünde weit sehen; und da sie solche abwesend/ oder auf der andern Seiten liegend verspühren/ können sie leichter auf der übelverwahrten Seiten einen Anfall und Schaden thun. Zu dem wann sie zu Nachts ein Wolffs-Krieg erhebt/kan ein Hirt seine Hunde desto leichter von dem Wolff unterscheiden/ da er hingegen die tunckelfärbigen zu Nachts von dem Wolff nicht unterscheiden kan/und gleich so bald/ wann er vermeynt den Wolff zu treffen/ seinen eigenen Hund schlägt.

Die Schäfer-Hunde sollen / wann es seyn kan/von einem Wurff genommen werden/ weil sie nicht so leicht einander beissen/viel einiger sind/ einander/ wo sie von Jugend auf zusammen gewohnen/liebhaben/und in Gefahr viel treulicher frischer/ und behertzter einander entsetzen/welches/ wann sie zusammen Feindschafft tragen/ und einer auf den andern bissig ist / so leicht nicht/ oder doch verdrossener und späther geschiehet/ davon offt die gantze Heerde in Gefahr gerathen kan. Haber-Grieß und Gersten-Mehl oder Schrot/ ist ihnen gesünder und ergäbiger als das Rocken-Mehl. Ehe sie zwey Jahr alt werden / soll man ihnen den Wurm unter der Zungen nehmen/so werden sie nicht leicht rasend / und wann sie auch etwann / von andern tollen Hunden gebissen / wütend werden/so können sie doch (Salomon Gubertus in seinem Stratagemente Oeconomico meldet/mit ihrem Biß die Raserey und Tollsucht bey Menschen und Viehe nicht leicht anstecken. Sonst kommt ihnen diese Kranckheit so wol von grosser Hitz/ als von grosser Kält.

Etliche Schäfer lassen ihre Hunde schneiden/ weil sie nicht/wann sie etwann läuffige Zaucken verspühren/alsdenselben nachlauffen/und die Heerde verlassen / wie die gantzen Hunde zu thun pflegen. Wo es aber vielfärbige / braune und scheckichte Schafe (so doch bey guten Schäfereyen nicht geschehen soll) abgibt/mag man wol auch gleicher Farben mit den Schafen / Hunde halten. Im Sommer werden solche Hunde von fleissigen Hirten mit grünen Nußheppeln im Wasser gesotten / und sonderlich um die Ohren gewaschen / so bleiben sie vor Flöhen und Fliegen unbelästiget. Damit ihnen die Wölffe nicht so leicht mögen nach der Gurgel grasen / wird ihr Hals mit einem von eisernen scharffen Spitzen gezackten Halsband gewaffnet.

CAP. L.

Von der Schafftrifft und Weide.

DIe dürren und hohen Weiden und Gebürge sind den Schafen eine gesunde und nützliche Unterhaltung; ein Hirt soll vor allen Dingen marassige/sumpfige Ort/auch sonst feuchte Oerter fliehen; und wann er etwann zu Zeiten/ wässerichte Auen besuchen muß / soll ers thun bey dürrem Wetter / und um Mittags-Zeit / wann er ohne diß die Schafe träncket / sonst werden sie von den nassen Ort gern Eglicht und Lungensüchtig. Auch soll sich ein Hirt/ wie Herr de Serres will/vor allen Dingen wol vorsehen/daß er die Schafe nicht austreibe/so lang der Morgenthau/und sonderlich der Reiff noch an dem Gras hanget/denn sie bekommen davon gefährliche tödtliche Kranckheiten/ sondern er solle mit dem Austrieb warten/biß die feuchten Tropfen von der Sonnen gäntzlich verzehret und abgetrocknet sind/ nachdem sie ein paar Stunde vorhero darauf geschienen hat.

So förchtet auch diß Thierlein nicht weniger die übermässige Sommer-Hitze/ wie sie an den Hundstagen zu stechen gewohnet ist/ daher wann sie kein Bäume oder Schatten haben / die armen Thierlein selbst über einen Hauffen zusammen sich drengen / die Köpffe abwärts hängen/und also mit ihren Leibern eines dem andern einen Schatten machen wollen/ das Haubtwehe zu verhüten/welches sie sonsten von den hitzigen Sonnenstrahlen leiden müssen/ als indem sie der Sonnen den Rucken und das Haubt abwärts kehren/ machen sie ihnen selbsten einen Schirm davor. Daher soll der Hirt gegen 10. Uhr Vormittags/nachdem er seine Heerde geträncket/ eintreiben/oder unter einen Schatten bringen/ wie der Poet sagt:

Sicubi magna Jovis antiquo robore Quercus
Ingentes tendit ramos, aut sicubi nigrum
Ilicibus crebris sacra nemus accubat umbra.

Und verharret daselbst so lang/biß die gröste Hitz vorbey ist / darnach führt er seine Heerde abermal auf die Weide/biß auf den Abend/ und nachdem er sie abermal geträncket hat/führt er sie in ihren Stall.

Unsers Herrn de Serres Meynung aber ist der alte Varro zuwider/der will neben vielen andern / und sonderlich dem berühmten Marone , daß man die Schafe austreiben soll.



-- -- Dum mane novum, dum gramina canent,
Et ros in tenera pecori grasissimus herba.

Weil die Thau-befeuchtete Weide frühe Morgens denen Schafen angenehmer / als die trockene Mittägige. Nun ist zwar wol wahr / daß die Schafe das bethauete Gras gerne fressen / es ist ihnen aber nicht gesund / wie auch alle fette Weide / Erbsenstroh aber und Hopffen-Blätter bißweilen in den Ställen vorgelegt / soll ihnen wol bekomen. Wann man die Schafe auf die Stoppeln treibt / hat man doppelten Nutzen davon / sie tretten die Halm nieder / daß sie desto lieber faulen / klauben die überbliebene Aehrlein fein zusammen / und bedungen beynebens den Grund / daß er künfftig davon desto fruchtbarer wird. Ein verständiger Schäfer kan viel dabey thun / weilen er die Schafe Vormittag nach Westen / und Nachmittag nach Osten oder Norden treiben solle / damit sie ihre Köpffe stäts von der Sonnen abgewendet halten / und also desto weniger davon geplagt und belästiget werden mögen / und dieses ist die Sommer-Hütung. Im Winter / wann nur die Felder nicht tieff oder gantz und gar mit Schnee überzogen sind / treibt man nichts desto weniger die Schafe / aber des Tages nur einmal aus / weil die Täge ohne diß kurtz / von zehen Uhren an / biß die Sonn anfängt unterzugehen / und werden des Tages nur einmal geträncket. D. Heresbach stehet auch in dieser Meynung / der Thau seye den Schafen schädlich / daher Varronis und Virgilii Meynungen von dem grossen Viehe wol mögen gelten; aber bey den Schafen sey es sicherer und besser / man unterlasse es; wann im Winter die Zeit so kalt / ungestümm und schneicht ist / muß man die Schafe im Stall behalten / solche vor Eingriff der frostigen Winde und der Schneewähung gar wol bewahren / und sie mit warmer Streu und reiner Fütterung wol versehen. Das Erbsenstroh ist ihnen so gesund und gut als Heu / von dem Waitzen- und Gerstenstroh / klauben sie allein die Aehren heraus; zu dem Ende soll ein fleissiger Schäfer auch aus den Gehägen und jungen Stauden allerley Wipffel und Laube ausdörren / und die Schäflein damit des Winters füttern. Auch soll ihnen eine gute trockene Streu gegeben werden / damit sie sänffter und wärmer liegen / und desto mehr Dunge machen. Albernbaum im Sommer gestümmelt / und gedörret; item Hopffenrancken / so fressen sie im Winter das Laub herab / und ist das Holtz gut zu Bürdeln in den Ofen.

CAP. LI.

Von denen Hurten.

Wiewol diese Hurten in unserm Land ins gemein nicht bräuchig sind / will ich doch mit wenigen davon eine Anregung thun / weil es eine nützliche Sache / und wol an der Fütterey eine Erspahrung als auch eine fette und gute Bemistigung und Feistmachung der Felder ist / dardurch man auch viel mühesames Dungführens kan überhaben seyn. So bald die Winters-Kälte vorbey / wird die Heerde Schaf in die Felder geführet; die zum Winterbau des Herbstes sollen gepfluget werden / und in Hurten eingeschlossen / diese werden des folgenden Tages alle weiter fortgeschlagen / und meistentheils nach der Länge der Furchen / damit das heut gepferchte Feld des andern Morgens gleich möge mit dem Pflug umgerissen / und also der frische Mist /

weil er alsobald mit Erden bedeckt wird / desto besser zu Befruchtigung und Gutmachung der Felder ausgebe. Geschiehet es / daß bißweilen im Frühling Nachfröste und böse Gewitter sich einfinden / muß man die Heerde biß auf Besserung / wiederum in die Ställe einschliessen. Die Umackerung der Felder geschiehet am füglichsten / wann ein Acker / der Länge nach / gantz durchgepferchert ist / so / nachdem sie lang sind / in einem / wenigst in zweyen Lagen wohl geschehen kan / weil man in Oesterreich nicht lange Aecker hat / als gegen den Ungarischen Gräntzen.

Die Hirten führen ihre Hütten auf zwey Rädern mit / damit sie ihr Haus der Heerde nachführen / und also allezeit bey dem Viehe (ihren Aufsicht darauf zu haben) bleiben können / so muß er auch die Hunde darneben haben / welche die Hurten des Nachts amlauffen / und da ein Wolff / oder auch ein Dieb sich annahen wollte / solches verkundschafften / und Alarme machen können. Die Hurten werden / nach Gebrauch der Land-Art / von breiten Spälten oder Felderen Ruten also hoch gemacht / daß kein Wolff darüber springen mag / mit Pfälen verschlagen und befestiget / und also abgetheilet / damit die Lämmer beyseits gethan / ihre Mütter nicht mögen der Milch berauben. Vor diesem hat man / an statt der Hurten / Netze gebraucht / und die Schafe damit umgeben / welches Zweiffels ohne von den Wölffen mehr gescheuet wird / als die von Holtz geflochtenen Hurten.

CAP. LII.

Vom Unterscheid der Schafe.

DEr Unterscheid der Schafe ist darum nothwendig zu wissen / daß ein Hauswirth ihme das beste erwählen möge / wir wollen die ausländischen vorbey gehen / welche in der Magellanischen Strassen zu finden / mit langen Hälsen / aufgeblähet en Rucken / Hasen-Mäulern und hohen Hörnern / die sie daselbst / an statt der Ochsen / zum Ackerbau gebrauchen / noch von denen Asiatischen / welche mit grossen überaus fetten und schweren Schwäntzen behenckt sind. Im Königreich Engelland sollen sie / nach Herrn Sansons d'Abbeville Zeugnis / so schmackhafftes Fleisch haben / daß keines mit demselben zu vergleichen / werffen gemeiniglich drey Junge / und haben drey oder vier Hörner wie die Widder / deren etliche auch wol zehen Hörner haben / sind von Wolle sehr schön weiß / zart und rein. Hier wollen wir allein / bey unsern gemeinen und bekannten Schafen verbleiben / die haben einen grossen Unterscheid an der Farb / darunter die weissen die edlesten / weil ihre Wollen allerhand Farben an sich nimmt / welches die schwartze / braune oder falbe Wolle nicht thut / daher meistens nur den Strimpff-Strickern verkaufft wird.

Fürs andere / haben sie auch einen mercklichen Unterscheid an der Grösse / wie an den Hungarischen grossen Schafen wol zu sehen / die fast noch einmal so schwer sind / als die gemeinen Oesterreichischen. Und wann man die Schafe / so im Lande von Lüneburg gefunden / und von denen Inwohnern / Haidschnacken genennt werden / entgegen stellen würde / sollen sie gegen den Ungarischen aussehen / wie die halbjährige Lämmer.

Zum dritten / sind etliche Schafe / die in den Wäldern und Gebürgen ihre Nahrung / andere aber die solche in der Ebene suchen; und hat dißfalls ein Haus-Vatter die Gelegenheit seines Gutes und seiner Gründe zu betrachten / wann er lauter ebene Felder hat / daß er die Gebürg-Schafe unverworren lasse / und wann seine Gegend gebürgig / daß er nicht von ebenen flachen Orten her seine Schafe kaufft / weil sie beede an unbequemen ihnen ungewöhnlichen Weiden nicht würden gut thun.

Vierdtens ist ein Unterscheid / daß etliche Schafe Männlein und Weiblein Hörner haben / als da sind die Hungarischen und Zeckel-Schafe und die Haideschnacken / die ihren Namen daher haben / weil sie auf der Lüneburgischen Haide Folia Ericæ Haidegras / zu ihrer Speise haben / unsere Land-Schaf aber sind ausser den Widdern meistentheils glatt köpfig.

Und ist auch / zum fünfften / dieser unserer Schafe Fleisch viel zärter als der Zäckel- und Ungarischen Schafe / die am Fleisch etwas grob sind.

Zum sechsten / zeiget auch dieses die Wolle an / die an den unsrigen zwar kürtzer / an den Ungarischen aber um einen guten Theil gröber und filtziger ist / und zu keinem guten Tuch / sondern nur zu Kotzen / und groben Regenmäntelein und Gepenek, wie sie es nennen / gebraucht wird.

Zum siebenden / sind zwar etliche Schafe / die man zweymal im Jahr / als um Walpurgis und S. Michaelis scheeret / etliche aber nur einmal; schreibt aber Colerus / die von einer Schur seyen besser / und habe Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg / in seinem gantzen Land die zwieschierigen abschaffen / und die andern einführen lassen.

Letzlich ist auch unter den Schafen dieser Unterscheid / daß etliche zweymal im Jahr / etliche aber nur einmal tragen; und halte ich dafür / daß die ersten besser zum Schlachten / diese aber besser zur Zucht dienen / so aus natürlichen Gründen leichtlich zu bewähren; die Schafe die kleine und glatte Bäuch haben ohne Wolle / sind nicht hoch zu halten.

P. Tylkowisky de re agraria p. 335. sagt: Oves optimæ sunt, quæ collo longo, lana molli, ventre piloso, cauda longa & ventre grandi, talis sit & aries, qui ut mitior sit, cornua ei propè aures perforentur. Numero impare gregem putant salubriorem, sed videtur superstitio. Oves ventre depili sunt nullius momenti.

CAP. LIII.

Von dem Widder und Mutter-Schafen.

WIewol die Jungen meistentheils ihre Farben von den Eltern entlehnen / doch gibt es sich offtmals / daß die Jungen gantz aus der Art schlagen / und andere Farben an sich nehmen / und solle dessen der Widder meiste Ursach seyn / daher ihm anfänglich wol die Zungen und das Maul zu besichtigen / wann er im Mund an Gaumen / und unter oder ober der Zungen schwartze rothe oder braune Flecken hat / ob er schon sonst am gantzen Leib weiß ist / so werden die Jungen von solchen Flecken bezeichnet / wie sie daselbst erscheinen / daher solche Widder (wo man grosses Vieh verlangt) zur Zucht keines Weges zu gebrauchen / welches auch der vortreffliche Maro in seinen Georgicis mit folgenden Worten bezeuget:

Continuoque greges villis lege mollibus albos.
Illum autem (quamvis aries sit candidus ipse)
Nigra subest udo tantum cui lingua palato.
Rejice, ne maculis infuscet vellera pullis.

Darum von den Widdern / die eine gantz weisse Zungen haben / ohnfehlbarlich auch keine andere als weisse Jungen fallen; im übrigen soll der Widder starckes Leibes / von guter Art und hochbeinig seyn / nicht allein am gantzen Leib / sondern auch am Bauch nnd Haubt (wo sie sonsten weniger Wolle haben) wol bewachsen und rauch / der Schlauch und Schweiff sollen groß seyn / und dieser voll von Wollen / der Kopff soll groß / die Stirne breit / die Augen groß und schwartz / die Ohren zotticht die Hörner in einander Schneckenweise gewunden. Man hat auch wol solche kolbete Widder / die zur Zucht nicht weniger dienlich / sind aber im Kämpffen nicht so behertzt / dahero jene vor diesen zu erwählen.

Wann nun ein Widder sonst guter Art / aber stössig ist / soll man ihm nächst bey dem Ohr ein Löchlein in beyde Hörner bohren / so soll er davon ablassen. Colerus schreibt / man soll ihn von den Härnern etwas abnehmen so werde er bald demütiger / oder soll ihm ein Bretlein mit scharffen kurtzen Nägelein auf die Stirne machen / so züchtiget er sich selbst / wann er stossen will / und lässt es hernach bleiben. Man sagt / ein Widder ligt ein halb Jahr auf einer Seiten / und das ander halb Jahr wieder auf der andern.

Zur Zeit der Belegung müssen die Widder und alle Männlein / von grossem und kleinem Mayerviehe / desto reichlicher gefüttert und besser gewartet werden / so sind sie hernach desto unverdrossener und muthiger. Die Mutter-Schafe werden also genannt / wann sie / nach zweyen vollendeten Jahren / zum Widder zugelassen werden / als der andern / damit sie desto mehr und reichlicher Milch geben / ihre Jungen desto besser zu ernähren und aufzubringen; darum werden solche auch zu diesem Ende von den andern abgesondert.

Es wollen zwar wol etliche / man könne ein Mutter-Schaf biß ins zehende oder eilffte Jahr gebrauchen / und mag wol seyn / daß etliche wenige gefunden werden / die ihre Tracht biß in jenes Alter jährlich fortsetzen: Was aber bessere Wirthe sind / die setzen nur das siebende Jahr für das letzte / und befehlen solche hernach besser zu füttern / zu mästen und auszumustern / weil sie bey diesem Alter noch mögen zunehmen; hingegen wo sie höhere Jahr erreichen / ob man ihnen auch das beste Futter gebe / so sind doch ihre Zähne so schlecht und stumpff / daß sie nichts recht käuen und geniessen können / viel weniger / daß es ihnen sollte im geringsten etwas zuschlagen ist also Futter und Kauff an ihnen verlohren.

Ihr Alter betreffend / muß ich aus Herrn Böcklers Haus- und Feld-Schul folgenden Unterricht / mit seinen eigenen Worten anziehen: Der Schafe Alter betreffend / so hat man zu wissen / daß die jungen Schafe im ersten Jahr ihres Alters / unten im Mund / vornen sechs kleine Zähne haben. 2. Darnach wann das Jahr um ist / so haben sie auf der Seiten zwey grosse Zähne / daran man weiß / daß sie fast zwey Jahr alt sind. 3. Wann das zweyte Jahr vorbey / so bekommen sie vier breite Zähne / alsdann sind sie drey Jahr alt. Nach dem dritten Jahr bekommen sie weiter sechs breite Zähne / biß sie vier Jahr alt sind / diß heisset man zusätzig / denn sie bekommen ferner keine mehr. Das beste Alter ist / wann ein Schaf fünff oder sechs Jahr ist / im siebenden frisset es die Zähne wiederum weg / oder sie fallen ihm aus. Ferner spricht er: Unter den Hammeln sind die sechszähnigen am besten / dann sie haben mehr Fleisch und Wolle / als die vierzähnigen; ein Hammel / so nun sechs Zähne und also ausgeschoben hat / ist der allerbeste. Und dieses ist auch von den Ziegen und Geissen zu verstehen.

So bald die trächtigen Schafe nahe bey ihrer Entledigung / thut man sie in einen Stall besonders / gibt ihnë Heu / geschnittene Wicken und Erbsenstroh Morgens und Abends / treibet sie nichts desto weniger nahend bey ihrem Stall / auf trockene Aenger / wanns hart gefrieret / auf die Waitz- und Korn-Saaten / doch müssen sie gemach darüber fortgetrieben / und nicht lang darauf gelassen werden / und wann weich Wetter ist / muß man dieses nie thun. Das Feldgras auf den Brachäckern ist auch eine sehr nützliche Weide.

Wann nun Schafe zu kauffen ein Haus-Vatter gezwungen wird / soll er nicht jüngere / als zweyjährige / und nie ältere / als drey- oder vierjährige erwählen. Das Alter erkennet man an ihren Zähnen / wie an dem Rindviehe / doch daß die Schafe eher abstossen; darnach sollen sie mittelmässiger / mehr grössers / als kleinern Leibes seyn / linde subtille Wolle haben / wie eine Seiden / dick und wol zusammen gekraust / doch unverwirrt. Die kurtzbeinigen Schafe werden auch für edler und dauerhafftiger gehalten / als die lange Füsse haben; die beste Zeit zu kauffen ist / wann man sie aus der Schwämme gebracht und gewachsen hat.

Ein Widder ist auf 60. oder 70. Schafe genugsam; welche die Schafe im Jahr nur einmal zulassen / thun es im halben Julio. Die aber zwey Trachten in einem Jahr haben wollen / lassen den Wider im April und October zukommen / so werden die Lämmer im September und Februario gebohren.

Herr de Serres vermeynt / auf 300. Schafe sollen

zween Hirten genugsam seyn / aufs wenigste kan man dem Schäfer einen Jungen halten/ der ihm an die Hand stehet; In unsern Landen werden wie allbereit gesagt/ auf 1000. Schaf ein Schäfer und vier Knechte gehalten.

Ehe der Winter angezogen kommet / werden die Schafe / die man nicht dienlich befindet/ alle aus gefangen/und theils verkaufft / theils aber zur Mast gefüttert/sonderlich diese/so man besorgen muß / daß sie des Winters Kälte nicht ausdauren oder überstehen möchten.

Herr Hans Sigmund Freyherr von Fünfkirchen/ ein verständiger und in der Oeconomiâ wolerfahrner Herr/hat mir einsmals vermeldet/ Er hätte es von einem alten Schäfer erfahren/daß men um S. Martini die Schafe nacheinander soll aus dem Stall zehlen/ und ihnen allen den Schweiff begreiffen/welche ihn gebogen/krumm oder knöpffig haben/soll man in eine sondere Hurten beyseits thun/und bald verkauffen / denn sie werden den Winter schwerlich überstehen; welche aber gerade Schweifflein haben/die mag man den Winter durch behalten/und dieses zu probiren (sagt er) soll man nur ein solches krummschweifichtes Schaf abtödten / so werde man leicht spühren / daß ihr Ingeweid nicht gut und gesund ist.

Andere lassen sowol von den alten und Zeit-Schafen/als von den Hährlingen und Lämmern/ jeder Sorten ein Stück abstechen/ damit sie wissen mögen/ob die Heerde an Lungen/ Leber / Gall wol oder übel beschaffen / ob sie egelicht oder nicht; imfall sie auf die andere und dritte Prob nicht richtig/sondern anbrüchig gefunden werden/ ist es besser / sie vor Winters alle zuverkauffen/als gegen den Frühling einen Unfall und Verlust erwarten.

CAP. LIV.

Von der Zulassungs-Zeit.

WAnn nun der Wider sein drittes Jahr völlig erreicht hat / und die Schafe zwischen zweyen und sieben Jahren ihr rechtes Alter erreichen/ so belegt man sie; was jünger zugelassen wird / kan keine rechtschaffene Frucht zeugen. Ein Schaf trägt 5. Monat/also welche man/im Herbst belegen lässet / die bringen im Frühling zeitlich ihre Jungen/ daß also die Mutter-Schaf / auf desto besserer Weide kommende/ sie desto eher und geschwinder erziehen und aufbringen mögen. Um die Rammel-Zeit gibt man ihnen desto öffter Saltz/beederley Geschlechte/ vor dem Zulassen ein paar Monat/werden die Wider von der Heerd beyseits gethan/wol gefüttert / und wird ihnen endlich Gersten vorgegeben.

Florentinus ist der Meynung / die Heerde soll ungleiche Zahl haben/denn sie habe eine natürliche Krafft/ die Heerde gesund und dauerhafft zu erhalten ; wir lassen aber die Alten / noch von den Heyden herrührende Aberglauben billig fahren. Die Musterung muß man jährlich fleissig vornehmen/daß die Alten mit den Jungen/die Krancken mit den Gesunden/ und die Schwachen mit den Starcken verwechselt werden; denn wo diß nur ein paar Jahr unterwegen bleibt / so wird die gantze Heerde in so kurtzer Zeit ins Verderben gerathen/ welche durch unablässigen Fleiß und Fürsorg/von Jahr zu Jahr / von Zeiten zu Zeiten kan ersetzet / und die Heerde in stetem unabgänglichen Wolergehen erhalten werden.

Aristoteles bey dem Columellâ will / wann man Wider und Schaf zusammen lässet / daß man auf die Mitternächtischen Wind Acht habe / und die Schaf denselbigen entgegen weide / auch wann die Wider die Schafe besteigen / daß sie denselben Wind unter die Augen empfangen / so werden meistens Männlein gebohren; will man aber/daß Weiblein gebohren werden sollen/so muß mans mit dem Sudwind also beobachten. Herr Heresbachius sagt: Validiores fieri Arietes, si pabulo cepe aut Polygonon herba admisceatur.

Es ist ein verzagt Thierlein um ein Schaf / darum auch die Naturkündiger schreiben/ wenn ein trächtiges Schaf einzehlich weidet / und es einen Donnerstreich thut/so werffe es hin/welches aber nicht geschiehet/wann sie Heerdeweise beysammen weiden/ weil sie sich in Gesellschafft nicht so bald und hefftig förchten. Und ist die Warheit / wann sich die Schaf durch ein Wasser zu gehen widersetzen/und nur eines hinein gehet/ so folgen die andern alle ; darum auch die Landsknechte diesen Vortheil wol wissen / wann sie Schafe wegnehmen/ und durch ein Wasser treiben müssen/nur ihrer zwey zu Pferde den Wider beederseits bey den Hörnern auffassen/und zwischen sich durch das Wasser schleppen; so werden die Schaf willig und bald folgen.

Was die Fruchtbarkeit der Schafe betrifft / ist gewiß/daß eine gute reichliche Weide viel darzu thun kan/ wie dann Herr Heresbach schreibet / daß man in Menaviis, das ist/in dem Land zu Jülich und Cleve erfahren habe / daß 5. Schaf in einem Jahr 25. Lämmer gebracht haben / ist vieleicht / sagt er/unglaublich/ doch leicht zu behaupten/weil die Schaf der Orten zweymal im Jahr gebähren/und meistentheils zwey / bißweilen auch wol drey Junge auf einmal bringen.

Die Geburts-Zeit betreffend / wollen die Schafe mit einer fleissigen und steten Aufsicht von dem Schäfer versorget seyn; weil sie offtermals / indem sie lämmern/ und die Frucht nicht geschicklich zum Ausgang ist / wofern ihnen nicht geholffen wird / gar darüber verrecken müssen/muß also ein sorgfältiger Schäfer zu dieser Zeit unausgesetzlich sich bey ihnen befinden / und wo es vonnöthen/und das Lamm nicht von der Mutter kan / oder schon tod ist / seine Hülffe beyfügen ; besser es komme auch zerstückelt von der Mutter/als daß beede beysammen auf dem Platz bleiben.

Artlich ist die Meynung Plinii und Varronis bey Colero, daß man zur Zeit der Admissur die Schafe nur einerley Wasser soll trincken lassen/ dann die Veränderung des Wassers soll auch die Farbe der Wolle ändern/solche fleckicht machen / auch den Schafen sonsten schädlich seyn.

CAP. LV.

Von den Lämmern/ Galten und Hammeln.

SO bald das Lamm gebohren wird / pfleget man die Mutter auszumelcken/damit die geronnene Milch/die sonst dem Lamm schädlich wäre / hinweg kommt/hernach hält man das Lamm an die Zitzen/melcket ihm ein wenig in den Mund / biß es des Anziehens und Trinckens selbsten gewohnet. Wann es Schafe gibt/die ihr Junges nicht annehmen oder säugen lassen wollen/(wie es zu Zeiten zu geschehen pflegt) so muß man altes und Junges in ein besonders Ställichen einsperren/und drey Tage beysammen lassen/unter der Zeit werden sie wol zusammen gewohnen / weil der Alten die Milch wird anfangen wehe zu thun / daß sie hernach das Junge gar willig zulassen wird; verliert aber ein Lamm seine Mutter gar / muß man ihn durch ein Horn in den Hals einflössen. Die ersten zwey Tage nach der Geburt / muß man das alte Schaf und das Lamm beysammen lassen/nicht allein die Mutter-Kräfften mit gutem Heu und Kleefutter zu erquicken/auch mit lauen Mehlträncken zu versorgen / damit sie mit desto überflüssiger Milch ihr Lämmlein versehen / und es in währender Zeit desto besser kennen lerne/sondern auch/ daß sie von der Kälte / Wind und Feuchte beyderseits verwahret bleiben.

Die Lämmlein bleiben hernach allein eingesperret/ entzwischen die Mütter auf die Weide getrieben werden/dann also werden sie besser zunehmen/ als wann sie in der ersten Jugend / gleich des Wetters Ungelegenheit / neben ihren Müttern erdulden müssen; man kan den Jungen daheim bißweilen gutes Heu / oder dürre Blätter von Weiden/Albern und dergleichen/oder ein wenig Kleyen und Haberschrot / damit sie des Essens nach und nach gewohnen/ fürschütten; zu diesem Ende man in dem Lämmerstall kleine Krippen und Laitern zurichtet/also lernen die Jüngern von denen Aeltern allgemählich das Futter annehmen / und was überbleibt finden solches die Mütter / wann sie Abends wieder zu ihnen gelassen werden/sie zu säugen / daselbst bleiben sie die gantze Nacht über beysammen / biß die Zeit Morgens früh zum Austreiben wieder vorhanden ist.

Der Lämmer-Stall soll mehr dunckel/ als liecht seyn/reinlich und sauber gehalten / den muß man des Tages etlichemal besuchen/ damit man die Lämmer etwas aufmuntere/und nicht zu viel liegen und faullentzen lasse; so muß man auch die Mutter-Schafe nicht weit vom Hause wegtreiben / damit sie nicht müde mit dem weit-gehen die Milch erhitzen / durch welche den Lämmern grosser Schaden zugefügt würde. Man muß sie auch sonst besser/als andere Schafe halten/und mag man auch die Lämmer / wann sie ein wenig erstarcken/ mit den alten bißweilen austreiben/und sich (wann gut Wetter ist) ergehen lassen.

Zwischen dieser Zeit / weil sie säugen / müssen die Schafe nicht gemolcken / sondern die Milch / zu besserer Aufbringung der Jungen gelassen werden/ und das geschiehet so lang/biß man die Lämmer gar abspähnet/ und da müssen sie Anfangs mit dem besten und kräfftigsten-Futter verpfleget seyn/ damit die Gedächtnus der Muttermilch desto eher vergehe / die / wann man sie nicht wol versorgt/desto langwühriger bleibet / und die Lämmer an ihrem Wachsen und Zunehmen viel hindert; so hilfft auch nicht wenig darzu / daß man die Mutter-Schafe nicht mehr zu ihnen lässet / und gar in einen besondern Stall thut/ doch Anfangs etlich Tage vorher / nachdem die Schafe ausgemolcken/ dennoch die Jungen zu ihnen in den Hof lässet/welche/ wann sie wenig übrig finden / darüber verdrossen werden/und desto leichter ihre Mütter vergessen:

Wann sie nun dergestalt abgespähnet worden/ zehlet man die grösten Lämmer / und sondert sie ab unter das galte Viehe; was tauglicht/gesund und essig ist/behält man zur Zucht/was der erforderten Eigenschafften mangelt/tödtet man ab in die Kuchen/ oder sie werden denen Fleischhackern/die sich darum anmelden/verkauffen; zu der Entscheidung nun der tüchtigen von den geringern / gehöret eine sorgfältige Erfahrenheit eines Schäfers/daß er vor allen der wolgearteten /fruchtbaren/Milchreichen / gesund und guten Schafe Jungen vor andern zur Zucht erwähle.

Diese abgespähnte Lämmer nun lässet man also beysammen / auch absonderlich auf die Weide treiben damit sie nicht vor der Zeit zukommen/und diese werden Galte genannt ; darunter mögen auch wol die Hämmel/das ist die geschnittene Wider getrieben werden; die ungeschnittene Wider aber/die man zur Zucht behalten will / müssen gleich nach dem ersten Jahr von ihnen abgesondert / und allein bey den alten Hämmeln geweidet seyn.

Zur Beschneidung der Wider wird keine gewisse Zeit gehalten/ausser daß sie weder zu kalt/noch zu warm sey / so meistens im Frühling und Herbst zu geschehen pfleget; weil man sie/gilt gleich/ob sie alt oder jung sind castriren mag/doch je eher es geschiehet / je für besser es gehalten wird; bey den meisten werden ihnen die Gailen nicht ausgenommen / sondern nur gequetschet oder geklemmet/sie können darum nicht so jung/ als die Zigenböcklein geschnitten seyn / weil ihnen die Gailen in ihrer Jugend so klein und zart sind / daß man sie nicht erkennen kan/und biß dahin muß auch das Schneiden verschoben seyn. Ja es sind etliche Widerl/ die man dieser erst-erzehlten Ursachen halber / gar nicht schneiden kan/die haben zwar ein wenig bessers Fleisch/als die Zucht-Wider/doch viel gröber / als die rechten Hämmel. Das Schneiden muß an einem heitern/schönen stillen/nicht windigen/trüben oder kalten Tage verrichtet seyn/im abnehmenden Monden.

CAP. LVI.

Von der Nutzung der Schaafe.

Es ist ein Schäflein eines unter den holdseligsten nutzbarlichsten Thieren / die GOtt der Allweiseste Weltschöpffer dem Menschen unterthänig gemacht hat / darumb sie billich bey den Alten in hohen Würden gehalten worden / daß auch die Patriarchen des Alten Testaments ihr Leben mit dieser Viehzucht zugebracht / ja sie haben / in dem sie auf der Grasreichen Erden ihre Schäflein geweidet / mit ihren Gedancken und Betrachtungen in dem angenehmen Prospect des Himmels / und des anmuthigen Gestirnes / ihre Weide genommen / allerley nützliche Künste / des Himels Lauff / deß Gewitters Beschaffenheit und dergleichen erfunden; Ja / wie etliche wollen / habe ein Schäfer / indem er seines weidenden Schäfleins Schatten am Sonnenschein mit dem Schäferstab im Sand abgerissen / auch die ersten Fundament der Mahlerey gelegt. Wir wollen erstlich nur die Nutzungen der lebendigen Schäflein / deren man jährlich geniesset / erzehlen; da ist die Milch / die man zum essen und trincken gebrauchet; da ist die Butter oder Schmaltz zum Kochen; da ist die Buttermilch zum trincken; da sind die guten fetten Schaf-Käse / zur Speise und zum verkauffen; da ist die Wolle / Geld zu machen / sich selbst und sein Gesinde zu kleiden; da ist auch endlich die Dunge / das Baufeld zu bessern und fruchtbar zu machen.

Herr Colerus rechnet ohngefähr den Nutzen von einem Schaf 12. gr. oder 36. kr.; das brächte von 100. Schafen des Jahrs 60 fl. / von tausend 600. fl.

Herr Wegner rechnet es also aus: Ein Schaf gibt jährlich zwey Pfund Wolle / zu 10. Kreutzern ein Pfund gerechnet / bringt es 20. Kreutzer / da es doch allzeit mehr gilt / ich schlage aber / sagt er / das Pfund nur zu 10 Kreutzer an / wegen der Unkosten / so auf die Schafe gehen / daß also die Nutzung für sich gantz verbleibe; Item vor die Milch von einem Stuck 10 Kreutzer thut von 1000 Mutter-Schafen allein vor Woll und Milch 500 fl. jährlich von diesen 1000 Mutter-Schafen fallen 1000 Lämmer / da doch von manchem Schafe zu zweyen fallen / rechne aber durchgehend nur eines / davon man ebenfalls die Wolle zweymal nimmt; item unter den 1000 Lämmern sind die Helffte nemlich 500 Schepsen / welche in zwey oder drey Jahren zu Thalern verkaufft werden / davon man doch jährlich die Wolle zweymal hat. Alle die Nutzuug (fähret er fort) rechne ich nur halb gegen die Dunge / dann wann ich nur jährlich mit 1000 Schafen ein Feld dungen kan / darauf 50 Strich Waitzen gesäet wird / davon mir jeder Strich jährlich fünff wiederum einbringt / so ists ja ein grosses Interesse vier von einem; und da wir es auch / auf Oesterreichischen Brauch / auf das einfältigste ausrechnen / so kostet zu kauffen gemeiniglich ein Schaf 1 fl. 15 kr. oder wol nur einen Gulden / bringen also nur aufs höchste gerechnet 125 Gülden / hingegen nimm ich von 100 Schafen Nutzung vor Woll und Milch Bestand 50 Gülden / und wann schon 20 Gülden / wegen Heu und Streu Unkosten / solten defalcirt werden / so bleiben doch von 125. Gülden gewisses Interesse 30 Gülden / welche eine hohe / nutzbare / und mehr als Jüdische (dem Nutzen nach) doch Christliche wolerworbene und vor GOTT verantwortliche Verzinsung ist / die ein jeder Christ mit gutem Gewissen haben und nehmen kan.

Dabey ist noch die Dung ungerechnet / welches das Futter allein schier bezahlen solle. Wo sind die jungen Lämmer und fetten Schepsen / die neben-bey unsere Kuchen und Tafel zieren und bereichern. Welcher Nutzen zwar unter die Nutzung gehöret / die wir nach der Schafe Tod zu gewarten haben / das ist das gute wolgeschmackte Fleisch / von Schaafen / Lämmern und Schepsen; da sind die Fell und Schafhäute / die man entweder zu Kleidern / oder Pergament darauf zu schreiben / bereiten kan. Da sind die wolklingenden Saiten / die zur menschlichen Freude / und förderst zu GOttes Lob / zur Lust / Anmuth und Andacht gebraucht werden. Da sind die Beinlein / mit welchen man die Grotten / Sale terrene, Lusthäuser und andere Gartengänge künstlich und sauber pflastert.

Zum Uberfluß sind noch zwey nutzbare Sachen davon zu haben / die ihnen zwar mit anderm Viehe gemein ist / als daß man Klauen Fett von ihnen samlet / in den Lampen zu brennen / und Leim von den Schafen zu machen pflegt / welchen alle Schreiner / Drechsler / Holtz- und Bein-Arbeiter zu brauchen pflegen. Das allernutzlichste ist / daß uns dieses Thierlein eine heilsame Erinnerung gibt / des Lamms GOttes / unsers HErrn und Heylandes JEsu Christi / welcher unsere und der gantzen Welt Sünde trägt; der sich auch einen Hirten und seine liebe Kirchen einen Schafstall mit einer holdseligen Parabola selbst verglichen hat. Was schließlich die Stück und Mittel von dem Schafvieh anlanget / so zur Artzney gehören / soll bald davon absonderlicher Bericht gegeben werden.

CAP. LVII.

Vom Schafscheeren und der Wolle.

Weil die Wolle eine von denen erträglichsten / jährlich widerholten / und an dem Leben dieses Thierleins unschädlichen Nutzung ist / so hat billich auch ein Haußvatter grossen Fleiß anzuwenden / mit dieser ergäbigen Wirthschafft vernünfftig und wol umzugehen / damit diejenigen Handwercker / die solche erkauffen und verarbeiten / nicht betrogen / mit böser Waar überführet / von fernerer Handlung abgeschrecket / und also ihm seine gute und gewisse Einkünfften verhindert und zweiffelhafft gemacht werden. Wann die Wolle unsauber / bund un geschecklicht untereinander verwirret / oder feucht und erfault ist / wie es durch un-

ordentliches Umgehen leichtlich geschehen kan/ wird dardurch ein Haußwirth verschlagen / daß man nicht gern Wollen von ihm nimmt; im Gegentheil/ wo sie guten Fleiß/ rechtes Gewicht und treue Lieferung spühren / ist nicht zu besorgen/ daß ihm die Wollen liegen bleibe/ sondern sie wird reissend ihre Anwährung finden.

Herr de Serres vermeinet / die weisse Wolle habe darum ihr bestes Kauffrecht/ weil sie neben dem/ daß sie geschickt sey/ allerhand Farben anzunehmen/ auch leichter am Gewicht sey / als die schwartze oder braune Wolle/ wiewol die andere auch nicht liegen bleibt. Und die Wollen desto reichlicher zu haben / muß der Schäfer in der Schaftrifft vornehmlich darauf bedacht seyn / daß er seine Heerde an dornichte / stachlichte Hecken / so viel möglich/ nicht treibe/ sondern sie vermeide/ indem sich die Wolle gern anhenckt/ und wanns täglich geschiehet/ einen nicht geringen Verlust verursachet.

In unsern Landen wird die Wollen zweymalen im Jahr/ erstlich im April oder May/ die Winter-Wolle/ später oder frühe;/ nachdem sich die Witterung erzeiget/ abgenommen/ so am besten geachtet wird / wanns im wachsenden Monden geschiehet/ weil sie dardurch besser und dicker wieder wächset. Vorher müssen die Schafscheeren wol geschliffen und zugerichtet/ auch die Schafe einen Tag vorher/ wann schönes Wetter ist/ sauber gewaschen/ und wol wieder abgetrocknet werden / damit man die Wolle nur nicht naß abschneide / weil sie leichter trocknet/ weil sie noch am Leibe stehet / als wann sie feucht abgeschoren/ und also aufeinander gepackt wird/ welches ein grosser Schade/ sowol der Wolle als deß Herrn ist.

Etliche wollen/ zur Schafschur soll es nicht windig seyn/ und sie vom Thau vorher wol abtrocknen/ dann die bethaute Wolle werde schwartz; wann die Schafe unter der Schur schwitzen / soll man die Wolle hernach wol wieder davon abtrocknen/ so wird sie schöner und subtiler werden.

Die Woll in Spanien und Engelland ist herrlich und gut. Was zu Wasser überbracht wird/ kan man wolfeiler kauffen/ als was zu Land kommet/ weil es mit leichtern Unkosten geschiehet. Wunsch im dritten Theil seines Haus-Memorials/ fol. 254. vermeldet: ein Schaf trage beyläuffig jährlich zwey Pfund Wolle/ an Milch/ Butter und Käse / vier Groschen wehrt/ ein Hammel/ trage ohngefährlich vier in fünff Pfund / ein Jährling oder Lamm ohngefähr anderthalb Viertel/ biß ein halbes Pfund.

Wann nun die Schafe sauber gewaschen/ und wol abgetrocknet sind/ werden zwey Hurten unferne voneinander aufgeschlagen/ da in der einen die Wollentragende Schafe eingezehlet / im Beyseyn des Verwalters/ Pflegers/ Bedienten / durch darzu Bestellte abgeschoren/ und wann sie entblösset worden/ wieder in die andere Hurten abgesondert/ und so offt man hundert beysammen/ mehr oder weniger / wieder in ihren Stall (sonderlich wann das Wetter in der Frühe kühl ist) gelassen werden / biß man die völlige Summa der Schaf-Herde beysammen hat.

Und diß ist hoch vonnöthen / damit der Schäfer nicht möge Betriegerey anfangen/ und etliche für seinen Nutzen auf die Seiten bringen. Dieses verhindert/ wann der Bediente die Schafe/ nach dem Schaf-Register/ lässet allezeit eine jede Sorten/ nach ihrer Zahl / besonders in die Hurten bringen / erstlich die Wider / hernach die Mutter-Schaf/ die Galten und Lämmer (wiewol man diese meistentheils auf den Herbst verspart) und endlich die Hammel/ jegliche Zahl nach der Lista besonders/ und so offt eine Sorte fertig ist/ und die Hurten lähr/ bringt man die andern nach / so kan man gleich sehen (wann anders das Vieh-Register vorher / wie es seyn solle/ recht revidirt und Schafmusterung gehalten worden) ob es recht oder Unrecht damit zugehe.

Bey der ersten Schur müssen die Trächtigen ausgemerckt werden/ so weiß man/ wie viel man Spätling bekommen mag / welche der Schäfer auch künfftig zu verantworten hat.

Nicht weniger ist auch den Schafscheerern wol einzubinden/ daß sie fein auffsichtig die Schaf scheeren/ und sie nicht/ wie offt geschiehet / schneiden und verletzen/ so man alsbald mit weichem Pech schmieren muß; nicht weniger soll auch/ in währender Schur/ jemand getreuer und wachsamer beygestellet seyn/ der sie beobachte/ ob sie nicht Wolle veruntreuen und einstecken/ müssen auch die jenigen/ so die Wolle wegtragen/ treue und gewisse Personen seyn. Die neugeschornen Schäflein / müssen bey kaltem Wetter in ihrem Stall gelassen / oder doch Anfangs nicht weit getrieben werden/ indem sie/ nachdem ihr Peltz verlohren gangen/ leichtlich von Frost eingenommen/ kranck werden. Unter dem Scheeren ist am besten/ man binde ihnen alle vier Füsse zusammen / damit sie desto weniger zappeln/ und die Scheerer verhindern / daß sie solche desto weniger beschädigen können/ müssen aber nicht grob und streng zusammen geräitelt seyn/ sondern nur bloß sanfft gebunden/ daß sie nicht zucken können. Je kürtzer die Wollen abgeschnitten wird/ je besser ist es; der Lämmer Wollen hält man besonders auf/ weil sie viel zärter und subtiler ist.

Die andere Schur in unserm Land wird mehrentheils zum Anfang des Septembris (die man Sommer-Wollen heisset/ und am liebsten gekaufft wird / weil sie reiner und zärter ist) im alten Mond darum verrichtet/ daß sie glauben/ die Haarwurtzen verstärcke sich davon/ daß die Wolle künfftig desto dicker wachse; wo man aber die Schafe nur einmal schiert/ stellt mans gewöhnlich zur Zeit des Solstitii æstivi, ohngefähr um S. Johanni an; die abgeschornen haben die Alten / wie Doct. Heresbachius berichtet / mit Decocto vom Hopffen/ altem Weingeläger und Oeldrüsen/ gleich vermengt angestrichen/ und über drey Tage mit Meerwasser (wann sie es in der Nähe haben können) oder mit Regenwasser/ welches gesaltzen und gekocht/ abgewaschen / so seye das Vieh das Jahr durch nicht krätzig worden/ und habe schöne lange zarte Wollen gebracht.



CAP. LVIII.

Von der Schaf-Lecken.

DAs Schaf ist ein nützliches / aber doch zartes Thierlein / das bald aus allerhand Ursachen / durch böse Weide / ungesundes Wasser / schädliche Lufft / unzuständige Wartung und Unfleiß kan verderbt und ums Leben gebracht werden / daher sowol die alten als neuen Authores sehr viel auf fürsichtige Præservativen halten / dadurch dieses Viehlein desto gesünder und frischer bleibt; diese werden Lecken genannt / weil man mit Saltz und gesunden Kräutern bey allen Wirthschafften Pulver zubereitet / solche in schmale von Fören- und Tennenholtz subtil- ausgehauete und auf niedern Gabeln liegende Rinnen / viel oder wenig / nachdem die Heerde ist / einstreuet / und sie so weit voneinander austheilet / damit die Schäflein auf beeden Seiten darzu kommen / und nach Belieben lecken können.

Herr Abraham von Thumshirn hat in seinem nothwendigen Unterricht von dem Haußhalten folgende Lecken vorgeschrieben: Nimm Rheinfarren / Osterlucey / Wermuth / Enzian / die Süde (das ist / was am Dreschen kleines herab fällt / und durchs Winden beyseits flieget) von gedroschenem Hanff / Wacholderberr / Alantwurtzen; man nimmt auch im Herbst die wolzeitigen Holunderbeer / streifft sie von den Stielen / knettet Mehl darunter / bäckt es in den Ofen hart ab / stößt solches hernach in einem Mörsel gar klein / und menget es unter die andern Materien / zum Schaf-Saltz. Die Kräuter müssen alle am Schatten getreuget und klein gerieben oder gestossen seyn / ingleichen auch der Enzian und Alant / beyneben den Wacholderbeeren / solches Saltz / samt den vermengten Materien / gibt man den Schafen deß Abends bey trockenem Wetter / und thut sie darauf in die Ställe / daß sie nicht zum Wasser kommen können. Im Herbst nach Michaelis / und im Frühling vor und nach der Schier / muß man die Lecken nothwendig gebrauchen / aber fein dünne in die Rinnen zettlen / so essen sie es desto lieber. Von 14 zu 14 Tagen im Sommer und Winter / monatlich einmal / soll man ihnen die Lecken geben.

Andere geben ihnen diese folgende Lecken: Sie nehmen Enzian / Calmus / Lorbeer / Kupfferwasser / Glaßgall / Alaun / Schwefel / Knoblauch / Meerhirs / Venedische Seiffen / eines jeden ein Pfund / und mischen soviel Saltz darunter.

Herr von Ranzau setzt dieses Recept: Salve / heimischen und wilden Lavendel / Spica / Isopp / Weinrauten / Ehrenpreiß / Weyrauchkraut / Artemisiam / Sonnawendgürtel / Wermuth / Quendelkraut / Lungen- und Leberkraut / Liebstöckel / eines so viel als deß andern / darnach Wolmuth / Rheinfarren-Kraut / Widertod / dieser Kräuter etwas weniger als der vorigen Sorten / als in einem Back-Ofen gedörrt und zu Pulver gemacht.

Item Enzianwurtzen / Creutzwurtzen / Liebstöckelwurtzen / süsses Holtz / Einhackenwurtzen / Meisterwurtzen / Calmuswurtzen / Lorbeer und Schwefel / jedes ein Pfund gepulvert / darzu sechs Loth Campher / vier Loth Glaßgall / item Ruß und Erlen-Aschen / jedes 6 Hauffen voll / dann ein oder zwey Küßlein Saltzes / nachdem man viel oder wenig machen will / alles untereinander ge-

mischt/und wann ein Unfall zuförchten / kan mans in der Wochen zweymal fürgeben.

Herr Graf Frantz Benedict Perchtold / dessen ich weil er mir so viel möglich gewesen / zu diesem Werck behülflich gewesen/mit Ruhm gedencken muß / hat mir folgendes Recept ertheilet/so den Schafen für allerley Zuständ/als Egel/ Wassersucht / Husten/ Gelbsucht und Blattern solle gut seyn / die er auch auf der Herrschafft Ungerschüz seinen Schafen / das gantze Jahr durch / brauchen lässt : Als dürren Wermuth/Erlen-Laub/Hanff-Amm/Attichkraut/gedörrt und gesähetes Hünerkoth / gesäheten Buchen-Aschen/diese Kräuter gerieben/und jedes Stück ein Viertel genommen/hernach Lorbeer/Schwefel/Schwaltzenwurtzen / Enzianwurtzen/Calmus/ gepulvert Weinrautenkraut / diese sechs Stück gepulvert und gesähter auf vier Oesterreichische Seidel genommen. Kan man Austerschalen bekommen/so ists das fürtrefflichste für die Blattern/solche gestossen/und kan man so viel haben/ auch ein Viertel darunter genommen. Item Vitriol und Glaßgall gepulvert/jedes ein Seidel/diese Stuck untereinander vermischt / und nach Belieben unter dem Saltz den Schafen gegeben / wie sonst ihre Ordinari-Lecken. Wann aber die Schafe groß tragen / und gar in der Zeit sind/muß man ihnen weniger geben / ist ohn allen Schaden zu gebrauchen.

CAP. LIX.

Von den Kranckheiten der Schafe.

Die Schafe/die im Januario das im Herbst gesammlete Erlen-Laub nicht essen wollen/ bleiben nicht gesund / aber wann die Aederlein in den Augen fein roth aussehen/bedeutet es ihre Gesundheit; sind sie bleich/ihre Kranckheit/ oder faß ein Schaf bey der Woll am Rucken / lässt es die Haut aufziehen/ ist es kranck / hält sie aber solche fest an sich / so ists wol auf.

Wann ein Schaf kranck wird/so nimm ungefähr ein spitziges Höltzlein/stüre ihm in die Nasen/daß es ein wenig blutet/so wird ihm besser/ oder laß ihn unter den Schwantz.

Wann die Schaf eglicht sind/ so gib ihnen Kalchus-Laug und frisches Wasser einen Tag um den andern zu trincken/ein-oder zweymal umgewechselt/so werden sie rein und gesund; oder nehmt Kranwethwipffeln/Ruß/Saltz/Nußbaum/Laub/Hanff-Amm und Wermuth/ und gibts ihnen zur Lecken.

Wann die Schafe geschwollen / so gib ihnen bald Theriac mit Brod ein; pissen sie Blut / so gib ihnen zerstossenen Kümmel mit Saltz ein; halte sie sonderlich im Winter in einem trockenen Stall / das verhütet viel Kranckheiten / nasses Lager ist ihnen höchstschädlich.

Wann sie Fell über die Augen kriegen/so nimm Benedicten-Wurtzen / oder von einem gebrannten Maulwurff das Pulver/streue es ihnen in die Augen / so verzehret es die Fell.

Wann die Schafe Beulen in dem Hals kriegen/ daß ihnen der Hals verschwillt / so öffne diese Beulen mit einer Flietten / und thue ein Knoblauch-Zehen hinein/so zeitiget es/ziehet die Materi aus / und heilet es.

Den Schafen den schweren Athem zu vertreiben/ soll man ihnen mit einem Messer in beede Ohren schneiden.

Wer gesunde Schafe haben will / der sammle zeitige Holunderbeer/backe sie und behalte sie durchs gantze Jahr/zerreibe sie hernach/und gebe sie den Schafen zu Lecken.

Wann die Schaf ein Fell über die Augen kriegen/ so nimm Benedictenwurtz oder das Pulver von einem gebrennten Maulwurff / streus ihnen in die Augen/es vertreibt die Fellen.

Wann Schafe oder Lämmer von der nassen Weide nach Ostern sich verunreinigen / so nimmt junge einjährige Erlene Sprößlein / dörrs in einem Backofen stoß sie zu Pulver/siebe sie/ und vermische sie mit Saltz/ ist ein bewehrtes Mittel / Achatz Sturm in seiner 362. Haus-Regul.

Für die Egel der Schafe : Nimm zwey Pfund Kupfferwasser/ zwey Pfund Schwefel / zwey Pfund Lorbeer/schwartz Erles-Laub zwey Pfund / sieben grosse Fahrenwurtzen/ Egelkraut/ noch so viel als diese beyde/alles gepülvert unter die Lecken gegeben/ und 3. Tage nicht trincken lassen; den vierdten oder fünfften Tag muß man ein Schaf tödten/und sehen ob die Egeln vergangen/wo aber nicht / muß man vierzehen Tage nach der ersten Lecken solches wieder hohlen / so vergehen sie gewiß. Den tragenden Schafen muß man weniger geben / in der Ordinari-Lecken muß man aber das schwartze Erlen-Laub und gedörrtes Egelkraut fort gebraucht werden.

Item nim eine Schildkrot/ thus in einen neuen Hafen/verlutir solchen/setz ihn in einen Back-Ofen/und laß es dazinnen/biß es sich pulverisiren lässet/nimm von diesem Pulver einen grossen Löffel voll.

Item von gepulverten Salve/Weinrauten/Wermuth/Schwefel und Lorbeer / von jedem einen Löffel voll in einen Hafen gethan/Essig daran gegossen/ und wol durcheinander gerühret/auf ihr Futter geschüttet/ oder vielmehr trocken ein wenig des Pulver unter ihre Lecke geben/ man muß es aber drey Tag nacheinander brauchen.

Oder nimm die Häubter von Mahen / brenne sie zu Pulver/fähe sie durch ein Sieb/mengs unter ihr Lecken/ so ist es bewährt.

Wann ein Schaf gähe aufgeschwillt/so hats auf der Weide oder sonst was gifftiges bekommen / dem gib nur Theriac auf einem Schnitten Brod ein / so wirds bald besser mit ihm werden.

Für die Rauten gibt Herr von Thumshirn folgendes Mittel : Nimm Wintergrün / Römischen Eybisch/und Alantwurtzen / sieds in Wasser in einem Kessel / oder in einer Mistpfützen / und in der Mistpfützen thue Hünermist/und laß es stehen drey Tag und Nacht/ darnach seihe es ab durch ein Tuch / alsdann nimm Quecksilber/tödte es mit altem Schmeer in einem Becken / auch grauen Schwefel / Aschen und Kupfferwasser

wasser / jegliches ein halb Pfund zusammen gestossen/ und in einen Kessel gethan/und wol geruhet / alsdann laß es auffsieden/und gieß es in ein Faß / und wo das Schaf räudig ist/so scheide die Wolle voneinander/und schmiere dieses auf. So kriegen die Rauden eines von dem andern/oder von kaltem frostigem Regenwetter; oder wann sie gleich nach der Schnur unter Dornhecken getrieben werden/sich darinnen aufritzen; oder wann sie in Ställe kommen/ darinnen Pferde/Maul-Esel oder Esel gestanden haben; oder wann sie nicht genug zu essen bekommen / und etwann unreines Stroh fressen müssen; man merckt aber diesen Zustand bald an ihnen/wann sie mit dem Füssen auf der Erden kratzen/ sich an den Bäumen und Wänden reiben / pflücken die Wolle aus / und naschen mit dem Maul am selbigen Ort / so ziehe ihm nur die Woll voneinander/ so wirst du befinden / daß die Haut rificht und scharff ist / die sich beisset / so nimm nur Urin / und wasch die Oerter / hernach nimm Schwefel-Oel und weiches Pech / und bestreichs damit; weil aber dieses anfällig ist/wann dir zwey Schafe anbrüchig werden/ die man schieren muß/so verkauff nur die andern alle/ indem sie schwerlich davon zu bringen / weil eines das andern ansteckt.

Herr de Serres gibt den Rath / die Krätzen zu verhüten: Man soll die Schafe mit gesaltzenem Wasser/ oder mit Wasser / darinnen Salve und Andorn gelegen/waschen / und wann sie von diesem Bad trocken werden/mit Schweinen-Schmeer/ darunter Schwefel gepulvert/abreiben und schmieren. Sind sie aber schon etwas anbrüchig / soll man Feigbohnen / die im Wasser gesotten/weissen Wein und Nuß-Oel zusammen mengen/eines so viel als deß andern brauchen/und sie schmieren.

Etliche waschen sie nur mit altem Urin / und meynen/diß alleine helffe.

Diese Salben aber ist gantz kräfftig / die Krätze der Schafe zu vertreiben: Nimm Vitriol/ Quecksilber/ Viride æris und (Federweiß alumæ de glacæ) eines so viel als deß andern/pulverisire alles / und misch es zusammen in altes Schmeer und Lupinen-Mehl / oder gemeinen Aschen. Diese Salben aber muß den alten Schafen gebraucht werden / und nicht den Lämmern/ denen mag man die übrigen nicht so starcke Sachen nehmen.

Es kommt auch den Sachsen noch ein anderer dergleichen Zustand vornen am Maul / das kommt ihnen vom Thau; dafür soll man brauchen: Hanff-Oel/ alume de glace, und frischen Schwefel / und Abends/ wann sie von der Weide kommen / auflegen / und die gantze Nacht darauf behalten.

Bißweilen ersticken die Schaf in ihrem eignen Blut fallen plötzlich nieder und sterben/(wie der alte erfahrne Martin Böhme in seinem Roß- und Vieh-Artzneybüchlein vermeldet) ob sie schon am Leibe fein fett / und sonsten gar nicht kranck sind/da nehme man nur Schellkraut/das an den Zäunen wächst und gelb blühet/ und wann mans abbricht/so hats rothe Milch / diß Kraut dörre man/zerstampffe es/und geb es ihnen im Saltz zu lecken/so ist ihnen geholffen; es muß aber bald im Anfang geschehen.

Die Schafe werden wol auch zu Zeiten rützig wie die Pferde/dafür nimm Alantwurtzel / schneide sie zu Scheiben / dörre solche in einem Backofen / pulvers und siebe es/vermische es mit Saltz auf gleichen Theil/ und laß sie es lecken/ es hilfft und ist bewährt. Oder nimm Ochsenzungen-Wurtzen/ohne das Kraut/schneide sie klein / dörr und pulvere sie / und gibs unter dem Saltz.

Fürs Umfallen der Schafe: Nimm Rautensaamen ein Pfund / Mausöhrl-Kraut sechs Hand voll/ Schaf-Lorbeer zwo Hand voll/zwölff Quart Wasser/ laß es halb einsieden / gib ihnen das in ihrem Tranck zu trincken. Oder Schellkraut zu Pulver gedörrt / und mit Saltz zur Lecke geben; oder wann sie kranck werden/nimm ohngefähr ein Höltzlein / füre ihnen in der Nasen um/daß sie bluten/nur ein wenig / oder laß ihnen unter dem Schwantz/es wird besser; aus dem Grünthalischen Haußbüchlein.

Wann sich die Schafe oder Lämmer nach Ostern von der neuen Weide verunreinigen/oder sie die Spülwürme beissen: Nimm junge Erlene Sprößlein / die von einem Jahr seynd/dörre / pulverisire und siebe sie mische darunter das Pulver Hipatici Trifolii, Wurtzen und Kraut/gibs mit Saltz.

Für die Husten / sagt Herr de Serres, wasch ihnen die Nasen mit Wein/ darinnen Mandelkern gestossen worden; oder gib ihnen zu Morgen weissen Wein mit süssem Mandel-Oel zu trincken / wiewol dieses eine theure/und nicht Jederman practirliche Artzney ist. Man kan sie auch mit Huflattich und Heil aller Welt füttern.

Vor das Bluten der Schafe soll man den Saamen nehmen von den jungen und rothen Ochsenzungen/und ihnen die unter dem Saltz geben.

Für die Husten und Leberfaulen der Schafe: Nim drey oder vier Lebern von einem geschlachten Ochsen oder anderm Viehe/dörre/stoß und siede sie/nimm darnach einen halben Scheffel Maltz / laß das fein allein mahlen/und nimm auch so viel Holunderbeer / drucke den Safft daraus in das Maltz und knette es wie einen Taig/mache Küchlein davon / dörre und stosse sie dann zu Pulver und gibs unter die Lecken; man kan diese Kuchen ein gantzes Jahr behalten / sind sehr bewährt für die Schafhusten.

In den Hundstägen (sagt Martin Böhme) pflegen die Schafe zu bocken oder zu blattern / das ist ihnen ein trefflich schädlich und anfällig Ding / welches offtmals macht / daß man die Schafe aus einem gantzen Dorff muß wegbringen. Es ist aber vieler Schäfer Brauch/daß sie dafür nichts brauchen / sondern thun gesunde und krancke in einen warmen Stall/ treiben sie hinein/dicht ineinander/ daß sie erwarmen / sagen also/ die Bocken oder Blattern kommen desto eher heraus/ und vergehen wiederum. Nimm aber / nachdem der Schafe viel sind / von einen biß drey solcher hockichten Schafe/bind ihnen die Füsse zusammen/und brenne sie lebendig in einem Back-Ofen zu Pulver / thue darzu Lindenholtz/oder/in dessen Ermanglung / nur ander gemein Holtz/und laß es zugleich mit verbrennen/alsdann stoß und fähe diß Pulver / und nimm gepulvert Attichkraut und Gersten-Maltz/dörre und siebe es gleichfals; nim auch des grünen Wasserkreß (Nasturii aquatici) dörre und pulvere es/und Lainsaamen / den thue gantz darunter/ und Saltz gantz dürr und klein zerrieben; die Stück nimm eines so viel als des andern / menge

und gib es den Schafen zu essen acht oder zehen Tage nacheinander/hab auch Fleiß / daß sie in zwey oder drey Tagen nicht zum Wasser kommen/es wird gewiß helffen/und ist probirt.

Wilt du (sagt er ferner) gesunde Schafe haben / so dörre Holunderbeer/ wann sie reiff sind / und behalts durchs gantze Jahr/zerreibe sie in Saltz/oder menge sie mit Gersten-Mehl/mache daraus Kuchen / stosse sie zu Pulver/und gibs mit Saltz; oder nimm Wacholderbeer klein zerstossen / streue sie mit Saltz unter den Haber/so essen sie es fein miteinander.

Von den Blattern der Schafe/ schreibt Herr Joh. Wilhelm Wünsch/in seinem Memoriali Oeconomica Politico-Practico. Daß / als die Schaf die Blattern oder Bocken in der grösten Hitze bekommen/ hat er die sammentlichen Schafe in seiner Amts-Schäfereyen 24 Stunde dicht ineinader treiben lassen / drey Tage vom kalten Wasser enthalten/hernach ihnen eine grosse Wiese / wo das kleineste Gras war/ eingethan / darauf wurden sie von Schlag zu Schlag / wie man mit dem Hirtenschlag procediret/geweidet/diß (sagt er) war ihnen eine gute Purgation/und frassen sich fein gesund; daß mir also (spricht er ferner) GOtt sey Danck) laut meiner eingegebenen Amts-Rechnung / von einer grossen Heerde gar wenig gestorben/da die meisten umligenden Schäfereyen sehr grossen Schaden litten.

Wann ein Schaf oder anders Viehe gähling erfranckt/daß es nicht auffstehen kan / und mit dem Kopff übersich schlägt: Nimm etliche Lorbeer/schwartzen Kühoder Käisersammen / ein wenig Bibenellwurtzen/Angelica und Teuffelsabbißwurtz/stoß alles klein / mische es mit Saltz/und gibs zwey-oder dreymal ein. Für ein Rind nimmt man jedes eine Hand voll/ für ein Schaf die Helfft oder das Drittheil.

Für die Gallen der Schaf / nimm hohes Farrenkraut / brenne es zu Pulver / darnach nimm Eychen-Moß/ siebe es klein / und die Zäpflein von den Erlen/ laß sie dürr werden/stoß es hernach zu Pulver/auch Ruß aus einer Feuermauer / thu ihn in einen heissen Backofen/ meng es mit Saltz/und gibs den Schafen.

Für die Lungelwürmer der Lämmer / nimm Hasel-Laub/Sommer-Lactur/und Feldkümmel/ machs dürr/ reibs klein/gibs ihnen unterm Saltz.

Für den Grind der Schafe / grab Hirschwurtzen im Mayen / auch Hohlwurtzen und Alantwurtzen zwischen zweyen Frauen-Tägen/gibs ihnen unterm Saltz/ so bleiben sie fein frisch und rein.

Contra omnes morbos lupulum coque ad aquæ consumptionem, de inde aqua vitæ perfunde, & ovibus aliquoties exhibe.

Wann sich ein Schaf mit den Hörnern oder Klauen an einem Ort kratzet/so solt du denselben Ort mit weichem Pech bestreichen.

CAP. LX.

Was von den Schafen zur Artzney dienlich ist.

Sextus Platonicus, der seiner Erfahrenheit halber von vielen Empiricus genennet wird/schreibt/daß die Lung von einem Wider klein gehackt und aufgelegt/ die blauen Masen heilet/auszichet und weiß macht; heilet auch / wann die Füsse von den Schuhen aufgerieben sind; sie muß aber frisch/und erst aus dem Thier seyn genommen worden.

Des Widers Gall dienet wieder das aus Kälte entsprungene Ohrenwehe; mit seinem Unschlit vermischt/ lindert es deß Podagra-Schmertzen. Schafgall soll den Wolff curiren.

Der von den Wider-Klauen gebrannte Aschen soll die Masen von den Blattern oder Bocken vertreiben.

Die frisch-abgezogene Haut von einem Schaf/Wider oder Lamm/ auf schmertzhaffte und zerstossene Glieder gelegt/heilet und zieht den Schmertzen aus.

Paulus Ægineta sagt / wann man das Schaf-Hirn an das Zahnfleisch reibet/vergehen die Zahnschmertzen. Galenus heisst/man soll es Hönig vermischen / und der Kinder Bilern bestreichen/so gehen die Zähne desto leichter auf.

Galenus schreibet bey Gullelmo van den Bosche Leodio in Historiâ Medicâ, daraus dieses meistentheils genomen/daß/ wer die Lungen von einem Schaf braten lässet / und nüchtern isset / nicht leichtlich solle truncken werden können. Item warm auf die Scheitel und Schläfe Phreneticorum gelegt/ soll es helffen/wie Q. S. Samonicus schreibet in Phrenesi:

Convenit hic calidis ovium pulmonibus aptè,
Tempora languentis medicâ redimire coronâ.

Sollen auch zu Linderung der Podagra dienen.

Schaf-Gall ist gut für den Krebs. Schaf-Miltz heilet gedörrt/und in Wein gepulvert/ die Darmgicht/ Geiß-oder Schaf-Milch/darinnen glühende Kiselstein abgelöscht/gewärmet / und die Clystier applicirt/ heilet den Zwang / und die scharffen Flüsse des Gedärmes.

Schafmist mit Essig angestrichen/heilet die Wärtzen und Hüneraugen / mit einem Rosensälblein vermischt/ löscht es den Brand vom Feuer und dergleichen heissen Dingen.

Wird der Schafmist gebrennt/gepulvert/ mit Essig gemischt / und auf das geschwollene Miltz gebunden/ macht ers kleiner.

Der Schafmist erweichet die erharteten Nerven übergebunden / und alle harte Knoppern in der Haut/ und an den Gliedern.

Et in questo (sagt Fioravanti nell suo Tesoro della vita humana) consiste il mio secreto; Chi vorrà adunque far miracoli in tal materia, faccia di questo sterco, unguento con altre coso appropriate, e sanà gran prove.

D. Otto Helbigius, in Miscellaneis curiosis, anni noni & decimi, Observ. 194. §. 24. meldet / daß die Mohren ad Caput bonæ spei, auf die gröste und gefährlichsten Wunden nichts anders brauchen / als daß sie warmes Schaf-Inslet hinein treuffen.



CAP. LXI.

Vom Ziegenbock und den Ziegen.

Ist wol wegen ihres guten und ergäbigen Milchzeuges ein nützliches / und armen Leuten / sich und ihre Kinder damit zu ernähren / ein fast nothwendiges / doch darneben sehr gefährliches / und sonderlich dem jungen Gehöltze und früchtigen Peltzern schadhafftes Thier; also daß in allen Forst-Ordnungen diß Viehe zu halten entweder gantz verbotten / oder doch nur in wilden und rauhen / ohne diß unnützen Gebürgen / oder aber daheim nur im Stall zu lassen erlaubet wird. Wo es aber gar grosse / weite / ebene Weiden und Viehtrifften hat / da die Förste und Höltzungen ferne entlegen / da werden sie bißweilen mit den Schafen / offt wol auch mit den Schweinen ausgetrieben.

Sie sind der Milch halber den Schafen vorzuziehen / indem man auch glaubt / daß / wann man sie unter die Kühemilch menget / mache sie solche desto besser und reichlicher aufwerffen. Artlich ist / was etliche von den Ziegen ausgeben / als schöpffen sie ihren Athem nicht durch Mund und Nasen / wie alle andere Thier / sondern durch die Ohren / und daß sie zu Nachts so wol / als des Tages mit ihrem Gesicht / alles unterscheiden sollen / so sonst allein von den Katzen geglaubt wird.

Auf der Weide / wann sie sich legen / werden sie einander meistentheils den Rücken / und nicht das Gesichte zukehren.

Wann man Ziegen kauffen will / ists am besten / man kauffe eine gantze Heerde miteinander / die schon zusammen gewohnet sind / als hin und wieder / so bleiben sie einiger / und stossen einander nicht so sehr.

Varro will / man soll nicht über 50 / und Columella nicht mehr denn 100 Ziegen in einer Heerde haben / weil die Pest leichtlich bey ihnen eingreifft. An Menge und Güte der Milch / und an den Häuten übertreffen sie das Schafvieh; dieses aber die Ziegen weit an der Wolle und an der Güte.

Die Ziegen tragen fünff Monat lang; ein Bock ist genugsam vor funffzehen Geiß; der Bock soll über zwey Jahr / und nicht über sechs Jahr alt seyn. Die Geiß kan man vom andern Jahr biß in das achte zur Zucht brauchen; die weissen Geiß sollen mehr Milch geben / der schwartzen Milch aber soll den Dörrsüchtigen gesünder seyn; im October und November lässet man sie zu / so kommen die Jungen auf Ostern / die trächtigen Ziegen / muß man nicht schlagen / müssen auch weder Eycheln essen / noch Saltz lecken / sonst werffen sie hin; den krancken mag man ein Gläslein Wein eingiessen.

Herr de Serres will / der Bock soll schwartzer Farbe seyn / weil er kräfftiger seyn soll / als die weissen; die kolbeten werden darum für besser gehalten / als die gehörnichten / weil sie nicht so stössig und ungestümm; ja auch / wie Herr Charles Estienne in seiner Maison Rustique will / soll der kolbeten Geiße nicht so leicht hinwerffen / als die / welche mit Hörnern bewaffnet sind. Die Böcke sollen haben einen starcken grossen Leib / grosse dicke wolgeknöchte Schenckel / völligen dicken Hals / grosse zottichte Ohren / kleinen Kopf / zottichte doch linde Haar / einen Philosophischen Bart.

Die Böcke (sonderlich die kolbeten) werden gerne in den Ställen erhalten / weil man glaubet / es sey den Pferden gesund / sonderlich zur Contagions-Zeit / soll auch ihr Geruch die Ratzen und Mäuse vertreiben.

Also werden auch die Geissen / ihrer Grösse halber / vor allen erwählet / sonderlich aber / wann der Milchzeug groß / lang und gestrotzt ist / daß sie auch am gehen dardurch verhindert werden; theils halten viel von den weissen / die krausse Hörner und Glöcklein oder Zäpfflein unter dem Hals haben / und die zweymal im Jahr Jungen haben. Die kolbeten werden auch (wie an etlichen Orten gebräuchig) desto leichter mit den Schafen beygetrieben.

Wie es aber zu Zeiten sich begibt / daß von dem kolbeten Viehe bißweilen junge Hörnerträger fallen; also geschiehet es auch / daß von gehörneten Ziegen kolbete Jungen kommen / und kommet mehr her von der Kräuter und Weide Eigenschafft / oder von Artung der Lufft / als von des Thiers Natur; doch hält man dafür / daß gar an kalten winterlichen Orten dieses Viehe mit Hörnern besser gut thun solle / als ob sie die Hörner vor den kalten Winden schützen solten / achte aber dafür / es sey vielmehr darum / daß die mit den Hörnern meistentheils dickere und zottichtere Haar / also auch gleichsam einen wärmern Peltz haben; oder weil die kalten Oerter mehrentheils viel Wölffe haben / darum die gehörnichten Ziegen leichter zu halten sind / daß sie sich vor denen Wölffen besser wehren können.

Das Alter erkennet man an den Zähnen und Hörnern / wie an den Schafen und Rindvieh. Uber 50 oder 60 Ziegen kan ein Hirt nicht vorstehen / weil es ein unmäßiges vorwitziges Thier ist / nicht gerne / wie die Schäflein / beysammen bleibt / sondern sich in den Gebürgen / Bergen und Felsen / hin und her / mit klettern und steigen ziehet und bemühet / also daß einer mit 300 Schaafen als mit 30 Ziegen viel weniger Mühe und Aufsicht bedarff; daher nicht böse ist / wann man ihnen Glocken anhänget / damit sie / wo man sie nicht sehen kan / dannoch gehört / und also desto weniger mögen verlohren gehen.

Die Geisse / die man melcket / werden mit grösserm Nutzen im Stall erhalten / die Galten / Böcke und geschnittenen mag man austreiben lassen / sonderlich wo man grosse weitläufftige / von Dornen / Hecken und Gesträuchern verwachsene Gebürge hat / sie nehmen mit gröberer Weide vorlieb / als die Schafe / können auch die Hitze der Sonnen besser vertragen; sonderlich im Frühling / da sind ihnen die zarten frisch-auskeimenden Dornenstauden und Schößlinge ein angenehmes und gesundes Banquet / sind einer kräfftigen und dauerhafften Natur.

Sie werden meistentheils in absonderlichen mit Steinen gepflasterten Ställen / ohne Streu oder Unterbette erhalten / doch ists besser / daß ihnen wenigst in dem Winter Stroh gestreuet sey / so wol die Kälte besser zu erleiden / als auch / damit man desto mehr und bessere Dunge davon sammle.

Was ihr Fleisch betrifft / haben die geschnittenen Böcke ein anmuthiger Fleisch / aber die Haut wird geringer / und wird das Fleisch von den jungen Kützlein für lobwürdig und wolgeschmackt paßiret; der Alten Fleisch (will Charles Estienne) soll eine Hauswirthin / die ihr Gesinde bey guter Gesundheit zu erhalten begehret / ihnen / es sey denn grosse Theurung oder Mangel vorhanden / nicht geben / denn es verursachet die fallende Sucht.

Wo arme Leute für sich und ihre Kinder keine Kühe vermögen / die können um ein schlechtes Geld eine Geiß halten / tragen ihnen vom Gesträuche allerhand Blätter heim / dörren ihnen auch solche auf in den Winter / oder geben ihnen damals ein wenig Heu / achtens auch im Sommer nicht / wann ihre Weide gleich gantz überthauet ist / und werden davon nicht aufstössig / wie die Schafe; ja man vermeynet / sie geben / wie das Rindvieh / desto mehr Milch davon / nur daß sie bey der Nacht eine gute warme Ligerstatt haben / dann sie mögen die Kälte nicht ertragen.

In Orient werden aus ihren Haaren allerley gute Zeuge zu Kleidern / bey uns aber Seile und Stricke in Schifffahrten und sonst zu gebrauchen gemacht / und darum höher gehalten / weil ihnen die Nässe und Fäulung nicht leichtlich schadet.

CAP. LXXII.

Von ihrer Zulassung.

Wiewol Columella schreibt / ein Bock von sieben Monaten sey zur Zucht schon dienlich / so ists doch besser / er habe das erste Jahr und noch ein paar Monat drüber völlig erfüllet / denn je eher er diß Handwerck anfängt / je weniger kan ers in die Länge treiben; weil die vom unzeitigen Venusspiel erschöpffte Jugend Ursach eines frühe-einbrechenden Alters ist; also daß etliche schreiben / ein Bock nach fünff Jahren sey schon ungeschickt zur Zucht; Herr de Serres trifft mit überein / und gibt ihnen allein drey Jahr zu / nachdem sie erstesmal zu Ende ihres ersten Jahrs gesprungen haben; so bald sie anfangen ins fünffte Jahr zu tretten / soll man sie schneiden; die Ziegen taugen biß in ihr achtes Jahr / und fangen an / wann sie das andere Jahr überreichet haben / doch sey die erste Tracht besser zum Schlachten / als zum Ziehen.

Trächtigen Ziegen soll man mit schlagen und stossen verschonen / man soll ihr weder Eycheln noch Saltz zu essen geben; eine Ziege kan eilff und mehr Jahr alt werden / und allzeit fruchtbar seyn / auch biß in ihr höchstes Alter / aber die Böcke nicht / wegen ihrer Geilheit.

Eine Ziege trägt / wie ein Schaf / fünff Monaten / die Belegzeit / ist gut / nicht einer Zeit / sondern nach und nach fürgenommen / als vom December an / biß in den Mertzen / so hat man so wol der Jungen als auch der Geißmilch mit desto besserer Anstellung zu geniessen / und ist bequemlicher / als wann sie alle zu einer Zeit Jungen haben / oder ohne Milch sind; theils tragen im Jahr zweymal / theils aber tragen zwey Junge auf einmal / welches darum mehr zu wünschen ist / weil man von diesen letzern mehr Fleisch und mehr Milch zu hoffen hat; es gibt wol auch / die drey Kützlein auf einmal bringen / weil sie aber gern hinwerffen / ist darnach zu trachten unrathsam; aus den Zwillingen erwählet man zur Zucht das stärckeste / die jungen Kützlein haben fast einerley

Auferziehung mit den Lämmern / ohne daß sie wegen ihres Gumpen und Muthwillens mehr Aufsicht bedörffen / und ihnen / neben ihrer Muttermilch / auch bißweilen junges Laub für zugeben.

Die Ziegen werden durch einen Sprung selten tragend / der andere muß es meistentheils verrichten. Ihre Weide ist / nach Columellæ Zeugnus / und gemeiner Erfahrung / lieber Hecken und Stauden / als Aenger und Grasreiche Weiden / es schadet ihnen keine Hecken oder Dorn / und haben ihre beste Lust / wo laubichtes Gestäudicht / Hagdorn / Widerklee / und niedrige Eychensträuche sind. Trägt eine jährige Ziege / soll man das Junge (nach obigen Authoris Lehre) alsobald wegthun / ist sie aber zweyjährig / soll mans nur so lang behalten / biß mans verkauffen kan; an etlichen Orten fressen sie auch gifftige Kräuter / darum Varro sagt: Capras sanas, nemo sanus promittit, nunquam enim sine Febre sunt. Die beste Zulassungs-Zeit ist im November / so kriegen sie ihre Jungen im Martio; ihre Stallung soll sauber von allem Unflath und Mist gereiniget werden.

Wann man den Ziegen viel Epheu-Blätter oder Fünfffinger-Kraut zu essen gibt / so sollen sie sehr Milchreich werden.

CAP. LXIII.

Von der Schaf- und Ziegen-Milch und Käsen.

Weil die Schaf- und Ziegen- so wol Milch als Käse / fast einerley Fleiß bedörffen / als habe ich solche allhier zusammen setzen wollen; die Schafe geben fettere zum Butter bequemlichere / aber weniger Milch; hingegen die Ziegen / subtilere und zur Gesundheit / als auch zu den Käsen bessere Milch / aber zum Butter dienet sie nicht / geht / wegen ihrer Zärtigkeit / nicht ohne grosse Mühe / zusammen / und gibt darzu sehr wenig und nichts wolgeschmackes / sonst aber ist sie allen gesund zu essen und zu trincken / sonderlich wann man den Geissen gute Gesott gibt / auch zu Zeiten von guten Kräutern / als Isopp / Salve / Sauerampffer / Petersil / Cicori / Spargel / Möhrenkraut / Erdrauch und dergleichen / so ihre Milch noch gesünder / so gar / daß sie auch neu-gemolcken / und den Mund offt damit gespühlt / die roglen Zähne befestigen / und den Kindern gebraucht / die Zähnlein desto leichter aufgehen machen.

Marcellus bey Guilielmo van den Bosche sagt: Daß den Miltzsüchtigen nichts bessers sey / als daß man eine Ziegen erstlich ein paar Tage fasten / hernach allein mit Epheu speisen / und ehe sie getränckt werde / melcken lasse / dessen drey Nüssel / so bald sie gemolcken / also warm dem Patienten drey Tage nacheinander / und diese Zeit über nichts anders zu essen oder zu trincken gebe / so soll er wol und kräfftig gesund werden.

Dem Magen soll die Geißmilch die gesündeste seyn / darum auch die Poeten / ein Geiß zu Jovis Säugamme gemacht / mit deren Haut er seinen Schild gezieret / und sie endlich unter das himmelische Gestirne versetzet hat. Joh. Baptista Fiera Mantuanus setzet die Ziegenmilch der Schaf- und Kühmilch vor / wann er fraget und antwortet in suâ Scenâ de Lacte:

Quod præstat? Capræ; pòst Ovis; inde Bovis.

Die Ziegen-Milch weiß auch das Frauenzimmer zu gebrauchen / sich / wann sie von der Sonnen gebrannt und geschwärtzet sind / damit abzuwischen / und die Sonnenflecken damit zu vertreiben. Die Käse werden so wol von Schaf- als Ziegen-Milch trefflich und gut gemacht; wiewol die besten und köstlichen Käse aus Vermischung der dreyerley Milch von Kühen / Schafen und Ziegen verfertiget werden / die vor andern das beste Lob erhalten.

Wie man die Schaf-Käse machet: Nimm einen Magen von einem Kalb / thue den Topffen heraus / klaube die Haar davon / schlag den Topffen durch ein Seyhepfännlein / nimm zwey gar alte Schaaf-Käse / reibs an einem Reibeisen / geuß Schaf- oder Kühe-warme Milch daran / wann es weich ist / thue es unter den Topffen / nimm darnach zwey neue Schaf-Käslein / schneide sie auch darein / und von drey neuen Eyern den Dotter / und von Ingwer und Lorbeerstupp / ein wenig Muscatblühe / zwey Löffel voll Brandwein / zwey Hand voll Saltz / alles wohl zusammen gerühret / in den ausgewaschenen Magen gefüllt / verbunden und über Nacht in den Rauchfang gehenckt / hernach stupff mit einer Nadel den Magen gar dick / damit das Wasser heraus kan / laß ihn über Nacht hencken / den andern Mittag nimm ihn herab / und henck ihn in die Lufft / oder unter ein Dach / wann er ein Jahr alt ist / so ist er am besten / sonderlich wann er im Majo gemacht ist. Hernach / willt du Käse machen / nimm einen Brocken nach Geduncken / so viel du etwan Milch hast / laß diese laulich werden / treib die Härten mit der Milch ab / hernach geuß es unter die andere Milch / treibs durcheinander ab / hernach geuß es in die Häfelein / die gleich über die Käsnäpflein gehen / wanns zusammen gestehet / so stürtz es in die Käsnäpfe / wann mans das erstemal umkehren will / muß mans unten und oben ein wenig salzen / hernach muß mans offt umkehren / und ist die gröste Kunst / sie offt umkehren / so werden sie nicht luckericht / je öffter mans umkehret / je besser es ist. Wann man den Topffen ausballet / soll man ihn mit süssem Milchraum gar wol abknetten / und in die Käsnäpfe gethan / wird er gar gut / und bald zeitig.

CAP. LXIV.

Von der Ziegen Kranckheit.

Wiewol viel von denen Alten die Ziegen ausgeschrien / als solten sie ein immerwährendes Fieber haben; so scheinet es doch / es streite wider die Erfahrenheit / denn wo dieses wäre / würden auch ihrer Milch / so viel gute Wirckungen nicht können zugeschrieben werden / wie bald folgen wird. Was aber ihre Kranckheiten betrifft / sind sie zwar meistentheils solche / die auch die Schafe haben; daher man auch eben dergleichen Mittel / deren oben bey den Schafen gedacht worden / sicher und wol gebrauchen kan.

Wann sie / nachdem sie gebohren / die Milch verlieren / soll man sie nichts desto weniger fort und fort melcken / so kömmt endlich die Milch (die bey Unterlassung des Melckens sonst verseihen müste) wieder / wie vorhin.

Wann eine Ziegen nicht essen will / ists eine Anzeigung / daß sie das Wiederkäuen / oder / wie die Bauren zu reden pflegen / den Indruck verlohren / dann soll man nur einem andern wiederkäuendem Viehe / wann sie in solcher Arbeit sind / den Hals mit der Hand zuhalten / geschwind in das Maul greiffen / das gekäuete heraus nehmen / und der Ziegen einstreichen / oder (wie man kan) zu essen geben / so wirds bald besser werden.

Sie fallen auch zu Zeiten an der Pest um / und ist dieses an ihnen absonderlich / daß sie nicht / wie das andere Viehe / vorher durch Traurigkeit und Fasten dessen Anzeigungen und gleichsam Vorboten ihres Unglücks geben; sondern frisch und gesund / ohne daß man vorher das geringste vermuthen können / hauffenweise umfallen und verrecken / so meistentheils die überflüssige gute Weide verursachet; daher so bald dieses an einer oder der andern geschehen wird / so schlage allen übrigen die Ader / thue sie in einen warmen Stall / daß sie in dreyen Tagen nicht wieder an die Weide kommen; ut nimia impletio per abstinentiam ejiciatur; so soll man sie auch hernach / wann sie wieder auf die Weide kommen / Anfangs nicht genug / sondern nur etwan eine Stund fressen lassen / und wieder eintreiben / und täglich ein wenig zugeben.

Quintilius schreibet bey Käyser Constantino in seinem Feld-Bau / daß die Schafe / und Geissen von der Pest nicht sollen betroffen werden / wann man einen Storchen-Magen nimmt / den im Wasser zerstösset / und auf jedes Thier einen Löffel voll giesset; würde Zweiffels ohne besser seyn / gar einzugiessen.

Man kan sie auch mit folgendem Rauchen versicheren: Nimm Bockshorn / Hufseiten / alte Schuhsohlen / Schwefel / Meisterwurtzen und Wermuth / alles klein geschnitten und gepulvert / und gemengt.

Stösset sie sonst eine Kranckheit an / so gib ihnen Geröhricht zu essen; oder nimm die Wurtzen von Weißdorn (Spinæ albæ) gieß Regen-Wasser daran / zerstoß sie wol in einem Mörsel / und lasse das Viehe davon trincken / so bald es sich bessert / so verkauffe sie / und schaffe dir andere.

Wann sie die Wassersucht (welche Kranckheit ihnen vor andern Thieren sonderlich anhencket) bekommen / so schneide ihnen unter der vördersten Schulter die Haut ein wenig und gar gelind auf / und laß das Wasser weglauffen / schmiere das Löchlein mit weissem Pech / so heilet es wieder zu; bißweilen in hitzigem Wetter werden ihnen die Euter steinhart / die soll man mit Milchraum schmieren / oder wann sie sonst nach der Geburt verschwellen / soll man ihnen einen guten Tranck alten starcken Wein in den Hals schütten.

CAP. LXV.

Was von den Ziegen zur Artzney zu gebrauchen.

Des Bocks-Blutes anderthalbe Drachmas gebrauchet / ist wider den Sand und Stein ein treffliches Mittel / doch muß der Bock vorhero mit Steinbrechenden Kräutern gefüttert / und mit weissem Wein geträncket werden; etliche wollen / der Bock solle vierjährig seyn.

Helmontius de ortu Medicinæ fol. 224. N. 75. lehret / man soll den Bock bey den Hörnern aufhencken / die hindern Füsse zu den Hörnern binden / die Geilen ausschneiden / und also verbluten / und endlich gar schlachten lassen; dieses Blut gedörrt / wird so hart wie ein Glas / und lässet sich schwerlich stossen / und dieses sey weit besser / als das / so in der Apothecken verkaufft wird; eines Quintels schwer eingenommen / soll es das Seitenstechen alsobald lindern und vertreiben / wird auch in fallenden Sucht / und wider Sand und Stein nützlich eingegeben.

Artlich ist / wann man einen Stein mit Bock-Unschlit überziehet / und Figuren oder Buchstaben hinein zeichnet / und den Stein in Essig legt / so werde das gezeichnete erhöhter seyn / als der andere Stein / wie Corn. Agrippa lib. 1. de occultâ Philosophiâ bezeuget. Das Bocks-Blut einem Aussätzigen warm angestrichen / vertreibet den Aussatz; quidam (apud Plateum) Cinerem eboris cum urinâ Hirci potum, calculus in renibus simul & in vesicâ, absque omni periculo conterere affirmat.

Bocks-Lorbeer mit Meerzwiebel-Essig gestossen / auf die Stirn und Schläffe geleget / soll den Kopf-Schmertzen / dolores Hemicraniæ, lindern und gantz hinwegnehmen.

Die Lungen von einem Ziegenböcklein gekocht und gegessen / soll denen wol dienen / die das Wasser nicht halten können.

Das Miltz davon einem Miltzsüchtigen aufgelegt / hilfft wol.

Das Schmeer von den jungen Böcklein ist zu allen Pomaden bequemlich.

Die Gall von Ziegen in die Ohren getreufft / ist gut wider die Taubigkeit; Mit Hönig vermengt / macht es die dunckeln Augen helle; an die Augenbraunen gestrichen / soll es die Haar aussetzen / wirds Zweifels ohne an

andern Orten/ seiner Schärffen halber/ auch thun; ein Baumwoll darein gefeuchtet / und auf den Nabel gelegt/ vertreibt es die Würme; mit gebranntem Alaun vermischt/ oder/ wie etliche wollen/ mit Alaun-Aschen/ vertreibt es die Krätzen.

Marcellus sagt / wann man eine Federn in Geiß-Gall befeuchtet / und Füsse damit bestreichet / soll es alsobald den Schmertzen benehmen.

Das Häutlein/darinnen ein Kützlein gebohren worden / gepülvert / und mit Wein eingegeben / treibt die Nachgeburt den Frauen aus.

Die Lungen warm auf gifftiger Thier Biß geleget / ziehet das Gifft aus / und lindert die Schmertzen.

Geißhorn zu Aschen gebrannt/ und zum Zahnpulver gebraucht / stärcket die Zähn / und befestet das Zahnfleisch.

Das Horn oder Geiß-Haar angezündet / verjaget die Schlangen / und soll auch die Schlaffsucht vertreiben / wie es Q. Serenus Samonicus in seinen Versen also bestättiget:

Ergo levi flamma torrentur cornua capræ,
Quo nidore grarem depellent lumina somnum.

Guerthæus in seinem Anhang bey Mizaldo sagt/ daß/ wann man vier Unzen vom destillirten-Geißmilch Wasser zwey oder dreymal des Tages trincket / soll es wunderbarlicher Weise alle Gebrechen der Leber heilen / den Schwindsüchtigen gesund seyn/ dem Gifft widerstehen / und die Verdäuung befördern.

Die Geißmilch soll auch denen dienen / qui seminis profluvium patiuntur, aut impotentiâ laborant. Geißmilch ist gut zum Krampff/ bringt den Schlaff/ ist gut in der Bräune / und zum Halswehe aus Hitz / zum Stechen/ Keuchen/ Lungen-Geschweren/zur Ruhr/ hitzigem Miltz und Nieren / zum Eyter-harnen und dergleichen unzählichen Zuständen mehr / davon hin und wieder in den Authoribus zu finden.

Wann ein Mensch so gar verstopfft ist / daß nichts helffen will/ soll man Ziegenkoth nehmen / Wasser darauf giessen / es eine Weil darüber stehen lassen/ hernach durch ein leinen Tuch seyhen / mit Honig süß machen/ und also eingeben / soll gewiß helffen.

Für die Wassersucht dienet sehr wol der Harn von einem Bock / wenn ihn der Patient etliche Tage nacheinander trincket / wie in Miscellaneis Curiosorum Anni 2. Observat. 219. zu sehen ist / man trinckt ihn entweder laulicht / so bald er vom Bock kommt / oder trincket das davon distillirte Wasser.

CAP. LXVI.

Von den Schweinen.

UNter dem vierfüssigen Mayer-Viehe / ist das Schwein das allerfruchtbareste/ weil es zu 10 biß auf 12 und offt mehr Jungen auf einen Wurff bringet / und zweymal in einem Jahr gebähren kan; ist hingegen auch ein unsauber / ungestümm und fressiges Thier / und weiß seinen Herrn mit nichts anders / als nur mit seinem Balg zu bezahlen ; Andere Mayerthier geben Milch / Butter / Käse / Wolle und dergleichen / an diesem ist allein das Fleisch zur Speise dienlich / daher hat es auch diesen Vortheil von der Natur / daß es gern und leichtlich feist wird.

Es ist besser / man halte wenig Schwein / und gebe ihnen genug zu fressen/ als daß man viel haben will/ die man wenig füttert; 12 wolgewartete Schweine bringen mehr Färcklein / als 40 übel-gewartete / dann diese werden offt ihre eigene Jungen auffressen.

Wegen ihrer natürlichen Unflätigkeit sind sie den Hebräern im Göttlichen Gesetze / neben andern unreinen Speisen / verboten gewesen ; sonst gehen sie gerne Heerde-weis / und wann eines von einigem andern Thier angefallen wird / lauffen sie mit gruntzen und schreyen alle zusammen / ihren Gesellen zu retten / und sich fremdes Gewaltes zu erwehren/ ist auch ein behertzt und Martialisches Thier/sonderlich die wilden Schweine/wie dann die Jäger und Weidleute solches wol wissen/und ohne Vortheil und gute Bewaffnung sich nicht an sie machen / oder ohne Beystand genugsamer Schwein-Rüden und starcker Docken sie angreiffen oder bestehen dörffen.

Die Pfinnen/ oder den Aussatz/ erkennen die Fleischhacker auf ihren Zungen / wie aber das Ziegen-Viehe den Gärten und Bäumen / also sind die Schweine den Wiesen und Feldern zu förchten / und wie jene mit ihrem Benagen und Abfretzen; also auch diese mit ihrem Graben und Umwühlen alles verderben und zu schaden bringen / dieses aber alles erstatten sie mit ihrem zarten weissen / delicaten Fleisch / welches so wol frisch als ungesaltzen und aufgeräuchert genossen wird. Item dienen sie mit ihrem Blut- Leber- Bratwürsten / Speck und Hammen; also daß man keine wol-bestellte Wirthschafft sihet / wo dieses Thier nicht sorgfältig und mit allem Fleiß ernähret wird.

Auch dieses ist / an diesem Thier singular, daß man sie / von drey Wochen an / alle folgende Monat und Jahr im Herbst und Winter schlachten kan/und so wol die halbjährigen / als ein- und zweyjährigen in die Kuchen und auf den Tisch geben darff/weilen das/ was der Grösse und dem Speck abgehet/ die Güte des Fleisches ersetzet.

An der Dicke des Miltzes halten etliche dafür/ wann das Schwein-Miltz durchaus gleich groß und dick ist / daß der gantze Winter wird kalt seyn / wird aber die Dicke sich gegen der Rippe des Ruckens wenden / so wirds einen starcken Nachwinter geben / ist das Miltz in der Mitte geschwollen / so wird die Kälte auch mitten im Winter kommen / wann das Miltz abwärts gegen den Bauch grösser ist / so wird der Winter im Eingang seine Kälte spühren lassen. Ratio est (sagt P. Tylkowsky de re agrariâ fol. 772.) porcus terram frequentissimè rodit ac multos halitus terreos, qui sunt frigidi ac sicci, recipis, isti ad lienem tendunt, qui est receptaculum frigidorum ac siccorum, & si vis astrorum, quæ illos elevat, & fortis, adscendunt copiosè, lienemque totum implent & inflant. Similiter in aëre, in quo deinde halitus ad suum frigus redeunt, & suo lapsu, ventos atque auram inhorrescere faciunt. Si modici halitus terrei ab astris, & quidem initio autumni trahuntur, & vis elevans est fortis,

partem supremam lienis, quæ est versus spinam petunt, & idem fit in aëre. Halitus enim altè adscendunt, & alii non ita frigidi & sicci infra illos se ponunt, qui quidem ad lienem porci non spectant. Itaque in aëre fit, ut primâ hyeme compareant molliores venti, ac finem ultimum duriores exasperent. Si initio autumni suaviores halitus è terrâ elevantur, in medio sicci & frigidi, visque mediocris fit attractiva, lien in medio augetur, & simile quid evenit in aëre. Si demum solùm in fine, isti naturæ terreæ consurgunt halitus, neque vis eorum attractrix valdè robusta, manent in basi lienis, & similiter in aëre non valdè attolluntur, ac proinde primi, seu initio hyemis descendunt, illamque reddunt glacialem. Mich zwar bedüncken diesen Ursachen mehr Subtilität als Solidität in sich zu haben/ weil die Grösse und gantze Gestalt des Miltzes mehr von dem Unterscheid der Speise und Tranckes / als von der Lufft und des Gestirns kan geurtheilet werden.

Das Alter der Schweine mag man nicht so eigentlich / als an andern Thieren erkennen / ausser muthmaßlich an den Zähnen/ welche mit den Jahren sich vergrössern; und je länger die Zähne sich zeigen / je älter ist das Schwein zu halten. Man soll sie über vier Jahr nicht halten / sondern schneiden lassen / und mästen/ wann es Zeit ist.

Wann man Schweine auf Wägen oder Schlitten über Land führet / will Gubertus, soll man die Köpffe nicht/ sondern die Schweiffe/ gegen die Pferde kehren/ weil man dafür hält / die Pferde werden sehr matt und machtlos davon.

Die Farbe betreffend / werden in grossen Wirthschafften einfärbige/ schwartz/ weiß oder roth erwählet/ die gescheckichten werden ausgemustert; die schwartze/ und diejenige / so wie die wilden Schweine Haar haben / hält man für dauerhafftig / und von einem guten körnigen Speck; die weissen aber haben viel eine subtilere Schwarten / sonderlich die so gestalten Spanfärckel und Jährling / haben am Braten viel eine schönere Farbe / als die dunckeln; die rothen glaubt man / werden eher pfinnig/ als die andern.

Es ist aber an der Farbe nicht so viel gelegen / als an der Art / wann sie fein langseitig / niederfüssig/ großöhricht; ihrer ungestümmen Weise muß man mit Aufsicht begegnen / durch gute Hüter / oder angehengte Prügel / oder daß alle Gärten,/ Weinberge / Wiesen/ angebauete Felder / Kammern und Gemach also wohl und starck verwahret seyn/ daß sie mit ihren starcken und gewaltthätigen Rüsseln nirgends mögen einbrechen/ sie lauffen sonst überall ein/ und versuchen ihr Abentheuer/ lauffen auch wol Stiegen auf und ab/ und können durch ihren scharffen Geruch bald ausspühren/ wo etwas fürhanden ligt / das ihnen tauglich ist.

CAP. LXVII.

Von Bären und Mutter-Schweinen.

DEr Bär/ welchen man zur Zucht gebrauchet/ soll groß von Leibe/ und langseitig seyn; wiewol Herr de Serres erfordert/ er soll kurz und gesetzt seyn/ soll einen mehr kleinen als grossen Kopff/ hangigte grosse Ohren/ einen übergeworffenen Rüssel/ kleine Augen/ dicke und kurtze Schenckel haben / sonderlich soll er über das Creutz breit / vollkomen und nicht spitzig seyn/ von starcken und grossen Hüfften / harten und langhärigen Börstern/ krummen/ und wie ein Post-Hörnlein zusamm-gedreheten und gewundenen Schweiff; denn wann solcher flach und ungewunden hinab hanget / ists ein Zeichen / daß er schwach im Rücken / und zur Zucht undienlich; er solle ferner ungestümm / gefräßig und beherzt seyn auf der Weide / auch im Fall der Noth den Wölffen sich zu widersetzen/ oder die anfallende Hunde abzutreiben.

Der Bär soll wenigst über ein Jahr alt seyn / sonst werden die Ferclein gar zu schwach; man kan ihn vier Jahr brauchen. Einer ist genug auf zehen / bißweilen auch wol auf funffzehen Zucht-Schwein; nach überstandenem vierten Jahr mag man ihn schneiden und mästen. Am besten ist / er habe mit den Trag-Schweinen einerley Farbe / wie P. Tylkowsky de re agrariâ p. 350. bezeuget.

Die Mutter-Schweine muß man von denen aufziehen / und zur Zucht behalten / die langseitig / über den gantzen Rückgrad biß zum Schweiff rund und kuglicht / und die sonderlich im Jahr zweymal / und allezeit über 10 Fercklein haben / deren sie auch wol biß 18 bringen; über welche Zahl man ihnen nie mehr lassen soll / wie die alten Scriptores Oeconomici wollen. Virgilius schreibet von seinem Æneâ, daß er eine weisse Sau in Italia/ mit dreyssig Jungen/ am Tyber-Strohm gefunden / mit solchen Worten:

Cum tibi sollicito secreti ad fluminis undam
Littoreis ingens inventa sub ilicibus sus,
Triginta capitum fœtus enixa jacebit,
Alba solo recubans, albi circum ubera Nati,
Is locus urbis erit, requies ea certa Laborum.

Daher hat er auch diß Schwein samt seinen Jungen den Göttern geopffert / und die Stadt Lavinium an selbiges Ort erbauet; diß aber sihet mehr einem Poetischen Gedicht/ oder Hieroglyphico, die Fruchtbarkeit des Welschen Landes fürzubilden / als einer wahrhafftigen Geschicht gleich / glaube sonst nicht / daß dergleichen wahrhafftes Exempel zu finden. Doch ist einem Hausvatter zu rathen/ daß er sich mit diesem Viehe nit allzuhäuffig übersetze/ nur so viel/ als er über Winter ernähren kan/ behalte / die übrigen nur so lang lauffen lasse/ biß an den Herbst / da er sie nach und nach wegbringen/ tödten und ausselchen/ oder den Fleischhackern verkauffen / und also zu Geld machen kan. P. Tylkowsky de re agrariâ p. 346. meynet/ daß diese die besten Zucht-Schwein/ die wenig Zitzen haben. Andere aber glauben das Widerspiel / man kan so wol auch die jährigen zulassen; wann man aber biß ins 20ste Monat wartet / so bringen sie grössere und stärckere Fercklein; biß in das siebende Jahr taugen sie zur Zucht/ hernach mästet man sie. Sie tragen 4 Monat lang / und 2 Monat säugen sie; man muß ihnen nicht alle Färcklein lassen / sondern nur die besten. Damit sie ihre Jungen zu rechter Zeit bringen/ muß man die Bären von ihnen absondern/ und nur im December und Junio zulassen. Wann die trächtigen Säue Eychel fressen / so werffen sie hin.

CAP. LXVIII.
Vom Zulassen.

ES sind etliche der Meynung / daß man einen Eber / wann er nur ein halbes Jahr erreicht/ oder zum höchsten 8 Monat/schon zulassen könne/ welches aber diejenigen/ welche/meines Erachtens/ vernünfftigere Gedancken davon gehabt/ auf ein Jahr ausgestellet haben/ weil von einem unzeitigen/ noch unausgewachsenen Thier nichts rechtschaffenes zu gewarten/ zudem je eher er zum Springen kommt / je eher nimmt er auch wieder ab / nicht anders / als wie ein Mutter-Schwein/ je mehr Fercklein sie trägt und nähren muß / je ehe sie eraltet.

Auf zehen Schweine wird ein Eber gehalten ; ein Zucht-Schwein/so erstlich belegt wird/soll auch wenigst ein Jahr zuruck gelegt haben; Theils wollen/daß sie biß in das siebende Jahr trächtig seyen ; aus der Anzahl ihrer ersten Tracht / hat man ein nicht unfehlbares Zeichen ihrer künfftigen Fruchtbarkeit/weil sie die erste Zahl der Jungen (wann sie anders ihr rechtes Alter gehabt/ und ihre Wartung beständig haben) nicht viel verändern. Die langseitigen Schweine / die von guter Art sind/ haben meistens zwölff Zitzen oder Wärtzen an ihrem Bauch/ und wann sie deren weniger haben/ bedeutet es/ daß sie auch nicht mehr Junge haben werden.

Plinius glaubet/ daß ein jedes Färcklein ihre Brust sonderlich wisse und kenne/und nach der Reyh ihrer Geburt sich auch davon ernähre / daher auch / so bald das Junge abgespehnt oder getödtet wird/ die ihm zugeeignete Brust auch gleich versehye und austrockne.

Ein Mutter-Schwein trägt ihre Jungen vier Monat lang/im fünfften gebähret sie. Die Zeit ihrer Tracht wird von den meisten auf 18 Wochen bestimmet. Will man/daß sie zweymal tragen/muß man sie im Januario und Februario zulassen/so komen sie in April und May. Herr de Serres hält es am besten / daß man sie also belege / daß die Färcklein in dem Schnitt oder Erndte-Zeit fallen / weil damals die Mütter von guter Nahrung überfüllt/desto Milchreicher sind/dardurch die Jungen sichtiglich wachsen und zunehmen. Also wäre / dieser Meynung nach / am besten / die Säu erstlich im Mittel des Martii / und zum andern zu End des Octobers zu legen/so fielen die ersten Jungen im Julio um die Erndte-Zeit/ und die andere um Lichtmessen/so beederseits zu der Fercklein Auferziehung / gute und bequeme Zeiten sind / und werden von vielen die um Lichtmessen gebohren sind / für gute und dauerhafftige Zucht-Schweine gehalten/ nur daß man in ihrer ersten Jugend mit warmen Ställen und guter Wartung / so wol sie selbst als ihre Mütter versihet und betreuet / weil kein Thier mit mehr Ungedult den Hunger leidet / und sich die Wartung gleich an ihrem Balg verspühren lässet.

Doch muß auch eine fleissige Haus-Mutter zusehen lassen/damit man keiner Sau über sieben oder meistens (wie Columella will) über acht Jungen lässet / denn mehr mögen sie genugsam nicht ernähren / und bleibet einem nichts / daher mag man/ in der dritten Wochen/ die übrigen essen oder verkauffen. Andere passiren 10 Junge / doch muß man sie wol halten / wann man ihnen eingeweichte Gersten gibt/so werden sie Milchreich; faule Aepffel/stinckende Sachen und schimmlicht Brod soll man ihnen nicht geben. Wann sie unsaubere Dinge fressen / muß man ihnen in der Wochen ein paar mal ein wenig reines Korn fürgeben / sonst werden sie pfinnig ; sie können keinen Durst leiden / darum muß man ihnen / sonderlich im Sommer / offt zu trincken geben.

Zur Zucht lässet man mehr Männlein als Weiblein leben / weil sie leichter aufzubringen / und bessers Fleisch haben/ wann sie geschnitten worden.

Etliche wollen / man solle die Schweine belegen im andern Viertel des Mondes. Andere wollen keine auferziehen/sie seyen denn im wachsenden Monden gefallen/ weil sie ihnen einbilden/das Fleisch von solchen Schweinen ergebe besser / und schwinde nicht so viel / wie derjenigen/ die in Abnehmung des Mondes fallen.

CAP. LXIX.
Von den Ferckeln.

WIewol die Ferckeln / die vor Liechtmessen / das ist / vom Augusto an biß zu Ende des Januarii fallen/ selten zur Zucht behalten werden; ist es nichts desto weniger in grossen Wirthschafften / sonderlich die nahend bey grossen Städten sind / ein guter Vortheil/ weil die übrigen / was man nicht selbst in seine eigene Kuchen braucht / allzeit sehr gute Anwehrung haben. Sie bringen ihre Zähne mit sich auf die Welt. Die von gar zu jungen oder gar zu alten Schweinen fallen/sind wegen ihrer Schwäche untauglich zum Behalten/gehören nur zum Schlachten; was von dem andern und dritten Würff kommet / gedeyet am besten ; Die Kälte ist dieses Thierleins gröster Feind / sie erbutzen davon (wie unsere Bauren reden) und nehmen nicht zu/weil die erste Jugend ein Grund ist/darauf die künfftige gantze Hoffnung von einem Viehe zu setzen. Die Ferckel soll man nicht waschen/ so lang sie säugen/ wann abgespehnet sind / ist es ihnen gut/ daß man sie offt wäschet. Die Fercklein / die schwartze spitzige Zähne haben/ die müssen verderben / wann man sie ihnen nicht bald ausbricht.

Wann die Alten ihre Jungen bringen / muß die Mayerin sorgfältig seyn/ die Afftergeburt/so bald solche geworffen / beyseits zu bringen und weg zu thun / dann wann sie von dem alten Schwein gefressen wird/ so haben sie nicht so viel Milch / gewöhnen sich auch endlich/ daß sie ihre Jungen selbst fressen lernen / welches ein schadhafftes Ding ist / und sind hart wieder davon zu bringen. Was man zur Zucht behalten will / lässet man also; die andern/was zur Mast gehörig / schneidet man bey der Müttermilch/ so vergessen sie es leichtlich / und werden eher heil / wie ich bald hernach vermelden will. Wann sie vier oder sechs Wochen gesäugt haben / mag man sie hernach abspehnen / und Anfangs mit guten



Kleyen-Tränken / und gekochten Gersten-Schrott auch untermengter saurer Milch allgemächlich zum Naschen und Essen angewöhnen; so muß man sie auch anfänglich / wann man sie austreibt / bey windigen / kalten / feuchten Regen-Ungewitter daheim im Stall lassen / und sie in dem ersten zarten / Alter ja keine Ungelegenheit und Mangel leiden lassen.

Die junge Ferckel / so lang sie noch an der Mutter trincken / lässet man im Stall / treibt auch die Mutter die ersten 10 Tage nicht von ihnen / ausser / daß man sie zur Träncke / und gleich wieder heim treibt. Hernach wann die Mutter auf die Weide kommt / versihet man entzwischen die Jungen mit Milch und Mehl-Träncken / damit sie der Mutter Abwesenheit desto leichter gedulten. Ein jedes Schwein mit ihren Jungen wird besonders unterhalten / und eingeschlossen / wie bald folget. Wird auch mit Fleiß Aufsicht gehalten / das jedwedere Zucht zu ihrer rechten Mutter gethan werde / und diß desto leichter zu wissen / werden sie mit Pech oder sonsten gemercket.

CAP. LXX.

Von den Schweinställen.

So unflätig und stinckend ein Schwein ist / erfordert es doch zu Nachts eine saubere und trockene Stallung / und deren müssen viel (nach Anzahl der Schweine) untertheilte / grössere und kleinere seyn / damit man die Bären / Zucht-Schwein / ein jedes mit seinen Ferckeln besonders / wie auch die tragenden und jährigen / grössern und kleinern nach ihrem Alter und Kräfften absonderlich stallen könne. Die Schweinställe dörffen nit hoch seyn / aber sollen doch von der Erden eines Schuhes hoch mit starcken durchlöcherten Fußläden gebödemet seyn / damit aller Urin / Wust uñ Feuchtigkeit gar wol uñ leichtlich abfliesse / die Oeffnungen werdẽ mit eingezäpften fallendẽ Thürlein gemacht / dafür die starcken Nusch und Säutröge stehen / welche man täglich ausputzen / sauber halten / und ihre Fressen / oder ihre Träncke hinein giessen kan; diese Fallthürlein aber müssen in der Mitte durch ein durch selbiges und den untern Tramm gebohrtes Loch / einen starcken hölzernen / an einem Strick angebundenen Zapffen haben / den man / wenn die Schwein darinnen sind / fest verstecken und ihren Ausgang / den sie mit Ungestümm und Aufheben des Thürleins suchen / und wo es vergessen wird / auch heraus brechen / verwehren und verhindern muß. Dieses Thürlein oder Fallfenster ist etwan ein paar Schuhe hoch von der Erden erhöhet; auf der Seiten aber hat jeder Schweinstall sein viereckichtes besonders Thürlein / dadurch man sie aus- und einlässet / weil sie einen eigenen / von anderm Viehe etwas unterschlagenen Hofe und Misthauffen haben sollen / darein man sie bißweilen mit samt den Jungen auslassen mag / die Ställe unterdessen auszureinigen / und damit die Lufft / so durch offene Fenster und Thüren durchstreichen mag / den bösen Gestanck verwähe und hinweg treibe. Herr de Serres erfordert auch noch ein kleines Guckfensterlein in die Ställe / dardurch man ohne Beunruhigung der Schweine hinein sehen / und wie es um sie stehet / vornehmen kan.

In Oesterreich ist nun fast ein gemeiner Brauch / daß die Hünerköbel oben auf die Schweinställe gesetzt sind / welches dem Herrn de Serres so gar nicht gefällt /

daß er wol zu mercken befiehlt / das Geflügel von den Schweinställen beyseits zu thun/und beschliesst mit diesen Worten : Ceci est notable, que d' esloigner le logis des pourceaux de celui de la volaille, à fin, qu' ils n'en mangent la fiente, de peur de les faire emmaigrir, Car c'est chose bien experimentée, que les pourceaux qui mangent la fiente de la volaille (viande qu' ils aiment fort) ne se portent jamais bien, comment qu' on les traitte. Das ist / sagt er merckwürdig / daß man die Schweinställe von dem Mayer-Geflügel absondern solle / damit sie derselben Koth nicht fressen und davon mager werden/indem die Erfahrung bezeuget/daß die Schweine/welche des Geflügels Koth (so ihnen eine angenehme Speise ist) fressen/ niemal gesund oder fette werden / man halte sie so gut als man immer wolle. Daher ich auch im andern Capitel dieses Buchs / dessen allbereit Anregung gethan/ und allhier wiederhole / damit dieser verderbliche Mißbrauch abgeschafft / und dadurch die Nutzung eines Hauswesens/mit desto besserm Wolgedeyen/möchte befördert werden ; weil es gewiß / daß man im Haushalten niemal so viel weiß / daß nicht noch zu lernen etwas überbleibe.

Weil auch den Schweinen schädlich ist / daß sie stets auf ihrem Mist liegen müssen/daher wer Schwein haben will/muß es also machen: Man mag einen Ort im Gebäue einmachen mit einem starcken Zaun / dritthalb Klaffter breit und lang / und vier Schuhe hoch/ und am Gebäue soll man ein Dächlein machen / vier Schuhe breit und hoch/darunter die Schweine im Regenwetter liegen können / bey schönem Wetter auch hervor Platz haben/so dörffen sie den gantzen Sommer kein Stroh/bleiben fein sauber/nehmen lieber auf/ und verursachen keinen Gestanck ; im Winter verwahrt man ihre Ligerstatt mit einem Brettern-Zaun / doch daß sie bey schönem Wetter herum in den Garten gehen können.

CAP. LXXI.
Von der Schweine Castrirung.

Aus dem Schneiden und Castriren der Schwein/ ist der gröste Vortheil in der Wirthschafft zu gewarten ; wann man die Bären vier Jahr zum Springen gebraucht hat / kan man sie entweder im Frühling oder Herbst schneiden/ weil sonst ihr Fleisch hart und ungeschmack / dardurch mercklich gebessert/ auch die Wachsung des Specks/des Schmeers und der Fettigkeit gebessert wird. Die Zucht-Schweine werden nicht weniger/wann sie drey-oder viermal getragen haben (weil in der Zucht hernach nicht viel gutes von ihnen zu hoffen) mit grossem Nutzen geschnitten/und hernach zur Mast behalten / weil sie also weit besser zunehmen / als wann sie sonsten ungeschnitten gefüttert würden/ doch ist auch eine mehrere Wagnis dabey / als wann man sie halbjährig / und eher sie noch gelauffen sind/castriret ; die beste Schneidung geschiehet/ weil sie noch säugen / so ist der Verlust nicht so groß / wann sie auch verderben / und sie vergessen an der Mutter Brust dieses zugefügte Ubel viel leichter / und wissen gleichsam nicht/ wie ihnen geschiehet ; dahingegen die Bären und Schwein/so schon zukommen sind/gefährlich aufzubringen/wegen der Sehnsucht ; wiewol es so bewährte Sauschneider gibt/daß sie / um einen etwas wenig grössern Lohn/die Gefahr über sich nehmen / und das Schwein/wann es von dem Schnitt verrecken solte/bezahlen/ so mit den Mutterschweinen der sicherste Weg/und thulicher ist/etliche Kreutzer mehr zu geben/ als das gantze Schwein in Wagnis haben / zumal sich auch in solche Bedingungen keiner leichtlich einlassen wird / er sey dann seiner Sachen gewiß / und habe ihn seine selbst eigene Erfahrung versichert. Sie werden im Herbst/im Abnehmen des Mondes/ meistentheil geschnitten ; was jung castrirt wird/ hat bessers Fleisch/ wächset aber langsamer ; was älter die Gailen verliert/ wächset schneller/ hat aber kein so gutes Fleisch. Den Tag/wañ man sie schneiden will/ gibt man ihnen nichts zu fressen/lässet sie auch eingesperrt / die Wunden bestreicht man mit Schmeer / und streuet Aschen darauf / hält sie an einem warmen Ort / und macht ihnen gute Streu. Des andern Tages gibt man ihnen ein warmes Mehltranck / oder wann sie jung sind / saugen sie an ihrer Mutter. Die Mutterschweine müssen zwey Tage vor dem Schnitt fasten/ etwan funffzehen Tage hernach/ wann sie gefärckelt haben / sie sollen weder zu fett / noch zu mager seyn / also macht mans in Franckreich/ wie P. Tylkovvsky de re agraria p. 348. bezeuget. Wunden werden gleich wieder zugehefftet / und mit frischem Butter oder Schmeer gesalbet / das Schwein etliche Tage innen gehalten. Die Mutterschwein lässet man einen Tag vorhin/ehe man sie schneidet/ andere wollen gar ein paar Tage fasten / und nach dem Schnitt soll man ihnen den ersten Tag nichts/darnach aber gantz laulichte Träncke/mit Mehl und Kleyen angemacht / zu trincken fürgeben. Die Zeit solches Schneidens geschicht (wie gesagt) bey mittelmässigem und temperirtem Wetter/im Herbst oder Frühling/an einem schönen/ hellen / trockenen Tage/und wann es Windstill ist.

CAP. LXXII.
Von den Schweinhirten und ihrer Weide.

Ein Schwein ist ein unmüssiges / hin und her schweiffendes genäschiches Thier/ daher ein Hüter über 40/ meistens fünfftzig Stück nicht wol versehen kan/die ihm dennoch genug zu schaffen geben werden/der muß sie/nach Umständen der Jahr-Zeiten/ auch an unterschiedlichen Orten halten / muß dennoch Sorge bey ihnen tragen / daß sie fein geschlossen beyeinander bleiben/so wol im Austreiben als im Weiden/ und sie gewöhnen / daß sie der Stimm seines Halter-Horns oder seinem Ruff behend folgen/und/so weit sie

es hören können / eilend sich versammlen/ davon aus dem Æliano in meinen Georgicis eine lustige Historia erzehlt wird/dahin ich den günstigen Leser will gewiesen haben.

Die Schwein haben diß mit den Schafen gemein/ daß ihnen der frühe Austrieb / und die mit Thau befeuchtete Winde ungesunde ist / (ausser denselbigen/ so künfftigen Herbst zur Mast verordnet sind / denn der Thau machet feist) sonderlich im Frühling/ darum sollen sie auch nach dem Mertzen biß auf den Julium eher nicht auf die Weide kommen / es sey dann vorhin der Thau durch der Sonnen Strahlen aufgetrücknet/von dannen aber/biß zu Ende des Septembers/ mögen sie vom anbrechenden Tage an / biß auf 10 Uhr/und darnach ein paar Stund Nachmittag/biß auf den Abend/ im Feld geweidet werden. Die übrige Zeit werden sie immerfort ausgetrieben/ausser es sey gar grosse Kälte/ Regen oder Schnee/die zu meiden sind/sie nicht zu verderben/man behält sie unterdessen mit guter Tränckung und Wartung daheim/mit ziemlicher trockner Streu/ in ihrem warmen Stall verschlossen.

Dieses Vieh nimmt sonst aller Orten vorlieb / es seyen gleich Brach-Aeckr / Halm-Felder / eben / gebürgicht oder Thal/trocken oder feucht / doch haben sie mehr Gelegenheit/allerley Wurtzen aufzusuchen/sowol auch allerley Gewürme in marassigen und wässerigen/ als dürren unfruchtbaren Hügeln; nichts aber ist ihnen lieber als Wälder und Förste/ wo sie nicht allein allerley Wurtzen von gesunden und ihnen lieben Gewächsen / sondern auch die abfallende Früchte von Eycheln/Buchen/Holtzäpffeln und Birnen/Kriechen oder Wald-Pflaumen/Schlehen/Dörnlein und dergleichen zusammen klauben.

Wo es (wie in Ungarn und am Rheinstrom) gantze Kästen-Wälder/oder Eychen- und Buch-Wälder hat/ da kan man dieses Vieh den gantzen Sommer durch/ Tag und Nacht/darinnen lassen ; an etlichen Orten werden sie allein im Vor-Herbst ohngefähr im Augusto/ jedes Stück um einen gewissen Geld-Dienst / biß auf Martini hinein/gelassen/und können/ so bald sie heraus kommen / alsobald / wie nach einer besten Mastung/ geschlachtet werden/ haben viel einen härtern und körnigern Speck/als die bey Hause gemästet sind. Aber in dergleichen Wälder gehören fleissige Jäger und Forstknechte / die den Wölffen und andern schädlichen Thieren fleissig aufpassen/und nichts überſich kommen lassen sondern so bald sie das geringste spühren / stracks mit Netzen/Hunden und Leuten hinter ihnen her seynd/und sie ausrotten/und das kan den todten Herbst und Winter durch geschehen / weil die Bälge damals am besten sind/nichts desto weniger sollen sie den gantzen Frühling und Sommer über die Forst und Gehöltze mit ihren guten Spürhunden durchstreichen/wo etwan Höhlen und Geschleiffe vorhanden wären / darinnen diß Ungezieser Junge setzen möchte.

Indem aber die Wald-Früchte / als Eycheln und Buchecken nicht alle Jahr gerathen/ muß ein Hausvatter sonst sehen/ wie er mit Getreyd/ Gersten / Habern / Ruben / Möhren / abgefallenem Garten-Obst/ was ohne diß unnützlich verfault / als Aepffel / Birnen/Zwetschen/ Kriechen / Spenling/Pfersich/Marillen / und dergleichen / ihnen zu Hülffe kommen; doch ists noch eine bessere Wirthschafft / alles abgefallene und gefaulte Obst zusammen ersauren und fermentiren lassen / Brandwein daraus brennen / und hernach die Treber den Schweinen fürgeben / dann also sind sie ihnen gesünder / und hat man doppelte Nutzung davon.

CAP. LXXIII.

Wie den Schweinen im Sommer und Winter gewartet wird.

WJe die Schweine im Sommer meistentheils auf die Weide getrieben werden/ist im vorigen Capitel zum Theil schon Anregung gethan worden; was aber die Weidung in den Eych-Wäldern betrifft/muß solches dannoch unter der Obsicht eines oder mehr Schwein-Hirten geschehen; indem das Holtz mit Plancken / Zäunen und Einfridungen unterschlagen und abgesondert wird/ damit die Schweine/nachdem sie einen Theil wol durchgesucht / durch einen Gattern oder Hurten in die nächste Einfassung auf frische Weide getrieben/ und also Wechselweise desto mehr zu fressen finden/ auch sich von den Hirten nicht so leicht verirren / oder von den Wölffen erhaschet werden möchten ; was von Eycheln und Buchecken auf den Bäumen bleibt/ wird abgepasst / und fleissig verwahret.

Sonst gibt der Sommer aus dem Garten vielerley / was den Schweinen dienlich ist/als das Fetigras/ die Krautstengel / Ruben / Möhren / Pfätterrübel/ Rahnruben/ Pastinac/welche man / wann sie zu dicke stehen/ohne diß überziehet/ so man ihnen nach und nach fürgeben/oder gehackt und überbrennt in ihren Träncken einmischen kan.

Item Melaun/Kürbis/Unmurcken / welche sonderlich den Schweinen angenehm sind ; so mag man auch unterschiedliche Blätter von den Bäumen/ von Feigen- Maulbeer- und Nußbäumen / von Rüsten und Weinhecken sammlen / die man auf einem trockenen Boden weit auseinander schütten/und auf die Nothdurfft behalten/oder gleich frisch fürgeben/ oder unter die Träncke vermischt in Gesotte den Schweinen fürsetzen kan.

Und weil ein Schwein ein hart-Hungerleidendes gefrässiges Vieh / und wo man ihm nicht satt fürgibt/ angreifft/und frisset/was es bekommt / es sey ihm Nutz oder Schade ; also muß man sie desto fleissiger füttern/ und wann es schon auf den Aengern / Brach-Feldern oder Halm-Aeckern / oder auch im Gehöltze den gantzen Tag auf der Weide gangen / muß man ihm dannoch / wann es auf den Abend heim kommt / ein gutes Tranck / von dem / was man in der Kuchen zusammen waschet / was man vom Salat / Köhl und andern Gartenkräutern wegputzet/ item Kleyen und alles wol abbrennen/und also laulicht/ oder besser/in mittelmässiger Wärme fürschütten ; und dieses eben so wol des Morgens/ehe mans austreibt/ wiederholen/ so werden ihm die grünen Kräuter und Graswurtzen nicht so leicht schaden.

Wo man Bräuhäuser hat / können die Treber einen mercklichen Vorschub geben/wo aber das nicht ist/ muß man alles Afftergetreyd und Amm/ja wol Habern/ Gersten/Linsen/Erbsen/ Haiden und dergleichen schroten/und eines ums andere/ neben andern Sachen vermengt/in ihren Gesotten fürschütten.

Sie wollen auch keinen Durst leiden / darum sie im Sommer die wässerigen und sümpfigen Ort sehr lieben / da sie nicht allein trincken / sondern auch in den Pfützen/ Lachen und Marassen sich baden / umbwältzen/und vor der Bremen und Mucken Biß sich daselbst beschirmen mögen. Thau und Reiff ist ihnen beedes ungesund / daher sie im Frühling und Herbst daheim zu behalten / biß ihr Feind von der Sonnen vertrocknet ist.

Am besten ist/ wann man ihnen zu Hause ihr Gesott fürgibt/daß man sie gewöhne/daß sie gleich jedes zu ihrem gewöhnlichen Stall lauffen/und ihnen alsdann erst ihren Tranck vorschüttet/wann sie in ihren Ställen verschlossen sind/sonsten verdringen die grossen die kleinen/ und die starcken die schwachen ; auf diese Weise aber wird jedem seine Gebühr zugetheilt / so / wann sie alle in grossen Nuschen zusammen fressen/ nicht möglich ist/ zu geschweigen/daß sie daselbst offt einander beissen und verwunden. Das Gesott hat eine Mayerin auch wol zu besehen / damit mans den Schweinen nicht zu heiß fürgebe / denn es würde ihr Verderben seyn; wo man Oelmühlen hat / mag man ihnen auch wol die Kuchen oder Zelten von Leim und Mahensaamen einweichen/ oder die Hefen und den Uberrest/was vom Brandwein im Kessel bleibt/fürgeben.

Herr Colerus schreibt in seinem 12. Buch am 120 Cap. Er habe bey einem vornehmen reichen Mann gesehen / daß dessen Magd den Roßknechten allzeit zwey Faß vor den Stall setzte/darein musten die Knechte den Roßkoth sammlen / wann sie hernach den Schweinen ihr Gesott / sonderlich die ausgedroschene Haarpollen anbrühen wolte / da mengte sie die Kleyen und Pferdkoth miteinander an / und gabs also den Schweinen/ davon (sagt er ferner) werden sie fein leibicht / starck und gut / allein sie wollen in der erste nicht gern daran/ man muß aber nicht nachlassen/denn darnach fressen sie es gar gerne.

Im Winter müssen sie sonderlich warm gehalten/ und vor der Kälte Eingriff rechtschaffen verwahret werden/da muß man ihnen eine desto bessere Streu geben/ weil sie sonst der Frost an allem Aufnehmen (man warte ihnen gleich so wol als man immer wolle) verhindern würde. Im Winter/ weil sie nicht auf die Weide kommen/werden ihnen des Tages drey oder vier Träncke/ etwas wärmer als sonst gegeben / darein kan man zu Zeiten tännene Misteln/oder Kleyen/ oder Käswasser/ oder Biertrebern rühren/ihre Träncke müssen wol heiß abgebrennt / aber/wie gesagt / nicht heiß fürgegeben werden.

Einem Zucht-Schwein/daß Junge hat / muß man mit Kley/groben Mehl/ oder gemahlnen Habern ihren Tranck bessern. Eyerschalen/ Fischschuppen und dergleichen/muß man nicht in ihr Tranck kommen lassen. Etliche thun eine Schildkrot ins Tranck/und vermeynen/ es soll ihnen wol gedeyen/oder nehmen ein Viertel von einem gedörrten Fuchsen/der im Mayen gefangen worden/und legens in ihr Tranck/dasselbe soll in einem grossen Schaff stets in der Kuchen bleiben / darein man allerley / neben dem Abwasch- und Spühl-Wasser nach und nach schütten kan.

CAP. LXXIV.

Von der Schwein-Mast.

Wiewol die Schwein-Mast etwas kostet/ so ist doch dieses auch der beste und gröste Nutzen/ den ein Haußvatter davon zu gewarten / ehe aber solches geschiehet / soll man die Schweine vorher wol beobachten und besehen/ob sie keine Hinderung an sich haben/so sie nicht fett werden liesse : als wann sie die schwartzen Wolffszähne haben/die muß man ihnen entweder mit einer Zangen abzwicken/oder ein wenig Gersten in dem Backofen dörren / und ihnen vorgeben/so beissen sie ihnen solche selbst aus. Haben sie aber die Pfinnen/so sind allerley Zeichen/dabey man solches erkennet/und vermittelt / wie hernach in einem eigenen Capitel davon soll gedacht werden.

Willt du aber ein Schwein bald und mit halben Unkosten fett machen/so nimm klein gestossen und gesähtes Antimonii crudi ein halbes Quint/gibs dem Schwein drey Tage vor dem Neumonden ein/laß das Schwein also gehen / biß drey Tage nach dem Neumonden / so wird es dardurch wol purgirt / und von aller böser Feuchtigkeit gereiniget/alsdann leg das Schwein ein/ und mäste es/wie gebräuchig.

Der Autor des Journal des Sçavans im 1668. Jahr fol. 174. sagt/ daß eine curiöse Person vermeldet und berichtet hätte/daß ers mit zwey Fercklein versucht/und dem einen ein Quintel Antimonii, dem andern aber nichts gegeben / sie aber beede mit gleichem Futter und Wartung versorget hätte / so sey das eine Färcklein/dem ers eingegeben/viel feister und gröster in 15. Tagen worden/als das andere ; indem das Antimonium eine treffliche Tugend und Krafft in sich habe/ das Geblüt zu purificiren.

Wann man den Mastschweinen erstlich das Antimonium gibt/scheinet es Anfangs / als wolten sie kranck werden/ist aber ohn alle Gefahr / man stosst es nur zu Pulver / thuts in einen Taig / und gibts den Schweinen Morgens nüchtern zu fressen/ für die Pfinnen ist ein halbes Quintlein gut. Einem Ochsen/ den man einlegen will/mag man ein Loth geben / so wird er nicht ungerecht. Herr Helmont schreibt: Menstruum mulieris porcos sanat, in lepram vergentes si tantillum menstrui potitent. Johann Fayler in seinem Roß-Artzneybuch fol. 144. b. schreibet/ daß er glaubwürdig sey berichtet worden/daß die Schweine die Pfinnen bekommen/wann sie ein Wasser trincken/darinnen Eyer gesotten worden/so ad Notam zu nehmen. Zu Kirchberg am Wald / in Oesterreich unter der Ennß / im Viertel ob Mainhardsberg / hat vor etlichen Jahren die Frau Gräfin Khevenhüllerin / eine geborne Gräfin von Kollonitsch / in ihrer Wirthschafft ein Schwein mästen lassen / dessen Dicke und Höhe zwo Elen / und

drey Viertel / die Länge aber drey Elen und drey drittel gewesen/der Speck war eine Spanne und drey Finger hoch / die zwo Seiten Speck haben zween Centner und acht Pfund/ und das gantze Schwein fünff Centner und ein und zwantzig Pfund gewogen. Wie doch zu unserer Zeit etliche Leute leben / die dieses alles wol wissen. Die Brühefährlein/ so man jung an den Dutten schneidet/und unter der andern Mast/untere Milch darunter gibt / oder die Kleyen damit abbrennet/ die werden davon so fette/daß von einem solchen Fährlein/ so das gantze Jahr also gemästet worden / die vier Schuncken einen Centner gewogen haben.

Wo man im Vorrath Eycheln haben kan/ werden selbige geschrotten / oder gestossen in das Tranck gegeben/ ist eine von den besten Mastungen/ davon nicht allein das Fleisch/sondern auch der Speck gut und körnig wird/auch viel länger bleibet / in sieben oder acht Wochen kan man ein Schwein allerdings gut / und zum Schlachten tüchtig machen ; die Eycheln müssen aber wol zeitig seyn/welches man erkennet / wann sie selbst vom Baume abfallen.

Die halbjährigen und jährigen Brühe-Färcklein dörffen keiner sonderlichen Mastung / nur daß sie wol gefüttert und gewartet seyen / sie wachsen mehr ins Fleisch / als in den Speck / was aber zwey- drey- oder mehrjährige sind / (denn ein Schwein wächst immer grösser / so lang es lebt / wie die Ochsen / nach Herrn de Serres Meynung) aus denen ist etwas rechtschaffenes / so viel den Speck und das Schmeer betrifft / zu hoffen.

Die Mastungen sind nach Gelegenheit der Länder/ und nachdem eines oder das andere mit Früchten/ Getreyd und Gewächsen versehen/so unterschiedlich / daß man sich allein nach dem Lands-Brauch/ und nach der Möglichkeit und Erfahrung/was man haben oder nicht haben kan/was gut oder schädlich ist/richten und halten muß ; aus Ungarn / wo es grosse Kesten-und Eychen-Wälder gibt/brauchen sie weiter kein andere Mast/ als die in der Weide gesucht wird / und treiben jährlich etliche tausend in Oesterreich und andere benachbarte Länder ; und bey dieser Mast haben sie lieber kaltes und trockenes Wetter/indem das Viehe / wann es frostig ist/ lieber und mehr frisset/und hin und wieder/auch sich zu erwärmen/seine Nahrung zusammen sucht ; entgegen wann warm und feuchtes Wetter / wühlen sie lieber in dem Grund / suchen Wurtzen und Gewürme / davon sie nicht zunehmen / deßwegen auch etliche ihren Schweinen vorn an der Nasen kleine Ringlein von Eyse einhencken/dardurch sie am Wühlen verhindert und abgehalten / hingegen aber dennoch weiden und essen können.

In Pommern/wo es grosse Buchwälder gibt / weiß ich mich zu erinnern / als wir mit der Käyserlichen Armee Anno 1637. über den Trübeseerdamm per Stratagema gegangen / Wolgast den 10/ und Dämin den 24. Decembris/das erste mit Sturm / das andere mit Accord eingenommen ; hat dazumal eine solche Infection unter dem Rind-und Schaf-Viehe regieret/ daß man in den Mayer-und Baurenhöfen solche in den Höfen und Misthaufen/in solcher Postur liegend und todt gefunden/als ob sie sonst/ ihrem Gebrauch nach / sich gelägert hätten / also daß ihm niemand Rind- oder Schaf-Fleisch zu essen getrauet hat ; da hat man in den Wäldern (wiewol es Winter war) die Menge von zahmen daselbst sich weidenden Schweinen gefunden/ welche die Reuter und Musquetiers mit ihren Carabinern/Flinten und Musqueten gefället und eingebracht haben/daß wir etliche Wochen ihr Fleisch zur Speise/ und ihr Fettes und Speck zum Kochen und Gebächte brauchen müssen.

CAP. LXXV.

Vom Mästen im Hause.

WO grosse Wirthschafften sind / werden jährlich eine gewisse Anzahl/ meistens von drey-vier und mehr-jährige Schweinen / des Specks halber nicht allein zu Hause in den Mayerhöfen eingelegt ; sondern auch wo es Bestand und Unterthanen-Mühlen gibt / da sind selbige Müller zu Zeiten/ nachdem es der Gebrauch und Gewonheiten mitbringen/schuldig/ von dem schwartzen Mehl und Kleyen eine gewisse Anzahl Schweine mit unterschiedenen Bedingungen / gut zu machen/und auf Weynachten/Faßnacht/ oder andere der Obrigkeit gefällige und accordirte Termin zu überantworten; dabey ist nun die wenigste Mühe und der gewisseste Gewinn. Was aber in den Mayerhöfen gemästet wird / muß entweder die Mayerin oder sonst eine gewisse Person bestellet seyn/ die darauf Achtung gebe.

Die Schweine/ (sagt P. Tylkovvsky de re agrariâ p. 349.) mästen sich eher/wann sie drey Tage vor / ehe man sie einlegt/fasten müssen; sie wollen offt Veränderung der Speise haben.

Einen Tag vorher muß man denen/ die man schlachten will / weder zu fressen noch zu trincken geben / so ist das Fleisch trockner und bleibet länger : man soll sie auch deswegen an einem trockenen Tag/im abnehmenden Monden tödten. Das frische Schweinene Fleisch wird schmackhaffter / wann mans in Schnee oder Spreuer legt.

Einen Eber soll man innerhalb 12. Tagen mit Kürbissen mästen können.

Si ad extremam pinguedinem veniunt & non mactantur, incipiunt iterum marcescere, ubi enim pinguedo est, ibi etiam est multa frigiditas, hæc ubi excessit, calorem naturalem debilitat, ut non possit multum sanguinem , qui est materia pinguedinis, subministrare, venæ etiam, per quas sanguinis affluit, stringuntur adipe, interim, antiqua pinguedo exhalat & hinc macrescunt, Teste eodem Authore pag. 783.

Wann man nun die Schwein in Oesterreich einlegt / gibt man ihnen erstlich gute dicke Träncke von Kleyen/geschrottenen Habern oder Gersten/ wol angefüllt/und fein warm/doch nicht zu heiß/und so man hat abgefallen Obst/Möhren/ Haiden / Wein und Biertrebern/auch Erbsen und Linsen/aber gar wol gesotten eingemengt. Etliche geben ihnen auch (wann er wolfeil ist) geschwellten Hanff/der mästet wol / muß aber/

ehe

ehe man sie schlachten will / ein 8. oder 14. Tage damit aufhören / ihnen anders Getreyd / vorgeben / sonst riechet das Fleisch nach dem Hanfft / welches unangenehm ist. Wann man sie einmal in die Mast geleget / lässet man sie weiter nicht aus / dörffen auch nicht viel Lufft oder Liecht / denn es ist ein so faules und schläfferiges Thier / daß wann sie nur genug zu fressen und Ruhe haben / sie endlich gar nimmer aufzustehen begehren / doch müssen sie mit Streu und Aussauberung rein gehalten seyn; die Schweinställe / darinnen sie liegen / dörffen nicht sonders weit seyn / wann sie sich nur von einer Seiten auf die andere wenden können.

Wann man zwey oder drey nebeneinander entweder in einem weiten Stall / oder mit Brettern also unterschlagen / daß sie zwar einander nicht berühren / doch aber am Fressen einander sehen und hören können / so nehmen sie besser und geschwinder zu / wiewol man zwo / die von einer Zucht gefallen sind / und die von Jugend auf einer Weide genossen / gar wol und glücklich zusammen stallen und miteinander füttern kan / weil sie aus zusammgewohnter Gesellschafft desto lieber fressen und feist werden.

Die Zeit der Einlegung ist unterschiedlich / nachdem einer begehrt feiste Schwein zu haben / am besten aber ist es / wann man sie aus der Weide treibt / in der grösten Hitz und Kälte ists nicht zu rathen; um Jacobi aber / kan man wol anfangen / weil es im Garten und Feld allerley Gewächse / Früchte und Getreydicht zu geben anfängt / dardurch man ihnen die Speise offt verkehren / und den Lust zu essen vermehren kan / davon sie desto lieber und eher fett werden / man muß ihnen offt / aber gar wenig vorgeben / den auf die letzte fressen sie ohne diß nicht viel / keinen Durst muß man sie leiden lassen.

Colerus schreibt / wann man ihnen Bohnen allein vorschüttet / so werde beedes der Speck und das Fleisch gar bitter und widerlich daß es niemand essen könne; wann man ihnen aber einmal Bohnen gegeben habe / und gebe ihnen darnach Erbsen / oder etwas anders auf die letzte / so werde der Speck gar gut / hart und süß / so versuchen / oder vielmehr dem guten Rath zu folgen stehet.

Das ist gewiß / daß man den Schweinen anfangs nicht zu viel guten Schrot und allzufette Träncke geben muß / sondern man soll solche von Tag zu Tag bessern / so gewohnen sie es allgemählich / werden nicht überschüttet noch überdrüssig.

Im Sommer oder ersten Herbst / weil es noch warm ist / mag man sie Anfangs täglich schwemmen / weil die Sauberkeit viel zur Mastung beyträgt.

Wer gute Schweine mästen will / muß so wol Bären als Zucht-Schweine vorher castriren lassen / will er anders Nutzen davon haben.

CAP. LXXVI.
Vom Schlachten des Viehes / sonderlich der Schweine.

VOm frischen auch gesaltzenen und geräucherten Fleisch ist allbereit oben im dritten Buch von der Hausmutter Cap. 29/30 und 31 gehandelt worden / daher ichs allhier desto kürtzer machen will. Alles Viehe / was man schlachten will / soll man drey / vier / oder fünff Tag vor dem Vollmonden tödten / so bleibt es kräfftiger und länger.

Die Schweine betreffend / muß man / was man ins Haus bedarff / nicht zugleich einlegen / auch nicht zugleich / sondern nach und nach schlachten / so kan man das gantze Jahr durch etwas zum besten für sich und seine Nachbarn und Haußgenossen haben.

Die Brüh- und Mutter-Schweinlein werden meistens mit heissem Wasser gebrühet / so wird die Haut linder und weisser; die grossen Mast-Schweine aber mit Feuer und Stroh gesengt / davon wird das Fleisch besser und der Speck härter. Das Blut wird stracks nach dem Stich aufgefangen / mit Milch und Fetten / in die grossen wol ausgereinigten Därmer zu Blutwürsten und Plunzen gemacht; das Schwein / ehe mans tödtet / soll man Tag und Nacht vorher fasten lassen / so werden die Därmer reiner / das Fleisch härter und der Speck trockener; die Feisten in den Blutwürsten komt alles zusammen an einen Ort / daher soll man das Würfflicht-geschnittene Feiste an einen oder mehr Fäden anfassen / nach der Läng durch den Darm ziehet / mit der Fülle also sieden lassen / wanns überbrühet ist / kan man den Faden wieder ausziehen / so bleibt das Feiste fein recht eingetheilt.

Die Bratwürste werden bey etlichen gröblicht / bey etlichen gar klein gehackt / wie ein jedes will / mit Fetten und Gewürtze auch mit Saltz / nach Nothdurfft versehen / etliche lassen den Rückgrad mit dem Kopff gar dünn ablösen; und erstlich auch die vier Hammen / hernach die zwey Speckseiten / die legt man gleich auf den Hackstock / oder auf eine lange starcke höltzerne eingefaste Tafel / oder in einen Trog / welches am besten / damit die Sur nicht abrinnen kan / da werden sie von starcker Hand mit warmen Saltz wol gerieben / damit das allenthalben wol eingreiffe / so wol auch die Hammen und das übrige / was man behalten will / und heilt es bey den Speckseiten ein / und also so viel man Speckseiten hat / wird immer eine nach der andern mit Saltz übertrieben / und aufeinander gelegt. Wann sie acht Tage also gelegen / legt mans wieder in einen neuen Trog / die obenauf liegt / kommt untersich / werden von neuem wieder alle mit Saltz wol gerieben / un̄ das wird so offt wiederholet / biß man siehet daß der Speck anfängt hell und durchscheinig werden / welches ein Zeichen ist / daß sie Saltz genug haben.

Darnach werden die Speck-Seiten und Hammen / mit Prügeln und Tremmeln / wol und tapffer geklopfft und geschlagen / damit alles das übrige Saltz / so zuviel gewesen / und nicht angenommen worden / wiederum davon abfalle; denn man darff nicht sorgen / daß ein Schweinenfleisch mehr Saltz einschlucke / als es vonnöthen hat / darum mag mans desto getroster saltzen / weil der Uberfluß durch das Klopffen wieder davon getrieben wird / da hingegen das Rindfleisch leichtlich zu viel Saltz annimmet / und dardurch verderbt wird; hernach mag mans acht oder zehen Tage in den

Rauch hangen/ mit Granweth-Wipffeln beräuchern/ und also aufheben.

Also werden auch die gantzen Schweine von mittlerer Grösse zerstücket / und mit Saltz / Gewürtze und Kranwethbeeren eingemacht/ wie ein Wildpret / und nach und nach verzehret.

Wie man weiter die Sur zurichtet/ findest du droben im dritten Buch im 31. Capitel / und kan zu der Sur das Saltz/ so von dem eingesaltzenen Speck und Schuncken übergeblieben / nützlich gebraucht und genommen werden. Je frischer aber sowol das aufgeraucherte/ als auch eingesaltzene Fleisch verzehret wird/ je schmackhafftiger ist es.

CAP. LXXVII.

Von den Pfinnen der Schweine.

Diese Kranckheit bekommen sie/ sowol von ihrer natürlichen Unsauberkeit/ als wann ihre Ställ nicht offt mit reiner trockener Streu versehen sind / und sie in den feuchten stinckenden Ställen liegen müssen ; sie kriegen allenthalben in dem Fleisch weisse runde Körnlein/ wie ein Coriander in der Grössen/ welchen Kranckheit auch etliche den Aussatz nennen. Daher die Schweine/ ehe man sie einlegt/ vorher (wie schon gesagt) mit Antimonio zu purgiren ; sie sind aber/ wann sie mit dieser Kranckheit behafftet werden / leichtlich zu erkennen/ sie haben schwartze Blätterlein auf der Zungen/ eine heisere rauhe Stimme / sind vornen fett und dick/ und hinterwärts spitzig/ knirschen mit den Zähnen/ wann man ihnen eine Borsten ausrupffet zwischen den Ohren/ oder hinten an den Hüfften / sind sie an dem Theil/ wo sie in der Haut stecken/ blutig/ oder gelbröthlich/ können nicht recht/ wie die gesunden / auf die hintern Füssen tretten.

Herr Philipp Jacob von Grüntall in seinem geschriebenen Hausbüchlein will / man soll ihnen / ehe mans einlegt/ einen gantzen Spiegel von einem Pfauen-Schwantz eingegeben/ das reinige gar wol; andere geben ihnen auch vor der Mast einen Schuß Pulver ein. Kauffet man aber schöne gemästete Schwein / so soll man ihnen drey Tag vorher (theils thuns den nächsten Abend darvor) einen Schuß Pulver in einer Käs-Suppen abtreiben/ und eingiessen. Andere geben ihnen vorher diese Purgation / sie nehmen einen Hafen/ darein/ eine Oesterreichische Maaß oder Aechtering gehet / lassen einen jungen gesunden Knaben hinein harnen / nehmen darnach eine Hand voll Lorbeer / drey Schüsse grobes hacken-Pulver/ und ein Stück Venedische Seiffen/ ohngefähr eines Eyes groß / schneiden solche/ oder schaben sie klein darein / und schütten es ihnen unter das Tranck ; wann man aber aus gewissen Zeichen/ sonderlich auf der Zung merckt/ daß sie pfinnig sind/ soll man Hanffsaamen in eines jungen Knaben Urin sieden/ und ihnen solche 3. oder 4. Tage zu essen geben. Oder man gibt ihnen gantze Erbsen ; was man ihnen aber auch dafür braucht / muß man sie nicht bald darauf schlachten/ sondern wenigst drey Wochen darauf inne halten ; denn die zergangene Pfinnen sind schädlicher als die gantzen.

Etliche rühren ihnen ihr Essen mit einem Eychenen Brand/ oder nageln ein eysernes und bleyernes dünnes Blech / oder nur ein breit geschlagenes Bley in ihren Säutrog/ und vermeynen / sie damit vor den Pfinnen zu versichern. So ist auch gut für die Pfinnen/ Schwalben- und Enzianwurtzen/ und ihren Tranck gelegt.

Herr Colerus schreibt/ daß/ wann man Schwein kauffet/ man wol acht haben soll/ ob ihnen der Verkauffer/ indem man ihnen die Zung beschauet/ nicht auf den Schweiff trette / dann so es geschiehet / so ziehe das Schwein die Pfinnen an sich/ daß mans auf der Zungen weder sehen noch erkennen kan.

In wohlbestellten Städten werden eigene Leute darzu verordnet/ welche die Schwein / so geschlachtet/ und in den Fleischbäncken verkaufft werden/ vorhero besichtigen müssen / ob sie Pfinnen haben oder nicht / dann wann sie auf der Zungen / oder im Schlund Blätterlein sehen wie die Wärtzen/ und die Adern bleichfärbig scheinen/ und schwartzmäulicht / so ists eine Anzeigung/ daß sie von den Pfinnen verderbt sind / darum darff man dergleichen Viehe nicht schlachten/ oder da es schon geschehen wäre/ muß man es nicht verkauffen / sondern vergraben. Wann sie aber nichts dergleichen verdächtiges an sich haben / urtheilen sie es zum Verkauff und Essen tauglich.

Man mag ihnen auch Stickwurtzen ins Tranck legen/ oder gibt ihnen geschrotten Wicken.

Wann man die Schwein aus einem Trog von Eschen-Holtz zu fressen gibt/ so sollen sie nie pfinnig werden.

Oder nimm Schwefel/ Lorbeer und Alaun / in gleichem gewichte/ und eine Hand voll gepulverten Feuer-Mauer-Ruß/ thue alles zerstossen und wol gemengt in ein Säcklein/ legs ihnen ins Tranck / und erfrische es in einem Jahr zweymal. Oder nimm nur Lorbeer und weissen Senff / gib ihnen alle Monat einmal davon ein / so sollen sie nicht davon pfinnig werden. Diese Schwein muß man offt ins Bad treiben/ und im fliessenden Wasser offt schwemmen lassen / auch schlägt man ihnen die Ader unter den Schweiff / und lässt sie wol bluten.

CAP. LXXVIII.

Vom Umfall der Schweine.

WAnn man merckt / daß sie traurig seynd / den Kopff und die Ohren hängen / gehen langsam / fressen nicht / so mag man sie stracks von den andern absondern / und sie also 18. oder 20. Stund fasten lassen / hernach soll man ihnen laulich Wasser / darinnen 12 Stund wilde Unmurcken-Wurtzen gestossen / gelegen ist / fürgeben. Dieses ist ihnen ein gutes Præservativ für alle giftige und anfällige Kranckheiten / man soll auch Kohlen von Tamarisken-Holtz / glüend in diesem Wasser ablöschen / und sie davon trincken lassen; man lässet ihnen auch nützlich unter der Zungen; und man soll ihnen mehr zu trincken als zu fressen vorgeben / aber frisches Gras und Gersten-Mehl in ihren Tranck sieden lassen. Andere legen ihnen einen Hundskopf / oder das Laub von Föhrrenbäumen ins Tranck; oder sie schaben ihnen Morgens früh ein wenig Schwefel auf ein Brod; oder nehmen Schwefel und ein wenig Nießwurtz alles gepulvert / gebens in süsser Milch zu trincken / und lassen sie wol darauf fasten. Andere nehmen einen Igel / dörren und pulverisiren ihn; oder Pulvern die Bein aus einem Hecht-Kopff / und geben ihnen solches im Tranck. Oder die Wurtzen von Einhacken / Alant / Angelica / Kletten oder Liebstöckel in ihr Tranck geleget.

Oder nimm einem rothen Ameishauffen / mit samt der Erden / thue alles in einen Sack / und legs in ihr tägliches Tranck.

Oder nimm von einem umgefallenen Schwein das Hertz heraus / hack es klein / vermisch es mit Kleyen / und gib's den übrigen zu fressen / soll bewährt seyn; auch soll man ihnen Ringelblumen mit samt dem Kraut abschneiden / sieden / und unter das Gras mischen.

Tabernæmontanus fol. 1105. schreibet: Die Säuhirten / so bald ein Umfall unter die Schwein kommt / zerhacken das Kraut und Wurtzel von der Cruciata oder Modelger / und gebens den Schweinen unter ihren Tranck.

P. Tylkovvsky de re agrariâ p. 351. schreibet: Es verhüte vor allen Kranckheiten / wann man Schwefel / Alaun / Lorbeer / eines so viel als des andern nimmt / ein wenig Camin-Ruß darzu thut / in ein Säcklein legt / und es jährlich zu zweyenmalen in ihr Tranck hänget.

Wider alle ihre Kranckheiten soll man ihnen Schaf-Blut unter ihr Futter geben / und sollen denselbigen Tag kein anderes Essen kosten; oder man koche Rocken-Mehl zu einen Koch / und laß sie solches gar heiß / daß sie auch brennen / fressen / und gebe ihnen denselben Tag nichts als solches Koch / den Tag vorhero aber müssen sie fasten / und diß soll man also 8. Tage continuiren. Vel, (sagt er weiter) caput vulpis semper eorum cibo mandeat, vel ferrum ferruginosum.

Martin Böhmen gibt dieses / als ein Geheimniß und Præservativ, daß ein Schwein allwege gesund verbleibe: Man soll an einem jeden Ende des Schweintroges / oben in der Höhe / ein Loch bohren / Quecksilber hinein thun / und mit einem andern höltzern dicken Nagel wol verspünden / denn es stecke im Mercurio grosse Krafft.

Item / streiff Holderbeer ab / thue sie in einen grossen Topf / streue immer eine Schicht Beer / und eine Schicht Saltz / setz es also weg / so wirds fein wie ein Brey oder eingemachtes Kerschen-Muß / und wann ein Umfall unter die Schweine kommt / so gib ihnen 2. oder 3. Löffel voll unter ihr Essen; oder Theriac auf einen Bissen Brod Morgens eingegeben. Pannus Virginali menstruo infectus ausgewaschen / und ihnen zu fressen unter ihr Tranck gegeben.

Wann ein Schwein-Umfall ist / so gib ihnen auf halbjähriges Schwein ein gantzes / und auf ein halbjähriges Schwein ein halbes Säcklein weisse Nießwurtz (wie es die Krämer ins gemein feil haben) schütte es ihnen in süsse Milch / und laß sie es abfressen / darnach laß sie in ihren Stall / biß sie wieder hungerig werden / und nach Essen schreyen / diß wird sie wol reinigen. Denn thue ihnen in einen dicken Tranck von Kleyen und Schrot gemacht / Osterlucey-Blätter gestossen / auf zweymal einen guten Löffel voll.

Item nimm gestossene Holwurtzen und schwartzen Schwefel / menge es durcheinander / thue es in den Tranck / laß sie darauf in den Hof herum lauffen / lasse den Stall unterdessen sauber ausputzen / und frische Streu machen.

Item nimm auf ein Schwein / wann es kranck wird / ein Säcklein Nießwurtzen / ein Quintlein Lorbeer / ein halb Quintlein Schwefel / ein halb Quintlein Kressensaame / und auch so viel als ein halb Quintlein gestossene Venedische Seiffen / gib ihnen das in süsser Milch zu trincken; dienet allen Schweinen / ausser den trächtigen und säugenden nicht.

Herr Colerus vermeldet / daß er von einem vornehmen Mann erfahren / man soll / in dergleichen Kranckheiten / nur eines aus der Heerde nehmen / wann es gleich nur ein Färcklein wäre / und es zu kleinen Stucken hauen / kochen / und den andern vorschütten / und sie es auffressen lassen / so wiederfahre der andern keinem nichts.

CAP. LXXIX.

Von andern Kranckheiten der Schweine.

WAnn die Schweine kranck werden (sagt Herr Philip Jacob von Grüntal / in seinem geschriebenen Hausbüchlein) soll man drey oder 5. lebendige Krebs nehmen / nachdem das Schwein groß oder klein ist / den Safft ausdrucken / und dem Schwein eingiessen.

Wann einem Schwein Maden in dem Schaden

wachsen / so thu ihm den Safft von spitzigen Wegricht auf den Schaden.

Wann den Schweinen die Hälse aufschwellen / so schaue am Halß ober der Gurgel / da haben sie etwas wie eine Wärtzen/darauf wachsen etliche Härlein/wañ ihnen nun diese einwärts wachsen/ so verschwellen ihnen die Hälse/und verrecken wol gar/schneide sie ihnen derhalben / weil sie noch jung sind/mit Fleisch und Haar/ mit einer Scheer oder scharffen Messer heraus / so wird ihnen kein Hals schwellen ; den grossen Schweinen muß man Harlinset in Milch sieden/wie zu einem Koch/ und es ihnen offtermals warm über und um den Hals binden.

Wann ihnen die Zung geschwillet / schwartz oder blau wird/so schlag ihnen eine Ader unter der Zungen/ man muß aber nicht lang damit warten/ auf das Lassen muß man Saltz mit Waitzen-Mehl mischen und ihnen den Mund wol damit reiben.

Ein von wütigen Hunden gebissenes Schwein treib alsobald in ein frisches/und wann es seyn kan/in ein fliessendes Wasser/laß es etliche mal wol ausschwemmen.

Wann ein Schwein nicht fressen will / ists am besten/ man sperre es ein / und gebe ihm Tag und Nacht nichts zu essen/so wird die übrige böse Feuchtigkeit verzehret/und wird der Lust zum Essen wieder kommen.

In grosser Hitz / meistentheils um die Erndte-Zeit/ bekommen die Schwein inwendig im Maul / vornen am obern Rüssel/ein Gewächse/wie eine weisse Erbsen/ das heisst man das Ranckkorn / das wächst im Fleisch/ und wird es innerhalb 24 Stunden nicht genommen/ so muß es nicht allein verrecken / sondern steckt auch die andern an / das merckt man gleich/ wann sie auf dem Feld nicht fressen wollen. So bald man nun dieses innen wird/wirfft man das Schwein / steckt ihm einen Knüttel nach der Quer ins Maul/ das es solches nicht zuthun kan/nimt darnach ein Messer/das vornen scharff ist/ schneidet rings um diß weisse Gewächse herum ins Fleisch / und gräbt es heraus / druckt alsobald klein gestossenen Jngber mit Ofenruß vermenget in das Loch/ sondert das Schwein ab in einen andern Stall / über eine Stund oder zwo/gibt man ihm einen guten Tranck/ so wirds besser ; man legt ihm auch nach dem Schnitt taube Nesseln in Tranck.

Wann man die Schwein im ersten Frühling austreibet / soll man nehmen Theriac und Rheinfarren-Blumen/es untereinander hacken/und den Schweinen in ein gutes Tranck von Kleyen und Schrot vermenget und fürgeben/so wird ihnen so leichtlich nichts schaden/ Man legt ihnen auch gar nutzlich Scordium ins Tranck oder man gillet sie mit Christwurtzen durch ein Ohr/das ziehet alle böse Feuchtigkeit zusammen. Wann sie sich übersauffen oder überfessen / daß ihnen die Ohren erkalten/und nicht fressen mögen / so schneide ihnen ins Ohr/gib ihnen das Blut mit Butter und Brod in einem Wisel-Fell ein/es hilfft.

Wann sie lausicht sind/muß man sie baden/nimmt darnach alt Schweinen-Schmeer in einem Scherben/ thut Queckfilber darzu / rührt es mit einem Höltzlein wol untereinander / so wird das Queckfilber getödtet/ und das Schmeer blaulich davon/ und beschmiert sie an den Ort damit/wo sie Läuse haben ; Item waschet sie mit Wasser/darinnen Apostemen-Kraut und Wurtzen gesotten hat.

Den Schweinen die Läuse zu vertreiben / muß man Erbiß und Erlene Rinden in einem Topff untereinander sieden / und sie damit waschen. Der Brachmonat (wie anderswo auch gedacht) ist gemeiniglich den Schweinen gefährlich/will man sie nun erhalten / muß man ihnen Nießwurtzen in ihren Tranck / oder mit Milch geben / auf zwey Schwein vor einen Pfenning/ darauf brechen und purgiren sie sich / dann muß man sie in einen andern Stall bringen / damit sie das Gebrochene / ihrem Brauch / nicht wieder fressen können. Diß habe ich (sagt Herr Achatz Sturm in seiner 662 Hausregul) vielmal probirt / und also recht befunden.

Bißweilen kriegen die Schweine den Spaht/das ist/es kommt ihnen in die Beine/daß sie nicht gehen können / wann sie wollen / so schneid ihnen alsobald den Schwantz ab / und gib ihn Theriac ein.

Wann die Mastschweine sehr mit den Zahnen knirschen/so haben sie Pfinnen/ so gibt man ihnen ein wenig Pfefferkörner mit unter das Futter / so vergehen sie. Bißweilen haben die Schweine auch schwartze lose Zähne/wann sie mit den Zähnen also kirren/das verhindert sie/daß sie nicht wol essen / und zunehmen können/ die muß man ihnen bald mit einer Zange abzwicken/so nehmen sie bald zu/und mästen sich wol.

Einem krancken Schwein schneid den Schwantz ab/und schneid ihm in ein Ohr/wann sie stracks bluten/ so sterben sie nicht / bluten sie aber nicht / so sterben sie/ hangen sie den Kopf auf die eine Seiten/so muß man ihnen auf derselben Seiten/wohin sie den Kopff hängen/ in dasselbige Ohr schneiden / und sie daselbst bluten lassen.

Wann die Schweine Halsgeschwäre kriegen/ so nimm einen Stecken/wickle reine Leinwat darum/ nach der Weise eines Pensels / so groß es nöthig ist / nimm ferner den Urin von einem Knaben / der unter zwölff Jahren ist/so warm er ihn von sich lässt / rühre bald darein ein wenig geriebenen Saffran / daß er gelb wird/ wasche ihm mit dem Pensel inwendig den Hals wol aus.

Cap. LXXX.

Was von den Schweinen gut in der Artzney zu gebrauchen.

Schweingall mit Hönig in gleicher Dosi vermenget/über einem Kohlfeuer gewärmet / und warm in die Ohren gelassen / dienet sehr wol/ denen tauben Ohren das Gehör wieder zu bringen / ist auch gut die Ohrengeschwär zu vertreiben.

Das Hirn davon den Kindern an die Zahnbillen gestrichen / machet ihnen die Zähnlein / ohne sondere Schmertzen aufgehen. Denen/die ein blödes Gedächtnuß haben/ist gesund Schweins-Hirn mit Zimmet und Muscatnuß genossen.

Die Lunge vom Schwein gebraten und nüchtern gessen/soll machen/daß man nicht truncken werde.

Die Leber von einem Zuchtbären frisch gedörrt und gepulvert / in Wein ungesaltzen zu trincken gegeben/ stopfft den Bauchwehe. Schwein-Lebern also in Wein gebraucht/ soll gut seyn für der gifftigen Thier Bisse.

Schwein-Blasen gepulvert und eingenommen / dienet denen/die den Harn nicht halten können.

Der Harn vom Schwein / vertreibt die Augen-Wolcken/und bricht den Stein / wie Avicenna andeutet.

Plinius sagt / daß die Ebergallen gedörrt / und in Schwein-Milch eingenommen/die hinfallende Kranckheit vertreibe.

Die Köten oder Knochen vom Schwein-Fuß gebrannt und gepülvert/dienen für das Darmgicht / Blähungen des Magens/und den Kopffwehe.

Die Klauen zu Aschen gebrennt / und als ein Zahnpulver gebraucht / soll eine treffliche Zahn-Befestigung seyn; auch denen helffen / die den Urin nicht verhalten können; nicht weniger in Wein getruncken / soll er die rothe Ruhr vertreiben. Die Bein verbrennt und zu trincken geben/sagt Paulus Aegineta/ sollen die fallende Seuche und andere Gliederschmertzen vertreiben.

Schwein-Milch von den Niederkommenden getruncken / befördert ihre Geburt / vermehrt den Säugenden die Milch/ lindert den Zwang / und hilfft in der Dörre.

D. Joh. Petr. Albrecht in Decuria secunda anni I. Miscellan. Curiosorum fol. 191. schreibet also: Mein Schwiegervatter / Rentmeister im Bisthum Hildesheim/als er vor etlichen Jahren mit Schmertzen der Colica sehr geplagt war / daß auch ein Schlagfluß auf der rechten Seiten darauf erfolgte / davon er die Sprach verlohren / und indem die Umstehenden/in Abwesenheit eines Medici, nicht wusten/ was zu thun wäre; kommt eine Frau herzugelauffen/ die ein frisch Säuboth/ so sie in den Händen truge/dem Krancken in die Nasenlöcher steckte/ da sie es kaum gethan hat / hat der Patient alsobald wieder zu reden angefangen / und gesagt: O God was stinckt dat Sau; also ist ihm nicht allein hierdurch die Sprach wiederkommen / sondern es hat auch der Schlag und Colica alsobald ein Ende genommen.

Schwein-Mist mit Essig gekocht/ wie Aetius will/ist gut für die gifftigen Thier-Biß.

Für den Blutfluß/er sey auch an welchen Ort des Leibes er immer wolle/wann man Schweinskoth in subtile Baumwoll einwickelt / und an das Ort thut/wo es blutet/soll es eine bekandte Hülffe seyn.

Der Koth von einem Schwein / das Eycheln frisset/ auf den Magen gelegt / soll das übrige Brechen und Magen-Undauungen alsobald stillen.

Schwein-Milch / wie etliche wollen / soll denen mit grossen Nutzen gegeben werden/die zauberische Kranckheiten an ihrem Leibe leiden und fühlen.

Lac suillum fœminæ propinatum crudum ignoranti & certo concipiet.

CAP. LXXXI.

Vom Viehe-Kauff.

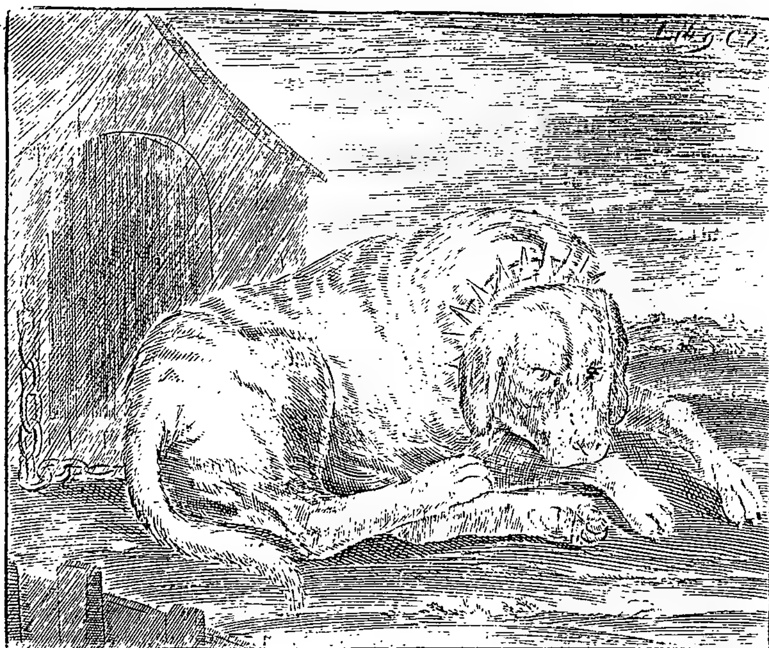
Es ist freylich einem Hausvatter nicht nützlich/ viel weniger löblich / wann er selbst von andern Viehe erkauffen solle. Es kommen aber bißweilen solche durch unsere Sünden verdienete Landstraffen daß wann die Weiden von vergifteten Nebeln / Mehlthau/Reiffen/Ungezieffer also verderbet und inficirt werden/ daß gantze Heerden Viehe ohne Hülffe umfallen; oder wann durch Raub und Kriegsgefahr die Güter und Mayerhöfe geplündert / und alles Viehe wegtrieben/geschlachtet und aufgefressen; oder/daß die Wiesen und Felder durch das Fourragiren der Soldaten gantz abgetödet werden / daß man seinem Viehe nichts mehr zu geben/es nothwendig vergeben und weg bringen muß Also/daß hernach / wann GOtt bessere Zeit kommen lässet/ ein Hausvatter freylich gezwungen wird / von neuem Vieh einzukauffen; als muß er entweder selbst gute Wissenschafft und Erkanntnus haben / das gute von dem bösen/das junge von dem alten/und das tüchtige von dem nichtswehrten zu unterscheiden/oder er muß solche Leute darzu brauchen/auf deren Treu und Erfahrenheit er sich verlassen darff.

Da hat er nun vornemlich und zum Ersten zu bedencken / daß er ihm zur Zucht / gutes/gerechtes/gesundes junges und taugliches Vieh einhandle / damit er seine Güter besetzen / seine Arbeit bestellen/und seine Viehzucht künfftig wol und glücklich vermehren und wieder anrichten möge.

Herr Agostino Gallo in seiner giornata undecima dell' agricoltura fol. 221. sagt/daß die Bauren daselbst auf den Viehmärckten leicht erkennen / ob eine Kuhe an einem guten oder schlechten Ort gefallen / und nehmen lieber dieselben/die in Sonnechten dürren Gebürgen gefallen/die kleine Köpffe / kurtze scharffe Hörner/kurtze dicke und weiche Haar haben/als was in den Thälern und mitternächtigen Orten erzogen wird / die haben grosse Köpffe/grosse Hörner/lange dünne und harte Haar/ die taugen besser in die Fleischbanck/als zur Zucht.

Fürs andere/ muß ein Hauswirth seines Gutes und der Gründe Gelegenheit beobachten/sind sie eben/Gras und Wasserich/ oder sind sie gebürgig/trocken und dürr/ daß er ihm auch Vieh einkauffe / welches an solchen Orten erzogen und geweidet worden / die seinen Gründen wo nicht gantz gleich / aufs wenigste nicht gantz ungleich sind. Dann nimmermehr wird das Viehe aus den Gebürgen und trockenen Orten/ in ebenen feuchten Feldern/ oder dieses an jenen dauren und gedeyen mögen/ weil die Unterschiedlichkeit der Weiden und des Futters keinen Nutzen bringen kan.

Drittens / ist diß in acht zu nehmen/ daß man das Viehe lieber an Orten kauffe/ wo schlechtere/als wo bessere Viehtrifft sich findet / denn wie zu hoffen / daß ein von geringer auf fette Weide gebrachtes Viehe unfehlbar wol gerathe; als ist das Gegentheil zu beförchten/ wann es vom bessern Futter in ein schlechters gebracht und getrieben wird.



CAP. LXXXII.

Vom Haus-Hund.

Ein Hund/der von guter Art/und seine gebührliche Wartung hat/ist ein munter/ wachsam und treues Thier / dessen man in den Mayerhöfen und Wohnungen höchlich vonnöthen hat. Will man / daß die Jungen von einer trächtigen Hündin sollen zotticht werden (welches doch mehr Schäfer-Hunden als Haus-Hunden zustehet) so soll man der trächtigen Hündin ein raues Widerfell zum Lager unterbreiten ; will man/daß sie nackicht gebohren werden/so soll man die Alten unguento deglabrante bestreichen / so werden die Jungen auf etliche generationes also nacharten/wie P. Tylkowsky de re agraria p. 359. schreibet: Canis erit parvus, si bellidis radices catellus in aqua elixatas ederit, vel lacte nutriatur, cui nitrum inditum est, ut Id. p. 360. testatur.

Und ob man auch gleich an etlichen Orten Nacht-Wächter hält welche die Stunden ausruffen / und auf Feuer und untreue Leute ihr Obsicht haben sollen/ so geschiehet/es dennoch offt / daß Nachlässigkeit / Unachtsamkeit / ja wol auch Untreu und Diebstall von denjenigen selbst geübt wird / die es verhüten und abstellen sollten/wie man wol Exempel weiß / daß die Wächter den Dieben selbst Anleitung und Unterschleiff/ihren gleichen Part davon zu nehmen/gegeben haben. Ein Hund aber lässt sich/wann er wol gefüttert wird / durch Frembde nicht leichtlich sonderlich des Nachts/zu ihrem Freunde/ und seines Herrn Verräther machen.

Er soll aber / wie die alten Rei rusticæ Scriptores wollen/starck/groß und grimmig seyn/ der sich von keinem Fremden anrühren oder schmeicheln lasse/von einer groben/grausamen / hellschallenden Stimm / der nicht allein mit seiner schröcklichen Gestalt / sondern auch mit seinen Forchtbringenden Gebell und Anfall die bösen Leute und Nacht-Diebe erschrecke. Er soll grausam und ungesellig gegen den Fremden seyn / und allein dem Hausgesinde schmeicheln / und das kan man zuwege bringen / wann ihn eines nach dem andern das Essen bringt. Der Kopff soll groß/die Augen feurig/ der Rachen weit und voller starcken Zähne/ die Farbe schwartz/ oder dunckelgrau/die Ohren scharff und spitzig/die Naslöcher schnaubend und überworffen/die Lippen schwartz/ Haar und Schweiff dunckel und zotticht / die zween Fachzähne/und oben/sollen lang/scharff und starck seyn/ soll mehr einem Löwen/ Bären oder Wolff / als einem Hund gleichen / und von starcken grossen Pfotten seyn ; des Tages soll er immer angehenckt und des Nachts abgelassen /oder doch nicht stets an einerley Ort angebunden seyn/ sondern hin und wieder im Hof / bald vor jenem/bald vor diesem Thor / deßwegen man ihm auch Hundshütten von Läden zu machen pfleget / die man hin und her tragen und setzen kan. Im Winter kan man seine Hütten gegen Mittage/ und im Sommer gegen Mitternacht setzen ; wann er einen Ratzen gefressen hat/mag man Butter auf Brod streichen/ und ein wenig Silber darauf schaben / und ihms also zu fressen geben.

Gegen den Hausgenossen soll er sittig und fromm/ gegen alle Fremden aber absonderlich des Nachts/grimmig und unerbittlich seyn/nichts unangezeigt lassen vorbey gehen / was fremd scheinet ; soll weder Tag noch Nacht vom Hause kommen/ und nie vergeblich bellen/ es sey dann vonnöthen ; das Viehe im Haus soll er nicht anfallen oder beissen / sondern alles passiren lassen/ und lieb haben.

Wann man bey unsern Häusern solche Hunde abrichten könnte/ die den Dieben/ (wann man was verlohren) nacheilen/ und sie auffsuchen/ ob sie schon einen ziemlichen weiten Weege zum Vorsprung haben/ so wäre es nützlich in der Wirthschafft. In dem neu-aufgelegten und zu Nürnberg Anno 1680. gedruckten Joh. Baptista Porta/ erzehlet der Author / Herr Christian Knorr von Rosenroth/ daß in Engelland unterschiedliche Hunde gefunden werden/ die einem Dieb nachspühren/ wann er auch gleich schon zu Schiff gegangen / daß sie gar ins Wasser springen / und dem Schiff zuschwimmen / daß man sie hinein nehmen muß / da sie dann unter vielen Leuten den Dieb anfassen.

Sie werden aber also unterrichtet/ die Leute / die solche Hunde halten/ führen den Hund an den Ort/ da der Diebstal geschehen / und der Dieb seine Füsse niedergesetzet/ und wann man sie nun schon gewöhnet hat / der Spuhr nachzusetzen/ so werden sie alsobald losgelassen/ und verfolge sie diese Spuhr auch so genau/ wanns nur nicht geregnet hat/ daß es ihnen nicht fehlet/ sondern den Dieb gewiß finden.

Die Abrichtung aber gehet also zu: Man leset junge Hunde aus/ von dieser Art / die von guter Stärcke und Grösse sind/ und wann sie das Alter erreichen / wie man sie sonst abrichtet auf das Jagen / so führet man sie an solche Ort/ als Kammern und andere Zimmer / und leget Beutel mit Geld/ Silber-Geschirr / und dergleichen Sachen an einem Ort/ die gewöhnlich pflegen gestohlen zu werden / die bestreicht man mit einer gewissen starckriechenden Sache/ als mit Fleisch / Speck/ altem Käse und dergleichen / und mit solcherley bestreichet ein anderer seine Schuhesohlen / und gehet mit solchem Beutel/ oder was es ist / nicht gar weit; wann nun der Hund die Stelle gerochen / und dergleichen Geruch auch an den Fußstapffen findet / führet man ihn gar genau auf der Spuhr fort/ biß er die Person findet / die man zum Abrichten brauchet / darauf führet man den Hund Hund wieder zurück an den vorigen Ort / thut ihm gütlich und schön/ und gibt ihm etwas zu essen; dergleichen thut man auch mit anderm Geruch/ der immer gelinder ist/ etlichemal / biß man endlich nichts riechendes mehr brauchet/ sondern nur einen Menschen / der gar schwitzig und erhitzt ist / dessen Geruch der Hund bald empfinden kan/ und der wird immer weiter und weiter gelassen/ biß endlich der Hund aller / auch der gelindesten Spuhren gewohnet / wiewol (sagt der Author) dabey zu mercken/ daß ein Dieb / wann er in dem Handel des Stehlens begriffen ist/ wegen habender Sorge/ Forcht / Vorsichtigkeit/ und anderer dergleichen Regungen / eine grosse Auswallung in sich befindet / deswegen in ihm die Geister viel stärcker aushauchen/ und gantz andere Beschaffenheiten haben/ als andere gemeine Personen / also daß ein Hund solche von dessen Fußtritten hinterstellige und ungemeine Theilungen / zumal solche auch / bey etwa vorgegangenen Lauffen des Diebes/ stärcker und in grösserer Menge überall an der Erden kleben bleiben / gar leichtlich vor andern riechen/ und denselbigen nachgehen kan.

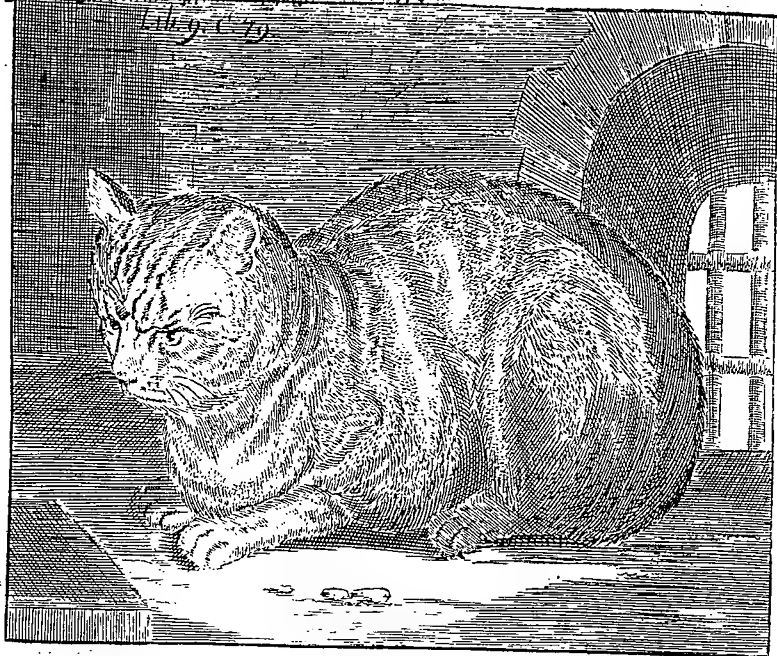
Auch ist dieses dabey zu mercken / daß die Herren und Meister/ die solche Hunde halten / dieselbigen sehr wol in acht nehmen/ ihnen einerley / und zwar nicht gar gute Speise geben / und sie mehrentheils an einen Ort lassen/ damit ihnen der Geruch nicht gar verderbet werde. Und/ die Warheit zu bekennen/ scheinet dieses wohl thunlich/ angesehen die Hunde einen so scharffen Geruch haben/ daß sie ihrem Herrn/ so wol zu Fuß als zu Pferde offt viel Meilen nachspühren können. Zudem auch in unserm Land gemein ist / daß man die Hund abrichtet/ wann man auf der Reise einen Haudschuch / Fazinet/ oder was es sey/ (ohne daß es der Hund siehet) vom Pferd hinab wirfft/ und dem Hund zuspricht / Verlohren / er alsobald mit grosser Begierde dem Ruckwege nachspühret/ und nicht ablässet / biß er es findet/ und er seinem Herrn wieder zuträgt / und wol gar auf das Pferd hinauf sich auflehnend solches überliefert.

Sonst erzehlet eben dieser Author / daß die Hunde/ wie wild und grimmig sie auch seyen / einen Menschen/ der Mutternacket gehet/ weder anbellen noch angreiffen und auf diese Weise hat einer in Engelland von einem Handelsmann/ der in seinem Hof rothe Häute aufhängend / und dabey zur Hut etliche starcke Englische Docken gehabt/ ein Gewette genommen/ und auf die Weise alle Häute aus seinem Hof weggetragen / ohne daß sich ein Hund gerühret hat. Ob vielleicht/ wann der Mensch/ wie Adam/ gantz nacket erscheinet / die Thier derer von GOtt den Menschen über sie ertheilter Herrschafft sich erinnern/ ihre Unterthänigkeit erzeigen müssen/ unter der Sünden-Decke der Kleider aber/ ihn anzufallen/ und seinen Ungehorsam gleichsam fürzurupffen / kein Bedencken tragen/ und gleichsam die Erlaubnus haben.

Ein artliche Historia erzehlet Louyse Bourgois/ der Königin Maria de Medicis in Franckreich geweste Hebamm/ in ihrem Buch / so sie von diesem Amt und Gebühr geschrieben/ part. 2. fol. 167. daß als einesmals in Franckreich im Hertzogthum Bretaigne/ in einem Edelhoff / der Fuchs eine Gans hinweg getragen / und der Haushund / solches ersehend / den Fuchsen angefallen/ und ihn seinen Raub unbeschädigt zu verlassen bezwungen hat / habe die Gans darauf diesen ihren Gutthäter so lieb gehabt/ daß sie / so bald sie von der Weide nach Hause gebracht/ alsobald überall / auch gar in die Stuben und Kammer / mit Jedermanns Verwunderung demselben nachgefolget / und bey dem Hunde geblieben/ und diese Freundschafft habe sechs Jahr gewähret; und als einsmals die Gänse-Schaar in einem andern Hause/ von einem untreuen Nachbarn / eingesperrt und und verhalten/ von des Edelmanns Gesinde aber in allen Häusern gesucht worden / hat sichs begeben/ als sie bey einem ring-gemauerten Hof den Gänsen nachforschet/ und die Gans des Hundes / ihres Freundes / Gegenwart/ vielleicht aus der Stimme/ oder andern Sympathetischen Muthmassungen / daselbst vermercket hat/ sey sie/ ihn mit Schnattern zu bewillkommen / über die Mauren hinausgeflogen / und dadurch ihre mit-gefangene Gesellen erlöset / den Gäns-Dieb aber verrathen. Und da endlich der Haus-Hund / als er in der Kuchen ein Stuck Fleisch gefressen / von der Magd mit einem an dem Hals hangenden Stein in den Teich gestossen und ertränckt worden sey / habe die Gans / die solches gesehen / acht Tage lang am Damm des Teichs / mit grossem Geschrey/ dieses ihres Freundes Tode gleichsam beweinet. Von der Hunde edlen und guten Art aber weiter zu reden / wollen wir solches ins zwölffte Buch verspahren.

Philippus Camerarius in seinen Horis subcisivis Tom. II. cap. 94. fol. 314. schreibet/ daß die Dalmatiner und Croaten / in ihren Gräntz-Vestungen / grosse freudige und abgerichtete Spührhund halten: welche die in Wäldern und Höhlen sich verbergende Türcken aufspühren/ und so sie solche verkundschafften / mit ihrem Gebell andeuten und verrathen / daß die Christlichen Soldaten bald abnehmen / daß Feind in der Nähe vorhanden seyn/ und diß sey in Istria/ in der Vestung Zeng/ gar gewöhnlich. Geschehe auch offt / daß diese Hunde/ wann sie gar zu resch hinaus setzen / von denen im Hinterhalt liegenden Türcken mit Pfeilen erschossen werden.

Man muß die Hunde mit übrigem Fressen nicht zu fett machen/ sonst werden sie verdrossen zum Lauffen/ müssen auch nicht gar zu alt seyn/ welches an ihren Zähnen leicht abzunehmen die Jungen haben weisse / aber die Alten schwartze und gelbe Zähne; Die jungen Hunde/ die gewohnt sind den Mondschein anzubellen/ sind nichts nutz/ weil sie damit die Ihrigen zu betriegen pflegen. Wann man den Hunden/ die trieffende Augen haben/ solche mit warmen Wasser auswäschet / so vergehet es. Wann sie von den Flöhen sehr geplagt sind/ kan man sie mit gesaltzenem Decocto von Rauten und Salven abwaschen.



CAP. LXXXIII.

Von den Katzen.

Die Katzen sind nicht weniger in einem Hause/ der Ratzen und Mäuse halber/ nothwendig / als die Hunde ; weil ohne derer Beystand schier unmüglich/ sich dieses Ungeziefers (welches sich im Sommer fast alle Monaten vermehret) zu erwehren ; sind einer überaus hitzigen Natur / daher sie allein im Winter und vor des Winters Ausgang zu rammeln beginnen ; wird auch ihr Fettes vor das wärmeste und durchdringlichste gehalten.

Fioravanti nel Tesoro della vita humana lib. 4. cap. 66. schreibt: Wann ein Ort/ wo viel Mäuse sind/ mit diesem Fette geschmiert werde / sollen alle Mäuse davon entfliehen. Er schreibt auch daselbst daß aus denen verreckten und faulenden Katzen Würme wachsen/ daraus die grossen Bremen und Roßfliegen entspringen welche Pferde/ Esel und anders Viehe sehr abmartern/ und gleichsam wütig machen. Die Katzen-Bisse heilet man/ wann ein Werck in Wein geweicht übergeleget wird.

Die gantz schwartze/ gräue/ schwartz-fleckichte/ und denen Wildkatzen ähnliche / werden für die besten und nützlichsten gehalten / doch wegen ihrer näschigen und fürwitzigen Natur bedörffen sie grosse Aufsicht ; sind sonst schmeichelhafftig und gerne bey den Leuten / lassen ihnen auch gerne liebkosen / wo sie nicht geschnitten sind/ bleiben sie nicht gerne zu Hause / sonderlich wann sie im Frühling zu rammeln anfangen / haben eine seltzame Art/ daß / wann man ihnen die Haar über den Rucken im Dunckeln zuruck streichet / sie gleichsam Feuerfuncken von sich so ferne geben / daß einem auch beduncket/ man rieche den Brand ; hingegen sind auch ihre Haar ungesünd/ die leicht die Hectica und Schwindsucht verursachen.

So ist auch (wie Avenzoar , der berühmte Araber meldet) ihr Athem so schädlich / daß es die natürliche Feuchtigkeit so wol der Lungen / als auch des gantzen Leibes verzehret ; dahero sie bey den jungen Kindern/ die wegen ihrer feuchten Wärme fäher sind / böse Eigen-

schafften durch das Einhauchen zu übernehmen / nicht gerne gelitten werden. Man sagt/daß die Augenäpffel mit des Mondes Zu- und Abnehmen sich gleichförmig/ machen.

Es sind viel Nationen / die solche/gleich den Hasen und Königlein/zurichten/braten und essen; wie ichs selbst von etlichen Irr- und Engelländern / die wir zur Trübsee Anno 1637. in der Schwedischen Schantz daselbst gefangen bekommen / mehr als einmal gesehen/ daß sie allen Katzen eiferig nachgetrachtet / sie erwürgt / ausgezogen/gebraten und gegessen / und haben/ die Warheit zu sagen / ein schönes Ansehen gehabt / weisser / als die Hasen / sie habens aber dennoch ohne Neid verzehret/ und keine Gäste darzu bekommen.

Sie lieben sonst die Sauberkeit / und hassen die Nässen/sie sollen des Nachts gleich so scharff / als des Tages sehen. Man glaubt/wann sie sich putzen/und über die Ohren selbst streichen/und säubern / seyen sie des Regenwetters Vorborten. Man sagt/wann ein Mensch das Hirn von einer schwartzen Katzen esse/soll er von Sinnen kommen.

Plinius sagt / die Leber von einer Katzen in Wein genommen / vertreibe das viertägliche Fieber/und das Podagra/auch gedörrt/und gepulvert/ und also getruncken/soll sie/nach Galeni Zeugnuß/den Sand und Stein ausführen.

Ein Kopff von einer gantz schwartzen Katzen in einem neuen Topf zu Pulver und Aschen in einem Hafner-Ofen gebrannt/und klein gesiebt/durch einen Federkiel ein wenig davon in die Augen geblasen / alle Tage dreymal / soll die Fell und alle Gebrechen der Augen curiren / würde man aber davon eine Hitze sonderlich des Nachts / empfinden / soll man zwey oder drey aufeinander gelegte / und mit Bronnenwasser benetzte eychene Blätter aufs Auge legen/ und hernach die Blätter wiederum umwenden; durch dieses Mittel soll denen seyn geholffen worden / die schon ein Jahr lang nicht sehen können. Etliche sagen/diese Artzney sey vom Hippocrate erfunden worden.

Katzenkoth mit Senff und Essig soll dem Haar-ausfallen wehren.

Die Egyptier haben dieses Thier unter einem güldenen Bildnus / neben andern / auch unter ihre Götter gezehlet.

Ihr Leben währet selten über 10. Jahr; wann sie fleissig sind / Katzen und Mäuse zu fangen/muß man ihnen ein Butter auf Brod gestrichen / und ein wenig frischen Speck zu fressen geben.

Gubertus schreibet / wann eine Katz auf einen Wagen ist/und der Wind von ihr auf die Pferde gehet/sollen sie sehr müde werden/daher (spricht er) soll auch kein Reuter sein Kleid mit Katzen-Fellen füttern lassen. Fremde alte Katzen bleiben ungerne/wo es Hunde gibt/ darum sind am besten/die im Hause gebohren / oder gar jung hinein gebracht / und zu den Hunden von Jungen angewöhnet werden.

CAP. LXXXIV.

Von dem Feder-Viehe insgemein.

Wenn wir der alten Römer ihre Aviaria, darinnen sie Phasanen/Feldhüner / Krammwethsvögel/ Droschel / wilde Dauben / Turteltauben/ Wachteln und dergleichen / mit grossen Unkosten erzogen und genähret haben / anschauen/ müssen wir bekennen/daß unsere Mayerhöfe/das Federviehe belangend/ denenselbigen gar wenig zu vergleichen / und weit ringern Unterhalt und Unkosten bedörffen ; weil die alten Römer/zu Catonis und Varronis Zeiten/ fast das meiste von Europa, Africa, und sonderlich das wollüstige/ fruchtbare und reiche Asia beherrschet/ einen unsäglichen Schatz von Geld und Gut zusammen gesammlet / als haben sie offtermals in ihren Wirthschafften mehr Wollust und Zeitvertreib / als Nutzen gesucht; wie im 11. Buch von den Teichen mit mehrerem wird erkläret werden. Daher haben sie auch keinen Unkosten gescheuet, ihre Güter und Mayerschafften anzurichten/vor andern angesehen zu seyn / und sich offt solcher Gebäu und Neuerungen unterstanden / die der Nachwelt unnachthulich geschienen.

Bey unsern Zeiten wird die Nutzung dem Lust gemeiniglich fürgezogen/und wiewol das Federviehe sowol wegen der Dungung/als auch wegen der Felder / Eyer und Jungen / in die Kuchen einen nicht geringen Beytrag thut / lassen wir uns doch an der Mittelmaß begnügen/und sind die grossen theuren und kostbaren Vogelhäuser zu unserer Zeit nicht so gemein / und meistentheils bey unsern Wirthschafften / wo nicht gar abgeschafft/doch in gewisse Mässigungen eingeschrenckt; und ob man schon nicht allenthalben Gelegenheiten hat/ Phasanen/wilde und Turteltauben/Reb- und Haselhüner/Kranwethsvögel und Troscheln in grossen und kostbaren Häusern zu unterhalten ; so werden doch wenig Wirthschafften gefunden worinnen nicht gemeine und haubichte/grosse und kleine Hüner / wegen ihres grossen Nutzens / wie auch Indianische Hüner / item Tauben/ Gänse/Endten/gemeine und ausländische Pfauen/auch wo es Wasser gibt / Schwanen und dergleichen Geflügel auferzogen und unterhalten werden ; davon wir mit wenigem von jedem absonderlich handeln / und von der gemeinen Hünerzucht / ohne welche fast keine Wirthschafft zuerhalten/ billich den Anfang machen wollen.

CAP. LXXXV.

Von gemeinen Hünern.

Die gemeinen Hüner sind in allen Mayerschafften und Baurenhöfen so bekannt/das es unnöthig/ viel davon zu melden / weil sie aber dennoch so wol an der Grösse / als an der Farbe und Art der Federn unterschieden / und man an einem Ort besser / als an dem andern/damit umzugehen pfleget / wollen wir mit wenigem der Hüner Eigenschafft und Wartung einer Hausmütter vorstellen / weil die Henne mit Be-

deckung und Beschirmung ihrer Jungen ohne diß auf holdseeliges Bildnus einer treuen Mutter ähnlich ist. Ja unser HErr und Heyland Christus / seine hertzliche und inbrünstige Liebe gegen dem menschlichen gefallenen Geschlecht vorzubilden sich selbst nicht schämet / einer Gluckhenne zu vergleichen; sind also diese drey Wunder der natürlichen Liebe an den Hennen zu sehen; Erstlich / daß sie ihre Eyer / mit solcher Sorgfalt ausbrutet / daß sie auch Essen und Trincken darüber vergessen würde / im Fall ihr nicht ihre Wärterin Aufsicht etwas beybrächte. 2. Daß sie ihre Jungen mit solchem Eifer und Aufsicht führet / daß sie kein Bedencken / in vorstehender Gefahr / auch ihr Leben für sie lassen. Und drittens / daß sie bey kalten ungestümmen Wetter / die zarte und des Nothleidens ungewöhnete Jungen / unter ihren Flügeln zudecket und wärmet / wie es Herr Heresbach ad Notam nimmt.

Ja sie verhüllet nicht allein ihre liebe Jungen unter ihrem Feder-Dach / sondern sie lässet sie auch auf sie hinauf fliegen / und ihr gantzer Leib ist ein Theatrum, grosser Freudigkeit und Liebe wie sie mit ihrer kluchsenden Mutterstimme genugsam bezeuget / unterdessen hält sie ihre wachsame Augen immerdar übersich / ob sie nicht ein rauberischer Hünergeyer / ein begieriger Stoßfalck / ein diebischer Rab / ein ungestümmer Habicht über ihnẽ erblicken lasse; und merckt sie das geringste / unterlässet sie nicht mit ihrer Alarme-Stimm die hin- und wiederschweiffende Hünlein zu warnen / welche auch der Mutter Ermahnung so eigentlich und schnell erkennen / daß sie mit gleicher Carriera alles liegen und stehen lassen / und als wie spornstreichs ihrer vernünfftigen und aufsichtigen Mutter zu eilen / die deswegen von der Natur mit unterschiedenen Stimmen begabet worden / welche ihre Hänlein wol vorstehen / und wann sie ruffet oder locket / wol wissen / daß die Mutter etliche Körnlein oder Würmlein mit ihren Füssen ausscharret / die sie ihnen vorlegen und austheilen wolle.

Welche Hausmütter auf ihre Nutzung / und den Eyer-Zinß sehen / erwählen lieber mittelmässige / als gar kleine / lieber die Schwartzen und roth-gelben / als die weissen / weil diese blöde und unfruchtbarer gehalten sind.

Herr de Serres sagt / daß es ein gewisses Zeichen einer guten trächtigen Art sey / wann der Hüner-Kamm / auf einer Seiten gebogen / herab hanget; die geelen Füsse zeigen an ein zartes gesundes Fleisch; die hochgespornten Hüner sind nicht so tauglich / als die andern / zur Zucht sie brechen die Eyer gern am Brüten / legen auch weniger / als die andern.

Eine weise Hausmutter wird von wenig wolgewarteten Hünern mehr Lust und Nutzung haben / als von vielen / wann sie mit der Fütterung nicht recht versorget sind / und hat sich dißfalls mit der Fütterung Uberfluß oder Abgang zu richten; weil aber dieses Viehe überall auf- und einflieget / und wo es darzu gelangen kan / sowol in den Scheuren / Kästen und Gärten grossen Schaden thut / als wird am dienlichsten seyn / alles vor ihnen wol zu verwahren und zu versperren / ja eher gar die grossen Schwingfedern ausrauffen / oder den einen Flügel stutzen / sonst wird der Schade / den man davon zu gewarten / den Nutzen vielfältig übertreffen.

Man muß / wie bey allen / also auch bey diesem Viehe / jährlich Musterung halten / die Hüner / so schon das vierdte Jahr erreicht haben / die nicht wol legen / nit brüten / die Eyer fressen oder brechen / welche krähen / oder welche sonst an der Farb oder an der Art mißfällig sind / muß man auf den Marck oder in die Kuchen schicken. Weil aber dieses Viehe / wo die Felder nahe am Hofzaun ligen / grossen Schaden thut / zur Erndte- und zur Saat-Zeit / als kan man solches auf keine Weise besser verhütẽ / als man sperre sie / wann das Treyd anfängt zu reiffen / in ein Gemach ein / gebe ihnen mit Trincken / Essen / saubern Stroh und Sand ihre Wartung / und lasse sie also / biß das Getreyd in die Scheuren kommt / sie legen dennoch Eyer / wiewol es etliche Wochen währet; die Saat-Zeit aber währet selten über acht oder vierzehen Tage.

Wann die Hüner im Winter sehr singen / glauben die Bauren / es sey eine Vorbedeutung kaltes Wetters.

Herr Carrichter sagt: Die mittelmässige zahme teutsche Hüner / samt ihren jungen Haanen und Capaunen behalten in unsern Kuchen den höchsten Preiß / denn sie sind nicht allein in unsern Speisen genossen / gesund / sondern auch den Krancken / wann sie wol bereitet werden / vor andern Speisen / anmuthig und lieblich zu gebrauchen; sie haben ihren Kobel gerne nahend bey dem Backofen / weil ihnen der Rauch nützlich ist / wie / meines Erachtens / schon gedacht worden.

Zum Beschluß dieses Capitels / muß ich aus Herrn Schwenters sechszehenden Theil seiner Erquickstunden die 13/14/15/ Aufgab / zur Zeit-Vertreibung / hieher setzen. Erstlich ein gantz wilde Henne / so zahm zu machen / daß sie von sich selbst unbeweglich still und in grossen Forchten sitze: Nimm ein Henne / sie sey beschaffen wie sie wolle / setze sie auf einen Tisch / halt ihr den Schnabel auf den Tisch / fahr ihr mit einer Kreiden über den Schnabel her / nach der Länge hinaus / daß die Kreide von dem Schnabel an / einen starcken langen Strich auf den Tisch mache / laß die Henne also ledig / so wird sie gantz / erschrocken still sitzen / den Strich mit unveränderten Augen ansehen / und wann nur die Umstehenden sich stille halten / nicht leichtlich von dannen fliegen; eben diß geschiehet auch / wann man sie auf einen Tisch hält / und ihr über die Augen einen Span leget. Fürs andere / zwo Hennen auf zweyen Fingern in eine Stuben bey nächtlicher Weile zu tragen: So gehe zu Nacht in einen Hünerstall / halt ihrer zweyen zween Finger / an die Sporn oder Klauen / so sitzen sie auf / und leiden / daß du sie trägest / wohin du wilt / so einen starcken Schlaff haben die Hüner / die Haanen aber sind leichtlicher zu erwecken. Drittens / erzehlet vorgemeldter Author ein wunderlich Experienz mit einer Hennen / so durch den Kopff gestochen wird / und sagt: So man einer Hennen den Kopff auf den Tisch leget / ihr ein Messer recht mitten auf den Kopff setzet / und mit einem Teller oder Hammer gantz durch den Kopff schlägt / also daß das Messer im Tisch stecket / wird es der Hennen doch nicht schaden / wann nur das Messer geschwind aus dem Tisch gezogen / der Hennen aber der Schnabel geöffnet / und ein Bröcklein Brod darein geschoben wird. Hätte ichs (sagt er ferner) nicht selbst probiret / würde ich solches zu glauben schwerlich bewegt worden seyn.

Joh. White of Invent. N. VI. p. 8. meldet / wann

man einem Haan einen Spiegel vorweiset/ wird er wider sich selbst kämpffen wollen.

Die Hüner können zwar nicht schwimmen / ich hab aber gleichwol zu S. Pantaleon in Oesterreich gesehen/ als ich ohngefehr am Wassergraben des Schlosses gestanden/ daß ein halbgewachsenes Hünlein/ aus der grossen Tafelstuben/ darein es etwa sich verschlichen / von innen durch die Mägde/ die es ausjagen wollen/ durch das offene Fenster mitten in den Graben geflogen/ und also bald nach dem äussern Gestat fortgerudert / und also heraus kommen; also halte ich dafür/ wann sie gleich auf aufden Bauch in ein Wasser fallen / da sie ausschwimmen/ fallen sie aber auf die Seiten / so müssen sie ersauffen/ und können ihnen nicht helffen.

Ein lächerliche Geschicht erzehlt Herr Ferdinand Wilhelm Graf von Purckstall/ fol. 58. seines Lebens-Lauffs/ so in währenden seinen Kriegs-Diensten vorgefallen/ als das Ranfftische Regiment durch Wien marschirt/ und unsern davon ein Bauer kommen / und bey den Officiren über einen Soldaten sich beklagt habe/ daß er ihm durch eine wunderliche Zauberey nicht allein alle Hüner im Haus / sondern auch auf den Bäumen bey dreyssig herunter/ ohne Geschrey/ fallen gemacht und zu sich genommen; er gebetten/ die Bezahlung dafür ihm zu verschaffen: Als nun der Soldat die That laugende zwar bekannte / er hätte Hüner/ aber um sein Geld gekaufft/ da ihn aber der Bauer überwiese/ und darneben sagte/ er wollte ihm alles schencken (weil er ohne diß kein Geld zu bezahlen hätte) allein er solle ihm diese Kunst lernen/ so wolle er ihm alles nachlassen/ sagte er ihm diese Kunst mit folgenden Worten: In der heutigen Nacht nahm ich eine Glutpfann voll glüender Kohlen/ damit gieng ich heimlich unter das Dach / streuete Schwefel darauf/ und machte just unter dem Ort / wo die Hüner sassen/ einen Rauch/ und unter die / so auf den Bäumen waren / habe ich die Glutpfannen an eine Stange gebunden/ und solche unterrauchet / da sind sie wie todt herab gefallen/ so ad cautionem, nicht ad imitationem aufgezeichnet.

CAP. LXXXVI.

Vom Haushaanen.

Zu 25. oder 30. Hünern soll man meistentheils zwey Haanen halten; Andere wollen zu 10. oder 12. Hüner allzeit einen Haan / bey wolbestellten Wirthschafften sollen allzeit wenigstens zween Haanen gehalten werden/ damit wann etwann der eine umkomt/ oder verlohren wird / gleich ein anderer an der Stelle sey. Ein guter Haan wird gleich an seinen frischen hellen Augen/ hohen flachgebogenen / mit langen Federbüschen gezierten hin und her sich schnell bewegendem Halse/ rothen lebhafften Kamm / schwartzer oder rothgelber Farbe/ mittelmässigen mehr grossen als kleinen Leibe / gelben mit starcken Klauen und Spornen gewaffneten grossen Füssen/ und muntern/ stoltzen und prächtigen Gang erkennet; mehr/ soll der Hals von vielfärbigen gescheckten rothen/ gelben/ schwartzen / und verguldeten Federn bekleidet/ der Kopff groß/ der Schnabel kurtz / dick und krummlicht/ die Augen schwartz und gläntzig/ die Ohren breit und weiß/ der Bart lang und abhängicht / die Flügel lang und großgefiderich / der Schweiff hoch/ krumm gebogen / mit Goldfarben / und oben mit schwartzen/ gläntzenden / hohen und langen Federn besetzt seyn. Er soll eine helle/ starcke Stimm/ ein gutes Hertz / Freudigkeit und strengen Angriff gegen seinen Mitbuhler haben der gerne bey seinen Hünern bleibe / und sie mit seinem anlockenden Ruff allzeit um sich behalte/ und die Körnlein oder Würme / die er im Aufscharren findet/ mit ihnen theile.

Etliche / sonderlich was die grosse Welsche Art ist/ haben anstatt des Kamms / einen Federbusch auf dem Kopff / da sie einem tollen kriegerischen Marti gleich sehen/ und nicht weniger gut sind zur Zucht/ sonderlich weil sie am Leib und an der Grösse die gemeinen Haanen weit übertreffen/ und sonderlich die davon erzogenen Capaunen eine Schüssel weit besser und ergäbiger füllen/ als die gemeinen.

Plinius nennet den Haan nicht vergeblich Vigilem nocturnum, einen Nacht-Wächter/ weil er nicht allein die schläfferigen Augen den Menschen ermundert und zu rechter Zeit aufwecket / sondern auch/ weil er die Nacht in gewisse Stunden und Zeiten eintheilet / und des Tages Anbruch mit dem frühesten verkündet / und meistentheils seine Ordinari-Stunden hält/ ausser wann etwan ein anders Wetter vorhanden ist / dann krähet er auch zur Unzeit / und gibt solches als ein Prophet dem Haus-Vatter zu erkennen / damit er sich zu Veränderung des Gewitters vorbereiten/ und seine angestellte Feld-Arbeiten entweder befördern/ fortsetzen/ oder verziehen kan.

Wann er zu krähen anfänget/ schlägt er vorher selbst seine Flügel zusammen / vielleicht den Schlaff aus den Augen zu klopffen / oder seine Wächter-Stimme desto mehr zu schärffen. Wo viel Haanen besammen sind/ ist allzeit ein Meister / und die andern geben ihm nach/ und weichen seinem Zorn / daher besser / wann man etliche Jungen bey einem Alten hält/ als wann man mehr Alte zusammen bringt / denn wann ihrer keiner weichen will/ so hat es des Kämpffens und Streitens kein Ende/ daß sie auch offt einander zu schanden und gar todt beissen. Und wie Angelus Politinus schreibt in seinem Rustico:

--- --- --- --- --- Obvia rostris:
Rostra ferunt, crebrisquè acuunt assultibus iras.
Ignescunt animis, & calcem calce repulsant.
Infesto, adversùmquè affligunt pectore pectus,
Victor ovans cantu palmam testatur, & hosti
Insultans victo, pavidum pede calcat iniquo,
Ille silet, lat ebrasque petit. --- --- ---

Die Alten haben gar Wettstreit und Kampffspiel mit den Haanen vorgestellt / und ihren Haanen Knoblauch und Pfefferkörnlein vor der Schlacht zu verschlücken gegeben / in Meynung sie desto muthiger und unüberwindlicher zu machen.

Tanara schreibt fol. 213. daß Francesco Vulpari, Babst Gregorii des XV. Kuchenmeister habe ein dutzet Hüner in ein Zimmer gesperret / und an des gemeinen

Haas statt/ einen Phasanhaan zu ihnen gethan/ und die Jungen/ so aus ihren Eyern gebrütet worden / auf des Pabstes Tafel gebracht/ die seyen weit delicater / als die gemeinen Hünlein gewesen. So an diesen Orten/ wo man ohne diß Phasan-Gärten unterhält / leichtlich zu versuchen wäre.

Die Hüner / die man in die Gras- und Baumgärten gehen lässet/ werden unfruchtbar/ wie P. Tylkowsky de re agraria. p. 371. bezeuget/ wann sie des Nachts unter den Bäumen oder darauf bleiben / werden sie gerne kranck/ oder wann sie des Nachts in Regen bleiben/ oder eisichtes Wasser trincken.

CAP. LXXXVII.

Vom Hüner-Haus oder Kobel.

NAchdem man viel Hünergeflügel unterhält/ darnach muß auch die Wohnung und Nachherberge seyn. Herr de Serres will / das Hünerhaus soll zwo Oeffnungen haben / als eine Thür und ein Fenster / das Fenster soll also gestellet seyn/ daß es Winters-Zeiten sich gegen der Sonnen Aufgang neige/ das muß man mit starcken eysernen Dratgättern wol verwahren damit die Hüner nicht hinaus/ schädliche Thier aber/ als Marder/ Iltis/ Wisel/ und dergleichen Feinde nicht hinein schlieffen mögen / wann diß Fenster 2. Schuh hoch und eines Schuhes breit ist / hat es seine rechte Grösse/ die Thür gehet gegen dem Hof/ damit diß Viehe desto gelegensammer ein und aus kan/ die wird nach Proportion des Gebäues ergrössert oder verkleinert/ allein muß die Thür / mit einem starcken Schloß und Riegeln gedrang und wol versichert seyn/ ein Steiglein oder Laiter wird mit etlichen kleinen Stäffeln oder Sprüsseln hinaufgerichtet. Der Kobel muß offt mit Laugen besprenget seyn / damit die Flöhe und andere Würmer dardurch vertilget werden. In dem Hünerhaus werden ihnen übereinander/ Stiegen-Weise 2. oder 3. Reyhen Nester um und um aufgerichtet / die sie (ihre Eyer hinein zu legen) nach Belieben erwählen mögen / und sollen deren lieber zu viel / als zu wenig seyn / die müssen aber Wochentlich rein und sauber ausgeputzet / und unten mit einer vier Finger breiten Leisten versehen werden / damit die Eyer nicht heraus rollen und brechen mögen.

Andere brauchen/ an statt deren mit Brettern zusammen geschlagenen / nur mit felbernen Rütlein und Aestlein geflochtene Nester / sind aber nicht so gut / weil sie leichter zerreissen und übler auszubessern / doch sollen sie eher zu weit als zu enge seyn / damit das Geflügel sich zu rühren und umzuwältzen Platz habe. Kan es seyn / so pflastert man das Hünerhaus mit breiten viereckichten Steinen / den Schlangen / Ratzen und das Miniren und Eingraben zu verhindern / und das Fletz desto leicht zu reinigen und auszukehren.

Gleich vor dem Hünerhaus/ wann es keinen Bronnen oder Bachwasser hat/ soll man steinerne oder vom Hafner-Thoon gemachte Geschirr haben / darein man ihnen täglich ein frisches Wasser einschüttet / auch alle Abend sauber auswäschet / und bey der Nacht zugedeckt hält/ damit nichts Gifftiges oder Unreines sich hinein verkriechen möge / unten sollen diese Grander oder Geschirr gleich neben dem Boden / und fast noch etwas tieffers einen Ablaß haben/ dardurch man das alte verstandene Wasser täglich ablassen/ den Boden säubern und wieder neues Bronnenwasser eingiessen könne; Andere lassen ihre Hüner-Tränck allzeit bedeckt / und beederseits nur so viel offen / daß allein die Hüner die Köpffe und Hälse hinein bringen / kein anders grosses Vieh aber daraus trincken/ und das Wasser austrüben / auch sie selbst die Hüner/ mit ihrem Koth/ die Geträncke nicht beschmeissen können / indem den Hünern das unsaubere Wasser sehr ungesund/ und bekommen den Zipff und andere Kranckheiten davon. Es ist auch gut / daß sie im Hof/ unferne von ihrem Kobel/ etliche Gesträuche und dicke Stauden haben/ dahin sie sich in der Hitz unter den Schatten/ oder wann der Geyer herum schwebet / als unter eine Vestung retiriren können. In dem Hünerhaus müssen auch etliche höhere und niedre Sitzstangen geordnet und befestet seyn/ dahin das Geflügel des Nachts/ die etwann in den Nestern nicht gerne bleiben/ aufsitzen/ und also sich vor den Mäusen und Ratzen desto sicherer verwahren mögen. Kan es seyn / soll der Kobel unferne von einem Backofen seyn/ weil sie den Rauch lieben/ und sich gerne im Aschen umwältzen / davon sie fett und fruchtbar werden. Des Abends soll man ihnen bey dem Kobel zu essen geben / damit sie sich spat bey dem Auffsitzen gern einfinden/ ingleichen auch Morgens frühe / damit sie sich gewöhnen/ die Eyer in den Kobel zulegen / und Hungers halben nicht gezwungen werden/ die Speise anderwärts zu suchen/ und auch ihre Eyer anderswo zu verzetten.

CAP. LXXXVIII.

Wie man sie warten und nähren soll.

DAmit die Hüner wol legen sollen/ wird die meiste Fütterey aufgewendet/ und das ist gewiß/ haben sie genug zu fressen / und einen warmen guten Kobel/ neben guter Wartung / so legen sie desto lieber und öffter; die alten Rei Rusticæ Authores wollen/ der Rauch aus der Kuchen soll ins Hünerhaus gehen/ so gedeyen sie desto besser. Ihre gemeine Speise sind Kleyen/ Habern/ und ausgebranntes Gesott mit heissem Wasser oder saurer Milch / wann es seyn kan. Von Bohnen und Weintreber-Körnen/ sollen die Hüner unfruchtbar werden.

Damit sie desto besser legen / mischen ihnen etliche ihre Kleyen mit zerstossenen Hasenkoth. Wann eine Henne krähet / halten es etliche für ein unglückhafftes Zeichen/ ist aber (wie Gubertus meldet) ein Aberglaube/ und bedeutet anders nichts / als daß sie zu fett ist/ man soll ihr nur die Speise entziehen/ oder/ wo sie über drey Jahr alt ist / abtödten / so wird man finden/ daß

ihr Krähen ein Danck-Liedlein für ihre reichliche Unterhaltung gewesen. Im Sommer / wo sie grosse weite Höfe / trockene Misthauffen (wie ihnen dann die feuchten Miststätten / und sonderlich das Mistbrod sehr schädlich ist) und Platz haben / da sie scharren und kratzen können / bedörffen sie desto weniger Futter. Im Winter muß man ihnen des Tages zweymal zu gewissen Stunden ihr Essen fürgeben / wie sie dann die Stimm ihrer Warterin wol kennen / und auf gegebenes Zeichen / eilend und häuffig sich einstellen / darzu sie dann leicht zu gewöhnen / so fangen sie auch im Gras Fliegen / Keferlein / Heuschrecken und dergleichen Ungezieffer / fressen wohl auch frischen Sande / damit sie ihre Kröpfe füllen; wie man dann im Hof einen frischen Sand-Platz machen solle / darinnen sie wühlen und baden können / man glaubt / daß sie sich damit des Ungeziefers entschütten. Das Essen wird ihnen auch allzeit auf einen gewissen Ort gegeben / so verlauffen sie sich desto weniger / und bleiben fein bey gutem Leibe / sonderlich wann der Ort schön geebnet / und vor Wind und Regen versichert / und etwas gedeckt ist.

Wann man ihnen ihr Essen bey ihrem Kobel gibt / so legen sie auch ihre Eyer lieber hinein.

Das erstemal gibt man ihnen zu essen früh / mit anbrechendem Tage / weil sie früh auf sind / wollen sie auch (wie jene Schmidknechte am Kallenberg) frühe ihr Frühstuck haben. Das andere gibt man ihnen eine Stund vor Untergang der Sonnen / damit sie nicht dörffen hungerig schlaffen gehen. Dergestalt werden sie nie so ferte / daß sie am Eyerlegen verhindert würden / auch nie so mager / daß man sie nicht / im Fall bedörffens / solte abtödten und essen können. Ihr gemeineste Speise ist / was von dem gedroschenem Treyd ausgewunden und gereutert / und zu diesem Ende aufgehaben wird / darunter mengt man zu Zeiten gestossene Eychein / gehacktes Gras / klein zerschnitten Obst oder Möhren / oder was sonsten die Zeit mit sich bringt; item gesottene Kleyen / die gibt man ihnen warm / wie auch die Brosamen von den Tischen / oder frischen Haber / und Haidenkorn / auch Hanffkörner / so zum Eyerlegen und zum Zunehmen beede sehr befördersam gehalten werden.

Von den Weintrebern / werden sie am Eyerlegen verhindert / von den Feichtbohnen oder Lupinen erblinden sie; vom Porcellana-Salat werden sie gesund; von den Trauben und Feigen bekommen sie den Zipff / oder wann sie Durst leiden müssen.

Wilt du / daß die Hüner täglich Eyer legen / so nimm geröstet Rockenbrod / legs in frisches Wasser / laß es darinnen über Nacht weichen / des Morgens gib es den Hünern vor anderer Speise zu essen / und darnach um den Mittage wieder; gegen Abend aber / gib ihnen Gersten / Habern / Waitzen / oder ein wenig Hanffsaamen / das macht die Hüner fruchtbar / daß sie auch in der grösten Kälte Eyer legen / wie Tabernæmontanus fol. 595. bezeuget.

Wilt du / daß die Hüner grosse Eyer legen / so nimm ein Mäßlein Kleyen / mische einen Becher voll gepülverte Schneckenhäuslein darunter / machs mit Wein an / und gibs den Hünern zu essen. Etliche nehmen so viel Gersten-Kleyen / und mischen gepulverten Ziegelstein an statt der Schneckenhäuslein darunter / rührens an mit Wein / und gebens den Hünern zu essen. Idem fol. 649.

Wo man in einem Hof schwartze oder weisse Maulbeerbaum haben kan / daselbst hat dieses Geflügel ein gutes Schleckerbißlein / davon sie gesund und feist werden / sind auch etliche der Meynung / ihr Fleisch werde daher schmackhafftiger / wie es auch D. Charles Estienne in seinem Hausbuch glaubet.

Wann sie im Herbst die Federn mausen / müssen sie am besten gewartet seyn / wie auch gegen dem Auswärts / damit sie desto mehr Eyer legen / auch eher brütig werden.

P. Tylkowsky: Si hortos intrent gallinæ, fiunt steriles, ideò vicini horti spinis sepiendi: Die Hüner / die in die Gärten kommen / werden unfruchtbar / wann sie Nachts unter den Bäumen bleiben müssen / werden sie davon kranck / auch wann sie beregnet werden / es schadet ihnen auch / wann sie eißiges gefrornes Wasser trincken müssen; sie erlausen gemeiniglich / wann sie keinen Sand und Staub haben / darinnen sie sich wältzen und baden können.

Daß die Hüner gern legen: Nimm die Zapffen von den Haselstauden / machs zu Pulver / und gibs den Hünern unter die Kleyen.

CAP. LXXXIX.

Wie man die Hüner mit Würmen wol ernähren könne.

Herr de Serres in seinem nützlichen und wol-ausgearbeiteten Werck le Theatre d'Agriculture au Lieu 5. chap. 2. fol. 308. &c. beschreibt / wie man für die Hüner / die von der Würmer Speise wol zunehmen / und dabey viel Körner zu ersparen sind / einen Ort zurichten solle / da sie stets Würme finden / und sich damit erquicken mögen / auf solche Weise: Man macht einen Graben / in Gestalt und Grösse / wie man will / doch gleichwol nicht kleiner / als in einem Viereck / auf jeder Seiten 10 oder 12 Schuhebreit / und von dreyen biß vier Schuhe tieff / an einem etwas abhangenden Ort / damit das Wasser sich nicht daselbst samlen / sondern ausfliessen möge. Ist aber der Ort gantz eben / ist unnoth zu graben / sondern man mag ihn nur mit einer guten Mauren drey oder vier Schuh hoch umfangen / mit einem kleinen geschlossenen Höfe. Zum Grundbette hinein / legt man vier Finger lang geschnittenes rockenes Stroh / und darauf einen frischen Roßzirck / oder Rindermist / den deckt man wieder mit leichter und subtiler Erden / darauf giesst man Rinder- oder Geißblut / Weintrebern / Haberkörnlein / waitzene Kleyen / alles zusammen gemengt; auf diese erste Lege / macht man die andere gleicher Weise / geschnitten Strohe / Dung / subtile Erden und das Blut-Gemenge wie vorhin / ein jedes vier Finger oder eines halben Schuhes breit / man mag auch andere Sachen in der Mitte hinein legen / als das Eingeweide von Schafen und geschlachtem Viehe / was man haben kan / zuletzt wird alles mit starcken Hecken / Büschen und Dornen überleget / und mit grossen Steinen eingeschwehret /

damit weder die Lufft / noch die Hüner vor der Zeit darzu kommen mögen / und der Regen dennoch ungehindert eindringen / und diese Materien erfaulen und putrificiren künne. In diesem Ort werden / in kurtzer Zeit eine unglaubliche Anzahl vieler Million Würmer erwachsen / die muß man den Hünern nicht auf einmal Preiß / sondern mit Ordnung zu ihren bessern Nutzen also fürgeben.

Man lässt in dieser Mauren auf einer Seiten etwan in der Mitten gegen Aufgang der Sonnen oder Mittag eine Thür / verlegt solche dichte mit trockenen Steinen. Durch diese Thür wird dieses Wurmbett also eröffnet / und nimmt erstlich in der Höhe so viel Stein hinweg / daß man daraus die Hüner zu ihrer Nothdurfft täglich speisen möge / nachdem sie vorher ihr Ordinari-Futter frühe Morgens eingenommen. Da muß man alle Morgen drey oder vier Schauffel voll von diesem Wurm-Neste heraus fassen / auf denselben gantzen Tage / da wird das Geflügel mit Scharren und Becken nicht ablassen / so lang ein einiger Wurm darinnen wird zu finden seyn / das übrige wirfft man allzeit auf den Misthauffen / und also werden allein durch diese Thür täglich die Hüner mit Würmern versehē / so währet es desto länger / und bleibt hernach diese Thür offen / daß auch die Hüner mögen hinein schliessen / doch erst etliche Tage hernach / wann man diesen Ort zu eröffnen und anzugreiffen / hat angefangen / und nun ein lährer Platz ist / nachdem diß Wurm-Nest obenher lähr wird / nachdem wird auch die Thür besser abwerts aufgethan / und die Steine beyseits / wieder zu gebrauchen / zusammen gelegt.

Wann man nun gar ist auf den Grund kommen / welches nach und nach geschiehet / so werden oben die Gesträuche und Steine so viel weggebracht / als von der Erden daraus erhebt worden / das übrige bleibt unterdessen bedeckt / damit die Hüner nicht völlig darzu können. Dieses Wurmbette soll auch an einem warmen und Windstillen Ort ligen / damit sich die Hüner daselbst desto lieber finden lassen. Und damit diese Nahrung nicht ermangele / ist gut / daß man zwey oder drey solche Wurmbetter (Herr de Serres nennet sie Vermi-nieres) mache / damit man eines nach dem andern nehmen / und diese Wirthschafft desto länger dauren möge. Doch muß jederzeit nur eines geöffnet seyn / und so offt eines lähr ist / mag mans unverzüglich wieder zurichten / und ein anders dargegen aufthun. Dieses ist am füglichsten im Winter zu gebrauchen / weil sich / um diese Zeit / sonst in der übrigen Erden alles Gewürme (so die Hüner so sehr suchen und lieben) verschliesset / und von ihnen nicht kan aufgekratzt und gefunden werden / so sie hier beysammen in Bereitschafft haben / dadurch ihre Gesundheit und Aufnehmen mercklich befördert / und viel andere Fütterey auf dem Kasten erspahret wird.



CAP. XC.

Vom Ansetzen und Ausbrüten der Hüner.

Zum Unterlegen soll man schöne grosse im wachsenden Monden gelegte Eyer auslesen / dann aus diesen kommen auch grosse Hüner / die länglicht- und spitzigen geben meistentheils Haanen / und die kurtzrunden Hennen / sie müssen auch neugeleget seyn / soll anders etwas daraus zu hoffen seyn; aufs höchste sollen sie

zehen oder zwölff Tage alt seyn / die / wann man sie ins Wasser legt / nicht oben aufschwimmen / sondern gleich zu Grunde gehen; theils wollen / man soll die Eyer zu Ende des wachsenden Mondes unterlegen / damit sie wieder zu Anfang desselbigen ausfallen mögen. Daß man aber die Zahl der Unterleg-Eyer ungleich nehmen/ solche auf einmal mit einer Bachschüssel ins Nest schütten solle/ damit sie zugleich ausfallen/ mit Händen nicht soll anrühren/ daß man Lorbeer-Zweiglein/ Knoblauch/ eiserne Nägel und andere Sachen mit ins Nest legen soll/ damit Donner-Wetter und Zauberey nicht Schaden bringe / die meistentheils von den Heyden herkommen / und von vielen aberglaubischen Weibern noch in Obacht genommen werden / sind solche würdiger auszulachen / als nachzuäffen.

Das aber / was mit der natürlichen Erfahrung und vernünfftigen Ursachen übereinstimmet/ kan jede Weise Hausmutter bedencken / als daß man den Hünern so gar frühe/ und eher/ als die völlige Kälte vergangen/ ansetzen will / viel weniger Eyer unterlegen muß / als wann man sie im April oder May unterlegt / weil die natürliche Wärme der brütenden Hennen/ von der herumbstehenden Lufft verhindert oder befördert wird; die Hüner gar zu frühe / und noch bey kaltem Wetter (damit man desto zeitlicher junge Hünlein habe) anzusetzen/ hat mehr Beschwerlichkeit als Nutzen; darzu brauchet man Hüner / die man gar zeitig in die Zimmer gebracht / innen gehalten und wohl gefüttert hat. Man kan auch solche Eyer wohl den rauchfüssigen Stuben-Tauben (die den gantzen Winter durch brüten) unterlegen / doch sind sie hart und sorglich aufzubringen.

Die Eyer zum Unterlegen sollen wenigstens acht Tage alt seyn; im Sommer werden die Hünlein innerhalb 18 Tagen / und / wanns kalt ist / beyläuffig in 25 Tagen ausfallen. Bey kühlem Wetter muß man weniger Eyer unterlegen / von 17 biß 23 Eyer ist genug; die Speise muß man der Hennen nahend am Nest fürgeben / so erkalten die Eyer desto weniger; es soll die Ansetzung ein wenig vor dem Vollmond fürgenommen seyn/ so wird sie nach dem Neumond vollendet; das Nest muß von den andern Hünern abgesondert seyn / so bleiben sie desto ruhiger. Die 20 post incubatum si movetur ovum, sonus pulli audietur, & hoc tempore incipit plumescere, & habet caput supra dextrum pedem, alam verò dextram supra caput, & vitellus paulatim deficit. P. Tylkowsky de re agrariâ p. 376. Damit die Nattern den jungen Hünlein nicht schaden/ soll man bißweilen Hirschhorn / Galbanum, oder mit Weiber-Haaren einen Rauch machen.

Die Eyer ohne Hennen auszubrüten / macht man einen runden gewölbten eisernen oder küpffernen Back-Ofen / und unten auch also seinen Boden / gantz gleich und eben / in welchen man die Eyer in Pflaumen legt / mit einem linden weichen Feder-Küßlein bedecket; die Wärme wird gegeben durch immerdar brennende Lampen/ die auf eine solche Weise gesetzet sind/ daß ihre Flammen den Ofen unten ein wenig berühre/ und auch den Eyern per reverberationem caloris die stete und gelinde Wärme mittheile; diß desto besser zu händigen/ ist dieser Ofen schier einer Glocken gleich gestaltet/ oben mit einem Ring / dabey man ihn / wann man die Eyer umkehren will / geschicklich aufheben kan / welches man unter währender Ausbrütung ein paar mal thun muß/ doch kommen solche Jungen sehr hart auf / und bedürffen weit mehr Mühe / als die von den Hünern ausgebrütet werden.

Wie man in Egypten umb Alkair die Eyer in dergleichen grossen Oefen / und in China die Endten in des Mistes Wärme aushecket / kan man unterschiedliche Authores davon besehen; ist aber leichter davon zu discurriren / als nachzuthun / und leichter zu wissen/ als zu versuchen. Theils setzen ihre Hüner nur im Hünerkobel in ihren gemachten Nestern an / weil sie des Orts gewohnt sind / und gern daselbst sitzen / aber der Eingang muß mit eisernem Drat verzäunet seyn / den andern Hünern / die ihnen sonst Unruhe geben möchten / den Eingang zu verwehren; besser und sicherer ist es aber/ in einem lüfftigen und doch für Kälte wohl-verwahrten Zimmer / weil sie daselbst allein und fein ruhig und still sitzen / mit Aufsicht und Verpflegung desto embsiger können gewartet worden.

Die Nester / darinnen man sie ansetzen will / müssen sauber und rein ausgeputzt / mit gutem Rauch belüfftet/ und mit frischem Stroh/ oder vielmehr mit Heu gefüllet / und also von aussenherumb verwahret seyn / damit die Eyer/ bey Bewegung der Hennen/ nicht heraus rollen und fallen könnnen; auch werden die Hüner von ihrem eigenen Mist ungesund/ sonderlich im Sommer/ kriegen gern das Podagra und den Zipff davon.

In währender Brut sollen die Eyer nicht viel mit Händen angetastet und umgezogen / sondern allein einmal oder zwey umbgewendet seyn; und hierinn nicht zu fehlen / ist am besten / man mercke die Eyer Anfangs ein wenig auf der einen Seiten mit einer Kohlen oder Dinten / so kan man das Umbkehren desto leichtlicher treffen.

Die gemeinen Hüner fallen meistentheils in drey Wochen/ das ist in 21 Tagen/ aus/ und wann der Tag ihrer ersten Unterlag gezeichnet wird / kan eine verständige Mayerin das Ende leicht vermuthen / ob es schon bißweilen früher und bißweilen später zu geschehen pfleget; inzwischen muß die alte Henne mit Essen und Trincken treulich versorget/ und zu Ausgang der Brut-Zeit täglich offtermals besucht werden / wann sie etwan anklopffen/ und die Schalen zu brechen zu schwach sind/ ihnen zu helffen / und das muß (wann der 19 Tag heran kommet) desto embsiger und öffter geschehen; die Jungen läßt man unterdessen bey der Mutter ungespeiset / biß sie alle ausgefallen / oder die unnützen leeren Eyer beyseits gethan sind.

Die beste Brütungen der Teutschen Hüner / geschehen durch die Indianischen Hüner / die mit ihrem grossen Leib viel Teutsche Eyer bedecken/ mit ihrer starcken Wärme wohl ausbrüten / und wegen ihrer Treue und Frömmigkeit sehr wohl und wachsam führen werden; so kommen die Teutschen Hüner bald wieder zum Eyer legen.

Was von jungen Hünern nach dem Majo ausfällt/ soll man nicht zur Zucht behalten / sondern essen oder verkauffen.

Die Eyer betreffend / soll man die ersten von jungen Hünern / oder auch / was im abnehmenden Monden gelegt ist/ nie unterlegen / sondern was im wachsenden Monden kömmt; aus länglichten Eyern werden Hahnen / aus runden die Hennen. Wind Eyer dienen nie zum Unterlegen; Hüner/ so die Eyer aussauffen / soll

man an den Spieß stecken. Wann sie im Winter/ oder bey unquemen Wetter zu brüten begierig werden / so lege ihnen verdorbene Eyer unter / bis die rechte Zeit und Witterung kommt.

Wilt du/ daß eine Henne nicht brüten soll / so decke sie drey Tage mit einem Sieb zu / gib ihr den ersten Tag nichts zu essen / am letzten Tage bade sie in kaltem Wasser / ziehe ihr eine Feder durch die Nasen / und laß sie lauffen.

Es schreibet P. Kircherus, bey Herrn Harsdörffer/ in delitiis Mathematicis & Phys. Tom. 3. part. 10. quæstion. 28. aus Erfahrung/ daß ein Vogel mit drey Köpffen ausgebrütet werde / wann man drey Eyerdotter in eine Schaalen von einem Gans-Ey zusammen bringe / und auszubrüten unterlege. Sed de eventu valdè dubito.

Wann die Hüner brüten/ und kommen grosse Wetter / soll man zu jedem Nest ein Schaff oder Faß voll Wasser setzen / so fället der Hall hinein / und betäubet die Eyer nicht; denn allen zur Brut untergelegten Eyern sind alle scharffe Schall-Gethöne / als Donner-Keil/ Stück-Schuß / Trommeln und Pfeiffen in der Nähe hinderlich und verderblich. Ein Schlosser / als er in seiner Werckstatt eine ansitzende Henne gehabt / und die Hünlein unter dem stetigen Hämmern und Feilen ausgefallen / sind sie alle vom Schwindel gerühret gewesen; dieses soll auch das Umblauffen und Gehämmer der Mühl-Räder verursachen können / und dergleichen vehementes impressiones in den zarten corpusculis würcken können / wie Doctor Christianus Friederich Garmann in Miscellaneis curiosis Observat. 139. bezeuget. Uber drey Jahr soll eine Henne zum Eyerlegen untauglich seyn / dienet derohalben besser auf die Tafel / als in dem Mayer-Hofe. Vom Anfang des Mertzens / bis zum Anfang des Septembris / ist zwar die Brut-Zeit / was aber nach Ende des Junii unterleget wird / ist selten dauerhafftig. Incipiat incubatio ante plenilunium, ut deinde pulli post novilunium prodeant, tales enim crescunt magis, wie P. Tylkowsky vermeynet.

CAP. XCI.

Wie die jungen Hünlein aufzuziehen.

DJe jungen Hünlein soll man den ersten Tag nicht von der Mutter wegnehmen / sondern fein abtrocknen lassen / hernach die Körnlein säuberlich von der Nasen abziehen ; sie gedeyen besser an der Sonnen / als in der Stuben ; Hanffsaamen ist ihnen gesund. So bald die Hünlein sind ausgefallen/ thut man sie / samt der Mutter / in einen grossen Korb oder Reutern / einen Tag lang / muß aber ein warmer Ort / und der Korb mit alten Peltzflecken oder Werck versehen seyn / die Hünlein für die Kälte / die ihnen damals höchst schädlich ist / zu verwahren.

Allgemählich muß man sie / wann gutes Wetter ist/ und die Sonne scheinet / an die Lufft bringen / und sie derselben wol gewöhnen lassen ; vorher soll man sie allzeit mit wohlriechenden Kräutern/ als Rosmarin / Poley und dergleichen beräuchern / dadurch man vielen ihren Zuständen vorbauen kan; man kan sie hernach/ mit samt der Mutter / in eine besondere Kammer zusammen thun/ darinnen Heu oder Sand sey/ worinnen sie sich baden/ und des Nachts im Heu unter ihrer Mutter sitzen. Anfänglich gibt man ihnen gehackte Eyer/ folgends Gries-Koch/ darnach Kleyen-Koch/ zuerst mit Milch / hernach mit Wasser gekocht. Andere geben ihnen Anfangs rohen Hirse-Brey / gekochten Waitzen oder Gersten / Brod-Bröselein in Wein oder Milch geweicht / und dergleichen. Mit Verwechselung der Speisen werden sie zum Fressen desto begieriger ; unter ihr Gesse hackt man ihnen zu Zeiten Schnittlauch/ oder sonst jungen zarten Salat/ den man ohne diß ausjettet / davon sie sich sehr erfrischen.

Gut ist es / wann man einen grasichten versperrten Hof hat/ darein man die Hünlein/ bey schönem Wetter/ mit samt der Mutter kan spatzieren / Würmlein / Keferlein und Fliegen suchen lassen / sonderlich wann daselbst ein Gesträuch ist / darunter sie Schatten haben/ oder wann jähling ein Raub-Vogel sich ereignete / sich daselbst retiriren möchten ; wie von dieser Zuflucht / unter der Mutter-Flügel der Spanische Poet / Don Luis de Congora, artlich ein solches Hünlein beschreibet:

En su Madre se absconde, donde halla
Voz, que es trompetta, pluma, que es muralla.

Zur Mutter sich versteckt das Jung auf allem Fall/
Ihr Stimm ist sein Trompet / ihr Flügel ist sein Wall.

Wo man aber keine Sträucher hat / muß man einen grossen von Felbern Ruthen geflochtenen Hüner-Korb haben / unten offen und weit von einander / und oben enge/ da die Hünlein aus- und einschliessen/ und im Fall der Noth sich darinnen beschützen mögen. Sie müssen so wol am Fressen / als auch sauberem Trinck-Wasser/ darinn sie ihr Geträncke und Bade haben können / niemals einigen Abgang oder Mangel haben / so werden sie desto besser zunehmen / bis sie endlich / unter Anführung ihrer getreuen Mutter / gar den Tag über heraussen gelassen werden.

Wann man etliche kleine Schaaren Hünlein hat/ kan man sie wol bis auf 24 und 30 zusammen stossen/ und einer Hennen zu führen untergeben/ damit die übrigen wieder zu Eyerlegen desto balder gelangen mögen. Man kan auch wol alle Hüner von dieser mühsamen Arbeit befreyen / und sich desto eher zu ihrem Dienst lassen/ wann man nimmt einen grossen Copaun/ mittelmässigen Alters und gesundes frisches Ansehens / berupffet ihn an dem Bauch / streicht und brennt ihn mit scharffen Brenn-Nesseln/ darnach macht man ihn/ mit Semmel in Wein eingeweicht/ oder sonst mit eingegossenem Wein wohl truncken; diß thut man 2 oder 3 Tage nach einander / und hält ihn unterdessen in einem höltzernen engen Korb oder Kisten gefangen / mit einem Deckel/ daß er allein durch die eingebohrten Löcher und Klumsen Lufft haben kan/ damit er nicht ersticke; darnach läßt man ihn in eine Hünersteige / gibt ihm/ wie zur Gesellschafft / etliche junge Hünlein / schon von der grössern Schaar/ die der Copaun/ wann er ihrer gewohnet/ und mitfrißt/ endlich lieb gewinnet/ so gar/ daß er sie auch mit

seinen Flügeln decket: Wann nun die Hünlein unter dem von brennenden Nesseln noch schmertzhafften blossen Bauch kommen/ machen sie mit ihren linden Anrühren und natürlichen Wärme ihm eine grosse und treffliche Linderung/ dardurch kriegt er die jungen Hünlein/ (durch welche er sich erquickt befindet) desto lieber/ und verlässet sie desto weniger/ weil er etwan glaubt/ sein Zustand/ ohne sie/ möchte ihm wieder kommen: merckt man nun dieses/ kan man ihm nach und nach die Zahl der Hünlein (so man von den Bruthennen wegnimmt) allgemählich vermehren/ biß man ihm so viel unterbringet/ als man will/ das er führen und bedecken kan; wann er nun also etliche Tage lang der Jungen im Zimmer wol gewohnet ist/ lässet man ihn hernach mit seiner Compagnie frey heraus/ da führet er sie mit aller Vorsorg/ und verlässet sie nicht/ biß sie wol erwachsen/ und die Haanen geschnitten/ die Hüner aber in den Kobel gethan werden.

In dem Hof/ worinnen sie sich aufhalten/ sollen von Rechts wegen Bäume/ und (wie gesagt) Hecken und Gestäudig seyn/ daß die Hüner wegen der Raub-Vögel einen Unterstand haben. Wann man den Indianischen Hünern neben den Hüner-Eyern auch will Pfauen-Eyer unterlegen/ müssen diese um 10 Tage eher in die Brut kommen/ damit sie zugleich ausfallen.

Columella will/ man soll die neu-ausgefallenen Hünlein in einem Korb/ ein wenig in den Rauch hangen/ so sollen sie den Zipf nicht kriegen.

Man soll ihnen/ (wie Herr Heresbachius will) ehe man ihnen neue Speise gibt/ allwege vorher die Kröpffe betasten/ ob sie lähr/ oder noch etwas von Speise haben/ ist noch etwas darinnen/ soll man ihnen nichts geben/ biß diß verdäuet ist. Die Federn unter den Flügeln und bey dem Afftern soll man fleissig auszupffen/ damit sich nicht das Koth und Unflat daselbsten anhencke/ erharte/ und die natürliche Reinigung verhindere/ davon sie leichtlich in Kranckheiten fallen.

CAP. XCII.

Von dem Copaunen.

Vor allen Dingen/ wo grosse Mayerhöfe sind/ und viel Geflügel unterhalten wird/ ist nothwendig/ daß entweder die Mayerin selbst/ oder sonst ein eigenes Hüner-Weib bestellet sey/ die das Vieh lieb habe/ damit umzugehen/ und für alle ihre Zufälle Mittel wisse/ die ihnen mit Vorsorg warte/ ihr saubers Essen und Trincke reiche/ sie in den Kobel ein- und auslasse/ die Bruthennen und Jungen beobachte/ auf die Eyer Acht habe/ sie nach ihrem Alter einschliesse und verwahre/ daß sie allezeit die ältisten nach der Ordnung hergebe/ damit nicht die neuen alle auf die Tafel/ die alten aber auf den Misthauffen gedeyen; die das Hünerhaus wochentlich sauber ausputze/ so wol das Fletz/ als auch die Sitzstangen und Stiegen; es offt mit guten Kräutern/ auch bißweilen mit Weyrauch und Benzoin beräuchere/ sonderlich zur Zeit/ wann diß Viehe kranck ist; das alte Stroh oder Heu offt aus den Nestern auf den Misthauffen/ und hingegen frisches und reines wieder hinein bringe/ das Ungezieffer und Läuse zu verhüten; und sonderlich die jungen Hünlein zur rechter Zeit und Maß schneide/ ihrer pflege und warte/ auch endlich das Mast-Geflügel in ihrer Versorgung habe.

Die Copaunen ist eines von den theuresten und nützlichsten Einkommen/ so von der Hünerzucht zu hoffen; die Alten (wie Aristoteles bey D. Heresbachio vermeldet) haben sie mit glühenden Eysen gebrannt.

Die Hähnlein/ die man castriren will/ müssen einen Tag vorhero weder essen noch trincken/ hernach/ muß man sie mit Essen und Trincken/ wol versehen/ und drey Tage in der Hünersteige versperren/ sodann mag man ihnen den Kamm und Bart abschneiden/ so beissen sie die Haanen desto weniger. P. Tylkowsky de re agraria p. 381. schreibet/ daß auch die Ganser also castriret werden.

Unsere Weiber aber haben zu Ende des Bauchs einen gewissen Schnitt/ dadurch sie mit den Fingern die Gailen heraus nehmen/ die Wunden wieder hefften/ mit Butter schmieren/ in eine Stiege thun/ und ein paar Tage nichts trincken lassen. Am besten kan ein Weib in diesem sich selbst unterricht und geübt machen/ wann sie (wie offt geschiehet) ohne diß junge Hänlein abtödtet/ daß sie solche gleichsam per Anatomiam, aufschneidet/ den rechten Ort so wol des Schnittes/ als wo die Gailen ligen/ beobachtet und mercket/ so kan sie ohn alle Gefahr eine Meisterin werden.

Wann sie recht geschnitten sind/ so wird der Kamm bleich/ und hören auf zu krähen/ daraus auch der Betrug/ da man offt Haanen mit abgeschnittenen Kämmen für Copaunen verkaufft/ leichtlich erkennet wird; man muß sie weder gar zu jung/ noch gar zu alt schneiden/ am besten ist/ wann sie halb gewachsen/ und nunmehr zu krähen anheben; es muß seyn/ wann aller Winters-Frost fürüber ist/ so zu Ende des May und im Junio am allerbequemlichsten/ eher als die grosse Hitz angehet. Wo man Wein-Gebürge hat/ sagt D. Heresbachius, gibt man ihnen Wein-Trestern/ oder aber Habern.

Herr de Serres will/ daß man auch die Hüner/ damit sie ein zärter wolgeschmackter Fleisch überkomen/ castrire/ und ihnen ein gewisses Häutlein durch den Schnitt heraus nehme/ und legen sie nichts desto weniger viel Eyer/ die man zum Essen/ aber nicht zum Unterlegen gebrauchen mag/ weil sich der Haan ihrer nicht annimmt. Alle Castrirung muß/ im abnehmenden Monden/ an einem Wind-stillen und hellen Tage geschehen.

Tanara erzehlet ingleichen/ das man die Hennen castriren/ und die Matricem, vermittelst eines subtilen krummen Messerleins/ heraus kriegen kan/ soll eher und lieber zunehmen/ als die Copaunen/ und bezeugt Johan. Bruyerinus, daß es zu seiner Zeit in Franckreich schon üblich gewesen. Diß könnte man gleichfalls an denen/ die man sonst zu Kuchen braucht/ erlernen.

CAP. XCIII.

Von dem Mästen der Hüner und Copaunen.

WAnn man dieses Viehe will in die Mast legen/ berupfft man ihnen erstlich die Federn am Kopf/ unter den Flügeln/ und zwischen den Füssen jetzt sie also in eine niedere Maststeige an einem warmen duncklen Ort; Etliche blenden ihnen gar die Augen/ weil sie dafür halten/ das Licht verhindere die Fettigkeit; hernach macht man von Mehl/ aus Hirsen/ Haber oder Gersten mit warmen Wasser/ mittelmässige Kügelein/ theils formiren sie ablänglicht/ so groß/ als es ein Copaun oder Henne leicht einschlingen kan/darunter auch etliche/ klein-gehackte gelbe Ruben mischen/zwey- oder dreymal des Tages schoppt man sie/ nach dem man sihet/daß sie bald oder langsam verdauẽ/ welches ihr lährer Kropff anzeiget/ den man/ so offt er gelähret ist/ wieder füllen muß/ und je eher und besser ein solches Stuck abdauet/ je eher wird es gut.

Das Schoppen muß anfangs weniger/ und hernach/ nachdem sie gut thun/ allzeit in gewisser Maß zunehmen/ doch daß zuvor/ ehe man ihnen neue Speise gibt/ der Kropff allzeit ohne die vorige Speise lähr (so man leichtlich fühlen kan) sich befinde/ sonst werden sie stracks überschoppt und verderben. Und diese Wartung thut man ihnen/ ohne daß man sie trincken lässet/ weil dieser Taig allzeit soll frisch abgeknetten/ und in Wasser/ Milch oder Bier genetzet seyn; wann sie geschoppt werden/ so essen und trincken sie miteinander. Sonsten ist zum Mästen das Haidenkorn das wolfeileste/ der Hirse das allerfettigste/ und der Waitzen und Hanff das beste/ wie Herr Philipp Jacob von Grüntall in seinem geschriebenen Haus-Büchlein vermeldet. Von Semmel und Milch/ wann man ihnen sonst nichts anders gibt/werden sie in acht Tagen gut. Andere nehmen Mehl/ halb von Gersten/ und halb von Habern/ brennen solches mit Milch oder Wasser ab/ formiren Kugeln oder Stritzeln daraus/ geben ihnen solche in Milch zu essen/ oder schoppen sie damit.

Etliche brauchen im Mästen diese Curiosität/ daß sie ein jedes Stuck in einen geflochtenen engen Korb einschliessen/ der zwo Oeffnungen hat/ durch deren eine der Kopff heraus gehet/daß man sie schoppen kan/durch die andern können sie die Nothdurfft der Natur ablähren/ daß sie von Unsauberkeit nicht belästiget werden. Die Körbe werden mit Stricken aufgehangen/ und auf- und abgezogen/ sie sitzen so enge darinnen/ daß sie sich fast nicht rühren mögen/ und müssen stäts auf dem Bauch sitzen/ doch legt man ihnen lindes gedroschenes Stroh oder Heu unter/daß ihr Ligerstatt desto bequemlicher sey/und diese müssen noch besser/an Kopf/Bauch/ circa podicem, und unter den Flügeln berupfft seyn/ daß sie weder vom Ungezieser/ noch Unflat daselbst leiden dörffen/ bißweilen lässt man sie aus ihren Kärcker/ zu spatziren/ und sich etwas zu ergehen/ ihre Federn zu richten und zu putzen/sperrt sie aber bald wieder ein/ also sollen sie am allerschnellesten feist werden.

Man mag auch ihren Taig wol mit Hönigwasser anmachen/und nehmen einen Theil Hönig und drey Theil Wasser; andere nehmen auch ein wenig Wein darzu. Wann man ihnen ihren Taig mit gutem starcken Bier anmacht/ oder Semmel und Brosamen aus Bier zu fressen gibt/ wie es in Preussen und Liefland gebräuchig/ so werden sie bald feist/ in drey/ oder längst in der vierdten Wochen/ sollen sie gut seyn/ daß man sie abtödten möge. Theils stechen ihnen die Augen aus/ und hencken sie in Fäschen auf/ doch daß sie vorhero die Speisen zu finden wissen/ also sollen sie gar schleunig zunehmen.

Wann man sie/ wie bey uns/ doch abgetheilt/ in der Mäste hat/ müssen sie hinten in der Steige Oeffnungen haben/ daß der Mist möge wegfallen/ oder man muß ihnen offt ausmisten/ sonst werden sie kranck/ sonderlich wann man sie gar zu lang sitzen lässet/ da werden sie schwartz und bräunlicht um den Kamm/ hüfern sich/ und wollen nicht verdauen/denen soll man einen frischen Köhl vorgeben oder aufhencken/ daß sie solchen erreichen können/ der purgirt sie/ und bringt sie wiederum zu recht. Man muß auch sehen/ ob sie etwa den Zipff haben/ und ihnen den nehmen/ auch Butter oder geschwelltes Korn zu essen geben/ Quendelkraut in ihr Tranck legen/ und sie eine Zeitlang ledig im Hof herum gehen lassen.

CAP. XCIV.

Von den Eyern.

WAnn man will/ daß die Hüner auch im Winter (wider ihre Eigenschafft) Eyer legen sollen/ muß man etliche der besten Hüner absondern/ neben einem frischen Haan in ein warm und helles Gemach einschliessen/ mit gesottener warmer Gersten oder Habern füttern/ oder von den Brosen/ so vom Tisch kom̃en/ und allerley ausgereutertem Getreydicht/ oder sonderlich mit Hanfftkörnern/die man ihnen nicht ordinari, sondern nur bißweilen ein wenig fürgeben muß. Item/ wann die Nesseln anheben zu blühen/ nimmt man die obristen Schößlein/ oder Spitzlein/ dörrt sie/ und mischt sie unter Kleyen/ oder ihr anders Futter. Von einem Schock Hühner (wie Wunsch im dritten Theil seines Haus-Memorials schreibt) gibt man 25 Schock Eyer. Eine Henne ist über drey Jahr zum Eyerlegen wenig nutz/ taugt nur zum mästen. Die Hüner/ die in einem Tag zweymal legen/ leben nicht lang. Alle Tage müssen sie reines sauberes Geträncke/ ein reinausgekehrtes Gemach/ und die Nester mit frischem reinen Stroh oder Heu offt versehen haben; was in drey Wochen sich nicht zeigt/ soll man nur wieder heraus zu den andern thun. Die Eyer lassen sich hart in die Länge erhalten; und wie die Medici ein neugelegtes Ey hoch halten/ also verwerffen sie auch die alten gäntzlich/ nach dem Sprichwort: Ein Ey ist des ersten Tages Gold/ des andern Silber/ und des dritten Bley/ wie

Herr de Serres erzehlet / doch weil man in der Kuchen viel bedarff / muß man sich desto mehr solche zu erhalten befleissen. Etliche legen sie in die Kleyen oder in Mehl/ also daß keines das andere berühre / andere in geschnittenen Stroh; item in Saltz / in Scheitten von eychenem Holtz/ in Aschen / in Hirsen/ die müssen alle auf den Spitz gesetzt werden / oder man legt sie in frisches kaltes Wasser/ das muß man offt verneuren/ also soll man sie lange Zeit erhalten / andere legen sie in Heu. Doch sollen / nachdem das Wetter warm oder kalt ist / auch diese Behaltnussen unterschieden und geändert werden.

Andere halten darfür / es bedörffe so viel Wesens nicht / man legt sie nur auf höltzerne mit Sprüsseln gemachte Stellen in einen Keller / der nicht feucht oder daumicht / sondern trocken/ im Sommer kühl / und im Winter laulicht sey/ wañ sie nur nicht viel gerüttelt und gezwungen / sondern fein sachte aufgestellt/ und also den Winter oder Herbst durch erhalten werden.

In China / wie Joh. Neuhof in seiner Chinischen Gesandschafft fol. 48. schreibet / werden die Eyer also eingesaltzen / sie werden mit Saltz und weisser Kreiden-Erde/ durcheinander gemengt/ bestreuet/ und eine Zeitlang wol zugedeckt/ dann durch Zuthun dieser Erde wird das Saltz so kräfftig / daß es durch die Eyerschalen hindurch dringet / welches das bloße Saltz allein nicht ausrichten kan. Und werden hernach solche Eyer vor eine so gute und gesunde Speise gehalten / daß die Sinische Aertzte selbige auch den Krancken fürzuschreiben pflegen. Zweifels ohne werden sie auch auf diese Weise langwührig gut erhalten / sonst würden sie diese Mühe nicht daran wenden / viel weniger den Patienten solche zu essen befehlen.

Im Königreich Tunquin, schreibt Tavernier, bereiten sie ein ein Saltzwasser/ so starck / daß ein Ey nicht darinn zu Boden sinckt / darnach mischen sie so viel Aschen darunter / daß es ein Taig wird / diesen schlagen sie um ihre Eyer / und behalten sie also zwey oder mehr Jahr frisch.

Im Sommer ist unnöthig / viel Anstalten zu ihrer Erhaltung vorzunehmen / weil man täglich frische Eyer hat / wann man sie nur gemerckt / und die neugelegten besonders/ die ältern auch/ nach ihrem Alter/ besonders verwahret / nach und nach verbraucht / und an einem kühlen / lüfftigen Ort / wo keine Feuchtigkeit zur Fäulung anreitzet / ligen lässet.

Was man aber / den Winter durch/ brauchen will/ vermeynt Herr de Serres diese am tauglichsten / die im October gelegt sind / weil sie lieber bleiben / als die vorher gelegten. Er erzehlet auch/ daß unter andern Kriegs-Vorbereitungen/ die König Carl der Sechste wider Engelland angestellt / auch gantze Fässer von Eyerdotter mit Essig abgerührt / im Jahr 1386/ gewesen sind; par là nous apparoissant, n' estre aujourd' huy la difficulté de conserver telle viande. Daraus erscheinet/ (schliesset er) daß auch heutiges nicht so schwer sey/ diese Speise zu erhalten.

Charles Estienne sagt / wann man will grosse Eyer haben / (welches die Fettigkeit der Hüner verhindert) soll man Kreiden oder Rötelstein unter ihr Futter mengen oder zerstossenen Ziegel / oder sie mit Schwefel des Abends beräuchern. Er sagt auch / man soll geröstes Brod ins Wasser legen und weichen lassen/ den Hüner früh / ehe sie noch sonst etwas genossen / zu essen geben/ nachmals allein im Mittag und Abend ein wenig Habern/ Gersten / Wäitzen oder Hanff-Saamen fürgeben / so erhitzen sie davon / daß sie auch in der grösten Kälte Eyer legen / wie es (spricht er) aus täglicher Erfahrung erscheinet. Darzu kan auch das Würmbett (davon oben gedacht worden) viel Beförderung geben.

Von der Eyer Nutzbarkeit und vielfältigem Gebrauch / so wol in der Kuchen / als in der Medicin und andern Sachen / findet man bey Plinio, Galeno und andern Authoren so viel / daß fast ein gantzes Buch davon zu beschreiben wäre.

Und zwar ist keine Speise zu finden / die so sauber / so wolfeil erkaufft / so leichtlich gekocht / ja auch neugelegt also rohe eingeschlurfft wird.

Tanara will / die guten Eyer sollen von einer jungen/ feisten/ schwartzen/ von einem Haan getrettnen/ mit Getreyd und Brod / und nicht von Kräutern gefütterten Hennen seyn; bey uns aber ist man nicht so puntual; wann ein Ey nur frisch ist.

In Summa/ die frischen Hüner-Eyer sind eine verdauliche/ gesunde/ schmackhaffte Speise für Junge und Alte / gesunde und krancke Leute / und ist artig / wie die Eyerstöcklein nach und nach im ersten Frühling in den Hünern in unterschiedlicher Grösse ansetzen / also daß offt eine Henne ein Schock Eyer nacheinander leget/ darzu die mittelmäßigen besser und hurtiger sind als die grossen/ daß offt manche Henne das gantze Jahr nicht aufhöret Eyer zu legen / ausser die zwey oder drey kältesten Monat durch. P. Tylkowsky will zwar / die Eyer sollen nicht gar zu neu / sondern auf das wenigiste acht Tage alt seyn; unsere Weiber aber ins gemein/ werden im widersprechen/ weil durch gantz Teutschland gehalten wird / daß die neugelegten Eyer am besten sind / auch alle gelehrten Medici solches bestättigen. Die Araber schreiben / daß die lange kleine und dünne Eyer in der Gesundheit den Vortheil haben. Die Dotter-weichen Eyer / Ova tremula, sind bald verdauet / und bringen den Schwachen gute Nahrung/ die hart-gesottenen aber dienen nur für arbeitsame starcke Leute/ die im Butter gebackene Eyer/ werden in der Diæt-Kammer mehr verworffen / als gelobt. Sonst sind die Eyer gantz mittelmäßiger Natur / weil sie weder an Kälte noch Hitze / weder an der Trockene noch Feuchten excediren/ daher sie zur Speise gantz bequem und tauglich sind/ auch in der Artzney zu unzehlichen vielen Kranckheiten und Zuständen gebrauchet werden. Man besehe allein C. Plinii Secundi Historiam Naturalem lib. 29. cap. 3. daselbst wirst du / wie auch sonst allenthalben in seinem gantzen Werck/ Mittel und Beschreibungen genug finden / wie die Eyer in unterschiedlichen menschlichen Zuständen nützlichen zu gebrauchen sind/ da es der günstige Leser selbst nachschlagen kan. Das Eyer-Oel macht man folgender Gestalt: Man nimmt hundert Hüner-Eyer siedet sie/ daß sie hart werden / davon nimmt man die Dotter / röstet sie in einer Pfannen / biß sie anfangen eine röthliche Farbe zu bekommen / und eine Fettigkeit von sich zu geben / dann thut man sie also warm in einen härresenen Sack / und presset sie aus / das Oel hebt man auf in einem Glas; es dienet wider die Unsauberkeit der Haut und der Masen / sonderlich die vom Brand entspringen; es lindert

auch die Ohren und den Zahnwehe; ist gut zu den Flechten und Zitrachten; machet Haar wachsen; dienet zu zerschrundenen Händen und Füssen; soll auch herzlich gut zu den Brüchen seyn.

Des Geflügels / sonderlich der Hüner und der Tauben Excrementa sind voller Saltz / quia more quadrupedum serosos humores non emingunt.

Die Eyerschaalen / daraus junge Hünlein ausgeschloffen / von ihrem inwendigen Häutlein gereiniget und gestossen / eines Quintels schwer in Steinbrech-Wasser eingeben / soll denen / die nicht harnen können / ein herzliches Mittel seyn / auch wider den Stein und Sand / oder den Schleim / der sich anlegt / und das Harnen verhindert. Wir wollen aber abbrechen / und den Leser zu den Physicis senden.

CAP. XCV.

Wie die Hüner-Feinde / und was ihnen schädlich / abzuwenden.

DJe Hüner / so wol als anders Geflügel / haben viel Feinde / die ihnen sehr auffätzig / und wo sie können / nicht geringen Schaden zufügen; als da sind der Fuchs / die wilden Katzen / der Hünergeyer / Falck / Habicht und die Raben / welche des Tages; und der Marder / Iltiß / Wisel und Eule / oder Uhu / welche ihnen des Nachts gefährlich sind; des Tages gehört eine gute Aufsicht / ein Ort / dahin sie entfliehen / und ein Fleiß / dergleichen Thier zu vertilgen / des Nachts aber ein wol-verwahrtes allenthalben verschlossenes Hüner-Haus. Die abergläubische thörichte Mittel / die von dem Mayer-Gesind und einfältigen Weibern gebrauchet werden / will ich nicht einmal berühren / sondern stillschweigend hinstreichen lassen / allein etliche Anregungen thun von denen / die etwan in der Natur einen Grund / oder in der Erfahrung eine Gewißheit haben möchten.

Wider den Fuchsen und Geyern soll man ihnen in der Jugend die Lungen / oder sonst ein Stuck Fleisch / klein hacken / und zu fressen geben; wann das wahr / so möcht es auch von den andern gelten. Wider den Marder oder Iltiß hängt man einen Hundskopf in den Kobel / so soll kein solches Ungezieffer hinein dringen. Oder man soll Rautenbüschlein unter die Thier aufhencken / und alle Wände im Hüner-Haus darmit bestreichen; oder man salbe die Fenster und Thür des Kobels mit Katzen- oder Fuchs-Gall.

Wider den Iltiß soll man den Hünern das getreugte Fleisch oder die Leber davon geben / oder von seiner Haut einer jeden ein Stücklein an den Hals hängen.

Wann sie von Schlangen und andern giftigen Thieren gebissen werden / so wäschet man nur den Schaden mit Scorpion-Oel / und gibt ihnen ein wenig Theriac in ihr Trinck-Wasser. Die Schlangen kan man mit gewissen Rauch / als mit Galbano / Hirschhorn / eschenen Scheiten / Weiber-Haaren / und andern vertreiben / sonderlich wann sie sich in dem Kobel einlogiren wolten.

Die Mäuse verjaget man / so man des Tages / wann die Hüner nicht darinnen / offtmals mit dem ausgeschnittenen Huf von Pferden oder Eseln einen Rauch machet / so werden sie nicht leicht darinnen verharren; und wann sie auch sonst keine andere Feinde hätten / so sind die Läuse und anders kleines Ungezieffer / als Würme und dergleichen / allein genugsam / sie an ihrem Aufnehmen zu verhindern / und wie solche meistentheils aus Unsauberkeit erwachsen / als können sie auch wieder mit Reinigkeit vertrieben werden / wann man ihnen mit Auskehren / Ausmisten / frischem Stroh / saubern Wasser / gutem Futter wol wartet / allzeit einen Hauffen Sand in der Nähende hält / darein sie wühlen / baden / und die Läuse abspringen und verjagen können.

Kühe-Harn soll an allen Thieren die Läuse vertreiben; oder Wasser / darinnen Feigbohnen gesotten werden; item Läus-Saamen; Staphysagria im Wein gesotten / und sie damit genetzet.

CAP. CXVI.

Andere der Hüner Kranckheiten.

IHr gemeinester Zustand ist der Zipff / der / wo er übersehen wird / ihnen bald den Garaus macht / sonderlich zur Erndte-Zeit und im Lesen / ist ein weisses Häutlein / so ihnen an der Zungen-Spitz wächset / die muß man mit den Nägeln herabziehen / mit Aschen bestreichen / und mit Knoblauch-Safft salben.

Man gibt ihnen / dieses zu verhüten / Quendel- oder Kundelkraut / wie mans in Oesterreich nennet / oder Feldkümmel in ihrem Trincken. Oder man nimmt die kleinen glühenden Füncklein / die abspringen / wann die Schmied das Eisen schlagen / und insgemein Hammer-Schlag genennet werden / thut eine Hand voll in ihr Trincken; man kans wohl ein gantzes Jahr darinnen lassen / und bißweilen mit frischen abwechslen / so bleiben sie gesund.

Den Welschen Hünern gibt man ein Pfefferkorn / und bestreicht ihr Haupt mit Brandwein.

Item / wann man ihnen das Häutlein von der Zungen abgelediget / nimmt man ein Federlein / steckt es ihnen durch beede Naslöcher / ziehet es öffters hin und wieder / so bekommen sie Lufft; oder sie geben ihnen ein wenig Butter mit Pfeffer vermengt ein. Oder man lässet ihnen die Schnäbel mit Oel reiben / darinnen Knoblauch geweichet hat. Die Jungen setzt man unter eine Reutern / und berauchet sie mit Hyssop / Wolmuth / Poley und Leinsaamen.

Wann die Hüner den Durchlauff haben / nimmet man eine Hand voll Gersten-Mehl / und thut darzu so viel Wein und Wachs / mischet es bey einem Feuer untereinander / und gibt es ihnen also zu essen / oder

oder man gibt ihnen gekocht oder gebratene Quitten zu essen.

Im Sommer kommt auch offt ein Unfall unter die Hüner / da hole man ihnen nur einen Sack voll Roß-Ameissen / und schütte sie ihnen vor / davon purgiren sie / und werden gesund / welches auch Gubertus bezeuget.

Wann sie böse Augen haben / nimmt man den Safft von Portulaca mit Frauen-Milch / und bestreicht sie damit / das geschicht ihnen gern / wann sie Kälte und Regenwetter leiden.

In den Augen die Flecken zu vertreiben / nimmt man Sal Ammoniacum, Kümmel und Hönig gleich viel / zerstösst alles miteinander / und salbt sie damit.

Wann die Hüner sonst umfallen; Nimm Einhackenwurtzen und Speck / hack alles durcheinander / aber nicht zu klein / röste es / und gibs ihnen zu essen.

Wann die jungen Hünlein oder Gänslein sich hüsern / und um den Schnabel feucht und heßlich aussehen / so nimm ein wenig Khuffen- oder Klenkäse / thue ihn in ein Wasser / und läß sie darinnen umbaden und trincken / so vergehet es.

Wann sie Läuse kriegen / so benetze sie mit Küh-Urin / wie vorher schon erwähnet worden.

CAP. XCVII.

Was von Hünern in der Artzney zu brauchen.

DAs Hirn davon / mit ein wenig Pfeffer und Wein / eingenommen / soll wieder die Schlan-Biß und Spinnen-Stich ein treffliches Amuletum seyn; Offt in der Speise das Hirn genossen / stärckt es die schwache Gedächtniß; macht den Kindern die Zähne ohne Beschwerlichkeit aufgehen / die Bullen damit gerieben.

Der Kamm von einer Henne gedörrt / einem Knaben / der ins Bett rinnen lässet / eingegeben / verstellet es.

Wann man eine Henne lebendig voneinander reisset / und auf gifftiger Thier Biß also laulicht überlegt / soll es Gifft ausziehen.

Wer einen Bubonem Pestiferum hat / der läß einen Haan um den Hindern rupffen / halte ihn eine Stund lang auf den Beulen / und nehme hernach einen andern / und das treibe er einen Tag lang / so werden die Haanen sterben / und er wird gesund werden.

Mit jungen Hünern und Copaunen / die mit Vipern-fleisch und Brühe ernähret werden / kan man den Aussatz heilen. Hennenbrühe wird auch nutzlich getruncken / wo man Verdacht hat / man habe Gifft bekommen.

Das Fette von einer Hennen zerlassen / und warm in das Ohr eingeträufft / stillet alle Gebrechen der Ohren.

Andere wollen / das Häutlein / so inwendig in des Haans Magen ist / gedörrt und gepulvert / in Wein getruncken / soll den blöden Magen stärcken / den Stein zermalmen / und durch den Harn ausführen.

Galenus ziehet die Gall / von diesem Geflügel / in der Artzney denen andern vor / und mischt sie mit andern Ingredientien / die Augen zu stärcken / wie Q. Serenus bezeuget:

Fel quoque de Gallo mollitum simplice lympha
Exacuit puros dempta caligine visus.

Die Gailen von denen geschnittenen Haanen sind denen Kraftlosen / Dörrsüchtigen und Abnehmenden gesund / stärcken die Natur; in Gersten gekocht / lindern sie den aus Trunckenheit entstandenen Kopffwehe / und stärcken die Gedächtniß.

Mizaldus sagt / das Blut aus dem Haanen-Kamm soll der Zähne und des Zahnfleisches Schmertzen vertreiben.

Der Hünerkropff gedörrt und gepulvert / hilfft denen / die den Harn nicht halten können.

Die härte und schuppichte Haut an den Hünerfüssen / ein wenig am Feuer geröstet / lässt sich herab ziehen / damit warm die Wärtzen offt gestrichen und aufgelegt / soll solche vertreiben.

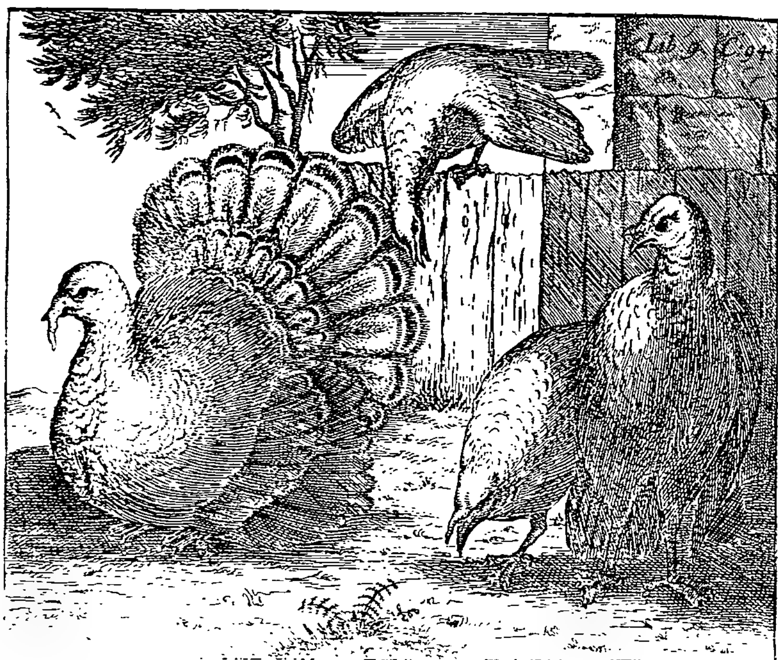
Hüner-Mist mit Essig aufgelegt / soll das Haarausfallen wehren / auch für den tollen Hundes-Biß gut seyn.

Das Koth von denen Hünern im Majo (wann sie Gras fressen / und daher ihr Mist grünlicht ist) gedörrt / und dessen ein Quintlein / in Camillenblumen-Wasser eingenommen / soll ein treffliches Experiment seyn wieder das Seitenstechen. Wer mehr wissen will / besehe D. Guilielm. van den Bosche und Sextum Platanicum, daraus dieses mehrentheils genommen.

CAP. XCVIII.

Von Indianischen Hünern.

DIeser Vogel / wie Herr Heresbach bezeuget / ist erst ums Jahr Christi 1530. in unsern Ländern bekandt worden / und von etlichen nicht denen Hünern / sondern dem Pfauen-Geschlecht zugeschrieben / weil er sich auch also mit seinen Federn ausspreitzet / und seinen Schweiff wie ein Rad / den Pfauen gleich / ausbreitet; ist ein böser zorniger und auch streitbarer Vogel / die rothe Farb / und das Pfeiffen mit dem Munde / mag er durchaus nicht leiden / gibt es alsbald so wol mit den aufgebläheten Federn / als auch mit der Stimm gleichsam wie ein Hund bellend zu erkennen / wird wegen seiner Grösse / und zarten guten Fleisches halber / wiewol er viel zu unterhalten kostet / auf allen reichen Meyerhöfen ernähret. Das erstemal sind sie aus der Ost-Indianischen Malabarischen Provintz Calecuth in Portugall und Hispanien gebracht worden / daher sie auch von etlichen Calecuthische Hüner genennet werden; anfänglich hat niemand geglaubt / daß sie in unsern Ländern sich vermehren könten / aber nunmehr werden sie auch in unserm Teutschland / und fast aller Orten auferzogen / wiewol ihnen / von ihrem ersten Geburts-Ort her / da es schier gar keinen Winter gibt / die



wärmere Lufft bequemlicher und gesünder ist / als die kalte / sind sie doch nunmehr unsers Wetters wol gewohnet. Das ist gewiß / daß die alten Numidischen und Africanischen Hüner und Meleagrides gantz eine andere Art gewesen. Die schwartzen und dunckelfärbigen / weil sie auch gemeiniglich von der grösten Art sind / hält man für dauerhafftiger / als die weissen und liechtfärbigen / obwol etliche glauben / diese letzten haben ein zarter und subtiler Fleisch. Man glaubt / daß der Indianischen und anderer Hüner / auch der Pfauen Fleisch viel delicater und mürber werde / wann man sie über einen hohen Thurn herab wirfft / denn wann sie sich mit den Flügeln wegen ihres schweren Leibs) wie der erneuerte Joh. Baptista Porta p. 2. fol. 472. bezeuget) nicht wol halten können / und sich in Todes-Gefahr sehen / so schwingen sie mit grosser Mühe und Arbeit die Flügel / damit sie nicht gar zu gähling und gewaltsam zur Erden stürtzen / und wann sie in dieser Todesgefahr abgethan werden / sollen sie überaus mürbe seyn. Solches soll auch angehen / wann man sie in einen tieffen Bronnen wirfft / an ein Seil angebunden / und darinnen eine Weil zappeln / aber nicht gar ertrincken lässet. Oder man soll sie des Nachts an den Mondschein hangen.

Der Eyer halben (ausser was zur Brut gebraucht wird) macht man keinen sonderlichen Nutzen / weil viel Medici der Meynung sind / sie seyen ungesund und verursachen den Aussatz / Zweiffels ohne wegen der schwartzröthlichten Spreckeln und Mackeln / so hauffenweise an ihnen erscheinen; so ich doch mehr für einen Aberglaube halte / weil keiner ist / der ihr Fleisch (welches nothwendig / qualis enim causa, talis effectus, erfolgen müste) für ungesund hält / und die Rebhüner gleichesfalls gescheckichte Eyerlein haben / dennoch ihr Fleisch vor vielen andern zur Gesundheit gepriesen wird. Je grösser aber man diese Hüner zur Zucht haben kan / je besser ist es. Ein Haan ist schon zu drey oder vier Hennen genugsam / doch ist eine so kleine Anzahl der Mühe nicht werth / und besser / man halte (wann es anders die Mittel erleiden) etliche Dutzet / die durch einen eignen Hüter ausgetrieben und gehalten werden / als wann man nur fünf oder sechs hat / die ohn Aufsicht hin und wieder vagiren / weil sie ohne Hut / in Gärten / Weinbergen / Feldern und Wiesen / mehr Schaden thun können / als eine gantze Heerde / die durch einen Hüter mit Ordnung in die Brachfelder geführt / und vom Gras / Würmlein / Fliegen und Kefern ernähret wird. So ist auch das an den Indianischen Hünern sehr nützlich / daß kein Vogel ist / der lieber und besser / auch mehr auf einmal ausbrütet / als sie; gilt ihnen gleich / es seyen ihre eigene oder fremde / Teutsche Hüner-Eyer / oder Pfauen-Gäns- oder Endten-Eyer / und ist artlich / wann sie mit ihren jungen Gänslein oder Endtlein an ein Wasser kommen / und selbige / ihrer Eigenschafft nach / begierig hinein fallen; wie die Mutter sorgfältig am Ufer oder Rand herum lauffet / und mit Schmertzen / aus Forcht / sie möchten ertrincken / zusiehet / daraus ihre grosse Treu und Sorgfältigkeit abzunehmen ist.

Ihr Kopff und Hals ist glatt und Federlos / mit einer runtzlichten roth- und blau-vermischten Haut (sonderlich der Haan / überkleidet / oben hat er einen fleischernen Zipff / den er einziehen und erlängern kan / nachdem er gut oder zornig wird / ist ein geiles und begieriges Thier; die Haanen streiten miteinander um die Buhlschafft. Wann die Hennen viel legen sollen / muß man ihnen die ersten Eyer nach und nach wegnehmen / und Teutschen Hennen unterlegen / so legen sie immer mehr.

Der zu Nürnberg Anno 1680. neuaufgelegte und verbesserte Joh. Baptista Porta fol. 258. schreibet / daß

ein Pfau mit einer Indianischen Hennen / als sie zusammen gewohneten / Eyer gezeugt habe / daraus die schönsten Jungen wurden / deren Federn aufs höchste glänzeten.

Ein Haan ist genugsam zu fünff Hünern / soll aber wenigst ein Jahr alt seyn / er dauret drey Jahr lang. Man sagt / die Indianischen Eyer / in der Speise gegessen / sollen den Stein verursachen.

CAP. XCIX.

Wie sie anzusetzen.

Nimmt man den legenden Hünern die Eyer / wie gesagt / nicht bald hinweg / so fangen sie gleich selbst an zu brüten; ja etliche sind darzu so begierig / daß sie auch auf dem lähren Nest (wann man sie der Eyer beraubt) sitzen / und man ihnen den Bauch mit kaltem Wasser benetzen / oder ihnen eine Federn durch die Nasen ziehen muß / sie davon abzukehren. Herr Colerus sagt / sie legen jede 12/14/15. oder mehr Eyer / die haben alle einerley Farbe / die letzten zwey aber seyen weißlicht / damit hören sie auf / die letztere lege man ihnen nicht unter / denn sie sollen unfruchtbar seyn. Legt man aber die Eyer den Teutschen Hünern unter / müssen deren über fünff oder sechs nicht seyn / weil sie mehr mit ihrem kleinen Leib nicht genug bedecken können. Die Indianischen Hüner aber können 12/13/14. mehr / oder weniger ihrer Eyer auf einmal ausbrüten.

Die Jungen fallen wie die Pfauen in 27. Tagen / das ist / zu Ende der vierdten Wochen aus; man setzet sie meistentheils in einem lüfftigen Zimmer an / damit der Haan nicht darzu kommen möge / sonst verwüstet und zerbricht er die Eyer; sie werden bey schönem Windstillem Wetter im Vollmonden angesetzt / und muß Essen und Trincken so nahend bey ihnen gesetzt seyn / daß sie solches vom Nest erreichen können / und nicht von dem Eyern aufstehen dörffen / weil sie schwer und ungeschickt / mit ihren Füssen / am aus- und einsteigen / die Eyer leichtlich zerbrechen / brüten auch etliche so anhäbig und fleissig / daß / würde man ihnen ihre Nahrung nicht geben / sie ob dem Brüten erhungern dörfften.

Die Eyer müssen auf einer Seiten mit Kohlen oder Dinten gezeichnet / etlichemal umgekehrt / und bißweilen (wann warmes schönes Wetter ist) mit laulichtem Wasser besprenget werden. Lässt man sie in den Hünerkobeln in ihren gemachten Nestern und Hüttlein brüten / so muß man die Thür mit einem eysernen Dratgitter verwahren / damit sie von andern keine Unruhe oder Irrung empfinden; sicherer aber ist / sie besonders in einem mehr warmen als kühlen Zimmer / wie die andern Hüner / anzusetzen. Und wiewol dieser Vogel sonsten gefrässig ist / scheinet doch ihr Lust und Eifer zu brüten / ihnen solches zu benehmen; indem sie in währender Brut-Zeit sehr wenig essen / und gäbe man ihnen Essen und Trincken nicht vor die Augen / so würden etliche gar darauf vergessen / und über den Eyern verschmachten.

CAP. C.

Wie die Jungen aufzubringen.

Es ist dieser Vogel zarter und weicher Art / daher grosser Fleiß in erster Jugend anzuwenden; wann sie ausgefallen / lässet man sie einen Tag oder zween unter der Mutter ungefressen / damit sie recht abtrocknen / hernach gibt man ihnen Anfangs Ameissen-Eyer / so man deßwegen vorher zusammen suchen lässet oder gehackte Eyer / mit Petersil oder Salat gemengt / oder im Wasser geweichte Semmel auch mit untermischt / andere tuncken ihnen gar bißweilen / die Schnäbelein in Wein / und lassen sie wenig davon trincken.

Herr de Serres aber vermeynt / dergleichen zärtliche Speise soll man nur spahren / wann sie sich etwan nicht wol befinden und soll ihnen nur Hirsen / Haiden und Gersten sieden / und vorgeben / bißweilen klein gehackten Salat / gebröseltes Brod mit Kästopffen / bißweilen im Wein / bißweilen mit Milch genetzt / und sie mit öffterer Veränderung der Speisen zu besserer Fressens-Begierd anreitzen / denn dardurch wird ihr Wachsthum und Aufnehmen befördert / und kommen desto balder neben den andern zur gemeinen Weide.

Etliche / wann sie von Kräfften kommen / geben ihnen ein Pfefferkörnlein ein / und bestreichen das Haubt mit Brandwein / so ihnen gar wol bekommen und gedeyen solle.

Es ist / wie schon vermeldet / ein gefrässig und des Hungers unleidliches Viehe / und versaumet mans im Anfang / wird gantz nichts daraus; an andern Orten / wie Gubertus berichtet / speiset man sie mit Waitzen-Kleyen / darunter mengt man zerhackte Nesseln; im Anfang muß man sie nicht von der Erden / sondern von einem Tuch essen lassen / biß die Schnäbel härter und kräfftiger werden / sonst kriegen sie schelche Schnäbel / und werden kranck; denen mag man Ameissen und Ameissen-Eyer miteinander fürstreuen / davon purgiren sie sich / wann sie nur die ersten sechs Wochen wol gepfleget sind / hats darnach nicht sobald Gefahr mit ihnen.

Wann sind blind und heßlich um den Kopff werden / so legt man ihnen gestossenen Meerrettich oder Gaffer ins Trincken; sie fressen auch / wie alles Hünerviehe / gerne Würmlein / darum kan man sie auch wol von dem Wurmbett / davon oben gedacht / bißweilen speisen; wann man einen Baumgarten hat / lässt man die Alten bißweilen samt ihren Jungen darinnen spatzieren / so ergehen sie sich / fangen Fliegen / Würme / Keferlein / fressen auch wohl Gras / und bleiben fein lustig und freudig; ists aber kalt / windicht oder Regenwetter / muß man sie in der Stuben behalten / und nicht heraus lassen.

Des Nachts / sagt Herr Colerus, thut man die Jungen in einen grossen Topff voller Federn / so setzet sich die Mutter neben sie/ und ist zu frieden/wann sie die Jungen nur pippen und schreyen höret; es ist auch am besten/sie werden allein gehalten / weil sie anders Geflügel/als junge Hüner/Endten und Gänse nicht gerne leiden/oder mit sich fressen lassen/ sondern beissen solche zu tode.

CAP. CI.

Ihr Kobel/Mast und Wartung.

Mit die geringste Vorsorge einer fleissigen Haus-mutter ist/wann ihr Viehe des Nachts eine gute und wolverwahrte warme Herberg haben kan; die Indianischen haben gleich so viel Nachstellungen und Feinde/als die gemeinen / mögen auch Kälte oder andere Ungelegenheiten noch fast weniger ertragen/und sonderlich im Winter / im Regen und Stürmwetter müssen sie einen Ort haben/darinnen sie sich des Tages beschirmen/ und des Nachts aufsitzen mögen. Ihre Kamer oder Gemach muß warm/lüfftig/trocken/liecht/sauber/wol verwahrt/und mit Sitzstangen/ darauf sie des Nachts fliegen und bleiben können / versehen seyn/ müssen aber nicht hoch/und soll eine Stiegen neben bey seyn/da sie mit weniger Mühe hinauf kommen / indem sie nicht sonderlich fliegen mögen; die Sitzstangen müssen starck und dick seyn / weil sie schwer vom Leib / und groß von Füssen sind / sie legen die Eyer meistentheils auf den Boden/darum derselbe mit guter Streu zu bequemen/ damit die Eyer nicht brechen.

Was die Mast anlanget/ bedarff man/wann man ihnen sonst gut wartet nicht viel Mühe/ dann sie behalten stets einen guten Leib; will man sie aber/wie die Copaunen / in die Mast legen/muß man gleicher Gestalt/ wie mit jenem/verfahren; hernach sie mit von Gersten-Mehl angemachtem Taig und Kugeln schoppen / und vor allen auf die Verdäuung wol acht haben/ kan man ihnen die Kügelein in Milch tuncken / indem man sie schoppet/nehmen sie desto balder zu.

Was sonst ihre Wartung anlanget/gibt man ihnen allerley Getreyd / Haber/ Gersten/ Haiden/ Kleyen/ Biertrebern/auch wol kleingeschnittene oder gehackte Möhren und Ruben; die Körner/was man ihnen vorwirfft/müssen vorher von allem Staub und Unrath gereutert und ausgesäubert seyn/ sonst bekommen sie von dem Staub bald den Zipf; so halten auch etliche dafür/ es sey ihnen das Rockenbrod nicht gesund/ wie auch den gemeinen Hünern/und wollen die Indianischen Hüner gleichesfalls einen Sand haben / darinnen sie sich baden/und das Ungezieffer absprengen können; bißweilen wird ihnen ein grüner Kohl an einem Strick so weit über der Erden aufgehangen/daß sie den wol erreichen mögen/so fressen sie immer davon/so lang etwas daran ist/und bekommt ihnen wol.

Wann man ihnen einen eignen Hirten hält/ muß er sie sehr frühe/mit aufgehender Sonne/austreiben/in die Brachfelder/kleine Höltzer und Büsche/ (worinnen kein Wolff/Fuchs oder Marder vorhanden) auf die Gras-Felder/ und wann Heu und Grummath eingebracht/ auch wol gar in die Wiesen/da finden sie allerley Gras/ Kräuter/ Würtzen/ Würmer/ Fliegen/ Heuschrecken/ Saamen und wilde Früchte / davon sie ohne grossen Unkosten sich voll fressen; nichts desto weniger muß ihnen zu Hause an ihrem ordinari Futter nichts mangeln/ weil sie/wegen ihres natürlichen Frasses / auch wegen des grossen Cörpers keinen Hunger leiden können; wann sie frühe ausgetrieben worden / bringt man sie um 10. Uhr Vormittags wieder nach Hause / Nachmittags hütet man sie wieder/ oftmals die Weide umwechslende/ auch bißweilen an den Bächen und Flüssen/da sie allerley Mucken und Fliegen fangen können/ biß man sie Abends wieder in ihren Stall treibet/und darinnen wol einsperret / gibt ihnen aber vorhin ein Futter Habern/ damit sie sich desto lieber in ihr Gewahrsam einschliessen lassen / da soll sie der Hüter auch alle Abend fleissig einzehlen/ und sehen / ob er auch seine Zahl vollkommen habe/und dafern einiger Abgang/es alsobald anzeigen/ damit man nachsuchen/und das Verlohrne wieder finden möge.

Herr de Serres schreibt/daß/ wann man die Haanen beschneide / sie weit ein edler und zarter Fleisch bekomen/und hat man noch diesen Vortheil/ daß sie nicht so ungestühm und zancksüchtig/ wie die andern Haanen sind/sondern gehen fein friedlich mit der andern Heerde/ da sonst/wann sie Haanen bleiben / des Rauffens und Kriegens kein Ende ist/plagen und quälen auch die Hüner gar zu sehr/und sind mehr schäd-als nutzlich/ darum soll man nicht mehr Haanen lassen / als zur Zucht vonnöthen sind/die übrigen sollen alle copaunt und geschnitten werden; und vermeynt Herr de Serres, es sey genug/wann man auf zehen Hüner allzeit einen Haan behalte / und meldet/ es sey zwar etwas härter/ diese Haanen/als die gemeinen/zu schneiden / weil sie sehr kleine Gailen haben / die ihnen sehr tieff in dem Leib liegen; wann aber eine Hausmutter an den Haanen / die ohne diß getödtet werden / die Gelegenheit des Leibes / der Gailen/und den Vortheil / solche geschicklich heraus zu suchen / erlernet/wird sie solches hernach desto leichter ankommen/und diese kan man hernach viel theurer aufs Geld bringen.

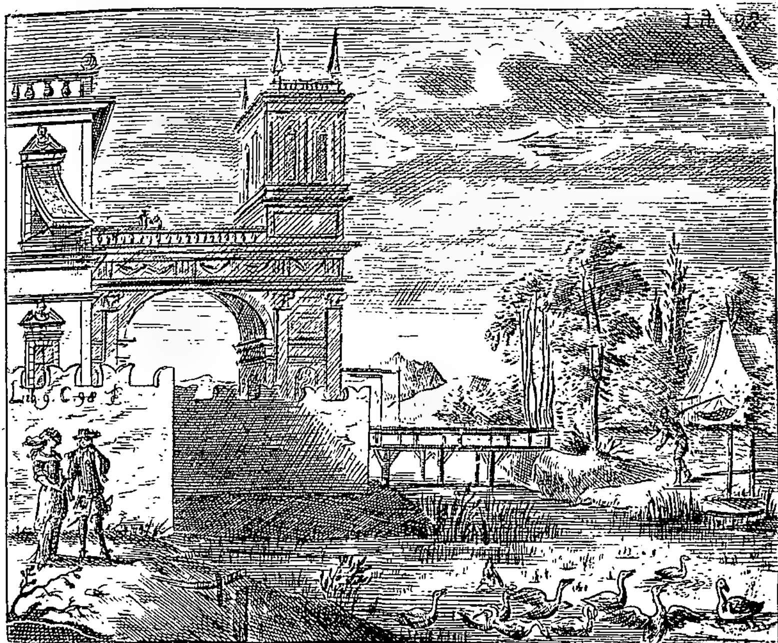
Was ihre Kranckheiten betrifft sind sie meistens mit den andern gemein/daher ihnen auch gleiche Mittel/wie oben gedacht worden/zu gebrauchen sind.

CAP. CII.

Von den Gänsen.

Unter allen Amphibiis, das ist / unter den Thieren/so beedes auf dem Trockenen und im Wasser leben können/so keines so leicht/allein auf der Erden zu erhalten / als die Gans/ ist zwar (wie Herr Abraham von Thumshirn meldet) ein köstbares Thier/ und kommt kein Fleisch einem Hausherrn so theuer an

als



als Gansfleisch / bevorab / wann sie lang in der Mastung stehen; man mag eine Gans (sagt er) ein wenig mästen / es darff einem ein Bissen davon einen Groschen kosten; zudem kein Geflügel / dessen Dung so gar nichts nutz / sondern vielmehr schädlich ist / und in den Wiesen / Aengern und Gäns-Weiden die Graswurtzen ausbrennet / auch alles / was die Gänse abbeisen / sehr hart und ungerne nachwächset / und meistens verdirbet / daß dieser Vogel von unserm Poeten in seinem ersten Buch von Feldbau etwan nicht unbillich improbus anser genennet wird / doch wo es Weiden genug / und Wasserreiche marrassige Ort / wird dieser Vogel / sowol wegen seines balden wachsens / guten Fleisches / als auch seiner nützlichen Pflaumen halber / die man im Frühling und Herbst zweymal im Jahr haben kan / mit grossem Nutzen erhalten. An etlichen Orten werden sie dreymal berupffet. P. Tylkovvsky de re agrariâ vermeynet / vier Gänse sollen ein Pfund Pflaumen geben / und zwey Ganser sind genug zu sechszehen Gänsen / weil man über Winter nur sieben oder acht Gänse und einen Ganser behalten / die übrigen aber im Herbst / nachdem sie in die Hälme getrieben / verkauffen oder selbst essen kan.

Die Bauren haben ein Sprichwort: Wann die Gänse auf Martini im Trockenen gehen / so gehen sie an Weynachten im Pfuel / vermeynend / wañ um Martini schönes Wetter ist / so gebe es auf die Christ-Feyertäge ein Nasses Regen- und Schneegewitter.

Dieser Vogel hat ein langes Leben / und setzt Gubertus aus Alstedio, das in einer Wirthschafft eine Gans 60 Jahr gelebt habe / ist aber eine schlechte Wirthschafft / die Gäns so lang behalten wollen / weil ihr Fleisch so zähe wird / daß mans hernach nicht essen kan / ist aber beynebens ein munder und wachsames Thier / das nichts fremdes weder bey Nacht oder Tage leidet / sondern es mit seinem Geschrey offenbaret und verräth / wie sie dann auch vor dem Frantzösischen Einfall das Capitolium zu Rom errettet / und damit bey den alten noch Heydnischen Römern grosses Lob verdienet haben.

Die Gans wird von Hippocrate & Avicennâ von einer hitzigen Natur gehalten / darum liebt sie auch das Wasser / und isset gerne feuchte und kalte Kräuter. Plinius schreibt / daß eine Gans den Philosophum Lacydem so sehr geliebt / daß sie ihn allenthalben begleitet / und niemals von ihm / weder auf der Gassen / noch im Bad / ja weder Tag und Nacht gewichen / sey auch / als sie endlich umgestanden / von diesem Philosopho (wie Ælianus berichtet) eben so herzlich begraben worden / als ob sein leiblicher Bruder / oder Sohn / mit Tode abgegangen wäre.

Von der Gans Freundschafft mit dem Hund / besiehe oben das 82. Capitel dieses Buchs / daher auch Plinius urtheilet / sie hätten ein Füncklein des Verstands und der Weißheit in sich / aufs wenigst der Danckbarkeit / welches ihnen aber mit vielen andern Thieren gemein ist.

Unter andern Nutzen sind auch ihre Kiel zu Schreibfedern so nothwendig / daß fast kein vornehmer Ort ist / da man ihrer entrathen könte. Im Pommern / wo es grosse See gibt / bleiben sie im Sommer fast Tag und Nacht auf dem Wasser / können auch so resch fliegen / daß sie auf eine viertel Meilen / und weiter in und ausser die See fliegen können / sind aber nicht so fett / als die so stets zu Hause gehalten werden; und wann man eine Heerde Gänse auftreibt / die gleich denen wilden davon fliegen / und eine oder zwey herab fallen / und ihrer

Schweren halber nicht fliegen können/so mag man wol glauben/daß dieselben rechtschaffen feist seyen/ und weiter Mast bedörffen.

Herr Colerus schreibt / daß in der Marck Brandenburg/um Oderberg/ Zedenick/ Britzen/ Freyeswalde/und dort herum/ mancher drey/vier / oder sechs Scho.c Gänse hält / dann so bald die alte Gänse die Jungen ausgebrutet/zeichnet sie der Wirth/ und jagt sie alle ins Wasser / da dann herum ein brüchiger mosiger Ort ist / da lässet er sie Tag und Nacht/den gantzen Frühling/Sommer und Herbst / biß um Martini die Wasser beginnen zu frieren / da fährt er mit einem Kahn hinaus/ und treibt sie alle aus dem Wasser wieder nach Hause/müssen aber nicht alsobald geschlachtet/ sondern erstlich in drey Wochen / neben andern zahmen Gänsen/mit Habern gefüttert / und darnach erst getödtet werden / sonst ist ihr Fleisch muerlentzend und übelgeschmack.

Man soll die Gänse sonderlich hüten / daß sie nicht aus groben Mistlachen (welches sie / wenn sie kein anders Wasser finden können/ aus Noth thun müssen) trincken/weil es sowol ihrer Gesundheit/als auch ihrem Fleisch schädlich ist.

Der Ganser hat längere Füsse/als die Gans/ wann man ihn ergreifft / so schreyet er / das Weiblein aber schweigt still / werden aber den Ganser die Ohren mit Erbsen verstopfft / so schreyet er auch nicht. Etliche stossen die Ganspflaumen in einen steinernen Mörsel/ mit Stroh bedeckt/mit einem höltzernen Stössel/so sondern sich die Pflaumen von den Stielen ab.

Von den Gänsen gehören der Herrschafft an etlichen Orten die Federn/und zwey Drittel von den Jungen.

Herr Heinrich von Ranzau schreibet in seinem Hausbuch also von den Gänsen : Zu dreyssig Gänsen muß man zwey Ganser haben ; um S. Peter fangen sie an zu legen/und legen selten mehr in einer Brut/ als zwölff Eyer so bald als sie brütig werden / muß man sie ansetzen/aber man legt ihnen einen Stein unter / damit sie zugleich zum Ansitzen kommen / denn sie können wol zwölff Eyer aussitzen ; den Hünern pflegt man wol auch Gänse-Eyer unterzulegen / aber über viere nicht; die Gänse kan man wol alle sechs Wochen berupffen/ doch ists am besten / wann man eine gewisse Zeit darzu hat.

CAP. CIII.

Von ihrem Stall und Wartung.

Weil meistentheils wenig Gänse über Winter gehalten werden/als ist man um den Gänsstall desto weniger bekümmert ; doch müssen sie einen zwar nicht hohen / doch abgesonderten trocknen Platz haben/vor Feuchten und Winden verwahret/darinn sie/sonderlich des Winters/bleiben können ; man muß ihnen Stroh untersiehen / daß sie desto wärmer und trockener sitzen mögen.

Wo es Flüsse/ Bäche / Teiche / Seen / feuchte Haiden und Weiden/Aenger und Brüche hat / kan man die Gäns/neben den Indianischen Hünern/durch einen Hüter (es sey dann/daß sie mit ihrer Menge einen besondern haben) halten und weiden/und im Sommer allzeit fein frühe austreiben lassen/ dann sie bleiben gern beysammen / wann nun für die Gänse Wasser in der Nähe vorhanden / weil sie nicht Durst leiden können/ und wann sie dürstet/so geben sie solches mit ihrem Geschrey und Gegengeschrey zu erkennen/darauf heben sie sich auf und fliegen miteinander dahin / wo sie Wasser zu trincken finden.

Ehe man sie austreibt / muß man ihnen vorhin etwas zu fressen vorgeben/sonderlich den Jungen / indem es ein heißhungeriger Vogel/wann er also nüchtern und hungerig ins Feld kommt/reisset und fristet er mit solcher Begierde die starcken und fest-eingewurtzten Gewächse aus/daß er wol den Hals gar darüber verrenckt/davon die Jungen meistentheils verrecken/ oder doch krumm/ hälsig und mager werden / zudem fressen sie auch im Hunger / gifftige und ihrer Gesundheit nachtheilige Kräuter ; hernach darff man ihnen den Sommer über weiter nichts fürgeben.

Im Winter gibt man ihnen das Amm oder die Spreuer von allerley Getreyd mit Kleyen und groben Schrot gemenget und abgebrühet/ und ein wenig Habern darunter ; man kan ihnen auch wol Ruben und Möhren klein zerstossen oder zerhacken / und sie damit füttern/werden/sonderlich von den Möhren/gerne feist.

Herr Colerus schreibt / daß ihnen im Winter etliche frisches Pferdkoth/von den Pferden/die Habern essen/unter Kleyen und Schrott anmengen / und sie also erhalten. Den Gänsen/die man der Brut halber über Winter erhält/muß man nicht gar zu wol warten / daß sie sich nicht zu starck und fett werden / welches sie an dem Eyerlegen verhindert/wenigst daß solche Eyer zur Brut nicht dienen. Man mag ihnen allerley Hülsen-Früchte geben/äusser die Wicken nicht / wie Colerus will/und erzehlet aus Andreæ Engels Annalibus Marchicis, daß ihnen der Nebel / so Morgens frühe fället/sehr gefährlich und tödtlich sey ; und sagt : Es sey in der Marck Brandenburg im Dorff Manslow/eine halbe Meil von Königsberg/ ein solcher böser dicker Nebel gefallen/davon alle Gänse in selbigen Dorff/ die ausgetrieben waren/auf einen Tag gestorben sind / und wiewol diß ein Wasser-Vogel ist / wird er doch in feuchten Jahren nicht wol gedeyen. Das ist zu mercken / daß man die Gänse allein ohne Auffsicht in den Feldern nie soll herum schweiffen und streiffen lassen / denn kommen sie in die Krautgärten/Felder/Wiesen/Saaten und Weingebürge/thun sie überaus grossen Schaden.

CAP. CIV.

Von ihrer Brut und Auferziehung der Jungen.

MAn muß die Gänse in der Lege-Zeit versperren / daß sie nicht ausserhalb dem Stall / auch nicht auf die Erden / sondern in die darzu bereiteten Nester ihre Eyer legen ; wo sie legen / wollen sie auch sitzen. Wann die Eyer lang auf der Erden liegen / sagt Gubertus, taugen sie nicht zum Unterlegen; sie müssen in mittelmässiger Wärme erhalten / auch nicht viel gerüttelt / noch von dem Monden beschienen werden / sie werden sonst bald stinckend. Der Sudwind ist zur Zeit des Unterlegens am besten.

Den besten grossen Gänsen mag man funfftzehen Eyer unterlegen / und jede Gans brütet am liebsten ihre eigene Eyer aus. Im Sommer verrichten sie ihre Brut in 25. Tagen; im Winter aber in 30. Tagen. Die jungen neu ausgefallenen Gänselein läßt man 12 Tage bey der Mutter / gibt ihnen Kleyen mit geschnittenen Nesseln / und warmen Wasser / oder Salat und Hirs-Brey gesotten ; sie müssen am Trincken keinen Mangel leyden. Welche Gans im Legen nicht viel Federn im Nest lässet / die pfleget die Jungen selten wohl auszubringen; wann man in der Brut-Zeit Habern und Wasser zu ihrem Nest setzet / brütet sie desto anhebiger / man muß ihnen aber diese Speise sparsam reichen. Viele sind der Meynung / die gemeinen Hüner brüten die Gänse-Eyer am besten aus; weil aber die Eyer groß / und der Leib klein ist / mögen sie aufs höchste 5 oder 6 auf einmal besitzen / welche sie nicht allein wohl ausbringet / sondern auch wohl und treulich führet / fast besser und mit mehr Sorgfältigkeit / als die Gans selbsten. Diß thun ingleichen die Indianischen Hüner / denen man wol zwölff oder mehr untergeben mag / indem sie gleich so viel als eine Gans besitzen mögen. Und unterdessen legen die Gänse / denen man die Eyer fort und fort vom Nest wegnimmet / desto mehr Eyer / welche in der Kuchen für das Gesinde wohl und nützlich zu gebrauchen sind.

Zum Brüten (wann man ja Gänse haben will) muß man solche nehmen / die vorhin wohl gebrütet / und viel Federn im Nest haben fallen lassen / weil sonst viel anfangen zu brüten / wiederum weglauffen / und die Eyer verlassen. Man gewöhnet die Gänse / daß sie in ihre ordentliche Nester / die man zu diesem Ende in ihren Ställen aufrichtet / zu legen sich gewöhnen / sitzen gern an einem stillen heimlichen Ort / wo man wenig Gepolder höret. Etliche setzen ihnen einen Kessel oder Faß mit Wasser zum Nest / darein soll der Hall von dem Gepolder / auch vom Donner-Wetter fallen / und der Brut unschädlich seyn.

Wann die Jungen ausgefallen / hat man die ersten 8 oder 14 Tage die meiste Mühe mit ihnen / und daß man die kleineren Schaaren zu den grössern nicht kommen lässet / weil sie leichtlich einander tretten / oder sonst verletzen; als wann mehr Schaaren in einem Zimmer sind / kan man sie / wañ sie ungleicher Grösse und Kräfften sind / mit Brettern und Hurden voneinander absondern / biß sie auch nach und nach ihre gleiche Stärcke erreichen. Erstlich gibt man ihnen gehackte / mit ein wenig Kleyen uñ Petersil oder Schnittlauch vermischte hart gesottene Eyer / und setzt ihnen alsobald eine flaches nicht gar zu hohes / sauberes / irdenes Nüschlein oder Trögelein mit frischem Wasser für / damit sie leicht hinein reichen / und zur Nothdurfft trincken können; man gibt ihnen auch zu Zeiten einen grünen / ziemlich grossen / an einem Graßreichen Anger ausgestochenen Waasen in ihr Gemach / daß sie darauf spielen / und das Graß fressen lernen / und lässet sie also mit der Mutter in ihrem Gemach / biß warmes Wetter kommt. Es sind wol etliche / die nehmen nur diejenigen Eyer / die in der Brut gewesen / und nichts daraus worden / hacken solche / und geben sie anfangs den Jungen; dunckt aber andere nicht wohl gethan seyn / besser man nehme andere / wiewol alte / doch nicht verdorbene Eyer / hacke sie / wie gesagt / und mische Bronnenkreß darunter.

Colerus sagt / daß sie etliche bald in der Jugend zum frischen Roß-Mist / der vom Haberfutter kommt / mit Kleyen vermischt / gewöhnen / denn sie sollen wohl davon legen / welches ich lasse dahin gestellt seyn. Ihr Essen soll sauber gehalten / und verhütet werden / daß nicht Haar von Ziegen / Schwein-Borsten oder Federn von anderm Geflügel darunter kommen / dann sie verrecken leichtlich davon. Wann nun gut warmes Wetter kommt / lässt man sie an die Sonne / wo etwan ein Bach oder Teich / oder sonst sauberes Wasser ist / oder gräbt ihnen ein sauberes Trügelein in die Erden / und giesst frisches Bronnen-Wasser darein / und lässt sie also darinnen umwäschlen. Wann starckes Regen-Wetter kommt / muß man sie bald auf die Seiten bringen / denn sie mögen die Nässe nicht leiden. Wann sie etwas älter und stärcker worden / gibt man ihnen Gersten-Maltz / gesottene Gersten oder Habern; treibet man sie hernach aus / muß es nicht im Thau oder Nebel seyn / gibt ihnen vorher ein wenig Saltz und Aschen ein / oder streuet ihnen Saltz und Rettich in ihr Trincken.

Wann sie vier Wochen alt worden / und ihnen die Blut-Federn anfangen einzukielen / sind sie am schwächesten; da mag man ihnen angefeuchtetes Maltz geben / davon gedeyen sie wohl : Rocken-Mehl soll man ihnen nicht geben / Haber-Mehl ist ihnen gesünder. Man soll die jungen Gänse zeitlich an den Füssen zeichnen / damit nicht die Alten / die man zum Brüten brauchen will / an ihrer Stelle geschlachtet werden.

D. Bernhardus Verzascha in seinem Kräuter-Buch / lib. 2. cap. 1. schreibet : Will man die jungen Gänse bald aufbringen / soll man ihnen Weitzen in Wasser gequellet zu essen geben / so bald sie ausgeschlossen sind / davon werden sie bald groß.

Junge Gänslein aufzuziehen : Wann sie ausfallen / so gib ihnen von einem Mistbrod zu trincken / ehe man ihnen zu essen gibt ; darnach nimm eine Käshärten / weiche es in ein Wasser / und mit diesem Wasser besprenge all ihr Essen ein wenig / man kans auch immer ein wenig saltzen / biß sie gar verschauffelt haben. Wann sie sich ein wenig hüfern und traurig werden / so lege ihnen ein wenig Kupfferwasser in ihr Trincken / es ist bewährt.

Ferners machet man die jungen Gänse feist und gut/ wann man nimmt vier Theil Weitzene Kleyen / und zwey Theil Gersten-Mehl / das rühret man ihnen mit warmen Wasser/und lässet sie dreymal des Tages davon essen/so viel sie mögen. Sie müssen aber zu trincken genug dabey haben.

CAP. CV.

Von ihrer Mast.

Die Soldaten haben diese Mast / daß sie ihre Gänse mit einem einigen Laib Brod zum Essen gut machen/sie nehmen einen grossen Hauslaib Rocken-oder Gersten-Brod / machen oben im Centro ein kleines Löchlein / so groß als ein Daumen hinein/ schütten Habern darein/giessen Bier darauf/und setzen den der Gans für; wann nun die Gans den Habern anfängt heraus zu suchen/macht sie das Loch im Brod grösser/und gewohnet zugleich die Gans/ das nach und nach/durch das Bier-eingiessen / geweichte Brod zu essen/das man immerdar mit Bier anfeuchten muß; in 14. Tagen wird der Laib Brod gar aufgefressen / und die Gans wird zu Schlachten tauglich. Diß ist der geringste Unkosten/eine Gans gut zu machen / wie ich es selbst etlichemal probieren lassen; es muß aber eine junge Gans seyn/denn an den Alten ist (wie das Sprichwort lautet) Hopffen und Maltz verlohren.

Ins gemein die Gänse fett zu machen/ macht man Weitzen-oder Gersten-Mehl mit warmen Wasser zu einem Taig/mengt ein wenig Hönig darunter; man braucht auch den Schrot von allerley ausgereutertem Getraid/zerstossene Eicheln / Ruben / Möhren. Aus dem Taig macht man Kugeln/oder Strützeln/ wie bey den Capaunen/und schoppt sie/ hält sie auch gleichmässig an einem dunckeln engen Ort. Andere halten sie allein in einem Gemach / setzen ihnen genug Essen und Trincken vor / und putzen ihnen das Zimmer offtmals sauber aus.

Herr de Serres erzehlet / daß man in Gascogne die Gänse in 15. Tagen oder 3. Wochen also mästet: Man setzt sie um den halben October (wann man sie vor zwischen den Füssen und am Bauch gepflückt hat) an einen engen Ort/der dunckel und warm ist / oder blendet sie gar/daß sie nichts sehen können/wann sie vorher 2 oder 3 Tage der Speise gewöhnen/und hernach solche blind desto leichter finden mögen; man gibt ihnen Hirsen oder Habern in Wasser gesotten/und Wasser muß man ihnen allzeit genug fürgeben / so werden sie sehr gut und feist/doch hat man mit den Alten etwas länger zu thun als mit den Jungen. Aller Mastungen Anfang soll im Vollmond / wann der Mond zwey oder drey Tage im Wachsen ist/besser gedeyen; die kleinen kurtzen Federn um den Steuß herum und unter den Flügeln / zupfft man ihnen mit einem kleinen Zänglein aus / sonst nehmen sie nicht zu; man mischt auch wol Mehl und Kleyen untereinander/macht einen Taig daraus zu ihrer Mast. Von Haiden sollen sie auch trefflich zu nehmen / oder von Biertrebern mit Kleyen vermengt.

Alles Viehlein / das man mästet/ nimmt lieber zu wann etliche beysammen sind/als wann nur eines allein ist. Herr Heresbach sagt / daß die Juden ihre Gänse in ein Tuch einbinden/ an einem dunckeln Ort aufhangen/ die Ohren mit Erbsen oder andern Sachen verstopffen/damit sie weder durch die Augen noch durch die Ohren zum Geschrey bewogen werden/geben ihnen ein dünnes Taiglein von Gersten-Mehl dreymal des Tages zu fressen / und setzen ihnen Wasser und Sand vor/ davon soll die Leber fünffpfündig werden/ welches auch P. Tylkovvsky de re agrariâ p. 389. bestättiget.

Herr Philipp Jacob von Grüntall lehret diese Mast/so auch von den Juden herkommt / davon die Leber so groß werden soll/als ein Teller / darauf man isset: Erstlich (sagt er) die Ganß soll nicht jung/sondern groß und ausgewachsen seyn/die Schmaltzfedern unter den Jechzen und um den Steuß soll man ausziehen / und zur ersten Schopp Lindene Kohlen eingeben / daß sie es nicht wieder ausschlingen; das Geäßt/ als Hirsen/Habern und Gersten / soll man trocken durcheinander mischen / anfänglich schlechter/ darnach immer besser/das ist/mehr Hirs und Gersten/als Habern / alles gar wol gesaubert und wieder getrocknet / und im Anfang soll man die Gans dreymal mit diesem Geäste ätzen oder tippeln/ (wie es die Juden nennen (das ist ein Röhrlein/wie man die jungen Tauben füttert / und allezeit hinab streichen/biß der Kropff und Hals voll ist/hernach ein wenig Fleisch-Wasser darauf eingiessen / und ein Bißlein Brod in den Schlund stecken/daß sie das Geäste nicht ausschlingen / und allezeit eine halbe Viertel-Stund nach dem Tippeln / soll man ihnen Fleischwasser/oder Milch fürsetzen / aber über eine halbe Viertel-Stunde nicht vor ihnen stehen / sie auch sonst nie / als nach dem Essen/trincken lassen; auf das Schöppen lässt mans ein wenig umgehen / so verdäuen sie desto eher/ und setzet sich das Gäste fein abwärts. Ehe mans aber wieder in die Steige thut/soll mans noch einmal überschoppen und den Hals gar anfüllen. Wann sie nun haben abgedäuet/soll mans wieder schoppen / auf die letzte däuen sie nicht mehr dreymal / und endlich nicht gar zweymal/und werden ohngefehr in drey Wochen gut/ so daher abzunehmen / wann sie aufhören des Tages zweymal abzudauen. Auf zwo Gänse gehen 6. Viertel Hirse und Gersten untereinander. Wann mans abthut/schneidet man ihnen die Gurgel ab / daß sie verbluten; den Leib schneidet man auf der Seiten so weit auf/daß man die Leber gantz unzerstückelt heraus bringe/die soll man alsobald in kaltes Wasser / oder in einen Schnee legen/so wird sie schön weiß. Etliche nehmen nur allein Gersten-Mehl / brennens mit warmen Wasser ab / machen einen Taig und kleine Kügelein daraus/lassens ein wenig übertrockenen / weichens hernach in süsse Milch / so viel sie einmal brauchen / und schoppen sie also.

Das Gänse-Fett wird sonderbar zum Gebrauch aufgehoben/ man hackts klein / lässet es beym Feuer in einer Pfannen aus/wie das Schweinen-Fette/ saltzet es ein wenig/und behälts in irdenen glasurten Geschirren/ also bleibt es lange / und solle zum Kochen besser und edler seyn / als als andere ; es hat auch diese Eigenschafft/daß es in der Kälte nie gestehet/ und bleibet allezeit flüssig / wie ein Oel. Die Gänse werden mit grossem Nutzen eingesaltzen/und im Rauchfang aufgeselchet.

CAP. CVI.

Von der Gänse Pflaumen / und ihren Kranckheiten.

IN Oesterreich werden die Gänse gemeiniglich zweymal berupffet; Im April / wann die gröste Kälte fürüber / und zu Anfang des Herbstes / wenn man noch etliche Wochen schönes Wetter zu hoffen hat / ausser die jenigen / die man im Winter mästen und tödten will / die raufft man erst nach dem Tod. Die Pflaumen / die unter den Flügeln am Leibe / und auf der Seiten stehen / sonderlich die sie oben an den Beinen haben / wie Herr Colerus schreibt / muß man ihnen nicht allzuhoch hinauf wegrauffen / denn auf denselbigen ruhen sie mit ihren Flügeln / und wann diese Pflaumen weg sind / schleppen und hängen sie solche so lang / biß sie ihnen wieder wachsen / welches ihnen ungesund / auch heßlich stehet Andere (darunter auch Colerus) vermeynen / man könne sie des Jahrs wol drey- oder viermal berauchen / ist aber in unserm Lande nicht nicht bräuchlich / vielleicht auch nicht rathsam.

Gänsfedern soll man in dem letzten Viertheil in die Better thun / dann so es im zunehmenden Monden geschihet / so kriechen sie wiederum heraus.

Wann die Gänse Läuse haben / und nicht gedeyen können / so nimm Farrenkraut / und legs den Gänsen in den Stall / so verlassen sie die Läuse.

Wie viel man aber Federn zu einem Bette bedarff / sind unterschiedliche Meynungen. Etliche wollen / man solle zu einem Unterbette / das groß und voll ist / nehmen Pflaumen 42. Pfund / in eine Duchet acht Pfund / in einen Polster acht Pfund / und in ein Hauptküssen zwey Pfund / so jeglichem zu mindern oder zu mehren frey stehet.

Wann die Gänse kranck werden / sonderlich die Jungen / beräuchert man sie mit dem Schalen / daraus sie gefallen sind / und legt ihnen Weinkraut in ihr Trincken.

Daß sie nicht Koth-Eyer legen / soll man ihnen Morgens ein Bißlein Rockenbrod geben / oder sie ungefressen nicht aus dem Stall lassen / sie essen sonst Koth.

Um den Brachmonat werden sie leichtlich kranck / weil sie damals zu kielen anheben / biß auf S. Veits Tag / da ihnen die Mucken in die Ohren kriechen / so man an dem Kopff schütteln mercken kan; dieses zu vermitteln / soll man ihnen Lorbeer- Lein- oder Baum-Oel in die Ohren salben / so kriecht nichts hinein. Colerus sagt / wann solche Gänse sterben / und man ihnen die Köpffe aufschneidet / so finde man einen gantzen Hauffen Mucken darinnen.

Wann sie lausicht werden / streuet man ihnen Farrenkraut in dem Stall / davon werden sie vertrieben.

Wann die Gänse den Zipff haben / so nimm (wie Martin Böhmen sagt) den grossen Bibenell / der in den Wiesen wächset / brühe ihn mit Wasser / daß sie weich werden und gib sie / samt der Brühe / den Gänsen zu fressen / den übrigen mit den Hünern gemeinen Zufällen / mag man auch mit gleichen mitteln abhelffen.

CAP. CVII.

Was in der Artzney von den Gänsen zu gebrauchen.

DEnckwürdig ist / was Herr D. Joh. Adam Weber in seinen curiosen Discursen fol. 252. aus dem Mizaldo und Tanara meldet / wie man aus einer Gans eine Artzney vor die Geschwär zubereiten kan / mit folgenden Worten: Gib einen alten Ganser drey Tage nichts zu essen / darauf wirff ihm kleine Stücklein von einem erst-abgethanen Aal für / sammle darauf seinen Koth / als ein herrliches Mittel für allerhand Geschwär / wie solches ein trefflich-erfahrner Wund-Artzt bewährt befunden.

Gäns-Schmaltz mit Zwibelsafft vermengt / und ein Tröpflein davon in die Ohren eingeflößt / lindert die Schmertzen / und ziehet Wasser heraus.

Die Gans-Zungen gedörret / gepulvert und eingenommen / treibt und öffnet den verstandenen Harngang wie Simon Sethi bezeuget; wie wol andere glauben / sie seyen denen hülfflich / die den Harn nicht verhalten können. Die gebratene Zungen der wilden Gänse sollen denen mit Sand und Stein behafften ein treffliches Mittel seyn.

Der Magen von der Gans soll den blöden Magen stärcken.

Der Gäns-Mist / wiewol er / wegen seiner Hitze / den Gewächsen schädlich / soll doch das damit gedungte Erdreich schöne Krautpflantzen tragen / ein Quindel da von eingenommen / soll / nach Dioscoridis Meynung / den Hinfallenden nützlich seyn / in weissen Wein acht Tage nach einander allzeit nüchtern getuncken.

Contra Icterum: ℞. Fimi anserini subtilissimè pulverisati, ʒj. tribus, diebus in vino albo, aut alio vehiculo convenienti.

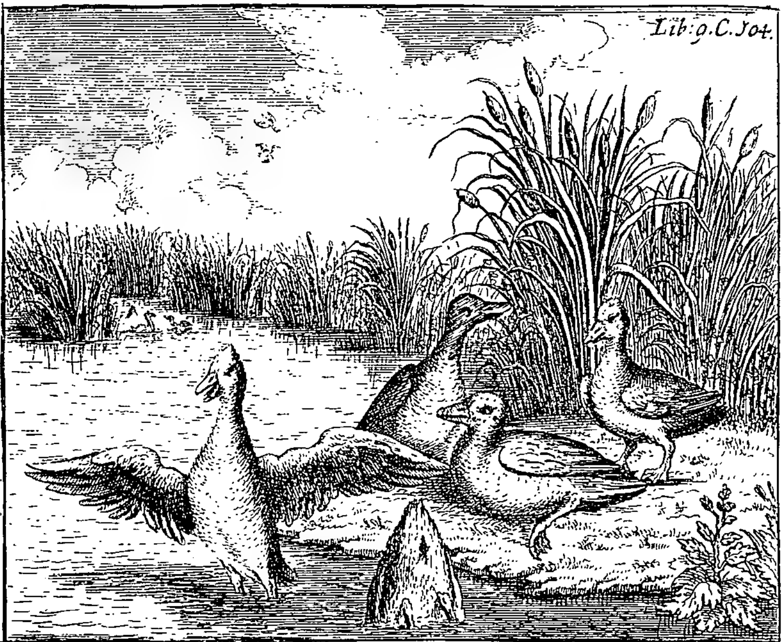
Galenus sagt / das Pulver von einer Schalen eines gesottenen Gans-Eyes / ein halb Quintel schwer eingenommen / soll den langwührigen Durchlauff und rothe Ruhr vertreiben.

Wann durch einen Fall oder Schlag das Ohr verderbt worden / so nimm gereinigtes Gänse-Schmaltz / laß es über einer linden Glut zergehen / und träuff es hinein / so wirds besser.

Wann Jemand am Afftern eine Entzündung hat / so salbe das Ort mit frischem Gäns-Fette; oder thus auf ein Tuch / und legs als ein Pflaster auf.

Wann den Kindbetterinen die Brüste geschwellen / kan man Gäns-Schmaltz mit Rosensalben vermischen / und solches vertreiben.

An kalten Mitternächtischen Orten / wo den Reysenden die Leffzen von scharffen Winden zerschrinden / kan man solches verhüten / wann man solche mit diesem Schmaltz einsalbet. Mit Hönig vermengt / und auf einen wütenden Hunds-Biß gelegt / befördert es die Heilung; es weichet alle harte Beulen; darzu auch die Feisten / so von den gebratenen Gänsen abträuffet / nützlich seyn solle.



CAP. CVIII.

Von den Endten.

SJe sind sonst mit den Gänsen fast einerley Eigenschafft/ als daß sie mehr im Wasser/ als auf dem Land/ die Gäns aber mehr auf dem Land als auf dem Wasser sich befinden: Hingegen auch die Endten der Fischbrut sehr schädlich und gefährlich sind/ darum man an vielen Orten verbietet/ solche in die Teiche und Fischbäche/ wann die Fischbrut sich ereignet/ nit einzulassen. Doch sind die Endten ohne Teiche und Lacken/ oder Flüß/ oder Bäche nicht aufzubringen. Die Natur hat sie mit den breit-häutichten Füssen/ als mit zweyen Rudern versehen/ desto besser im Schwimmen sich zu regiern/ daher sie auch von den Lateinern Palmipedes genennt werden. Wo nicht grosse und kostbare Wirthschafften sind/ werden sie den Winter über nicht gehalten/ sondern man kaufft nur im Frühling auf den Märckten/ oder andern bekannten Orten/ Endten-Eyer/ legt solche den gemeinen Bruthennen unter/ und weil diese Jungen von den Hünern treulich geführet/ und bald groß werden/ lässet man sie gehen biß in den Herbst/ da sie wenig Futter bedörffen/ und ihre Nahrung selbst suchen können; alsdann tödtet man sie nach und nach ab/ oder verkaufft sie/ dann (wie man glaubt) so sollen die von den Hünern ausgebrütete Endten nicht brüten/ ob sie wol Eyer legen/ und daher ohne diß zu nichtes/ als zum Essen dienlich/ und also hat man/ den Sommer und Herbst durch/ nichts desto weniger seine Endten/ und erspahret den Winter durch viel Habern/ denn eine Endten ist ein gefrässigtes Thier/ welches immer nach der Speise schreyet/ und wo man es lässet Mangel leiden/ weder wachsen/ zunehmen noch Eyer legen/ und also nicht Nutz seyn kan. Das ist gewiß/ daß sie allerley kriechendes Ungezieser/ was sie nur bekommen können/ fressen und einschlucken/ also/ daß ihre Eyer viel ungesünder und schädlicher als der Gänse seynd/ und daher sich dafür zu hüten. Wo Schilffe und Wasser-Linsen sind/ haben sie guten Unterhalt. Der Endtrich ist leicht vor den Endten an seinem grossen schwartz-grün und Pfauen-färbichten Hals/ und krummen gebogenen Federlein am Schweiff/ auch heisserer Stimm und Grösse des Leibes zu erkennen/ hat auch meistens ein Ringlein um den Hals. Die Endten ist subtiler/ kleiner/ und von einer hellern lauterern Stimme. Ein Erdreich kan acht oder zehen Endten versehen.

Herr Rantzau setzt also in seinem geschriebenen Hausbuch: zu zehen Endten muß man einen Endtricht haben/ sie fangen von Mitfasten an zu legen/ so lang biß der Habern schosset; man kan einer Endten wol acht Eyer unterlegen/ sie muß vier Wochen sitzen. Eine Henne aber kan wol acht oder zehen Endten-Eyer ausbrüten. Man muß die Endten des Abends betasten/ und die legen wollen/ die muß man einsperren. Eine Endte kan leben fünff oder sechs Jahr/ eine Gans aber viel länger. Man muß den Endten/ die legen sollen/ ihr Nest auslähren/ denn jemehr sie im Nest haben/ je lieber sie legen. Rochas in seiner Natur-Kunst (bey dem neuaufgelegten und Anno 1680. gedruckten Joh. Baptista Porta pag. 206.) vermeldet/ daß aus einer verfaulten Endten Krotten wachsen/ wann sie vorher Krotten gefressen/ allermassen auch/ von einem Raiger/ Hechten/ wann er mit Hechten gespeiset werden/ so er aber Karpffen gefressen/ sollen gleicher Gestalt Karpffen wachsen.

Denckwürdig ist/was D. N. Faber, Medicus Ordinarius zu Heylbrunn / in einem Sendbrief an D. Georg Francum erinnert/ wie in Miscellam. Curios. anni 6. & 7. Observ. 164. zusehen. Ulmæ Suevorum, lauten seine Wort/ area est domus cujusdam silice constrata, in quâ serventur per unam, alteramve septimanā anatos, auri fini grana in ventriculis omnes generant. Et ne à Sabulo, aliâve ipsius Aræ materiâ provenire putes, illa prorsus eversa, novo silice, terra arenâ constrata ante annum fuit. Pari effectu cum priori tempore. Ab annis autem tribus observatum est, Dominus Weikmannus Senatus apud Ulmenses secretioris Assessor, & rerum naturalium Indagator solertissimus, atque Pinacothecæ famosissimæ Possessor dignissimus, ipsemet in duobus corporibus experimentum ante paucas septimanas fecit, in quorum uno 16. in altero 27. grana lentibus, atque milii semini æqualibus auri purissimi reperit. Sit Oedipus ergo, qui hæc divinet, necesse est. Dieser Brief ist Anno 1675. im December. D. Salomoni Reisello communicirt worden.

Joh. White of Invent. p. 6. N. V. sagt/ wann man ein lustiges Schauspiel will sehen/ soll man denen Endten und Gänsen einen Bissen zu essen vorwerffen/ daran ein Faden gebunden ist / an dessen äussersten Theil ein rothes Flecklein gehenckt sey.

CAP. CIX.

Von ihrer Wartung.

MAn gibt ihnen Morgens frühe / ehe sie zum Wasser wandern/ und Abends/ wann sie wieder heim kommen / ein wenig Habern / dardurch (wann man das Abend-Futter zu gewissen Zeiten gibt) kommen sie desto lieber von sich selbst zu Hause/ und erspahren die Mühe / sie hin und wieder zu suchen. Ihr gefährlichster und gröster Feind ist der Fuchs/ weil sie gern weit auswandern / auch schwerer und ungeschickter sind/ ihrem Todfeinde zu entrinnen/ als die Hüner / die mit schnellen Lauffen und Fliegen eher durchgehen/ und offt eine gute Hand voll Federn/ oder den gantzen Schweiff im Stich lassend / dennoch den Balg davon bringen. Da hingegen die wacklenden Endten/ wann sie nicht ein Wasser gleich an der Hand haben/ hart entgehen / und es meistens mit der Haut bezahlen müssen / daher wann das Wasser etwas entlegen / und sie durch Sträuche und brüchige Oerter dahin gehen müssen/ ist am sichersten/ man begleite sie dahin/ und hole sie auch von dannen wieder nach Hause; wo aber Wasser / Seen / Lacken und Teiche / nahend an der Hand / ist dieses auch unvonnöthen. Wo feuchte Felder sind / darauf Klee / Wegwarten / Feld-Salat und dergleichen Kräuter wachsen/ fressen sie solche auch gantz begierig. Ihre Stallung darff weder groß noch hoch seyn/ wann er nur sauber und trocken gehalten/ mit Stroh bißweilen bestreuet / und an der Thür und Fenstern wol verwahret ist / damit schädliche Thiere / als Marder und Iltis/ nicht hinein mögen.

Sie fressen Hirse / Gersten / Habern / Würme/ allerley Ingeweid / was bey den Kuchen von Fischen und Geflügel ausgeworffen wird. Herr Heresbach sagt / daß sie die geschrotenen Eycheln sehr lieben / auch feist davon werden. Was man aber über Winter der Zucht halber behalten will / da muß man / sonderlich nach Weyhnachten / wann die Lege-Zeit ankommet / ihnen am Fressen nichts abbrechen; man gibt ihnen auch wol Biertrebern mit Kleyen gemenget. Im September sind sie schon alle bey ihrer rechtem Grösse/ und werden nach und nach in die Kuchen und auf die Tafel gebracht / weil diß eben die End-Ursach ist / warum sie gehalten / erzogen und ernehret werden. Daher sie auf den Hof-Mühlen und wässerigen Mayerhöfen mit allem Fleiß zu halten / weil sie die Köst wol bezahlen.

CAP. CX.

Von ihrem Legen / Brüten und Auferziehen.

IM Mertzen fangen sie an zu legen / und continuiren es also 10. oder 12. Wochen/ sonderlich wann ihnen der Stall gefällt / und er wol mit Strohe bedeckt wird/ darum hat ihre Wärterin fleissig aufzusehen / keine ausgelassen / sie habe dann ihr Ey gelegt/ man kan gleich Hüner darüber ansetzen/ oder auch Endten/ wann sie brütig sind/ und je früher es im Jahr seyn kan / je besser ist es / weil die Spätlinge selten gut thun; wann sie nicht in den Stall zu legen gewöhnet sind/ so schliessen sie hin und her ins Geröhrich/ Gesträuche und andere heimliche Winckel / und legen ihre Eyer dahin/ daß man sie offt nicht finden kan/ und von denen Mardern und Iltissen gefressen und ausgetruncken werden; ihre Eyer sind blau und weißgrünlicht / glat und etwas grösser als die Hüner-Eyer.

Wann die Enden selbst brüten / führen sie ihre Jungen/ so bald sie ausgefallen/ sind/ ins Wasser/ welches die Hüner nicht thun können / die nur heraus am Land sitzen / und vergeblich klochzen und schreyen müssen. Die Endten aber führen sie im Wasser hin und wieder / und weisen ihnen / was Gestalt sie ihre Nahrung erwerben und suchen sollen / und die Mütter bleiben den gantzen Tag bey ihnen / fressen und nähren sich mit ihnen / und wärmen sie / im Fall sie einem Feind mercken/ und führen sie in Sicherheit/ wann es vonnöthen. Doch haben die Endten auch diese Unart / daß sie des Wassers hart entrahten / und wann sie sich darinnen netzen / und auf die Eyer wieder steigen / erkalten und verderben sie solche. Darum wirds allwege am sichersten gehalten / die Endten-Eyer den Hünern zu unterlegen.

Eine gemeine Henne kan ein Dutzet / und eine Indianische wol 18/20/ biß auf ein paar Dutzet ausbruten/ in einem Monat fallen sie aus/ wie die Gäns-Eyer/ die Jungen soll man doch vor 14. Tagen nicht ins Feld lassen/ sondern im Zimmer behahlten bey ihrer Mutter/

man gibt ihnen gehackte Hüner- und Gäns-Eyer mit Kleyen und Salat vermengt/ und setzt ihnen ein ziemlich weites und nideres Geschirr mit frischem Wasser hinein/ daraus sie nach Belieben trincken/ auch darinnen baden und wäscheln mögen. Von Ameiß-Eyern/ wann man sie haben kan/ werden sie trefflich gewächsig und muthig/ man gibt ihnen auch Wasser-Linsen und Haid-Nesseln/ und mengt ihnen Kleyen darunter; so offt aber ein schöner Tag ist/ lässet man sie an die Sonne/ doch daß sie allweg Wasser haben/ biß man sie/ wann sie in die dritte Wochen gehen/ gar in die Teiche und Lacken lässet; kommen sie kleiner hinein/ und sind Hechten im Teiche/ so werden sie offt gantz von ihnen verschlungen/ daher sie in solche Wasser/ wo grosse Hechten sind/ nicht leichtlich einzulassen; die Blätter von Mahen zerhackt und mit Kleyen vermengt/ sollen ihnen auch gar gesund seyn/ oder man gibt ihnen auf solche Weise zerhackte Kohlblätter.

Auf dem Wasser muß man acht haben/ daß sie von den Hüner- und Fisch-Geyern/ Raben und Krähen nicht angepackt werden/ daher gut/ wann ein wenig Geröhrig in denen Wassern/ darunter sie sich verschliessen können; man kan sie im Winter auch mit frischem Roß-Mist/ der mit Kleyen-Schrot oder Trebern vermengt ist/ füttern/ und sind sie dieser Speise einmal gewohnt/ fressen sie solche nachmals gerne; man muß die jungen Endten nicht gar zu frühe unter die grossen und alten Endten bringen/ die die alten beissen/ und verfolgen die Jungen/ biß sie grösser werden/ und sich ihrer selbst erwehren können.

In Franckreich werden die Endten im Frühling und Augusto/ wie die Gänse/ berauft/ und loben etliche die Pflaumen davon zu den Bettern besser/ als die von den Gänsen.

Wann man eine Weide/ damit man Holtz bindet/ in einem Gemach drähet/ darinnen man Endten oder Gänse brütet/ so bekommen die Jungen alle krumme Hälse. Causa Physica latet, tamen experientia testatur.

CAP. CXI.

Was von den Endten in der Artzney zu brauchen.

Bey Plutarcho rühmet sich Cato, daß er mit vielen Gebrauch des Endten fleisches/ seine und der Seinigen Gesundheit erhalten/ also daß der Endten-Fleisch dem Krancken bequem sey. Und Marcellus vermeynt/ ihr Fleisch sey denjenigen wol dienlich/ welche von dem Reissen und Darmgicht geplagt sind/ wiewol es von dem meisten Medicis für flüssig und undäulich ausgeschrien wird. Man soll auch von diesem Fleisch eine helle Stimme bekommen/ und soll sich Vis spermatica davon vermehren.

Rahsis schreibet/ die Endten-Leber habe die Eigenschafft/ alle von der schwachen Leber entstandene Flüsse zu stillen.

Das Fette davon/ soll allerhand sich ereignende Schmertzen stillen und vertreiben/ die in den Flechsen und Nerven hin und wieder entstehen.

Das Endten-Blut gedörrt/ und in die Nasen gethan/ soll das Bluten hemmen; auch eingenommen/ für den Bauchfluß und Durchlauff gut seyn.

Das frische Endten-Blut ist heilsam wider alle gifftige und tödliche Thier-Bis/ sonderlich der Vipern/ und hilfft auch/ wann man hätte Gifft im Trunck bekommen/ mit Wein vermischt und eingetruncken; sonderlich soll das von den wilden Endten noch bewährter seyn/ soll auch den Nieren- und Blasenstein zermalmen.

Eine lebendige Endten am Bauch gerupfft/ und dem/ der das Reissen hat auf den Bauch gelegt/ die muß zwar sterben/ erledigt aber dem Krancken von seinem Schmertzen.

Arnoldus de Villâ novâ sagt/ daß der Endten-Mist nützlich aufgelegt werde auf gifftiger Thiere Biß.

Die Endten-Feder hält D. Charles Estienne für gesünder und linder als der Gänse; wiewol gar wenig sind/ die dieser Meynung beypflichten/ und alle in ihre Better lieber die Pflaumen von den berupfften Gänsen gebrauchen.

CAP. CXII.

Von den Indianischen Endten.

Die Indianischen und Türckischen Endten werden vom Jonstono in Admirandis Avium cap. 6. Anatas Lybicæ genennet/ sind zwischen Gänsen und Endten einer mittelmässigen Grösse/ kleiner denn die ersten/ und grösser denn die andern/ sind am Kopff fast wie die Indianischen Hüner/ mit einer harten röthlichten und runtzlichten Haut versehen/ haben geele Augen mit einem schwartzen Ring/ der Schnabel ist blaulicht/ äusserist mit einem schwartzen Fleck; der Antricht ist grösser und schön-gläntzender als das Weiblein/ hat auch am Kopf mehr rohtes. Jonstonus sagt: Membrum genitale habet tam magnum, ut digiti unius crassitudinem, & quinquè longitudinem æquet, langvinis instar rubrum. Scaliger zwar macht sie gar stumm/ aber die Erfahrung gibt/ daß sie eine zwar den andern Endten ungleiche/ doch gewisse heisere Stimme von sich geben/ aber sich gar selten hören lassen.

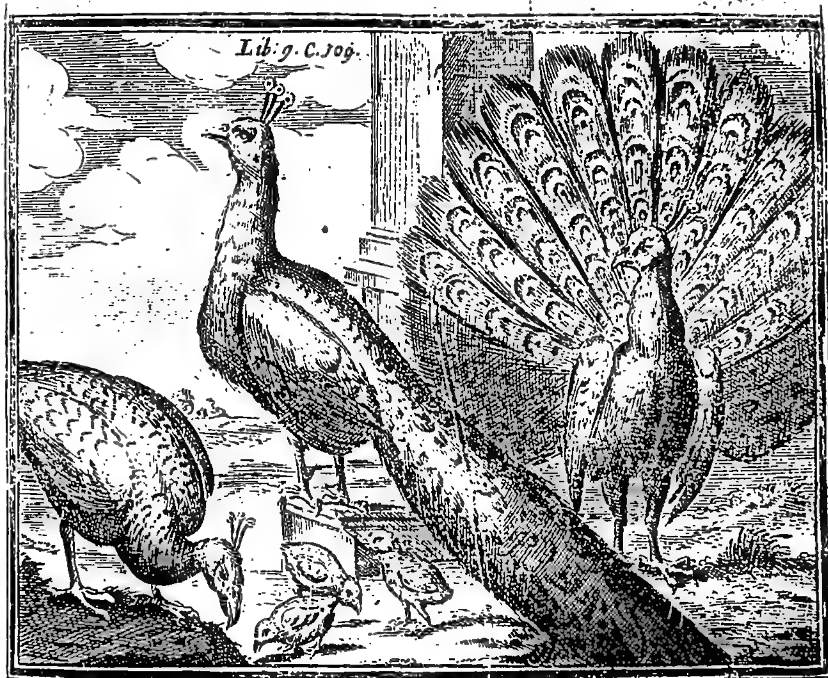
Hält man ihre Eyer gegen der Sonnen/ siehet man oben den schwartzen Fleck/ den sie am Schnabel zeigen. Sie haben ein zartes und delicates Fleisch/ deßwegen sie auch tund wegen ihrer Schön- und Seltzamkeit in grossen vornehmen Mayerhöfen erhalten werden. Zu fünff oder sechs Endten gehört ein Männlein/ haben mit den andern Endten einerley Wartung/ Stallung und Speisen/ lieben gleichmässig das Wasser; ihre Eyer legt man am besten den gemeinen Hünern unter/ und werden die Jungen von ihnen sorgfältig geführt/ und begleitet/ ihre beste Speise ist weisses Brod/ bißweilen

mit Topfen vermischt/müssen allzeit Wasser/sowol zum trincken / als zum wäscheln bey sich haben; man muß sie nicht zu bald unter die grossen Endten bringen/ sondern im Gemach erhalten / biß sie etwas erstarcken / und der andern Endten sich erwehren können/ doch muß man sie wann schön Gewitter ist/ offt an die Sonne bringen.

Eine dritte vermischte Art entspringet / wann man die Indianischen Andtricht mit unsern gemeinen Endten zusammen bringt/ und zur Legzeit im Frühling zwey Endten zu einem solchen Indianischen Andtricht zusammen sperzt/sie legen viel Eyer/und werden leicht ausgebracht; diese Endten haben von dem Vatter die Zärtigkeit des Fleisches/Grösse des Leibs/und die halb-stumme Verschwiegenheit / und von der Mutter die häuffigen Eyer/so sie mehr als die andern legen/ die man aber allein in die Kuchen zum Essen / und nicht zum Unterlegen oder zum Bruten gebrauchen kan/weil sie (wie alle bastardirte Thier) unfruchtbar sind / darum diese Art zu erhalten / muß man viel Indianische Andtricht allzeit einen zu fünff oder sechs Weiblein halten / weil sie nicht so begierig und unkeusch sind / als die gemeinen Männlein; die Brut lässet man allezeit durch Hüner verrichten.

Wo man diese Art haben will / muß man kein gemeine Andtricht halten / weil sie beysammen nicht würden gut thun / darum muß diese Heerde von den andern abgesondert leben; und damit auch die Art der Indianischen nicht abgehe / mag man zwey solche Endten / und einen Andtricht besonders halten / die gemeinen nach und nach/genugsam mit Männlein zu versehen.

Es ist noch bey uns bekannt eine gantz andere Art Indianischer Endten/etwas/aber nicht viel/ kleiner als die vorigen/gelblich-roth oder Zimmetfarb/als auf dem Bauch / Kropf und Hals etwas danckler/ als auf dem Rucken / die äussersten Schwingfedern der Flügel sind weiß/biß auf die erste/die schwartz ist/Füsse und Schnabel sind schwartz / die Augen sind röthlicht mit einem schwartzen Ringe / der Hals hat auch einen schwartzen Ring wie ein Halsband/das Weiblein ist dem Männlein fast gleich / ohne daß es kleiner ist/ auch etwas leichter auf dem Rucken / weiß aber nicht / ob sie generiren/ werden mehr zur Lust als Nutzens halber gehalten/ haben eine gantz andere Stimme / als die gemeinen Endten.



CAP. CXIII.

Von den Pfauen.

DEr Pfau ist ein Königliches und prächtiges Thier / der so wol mit Güte und Zartigkeit des Fleisches / als auch mit seiner Federn verwunderlichen Zierd und Schönheit/mit allem andern Geflügel wettstreiten kan / sonderlich wann er seinen / wie mit köstlichen Edlen Steinen gespiegelten und gestürneten Schweif / mit grossem Pomp und prächtigen Tritten ausbereitet/und seinen Reichthum Jederman für Augen stellet / und ob schon an seinen Füssen und der unfreundlichen Stimme etwas auszustellen/so ist doch zu wissen/ daß nichts so vollkommen auf dieser eitlen Erden seyn kan/ daran nichts zu verlangen wäre/ und ob gleichsam

Geschrey dem Gehör unannehmlich / ist es doch darum desto leichter zu ertragen / weil gewiß ist / daß die Schlangen und Nattern dafür / so weit sie solche hören / fliehen / und ihnen anzunahen nicht trauen dörffen.

Alexander der Grosse und tapffere Kriegsheld (wie Ælianus meldet) als er erstesmal einen prangenden Pfauen in Indien gesehen / hat sich so hoch darüber verwundert / daß er seinem Kriegsheer ein Ordre gegeben / daß niemand einen Pfauen umzubringen sich unterstehen solte.

In Africa darff im Königreich Kongo niemand einen Pfauen halten / ohne der König allein. Also auch in Nieder-Æthiopien / im Königreich Angola / und dieser ist hierinnen so strenge / daß jemand / so fern er einem Pfauen nur eine Feder ausziehet / mit seinem gantzen Geschlecht stracks sterben / oder ein Leibeigener werden muß; sind auch alle seine Güter dem Könige verfallen / wie D. Dapper in seiner Anno 1670. zu Amsterdam gedruckten umständlichen und eigentlichen Beschreibung von Africa fol. 591. bezeuget.

Galenus will / die Pfauen haben ein hartes u. undauliches Fleisch / vom bösem Temperament, mache melancholisches Geblüt / und verwese nit leichtlich; das laß ich dahin gestellt seyn / und mag von den Alten verstanden werden. Hätte aber Galenus das Fleisch von einem jungen einjährigen oder halbjährigen Pfauen gekostet / und die zärtliche Weisen der Phasanen daran empfunden / halte ich / er wurde seine Meynung widerruffen.

Daß aber sein Fleisch wegen des trockenen und guten Temperaments nicht leicht verwese / bezeuget S. Augustinus in lib. 21. de Civ. Dei, cap 4. daß / als man ihm zu Carthago einen Pfauen zu essen aufgetragen / von dessen Brust er etwas / was ihm geschmäckt zu sich genommen / und das übrige befohlen aufzuheben / daß nach vielen Tagen / in welchen ein solch dergleiches Fleisch verderben müste / es wieder herfür gebracht worden seye / und ohne allen Gestanck gantz frisch geblieben; da habe er es wieder auf 30. Tage versucht / und einerley befunden. Also seye es auch ein gantzes Jahr unverwesen geblieben / ausser daß es etwas zusammgezogener und dürrer gewesen.

Darum der Pfau nicht unbillich genennet wird vom Herrn de Serres: Le Roy de la Volaille terrestre, Comme la primauté sur l'aquatique, est deuë au Cigne. Der Pfau seye König unter dem Erden gefigel / wie der Schwan unter den Wasservögeln. Und soll der Pfau allein seiner Stimm entgelten / leidet man doch in der Wirtschafft das Pippen der Indianischen Hüner / das Krähen der Hahnen / das Geschrey der Endten / Gänse und Hüner / das Gruntzen der Schwein / das Bleetzen der Schaafe und andern Viehes. Zu dem ist der Pfau ein überaus guter Hüter / der / so bald er etwas frembdes vermercket / solches alsobald mit seiner Stimm anzeiget / und nachzusehen gleichsam warnet / es sey bey Nacht oder Tage.

Das ärgste an ihnen ist / daß sie überall einfliegen / und in Weingebirgen und andern Gärten grossen Schaden thun. Was die Verderbung der Dächer (die man ihnen zumisset) anlanget / thun sie wenig Schaden / wann das Dach recht und dicht gedeckt ist; und wo es im Hof hohe grosse Bäume hat / werden sie lieber auf den Aesten / als auf den Dächern sitzen.

Aus dem Gerten kan man sie mit Klappern / Werffen und Geschrey fortschrecken / und zur Zeit der Erndte / wann die Kornfelder und Weingebirge gar am Hefzaun sind / kan man sie nicht / wie die andern Indianischen Hüner und Gänse / abseits treiben / oder gar einschliessen / und diß ist das schlimmeste / so an ihnen zu tadeln / dann sie lassen sich nicht einsperren; zu der Zeit aber brüten meistentheils die Pfauinnen / daher ist der Schad auch um so viel geringer.

Zu einem halben Dutzet Weiblein sind zwey Männlein zu halten / nicht darum / daß nicht einer allein genugsam / sondern darum / wann ohngefehr einer verlohren gienge / stracks einer an seiner Stelle sey. Ist aber das Haus näher bey den Wiesen als Feldern und Weingarten / mag man wol mehr Pfauen halten / sonderlich / wo es nahend hohe Bäume / als Linden / Ulmen und dergleichen giebt. Ein Pfau / wann er an einen Ort kommt / so ihm tauglich ist / lebt 23. und 24. Jahr; das Weiblein aber dauret nicht so lange; sie sind unterschiedlicher Farben / weiß / graulicht / dunckel-blau / grünlicht und dergleichen / doch hält man meistentheils die weissen für die raresten und schönesten / wiewol ihre Spiegel nicht so gläntzige Farben haben / wie die gemeinen. Diese Farbe kommt meistens von Natur / ob schon etliche vermeynen / durch Kunst / indem sie die Brütenden mit weissen Tüchern umhängen / solches zuwegen zu bringen / oder daß man die Pfauin in einem Gemach ansetzet / das mit Kalch übertüncht ist.

Wann man einen Pfauen tödtet / muß man ihn köpffen / wie die Indianischen Stücke / und stracks in ein kaltes Wasser werffen / das zeucht das Blut aus / und wird das Fleisch weiß und mürb.

CAP. CXIV.

Von ihrem Unterscheid und Brüten.

Herr de Serres macht zweyerley Soten der Pfauen / die heimischen und wilden. Die heimischen nennet er / die im Meyerhof mit dem andern Geflügel meistentheils sich befinden; die wilden aber / die sich meistentheils in Feldern und auf den Bäumen aufhalten / gar selten unter das Dach kommen / das Wetter sey wie es wolle / ihre Nester zur Brutzeit auf die hohen Bäume / oder in die dicke Gesträuche / Gehäge und Zäume machen / die sie nach ihrem Gutduncken erkiesen / und ihre Jungen hin und her auf die Weide führen / doch wann man dem andern Geflügel zu essen fürgiebt / kommen sie auch darzu / sind aber sehr wild / lassen sich weder fangen noch anrühren / aus Furcht / ihre schöne Federn zu verlieren / die sie doch alle Jahr mausen und verlieren / so meistens zu Ende des Julii oder zu Anfang des Augusti / geschehen pfleget / ehe als die Kälte eintritt.

Für beyderley Sorten aber / darff man keine gewisse Stellen und Nachtherbergen aufrichten / denn sie lassen sich an kein Ort binden / bleiben des Nachts hin und her auf Bäumen und hocherhabenen Stellen / wo sie es gut beduncket / legen auch die Pfäuinnen ihre Eyer

nie an einem Ort/sondern wechseln damit hin und wieder/heut hier / morgen anderswo; und wiewol sie die Hitz besser erdulten als die Kälte / bleiben doch die wilden Pfauen/es witterte wie es wolle/zu Nacht den gantzen Winter durch auf den Bäumen. Die Eyer muß man so wol von den heimischen/als von den wilden fleissig zusammen suchen / sie heben an zu legen zwischen des Aprils Ausgang / und des Mäyen Anfang; und weil sie länger als andere Geflügel leben / werden sie auch vor dem dritten Jahr weder zum Legen/ noch zum Ausbrüten/geschickt/ und fangen selten eher an.

Weil sie so vielerley Feinde haben / sonderlich die wilden Pfauen/ suchen sie die abgelegenen/ dicken/ verwachsenen und entlegnesten Oerter; auch machen sie wol auf hohe / dicke / ästige Bäume ihre Nester / da sie auch am sichersten stehen. Wann sie am Brüten sind/ kommen sie alle Tage/aus Hunger bezwungen/ihr Futter neben dem andern Geflügel einzunehmen/welches sie aber in höchster Eil verrichten / und schnell wieder zu ihrem Nest umkehren : aber nicht(wie sie fliegend ankommen) den geraden Weg / sondern durch Umwege/ihr Nest desto besser zu verhehlen. Wann man dieses vermerckt/muß man ihnen aufpassen/und nachspühren lassen: und findet mans / muß man den Ort mit Pfeilern/ Spalten und Zäunen etwas mehr versichern/den schadhafften Thieren den Paß abzuwehren. Ihre Brut ist selten mehr als von 5. oder 6. Eyern.

Wann das Weiblein an der ersten Brust aufgestürt oder gehindert wird/legt und brütet es noch einmal/ die Jungen aber wachsen nicht so gern / als die von der ersten/weil ihnen der Winter zu bald auf dem Hals kommet. Man muß sie in der Brut nicht hindern / oder nahend zu ihnen kommen / sie nicht zu schrecken oder scheue zu machen / wann man nur ihre gewisse Stund / die sie allezeit hält / in Obacht nimmt/ wann sie zum Essen geflogen kömmt/daß man sie bald füttere/daß sie ehist wieder zum Brüten umkehren möge. In Monatsfrist schlieffen die Jungen aus / mit denen sie hernach in den Hof gezogen kommet.

Das ärgeste ist der Pfäuin Ungedult; und weil die Jungen nicht auf einmal ausfallen / kan sie der letzten offtermals nicht erwarten/führet die ersten fort/und läßt die übrigen Eyer ligen; da muß man / so bald die Pfäuin mit ihren Jungen Anfangs erscheinet / eilends ihr Nest besehen / die noch liegende Eyer gemach und ohne Rüttelung auffassen/und sie entweder einer Brut-Henne unterlegen / oder in einen weiten Korb mit Federn legen / mit Küßlein oder warmen Beltzflecken zuhüllen/und den Korb mit sampt den Eyern in einen laulichten Back-Ofen(nachdem das Brod ausgenommen worden)bringen/da werden sie/ wann die Wärme des Ofens gelinde und sanfft ist / wohl und gut nach einander ausfallen; auf welches gute Acht zu haben. Man hält sie etliche Tage innen/und wann sie fressen können/ bringt mans hernach zu ihrer Mutter/die führt sie nimmer zu ihren alten Brut-Nest / sondern erwählet ohngefehr in einem Strauch oder bey einem Zaun ihr Nachtläger / denn muß man nachsehen / und es etwas vermachen/damit sie desto sicherer ruhen mögen: wann sie ein wenig stärcker werden / gewöhnet sie die Mutter allgemach sich auf die Bäume zu schwingen / und trägt sie anfänglich auch wol selbst auf ihrem Rücken eines nach dem andern hinauf; Morgens müssen sie wieder der Mutter herab folgen / biß sie recht erstarcken / und selbst auf-und abfliegen können.

Wo man nahe an einem Haus / Inseln / oder mit Wasser umflossene Werder mit hohen Bäumen hat/ da kan man sie am besten halten. Wann man einer Henne will Pfauen-und ihre eigene Eyer zugleich unterlegen/soll man ihr 5. Pfauen-Eyer 10. Tage eher unterlegen/und darnach ihrer eigenen Eyer 4. darzu thun/ so fallen sie mit einander aus. Die Heimischen Pfäuinnen setzet man gleich wie die Indianischen Hennen / an stille und abgesonderte Ort an / wo sie ihnen nicht selbst vorhin schon einen Ort erwählet haben / daselbst muß man sie nun verbleiben lassen / legt ihnen ihrer Eyer 7. oder 8. unter; einer Indianischen Hennen aber/kan man ein Dutzet geben. Den ersten Tag lässet man die Jungen unbewegt bey der Mutter; darnach thut man Alt- und Junges in eine Steige / giebt ihnen Köchlein oder Müslein aus Gersten-oder andern Mehl / läßt sie aber vorher wol abkühlen/etliche Tage hernach menget man gehackten Schnittlach darunter / und ein wenig Topffen/Ameiß-Eyer fressen sie auch sehr gerne.

Nach vier Wochen lässet mans mit der Indianischen Hennen/ die sie gebrütet hat/ ins Feld/ bindet aber die Alte mit dem einen Fuß an einen langen Strick/ der angepflockt ist / damit sie die Jungen nicht gar zu weit verführe. Denen halbjährigen streuet man Gersten für / und wann sie in die Ställe gewöhnet sind / müssen dieselben hohe Sitzstangen haben / darauf sie sich des Nachts aufschwingen und ruhen können: denn das auf der Erden sitzen ist ihnen nicht gut / und zu diesem kan man sie gewöhnen von Jugend auf / die von Teutschen oder Indianischen Hennen ausgebrütet und geführet worden/wiewol sie hart von ihrer Art lassen. Die Jungen/ehe sie fliegen können / muß man auf die Sitzstangen hinauf / und Morgens wieder herab heben. Die Männlein unter den Pfauen verfolgen und beissen die Jungen/biß sie ihre Federlein auf dem Kopff erlangen. D. Charles Estienne sagt / man mäste die Pfauen mit Birn-und Aepffel-Trebern.

CAP. CXV.

Weiters von den Pfauen / ihren Kranckheiten / und was von ihnen in der Artzney zu gebrauchen.

DEr Pfauen-Stall muß unter sich wol mit dicken Spreueren/Stroh oder grünem Grase bestreuet werden/denn sie bisweilen ihre Eyer/wann sie auf der Stangen sitzen/ verzetten/ und herab fallen lassen / welche ohne diese Vorsorge zerbrechen müsten. Gersten-Mehl mit Wein/giebt man anfangs den Jungen/ die Milch soll ihnen schädlich seyn.

Wann die jungen Pfauen kranck sind / soll man ihnen Heuschrecken/ denen man die Füsse abgerissen/ oder Mehlwürm / oder Spinnen und Fliegen/ auch allerley Gewürme vorwerffen. Die Pfauen werden auch gemeiniglich blöde/ wann sie Eyer legen/ da muß man sie mit in Hönigwasser geschwellten Wäitzen/Habern und gerösteten Bohnen erwärmen. Im übrigen haben sie

mit den andern Hünern gleiche Zustände / denen auch mit gleichförmigen Mitteln abzuhelffen.

Was die Stücke betreffen / die davon zur Medicin genommen werden / sagt Simon Sethi, daß die Brühe / darinnen Pfauenfleisch gesotten worden / sonderlich wann sie fette ist / eine sonderliche Eigenschafft haben solle / denen / die vom Seitenstechen angefochten werden / Hülffe zu verschaffen.

Die Pfauen-Gall / nach Dioscoridis Meinung / soll für die flüssigen und dunckeln Augen nutzlich seyn.

Die Bein davon zu Aschen gebrennt / mit Essig abgetrieben / und angestrichen / soll die aussätzigen Zittracht und Flechten heilen.

Pfauenkoth soll die Schmertzen des Podagra mildern / den Schwindel und die fallende Sucht vertreiben / wann einem Mann / der von einem Pfauen / und einem Weib / von einer Pfäuin kommende Mist in Vehiculo convenienti eingeben wird. Also aber soll es seyn zu gebrachen / und bin versichert worden / wer die Frayß hat / und solches einmal braucht / daß er diesen Zustand verlieren und nimmermehr bekommen solle: Nimm eine Hand voll Pfäuen-Mist / mit einem Pfund Wein abgetrieben und durchgesihen / in drey Theil abgetheilt / so bald nun ein Mensch diese Kranckheit gleich gehabt hat / muß er einen Theil davon einnehmen / sich zu Bette legen / und wol schwitzen / bekommt ers zum andernmal / muß er / sobald ers gehabt hat / den andern Theil einnehmen / sich legen / wol zudecken und wiederum wol schwitzen / und dann eine Stunde / nachdem er vom Schweiß abgetrocknet worden / hernach das dritte Theil eingenommen und aber mal wol geschwitz / und den Schweiß alle mal wol abgetrocknet / diß soll gewiß und bewährt seyn. Für einen Mann / nimmt man den Mist von einem Pfauen / und für ein Weib / von einer Pfäuin. Etliche sagen / der Pfau sey so neidig / daß er seinen Koth (indem er diß heilsame Mittel dem Menschen mißgönne) selbsten fresse.

Der Pfauen-Spiegeln etliche / klein mit einem Schärlein zerschnitten / und Weibern / die geschwollene Brüste haben / im Wasser eingegeben / soll wol / wie auch zu andern ihren Zuständen / dienlich seyn.

Das Fette davon mit Rauten-Safft und Hönig eingenommen / curirt die aus kalten Feuchtigkeiten entsprungene Colica.

Für Fleisch soll in der Hecticâ wie die Medici wollen / sehr heilsam seyn.

Der Rauch von den Federn / soll die Nachgeburt befördern; und in die Augen gelassen / soll er für die rohten und triefenden Augen gesund seyn.

Sein Fleisch ist warm im andern / und trocken im ersten Grad / wie D. Balthasar Pisanelli bezeuget.

CAP. LXVI.

Von den Schwanen.

Er Schwan wird allein von vornehmen reichen Leuten in ihren Schloßgräbern / und nahe anrinnenden Teichen / mehr zum Lust und Pracht / als zu Nutzen gehalten; sein hart- und schwarzes Fleisch kommt mit denen Schneeweissen und zarten Feder-Pflaumen / die an der Lindigkeit fast alles anders Federwerck übertreffen / sehr übel überein. Die Alten haben vermeldet / er singe ihm selbst sein Grab-Liedlein; welches zwar etliche in Zweifel ziehen / etliche aber von den heutigen gelehrten Leuten bestättigen / nicht daß er allein vor seinem Tode singen solle / sondern daß er eine überaus liebliche und angenehme Stimme bißweilen von sich hören lasse; davon der gelehrte Olaus Worminus in seinem Musæo, lib. 3. cap. 19. fol. 299. also schreibet: Es war in meinem Hause ein feiner tugendsamer Jüngling / D. Johannes Rostorphius SS. Theologiæ Studiosus, aus Norwegen gebürtig / der hat mit einem Eyde sicher betheuret / daß er einsmals in der Gegend um Nidrosien an dem Meergestad / vor Tages habe eine ungewöhnliche und überaus liebliche Zusammenstimmung / von Pfeiffen und holdseligen Geschälle vermenget / angehöret / und weil ihm unwissend / was es wäre / oder woher es käme / sey er / sich umsehend / auf ein Vorgebürge gestiegen / und habe in dem Meerbusen daselbst eine unzählige Menge Schwanen / die also gesungen haben / beysammen ersehen / habe auch sein Tage nichts lieblichers gehöret; und thut Herr Wormius darzu: Ab Islandis quibusdam meis Discipulis percepi, nihil hac harmoniâ apud ipsos frequentius, iis in locis, ubi Cygni sunt.

Und ob schon andere sind / die dieses widersprechen / will ich doch lieber einem / der es selbst gehöret / glauben / als hundert andern / die es allein gelesen haben. Und hat sonderlich der hochgelehrte Medicus D. Thom. Bartholinus dem Schwan sein verlohrnes und abgeleugnetes Gesang wieder restituirt / und behauptet / in Dissertatione de Cygno, zu Coppenhagen gedruckt à §. 44. usquè ad 54.

Der Schwan frisset Gras / allerley Getreyd / Fisch und Brod / wann man ihms fürgibt. Sie legen im Jahr nur einmal / im Anfang des Frühlings; ihre Eyer sind groß / länglicht / und haben eine harte Schalen; es ist ein gefrässiger Vogel und grosser Fischrauber / frisst auch allerley Eingeweid von Geflügel und kleinem Vieh / was man aus der Kuchen wirfft.

Herr de Serres sagt: Er lebe so lang / daß man in Franckreich erfahren / daß ein Schwan / in gewissen vornehmen Häusern / etliche generationen überlebt hat; er brütet und führt seine Jungen / wann man ihm nur ein Hüttlein über dem Wasser an einem einsamen Ort macht / mit Stroh versichert / und solches offt säubert; wie ich dann auch (Anno 1640. ohngefähr) als ich zu Pardubitz das commando gehabt / im Schloßgraben daselbst / alte und junge Schwanen / so darinnen gebrütet worden / selbst etlichemal gesehen / und wie sie von den Alten hin und wieder geführet worden / offt mit Lust zugeschauet habe. Den Fröschen ist er er sonderlich feind / und raumet sie in den Teichen und Gräben fleissig aus; die Charente in Franckreich / wie Herr de Serres erzehlt / ist so reich von Schwanen / Forellen und Krebsen / daß sie ein Sprichwort haben: la Charente est converte de Cygnes, pavée de Truites, & bordée d' Escrevisses. Sie sind leichtlich zahm zu machen / wann sie nur Wasser und Fütterung haben; sie bruten selten mehr

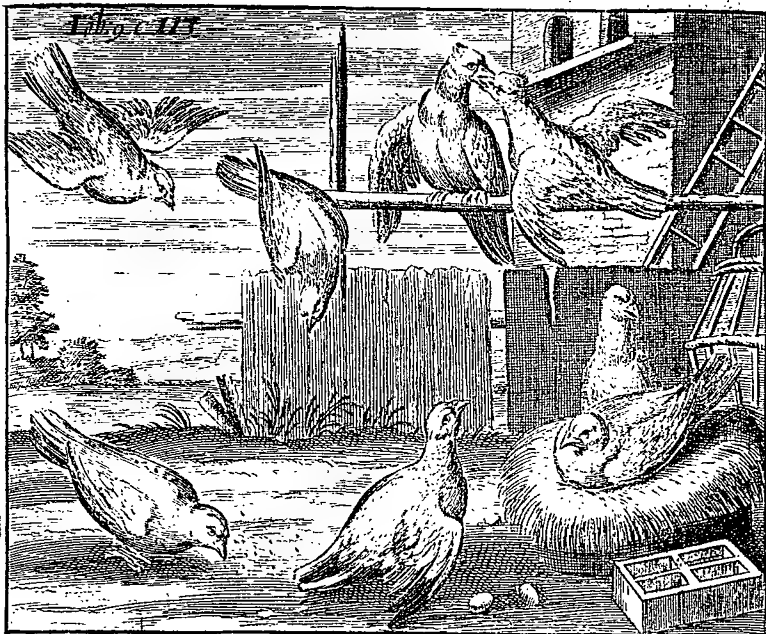
als drey Junge aus/ und nur einmal im Jahr; ihre Liebkosungen geschehen mit zusamm-geschlungenen Hälsen/ als ob sie einander umfangen wolten/ nach dem Werck wäscheln und reinigen sie sie sich im Wasser/ mit báden und tauchen.

Colerus erzehlet/ daß bey Chur-Fürstens Augusti in Sachsen Zeiten/ zween Schwanen einsmals uneins worden/ und sich mit schlagen und beissen also umgerieben/ daß man besorgt/ einer möchte gar auf dem Platz bleiben/ da habe sie ein guter Mann daselbst voneinander gebracht/ diesem sey der eine Schwan/ Zweiffels ohne der schwächere/ hernach so danckbar gewesen/ daß er ihm allenthalben/ im Hause/ im Feld/ auch biß gen Hof/ zu einem würdigen Exempel der Danckbarkeit/ nachgefolget.

In der Artzney wird das Schwanen-Fett zum Gesichte/ solches glatt und rein zu machen/ gelobt/ und sonst auch zu Linderung hitziger Schäden des Affters gebrauchet; item die güldene Ader zu heilen/ auch für das pfinnige Gesichte/ wie Serenus saget:

Cygnæos adipes hilari misceto Lyæo,
Omne malum properè maculoso ex ore fugabis.

Die Brustflecke von denen zubereiteten Schwanen-Fellen/ sollen eine sondere Krafft haben/ die Däuung des Magens zu befördern. Andere legen nur ein Küß auf den Magen mit Schwanen-Pflaumen angefüllt. Aetius sagt: Das Oel/ darinn ein zarter junger Schwan gekocht wird/ soll ein wundersames Mittel seyn zu den schwachen Nerven und Flechsen.



CAP. CXVII.

Von den Tauben.

Es sind etliche/ welche die Tauben mehr schädlich als nützlich in der Wirthschafft halten/ als Herr von Thumbshirn/ der sagt: Tauben sind ein schädlich Vieh/ das thut grossen Schaden im Felde/ am Getreydicht/ wann es gesäet/ und dann auch/ wann es reiff wird/ kreucht auf die Böden/ zerreisset die Dächer/ wann es ausgewintert/ wird es abgefangen/ oder sonsten verstöhret und verjagt/ und schaffet wenig Nutzen/ machet auch öfftermals Gezäncke unter Nachbarn und guten Freunden/ und kostet gemeiniglich mehr/ als davon zu nehmen.

Andere aber halten das Gegenspiel/ sonderlich Herr de Serres glaubet/ es könne kein Hauswirthschafft an Lebens-Mitteln Mangel haben/ wo ein Taubenhaus/ Königlein-Garten und Teiche sind; dann wo diese drey Stücke wol versehen sind/ ist keine Wirtschafft zu groß/ die alles allein verzehre/ und die nicht guten Uberschuß finde/ theils guten Freunden zu verehren/ oder zu verkauffen.

Wo es nun bey einer Wirthschafft grosse weite Korn-Felder/ und die Gebürge und Wälder ziemlich weit entlegen/ darinnen sich die Raub-Vögel Hauffenweise aufhalten können; da ist einem Haus-Vatter sehr nützlich/ viel Tauben zu ziehen/ weil er im Sommer stets etwas zu braten haben kan.

Es gibt (ausserhalb der wilden) allerhand unterschiedene Geschlechte der Tauben/ als die gemeinen Flug-Tauben/ die Türckischen/ rauh-füssigen/ haubeten und Pfauen-Tauben/ welche alle mehr kosten/ und das gantze Jahr mit Futter müssen erhalten werden/ als die Flug-Tauben/ die sich/ den meisten Sommer durch/ im Feld selbst nehren/ und den Unkosten/ der auf sie gehet/ mit dem Schaden/ den sie etwan in den Feldern thun/ reichlich mit ihrem häuffigen Jungen wieder

ersetzen und abzahlen / zu geschweigen / daß ihr Mist vor allen andern vom Varrone zum Feld-Bau gerühmet wird.

Merckwürdig ist / was Charles d' Arcuse Sieur d' Esparron in seiner Fauconnerie part. 4. cap. 12. von dem Tauben-Mist schreibet / mit folgenden Worten; Man steche mit einer Nadel einer Tauben das eine Aug aus / und setze sie hernach an einen Ort / da sie essen könne; über zehen Tage / thue man eben dieses an dem andern noch gesunde Auge / und laß sie wiederum zehen oder zwölff Tage also sitzen / so wird man hernach befinden / daß sie gantz keinen Mangel an ihren Augen habe. Die Artzney / so darzu gehöret / führen die Tauben (wie auch die Schwalben) allezeit bey ihnen / dann sie brauchen nichts anders / als ihren eigenen Mist / welchen sie wissen zu appliciren / indem sie die beissende Augen mit denen von ihrem Mist besudelten Füssen kratzen.

Die Syrer haben / nach Xenophontis Zeugnus / eine Taube so heilig gehalten / daß sich niemand / sie zu verletzen / unterstehen dörffen / wie auch Tibullus saget:

— — — Volitat crebras intacta per urbes
Alba Palæstino Sancta Columba Syro.

Und wird unter ihnen der Ehestand mit gleichem Recht beobachtet / dann die Tauber eben so wol brüten / als die Täubinen. So hat man auch / durch ihre Mittel / offtermals denen belägerten Städten / Kundschafften zugebracht / wann man vor besorgter Belägerung eine Stellge voll Tauben an das Ort bringt / wormit die Correspondentz vonnöthen / und hernach nach Nothdurfft der Umstände / eine heut / die ander morgen / und so fort / mit einem an die Füsse angebundenen Brieflein fliegen lässet; Und wann die in der Stadt gleichesfalls Tauben von dem andern Ort haben / so können sie antworten / und kan / ungehindert des Feindes Aufsicht / und eingeschlossene Circumvallation, die Kundschafft hin und wieder gehen / und so wol wegen des Einsatzes / als auch anderer Umstände / sattsame Erinnerungen und Nachricht gegeben und genommen werden. Sie sind warmer und feuchter Natur im andern Grad.

Pisanelli sagt / wer in der Pest-Zeit junge Tauben isset / soll vor Seuche sicher seyn. Die in den Tauben-Häusern wohnen / sind gesünder als die Stuben-Tauben / sind leichter zu verdauen / machen ein gut Geblüt / und stärcken die Kräfften. Allen soll man die Köpffe abreissen / weil man den Kopffwehe davon bekommen solle. Bey kaltem Wetter sollen sie den flüssigen alten Leuten wol zu schlagen / weil sie sehr wol erwärmen; und weil sie hitziger Natur sind / trincken sie auch begieriger als andere Vögel / und schlucken ihr Wasser / mit unausgesetzten Schnabel nacheinander / wie die vierfüssigen Tier / hinein / da doch anders Geflügel offtermals absetzet.

CAP. CXVIII.

Von ihrer Speiß und Nahrung.

Wiewol Flug-Tauben im Sommer nicht grosse Unterhaltung bedörffen / und selbsten auf den Feldern ihre Nahrung suchen / und die Körnlein hin und wieder zusammen klauben und auffessen / so muß man doch zu denen Zeiten / wann im Feld nichts zu finden / auf ihre Unterhaltung bedacht seyn / der Hirsbrein wird wol für ihr bestes Futter gehalten / darnach auch Haber / Wicken und allerley ausgeräutertes Getreyd / weil fast weder Hülsen- noch andere Kern-Frucht zu finden / welche die Tauben nicht willig und gern annehmen / indem sie in dem Feld-Flug darzu gewöhnet sind / daß sie fressen / nicht was sie wollen / sondern was sie finden; je besser nun die Tauben unterhalten werden / je lieber bleiben sie / je fetter und besser werden sie / und je öffter brüten sie / da hingegen / wo sie Noth leiden müssen / leichtlich sich durch fremde Tauben verlocken und wegführen lassen / und wann sie ein wenig einen Ort finden / wo sie es besser haben / verlassen sie die alte / schmale und kalte Herberge / und bleiben / wo es ihnen besser gehet.

Die Unkosten / so auf die Flug-Tauben jährlich gehen / erstrecken sich auf 5 Monat / worinnen man weder säet noch erndtet / das ist vom halben November an / biß zu Ende des Jenners / und vom April an biß auf den halben Junii / die übrige Zeit werden sie durch Freygebigkeit der gütigen Natur gespeiset. An der Verpflegung nun / die währende Mangel-Zeit über / ist die gantze Tauben-Wirthschafft gelegen; so muß man auch die Speisen nach den Zeiten eintheilen. Die beste Fütterung soll man auf den Frühling / wann sie legen und brüten / behalten / damit sie ihre Jungen / die man zum Flug behält / desto schneller und besser ausbringen können / darum soll man ihnen im April / May / und theils auch im Junio / Hirs / Haiden / Gersten / Dünckel / und was aus dem Treyd geräutert wird / fürwerffen / Haber / Hülsen-Früchte / und geschrotene Eycheln; aber den Winter durch / da kan man ihnen auch geben die Weinbeerkörnlein / die man deßwegen im Lesen aus den Trebern auslesen / und zu diesem Ende aufheben solle. Damit kan man auch verwehren / daß sie nicht vor der rechten Zeit legen / welches so wol den Alten / als den Jungen offtmals verderblich fället / davon die zu der Winters-Zeit kargliche Unterhaltung sie abhält / und gegen den Frühling / als zur rechten Brut-Zeit / desto bessere Nahrung sie antreibet.

Herr de Serres will / man soll bißweilen zu ihrer Speise ein wenig Feld-Kümm mischen / weil sie dardurch sehr erfreuet werden. Das Futter wird auf unterschiedliche Weisen ihnen ausgestreuet. Etliche geben ihnen heraussen / nicht weit vom Taube-Kobel / an einem saubern und ebenen Ort / und gewöhnen sie zum Pfeiffen / oder einer gewissen Stimme / sie herzulocken / welches nun artig zu sehen / wann sie von allen Orten so häuffig zufallen / und neben anderm Mayer-Geflügel (weil die Taubenhäuser meistens in des Mayerhauses Hof stehen) die fürgegebene Speisen mit Eil und Eifer verzehren / da man nicht allein seine Tauben täglich sehen kan / und gewöhnet man die Mäuse und Ratzen nicht so sehr in die Köbel / als wann man ihnen täglich ihre Speise daselbst hinein streuet / so kan man auch / weilen / zur Zeit der Fütterung / keine Tauben im Kobel bleibt / denselben entzwischen desto besser und gelegensamer aus-

putzen / und die Jungen / was man zur Kuchen haben will / ohne weniger Getümmel heraus suchen.

Andere aber haltens für rathsamer / wann man ihnen das Geässt in den Kobel auf saubere Bretter streuet / dann ob man wol die Tauben nicht also sehen kan / so kommt doch alles Futter daselbst den Tauben zu gut / welches sonst das andere mitfressende grösse Mayergeflügel das meiste auffrisset / und wol die Tauben davon weggebissen / und am Fressen verhindert werden. Man soll eine gewisse Stund im Füttern halten / wie man will / ausser zu Mittage soll man die Tauben nicht beunruhigen / weil sie damals zu rasten pflegen / das kan am besten geschehen zu frühe / und zu Abends / so kehren sie auch desto lieber in ihre Nachtherberg ein. Etliche geben ihnen des Tages nur einmal / ist aber viel zu wenig / und müssen die Tauben andere böse Ding / als Steinlein und dergleichen / aus Hunger fressen / und wird schlechter Gewinn davon zu hoffen seyn.

CAP. CXIX.

Etliche Tauben-Künste.

WAnn man fremde junge Tauben kaufft / und in seinen Kobel gewöhnen will / sagt Herr de Serres, soll man von einem geschnittenen Ziegenbock den Kopff und die Füsse so lang sieden lassen / biß sich das Fleisch vom Gebeine sondert / das soll man klein hacken / und wieder sieden / biß es ein dicklichtes Brühlein oder Süpplein wird / entzwischen soll man Hafner-Erden klein stossen / und alle Steinlein heraus klauben / hernach mit erstgemeldter Brühe wol abknetten / ziemlich saltzen / item Harn / Kümmel / Wicken / Hanffkörner / und anders Getreyd / wann man will / darunter mengen / und einen ziemlich harten Taig daraus machen / aus dem zweyer Manns-Fäust-grosse Kugeln formiren / an der Sonnen / oder im Back-Ofen / dörren und hart abtrocknen / aber doch nicht verbrennen. Dieser Kugeln leget man etliche in den Tauben-Kobel hin und her / damit spielen und kurtzweilen nun die Tauben / und mit dem Pecken des Schnabels zerschrickt die Erde / und kriegen bald ein Hanffkörnlein / bald einen Kümmel / Erbsen / Wicken oder Saltz / biß die Kugel gar verzehret wird / damit haben sie ihre Zeit-Vertreib / und bleiben desto lieber in dem Kobel.

Andere nehmen Laim von einem Back-Ofen / oder / welches besser / von einem Ofen / darinnen man Lebzelten bäcket / stossen ihn klein / mischen darunter Anis / Fenchel / Coriander / Hanffkörner / Waitzen / Gersten / Widertod / Eysenkraut und Saltz / alles mit Wasser / eingeknetten und in den Kobel gethan. Oder nimm Welschen Kümmel / stoß ihn / mit Honig und Waitzen-Mehl zu Kugeln gemacht / und fürgegeben. Auch gesottene Erbsen mit Kümmel gegeben. Andere waschen ihnen die Füsse / ehe sie in den Tauben-Kobel gelassen werden / so sollen sie nicht wegfliegen. Auch soll man zu diesem Ende Eysenkraut in den Taubenschlag stecken; item Eberwurtz klein schneiden / und ihnen unter ihr Geässe zu fressen fürsetzen.

Daß die Tauben nicht wegfliegen: Grab einen Kopf von einer Fledermaus in den Kobel.

Oder nimm der Tauben drey Federn aus dem Schwantz / und grab sie in den Mist.

Oder nimm Welschen Kümm / stoß ihn mit Honig und waitzenen Mehl / mache Kügelein daraus / und gib es ihnen / wann sie dann ausfliegen / so bringen sie andere mit sich.

Oder Erbeis wol gesotten / und Kümm darunter gethan / und den Tauben offtermals zu essen gegeben.

Oder wilt du die Tauben bey Hause erhalten / so nimm Eysenkraut / samt der Wurtzen / wol gedörrt / und zu Pulver gemacht / Ziegel oder gebrannten Laimen aus dem Back-Ofen klein zerstossen / und Saltz. Diese drey Stuck untereinander gemischt / und mit Menschen-Harn wol angemacht / in ein Tröglein gethan / und bey dem Taubenschlag / wo sie aus- und eingehen / aufgesetzt und angemacht.

Weisse Tauben zu färben: Wasch ihnen erstlich die Federn fein sauber mit starckem Alaun-Wasser / darnach nimm braunes / blaues und rothes Bräsili-Holtz / koche jedes absonderlich ziemlich dick in Alaun-Wasser / dunck die Hand / so warm du es erleiden magst / in obbemeldte Farben / und bestreich die Federn damit / auf welche Weise du wilt. Mit der Rinden / so zwischen der grauen obern Rinden und dem Weinschärling-Holtz ligt / kan man sie gelb färben / wanns / wie obgedacht / in Alaunwasser gesotten wird. Auch macht man sie grün / wann sie von blauen Bräsil und erstgedachten Weinschärling-Rinden bestrichen werden. Es gehet nicht ab / biß sie die Federn in der Maus verlieren. Und wie sonst die Tauben durch Gestanck vertrieben / also werden sie auch durch guten Geruch angereitzet / desto lieber zu bleiben. Wie man dann sagt / wann man einer Tauben eine Feder am Schweiff entzwey schneidet / doch daß der Kiel gantz bleibe / ihr ein wenig Alam fœtidam hinein thut / den Kiel verbindet / und sie also fliegen lässet / so verjagt sie alle andere Tauben / aber diß ist eine böse und verbottene Kunst / so wol auch / wann man mit Künsten fremde Tauben will herlocken / so keinem Christlichen Hausvatter (der fremdes Gut nicht begehren soll) wol anstehet / als hab ich dieser und dergleichen mehr abergläubischer und weder in der Natur / noch Erfahrung gegründeten Künstbößlein und Schalckstücklein / andern nicht Anlaß zu geben / Böses zu thun / keines weges gedencken wollen.

Zum Beschluß will ich aus Wolffgang Hildebrands Magiâ Naturali, daselbst viel fürwitzige / auch nicht so gar mit guten Gewissen thuliche Künstlein zu finden / anzeigen / wie die Tauben grün und gläntzend zu machen / wiewol es / seiner eigenen Bekänntniß nach / noch auf der Proba stehet: Man soll Hechten-Gall nehmen / und die Tauben-Eyer (Zweiffels ohne von weissen) damit salben / und sie also ausbrüten lassen.

CAP. CXX.

Wie die Tauben brüten und auferzogen werden.



Urch die jungen Tauben werden nach und nach die Tauben-Köbel besetzt/ vermehrt und erhalten / darzu man nun die besten Flug-Tauben von glatten rothen Füssen / glänzichten Hals / rothen Circul um die Augen/ langen Fittichen und guten Farben nimmet / die zwar in eines jeden Willkühr stehen; die den wilden Tauben ähnlich scheinen / hält man für schnell und dauerhafft/ und sind ins gemein die dunckelfärbigen besser als die weissen / welche der Habicht von fernen sehen und erkennen kan. So halten doch etliche darfür / die weissen haben ein zarter wolgeschmacker Fleisch/ als die andern.

Rauchfüssigte / Türckische oder Pfauen-Tauben gehören nicht in den Kobel/sondern nur in die Stuben. Die Tauben/ die man im Kobel hält / brüten vier- und mehrmal im Jahr (wann sie anders guter Art sind) wann man sie im Ausgang des Winters wol füttert/ so legen und brüten sie desto eher/davon die guten Merzen-Tauben / die man alle soll abfliegen lassen / erzieglet werden. Die Tauben/ Männlein und Weiblein/wechseln im Brüten miteinander ab/ und wann eines um die Speise flieget / sitzt das andere auf den Eyren / man sihet auch bißweilen / wann die Täubin in ihrer Aussenreyse gar zu lang verziehet / daß sie ihrer Wiederkunfft von dem Tauber mit Schlagen und Beissen darum gezüchtiget wird. Diß Umwechseln thut sonst kein anders Mayergeflügel/da die Weiblein nur allein brüten/und ist kein Geflügel im Mayer-Hof/ damit man weder mit den Eyern / noch mit dem Ansetzen brüten und Jungen aufbringen / weniger Mühe braucht / als eben mit den Tauben/sie legen/meistentheils zwey Eyer bald nacheinander/sie brüten solche/so bald sie gelegt sind/ in 40 Tagen legen/ brüten/ und ziehen sie ihre Jungen auf / daß mans zur Kuchen brauchen kan. Sie brüten 20 Tage/ erstlich kommt der Tauber / hernach die Täubin / bißweilen auf einen Tag zugleich / bißweilen in zweyen Tagen nacheinander/bey uns in den Köbeln brüten sie über vier- oder fünffmal nicht/in den Stucken aber/und bey guter Wartung / öffter im Jahr. Die Alten haben vermeynt/ das erstgelegte Ey sey allzeit das Männlein/ und das den folgenden Tag kommt/ sey das Weiblein: aber die Erfahrung bezeugt/daß sie offt auf einmal zwey Männlein / bißweilen auch zwey Weiblein ohn Unterscheid ausbrüten. In 3 Wochen fallen die Jungen aus. Wann sie fünff Monat alt worden/ legen sie / also daß die im Mertzen ausgezüchte Tauben / noch im selben Jahr im Julio oder Augusto schon sich paaren/ legen und ausbrüten. Wann die Täubin von dem Tauber besaamet worden / so ist den fünfften Tag darauf das Ey zeitig / und haben offt Eyer und Jungen zugleich. Die Alten haben so viel auf die Tauben gehalten: daß man/ zu Marci Varronis Zeiten / fünfftausend Tauben in einem Kobel gehabt hat.

Theils wollen / die Abwechslung des Brutens / geschehe also / daß der Tauber des Tages / die Täubin aber des Nachts brüte / so doch durchgehend nicht zu spühren ist. Colerus schreibet / der Tauber setze sich Mittags über die Eyer / und brüte biß auf den Abend/ darnach brüte die Täubin die gantze Nacht durch / biß Morgen wieder auf den Mittag / hat also im Brüten die gröste und meiste Mühe. Was vom Martio an/ biß auf Pfingsten ausfällt/ behält man zur Zucht / weil dieses desto stärcker und kräfftiger den Sommer durch werden kan / mag auch dem Habicht desto leichter entrinnen; was aber nach Pfingsten fällt / ist am besten/ entweder verspeiset/oder verkaufft/ weil sie sonst nur der Raubvögel Speise werden/oder doch/wegen der Kälte des annahenden Winters / nicht zu Früchten kommen können.

Wann sie ihre Jungen ätzen wollen / blasen sie ihnen erstlich ihren Kropff auf/ damit Essen und Trincken darinn Platz habe/hernach stecken sie ihnen den Schnabel in ihren Mund/ röhrlen die gefressenen und in ihrem Kropf schon halb verdaute Körnlein / so viel sie bedörffen / in ihren Kropf / und geben ihnen auch darauf gleichermassen zu trincken; also muß man um diese Zeit die Alten desto freygebiger mit Speise versehen / damit sie ihre Jungen desto eher aufbringen.

CAP. CXXI.

Wie mit den Tauben umzugehen.



Jeweil die Flugtauben gemeiniglich klein sind/ vermeynt Herr de Serres, man soll sie mit den rauchfüssigen grossen Tauben paaren/ die nicht gar zu grosse Federn an den Füssen haben/ so entstehe eine dritte Art der Tauben daraus/die grösser sind/als die gemeinen/ auch von zärterm Fleisch/und nicht so schwer und rauchfüssig / als das eine Theil ihrer Eltern; wann man gemeine Tauber zu rauchfüssigten Täubinnen thut/ oder diese Tauber zu jenen Täubinnen / so bekommet man eine schöne grosse Art Tauben / die nicht weniger ins Feld zu fliegen taugen.

Tanara in seiner Economia del Cittadino in villa fol. 195. will/ man soll den Tauben im Winter Weinbeerkörnlein/und klein-gestossene Eycheln geben/ damit sie nicht zu zeitig brutig werden / aber nach verflossenem Januario soll man sie mit besserm Futter versorgen.

Die Anzahl der Tauben darff anfangs so groß nicht seyn/ als die Grösse des Taubenhauses/ und die Menge der Nester / weil mans ohne diß in kurtzer Zeit von den auferzogenen jungen Tauben anfüllen kan ; doch soll man anfangs auch nicht zu wenig Tauben hinein thun/ weil man hernach auch lang warten muß / und nichts darvon geniessen kan ; wann man 500 Nester im Kobel verfertiget / mag man wol 100 paar Tauben anfangs hinein setzen / so kan man das übrige desto eher besetzen/ und hat desto geschwinder die Nutzung.

Wann man anfangs die Jungen / ehe sie noch völlig fliegen lernen / mit samt den Alten kaufft / so bleiben die Alten/wañ sie wol gefüttert werden/desto lieber im Kobel/ und könen/ihrer angebohrnen Eigenschafften nach/ ihre der Eltern Fürsorge noch bedürfftige Jungen nicht so bald verlassen/ unterdessen gewohnen sie des Kobels/ und ihrer Gesellschafft / und vermittels guter und ergäbiger Verpflegung/gewinen sie den Ort lieb und bleiben

gerne; nichts destoweniger muß man sie wenigstens 14 Tage/ oder gar 3 Wochen/ also einschliessen/ daß sie nicht ausfliegen können; die Fenster mag man mit Netzen verhängen/ so haben sie dennoch Liecht. Entzwischen muß man sie täglich zweymal speisen / und allzeit frisches Wasser in einem saubern Tröglein beysetzen / und offt abwechseln / und sonderlich Hirsen und Haiden / und was sie sonst gern fressen/ untermengen. Will man aber den Taubenkobel mit lauter jungen Tauben besetzen/ muß man anfangs ein paar alte Tauben zu ihnen thun/ von denen sie das Pecken und Fressen desto eher lernen.

Wann mans zum erstenmal auslässet / muß es an einem dunckeln trüben Tag / gegen Abends / geschehen/ damit sie nicht zu weit ausschweiffen / und das erstemal sich verirren oder gar verlieren möchten/ also werden sie allein nahend ums Taubenhaus herum flattern/ die Gegend und Gelegenheit der Felder nur von fernen besehen/ und gleichsam auskundschafften/ und ehe die Nacht anbricht/ wieder ihr Nachtläger suchen; wiewol etliche nicht so bald wieder in den Kobel kehren wollen / darinnen sie so lang gefangen gesessen; wann sie aber keine bessere Bewirthung finden/ und der Hunger sie der guten Wartung erinnert/ werden sie doch/ wo nicht den ersten/ doch andern und dritten Tag wiederkehren / und endlich ihre beständige Wohnung darinnen nehmen. Etliche rupffen ihnen anfangs die Schwingfedern aus/ damit sie/ weil sie nicht weit fliegen können / gezwungen werden / nahend um den Taubenkobel zu bleiben / doch halte ich den ersten Weg für besser/ weil sie/ also gestümmelt / erst nach der Maus ihre Federn wieder bekommen / und indessen von dem Raub-Vogel leichtlich erhaschet und aufgefressen werden.

Von den aberglaubischen Mitteln / die Tauben im Schlag zu behalten/ mag ich nichts melden/ von andern guten und zulässigen Stücken ist allbereit droben im 119 Capitel gedacht worden. Das erste Jahr muß man alle Tauben bis zu Anfang des Augusti abfliegen lassen / damit das Taubenhaus desto eher und schleuniger besetzet werde; die folgenden Jahr lässet man sie nur bis auf Pfingsten / oder längest zu Ende des Junii / zur Zucht überbleiben/ was im Julio / Augusto und später fällt / wird zur Kuchen genommen.

Der Tauben-Kobel muß sauber und rein gehalten werden/ nicht allein darum/ weil dieser Vogel allen Gestanck und Unflat hasset; sondern auch / weil in dem Mist allerley Ungezieffer zu wachsen pfleget / welche die Tauben sehr quälen und belästigen / aufs wenigst in 4 Wochen einmal soll er ausgeputzt seyn; der Mist wird an ein verdecktes Ort gebracht / wohin weder Sonne/ Wind/ noch Regen kommen kan / bis er zur Dungung gebrauchet wird.

Herr de Serres sagt / daß er in Franckreich so hoch gehalten wird / daß man ihn mit gleich so viel Gersten bezahlet / ja daß etliche allein darum Taubenköbel zurichten / diesen guten Mist zu haben / den sie vor ihr bestes Einkommen halten / und das Tauben-Fleisch nur gleichsam als eine Zugabe schätzen.

Man muß monatlich nicht allein das Fletz oder den Boden im Taubenhaus / sondern auch alle Nester sauber und rein ausmisten / alles was unsauber / darunter auch die todten Tauben / auch was kranck ist / heraus nehmen / damit die andern gesunden davon nicht angesteckt werden; was etwan von den Jungen aus den Nestern gefallen / muß man wieder hinein heben / und hernach den Kobel mit Weyrauch / Storax oder Benzoin beräuchern/ auch soll man stets wolriechende Kräuter / als Rosmarin / Lavendel/ Spica / Kranwetten/ Thymian und dergleichen/ hineinlegen/ welche die Tauben gern haben / und ihre Nester davon versorgen und bauen können.

Weil aber diß die gröste Kunst ist / einen Tauben-Kobel also beständig können erhalten / daß er fort und fort nutzbar bleibe / indem an vielen Orten grosse und wol-besetzte Köbel sind / die nichts destoweniger nicht viel Junge dem Hausvatter liefern/ oder ihre Wartung und Futter damit bezahlen können; als muß man sich befleissen / die Ursachen dieses Abnehmens zu erfahren/ und aus dem Wege zu raumen. Also muß man vornemlich wissen / daß die Unordnung daran schuldig / wann man die alten Tauben nicht zur rechten Zeit ausmustert/ diese sind nicht allein nichts mehr nütz / sondern sie verursachen auch alle diese Verwirrung / sie beissen die jungen Tauben/ brechen und fressen ihnen die Eyer/ verderben die Jungen/ und zertretten sie gar.

Nach Aristotelis Meynung / leben die Tauben acht Jahr/ vier Jahr sind sie fruchtbar und gut/ die übrigen sind sie unnützlich/ darum soll man alle Tauben/ so bald sie das vierte Jahr zurück gelegt haben / wegthun: und diese Musterung soll jährlich gehalten / und also das Taubenhaus in gutem Zunehmen erhalten werden; weil aber der Tauben Alter/ nach dem Gesicht/ nicht eigentlich zu unterscheiden / ist vonnöthen / daß man anfangs den Taubenkobel mit jungen Tauben/ die meistentheils eines Alters/ oder doch über ein paar Monat nicht voneinander sind/ besetze/ und sie alle mercke / etliche binden ihnen gewisse tüchene Bändel an die Füsse; andere ziehen ihnen Fäden durch die Kiel am Schweiff oder an der Flüge / so aber alles ungewiß und theils unsicher; das beste / die Kläulein mit einem scharffen Scheerlein nur ein wenig (ohne ihren Schaden und Schmertzen) stutzen / darum soll man alle Jahr (kan am besten im Winter geschehen) wann die Tauben alle beysammen sind / den Kobel überall/ Fenster und Thüren/ mit Netzen vermachen; zween aber sollen gemach und bescheidentlich hinein gehen/ die Tauben nacheinander fangen/ (und weil sie alle jung / und in Besetzung des Kobels gleiches Alters seyn sollen) mag man/ wann sie nun einjährig / einer jeden ein wenig von einer Klauen wegstutzen / und dieses soll man jährlich im Winter wiederholen / biß ihnen endlich vier Klauen also gestutzt sind / die muß man alle ausmustern/ und nicht länger im Tauben-Kobel bleiben lassen / die kan man in etliche grosse darzu bereitete Steigen einschliessen/ die noch die vier Zeichen nicht haben/ wieder in Taubenkobel schliessen / die ausgemusterten aber in die Kuchen oder auf dem Marckt schicken; was wieder in den Kobel kommt / muß zehen oder vierzehen Tage verschlossen/ nicht ausgelassen/ und inzwischen wol gefüttert seyn / so vergessen sie des Larmens bald; man kan diese Zeichen an beeden Füssen/ an jedem zwey machen / und dieser Schnitt bleibt immerdar / und wächset nicht wieder zusammen/ sondern man kans allwege erkennen.

Diese Ordnung ist leicht zu halten/ was jung ist / und gar kein Zeichen hat / dem stutzt man eine Klauen; was schon ein und zwey gestutzt hat/ dem stutzt man noch eine/ was aber schon alle vier Klauen gemerckt hat/ das muß

fort / in eine absonderlich darzu vorbereitete Steige; Andere thun diese Wirthschafft im Herbst / zu der Wintersaat / weil sie damals fett sind / und das ausgemusterte desto leichter zu verkauffen.

CAP. CXXII.

Von den rauchfüssigen und Stuben-Tauben.

DIese Tauben kosten zwar mehr als die Feld-Tauben zu unterhalten / aber sie werden fast alle Monat / Sommer und Winter / wo man anders recht mit ihnen umgehet / Junge haben / so hat ein Hausvatter auch im Winter junge Tauben zu essen / und weil sie an Grösse und Güte des Fleisches den gemeinen weit vorzuziehen / soll man sichs desto weniger dauren lassen / ein Duzet oder zwey von dieser Art in einem bequemlichen temperirten Gemach zu ernähren. Herr de Serres sagt / daß die Jungen den Wachteln und Turteltauben an Zärtigkeit wol gleich zu schätzen; etliche deren sind mit zottichten rauhen Füssen / etliche mit grossen Federhauben auf dem Kopf / etliche machen mit dem Schweiff ein Rad / wie die Pfauen / darum man sie auch Pfauen-Tauben heisset; etliche sind schwartz und glänzig mit weissen Köpffen / etliche roth und dunckelfärbig / etliche schwartz und weiß mit Tygerflecken gesprengt.

Herr de Serres hält die gäntz weissen / und die an den Füssen die wenigsten Federn haben / für die besten / dieweil sie leichter brüten / wiewol man die allzulangen Federn mit einer Scheer wol abschneiden darff.

Das Zimmer muß liecht und gegen Aufgang oder Mittage seyn / die Fenster im Sommer offen / aber mit eysernen Gättern versehen / denn je besser man sie einhält / und je weniger man sie umschweiffen lässet / je fruchtbarer sind sie; ihre Nester werden nicht anders / als wie sonst im Taubenkobel / nachdem man viel oder wenig halten will / eingerichtet / sie werden auch nicht anders / als wie die Flugtauben gespeiset / ausser wann die grosse Kälte kömmt / muß man ihnen besser warten / damit sie legen und brüten können / sie müssen auch allzeit in einem oder zwey grossen Tröglein oder Geschirren Wasser haben / die man täglich ausputzen / und mit frischem Wasser wieder füllen muß / ihre Stuben muß man wochentlich auskehren / Stuben und Nester ausreinigen / und guten Rauch machen / auch / wie oben bey den gemeinen Tauben gemeldt / gute edle Kräuter hinein legen.

Die im Winter legen und brüten sollen / muß man besonders diejenigen darzu erwählen / die vorher einen Monat oder paar ausgesetzt und gefeyret haben / sie in ein nicht weites / warmes und doch lufftiges Ort einschliessen / ihnen besser / als Hirsen / Hanff- Brod-Bröslein von der Tafel / und dergleichen zu fressen geben / und stäts reines Wasser beysetzen / solches aber / wann es draussen gefrieret / ein wenig mit laulichtem Wasser temperiren; die jungen Tauben werden desto eher fett / wann man ihnen noch eher / als sie fliegen mögen / die grossen Schwingfedern der Flügel ausrauffet / man kan sie auch bey den Füssen anbinden; Andere brechen ihnen gar die Füsse entzwey / also weil sie weder fliegen noch gehen können / dencken sie auf nichts anders / als das Essen / und werden in kurtzer Zeit überaus fett und gut; unter diesen ist das Beinbrechen das gewisseste / weil ihnen aller Schmertzen in 3 oder 4 Tagen vergehet.

Noch ist eine geheime Art zahmer Täublein bey uns zu finden / die Türckische Täublein / Zweiffels ohne / weil sie aus Türckey anfänglich gebracht worden / auch wegen ihrer kütterenden Stimme / lachende Täublein genannt werden / sind an der Grösse wie unsere Turteltauben / wie Semelfarb / etwas weißröthlich / die Schwingfebern an den Flügeln und in dem Schweiff mit schwartz oder dunckel-Aschenfarben Federn vermischt / fressen Hanff / Hirsprein / und was andere Tauben fressen / werden nur in den Stuben gehalten / brüten und züchten darinnen / und mehren sich bald; man muß sie mit Futter und reinem Wasser offt und fleissig versehen / ist ein angenehmes holdseliges Thierlein / von dem obern Hals bis an die Gurgel haben sie ein schwartzes Streiflein / ihre Füßlein sind roth / und die Augen geiblicht mit einem subtilen Umkreis.

CAP. CXXIII.

Von der Tauben Feinden.

WAnn die Tauben ansitzen / muß man verhüten / mit grossem Gepolder / Schiessen / Schreyen ihnen Unruhe zu geben / wie man auch allen Thieren den Zu- und Eingang bey ihnen abschneidẽ und verwehren muß; so muß man auch / wann man Junge in die Kuchen nehmen will / zu einer solchen Zeit in ihren Kobel gehen / wann die meisten auf den Feldern sind / oder wann sie zum Fressen in den Hof abgelocket worden sind / und dieses darzu so still und bescheidentlich / daß die etwan noch darinn sich befindende ansitzende Tauben nicht geschreckt und verscheuchet werden.

Von äussern Feinden ist der Habicht der schädlichste / dem ein Hausvatter in seiner Gegend fleissig nachzustellen / und sonderlich im Frühling alle Gestelle dergleichen schädlichen Vögel in den Höltzern / auf den dicken Bäumen und Steinritzen fleissig auszuspühren / und die Alten samt den Jungen zu vertilgen / sich bemühen solle / dann wo man allein die Jungen abnimmt / und die Alten nicht mit gestellten grossen Leimruthen zugleich abfähet / machen sie ihnen gleich wieder ein ander Gestelle / und nisten an einem andern Ort; man kan sie auch auf ihren Nestern mit starcken Mäschen fangen / oder aufpassen und todt schiessen / wie dann die Wild-Schützen deßwegen ihr Jäger-Recht billich haben.

Dann was die Alten von ihrem Tinnunculo oder Windwähel (wie er in Oesterreich genennet wird) melden / er solle die Tauben vor den Habicht beschirmen / ist mehr unglaublich / als wahrscheinig / weil er nicht grösser als ein Guckuck / und einem Habicht zu widerstehen viel zu schwach ist / auch zu wenig Hertz und Muth hat; daß aber etwan sonst eine Sympathia zwischen diesem Vogel und den Tauben sey / bleibt dahin gestellt / indem sie wollen / man solle vier junge Windwähel / jeden in einen verdeckten Topf thun / verlutiren / und also in die vier Winckel des Taubenhauses aufhängen / so sollen

den Tauben ihre Herberge so angenehm werden / daß sie solche nimmermehr verlassen.

Vor Marder / Iltiß / wilde Katzen / Ratzen / Mäusen / Wieseln und Schlangen / ist kein besser Mittel / als der Taubenkobel sey unten und oben so wol versichert / daß sie dergleichen Ungezieffer nirgendswo / sonderlich des Nachts einschleiffen möge; so hat man auch bey allen Wirthschafften Marderfallen / Mäus- und Ratzen-Fallen / damit diese böse Thier abgeschaffet werden; man hat auch allerley Stöß / mit Leim / Netzen und Fallen auf Habicht und anders Schad-bringendes Raub-Geflügel / denen man mit einer Tauben / oder einem jungen Hünlein zu richten pfleget.

Die Schlangen sind mit gewissem Rauch zu vertreiben / sie sollen auch in kein Tauben-Haus kriechen / wann der Schlag und die Fenster etwas vom Eschen-holtz angenagelt haben.

Herr Heresbach schreibt: er habe in seinem Taubenkobel selbst eine Nachteul gefunden / die mitten unter den Tauben ein Nest gehabt / auch habe er nächst in einem hohlen Baum / worinnen die Eulen genistet / viel Zeichen von gefressenen jungen Tauben gefunden / daher sich vor diesem Feind so wol / als vor den Raben und Krähen vorzusehen / und solche / so viel möglich zu vertilgen und zu verscheuhen.

Wider die Wiesel wollen die Alten / man soll Rauten in den Taubenschlag hengen / so sollen sonderlich die Katzen nicht hinein begehren; der Wolffs-Kopf in den Kobel aufgehencket / soll alle schädliche Thiere ausbannen.

CAP. CXXIV.

Ihre Kranckheiten / und was von ihnen in der Artzney gebraucht wird.

Die Tauben / sonderlich die Flug- und Feld-Tauben / sind gesunde Vögel / wann sie sauber gehalten und recht gefüttert sind / erkrancken sie leichtlicht nicht. Die Läus aber / die bißweilen an ihnen wachsen / geben ihnen manchmal grosse Ungelegenheit / da muß man den Kobel mit Wermuth-Wasser / darinn auch Staphysagria oder Läuskraut gesotten / besprengen / und fleissig auskehren. Die rauchfüßichten Tauben / weil sie viel Koth / bißweilen auch Haar und Zwirn um ihre Füsse legt / müssen offt besehen / aller Unrath daselbst weggenommen / und die allzu dicken und langen Federn mit einem Scheerlein / (wie schon gesagt) weggeschnitten werden.

In der Artzney wird ihr Fleisch gelobt / denen Gichtbrüchtigen / Zittrenden und Schwachen wieder zu helffen / sonderlich von den jungen Tauben / bekräfftigen auch die schwachen und zum Gehen unvermöglichen Füsse / wie auch Serenus bezeuget:

Sin autem subito replicantur corpora morbo
Contractos revocat nervos caro sumpta Columbæ.

Darum sie auch die / so neulich von einer Kranckheit aufgestanden / und wenig Geblüt und Kräfften haben / fleissig brauchen sollen.

Galenus sagt / daß sie in den Nieren-Schmertzen gut seyn sollen.

Ein frisch-abgetödte / und auf einen Schlangen-Biß gelegte Taube / ziehet alles Gifft aus / wann man sie voneinander schneidet / auf das Haupt gelegt / stillet es die Wahnsinnigkeit. Das Hirn soll ein Irritamentum Venereum seyn.

Das Tauben-Blut ist gut / wann man wird ins Auge geschlagen / sonderlich wann einen Tauber die Ader unter der Flüge gelassen wird; diß soll auch das Podagra lindern.

Cornelius Celsus sagt / daß die Tauben-Leber den Lebersüchtigen überaus heilsam seye.

Ein Pflaster aus Tauben-Mist / Gersten-Mehl und Essig / lindert / und erweichet alle harte Geschwulsten / wie auch die Kröpffe. In einer Clystier applicirt / sagt Avicenna, daß es die Colica vertreibe; mit Hönig vertreibts die Wartzen; mit Essig den Zwittrach und schrafe Flecken; mit Hönig zu einem Pflaster gemacht / und um den Hals gelegt / vertreibt es die Anginam; auf den Bauch geleget / stillet es den Durchbruch; mit Geiß-Milch gemengt / heilet es die Apostem und Fisteln. Dieser Mist mit Gersten-Mehl / Schweinen-Fette / und Eyerklar vermischt / gesotten und übergelegt / stillet die Schmertzen der Nieren. Wer mehr davon wissen will / der besehe D. Guilielmi van den Bosche Leodii Historiam Medicam l. 1. c. 20. daraus dieses meistentheils genommen / da wird er mehr finden.

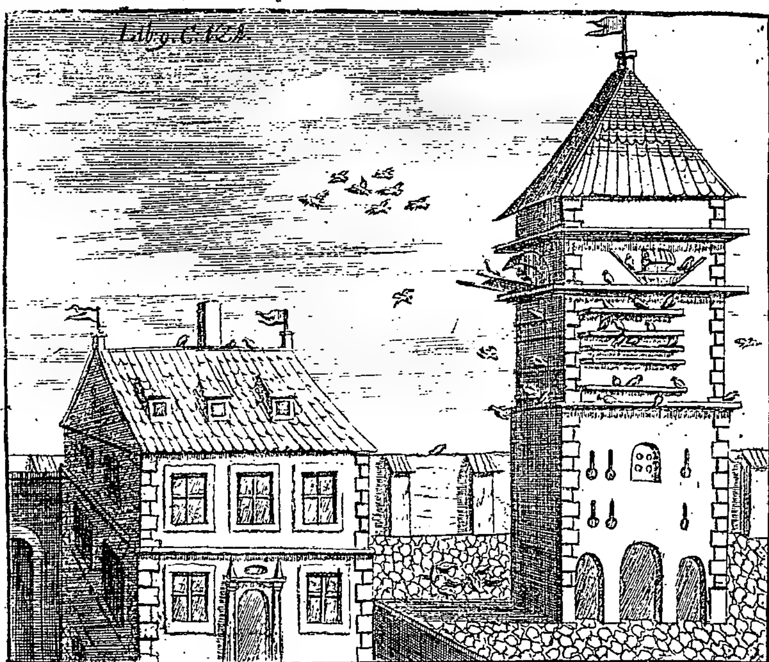
Tanara sagt / daß man das Tauben-Blut in einem Back-Ofen dörre / hernach wieder mit Rosen-Wasser zerreibe / und an der Sonnen wieder abtrockene / darnach mit dem vierten Theil eines gerechten Bisems vermische / so wird es einem düncken / es sey ein guter edler Bisem / das ist aber eine Verfälschung / mehr zu wissen / als zu gebrauchen.

Aldrovandus sagt / die Egyptier halten dafür / wer Tauben-Fleisch esse / sterbe nicht an der Pest / deren Könige bey Sterbens-Läufften mit Tauben-Fleisch gespeiset worden.

CAP. CXXV.

Vom Tauben-Hause.

An der Erbauung eines Tauben-Hauses ist so wol wegen der Sicherheit / als auch wegen der Bequemlichkeit nicht wenig gelegen. Erstlich muß der Ort mehr weit / als enge seyn / weiln sie gern Platz haben. Herr de Serres hält die runde Figur eines Tauben-Hauses darum besser als die eckichten / weil / wann es glatt / wie es seyn soll / beworffen wird / die Mäus und Ratzen nicht so leichtlich hinauf klettern mögen wie an den eckichten. Will man aber lieber eckichte haben / so stehen die Acht- und Sechs-Eck zierlicher und besser als die Vier-Eck / wiewol jeder hierinnen seinem Belieben folgen / und sich nach der Beschaffenheit und Gegend des Platzes / den er darzu ausersehen und erwählen will / richten und reguliren mag. Es sey aber das Taubenhaus auf dem Feld oder im Hof drinnen / so soll es doch frey / und nicht an andere Gebäu angehencket stehen / damit das Ungezieffer oder schädliche Thier sich nit so bald hinein stehlen mögen so weit als möglich



der Raub-Vögel halber) von Wäldern und hohen Bäumen entfernet / das Wasser aber zu ihrer Tränck soll über ein paar Büchsen-Schuß nicht entlegen seyn / wo nicht ein Röhr-Brunn / Grand oder Teichlein im Hof ist / da sie ihren Jungen das Trincken nahend holen können.

Herr de Serres vermeynt / wann ein Kobel 3 oder 4 Klaffter im Diametro die Weiten betreffend / und um ein Viertheil höher gebauet ist / so könne man viel Tauben unterbringen; wann er gewölbt ist / so ist er im Sommer kühl / und im Winter warm / welches denen Tauben fürträglich ist; das Dach mag etwas fürgeschossen seyn / so wol das Gemäuer vor dem Regen zu versichern / als auch den Tauben im Sommer desto mehr Schatten / im Winter aber desto mehr Schirm vor den Winden und Regen zu geben.

Der Ausflug soll gegen Morgen oder Mittag gerichtet werden / aufs wenigste gegen dieser Gegend / wo die meisten Felder (dahin sie ihren Flug um die Nahrung nehmen) zu finden. Die Thür / oder der Eingang soll also stehen / daß man sie von des Herrn Zimmer / wenigsten von der Mayer-Stuben sehen kan / damit man sehe und wisse / wer aus- und eingehet / und weil nur von Rechtswegen einer allein damit umgehen solle / haben andere darinnen nichts zu schaffen / würde auch anders nicht als für einem Diebstahl gehalten / wann jemand anderer unerlaubt hinein zu kriechen sich unterstehen solte.

Je besser die Sonne / so wol in ihrem Auf- als Niedergang den Kobel bescheinen und durchscheinen mag / je nützlicher und besser ist es / sonderlich zur Winters-Zeit; dann im Sommer in den langen Tagen ist die Sonne so hoch / daß sie mehr auf das Dach / als in den Kobel scheinen / und also die Tauben mit ihren heissen Strahlen nicht sonders belästigen und verunruhigen kan; die Fenster / wordurch das Liecht eindringet / sollen mit Glas und Gättern verwahret; der Taubenschlag muß nicht gar zu groß / auch nicht all zu enge seyn / mit Sitzstangen und einem Fallgattern / damit man den Kobel herunten aufmachen und schliessen könne; die Wände an dem Taubenhaus sollen inwendig und auswendig glatt geweisset seyn / nicht allein / damit die Tauben ihre Wohnung von Weiten erkennen / sondern auch daß die Ratzen und Mäuse nicht hinauf kriechen; damit aber der Wurff (wie offt geschiehet) nicht so bald sich abledige / und durch Regen und Wind aufgezogen / wieder abfalle / so gibt Herr de Serres diesen Rath / wordurch das Getünche nicht allein zierlich / sondern auch beständig und dauerhafft werde: Man nimmt schönen neuen weissen Kalch / der noch ungelöscht ist / zertrieben und durchgesiebet / daß er klein werde wie ein Mehl / man macht den mit weissen Wein an / wann mans haben kan / oder in dessen Mangel / mit Wasser / weisse Kißling aus dem Bach / und Glasscherben klein zermalmet / thut man auch etwas weniges darzu / mit ein wenig weisser Scheerwolle von dem Tuchscheerer / welche alles desto besser zusamen hält / diß alles mit einer grossen höltzernen Spaten wol und lang durcheinander abgetrieben / bis alles zu einem wolabgemischten Mörtel werde / daß mans kan an die Mauren anwerffen; hernach nimmt man davon ein wenig in ein klein Geschirr / thut etliche frische Eyerklar darzu / rührts wol um / und wirffts ohne Verzug an die Wand / ehe sich die Eyerklar härten kan / und also verfährt man nach und nach mit der Tünche / daß man die Eyerklar nicht eher braucht / als wann man gleich bewirfft / und mit der Kehlen so glatt macht / als es möglich ist / diß wird dem Ungewitter lange Zeit und sehr wol widerstehen / wird auch / sonderlich wann das Taubenhaus rund ist / kein Ungezieffer sich daran halten oder hinauf kriechen können; ist aber der Ort eckicht / kan man glatte eyserne zwiespännige Blech an die Ecken einsetzen lassen / darüber kein Ratz

oder Maus wird passiren können; damit sie aber auch unten bey dem Fundament nicht eingraben mögen/ mag man um den Tauben-Kobel herum ein paar Spannen hoch um und um Sand schütten lassen / welcher / ob sie schon eingraben wolten / der immer nachrieselende und einfallende Sand sie doch daran verhindern würde.

Herr de Serres vermeynt/ in dieser Wirthschafft wäre das nützlichste/ wann man zwey Taubenköbel / einem im Feld/ den andern im Mayerhof/ nicht gar zu weit abgesöndert hielte / damit die Tauben von einem zum andern nach Belieben wechslen könten / wurde man aus diesen zwey Köbeln mehr Tauben bekommen / als sonsten von vieren/ die weit voneinander entlegen wären.

Sie werden auch wol nur von Holtz auf eine oder zwo Seulen gemacht / die dauren aber nicht so lang / leiden von den starcken Sturmwinden grossen Uberdrang / und müssen die Säulen in der Mitten mit glattem Blech umgeben werden / dem Ungezieffer den Paß abzuschneiden.

Die Nester inwendig werden von Häfner-Erden / Steiln oder Holtz gemacht/ im Holtz wächset das Ungezieffer gar leichtlich / worvon die Tauben sehr belästiget sind; die von Erden sind kühl/ müssen aber ziemlich groß seyn/ damit die zwey Tauben samt ihren Jungen genug Platz darinnen/ und ihre raumliche Umkehr haben mögen; Etliche machen ihnen Körbe aus Weiden oder Stroh geflochten / die man an der Wand umher / an darzu eingeschlagene starcke Nägel anhängen/ und wann man will / herab nehmen und wieder aussäubern kan; weil man aber am hinauf-hangen bald irren / und eines an des andern Platz hängen kan / werden dardurch die Tauben irr gemacht / zu dem währen solche auch nicht lang / und zerreissen oder brechen bald / also daß man stets etwas zu flicken hat; die von Laden sind darum nicht gut / weil man sie nie so genau kan zusammen fügen/ daß es nicht Klumsen habe/ dardurch den Mäusen der Paß geöffnet und angeleitet wird; die aus Häfner-Erde aber sind dicht beysammen / und fast die beste Art zu Nestern.

Die erste Reyhe der Nester soll von der Erden drey oder vier Schuch hoch seyn / damit man darunter sauber auskehren / und allen Unflat ausreinigen möge; so mögen auch die Mäuse nicht so leichtlich von der Erden hinauf in die Tauben-Nester kommen; das Mäuerlein / darauf die ersten Nester stehen / wird von einer Mauer zur andern gewölbt / und der Bogen untersich aussenher mit abwärts gestülpten Leisten / wie mit einem Canal / versichert / daß / wann schon die Mäuse biß an den Bogen klettern / wegen seiner Krümme weiter hinauf zu den Nestern nicht gelangen mögen; es muß aber dieser Canal von glattem Zeug seyn / daran sich weder Ratzen noch Mäuse halten mögen; ist aber der Kobel von Holtz / muß man die unterste Bretter mit scharffen eysernem abwärts-gehendem Blech beschlagen / so ist es gleich so gut; so auf diese erste Reyhe werden mehr Nester gesetzt / biß auf zwey oder drey Schuch vom obersten Gewölbe; auf der höchsten Reyh der Nester ligen Laden / die einen Schuch über die Nester heraus gehen / und glatt gehobelt und aussen geschärfft sind / daß sich auch von obenher kein Ungezieffer einschleiffen möge.

Die Reyhen der Nester soll man nicht gleich Schnur-gerad eines auf das andere / sondern also setzen / daß in der andern Reyhe allzeit eines davon zwischen zweyen Nestern auf die erste Reyhe / wie in einem Triangel / eingesetzt / und also fort und fort continuirt werde. Der Boden soll mit gutem Estricht geschlagen / oder gar mit Steinen gepflastert seyn; ein jedes Nest soll ein Spitzstänglein heraus ragend haben / darauf die Tauben desto bequemlicher aus- und eingehen können; etliche machen nur vor jedes Nest ein Bret / wie ein Vorhaus / zu eben diesem Ende. Vor diesen Läden oder Brettern sind um und um gleich vor den Nestern höltzerne Dramme eingemauret / darauf man / wann man zu den Nestern sehen will / die Leitern oder Stieglein anlehnen kan / damit die Nester dardurch nicht beweget und gerüttelt werden; die Leitern oder Stiegen zur Thür / die vom Hof hinauf gehet / bleibet an etlichen Tauben-Häusern nicht stets / sondern wird allein angelehnet / wann man hinauf will / sonst wird sie an einem andern Ort unter dem Dach verwahret.

Die Figur des Tauben-Hauses in einem steinernen Thurn / hat mir Herr Graf Perchtold zugesendet / wie er solchen bey so einer Herrschafft Ungerschütz in Mähern mitten im Mayerhof hat; das andere Gebäue aber hat der Kupfferstecher nach seiner Fantasia beygefüget.

CAP. CXXVI.

Von allerhand zahmer Thieren Fleisch / und was davon in der Kuchen gebrauchet wird.

Die vornehmsten Fleisch / so aus den Mayerhöfen den Menschen zur Speise kommen / sind von Rindern / Kälbern / Schweinen / Schepsen / und dergleichen / item von allerley Geflügel / so darinnen erzogen und gemehret werden. Das Rind-Fleisch ist von den verschnittenen Ochsen am gesündesten / soll nicht gar zu alt seyn / dienet arbeitsamen und starcken Leuten am besten / mässig gebraucht und wol gekocht / ist es allen Temperamenten und Altern bequem / wo nur nicht gar ein faules und müssiges Leben geführet wird / je älter aber dieses Vieh geschlachtet wird / je weniger ist es zur Speise tauglich.

Das kälberne Fleisch / wann das Kalb aufs wenigste drey Wochen lang getruncken / und die von den auf guter gesunder Weide getriebenen Kühen herkommen / ist viel subtiler und zärter / gibt eine gute Nahrung / und macht gutes Geblüte. Pisanelli glaubet / wann man Kalb-Fleisch / neben Copaunen und Hünern / kochet / so werde es noch zärter / sonderlich wo Epfig oder Petersil dabey gesotten wird.

Das Schweinen-Fleisch wird zwar von den meisten Medicis für flüssig und ungesund gehalten / und ist in vielen Zuständen verbotten; die Araber aber halten es von der besten Temperament; und Herr Carrichter saget / das Schweinen-Fleisch sey / seines Erachtens / sonderlich wanns jung / und an der Milch verschnitten worden / nicht ungesund / und sind (sagt er) die Spanfärklein für krancke / verzehrte und dürre Menschen / in der Speis

genossen/die allerbeste alles mit dem Verstund/daß eine Maß gehalten / und gut Getranck daneben genossen werde; Andere vermeynen / der Spanfercklein Fleisch sey deßwegen ungesund / weil es viel Schleim macht/ und sey der mittelmässigen und Brühefährlein am gesündesten.

Das Schaf-Fleisch / sonderlich von den Schepsen und Castraunen/ wird von den Spaniern werth gehalten/und ist auch ein gesundes Essen/so eine löbliche Nahrung mittheilet/denn es temperirt/feucht und warm ist/ wann sie nur noch bey jungen sind. Das Lämmern-Fleisch hat überflüssige Feuchtigkeit / ist also den trockenen und warmen Complexionen am gesündesten.

Das Fleisch von jungen Geissen / und geschnittenen Böcken / und von den Kützlein / welches denjenigen / so neulich von einer Kranckheit aufgestanden / gesünder und verdäulicher ist/als Kalbfleisch/ist doch mehr jungen als alten Leuten zu erlauben. Alles Fleisch ist gesünder und besser / was auf trockenen Ort (wo gute heilsame Kräuter stehen) seine Weide nimmt / als was an feuchten und marastigen Orten lebet. D. Carrichter sagt: Alles Fleisch was auf dem Feld seine Weide hat / es sey zahm oder wild/ ist gesünder und von Natur trockener/ denn das in den Häusern auferzogen wird. Das äusserliche Theil an einem jeden Fleisch ist gesünder / als das inwendige / denn die innerlichen Glieder an den Thieren sind zu viel feucht; darnach ist das Fleisch am Rucken das beste/und was auf der rechten Seiten steht/ ist besser/ als das/ so auf der lincken sich findet / weil das Miltz daselbst die grobe Feuchtigkeit und das unreine Geblüt an sich zeucht. Alles Fleisch ist theils warmer/ auch theils feuchter und trockener Natur / nachdem sie Weide haben/oder nachdem die Jahrszeit sich ereignet das feuchte Fleisch ist besser gebraten / und das trockene besser gesotten. Es ändert auch alles Fleisch seine Natur / wann es eingesaltzen wird/ und wird ein gar feuchtes Fleisch / durch das Saltz/ trockener Natur.

Das Fleisch von den Köpffen der Thier ist von Natur feuchter Eigenschafft / machet auch / in der Speise genossen/ beedes dem Haupt und dem gantzen Leibe viel Feuchtigkeit/und laxiret den harten Bauch/aller innerlichen Glieder / als Lunge / Leber / Miltz / Eingeweide/ Wammen/Kröse/Därmer/Hirn/March/ Nieren thun desgleichen / allein das Hertz ist hitzig und trocken / und daher nicht leichtlich zu verdauen; Alles Ingeweid an den Thieren ist besser/wann sie gemästet sind/ die Flecke oder Kuttel/wie man sie nennet/ sollen nicht von gar alten Thieren genommen/auch wol gesotten und gewürtzt seyn. Fuß und Ohren / und was zähe und äderícht ist/ macht zähen Schleim und kalte Feuchtigkeit / sind sonderlich denen/die vom Reissen und der Colica angefochten werden / ungesund / nach denen / so am Sand und Stein leiden / dann sie können leicht in Sand sich verkehren ; die vordern Füsse sind besser / als die hindern/ doch wann sie wol gekocht sind / kan man sie desto leichtlicher verdauen / und geben eine ziemliche Nahrung.

Das Blut ist in der Jüdischen / und anfangs der Christlichen Kirchen/ verboten gewesen/ nach und nach aber wieder in den Brauch kommen/ist warmer Natur/ weil/testimonio Scripturæ S. das Leben darinnen ligt/ indem der Leib ohne Blut/so wenig als ein Baum ohne das humidum radicale, abdorren und verderben muß/ man haltet das Blut von den Schweinen für das best/ das von den Rehen und Hasen kan auch noch passiren/ aber der Ochsen / Stier oder Farren Blut / sagt Herr Carrichter / ist in der Speise genossen / gantz schädlich/ gifftig/ melancholisch/ unstörrig / dafür sich männiglich soll wissen zu hüten; und ins gemein ist alles Blut der Dauung/sonderlich blöden und schwachen Leuten/ hefftig zuwider / Bocks-Blut aber / Hirschen- Ziegen- und Hasen-Blut/ jedes für sich selbst/in einer Pfannen/über den Kohlen gedörrt / dienet in der Artzney / soll eingenommen / die rothe Ruhr und andere Bauchflüsse heilen / auch den Gifft Toxico widerstehen / Bocks-Blut soll auch den Wassersüchtigen gut seyn / und den Blasenstein zermalmen; frisches Hasenblut also warm angestrichen / reiniget das Angesicht / und vertreibt die Spreckel und Masen.

Das Fette von den Thieren/ sonderlich das Inschlet wird in der Haushaltung zu Kertzen und Liechtern gebraucht/ wie auch das Klauenfett zu Nachtlichtern/ anstatt des Oel oder Schmaltzes / das man lieber in die Kuchel/zur Bereitung und Verbesserung der Speisen/ nimmet / sonderlich frisches Schwein- und Gänse-Schmaltz / auch das Marck/ so die Speisen nicht ungeschmack machet/ welches die guten Köche am besten wissen zu gebrauchen.

Alles Geflügel im Mayerhof / sonderlich was von den Hünern herkommet / ist gesund und verdäulich/ wann es nur nicht zu alt ist. Dergleichen sind auch die frischen Eyer / wann sie recht und nicht zu hart gesotten sind. Die Pfauen wann sie jung sind / geben gute Nahrung / die alten aber lassen sich hart verdauen. Das Wasser-Geflügel ist weniger gesund / weil solches viel Feuchtigkeit verursachet. Aber alles dieses wird, wann man es übermäßig brauchet / und die Natur damit überladet / ein Eingang viel und mancherley Kranckheiten; hingegen aber / wann es cum lege frugalitatis & temperantiæ, mäßiglich genossen wird/ der Gesundheit dienlich und heilsam seyn/ daraus gleichwol ein Vernünfftiger das Beste aus dem Guten erwehlen kan.





PRODROMUS
LIBRI DECIMI
DE
APUM ET BOMBICUM CURA.



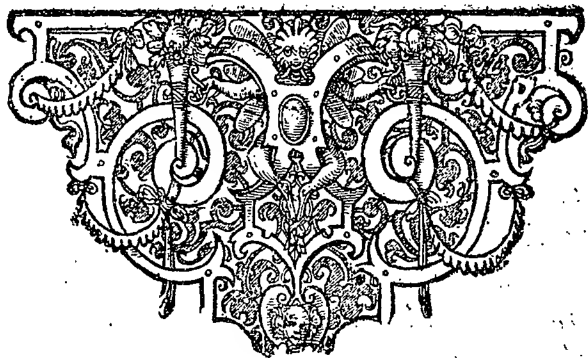
Iſcis ab exiguis, Ignave, Animantibus Ergo
Virtutis dulces fructus, operæque beatas
Relliquias habitæ, & felicis ſemina vitæ?
Dum manibus vacuis Inglorius otia captas,
Deſidia languens & inerti degener orſu.
Sic tenuis ſepoſtum emiſſe laboribus Aurum,
Sedulitatis habe monimentum, & reſpice totis
Stridere Apes Campis ibi florida carpere prata.
Quamprimum his pueri dilecta Alvearia firmant,
Cuſtodita probè, ſpacioſa concava ventre,
Obverſa ad Solem, & rapidis inpervia Ventis:
Diſtribuuntq; Vices, & Apes ſua munia cuiq;
Adſignant, & Ductori ampla Palatia condunt.
Dein ſibi quæq; Domum hexagonâ Apis Incola formâ
Effingit, quæ contiguæ pulchro ordine rident
Artificiquè modo, de Viſco atque Abjete gluten
Et Piceâ aufertur; ſua ſic Civilia jungunt
Caſtra, ſibiquè ſuæquè etiam gratisſima Proli.
Interea exultans ex Vrbe egreſſa Juventus
Floræ Regna petunt, pasſimq; Alimenta requirunt,
Innocuo hic ſpoliant candentia Lilia morſu,

Atque Rosas Violasquè, Amaranthos atque Hyacinthos,
Serpillum,Cythysum,Tymbramquè,Apiumque,Thymumq;
Lætæ exugentes servandi Exordia Mellis,
Pulchrè formatis quæ tondunt abdita Ceris.
Si verò adversos (cum præceps purpureum Ver
Vergit in Æstatem) stimulat Discordia Reges;
Quæquè Ducem sequitur, magnisquè hostilia Castrâ
Oppugnant animis, Inimicum in prælia cogunt,
Donec eum patris Victoria pellat ab Oris.
Non inimicitias acuunt tamen immortales,
Et facilè ereptam revocant Examina Pacem,
Proxima sit statio quamvis in Finibus ipsis,
Concordes semper communia pabula quærunt,
Non unquam cupidæ priscas iterare querelas,
Vincere nec tantùm, sed & hosti ignoscere discunt;
Stirps nobis multò melior; Rationis egena,
Sed tamen haud Virtutis; alunt in pectore certos
Justitiæ stimulos & veræ incendia Laudis.
Hæc etiam Hyblæam sequitur Prudentia Pubem,
Prænoscunt Scythicas Hyemes & Frigora Brumæ,
Atquè brevi desolatos Aquilonibus Hortos,
Ergo sese Operi accingunt, dum temporis usus
Permittit, ferventquè omnes, junctisquè laborant
Sydere verno operis; Alvearia donec in omnem
Explentur partem, hinc vastus cumulatur Acervus.
Intereà Dominus, qui se Jus credit habere
In populum quandoquè suam, cum sentit abundè
Roris inesse Favis, mox Mella superflua demit.
Sed nec propterea Studium intermittere malunt
Excurrunt, reparantquè domos, succosque reformant,
Ut ne Hyemi nutrimenta aut Magalia desint.
Pars tamen in Tectis spolium, prædamq; receptam
Disponunt, impletq; penu, annonamquè reponunt,
Et Sobolem effingunt mollem, parvosq; Quirites,
Inde domum everrunt, extraq; impura Penates
Ejiciunt, Fucosquè abigunt, Patriamquè tuentur.
Nec Regem obsequium aut alimentum deficit unquam,
Cui Populus vires, studiumquè Animosquè ministrat,

Semper

Semper ubiquè sequi per mille pericula promptus.
Sed si fortè Fame aut morbis Apis ulla fatiscit,
Inquè Domo exanimum jacet ac miserabile Funus;
Tum Sortis lugendæ alias reverentia tangit
Conveniunt trepidæ, atquè humeris exangue cadaver
Suscipiunt duo mox, & per declive volatu
Exportant humili; Reliquæ miro ordine cæsam
Concomitantur Apem, & tumbæ extra Mœnia tradunt.
Sed, Piger! exemplum si non tibi sufficit unum,
Alterum habe, officii te parvulus, ecce, monebit
Vermiculus fortasse tui; Contemptius nuquam
Verme quid esse potest? Studio tamen anteit omnes
Textrinam quicunque colunt, & Palladis arte
Egregias melius percurrit pectine Telas.
Quamprimùm prægnans Morus, quæ candida, gemmas
Explicat in folia, & Bombyci pabula pandit
Semina, quæ assimilant, quod jam pristina subegit,
Non rarò milio, seu grana vel ova vocentur,
Nil refert, sed si jamjam Sol aureus altos
Urget equos, Dominus mox ova recentia Lecto
Immittit calido, donec Tepor incubus ovis
Proliciat tenerum per pulvinaria fœtum,
Frondibus admoti Mori constanter inhærent,
Et facilè excrescunt, & cuncta obstacula vincunt
Purè habiti, & quando proculomnia damna facessant.
Cùm verò foliis saturi frondentibus alvum
Explevere suam, tum omnes nitore occupat artus;
Et vitreis splendent radiis, caput incipit albos
Aut roseos, flavosq; foras ostendere vultus.
Non aliter, quàm cum vario Lanæa liquore
Musta infunduntur vitro, color emicat extrà,
Et laticum prodit radios, quid cuilibet insit.
Mox labor invitat, nec enim jejunia terrent
Nec mora, conscendunt fruticès, & si qua ministrans
Erexit pietas sibi fulcimenta, vomuntquè
Orte tenax filum, quò se pendentia librant
Corpora, in abruptum donec splendentia pensum
Devolvunt Fusis, & dona hìc serica texunt.

Hoc opus, hic labor est, filum glomeratur in Orbem,
Et redit unde venit, donec glomus obruat omnem
Vermiculum obnubens: sic spontè in carcere clausus
Arbitrium expectat Domini, seu vestis ad usum,
Sive ad progeniem malit seponere captum.
Pars major, Furno malè suffocante, relinquit
Seu radiis Solis torrentibus, undiquè, vitam.
De quorum Exuviis digno sudore parantur
Divitibus, Ducibusquè habitus, Holoserica nempè
Vestimenta, dies tantùm decorantia festos,
Solennesquè Actus, per Templum sive per Aulas,
Cætera pars minor, & reparandæ grana Juventæ
Substituens, certis reditum parat inde diebus,
Perforat ore glomum, & liquidas novus Ales in auras
Papilio egreditur, plauditquè micantibus alis.
Pòst properant ad Connubium & pariunt simul Ova,
Perpetua hinc Gentris renovatio. Vermibus istis
Vita tamen brevis est; moriturus in Aëra parvam
Exhalat Bombyx animam, & sic deserit Orbem.
Taliter est Soboles plebis reparata quotannis,
Atquè ità Bombyces in Vitâ & Funere prosunt.



Innhalt aller derer in diesem Zehenden Buch begriffenen Capiteln.

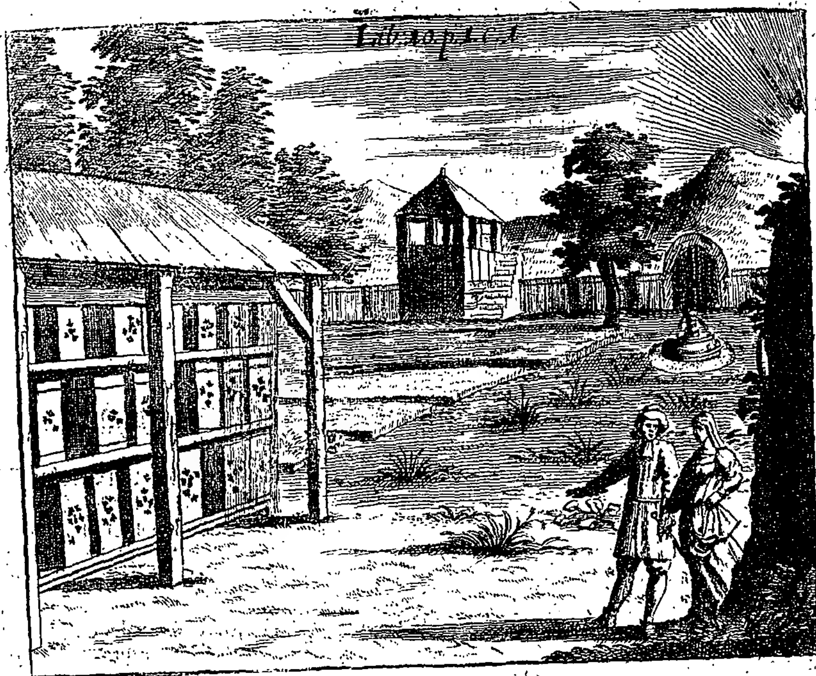
CAPUT

Caput



Des

Deß Adelichen Land-und Feld-Lebens Zehenden Buchs / Bienen-Hütten.



Cap: I.

Von den Bienen.

Ich werde in diesem Buch von zweyen unachtbaren/ringschätzigen mehr unter die Insecta und Ungeziefer / als unter die Thier gerechneten/doch überaus nützlichen und guten Thierlein zu handeln haben; die zwar vor allen Augen verächtlich/ von allen Vögeln gefressen/ von allen Füssen zertretten / nichts destoweniger bey allen Verständigen ihr wohlverdientes Lob/in allen Wirtschafften einen herzlichen Nutzen / und bey allen Haushältern ihre billige Verpflegung und Obsicht verdienen. Daß auch der Weltberühmte Maro dem Bienlein allein zu Ehren in seinen Georgicis, ein sonderbares Buch mit zierlicher und angenehmer Wolredenheit/ihrer Beschreibung mit unsterblichem Lob gewidmet und dedicirt hat/ wann er den Eingang also machet / und seinen Mæcenas also anredet:

Admiranda tibi levium spectacula rerum,
Magnanimosq; Duces, totiusq; ordine gentis
Mores, & studia, & populos, & prælia dicam
In tenui labor: at tenuis non gloria — —

Ja ich achte / daß kein Königreich / kein Fürstenthum oder Respublica in der Welt ist / die sich nicht würde glückseelig halten/ einen solchen unvergleichlichen Encomiastem zu haben/ als das kleine unschätzbare Bienlein allhie an unsern Poeten gefunden. Und wann der weise

Mann dort den faulen Menschen zur Ameisen weiset / die zwar arbeitsam / geschäfftig und unverdrossen/ dennoch nur ihr selbst / und nicht den Menschen zu gut arbeitet / ich wohl billiger unser Bienlein zu einem Verspiel der arbeitsamen Jugend auf das Theatrum führen könte/ das nicht allein ihm / seinem König und Mit-Burgern/ sondern auch dem Menschen zu guten/ seine Mühewaltung so löblich und embsig anstellet / daß man wol billich ausruffen kan:

Sic vos, non vobis mellificatis Apes.

Der König Amasis in Egypten/ hat von den Bienlein erlernet / das müssige faule Gesindlein jährlich aus seinem Lande zu mustern; welchen auch der weise Solon nachgefolget. Und die tapffern und streitbaren alten Romaner haben von diesem Thierlein ihre Colonias auszuschicken begriffen; welches auch die alten Gothen und Cimbri / auch unsere Teutschen/ nicht ohne Nutzen practicirt haben.

Die Bienen pflegen uns das kleine Oertlein / darauf sie stehen/ die geringe Herberge / die wir ihnen vergönnen/ den wenigen Fleiß/ den wir darauf wenden / mit so reichem Wucher und überflüssiger Verzinsung abzustatten / daß sie wol mehr als dreyfachen Zehenden dafür reichen. Und gewiß / wann wir entweder diesen kleinen Arbeiter und Taglöhner selbst / oder die Weise zu arbeiten/ oder den Zeug und die Materia/ daraus er arbeitet / oder endlich die Arbeit selbst ansehen/ finden wir alles und jedes verwundersam Betrachtungs würdig / ja unnachthulich. Dann welcher Conditor und der Einmachungs-Kunst Erfahrner würde aus den frischen wohlriechenden Blumen / aus den edlen Kräutern und Gewächsen/ einen so köstlichen edlen und bleiblichen Safft formiren/ als das Hönig; ein so zartes und lieblich-lufftendes Gummi/ als das Wachs heraus ziehen können; welcher Alchimist/ wann er schon mit seinem Lapide, mit seinem Menstruis Philosophicis, mit seinem coaguliren/ supplimiren/ præcipitiren/ und destilliren/ den höchsten und besten Fleiß anlegte / würde aus Blumen / aus Kräutern und dergleichen Vegetabilibus eine so köstliche und edle Quinta essenza zuwegen bringen; Zugeschweigen der überaus künstlichen und holdseligen Architectonica, da die Justitia distributiva so eigentlich / so zierlich und künstlich beobachtet wird/ daß allein ihrem König/ Weisel und Heerführer ein mercklicher / und seinem Stand und Amt gemässer Vorzug gegönnet wird / die übrigen alle einerley von Gestalt/ Art und Grösse/ gleiche Häuser haben/ nicht allein darinnen zu wohnen/ sondern auch wie die embsigen Hausmütter/ ihre Speiß-Gewölbe/ und Vorraths-Kammer darneben haben und anfüllen können; und welcher Vitruvius / und allergeschicktester / erfahrnester Baumeister würde mit Zirckeln so eine ordentliche Austheilung unterscheiden / die Gassen also beederseits mit aneinander benachbarten und angräntzenden Häusern versehen/ so artlich eintheilen/ und so sauber und reinlich erhalten. Daraus wir absonderlich des grossen Weltschöpffers gütige Vorsorg erkennen und preisen sollen/ daß er aus so kleinen und unachtbaren Thierlein dennoch dem Menschen so grosse und danckwürdige Wolthaten erweisen/ und so vortreffliche Vorspiel und Meisterstücke vorstellen kan.

Cap. II.

Wer von Bienen zu unsern Zeiten geschrieben hat.

Es ist kein Haus-Buch oder Beschreibung der Oeconomia oder Hauswirthschafft unter allen/ welches nicht von der Bienen Natur und Wartung sattsamen und genüglichen Nachricht gegeben hätte/ und hat sonderlich der weltberühmte Virgilius in seinen unvergleichlichen Georgicis, davon er das erste Buch dem Ackerwerck und Feldbau / das anderte dem Weinwachs / Oel- und andern Bäumen / das dritte der Viehzucht zugeeignet / das letzte aber und vierdte allein denen Bienen widmen und zuschreiben wollen / daraus zu sehen / wie hoch er diese Cœlestia Dona gehalten/ und wie sehr er sich bemühet hat / an einem so geringen und kleinen Thierlein so grossen und verwunderlichen Fleiß anzuwenden / daß seiner schönen Arbeit Gedächtnis erst mit der Welt sich enden wird. Wir wollen aber die alten *rei Rusticæ & Historicæ Naturalis Scriptores*, itzund beyseits stellen/ und nur etliche wenige Teutsche und ausländische Authores / die zu unserer und unserer Vätter Zeiten gelebet / und der Bienen gedacht haben/ besehen. Unter den Teutschen soll ich billich *M. Joh. Coleri Opus Oeconomicum*, als seine eigene Erfindung / voran setzen / denn obwol andere Hauswirthschafft-Bücher etwan älter seyn mögen / sind sie doch nur aus den Griechischen / Lateinischen / Welschen und Frantzösischen Sprachen entlehnet worden; als da ist Kaysers Constantini III. Feldbau; Petri de Crescentiis und Caroli Stephani Feldbücher von der Wirthschafft: Denn was von Teutscher Feder ist geschrieben worden / halte ich vor das älteste und beste Herrn Coleri Hausbuch. Dieser nun dencket in seinem dreyzehenden Buch pag. 533. der Bienen ziemlich fleissig und weitläufftig. Dieses haben auch zu unsern Zeiten continuirt Herr Georg Andreä Böckler/ und in seiner Haus- und Feld-Schul Classe 23. gedencket er dieser Thierlein. Und noch neulicher Joh. Christoph Thiem / dessen Haus-Feld-Artzney-Koch-Kunst- und Wunder-Buch erst Anno 1682. heraus kommen/ davon er auch in seiner zehenden Abtheilung fol. 1171. Meldung thut; ihrer wird auch in Herbariis von D. Adamo Lonicero D. Joh. Joachimo Bechern gedacht. Vor allen andern aber handelt von diesem Ding / das erst neulich zwar ohne Jahr-Zahl aufgelegte Bienen-Büchlein / etwan bey den Neugierigen desto länger in Hochachtung zu bleiben/ und sein Kauffrecht desto länger zu behalten; auch (Zweiffels ohne von dem Authoren) als von M. Caspar Höfflern und M. Andrea Pilo zween Prologi gemacht sind / darinnen von allen zur Bienen-Arbeit gehörige Materien ausgeleget/ und vor Augen gestellet werden. Sind auch viel gute und nützliche Sachen darinnen / deren ich mich zum theil wol bedienen können.

Unter den Italiänern ist berühmt der alte tapffere und verständige Brescinianische Edelmann Messer Agostino Gallo der in seiner 15. giornata aggiunta del'

Agricoltura, wie auch Vincenzo Tanara in seiner Economia del Cittadino in villa lib. 2. fol. 102. und der aus dem Spanischen ins Welsche versetzte Sign. Gabriello Alfonso d'Herrera in seiner Agricoltura lib. 5. fol. 204. die von Bienen viel und gute Sachen erinnern. Was die Frantzosen anbetrifft/ sind bekandt die beeden berühmte Medicinæ Doctores, Charles Estienne, und Jean Libault, die in ihrer Maison Rustique lib. 2. fol. 305. nicht weniger des gelehrten und weltberühmten Herrn Jean de Serres leiblicher Bruder/ Herr Olivier in seinen woldisponirten Theatre d'Agriculture & Mesnage de Champs in seinen Lieu Cinquieme chap. 14. die dieses lieben Thierleins/ mit sonderbarer Sorgfalt/ gedencken. Wer alle die jenigen wolt in einen Catalogum bringen/ die der Bienen mit Lob gedacht haben / würde ein gantzes Werck daraus werden / so aber/ weil es nur eitle Wissenschafft/ und kein Nutz dem Haußvatter bringet / billich unterlassen worden.

CAP. III.

Von der Bienen Art und Natur.

Ich halte nicht / daß einige in der Welt Innbegriff sich befindende Policey und gemeines Wesen unter den Menschen anzutreffen sey / darinnen eine bessere und lobwürdige Politica geführt / einem jeden das seine so billichmässig zugetheilt/ die Obrigkeit so hertzlich und treulich geehret und geliebet/ die Unterthanen mit so unverdrossenem und stets wirckendem Fleiß in ihrer Arbeit geübet/ die Aemter mit so tüchtigen Subjecten versehen/ mit so artlicher Geradigkeit verrichtet/ mit so löblicher Ordnung anbefohlen und geschlichtet/ und das gemeine Wesen so treulich betrachtet / aller eigene Nutzen/ Vortheilhafftigkeit und Untreu aber vermieden bleibe/ als eben bey den holdseeligen und weisen Bienlein; der König hat die Schönheit/ Majestät und Weisheit/ an statt der Waffen / die Unterthanen nicht mit dem Stachel der Tyranney/ sondern mit Lieb und Vorsorge zu regieren/ alle seine Mandata und Befehl sind eitel Hönig/ die mit affection befohlen/ und mit Lust verrichtet werden. Hingegen sind alle Zeughäuser und Arsenalia wolbestellt/ daraus die Bienlein mit ihren scharffen und brennenden Stacheln gewaffnet sind/ für ihrem König und dem gemeinen Nutzen mit Eifer und Treu zu fechten. Ja man hat auch Exempel/ daß sie den Menschen/ ihren Wolthätern/ zu gut/ sich an ihre Feinde gemacht / und dieselben angefallen haben. Denckwürdig ist/ was Herr Michael de Montaigne aux Essais Lib. 2. cap. 12. erzehlet/ daß kurtz vor seiner Zeit/ als die Portugesen die Stadt Tamly in der Landschafft Xiatine belägerten/ habe selbige Inwohner viel Bienenstöcke (deren sie eine grosse Anzahl in der Stadt gehabt) auf die Mauren gebracht/ und mit Feuer und Rauch die Bienen so hefftig unter die Feinde getrieben/ daß sie durch ihre Stechen und Beissen von der Belägerung ablassen müssen.

Und Bonfinius Decad. 3. Lib. 4. erzehlet: Als Amurathes, der Türckische Käiser/ die Vestung Griechisch-Weissenburg in Ungarn / zur Zeit Königs Uladislai, belägerte/ und mit hefftigen Stürmen sehr hart ängstete/ haben die Bürger / unter andern grossen Widerstand/ auch von der Mauren hinab Bienenkörbe unter sie geworffen/ davon sie hefftig gestochen / und also abgetrieben worden.

Was ihre Ankunfft und Geburt anbetrifft/ wollen die wenigsten/ daß sie ex concubitu conjugali, wie andere Thiere erzeugt/ sondern im Frühling aus den Blumen und Kräutern gesogen/ wie ein weisses Ameis-Ey formirt/ in ihre Hütlein eingelegt/ und hernach von ihnen ausgebrutet worden/ wie man dann nie sehen solle/ daß die Bienen/ wie andere Fliegen/ Käfer und Insecta einander besteigen / und also die Generation verrichten/ sondern man siehet im Auswärts / daß sie erstgesagte weißlichte Brut von dem Feld einführen / werden auch allzeit die Brut noch / ehe sie anfangen ihr Hönig-Arbeit zu beginnen/ vorher eintragen.

M. Höffler/ in seinem Bienen-Büchlein schreibt/ daß sie die Brut aus den Mistpfühlen und Lacken sammlen; so doch der Author des neuen Bienen-Büchleins widerspricht/ und sagt / sie zeugen und setzen sie aus ihrem Wesen/ gleichwie andere Creaturen GOttes/ und dieses (sagt er) hab ich aus Erfahrung gelernet : Ich habe schwache junge Stöcke um Weyhnachten in ein Sommerlaulich Stüblein (darein die Wärme von der Wohnstuben durch ein Loch gemächlich hinauf schliche) gesetzet/ damit ich sie speisen und erhalten konte/ da nun solche Stöcke etliche Täge darinnen gestanden/ die Wärme und gute Wartung empfunden/ haben sie Brut gesetzt / und Bienen ausgeheckt/ wie ich sie (sagt er) vielen ehrlichen Leuten zur selben gantz ungewöhnlichen Zeit gewiesen habe. Will es Jemand in gleichen versuchen/ der wird es also befinden. Oder man mache die Stöcke / so man draussen hat/ den gantzen Winter über/ zu/ wie sichs gebühret / und lasse keine Bienen heraus/ biß daß man im Frühling will Hönig ausnehmen / was soll es gelten (spricht er) man wird Hönig und junge Bienen in den Stöcken finden / ob schon den gantzen Winter keine Biene aus dem Stock kommen ist. Wann die Bienen gar zu starck ausflügen/ arbeiten und Hönig machen/ so unterlassen sie dabey die Brut zu formiren / da muß man ihnen mit einem subtilen Flor oder dünnen Tuch/ sie gleichsam arrestirend/ alle Fluglöcher vermachen/ so werden sie / weil sie nicht müssig seyn können/ an ihrer Brut arbeiten / also kan man sie zwey oder drey Tag lassen / wieder drey Tag lassen ausfliegen/ und wieder vermachen/ biß man sieht/ daß sie im Stock angefangen Brut zu setzen.

Deme/ daß die Bienen/ ein so reines und von allem Unflat abscheuhendes Thierlein/ ihr Brut aus den Mistlacken sammlen sollen / ist so wol ihrer angebornen Art/ als auch der Glaubähnlichkeit zuwider. Die Verständigsten halten dafür/ ihre Vermehrung geschehe modo naturæ in generatione ordinario, und daß GOttes Befehl-Wort/ crescite & multiplicamini, die Bienen eben so wol/ als alle andere Creaturen angehe/ daß also Bienen untereinander junge Bienen/ der Weisel aber mit Bienen/ auf diese Weiß und Maß/ wie ihnen von Natur eingepflantzet worden/ Weisel und Threnen zeu-

gen/ob mans schon (weil sie meistentheils in ihren Stöcken sich verhehlen) so offentlich nicht kan wahrnehmen/ so kan doch wol seyn / daß die natürlich ihnen eingepflantzte Schamhafftigkeit/wie an mehr Thieren zu sehen/ sie dißfalls darzu anleite / ne verecundiæ leges videantur contemnere, das Brut wie ein weisses Würmlein wird in den Wefel (das ist/in die Häuslein ihres Rostes) eingelegt/und/zu seiner Zeit/in eine Biene transformirt/ wie man / wann man nachsehen will/bey den grösser Würmen/Kopff/Füsse/Leib und Flügel erkennen/und also über GOttes Weißheit sich verwundern und bedancken kan.

Sie haben eine solche von Natur eingepflantzte Fürsichtigkeit/daß sie die Veränderung des Gewitters vorerkennende/mit ihrer Arbeit desto emsiger fortfahren / wie man auch zu solcher Zeit die Raub-Bienen viel häuffiger und mit grösserer Anzahl in die Stöcke fallen / und mit ihren Rauben und Plündern anhäbig seyn/siehet. Ja insgemein auch die guten Bienen/wann sie mercken einen harten Winter/und daß ihr Vorrath in die Länge nicht erklecken möchte / treiben die faulen und müssigen Thren-Bienen aus dem Stock / oder wann sie nicht weichen wollen/erwürgen sie solche gar/ damit das Proviant für die guten und arbeitsamen gespahret/und sie des langen Winters Ungelegenheit desto leichter überstehen/und die liebe Frühlings- und Arbeit-Zeit wieder erreichen mögen.

Nicht weniger haben sie gleichsam einen Prophetischen Geist/künfftige Kriegs-Unruhen anzudeuten/und erzehlet Tanara fol. 108. als er im Jahr 1642/ im September auf seinem Landgut gewesen/und / daß des Hertzogen von Parma Völcker vier kleine Meilen daselbst angelangt / die Zeitung bekommen; aber ob es zu glauben im Zweiffel gestanden / und als es darüber Nacht worden/habe man ihm zugleich vermeldet/ daß sein Bienschwarm/der daselbst in einer Mauren sich eingelagert/einen ungewöhnlichen Prauß und Sauß erschallen liesse; darauf habe er sich entschlossen/mit seinen besten Sachen nach Bologna zu gehen / welches er auch gethan/und bald nach seinem Wegreisen / seyen davon streiffende Partheyen von selbigen Völckern angelangt/ da sie alles geplündert/ was man durch die Flucht nicht salviren können.

Philip. Cameratius in seinen Hortis subcisivis cap. 17. fol. 335. sagt: In Alveariis mortuo Patre aut Matrefamilias, si non (compertâ morte eorum) statim in alium locum transferantur, plerumque apes omnes emoriuntur. Hoc etiam his accidere memini, (sagt er weiter) quos compertum habeo, neutiquam superstitiosos fuisse, & hoc Author inter res mirandes refert, de quibus vera ratio reddi non potest.

Sie sind wachsam/sparsam/keusch/arbeitsam/unterthänig/ sauber/ und Liebhaber der Billigkeit; daß also die Menschen an diesem kleinen Præceptore, wann sie nur lernen wolten/ genug Unterricht fassen und schöpfen könten/wie der Müssiggang zu meiden/ durch Fleiß und Arbeit das gemeine Wesen / die Gesundheit und Wolergehen zu erhalten / und durch Tapfferkeit die Feinde abzutreiben. Sie sind Liebhaber der Musica, und wann ein Mensch pfeifft oder singt/ werden sie ihn nicht leichtlich hecken / ob sie ihm schon um den Kopff herum sausen. Sie halten gleichsam ihr Morgen- und Abendgebet/daß sie nicht ausfliegen/auch zu Nachts nicht eher still werden / es habe denn eine vorher mit ihrer Stimme ein gewisses Zeichen zu arbeiten oder zu ruhen gegeben.

Ihre Todten tragen und conduciren sie mit sonderbarem Gepränge/nicht nur wegen der Reinigkeit/vielleicht auch/ daß sie einen sensum pietatis & condolentiæ haben: Zwey tragen die Leich / und schleppen sie halb fliegend und mit dem andern Fuß auf der Erden/ biß zu ihrem Begräbniß ziemlich weit von dem Stock/ und auf ein und zwantzig Bienlein folgen nach / als ob sie ihm die letzte Ehre erwiesen / und kehren von dannen wieder zu ihrem Bienstock/ chose, quo moy mesme (sagt Herr de Sertes fol. 386.) ay observe, avec merveille. Er habe es selbst mit Verwunderung gesehen.

Artlich ist / was Herr Achatz Sturm in seinen Regulis Oeconomicis fol. 229. schreibet / in seiner 511. Regul: Wann man eine Biene voneinander zerreisset/so wird man in der Mitte ein Bläslein finden / darinnen das Hönig ist/etliche als eine Erbse / etliche als ein Hirsekorn/darnach viel oder wenig Nutzung zu finden ist.

CAP. IV.

Von der Bienen Republica und Monarchia.

ICh muß dieser lieben und holdseeligen Thierlein noch weitläufftiger gedencken/und ihr Regiment noch etwas besser betrachten. Weil sie ein vollkommenes Muster einer Monarchiæ oder gewaltigen Königreichs denen Politicis vor Augen stellen. Die Medici und Naturkündiger bemühen sich ängstiglich/ wo doch in jedweders Menschen Haupt die Einbildungs-Krafft/die Vertheilungs-Ausführung/und der Gedächtnis-Sitz eygentlich zu finden und anzutreffen seyen / daraus unsere Einfälle / Erfindungen/ Rathschläge und Anleitungen/samt den Vernunfftschlüssen herrühren / und sind doch nur / wie die Nachtfaltern/ um eine Lampen herum geflattert / und mehr die Flügel ihres eigenen Verstandes gesenget/als daß sie noch bißhero einen gewissen beständigen Schluß (dem von niemanden widersprochen werden können) hätten finden oder verabfassen können; ob jedes seinen eigenen ausgezeiten und abgetheilten Platz / oder ob sie untereinander vermischt und vermenget ihre Functiones verrichten. Nun alle diese vernünfftige und weltweise Anstellungen sind bey den kleinen Bienlein zu sehen. Und darff sich doch kein Philosophus unterstehen/ die eigentliche Ursach dessen anzuzeigen / weil er seiner eigenen Menschlichen Natur Beschreibung noch nie unwidersprechlich und unfehlbar hat erläutern können. Und hat GOtt der Allweise Baumeister der grossen Welt-Kugel/dieses kleine verachtete Bienlein ihnen vorführen wollen / daran sie seine Allmacht /und ihr Unwissenheit erlernen; und Ihm allein die Ehre geben /ihre Wenigkeit ersehen/und seine Weißheit rühmen sollen. Id

omne altissimi sapientia effecit, ut intelligeremus, non corporis magnitudine, sed animâ prudentiam constare, ipsam verò animam nullâ opus habere magnitudine, quæ ut minor sit, eo esse excellentiorem, utpote & ipsam partem animæ Mundi; wie Cardanus de rer. var. lib. 7. fol. 293. bezeuget.

Es haben sich zwar zu allen Zeiten viel Leute bemühet/ dieser Thierlein Eigenschafft und Natur auszuspühren. Wie dann Plinius Major. lib. II. Hist. Nat. cap. 9. schreibet / daß einer / Aristomachus Solensis, 58. Jahr lang/nichts anders vor die Hand genommen/ als allein die Bienen recht zu beschreiben; und Philiscus Thasius habe sich allzeit an denen Orten deswegen aufgehalten/wo die Bienen gewohnet haben: Und lib. 21. cap. 14. schreibet eben dieser Author: Multi Alvearia è speculari lapide fecêre, ut Apes operantes intus spectarent. Jedoch ist warhafftig der Bienen Art mehr zu verwundern/ als auszuforschen / sonderlich so viel ihre Monarchiam betrifft/ist ihnen nichts/weder an der gegen so weniger Auslag einträglichen Nutzung/ noch an der schönen wundersamen Ordnung zu vergleichen.

Es ist kein Stock oder Schwarm / wann er anders bestehen solle/der nicht seinen eigenen Weisel und König habe/denn alle Bienen/mit solchem Ernst und Eifer/ ehren und lieben/ daß sie/ als gehorsame Unterthanen/ ihm/ wohin er sich begibt/ folgen / Tribut / Nahrung und Unterhalt abstatten/ihn bewahren/ begleiten und beschützen / auch in aller Gefahr / als treue Leib-Trabanten/in ihre Mitte nehmen / und treulich anhangen. Wann er nun an Volck und Unterthanen reich ist / so befleisset er sich (damit durch Unfall sein Reich nicht verwäiset oder verstöret werde) mehr der Sanfftmuth/ als der scharffen Gerechtigkeit/braucht seinen Stachel nicht zu straffen / sondern zu schützen / auch daß er dem gantzen Reich zum besten einen oder mehr Söhne zeugen möge/davon ihm einer succediren/ die andern aber mit der überflüssigen Brut und Jungen Bienen ausziehen/und anderwärts seine Colonias hinstifften und bewohnen kan. Der König hat seine Räthe / Beamten und Befehlshabere/ deren theils sich auf die Witterung/ und Aenderung der Winde und Regens verstehen / auch den Ausflug und die Arbeit ihrer Angehörigen entweder verschieben/oder befördern. Theils sind Officier und Wachtmeister/ welche den Eingang der Bienenstöcke verwahren/und den Anfall der Raub-Bienen abtreiben / theils sind Fouriers und Quartiermeisters/welche voran ausfliegen/ und die Gelegenheit der Oerter/ Wälder / Wiesen/ Gärten/ Bächlein und Brönnlein / wo sie fourragiren wollen/ erstlich recognosciren und auskundschafften / und/ nach eingenommenen Bericht/wiederum zurück ziehen / die arbeitsamen Bienen dahin begleiten und anführen/ und gleichsam die Post hin und wieder bringen / damit sich der gantze helle Hauffe nicht umsonst bemühen müsse / sondern sein gewisses und unfehlbares Arbeit-Quartier finde; sie haben auch ihre bestellte Trompeter / die/ zur Zeit des Streits/im Abzug und Anzug/ zur Arbeit und Ruhe/ihre gewisse Losung und Zeichen geben / darnach sie sich alle richten müssen. Cardanus de Subtilit. lib. 9. fol. 287. will zwar fürgeben / die Ameissen seyen blind/ und die Biene taub / von den ersten will ich zwar nichts sagen/ von den letzten aber / halte ichs nicht für wahrähnlich ; Dann wie wolten sie im Schwärmen den Becken-Hall vernehmen/wann sie sich anzulegen angelockt werden/oder wie könten sie ihres Trompeters unterschiedliche Zeichen ausnehmen / wann sie taub seyn solten.

Und wie ein jedes Königreich ihre Könige und Unterthanen / Räthe und Beamten / Handwercksleute und Bauren/ Officier und Soldaten / gesetzte Statuten / und Ordnungen habe / wollen sie anders einen Bestand hoffen ; Also findet sich dieses alles bey den Bienlein/die in ihren Bienstöcken gleichsam ihre Wohnstätte und ausgezeigten Häuser/ihre Proviant/und Königliche Burg halten ; ihre Handwercksleute / die diß alles zubereiten/ihre Soldaten / die für das Vatterland fechten und alles convoyren / ihre Bauren / die Speiß und Tranck hinein verschaffen / ihre Räthe/die dem König beystehen / ihre Fourir/Wächter/Köche/ Haußknechte und Tagwercker / ihre gewissen Statuten und Ordnungen/ dardurch alles in gutem Esse erhalten/ die faulen/fräßigen und unnützen Hummeln abgestrafft / und einer jeden ihr Pensum und Tagwerck als gleichsam ihr Deputat und Taglohn zugetheilet/ auch was/wann und wie sie arbeiten / nachgesehen/ so wol auch ihre gantze Wohnung sauber gehalten / der Krancken gewartet/und die Todten begraben werden. Sie hassen unkeusche/unsaubere und volle Leute / und lieben/was keusch und reinlicht ist ; sie verfolgen und straffen den Müssiggang / und nehmen die Zeit/ und deren Unterscheid wol in acht/damit sie nie feyren / sondern immer etwas zu thun haben / so ihnen und ihrem gemeinen Nutzen vorträglich ist; bey nassem windigem Wetter formiren sie ihre Brut/und reinigen den Stock; bey schöner Zeit gehet ihre Feld-Arbeit ohn Aufhören fort. Was alt und unvermöglich ist / hat an der Hönig-Arbeit/Haus-Gebäue und Ausbrütung der Jungen zu schaffen/das Hauß zusamm zu raumen/ und den Unrath hinaus zu führen/ nehmen auch die von den gesunden hereingeführte Last ordentlich ab / und bringens in ihre Repositoria, Cellas und Domus penuarias, und legen sie zum Vorrath und Proviant auf den künfftigen annahenden Winter sauber ein. Hingegen die jungen und starcken unterlassen keine Zeit (wo es anders Wetter zugibt) in den Wäldern / Feldern/ Wiesen und Auen / aus den Blumen und Blühen zu fourragiren/und so viel ihnen möglich / nach Hause zu bringen ; sie haben auch eine fürtreffliche Gedächtnus/ daß sie ihre Wohnstatt/ worvon sie offt sehr weit ausziehen/dennoch allzeit fleissig wiederum zu finden wissen. Wann man siehet/daß sie morgens nicht ausfliegen/ so ist es ein gewisses Zeichen/daß bald ein Ungewitter am Himmel vorhanden ist. Ihres Königes Wolergehen/ Krankheit oder Tod erscheinet alsbald aus ihrem Thun und Lassen/dann wann sie frisch in die Felder fliegen/ und geschäfftig sind/ bedeutet es/daß es wol bey Hause/ bestellet sey / wo sie aber traurig und still seyn/ oder gar nicht ausfliegen / bedeutet es/daß sie Herzen-los sind/ also muß man ihnen (sollen sie nicht verderben) alsobald aus andern Bienenstöcken/da offtmals in einem jeden etliche Weiseln sind / einen andern suchen und hinein setzen.

Die Bienen sind sonst friedliebend / und werden nicht leicht jemand verletzen/oder verunruhigen/ wann sie und ihre Bienenstöcke nicht vorher beleidiget / oder

mit Anstossen/ Rauchen / Gestanck und Ungestümmigkeit darzu verursachet werden. In Summa / sie haben alle weltliche politische Tugenden / die Vorsichtigkeit das Gewitter zu prognosticiren/ und sich dafür zu hüten; die Weißheit/sich der Gelegenheit zu gebrauchen; den Fleiß / ihre Wirthschafft und Vorraths-Kammer aufs beste zu versehen; die Einträchtigkeit / nach ihres Königes Willen den Frieden zu erhalten; und die Tapfferkeit/sich auf Anführung ihres Printzens / den Feinden zu widersetzen.

CAP. V.

Von Unterscheid der Bienen/ Hönig und Wachses in Indien und Africa.

IN den Indian. und African. Provinzen sind unterschiedene Arten/so wol der Bienen/ als auch des Hönigs zu finden/so unsern zum theil gleichen/ theils gantz anders sind / daran das hitzige warme Clima, wie auch die seltzame Nahrung/davon sie leben/ Ursach sind. D. Dapper in seiner Beschreibung von Africa/ meldet: Bey den Nigriten gebe es eine sondere Art Bienen/die kleiner sind/als die rechten Hönig-Bienen/ und ebenmässig Schwarm-weise fliegen/und in den hohlen Bäumen ihr Hönig machen / das ein wenig schärffer und etwas säuerlich am Geschmack ist / auch bräuner von Farb / und das Wachs schwärtzlich. Cardanus meldet de rer. variet. fol. 297. Apes agrestes juxta Carthaginem & in Peru, albæ feruntur, quæ minores nostris, multum conficiunt mellis, sed acrioris atquè diluti. In etlichen Moluckischen Insulen/ schreibt Scaliger de Subtilitate, sollen Fliegen seyn/ wie die Ameissen/die sollen auch Hönig in den Bäumen machen. In den Miscellan. Curiol. Anni 9. & 10. observat. 194. §. 3. schreibt D. Joh. Otto Helbigius de rebus variis Indicis, daß es in Aethiopien eine grosse Anzahl Bienen gibt/deren Hönig-Arbeit in den Wäldern auf solche Weise von den Leuten gefunden und ausgekundschafft wird : Es seyen daselbst grüne Vögel / wie die Papagey / die in denen mit Hönig gefüllten Wäldern (denn sie haben ihre Nahrung davon) gewöhnlich hin und wieder fliegen/wann nun die Leute deren einigen ansichtig werden / rieffen sie ihm zu mit starcker Stimm: Wo ist es? wo ist es ? so setze sich der Vogel alsobald auf einen solchen Baum / darinnen Hönig zu finden; daraus sie hernach ihre Beute holen. In Marocco, in dem Landstrich Tagodast, gibt es zweyerley Hönig/wie D. Dapper meldet / eines weiß wie Milch / und eines gelb als Gold. Auch im Königreich Fessa, in der Gegend Mamohre, gibt es überflüssig schneeweisses Hönig/ so von den Bienen / in Höhlen der Erden / gemacht wird. Idem in der Beschreibung der Africanischen Insulen / sagt er / in der Landschafft Machikare, gebe es zweyerley Hönig / von geflügelten Ameissen in hohlen Bäumen gemacht; item auch noch von andern / etwas grössern Ameissen-formigen/ diese machen ihr Hönig in den grossen Erdhauffen/oben gespitzt/und voller Löcher darinn die Ameissen stecken / so gut am Geschmacke. Es gibt auch allda noch ein anders Hönig / wie man sagt/gifftig/daß von Bienen gemacht wird / so es von der Blühe eines gifftigen Baums aussaugen. Joh. Neuhof/in seiner Beschreibung des Reichs China, fol. 377. schreibt : Im Gebiete Tegan, in der Provintz Huquang, fällt weisses Wachs/das von kleinen Würmlein bereitet wird / fast ebener massen/wie die Bienen den Hönigseim bereiten : Aber diese Würmlein werden nicht so in Körblein oder Bienstöcken gehalten und gepfleget/wie die Bienen/sondern bereiten sich selbst in die Wildniß aus / und ihr Hönigseim ist kleiner dann der Bienen / und weiß wie Talch/dieses weisse Wachs handthieret man eben wie unser Wachs / und die daraus gemachte Kertzen werden mehrentheils nur für grosse Herren gebraucht / weil sie dem gemeinen Mann zu theuer fallen : Diese Kertzen brennen sehr hell und klar/ geben einen lieblichen Geruch von sich/ und beschmieren die Kleider nicht/ wann geschmoltzene Tropffen darauf fallen/muß also weder ölichte noch zähe kleblichte Materia dabey seyn/wie bey den unserigen. Dergleichen Wachs wird auch im Gebiete Pinglo, in der Provintz Quangsi, gefunden. Wer sonst von dem Unterschied der Bienen unserer Europæischen und Americanischen viel denckwürdige Sachen lesen will / (so allhier mit Fleiß unterlassen werden) der besehe Aldrovandum de Insectis lib. 1. cap. 4. Nierembergium Hist. exot. lib. 13. cap. 1. und Jonston, hist. Nat. de Insectis lib. 1. cap. 1. fol. 16.

CAP. VI.

Vom Unterscheid der Bienen in diesen Ländern.

VOn zweyerley Geschlecht/als Männ und Weiblichen/wollen wenig Authores solches zugeben/ und vermeynen/sie seyen alle einerley ; Andere wollen / der König allein seye männliches Stammen/ und alle andere Bienen des weiblichen / wiewol alles lauter Muthmassungen sind/ die nur von etlichen vermeynt/ aber nicht durch Erfahrung die Prob halten; also wollen wir diesen Unterscheid dahin gestellt seyn lassen/ und GOttes Allmacht in diesem kleinen Thierlein mehr bewundern/als ausdisputiren. Das ist wol gewiß / daß der König von allen andern Bienen einen mercklichen Unterscheid/daß unter den Bienen selbsten etliche grösser/etliche kleiner/ etliche mittelmässig seyen; daß etliche zum Ausfliegen / etliche zur Guarnison und Verwahrung ihres gemeinen Wesens/etliche als Baumeister / Maurer und Zimmerleute die Gebäu zu machen und zu unterhalten/etliche zum Bruten/etliche zum Wassertragen/etliche zu Thorhütern / und also fortan zu allerhand Aemtern und Geschäfften gestellet seyen. Der mercklichste Unterschied unter ihnen aber ist/ unter den wilden und zahmen/die wilden sind boshafftig/ unleidlich/lassen nicht gerne nahe zu ihnen kommen/ sind

grosser und kürtzer / auch schwärtzer und raulicht; die zahmen sind glatt/gelblicht/geschlanck/mit schwartzen Flecken gezeichnet. Die Alten haben die Bienen vierfach unterschieden/als an der Grösse des Leibes/an der Gestalt/an der Farb/und an den Sitten. Daher sich ein Haußvatter leichtlich reguliren kan / wann er sie kauffen will / das gute zu erwählen/und das Böse zu lassen.

In Moscau/Polen und Liefland/wo grosse Wildnussen und Höltzer sind / da gibt es die Menge wilde Bienen/welche ihnen selbst hin und wieder in den hohlen Bäumen / auch in den Runsen und Löchern der Felsen ihre Herbergen nach Belieben bereiten / und von den Inwohnern hin und wieder ausgespührt und geraubet werden / die sind am Leib etwas subtiler und danckler/ aber sonst so nahend mit den zahmen verwandt/ daß sie so leicht in die Körbe zu ziegeln / so leicht auch die heimischen bißweilen erwilden und in die Wälder und Felsen sich einquartieren; es schwärmen die wilden öffter/ haben aber auch weniger Hönig/doch werden ihre abgetriebenen Schwarm hernach arbeitsamer und dauerhafftiger.

So gibt es auch absonderlich etliche Bienen / die sich der Rauberey und Diebstahls befleissen / arbeiten selber nichts/und fallen nur andern fleissigen Bienen mit Gewalt in ihre Bienenstöcke / meistens zur Zeit/wann der gröste Theil ausgepflogen / damit sie desto weniger Widerstand finden / fressen und tragen ihnen ihr bestes Hönig davon / es sind viel Leute / die solche mit Fleiß halten / und ihrem Nächsten dardurch Schaden thun/welches aber in Rechten verbotten / und dergleichen Gesinde/wann es beweißlich / eines Diebstahls können angeklagt werden.

Man heisset auch eine Art der Bienen/Jungfrau-Bienen/davon eben das Jungfrau-Hönig und Jungfrau-Wachs entspringet; wann gute warme Frühling kommen/und die Bienen gute Ausflüge haben/so geschiehet/daß sie bald schwärmen / als um Himmelfahrt Christi oder bald hernach lassen: Diese Schwärme/ wann sie sich wol nähren und mehren / (sagt das neue Bienen-Büchlein) bringen bald eine gute Anzahl junger Bienen zuwegen / darunter auch bißweilen etliche Weisel sind/dem jungen Weisel aber gibt der alte alsdann einen ziemlichen Schwarm junger Bienen zu/ damit muß er abziehen und andere Herberge suchen/ welches etwan in drey oder vier Wochen / nachdem die ersten im Stock gefasset sind/zu geschehen pflegt/und diese heisst man insgemein Jungfrau-Bienen; theils halten viel von derselben Wachs und Hönig-Arbeit ; theils aber glauben/daß auch von einem alten Stock die jenigen Fladen / so im nächstlauffenden Jahr abgenommen werden / gleich so gut sind / als das Jungfrau-Hönig.

CAP. VII.

Von Bienen-König.

Es ist kein Thier nach dem Menschen / das so eigentlich ihre Policey/und mit so schöner Ordnung eingerichtet und fortgepflantzet hielte / als das Bienlein; denn ob auch gleich die Fische und das Geflügel zu gewissen Zeiten Schaarweise sich zeigen / so geschiehets doch von den ersten nur zur Laichzeit / von den andern aber nach der Brut / wann sie im Herbst und Winter/ ihre Nahrung zu suchen / Hauffenweise gezwungen/und desto sicherer zu seyn/ihrer Meynung nach/ angefrischet werden/und zwar ohne Ordnung und ohne Haupt; und da die Kränch und wilden Gänse schon ihre Führer haben/nehmen sie doch nur nach der Wahl/ entweder die ältesten/oder doch die stärckesten/uñ wechseln mit dem Vorzug um ; wie bey der Kriegsvölcker Marche, wer heut die Avantgarde morgen die Arriergarde haben muß. Bey den Bienen aber mag man wol sagen/daß es ein angebornes Erb-Königreich sey/ dann der König wird nicht erwählt/sondern gebohren/er reisst die Herrschafft weder durch List/ noch durch Verrätherey oder Gewalt zu sich/sondern die Natur hat ihn/von seiner Geburt an/ zu einen König erkohren / er bringet Scepter und Kron mit sich auf die Welt / und allen seinen untergebenen Bienlein ist von Natur die Ehrerbietung der Gehorsam gehorsam gegen ihrem Oberhaupt so fest eingepflantzet/daß sie weiter keiner Huldigung bedörffen. Ja wie Virgilius meldet/daß weder Egypten/ noch das grosse Lydia / weder Parder noch Meder ihre Könige so hoch ehren und lieben:

——— Illum admirantur, & omnes
Circumstant fremitudenso, stipantquè frequentes
Et sæpè attollunt humeris, & corpora lectho
Objectant, pulchramquè petunt per vulnera mortem.

Die Gestalt auch zeiget alsobald das Königliche Ansehen/der König ist grösser und länger / als die andern Bienen/gelb und schier röthlich oder Goldfarb/bißweilen auch etwas kupfferfärbig / mit schwartzen Flecken/ an der Stirne hat er ein weisses Flecklein / sind vornen am Bauch dick und breit / hinten aber etwas abnehmend und abgeschliffen ; er hat keinen Stachel/ wohnet bißweilen zu oberst in dem Bienenstock bißweilen auch in der Mitten / in einem etwas grössern/weitern und tieffern Häuslein/als in seinem Königlichen Pallast/davon er durch alle Fladen/durch gewisse Löcher/seinen Durchgang haben / und aller Orten zusehen und Anstellung thun kan.

Er kommt nie aus dem Stock/ausser zur Schwarm-Zeit muß der schwächere König dem stärckern / oder der jüngere dem ältern mit seinem Volck weichen und eine andere Herberge suchen ; so viel Könige sich im Stocke befinden/so viel Schwärme sind zu hoffen/man muß aber nicht mehr als zwey leben lassen / und wie Virgilius will:

Deterior qui visus, eum, ne prodigus obsit;
Dede neci, melior vacuâ sine regnet in Aulâ.

Etliche vermeynen/der König habe zwar seinen Stachel/er brauche aber solchen nicht/ zu zeigen / daß grossen Hertzen mehr die Mildigkeit / als Tyranney und Grausamkeit gebühre. Er scheinet inwendig die Bienlein zum Hönig Wachsmachen zu ermahnen / und hat stets etliche Bienlein um sich / die ihn / als seine Tra-

banten oder Arcieri, nachfolgen; wann er ausziehet/ begleitet ihn sein gantzes Volck einhellig / umgibt und verwahret ihn/daß er nicht gesehen wird / jede will bey ihm die nächste seyn; wenn er müde wird / sind etliche bestellet/die ihn gleichsam tragen; wann man den König in einen Stock bringen kan/so folgen ihm die Bienlein alle nach:

—— Rege in columi mens omnibus una est,
Amisso, rupere fidem—————

Der König hält den Schwarm zusammen / gibt ihnen Ordnung und Befehl/wo sie wohnen und bauen sollen/ auch wann Aufruhr oder Einheimischer Krieg unter den Bienen zu besorgen / und mehr Neben-Könige sind/ die mit Uneinigkeit und Unordnung alles verwirren/ und in Unordnung setzen möchten/mahnet der alte König alsbald alle Unterthanen auf- und sein Reich in Sicherheit zu erhalten/treibet er die jungen Könige entweder mit gutem oder mit Gewalt aus seinem Stock/und daher kommt der Bienen-Schwärmen/welches wol in einem Jahr/bißweilen öffter / auch zwey und dreymal geschiehet.

Der erste Bienen-Schwarm/der aus einem Stock abgetrieben wird/hat nur einen Weisel / wann er aber den andern Schwarm lässet / oder mehr / so haben sie zwey oder 3 Weisel / und da ist grosses Aufsehen vonnöthen/daß nicht mehr als einer/oder aufs meiste/wann der Schwarm starck ist/zween König eingesetzt/ und die andern weggeschafft werden. Man kan die übrigen Weisel in Hönig legen/sie sind sehr gut/ wann die Bienen Weisel-los werden/so gibt man ihnen die in Hönig gelegte Weisel / davon zeugen sie einen neuen Weisel/ wie Achatz Sturm. Reg. 534. bezeuget.

Der König hat auch seine Trompeter/ die Alarme zu Kriegs-Zeiten / im Frieden aber Morgens und Abends zum Auszug und Heimzug blasen; sie haben auch ihre Forieri und Quartiermeister/ die überall voran gehen/und so wol wegen der Weid / wo wenig oder viel anzutreffen / als auch wann ein König ausziehen muß/ wegen der Quartier und des Feldlagers gleichsam Kundschafft einziehen und bringen.

Die sich auf die Bienen wol verstehen/besehen ihre Stöcke im Auswärts vor den Schwärmen/und wann sie mehr als einen König / oder einen darunter / der schwartz und raulicht mit einem grossen hangenden Bauch finden/so nehmen sie denselben heraus/und tödten ihn / und lassen in jedem Stock allein den Alten und unter den Jungen einen von den besten und schönesten Königen legen / so geben sich die jungen Bienlein alle unter den jungen Erbfürsten / werden schöne grosse Schwärm/und zertheilen sich nicht in so viel kleine ohnmächtige Fürstenthum / daraus nichts rechtschaffenes werden kan.

Wie der Weisel oder König gezeugt werde / sind wol vielerley Gedancken/aber ohne Grund/ daher ichs auch nicht anführen mag/weil es gleich so leicht widersprochen als bestättiget wird.

CAP. VIII.

Von dem Bienen-Garten.

Es ist ausser allem Zweiffel / weil diß Thierlein allein von Blumen/Thau und Kräutern sich ernehret und mehret / daß die Gärten auch die bequemste Wohnstätte geben/diß Völcklein zu beherbergen / damit sie ihre Kost nicht so weit holen dörffen; darinn müssen nun / wo sie nicht von Natur wachsen/ doch durch Kunst und Fleiß allerhand gute/ edle/ und den Bienen angenehme Kräuter angesäet und gepflantzet werden; als Rosenstauden/Müntz/ Melissen/ Salve/Rosmarin / Lavendel/ Negelein / Betonica, allerley Kleeblühe/weisse Lilien / Frangula oder Faulbaum der gern an feuchten Orten wächset/ und dessen Blühe von den Bienen sehr geliebt und gesucht wird / und wie der Poet will:

Hæc circum, casiæ, virides & olentia latè
Serpilla, & graviter spirantis copia Thymbræ
Floreat, irriguumquè bibant violaria fontem.

Dieser Garten soll auch mit allerley Bäumen versehen seyn/ als Weichseln / Amarellen / Kütten/Marillen/Pfersichen/Mandeln/und was nicht gar zu hoch oder groß wird / weil die Bienen/die sich daselbst anlegen/hart und übel zu schöpffen / an die niedern Bäumlein können sie sich bequemlicher anlegen / und leichtlich herab gebracht werden/ haben beynebens im Frühling die Blühe zum besten; sonderlich mag man diesen Garten an etlichen Orten umackern/und Bohnen und Wicken anbauen/ welcher Blühe sie sehr nachstreben / und ihr mit grosser Begierd nachfliegen.

Sie müssen auch Bächlein und fliessende Brunnquellen unweit von ihrer Wohnung haben/weil sie kein anders/als frisches klares Wasser gerne trincken / wäre aber ein grösserer Bach nahend/ so befiehlet Marco weißlich:

Transversas Salices, & grandia bonjice Saxa,
Pontibus ut crebris possint consistere, & alas
Pandere ad æstivum Solem, si fortè morantes
Sparserit, aut præceps Neptuno immerserit
Eurus.

Man soll Gesträuche und grosse Steine in das Wasser legen/damit sie/wann sie trincken wollen / sich darauf erhalten/oder hätte sie der Wind ins Wasser geworffen / wieder heraus kriechen / und sich an der Sonne trücknen können. Wo aber am Wasser Mängel sich ereignet/muß man in kleinen seichten Rinnen / aus dem Schöpffbrunnen Wasser eingiessen/damit sie dabey ihren Durst löschen mögen / wären die Rinnen so tieff/ daß sie darinnen ersauffen könnten/mag man oben kleine Streuchlein darüber breiten/und ihren Schaden also verhüten. Hat man grosse Grand und Träncken in dem Hof/ daraus das Vieh zu trincken pflegt / muß man gleichesfalls etliche Ruthen und Stecken in das Wasser / mit dem einen Ort an dem Rand angelegt/ stellen/darauf sie sitzen und trincken können/ sonst fallen sie leichtlich ins Wasser/und ertrincken. Wann aber diese Ruthen wol lainen/können sie auch denselben wieder heraus kriegen/wann schon eine hinein fiele.

Auch soll man nahe an den Stöcken/ und wo sie meistens ihren Ausflug in die Felder nehmen / kein langes Gras wachsen lassen / sondern offt abgrasen / damit/ wann sie schwer vom Hönig und Wachs beladen heim

wollen / und vom Wetter und Winde ins Gras geworffen werden/sich nicht im langen Gras verwickeln/ sonderlich wann es naß ist / und darinnen verderben/oder von Fröschen / Eydechsen und Krotten aufgefressen werden.

Es können gleicher massen im Frühling die Saamstengel aus den Winterhäusern und Kellern/ von Ruben/ Kohl/ Möhren hinein gesetzet werden / dardurch den Bienen ein guter Unterhalt verschafft wird; auch soll man nahend darbey ansäen Ruben / Haiden/Erbsen/Bohnen/Lilien/ Fenchel/ Majoran / Kümmel/ Isopp/Thimian; fürnemlich/sagt das Bienen-Buch M. Caspar Höfflers / soll viel Mahen darinnen angesäet seyn/ da nehmen die Bienen nicht allein Nutzungen zu sich/wie von andern Blumen/sondern auch/ sie werden von aussen gantz weiß/ als hätten sie im Mehl gelegen/ die Ursach ist/daß sie in dem blühenden Mahen umgewandert sind/und ihre Nahrung daraus geholet; wann sie aber wieder aus dem Stock kommen/ haben sie ihre Farbe / wie zuvor / dann die andern Bienen haben die Nutzung von ihnen genommen / welche ihnen auswendig angehangen und angeklebt hat.

Wann viel Mehlthau auf die Blühe fallen/werden sie gemeiniglich kranck und Bauchflüssig/dann muß man ihnen Galläpffel mit Hönig sieden/und in die Bienenstöcke thun. Die Bienen können nicht leiden / neq; libidinosas neq; menstruum patientes, oder die nach Bier/Brandwein/Knoblauch/Rettich stincken / ist ihnen auch zuwider groß Gepolder und Widerhall; item/ wie etliche wollen/die schwartze und rothe Farbe.

CAP. IX.

Wo die Bienen gut oder nicht gut thun.

Wie der Erden Grund nicht jeder alles trägt/ non omnis fert omnia tellus, und nachdem er kalt oder warm/trocken oder feucht/ schatticht oder Sonnenreich / hoch oder nieder/steinigt/sandicht/ kreidig / oder laimicht ist/nachdem werden auch die Gewächse/ welche zu einer oder der andern Eigenschafft geneigt sind/und derselben nach / einen Grund lieben oder hassen / gerne oder ungerne bekleiben und zunehmen: Also ist es gleicherweise mit den Bienen beschaffen/ daß sie natürlicher Weise an einem Ort und Gegend lieber zunehmen und gedeyen/als an dem andern/ so einem Hausvatter anfangs zu beobachten billich zustehet/ehe er sich bemühet/um Bienen zu bewerben; Er hat nicht allein des Gartens/sondern der gantze Gegend Art und Eigenschafft zu erforschen. Dann gleich wie sie gut thun/und gerne wohnen in schönen fruchtbaren Gegenden/wo wol temperirt/ das/mehr warm als kaltes Gewitter/edle fruchtbringende Baumgärten / Blumenreiche Wiesen / grüne Kleereiche Aenger/trächtige Felder/klare Bronnenquellen/Crystalline Bächlein/früher Sonnenschein/gesunde Frühling-und Sommer-Thau/ nicht gar zu hoher Ausflug / nicht gar zu ferne Pech-Wälder/stille und nicht lautschallige Ort / wo sie vom Viehe oder grossen Getöß nicht verunruhiget werden; wo man fleissig Acht auf sie hat/ daß sie von ihren Feinden/den Raub-Bienen / Ameissen / Bienfaltern und Spechten ungequälet bleiben; wo man viel Mahen Ruben und Wicken bauet / wo in Nähe viel Lindenbäume stehen/ doch nicht so nahe / daß sie sich anlegen mögen / weil sie hart herab zu schöpffen; diese Blühe aber ist ihnen sehr wol anständig:

So hingegen ist sich nicht zu verwundern / wann sie an solchen Orten nicht können fortkommen/ oder doch wenig rechte Arbeit machen/wo kalte Winterlucken/ im Frühling es lang frörig bleibt/wo gemeiniglich grosse Sturmwinde wüten/wo es bald zuwintert / und sie nicht viel Arbeit-Zeit übrig haben / wo es Bergwerck und Schmeltzhütten/da der Hütten-Rauch Blühe und Blumen vergifften; wo mineralische schädliche Wasser/wo es viel Eibenbäum / Rüstbäum / Christ- und Nießwurtzen/Wolffsmilch/Eisenhütlein/ und dergleichen ungesunde Bäume und Gewächse gibt / wo kein weisser Klee wächset/wo grosse Seen/Teiche/und strenge Fließströme / stinckende faule übelriechende Maraß und Froßlachen; wo in der Nähe die Mistpfützen und Dungstätte/Flachsretzen/Ausgüsse und Cloacken/wo schattichte von der Sonnen selten bestrahlete und finstere Thal und Winckel sind/wo mitternächtische/stürmische/unstäde und Wetterwendische Lufft/wo dürre magere/ Gras- und Kräuterlose Haiden und Viehitriffen sind / wo sie von dem aus der Kuchen und Back-Oefen entstandenem Rauch offt angehaucht/ von starckem Eccho und Widerhall angesprochen / und sonst von Nachlässigkeit und Unverstand ihres Besitzers veruntreuet werden/welches hier zwar das letzte / doch eines von denen vornehmsten Ursachen ist / wann auch schon die erwünschteste und beste Gelegenheit wäre/daß die armen Bienen nicht fortkommen.

CAP. X.

Von dem Bienen-Warter.

Wer Bienen halten will/der thut besser/er halte viel/als wenig / und stelle ihnen einen eigenen Wärter zu/der doch beynebens auch andere Geschäffte verrichten kan/ darzu taugt aber nur einer/ er sey sonst darneben Gärtner/Pfister/Bräuer/Jäger/ Förster/Mayer oder Hausknecht/gilt gleich / wann er nur Lust und Lieb darzu hat / mit den Bienen gern umgehet/ unverdrossen darzu schauet / und einen guten Verstand und lange Erfahrung davon hat/ oder doch begierig ist/ nachzufragen / und ihre gebührliche Wartung zu lernen und zu üben.

Und erstlich muß er die Bienenstöcke täglich besichtigen/um/wo einem oder dem andern was mangelt / es alsobald zu verbessern und abzustellen.

2. Im Frühling muß er erstlich den Stock unten öffnen / und das leere Wachs heraus nehmen/ damit sie Platz haben / ihre Arbeit wieder frisch anzufangen; hernach muß er gleichermassen oben darzu sehen/ und

alle Unreinigkeit/Spinnenweben/Staub/Motten/Schnecken/Würmer/Bienfaltern/Ameissen/Mäuskoth/ wo er mit der Hand nicht darzu kommen kan/ mit einer saubern Federn ausputzen / abkehren und wegraumen.

3. Muß er sie mit Galbano, dürrem Kühemist und andern Specien / die den Bienen angenehm / beräuchern.

4. Wann der Schwarm geschöpfft ist / muß er wol zusehen/daß er sie erhalte/ und ihnen ihre neue Herberge angenehm und beliebig mache / daß sie nicht aus Mangel und Verdruß einiger nicht recht bestellter Nothdurfften wegfliehen/und einen behäglichern Platz suchen.

5. Wann die Bienenstöcke Abgang am Unterhalt haben / oder wanns langwühriges kaltes/nasses und windiges Wetter abgibt/ daß er sie mit Proviant gebührlich und wol versehe/so lang sie auszufliegen / und Nahrung selbst zu suchen verhindert werden.

6. Daß er ihnen im Herbst nie zu viel nehme/ damit sie/den Winter durch genug zu leben haben / und wann er ja in einem fehlen solte/ möchte er ihnen lieber einen Uberfluß/als zu wenig lassen/und kan er den Uberschuß im künfftigen Frühling dennoch finden.

7. Daß er im Eingang des Herbstes alle Stöcke abermal oben und unten fleissig besichtige/ aussäubere/ und sie nicht allein zu ihrem Lust / sondern auch zu ihrer Gesundheit/wie oben gedacht/ beräuchere / und also über 14. Tage continuire.

8. Daß er zu des Winters ersten Anfang und Eingang/wann es noch nicht gar kalt ist/die Bienenstöcke noch einmal aussäubere und beräuchere/ und dieses mit grossem Fleiß und Sorgfalt/ damit nichts unflätiges oder faules darinnen sey / alsdann vermache er die Bienenstöcke auf das allerbeste/ daß weder Kälte noch Wind oder Feuchtigkeit darzu möge ; und nachdem er sie waiß proviantirt / nachdem muß er ihnen auch/ im Nothfall zu Hülffe kommen/und ihre Speise in gespaltenen Röhren fürsetzen; daher nöthig/daß er die schwachen und Hülff-bedürfftigen Stöcke auswendig zeichne und mercke / damit er sie vor den reichen und wolbestellten erkennen möge.

9. Die Bienenstöcke müssen stets zugeschlossen verbleiben/und auf allen Seiten recht vermacht seyn/ daß nur ein Löchlein offen gelassen werde / dadurch sie aus- und einfliegen / aber nur so groß/ daß eine Biene auf einmal heraus mag.

10. Daß der Bienen-Warter sich an der Kleidung rein und sauber halte / allen Gestanck meide/mit ungewaschenen Händen nie damit umgehe / weil er in Gefahr stehet/sonderlich wo er der Unkeuschheit ergeben/ von ihnen gehasst und gestochen zu werden / weil dieses reine Thierlein keine Unreinigkeit vertragen kan.

11. Auch soll er ein eigenes Bienen-Buch halten/ und ein Zeichen an dem Stock machen/auch Jahr und Tag mit Röthel anschreiben/auch von welchem Stock er abgangen sey/ so weiß er des Stocks Alter und Art/ doch soll man solches nicht eher thun/als biß die jungen Bien bleiblich scheinen/und zu arbeiten einen guten Anfang gemacht haben.

CAP. XI.

Von der Bienen Hütten.

Die Stallung und Facciata der Bienenhütten/ soll (wo es anders möglich) also stehen/ daß sie vom frühen Morgen an / biß gegen Abend die Sonnen haben; andere stellen solche gegen den Winterischen Sonnen-Aufgang/das ist / fast gegen Ost-Süden/und muß / von den Mitternacht-Winden geschirmet/mit einer guten Mauren versichert / oder doch mit einem dicken lebendigen Zaun eingefangen werden. Andere glauben/daß sie gleich so wol gegen Abend und Mitternacht (wo es nur Windstill) ihren Stand fassen / angesehen in den kalten Polnischen / Littauischen und Moscowittischen Ländern/ die meiste Bienen zu finden/ damit auch viel ihre Nahrung allein zu erwerben suchen.

Die Alten haben gewolt/ wann der Einfang eine Mauer ist/sollen etwann einen Schuch hoch von der Erden/unten etliche Löcher seyn / dadurch die Bienen ab- und zufliegen mögen/ so ists doch nicht allein nicht nothwendig / weilen die Bienen / von dem Stock aus/ den Flug nicht eine Parallel-Linea von der Erden nehmen; sondern 1 par oder 3 Rädlein aufwärts machen/biß sie endlich mit einem Bogenflug fortstreichen; überdiß ist es auch schädlich/indem die Winde durch diese Fensterlucken den Bienen beschwerlich seyn würden/ ausser sie seyen mit Fenstern gemacht / die man / nach dem das Gewitter ist / öffnen und schliessen könne.

Damit nun die Bienen in ihrer Wohnung nicht verunruhiget werden/ muß die Hütten allenthalben mit Brettern auf das beste versichert seyn / daß allein das Fluchloch und der Steig davon frey heraus gehen/nicht weniger muß es oben mit einem Dach verwahret werden / daß die Sommerhitz der Sonnen das Gewircke nicht erhitze/und also schmeltzen und herab fallen machen/dardurch alle Bienen-Arbeit verruckt und verwirret wird ; so ist es auch also vor der Nässen und Frost desto sicherer.

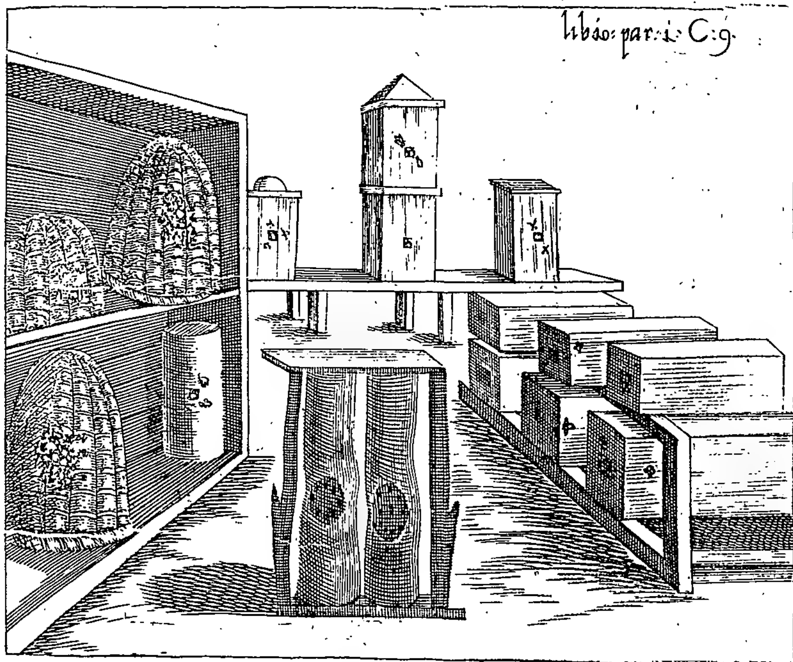
Die Grösse oder Kleine der Hütten steht zu des Hausvatters Belieben/doch ist es besser zu weit/ als zu enge/weil durch Fleiß und Sorgfalt die Anzahl leichtlich sich vermehret/ auch die Bienenstöcke nicht zu enge aneinander zu hencken dienstlich ist ; darnach muß die Hütten einen guten festen Grund haben/und in die Erden wol und fest eingepflocket seyn / damit solche die Sturmwinde nicht mögen über einen Hauffen werffen; oder das zu Zeiten einbrechende/und sich anlehnende und reibende Thier solche nieder reissen.

Das Ort und der Platz / worauf die Hütte stehet/ muß genugsame Lufft und nicht dämicht und feucht seyn/ weil die Bienen an einem nicht lüfftigen Ort kein gut thun/und die Stöcke werden schimlicht und lauffen an/ darum lassen etliche die Hütten auf allen Seiten frey/ und hauen allein ein Dach oben drüber so hat man desto besser Platz allenthalben zu ihnen zu sehen/und wird ihnē das Liecht nicht benomen; das Dach aber muß nicht

von

von Stroh seyn/weil Mäuse und anders Ungezieser gern darinnen sich aufhalten/ sondern von Brettern/ Schindeln oder Ziegeln; will man die Hütte ja verwahren/ mag es von dürren Brettern oder Schwärtlingen geschehen/ die nicht dicht aufeinander gehen / sondern je einer vom andern etwa Fingerweit obenher voneinander stehen/ die untersten Dräme müssen starck / und unten her die niedrigsten Läden wol beysammen seyn / damit das Ungezieser so leicht nicht einkrieche; das vordere Dach muß nicht fürschüssig seyn/ daß es nicht die Sonnen aufhalte/ mit einer Rinnen verwahrt/ daß die Regenwasser dardurch abschiessen/ und nicht durch fort und fort absinckende Dach-Tropffen denen Bienen beschwerlich seyn können. Etliche setzen zwey Stöcke des Bienenhauses aufeinander / daß unten und oben Stöcke stehen können; diß hat nichts zu bedeuten / wann der Platz nur Windstill ist / und die Sturmwinde nicht zu viel ein reissen. Andere bauen sie nur einfach so hoch/ als etwann die Stöcke seyn/ wenn sie nur vornen eine ziemliche Höhe haben. Wann das Bienenhaus auf runden/ glatten / und mit Blech beschlagenen Seulen stehet/ oder auf rund-gemaurten und glatt-beworffenen Pfeilern/ so können Mäus und Eydechsen nicht so leicht hinauf kriechen.

Am besten ist/ man besehe anderer guten Haushalter Weise/ und nehme das beste davon / bestelle sonderlich einen guten Zimmermann / der es recht verstehe / daß alles recht und wol eingerichtet sey. Diß ist allein zu verstehen / wo man viel Bienen hat ; wo man aber nur wenig hat / ist leicht ein Platz darzu / wann er nur fest und starck angebunden und oben bedeckt wird/ daß er weder durch Wind noch von Thieren umgeworffen/ oder von Regenwetter und Feuchtigkeit können beschädiget werden.



Cap. IV.

Von den Bienenstöcken.

Die Bienstöcke werden aus allerley Zeuge verfertiget/ wiewol die höltzernen am besten / und in Oesterreich am bräuchlichsten sind / indem sie auch selbst in den Moscowitischen und Reussischen Wäldern am liebsten die hohlen Bäume zu ihren Wohnungen erwählen/ gar selten aber Felsen und Seeinritzen ; man kan sie aus Linden/ Kesten/ (wo sie sind) Erlen/ Nußbäumen/ Tannen/ und dergleichen zurichten/ Eychenholtz soll nicht darzu taugen; sie müssen wol mit Nägeln angemacht seyn/ daß sie nicht leichtlich umzustossen. Das Fluchloch im Bienenstock muß nicht grösser seyn/ als daß eine Biene neben der andern aus- und einkommen kan/ damit Bienfaltern/ Eyder und Nattern nicht einschlieffen mögen; so soll man auch die ledigen Bienstöcke wol verwahren/ dann wann sich eine Katz hinein legt sollen die Bienen / die hernach hinein gefasst werden/ selten wolgedeyen. Man kan die Bienenstöcke unterschiedlicher Grösse verfertigen / nachdem der Schwarm ist/ ihm ein gleichmässiges Haus einzugeben. In den viereckichten von Brettern zusamm-genagelten Bienstöcken kan man am besten darzu sehen ; Andere halten diese für die besten Stöcke / die aus einem Stuck und Stammen-Holtz ausgehauet sind ; inwendig sind in einem jeden zwey Stänglein wie ein Creutz eingemacht/ daran sie ihr Wachs und Arbeit anhängen können. Die grossen Stöcke / haben wol meistentheils mehr Hönig/ aber sie schwärmen nicht so offt/ und nicht eher / als biß sie darinnen keinen Platz mehr zur Herberge finden.

Die gar engen Stöcke / machen sie zwar öffter schwärmen/bringen aber wenig Hönig / daher die mittelmässigen am besten. Je danckler und finsterer die Bienenstöcke sind/je lieber und emsiger arbeiten sie. Si Alveare ungatur floribus melissæ, non fugiunt apes, & si fugerunt, redeunt, si ungatur floribus matricariæ, fugiunt, si buxo, pereunt.

Wenn die Weite inwendig ein wenig einen Schuhe übertrifft / und die Höhe noch einmal so lang ist/so haltens etliche für gut/ der Form sey gleich rund oder viereckicht / theils machen die Thürlein an den Bienstöcken vom Glasfenster/dardurch man ihrer Arbeit und Fleiß zusiehet/auch weiß/ wann es Zeit / ihnen das Hönig zu nehmen/oder sie mit Nahrung zu versorgen; auch ob etwann ein Feind/Bienfalter / Würm und dergleichen darinnen vorhanden/daß mans wegbringe ; oder man macht nur eine Glasscheiben hinein / die muß aber mit einem Fürschub-Bretlein versehen seyn / daß mans öffnen und schliessen kan/wann man will/ weil sie inwendig lieber finster als Liecht haben. An andern Orten werden die Stöcke auch aus Stroh und Felbernen Rütlein geflochten / verfertigt ; aber in unsern Landen gibt das Lindene Holtz / es seyen gleich Bretter oder gantzes Holtz/ die besten Stöcke ; nach diesen sind auch gut die Kühnföhren/ Dannen und Fichten.

Aspen / Eichen / Albern und Weidenholtz dienet nicht so wohl/sie ersäuren leicht / und reissen gern auf. Das Holtz aber darzu/es seyen Bretter oder Blochholtz muß im December und Januario im Abnahm des Mondes geschlagen werden / so dauert es besser / und wachsen desto weniger Würme darinnen / bleibt auch die Schelffen lieber daran. Der Author des neuen Bienen-Büchleins sagt/wann ein Klotz mit einer Klaffter kan überspannet werden / so sey er hoch genug/ wann er 10. Viertel einer gemeinen Elen lang ist / das ist/ wann er einen Mann ziemlicher Statur an dem Mund reichet/daß also 8. Viertel Elen ausgearbeitet werden/ und ein Viertel unten/das andere oben bleibt / denn lässet man ihnen unten oder oben gar zu wenig Holtz / so reissen sie leichtlich auf ; solches aber zu verwehren/ durchbohret man den Stock unten und oben / nach der Zwerch eines halben Viertel vom Ende/und treibt höltzerne Nägel hindurch ; in Oesterreich aber / wo das Holtz dicker ist / werden sie auch nicht so lang gemacht/ nur diß muß man in acht nehmen/daß man sie inwendig glatt und sauber/so viel man kan / hobelt und ausschiefert / sonst arbeiten die Bienen nicht gern / biß sie alle Schifern selbst ausgebissen haben / und darzu gehört eine lange Zeit / welche man mit diesem Fleiß erspahren kan. Man mag auch ungleiche Gruben in den Bienenstöcken mit durcheinander zergangenem Hartz u. Wachs ausstreichen und eben machen / sonst wachsen Maden in denen Gruben / die den gantzen Bienstock verderben.

Zu den Stöcken / so aus Brettern formirt werden/ müssen die Bretter sauber / sonderlich inwendig abgehobelt/und das wenigste zweyer Finger dicke/ auch wol dürr und abgelegen seyen / sonst treibt sie die Lufft und die Hitze voneinander / daß sie im Winter erfrieren müssen. Die Stöcke müssen eben so wol/als alle Gebäue/ ihre rechte Proportion haben/ sie seyen gleich wie sie wollen/daß sie oben enger / unten bey dem Fluchloch etwas weiter sind/davon kriegen die Bienen / weil sie ober dem Creutz ihre Arbeit leichtlich verrichten/einen Muth/daß sie ihr Werck desto embsiger und williger fortsetzen.

Die Stöcke müssen nicht wie ein Trog / nur halbrund / sondern inwendig gantz rund (wiewol es langsamer zugehet und härter ankommt) ausgehauen seyn/ daß sie mit der Thür einen völligen Circkel machen ; das Flugloch muß eng seyn / etliche machen an dessen statt fünff oder drey kleine Löchlein / so groß/daß eine Threne aus und ein kan ; die Creutzhöltzer müssen starck und wol eingepflocht seyn/ weil sie das gantze Gewercke tragen müssen/und wo sie brächen oder ausweichen / grosser Schad erfolgen würde. Die von Brettern zusammengeschlagene und genagelte Stöcke mag man wol mit Hartz und Faß-Bech um die Fugen sauber verbichen/ dann die Bienen bauen gern in den Stöcken / die nach Pech riechen / wie der Author des neuen Bienenbüchleins bezeuget.

CAP. XIII.

Wie man die Bienen zu wegen und von einem Ort zum andern bringen soll.

Es scheinet / als ob die Bienlein einen geheimen Verstand / so wol der Gerechtigket als der Unbilligkeit/ in sich hätten / weil sie denen/so sie mit Betrug/Vortheil/ oder auf was Weege es wolle / unrechtmässiger Weise/an sich bringen/wunderselten in die Länge gut thun / als ob sie verdrossen und unwillig wären/der Ungerechtigkeit zu dienen / oder den Practicken Wucher und Gewalt zinsbar zu werden. Also ist das erste/mit gutem Titul deren Eigenthum an sich handeln und mit guter Einwilligung ihres vorigen Besitzers ; auch soll man / wann ein anderer darum schon vorher in Handlung gestanden / niemand verdringen / oder mit Gewalt und Listen einem andern auskauffen/weil selten Glück dabey ist.

Je näher man die Stöcke zu kauffen haben kan / je besser sind sie des Landes / des Flugs und der Lufft gewohnet / je lieber und fleissiger arbeiten sie ; sie müssen durch zwey Personen/im Anfang des Frühlings/ehe sie noch ausfliegen/auf einer Trage / fein sanfft und sittig/ und wo es seyn kan / bey Nachts fortgebracht / und an ihre Stelle gesetzt/am tragen in ein sauber leinen Tuch eingewickelt / auch ein paar Tage also verdeckt werden; hernach kan man auf den Abend das Tuch hinweg thun/ und ihnen ihre Freyheit geben.

Wer Bienen kauffen will / soll sie von einem Ort/wo die Gelegenheit und Fruchtbarkeit der Gegend geringer ist/als wo er sie hinbringen will/herholen lassen / so werden sie auf besserer Weide desto besser gedeyen ; dann wann sie (wie alles Viehe) aus einem guten Ort in ein schlechtes versetzt werden/ist wenig Nutzen davon zu hoffen. Wer nun unter vielen Stöcken die Wahl hat / der muß solche erstlich besehen zur Zeit / wann sie im besten Flug sind/ so kan er sehen / welche wol oder übel eintragen/ welche starck oder schwach / frisch oder matt sind/



ists aber vor den Flug/kan er ihm die Stöcke öffnen lassen/so gibt ihm der Augenschein/ wo viel Hönig und Bienen sind/die Wahl selbst in die Hand / insgemein werden die bösen und stechenden Bienen für die arbeitsamsten und besten gehalten.

So muß er auch die Stöcke besehen/ob sie gut oder schlecht/gantz oder faul / und sich nicht leichtlich/als um gute/annehmen/ auch / wann man einen guten Anfang zu den Bienen machen / soll man nie nur einen Stock allein/sondern allzeit mehr/wenigstes zwey zusammen stellen / weil die Thierlein in der Nachbarschafft lieber gut thun/und frölicher arbeiten/ als wann sie gantz allein stehen/soll auch anfangs lieber ein paar alte/drey und vierjährige / als erst heurige oder vierdige Stöcke ihme schaffen/ weil die Jungen viel eher verderben / und die Verwechslungen und Ungelegenheiten nicht so wol ausdauren können/als die alten/die schon stärcker / der Arbeit und des strappazirens besser gewohnet sind; dörffen auch im Winter weniger Nahrung / weil sie ihnen selbst meistentheils guten Vorrath auf den Winter (wo anders ihre Herrschafft bescheidentlich mit ihnen umgehet) einschaffen / daß man hingegen die Jungen meistentheils speisen muß / und dennoch offt gar verderben.

Im Mertzen oder in der Fasten ist die beste Zeit/Bienen über Land zu bringen / da haben sie noch kein junges flüssiges Hönig / ein hartes Gewircke/nicht viel Brut/ sind also am leichtesten zu vertragen; am sichersten werden sie getragen / oder auf Schlitten gelegt / von den Wägen werden sie starck gerüttelt / so ihnen schädlich/ dann je sänffter und subtiller man mit ihnen umgehet / je lieber ist es ihnen ; die Beuten-Bretter müssen vorhin sehr fest angenagelt oder angebunden werden / ehe man sie aufladet / damit sie ja nicht abfallen ; im spaten Herbst soll man keine Bienstöcke kauffen / sondern sicherer im Anfang des Frühlings / wann sie schon das härteste Wetter und den Winter-Frost überstanden haben.

CAP. XIV.

Wie die Bienenstöcke in eine Ordnung zu bringen.

Die Bienen lieben die Sonnen/ als ist Zweiffels-ohne ihr bester Stand / daß man dieselbige gegen der Sonnen Aufgang/ wo sie im Februario oder Anfang des Mertzens ausgehet/mit dem Flug-Loch hinwende; gegen Mittag solche zu ordnen/wird darum für bedencklich gehalten / weil sie im Anfang das Frühlings von der Mittages-Sonne gereitzet und heraus gelockt werden/ daß sie ausfliegen/ und weil die Kälte und die scharffen Winde noch streng sind / fallen sie in den Schnee / werden schwach und sterben gar; scheinet den gantzen Tag (sonderlich Sommerszeit) die Sonne darauf/so erhitzen die Bienenstöcke/das Gewircke wird flüssig/fällt wol gar herab / und erdruckt die Bienen/ auch öfftermals den Weisel / darüber die übrigen Bienen auch durchgehen/ das Hönig verzehren / und sich zu andern Stöcken machen / mit Schaden des Haus-Vatters.

Wann man viel Stöcke hat/ kan man doppelte Reyhen machen/doch also/daß die hintere Rey um das Flug Loch höher stehe / als die vordere / damit sie an ihrem Aus-und Einflug ungehindert beede der Sonnen Anblick geniessen mögen/ die Bäncke aber muß man also unterscheiden/daß man darzwischen gehen / und zu den Stöcken allerseits frey sehen und kommen möge.

Andere machen das Bienen-Hause gar zwey Gaden hoch/ daß die Bienenstöcke gerad über einander zu stehen kommen/das hat nun nichts zu bedeuten/ wann der Ort nur von grossen Sturmwinden nicht offt angefallen wird.

Etliche legen ihre Stöcke/ und stellen sie nicht aufrecht/die bringen mehr Hönig/als die stehenden/ja(wie der Author des neuen Bienenbüchleins sagt) ein Lager oder liegender/bringet mehr denn drey stehende/aber sie schwärmen nicht so offt/ doch ist am rathsamsten / die Bienen in solchem Stande zu lassen / wie sie von Jugend auf sind gewöhnet worden / denn sie thun kein gut/ und arbeiten nicht gerne / daran doch ihr meistes Interesse gelegen ist; die besten und glückhafftigsten Stöcke sind diejenigen/ so von sich selbst aus fremden Orten sich an unsern Grund und Boden anlegen / und diese mag man wol in Obacht haben / dann sie gerathen meistentheils wol.

Wann man sie Reyenweise setzet / soll man die starcken Bienreichen Stöcke allzeit auf beede Ende / und die schwachen und geringen in die Mitte stellen; dann wie M. Caspar Höffler in seinem Bericht von den Bienen meldet / die Raub-Bienen fangen an den Enden und zu äusserst ihren Anfall zu thun / und wann sie die starcken Stöcke nicht überwältigen können/so müssen sie ablassen.

Die Stöcke sollen nicht gar zu dicke aneinander geordnet / sondern wenigst anderthalb Schuhe weit voneinander gestellt werden/damit die Bienen einander em Flug nicht hindern/ oder irre machen / so kan man auch wann man ihnen das Hönig nimmt/mit desto mehr Gelegenheit damit handlen und umgehen / sie haben die Lufft desto freyer / und erhitzen im Sommer nicht so bald/als wann sie so dick aneinander gestellet sind / doch hat sich ein jeder Hausvatter nach der Weise zu richten entweder/ die er selbst für die bequemeste aus Erfahrung erkennet/oder die er bey andern Nachbarn/wie die Bienen wol gedeyen/siehet und erlernet.

CAP. XV.

Unterscheid zwischen den ligenden und stehenden Stöcken.

Daß die Stöcke/ die man legt / mehr Hönig/aber weniger Brut geben/ist vorhin angedeutet/hingegen sind etliche / die gar wenig darauf halten/ als M. Caspar Höffler in seinem angezogenen Bienenbüchlein sagt folgendes: Ich will allhier meine Meynung kurtz und rund heraus sagen/ was ich von den Lagerstöcken halte/nemlich gantz und gar nichts. Ursach ist diese/ weil die Bienen nicht alt darinn werden / (wer es nicht glauben will / der versuche es) und ist nicht wol möglich/ daß die Bienen im Winter sich vor der Kälte darinnen/oder im Sommer vor der Hitze erhalten können/ über dieses/so bald als Motten unten am Boden wachsen/so sind sie stracks im Gebäue oder Gewircke / ist es dann um die Bienen leichtlich geschehen ; zu geschweigen / daß der Wind solche Beuten leichtlich zertreibet/ daß Omeissen und alles Ungeziefer darein kommen können /, deswegen wer Bienen in solche Stöcke setzet/der thut nichts anders / dann daß er sie muthwillig ums Leben bringet. Ich für meine Person (sagt er ferner) will/ob GOtt will/weil ich lebe/ keinen Schwarm in ein Lagerstock fassen / dann da mir sonsten in einem stehenden Stock ein Schwarm 30/40/50. Jahr und darüber lebet ; so kan ich eines Lagerstocks mich nicht eines Jahrs gewiß vertrösten.

Solchem Unrath aber(sagt er)wird gesteuret / wann man von starcken Pfosten-Brettern/gute zweyer Finger dick / stehende Stöcke zusammen nagelt / im fall man runde aus gantzem Holtz ausgehauene nicht haben kan/ dann wachsen schon im Stock Motten / so können sie nicht ins Gewircke kommen / sondern bleiben an dem Boden ligen ; und damit ich diesen Punct (sagt er endlich) kürtzlich beschliesse / wie die stehende Stöcke alles Ruhms und Ehren werth sind/ so taugen die liegenden zu nichts bessers / denn daß sie zerhauen und ins Feuer geworffen werden werden ; diß laß ich nun berührten Authorem verantworten.

Andere aber halten wegen Uberfluß des Hönigs viel darauf/und sagen / wann das untere Lager-Bret inwendig ungleich ist/soll mans mit vermischten Hartz und Wachs gleich machen / so werden die Motten wol ausbleiben ; und vermeinet Nickel Jacob von Sprottau in seinem Bienenbüchlein/es seye nicht böse / wann man Lagerstöcke neben einander habe/und den dritten darauf einen stehenden setze.

CAP. XVI.

Wann die Stöcke zu weit/ wie ihnen zu helffen.

Wann die Bienenschwärme schwach / die Stöcke aber groß und weit sind / so werden sie drüber kleinmüthig / und verzagen an ihrer Arbeit/so gibt der Author des neuen Bienenbüchleins M. Andreas Picus folgenden Unterricht : Wann die Stöcke weit und darzu sehr hoch und lang sind / so verzagen die Bienen leichtlich/und arbeiten wenig / daß die Stöcke in etlichen Jahren nicht biß aus Flader voll werden / solchen muß man also helffen : Man schneidet eine Scheibe von einem Stücklein Bret / so groß als der Stock weit ist/ machet dieselbe kurtz unter dem Flader hinein/so dicht als es möglich ist/ nimmt darnach mit geschnittenem Stroh vermischten Laimen / verkleibet die Scheiben samt dem unter Beutenbrett aufs genaueste / daß keine Bienen in die untere Beuten unter der Scheiben zum Stock kommen / so gedencken die Bienen / wann sie den Stock so weit vollgebauet / sie haben ihn gantz gefüllet / da gehet es dann an ein arbeiten und eintragen / lassen auch nicht nach/biß sie den Stock gefüllet, / das andere/oder wol kaum das dritte Jahr nimt man die Scheiben wider heraus/lässet ihnen das alte Gewircke gantz stehen/so füllen sie dann den Stock(daß sie sonst in viel Jahren nicht gethan hätten) den nächsten Sommer gemeiniglich gantz aus/das heisse ich(sagt er) die Stöcke verblenden/

mach es auch mit allen meinen Stöcken also / darein ich Bienen fassen will.

Ferner (sagt obbemeldter Author) wann die Stöcke eine rechtmässige Höhe haben / aber sehr weit seynd/ und man nicht übrige grosse Haupt-Schwärme darein setzet/so werden die Bienen an sie fallen / so ist es gantz um sie geschehen / dann sie vermögen sich ihrer in einem so weiten Stock auf allen Enden nicht zu erwehren.

Solchem Unrath beederseits (spricht er weiter) steuret man auf solche Maß: Ich nehme eine grosse/dicke dürre Bretschwarten / schneide ein Stück davon so lang/als der Bienstock inwendig ausgearbeitet ist/ darnach schneide ich solch Stück wieder zweymal entzwey/ daß ich also drey besondere Stücke habe / die alle drey mit des Stockes inwendiger Höhle einerley Länge haben. Solche Stück (sagt er) füge ich genau/ als ich immer kan/eines nach dem andern in den Stock/ schlag jedes mit einem Nagel an / schlage aber den Nagel nicht gantz hinein / daß ich ihn auf das andere Jahr wieder leichtlich kan heraus ziehen / treibe die drey Stücke fein gehäbe mit kleinen Keulen zusammen / und wann ich diß alles fleissig verrichtet / so verschmiere ich alle Klumsen mit guten Laimen/darunter Siede gemenget ist/daß gantz keine Biene durch die Bretter kommen mag/dergestalt wird dem Stock/ wo nicht der dritte / doch der vierdte Theil von der Weiten benommen / das heisset man den Stock füttern. In drey Theil aber schneide ich das Futter/ deßwegen/daß ich solches nachmals wann Bienen und Gewircke darinnen sind/desto bequemlicher ohne allen Schaden/heraus nehmen kan.

Weil man auch an der Seiten / wo man Futter in Stocke machet/abschneiden muß / so sollen die Löcher zu solchen Höltzern durch den Stock durch und durch gehen/daß man nachmals/wann man das Futter wieder heraus nimmt/Creutz-und Zwerchhöltzer ergäntzen könne;wann nun die Bienen den ledigen Theil voll gebauet so nimmt man ihnen so viel / daß man die Bretter kan heraus nehmen/darauf bauen sie den andern Theil auch voll / welches in einem oder zweyen Jahren geschiehet/ und ist nachmals nicht mehr schädlich/sondern gut / daß der Stock groß gewesen ; der angedorrte Laimen im Stock von der Blendung und Fütterung/muß mit einer Bienenkratzen auf das säuberste abgeschaben und ausgekehret werden.

CAP. XVII.

Wie die Bienen aus bösen Stöcken in gute zu bringen.

Es trägt sich offt zu/daß ein grosser und Bienenreicher Schwarm in einen engen oder sonst schlechten Stock zu herbergen gebracht ist/ das man hernach erst zu spat gewahr wird / oder daß man manchesmal in der Eile nehmen muß / was man hat/ und nicht allzeit/wie man soll/mit Stöcken im Vorrath versehen ist/ also will man anders den Schwarm nicht zu Grunde richten / man ihnen mit einem bessern Quartier begasten und aus der kalten Herberge ausführen muß; welches dann beschwerlich und gefährlich/ gleichwol aber nothwendig und nützlich ist.

Herr de Serres gibt diesen Unterricht: Wann ein Stock alt und verdorben ist / muß man ihn oben öffnen/ und einen guten wolzugerichten / mit guten Kräutern beriebenen und wolriechenden Bienenstock darauf setzen indem schon etliche Hönig-Fladen gelegt sind/ so werden die Bienen des bequemlichen Ortes bald gewahr/sich willig hinauf begeben ; da sie aber solches zu thun verzögen/kan man sie mit Rauchen hinauf treiben / und sie Abends wieder an des alten hinweg genommenen Stockes Stelle setzen.

Nicl. Jacob gibt folgende Weise : Wann ein Stock gar klein wäre/ und schon voll gearbeitet / füget man ihn an einen grössern / bey den Thüren / so gehäb und füglich man immer kan / bindet beede Stöcke mit Binden feste zusammen / verkleibet sie/und setzet sie auf die alte Stelle/den guten Stock aber stellet man vornen an/lässet das Flugloch offen/und an dem kleinern Stock vermacht man solches/ daß daselbst keine Bien aus oder ein mag. Sehr dienstlich ist/wann man oben/ und auch in der Mitte einen Drath mit einkleibet/ mit solchen kan man nachmals das Gewircke in beeden Stöcken ohne Schaden voneinander schneiden und theilen / sonst wird das Gewircke / wann man die Stöcke voneinander nehmen will/ heßlich zerrissen. In folgendem Frühling nimmt man sie voneinander/schneidet Rooß und Hönig heraus / und wann keine Bienen darinn/thut man solchen beyseits/daß ihn die Bienen nicht mehr können finden/und verwahret den grössern/wie sichs gehöret / so ist ihm geholffen ; Andere machen nur einen Kasten an den kleinen Stock / so mögen die Bienen in ihrem alten Stock verbleiben / weil man ohne Noth/ohne sonderbare Fürsichtigkeit / die Bienen nicht leichtlich aus dem Stock wegbringen soll / worinnen sie schon gewohnet und wol eingetragen und gearbeitet haben.

CAP. XVIII.

Von den Threnen.

Von den Threnen hat man unterschiedene Meynungen ; Herr de Serres vermeynet sie seyen Bienen/die das Brut verrichten / machen aber sonst weder Wachs noch Hönig / ausser daß sie das Hönig verzehren / und die übrigen arbeitsamen Bienen desto besser aufmuntern/viel emsiger / als sonst zu arbeiten. Werden aber nach der Brutzeit/wegen des grossen Schadens / den sie an dem Hönig thun / von den Bienen selbst/theils auch von ihrem Wärter / als faule unnütze Müssiggänger/so viel man ihrer nur bekommen kan/umgebracht. Der Author aber des neuen Bienenbüchleins vermeynt nicht / daß sie von den andern Bienen erzeuget werden/sondern glaubt / sie seyen gantz eine andere Razza ; dann wenn es Zeit sey / daß die

Bienen ihre Brut setzen / so kommen diese Threnen herbey / entweder / daß sie über Winter in den Körben bey ihnen verblieben sind / oder aber / daß sie sich bey den Wald-Bienen erhalten haben / und setzen ihnen / neben ihre eigene / auch eine fremde bastardirte Brut hinein / das siehet man zur selbigen Zeit an der Brut für Augen / denn viel Löchlein in den Häuslein gefunden werden / darinn zwey Würmlein ligen / und ist gewöhnlich das eine grösser / dann das andere; und weil dann die Bienen vermeinen / es sey ihre eigene Frucht / so ziehen sie es auf / ernähren und erhalten es; aber endlich (sagt er) lohnen sie ihnen übel dafür / verderben und vertreiben ihre rechte Jungen / die neben ihnen in einem Häuslein ligen / weil sie noch gar klein sind / und nicht vollkommen zeitig werden mögen / zum theil aber sterben / ehe sie noch flück seynd / so fressen sie auch das Hönig / daß die Bienen für sich und ihre Jungen mit grosser Mühe und Arbeit eingetragen haben / darum hassen sie auch die Bienen / treiben sie ab / erbeissen und würgen sie / ziehen sie herfür für die Löcher der Stöcke / und tragen sie darnach hinweg.

Diese Threnen sind groß und lang / Stachel-los und lautbrommend / sind so groß / offt auch grösser / als die Könige; ihre Zeit / hin und wieder zu fliegen / ist die zehende Stunde Vormittag / da setzen sie sich; wer ihm die Weil nehmen will / der mag sie alsdann wol fangen und tödten / und man schafft in einer Stund mehr Nutzen / als ein gantzer Schwarm in einem Tage / der erhält viel Jungen / auch sehr viel Hönig.

An einem andern Ort / sagt er / der König oder Weisel zeuge neben den Bienen auch die Threnen; ich (sagt er) halte sie gleich wie Trabanten / Trompeter / oder Spielleute des Königes / so es kommet im Herbst / wird ihnen gar übel gelohnet / werden gewürgt oder aus den Bienstöcken getrieben / auch wann Regenwetter kommen will / oder Hungers-Noth / oder sonst ungestümmes Gewitter / werden sie noch jung von den Bienen aus den Stöcken getragen / dafür ligen sie gantz weiß / wie die Maden.

M. Caspar Höffler ist dieser Meynung / daß die Threnen die Brut verrichten / und der jungen Bienen allda mit Fleiß pflegen / ob sie schon für sich nichts eintragen / sind sie doch geschäfftig in den Stöcken / und wo es ohn ihrem Fleiß und Dienst wäre / würden die Bienen solches thun müssen / und könnte kaum der halbe Theil von den Bienen auf die Fütterung nach Nahrung ziehen; ja die Threnen sind nicht allein sehr nutz / sondern auch nöthig vom April an / biß in Augustmonat in den Stöcken / und zwar also / daß welcher Stock unter solcher Zeit nicht Threnen hat / auch keinē Schwarm lässet / und sonst ein Fehl oder Mangel haben muß; im Gegentheil / wo die Threnen über Winter im Stock bleiben / ist es kein gut Zeichen / gemeiniglich zehren sie das Hönig in den Stöcken alles aus / daß beedes sie und die Bienen Hungers sterben. Werden sie aber unter solcher Zeit noch ehe / als der Herbst kommet / ausgebissen / und vor die Stöcke geworffen / ehe sie noch fliegen können / so ists ein gewisses Zeichen / daß die Bienen Mangel am Hönig leiden / sonst thäten sie solches nicht.

Die Threnen-Bienen / alle zugleich miteinander vertilgen / (wie es viel Bienen-Leute im Gebrauch haben) ist nicht rathsam / dann ob sie gleich nichts eintragen / und das Hönig verzehren / so sind sie doch darzu gut / daß sie Brut machen; und setzt Herr Achatz Sturm in seinen Oeconomischen Regeln / daß man Anno 1671. wenig Threnen gehabt / auch an theils Orten gar keine gesehen hat / daher hat man denselbigen Sommer gar keine junge Schwärm bekommen / ist also besser / man lasse etliche bey Leben / damit man nicht von der Art komme. Wann aber die Bienen keine Brut haben / so schneide man ihnen drey Blätter vom Gewirck hinweg / gehe zu einen starcken Bienenstock / der voller Bien und Brut ist / schneide ihm zwey Blätter voller Brut / einer Spannen lang und breit / hinweg / setze sie den krancken an statt der weggenommenen / und vornenher ein Stuck Hönigfladen darzu / zu nächst an die Brut / darnach sein voriges lediges Gewirck / so werden sie eilend fliegen zu der Brut / und / ihrer Art nach / junge Bienen zeugen; diese haben aus dem starcken Stock die Eigenschafft gleichsam angeerbt / daß sie zum ausfliegen und arbeiten hurtig sind / und machen in kurtzer Zeit wiederum einen neuen König / wie Achatz Sturm Reg. 478. bezeuget. Die Bienen / die böse sind / sich tapffer wehren / stechen und brausen / hält man zur Arbeit für die besten und dauerhafftigsten.

Das beste ist die Threnen zu vertreiben / mit einem scharffen Messer zu Mittage / ein acht oder vierzehen Tage nacheinander aufgepasset / und die aus den Bienstock aus / und einwandrenden Threnen erwürgt / oder wenigst verwundet / dann wo die Bienen an den verwundten Threnen mercken / daß man ihnen zu Hülffe kommt / greiffen sie die Threnen desto getröster an / und überwältigen sie.

Man pflegt auch (sagt der Author des Bienenbüchleins) ein Fischkörblein oder Reusen zu machen / das nicht gar zu enge ist / man machet unten ein Loch ins Beuten-Bret / so groß / daß man einen Finger durchstecken mag / solches Körblein bindet und klebe man für das Loch / so jagen dann die Bienen die Threnen von Tag zu Tag in das Fischkörblein / so darinnen bleiben und sterben müssen / die Bienen aber / weil sie gutes theils kleiner als die Threnen sind / ob sie ihnen schon in das Körblein folgen / fliegen sie doch wieder durch / das ist / (spricht er) eine schöne Lust zu sehen / und währet so lang / biß endlich das Körblein voller Threnen worden / oder keine mehr im Stock sind. Doch muß man mit Fleiß solche Körblein auslesen / dardurch allein die Bienen / nicht aber die Threnen kriechen können. Diese Art / die Threnen zu dämpffen in solchen schwachen Stöcken / ist sehr gewiß / und kostet nicht viel Mühe / nur daß den Bienen das Hönig entzogen wird / daß die Threnen im Auszug bey sich haben / welches sie ihnen sonsten rein abnehmen / wann sie solche selbst würgen / doch wann man sie nahe am Stock entzwey schneidet / gebet ihnen das Hönig / daß sie haben / auch ab / und holens die Bienen wieder / doch die Threnen auf dem Flugbret verwunden / oder ihnen nur ein Stuck hinten vom Leibe schneiden / und sie wieder in die Stöcke lauffen lassen / das ist die beste Meynung.

Zum Beschluß will ich / von der Threnen Herkunfft / eines alten erfahrenen Bienen-Manns Meinung andeuten; Er sagt mir / die Threnen wären allein diejenigen Bienen / welche / wann sie einen Menschen oder

Viehe hecken und beissen / ihren Stachel verlohren haben ; und weil alle geschnittene Thiere besser wüchsen und grösser würden / (wie an Stieren und Ochsen mercklich zu sehen) also würden auch die castrirte Bienen stärcker von Leib / als die gemeinen Bienen. Nachdem nun solche entstachelte Bienen zum Ausflug nicht tauglich/würden sie von dem Wiesel der Brut vorgesetzt/und nach Verrichtung derselben/ als unnütze Gäste/ins Exilium verwiesen/oder gar erwürget.

CAP. XXI.

Von den Raub-Bienen.

VOn den Raub-Bienen sind gleichesfalls/wie von den Thränen / nicht einerley Gedancken / etliche glauben/ sie werden durch Teuffels-Kunst und Zauberey von bösen Leuten gebannet/die ihnen unter ihr Hönig etwas zu fressen geben/daß sie müssen der Nachbarn Stöcke anfallen/das Hönig rauben: Andere glauben/ es sey natürlich / wann starcke Schwärm sind/denen man zu viel Hönig genommen/ (wie durch des Bienen-Manns Geitz leichtlich geschehen kan) so werden sie desparat, fallen den nächsten besten Bienen mit Gewalt in ihre Erndte/und nehmen durch den Raub was sie finden; wann sie nun sehen/daß sie also / ohne weites Ausfliegen und beschwerliche Arbeit und Metamorphosirung des Hönigs aus den Blumen schön wolzubereites Hönig zu genügen bey andern finden/ gewohnen sie (wie die böse Leute das Rauben und Stehlen) des Handels lassen davon nicht ab / und nehren sich (wie man im Sprichwort sagt) aus dem Stegreiff/mit andern Bienen Verderb und Schaden.

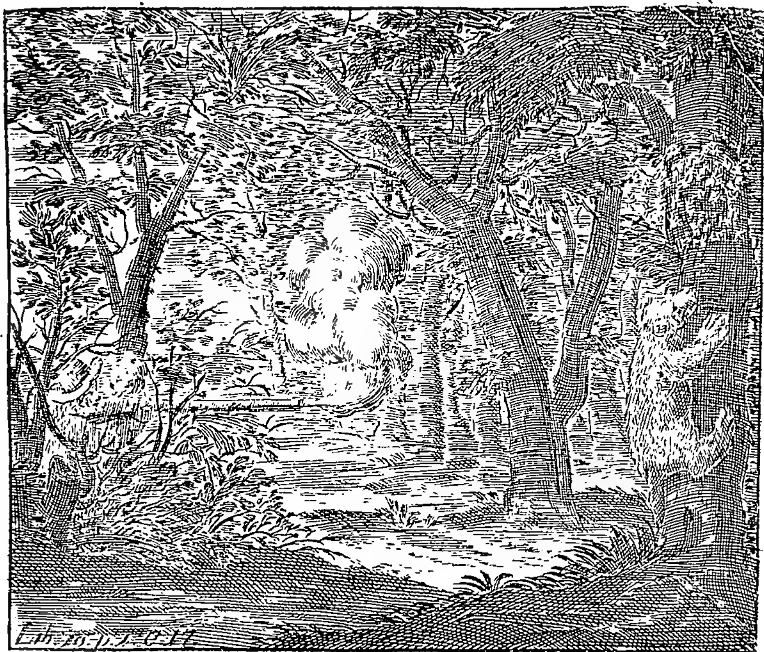
Also kan es nun geschehen/daß man selbst aus eigener Schuld seine Bienen zu Raub-Bienen macht / erstlich wie vermeldet worden / wann man ihnen gar zu wenig Nahrung lässet / auch wann man mit dem Hönig unordentlich und unsauber umgehet/daß die Flugbretter und Beuten mit Hönig beschmiert werden / oder daß man sonst im Garten Hönig auf die Erden oder ins Gras fallen lässet / oder das abgenommene Hönig an einen Ort stellet/da die Bienen darzu gelangen können/ so fallen die starcken Bienen auf das verschmierte / verzettete/ oder sonst übel verwahrte Hönig/lernen rauben/und fallen hernach den schwachen Bienen mit Gewalt in die Stöcke/und tragen ihnen ihr Hönig hinweg.

Meistentheils aber sind es fremde Raub-Bienen/die sonderlich den schwachen Stöcken grossen Schaden thun; wann man nun das spühret/soll man denselbigen Stock gleich wegbringen / und einen lähren / inwendig mit Hönig bestrichenen / an seine Stelle setzen / und sie hernach mit Rauch alle tödten/oder mit zugeschlossenen Flug-Löchern erhungern lassen. Die Raub-Bienen aber zu erkennen / soll man (nach M. Höfflers Lehre) Acht haben auf der Bienen-Flug ; die Raub-Bienen fliegen erstlich nicht gerade zum Flug-Loch / wie die Bienen/so in dem Stock wohnen / sondern schwärmen um den Stock mit grossem Gesumms umher / und sonderlich versuchen sie / ob sie von hinten in den Stock kommen möchten ; 2. thun sie schon bißweilen einen Schuß zum Flader-Loch / so prallen sie doch wiederum zuruck ; 3. so bald sich eine an einen frischen Stock setzet/werden sie von den einheimischen Bienen ausgejagt : 4. wann sich eine Raub-Biene zu nahe an den Stock machet/ so hängen sich die einheimischen an sie / und fallen etliche miteinander von Flugbret/herunter in das Gras / das sind gewisse Anzeigungen / daß Raub-Bienen vorhanden.

Vor allen / ehe man solchen Feind abtreiben / und mit Feuer und Mord dämpffen will / muß man erstlich Acht haben / obs fremde oder seine eigene Bienen sind ; wann man solche / indem sie bey erstgedachtem Kennzeichen erkennet / daß sie Raub-Bienen sind / mag mans mit Mehl bestreuen / und hernach alle seine Stöcke beobachten/ ob nicht solche Bienen hinein gehören ; sind es seine eigene / die gleichsam ein Handwerck daraus machen wollen/mag mans stracks wegthun / und sie in dem Stock ersticken / und das Hönig nehmen ; finds aber fremde / so gehört mehr Fleiß darzu/ solche nach und nach zu vertilgen / sonderlich soll man die Bienen/ ehe man sie recht erkennet / nicht leichtlich verbrennen ; weil man offt seine eigene Bienen umbringet/die sich den vorigen Tage auf der Fütterung verflogen / und über Nacht an fremden Orten beherberget haben / wan solche den andern Tage schwer beladen zu ihren Stöcken wiederkehren/ solchen (wegen der Raub-Bienen) verschlossen finden/und sich um das Flugloch anlegen / werden sie mit einem brennenden Strohwisch empfangen/ und für ihre Dienst mit bösem Danck abgezahlet.

Seinen Bienen aber wieder die Raub-Bienen zu Hülffe zu kommen (sagt der Author des neuen Bienenbüchleins) hüte ich mich erstlich mit Fleiß vor allem/ dadurch fremde Bienen in meinem Garten zu fliegen/ können verursacht werden / verwahre meine Stöcke/ um die Beuten-Bretter aufs fleissigste/ gebe den schwachen im warmen Winter nicht Kost ; 2. so vermache ich meinen Stöcken / so bald sie im Frühling anfangen zu fliegen/ den halben Theil der Flader-Löcher / und gebe ihnen auch nicht ehe mehr Raum / die Nothdurfft erfordere es dann/ damit sie an ihrem Ein-und Auszug nicht gehindert werden ; wann nun (sagt er) meine Bienen das Flader-oder Flug-Loch ge[illegible]sam vertreten / und von hinten keine Raub-Bien[illegible] den Stock kommen können / so müssen die Freybeu[illegible] meine Bienen wol zu frieden lassen. Dieses Thun[illegible] sagt er weiter) hab ich offt grossen Nutzen gehabt [illegible] so setze ich an die Ende beederseit starcke und frische Bienenstöcke/ die den ersten Anfall leichter abtreiben / und dem Feind das Hertz nehmen können / weiter sein Heil zu versuchen; 4. so reibe ich meinen Bienenstöcken die Flader-Löcher mit Bibergeil / und wann der Geruch davon sich verlieret/so verneure ich solches/welchen Geruch die fremden fliehen / die Inwohner aber durch Gewonheit leichtlich vertragen. Wird aber die Bibergeil dürr/ macht man sie wieder feucht/ so kan mans nach Gefallen brauchen.

Wann fremde Raub-Bienen den Stöcken Schaden thun / kan man fleissig aufpassen / von wannen sie kommen/oder wohin sie fliegen / und mach alsdann Abends deine Stöcke zu / und streich Hönig um die Flug-Löcher/ des andern Tags kommen sie um sieben und acht Uhr häuffig / und holen das Hönig/ dabey mag man sie mit Fliegentäschlein todt schlagen / so viel man kan erreichen ; Theils vermeinen / wann man seinen Bienen Frauen-Milch gibt in Hönig/ so werden sie desto behertzter / die fremden abzuweisen/oder sie machen (wie Herr Colerus sagt) ein Röhrlein an das Flug-Loch/so schliefsen die Raub-Bienen hinein / die kan man vermachen/ und nach und nach umbringen ; also kan man auch die Hornüssen und Wespen vertilgen. Etliche schreiben/sie seyen an der Farb schwärtzlichter dann die andern / so aber allein von den wilden Wald-Bienen zu verstehen/ denn sonst die aus Geitz oder Nachlässigkeit gemachte Raub-Bienen haben mit den andern einerley Gestalt.



CAP. XX.

Von den wilden Wald-Bienen.

DIe wilden Bienen haben in den grossen Wildnüssen und Wäldern / in den Bäumen/die entweder von den Spechten und andern Geflügel/ oder zu dem Ende von den Menschen mit Fleiß ausgehohlet werden/ ihre Wohnungen/sind etwas kleiner als die zahmen/ doch einander gleich geartet/daß aus wilden zahme/und aus zahmen/wilde werden können / dann es geschiehet [illegible] (sagt der Author des neuen Bienenbüchleins) daß Bienen aus dem Garten in das Holtz und in die Wälde ziehen ; so trägt sichs auch zu/ daß man im Holtz Schwärme an den Bäumen und Büschen findet/sie zu Hauffe trägt und fasset / die sich nach der zahmen Weise arten.

Diese wilde Art schwärmet gern / trägt aber nicht so viel Hönig ein / als die andern. Je älter aber diese Stöcke werden/je mehr sie eintragen/denn sie gewohnen des leichten und liechten-Feld- und Gartenflugs jährlichen besser; die jungen Schwärme aber / die von ihnen in den Gärten gezielet werden / die gerathen besser als die Alten/doch lassen sie nicht gantz von ihrer Art / sind leicht erzörnet/und beissen und hecken bald/was ihnen im Weege kommt.

In Liefland und Pohlen gibt es eine grosse Menge wilder Bienen ; daher die Bauren daselbst jährlich eine grosse Menge von Hönig und Wachs sammlen/ sonderlich nisten sie gern in den Wäldern / wo es frische Bächlein und Bronnenquellen hat; daselbst werden sie auch/ wie Columella bezeuget / solcher Gestalt ausgekundschafftet/wo dergleichen Wälder sind/da haben die Innwohner den höchsten Fleiß bey den Bronnen/ wobey die Bienen ihre Träncke nehmen / acht zu haben/ob sie starck oder schwach kommen / wann man ein wenig Rötelstein gestossen und feucht gemacht auf etliche Bienen sprengt / und bey den Bronnen / von der andern Stund des Tages biß Mittag oder gar Abends bleibt/ und acht hat / ob diese gefärbte Bienen langsam oder bald wieder zu den Bronnen kommen/dabey mercken sie ab / ob sie nahend oder weit ihre Wohnungen haben/ kommen sie bald wieder/so sind ihre Höhlen in der Nähe/ sind sie aber weit / muß man List und Kunst brauchen;

man

man nimmt ein ausgeholtes Rohr / vermachts auf der einen Seiten / und streicht Hönig hinein / und legts neben dem Bronnen / die Bienen / so das Hönig stracks riechen / kommen bald mit Begierd / und schlieffen in das Rohr; wenn genug Bienen darinnen sind / setzet man den Daum auf das Loch / daß keine mehr heraus mag / nimmt das Rohr / und lässet nicht mehr als eine heraus / und so dieselbe fortsauset / zeiget sie ihrem Flug (auf welchem sorgfältig Acht zu geben) den Wege / welchen man nacheilen solle / so lang man die Bienen mit den Augen erreichen kan; ist sie aus dem Gesicht entrunnen / so lässt er eine andere heraus / flieget dieselbige auch denselben Weg / so bleibt er auf der ersten Spur / und also lässt er eine nach der andern heraus / und kommt damit je länger je näher / und mercket / in welcher Gegend der meiste Theil flieget / denselben soll er dann nachspühren / so lang biß er zu ihrer Wohnung kommt / wer aber diese Arbeit wol enden will / der thu es / wie Columella sagt / des Morgens / damit er Tages genug habe / den Bienen nachzuspühren / dann fängt er zu spat an / so nimmt der Tag ehe ein Ende / als seine Arbeit / die mit samt der Sonnen verlohren / und nicht mit ihr wieder aufgehet ob schon die Bienen gar nicht weit mehr abwesend / ist also gehabte Mühe verlohren.

In Oesterreich wird die rechte Art der wilden Bienen nicht gefunden / und die man etwan in den Wäldern / in den hohlen Bäumen und Steinfelsen zu Zeiten antrifft / sind eigendlich nicht wilde / sondern nur von den einheimischen Stöcken abgeschwärmte Bienen / die man entweder übersehen / oder sonst unrecht damit umgegangen / daß sie aus Noth das Gehöltze suchen müssen / und das thun diese am gewöhnlichsten / die nahe Höltzer / deren sie schon gewohnet sind / und gute Weide vorher auch Wasser oder Brunquellen darinn angetroffen haben. Und dieses sind meistens die besten und arbeitsamsten Bienlein / darum sie mit grossen Fleiß aufzusuchen und zu schöpffen / wie aber damit geschicklich umzugehen / soll hernach absonderlich gewiesen werden.

In den grossen Wäldern / wo es viel Eychen gibt / gibt es auch bißweilen Beuten und Bienstöcke darinnen / in welchen die Bienen schwartzes und unschmackhafftiges Hönig machen / das darff man den Bienen nicht zur Speise geben / dann sie davon verderben. Wann die Beuten in andern Bäumen / als Linden / Aspen / Kienfören / Erlen und Weiten gebauet sind / ist das Hönig nützlicher; wo die Herrschafften grosse Wälder haben / da werden den Zeidlern / Bienen und ledige Beuten im Bestand gelassen / und wird jedem sein Theil in der gantzen Haide ausgezeichnet / darinn mag er nach Nothdurfft seine Beuten zurichten / davon gibt er seinen gewissen Hönig-Zins / und hat dabey diß Recht / daß keiner dem andern einen Bienenschwarm von seiner Haiden wegnehmen darff / sondern derselbige Zeidler / der die Haide innen hat / muß die Bienen ziehen lassen / in welchen Bäum es ihnen gefällig ist / die Zeit aber / die Beuten in die Bäume zu machen / (sagt das neue Bienen-Büchlein) geschihet im Hornung / Mertzen und April / sintemal in den vier nachfolgenden Monden werden sie nicht gemacht / denn die Bäume sollen verdorren / aber im Herbst und Weinmonat ists wiederum erlaubt / darnach lässt man sie ein Jahr oder länger offen stehen / daß sie wol austrocknen; im Brachmonat arbeiten die Zeidler die Beuten sauber und glatt / oder zur Schwarm-Zeit salben sie solche mit allerley Kräutern und Sachen / die den Bienen angenehm / und sie in ihre Wohnung anlocken / die Kräuter sollen seyn / Melissen / Lindenblühe / Quendel / weisser Klee / Fenchel und dergleichen / stosse sie in einen Mörsel / und bestreiche den Stock damit.

CAP. XXI.

Wie man in der Marck Brandeburg mit den Wald-Bienen zu handeln pflegt.

Ich muß dem curiosen Leser / aus Herrn Colero, anzeigen / wie man in der Marck Brandeburg mit den Wald-Bienen umzugehen pfleget / davon hat derselbige Churfürst sein gewisses einkommen / von den Zeidlern und Haidleuten / die ihre Bienen in den Wäldern haben. Um Berlin (sagt Herr Colerus) halten die Zeidler von Fürstenwald / Storkau / Köpenick / Beßkow und da umher / alle Jahr einen Tag / zum Kihnbaum jenseit dem Lüneburg / am Sonntag nach Burchardi, dahinkommen viel Zeidler / mehr dann in die dreissig / da geben sie jährlich der Land-Fürstlichen Obrigkeit vier Tonnen Hönig / und wann sie nicht Hönig geben können / so zahlen sie darfür 36. Thaler aus / da richten und urtheilen sie untereinander / was ein jeder das Jahr durch verbrochen und verwircket hat. Denn hat sich einer etwan an eines andern Bienen vergriffen / oder einen Schwarm aufgefangen / oder was er sonsten mag gethan haben / so wird er allda gebunden / und hinter den Ofen gesetzt / und wird heiß eingeheitzet / wer ihm einen Trunck Bier schencket / der muß eine Tonne Bier zur Straffe geben / es wird ihnen allda im Nahmen der Churfürstens gereichet eine Tonnen Bier / mit zweyen Scheffeln Brod / und ein Vierthel Erbsen / darzu legen sie von dem ihren noch andere vier Faß / und schlemmen etliche Tage nacheinander / und haben also ihre Zeichen / wie andere Handwercke / die den Nahmen wol recht von dem Zechen haben / weil sie mit zechen / fressen und sauffen / den gemeinen Mißbrauch nach / begangen und gehalten werden.

Die Zeidler nun (sagt Herr Colerus ferner) haben schöne Handen / (dardurch er grosse Wälder verstehet) und schöne Wiesen darzu; sie kauffen einander die Hönig-Zeidlung / Bienen und Beuten ab / wie andere gemeine Erbgüter oder vielmehr Lehengüter / geben Leutkauff und werden eingewiesen. Darnach die Hayden sind / darnach geben sie auch darfür / wer nur eine halbe Hayde hat / der gibt nur die Helffte / wer eine gantze Hayde hat / der gibts gantz; um acht / neun oder zehen Schock kan man eine gantze Hayde kauffen. Es hat auch jeder alle Jahr Macht zwölff neue Beuten auszuhauen / doch muß solches mit Bewust und Bewilligung der Hayde-Reuter geschehen; es taugen aber nicht

alle Bäume darzu / die Windfällig / und Wipffeldürr / schadhafft und nicht fein dicht sind / die nehmen sie nicht darzu. Daselbst hat man die Bienen in den Wäldern in eitel Fiechen und Künfören / ich habe auch (sagt Colerus) Bienen in einem hohlen Nusbaum wohnen sehen. Insgemein nehmen sie fein gerade Kühnbäume oder Kühnfären / wie sie in Oesterreich genennet werden / darzu / die im Wald allein stehen / und an welchen andere Bäume nicht nahend angelegen sind / damit die Bienen daselbst ihre Sonn und Lufft / auch freyen Flug haben können; von diesen Bäumen hauen sie von unten her biß schier gar oben an die Aeste glatt weg / und in der Mitte des Baumes setzen sie die Beuten / und das wegen der Dieb / und um der Bären willen / weil dieselben dem Hönig gefährlich sind / und grossen Schaden thun. Wie sie in Polen den Bären das Hönig-naschen wehren / schreibt Herr Herrsbach, sie hängen einen grossen schweren Hammer oder Klotz über die Thür des Bienenstocks / wann nun der Bär kommt / und dieser Hindernus halber unwillig den Hammer empor wirfft / fällt er ihm mit grossen Ungestümm wieder auf den Kopff / und je ungedultiger der Bär darmit umgehet / je mehr Schläge kriegt er.

CAP. XXII.

Vom Alter der Bienen.

Von ihrem Alter sind die alten und neuen Authoren nicht einerley Opinion; unser fürtrefflicher Maro redet also von ihnen:

Ergo, ipsas quamvis angustus terminus ævi
Excipiat, (neque enim plus septima ducitur æstas)
At genus immortale manet; multosque per annos
Stat fortuna domus, & avi numerantur avorum.

Das ist / ob sie gleich kurtzes Leben / und nicht mehr als sieben Jahr erreichen / bleiben doch ihre Nachkommen / die sie nach und nach abtreiben / auf viel Jahr / also / daß man von einem Stock viel ander fortpflantzet / und also gleichsam unsterbliche Bienen hat. Etliche haben ihr Leben auf zehen Jahr erstrecken wollen; der Author aber des neuen Bienenbüchleins sagt / die Erfahrung gebe es / daß sie selten über vier Jahr gut thun / nicht daß sie nicht länger leben solten / sondern daß ihre Arbeit nit mehr wol von statten gehe / schwartz und stinckend (gleich wie ein altes Haus) den Ruß annimmt / und wurmstichig wird / gewinnet auch Zapffen und Löcher / gleich als fielen die Wände in einem Hause / und wann nun diese Zeichen erscheinen / soll man sie hinweg thun / und nicht länger stehen lassen / sonderlich wann sie feist sind / und viel Hönig haben / anders ziehen sie selbst auf den Frühling hinweg / und suchen eine andere Herberge.

Vielleicht werden aus dieser Ursach / im Königreich Ungarn / die Bienstöck / die schon 2. oder 3. mal abgetrieben haben / jährlich mit Wasser oder Feuer getödtet / behalten allein die jungen ein- und zweyjährigen Bienen / und die übrigen werden Hönig und Bienen miteinander zusammen eingestossen / in Fässer und Geschirr eingemacht / und also verkaufft / so wol für eine Grausamkeit / will nicht sagen / grossen Undanck möchte gehalten werden / Gutes dergestalt mit Bösem zu vergelten / dahingegen an andern Orten verbotten / ist die Bienen zu tödten. Oves tondere decet, non deglubere. Bißweilen stehen sie wol von freyen Stücken ab / und kommen um / als wann der / so sie gehabt / und ihr mit Wartung gepflogen hat / gestorben ist; oder wann man diebisch und untreu damit umgehet; wann es nasse Sommer / grosse Ungewitter und Sturmwinde gibt; weil zu solcher Zeit weder Gras noch Blumen Hönigreich / und von dem kleberichten Hönigthau nicht befeuchtet sind / indem alles vom Regen abgewaschen wird.

CAP. XXIII.

Von der Bienen Feinden.

Gleich wie kein Königreich oder Republic unter denen Welt-Provinzen sich befindet / so wol bestellt und versichert / daß es nicht bißweilen durch Krieg / Aufruhr und feindlichen Angriff wäre angesprengt und belästiget worden / indem nichts vollkommenes auf der Welt zu finden / und jedes seine Widerwärtigkeit findet / bißweilen auch wol selbst suchet: Also gehets auch unsern Bienlein / denen ein Hausvatter / so viel möglich / zu Hülff kommen soll / dann gar zu verhüten / daß sie nicht im Sommer / von denen hin- und wieder die Lufft durchstreichenden schnellen Schwalben / am Aus- und Heimflug / oder vom andern Geflügel solten aufgefangen und gefressen werden / ist keine menschliche Möglichkeit / die solches gar verwehren kan; und wie der offtgedachte Author des neuen Bienen-Büchleins meldet / so können drey oder vier gute Bienenschwärme nicht so viel Bienen hecken / als diese wegfressen; und wo Schwalben in der Nähe / bey dem Bienen-Hause nisten / da schwärmet leichtlich keine Biene / wie es unser Maro wol gewust / wann er sagt:

Absint & picti, squalentia terga, Lacerti
Pinguibus à stabulis, Meropesque, aliæque volucres,
Et manibus Progne pectus signata cruentis:
Omnia nam latè vastant, ipsasque volantes
Ore ferunt, dulcem nidis immitibus escam.

Derowegen soll man weder alte noch junge Schwalben / des grausamen Schadens halber / den sie denen Bienstöcken zufügen / leben lassen; fürnemlich soll man keine Jungen lassen aufkommen / denn sie werden meistentheils mit lauter Bienen auferzogen; wenn man kleine Leimruthen um ihre Nester stecket / kan man die Alten fangen / und wañ die weg sind / müssen auch die Jungen verderben. Daß aber etliche vermeynen / die Schwalbẽ stechen das Viehe / ist mehr ein Aberglauben /

dann

dann wann man sie dergestalt vertilget/werden sie auch wenig schaden können.

Der Storch thut nicht geringen Schaden / wo er in der Nähe nistet / denn weil er in denen Wiesen/ seinem Brauch nach / hin und her spatziret / und die armen Bienlein daselbst geschäfftig von einem Blümlein auf das andere herum flattern / werden sie von diesem Raubvogel aufgeklaubt und gefressen. M. Christoph Schrot/bey viel-gedachtem Authore erzehlet/daß er Anno 1646. in der Nieder-Laußnitz / habe in einer Wiesen einen um sich schnappenden Storchen geschossen/der sey hernach aufgeschnitten/ und eine gute Hand voll Bienen in ihm gefunden worden. Und ein anderer Schütz habe sieben Schock Bienen in eines Storchen Kropff gefunden; wann nun ein solcher Vielfraß offt kommt / so ists nicht möglich anders / sie müssen ein gantzes Bienenhaus verderben / sonderlich / wann sie die Schwalben im Flug / und die Störche an ihrer Arbeit zu Grunde richten; derhalben am besten / wo man viel Bienen hält / man sage diesem Gast die Herberg auf / und lasse ihn in der Nähe nicht nisten / denn obwol / wo es viel Ungezieffer / Frösche und Schlangen gibt/ die Storchen viel nützlich sind/ denn sie fangen alles weg; wo aber nicht marassige / sumpfige Gegenden (da ohne diß die Bienen nicht gut thun / auch sich dergleichen Ungezieffer nicht aufhält) kan man die Störche wol ausmustern / denn sie thun mehr Schaden als Frommen bringen.

Die Mäuse sind nicht weniger Bienen-Feinde/ indem sie / wann sie in die Stöcke kommen können ihre Nester hinein machen / und den Bienen grossen Schaden thun / da ist das beste Mittel / die Stöcke wol verwahren / oder man kan unter den Bienenstöcken eine tieffe Gruben machen / alte tieffe Kessel/ oder Fässer eingraben / und verstossen / hernach ein Pergament oder Papier mit einem Creutz-Schnitt darüber binden / so fallen Maulwürffe / Mäuse / Eydechsen und Krotten hinein/ die kan man nach und nach vertilgen.

So sind auch die Grünspecht und Baumhäckel böse Gäste/ die muß man / wie man kan / entweder mit Schrot-Röhren schiessen / mit Leim-Spindlein fangen/ oder mit härasen Maschen und Schlingen erwischen und würgen / sonderlich soll man im Sommer / im Junio / ihren Nestern / die sie in den hohlen Bäumen machen/nachspühren/und des Nachts Jung und Alte miteinander fangen ; dieser närrische Vogel verräthet sich auch selbst leichtlich / wo er in einem Holtz seinen Aufenthalt hat / dann er klopfft mit seinem Schnabel so lautschällig an die faulen Bäume/ daraus er die Holtzwürmer klaubet und frisset / als spräche er / da/ da/ da daß man ihn auf zwey-oder dreyhundert Schritt hören / dem Hall nachgehen / und also leicht schiessen kan/ und in selbiger Gegend/nicht weit/ wo etwan ein hohler Baum sich findet / da wird man auch sein Nest bald ausspühren können.

Den Wald-Bienen sind nicht weniger die Baum-Marder sehr schädlich / denen kan man aber wehren/ wann man die Beuten mit stachlichten spitzigen Dornen gantz und gar umwindet / denn sie haben einen zarten Balg / lassen sich nicht gern ritzen / oder stechen / oder sie werden sonst im spaten Herbst/wann die Bälge anfangen schön und gut zu werden / mit Marderfallen gefangen/darzu die beste Kerterung für die Baum-Marder/ ist/Schmelcken-oder Eibischbeer in Hönig eingetunckt/ denn solchen Beeren gehen sie begierig nach ; wie aber diese Fallen gemacht sind/findestu im Authore des neuen Bienenbüchleins ausführlich beschrieben/ und ist ohne diß allen Jägern und der Weidmannschafft Kundigen wol bekandt.

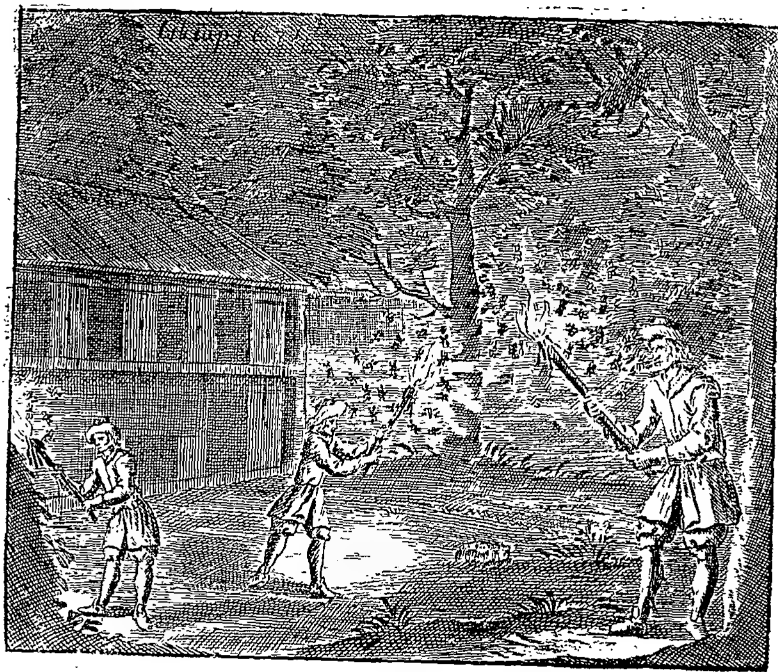
Unter den kleinen Feinden sind die Spinnen/ die ihre Netze und Gewebe an und um das Bienenhause anhencken und aufstellen / und so bald ein Bienlein darinnen hangen bleibet / sie ihnen das Hönig mit samt dem Leben aussaugen ; diß Ungezieffer soll man frühe des morgens/bey kaltem oder feuchtem Wetter umbringen/ und ihre Weben fleissig und täglich abkehren.

Schlangen / Kroten / Frösche / Eydechsen / welche auch in die Bienstöcke kriechen/sind mit guter Verwahrung und Verschliessung der Stöck / und Vertilgung dieses Ungeziefers / wo man es findet / leichtlich abzutreiben. Von Wespen und Hornüssen wird anderwerts gedacht.

Ameissen sind so wol den Bienstöcken als dem Hönig ein auffsetziger geschwinder und anfälliger Feind/daher ihr an dem Bienenhause nahende Nester mit allem Fleiß zu verstören/und die Ameisen/ wie in den Garten-Büchern gezeigt worden/zu vertilgen / wann man den Boden herum mit Kalch und Aschen bestreuet/ werden sie nicht leichtlich ansetzen. Was aber das Hönig anlangt / daß man weder mit Brod noch Mehl dem Hönig zu nahend komme / daraus die Ameisen erwachsen sollen.

Die Meisen / sind bekandte Vögelein / (sagt unser Author) werden zur Ungebühr beschuldiget/ daß sie die Bienen fressen sollen/sie lesen nur die todten Bienen im Winter von dem Schnee auf / die ihnen auch wol zu gönnen ; Ich halte aber / es werde der lebendigen auch schwerlich schonen / wie man gleichermassen weiß von den Spatzen und andern Vögeln / sonderlich wann sie Junge haben / daß sie der Bienen nicht schonen / so wenig als des andern Ungeziefers.

Sonderlich alle die jenigen Vögel / so ihre Jungen mit Fliegen und Würmlein ernähren und aufziehen/ als da sind die Rothkröpflein und Rothschwäntzlein/ Grasmucken und dergleichen / die der im Garten auf den Blümlein herumstreichenden und Hönigsuchenden Bienlein gleich so wenig schonen / doch schaden sie ohne Gleichheit weniger / als die geschwindflüchtigen schnellen Schwalben/ deren eine mehr schaden kan/ als dieser ein gantz Dutzet.



CAP. XXIV.

Noch andere Dinge / so den Bienen schädlich sind.

Von den Raub-Bienen ist droben in einem eignen Capitel genugsam gehandelt worden / da sich der günstige Leser ersehen kan. Andere ihnen widerwärtige Dinge gedenckt auch Virgilius mit diesen Worten:

——sedes apibus statioque petenda,
Quò neque sit ventis aditus, nam pabula venti
Ferre domum prohibent, nec oves, hœdique petulci
Floribus insultent, aut errans Bucula campo
Decutiat rorem, & surgentes atterat herbas.

Und nicht weit hernach sagt er:

Neu propius Tectis Taxum sine, nève rubentes
Ure foco cancros, altæ neu crede paludi,
Aut ubi odor cœni gravis, aut ubi concava pulsu
Saxa sonant, vocisque offensa resultat Imago.

Das ist kürtzlich / daß den Bienen die Winde / welche / die nach Hause umkehrende / schwer-beladene verhindern; Schaf und Geißviehe / so die Blumen verunreinigen; das Rindvihe / welches den Thau abschüttert / und die Kräuter niedertritt; der Eibenbaum / durch dessen Gifft die Bienen sterben; der Rauch von gebrannten Krebsen / den sie nicht gedulten können die marasigen stinckenden Lacken / und der Echo oder Wiederhall widerwärtig und schädlich sind. Die vollen aus dem Hals riechenden Trunckenbold / und versoffenen Unfläter: wie auch die unzüchtigen geilen so wol Männer als Weiber / mögen die keuschen Bienlein nicht leiden; so wol auch diejenigen die graveolentia, Zwibel und Knoblauch gegessen; auch wie Colerus sagt / die Wermuth-Bier oder Brandwein getruncken haben / aller Gestanck ist ihnen zuwider. So muß man auch gleichfalls die Bienfaltern / als lustige Hönig-Dieb / die auch die guten und fruchtbaren Bäume und Kohlkräuter mit Rauben und Würmen beschmeissen / wie man kan) vertilgen / bey kalten feuchten Wetter hängen sie sich überall an / da kan man sie finden und würgen. Oder wo man sie des Tages viel um die Bienenstöck spühret / kan man bey Nachts unferne davon drey oder vier Strohfackeln anzünden / so fliegen die meisten ins Feuer / verbrennen sich und müssen hernach verderben / wie die Figur vornen am Capitel ausweiset. Ein Weib / das ihre Monatzeit hat / soll sich hüten / den Bienstöcken nicht nahe zukommen. Wermuth soll nicht nahend an ihrem Hause gebauet seyn; so sind sie auch denen Leuten feind / die Saltz bey sich tragen / oder gesaltzene Speisen gegessen haben; Donner und Wetterleuchten ist ihnen gleichermassen schädlich / sonderlich wann die Meelthau fallen / sterben sie gerne davon; nicht weniger sollen sie auch dem Buchsbaum nicht zu nahend seyn / wenn sie von ihm fressen / da er in der Blühe ist / so kommen sie um. Alles Aas / sonderlich von todten Hunden / soll beyseits gethan / und darnach ihr Untergang verhütet werden. Imgleichen sollen die ledigen Stöcke an ein sicher Ort gethan seyn / daß die Katzen keinen Zugang haben / dann wann sie sich hinein legen / so bleibt hernach keine Biene darinnen. Von denen Motten oder Maden wird sonderlich Bericht gethan werden.

CAP. XXV.

Von den Wespen.

Etliche stehen in der Meynung/die Wespen sollen/ von dem Aas der Pferde und der Esel ihren Ursprung nehmen / die sich im Vollmond daraus generiren/sind wie die Bienen mit einem Stachel versehen / aber am Leib etwas subtiler / mit rothen und geelen Strichen am hintern Leibe gerigelt / sind an der Grössen etwas schmäler und glatter als die Bienen/ aber etwas hurtiger/ und viel unsauberer als jene/ denn sie greiffen auch Fleisch an / und fallen mit grosser Begierd im Herbst auf das Obst / sonderlich auf die süssen und wolzeitigen Birnen / und fressen gantze Lucken heraus/und mag man wol das von ihnen angegriffene Obst für das beste und wolgeschmackeste halten. Gegen die Bienen vermögen sie zwar nicht viel sonderliches auszurichten/ jedoch drengen sie sich mit List in ihre Stöcke und fressen ihnen viel Hönig weg. Auf die Fliegen aber sind sie wie ein Falck auf die Tauben/fangen sie mit sonderbarer Geschwindigkeit/ reissen ihnen den Kopff ab/ und fressen sie biß auf das Haupt / die Flügel und die Füsse; kosten zwar wol etwas von den Blumen Blühewerck / aber mehr von andern Dingen/ davon die Bienen einen Abscheu tragen; ihre Gewirck und Nester hängen sie auf die Böden / soll wol Wachs heissen / gleichet ihm aber in keinem Stuck / siehet wie ein grau planirt Glaßpapier aus / deren findet man bißweilen unter den Dächern angehänckt. Sonst machen sie auch die Nester in die hohle Erden/ und haben einen Ausgang nicht grösser als ein Mausloch / haben sie gern unferne von den Wassern und Teichen. Und weil sie den Bienen schädlich sind / muß man ihre Nester und Gewircke/ wanns Regen-und kalt Wetter ist / was aufhenckt/ herab nehmen / in ein heisses Wasser werffen / und hernach mit Füssen zertretten / oder wann sie Löcher in der Erden haben / muß man sie / wann sie fliegen / vorher wol auskundschafften / und sie hernach zu Nachts oder bey bösem kalten Wetter / da sie alle in ihrem Nest beysammen hocken / mit siedheissen Wasser alle verbrühen/ hernach ausgraben und zerquetschen. Ihr Stachel ist scharff und etwas gifftig / so wol als der Bienen / macht Schmertzen / Geschwulst und Röthe. Darwider soll man Gersten-Mehl mit Essig / oder Milch von Feigen/ oder Feldpappeln / wie ein Pflaster zerquetscht / oder Rohröl / oder vermengt Saltz / Essig und Hönig überlegen. Stercus Caprarum venenum à Vespæ aculeo inflictum attrahit, schreibt Gulielmus von dem Bolche, in seiner Historiâ Medicâ. Cardanus lib. 7. cap. 28. fol. 298. de vanitate rerum, nennet sie Bamphagas, weil sie alles angreiffen und fressen. Et addit: Si vespam pedibus posterioribus prehenderis, sinasque bombum mittere, cæteræ quæ aculeo carent, ad illam, ut masculi ad fœminam auxilium tanquam allaturæ advolant. Das mag etwan mehr der natürlichen Simpathiæ als dem Sexui beyzumessen seyn. Felix Platerus statuiret / daß / wann man die Wespen zu Aschen brennet diese Aschen mit Oel von Kranawethen oder Spica mischet / und anstreichet / soll es das Haar ausfallen verhüten.

Ich muß noch eines Insecti gedencken: Die wilden Rosensträuche haben bißweilen Castanienbraune / bißweilen grüne / theils auch röthlichte Knöpffe / die man insgemein Schlaffapfel heisset / darinnen wachsen weisse Würmlein/aus welchen mit der Zeit/ (wie D. Christianus Menzelius in Miscellaneis curiosis Decuriæ II anni 2. 1683. observatione 10. schreibet) eine kleine Wespen-formige Art eines Insecti wird/ die er Vespam roseam nennet / deren Kopff und Augen schwärtzlich und golden / der Rucken und obere halbe Bauch schön Oltremarin-blau / der unterste Bauch aber höher und gläntziger ist/als alle Purpurfarbe/und sind beede Farben mit Gold untermischet und gleichsam geverniffet/ die Flügel sind sehr hell / mit schier unsichtbaren Aederlein bemahlet / haben einen subtilen Stachel wie die Wespen / und halten sich gerne auf / wo diese mit Schlaffäpfeln bewachsene wilde Rosenstauden zu finden sind/fliegen gar schnell/ und bleiben nicht lang an einem Ort; diese wachsen aus den kleinen weissen Würmlein / die in diesen Schlaffäpfeln / wann man sie aufschneidet / als wie in ihren Cellulis, tanquam in utero materno ligen. Um den siebenden Julii (sagt dieser Author) hab er diese Würmlein schon gefunden blau- und purpurfarb gezieret / die hernach zu Wespen wert den/ihnen selbst Löchlein ausbeissen/ und also in die Lufft gebohren werden / die hernach wiederum in den wilden Rosenstauden ihr Brut anhangen / daraus der Schwarm oder Schlaffäpfel / & semen ad posterum annum gezeugt/ und also continuirt wird.

CAP. XXVI.

Von den Hornüssen und Hummeln.

Die Hornüssen sind an der Gestalt und Form den Wespen gantz ähnlich / an der Grösse aber sehr unterschieden/und gleichsam Riesen darunter; und daher an der Stärcke den Bienen weit schadhaffter und verderblicher. Ja etliche sind der Meynung/daß sie auch selbst siebend oder neundter ein Pferd umbringen können. Und die Warheit zu gestehen/ nicht gar ohne Ursach; weil in der H. Schrifft GOTT selbst seinem Volck verspricht / Er wolle Hornüssen vor ihnen her ins gelobte Land senden / Exod. 23. v. 28. Deuternom. 7. v. 20. Jos. 23. v. 12. die ihre Feinde vertilgen sollen; weil sie mit Geschwindigkeit/ gifftigem Stachel / Stärcke und grausamen Anfall andern Insectis weit überlegen sind; sie nisten gleichmässig wie die Wespen/ als Colerus meldet/ und hängen ihre Gebäude an die Wände und Dächer/doch wohnen sie meistentheils in den hohlen Bäumen / und in den ledigen Beuten / wo vorhin die Bienen / so von ihnen ausgetrieben worden / gewohnet haben. Denen muß man mit Fleiß nachspühren / und sie bey nächtlicher oder

kalter nasser Zeit / da sie alle beysammen anzutreffen sind / mit Feuer und heissem Wasser vertilgen. Man mag ihnen auch wol / wann man sie bey den Bienen stöcken merckt / aufpassen / und mit einer starcken Bircken-Ruthen zu Boden schlagen und zertretten / oder sind sie etwan in einem hohlen Baum / der von Haus abgelegen / ziehet man ein Wisch-Werck durch zerlassen Pech / wickelt solches nachmals in ein anders Werck / und verstopfft sie des Morgens frühe / zündet das Werck hernach an / das lockere brennet bald / das gepichte halt noch vor dem Loch / da sie aus- und einfliegen / warte mit brennenden Strohwischen auf / so müssen sie bleiben / man muß aber Wasser bey Handen haben / damit wann der Baum anbrennen will / man löschen könne. Hätten aber die Hornüssen ihr Nest in einem Gebäue / darzu man mit Feuer nicht darff / so nehme man etliche Leimspindel / thue sie in eine Sange / und thue sie vors Loch / und wann man die Leimspindel nur ein wenig mit Hönig bestreicht / so sitzen sie hauffenweis darauf / theils bleiben kleben / theils aber fallen herunter / können doch nicht fliegen / die kan man mit Schuhen zertretten; aus dem neuen Bienenbüchlein.

Mit Rachenden / wann sie in ihren Löchern beysammen sind / kan man ihrer auch wol los werden / und sie miteinander vertilgen / man muß iedoch gewarsam und vorsichtig umgehen; sind sie aber in Löchern unter der Erden / ist es am gewissesten / solches mit siedendem Wasser zu verrichten; dann sie sind den Bienen sehr auffätzig / rauben ihnen nicht allein das Hönig / sondern machen es auch wie die Wölffe im Schafstall / und erwürgen die unschuldigen Thierlein / tragen sie davon / und fressen sie / wo sie anders / durch Enge des Eingangs nicht verhindert werden. Cardanus de rerum varietate fol. 298. eignet ihnen auch einen König zu / und sagt: Rex eorum valde magnus est, ut nullum aliud axangue, atque volatile. Weiß aber nicht / ob von einigem Authore dergleichen statuirt wird. Ihr liebste Speise sind sonst die Fliegen; sie sind alle mit scharffen Stacheln versehen / und wissen sie geschwind und hurtig zu gebrauchen / daß einer ein schnell Pferd bedarff / wer ihnen / wann sie erzörnet sind / entlauffen will; sie fressen alles / was ihnen vorkommet / wie die Wespen / sind ihnen auch an Stärcke und Geschwindigkeit weit vorzuziehen / werden zwar nicht leichtlich einigen Menschen oder Thier anfallen / sie werden dann in ihren Löchern mit stritten und umstüren angereitzet / so sind sie auch hart zu begütigen / und können ein scharffes Memorial dem Fürwitz hinterlassen. Die Hummeln / so viel mir wissend ist / suchen ihre Nahrung meistes in den Gärten / auf Blumen und Blühen / sind den Hornüssen an der Dicken nicht allein nicht ungleich / sondern auch bißweilen dicker / aber viel kürtzer / und also kurtz und dick zusammen gepackt / bißweilen braun und roth / gantz härig / meistentheils aber schwartz / halte nicht davor / daß sie den Bienen / wie die erst-ernennten Schaden thun / es wäre dann / daß sie solche an ihrer Blumen Einsammlung verhindern wolten. Wann kühl Wetter / sind sie im Garten leicht aufzusuchen / und zu erschlagen / denn da sitzen sie fein still.

CAP. XXVII.

Vom Bienen-Stich.

DIe Biene ist zwar ein kleines / doch behertztes und freudiges Thierlein / wirds einmal zu Zorn bewegt / lässet es sich so leichtlich nicht begütigen / daher mit grosser Aufsicht und Sanfftmütigkeit damit zu handeln / wann sie einen gleich um den Kopf herum sausen / muß man nicht stürmisch nach ihnen schlagen / denn sie werden nur grimmiger und erzörneter / daher auch diejenigen / so am zeidlen / schwärmen und einfassen / damit beschäfftigt sind / das Gesicht mit einer Kappen von Tepitleinwath / und die Hände mit Handschuhen verwahren / oder doch solche mit Melissen bestreichen.

Nicl. Jacob in seinem Bienen-Bericht sagt / daß diejenigen / welche Schlangen-Pulver eingenommen haben / zwar wol Schmertzen aber keine Geschwulst leiden dörffen / wer von einer gehecket worden / thut am besten / er entweiche aus dem Garten / denn die andern werden ihm gleicher Weise zustürmen / als ob sie ihn vor andern erkenneten; sie sind auch von Natur einem Menschen gehässiger als dem andern; sonderlich mögen sie schwartze Kleider nicht wol leiden. Wann man gehecket worden / und nur bald den Stachel heraus ziehen / und die zerquetschte Biene / oder kleine Natterzüngel Ophioglosson, oder Hönig / oder frische Erde / oder ein kalt Eysen / oder Stein darauf hälten und legen kan / so heilet es bald; Eybischblätter / wilder Poley / Quendel darauf gedruckt; item Kühekoth mit Essig auf den Stich gelegt / oder mit eines jungen Knaben Urin gewaschen; item Frauen-Milch / Eyerweiß und Rosenwasser darauf gelegt / zieht bald allen Schmertzen aus; etliche schreiben / wer spitzigen Wegricht unter der Zungen hält / indem er mit ihnen umgehet / soll nicht von ihnen gestochen werden. Wie sie die Sturm-lauffenden Portugiesen / von Belägerung eines Platzes abgetrieben / ist droben gedacht. Diesem gleichet / was Ponfinius erzehlt / daß die Türcken / vor Stulweissenburg / von Sturm sind abgetrieben worden / weil die Guarnison, da der Sturm am hefftigsten war / Bienenstöcke unter die Türcken geworffen die sie so hefftiglich angefallen / daß sie zuruck weichen müssen. Diesen ihren Grimm zu meiden / muß sich ein Bienen-Mann wol verwahren / subtil und bescheidentlich mit ihnen umgehen; wann er Wein oder Brandwein getruncken / gehe er nicht zu ihnen / oder lasse ja den Athem nicht unter sie; wann sie um ihn herum saussen / stehe er stock stille / die Haar binde und winde er in eine Kappen / daß sie sich darinnen nicht verwirren / fürnemlich soll er mit guten Rauch versehen seyn.

CAP. XXVIII.

Von den Bienen Krieg und deren Begütigung.

Wo viel Könige / unterschiedenes Sinns / in einem Reich herrschen sollen / daselbst kan es / nach Homeri Ausspruch:

οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη,

nicht wol ergehen; und wie Virgilius sagt:

— — — — Nam sæpè duobus
Regibus incessit magno discordia motu,

Wann nun dergleichen zu förchten / geben die Bienen vorher ein gewisses Zeichen / sie lassen des Abends zuvor / wann man nur aufmercken mag / unterschiedene Schall / wie Trommeten Klang hören / als wolte jeder die Seinigen zum Streit muthig und beherzt machen / als ob sie / wie die Reuter reden / Bouttesselle (Reuter zum Pferd) bliesen / daß sich ein jeder rüsten solte / auf zu seyn / sein Gewehr in acht zu nehmen / und den Feind mit ehisten anzugreiffen:

Tum trepidæ inter se coëunt, pennisque coruscant.
Spiculaque exacuunt rostris, aptantque lacertos;
Et circa Regem, atque ipsa ad prætoria densæ
Miscentur, magnisque vocant clamoribus hostem.

Da sie gleich mit sausen und prausen sich in die Lufft schwingen / einander anfallen / todt stechen und beissen / und ein grosses Brommen / Schwärmen und Getöß in der Lufft machen / daß wo man nicht Mittel / alsobald sie von einander zu scheiden / brauchet / sie nicht nachlassen / biß ein Theil zu Boden gelegt / oder die Flucht gegeben / da man dann die Todten hauffenweise auf der Erden ligen siehet.

— — — — non densior aëre grando
Nec de concussâ tantum pluit ilice glandis.

Es hat ein jeder (sagt Herr Colerus) sein sonderlich Heer / seine sonderliche Officiers / und seine sonderliche Kriegs-Ordnung / wann die auseinander stossen / so geschiehet eine solche unerhörte Schlacht / daß viel auf der Wahlstatt bleiben. Von den Königen sagt Virgilius also:

Ipsi per medias acies, insignibus alis
Ingentes animos augusto in pectore verlant,
Usque adeò obnixi non cedere, dum gravis aut hos,
Aut hos versa fugâ Victor dare Terga coëgit.

Wann es nun also zur offentlichen Lufftschlacht kommet muß der Bienen-Mann nicht saumen / alsobald mit Wasser / darunter ein wenig Hönig gemischet ist / unter sie sprengen / oder kan er in der Eil nichts haben / so nehme er nur eine Hand voll kleinen Sand / und werffe ihn in die Höhe unter die kriechenden Partanen / so werden sie bald von einander ablassen / wie Virgilius auch diesen Krieg also beschliesset:

Hi motus animorum, atque hæc certamina tanta
Pulveris exigui jactu compressa quiescent.

Noch besser ist / daß man so bald man an den Trommeten-Hall der Bienen Aufstand und Uneinigkeit vermercket / man darzu siehet / und wann mehr Könige / als zween / einer der bleiben / der ander der ausziehen soll / vorhanden / soll man die übrigen alle heraus suchen und würgen / also kan man diesem einheimischen Kriege beyzeiten vorbauen / und die Bienlein begeben sich hernach einmüthig unter dem überbleibenden Könige / und hat man sich keines Tumults weiter zu besorgen.

CAP. XXIX.

Von der Bienen Arbeit und Eintragen.

Die Biene ist ein überaus arbeitsam und fleissiges Thierlein / nicht vergebiich hat ihr die Natur vier Flügel und sechs Füsse gegeben / damit sie mit den ersten hin und wieder schnell und geschwinde von einem Kräutlein und Blümlein auf das andere umwechseln / und mit den andern / als mit desto mehr Händen / auch desto schnellere Arbeit verrichten könte; die Aemter unter ihnen sind ordentlich ausgetheilt / daß eine jede weiß / was ihre Verrichtung seyn solle / die sie auch ohne weitern Befehl und Zwang wenig und gehorsam vollziehet; Etliche verbleiben zu Hause / den König zu bedienen zu nähren / zu vertheidigen / mit ihrer Music zu belustigen / und ihme zu gehorchen / die Wache vor dem Flugloch zu halten / der ankommenden und eintragenden Feld-Last zu übernehmen / ein iedes an seine gehörige Stelle zu bringen / was zu Auferbauung der Häuser gehört / überlieffern sie den Baumeistern / die / mit unverdrossenem Fleiß / und unnachthulicher Kunst den Bau führen; das Hönig und Proviant wird den verordneten Hof-Cammer-Räthen und Proviantmeistern eingeantwortet.

Andere haben den Dienst / die Wohnung und ihre Stadt sauber zu halten / das Kehricht und Unflat hinaus vor die Stöcke zu werffen / auch die Todten zu Grabe zu bringen; Etliche sind Trompeter / die Morgens und Abends / wann man zur Arbeit oder zu bette gehen soll / ausblasen; die Threnen bruten und tragen Wasser zu; Etliche sind Kundschaffter oder Fourier und Quartiermeister / die sie allezeit voran ausschicken / zu erfahren / wie des Gewitters Beschaffenheit / ob es still / regnicht / oder windicht / wo gute Weide / wo es viel oder wenig Nahrung gibt / obs nahe oder weit / und was dergleichen Umstände / darnach sie auch ihren Ausflug nieder oder hoch / früher oder später anstellen.

Etliche sind wie Kriegsleute / die man zum exequiren brauchet / welche die fressigen und faulen Threnen würgen und ausjagen / und sich denen anfallenden und die bischen Raubbienen widersetzen. Die ausfliegende Bienlein sind wieder unterschiedlich / etliche fliegen gen Holtz / nehmen von den Tannen / Föhren und Fichtenbäumen das Hartz / das Wachs oder die Materi der Häuser / sie desto fester und währhaffter zusammen zu-

saugen; Andere nehmen und saugen den Safft und die quinta essenza aus den Blumen / Blühen / Kräutern und Gewächsen; die dritten / die etwas frühe auf sind / hohlen und sammlen ein den wolgeschmacken Zucker-Thau / wie dann etliche Alten geglaubt haben / das Wachs komme von den Blumen / das Hönig aber von dem Thau / und also ist keine müssig; warum ihre Häuslein in dem Hönig-Fladen sechseckigt sind / vermeynen etliche / es sey die Ursach / daß sie sechs Füsse haben / und mit einem jeglichen derselben eine Ecken in ihrem domo hexagonâ formiren. Ist es windig / fliegen sie desto niederer / fassen auch am Ausflug kleine Steinlein / damit sie etwas schwerer / von den Winden desto weniger mögen gehindert und nicht verwähet / oder zu Boden geworffen werden.

So spahren sie auch ihre nahende Waiden / wann schön stilles Wetter ist / und fliegen so weit / als sie können; damit / wann böses Gewitter einfället / sie die nahen Waiden zum Vortheil haben / daselbst die Nahrung zu holen / und bald wieder in dem Stock zu seyn / wann das Regenwetter zu starck käme; zum Ausfliegen werden die Jungen und stärckern gebraucht / die Alten und schwachen bleiben zu Hause / und thun andere Arbeiten / damit an der Hönig- und Wachs-Arbeit / die sich erst im Stock perfectionirt / nichts möchte versaumet werden. Mit den Füssen meistes mit den hintersten / die etwas länger und rauher sind / als die andern / führen sie die meiste Nahrung ein. Herr Colerus meynet / sie arbeiten im Lentzen aus den Palmen oder Zäpflein der Haselstauden ihr Wachs.

Ihr König bleibt gleichfalls nicht zu Hause / daß er in seiner Wohnung schlaffen und faulentzen solle / sondern er wandert mit etlicher seiner Räthen und Assessoren im Stock von einem Ort zum andern / stellet alles an / und theilet Ordre aus / deren alle Bienlein unwidersetzlich nachleben.

Die alten Bienenhalter haben von ihrer Arbeit diese folgende Regel: Wann die Frösche anheben zu singen / so fähet sich der Bienen Nutzung an / und wann sie aufhören / so ist der Nutz auch aus / das ist / es fähet sich an um S. Gregori / und endet sich um S. Bartholomæi / und wann die Frösche in einem Jahr nicht wol singen / so haben auch die Bienen nicht grosses Gedeyen / weil das Regenwetter / und die kalten Nächte / beede zu ihrem Handwerck verhinderlich sind.

CAP. XXX.

Von der Bienen Unterhalt und Nahrung.

Die Biene ist ein so reines Thierlein / das auch eine dergleichen ihm anständige Nahrung suchet; todte Aas und stinckende Sachen fliehet die Biene / wolriechende Kräuter / holdselige Blümlein / den süssen Thau / safftige Baumblühen / und den subtilen Terpetin und zähen Safft / zu ihren Gebäue / suchet und liebet sie / darunter ist der weisse Klee eine von ihren besten und liebsten Speisen / nicht weniger sind ihnen angenehm Melissen / sonderlich / wann sie in der Blühe sind / Mertzenveyel / das Kräutlein Cerinthe, Mahen / Bohnen / Salve / Majoran / Kümmel / Roßmarin / Isopp / Wolmuth / Quentel / Thymian / Fenchel / alle blühende Bäume / als Aepfel / Birnen / Kirschen / Pflaumen / Mandeln / Pfersich und Marillen; wiewol sie / nach etlicher Meynung / davon schlechte Nahrung zu hoffen haben / weil sie nicht alle Jahr gerahthen / von den Bienfaltern / Rauppen / Ameissen und Geflügel verunreinigt / auch offt vom Nebel und Mehlthau vergifftet sind / davon sie kranck und matt werden.

Wo man Mahen / Ruben und Wicken in den grossen Kraut-Gärten säet / da haben die Bienen eine gute Beyhülffe / sonderlich wo auf den Brachfeldern und Aengern viel weisser Klee wächset / so von den Vieh-Heerden nicht viel betretten und zerknirschet werden; die Schaf / die alles gar genau abbeissen / können sich mit den Bienen nicht vergleichen / zu dem auch diß Thierlein in ihrer auf der Weide verzetteten Wollen sich verwicket / und hängen bleibet.

Die Wälder / so nahe gelegen sind / geben zwar den gantzen Sommer über gute Unterhaltung / wann sie aber derselben allzuwol gewohnen / kommt ihnen offt die Fantasia in den Kopff / daß sie / wann sie schwärmen / ihren Stand gar verlassen / und in dem Wald / in einem hohlen Baum / ihre Herberge suchen / und nehmen; ihr allerreste Weide im Vor-Lentzen ist in den Palmweiden / die (wie man in Oesterreich redet) die rauhen Kätzlein tragen.

Von Erbsen (schreibt der Author des neuen Bienenbüchleins) tragen sie gar nichts ein / man siehet auch kleine Bienen auf derselben Blühe. Darnach haben sie auch im Frühling die Saamstengel vom Kohl / Cappis, Möhren / Ruben / und dergleichen / zum besten / als Narcissen / Lilien / Schwerdel / die Monatblümlein / und nähret sich also diß liebe Thierlein / ohne des Menschen Zuthun / den gantzen Frühling / Sommer und Herbst selbsten / verrichtet auch ihre gantze Hönig- und Wachs-Arbeit / ohn daß man die geringste Mühe damit haben darff / und wann man mit Vernunfft und Mässigung die Hönig-Theilung mit ihnen macht; so sind sie auch den Winter durch mit ihrem selbst-eignen Fleiß gespeist und versorget.

CAP. XXXI.

Wartung der Bienen durchs gantze Jahr.

Wer in dem Winter seine Bienlein vor Kälte und Mangel wol vorzusehen weiß / der hat das gantze Jahr hernach desto weniger Mühe / wer aber dieses übersiehet / der hat Capital und Interesse verlohren / und findet im Frühling / an statt der Bienen und Hönig / lähre und verdorbe Stöcke / daher gehört / wann man ihnen das letzte mal im Sommer nimmt / grosse Sparsamkeit / ihnen genugsam Speise zu überlassen /

damit

damit sie/den langen Winter durch/provantiret seyen/ was zuviel gelassen ist/findet man schon im Frühling übrig. Was ein Bienen-Warter sonst mit verwahren/ reinigen und räuchern zu thun/ ist in einem sonderbaren Capitel aufgezeichnet.

Im Mertzen/so bald die Bienen anfangen ihre Todten auszutragen/muß man das hinterstellige lähre Wachs ausraumen biß auf die Brut/ damit sie Platz haben/ihre frische Arbeit wieder neu anzufangen; wann man das Gewircke unten ein paar Finger hoch wegschneidet/so kan man desto besser darzu kommen / allen Wust und Unrath/Spinnenweben/Schimmel/ Motten und dergleichen auszufegen/und diß Ausraumen oder Fegen muß im Frühling/nicht nur einmal / sondern von 14 zu 14 Tagen wiederholet werden ; man öffnet die untere Beuten/und kehret den Stock aufs allersäuberste aus/und das darum / weil im Anfang des Frühlings/die Bienen gar spröte Materien zu ihrem Gewebe bringen/so fällt das meiste davon auf den Boden herab/davon wachsen alsbald die Motten Hauffenweise/ davon muß man sie entledigen / und den Bienen diese Mühe erspahren/solches erst durch das Fuchloch auszutragen dardurch sie an ihrer Arbeit sehr gesaumet sind/ und das thut man so lang, biß die Bienen mit ihrem Gebäu/ die untere Beuten erreichen ; und wann man diß zwey-oder dreymal nach der ersten Zeidlung thut so ists genug. Wann man aber die Stöcke nicht mehr öffnet/ machet man das Löchlein unten am Beutenbret auf/so tragen die Bienen mit leichter Mühe den Abgang heraus; doch hat man dabey wol in acht zu nehmen/ob sich nicht fremde Raub-Bienen daselbst einfinden/die gerne Nebenthüren suchen/sonst müste man solche wieder vermachen.

Im Majo/Junio und Julio/gehet die Schwarm-Zeit an/da hat man/wann schön Wetter ist / von acht Uhren an frühe/biß auf zwey Nachmittag wol aufzusehen und alle Nothdurfften/so darzu gehörig sind/vorzubereiten. Wann die Stöcke ausgeschwärmet haben/ so raumet man das Wachs wieder heraus ; siehet man/ daß die Bienen die Threnen angreiffen un würgen/muß man (wie bey den Threnen erwehnet) mit angreiffen/ und die unnütze Gäste/ so viel man kan/ umbringen die Bienen dieser Mühe/so viel möglich/zu überheben.

Die letzte Ausraumung wird nach Michaelis verrichtet/da machet man die Stöcke wiederum auf denen/ die voll angebauet haben/wird das Rooß/einer Spannenlang/am Boden verschnitten / daß man desto besser darzu kommen kan/feget den Stock unten am Boden auf das reineste / und also bleiben die Stöcke biß auf künfftigen Frühling uneröffnet; weilen altes Gewircke (sagt der Author des neuen Bienen-Büchleins) bald Verwüstung und Untergang der Stöcke verursachet/ so muß man sittich damit umgehen / und das Gewircke vom obern Beutenbret gemachsam abschneiden / sonst zerreisset man das neue Gewircke heßlich/und thut grossen Schaden; Fürs andere / werden solche Bienen dasselbe Jahr gewißlich am Schwärmen verhindert; Zum dritten/wann das obere Hönig-Nest rein ausgeraumet wird/pflegen es die Bienen gantz ledig/und zwar etliche Jahr zu lassen/das Hönig in die untere Beuten / und das ledige Rooß in die obern zu setzen/ so ein verkehrtes Werck ist; dieses zu remediren/ soll man den Bienen in einem Jahr die Helffte von Hönig und Wefel/ im andern Jahr das übrige Theil nehmen / so werden in zweyen Jahren Wefel und Hönig in einem Stock gantz geändert und erneuret/darff man sich also keiner Ungelegenheit deßwegen besorgen.

Man hat auch billich / das gantze Jahr/auf ihre Gesundheit acht zu haben/ ob sie frisch sind / fleissig arbeiten und eintragen / ob sie gläntzig und schön/ oder ob sie traurig seyen/rauch und staubicht umher kriegen/ nicht Hauffenweise / sondern einzehlich aus- und einfliegen/ da muß man (wie hernach soll gesagt werden) bald Mittel verschaffen. Gegen dem Winter / muß man so wol das Bienenhaus/als auch alle Stöcke / wol vermachen und verkleiben / damit keine Nässe oder Kälte durchdringen oder ihnen Schaden bringen möge ; so hat man auch in Acht zu halten / den dürfftigen schwachen Stöcken/mit gebührendem Unterhalt / zu Hülffe zu kommen.

CAP. XXXII.

Wartung der alten Bienen.

So bald die Bienen im Frühling auszufliegen angefangen/ehe man ihnen noch zeidelt und ausraumet/vermacht man allen Bienen die Fluglöcher den halben Theil mit einem Höltzlein ; den Schwachen aber lässet man das dritte Theil geöffnet / so können sie sich der Raubbienen Anfall desto leichter widersetzen un sie abtreiben/weil sie nicht so häuffig eindringen mögen. Wann man die Bienenstöcke dergestalt wider den Angriff fremder Bienen befestigt / macht man die Fluglöcher nicht eher auf / man spühre dann / daß sie mächtig und starck genug sind/den Feinden Widerstand zuthun/ so (wie der Author des neuen Bienenbüchleins sagt) vor dem Mayen nicht zu geschehen pfleget; so bald man aber vermercket/daß die Raubbinen ablassen / und die Bienen/wegen Enge des Fluglochs / verhindert sind/ schneidet man ein Stücklein von dem Holtz/damit das Flugloch verstopffet worden/daß es gemächlich sich erweitere/und das treibt man so lang/biß es endlich gantz offen ist. Das ist (spricht er) zwar eine geringe Kunst/ wird aber grosser Schaden damit verhütet/daraus kan nun ein jeder verstehen/wie nothwendig es sey / daß er seine Bienstöcke am Beutenbrettern/wider den Einfall anderer Bienen/wol verkleibe und verwehre.

2. Wann er seine Bienen geziedelt hat / so gebe er ihnen einen Käsnapf voll Hönig mit Malvasier oder Brandwein zugerichtet/darein das edle Bienenpulver (davon unten soll vermeldet werden) gemischet ist/ davon werden die Bienen nicht allein frisch und keck/ sich der Feinde desto strenger zu erwehren/ sondern auch vor ungesunden Nebeln/gifftigen Mehlthauen / und allen andern schädlichen Seuchen befreyet.

3. Ist / wie vorgemeldet / auf die Bienen täglich ein wachsames Auge zu haben / wann sie anfangen schwach zu fliegen/nichts eintragen/fallen bey den Stöcken nieder/kriechen langsam hinauf / (es sey denn vom kalten Wetter) und sehen rauch und staubich aus / so

ist es nicht wol um sie bestellt/ also/ daß bald Rath zu schaffen.

4. Die Bienstöcke soll man im Sommer nicht liederlich eröffnen/ damit ihr Gebäu nicht zerreisse / sonderlich wann grosse Hitz vorhanden/ und das Gewircke in den Stöcken weich und flüssig ist/ soll man es nicht viel bewegen oder daran klopffen/ daß der Wefel nicht abfalle.

5. Wie man / in Vertilgung und Tödtung der Threnen/ den Bienen Beystand leisten solle/ ist schon vorhero gedacht worden.

6. Wann man die Stöcke im Herbst sauber gefegt und ausgeraumet hat/ alsdann verkleibt man die Beutenbret aufs fleissigste/ lässet auch die Stöcke/ den gantzen Winter (wo möglich) an ihrer Stelle bleiben. Wann die Sonne (spricht ferner unser Author) im Winter an die Stöcke scheinen kan/ so erwärmen sie sich wol/ sie erfrieren eher in den Gebäuen/ wann sie stets im Schatten/ als wann sie unter freyem Himmel stehen / ob sie schon die Sonne in etlichen Tagen kaum einmal anblicket; trägt man aber die Bienenstöcke im Winter in ein Gebäue/ oder setzet sie im Schatten/ das schadet den Bienen hefftig/ die Helffte davon findet man in den Stöcken todt liegen / und was heraus kommt/ ist alles des Lebens verlustigt; und bleibt dabey/ daß die Bienen an ihren Stellen am besten / und am leichtesten davon kommen.

7. Etliche machen und binden ihre Bienenstöcke/ gegen dem Winter/ unten und oben mit Stroh ein / sie desto besser vor Kälte zu verwahren/ ist ihnen aber mehr schädlich als nützlich/ dann haben sie ihre Stöcke über die Helffte vollgebauet/ so ersticken sie eher; so finden sich auch die Mäuse gerne zum Stroh/ verbergen sich darinnen/ und haben Gelegenheit desto unvermerckter zu den Stöcken einzuarbeiten und Schaden zu thun; so wol auch/ wann die Nässe/ vom Regen und Schnee/ sich in das Stroh ziehet/ so kan die Lufft unter dem Stroh die Beuten nicht abtrocknen/ davon verschimmelt das Gewircke in den Stöcken / und verderben offtermals die Bienstöcke gantz und gar.

8. Besser thun die jenigen / die ihren alten Stöcken im Winter oben an einer Seiten/ eines Messerruckens dick/ und einer zwerch Hand lang am Beutenbret lüfften / damit der Brodem oder die warmen Dünste heraus können ; von diesen Dünsten/ wann grimmige Kälte ist/ gefrieret heraus am Stock daselbst ein Eiß/ solches muß man abstossen/ und die Lufftgänge täglich von neuen öffnen / weiter aber darff es nicht als Messerruckensdick offen seyn / sonst kriechen die Bienen heraus und verderben. Denn Nässe und Kält ist der Bienen Tod/ Wärme und Trockne aber ist ihr Leben.

9. Wann im Winter eine grosse Kälte ist / und die Fenster in der Stuben gefrieren / muß man auf der Bienen Flug-Löcher wol Acht haben/ denn solche gefrieren bißweilen von ihrem Athem und Bratten zu/ davon sie ersticken müssen / da muß man mit einer Aal oder Pfriemen hinein stechen/ und die zugefrornen Löchlein in dem Blech immer wieder durchbohren und eröffnen. Sind sie aber zu dichte verstopffet / muß man die Blech wegnehmen/ das Eiß mit einem Messer wegraumen/ und unterdessen die Löcher mit Heu oder Mies also zustopffen / damit sie immer ein wenig Lufft behalten.

10. Wann die Sonne wieder nach Weynachten beginnet zu steigen / muß man den Bienen nothwendig die Fladerlöcher vermachen / daß sie nicht heraus können ; an theils Orten wird ein kleines / mit vielen Löchern durchstochenes Blech/ für die Fluglöcher gemacht/ dardurch die Sonne scheinen/ die Lufft eindringen / und sie dennoch nicht heraus kriechen mögen. Wanns starcken Schnee gibt/ und die Flug-Bretter und Löcher damit beschweret werden/ muß man solchen sauber abkehren.

11. Die Bienen / die aus den Stöcken kommen sind/ und in den Schnee fallen / muß man gleich desselbigen Tages auflesen / in die Stuben tragen/ und wann sie in der Wärme wieder lebendig worden sind / sie gegen den Abend in einem Kästlein / das man mit einem Schublädlein kan öffnen / zu einem offenen Stock tragen / das Kästlein ein wenig aufziehen / so lauffen sie Hauffenweise durch das Flugloch wieder in den Stock zu den andern/ und die im Stock nehmen sie in der Kälte gerne auf/ ob sie schon nicht darein gehören. Wiewol dieses von andern widersprochen wird / und der beste Rath ist/ die Stöcke also zu verwahren/ daß die Bienen vor der rechten Flugzeit nicht heraus kommen mögen.

CAP. XXIII.

Von Wartung der jungen Bienen.

WEil die jungen Bienen zart und unerfahren / weder mit Fleiß/ noch Dauerhafftigkeit der Arbeit/ den Alten gleichen / also müssen sie auch das gantze Jahr durch / und sonderlich zur Winters-Zeit / mit desto mehr Sorgfalt verpfleget werden. Weil man nun leichtlich darum kommen kan/ als nimmt man sie desto besser in Obacht.

1. So bald die jungen Schwärme geschöpfft worden / soll man sie gleich noch desselbigen Abends/ oder doch den nächsten Morgen darnach / an ihre gewisse Stelle bringen/ wo man sie die gantze Zeit will stehen lassen.

2. Wann sie an die Stelle gebracht sind / muß man ihnen Anfangs das Flugloch halb / oder wol auch zwey Drittel vermachen/ sonderlich wann die Schwärme schwach und klein sind / damit sie desto leichter vor Anfall der fremden Bienen/ welche ihr Heil am liebsten an den jungen Bienen versuchen/ sich erwehren können/ das kan man ihnen aber / nachdem der Flug stärcker worden/ wieder erweitern und relaxiren.

3. Weil es sich offtmals begibt / nachdem man etliche junge Schwärm hat eingefangen / und sie kaum etliche Tage geflogen sind/ daß darauf kühles feuchtes und windiges Wetter einfällt/ also/ daß die armen Thierlein/ die in einem lähren Hause wohnen / gar nicht ausfliegen/ und ihre Nahrung holen können / denen muß man (wie der Author weißlich meldet) mit einem Nössel Hönig/ mit dem Bienen-Pulver vermenget/ zu Hülff kommen/ sonst müssen sie entweder für Hunger sterben/ oder da sie gleich das Leben davon bringen / werden sie

doch

doch so matt/ daß sie hernach wenig Nutzen mehr bringen mögen.

4. Um Michaelis muß man nachsehen/ ob die jungen Stöcke viel oder wenig gebauet oder eingetragen/ ob sie Hönig geben oder nicht/ damit man ihnen zu rechter Zeit/ Proviant und Vorrath verschaffen könne/ sonderlich wann ein kalter/ feuchter/ unsteter Sommer gewesen/ darinnen sie nicht viel außfliegen und eintragen können; in solchem Fall schadet es nicht/ wann junge Stöcke gleich wenig Hönig/ so sie nur Gebäue haben/ wo aber das Gebäu kaum einer Hand breit/ oder ein wenig länger ist/ da ists gefährlich/ denn ob man sie schon vor der Hungers-Noth/ den Winter durch/ erretten kan/ so ist doch zu besorgen/ weil sie so wenig Häuslein haben/ darein sie sich verschlieffen können/ die Kälte werde sie umbringen.

5. Man hat erfahren/ (sagt ferner unser Author) daß einer den untern Theil des Stocks mit Heu und Grummath ausfüllete/ und vermeynete/ hierdurch seine Bienen für der Kälte zu schirmen/ aber das Heu verschimmlete im Stock/ und von diesem bösen und ungesunden Geruch sturben auch die Bienen.

6. Befindet man aber/ daß in etlichen jungen Stöcken/ die jungen Bienen wenig Vorrath und Gebäue haben; so nehme man aus einem das Gebrauch oder Gewircke/ bey kühlem Wetter/ gar heraus/ und setze solches einem andern geringern Stock/ so artig/ als er kan/ zu/ treibe denn die Bienen mit einem Rauch in den Stock/ darein er das Hönig gethan/ durch einen eingekleibten Füllhals (denn es müssen die Bienen nicht aus dem Stock können) vermache den Stock/ und laß in acht Tagen keinen Bienen aus- und einfligen/ so werden sie sich unterdessen wol miteinander vergleichen/ und einen Weisel annehmen/ der ihnen am besten ist/ es sey denn/ daß man den schlechtern Weisel erwürgt habe/ welches mich am sichersten duncket; nach Verfliessung der acht Tagen/ gebe man ihnen Hönig/ so viel als sie annehmen wollen/ und nehme sie in acht/ so bleiben sie wol. Den Stock aber/ daraus man die Bienen genommen/ muß man beyseits thun/ daß ihn die Bienen (wann sie wieder frey sind worden) nicht finden können/ sonst begeben sie sich wieder hinein/ und kommen um. Was sonst in vorigen Capiteln/ von Wartung der alten Bienen/ gedacht wird/ muß auch bey den Jungen beobachtet werden.



CAP. XXXIV.

Von ihrem Schwärmen.

Darzu gehöret absonderlich fleissige Aufsicht/ man kans theils mercken/ wann man Abends an ihren Stöcken löset/ höret man einen gewissen Thon/ als ob sie den **Marche** bliesen/ liegen häuffiger vor den Fluglöchern/ kriegen geschäfftiger aus und ein/ und wie (nach Herrn **de Serres** Meynung) etliche glauben/ der König gehe mit seiner Leib-Guardi hinaus/ den Ort/ wo sie Quartier nehmen wollen/ zu besehen/ und so bald er wieder zuruck komme/ geschehe der Aufbruch; da muß der Bienen-Warter von Morgen an/ biß um 2 oder 3 Nachmittag/ fleissig aufsehen/ und so bald er siehet/ daß sich die Bienen in die Höhe schwingen/ muß er stracks mit einem klingenden Beck aus Messing oder mit einem Glöcklein/ sacht und nicht starck anschlagen/ ihren Fort-

flug hindern/denn sie werden sich bald wieder herab lassen/und etwan irgends an einen Baum anlegen.

Wann man merckt/daß zween Schwärm miteinander kriegen / muß sich der Warter mit Hönigwasser/ Hönig oder gezuckerten Wein mit frischer Milch / oder andern süssen Sachen gefast halten / sie besprützen und begütigen ; wofern sie sich aber nicht zu frieden geben wollen/muß man warten/biß sie sich anlegen/ und hernach die Weisel besichtigen ; ist einer schwartz/rauch und wilde/der ist des Kriegs Ursach / und diesen muß man würgen/so stossen die Bienen wieder zusammen in einen Schwarm. Sie machen/wann sie sich anlegen / gleichsam eine Trauben/daher sie die Niederländer Byeen als beyeinander nennen ; da muß der Bienen-Meister einen säubern / mit guten ihnen angenehmen Kräutern vorbereiteten Bienenstock beyhanden haben/ und nicht lang warten.

Sind sie an einem gelegensamen Ast/ kan man denselbigen mit samt dem Schwarm abschneiden ; sind sie aber an einem grossen Stamm/muß man sie säuberlich mit der Hand/oder einem Büschlein Melissen und Rosmarin in den Stock hinein kehren ; oder mit einem grossen höltzernen/mit guten Kräutern bestrichenen Löffel/ gemach hinein schöpffen / und unterdessen sächte an den Stock klopffen/als wolte man sie einladen / hinein zu kommen ; unter dem Stock muß ein weisses Tuch seyn. Haben sie sich in einen hohlen Baum gelegt/muß man den wolriechenden und recht zugerichteten Stock darvor bringen/daß sie sich desto lieber hinein ziehen.

Wann ein Schwarm sich zertheilt / und zween oder drey absonderliche Zapffen macht / bedeut es so viel Könige / da muß man aus den kleinesten Schwärmen die Könige sacht heraus suchen/und wegthun/man darff sie keck mit den Händen angreiffen/ohne Sorge/gestochen zu werden/wofern nur die Hände mit Melissen gerieben sind / also kan man drey oder vier schwache Schwärme in einen Stock und unter einen König bringen / wann die übrigen beyseits gethan und erwürgt werden. Dieses aber kan man vorher auf diese Weise verhüten / wann man nur die wächsenen Häusel / die runder und grösser als die andern/und mit einem rothen Safft angefüllet sind / weg nimmt/ und nicht mehr als eines lässet.

Dieses Schwärmen nun geschiehet jährlich/ wann junge Weisel und heurige Bienen/in dem Stock/neben den alten / sich befinden / und so starck an der Anzahl wachsen/daß sie im Stock beysammen nicht Raum finden; ehe aber der alte König den jungen von sich ziehen lässet/ (berichtet unser vielgedachter Author) so lässt er seine Fourier ausfliegen / dem jungen König eine Herberg oder Wohnung bestellen/darein sie ihn vermeynen zu führen / sie fliegen in die ledigen Beuten / in hohle Bäume / auch in die Löcher an Gemäuren/an Kirchen und Schlössern/oder an die Bäume ; wann sie haben gelegene Wohnung gefunden / ziehen sie mit Freuden aus/und gibt ihm der alte Weisel viel Bienen zu / die ihn begleiten / diese Geleitsleute kommen wieder zu ihrem alten Könige/die Jungen aber legen sich an/ die muß man nicht eher schöpffen/ als biß die Bienen nicht mehr so häuffig ab- und zufliegen / welches ein Zeichen ist/daß der Weisel noch nicht bey ihnen/sondern liegt etwan auf der Erden/oder sonst an einem Zaun oder andern Ort/oder hat weder in den Stock gekehrt/doch leidet ihn der Alte nicht mehr / und werden meistentheils den andern Tag fortziehen.

Die Weisen und Arten zu schöpffen sind unterschiedlich : Theils halten den König in einem besondern Geschirrlein etliche Tage lang gefangen / und vermeynen also die Bienen desto eher zu erhalten ; weil aber nicht gläublich/daß man seine Gefängniß lieben könne/daher vermuthlich/der König möchte/ nach wieder gegebener Freyheit des angethanen Zwangs gedencken/ und mit seinem Schwarm an einen Ort ziehen/wo er besser tractirt würde ; also ist der gewisseste Weg / die Bienen/ durch gute Wartung/und einen ihnen selbst beliebigen und wol vorbereiteten Stock/also zu obligiren / daß sie von sich selbst gerne darinn bleiben/sonsten hat man sich wenig auf ihr Verbleiben zu verlassen.

Gabriel Alfonso d' Herrera sagt / wann der Bienenstock innwendig mit Menschen-Urin genetzt sey/ lauffen die Bienen begierig hinein ; wird vielleicht besser seyn / wann man den Harn von einem jungen Knaben nimmt.

Die frühen Schwärme sind allzeit besser / als die späten. Darum haben die Alten gesagt : Eine Imme/ die vor S. Johannis Baptistæ kommet / sey eines Malters Dünckel werth/die aber erst hernach kommt/ sey einer Garben wehrt.

Im Majo schwärmen die gar guten und starcken Stöcke ; im Brachmonden die schwächern ; was nach S. Johanni kommt/sind Spätlinge / und keinnützig ; Die Vorschwärme legen sich etliche Tage vorher vor die Stöcke/und schwärmen meistens Vormittag von 9 Uhr an/biß 12. Die Nachtschwärme aber kommen Nachmittag von 1 biß auf 3 Uhr. Wann die Schwärmen-Stund vorhanden / stehen sie vor eine Weil vor dem Stock/auf einer Banck/in einer Ordnung / nicht anders (sagt unser Author) als wie die Reuter/welche für einem Thor auf ihren Herrn warten / wann er verreisen will/sie geben auch einen Thon von sich/ mit aufgereckten Hintern / als ob es grosse Büchsen und Feldstück wären / darnach fangen sie häuffig an vor dem Stock zu fliegen/damit anzuzeigen / daß sie zu wandern bereitet seyen ; und wann der König schier komen will/ so lauffen etliche vorher am Korb hinauf / nicht anders als wie das Hofgesind ihrem Herrn vorgehet ; ist dann der König vorhanden und fleugt aus / so folget ihm sein gantzer Schwarm nach ; weil sie aber nicht alle zugleich auf einmal können ausgehen/ wegen ihrer Menge / so bleibet der König in der Lufft/ verharret vor der Wohnung/und wartet so lang und viel/ biß der gantze Hauffen beyeinander ist ; und wann das geschiehet/ muß man bald mit klingeln da seyn/biß sie sich anlegen/sonst ziehen sie davon / und suchen ihnen selbst eine Wohnung ; lassen sie sich aber nicht gerne nieder / muß man mit dem Klingeln und Klopffen desto stärcker anhalten/ auch ihnen so weit sie von dannen fliegen nachfolgen ; begäben sie sich in die Höhe/muß man mit kleiner zerriebener Erden/oder mit einem Wedel mit Wasser unter sie sprengen/so meynen sie es regnet/und legen sich an ; braucht man aber Erden/muß kein Steinlein darunter seyn/damit keine dardurch verletzt werde.

Herr von Grüntall in seinem Hausbüchlein schreibt/ wann man das erste Köth von einem neugebornen Kalb in die Flug-Löcher der Bienenkörbe streichet/so bleiben die Bienen gern darinnen.

CAP.

CAP. XXXV.

Etliche Umstände/ so bey dem Schwärmen zu beobachten.

1. So bald man mercket/ daß sich die Bienen an den Baum oder Ast recht zur Ruhe gelegt/ ob schon etliche noch um den Schwarm herum fladdern und schwärmen/so hindert es nicht/ man muß mit dem Einfangen nicht verziehen/ daß sie nicht etwan den Schwung in die Höhe nehmen/und gar davon fliegen. Etliche Schwärme/ die nicht so gar einen frischen/ stücken und hurtigen Weisel haben/ liegen wol gar biß auf den Abend; etliche aber verharren kaum eine viertel oder halbe Stund/daher nicht lang zu verweilen/ nocuit differre paratis.

2. Damit man aber nicht ehe den Schwarm schöpfse/es sey dann der Weisel dabey/ nehme man in acht/ wann der Hauffe der angehängten Bienen-Traube zunimmt und grösser wird/so ist er darbey/ wird er aber kleiner und verlieret sich/so muß man innehalten/ nicht vergebene Arbeit zu thun.

3. Offt ziehen die Bienen aus/ und legen sich an/ wann bald groß Wetter und Platzregen vorhanden/die muß man mit Tüchern/Stecken und Reissern/ so wol man kan/verdecken/damit sie sicher seyen/ so bald aber das Wetter fürüber/muß mans einfassen/ solche Bienen bleiben gerne.

4. Die Bienen mit dem Siebe zu fangen/ sagt unser Author ferner also: Erstlich/ leg ich in das Sieb kleine Reißlein mit dem Laub von einer Linden/oder dergleichen Bäum/die grosses Laub haben/und bedecke gemachsam den gantzen Boden im Sieb/mit solchem nahe ich zum Schwarm/ halte das Sieb mit der Lincken Hand gerad unter den Schwarm/ und laß auch einen andern das Sieb mit halten/ in der rechten Hand halte ich einen Stab/daran ein leicht leinen Tuch gehenget; wann ich denn also in Bereitschafft stehe/ so lasse ich einen guten derben Schlag auf den Ast thun/ daran der Schwarm hänget/so bald aber die Bienen in dem Sieb/ decke ich alsobald das Sieb mit dem Tuch zu/ so habe ich sie gefangen/ und schütte sie alsdann gemachsam in den Stock/daß ihrer nicht viel darneben fallen. Andere brauchen/an statt des Siebes/ eine länglichte Molder/die zum Einschütten der Bienen etwas hequemer scheinet.

5. Das beste ist/das man im Schöpffen mit den Bienen auf das allersänfftesste und glimpfflichste umgehe/so bleiben sie am liebsten in den Stöcken/ werden sie aber durch Grobheit und Ungeschicklichkeit im Fassen erzörnet/so bleiben sie schwerlich.

6. Wo sich die Bienen an kleine zarte Aestlein legen/mag man also mit ihnen verfahren: Man schneidet erstlich die Gipffel/daran kein Bienen liegen/ biß an die Bienen gemachsam ab/wo aber bey dem Aestlein Bienen sind/schneidet man sie auch mit den Bienen ab/ und leget sie fein leise/eines nach dem andern/in den Stock/ biß man sie alle drinnen hat/endlich lässt man eine Person den Stamm oder Ast oben gewiß halten/und schneidet am untern Ort/den Ast/ daran die Bienen liegen/ auch leise ab/ legt sie nachmahls sachte in die Beuten/ macht solche zu/richtet sie auf/ und setzt sie zurechte; besorgt man aber/ die Bienen möchten im Abschneiden sehr abfallen/legt man ein leinen Tuch unter/davon stehen sie ohne Zorn und Mühe wieder auf.

7. Wohin sich ein Schwarm Bienen anlegt/ da soll er auch/so nahe es immer seyn kan/in den Stock gefasst werden; trägt man die Bienen weit von der Stelle zu dem Bienenhauß/so bleiben sie schwerlich/denn sie fliegen zum Theil wieder an den Ort/ da sie sich erstlich angelegt/ oder ziehen wieder in ihr alte Stöcke/ dardurch der gantze Schwarm verderbt wird.

8. Wann sie gefasst sind/ muß man die Bienen am Abend desselbigen Tags/oder doch morgens frühe/ ehe sie noch fliegen/an ihre rechte Stelle bringen.

9. Hat man junge Schwärm eingefangen/ muß man etliche Tage fleissig Achtung auf sie geben/ daß sie nicht wieder davon gehen/ verharren sie bey schönem Wetter über den andern Tag/und sonderlich/wann sie anfangen auszufliegen und einzutragen/so hat es weiter keine Gefahr mit ihnen.

10. Nachdem der Schwarm ist/ muß man auch den Stock nehmen/kleine Schwärm in grossen Stöcken werden verzagt/ grosse Schwärm in engen Stöcken werden betrangt/ und können wenig Nutzen schaffen/ daher wol zu unterscheiden.

11. Wann die Bienen im Stock nicht bleiben wollen/ sagt M. Caspar Höffler/ und zum andernmal aus dem Stock ziehen/so betauche sie mit dem Sieb in kaltem Wasser/ laß sie wieder abtrieffen/und schütte in den Stock/ich will (sagt er) gut darfür seyn/ er zieht nicht mehr aus dem Stock; man trage in einer grossen Stütze kalt Bronnen-Wasser an den Ort/ da der Schwarm im Sieb gefangen ist/tauche ihn ein/ oder begiesse ihn; O wie demüthig werden Weisel und Bienen!

12. Den jungen Stock soll man nicht zu nahe an den alten setzen/daraus sie geschwärmet haben/ denn sie sind des alten Flugs gewohnet/und kehren daselbst ein/ leiden es die Alten/oder beissen sie todt/ so wird auf alle Weise der Stock geschwächt.

13. Wann die Schwärm-Zeit herzu nahet/ soll man alles Gesträuche und langes Gras/ was vor und um das Bienenhauß stehet/fleissig abgrasen/ und glatt wegschneiden lassen/kan auch nicht schaden/ wann man den Platz vor den Stöcken mit Brettern dilet/oder ein sauber leinen Tuch unterbreitet/ da man/ wann der Weisel im Ausziehen/wie offt geschiehet/herab fiele/ er desto leichter möchte gesehen und aufgehoben werden.

14. Wann die Troppen der abgeschwärmeten Bienen nicht beysamen bleibt/so ist der Weisel nicht dabey/ und sie stieben bald voneinander/ wird aber der Hauffe je länger je grösser/so hats keine Noth. Diß ist in acht zu nehmen/daß man allzeit zugerichtete Bienenstöcke beyhanden habe/ und nicht erst nach andern Stöcken sich bemühen müsse. Da aber je nichts verhanden oder zu bekomen/so fange den Schwarm in ein Sieb oder Sack/ und verwahre ihn/ biß du einen Stock überkommest. Ich halte nichts (sagt der Author, des neuen Bienenbüchleins) von dieser faulen Regul/ und von den Bienen-Herrn/die in ihrem Thun so nachlässig seynd.

CAP. XXXVI.

Wann man viel Bienenen haben und zeugen will.

Mich berichtet (sagt Herr Colerus lib. 13. fol. 572.) ein alter guter Bienen-Mann/ daß man also und auf folgende Weise zu guten jungen Bienen kommen soll. Man soll im Herbst oder Frühling/wann man schneidet oder raumet/ einen/ zween oder mehr gute Stöcke/unter den andern aussondern/ und auslegen/ die viel Hönig/von oben an/ biß unten auf den Boden/gesaltzt und gewircket haben/ dieselben soll man unten fein sauber ausfegen und reinigen/ beedes im Herbst und im Frühling/ wiederum zumachen/ und nichts vom Hönig heraus nehmen/und sie also biß übers Jahr stehen lassen. So sollen diese wenige Stöcke (da sie so hart nicht arbeiten dörfften/ als die andern/denen man das Hönig nimmt/weil sie von Natur nicht müssig seyn können) nichts anders thun/ als junge Bienen wircken/ daher gibt dieser ein jeder sechs gute Schwärme junger Bienen/die setzt man wiederum ein/ so bekommt man von zweyen Stöcken zwölffe/ und kan man darnach die andern alten Stöcke (die ohne diß selten über acht oder neun Jahr dauren/ und letzlich gar faul/schimlichs und modichs Dinge wircken) alle miteinander heraus nehmen/ das Hönig samt den Bienen/ und andere Junge hinein setzen. Ubers Jahr thut man solches wiederum/ mit andern zweyen oder dreyen Stöcken/ so bekommt man leichtlich viel gute junge und frische Bienen/ und bleibt einer also allzeit darbey. Diß ist der Warheit (schliesst er) nicht unähnlich.

Wann (fährt er weiter fort) der Apffelbaum blühet/ nimm Alchimillam, so Lateinisch Pes Leonis heisset/und Teutsch Sinau/ sied es in Bier halb ein/ thu hernach einen Löffel voll Hönig darein/ setz es in einer flachen Schüssel unten im Bienenstock/ muß doch so feucht seyn/wann sie hinein fallen/ daß sie nicht darinnen ersauffen mögen/früh morgens haben sie es ausgetruncken/davon sollen sie sich auch wol vermehren.

Oder/wer viel Bienen haben will/ der nehme Terpentin in eine Schüssel/und giesse Wasser darauf/ den Safft davon aber gieß er ins Hönig/ und geb es ihnen zu essen/ so werden sie darauf viel junge Bienen ziehen.

Item/auf Urbani Tag besiehe die Stöcke/räuchere die Bienen mit Wermuth heraus/ darnach besiehe fleissig/ wie viel Weisele Häuser das Rooß hat/ denn so viel solche Häußlein sind/ so viel Weisel oder Könige hat er/ und so viel Schwärme lässt er abgehen. Da must du nun sehen/ wie viel der Stock ertragen kan/ hat er zu wenig Bienen/ so nimm etliche Häuslein mit einem langen krummen Messer hinweg/ und laß nur zwey oder aufs höchste drey/ so bekommest du auch so viel junge Schwärme/ denn wofern sie zu offt schwärmen/so kan es nicht fehlen/die Stöcke werden schwach/ und verderben.

Herr von Grüntall schreibt in seinen Adversariis, daß Anno 1639. zu Schlackenwerth in Böhmen ein einziger Bienenstock neunzehen andere abgetrieben und gelassen habe/so aber Zweiffelsohne zu seinem eigenem Verderben gereicht hat.

CAP. XXXVII.

Die Bienen gerne schwärmen zu machen.

Wann sie/den Winter durch/einen guten warmē Stand haben/so schwärmen sie im Frühling desto eher; wann man ihnen die Fluglöcher mit Schafmilch bestreicht/so schwärmen sie auch bald; man raumt auch alle Verhinderungen auf die Seiten/ als wann Kroten oder Eydechsen in der Nähe/ oder sonst Koth vom Vieh/sonderlich von Schweinen oder Menschen/so muß alles sauber weggeputzt/ und der Ort beräuchert werden/sonst schwärmen sie nicht; item schmiert man alle Ritzen an den Stöcken herum/und verkleibet sie wol/ so werden die Bienen von der Hitz und Angst fortgetrieben; Menstruum Virginis mit Hönig vermischt/und den Bienen zu fressen gegeben/soll ein gewisses Mittel seyn/ sie davon schwärmend zu machen. Wann nach dem Regenwetter die Lufft sich aushaitert/ und die Sonne zu scheinen anfängt/ da schwärmen sie gern.

Ein Author schreibt/die Bienen seyen einem Mann auf den Leib geflogen/ und haben sich in seinem Schubsack eingezogen/daß er hat die Hosen abziehen müssen: Item/es habe eine im Feld einen Schwarm gefunden an einem Krautstängel hangen/den habe sie abgeschnitten/in ihren Schaubhut gefasst/ mit einem Tuch verwickelt und heimgetragen.

Daß sich aber die Bienen gern anlegen/erzehlt Herr Johann Grützmann/Pastor zu Bottmerstorff/ ein sonderes Arcanum: Man soll ein Borck von einem Eychbaum nehmen/welchen das Wetter umgeschlagen/und solches an einen Baum hangen oder annageln/ so werde man Wunder sehen/wie sich alle Schwärme daran hangen; und das sey ihm von einem guten Freunde/als ein sonderlich Secretum, geoffenbaret worden; was aber ein Borck sey/muß ich bekennen/ daß ich es nicht verstehe.

Herr Colerus will/ wann man die Bienen bald will schwärmen machen/soll man Hönig mit samt dem Rooß/wie es Fladenweise aus dem Bienstock kommt/ in Wasser treiben/ und ihnen davon/ in der Fasten/ wann man das Hönig genommen hat/täglich in einem flachen Geschirr/etwann einen zwerch Finger tief vor die Bienstöcke setzen/und höltzerne Kügelein oder Reißlein hinein thun/darauf die Bienen sitzen mögen/ der Nutz soll diesen Unkosten reichlich einbringen.

Der Author des neuen Bienenbüchleins/ gibt dieses Recept: Nimm Cubeben/ Cardomomi und Zimmetrinden jedes drey Quintel/und Ziegenmilch/ stoß und vermische es/darnach so schneid in dem Stock/ aus der Schwarm-Tafel/welche die grösten Löcher/ in den

Häu-

Häuslein hat/ ein Stücklein/ mach es mit diesen obbesagten Materien zusamm in ein Krügelein / und setz es hernach wieder in das Loch derselben Tafel / wo du es heraus geschnitten; daraus sagt er / machen sie einen Weisel oder König / und hat man gewiß dasselbige Jahr einen Schwarm zu gewarten.

CAP. XXXVIII.

Wie den Bienen das Schwärmen zu verwehren.

Wann die Stöcke nicht Bienenreich sind/und oft schwärmen/indem etwan ein guter Sommer ist/so verdirbt oder erfriert hernach im Winter offtermals der alte Stock; wer nun dieses verhindern will/der mag/wann der Stock abschwärmet/und in die Muldern geschöpfft wird/den Weisel heraus suchen und erwürgen / und trage die Bienen wieder zum Stock/ daraus sie gezogen sind / so werden sie die andern/ die noch darinnen sind/willig annehmen. Etliche schneiden ihnen die Beuten auf / und verschneiden ihnen das Gewircke/oder suchen die Weiselbrut/und thun solche heraus/ so vergehet ihnen (weil sie keinen Führer haben) der Lust auszuwandern.

Die Ursach ihres Schwärmens ist vornehmlich 1. daß mehr Weisel im Stock sind ; und 2. daß ihnen der Stock zu enge wird. Das erste ist leicht zu verwehren/ wann die übrigen Könige/oder ihre Brut/ beyseits gethan wird/so bleibt der Stock / der sonst sich in so viel Theil abgesondert/so viel Weisel und Führer gefunden hätte/gantz beysammen/sie erwärmen sich den Winter über desto leichter/und wird dieser Stock hernach übers Jahr desto mehr arbeiten/und desto stärckere Colonias von sich geben können. Ist aber der Stock zu Enge/und sind der Bienen zu viel/so ist das Schwärmen nicht allein nicht zu verhindern/sondern vielmehr zu befördern/ indem/wann sie beysammen bleiben / sie übereinander ersticken/ und keinen Raum zu arbeiten hätten/ hingegen die Menge/die Proviant und Hönig-Vorrath bald aufzehren und verthun/hernach aber Noth leiden / und endlich gar verderben würden. Wann die Bienen ihre Threnen anfangen zu erwürgen / so ist es ein gewisses Zeichen/daß sie dasselbige Jahr nicht mehr schwärmen/ und darff man deswegen so sorgfältig weiter nicht aufsehen.

Wann die Bienen grosse weite Stöcke haben / so werden sie selten schwärmen ; dann das ist gewiß / so lang die Bienen in ihren Wohnungen Platz und Raum haben / so bleiben sie willig und einig beysamen/es muß dann etwann gar ein wilder grimmiger König sich finden/der keinen andern neben sich leiden will. Also geben ins gemein grosse Stöcke mehr Hönig/und kleine Stöcke mehr Schwärme / doch ist die Mittelmaß in allen das beste. So hindert auch die Bienen sehr viel an den Schwärmen / wenn man ihnen im Frühling zu viel Hönig und Fladen nimmt/und bevor aus/ wann ihnen die Brut/so sie schon gesetzt haben / heraus geschnitten wird. Wann ein Stock schon mehr als einmal geschwärmet hat/und du besorgest dich / er möchte noch öffter solches thun/dadurch er zu schwach würde / und gar verderben möchte/schneid ihme nur eine oder zwey Tafeln Hönig aus / so schwärmen sie dasselbige Jahr nicht mehr.

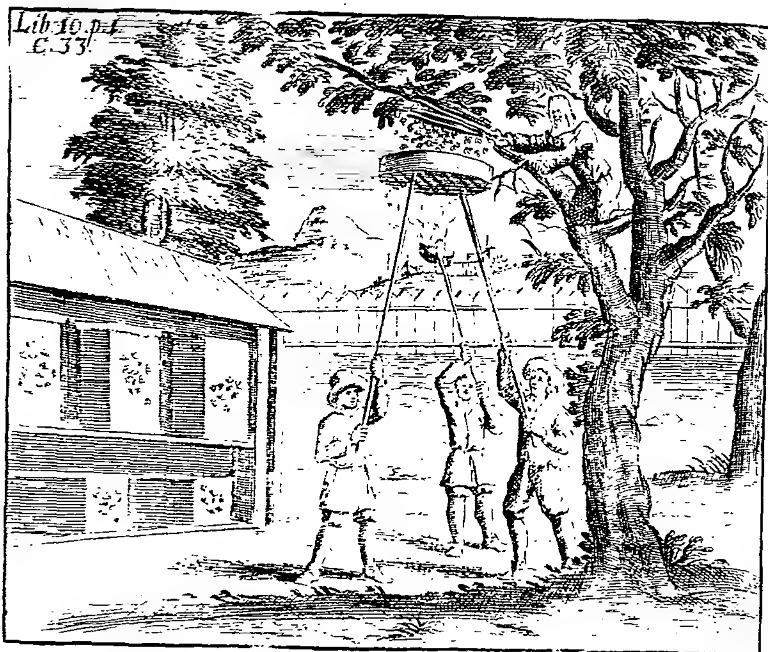
CAP. XXXIX.

Die Bienen zu fassen von hohen Bäumen ohne Leitern.

Wo man einen Baum mit Leitern erreichen kan/ ists wol am besten / man steige selbst zu ihnen hinauf/und schöpffe sie wie gebräuchlich; wären aber etwan die Bäume gar zu hoch / oder sie liegen zu äusserst an schwachen Aesten / welche keine Leitern tragen können/da muß man wol andere Mittel brauchen. Nikel Jacob von Sprottau lehret es also: Nimm eine Mulder oder Sieb/bind es an eine so lange Stange/daß du die Bienen damit kanst erreichen / diese laß dir Jemanden hart unter dem angelegten Schwarm/ halten/ nimm Laub/das mit Hönigwasser betreufft ist/ und bedecke den Boden des Siebes damit / mach dir auch einen Flederwisch und ein Rauchfaß/jedes besonders an eine Stangen/kehre sie mit dem Flederwisch fein sacht und gelinde in die Muldern/so viel du bekommen kanst/ setze diese Muldern in einen Schatten/die Bienen aber/ die noch sind liegen blieben/die zwinge mit dem Rauch/ daß sie auch ihre Stelle verlassen müssen / sie kommen schon hernach in die Muldern oder Sieb zu den andern.

M. Höffler aber gibt diesen Bericht : Ich nehme (sagt er) eine lange/leichte/dürre Stange / so gut ich sie haben kan / binde einen feinen schönen Büschel grüner Reisser daran/deren Laub besprenge ich wol mit Hönig-Wasser/(kan man Fenchel-Wasser zur Hand haben/ und ein wenig Hönig darinn zertreiben / so ist es desto besser) und nahe mich mit den Reissern an der langen Stangen an den Ort / da der Schwarm ligt / reichet die Stange nicht/so nehme ich eine Leiter zur Hand/und steige so ferne/daß ich den Schwarm wol mit der Stangen erlangen kan; wann solches geschehen/ so rühre ich die Bienen allgemachsam mit meinem Wisch von der Stelle / da sie liegen / und hälte den Wisch an solche Stelle/da begeben sich die Bienen/ wegen der Süssigkeit (sagt er) an meine Reisser/wann mich dann duncket Zeit zu seyn / so lasse ich die Stange allgemächlich sincken/und bringe also den Schwarm zur Erden / durch anderer Hülffe. Siehe ich/ daß ihrer noch viel droben ligen/so hole ich sie auch noch wol zweymal obgemeldter Gestalt herunter; also kan man einen Schwarm bekommen/er liege so hoch/als er wolle ; nachdem ich die Bienen meistentheils herunten habe/so hänge ich die Bienen von der Stelle/die begeben sich herunter zu den andern Bienen / kostet zwar Mühe/spricht er/ist aber eine Lust anzuschauen.

Wann der Ast/daran der Schwarm lieget/nicht groß oder schwer ist/so gehet es auch an / wann man ein lang Seil durch einen Kloben zeucht / an den Ast bin-



det / und nachmal gemächlich mit einer Hand-Sägen abschneidet/und nieder zur Erden bringt/ womit dann die Zimmerleute am besten umzugehen wissen; man pflegt auch wol noch ein Seil an den Ast zu legen/damit man ihn vom Baum hinab ziehen kan/auf daß die Bienen nicht zu viel durch die andern Aeste abgestreifft werden/daher kan man bescheidentlich damit umgehen.

Das aber (spricht unser Author) ist eine nöthige Erinnerung/ und wol in acht zu nehmen / daß man die Bienen bald in einen Schatten bringe/dann an der heissen Sonen pflegen sie böse zu werden/und leichtlich aufzustehen; Also pflegen auch die junge Schwärme leicht wieder ihre Stöcke zu verlassen / wann sie gar zu heiß stehen/derwegen muß man sie nach Vortheil setzen/daß sie etwan von Bäumen ein wenig Schaden haben/oder man muß sich mit den Decken darnach richten / damit das Obertheil des Stocks Schatten davon bekomme/ so sehr nöthig in acht zu nehmen.

CAP. XL.

Die Schwärme aus den Löchern und Bäumen zu fassen.

DJe Bienen/die sich in hohle Bäume/oder Löcher und Ritzen der Felsen und Mauren einziehen/ sind hart heraus zu bringen/daß auch M. Caspar Höffler sagt: Er wolle lieber hundert Schwärme unter freyen Himmel lassen/als einen aus einem dicken hohlen Baum gewinnen. Solches aber ins Werck zu richten / bohret man erstlich mit einem dünnen langen Bohrer/und erkundigt sich / wie weit die Bienen unter sich und übersich gearbeitet haben / wann man diß weiß so nimmt man einen starcken Bohrer / macht damit vier oder sechs Löcher nicht weit voneinander/ spaltet nachmals mit einem scharffen Maissel oder Stemmeysen solche Löcher aus / und machet das Loch gemählich so groß / als man dessen zum Werck benöthigt ist/ nimmt das Gewircke samt den Bienen und Hönig heraus / und setzt sie in einen neuen wolzugerichteten Bienenstock; wer aber solche Arbeit will fürnehmen / der mag sich nicht allein wol verwahren / sondern auch mit Rauch genugsam gefasst machen / daß er die Bienen damit bemeistern möge ; das Gerüste muß auch anfangs/ehe er die Bienen verunruhiget / wol versichert und befestiget seyn.

Die andere Weise ist / wann die Bienen in einem noch starcken und frischen Baum wohnen / daß man selbigen mit einer Thür/wie die andern Stöcke/ zurichtet/lässet die Bienen darinnen bleiben / und wartet ihrer/wie man sonst den andern in den Wäldern wohnenden Bienen zu warten pfleget. Wo aber der Baum übersich weit hohl/und darzu faul ist / so haben die Bienen kein Gedeyen/ das Gemülbe fällt täglich herab in das Hönig und Gewircke/und verunreiniget alles; wann nun ein Baum also bewandt/ist am besten / die Bienen heraus genommen. Wofern aber ein Baum oben am Haupt frisch und gut / untersich nur tieff hohl ist / so macht man unten ein Spunt vor/ verkleibet denselben wol mit Pech / verwahret die Beute mit Brettern / so sitzen die Bienen sicherer/als in einem Stock/sagt unser offt-gedachter Author, weil ihn die Diebe nicht können wegtragen.

Drittens/ wann die Bäume frisch sind/ kan man sie über der Bienen Wohnung ein anderthalb Spannen absägen/den Gipfel mit Seilen auf die Erden zu lassen/ hernach wird der Kloß/darinnen die Bienen wohnen/ mit einem Seil starck und fest angebunden / unten im

rechter Höhe abgesägt/am Seil gemach hinab gelassen/ und in einen Garten gesetzt/darzu gehören nun Zimmerleute und gute Obsicht; doch soll man diese Schwärme über drey oder vier Jahr nicht in solchen Klötzern lassen man kan das Gemülbe doch nicht gar aus ihnen bringen/ sie gehen sonst ein/ wann man sich dessen am wenigsten versiehet/ drum mag man sie beyzeit in einen andern Stock fortfassen.

Etliche rathen diese Arbeit im Mertzen/ andere aber glauben/ es sey thulicher zur Zeit/ wann die Bäume in der Blühe stehen/ weil sich damals die Bienen des erlittenen Schadens am leichtesten wieder ergötzen können. Wann zur Schwarmzeit ein Bienenschwarm in einen Stock ziehet/ und man wird dessen beyzeiten innen/ ist das die beste Weise/ daß man zu ihnen arbeite/ sie mit Rauch heraus und in einen Stock treibe; wird man aber dessen erst in der Erndte oder Herbstzeit gewahr/ so lasse man sie also biß auf den nächsten Frühling unbetrübt bleiben/ verwahre sie allein für Regen und Ungewitter/ sonderlich das Fluchloch/ damit Specht und Marder nicht zu ihnen einbrechen mögen.

Wer aber Bienen in einem Holtz langsam im Jahr antrifft/ die viel Hönig hätten/ und die er ihm nicht getrauete zu schöpffen/ der nehme ein wenig Schwefel-Kertzlein/ zünde ein Büschlein nach dem andern an/ und laß es also brennen zum Flugloch hinein/ und laß den Dampff nicht herauswärts gehen/ so ersticken die Bienen alsobald davon/ auf den andern Tage kan er darzu arbeiten/ und Hönig und Gewircke heraus nehmen.

Aus den Mauren und Felslöchern sind sie übel zu bekommen/ wann man nur so viel durch Mauer zu ihnen kan arbeiten lassen/ daß man zum theil des Hönigs habhafft werden/ und also ihrer Arbeit mit geniessen kan. Wollte man aber Bienenstöcke/ mit köstlichen Rauchen und Kräutern zugerichtet/ ihnen vor die Nasen stellen/ mit der Hoffnung/ ob sie ihre Herberge verwechseln wolten/ so stehet es frey/ es geschihet jedoch dieser Aus- und Einzug gar selten.



Cap. XLI.

Wie die Schwärme in die Stöcke zu bringen.

Alle Arbeit und Bemühung/ die man mit dem Bienen-schöpffen und Einfassen trägt/ würde verlohren seyn/ wo die Wissenschafft/ sie geschicklich in die Stöcke einzutreiben/ und sie bleiblich darinnen zu erhalten/ nicht vorhanden wäre; darzu gehört vor allen/ daß man ihnen die Stöcke also zurichte/ daß sie willig und gern darinnen wohnen/ solches geschiehet vornemlich/ daß man sie sauber und reinlich/ von gehöriger Grösse/ mit Rauchen und Kräutern also verfertiget/ daß sie von deren annehmlichen Lieblichkeit angereitzt/ eine Lust bekommen/ darinnen zu wohnen/ und ihr wachsen Hönig-Königreich darinnen anzurichten.

Wann sich nun der Schwarm an dem Baum oder Ast hat angelegt/ muß ihnen der Bienen-warter wol bedeckt mit einem Flederwisch oder Busch von Linden-Reisicht/ in ein Sieb/ Molder/ oder Sack/ (der aber nit neu und rauch/ sondern alt und glatt/ doch aber gar sauber/ und an einer Gabel schier wie ein Fischbeer angemacht seyn muß) fein subtil und bescheidentlich einkehren; oder im fall der Schwarm an einem niedern gelegensamen Ort hanget/ kan er ihn gleich anfangs stracks in den Bienenstock thun; hat man ihn aber in dem Sack gefangen/ bringt man solchen zu dem Bien-Thor/ eröffnet das hintere Thor-Bret/ hefftet den Sack daran/ beutelt

beudelt/solchen sänfftiglich/daß sich die Bienen desto williger in den Stock begeben/das Flug-Bret wird unterdessen vermacht/und nachdem die Bienen eingegangen/ auch das hintere Bret dafür gethan/ und zugeschlossen/ sind sie in Moldern oder Sieben / wird der Bienenstock gleicherweise unten / oder zurück geöffnet / und die Bienen hinein gethan / mit einem Tuch biß Abends bedeckt/ und hernach auf ihre Stelle / wo sie bleiben sollen/gethan.

Das Tuch/ darmit man sie bedeckt / muß nicht hart/ neu und rauch/ sondern abgetragen und lind seyn / sonst wann sie im Tuch hangen bleiben / lassen sie ihre Stacheln darinnen / und sterben hernach / dardurch dem Stock ein grosser Abbruch geschiehet.

Wann man den Bienenschwarm mit samt dem Ast in den Stock bringt / muß man sie vom Ast des Abends gemach abbeuteln/ oder abkehren / und den Ast heraus nehmen/sonst hängen sie ihr Gewirck daran/ und macht hernach böse Arbeit.

Wann man gute volckreiche Stöcke hat/die viel Hönig machen/ und auch wol abtreiben / muß man die von ihnen abgehende Schwärme sonderlich zeichnen ; weil auch bey den Bienen unterschiedliche gute / geringe und mittelmässige Arten sind / also / daß wann man etliche weggeben oder verkauffen will/ man wisse/ welche von der besten Art sind/damit man dieselbigen zu Fortsetzung seines Bienenhauses / von Eltern biß auf die folgenden Kinder und Kinds-Kinder/gebrauche.

Wann man den König/ wie etliche in Gewohnheit haben/in Arrest genommen hat / muß man ihn nicht des Morgens/oder des Mittags/ sondern des Abends auslassen / damit er nicht durchgehen kan ; unter drey oder vier Tagen kan sich niemand der jungen neu-eingefangenen Bienen gewiß versichern / ob sie bleiben werden oder nicht. Unterweilen sagt unser Author, bleiben junge Schwärme in den Stöcken / die nicht gefüttert sind/unten am Boden liegen / welches nicht nützlich ist ; solchem hilfft man also / daß man einen kleinen Rauch machet/solchen vor den Stock hält / nicht ferne davon und treibet dessen gar ein wenig mit einem Flederwisch unter die Bienen / sobald sie aber anfangen fortzulauffen/lässet man nach / und macht das Bienen-Bret wieder gemachsam vor / in einer Stund siehet man wiederum darzu/ sind die Bienen hinauf gewichen / so ist es richtig/wo nicht / so wedelt man ihnen wieder ein wenig Rauch zu/und zwar so lang/ biß sie sich heben / doch soll man wol zusehen / daß der Rauch nicht zu starck in die Stöcke falle/sonst vertreibt er die Bienen gar/versiehet man aber dieses/so lässet die Bienen unten liegen/so fangen sie unten an übersich zu bauen / und wie die andern ihr Hönig oben am Haupt /also haben diese ihren Vorrath von Hönig unten/welches sehr unbequem.

Wann der Schwarm in dem Stock/und der Stock an seiner rechten Stelle ist / so werden Morgens oder Abends / wenn sie darinnen still sind / am Stock alle Klumsen und Fugen mit Laim und Kühmist verschmieret/und lässet man ihnen unten an einer Seiten ein Löchlein/ dadurch sie den Unflat und Unreinigkeit ausführen mögen/und nicht erst müssen durch das gantze Gewircke zum Flugloch hinaus tragen. Etliche verstopffen die Stöcke mit Moos/besser ists aber / Kühkoth mit Laim vermenget.

Ein gewisses Zeichen / daß die neulich eingesetzten Bienen bleiben / und nicht wieder wegziehen wollen/ist dieses/ wann sie bald anfangen / in dem Stock das ungleiche eben zu machen/oder die kleinen Schiferlein wegzubeissen/und auszutragen/ auch wann sie bald ausfliegen / gelbes / rothes und weisses an den Bienen nach Haus bringen. Wann sie aber gar still sitzen / und bißweilen eine heraus kreucht / und bald wieder hinein/so sind sie willens weiter zu ziehen ; etliche thun es in einer Stunde/etliche am andern Tage / so ihnen aber der König nicht folget / so kommen sie wol wieder / wie Herr Sturm Regulâ 526. bezeuget.

CAP. XLII.

Vom Bienen-Rauch.

Die Erfahrung / daß die Bienen den Rauch fliehen/hat den Bienenwartern Anleitung gegeben sich dessen wider die Bienen zu bedienen / weil sonst mit ihnen umzugehen / wegen ihres zornigen Gemüths und strengen Anfalls (darzu man ihnen aber gleichwol/mit Beraubung ihres emsig-erworbenen Gutes/Ursach gibt)sehr schwer fallen würde ; daher so offt man die schwärmenden Bienen schöpfft und eintreibet/ so offt man die Theilung durch das Zeideln mit ihnen macht / so offt man den Stock öffnet und ausputzet/ so offt muß man mit dem Rauch versehen seyn / sie beyseits zu treiben/und sich vor ihrem Gewalt zu schützen.

Gebrauchen also etliche zu räuchern dürren Rindern Mist; etliche das hartzige Kühnsören Holtz ; nach meiner Meynung (sagt unser Author) ist alt Weidenholtz am besten zum Rauch / weil er nicht allzu schädlich ist/ doch ist an dem nicht viel gelegen. Ein fleissiger Hauswirth(sagt er ferner)soll einen Blasbalg in seinem Garten haben/damit er bald einen Rauch mache / dann soll er auch im Vorrath allzeit zwey Gefässe/ eines mit faulen Weidenspänen/das andere mit Kühnscheiten/haben doch muß man nie zu viel auf einmal anlegen ; man kan darzu Rauchfäßlein mit einem engen Hals / der oben voll Löcher ist/ aus Erden oder Kupffer / gebrauchen/so gibt es keine Flammen / wie in den offenen Geschirren/ dardurch die Bienen leicht verbrennt werden / können auch/(wie in diesen)die Bienlein nicht hinein fallen.

Zum Bienen-Rauch braucht man faules Holtz aus Weiden/Albern/und welches das beste ist / aus hohlen Linden : Item altes Faß-Pech klein zerklopfft/und in einem Mörser zerstossen ; alte faule Rinden / die von Kühnsören Stöcken gesamlet werden / so wol auch von den Tannen und Fichten;so nimt man auch dürre Kräuter/als Dosten/Dillen/Beyfuß. Krancken Bienen räuchert man mit Weyrauch und weissen Agtstein ; item mit dem edlen Gummi Galbano, dürren Rosen/Tausend Güldenkraut / gestossenen Galläpffeln;doch soll auf das Rauchfaß wol Achtung gegebē werden / darmit nit

Schaden daraus entstehe/damit weder die Bienen die Flügel verbrennen / oder das Gewircke erhitze und fliessend werde.

Der beste und sicherste Weege ist / die Bienen mit dem Rauch aus den Stöcken zu treiben / daß man das Rauchgefässe heraussen für den Stock halte / und den Rauch mit einem Flederwisch in den Stock unter die Bienen treibe.

CAP. XLIII.

Von dem Werckzeug/den ein Bienen-Warter haben solle.

ES haben alle Dinge ihren Vortheil / und wann ein Geschäffte recht angegriffen wird/geht es desto besser von statten: Also muß ein Bienenwarter küglich handeln / sich vor diesem gähezornigen und Martialischen Thierlein zu verwahren; darum muß er haben eine Kappen/die den gantzen Kopff und Hals wol beschirme / die muß nicht zu nahend am Kopff oder Hals anligen / damit der Bienen-Stachel ihn nicht erreiche/ die Augen müssen durch Drat und Glase ihr Amt verrichten können/ die Hände müssen mit dicken Handschuhen/und die Füsse mit starcken Strümpffen oder Stiefeln versorget seyn ; es müssen die Handschuhe aus dicken wollenem Tuch / und nicht aus Leder seyn/dann im Leder bleiben die Angel stecken / und müssen hernach die Bienen verderben / im dicken Tuch aber können sie den Angel wieder heraus ziehen / und mögen gleichwol den Menschen nicht verletzen.

Zum Zeideln werden auch unterschiedliche Messer/ die scharff und gut seyn sollen / gebraucht/damit er das verhartete Rooß in den Stöcken gewinnen / und die Bienen wol reinigen möge.

M. Höffler sagt / er lege an Zeideln seine Messer in ein Gefässe voll kaltes Wasser/ setze es neben sich / und nehme heraus/welche er bedarff / und was er gebraucht habe/lege er wiederum hinein/so hänge sich der Rooß nicht daran/schieben sich auch die Schnitt nicht zusammen. Andere nehmen ein langes Messer/ am Ende breit und scharff/und doch eines am Ende krumm gebogen/damit löset man das Gewircke am Ende des Stockes ab/ und nimmts heraus ; auch muß ein Zange vorhanden seyn/ damit man die Pflöcke und Nägel an den Beutenbrettern fein gemählich ausziehen kan ; Item ein starcker Maissel oder Stemmeysen / den Leim von den Beutenbrettern abzuraumen; so muß er auch haben Blasbälge/Rauchgefässe / Flederwisch / zu Ausraumung und Säuberung der Stöcke; auch muß er Schäffer / Mulden/Schüsseln/nachdem er viel oder wenig bedarff/ im Vorrath halten/damit man Hönig / Wachs und Gewircke unterschiedlich legen / und nicht miteinander verwirren dörffe; Er muß haben Leitern/ die fein leicht und geschwanck sind/lang u.kurtz/nachdem sich der Schwarm hoch oder nieder angelegt;item lange Stangen/die man offt vonnöthen hat ; Er muß mit Bienen Pulver und Salben/mit allerley Rauch und andern Artzneyen(den Bienen dienlich)versehen seyn ; so muß er auch Sägen und Hacken oder Aexte haben ;item Bohrer/sonderlich wo es Waldbienen gibt ; auch sollen im Vorrath da seyn kleine Rinnlein und Tröglein / darinn er die Bienen in der Noth speisen könne. Vor allen Dingen müssen auch/ehe noch die Schwärmzeit ankommt/ gute saubere und wolzugerichtete Bienenstöcke vorhanden seyn/damit er dieselben/im Fall der Noth/bey der Hand habe.

CAP. XLIV.

Wie man ihnen zeidelt.

HErr Agostino Gallo, in seinen nützlichen Gionnate dell' Agricoltura, erzehlt von einem Brescianischen Edelmañ Bartholomæo Cucco, daß er/in dem er den Bienen hat nehmen lassen / allzeit auf vier Dinge acht gehabt: 1. Wann er die Bienen mit dem Rauch vertrieben / und den Bienstock geöffnet/da der Stock voll angearbeitet / und das Hönig zeitig gewesen/habe er zwey Drittheil genommen; war er aber nicht gantz voll / nahme er nach Gutbeduncken etwas weniger. 2. Wann der Stock an Bienen starck und viel Hönigs / nahme er ihnen mehr / weil sie Zeit genug hatten/solche wieder anzufüllen / ehe dann die Kälte kame / weil diß im Auswärts geschiehet. 3. Wann die Fladen voll Hönigs gewesen / und wenigst die Helffte voll/oder auch ein wenig darüber/nahme er ihnen nichts desto weniger die Helffte/aber allzeit die ältesten Fladen/ nach der länge und nach der Quer/doch ließ er ihnen die jüngsten Fladen/damit sie desto besser Lust zur neuen Arbeit hätten. 4. Ware der Bienstock voll Bienen und Hönig / so nahm er ihnen biß auf drey Viertel; war aber das Widerspiel/so nahm er ihnen gar nichts / oder doch sehr wenig.

Wann der Frühling und Sommer windig und trocken sind / oder gar zu naß / hat man eine schlechte Hoffnung/viel Hönig zu haben;wann aber temperirtes Wetter/die Morgenthau häuffig fallen/sonderlich im Sommer/ist desto mehr zu hoffen.

Die Menge des Hönigs entspringet aus eines Landes Fruchtbarkeit/darnach man sich muß richten/ ihnen öffters oder seltner/mehr oder weniger/ früher oder später zu nehmen. Man muß auch das Hönig nie mit ihnen theilen/es seyen denn die Stöcke vollgefüllt/ 2. mal aber im Jahr ist genug ; zum letztenmal muß man ihnen desto weniger nehmē/so geschehen soll ohngefehr um die Helffte des Augusti/ und sonderlich ist auf des Winters Nothdurfft zu gedencken/ so können sie auch noch die gemachte Breche wieder zum theil / oder wann ein schöner Herbst ist meistens wieder ergäntzen. Wann man ihnen auch in Frühling die Helffte nimmt / ist es genug; diß kan man an dem Creutz des Stockes leichtlich erkennen/ wiewol etliche gar zwey Drittel nehmen / doch ist besser zu viel / als zu wenig lassen/so haben sie doch desto mehr Lust und Anreitzung/fleissig zu arbeiten.



Zu Mittagzeit ist diese Arbeit am besten / weil die Bienen damals meistens im Feld ist / und weil sie ihnen natürlicher Weise das Ihrige ungerne mit Gewalt entziehen lassen / werden sie ungedultig und erzörnet / daher sie wider sie (wie erst oben gesagt ist) mit einer Kappen und Gläsern für die Augen / auch Handschuhen und Stiefeln zurüsten / die Hände mit Melissen zu reiben / und die Bienen mit Rauch von sich abzutreiben.

Andere binden einen Sack oben auf den geöffneten Bienenstock / inwendig oben und in der Mitten mit Reiflein oder Stäbleln voneinander gethan / mit einer Stangen gerad aufgerichtet und angebunden / unten aber mit einer offnen Schleiffen versehen; wann man nun mit dem Rauch von unten her die Bienen treibt / steigen sie alle aufwärts in den Sack / so diß geschehen / ziehet man die Schleiffen zusammen / und behält sie in Arrest / biß man das Hönig mit guter Gelegenheit genommen / so lässet man sie dann wieder aus ihrer Gefängnus.

Wer frühe zeidelt / thut wol / wer aber langsam kommt / der thut Schaden am Brut / und am neuen Hönig / man muß jedoch darzu einen schönen stillen Tag erwehlen / im kalten Wetter thut man grossen Schaden.

Im Zeidlen muß man beyleib die gesetzte Brut nicht ausschneiden / sondern ihrer schonen / da man aber / wegen des schimlichten und schwartzen Gewürtzes / nicht Umgang haben kan / oder es schiehet aus Ubersehen und ohngefehr / so schneide man das ledige Rooß davon / und setze die Brut fein gefüge / wo es sich schicket / wieder in den Stock / daraus die Brut genommen worden / so wird sie von den Bienen ausgehecket.

Andere aber machen es im Anfang des Mertzens also: Sie nehmen den Bienen / die im Majo oder Junio des vorigen Jahrs geschwärmet haben / oben den Deckel ab / und setzen einen andern lähren wolzugerichteten Bienenstock / der unten offen stehet / gehäbe hinauf / machen ihn feste an / binden darinnen an ein paar Hönig-Fladen wann sie nun / von dem guten Geruch angelockt / hinauf steigen / werden sie daselbst stracks anfangen zu arbeiten / indem diß Thierlein nicht kan müssig seyn / und werden in zwey oder drey Monaten (woferne das Wetter nicht gantz contrar) dieses zu Ende bringen; hernach wann man ihnen nehmen will / thut man die Stöcke voneinander / vermacht die Löcher oben und unten / wo sie aufeinander gestanden / an beeden Stöcken / und nimmt denjenigen / der am meisten Hönig / und am wenigsten Bienen hat / Hönig und Wachs alles miteinander / und lässet den andern unberührt / so wird man guten Nutzen haben mögen / und werden die Bienen desto weniger geplagt / es geschiehet auch offt / daß der junge Schwarm sich gleich in die neue Herberg ziehet / und darinnen beständig verbleibet.

Andere nehmen die Helffte ihrer Stöcke aus dem Bienenhaus / die ältesten Stöcke / und die am schwerersten sind / wickeln sie bey Nachts in eine Leinwath / und stossen sie in eine Boding voll Wasser / daß die Bienen ersauffen / so wird das Hönig auch besser / weil es mit den todten Bienen nicht verunreinigt und vermischet ist wie es die Ungarn machen / so die Bienen / Hönig und Wachs miteinander in Tonnen und grosse Hafen und Geschirr einstossen / und also verkauffen.

Die Abnehmung des Hönigs wird vernünfftig nach des Jahrs und der Fruchtbarkeit der Gegend angestellt dann so offt die Bienen den Stock voll haben / mag man ihn nehmen / nur daß es im Sommer gespäriger geschehe; es gibt Ort / daß die Bienen zu Ende des Maii oder Junii ihre Stöcke schon gantz angefüllt haben / aber wol auch Ort / wo sie erst im Herbst damit fertig werden / oder wol gar nicht anfüllen können. Wenn sich der Hausvatter auf das Zeidlen nicht selbst verstehet /

muß er nicht einen jeden / sondern einen verständigen erfahrnen Liebhaber der Bienen gebrauchen/ der recht mit ihnen umgehe / nicht zu grob und unbedachtsam hinein schneide / und in der Fasten fein zeitlich um Gregori/ und so bald die Bienen anfangen heimzutragen / die Arbeit vornehme / doch auch zugleich auf den Nach-Winter gedencke / und nie zu geitzig darinnen umarbeite.

Andere wollen / man soll ihnen im Frühling und Sommer den fünfften Theil lassen / im Herbst aber die Helffte oder gar zwey Drittheil / und allein das dritte Theil heraus nehmen / damit ihnen etwas zu zehren überbleiben möge / sonst müssen sie über Winter erhungern.

Das Wetter zum Zeideln soll schön und warm seyn/ damit/wann die Bienlein etwa mit Hönig besudelt würden/ sie selbst einander wieder absäubern/und sich an der warmen Sonne trocknen möchten/bey kaltem unfreundlichem Gewitter thut man den Bienen grossen Schaden alles Jahre / schwartze und faule Rooß muß man mit Fleiß wegnehmen / fürnemlich muß man wol zusehen (sagt der Author des neuen Bienenbüchleins) in den Stöcken/so nach Zwerch gebauet haben/ daß man nicht aus Unfürsichtigkeit den Weisel todt schneide/ oder gar aus dem Stock mitnehme/derwegen soll man/nicht eher anfangen zu schneiden/als biß die Bienen für dem Rauch beyseyts gewichen; wann man mit dem Zeideln fertig/ muß man stracks das Beutenbret wieder vormachen und verkleiben/damit andere Bienen nicht einfallen/wie ohne diese Vorsorge/leicht geschehen kan.



CAP. XLV.

Wie man die Bienen speisen und füttern solle.

Weil öfftermahls die jungen Schwärm / durch übels Wetter verhindert / den Sommer und Herbst durch / wenig arbeiten/und also auf den Winter sich nicht proviantiren können / als ist höchlich vonnöthen/daß man Sorge für sie habe / und sie nicht erhungern noch verderben lasse/darum nothwendig/daß man beyzeiten im Jahr/nemlich um Michaelis(wie unser Author will) ehe dann es grimmig kalt wird / den Bienen Hönig soll in die Stöcke geben/daß sie es hinauf in ihr Gebäu tragen können/ welches sie in der Kälte zu thun nicht vermögen/sie sterben eher vor Hunger/ehe sie sich aus ihrem Gemach in die Kälte wagen; so muß man auch die schwachen Bienen / bey hellem warmen Wetter/nicht speisen/daß es nicht die andern gewahr werden sich ungebetten zu Gaste laden/ den armen ihre Speiß vor dem Maul abnehmen / und dardurch zu Raubbienen gemacht werden/als ist am besten/man speise sie bey trüben und Regenwetter / oder man thue es auf spaten Abend / wann die Bienen aufhören zu fliegen ; die Nacht über tragen die Bienlein das Hönig rein hinauf/ (es wäre dann/daß sie matt wären)füllen alle Löchlein im Rooß voll/ nur eine jegliche Biene behält ihre Zellen zu ihrem Schlaffkämmerlein/oder Stüblein / damit sie nicht (welches sonst geschiehet)erfrieren müsse. Wider den Einfall fremder Bienen / ist diß eine gewisse Kunst/ daß man die Stöcke/ darein man Hönig setzet/ vermache / doch daß die Bienen Lufft (wie gedacht) behalten.

Man muß sie aber nicht nur einmahl/ sondern öffter/ so lang es die Noth erfordert / speisen ; je frischer die

Bienen Hönig tragen/je weniger Gefahr ist dabey/junge Bienen/die genugsam Rooß haben/und getrost annehmen/bleiben wol im Leben.

Die beste Art die Bienen zu speisen (sagt offtbenannter Author) ist diese/wann man in der letzten Ausputzung oder Fegung der Bienen/den guten alten Stöcken/Hönig-Fladen aus der untern Beuten schneidet/und solche in einem höltzernen Gefässe den jungen Bienen in den Stock setzet / darauf gehen sie mit Freuden. Wann man im Frühling/um S. Petri Stulfeyer/alte Stöcke zeidelt/und abermal den dürfftigen Bienen gantze Hönig-Fladen in die Stöcke gibt/das bekommt ihnen gar wol.

Wann man den Bienen Hönig geben will / mag man wohl zu sehen / daß die Beutenbretter / oder das Gras herum/nicht mit Hönig beschmiert werden / sonst fallen die starcken Bienen auf das verschütte Hönig/lernen rauben / und fallen hernach den schwachen mit Gewalt in die Stöcke / und tragen ihr Hönig weg/ so hat man selbst Ursach zu den Raubbienen gegeben. Sturm, Reg. 561. Das Hönig / daß man den Bienen zur Speise behalten will / soll man in neue Fäßlein thun/so von Kühnfören oder Fichten gemacht sind / so bleibts am besten.

Will man ihnen Hönig in Geschirren fürsetzen / müssen es weder gläserne/irdene/noch zinnerne/sondern höltzerne Geschirr seyn/denn in den andern wird das Hönig bald kalt und hart/erstarren auch die Bienen eher und erfrieren.

Zu wissen aber / welche Stöcke des Speisens über Winter vonnöthen haben / so eröffne man seine junge Beuten gantz säuberlich (nachdem man das Gebäu mit einem Drat vom Beutenbret gelöset) die obere Beuten/und betrachte wol/ob sie ein Auskommen/gen Winter über/haben oder nicht.

An dem Stock/den man speisen muß/(sagt unser Author) schneide man einen viereckichten Spunt aus dem Beutenbret/eben an der Stelle / wo sich das Gewircke endet/streiche das Kästlein am Gewircke an/ so stoß man das Rooß ein wenig ab mit dem Bienen-Messer/so weit es hindert / füge denn in solchen Spunt ein Kästlein/aus einem lindenen Holtz gemacht / so gehäbe man immer kan und mag / doch daß es ohne grosse Bewegung in Stock hinein geschoben / und wieder heraus gezogen werden kan.

Solche Kästlein machet man nach der Weiten der Stöcke/lang oder kurtz / wann eines zwey Zoll hoch und weit ist/so ist es groß genug/aussen für dem Stock lässet mans ein paar Zoll vorgehen / daß mans angreiffen/aus-und einschieben kan; weil es auch am Stock abgesetzt / und einen ziemlichen Rand haben soll/so kan kein Bienlein heraus kriechen / auch keine Lufft oder Kälte durch die Klumsen hinein dringen; in solche Kästlein giesse man zerlassen warm Hönig / biß es fast voll wird/ belege dann solch Hönig mit Strohälmen/ schieb es den Bienen in den Stock / und treibe dieses Werck so lang biß die Bienen kein Hönig mehr hinauf ins Gebäu tragen/ das Kästlein lässet man / den Winter über/in dem Stock verbleiben / so kan man zu aller Zeit den Bienen wieder zu Hülffe kommen; im Frühling/wann man mit Füttern nachlässet/ziehet man das Kästlein heraus/machet den Spunt fürs Loch/und verkleibet es/ so gut man kan.

CAP. XLVI.

Vom Hönig damit man die Bienen speiset.

Es muß auch wol in acht genommen werden / was für ein Hönig es sey/damit man die Bienen speisen will / daß man nicht / indem man gedenckt/ ihnen das Leben zu erhalten / solches dardurch abkürtze. Das Hönig/so man zur Bienen-Speise brauchen will/ muß in kein Gefässe verwahret werden / darinnen zuvor Mehl / Saltz/Butter/Käse / Hering / gesaltzen Fleisch/oder Fische gewesen sind / den das Hönig ziehet den Geschmack an sich/man solls auch nicht im Geschirr vom Eychenholtz/sondern aus Kühnfören und Fichtenholtz thun/sonst können sie leicht damit verderbt werden/ und umstehen / auch soll man ihnen kein altes Hönig/ das ein Jahr oder länger in Tonnen gestanden / geben.

Im Herbst soll man die Bienen / wann sie mangel leiden/mit Hönig-Fladen speisen / man kan das ledige Gewircke/ohngefehr drey Blätter zuvor wegschneiden/ und die Hönig-Fladen an die Stelle setzen; in der Fasten und Frühling aber ist das ausgelassen Hönig am besten/ so das vierdte Theil Wasser darunter / wol durcheinander gerühret und abgemenget ist/ weil es die Bienen fein bald fortragen und geniessen; das Herbst-Hönig/so bey linter Wärme ausgelassen wird / oder das selbst in einen saubern leinen Sack bey linder Wärme abtröpflet/in einem reinen Gefässe behalten wird / und im Winter nicht zu kalt stehet/da es schon zwey oder drey Jahr alt wäre/ mag den Bienen jederzeit gegeben werden / auf das zerlassene Hönig muß man allzeit kleine Rüthlein oder Strohalmen legen / sonst ertrincken sie/ sonderlich/so es in gläserne Geschirr gethan wird/mögen die armen Bienlein nicht heraus kriechen.

Wann man nicht Hönig hat/mag man ihnen das Decoctum von Birnen/Pflaumen und Zucker/nur daß alles sauber abgefaimt und durchgesigen werde / zur Speise geben.

Etliche halten nichts davon / daß man im Herbst Fladen ausschneide von alten Stöcken/und den Jungen nachdem man ihnen vorher so viel Gewircke ausgeschnitten/solche zu essen fürgeben solle/ und wollen / man solle den Jungen an ihrem Gebäue nichts zerstümmlen/ sondern nur die Fladen hinein auf den Boden legen sie werden schon das Hönig aussaugen / und in ihre Zellen tragen / so sey auch das Herbst-Hönig noch nicht zeitig/sey flüssig und wässerig / habe mehr einen Blumen-Geschmack/es sey auch besser / man treibe nur das zerlassene Hönig mit Wasser an / als daß man ihnen das Hönig warm fürgebe/ dann es rieche warm viel stärcker / dardurch leichtlich fremde Bienen hergelockt sind/doch hat man nur ein Hönig/ mag mans dergestalt in einem Kessel läutern: Man giesst des dritten Theils auch wol halb Wasser darauf / lässet es bey einem gelinden Feuer den dritten oder halben Theil einsieden / schaumet es fleissig

ab/so lang/biß es keinem Faim mehr gibt / dieses Hönig kan man den Bienen ohn alle Gefahr geben / bevoraus wann ein wenig Pulver vom Fenchel oder gedörrtem Rosen darunter gemenget worden / so essen es die Bienen gern.

Etliche thun unter zwölff Pfund laulicht Wasser ein Pfund Hönig/vermischen es wol miteinander / machen hernach kleine Rinnlein von dem in der Mitten voneinander getheilten Rohr oder Holunder/thun das Wasser hinein / und speisen sie also ; theils mischen auch darunter Mehl von Hirschen/Rocken oder Kesten/wie Herr de Serres schreibet : Die Alten haben in diesem Fall viel von Feigen und Rosinen gehalten / die sie in süssem Wein gesotten/kleine Küchlein daraus formirt/und den Bienen im Winter vorgelegt; Theils geben ihnen zu einer angenehmen Speise neugemolckene Geißmilch/ oder wo man diese nicht haben kan / Schaf-oder Kühemilch/diß muß man ihnen allzeit Morgens vor der Sonnen Aufgang/und Abends / ehe die Sonne untergehet/ eine Stund vorhero geben.

CAP. XLVII.

Matte Bienen wieder zu erquicken.

Wann die Bienen biß in die Fasten gut erhalten sind/werden sie offt erst/da sie arbeiten sollen/ matt/ fressen nicht / und fliegen nicht aus/denen mag man warm Hönig in Röhrlein oder Rinnlein aus Holunder oder Rohr/darunter Fenchelwasser oder Pulver von rothen Rosen gemischt ist / also fürgeben : Man legt den Stock gemählich / lehnend nieder / und steckt allzeit zwischen zwey Fladen oder Kuchen ein solches Röhrlein mit Hönig / gehen sie an die Speise/ folget man also fleissig diß zu continuiren / biß sie ihre Kost wieder aus den Tröglein willig annehmen/ alsdann hat es keine Gefahr mit ihnen. Oder man nimmt itztgemeldtes Hönig / zerreibts wol mit Fenchelwasser / und besprenget ihnen das Gewircke und etliche Fladen/Herrera sagt/man soll eine Henne/mit samt dem Eingeweid braten/und am Boden ihres Hauses legen / davon werden sie trefflich bekräfftiget/ und sey in kurtzer Zeit nichts als das Gebeine/davon zu finden.

Sie werden aber meistentheils darum so matt/ daß man sie zu rechter Zeit nicht speiset / sonderlich wann es gegen dem Auswärts gehet; der Author des neuen Bienenbüchleins hält dieses für eine gottlose Regul/daß etliche fürgeben / wann man im Frühling den Bienen viel Kost gebe/mache man faule Bienen/ und sagt / je mehr die Bienen Vorrath haben / je besser sie eintragen und sich nähren/und meldet/die Erfahrung habe es gegeben/ daß Bienen in der Bäume Blühe Hungers halber aus den Stöcken gezogen/und davon geflogen sind; die Bienen müssen im Frühling / zu Auferziehung der Jungen und ihrer Kost/in acht Tagen mehr Hönig haben / als im Winter fast in acht Wochen. In Summa/sagt er/ viel Hönig macht die Bienen nicht faul/sondern hurtig/ man gebe ihnen/biß sie einen Vorrath haben/oder draussen desselben genug finden können.

Die Mattigkeit der Bienen kommt auch bißweilen daher/wann sie der Wind und Regen / sonderlich so sie kalt und frostig sind / niederwirfft / und wann sie über Nacht bleiben/als wären sie todt / da sie nur nicht ins Wasser fallen / und folget den andern Tag ein warmer Sonnenschein darauf/ der sie erwärmen und erquicken kan/so werden sie wiederum lebendig / trocknen sich an der Sonn / und fliegen fort zu ihrem Stock/ wann sie aber im Wasser ersauffen müssen/ so ists alsdann um sie gethan. Wäre doch gleichwol zu versuchen / weil die ersoffenen Fliegen (wie in diesem Tractat in einem eigenen Capitel / vom lebendig machen der todten Bienen gehandelt wird) mit aufgeschabener Kreide wieder ins Leben kommen / ob den Bienen nicht auch etwann auf solche Weise zu helffen stünde.

Wann die jungen Schwärme noch wenig gebauet haben/und die Kälte groß ist/ so können die Bienen das Hönig nicht zu sich nehmen / solche trägt man (spricht offtgemeldter Author)in ein Sommerlaulicht Gemach im Hause/darinnen es weder zu kalt / noch zu warm ist/ speiset sie täglich/obgedachter massen/durch das Kästlein oder Tröglein/weil diß darum/sie zu vermehren/die beste Weise ist/und dergestalt keine Biene aus dem Stock kommen kan/wie geschiehet/wann man die mittlere Beute aufmachen muß. Es gibt die Erfahrung/(sagt er)daß man sehr geringe Schwärmlein/durch GOttes Gnade in einem Gemach erhalten/darein die Wärme durch ein Loch aus der Wohnstuben gangen / welche nachmals ausbündige Stöcke worden sind. Aber in warme Stuben muß man sie nicht bringen / dann wann sie starcke Wärme empfinden / beissen sie durch den Leim/fliegen heraus/und kommen um/oder sind sie so wol verwahret/ daß sie nichts heraus brechen mögen/so ersticken sie leichtlich in der Hitz/daher Fürsichtigkeit hochnöthig ist.

CAP. LXVIII.

Von Kranckheiten der Bienen/der Pest.

Sie sind zweyen Zuständen hauptsächlich unterworffen/ der Pest/ die sie bald niederlegt/ und dem Bauchfluß / der sie allgemach ausmergelt/ und in Lebens-Gefahr stürtzet / darnach schadet ihnen auch Kälte und Hitz/ wann es zu starck ist / auch so wol der Hunger und Ermanglung / als auch der Uberfluß der Nahrung.

Die Pest entstehet offt / wann ihre Stöcke unsauber gehalten/ und nicht / wie es sich von Rechtswegen gebühret / ausgereiniget werden / das ist zu mercken/ wann die Bienlein traurig und dunckelfärbig erscheinen und häuffig sterben ; darvor ist das beste Mittel / sie in ein neues mit Melissen und Roßmarin/Salve und dergleichen guten Kräutern bestrichenes Bienenhäuslein gethan/die Bienen mit dürrem Ochsenmist und Galbano beräuchert / und von den andern etwas entfernet

(die übrigen damit nicht anzustecken) gestellet/ oder man gibt ihnen gestossene Granatäpffel-Kerne mit gutem Wein besprengt/ biß sie sich wieder erfrischen; weil sie aber allda keine Nahrung haben/ muß man ihnen frische aus einem gesunden Stock genommenen Hönig-Fladen geben/ samt dürren Rosen und Feigen in Hönigwasser gesotten/ die man ihnen im gespaltenen Teich-Rohr fürsetzen kan/ die auch/ zu diesem Vorhaben/ in dem Stock schon vorher müssen eingerichtet seyn / damit sie nicht sonderlich bey kaltem bösen Wetter / aus Nahrungs-Mangel/ sterben und verderben müssen.

Sie haben noch eine Kranckheit/ die faule Brut genannt / die stincket sehr übel / und ist ihre rechte Pest; Nicel Jacob sagt/ wann nicht weit von den Bienstöcken im Frühling ein todter Hund liegt / darauf fliegen die Bienen / und hohlen Nutzung / damit sie junge Brut zeugen / und davon bekommen sie solches Gifft. An etlichen Orten werden die alten Stöber / wann sie nimmer jagen können/ an die Bäum gehangen/ welches den Bienen sehr böse ist. In Summa (spricht er) ein jeder todter Hund soll von wegen der Bienen begraben werden/ sonst kan er in einem gantzen Dorff oder Hayden sein Gifft beybringen. Ja er sagt/ es sey bey ihnen geschehen/ daß etliche Hayden-Reuter Befehl hatten/ alle Hunde/ die sie auf der Hayden ankamen/ (damit das Wild sich desto besser mehren möchte) todt zu schiessen/ solches geschahe/ und blieben die Aas also ligen/ da kam eine solche Pestilentz unter die Bienen/ von den todten Hunden/ daß ihrer sehr wenig lebendig bleiben/ auch niemand das Recht der Hayden und Wälder von den Alten angesetzt/ mehr kauffen/ ja nicht um den Zins von der Obrigkeit annehmen wollte/ welches auch Herr Colerus aus diesem Authore erzehlet.

Diese faule Brut kan ferner durch allzustracks Rauchen verursachet werden / wann man die Stöcke zu der Zeit/ da die jungen Bienen anfangen auszubeissen/ zu starck beräuchert/ so erstickt die Brut davon / die Alten scheuen den Geruch auch so sehr von dem Rauchen/ der in der erstickten Brut bleibet/ daß sie die todten Jungen in dem Gewircke liegen lassen/ und nicht wie sonst/ aus den Stöcken tragen; wann nun die todte Brut anfanget zu faulen/ gibt sie einen grossen Gestanck von sich/ davon sie den gantzen Stock inficiren.

Auch entspringet diß Ubel/ wie M. Caspar Höffler sagt/ wann man/ vor oder nach Jacobi/ aus der obern Beuten zu viel Hönig schneidet/ und ihre Gebäue zu sehr verstöret/ so begeben sich die Bienen von der Brut hinauf in den Stock/ wollen den Schaden/ so viel möglich/ wieder ergäntzen/ unterdessen sterben unten die Jungen/ aus Mangel der Wartung; wann sie dann anfangen zu verwesen und zu stincken/ greifft sie keine alte Biene weiter an/ so frisst diß Unheil um sich/ biß es die Bienen im Stock alle austilget/ wo sie nicht beyzeiten in einen andern Stock gefasset werden / drum soll/ wann man räuchern muß/ das Rauchfaß nicht so hefftig lang an den Stock gehalten / sondern nur bißweilen/ und Wechselweise/ zu- und abgethan werden / die Bienen weichen dennoch. Diesem Ubel abzuhelffen/ muß man ihnen das Hönig mit samt dem Gewircke gantz ausschneiden/ die Bienen gantzer drey Tage versperren/ daß sie Hunger leiden / dann einen neuen wol-zubereiten Bienenstock an die Stätte legen / ihnen ein Nest vom frischem Gewircke hinein machen/ darnach den krancken Stock darneben gelegt/ und mit Rauch aus- und in den neuen getrieben/ ist die beste Zeit darzu / wann die Kirschen blühen; man mag ihnen auch einen Napf voller Hönig/ mit Bienen-Pulver zugerichtet / vorsetzen/ das purgirt und reiniget sie. Zum Rauch braucht man Hartz/ Galban/ dürre Rosenblätter und dürres Kühekoth.

CAP. XLIX.

Von Kranckheit des Weisels.

Die Kranckheit des Weisels begibt sich gemeiniglich im Februario, Martio und Aprili, wann sie etwann müssen Hunger leiden / oder daß die Bienlein ungesundes / vergifftes Hönig in dem Stock tragen/ davon er siech und matt wird; und das ist leicht zu mercken/ wann viel Bienen im Stock sind/ und doch wenig fliegen / daß sie entweder keinen König haben/ oder daß er kranck ist / dann sodann arbeiten sie nicht/ werden matt/ ligen unten am Boden / und zittern für Hunger / die muß man mit Hönig und Wasser wieder erquicken; auch habe ich (sagt Niel Jacob) die Bienen in ein Sieb gethan/ mit einem Tuch verbunden/ und in die Stuben getragen/ insonderheit wann kaltes oder Aprilen-Wetter gewesen ist/ mit Hönig besprengt/ und dann wieder in die Beuten gehen lassen / so werden sie von der Wärme wieder erquickt/ und lauffen willig in ihre Beuten.

Wann des Weisels Kranckheit nur aus Hunger ist / da ist leicht Rath zu schaffen / so man beyzeiten Hönig in den Stock gibt; ist er aber sonst kranck/ gebe man ihm (sagt M. Höffler) von dem grossen Bienen-Pulver in Hönig/ und räuchere sie/ wie zu Ende des vorhergehenden Capitels gemeldet ist / beedes/ wann man die Artzney in den Stock setzet/ und wann man das Geschirr wieder heraus nimmt.

Wo aber kein Weisel in einem Stock ist/ da ist keine bessere Kunst/ als daß man einē andern schwachen Stock mit samt dem Weisel hinein treibt; denn andere Künste die Nicl. Jacob erzehlt/ als daß man einen übrigen jungen Weisel aus einem andern Bienenstock nehme/ zerhacke ihn klein/ und schmiere ihn auf die Brut/ das gehet selten/ oder gar nie an; wie auch M. Höffler glaubet/ denn geräthet es (vielleicht aus andern entzwischen kommenden Ursachen) einmal / so wird es wol zehenmal oder noch öffter fehlen.

CAP. L.

Vom Durchlauff und Ruhr der Bienen.

DEr Bauchfluß kommt ihnen meistentheils im Frühling/ wann sie zuviel von Wolffsmilch und Rüstenbaum-Blühe geniessen / und diese Blühe soll man mit Abhackung der Bäume/ und Ausziehung der Kräuter vertilgen / so viel man kan. Ihre Ruhr aber ist zweyerley: Erstlich (sagt M. Höffler) behalten diese nahrhaffte und reine Thierlein ihre Kost/ die sie den Winter über sehr sparsam brauchē/bey sich/so lang sie können/und besudeln ihre Wohnungen und Gebäue nicht darmit/sie wären denn kranck/ oder man liesse zu langsam aus dem Stock/so bald sie aber in die Lufft kommen/so reinigen sie sich von solchem / das hat eine gelbe Farbe/ und reucht sehr übel / dieses widerfähret allen Bienen im Frühling/ vergehet ihnen auch wieder/ das ist eigentlich zusagen nicht die Ruhr / sondern eine Reinigung.

2. Im Mertzen bekommen sie leichtlich die rechte rothe Ruhr / wann sie gähling in die Lufft kommen/so verfangen sie sich/wie andere Thier mehr / oder aber/ weil sie im Anfang des Flugs geitzig und begierig sind/ auf ungesunde früh-blühende Garten-Waid- und Feld-Kräuter / als Seidelpast/ Helleporum nigrum, Wolffsmilch/Aconitum Hyemale, oder auf die Rüstbaum und Ahorn-Blühe / auf den Buchsbaum und andere dergleichen Gewächse / davon sie den Durchbruch bekommen/werden matt und kranck/ dardurch/ ob sie schon nicht alle drauf gehen/dennoch sich geschwächet befinden/und an der Arbeit und Eintragen sehr gehindert/verabsäumet / und weit zurück geschlagen werden.

Sie davon zu curiren / gebe man ihnen von dem hernach angedeutetem Bienen-Pulver / mit kleingestoßner Muscatnuß und Galläpffeln im Hönig / so genesen sie bald; oder man mischet mit Hönig Granatschelffen/ oder Kern gepulvert; oder man nimmt eine Muscaten / reibt sie halb/ und Bibergail einer Erbsen groß/zwey Löffel voll gut lauter ausgesiegenem Hönigseim/ halb so viel klares Bronnenwasser / mischt alles wol untereinander / von diesem gibt man den krancken Bienen/über den andern Tag / einen Löffel voll zu essen / so wird sie (sagt Niel Jacob) diese Kranckheit verlassen / werden wiederum rein und gut / und von dieser Seuche erlediget. Diese Dosis aber ist nur auf einen Stock gerichtet / und wann mehr krancke Stöcke wären / muß diese Artzney auch nach Proportion vermehret werden.

CAP. LI.

Von Kranckheit der Bienen/die Motten.

VOm Ursprung dieser Kranckheit schreibet M. Caspar Höffler also: Im Frühling / tragen die jungen unvorsichtigen Bienen zu solchem Unheil den Saamen selbst aus den Rauppen-Nestern / die auf den Bäumen sind/wann sich der Hönig-Thau darauf gelegt hat/in ihre Stöcke / zum Theil aber wachsen sie auch selbsten unten in den Stöcken/in dem Gemülbe/ das den Bienlein entfallen/da haben und machen sie gemeiniglich ihre Nester / die von Spinnenweben in die Länge zusammen gewickelt sind; so bringen auch die Bienenfaltern dieses Geschmeiß an die Beutenbretter/ wann man sie in der Zeidlung mit Hönig besudelt hat/ die wissen sich nachmals wol in die Stöcke zu arbeiten; endlich wachsen sie auch fürnemlich gar leicht in dem alten/schwartzen/verdorbenen Rooß / wann die Beuten nicht fleissig/ offt/ und zu rechter Zeit/ davon gereiniget werden.

Hinten an den Stöcken um die Zwerchhöltzer haben sie meistentheils ihre Aufenthaltung; werden nun im Ausputzen daselbst die Stöcke nicht gereiniget / so nehmen sie die Stöcke gantz ein/zehren nicht allein das Hönig aus den Stöcken / sondern vertilgen auch die Bienen gar/und verkehren das Gewircke in eitel Spinnenweben. Ich habe es etlichemal (sagt er ferner) mit Verwunderung gesehen / es ist fast ein Greuel anzuschauen / in einem jeglichen Tütlein am Rooß / stecket ein grosser Made / oder geflügelter/dicker/langer Molckendie/und ist nicht ein einige Biene im Stock zu finden oder zu spüren. Wer aber seine Bienenstöcke fein sauber und rein hält/ihnen nicht zu viel auf einmal Hönig nimmt/davon sie unlustig/verdrossen/faul und matt werden / und ihnen das Bienen-Pulver gibet/der darff sich für ihnen nicht besorgen/die Bienen tragen sie bald aus den Stöcken; und sodann kan man sie auch leicht mit Rauch vertreiben; unter dem Räuchern fallen die Motten herab in den Stock / die mag man verbrennen und umbringen. Diesem Unheil/ wann man nicht zu lang wartet/mag man beyzeiten fürbauen / nimmt es aber überhand/muß man die Bienen nur bald in einen andern Stock bringen.

Wann man in den Stöcken lähres Wachs / sonderlich schwartzes ohne Hönig findet/muß man solches/ im Frühling/ mit Fleiß heraus brechen / sonst wachsen Würme darinnen/und die Bienen bauen gleich frisches an die Statt.

Die Bienenfaltern zu vertreiben/soll man Abends/ wann es danckel worden/ ein Liecht bey den Bienenstöcken anzünden/so flattern sie Hauffenweiß herum / verbrennen ihre Flügel / oder kan man sie nach und nach todtschlagen und vertilgen.

CAP. LII.

Allerley Bienen-Artzneyen.

DEs guten Bienen-Pulvers M. Caspar Höfflers ist allbereit an etlichen Orten gedacht worden/ daher billich solche hieher zu setzen; Er hat aber zweyerley/ein grosses und kleines/ damit man nicht allein allerley Gebresten der Bienen heilen/ sondern auch denselben/als mit einem bewährten Præservativ, vorkommen kan/zuvor aber erinnert er weißlich/woher die vornehmsten Mängel und Gebrechen der Bienen entstehen/nemlich vom Hönig-Geitz/denn wer seinen Bienen Hönig genug in den Stöcken lässet / der darff sich vor keinen Motten/Raub-Bienen/oder Hunger besorgen/wo aber denen Bienen zuviel genommen wird/und sie Hunger leiden müssen/ so nehmen dabey allerley Gebrechen überhand ; durch nachfolgende Pulver aber/ werden die Bienen von allerhand Unheil/Pest / rothen Ruhr/Motten und Raub-Bienen gesichert/ vom Bösen purgirt/an ihrer Natur gestärcket/und vor allem bösen Anfall verwahret.

Das grosse Pulver macht man also: Nimm Beerwurtzel/Lateinisch Meum, so viel du wilt / schneide sie Scheibelweise/dörrs an der Lufft oder an der Sonnen stoß sie in einem Mörser klein zu Pulver / und fähe sie durch ein Sieb/verwahrs in einem verdeckten Geschirr/ daß der Geruch davon nicht exhalire ; darnach nimm Fenchel den dritten Theil so viel/mache ihn gleichfalls zu Pulver/ dardurch nehmen die Bienen das Beerwurtz-Pulver desto lieber an; item / Schalen oder Kern von Granaten so viel als des Fenchels/und endlich Campher vor 6 Pfenning mit ein wenig Mandel-Oel / oder mit ein paar Mandelkern in einem Mörser zerstossen; dieses Pulver alles untereinander gemischt/ in ein halb Näpflein voll Hönig/fünff oder sechs guter Messerspitzen gethan/ein paar Löffel voll Malvasier darunter getrieben; item/einer grossen Erbsen groß Bibergeil gepulvert/darunter gemischt/hat eine unglaubliche Krafft/die Bienen wider alle Kranckheit zu bewahren/ zu stärcken/ und zu guten Wolstand zu bringen. Es darff denen Bienen die solchen Einschlag bekommen/ (sag er) wol keine Raub-Biene zu nahe gehen; da man aber den Malvasier nicht haben kan/nehme man halb so viel Aqua vita oder guten Brandwein/das ist/einen Löffel voll für einen Stock.

Man muß aber gleichwol / im Gebrauch dieses Pulvers/bescheidentlich umgehen / und nachfolgende Umstände dabey in acht nehmen: 1. Am füglichsten wird diß Pulver den Bienen im Frühling gegeben/wann sie anfangen auszufliegen / dann zu der Zeit sind sie am kränckesten und unvermöglichsten/ zu der Zeit zehren sie auch am meisten von diesem Hönig/welches sie/wann sie genug Nahrung ausser den Stöcken finden/ sonst nicht so gerne thun. 2. Wann man den Bienen dieses Mittel gegeben hat/ soll man die Stöcke zumachen / sonst schwärmen sie Hauffenweiß heraus/fallen vor den Stöcken als Trunckene darnieder / und wann es kalt ist/so erfrieren sie. 3. Gegen Abend ist die allerbequemeste Zeit/daß man den Bienen solche Kost gebe/damit andere Bienen nicht einen Einfall thun. 4. So muß man auch nicht einen / sondern allen Stöcken / die im Biengarten beysammen stehen/von diesem Pulver und Hönig geben/doch mit diesem Unterscheid/daß man den Schwachen viel und den Starcken wenig mittheilet/ geschiehet das nicht/so werden die Bienen / die vom gedachten Pulver nicht bekommen haben / gantz schwach und krafftlos.

Das kleine Bienenpulver macht er also: Man nimt gepulverte Beerwurtz/und menget davon sechs Messerspitzen voll unter Hönig/geusst Brandwein darauf/und gibt es denen Bienen / fürnehmlich / wann sie gezeidelt worden/in den Stock/es bekommt ihnen sehr wol / und tragen trefflich davon ein. Ich habe von meinem ersten Stock (sagt er) in viel Jahren nicht ein Zehrlein Hönig können bekommen/sondern ihn alle Jahr speisen müssen/so bald ich aber gedachtes Mittel brauchte/ habe ich über 9 Kannen um Johann Baptistæ aus der untern Beuten genommen; doch hält er selbst/der Author, das erste Mittel für besser/sonderlich krancken Bienen/ und rahtet jedem zum ersten Pulver. Herr Colerus macht dieses Medicament auch fast also/doch mischet er noch darunter Meeth/ dürr-geriebene Rauten und Salbey/ Zucker/Zimmetrinden und langen Pfeffer.

Herr Colerus gibt auch daselbst eine köstliche Bienen-Salben/die man nicht allein in den Stöcken zu Hause/ sondern auch in den Heiden und Wäldern brauchen kan/ daß die schwärmenden Bienen die ledigen Beuten selber beziehen/also : Im Herbst nimm die besten und reiffesten blancken Weintrauben / und dann des besten Hönigs/wie man dasselbe gezeidelt hat / mit Wachs und allem/ legs in einen reinen neuen verglasirten Topff/ erstlich eine Schicht Weintrauben/darnach drucke wieder darauf das Hönig mit samt dem Rooß/und mache also immer eine Schicht um die ander/biß der Topff voll wird/darnach verwahr ihn wol / und mache den Topff oben mit einer Stürtzen wol zu/verkleistere ihn mit Papier/daß die Weintrauben mit dem Hönig faulen und wol durchgieren. Auf den Frühling/wann man nun die Beuten schmieren muß/nimm ein rein leinen Tuch/und seihe das Hönig und den Wein dardurch / und presse die Weinbeer wol aus/das Rooß aber und die Weinhülsen von den Trauben thue hinweg / darnach nimm ohngefehr 3 Nössel ausgeschaumet Hönig/thue dasselbe zu dem ausgepressten Wein und Hönig/ ferner nim eine Kanne/oder mehr/des besten Rheinischen Weins/ als man bekommen kan/geuß es auch darunter/item 1 Loth Zucker-Candi/ein halb Quintlein Zimmetrinden/Muscatnuß / Muscatblühe / weissen Ingbeer ana ein halb Loth/vor 2 Pfenning Aniß/vor 3 Pfenning Johannisbrod/vor 12 Pfen. Campher/vor 2 Pfen. Liquiritiam, vor 12 Pfen. Balsam/vor 18 Pfen. Eberwurtzen; item/ diese folgende Kräuter : Grossen und kleinen Klee/ein wenig Thiman und Melissen / diese Kräuter und Gewürtze muß man alle klein zerschneiden / und unter dieses Hönig und Wein thun/wieder durcheinander rühren/so fängt es an nachmals ferner zu girren und zu fermentiren/und fleisset wol durcheinander. Wann man nun die Beuten zurichtet / so nimmt man hievon/ und schmiert inwendig die Bienenstöcke. Mulieres men-

struata arceantur à contactu hujus unguenti, davon verdirbts/ sonst wird sie immer besser.

Item/ wilt du/ daß die Bienen gern in einem Stock wohnen sollen / so nimm Campher/ Myrrhen/ Seven-baum/ und Bienenkraut/ rühre Hönig in gut Waitzen-bier/ daß es dicke wird/ und schabe denn diese Stück hinein/ darnach bestreich die Bauten inwendig damit. Hactenus Colerus.

CAP. LIII.

Todte Bienen lebendig zu machen.

Es scheinet diese Rubrica zwar ein Paradoxum und wider die Natur/ daß etwas / was todt ist/ wieder ins Leben soll oder könne gebracht werden/ so gibet es doch die Erfahrung auch bey den gemeinen Hausfliegen/ daß/ wann sie in einem Wasser ertränckt worden/ etliche Stunden darinnen gelegen / und gantz todt und unbeweglich sind / wann man sie auf einen höltzernen Tisch oder Laden leget / Kreiden auf sie also schabet/ biß sie gantz damit bedecket und überhäufft werden/ sie (ohngefehr in einer Stunde / bißweilen eher/ bißweilen langsamer) sich allgemach anfangen zu rühren / und aus dem Kreidenhauffen lebendig heraus zu kriechen; und das habe ich selbst/ da ich noch ein Knab war/ und es von Jemanden gehöret/ aber nicht für wahr gehalten / zum öfftern wircklich probiret / und allzeit wahr befunden/ das mag nun versuchen wer will / man wird es in der That also erfahren. So ist es auch mit den Bienen bewandt: Es schreibt Higinius, und aus ihm Columella lib. 9. c. 13. daß die Bienen/ so am Bauchfluß gestorben/ weil sie zu viel Wolffsmilch oder Rüstenblühe genossen/ im Frühling wieder lebendig werden/ wann man sie todt im Herbst aus den Stöcken nimmt / den Winter über an einem trockenen Ort hält / hernach im Frühling an einem schönem stillen heitern Tage an der Sonnen drey Stunden lang leget/ und mit Aschen/ der aus Feigenbaum-Holtz gebrennt ist/ bedecket / da werden sie allgemach wieder lebendig/ kriechen in ihre Stöcke/ und arbeiten wie vorhin. Und ob wol Columella daran zweiffelt/ weil er solches nie probiret habe/ so sagt doch Herr de Serres fol. 398. dieses Wunder befinde sich wahrhafft/ durch seine selbst eigene Erfahrung. Ich habe (spricht er) Bienen/ ohne Regung und Leben/ bey ihrem Bienstock in meine Hände genommen / und mit dem Hauchen meines Athems erwärmet/ die haben auf diese Weise/ weniger als in einer Stunde / wieder angefangen zu leben. Diß kan man auch zu wegen bringen/ wann man die todten Bienen in eine höltzerne Schüssel legt/ mit Federpflaumen bedeckt/ und in einen Backofen/ nachdem das Brod ausgenommen/ hinein setzt. Weil ich aber nicht gewust/ an welcher Kranckheit diese Bienen gestorben/ (sagt er ferner) kan ich auch von diesem Geheimniß nichts gewisses schliessen.

CAP. LIV.

Was von den Bienen zu gebrauchen.

Wäre sonst nichts anders von den Bienen dem Menschen zu gebrauchen/ als allein das Nectar und fürtreffliche Himmelsbrod des süssen Höniges/ so wäre es Ursach genug/ warum wir dieselbe liebe und holdselige Thierlein hoch und wehrt haben sollen/ weil sie den geringen Fleiß/ den man/ zu ihrer Wartung und Erhaltung/ angelegt/ schon mehr als überflüssig damit vergelten und abstatten würden: Sonderlich weil das edle Getränck des Meeths daraus verfertigt/ der zu allerhand Zuständen viel nutzbares Oxymel daraus bereitet/ und vielerley Artzneyen hievon præparirt/ und so wol in der Apotheck/ als in der Kuchen / und zu gemeinem Leben/ viel gute Composita daraus zugerichtet werden. So ist auch das Wachs / so von ihnen kommt / ein sehr liebliches wolriechendes und zu vielen Dingen nützliches Ingrediens, dessen man in keiner Officin wol entbehren und entrathen kan. Ich weiß mich zu erinnern / daß ich an einem Ort diesen Rätzelvers gelesen:

Anser, Apes, Vitulus, toto dominantur in orbe.

So zweiffelsohne dahin zu verstehen / daß die Gans dem Kiel zu der Schreibfeder / die Biene das Wachs zum versiegeln / und das Kalb die Haut zum Pergament/ darauf man schreibt/ hergibt/ dardurch alle Contract / Befehl und Händel in der Welt vereichtet werden. Könte vielleicht noch gereimter heissen: Anser, Apis, Linum, weil aus dem Flachs Leinwathen/ und aus den alten abgetragenen Leinwathena Hadern Papier gemacht wird / dardurch alle Correspondentzen in der Welt unterhalten/ und darauf alles geschrieben und gedruckt wird. Weil wir aber vom Hönig / Meth und Wachs an einem andern Ort mehr gedencken/ wollen wir hierinnen nicht weitläufftig seyn/ sondern allhier allein der jenigen Stück gedencken/ die von ihnen zur Artzney gebraucht werden. Als / wann man die Bienen/ samt ihrem Wachshäuslein/ zerstosset/ und auf ein Ort leget/ wo kein Haar ist; item/ wann man die Bienen dörret/ und klein zerreibet oder zu Aschen verbrennet / und mit Hönig oder Leinöl / oder Spicken- und Kranweth-öl vermischt / macht an den glatzeten Orten die Haar wiederum wachsen. Felix Platerus will / quod sordities tantum Alveorum Apum illitas, alopeciæ prosint. Und Plinius schreibet lib. 30. cap. 13. Hulcerum labra duiora apes in melle mortuæ emolliunt. So den Wundartzten und Chirurgis billich zu mercken ist. Wann die Wunden am Orificio hart und spissig wird/ und man Bienen/ die im Hönig todt/ findet / zerquetschet/ und auf das Harte legt / so soll es lind und weich davon werden.

CAP. LV.

Vom Hönig/ wie es zu nehmen.

So bald das Hönig in ein Schaff / Hafen oder Gefässe gethan wird/muß es / damit die Bienen nicht darzu können / wol zugedeckt und aufgehebt/die Fladen aber in einem langen / zugespitzten/ geflochtenen Korb aufgehenckt/und über einen Hafen gehangen werden/was von sich selbst austropffet / ist das beste Hönig/den Uberrest/als das schlechtere/muß man ausdrucken und beyseits thun ; die Geschirr/worinnen man das Hönig aufheben will / müssen etliche Tage/ biß das Hönig vergirret ist/offen bleiben/und muß man den Schaum fleissig abnehmen / hernach die Geschirr wol verwahren / und in ein frisches temperirtes Ort stellen.

Das Zeichen eines guten Hönigs ist / daß es schön goldfärbig oder weißlicht/durchscheinend/wolriechend/ süßschmeckend/fliessend/ doch also/daß es lange subtile/ nicht bald abbrechende Fäden gebe/ das mit der Zeit so erharte/ wie fast ein Zucker/daß mans mit Gewalt ausnehmen muß ; auch ist diß ein Zeichen der Güte / wann es bald kochet/und wenig schaumet/so wol auch wird an der Schweren sein Wehrt erkennet / je geringer / je schlechter/und wie der Wein in einem Faß in der Mitten/ein Oel in der Höhe/ also ist ein Hönig am Boden am besten. Diß ist nun des Herrn de Serres Meynung.

Conradus Kunrath in seiner Medulâ destillatoriâ sagt also: das gute Hönig soll seyn süß/scharff/eines lieblichen Geruchs/fein klar/weiß oder liechtgelblicht/ nicht wässerig und flüssig/auch nicht schwer/wann mans zieht/ leichtlich abbrechend/nnd daß es nicht wieder hinter sich lauffe/und sich zusammen ziehe; und diß ist das beste Hönig/so von den jungen Bienen im Majo gemacht / und also im Frühling gesammlet wird;das nächste darauf ist/ was im Sommer fällt ; aber das Winter-Hönig hat keine Krafft. Man findet in Teutschland auch rothes Hönig/so gar gut/sehr süsses Geschmackes / und nicht von übriger Feuchtigkeit ist ; das Wald-Hönig ist auch nicht so kräfftig / als das jenige / so die Bienen in den Gärten von allerley guten Blumen sammlen.

Johann Stocker/der Artzney Doctor, in seiner Diætâ, für Hertzog Eberharten von Würtenberg/schreibt/ das Hönig sey hitziger / als der Zucker. P. Ægineta sagt/das ausgelassene Hönig sey den Menschen zu nähren einer vielgütigen und trefflichen Krafft; hingegen sey das rohe dieses falls schwächer.

In der Zeidlung sollen fein die schönesten Hönig-Fladen besonders/ und die schlechten auch absonderlich verwahret werden; die besten und reinesten Hönigstuck thut man in einen Milch-Topff oder Krug mit einem Zapffen/wann der Topff voll / so verwahret man den Zapffen fleissig/siehet auch wol zu / daß man solchen am umrühren nicht loß stosse/setzt diesen Topff in einen Kessel/darinnen heisses Wasser/ und darunter mittelmässiges Feuer ist; wann nun der Topff eine Zeitlang in dem heissen und siedenden Wasser gestanden/ und solches etlichemal wol umgerührt ist/so zerfleust das Hönig / daß es gar dünn wird ; alsdann hebt man den Topff aus dem Wasser/ zeucht den Zapffen daraus/lässet das Hönig durch einen Durchschlag oder Tüchlein/ die man zuvor mit heissem Wasser warm gemacht/in ein reines Gefässe lauffen / weil es kan und mag/kommt unterweilen etwas für das Loch/so raumet man von aussen mit dem Zapffen/und inwendig mit einer Kellen ; wann das Hönig nicht mehr folgen will/so setzet man es wieder in den Kessel/und zertreibt es von neuem. Wann man das beste heraus / sagt der Author des neuen Bienenbüchleins) so legt man zu dem übrigen das geringe auch in den Topff/und gehet damit um/wie vor/ lässet das Hönig auch heraus/doch in sonderbare Geschirr/ gut und schlechtes abgesondert ; wann nichts mehr zum Zapfenloch will ausgehen / wärmet man es von neuen in dem Kessel/schüttet hernach dasselbe/auf zwey-oder dreymal/ nachdem es viel ist / in einen ziemlichen reinen Sack/ legts in eine Presse/und druckt es aus / so bleibt nicht viel darinnen/ beedes den Sack aber / und die Presse/ lässt man zuvor/durch heisses Wasser/warm machen/so geht es desto besser durch ; die feces aber / die im Sack bleiben / lässt man durch rein gesotten Brunnenwasser wol waschen/und kan diß Hönigwasser zum Meeth behalten werden.

Das ausgefaimte Hönig thut man in reine Geschirr/ ein jedes sonderlich/ und setzt es in ein kühles und lüfftiges Gemach. An die Sonnen setzen ist nicht gut / denn das Hönig ersauret an der Sonnen / und die Bienen/ die damit gespeiset werden/sterben gerne davon / so wol als vom Tonnen-Hönig. Andere setzen die Hönig-Töpfe in den Backofen/und pressen es henach aus / ist aber auch nicht gut/denn das Hönig verliert von der Hitz die Farbe/den Geschmack / und die Krafft / das Wachs menget sich auch Hauffenweise mit unter/ welches man sich nicht zu befürchten / so mans in heisses Wasser stellet. Wann das ausgefaimet Hönig ein paar Tage in Töpffen gestanden/wirfft es alles unreines und übriges von Wachs über sich / das kan man zum Affter-Hönig thun/oder die Bienen mit speisen/es schadet auch dem Hönig nicht/wann es schon darauf bleibet.

CAP. LVI.

Woraus das Hönig gemacht werde.

Plinius sagt lib. 11. cap. 12. Mel. venit ex aëre, & maximè syderum exortu, præcipuèque ipso Sirio explendescente fit, nec omninò prius vergiliarum exortu, sublucanis temporibus, itaquè tum primâ aurorâ folia arborum melle roscida inveniuntur, ac si qui matutino sub Dio fuere, unctos liquore vestes, capillumquè concretum sentiunt, sive ille est cœli sudor, sive quædam syderum saliva, sive purgantis se aëris succus, utinamquè esset & purus & liquidus, & suæ naturæ, & qualis defluit primò. Nunc

verò è tantâ cadens altitudine, multumque dum venit sordescens, & obviæ terræ halitu infectus, præterea fronde ac pabulis potus, & in uterculos congestus apum, (ore etenim vomunt) adhæc succo florum coruptus, & alveis maceratus, totiesquè mutatus, magnam tamen cælestis naturæ voluptatem affert. Plinii Meynung ist/ das Hönig komme aus der Lufft/meistens wann der Hundsstein aufgehet in der ersten Morgenröth/lege es sich an die Blätter der Bäume/als ein Thau/ falle auch auf die Kleider und Haarlocken derjenigen/die vor dem Morgenthau unter dem freyen Himmel wandeln / und wiewol es von unterschiedlichen Ursachen inficirt und verunreiniget wird/ so behalte es dennoch noch viel von seiner himmlischen Art und Eigenschafft; dessen bedienen sich nun die Bienlein/tragen diesen Safft in ihre Stöcke/und formiren daraus das Hönig. Dardurch nun theils das Manna / theils aber der Morgenthau zu verstehen ist. Es sey aber was er wolle / so ist doch diß Hönig-Handwerck eine solche unaussprechliche und unnachthuliche Kunst/daß es kein Philosophus aus dem Grund warhafftig wird erforschen/ oder beschreiben/ wie es zugehet/kein Chymicus mit allen seinen Procesen nachahmen können. Zudem fällt das Manna nur in warmen Sommerischen Provinzen / da hingegen das Hönig in den kältesten Nordischen Ländern häuffig zufinden ist/also/daß dieses Manna des Hönigs materia prima nicht seyn kan. Mag wol etwas beytragen / denn die Bienen nicht allein fliegen um ihre Nahrung wann es Thau hat / sondern auch wann es trocken ist/ und zwar am allermeisten / wie man / in einem Sommerlangen Tage/ sattsam sehen kan / daß also diß ein lauters Werck GOttes; denn köme dieses allein von dem Thau oder Manna her/ so würden es die Natur künstler auch bißweilen nachmachen können; es findet sich aber zwischen dem Manna/ das vom Himmel kommt/ und dem Hönig/ein grosser Unterscheid/indem das von den Bienen zusammgetragene Hönig das himmlische Manna an süsser und wolschmäckender Lieblichkeit weit übertrifft; daher man diesem artigen Thierlein / wegen dieses guten Opificii, (zuvorderst aber GOtt) die Ehre lassen muß / und bekennen / es sey ein Göttliches Werck / dem Menschen zu Guten; achte also Blumen und Thau zugleich sey die materia prima des Hönigs/ indem auch das Hönig eine gewisse Qualität an sich nimmet von den Kräutern/Blühen und Blumen/daraus es ist zusammen getragen / und von den Bienen gearbeitet worden; daher man in Sardinia bitters Hönig findet/wegen des Wermuths / der häuffig darinnen wächset; und Dioscorides sagt dergleichen von Heraclea in Ponto, daß ihr Hönig giftig sey/das den Leib in Schweiß fallen/und die Menschen wahnsinnig mache; also/daß einem Verständigen weit besser anstehet/ seine Unwissenheit bekennen/als mit übelfundirten und nur eingebildeten Vermuthungen etwas gewisses behaupten wollen/wo man die rechte eigentliche Ursach unfehlbar nicht wissen kan/weil GOttes Verordnung viel Wundersachen seiner Weißheit allein vorbehalten/ und dem Menschlichen Fürwitz nur in einem Nebel gezeigt hat/darüber er/wie ein Nachtfalter / um das vermeinte Liecht seiner Vernunfft herum vagiren und die Flügel besengen muß. Das in den Wäldern gesammlete Hönig ist nicht so kräfftig / als das/in den Gärten/ Wiesen und Feldern/aus allerley Blumen zusamm getragen wird. Das fernere Spintisiren wollen wir bleiben lassen/und GOtt um diese seine / wie auch um alle andere Wohlthaten dancken.

CAP. LVII.

Von der Natur und Eigenschafft des Hönigs.

Das Hönig ist warmer und trockner Eigenschafft/zarter/subtiler Substanz, reiniget und zertheilet/ist auch etwas scharff davon es seine Austreibende Krafft hat/und das jenige/was hinein gelegt/ oder wormit es vermischt wird / erhält es frisch und für aller Fäulung unzerstört/lange Zeit/und solches viel besser/als der Zucker thun kan. Wie dann die Peltzzweige/wann sie in Hönig in einer blechenen Röhren oder anderm Geschirr also eingelegt werden/ daß sie das Hönig gantz umgibt / also ein paar Monat lang können frisch erhalten/und auf etliche hundert Meilen also nützlich verschickt werden.

Denen phlegmatischen/ alten / kalten und schwachen Leuten ist das Hönig bequem und gesund/den Cholerischen / jungen hitzigen und trockenen Complexionen aber / ist es schädlich. Das weißlichte oder liechtfarbe/ soll man in kühlenden / das rothe Hönig aber in wärmenden Artzneyen gebrauchen; das Hönig/das bitterlicht ist und säuber/das ist schädlich/und soll es niemand gebrauchen/sondern als einen Gifft fliehen; das rohe unverschaumte Hönig blähet den Bauch / und machet die Ruhr / und wer es zuviel gebraucht / der wird bewegt zur Undäuung / wann es aber verschaumt ist / so thut es solches nicht / junge hitzige Leute sollen sich darfür hüten / weil es gar leichtlich in Gall verwandelt wird.

Das Hönig/nach etlicher Meynung / kömmt nicht so viel von den Blumen/als von dem Thau/der auf die Blumen fället/denn es findet sich zu etlichen Zeiten und Tagen im Jahr/ das Hönig morgens frühe/daß es an den Bäumen klebet / so auch Galen. l. 3. de alimentis erfahren/dann er schreibt: Als die Bauren dergleichen Hönig unversehens auf den Bäumen gefunden / haben sie frölich anfangen zu singen: Der grosse himmlische Jupiter regnet uns Hönig auf den Erdboden. Und auf dem grossen Gebürge Libano, soll es im Jahr offt geschehen/wann die Leute die Bäume bewegen und schütteln/daß Hönig herab fliesset/so sie in Geschirr sammlen und heimtragen/welches aber eigentlich mehr ein Manna/als Hönig zu nennen ist.

Etliche schaumen das Hönig ohne Feuer also: Sie thun es in ein weites glasirtes Geschirr / decken es fleissig zu / thuns allzeit über den dritten oder vierdten Tag wieder auf/und nehmen den Schaum oben säuber mit einem Löffel herab / also solls besser und läuterer werden/als über dem Feuer.

Ubelriechendes Hönig sonst zu läutern / und ihm einen guten Geschmach zu geben: So nimm eine Maß

aulicht Wassers/misch es mit so viel Hönig/thue darzu ein Quintlein zerstossene Negelein in einem Säcklein/ laß es also bey einem gelinden Feuer sieden / biß das Wasser alles heraus dünstet/man muß es aber wol abschaumen.

Cardanus meynet/in Hispania sey das Hönig besser als anderwärts/weil der Thau/der in warmen Ländern fället/viel reiner und subtiler sey/ als in kalten/indem es auch von sich selbsten fliesset / und des Feuers nicht bedarff/dardurch das Hönig / nach Galeni Zeugniß/die Süssigkeit verlieret. Apes, sagt Gardanus, ex floribus favos efficiunt, ex arborum lachrymâ ceram, ex rore antem mel. Daß er aber glaubt/ in Teutschland sey kein gutes Hönig / redet er aus Unwissenheit/denn die tägliche Erfahrung zeigt das Widerspiel.

Wann das Hönig verfälscht ist von Hirsen-Mehl/ soll mans kochen und schaumen/und in ein gläsern Geschirr thun / so wird es oben auf gantz trüb erscheinen ; ists aber mit einem schweren Pulver vermenget worden/so wird es/durch vorige Prob / an den Boden sincken/und allda den Betrug offenbaren.

Mellis imum probatur, sagt vorgedachter Cardanus, lib. 17. de Subtil. fol. 485. quod â dulcedine laudem mereatur, porrò dulcissimum, quod densum maximè, maximè densum quod gravissimum, gravissimum autem in liquoribus, in imo residet semper, Mel igitur sincerum, quod & optimum in fundo vasis jacet.

Bey den Troglodyten / in der Gegend Balgada, schreibt Scaliger exercit. 191. sey das Hönig so weiß wie der Schnee/und so hart als ein Stein. In Calicut ist es auch so hart/ daß mans in geflochtenen Körben trägt/also/daß es mit dem Zucker eine grosse Verwandniß hat. Wann es nicht selbst der Zucker ist / so kan es seyn / daß die Bienen ihre beste und meiste Nahrung/ von denen daselbst wachsenden Zucker-Röhren / nehmen / und daraus dieses dem Zucker ähnliche Hönig formiren.

CAP. LVIII.

Was von dem Hönig in der Artzney zu gebrauchen.

DEr curiose und emsige Naturkündiger Aldrovandus schreibet bey Joh. Tackio Med. D. in Chrysogoniâ animali & minerali fol. 116. daß keiner leichtlich in eine Kranckheit falle/ der täglich eine Stund vor der Mahlzeit Hönig esse/das muß aber dergestalt zubereitet werden : Ein gantzer Hönigfladen/ wie er ist/muß in einem offtmals abgezogenen und geläuterten starcken Brandwein abgetrieben und digerirt / das Wasser/so durch die destillation davon kommen / muß abermals auf einen neuen Hönigfladen gegossen/abgetrieben und destillirt/ und dieses etlichemal also wiederholet werden / das solle so kräfftig seyn/daß es auch Gold könne zu Wasser machen ; wann dieses sich also verhält / muß es eine herzliche und fürtreffliche Artzney seyn.

Das Hönig ist warm und trocken im andern Grad/ hat eine abstergirende Krafft / eröffnet die Ausgänge des Geäders/und locket die Feuchtigkeit heraus / darum es in die unsaubere Geschwär nützlich gegossen wird/ heilet auch die Zittrach/ mit ein wenig Alaun gekocht/ und übergeschmiert. Item/den Schmertzen und das Sausen der Ohren/ mit ein wenig Stein-Saltz (Sal gemmæ) warm eingeträufft ; vertreibt die Dunckelheit der Augen/den Halswehe / die Angina, und des Zäpffels Gebrechen/damit gegurgelt/ befördert den Urin/erweichet den Leib/lindert die Husten / ist gut für gifftiger Thiere / und sonderlich wider der wütenden Hunde Biß / heilet und curiret die aufgeschrundene Haut/es erweichet/zeitiget und lindert die Geschwulst/ wird auch fast zu den meisten Pflastern/so wol wärmenden als kühlenden/nützlich gebraucht / wird nicht weniger in der rothen Ruhr und Versehrung der Gedärmer gegeben.

Ein subtiler Fladen von einem ersten Bienstock/ Jungfrau-Wachs und Hönig zugleich miteinander genommen/und einem in Kindsblattern liegenden Patienten/so bald die Blattern auszuschlagen anfangen/ über das gantze Angesicht gelegt / und biß es selber herab gehet/darauf gelassen/verhütet es vor den Maasen/ und gehet/bey der Heilung/mit samt der gantzen Rifen/ohne Verletzung des Fells/herab ; wird für ein sonderliches Arcanum gehalten.

Hönig mit der Wurtzel Costo temperirt/ und angestrichen/ soll die Sprentzel und Sommerflecken des Gesichts vertreiben ; frühe nüchtern ein Stücklein Hönig gegessen / und einen Trunck Bronnenwasser darauf gethan/gibt eine gelinde Purgation. Den kleinen Kindern/wann sie zur Welt komen/ gibt man auch Hönig/so viel an einem Finger kleben bleibt/mehr darff es nicht seyn/daß sie fein sanfft purgirt werden. Wasser von Hönig gebrannt/ Beulen / Mähler und kahle Köpffe damit offt gewaschen und genetzt / machet das Haar wachsen. Der Brust/der Lunge und denen præcordiis ist das Hönig sehr anmuthig/auch denen Dörrsüchtigen gesund/raumet die Brust/vertheilet das Keichen und Engbrüstigkeit/sonderlich wann es mit Poley-Safft vermenget ist.

Sonst gebrauchet man auch zu Linderung der Brust eine Latwerge von Hönig und Leinsaamen bereitet/ sie bekommt dem Patienten gar wol; wie dann auch für die Brustgeschwär hefftig dienet/Hönig und frische ungesaltzene Butter zusammen vermischt und eingenommen/ auch auswendig sich an selbigen Ort geschmieret ; wäre aber Jemanden der Magen verschleimet/und er deswegen Wehtagen fühlete/und Schmertzen hätte/der vermische gut rein-verschaumtes Hönig / mit dem Safft von gebratenen Zwiebeln ausgepresst / und geniesse solches / es hilfft gewaltig/ daß man wol auswerffen kan/reinigt den Magen/und vertreibt dessen Geschwulst trocknet die übrige Feuchtigkeit des Magens aus/ und bringt ihn wieder zu dem rechten Temperament. Wer viel Wein getruncken/und isset Hönig darauf/dem lässet es die starcken aufriechende Dämpffe nicht übersich steigen ; das Küttenwerck mit Hönig eingemacht/ist zu diesen auch sehr dienlich / und zu Schliessung des Magens ein gar köstliches Mittel / und viel besser/ als die

Kütten-Latwerge/so mit Zucker bereitet worden / wie die Medulla destillatoria mit mehrern erläutert / daselbst sind auch noch mehr andere Arcana von der quinta essenza und oleo mellis zu finden.

CAP. LIX.

Vom Meeth-sieden.

DEr Meeth/so in den Hundstägen gesotten wird/ ist besser/als der zur andern Zeit bereitet worden/ indem die Sonnen-Wirckungen kräfftiger sind/ als die schlechte Elementarische / oder die Kuchen- und Stuben-Wärme; mach ihn aber also: Nimm zu einem Theil Hönig/achtmal so viel frisches Bronnenwasser/ thue es in einen kupffernen Kessel/über ein helles Feuerlein gesetzt/laß es sieden / und so bald sich etwas aufwirfft/so schaume es wol ab; will man ihn bald hinweg trincken/so muß man ihn nicht dick einsieden lassen; will man ihn aber eine Zeitlang verwahren/so lässet man ihn so lang sieden/biß er klebig wird/alsdann in ein Fäßlein nach Proportion gethan / aber solches muß auf zween Zwerchfinger hoch leer bleiben; der Meth gieret wie der Wein; wer ihn will stärcker haben/mag Zimmet/ Muscatblühe und Nüsse/ Negelein/ Jngber und Galgant in ein Tüchlein vernähet/darein hängen/auch / der Farb halber/etwas Saffran darzu thun/und also miteinander vergieren lassen/und wann es vergieret hat/ soll es drey Monat lang hart verbeulet liegen bleiben/darnach mag man es trincken.

P. Tylkowsky sagt: Mulsum, quod in Novilunio coquitur, non fit clarum.

An etlichen Orten wird er in den zugespunten Tonnen/eine Zeitlang in die Erden vergraben / darinn verlieret er den Geruch und Geschmack des Hönigs und des Wachses / und scheinet fast dem Wein zu vergleichen/ und hat dieses der Digestion halber seine erhebliche Ursachen.

Auf ein wenig andere Weise wird er also gemacht: Man nimmt auf acht Kannen Wasser/eine Kanne Hönig/lässet es in einem Kessel fein gemach sieden/und wol abschaumen/daß es schön liecht wird / zuvor aber muß man in ein Säcklein thun zwo Hand voll Hopffen/und zwo gute Hand voll Coriander/der zuvor 24 Stunden in guten Wein-Essig gebaist/wieder getrocknet/ und in einem Mörser zerstossen worden/auch 12 Blätlein ohngefehr ein wenig gedörrten Salve; diß Säcklein in den Meeth gehenckt/auch absonderlich in ein anders Säcklein folgendes Gewürtze gethan/eine gantze Muscatnuß/ ein wenig Negelein/Zimmet/Galgant / alles ein wenig zerstossen/und gleichesfalls in den Meeth gehenckt/samt ein wenig Saffran/und alles darinnen sieden lassen/ auf eine Stunde lang / hernach in Schäffer gegossen/ und wol abkühlen lassen/ehe mans in die Fäßlein giesst/ sie müssen wie zum Bier gepicht seyn/man muß ihn aber nicht zu wenig sieden/daß man nachfüllen kan / darnach lässt mans stehen / daß es vergiere wie ein Most/ und wann er vergieret hat/so verbailt man ihn/in 14 Tagen ist er gerecht; die Säcklein muß man wegthun / doch zuvor wol ausdrucken / ehe man ihn aus dem Kessel giesset.

Der Author des Bienenbüchleins nimmt zum Meeth nur sechs Theil Bronnen- oder Regenwasser/und einen Theil Hönig / lässt es bey einem gelinden Feuer/ in einem Kessel/biß über den dritten Theil einsieden/thut ein paar Hand voll Hopffen in ein rein Tüchlein / samt einem saubern Kißlingstein/der das Bündlein zu Boden ziehe/ vernähet es/und so bald der Meeth im Kessel anfängt zu sieden/legt ers hinein/thuts auch nicht eher/als biß auf die Letzte heraus; unterdessen muß stets Jemand dabey stehen/der es mit einem Faimlöffel / sauber und fleissig abschaume/ so lang es aufwirfft ; wann dann kein Schaum mehr vorhanden / nimmt er ein ander Säcklein/thut hinein klein-zerschnittene Zimmet / Muscatblühe und Nüß/ Jngber/ Negelein/ Pariskörner/ Galgant/Pfeffer und gantzen Saffran/ vermachet es/ legt es in den Kessel/und lässt es eine gute Viertelstund mit aufwallen. Nach diesem schlägt er den Meeth aus/ wann er erkaltet/füllet er denselben in ein Weinfäßlein/ thut das Gewürtz-Säcklein hinein/legts an einen kühlen Ort/in einen Keller oder Gewölbe ; wann er drey oder vier Wochen gegieret hat / so ist er reiff und gut zu trincken/doch je länger er ligt/je besser er wird.

Daselbst erzehlet offtewähnter Author: Es sey vor wenig Tagen ein Dänischer Geistlicher zu ihm kommen/der ihn gleich über dem Meethsieden erwischet/und gesagt hätte/der Meeth müste Jahr und Tag liegen/ehe dann er seine rechte Krafft erreichete. Erstlich müste er zwar den Unflat von sich stossen und werffen. Zweytens/müste man ihn aufs festeste zuspünten/und über ein Jahr liegen lassen. Drittens / wann dann im andern Jahr der Holunder blühete/solte man unterweilen ein Ohr an das Faß halten / wann man dann hörete/ daß der Meeth prausete/und darinnen summete und brummete/wie ein Bienschwarm/so möchte man ihn in 4 Wochen darnach aufmachen / so würde er sehr köstlich und dicke seyn/auch das gantze Haus mit seinem lieblichen Geruch erfüllen. Und wo einer frühe ein halb Nössel mit Brod esse / könte er einen gantzen Tag ohn alle Mühe und Mattigkeit dabey wandern. Daß aber unser Meeth nicht dem Litthauischen gleich/da wir doch besser Hönig/ als die in Litthauen / wäre die Ursach allein / daß wir Teutschen unsern Meth nicht lang gnug liegen und zeitig werden lassen/welches alles glaubwürdig. Wer aber seinen Meeth so lang will liegen lassen / der darff das Würtzsäcklein nicht darein legen/sondern nehme es heraus/wann er das Fäßlein zuspunten will / presse es aber vor wol aus/ fülle es zu/ und verbaile es sodann. Das Gewürtze kan man zum Räuchern brauchen/ ist gar angenehm. Dieses Tranck dienet zum viertägigen Fieber/ für die Siechtagen des Gehirns/für die fallende Sucht und für den Schlag/treibt den Harn und Stein / zertheilt die zähen Schleim/und ist den jenigen/welchen der Wein zu trincken verbotten/ gantz bequem / wie denn Pollio durch dieses Mittel sein Leben über hundert Jahr gebracht hat. Sonderlich ist der Alant-Meeth der Brust und Lungen sehr dienstlich.

Wann man wissen will/ob der Meeth genug gesotten sey/ (sagt P. Tylkowsky part. 3. cap. 5. Physices suæ curiosæ fol. 126.) nehme man ein glühendes Eysen/und stecke es hinein/so wird man es wider glüend

herausziehen / und sagt/ er habe es selbst drey- oder viermal probirt/ und wahr befunden/ wann aber der Meeth nicht gnug gesotten/ so löschet es aus.

Herr de Serres lehret einen Malvasier aus Hönig folgender Gestalt zuzurichten: Nann nimmt gutes geläutertes Hönig/ so viel man will / thut es in ein irden glasirtes Geschirr oder Krug/ vermacht es wol/ daß kein Dampff davon gehe/ setzt es in Balneum Mariæ oder Kessel mit Wasser/ lässt es so lang darinnen sieden/ daß es wird wie ein Oel/ gutes Geschmacks / thut darnach in einen verzinneten Kessel fliessend oder Cisternen-Wasser/ und merckt mit einem Stab die Höhe des Wassers/ und wie weit der Kessel lähr bleibt / darunter thut man hernach halb so viel dieses zugerichteten Hönigs/ rühret und treibet es wol untereinander mit einem Rührholtz/ damit sich das Hönig wol zertheile/ lässt es miteinander bey einem linden Feuer sieden/ schaumet es fleissig ab/ biß es auf gemerckte Zeichen kommt/ wie hoch das Wasser vorher gewesen; hernach lässet mans also stehen/ und wann es abgekühlet hat/ thut mans in ein Weinfaß/ darinn vorher ein guter starcker Wein gewesen ist. Unter 30. Aechtring dieses Getranck/ thut man eine Aechtring von dem Decocto Lupuli, oder das Decoctum von Scharlach/ Kraut und Wurtzel / und eine Aechtring guten starcken Brandwein/ darinn ein wenig Weinstein-Saltz / und ein Seidel Biergerm gelegt worden/ ihm die Stärcke des Malvasiers mitzutheilen/ und durch diß Mittel fängt er an so starck zu arbeiten/ als ob er über dem Feuer siedete/ das Faß/ darinn er ist/ muß ein wenig an der Sonnen stehen doch stets wol verbailt/ und wol gefüllt / das kan man mit Muth thun/ den man darzu muß in Bereitschafft haben. Nach Verfliessung dreyer Monat/ wird er gerecht / und bleibt unänderlich bey seiner Güte.

Wann der Meth/ wie auch der Wein/ verderbt ist/ so soll man eine verschlossene Lagel voll Brandwein hinein hängen / so verbessert er sich/ wie P. Tylkowsky de re agrariâ pag. 101. bezeuget.

CAP. LX.
Vom Vorstoß.

Conradus Kunrath, in seiner berühmten Medulla destillatoriâ & Medica schreibet: Es saugen die Bienen zur Sommer-Zeit aus den Bircken- und Pappelbäumen (die man in Oesterreich Albern heisset) einen gar feisten dicken Safft / davon bauen sie ihre Wohnungen oder Häuslein/ und füttern sie inwendig/ bevoraus aber den Eingang mit einer glatten Haut/ die natürlich weiß/ subtil und zart ist/ stopffen auch mit solcher Materi den Eingang zu/ auf daß sie sich (wann sie aus den holdseligen Blumen ihren Vorrath des edlen Hönigs gesogen und eingetragen) für der Kälte schützen können/ und diß wird Vorstoß/ oder Stopffwachs/ auch wol Jungfrau-Wachs genennet / und ist von Natur weiß. Andere aber nennen den Vorstoß das Werck/ das die Bienen an die Fluglöcher bauen / als ein Vorbau oder Bollwerck / und ist das schwartze Werck/ so übrig bleibet vom Wachs / so dasselbe ausgemacht wird.

Die Lateiner/ oder vielmehr die Griechen/ geben ihm den Nahmen Propolis, wird aus grober zäher Materi gemacht/ damit die Bienen ihre Gebäu fest machen/ ist von Pech und Hartz. Plinius lib. 11. cap. 7. schreibet/ daß die Bienen dreyerley Fundament zu ihren Gebäuen haben müssen; daß erste nennt er Commosin, das ist die erste Anlang / eines bittern Geschmacks; das andere Pissoceros, wie ein Pech / doch etwas heller/ aus subtilern Gummi formirt/ und ist des Wachses Anfang. Das dritte ist Propolis, einer schon etwas dickern Materi/ weil auch Blumen dazu genommen werden/ ist aber doch noch kein Wachs / sondern dessen zusammenhaltung / damit keine Kälte noch andere Widerwärtigkeit eindringen/ und den Bienen schädlich seyn möge/ ist sonst eines scharffen Geruchs/ darum wird es von etlichen an statt des Galbani gebraucht. Dioscorides aber sagt/ Propolis sey eines lieblichen Geruchs / fast wie Styrax. Wir nennen ins gemein alle diese drey miteinander Vorstoß/ oder das unreine Werck. Wird doch in der Artzney zu unterschiedlichen Sachen gebraucht. Plinus lib. 23. cap. 24. meldet/ es ziehe Stachel und Dörner aus dem Leibe/ und was sonst etwan darinn stecken mag; es zertreibt die geschwollene Beulen / verdauet und erweichet was erhartet ist/ lindert die Schmertzen der Flächsen und Nerven/ und machet die verzweiffelten Geschwär heilen. Der Dampff davon in den Hals gelassen/ vertreibt die Husten; ein Pflaster davon gemacht und aufgelegt/ heilet Flecken/ und vertreibt die Zittrachmähler; item es heilet auch/ wann man etwan hat ein Glied verrenckt oder zerstossen / so mans warm auflegt/ beedes an Menschen und Viehe. Ein Rauch davon gemacht/ wo die Ameissen viel Ungelegenheit machen/ soll sie vertreiben/ sonderlich/ wann man ein wenig Pech oder Hartz darunter thut. Cera nigra, quæ in alveariibus reperitur, sanat omnia vulnera, sagt P. Tylkowsky de re agrariâ p. 661.

CAP. LXI.
Vom Wachs.

Das Wachs/ davon das Hönig ausgefaimet oder ausgelassen worden/ ist wie die Medulla destillatoria sagt/ des Hönigs Natur sehr gleich geartet/ das soll schön Dottergelb / gelb / roth / oder Feuerroth/ rein und lauter / und ja nicht allzugar fette seyn/ auch einen lieblichen Hönig-süssen Geruch haben / und weil es nicht zu warm / noch zu kalt/ nicht zu feucht noch zu trocken/ so ist es/ dieser seiner mittelmässigen Natur halben/ ein rechtes Temperatum, darinnen alle vier elementarische Eigenschafften übereinstimmig / und gleich sind. Das schlechtere Wachs/ als welches in den Bienenstöcken/ im Frühling/ lähr gefunden ist/ wird unten aus den Bienenstöcken genommen/ ob schon Brut darinnen ist/ weil dieselbige wenig tauget; diese Wachs

fladen werden in einem gelinden Feuer im Wasser zerlassen/wann sie zergangen sind / seyhet mans durch eine Leinwath/und setzt sie wieder zum Feuer / schadet es im Sieden fleissig ab / hernach wirds in einen Form gegossen/darinnen am Boden ein wenig Wasser ist / damit das Wachs nicht anklebet. Das edleste und beste Wachs aber kommt von den Fladen / die voller Hönig sind/ist leichter / als das andere Wachs / fett klebricht und nicht brosamlich/wolriechend und gelb; das Wasser/daß man in den Form geusset / soll laulicht seyn/ im kalten Wasser wird das Wachs sehr runtzlicht und nicht glatt/ und giesset man also das Wachs hinein / so lang es klar rinnet / so bald es anfängt dick und trüb zu werden/höret man auf/ und thut das Unreine in ein Gefäßlein allein.

Wann im Herbst oder Frühling / viel Wachs feil ist/so ist grosser Mangel am Hönig vorhanden / weil es ein Zeichen ist/daß viel Bienstöcke abgestanden / daraus der Hönig-Mangel erfolget.

Herr Carrichter sagt in seiner Teutschen Speise-Kammer/der erste Bau / den die Bienen anfahen/sind der Rooß/darzu brauchen sie den Safft / der aus den Bäumen rinnet / das wird von den Bienen zu Wachs formirt.

Das Wachs muß nicht allein bey dem Hönig gelassen werden/sonst verderben beyde/so/je eher es davon abgesondert wird / je besser es ist. Etliche sind der Meynung/die Bienen formiren das Wachs von den gelben oder weissen Fässerlein/so in mitten der Blumen stehen/ welches sie an ihren Beinlein in die Stöcke führen/alsdann setzen sie es an / formiren es wie ein Nest oder Häuslein / blasens fein subtil wie ein Mahnblätlein/ sie gebrauchens aber (wie Herr Johann Grützmann / Pastor zu Bottmerdorff / in seinem neugebauten und zugerichteten Immen-Häuslein / anziehet) auf dreyerley Art: Erstlich ists ihr Nestlein / darinn sie ihre Brut setzen / und ihre Jungen ausbrüten ; darnach setzen sie das Hönig darein/und sind gleichsam ihre Töpflein und Näpflein/daraus sie essen. Drittens / sinds auch ihre Wohnhäuser und Schlaffkammern / darinn sie sitzen/ und sich im Winter vor der Kälte verwahren.

Das Wachs lang gut zu behalten/muß mans in den Gemächern oben auf die Gesimse und Stellen / und nicht hinunter nahe der Erden legen / damit sich keine Feuchtigkeit hinein ziehe; es muß auch keine Lufft darzu kommen/denn die ziehet aus / macht es bleich/auch den Geruch und Farbe verlieren / oder man legts in die Kästen und verwickelts in Papier / so kan es etliche Jahr gut bleiben ; mit blossen Händen soll mans nicht offt angreiffen / noch viel daran riechen / man ringert damit seine Krafft. Das Jungfrau-Wachs wird von etlichen genennet / daß zum erstenmal von jungen Stöcken genommen wird/ist das subtileste/artigste/und kräfftigste/ denn es machet die Artzney/so man damit vermenget/ in täglichem Gebrauch durchdringender / und ist zu vielen Gebrechen dienlich/wie hernach folgen wird.

CAP. LXII.

Von dem Gebrauch des Wachses.

Was die Wachs-Possierer für schöne / verwundersame und künstliche Wercke aus dem Wachs verfertigen/ist weltkündig/ ja daß sie Contrefait,Statuenweise/in Lebens-Grösse daraus abzubilden / und gantze Personen also vorzustellen wissen/ daß man/wann man sie gähe erblickt/fast vermeynet/ es sey ein lebendiger Mensch. Wie auch der glorwürdigste Römische Kayser Ferdinandus III. also in seiner völligen Statur aus Wachs gemacht / und als es das erstemal nach Hof gebracht/in die Kunst-Kammer gestellet / von Ihr Majestät selbst beschauet / und von allen Anwesenden bewundert worden/habe sich begeben/daß einer von den vornehmen Ministris, der nichts darum gewust/ daselbst Ihr Majestät allerunterthänigst aufzuwarten/ allererst ankommen; als man nun seine Ankunfft Ihrer Majestät angedeutet/hab er ihm an herein gehen / mit Namen geruffen/und sich hinter das possierte Bild verborgen/sey dieser/der das Bild vor den Kayser selbst gehalten/alsobald hingelauffen / vor dem Bild/dem Hofgebrauch nach/niedergekniet/und also des Befehls von Ihrer Majestät seinem allergnädigsten Herrn / erwarten wollen/biß endlich der Kayser mit Lächeln herfür getretten/und ihme seinen Irrthum erkläret hat.

Die alten Römer haben es gebraucht in Tafelbüchlein mit Wachs überzogen / wie man jetzt die Schiferstein und Eselshäute hat / darauf sie mit Griffeln ihre Leges und Testamenta aufgezeichnet/ehe noch / als der Gebrauch / und die künstliche Bereitung des Papiers/ aus den leinenen Hadern/bekandt worden. Das Wachs nimmt allerley Farben an sich / roth und grün/schwartz und bundfärbig / wird zu Versieglung der schrifftlichen Urkunden / auch des Spanische Wachs zu Verschliessung aller Briefe genommen.

Ein altes Wachs wieder neu zu machen/gibt Falloppia, der berühmte Italiänische Medicus, in seinem Büchlein/dessen Titel Secreti diversi è miraculosi, lib. 3. diesen Rath: Man soll ein Viertel einer Untzen Terpentin/und eine oder zwo Wurtzen von Schellkraut gepulvert / darunter zergehen lassen / so soll es so schön und gefärbt werden / als wäre es neu ; oder man solle Ginesterblühe dörren/ pulvern und mit altem Wachs vermischen/so werde es sich verneuen. Es werden auch allerhand Liechter / mittelmässig auf die Tafeln / und klein als die Züge zu den Wachsstöcken / auch groß zu den Windliechtern / und sonderlich nach unterschiedener Größ/in die Kirchen und auf die Altäre formiret.

Man findet in den Historien/daß Anno 1586. als Sultan Murath, dieses Namens der Dritte/seine Tochter/dem Ibrahim Bassa zu Alcair zu Ehe gegeben / seyen ihr auch unter andern köstlichen Hochzeit-Præsenten etliche Wachskertzen verehret worden / darunter drey überaus groß und kostbar waren/ von hohl geblasenem oder gegossenem Wachs allerhand Farben/ mit Gold und Edelgesteinenen ausgezieret / daran auch schöne Statuen/Figuren und Bilder waren/eine derselben war dreyssig Elen hoch/ und hat gekostet 30000. Ducaten. Was sonst in der Artzney von Wachs zu gebrauchen/ soll absonderlich erwähnet werden.

CAP. XLIII.

Wie das weisse Wachs zu machen.

WJe solches zu bereiten/ will ich aus Herrn de Serres allhier anführen: Das gelbe und neue Wachs wird erstlich in frischem klaren Wasser zerlassen/ in einem Kessel/ unter dem Sieden/ fleissig abgeschaumt/ darnach durch eine saubere zarte Leinwath gesigen/ damit aller Wust hinweg komme. Alsdannn wird es zum andernmal auf einem gelinden Kohlfeuer zerschmeltzet/ in einem weiten Geschirr; von dannen nimmt mans heraus/ und macht dünne subtile Blätlein und Platten daraus wie Papier/ damit die Sonnen-Wärme und Lufft desto besser eindringen/ und nach Verlangen sie metamorphosiren mögen. Diß zuwegen zu bringen/ netzt man eine höltzerne sauber-ausgedrechselte Kugel in Wasser/ fährt alsobald damit in das zerschmoltzene Wachs/ das hängt sich sehr artlich und subtil an/ lässt sich gern wieder herab nehmen/ und Häutelweise/ wie Schnitzlein von Papier oder Pergament beyseits legen so offt man die Kugeln aus dem Wachs nimmt/ und selbiges wieder davon hebt/ werden sie wieder aufs neu mit frischem Wasser genetzt/ und also wird damit fortgefahren/ biß alles Wachs zu solchen subtilen Scheitlein gemacht worden. Diß Wachs wird hernach zum andernmal zum Feuer gesetzt/ und wieder zu solchen dünnen Blätlein formiret/ und damit die weisse Farbe desto eher sich ereigne/ thut mans wol zum drittenmal und öffter/ biß man siehet/ daß das Wachs die rechte helle Farb hat angenommen/ welche dardurch/ ohne andere Geheimnis zu wegen gebracht wird. Die meisten lassen sich an dieser Wiederhohlung mit zweymalen vergnügen/ so wol die Arbeit zu erspahren/ als auch/ weil des Wachses durch öfftere Arbeit nur weniger wird/ die Wachsblätlein bleiben/ entzwischen im Wasser liegen/ daraus nimt mans endlich/ breitet sie auf Hurlen mit Leinwath überzogen/ lässt es also an der Lufft und Sonnenschein bleichen/ auch daß der Thau/ der frühe Morgens und Abends darauf fället/ das dünne Wachs leichtlich durchgehe/ und es in wezig Tagen zur Vollkommenheit der weissen Farbe bringe. Die Bienen sind diesem Wachs gefährlich/ daher zu hüten/ und solche schadhaffte Gäste abzutreiben/ wie dann auch durch öffters Begiessen zu verhüten/ damit das Wachs von den heissen Strahlen der Sonnen nicht schmeltze/ sonderlich Mittages-Zeit Andere/ an statt daß sie das Wachs zu Blätlein machen/ vergnügen sich/ daß sie es durch grosse durchlöcherte Löffel allgemach wie Schrott giessen in kaltes Wasser/ und bleichen es auf vorige Weise. Im Majo und Junio ist die beste Zeit darzu/ weil damals die meisten Thaue fallen/ so zur Beförderung dieses Wercks absonderlich dienlich; nachdem die Hitz groß oder mittelmässig ist/ muß auch das Sprützen mehr oder weniger geschehen.

CAP. XLIV.

Was vom Wachs in der Artzney zu brauchen.

UNter allen/ zur Artzney dienlichen/ Wachsen/ wird das von den jungen Bienen erstes Jahrs verfertigte und ins gemein genannte Jungfrau-Wachs/ für das beste gehalten; die langwührige Husten zu remediren/ wird das Wachs zerlassen/ und der Dunst davon/ durch einen Triechter/ in den Hals gelassen. Es ziehet auch Dorn und Pfeil aus/ heilet Flechten und Zittracht/ und ist zu vielen/ so kalten als hitzigen Gebrechen/ sehr dienstlich/ denn es zeitiget/ erweichet zertheilet/ ziehet Eyter/ säubert/ heilet und erfüllet die Versehrung der Gedärme/ und andere Wunden/ Blattern und Geschwäre/ und wo man Schmertzen stillen will/ ist es darzu sehr behülfflich/ also/ daß Theophrastus Paracelsus schreibet/ Wachs sey eine Materia der Pflaster/ welche dienet zu allen Schäden.

Daß den Säugammen die Milch in den Brüsten nicht gerinne/ sollen sie 10. Wachs-Körnlein/ in der Grösse als Hirschkörnlein/ im warmen Bier eintrincken und solches eine Zeitlang täglich wiederhohlen. Item denen/ so die rothe Ruhr haben/ ists ein experiment, daß sie ein wenig Wachs in warmer Brühe/ oder wol laulichtem rothen Wein einnehmen/ und also mit dem Gebrauch ein wenig anhalten wie die Medulla destillatoria bezeuget.

Das Cerocum infrigidans Galeni wird also bereitet: Man zerlässet und milcirt/ nach der Kunst/ schön neu und gutes Wachs/ mit Rosen-Oel und Veyel-Oel oder in deren Mänglung/ nimmt man nur gutes reines Baum-Oel/ untereinander/ schaumet es fleissig ab/ daß es von allem Unflat gereiniget sey/ kühlet es hernach offt mit kaltem Brönnenwasser/ und knetet es allwege im Wasser mit den Händen wol ab/ giesset für und für kaltes Wasser drauf/ und arbeitet es/ biß es endlich gar erhartet/ welche Arbeit in einem Mörser am füglichsten verrichtet wird/ und legts/ als ein anders Pflaster/ auf/ kühlet alle alte harte und hitzige Geschwär/ und weichet sie; dienet auch zu brennenden um sich fressenden Carbunckeln/ und wieder das Rothlauff; insonderheit ist es gut in hitzigen Fiebern über die Brust geschlagen/ es kühlet die præcordia, und lösche die Hitze in kurtzer Zeit; so mans über den Meissel/ und den Ort der Leber/ dergleichen an die Stirn und Schläffe leget/ stillet und lindert er die Hitze; wann der Ruckgrad schmertzet/ wirds mit grossem Nutzen aufgelegt.

Das durch Kunst weißgemachte Wachs hat gleichfalls die Art abzukühlen/ hintersich zu treiben/ zu trocknen/ zu erhärten und zu stopffen/ und wann solche Dinge zu remediren sind/ soll man das weisse Wachs allwegen darzu erwählen.

Das Oleum Ceræ wird/ nach Beschreibung Conradi Khunrathes, in seiner Medullâ destillatoriâ, also zubereitet: Nimm neu wolriechend Wachs/ so viel du wilt/ zerlasse es in einem verglasirten Tiegel oder Topff/ geuß es also warm in guten Malvasier/ Spanischen/

Welschen/oder/in Ermanglung dessen/in Rheinischen/oder starcken Oesterreichischen Wein; wann das Wachs härtlich worden/so knette es mit rein/gewaschenen Händen im Wein/als einen Taig/wann du nun solches ohngefehr eine halbe viertel Stunde getrieben/ so zerlasse das Wachs wiederum auf vorige Weise/kehre es auch mit den Händen wol hin und wieder / diese Arbeit thue siebenmal; letzlich/als zum achtenmal/lasse das Wachs fein langsam wieder zergehen/mische dreymal so viel/als des Wachses ist / wolgebrannte pulversirte Ziegelstein/oder in Mangel derer / ausgeschlemte Aschen/darein rühre es fleissig/und lang / stätigs um / biß es beginnet hart zu werden/alsdann formire globulos, als Welsche Nüsse groß/daraus/thue sie in eine Retorten / lege eine Vorlag für / oder magst es wol auch per Alembicum thun/verwahre die juncturen cum luto sapientiæ aufs beste/destillier es mit gelindem Feuer / und laß das Oleum (gradatim augmentando ignem) so lang gehen/ biß eine dicke materia, wie ein gelber weicher Butter zu kommen beginnet/so nimm die vorige Vorlag ab / und lege ein anders Glas vor / diese dicke materia gleichesfalls aufzufangen; wann nun nichts mehr gehet/ so laß das Feuer mählich abgehen / und die Gefässe von sich selbst erkalten/thue eine jede behalte destillation als das Wasser/das Oel / und die letzte dick-herüber gegangene Materien/jedes in ein besonders Glas / behalte sie zum Gebrauch. Zu mercken aber ist/ehe man das Wachs mit dem Ziegel-Pulver oder Aschen vermischet / und in den Glaskolben oder Retortam thun / ist nöthig/daß man zuvor denselben/so wol auch den Helm/mit Baum- oder Leinöl ein wenig bestreiche.

Das herüber-gedistillirte Oleum Ceræ, ist bräunlicher Farbe / solches mustu per Vesicam oder per Alembicum gebührlicher Weise rectificiren/ so bekommts eine schöne gelbe Farb/und ist sehr penetrabel und durchdringend/erweichet / resolvirt attenuiret zertheilet/ säubert/trocknet / erfüllet und heilet auch Schmertzen und Wehtagen/ lindert/ eröffnet dem/der die Strauchen oder Schnuppen hat/des Hauptes Verstopffung/ in die Nasenlöcher gestrichen; wird mehr ausserhalb des Leibes / als innerlich gebrauchet. Wer geronnen Blut/ im Leib hat/der bestreiche das Ort/wo er Beschwerung findet/mit Wachs-Oele / so warm ers erleiden mag/ wiederhole es offt/ und trinck ein wenig Wachs-Oel in guten scharffen Wein Essig/einen Trunck / lege sich darauf zu Bette/decke sich warm zu zu/ und schwitze/so geneset er.

Für das Seitenstechen und Colicos dolores in einem Löffel voll Spiritus Vini , oder wann Hitz ist/im Rosenwasser eingenommen / so der Leib vorher gebührlich eröffnet ist; Item / kan man die weh-thuende Seiten mit diesem Oel auswendig warm schmieren ; es erweichet auch das erhartete Miltz / dienet für die Gelbsucht/mit ein wenig zerriebenen Saffran im Wein/und für die Ruhr in einer warmen Fleischbrühe eingenommen; es leget allerley Reissen / Wehetagen und Schmertzen/es sey Gicht / Hüfftwehe / Lendenwehe/ Gliedsucht / alle Species Podagræ, vertreibt mit samt dem Schmertzen auch die Geschwulst und Röthe / des Tages drey-viermal oder öffter geschmiert ; wo Hitz vorhanden ist / mit ausgepresstem Lilien-Rosen-blau Veyel-Oel/geläutertem Lein oder Nuß-Oel / wo aber keine Hitz dabey ist / das Wachs-Oel für sich selbst allein/oder in Wacholder-Spika-oder Camillen-Oel/oder mit Spiritu Therbinthi oder Salis zu vermischen.

Diß Oel stärcket die Nerven/ ungelencke/erstarrete und contracte Glieder/dient für die Kretzen / zerschrundene Leffzen und Haut / Krättigkeit des Leibs/ und für die Schäden an heimlichen Orten ; im Eyerklar abgetrieben/dienet es wieder den Brand/ mit einer Haanenfeder offt aufgestrichen ; Item / ist es gut für erfrörte Hände und Füsse / bringt die verrenckten und zerschlagenen Glieder wieder zu recht / vertreibt das Schwinden/ und ist zu vielen andern Sachen gut / wie in besagter Medullâ destillatoriâ nach der Länge zu finden.

Denckwürdig ist / was Doctor Joh. Joach. Becher in seinem mit Parnasso Medicinali illustrato, parte 1. Zoologiæ fol. 88. mit folgenden Worten schreibet: Ich muß gleichwol/dem Wachs zu Ehren / ein fein Stücklein erzehlen / darinnen sich das Wachs wol um mich verdient gemacht hat ; als ich (sagt er ferner) aus Schweden reysete/gieng mein Bruder einmal oben auf dem Schiff auf und ab/ nahm aber der Lucken unten nit gewahr/welche auffstunde/ dieweil die Küchen / und gerad der Feuerheerd darunter/ worauf ein grosses Feuer unter einem zimlichen Kessel mit siedenden Erbsen und Speck war ; fiel derohalben unversehens / mit beeden Füssen / in gedachte siedende Erbsen / konnte sich auch nicht heraus winden / biß der Schiffknechte einer ihn oben mit dem Haar heraus zoge. Nun waren die Füsse erschrecklich verbrennt/ daß Haut und Fleisch miteinander abgieng; wir haben keine Mittel / den Brand zu stillen/auch keinen Barbierer auf dem Schiff / hatten auch die Helffte unserer Reyse noch nicht vollendet/war weder Land noch Stadt zu sehen noch vorhanden / da man Mittel hätte holen können / daß also das Lachen bey solchem Zustand ziemlich theuer war. Es waren aber abgedanckte Officiers-Weiber auf dem Schiff/darunter eine den Rath gab / man sollte Leinöl wärmen/ Wachs darinnen zergehen lassen / also eine Salbe machen/und solche über den Brand schlagen / welches uns die Noth gut geheissen / habens gethan/und ist gedachter Brand so schön gelindert / ehe wir noch ans Land kamen/mit Verwunderung geheilet. Die Pommerincken auf dem Schiff/welchen der Speck und Erbsen zugehört/zanckten sich nachmalen mit mir/und wolten den Speck und Erbsen bezahlt haben ; der Schiffer aber gab den Ausschlag / quod non , derohalben satzten sich meine gute Pomerincken nieder/und assen den gepfefferten Speck und Erbsen mit gutem Appetit auf / dessen wir in unsern Unglück doch selbst lachen musten. Eben (fährt er weiter fort) dieses Mittel ist mir einmal auf dem Schloß zu Würtzburg wol bekommen / als sich in der Nacht ein Koch heßlich verbrennt/die Thür aber bereits verschlossen / und man nicht in die Stadt zur Apothecken kommen können / hab ich von dem Zeugwart Wachs und Leinöl bekommen/und damit den gedachten Koch einen guten Dienst gethan ; setze solches(beschliesst er) darum hieher / daß / wann dem Leser etwann auch ein unversehenes Unglück begegnen sollte / er in der Eyl ein Mittel finden möchte.

CAP. LXV.

Wachs auf andere Art zu färben / und von Spannischen Wachs oder Lacca.

Gleichwie alles / was GOtt und die Natur den Menschen ertheilet / von der ersten Hand (wie man sagt) allzeit besser und angenehmer ist / als wann es durch Menschen-Rath verfälschet und verändert wird; also ist auch das / von den lieben Bienlein uns samt dem Hönig ertheilte gelbe Wachs / nicht allein wegen des Nutzens / sondern auch wegen des aus den holdseligen Blumen anmuthigen Geruchs / allen andern gefärbten Wachsen leicht vorzuziehen / und wie eine von Natur gesunde / schöne und wolgestalte Jungfrau / einem geschminckten und angestrichenen Weibsbild / ohn alle Wahl / bey vernünfftigen Leuten vorgehet / also auch allhier / sed mundus vult decipi, und jedem gefället seine Kappen wol / also muß man jedem seine Weise / und diese adulterirte Schönheit und Farben-Aenderung des Wachses passiren lassen. Alexius Pedemontanus in seinem siebenden Buch de Secretis, so durch Joh. Jacob Weckerum M. D. in die Lateinische Sprach aus der Welschen versetzt worden / lib. 7. fol. 413. lehret also das rothe Wachs machen: Nimm Wachs ein Pfund / Terpentin im Sommer drey / im Winter aber vier Unzen / Zinober auf einem Mahlerstein wol gerieben ein Unz / und auch so viel Baumöl / laß Wachs und Terpentin am Feuer schmeltzen / thu es hernach wieder davon / und wann es wenig abgekühlet / so thu Zinober samt dem Baumöl hinein / rühr es wol und starck untereinander / und heb es auf. Andere nehmen / an statt des Wachses so viel Minium. Und wie die rothe ein Hauptfarb ist / und in Dunckelroth / Königsfarb / Rosenroth / und Purpur / auch andere Farben / durch Beysetzung und Vermischung anderer Farben / nach der Mahler-Kunst / kan verändert werden; also kan es auch mit diesem rothen und allerhand andern gefärbten Wachs geschehen / so zwar meistentheils nur den Possirkünstlern zu Figuren und Blumen zu machen / zu Nutzen kommt. Johann Christoph Thiem in seinem Hausbuch bereitet es also: Zerlasset das Wachs (Zweiffels ohne weisses) sauber / darnach nehmet unter ein Pfund dessen / ein Loth wolgeriebenen Zinober / und ein halb Loth Terpentin / rührs wol untereinander / thut darzu eine Nußschalen voll Hönig / giesset es dann in ein lauters Wasser / so ist es bereitet.

Das Wachs grün zu färben (sagt Pedemontanus) soll man nehmen auf ein Pfund Wachs / gestossen floris æris und Baumöl / jedes eine Unz / lasst erstlich das Wachs bey einem Feuer schmeltzen / und wann es anfängt abzukühlen / thut man die andere Materi darunter / und vermengt es wol untereinander. Will man es aber zähe haben / so mag man / wie unter das rothe Wachs / mehr oder weniger Terpentin mischen. Johann Christoph Thiem bereitet es also: Zerlasset das Wachs / und bereitet es / wie das rothe / allein / an statt des Zinobers / nehmet Grünspan / und wann es wol temperirt ist / so giessets aus in gutem Essig.

Schwartzes Wachs zu machen / muß man ein Pfund desselbigen am Feuer schmeltzen / thut darnach darunter Färberschwärtze und Baumöl / jedes ein Unze / rührt es wol untereinander / biß es anfanget kühl zu werden / will man / mag man ein wenig Terpentin darunter thun. Oder / wie Joh. Christoph Thiem sagt: Nehmet das Wachs / rührt darunter Kienruß / giessets in ein warm Wasser / und machet Krügelein daraus / ihr möget auch ein wenig Leinöl darzu nehmen. Etliche (sagt er) zerlassen das Wachs nicht / sondern machen es weich in einem warmen Wasser / und vermengens alsdann mit dem Kienruß / und formiren Krügelein daraus. Theils nehmen auch die Aschen vom gebrenntem Papier unter das Wachs / es schwartz zu machen.

Was aber das Spanische Wachs betrifft / ist das rothe das gewöhnlichste / zu Versieglung der Brief / im Gebrauch / bißweilen auch / aber seltener das Goldgelbe und bey Personen / die in der Klage sind / das schwartze. Wiewol das so genannte Spanische Wachs billich diesen Namen nicht haben soll / weil vom Wachs nichts darzu gebraucht wird / heisst also von rechtswegen Lacc / oder Sigel-Lacc / weil es zum versiegeln der Sendschreiben meistes genommen wird. Die Composition habe ich aus Herrn Joh. Kunckels parte 2. artis vitriariæ hieher beysetzen wollen; als rothe Lacc oder Spanisches Wachs / fol. 39. Nimm Gummi-Lacc ein Loth / Terpentin und Calophonium jedes ein halb Loth / Zinober und Mennig ein Quintlein; Gummi-Lacc und Calophonium, laß erstlich zergehen / in einem reinen Teglein auf einer sanfften Glut / thue den Terpentin daran / und hernach fein mählich den Zinober und Mennig (wann solches zuvor aufs kleinste untereinander gerieben ist) darzu gethan / alsdann Stengel daraus formirt. Oder nimm Calophonium zwey Unzen / Gummi-Lacc vier Unzen / Schusterpech anderthalb Unzen / und Zinober so viel du wilt. Oder nimm Mastix zwey Loth / reinen Schwefel und Terpentin jedes ein halb Loth / Benzoi auch ein halb Loth / Zinober so viel genug ist / laß erstlich den Terpentin zergehen / und heiß werden / darnach den Schwefel gepulvert darein gethan / Mastix Benzoi und Zinober reibe auch klein untereinander / und thue es nach und nach hinein; wann alles wol gestossen / und sich vereiniget hat / so gieß es aus / und formirs wie du wilt. Oder nimm Gummi-Lacc ein Loth / Calophonium ein Quintlein / zerstoß beedes klein / und thu so viel als genug ist / schönen Zinober darzu / gieß hoch rectificirten Brandwein darauf / so solvirt sich zum theil das Gummi-Lacc / setz es über ein mässiges Kohlfeuer / laß es wol zergehen / wanns wol zergangen und vereiniget ist / so halte ein wenig davon mit der eysern Spadel über das Liecht / und zünde damit den Brandwein an / rührs wol durcheinander / biß er ausgebrannt / formire alsdann Stengel daraus / und bereite es / wie du wilt; man kan auch etwas von Zibet darunter thun / damit es wolriechend werde; oder man nehme Storax und Penloi klein gerieben.

Goldgelbes Lacc oder Spannisches Wachs zu machen; Nimm weisses Schusterpech vier Loth / Mastix und Sandarac jedes zwey Loth / Agtstein ein Loth / thu dabey ein halb Loth Gummi gutti klein gerieben und auf obige Art verfahren / wann man das Gummi gutti auslässet / und / an statt des Mastix oder Sandaracs / Gummi-Lacc nimmt / so wirds braun; man kan auch gulden Streuglantz darunter nehmen.

Das

Das schwartze Lacc mach also: Nimm von erst erzehlten Ingredientien/ hier angezeigt / welches du wilt/ nimm aber an statt des Zinobers / Kupfferdrucker-Schwärtze/ die zu Franckfurth am Main am besten ist/ und aus den Weinhefen gebrannt wird. Vidi ibi fol. 41. plura.

CAP. LXVI.

Vom Bienen-Recht.

Dieweil die Bienen zwar ein Eigenthum zu halten sind / so lang sie bey ihrem Herrn/ in ihren Wohnungen und Stöcken verharren/ so sind sie doch/ wann sie schwärmen / gen Holtz fliegen/ auf eines andern Grund und Boden sich anlegen / für wild und frey zu halten / daß sich derselbe darum anmassen darff/ wer sie erst findet. Werden gleichwol an unterschiedlichen Orten unterschiedene Gebräuche und Ordnung gehalten/ also/ daß dieses Falls nichts eigentliches fürzuschreiben / sondern daß sich ein jeder nach seines Landes-Gewohnheit dißfalls zu richten und zu reguliren hat ; wie dann in etlichen Ländern und Orten / unter den Lands-Ordnungen auch die Bienen gefunden werden/ damit unter der Nachbarschafft Zanck und Weitläufftigkeit verhütet/ die Billigkeit beobachtet / und Freundschafft und gutes Nachbarliches Vernehmen erhalten werde.

An etlichen Orten ist der Brauch / daß der gefundene Bienschwarm halb des Finders und halb des Grundherrens sey / oder daß ihn einer von dem andern um ein gewisses ablöset.

M. Höffler erzehlet / daß an manchen Orten der Gebrauch sey / wann einem ein Bienschwarm hinweg zeucht/ und er demselben mit Klang nachfolget/ da er sich anlegt/ so gibt er dem Nachbarn ein Hausbacken-Brod für den Schaden / den er ihm am Baum und Gras gethan/ fasset die Bienen / und trägt sie hin / wohin er will.

2. An etlichen Orten ist der Brauch üblich / daß derjenige/ dem die Bienen entflogen/ dem andern/ auf dessen Boden sie sich angelegt / den ersten Schwarm davon/ ohn alle Entgeltung/ muß fassen lassen.

3. Pflegen auch etliche dergleichen Schwärme auf gleiche Beuten zu fassen/ und nachmals auf gleiche Nutzung davon zu nehmen.

4. An etlichen Orten gibt derjenige / dem die Bienen zugezogen/ etwas von Geld / das meiste zwölff Groschen/ und behält den Schwarm gantz für sich / und in solchen Fällen/ was die Bienen betrifft/ am besten / man vergleiche sich in der Güte / und thue seinem Nächsten kein Unrecht / gebrauche sich auch keines Betrugs/ oder Vortheilhafftigkeit/ weil die Erfahrung gibt / daß wenig Glück dabey zu hoffen und zugewarten.

Wo aber keine gewisse Lands-Ordnung dißfalls zu finden / und einer auf eines andern Grund und Boden einen angelegten Bienschwarm schöpffen will / so ist er schuldig zu erweisen / daß er ihm gewiß entflogen/ und nicht eines andern gewesen sey / kan er damit nicht aufkommen / so verbleibt der Schwarm dessen eigen/ auf dessen Eigenthum er liget ; zum Beweiß aber ist genugsam/ wann er damals in seinem Garten geklingelt / und solchem Schwarm biß zur Stelle nachgefolget habe ; wie auch L. naturalem 5. §. Pavonum. ff. de adquir. rer. Dom. stehet. Apes Cicures ex diuturnâ consuetudine & assvefactione unius loci, avolare & revolare solitæ, tamdiu nostræ sunt, quamdiu retinent animum & consuetudinem revertendi, quam si deposuerint, desinunt esse in potestate nostrâ, & fiunt occupantium. Das ist: Die Haus-Bienen die aus langer Gewonheit eines Orts ab und zufliegen/ sind so lang unser/ als ihr Gebrauch währet wieder heimzukehren/ wann dieser bey ihnen aufhöret / so hören sie auch auf/ unser Eigenthum zu seyn/ und sind dessen/ der sie in seinem Gewalt bekommet ; so doch mit gewissen Bedingungen / nach jedes Orts Gewohnheit / zu verstehen ist.



Inhalt derer im Andern Theil dieses Zehenden Buchs begriffenen Capiteln.





Des Adelichen Land- und Feld-Lebens Zehenden Buchs Anderer Theil/ Seidenwürme.

CAP. I.

Wer von den Seidenwürmen geschrieben.



Ich habe bißher/von einem geringẽ/doch überaus nützlichen Thierlein / oder vielmehr Insecto, den Bienen/genugsam angedeutet; itzt wollen wir das andere / als den Seidenwurm/auch beschreiben/ und ob wol dieses viel später in der Welt/ (sonderlich in unsern Europäischen Ländern) kund und ruchbar worden/stehet es dennoch im Zweiffel/ob es so viel die grosse Nutzbarkeit / als die köstliche Wahr/ darmit wir dardurch bereichert werden / den Bienen nachgeben soll oder nicht; so viel muß ich gleichwohl bekennen/daß sie in einer wolbestellten Wirthschafft einander fast die Stangen halten / und in gleiche Würde und Vergleichung mögen gezogen werden. Was die Scriptores belangt / ist bey den Alten von diesen letzern Bericht zu erholen/innerhalb hundert und etlichen Jahren hat man wenig davon gehöret.

Und haben die Alten nichts von diesem gantzen Seidenwerck ausführlichers schreiben können/weil man damals nichts eigentliches davon gewust hat. Virgilius redet hievon/nur gleichsam/ als hätte ers durch einen Nebel gesehen/da er Georg. lib. 2. also ihrer gedencket:

Quid Nemora Æthinopum molli canentia lanâ
Velleraq; ut Foliis depectant tenuia Serres.

Und dardurch hat Servius und Solinus die Seiden verstanden/und also/ wie Herr de Serres schreibet/ die erste Kundschafft von der Seiden in Italien / zur Zeit des Kaysers Augusti/entdecket. Und Plinius/ der zu Vespasiani Zeiten gelebt hat / machts noch dunckler und unvernehmlicher/und sagt daß in der Insul Coos, die nahe bey Rhodis in Mari Mediterraneo liget / die Seidenwürme wachsen; indem die Blühe von Cypressen/ Terpentin-Eschen-und Eychbäumen / von dem Regen abgeschlagen/zur Erden fallen/und / von der Ausdünstung der Erden/ belebet / erstlich zu Bienfaltern werden/die aber klein und bloß sind; darum sie sich / wider die Kälten zu beschirmen / mit einem rauhen Uberzug angethan/und gleichsam mit Peltzen / wider den Winter/versorget werden/ die / mit ihren scharffen und eingriffigen Füssen / die Wolle von den Blättern herab schaben und kratzen / solche Wolle mit den Füssen gleichsam hecheln/und an die Aeste der Bäume anlegen / das übrige (weil ich so viel Irrthum nicht häuffen mag) kan der Leser bey erstbesagtem Plinio lib. 11. cap. 23. selbst lesen. Daraus man siehet / daß gelehrte / grosse und vortreffliche Leute auch irren können; und daß dieses Sprichwort wahr bleibet: Errare humanum est. Ist ihnen aber desto leichter zu verzeihen / weil ihr Fehler allein aus Unwissenheit / und nicht mit Fleiß geschehen; indem dasselbe Sæculum von der Ankunfft und von der Nahrung dieser Würmlein / gantz unkündig gewesen/ also daß Vopiscus bezeuget / daß ein paar hundert Jahr ohngefähr hernach/zu Aureliani Zeiten / die Seiden mit Gold/ in gleichem Gewicht / sey bezahlet worden / deßwegen der Kayser kein gantz seidenes Kleid/ aus Bescheidenheit / nicht hat tragen wollen; dergleichen man auch von Henrico II. König in Franckreich schreibet/ob woln/ zu seiner Zeit/die seidenen Strümpfe in seinem Königreich schon bräuchig waren / hat er doch keine anziehen wollen. Nun ist zwar wahr / daß die Seiden/auch zu unsern Zeiten / nicht an einem Ort wie an dem andern gemacht wird. Johann Neuhof in seiner Gesandschafft an den Sinischen Kayser fol. 143. schreibet/daß die Seide in der Provintz Xantung, nicht von den gemeinen Seidenwürmen / wie unsere zahmen sind/sondern von andern wilden / den Raupen nicht ungleich / an den Bäumen in offentlichen Feldern gesponnen wird / indem sie einige dünne Feuchtigkeit aus ihrem Munde lassen / daraus lange Fäden gezogen/und an die Zweige gehefftet werden; diese Seiden ist weiß und gläntzend wie Silber / hanget wie Spinnenweben an den Bäumen und Büschen / worvon sie die Inwohner versammlen / und seidene Zeuge daraus machen. Sonsten aber schreibt er in seiner allgemeinen Beschreibung des Reichs Sina fol. 377. also: Die meisten Seidenwürme fallen in der Provintz Chekiang, und werden

den da im Land auf gleiche Weise / auch mit gleicher Mühe und Sorgfalt gehalten / wie in Europa geschihet/ denn es falsch und erdichtet ist/ daß alle Seiden in Sina/ sonderlich in gemeldter Provintz/ von Seidenwürmen auf Bäumen/ohne Menschliche Arbeit/ zubereitet werden. Nur allein in der Provintz Xantung, sammlet man sie von besagten wilden Raupen auf den Bäumen/diese Seiden ist aber viel gröber und stärcker/ als die andere Seiten.

Diese Arbeit ist aus Indien in Griechenland / von dannen in Italien/und also ferner fort in Franckreich/ und daraus in unser Teutsches Land ankommen. Und hat der gelehrte Italiänische Jurist/ Guido Bancirollo, der berühmten Academiæ zu Padua Professor und Antecessor Primarius, in seinen Novis Repertis am ersten (so viel mir wissend) Meldung davon gethan; nicht weniger hat der fleissige und curiöse Welsche Edelmann Agostino Gallo von Brescia, gebürtig/ in seinem löblichen Haußwirthschaffts-Werck / dessen Titul ist: Le-vinti giornate dell' Agricoltura e de' piaceri della villa, in seiner sechzehenden Giornara, gantz schön ausführlich und klar/alles/wie man damit umgehen / und was man in einem und dem andern thun solle / beschrieben/ daraus auch viel von den Modernis, sonderlich von denen Frantzösischen Oeconomographis, entlehnet und abgeborget worden. Item/Signor Vincenzo Tanara di Bologna in seiner Economia dell Cittadino in villa lib. 5. da er von dem Maulbeerbaum schreibet/gedenckt auch von fol. 355. biß 359. mit wenigem der Seiden-Würme.

Nicht weniger ist berühmt der (unter den Italiänischen Poeten) wolbekandte Bischoff zu Alba, Marcus Hieronymus Vida von Gremona, der unter vielen andern seinen schönen Gedichten in zweyen Büchern de Bombyce schön und zierlich geschrieben/und also anfänget:

Quos mores, quas aut parvis reptantibus artes
Jupiter addiderit, quæ fila tenacia Serum
Ore vomunt saturæ, vos mecum evolvite Nymphæ
Seriades. &c.

darinne er Poetisch / doch gantz eigentlich die Seidenwürme/und ihre gantze Wartung/ abmahlet und aufzeichnet.

Unter den ältern Welschen Authoren / die von der Agricultura und Oeconomia geschrieben/ findet man nichts davon; der einige Petro de Crescentii in seinem Buch de Agricoltura, welches zu Venedig Anno 1542. gedruckt/und von ihm Carolo dem Andern/ König in Sicilien/dedicirt worden / meldet nur gar mit wenig Worten im 5 Buch cap. 14. daß die Weiber mit den Laub des Maulbeerbaum die Seidenwürme speisen/ und glaubt / es geschehe damit den Baum eine grosse Verhinderung an seiner Fruchtbarkeit.

Die Frantzosen haben später die Seidenwürme gesehen/daher auch die Alten gar wenig deren gedacht haben; das von den zweyen berühmten Medicis Charles Estienne, und Jean Libault, verfertigte und continuirte Werck/Maison Rustique, so Anno 1608. zu Roan aufgelegt worden / enthält im 3 Buch am 85/86 und 87 Capitel/gar einen kurtzen Unterricht/wie man die Seidenwürme halten und warten solle / ist aber nicht viel sonderliches daraus zu nehmen.

Weit besser hat dieses geleistet der berühmte und weise Frantzösische Edelmann/ Herr Olivier de Serres, Signeur du Pradel in seinem Theatre, d' Agricolture, das zum letztenmal (so viel mir bekandt ist) zu Roan Anno 1635. ausgegangen/ der in seinem Lieu cinquiesme cap. 15. mit grossem Fleiß und Weitläufftigkeit davon Meldung thut.

Das letzte von den Seidenwürmen gedruckte Werck ist erst vor wenig Jahren/ auf Befehl Königs Ludovici XIV. in Franckreich/von Monsieur Ilnard, ziemlich weitläufftig/doch gantz eigentlich heraus gegeben worden/welches Anno 1669. in das Teutsche versetzt/ und zu Wien gedruckt worden/dessen Titul ist: Kurtze und gründlich Unterweisung/wie die weissen Maulbeerbäume in diesen Landen auf unterschiedliche Weise / zu Erzüglung der Seidenwurm / dem allgemeinen Wesen zum Besten/gepflantzt/ sampt einem ausführlichen Bericht wie die Seidenwürme ernähret/aufgebracht / unterhalten/die Seiden abgewunden/aufgehaspelt/ zugerichtet und genützt werden sollen; und diß Büchlein ist gleichsam eine Instruction der vor wenig Jahren und bald auf die Orientalische Compagnie folgenden aufgerichteten Seiden-Compagnia / welcher Vorhaben ist/ die Arbeit der Seiten Wahren / wie in Italia und Franckreich gebräuchig / auch schon vorher an etlichen Orten in Teutschland geschehen/ in Oesterreich aufzurichten/ja auch die meiste darzu bedörfftige Seiden / selbst in unserm Vatterland zu zeugen; wie dann nunmehr der Anfang/mit ziemlichem Progreß/gemacht ist/ auch zu hoffen / es möchte mit der Zeit nicht mit wenigern Nutzen und Einkommen/das sonst edle und fruchtbare Land noch mehr bereichern.

Als habe ich nicht unterlassen können/ auch in diesem meinem vorhabenden Werck eines und das Andere beyzufügen / damit ein vernünfftiger Hausvatter wissen möchte/wie er sich hierinnen zu verhalten hätte.

CAP. II.

Wie die Seidenwürm in unsere Europäische Länder kommen sind.

HErr Olivier de Serres schreibet: Es werde von jederman für bekandt angenommen / daß die Seres am ersten den Gebrauch der Seiden entdeckt haben / und selbige hätten die Eyerlein oder den Saamen aus der Insul Taprobane (sonsten Sumatra genannt) die unter dem Æquinoctial von 46 biß 48 gradus latitudinis entfernet lieget. Die Landschafft der Seren, die den Namen von einer Stadt trägt / ist die jenige / die man heutiges Tages Catay und Cambalu im Oriental-Asien nennet / die vom Niedergang die Asiatischen Scythen / und vom Mittage das Indien angräntzet/so dem grossen Tartar Cham unterworffen ist. Und eben dieses beweiset/daß die Münche / so die Seiden-Arbeit nach Constantinopel gebracht / aus der in der Provintz Catay ligenden Stadt Sera dahin kommen / ums Jahr Christi fünffhundert und etlich und zwantzig/wie Procopius, neben andern schreibet. Und Herr de Serres en lieu cinquiesme du Theatre d' agri

colture erzehlet. Und der berühmte Griechische Historicus, Joh. Zonaras, der von Constantino Magno an / biß auf die Regierung Alexii Comneni geschrieben / erzehlet Tom. 3. Histor. in Justiniani vitâ, daß die Griechen von den Mönchen die Seidenwürme erstich bekommen / und die Kunst / die Seiden zu wircken / erlanget hätten; diese Mönche wären aus India nach Constantinopel kommen / von dem Ursprung dieses Wurms erzehlet / und hätten dabey versprochen / daß sie Seidenwürm-Eyer oder Saamen mit sich bringen / und weisen wolten / wie man sie brüten und aushecken / und dardurch zum Besitz der schönen und theuren seidenen Zeuge gelangen könte: Die habe Käyser Justinianus mit vielen Geschencken und noch mehrern Verheissungen dahin vermögt / daß sie diese Wurm-Eyer mit sich heraus gebracht / und in einem Mist ausgebrütet / zu Würmen gemacht / ernährt / aufferzogen / und die Seiden-Arbeit also die Griechen und Römer gelehret haben.

Zwar wird wol des Serici auch bey den Alten gedacht; Plinius aber hat vermeynt / es sey eine Wolle / die von den Bäumen genommen wird.

Deren auch Ovidius in seinem 15. Buch von den Verwandlungen nicht undeutlich gedencket / wann er also sagt:

> Quæquè solent canis frondes intexere filis
> Agrestes tineæ, res observata Colonis,
> Fatali mutant cum papilione figuram.

Sie haben zwar etwas / aber nicht alles gewust / dessen Ursach Zweiffelsohne / weil so wol dieser Wurm / als auch der Maulbeerbaum zur selbigen Zeit sehr rar gewesen / daher auch die aus India überbrachte seidene Zeuge so theuer gewesen / daß man Gold in gleichem Gewicht dafür hat bezahlen müssen.

Petronius nennet sie Ventum textilem, weil es / seiner subtilen Leichtigkeit halber / von den Winden leichtlich bewogen; und Nebulam lineam, einen leinenen Nebel / weil es mehr einem Nebel / als einem Tuch / zu vergleichen / indem die Weibsbilder schier entblösset / als durch einen Nebel / gesehen werden.

In Italia ist es zu Pancirolli Zeiten / ohngefähr 50 Jahr vorhero / also gemein worden / daß allein der Venediger Gebiet Jährlich 500000 / und sein Vatterland Reggio in Lombardia Jährlich auf 100000 Ducaten durch dieses Gewerb erhalten; und noch viel mehr Gewinn haben die Sicilianer von diesem Seiden-Handel / wie dann auch von der Stadt Palermo die erste Seiden durch etliche Leute / so Rogerius im Krieg gefangen bekommen.

In Franckreich ist die Wissenschafft / nach Herrn de Serres Zeugniß / zu Zeiten Caroli Octavi ankommen / als er seinen Kriegs-Zug Anno 1394. in das Neapolitanische Königreich verrichtet / und theils von seinem Adel den Reichthum dieses Seidenhandels vermerckt / und den Lust darzu / in ihr Vatterland mitgebracht hatten / ists von ihnen / nach geendetem Italiänischen Kriegswesen / auf Napoli geschickt / etliche weisse junge Maulbeerbäum daselbst abgeholt / und erstlich in Provence, wo es mit Dauphinè gräntzet / gepflantzet / und von einer Gegend in die andere gebracht worden. Von dannen ist es in Holland kommen / und sagt / daß die Hertzogin von Arscott zu Leiden aus der Seidenwürmer-Gespünst / die sie selbst gehabt / Kleider für sich und ihr Frauenzimmer / mit Jedermans Verwunderung / machen lassen. Der Unterscheid ist allein / daß man an einem Ort früher / an dem andern später / die Seiden-Arbeit anfangen kan; was aber hat das zu bedeuten / wann gleich die Zeit nach des Gewitters würmerer oder kühlerer Constitution, unterschieden / so nur der Gewinn einerley und gleich einträglich sich einstellet.

Henricus IV. der tapffere Kriegsheld / hat diese Wissenschafft in Franckreich wiederum erneuret / und unserm Herrn Oliveur de Serres (des fürtrefflichen Historici Jean de Serres Brudern) die Commission gegeben / die Maulbeerbäume weiter in Franckreich zu pflantzen / so er auch mit solchem Fleiß gethan / daß Anno 1601. in die 15 biß 20000. solche Bäume nach Pariß in die Gärten des Tuilleriers gesetzt / und mit gutem Glück aufgebracht worden; darauf hat der König Anno 1602. durch gewisse Commissarien / mit den Kauffleuten tractiren / und einen Seidenhandel also aufrichten lassen / damit sein gantzes Königreich dessen geniessen könte / zu dem Ende er zu Pariß / Orleans / Tours und Lyon / Befehl ertheilet / allenthalben Maulbeeräume zu zügeln. Und sagt Herr de Serres. daß sey so glücklich von statten gangen / daß er hoffe / Franckreich würde in kurtzer Zeit über vier Millionen Gold ersparen können / die sie jährlich / um Erkauffung der seidenen Wahren / an fremde ausländische Ort spendiren müssen. Und habe Monſ. Santot 1603. zu Pariß die ersten Werckstätte / Seiden zu verfertigen und zu wircken / allda angestellet / wie es der berühmte Historicus Thuanus lib. 129. bezeuget.

Und wie die Æmulation sonderlich in so nutzbaren und Geld-eintragenden Wirthschafften sich bald einfindet; also ist / meines Erachtens / aus unsern Teutschen Fürsten der erste gewesen Fridericus Hertzog zu Würtenberg / ein Lobwürdiger und Tugendsamer Fürst / der in seinem Land die Maulbeerbäume pflantzen / und Seidenwürm-Häuser und Werckstätte aufrichten lassen / welches so guten Fortgang genommen / daß es die jenigen selbst für eine nutzbare Anstalt halten müssen / die es Anfänglich / aus Meynung / unser Teutschland wäre zu kalt / starck wiederrathen haben. In unsern Oesterreichischen Erb-Ländern ist es (so viel ich weiß) anfangs von denen Hochlöblichen Liechtensteinischen Fürsten angefangen / und endlich vor wenig Jahren auch die Seiden-Compagnia aufgerichtet worden; darzu GOtt ferner seinen Segen geben wolle.

CAP. III.

Daß der Landesfürsten Anreitzungen und Exempel/viel zur Besserung ihrer Länder beytragen könne.

Weil nun König Heinrich der Grosse in Franckreich mit der von ihm eingeführten Seiden-Arbeit so viel Nutzen geschafft/so viel Gelds im Land behalten/das man sonst/ um fremde Wahren/in Italia und andere Ort schicken müssen/auch beynebens so ein gutes Mittel erfunden / daß man Armer / Alter Lahmer und Krüppel/auch vieler Wittwen und Waisen Dienst also gebrauchen können/daß sie sich von ihrer Hände Arbeit (eben zu der Zeit vor dem Schnitt und Korn-Erndte / da es sonst wenig Arbeit anderwärts gibt) ehrlich ernähren/und also des Bettlens sich enthalten könten; hat der itzt-regierende König in Franckreich Ludovicus XIV. dieses Seidewesen wieder auf das neue erhebt und befördert/mit ausdrücklichem Befehl/ solches auf alle mögliche Weise / sonderlich in der Königlichen Hauptstadt Pariß/und in den benachbarten Ländern/so viel menschlich und möglich / fortzusetzen/ und die Weise und Art dieses gantzen Gewerbes und Kauffhandels/vollkommentlich und accurate heraus zu geben und mitzutheilen. Diesen Befehl hat vollzogen Herr Isnard in seinem publicirten Tractätlein/ dessen Titul ist / kurtze und gründliche Unterweisung/ wie die weissen Maulbeerbaum in diesen Landen / auf unterschiedliche Weise/zu Erzüglung der Seidenwürmen/ dem allgemeinen Wesen zum besten / sollen gepflantzet werden; samt einem ausführlichen Bericht/wie die Seidenwürm ernähret/rc. allermassen es im vorigen Capitel schon angeführet / und hernach diß Büchlein Anno 1669. zu Wien ins Teutsche gebracht / und daselbst gedruckt worden. Wie solches theils auch Henricus Oldenburgius, der Königlichen Societät in Engelland Secretarius, in Actis Philosophicis, des sechszehenhundert biß neun und sechzigsten Jahrs inclusive, bezeuget. Und/die Warheit zu bekennen / so lang sich nur Privatpersonen um dieses Werck annehmen/ wird nichts rechtschaffenes daraus zu hoffen und zu erwarten seyn / wann nicht unser Allergnädigster Herr und Landsfürst selbst solches unterstützet befördert und gängig macht. Es hat sich anfänglich in Franckreich auch lang gesperret/und wäre wol gar verblieben/wann nicht der berühmte Henricus die Seiden-Manufactur, auch wider die Meynung des Duc de Sully, sonst seines Favoriten/ durch seine eigene unmittelbare Obsicht / in sein Königreich eingeführt hätte/wie die Memoires desselben Hertzogens vermelden. Auch ist bekandt (sagt der Author Anonymus des Tractätleins: Oesterreich über alles / wann es nur will) wie der grosse Churfürst Maximilian in Bäyern solches angegriffen/ (als keine Rhetorica der Welt/bey ihne/Gutheissung des weissen Bier-Regals verfangen wolte) und welcher massen Er durchgedrungen/daß es noch biß auf den heutigen Tage/ mit reichem Einkommen und sehr erträglicher Nutzung/von der Churfürstlichen Hof-Cammer genossen wird. Und ist zwar der Seidenhandel ein solches Gewerbe/ dessen sich kein grosser Fürst schämen/ sondern vielmehr erfreuen soll / wann er dieses Lob erworben/ daß man sagen kan / das Vatterland sey durch seinen Fleiß erhoben und aufgebracht worden. Zeilerus, Klockius und andere sagen/der König in Spanien bekomme alle Jahr allein von den Maulbeerblättern/mit welchen die Seidenwürm erhalten werden/zu Granata 30000 Cronen zum Zoll. Wie denn Nonius in Hispania cap. 22. schreibet mit diesen Worten: Planities Granatensis ex solis Mori arboris foliis, quibus bombyces vescuntur, præter multas serici libras, triginta millia Coronatorum quotannis in vectigal Regium infert. Und wann man die vornehme Städt in Italien Genua, Napoli, Milano und dergleichen/ fragen solte/würde ein ansehnlicher und grosser Profit heraus kommen/den sie von diesem Seidenhandel aufheben/und zurücke legen.

CAP. IV.

Wie das Land zu den Seidenwürmern müsse beschaffen seyn.

Ich hätte wol allhier schöne Gelegenheit/meines geliebten Vatterlandes Oesterreich Lob heraus zu streichen/wenn ich mich nicht erinnerte/daß man mir einstreuen möchte/hat es doch Niemand jemals geschändet/also solches auch meines Encomii unbedürfftig sey/welches dann die Warheit / jedoch halte ich dafür/daß an denen Orten unsers Vatterlands/wo es so schöne und köstliche Weingebürge/fruchtbaren Boden/ und schön temperirtes Gewitter gibt / nicht allein die weissen Maulbeerbäume (welches schon der Augenschein durch die Erfahrung bestättiget) sondern auch die Seiden-Arbeit so wol und glücklich solte gut thun / daß nicht allein das Land reichlich damit versehen seyn / sondern auch ein guter Uberschuß und nicht geringer Gewinn dem Land zuwachsen solte.

Herr de Serres ist der Meynung/ daß / wo nur die weissen Maulbeerbäume aufzubringen / man die Seidenwürme wol halten könne; diese Arbeit ist auch darum desto erwünschter/weil dardurch keine grosse Feld-Arbeit verhindert wird / indem diese Seidengeschäffte auf das meiste im Majo / Junio und Julio verrichtet sind/da die Leute ohne diß nicht viel zu thun / daher auch viel leichter zu bekommen und zu besolden seyen. Zudem bedarff diese Arbeit mehr Sauberkeit und Geschicklichkeit/als grosse Stärcke/also/daß auch alte erlebte Leute/ junge Knaben und Mägdlein/und sonst Dürfftige / die wenig zu leben haben/wol können dazu gebraucht/demnach/neben dem grossen Nutzen/auch ein treffliches Allmosen kan abgelegt werden; also/daß man überall/wo nur weisse Maulbeerbäume wachsen / das Seidenwesen anstellen kan/und hat wenig auf sich/daß es an einem Ort später oder früher geschiehet/wann man nur seinen

Zweck damit erreichen/ und den Nutzen davon erheben kan.

Wer hätte zu Cornelii Taciti Zeit sagen dörffen/ Teutschland werde einmal mit so grossen unnutzbaren Weingebürgen beseeliget werden? Wer hätte für etlich hundert Jahren geglaubt/ daß so viel ausländische Thiere/seltzame fremde Gewächse und Blumen/aus den fernesten Indianischen Provinzen nicht allein überbracht werden/ sondern auch einheimisch/ also unserer Lufft und Grundes gewohnen solten/ daß sie jetzo fast in allen Mayerhöfen und Gärten häuffig zu finden sind; und weil diese Monat über / darinnen man mit den Seidenwürmern beschäfftiget ist / fast die gelindesten und temperirtesten im Jahr sind / auch die Hitz diesen Thierlein nicht zuwider/wann sie nur vor den Sonnenstrahlen bedecket / und sie von der Lufft angewehet und erfrischet werden / als kan man auch diese Arbeit desto getröster angreiffen und ausführen.

CAP. V.

Von den Maulbeerbäumen insgemein.

EHe wir gar zur Natur/ Art und Wartung der Seidenwürme schreiten/und so wol alle Umstände dabey/als auch derselbigen Nutzung betrachten/ wollen wir vorhero um deren Unterhaltung und Magazin uns bekümmern/ denn ungereimt scheinet/einen Gast in ein ödes Hause beherbergen wollen / und diese kleine Spinnerinnen und Pallas-Kinder vorher eine gute Kuchen und vollen Kropff haben müssen/ ehe sie den Lust zur Arbeit bekommen; und die Soldaten sind viel muthiger ihren Feldzug anzutretten/ und dem Feind unter Augen zu ziehen / wann sie vorher wol armirt/mit aller Nothdurfft versehen/ und mit einem guten behäglichen Winter-Quartier / sonderlich aber mit einem erklecklichen Magazin, der Feldzug über/versorgt werden. Von den schwartzen / und in unsern Gärten gemeinen Maulbeerbäumen / ist allbereit in unsern Gartenbüchern gedacht worden / daher unvonnöthen/verdrießliche Wiederhohlungẽ zu machen. Was die Frucht anlangt / kan niemand laugnen/daß sie die weissen/so wol an der Grösse/als auch an der Lieblichkeit und Gebrauch in der Artzney weit übertreffen; was aber die Zärtigkeit der Blätter und Nutzung des Seidenhandels betrifft/auch daß sie in der Artzney in gewissen Fällen dienlich sind/ mögen sie dißfalls den schwartzen wol mit gutem Recht/wo nicht vorgezogen / doch gleich geschätzet seyn; sie treiben alle spat / und erst wann keine Kälte mehr zu gewarten ist; die schwartzen haben grosse harte dunckelgrüne/ die weissen aber linde liechtgrüne Blätter/ auch ein weissere Rinden.

Die weissen Maulbeer / theilet Herr de Serres wieder in dreyerley Arten / die theils weisse/theils rothe und schwartze Früchte bringen/doch weil sie alle einerley Sorten Blätter haben/werden sie auch weiß genennet/ die Frucht ist klein und ungeschmack. Die schwartzen grossen Maulbeer-Blätter machen grobe / starcke und schwehre Seiden / die weissen aber zarten und subtile/ Seidenwürme an vielen Orten von des schwartzen Maulbeerbaums Blättern allein unterhalten werden; wo man aber neue Bäume ziegeln muß / ist zu diesem Werck allweg besser und rathsamer / weisse Maulbeer zu pflantzen/denn sie wachsen leichter/und in zwey Jahren mehr / als die schwartzen in fünffen oder sechsen; so schlagen auch die weissen um ein paar Wochen eher aus als die schwartzen/welches auch einen Vortheil bringt/ diese Arbeit desto eher anzufangen / damit sie vor der grossen einfallenden Hitze möge zu Ende kommen.

So ist auch den weissen diß viel bequemer / als an den schwartzen gemeinen / daß diese das Stutzen und Stümmeln des Laubs hart leiden / und ihre Fruchtbarkeit darüber verlieren/ oder doch sehr verringern; jene aber solches wenig achten / zudem auch mit einem geringern Grunde vorlieb nehmen / und leichter bekleiben. Unter den weissen Maulbeerbäumen halten etliche diese für die besten / die mit den Blättern den andern weissen Frucht-bringenden Bäumen ähnlich / mit der Frucht aber (ausser daß sie kleiner sind) den gemeinen schwartzen Maulbeeren nacharten / daher sie auch um diese am meisten sich bewerben. Andere aber halten diese / so weisse Frucht tragen/zu diesen Handel / für die edlesten/angesehen / daß auch die Hüner und Schwein die schwartzen und rothen Beerlein/ dieser so genannten weissen Maulbeer-Bäume / nicht anrühren / so lang sie die weissen Beer haben und finden können.

CAP. VI.

Von dem weissen Maulbeerbaum insonderheit.

WEil zu dem Seidenhandel der weisse Maulbeerbaum/wegen angezeigter Ursachen / am dienlichsten / als ist er auch vor allen andern billich zu erwählen/und den andern fürzuziehen / bedarff geringern Grund / wächset eher und geschwinder/ und ist an der Dauerhafftigkeit / den gemeinen schwartzen weit vorzusetzen. Das Wienerische Büchlein sagt aus dem Frantzösischen / da sie ihres hohen Alters halber schier mit keinem Baum zu vergleichen; massen man in Italia und Franckreich Bäume finde / so alt daß es unmöglich/ihren Anfang und erste Zeit zu gedencken. So bekräfftigen auch dieses die alten und grossen Bäume/ die noch heutiges Tages grünen/und doch über 100. Jahr gehalten werden / und dennoch nicht veralten wollen/ und so viel diese Bäume grösser und älter werden/um so viel ist das Laub besser und nahrhaffter für die Seidenwürme; so sind sie auch überaus dauerhafftig / die weder dem Donner und Blitz (wie derselbe Author meldet) also auch keiner Gefahr noch Ungemach unterworffen sind / zudem auch von den Würmen unangegriffen bleiben.

Man findet diese Bäume an etlichen Orten so hoch und groß / daß sie den Nüst und Alberbäumen zu vergleichen/auch ihr Holtz den Tischlern/Wagnern und zu

andere

anderer Holtz-Arbeit sehr gut und brauchbar / in den Wassergebäuenaber / dem Eychbaum selbsten nichts nachgeben/zugeschweigen / daß auch die Rinden selbst/ als wie der Flachs oder Hanff/kan gereitzet / ausgearbeitet/gesponnen und gewircket werden / wie zu Ende dieses Buchs ausführlich / aus dem Herꝛn de Serres, soll angezogen und erwiesen werden. So ist auch verwundersam/wie das Wienerische Büchlein sagt / daß diese Bäume so edel / daß sie kein unreines Thierlein oder vergifften Wurm/welche doch an den meisten andern Bäumen/zu deren Verderb/sich aufhalten/gedulten mögen.Ich halte dafür/sagt selbiger Author/ es sey dieses die Ursach/daß die Natur den Seidenwürmern welche unter allen Gewürm die edlesten sind / und nicht allein kein Gifft in sich haben / sondern auch das geringsteniche leiden können/diesen Baum zur Nahrung sonderbar vorbehalten; dann so dem nicht also wäre/warum solten die Rauppen / die keines Baums verschonē/ sondern alles Laub verwüsten / nicht auch diese/welches besser und zärter / auch von allem Viehe lieber als kein anders gefressen wird / nicht auch angreiffen ? Ist also spricht er gantz gewiß/daß nie einige Rauppen/Spinnen Vipern/Nattern / oder dergleichen schädliches Ungezieffer sey an einem Maulbeerbaum gesehen oder gefunden worden.

Zur Seidenwürme-Speise / soll der weisse Maulbeerbaum um vier Ursachen willen (wie das Wienerische Büchlein bezeuget) den schwartzen vorgezogen wer den; die erste ist/ daß ihre Blätter viel zärter/ und den Seidenwürmern angenehmer sind / als die von den gemeinen schwartzen ; zum andern / daß ihr Laub um vierzehen Tage früher herfür kommet / als das andere/welches auch nothwendig ist/damit die Seidēwürm/gleich anfangs des Frühlings / mögen auferzogen/und noch vor der grossen einfallenden Hitz gegen S. Johannis ihre Arbeit zu Ende gebracht und vollführet werden ; zum dritten / daß die weissen Maulbeerbäume um viel eher/und auf jeglichen Grund und Boden/wohin man sie pflantzen will / gerathen/auch von dem vielfältigen Abstutzen und Ablauben nicht so leichtlich verderben/ wie die schwartzen ; zum vierdten/daß die Seidenwürme / so von solchem Laub ernähret und aufgebracht werden/viel eine subtilere / bessere und feinere Seiden davon spinnen ; hingegen die von dem schwartzen Laub herkömmet/etwas gröber und ungeschlachter scheinet ; ist auch ein absonderliches Privilegium von Gott und der Natur diesen Bäumen ertheilet / daß kein vergiffter Wurm oder unreines Geschmeiß darauf kommet / wie bey andern Bäumen/als Ulmen / Eychen / Linden und dergleichen/gefunden werden / und dieselben verderben und abfressen / also daß dieser Baum den edlen und unschuldigen auch von allem Gifft entferneten Seidenwürmen zur Nahrung vorbehalten und gleichsam salvaguardirt werde.

Es ist auch denckwürdig / was Herꝛ Dümler von den weissen Maulbeerbäumen vermeldet/ daß wann er anfängt auszuschlagen/er so schnell wachse/daß offtmals in einer Nacht seine Blätter gleichsam mit einem Geräusche / herfür stossen/ daß er des andern Tages schön bekleidet und belaubet sich darstellet; wann dem also ist/ so möchte man wol sagen / das Sprichwort sey wahr/ daß man höre das Gras wachsen. Das ist aber wahr/ gleich wie dem gemeinen schwartzen Baum das Stümmlen und Behauung der Aeste sehr schädlich / also ist es diesen nicht verfänglich/ sondern vielmehr nutzlich / wie bald folgen wird.

CAP. VII.

Vom Nutzen des weissen Maulbeerbaums.

Der erste Nutzen ist / daß man dem Baum mit Stümmlung und Behauung der Aeste keinen Schaden zufüget/und weil man allein die Blätter / oder das Laub zu Unterhalt der Würme braucht/ kan man aus den Aesten der Rinden zur Gespunst (davon am Ende dieses Buchs) oder Leinwath / das Holtz aber Bürdelweiß zusammen hacken und binden / und sich ohne Schaden und Verderbung des Baums/den Winter über / mit Bürdeln und Brennholtz versehen/ oder das glatteste und gröste zu anderer Holtz-Arbeit/ zur Tischler/Drechsler / Wagner und anderer dergleichen Sachen/ auch gar zum Wasser-Geaău / so gut als das Eychenholtz/nützlich gebrauchen.Und weil das Gemüthe allzeit dem Leibe billich vorgehet ; also ist der Maulbeerbaum billich für ein lebendiges Emplema prudentiæ anzusehen/ indem er seine rechte Zeit in Obacht nimmt / sich von dem frühen noch zur Unzeit strahlenden Sonnenschein (wie alle andere Bäume es mit ihrem grossen Schaden und Verderb offtmals erfahren)nicht heraus locken lässet. sondern weißlich der rechten Zeit erwartet / wann das frostige Wetter/und die kalten Reiffe gantz und gar den Frühling beurlaubet und quittirt haben/alsdann erst fängt er an seine Knospen aufzuschwellen/und mit seinen grünen Blättern die Welt/als ein gewisses unfehlbares Zeichen der vorübergangenen Kälte/zu erfreuen: Daß wir daraus lernen können/vorsichtig zu leben/den lachenden anreitzenden Glück nicht leichtlich zu trauen / all sein Thun und Lassen also einzurichten und anzustellen / damit wir das feindseelige non putaram zu seuffzen nicht gezwungen seyn möchten.

Drittens ist / wie Monſ. Isnard im gedachten verteutschten Büchlein sagt/dieses wol zu beobachten/ daß ein einiger grosser Baum/ohne Erleidung einiges Schadens/mit seinem Laub erklecket / so viel Seidenwürm/ als aus einem gantzen Loth Eyerlein oder Körnlein ausschlieffen/zu ernähren/ aus welchen wann nur der halbe Theil gerathen solte / würde es jedoch von sechs biß zu sieben Pfund Seiden bringen / und das Pfund könnte um fünff Gulden verkaufft werden / wie dessen Warheit in allen Provintzen/ da man mit Seiden-Wircken umgehet/klärlich erhellet; und obwoln bißweilen / wegen unbequemer Zeitbewandtnis/ dieses Einkommen fehlet / als wann durch die Kälte und Regenwetter die Blätter verderben / oder wann sonst eine Seuche unter diesen Würmlein grassiret/oder daß sie durch anders Unglück oder Unfürsichtigkeit zu Grunde gehen / daß nichts oder doch gar wenig von ihnen zu erwarten ; so ist es doch gar gewiß/wann ein gutes Wetter / gedeyliche Art der Wärme/ihre gute Wartung und Versor-

gnug zusammen kommen / daß man von einer Untz Eyern/biß in zehen und mehr Pfund/wie Herr de Serres meldet/zu hoffen/daher gleich wie ein Bauersmann oder Weinhauer/wegen eines Schauers/eines grossen Schnees/eines Reiffs oder Hagelwetter/ der sich in einem Jahr etwa begibt / gantz unweißlich thät / den Feldbau darrum gar zu verreden/ als muß auch sich ein weiser Haußvatter eines Jahrs Widerwärtigkeit nicht abschrecken lassen/gar davon die Hand abzuziehen/ weil andere Jahr wieder reichlich bezahlen / was in einem versaumt worden.

Nicht weniger sind in der Wirthschafft die Blätter / zu Fütterung und Mastung des Viehes / sehr nützlich / weil sie überbrühet und mit Kleyen vermenget / den jungen Brühe-Färfflein eine gute Mast geben/auch die Hüner / und fast alles Geflügel / ihnen sehr nachgehen/und sich mit Lust / mit ihren Beerlein/ speisen.

So haben sie auch nicht weniger in der Artzney diese Tugend/daß sie des Mundes/Halses und des Schlundes inflammationen und Versehrungen lindern / das faulende und schwürige Zahnfleisch mit Zucker-Rosat vermischt gantz ausheilen/ müssen aber darzu / ehe sie noch gantz völlig reiff sind/ eingemacht werden. Der Safft davon eingemacht/laxiret den Leib / frühe morgens nüchtern eingenommen. Die Blätter in Essig gesotten und aufgelegt/dienen für den Brand. Von der Rinden und den Blättern der Safft ausgepresst/ und das Maul damit gespühlet / vertreibet die Zahnschmertzen.

Die Wurtzen zur Erndte Zeit eingeschnitten / und eine Gruben herum gemacht/gibt einen Safft von sich/ der sich den nächsten Tag hernach wie ein Gummi erhärtet/welcher zu Zahnschmertzen dienlich / die Geschwulsten zertreibt/und den Leib reiniget / wie Dioscorides lib. 1. cap. 191. bezeuget.

Die unzeitigen Beer gedörrt und gepulvert/sind/in der Speise gebraucht/gut wider den Bauchfluß. Der aus den Blättern gepresste Safft getruncken/ist gut wider Gifft und Spinnenstich. Die dürren Blätter gestossen/und diß Pulver in die bösen Geschwär gesprengt/ heilet dieselbigen.

Die Rinden von der Maulbeerbaum-Wurtzen ist warm und trocken/vom Geschmack bitter/ und hat die Krafft zu reinigen; diese Rinde in Wein gesotten und davon getruncken/ eröffnet die Verstopffungen der Leber und des Miltzes/bewegt den Stulgang/und tödtet die breiten Würm; ist auch denjenigen gut / welche von der gifftigen Wolffswurtz gegessen haben. Die Blätter mit Oel befeuchtet / klein gestossen und übergelegt/löschen den Brand. Item/diese Blätter mit Reblaub und Feigenblättern in Regenwasser gesotten/ schwärtzen das Haar.

CAP. LVIII.

Von Pflantzung der weissen Maulbeerbäume durch die Kerne.

Diese Bäume sind leichtlich aufzubringen / doch kommen sie in einer guten feuchten Erden eher und gedeylicher/ als in einem magern und dürren Grund ; man meynet aber / die Blätter / aus magern Gründen / nähren besser / wann sie nur an der Sonnen stehen ; darum ist unnöthig / daß man ihnen guten Grunde (den man/zu Anbauung des Getreydes/ brauchen kan/ eingebe/ sie nehmen schon mit schlechtern vor lieb/wann die Erden nur mittelmässig/mehr trocken als feucht / mehr leicht und schwer/ und mehr sandicht als laimicht ist.

Diese Bäume aber/durch den Saamen / aufzubringen / muß es in einer Pflantz-Schul / die vor den Mitternächtigen Winden versichert ist/geschehen; der Grund muß wol umgegraben/und klein durch Rechen geläutert/auch mit der Dung/zugerichtet werden; wiewol ich der Meynung bin / daß es schier rathsamer/ die Dunge anfangs gantz sparsamlich zu brauchen/ daß sie künfftig bey der Versetzung/ mit einem bessern Grund möchten versehen / und also stets bey aller Umwechslung etwas bessers/an statt eines schlechtern / erlangen/ möchten; denn wann der erste Grund so fett und gut/ und die Pflantzen von dannen in einen mageren Grunde kommen/ist zu förchten/sie bleiben stecken / da hingegen die Veränderung von einem geringen in ein bessers/ an dem Gedeyen gantz nicht zu zweiffeln / wie allbereit oben in den Garten-Büchern auch Anregung gethan worden.

Die Kern müssen über Nacht in Wasser weichen/ unter kleine Dung oder zarten Grunde gemenget/ und ihr ziemlich erhabenes Bette gesäet werden / man mag das Wasser wol gar mit Dung vermischen / daß der Saamen darinnen etwas aufgeschwelle/so bringt er seine Fettigkeit mit in die Erden / und nimmt hernach mit einem mangern Grunde desto leichter vorlieb.

Nach der Saat muß man den Saamen wiederum mit gutem kleinen Grunde bedecken / und weiter weder mit dem Rechen noch der Hauen im Bettlein viel umwühlen oder hacken lassen/und diese Arbeit kan man im Frühling oder Herbst thun / geschiehet aber das letzte; muß es noch vor Anbruch des Herbstes/ im Julio oder im Augusto/weil es noch gut Wetter hat/ vorgenommen seyn/sonst wo es zu spat vorgenommen wird/können die zarten erst aufgehenden Pflantzlein die strenge Winters-Kälte hart überstehen/man muß sie demnach den ersten Winter durch also verdecken / daß sie gleichwol ein wenig Lufft haben/und bey gelindem Wetter mögen aufgehüllet werden.

Die Saat-Zeit soll im abnehmenden Monden im letzten Viertel geschehen / so wurtzen sie desto kräfftiger ein / und werden dauerhafftiger; die Bette sollen eines Schuhe hoch/und nicht breiter seyn / als daß man von beeden Seiten mit der Hand leicht über die Mitte gelangen/und sie mit Sprützen und Jetten desto bequemlicher versehen kan. Die sicherste Zeit / diese Kerne zu säen/ist im Frühling/so bald man in die Erde kan / und mag man sie/so lang es reiffet und Nachtfröste hat/ wol bedecken / und allein bey schönem Wetter offen lassen/ biß die Kälte gantz vergangen / dann wird die Decke hinweg gethan.

CAP. IX.

Wie die Kern zu sammlen zur Maulbeer-Saat.

MAn muß die Maulbeer/ welche so zeitig sind/ daß sie selbst vom Baum abfallen / zum Saamen erwählen. Isnardus in seinem Tractätlein will/ man soll von den Bäumen/ die dasselbe oder das vorige Jahr sind abgelaubet worden/ keinen Saamen nehmen/ weil sie nicht so tauglich sind; und dieser hält die weissen Maulbeerbäume/ die schwartzlichte Beer tragen/ für die besten/ weil ihr Saame kräfftiger / und auch ihr Laub den Würmern nützlicher seyn solle.

Etliche thun die Maulbeer / so bald sie abgefallen/ nur gleich in ein Wasser/ reiben und zerdrucken sie mit den Händen/ giessen das Wasser weg / und wiederhohlens biß sie rein sind/ trocknen sie im Schatten ab/ und behaltens also. Vorgedachter Author sagt auch/ man solle acht haben auf die Schwein oder Hunde / welche offt unter den Maulbeerbäumen sich einfinden/ und die Beer essen/ deren Koth soll man aufheben / und in die Erden säen/ durch welches Mittel hernach / sagt er/ so schöne junge Maulbeerbäumlein hervor wachsen / als man von denen mit allem Fleiß gesauberten Kernlein hätte hoffen mögen / diß thut man im Heumonat / vermischt selbiges Koth mit frischer kühler Erden/ und säet sie also an. Theils reiben die zeitigen Maulbeer an einem härenen Strick wol an/ und fein dünn nacheinander/ graben solchen nicht zu tief in die Erden nach der Länge und warten ihnen mit allem Fleiß / nach Nothdurfft der Zeiten/ wie sich gebühret.

Die Maulbeer haben nicht alle Kern / darum muß man dieselben nehmen/ die vollkommen reiff und zeitig sind/ und im Wasser zu Boden sincken. Daher soll man den Baum sachte schütteln / damit nur das reiffeste auf leinene Tücher/ die unter dem Baum gebreitet liegen sollen/ herab falle/ und dieses aus zweyen Ursachen/ daß kein Sand oder Staub darunter komme/ und zum andern / daß die Kern/ durch das Aufdörren / müssen reiffer / und/ so viel möglich / nicht zerdruckt werden/ denn man legt sie in dem Tuch auf ein Brett oder Laden/ setzt es auf einen Boden / und läst sie allda fünff oder sechs Tage stehen/ biß durch das Dörren die Kern gäntzlich zeitigen / müssen auch / wann sie dick aufeinander liegen / alle Tage einmal aufgerührt werden / damit sie nicht etwan erhitzen / und dann anheben zu faulen. Nach dem legt man sie in ein Wasser/ daraus sie in ein sauber leinwathes Säcklein / oder wol in ein härenes Sieb gethan / und mit den Händen / damit die Körner sich abledigen/ durcheinander gerieben werden/ und diß thut man mit frischem Wasser/ und einem andern Säcklein zum andernmal also. Hernach werden sie in Schaff Wasser gelegt/ und die zu Boden fallende Kern davon abgesondert / was aber übersich schwimmet/ wird weggeworffen. Man legt sie nicht länger als eine Stund an die Sonne / nur biß sie trocken werden/ rührt sie bißweilen mit der Hand / und so bald sie trocken werden/ hebt man sie auf an einen temperirten Ort/ biß zur Saat. Man mag auch den Saamen von den grossen Garten Maulbeeren sammlen/ und solchen ansäen / so kan man auf die junge Bäumlein hernach weisse Maulbeerzweiglein peltzen/ und also seinen Grund beräuchern. Denn diese Bäume erlangen gar ein hohes Alter / sind keiner Gefahr des Ungewitters unterworffen/ und je älter sie werden / je gesünder und nahrhaffter wird das Laub für die Würme gehalten / wird auch von den Ruppen nicht angegriffen und gefressen.

Wer Saamen von Paris oder Venedig und andern Orten/ da sie verkaufft werden/ will bringen lassen/ der muß ihm lassen für ihre Güte einsprechen/ sonst wird er leichtlich betrogen; die Güte aber erkennet man/ wann man sie in ein Geschirr voll Wassers wirfft / je besser sie sind/ je eher sie zu Grunde fallen/ und was innerhalb zwo oder drey Stunden nicht zu Boden liegt / sondern schwimmt / ist unnütz und böse. Die Erkauffung dieses Saamen kan wol durch Kauffleute/ die an dieselben Ort die Handlung führen/ oder den Wechsel richten/ bey ihren daselbst wohnenden Bekandten und guten Freunden bestellet werden / weil die weissen Maulbeerbäume die schwärtzlichte Frucht tragen / bey uns gar seltsam/ und sonst schwerlich zu bekommen sind.

CAP. X.

Wie die jungen Pflantzen zu versetzen.

IN den Actis Philosophicis der Königlichen Gesellschafft in Engelland/ die vom Herrn Henrich Oldenburg/ wolbesagter Gesellschafft Secretario heraus gegeben von Anno 1665. biß 1669. inclusivè gehandelt/ 1675. zu Leipzig sind gedruckt worden/ fol. 152 stehet: Daß die Jnwohner des Landes Virginia mit den Maulbeerkernen gantze Aecker besäen / hernach solche mit einer Scheer stutzen/ und in 2 oder drey Jahren nie übersich wachsen lassen/ so sollen sie hernach sehr wol gedeyen. Dieselben Länder aber sind wegen des temperirten Gewitters und trefflichen Grundes/ unsern Europæischen Ländern weit vorzuziehen; daher bey uns die Nothdurfft erfordert / sie um so viel geschlachter und zarter zu machen/ die jungen Bäumlein umzusetzen; von welchem der Frantzösische zu Wien ins Teutsche versetzte Author also meldet: Man soll/ in Versetzung der Pflantzen/ zweyerley beobachten/ das erste ist/ daß sie verwahret/ so wol von schädlichen Thieren/ als auch der Nordischen Lufft unangefochten seyen; das andere/ daß sie ohne Gesellschafft anderer Gewächse allein ihren Platz behaupten mögen. Man macht zu ihrem Stande lange gerade Gruben oder Furchen zwey Schuhe breit und eines Schuhes tief / darein setzt man sie anderthalb oder gar zwey Schuhe voneinander/ damit die Wurtzeln nicht gehindert sind/ wann sie einander berühren / und ihnen auch der nothwendige Nahrungs-Safft/ durch allzunahe und verdrießliche Nachbarschafft / nicht entzogen werde; wann man die Erde wieder zufüllet / mag

man um jedwedern ein kleines umher gehendes Gräblein unausgefüllet lassen/ damit sie die Feuchtigkeit leichter an sich ziehen und behalten können / eher man sie setzet/ werden alle Schößlein/ die auf zwey oder drey zwerch Finger von der Erden stehen/ mit einem scharffen Messer glatt abgeschnitten / doch ein wenig nach der Zwerch.

Das Giessen hat man in feuchten Gründen unvonnöthen/ doch ist der Boden trocken/ muß man sonderbare Behutsamkeit darzu gebrauchen/ daß weder zu viel/ noch zu wenig/ und alles zu rechter Zeit (davon in den Gartenbüchern genug vermeldet) geschehe. Was im Herbst versetzt wird / mag man den Winter durch mit Laub und Tannengras / oder wol auch mit kleinem Mist bedecken und beschütten. (Die Wege zwischen der Bette sollen wenigst so weit voneinander stehen / daß man gelegensam/ ohne Zertrettung der jungen Pfläntzlein/ (wegen des offt-benöthigten Giessens und Jettens/ sollen die Furchen/ darein diese Bäumlein versetzt worden/ wenigst 3 Schuhe voneinander abgesondert seyn) durch dieselben gehen möge. Zudem muß man auch diese ihre Bettlein (wie besagter Author will dreymal im Jahr/ nicht gar zu tief mit kleinen Hauen und Krampen umhacken/ und acht haben / die Wurtzen mit unbescheidenem Eingriff nicht zu verletzen.

Im Begiessen muß kein Wasser auf den Betten stehen bleiben/ weil dardurch der Wurtzen Fäulung verursachet würde. Im Frühling werden diese Bäumlein Jährlich mit Beschneiden ausgeputzt ; wann sie mehr Stämmlein antreiben/ wird allein das gröste/ stärckeste schöneste zum Haupt-Stamm gelassen / und die übrigen bey der Wurtzen glatt abgeschnitten / und welche von der Kälte an Spitzen gefrört sind/ müssen gleichesfalls abgenommen werden / und diß thut man so lang/ biß die Stämmlein ohngefähr bey sechs Schuhe hoch aufgeschossen / kan man ihnen sodann mit gelinder und zärter Aufritzung der ersten und äussersten Rinden/ auch zu der Dicken helffen / damit man sie desto eher an die jenige Stelle versetzen möge / wo sie ihre beständige Herberge haben sollen.

Müsten sie aber/ wie besagter Author vermahnet/ in einem Wald/ darinnen Wildpret ist / gesetzt seyn/ muß man die Stämme so hoch schneiden / daß sie kein Wild mit Hinaufklettern erreichen kan/ weil alle Thiere grosse Begierde haben / das Maulbeer-Laub zu essen.

CAP. XI.

Wie sie ferner an ihren bleiblichen Ort zu bringen.

Billich soll man allzeit eine Baum- oder Zucht-Schul von diesen Bäumlein im Vorrath haben/ in denen man die weit voneinander gesetzte Bäumlein / mit Wiedereinlegung neuer Zweige vermehren/ und damit desto eher Unterhalt für die Würme haben kan; weil dann diese junge Pflantzen wenig Laub geben / muß man ihr desto mehr pflantzen/ damit an nothwendiger Nahrung nichts gebreche. Wiewol die Blätter/ so an der Sonnen stehen / viel besser sind/ als an schattichten Orten wachsen/ auch die von alten Bäumen besser/ gesunder und kräfftiger/ als die von den jungen/ doch kan man der grossen nicht allwege erwarten/ sondern muß sich (wiewol es ungewisser und waglicher) der Blätter von den jungen Bäumlein bedienen ; von Rechtswegen soll man erst in 7 oder 8 Jahren / anfangen/ die Blätter anzugreiffen/ und den Würmern fürzugeben.

Herr de Serres vermeynt/ ein Hausvatter soll aufs wenigst einen Platz von zwey biß drey tausend Schuhen für die Maulbeerbäume haben / wann er sich dieser Wirthschafft unterfangen will/ weil von wenigern eben gleiche Mühe/ aber sehr ungleicher und geringer Gewinn zu gewarten ist/ daher von Jahr zu Jahr die Maulbeerbäume fleissig zu vermehren / und weil sie gar leichtlich bekleiben/ ist desto mehr Sorg hier anzuwenden/ und ob sie wol in fettem Grunde besser gedeyen/ und mehr Blätter tragen/ werden doch die jenigen Blätter/ so von den Bäumen aus schlechten und magern Gründen kommen/ für besser gehalten ; wie auch die Weingebürge diese Eigenschafft halten / das die steinigten und hohen Gebürge wenigern / aber stärckern/ die fetten und ebenen mehr/ aber nicht so guten Wein zu tragen pflegen.

Keinen wässerigen Grund soll man ihnen geben/ aber Sonnenschein verlangen sie/ denn ob zwar die Würme aus Hunger gezwungen/ alles Laub annehmen müssen/ ist ihnen doch eines besser / als das andere / und was sie nicht gern und mit gutem Appetit essen/ bekommt ihnen auch nicht so wol / werden davon gern aufstössig und kranck / und wird also die Arbeit verdrossen / und der Gewinn gering seyn / und weil die eckele Weise dieses Würmleins zu des Hausvatters Nutzen gereichet/ als soll man sich desto lieber befleissen / ihnen Blätter zu verschaffen / die ihnen beedes angenehm und gesund sind.

Will man nun einen Wald davon machen/ sollen die Bäume in Quincuncem, je einer vier oder fünff Klaffterweit von dem andern gesetzt werden/ nicht allein darum/ daß die Ordnung annehmlicher / sondern auch/ daß die Sonne und Lufft also besser durchdringen/ und einem so wol als dem andern mit ihrer nützlichen Influenz und Erquickung beykommen können ; will mans aber um die Felder / Weisen und dergleichen Gründe herum setzen/ mag man sie gegen Orient/ Mittag und Abends etwas weit/ gegen Mitternacht aber desto dicker setzen / damit sie an den ersten drey Orten nicht zu viel Schatten geben/ an dem letzten aber / nicht allein mit dem Schatten nicht schaden können/ sondern auch die Nordwinde von den Früchten abhalten/ und die Blätter von diesem nach der Reyhe gesetzten Bäumen/ weil sie allenthalben freye Sonn und Lufft haben/ sind weit nützlicher und gedeylicher / als die unordentlich / wie Wälder/ gepflantzet worden/ indem einer dem andern hinderlich ist/ so wol der Sonnen-Strahlen / als auch der durchwebenden Lufft frey zu geniessen.

Herr de Serres vermeynt/ man solle sie um die Korn-Felder in doppelter gleicher Reyhe/ wie einen Spatziergang setzen/ ohngefähr dritthalb Klaffter voneinander/ also / daß sie in der Mitte dem grossen Platz von dem Korn-Feld beschliessen und umringen / so dörffte man im Blätter-sammlen dem Korn mit Zertretten keinen

Schaden thun/ weil diese Arbeit inwendig in den Gängen zwischen den Bäumen / ohne Schaden des Getreydes/kan verrichtet seyn / so müssen auch die in diesen Gängen stehende Bäume/nach der Breiten / nicht parallel gerade ein Baum gegen dem andern über / sondern zwischen zweyen Bäumen auf einer Seiten / wo die Helffte des lähren Spatii ist / können allzeit die auf der andern Zeilen gestellte Bäume gleichsam einen Triangel machen / dadurch sie so wol einander selbst / als auch dem Korn / weniger Schaden und Schatten geben / können auch inwendig in dem Gang mit Umhacken und Dungen / die ersten Jahr über / desto bequemlicher betreuet/und dardurch ihr Wachsthum befördert werden; zudem gibt es einen schönen Spatziergang/ also / daß der Herr desto öffter dahin sich begeben / und selbst/wo eines oder das andere vonnöthen/zusehen und bestellen kan.

Wann der Ort / wohin die Pflantz-Bäume bleiblich versetzt werden/wol verwahrt und vor Einlauff des Viches versichert ist / mag man die Bäume wol um ein paar Jahr eher aus ihrem Pflantz-Bette ausgraben/ wo aber nicht / müssen sie am Stamm so hoch seyn/ daß kein Thier die Blätter erreichen kan. Bey der Ausgrabung/die man im Herbst oder Frühling vornimmt/muß man keine Wurtzeln zerreissen / die Gruben mag man lang vorhero zimlich weit und nicht gar zu tieff zubereiten/schadet aber nicht / wann mans schon tieffer gräbt/ wann nur der Grund wieder mit guter Erden ausgefüllt wird/so mögen die Wurtzeln desto leichter eingreiffen/und sich in dem Grunde befestigen.

Die ersten Jahr ihrer Umsetzung / müssen sie bey warmen Wetter und trockener Zeit täglich zweymal begossen/auch an Pfäle angehefftet seyn/ daß sie die Windes-Stösse nicht verrucken oder krümmen und gar brechen mögen; wo Vieh darzu kan/mag man sie mit Dörnen umwinden; das Reiben des Viehes abzukehren/ nutzet auch sehr / wann man gewisse Vorbotten eines Regenwetters vor Augen hat / daß man die Bäumlein umhauet/ und die Erden umher aufrögelt.

Was die Bäume anlangt / die in den Gründen und an den Wassern wachsen / (sagt Mr. Isnard) wann sie nur an der Sonnen stehen/und den Würmern dennoch zu ihrer Nahrung gut / und nicht verwerfflich; so hat man auch den Vortheil / daß man sie an den Ufern und Gestatten der Wasser dicker kan zusammen setzen / doch also daß ihre Zweige einander nicht berühren / oder die Wurtzen / wann sie zunahe stehen / einer dem andern Hinderung geben mögen/also/je mehr Raum und Platz sie haben / je grösser und geschwinder kommen sie zu Kräfften. Es vermeldet auch besagter Author, daß die Getrayder und Weingebürge nächst an und unter diesen weissen Maulberbäumen / ungeachtet die Erde mager und trocken / und diese Bäume sich sehr ausbreiten/dannoch von ihrem Schatten keinen Schaden nehmen / sondern ihre Frucht reichlich herfür bringen / und wol gerahten. Solches kan (sagt er ferner) nicht allein an unterschiedlichen Orten des Welschlandes/ sondern auch in Franckreich augenscheinlich gesehen werden/allwo die Bäume schier gar kein Erdreich haben/indem sie hart an den Mauren stehen / wenig Grund und die Stämme nahe beysammen / nicht desto weniger schön und trächtig sind/wiewol man sie/ den andern Bäumen gleich/ mit Fleiß und Wartung nie so wol versorget.

CAP. XII.

Vom Gruben und Sencken.

DAs Gruben-Einlegen und Sencken verrichtet man also: Wo die Bäume bey der Wurtzen Nebenschösse austreiben / bieget man dieselben fein sanfft (daß sie nicht brechen) in die Erden/ macht eine Gruben/ legt es ein/ und bedeckts/ und steckt einen Stecken darzu / damit man es nicht unvorsichtig zertretten/es darff über drey oder vier Finger hoch nicht ausgehen/diese Arbeit kan in Herbst / ehe die Kälte anfängt oder auch im Frühling/ wann der Winter aufgehört / für die Hand genommen seyn; wann das Zweiglein übersich austreibt/ mag mans an dem beystehenden Stecken fein säuberlich anbinden/allhier muß man das Begiessen sonderlich nicht sparen / wann es schon ohne diß schön und frech austreibt/die Ansetzung und Einkeimung der Wurtzen damit zu befördern. Von dem Stammen werden sie nicht eher abgelöset / als biß man das andere Jahr versichert ist / daß sie eigene Wurtzen getrieben haben/deßwegen man wol die Erden gemächlich entblössen / und Kundschafft davon einziehen kan/ am besten ist/man lasse sie gar zwey Jahr bey dem Mutter-Stammen bleiben / dann weiter nicht zu besorgen/ daß sie demselben mit allzuvieler Entziehung des Saffts schadē solten/indem sie nunmehr ihre eigene Wurtzen haben/damit sie der Erdē Safft ohne Entgelt der Mutter zu sich ziehen/und desto geschwinder aufwachsen mögen.

Das Sencken und Einlegen der Maulbeer-Zweige geschihet eben auf die Weise / wie man die Bogen von den Reben einzulegen pfleget. Man nimmt im Auswärts/indem der Baum in den Safft tritt/ein Aestlein/ welches (wie das Wienerische Büchlein will) vornen ohngefehr zweyjähriges/und am Ort/ da es abgeschnitten wird / siebenjähriges oder älters Holtz hat / so aber krum und knöpfig seyn muß / damit / wanns nach der Zwerch in die Erden gelegt wird/das junge Holtz gerade übersich wachse / das alte aber sich untersich ausbreite. Diese werden in die Gräfften und Furchen ziemlich tieff eingelegt / daß allein zwey Trag-Aeuglein und Knöpfe heraus blicken.

Ehe man sich aber in die Erden legt / muß man das dickeste Ort / welches in den Grund kommet / gekrümmet/ oder da es sich nicht biegen liesse/ mit einem Messer Creutzweise / auf vier oder fünff zwerch Finger tieff einwärts eingeschnitten / und in die Spalten Korn-oder Habern Aehren gesteckt werden. Die fleissige Begiessung aber muß hierinnen das beste thun / sonst werden sie schwerlich / oder doch gar langsam bekommen. Hierzu muß man alle Umstände in acht nehmen / die bey Einsenckung der Weinreben zu bedencken sind.

CAP. VIII.
Andere Arten / die weissen Maulbeerbäume zu vermehren.

Alle andere Sortens des Peltzens / wie sie auch Namen haben / kan man gleichermassen bey diesen Bäumen gebrauchen/so kommen sie auch dardurch viel eher zu ihrer Vollkommenheit/sonderlich thun sie gut / auf den schwartzen Maulbeeren/ weil diese mehr als andere Bäume um dem Stamm von der Wurtzel anfangen auszuschlagen / kan man sie darauf äugeln / oder auf andere Weise / wie man will / peltzen/ dem Beysatz unten mit Erden beschütten / daß er desto eher eigene Wurtzen erlange/und hernach/wann solches geschehen/weiter/wohin man will/versetzen.

Die Zeit zu äugeln oder zu peltzen / muß auf alle Weise genommen werden/wie oben in dem Baumgarten zur Genüge erwehnet worden; daher unnothwendig / allhier wiederum zu repetiren / dabey allein dieses zu bemercken / daß man so wol die Zweige als die Aeuglein/ nicht von jungen Bäumen/ sondern auch von alten nimmt und abbricht/ die nicht allein fruchtbar / sondern auch das schöneste und zarteste Laub haben / so müssen auch solche nicht inwendig zwischen den dicken Zweigen/ sondern am äussersten und öbersten Theil des Baums/ gegen Morgen oder Mittag/an der Sonen stehend/erwählet und gebrochen werden.

In Summa / dieser nutzbare Baum kan mit Häfelein oder einem Körblein / der entweder in der Mitten ein Loch hat / oder von zweyen Stücken zusammen gesetzt ist/an einen oder mehr schöne Zweige gelegt mit Erden gefüllt / angepfälet/ und also/ biß er einwurtzelt, gelassen werden / nur daß er (so weit der Zweig in dem Geschirr mit Erden bedeckt) ein wenig an der äussern Rinden gescheblet wird; nicht weniger kan er auch durch das ablactiren auf einen nahend stehenden Wildling abgezogen/ eingelegt/ verbunden/ und also vermehrer werden.

CAP. XIV.
Wie die Maulbeerbäume ferner zu warten.

Die Alten sind der Meynung gewesen/der Maulbeerbaum vergleiche sich der Weiden oder dem Felberbaum / der wenigstes alle drey Jahr einmal abzustümmeln. Unser Author aber des Französischen zu Wien verteutschten Büchleins sagt das Widerspiel: Es bezeuge die Erfahrung/daß man keinen alten erwachsenen Maulbeerbaum stümmeln solle / weil es sein Verderben wäre / werde auch kein schöner Maulbeerbaum aus den gestümmelten zu finden seyn. Und weil vor allen dahin zu trachten / daß ein solcher Baum groß wachse / muß mans demnach also anstellen / daß man ihn inwendig von allen unnützen Aesten reinige/alles/was dürr und faul ist / ausputze / ja auch diejenigen Aeste / die zu tieff von dem Stammen/ gegen der Erden sind/abhaue/ damit er schön und Laubreich bleibe.

Das erste Jahr / wann ein solches Bäumlein an seinem bleiblichen Ort eingelogirt ist / werden alle übrige Aeste/biß auf fünff oder sechs der schönesten/abgeschnitten; das folgende Jahr lässet man nur drey der schönesten die gleich gegeneinander über stehen / und dem Baum eine schöne Gestalt geben / und an statt der Haupt-Aeste dienen / die übrigen werden alle abgeraumet / dieselben drey bleiben immer / und schneidet man hernach nichts mehr davon/ ausser was dürr wird/ oder was ausser dieser dreyen anderwärts sich sehen lässet; denen drey Haupt-Aesten werden die nächsten Schößlinge/die zwey oder drey Schuh vom Stammen stehen/ weggeschnitten / und mit Laim und Kühmist bestrichen/ daß sie desto eher verwimmern.

Im Jahr hernach / müssen diese Haupt-Aeste wieder reformirt / und also beschnitten werden / daß keiner über zwey oder drey Neben-Schößlein behalte. Wann sich unter diesen Bäumen einer fünde / dessen Blätter mailig / befleckt/ zerschrunden/ oder die Aeste verwirret in einander gewachsen/ auch die Blätter den Würmen nicht angenehm / sondern schädlich wären / alsdann soll man ihn abpeltzen / und einen Zweig oder Aeuglein von einem alten/ schönen guten Baum darauf impfen / und je mehr Bäume man peltzet / je besser es ist / denn diese tragen viel ein besser/ geschlachter und zärter Laub; das Peltzen ist am besten / wann sie noch in der Peltz-Schul stehen / und je näher es bey der Erden geschehen kan / je besser ist es / auf diese Weise kan man auch auf die schwartzen gemeinen Maulbeer diese weisse Zweiglein setzen.

Welche viel solche Maulbeerbäume auf ihren Gründen haben/ und mehr/ als sie selbst bedörffen/ die mögen sie andern im Beystand verlassen: Herr Augostino Gallo schreibt/daß viel Edelleute in Italien und zu Brescia, die zu viel solche Bäume / und zu wenig Leute und Mittel haben / Seidenwürme selbst zu halten / unterschiedlichen andern ihren Nachbarn diese ihre Blätter verlassen/die hernach ihnen die Helffte der Seidenknaulen zur recompens wieder überlassen / welches auch gedachter Author für besser hält/als wann man das Laub um Geld verlässet.

Der Herr Ilnard sagt / daß in Franckreich deren viel sind / welche von einem Baum zu drey auch vier Gulden / für das Laub allein davon zu geniessen / Bestand-Geld einziehen/und dem Laubsammler niemals zugelassen wird / weder grün noch dürres Aestlein abzuhauen/ und mit sich zu nehmen.

Mit den Ablauffen der Bäume ists am besten / man habe deren so viel / daß man allzeit die Helffe ruhen lassen/ und die Helffte ablauben könne/ dann ob ihnen wol das Ablauben nicht schädlich/so tragen doch die geruheten Bäume ein überflüssiger und nahrhaffters Laub/ als wann man sie kein Jahr ruhen lässet

Wann man will / daß die Bäume etwas früher austreiben / muß man im Februario kleinen Mist an die Wurtzen (doch nicht gar daran) im Neumonden legen/ und mit laulichten / nicht warmen/viel weniger kaltem Wasser begiessen / diß soll bey schönen stillen Wetter und warmen Sonenschein verrichtet werden/ auch muß

man

man die Rinden an den Aesten nicht abstreiffen/noch die Aeste zerstossen oder verletzen/ bricht aber ohngefähr aus übersehen ein Aestlein / muß mans mit einem Schneidmesser glatt abschneiden.

Die Bäume vom übrigen Laube zu entladen (sagt der Frantzösische Author) soll man mit einem Schnittmesser auf die Bäume steigen / und so weit man wol kan beykommen/alle Sprößlinge / so von ihnen am Baum wachsen/ hinweg schneiden / und den Baum davon säubern / die beste Zeit ist der Martius / im abnehmenden Monden/bey schönem stillen Wetter/ehe die Maulbeer-Bäume Ausschlag-Botzen bekommen ; will man aber warten/biß zu Ende des Maij oder in dē Junium/so kan man zugleich auch das Laub nutzen / und den Seidenwürmern zur Speise gebrauchen/welches an Orten/wo man wenig Laub hat/wol zu beobachten. Alle drey Jahr die Maulbeerbäume stümmlen wie die Felber / verderbt den Baum/daß man das Laub lang nicht geniessen kan/ und macht darzu den Baum selbst desto eher zu Gruudē gehen. So zwar die alten Oeconymi, Agostino Gallo und Herr de Serres nicht gewust / sondern geglaubt/ man müsse alle drey Jahr die Bäume stümmlen/biß sie von den Sicilianern erfahren haben / daß keine grössere Thorheit sey / als grosse erwachsene Bäume / und noch ärger/einen alten Maulbeerbaum/zu stutzen; also bleibt das Sprichwort wahr : Posteriores cogitationes sapientiores , gute Gedancken / und hinckende Pferde/ kommen hinten nach.

Wann die Blätter an den grössern zweyjährigen Bäumen sich schründen unsauber werden/oder die Aeste in einer Unordnung durcheinander verwachsen / oder man wahrnehme/ daß dieses Laub den Würmern nicht annehmlich/sondern schädlich wäre / alsdann solt du selbige peltzen / und zu dem Ende dieselben jungen Bäume stümmlen/auf daß die Peltzreise/ welche man von guten Bäumen nimmt / auf die neuen Treibschosse aufgesetzt und gerimpfet werden. Wolte man aber jede / und alle also peltzen/wäre es um so viel desto besser/weil das Laub an solchen gerimpften Bäumen / zärter/und den Seidenwürmern angenehmer und nützlicher ist, wie solches an den fruchtbaren Bäumen/zu sehen ist.

CAP. XV.

Von der Seidenwürm Natur.

IN der Landschafft Taprobana söllen die Seidenwürme von sich selbst ihre Seiden hin und wieder an die Bäume anhencken / die hernach von den Inwohnern/als wie andere Baumfrüchte/abgelesen/und zu ihren Nutzen verwendet werden/daselbst legen sie auch ihre Eyer an die Blätter / welche hernach von der Sonnen Wärme ausgebrütet / und wieder zu frischen Seidenspinnerinnen werden ; das glückselige Clima aber daselbst ist an diesem Ursach. In unsern Ländern gehöret mehr Sorgfalt und Fleiß darzu/welche doch gleichwol von dem mercklich-darauf folgenden Nutzen reichlich ersetzt und vergolten werden. Und schreibt der gelehrte Jonston, die Natur habe/an diesem Insecto so viel Kunststück erwiesen / daß es unmöglich sey/alles zufassen/ und ob zwar viel davon geschrieben werde/bleibe doch noch viel zuruck/ man betrachte gleich seine wundersame Begräbnis in dem seidenen Mausolæo seine seltsame Auferstehung zum Leben; seine schöne Veränderung in eine geflügelte Bienenfalter / aus einem kriechenden Würmlein ; seine artliche Vermählung ; die hinterlassenen Eyerlein/oder das Sämlein / so nach seinem Tod allein zu Verneuerung dieses Geschlechts überbleiben; die künstliche Ausbrütung ; sorgfältige Nahrung; mancherley Veränderungen ihrer Zustände den ordentlichen Schlaffe. indeme die Nahrung in einem subtilen Faden digerirt und verdäuet wird; das überkünstliche Spinnen / und Einwicklung des gantzen Leibes in die Seidenhäuslein ;so hat man allenthalben reichen Anlaß/die Göttliche allweise Allmacht und Fürsichtigkeit zu bewundern.

Etliche wollen / daß gantze Leiblein dieses nützbaren Thierleins / sey von sieben ineinander gegliederten Ringeln eingetheilt / mit kleinen Mackeln besprengt/theils sind liechtgelber/theils weißlichter/und theils wie Aschen färbicht ; sie haben 14. Füsse/ und über den Rucken/haben sie einen flachen geraden dunckeln Strich. Die Augenscheinen seynd subtile / kleine / schmale / schwartze Strichlein/die nach der Zwerch oder Schlemms stehen einen in Zweiffel setzen / obs Augen oder nur schwartze Strichlein sind. Er wird viermal gespeiset/viermal entschlafft er/viermal verlieret er seine Haut/ biß er endlich/ nachdem er sich satt gefressen / durch seine glänzende Haut Anzeigung gibt / welcher Farbe seine Seiden erscheinen werde/dann begehret er in die Höhe/ und hängt seine Seiden erstlich auf die Aeste der Gesträuche / die man ihm zu diesem Ende vorbereitet/ denn verschliesst er sich in ein ablängicht/Eyformiges oder rundelichtes/gelbes/grünes oder weisses Häutlein.

Die Jungen / wann sie erst ausgebrütet werden/ sind rauch/ und haben eine schwärtzlichte Farb / die sie/ wann sie zum erstenmal häuteln / in liechtere Farbe verkehren/und an der Brust sind sie weiß und glänzig/ endlich werden sie gantz weiß und glatt/ mit Bienfärbigen Flecken/doch etliche liechter/etliche danckler; das Männlein ist etwas dünner und härter; das Weiblein dicker/ weicher und weißlichter. An denn Augen kennet man auch Weiblein und Männlein voneinander ; diese haben einen starcken schwartzen Strich/die Weiblein aber subtiler/wie ein Härlein. Die Würme selbst sind nicht einfärbig ; theils sind weiß / und diese hält man für die besten ; theils aber grau und gelb/ auch etliche schwärtzlicht.

Das Laub fressen sie/ und machen wie einen runden Circkel darinnen ; an ihrem Rucken spühret man / wie die Pulß sich auf und nieder beweget.

Es mögen die Seidenwürme das öfftere Uberlauffen der Menschen (wie Herr Isnard meldet) wol gedulten;ingleichen auch Feuer und Rauch/wann es nicht gar zu nahend/ohne Schaden leiden ; hingegen ist ihnen der Glockenklang / Donnern und Gepolder der fahrenden Wägen zuwider/ wie auch Vida lib. 2. meldet :

Arce etiam strepitus, cantu cava cornua rauco
Fistulaque horibili procul absit ahenea Bombo,
Tympanaque & voces ludentis comprime pubis;
Invalidas sæpè exanimat levè murmur alumnas.

Wer eigentlich wissen will / wie die Seidenwürme in

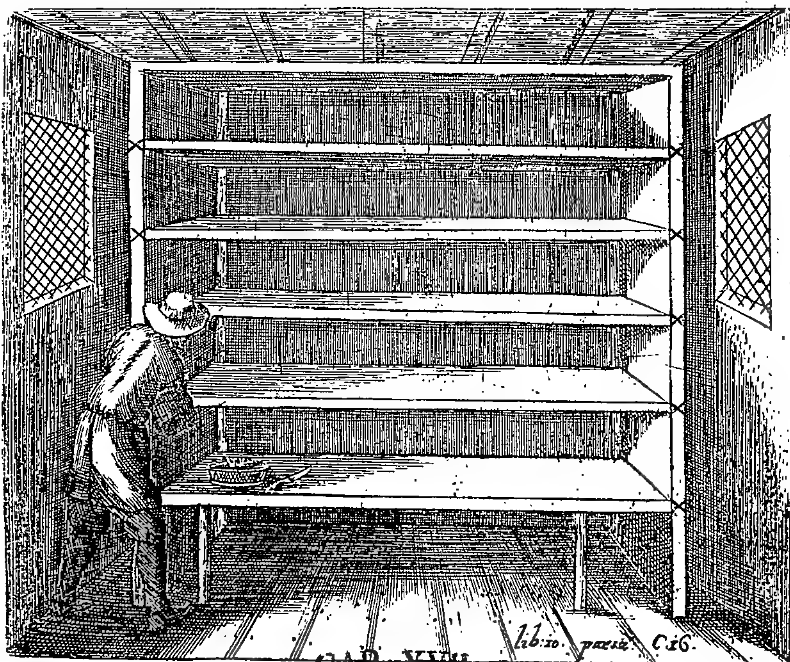
wendig und auswendig beschaffen / der besehe nach der Länge D. Andreæ Libavii, eines gelehrten Medici, Historische Beschreibung der Seidenwürme / die er Anno 1599. zu Rotenburg an der Tauber mit grossem Fleiß künstlich und weitläuffig geschrieben hat / welches ich weil es einem Hausvatter zu wissen wenig dienet/ Weitläuffigkeit und Verdruß zu meiden / allhier anzuziehen unterlassen wollen.

CAP. XVI.

Von dem Seidenwurm-Hause.

DAs Haus muß sauber und weit / von allen stinckenden Orten entfernet/ohne Feuchtigkeit / bey warmen Wetter kühl / und bey kalten laulicht seyn/mit einem saubern obern und untern Boden; hat man aber die Gelegenheit nicht darzu/und muß der Ort auf der Erden seyn / soll er doch aufs wenigste 3. oder 4. Schuhe darob erhöhet und mit Läden wol verschlagen werden ; der Sonnen Strahlen müssen nie auf sie stechen/kein Viehe muß sie verunruhigen / und sind insonderheit die Hüner / die ihnen sehr auffätzig/und sie mit grosser Begierde wegfressen/ davon abzuhalten; ist des Hausvatters Wohnhaus so groß / daß man sie darinnen halten kan/ist es der Obsicht halber desto besser/und dabey viel zu ersparen. Auf Würmer / die von zehen Untzen Eyren ausgebrütet worden / ist (nach Herrn de Serres Meynung) groß genug ein Saal von sieben Klafftern lang/drey breit / und zweyen hoch/ darnach man sich auch im Gebäue zu richten hat.

Das Ort muß liecht / hell und lüfftig seyn/die Fenster müssen an zweyen Orten gegeneinander über / von Morgen gegen Abend / oder von Mitternacht gegen Mittag stehen/damit die Lufft durchstreichen könne/und welche man / nachdem man Abkühlung oder Wärme vonnöthen/öffnen oder schliessen kan/ welches ihnen also auf beederley Fall wol zu statten kommt/ sonderlich wann sie in der höchsten Arbeit sind / bedörffen sie der Lufft am besten/ doch müssen sie entweder mit Glas oder Läden/ auch mit engen gestrickten Gättern von Zwiern oder Drat / damit keine Schwalbe / Spatzen und dergleichen Vögel hinein mögen/verwahret und versehen seyn/ die man auch gehäbe/wann kaltes Wetter einfällt / verschliessen soll / welche ihnen in ihrem Anfang so groß und viel / als die Hitze zu ihrem Ende / gefährlich und schädlich kommt. Die Wände müssen inwendig glatt beworffen/und mit Kalch geweisset seyn / damit die Mäuse nicht mögen an den Wänden auflauffen/und soll man nirgends einige Klüfften oder Löcher finden / damit weder Mäuse noch Grillen/oder Ameissen / Eydechsen und dergleichen Ungeziefer/ nicht einherbergen mögen.



CAP. XVII.

Stellen und Stände der Seidenwürmer.

WAnn nun die Wohnung und das Zimmer für die Seiden-Würme bereitet ist/muß es auch mit denen darinn-gehörigen Stellungen und Mobilien nach Gebühr versehen seyn / es werden vier starcke Stangen so wol unten auf der Erden / als oben am Boden / starck befestiget / darein man die unterschiedlich abgetheilten Bretter und Stände/ darauf die Seidenwürme / so wol ihre Mahlzeiten einzunehmen ihre

Veränderung und Wechselungen auszustehen / als auch ihre Spinn-Arbeit / zuverrichten einfassen und anbinden möge.

Etliche machen diese Tafeln nur von gemeinen glattgehobelten Brettern / von leichtem Holtz; andere haltens für besser / daß man Tafeln von gespaltenen Rohr mache / welche leicht hin- und wieder zu bringen / weil sie auch kühler sind als das Holtz; diese höltzerne / oder in Holtz eingefasste röhrine Tafeln nun müssen Leistlein um und um haben / damit die Würme nicht so leicht zur Erden abfallen können; man kan diese Tafeln auch wol vom Rockenstroh verfertigen / oder vom Teich-Geröhrig / oder ausgespannter und an höltzerne Rahmen angenagelter Leinwath / diese werden eine von der andern ohngefehr eine halbe Elen hoch zwischen die Pfeiler eingefasset und liegen auf Latten / die zwischen den Seulen fest eingebohrt und verschlagen / oder auf des allersicherste angebunden werden.

Etliche machen diese Stellen wol drey Viertel oder gar Elen hoch voneinder / daß man zur Spinne-Zeit auch höhere Gestreiche darauf richten möge / dann sollte die Stangen nur eines halben Schuhes hoch / wie Herr de Serres will / voneinander stehen / würde für das Reisicht zu wenig Platz seyn / auch die Lufft nicht also zu ihnen wähen können / so doch in ihrer Arbeit hoch vonnöthen; doch müssen die übereinander aufgestellte Tafeln nicht von einer Breiten / sondern die unterste beederseits um vier Finger breiter / als die obige seyn / also / daß die höchste die schmäleste sey / darum wann etwann ein Wurm von der obern fällt / er nicht weiter / als auf die nächste gelangen / und nicht gar auf die Erden einen hohen Fall thun / und darüber zerbörsten möge.

Ein Stell-Gerüst / daß vierzehen oder fünffzehen Schuhe hoch ist / kan sechs Gestell-Theilungen fassen / die Stellen überdeckt man Papier / wegen der Sauberkeit / denn das Papier trocknet auf / und ziehet alle Feuchtigkeit an sich / wie der Frantzösische neue Author saget / weil die Läden und Bretter nie so dicht aneinander bleiben / daß nicht die Würm sollten darzwischen kommen / so aber von dem darüber ligenden Papier verhindert wird. Die jenigen (fährt erstangeregter Author weiter fort) die viel Seidenwürm / und in grosser Menge ziehen / aber kein eigenes und besonders Ort darzu haben / noch weniger ein ordentliches Gerüst zu machen vermögen / nähren und erziehen die Seidenwürm in ihren Schlaffkämmern / Gesimsen / Kästen / auf Bäncken / in den Truhen / auf Bettstätten / auch auf ebener Erden auf Brettern oder Flechten / ja auch in Körben und an allen Orten / wo sie nur können / gerathen auch nicht weniger / als sonsten / wann sie nur vor den Mäusen / Ameissen / Grillen / Schwalben / Spatzen / oder vor andern dergleichen Seidenwürm-Feinden / verwahret und sicher seynd.

Herr Agostino Gallo sagt / die unterste Tafel soll drey Elen breit / die andere dritthalbe / die dritte zwey / und die lezte anderthalb Elen breit seyn / die unterste aber und nächste daran duncken zwar etwas zu breit / so ist aber die Brescianische Elen nicht länger denn 12. Unzen / und eine Unzen ist so breit / als ohngefähr dritthalb mittelmässige zwerch Finger / also daß die Elen daselbst um viel kürtzer ist / als unsere Teutsche Elen; diß ist eine gewisse Regul / daß die breiteste Bretter also sollen beschaffen seyn / daß ein Mensch mit seiner Hand von beeden Orten leichtlich die Mitten erreichen könne.

Es muß aber keine Tafel die Wand anrühren / sondern also stehen / daß man beederseits darzu kommen könne / sie müssen auch (wie gedacht) fest verwahret und starck versichert seyn / damit nichts loß werden / und abfallen möge / welches die Seidenwürme zerquetschen / und den gantzen Handel verderben würde / daß man auch die Leitern / ohne Wancken und Wackeln / (bey ihnen zuzusehen) anlehnen dörffe.

Die Länge und Höhe dieser Stellen werden sowol nachdem man viel oder wenig Würme hat / oder nach Beschaffenheit des Zimmers / eingerichtet. Der Frantzösische Author befihlet / an statt der höltzernen Leisten / nur Strohbauschen / ohngefähr eines Arms dicke / zu machen; ists möglich / so soll das Haus / worinn man sie hält / von allem grosse Geschälle / Schreyen und Gepolder (wie schon gemeldet) entfernet seyn.

CAP. XVIII.

Von ihrem Warter und Aufseher.

Wo eigene Häuser zu dieser Arbeit aufgerichtet / sind / dazu man viel Leute halten muß / da ist jemand vonnöthen / der das Ansehen habe / der solle nun nicht allein an seiner selbst-eigenen Person / als auch an seinen Untergebenen / die Reinigkeit vor alles beobachten; Morgens / ehe er sich zu ihnen nahet / wie Herr de Serres will / soll er ein wenig Wein zu sich nehmen / weil ihnen dieser Geruch sehr lieb und angenehm ist. Man muß sich hüten / so selten als möglich / sie nicht mit blossen Händen anzurühren / und wann es seyn muß solches mit höchster Bescheidenheit verrichten; alte Leute / sonderlich die einen übelriechenden Athem haben / soll man nüchtern nie zu ihnen lassen / weil es ihnen / so wol / als aller Gestanck / heffrig zu wider ist / daher soll er nicht Jederman lassen / nach Belieben / ein- und ausgehen / sondern dißfalls eine fleissige Obsorg tragen.

Man muß ihnen alle Tage rein auskehren / und das Fletz offt mit Wein-Essig besprützen / und mit Lavendel Spicanard / Roßmarin / Quendel und dergleichen wolriechenden Kräutern / überstreuen / bißweilen auch von Weyrauch / Benjoin, Storax, und andern ihnen angenehmen Specien / räuchern / die man auf einer Glut machen solle / dardurch bleiben sie bey gutem Lust / und stäter Gesundheit / überstehen ihre Kranckheiten desto leichtlicher / und arbeiten desto besser / freudiger und anhäbiger.

Die Tafeln / darauf sie wohnen / muß man offtermals aussäubern und putzen / und sie nie zu lang auf einerley Bett liegen lassen / die man von vier zu vier Tagen wechseln mag / und so offt sie ihren Schlaff und Abstreiffung der Haut geendet haben / oder wann es anfängt warm zu werden.

Wann unversehens eine gähe Kälte einbricht/ muß man alle Fenster und Thüren zuhalten / und mit einem Glut-Feuer inwendig an etlichen Orten in Bereitschafft stehen; wann die Würme stincken / so von den Häutlein die sie abstreiffen/ und von den verreckten Würmen herkommt / ist allein des Warters Nachlässigkeit daran schuldig / auch wann man das Uberbliebene von den Blättern/ so sie nicht fressen mögen/und etwas grünlet/ zu lang ligen lässet. Hingegen / wo sie sauber gehalten werden/riechen sie nicht das geringste; darnach muß er wol auf die Blätter acht haben / daß sie gut und sauber gesammlet/zu rechter Zeit/mit bequemer Maß/fürgegeben seyen ; und in Summa von Anfang ihrer Ausbrütung/biß zu ihrem Ende / muß er alles und jedes thun/ was allhier vor und hernach zu bedencken und zu leisten fürgestellet worden.



Cap. XIX.

Wie/und wann die Blätter zu sammlen.

WAnn man die Blätter/zu Unterhalt der Würme/eines nach dem andern abbricht/(wie oben gemeldet) so thut man zwar dem Baum weniger Schaden/ weil man aber (Zeit und Leute zu ersparen) sie hauffenweise abreisset / ist es unmüglich / daß es nicht den Baum in etwas verletze / so werden auch die Blätter dardurch zerdruckt/ und fressen sie die Würme nicht so gern / sonderlich von Zwiebel und Knoblauch übelriechend/wann die Hände deren/ die es brechen/unsauber und ungewaschen sind. Darum / wo man eine grosse Menge Seidenwürme hat / hält Herr de Serres für besser/wann man mit Scheeren/die man im Garten zum Stutzen brauchet/die Blätter und subtilen Aestlein abschneidet/und auf unterbreitete saubere Leilacher und Tücher fallen lässet.

Die damit umgehen / müssen sich sauber waschen/ und die Blätter in saubere Säcke einfassen. Mrl. Isnard will/man soll ein Laub nach dem andern abbrechen/ und allezeit an einem jeden Aestlein das äusserst und höchste stehen lassen / denn wiewol es verdrießlich / sey es doch nützlich: Die Blätter sollen weder zerquetschet / noch zerdruckt seyn/dann weil sie bald welcken und ungeschmackhafftig werden / essen sie solche nicht gern ; indem man die Bäume ablaubet / sollen sie von allem dürrem und faulem Holtz / und was ungeschlacht und unnütz daran gefunden wird / sauber zugleich ausgeputzt seyn ; die Blätter von den Bäumen / daran sehr viel Maulbeer stehen/haben wenig Safft/bleiben klein/und dienen den Würmen nicht so wol/so wenig als ihnen auch die Beer gesund sind.

Die Sammlung der Blätter muß zur Zeit seyn/ wann sie vom Thau/ Feuchtigkeit und Regen / durch der Sonnen Wärme an alle Statt trocken sind ; die Blätter müssen vorher / ehe man sie vorgibt/wol ausgeklaubt / und das böse undiensame von dem gutem gesondert werden ; die Blätter bleiben (wie Herr Agostino Gallo sagt) an einem trockenen lüfftigen Ort/ wol drey Täge gut / und wäre schier am besten / man gebe ihnen solche erst am andern Tage / nachdem sie geklaubt worden/sonderlich zum Anfang ihrer zarten Jugend.

Die Blätter müssen täglich ein- oder zweymal umgelüfftet seyn/damit sie nicht übereinander erhitzen / daher ihm wol ein Vorrath zu schaffen / sonderlich wann ein Regenwetter zu besorgen ; wo dieses vernachlässiget wird ; gibt es grosse Verhinderung/dann die nassen

Blätter

Blätter den Würmen ungesund; Etliche wollen / man soll sie nie gleich fürgeben / sondern vor zwölff oder vierzehen Stunden ligen lassen; hält aber das Regenwetter lang an/daß man das Laub aus Noth naß sammlen muß/ sonderlich zur Zeit/ wann sie überflüssig müssen zu essen haben/(dann wann sie schlaffen/ ist diese Vorsorge unnöthig) so muß man auch vorher / ehe man das Laub sammlet / die Bäume und Aeste / so viel möglich schütteln / damit die meiste Nässe davon abfalle; darnach muß man die Blätter in Körben / und nicht in Säcken heimtragen/sie auf Stroh-oder Rohr-Decken ausbreiten / und durch die Lufft austrocknen lassen/ oder wann Hungersnoth vorhanden / muß man / so viel als denselben Tage zur Speise nöthig / mit reinen warmen Tüchern abtrocknen / sie zwischen zwey Tischtücher oder Leylachern/die bey einer Glut fein gewärmet sind wol rütteln / Ventiliren und bewegen / daß die Feuchtigkeit sich ausziehe / sonst trocknet die Nässen eben so bald/wanns an der Lufft geschwungen wird/oder man legt sie auf Leylacher/fein dünn und weit auseinander/in die Zimmer/theils trifftern sie also in der Lufft auf einem Tuch/werffen sie in die Höhe/ und fangen sie wieder/biß sie trocken sind.

Das Maulbeer-Laub / wann es übereinander erhitzet/oder/weil der Baum an der Strassen stehet/bestaubet / oder wann es nahend an einer Kuchen und Backofen stehet/beräuchert wird/oder auch das Laub von den Bäumen / die an einem feuchten Ort / oder nahend bey einem Bronnen/ oder Bach/ oder Fluß stehen / sind ihnen zur Speise schädlich.

Also auch das Maulbeer-Laub / das geel und bemackelt / oder welches gleich am Stamm ausschlägt/ oder an marassigen / sumpfigen Orten / oder gar im Schatten wächset/ist nicht gut; so ist auch das Laub von denen Bäumen viel kräfftiger / daran keine / oder doch gar wenig Maulbeer stehen; die Laubklauber sollen die Blätter mit der Hand frey bald hier / bald dort / Handvollsweise gemächlich / ohne Anziehung der Aeste / abnehmen/und selbige in den Sack oder Korb/ den sie vor sich haben fallen lassen/oder eine Hand voll nach der andern zusammen fassen/ und sacht hinein legen/ und nicht den jenigen nachfolgen / die die Aeste mit Gewalt an sich ziehen/ und schier die Helffte der Blätter damit verderben / daß sie nachmals/ theils wegen des unannehmlichen Geschmacks / den die Blätter durch die Zerstossung an den Aesten annehmen/ theils weil sie davon verdorren/und/wegen des angehenden Safftes/den Würmen schaden / daß sie erkrancken / wie Herr Isnard mit mehrern davon erzehlet.

Es sollen aber so viel Maulbeerbäume seyn / daß man sie nicht alle Jährlich abblaten darff/ sondern aufs wenigste die Helffte kan frey lassen / damit die abgeblateten Bäume künfftiges Jahr wiederum feyren mögen/ deßwegen sie auch in zwey oder gar in drey gleiche Theile zu unterscheiden sind / und damit Jährlich nur von einem allein genommen werde/ausser es sey ein Nothfall/ oder es sey eine Mißrathung / daß man sie angreiffen muß; die auf schlechten geringen Gründen stehen/denen muß man mit Dungung/Umgrabung und anderer guten Wartung / wol pflegen / weil sie hernach kräfftiges Laub geben.

CAP. XX.

Wie das Maulbeerlaub zu erhalten.

Weil den Seidenwürme(wie die meiste Authores, die davon geschrieben haben/über inkommen) viel nützlicher das Laub / welches schon von ohngefähr zwölff oder fünffzehen Stunden / ja vor zwey gantzen Tagen / gebrochen worden / als welches noch frisch erst vom Maulbeerbaum herkommt / auch sich dieses Laub gar wol zwey oder drey Tage halten lässt/und offt/langwühriges Regenwetter einfällt/ dawider ihm ein kluger Hauswirth billich einen Vorrath einschaffen solle : Als muß man/ wann man solches besorget/vorher in Schäffern/ Butten/ oder Körben und Bodingen von diesem Laub / Provision machen / welches/wann es anders an einem kühlen und lüfftigen Ort stehet/ und des Tages etlichmal aufgerühret und geriegelt wird / leicht auf zwey oder drey Tage frisch bleibet/ wann mans nur nicht übereinander erhitzen lässt/davon die Mühe vergeblich / und das Laub den Würmern höchst-schädlich und verderblich ist; käme aber der Regen so plötzlich/ daß es unmöglich fiel/ die Blätter unbenetzt zu erlangen/ so könte mans auf eine Leinwath in einem lüfftigen Zimmer ausbreiten / oder (wie gesagt) wol schwingen / unterdessen aber / da die Würmer frischer Fütterung vonnöthen hätten / und das Laub noch nicht gar getrucknet wäre/kan man reinlich(sagt Monf. Isnard) den Seidenwürmern ihr Läger ausmisten/und sie damit verweilen. Das Maulbeerlaub/welches an sumpfigen und marassigen Orten wächset / oder im Schatten/ wohin die Sonne nicht streichen kan/ ist den Seidenwürmern so wenig gesund / als nasse. Ein guter Laubsammler wird daran erkennt / wenn er im Laub-brechen kein grosses Geräusche mit den Aesten machet/ und sie sacht in einen Sack oder Butten leget/ und sie durchaus nicht zusammen drücket. Daher muß der Hausvatter vor allen Dingen acht haben / daß er saubere / willige und des Handels verständige Leute zum Laub-einbringen verordne; das vornehmste und nothwendigste aber / das die Laubsammler zubeobachten/ (sagt erst-gemeldter Author) und man es ihnen fleissig injungiren und befehlen solle/so wol zum Nutzen der Bäum / als auch der Seidenwürme / ist dieses / daß sie nicht Bauschweise und mit fester Hand das Laub mit Gewalt abzerren / damit nicht ein alter Sprossen/ noch ein schon jähriges Aestlein abgerissen werde / und dieses soll ihnen vor allen angelegen seyn / weil sonsten daraus vier Schäden entspingen : Erstlich / wird der Baum/ so man die jährige Aestlein entzwey reisset / verderbet; daher nur die neuesten Blätter / welche der Herbst wiederum ersetzet/gemächlich abzubrechen. Zum andern/ so wird/durch das gewaltsame Abreissen / das mehreste Laub zerknirschet / und zerdruckt werden. Zum dritten/ werden die Seidenwürme / durch die unter dem Laub bleibende Knospen / verletzet/ die/ wann sie es empfinden / begeben sich unter ihr Läger / und beschädigen auch andere. Vierdtens/ machen auch solche mit

dem Laub abgezerrte Baumknospern / das Lager der Seidenwürme untüchtig / daß man selbiges desto öffter saubern und ausputzen muß. Eben solche Ungelegenheit verursachen auch die Maulbeer / welche unter das Laub kommen / daß man derentwegen auch ein frisches Lager für die Würm machen müste; darum weil von Rechtswegen kein Maulbeer unter das Laub gehöret / soll man diejenigen Bäume / die wenig Frucht haben / lieber / als die voller Beer angeschlagen sind / (wiewol das Laub davon eben so tauglich / als das andere) zu Verhütung dieses Ungemachs / ablauben / und die andern stehen lassen. Laurenbergius in Horticulturâ saget: In Cantharos stanneos indimus juglandes, avellanas & folia Mori pro Bombycibus, & per aliquot septimanas recentia servamus, si benè fuerint occlusa.

CAP. XXI.

Von der Seidenwürmer Eyern.

Wer von neuen die Seidenwürm-Zucht anrichten will / und schöne Seiten zu haben verlangt / muß auch die beste Art zur Brut erwählen; die aus Spanien hergebracht werden / sind zwar klein und liechtschwartzt / sind aber die früchtigsten und besten / wann man sie gerecht haben kan; nächst diesen rühmet Herr de Serres die aus Calabria / so wol von der Güte / als Menge der Seiden / die dardurch erzeugt wird / weil sie grössere Seidenstöcke und Häuslein machen / als die Spanischen; Herr Isnard aber meldet / die Eyerlein aus Piemont gerathen in ihrem Lande sehr wol / sind etwas grösser und weißlichter als die Spanischen / aber nicht so gut / als die von andern Orten aus Welschland gebracht werden; die Bolognesischen (sagt er) werden für so gut / als die Spanischen geachtet / weil man sich daselbst fürnemlich guter Brut befleisset; die Sicilianische werden für die besten aus allen andern gehalten / daher man sich auch befleisset / solche zu bekommen; doch alle diese Arten sind nur etliche Jahr gut / und werden endlich / so wol von der Eigenschafft der Lufft / der Speise / als auch der Vermischung / bastardirt.

Erstlich / sind die Körnlein der Spanischen klein / und dunckel Tannenfarb / hernach ergrössern sie sich / und werden liechter; nach etlichen Jahren werden sie gantz graulicht / je kleiner und dunckler aber die Spanischen Eyer sind / je bewährter sind sie / doch kan man ein Körnlein probiren / und zwischen den Nägeln zerdrucken / krachet es / und gibt eine Feuchtigkeit von sich / so ists gut / ists aber gantz trocken / so ists verdorben; sind sie erfroren / so ist die Feuchtigkeit zwar frisch / aber gantz nicht flüssig / ist aber die Feuchtigkeit darinnen gar zu fliessend / so sind sie faul; am besten thut / wer von vier zu Jahren den Saamen allzeit wechselt / was aber älter / als jährig ist / kan zur Zucht nicht dienen.

Wann man sie in gläsernen Flaschen / an einem kühlen Ort / oder in tieffe Bronnen / über dem Wasser hangen lässet / so werden diejenigen damit betrogen / die sie kauffen / diß aber thun nur die Betrieger / die ihre Eyer zu rechter Zeit nicht haben verkauffen können / sind also die guten und bösen schwer zu unterscheiden / wann man sie aber in die Hand nimmt / und darunter bläset / werden die nichtige / geringe oder gantz lähre / gleich von dem geringsten Anblasen / davon fliegen / die guten aber bleiben.

So gibt es auch Eyerlein / die von einem Weiblein herkommen / das sich mit einem Männlein nicht gepaaret hat / werden den besten gantz gleich scheinen / aber dennoch zu keiner Brut taugen / sind wie die Wind-Eyer / die von den Hünern ohne Haan fallen; so wol auch die Würme / die nur Flock-Seiden machen / bringen zwar den andern guten Seidenwürmern gleiche Eyer / an Gestalt und Gewicht / gerathet aber ihre Brut nie wol / machen auch gantz geringe Seiden; daher der Betrug / wo die Einkauffung der Eyer nicht gar durch treue und verstandige Freunde geschichet / schwerlich zu vermeiden / ist also der sicherste Weg / selbst von einer guten Art Seidenwürme die besten zur Zucht auszulesen / davon absonderlich hernach soll gemeldet werden.

Wann man nun gute Eyer zur Zucht erlanget hat / legen sie etliche vorher in Malvasier / oder Spanischen Wein / da denn was gut ist / zu Boden sinckt / und das böse obenauf schwimmet / das schöpffet man denn ab / und wirffts hinweg / das gute wird an der Sonnen oder am Feuer getrocket / auf ein sauber Papier gelegt / mit einer reinen Leinwath oder Papier wieder zugedeckt / daß ihnen die übrige Hitze nicht schaden möge / und dieses Wurmbad macht die Würm auch kräfftig / daß sie die Kälte leichter ertragen / und zu rechter Zeit ausfallen / denn was nicht zu rechter Zeit / sondern zu spat kommet / versaumseliget alle Arbeit / dieselbe Brut wird auch leicht unpäßlich / sterben gar / stecken auch offt die übrigen an.

So bald nun die Eyerlein aus dem Wein genommen und getrocknet worden / muß man sie bald zum Ausbrüten befördern / und sagt Herr Agostino Gallo, (der in der Wirthschafft wol erfahrne Brescianische Edelmann) daß von diesen im Wein geprüften Eyerlein ein jede Untz beyläuffig 10. oder 12. Pfund Seiden bringen / da hingegen die andern / die man nicht in Wein legt / von schwachen und starcken / recht-zeitigen und spätlingen / tüchtigē u. untüchtigē vermischet / kaum die Helffte bringen wird / werden auch viel eher schwach und kranck / auch ihre Arbeit nie zugleich (daran doch am meisten gelegen ist) verrichten können / darum soll man auf die Eyerlein vorher ein wachendes Aug halten. Artlich ist / daß diese Eyerlein mit einer zähen schleimichten Feuchtigkeit gebohren werden / also / daß sie sich auf das Blat oder Laub fest anhencken / und auf solche Weise auch / biß zur Brut-Zeit / füglichst erhalten werden; am besten sind sie / wann mans auf Leinwath anhencken lässt / und an frischen temperirten Orten erhält; zur Brut-Zeit kan man das Tuch / mit samt den Eyern / in einen Wein thun / auf der einen Seiten das Tuch subtil kratzen / und die Eyerlein endlich mit einem Messer gemächlich abschaben / und wieder an einen mässigen Ort / und nicht an der Sonnen abtrocknen.

CAP. XXII.

Wie sie ausgebrütet werden.

Die Eyer/ so zur Brutzeit gehören/ sind vorher wol zu verwahren/ in eine höltzerne wol zugemachte Püchsen oder Schachtel/ die mit saubern glatten Papier ausstaffirt sey/ zu legen/ hernach in einer Kisten unter die Kleider/ aber nicht unter Leingewand/ so wegen der Feuchten schaden möchte/ zuschliessen/ und in ein trocken Zimmer/ daß bißweilen im Winter eingeheitzt wird/ stehen zu lassen/ also werden die Eyer zu einer desto schleunigern und gleichern Brut wol vorbereitet; hingegen wo man sie in einem Glas hält/ wird dessen natürlich in sich haltende Kälte die Brut verlängern und aufhalten/ daher sie vor Kälte und Feuchten wol zu verwahren/ also auch/ wann man Eyerlein von ferne bestellt und herbringen lässet/ muß es im Sommer/ nicht im Herbst oder Winter seyn/ darum soll man sich gleich sobald die Seiden-Arbeit vorbey/ mit Eyerlein versehen; man muß auch/ wie sie einmal recht eingemacht worden/ nicht fürwitzig offt darzu sehen/ und sie eröffnen.

Die Zeit der Ausbrütung ist/ wann die Maulbeerbäume anfangen Blätter zu gewinnen/ damit die jungen Würme gleich Speise finden/ wie auch der berühmte Hieronymus Vida lib. 1. lehret:

— — — Ne revoces in luminis auras
Progeniem extinctam, attonsis cum gramina campis
Nondum ulla; aut frondes apparent arbore nullæ,
Ante novâ incipiat Morus revirescere Sylvâ.

Doch wann ja anfangs das Maulbeerlaub mangeln solte/ kan man ihnen entzwischen junge zarte Nesseln/ jungen Salat oder Rosenlaub und Brombeerblätter fürgeben/ doch ists besser/ wann man Nußbaumblätter dißfalls brauchet/ wie Herr de Serres will/ mit diesen Worten: Estant tombè en telle Necessitè, le melleur sera de se servir en cest endroit de la fueille d' Orme, aucunement mangeable par les Magniaux, dont ils reçoivent soulagement, pour quelque Sympathie, qu elle a avec celle de Meurier. Welches zwar der Frantzösische Author auch bekennet/ doch das Nota bene beyfüget; so wenige Zeit/ als die Würme mit solchen obbenennten Blättern und Laub sind gefüttert worden/ empfinden sie es dennoch immer/ und wird ihre Seiden nicht allein schwächer/ sondern auch weniger/ daher wer noch andere Brut bekommen könnte/ thäte gar wol/ wann er wieder neue ausheckte/ als bey diesen nur die Zeit und auch das Laub der Maulbeer-Bäume zu verlieren.

So soll man auch nicht mehr Seidenwürmlein ausbrüten lassen/ als man ernährn/ und mit dem Laub erklecken kan/ auf zwey Loth Seidenwürm-Brut/ wird man (sagt unser Wienerisches Büchlein) über vier grosse Maulbeerbäume zur Nahrung nicht vonnöthen haben/ hingegen der mittlern Bäume ohngefähr zwölff oder 15. bedörffen. Mit dem Laub aber/ von schwartzen und gemeinen Maulbeerbäumen/ weil es härter und schwerer zu verdauen/ kan man länger auskommen/ und wann man von solchen füttern will/ kan man mit einem schwartzen so weit/ als mit dreyen weissen gelangen.

Offtmals geschiehet/ weil die Eyer endlich/ wann warmes Wetter kommt/ sich selbst aushecken und ausschliessen/ daß wann man die Eyer einweichen will/ man schon etliche ausgeschloffene Würmlein darunter findet/ alsdann muß die Einsetzung unterlassen seyn/ sonst würde man so wol diese/ als auch die fast brutige Eyerlein miteinander verderben; weil aber dieses gar langsam geschiehet/ und besser ist/ daß die Arbeiter fein zusammen/ und je früher/ je gelegsamer verrichtet werdē möge/ also ist/ wie gesagt/ die rechte Zeit die Eyerlein auszubrüten/ wann die Maulbeer-bäume/ nicht die im Garten und zwischen den Mauren stehen/ welche zeitlicher austreiben/ sondern wann diejenigen anfangen auszuschlagen/ die im Feld stehen/ damit es weder zu frühe noch zu spat geschehe/ und die zarten ausfallenden Würmlein weder zu grosser Kälte/ noch zu viel Hitze (so beederley schädlich) leiden dörffen.

Obwoleu aber die Eyerlein/ wegen der Wärme/ vor sich selbst ausschliessen/ ist dennoch rathsam und gut/ daß man dieselben lasse aufs bäldeste/ als es seyn mag/ ausbrüten und ausfallen/ wegen zweyer Ursachen: Erstlich wegen des Frühlings/ daß man/ so viel müglich/ die Zeit gewinnen/ und der Sommer-Hitz entgehen möge/ indem gemeiniglich die ersten die besten sind. Andertens wegen der Maulbeer/ welche/ wann sie schon anheben zu zeitigen/ und reiff werden/ würde man schwerlich verhüten können/ das nicht etliche unter das Laub kommen/ selbiges anfeuchten/ und die Seidenwürme davon fressende/ nachmals darüber zerbörsten müsten. Dann auch ist vornemlich zu beobachten/ daß die Würmlein fein zugleich ausschliessen/ und nicht einer heut/ der ander morgen/ denn also könnten sie nicht zugleich/ und auf einerley Weise/ gefüttert werden; sintemal (wie Herr Isnard recht sagt) die ersten auch vor den andern sich verändern und verstellen/ und alsdann vonnöthen haben/ daß man ihre Ligerstatt zur selben Zeit säubere/ und frisches Laub ausstreue/ so hingegen die jüngste und spätere nicht gedulten mögen; daher kommt es/ daß viel/ wegen Ungleichheit des Ausfallens/ nicht allein Schaden leiden/ sondern gar verderben müssen. Zudem brauchet es auch mehr Fleisses/ und mehr Zeit/ wann man nicht mit allen kan gleich umgehen; so würde auch dergestalt mehr Laub verwüstet/ mit diesem/ daß die/ gar jüngst und neugefallene/ die noch (also zu reden) halb todte Würmlein/ nicht stracks anheben von dem Laub zu fressen/ sondern anfangs nur darauf umher kriechen/ und selbiges anschmutzen; eben auch thun sie dieses/ wañ sie sich zu ungleicher Zeit enthäuten wollen/ u. machē dardurch das Laub/ den andern/ welche entweder schon ein ziemliches Alter/ oder schon die erste Abhäutung vollzogen/ abgeschmack und unannehmlich/ daß sie davon leiden müssen/ und man ihnen nothwendiger Weise/ frisches Maulbeerlaub vorlegen muß; darum soll man sie billich/ nach ihrem Alter absondern/ und an andere gewisse Stellen bringen lassen.

Die Zeit der Ausbrütung soll seyn im wachsenden Monden/ vom vierdten Tage/ biß auf den zehenden (nach Herrn Augustini Galli Meynung) so werden die

Seidenhäuslein grösser/härter und subtilhärriger seyn; sie werden fast in diesem Schein/wie sie ausfallen/auch anfangen zu arbeiten; unter den Achseln oder zwischen Weiber-Brüsten auszubruten/ist wenig nütz/weil ihnë die ungleiche Bewegung/die ein Mensch zu haben pfleget/undienlich/ist ungleich ausfallen/und bald erdruckt oder erstickt werden; also hat man wol bessere Mittel/ als/wann die Brutzeit vorhanden/legt man sie in eine andere höltzerne Schachtel/die mit Baumwoll oder subtilem Werck (welches angeleimt seyn muß) gefüttert und mit einem weissen Papier bedeckt sey/darauf legt man nun die Eyer/und auf diese legt man wieder Baumwoll oder Werck/und darauf ein durchlöchert/ oder mit grossen Glufen (oder Pfriemlein) zerstochenes Papier/das ohngefehr Löchlein habe wie ein Hirskörnlein/dardurch werden die Würmlein heraus kriechen/ lassen die Eyerschelffen auf dem Werck/und hängen sich an die Maulbeerblätter/die zu diesem Ende auswendig auf das durchgestochene Papier gelegt sind. Von dannen trägt man sie anderwärts/wie bald folgen wird.

Man muß aber der Natur/durch Kunst/also forthelffen/indem diese höltzerne Geschirr in ein verhängtes Bette, zwischen zwey mit der Wärmpfann mittelmässig gewärmete Bölster setzet/von zwey zu zwey Stunden darzu schauet/und die Würme/nachdem sie ausfallen/ wegnimmt/auch die Küsse allzeit wieder gelinde wärmet. Man soll die zarte Würmlein mit der Hand nicht berühren/sondern allein mit dem Maulbeerblat/daran sie sich zu hencken pflegen/fortragen. Erstlich legt man sie in ein Sieb oder grosse Reittern/die vor mit Leinwath/darauf aber mit Papier überlegt sey/da werden sie etliche Täge warm gehalten/damit sie der Lufft allgemählich gewohnen/daher muß auch die Wärmung von Tag zu Tag gemässigt und gemindert seyn. Diese Reittern setzt man auf mit Fürhängen vermachte Bretter/damit die ersten 4. oder 5. Tage ihrer zarten Jugend die Kälte/oder die Winde nicht schaden; auf dieses/ bringt man sie in eine warme/wol verschlossene/saubere reine Kammer/auf nette und polierte Tafeln/die mit Papier überdeckt sind/alle zusammen; diese enge Herberge/macht ihnen desto wärmer so ihnen bey erster Jugend angenehm und wol ersprießlich ist/biß daß sie nach und nach erstarcken/ und an weitläufftigere Herberg gebracht werden. Davon auch Vida in seinem ersten Buch de Bombyce also schreibet:

Exiguus primùm capiet Sobolem locus omnem,
Corpore dein aucto. cunabula prima relinquunt.
Tum cunctam in populos in vicos divide gentem,
Diversasq; dabis sedes, secretaq; Regna,
Nec satis hoc semel est, quoties his arcta videbis
Esse domus spacia, augentur dum corpora cuique,
Has toties legere, inq; novas diducere sedes
Ne dubita, donec tabulas impleveris omnes.

Monf. Isnard will/die Schachtel/darinn die Brut verrichtet wird/soll gantz neu/und von so dünnen Holtz seyn/als möglich ist; die Eyerlein/ehe man sie in die Brut-Schachtel legt/sollen an der Sonnen/oder bey einem Feuer gewärmet seyn; die Bölster/darzwischen die Schachtel stehet/müssen gar eine sanffte gelinde Wärme haben/hernach werden die Bölster mit einer warmen Duchet zugedeckt. Die Schachteln müssen sie gern auf- und zumachen lassen.

Die rechte Maß der Wärme ist diese/die ein Mensch im Bett verlässt/wann er erst aufstehet; ferner sagt er/ es sey am besten/wann man die Brut-Schachtel mit den Seidenwürm-Eyren bey der Nacht zu sich ins Bette nehme/wann nur die Schachtel etwann nicht aufgehe/und die Eyer heraus fallen; stehet man des andern Tags auf/lässet man die Schachtel im Bette ligen/ und decket noch eine Duchet oben drüber; diese Bett-Wärme hält sich/nachdem er aufgestanden/wenigstes zwo Stunden lang/eher darff man die Bölster nicht wärmen.

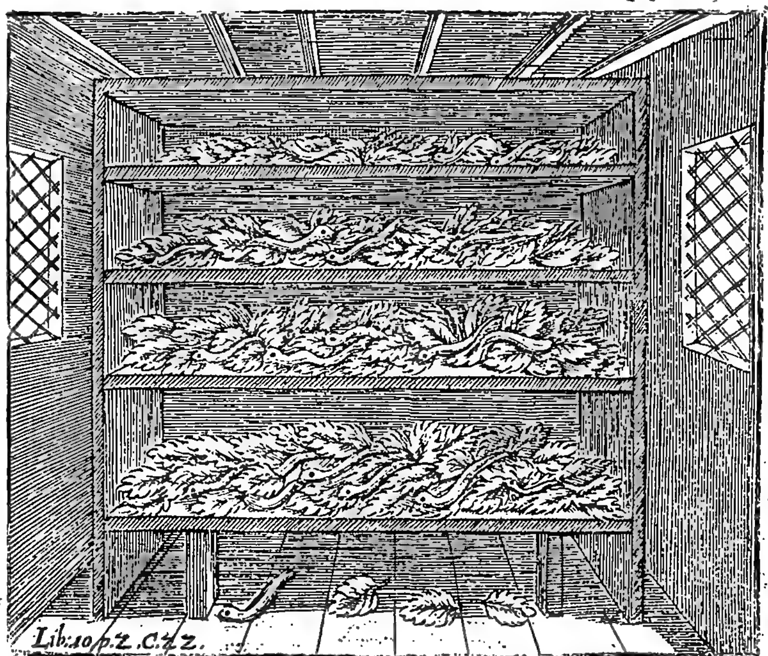
Am dritten und vierdten Tag/da sie meistentheils anfangen auszufallen/ist ihnen die übrige Wärme am schädlichsten/sonderlich denen/die schon ausgeschloffen/ und in der Schachtel von innen herum kriechen/derenthalben die Bettwärme (sagt er) am bequemsten und vorträglichsten. Es sey nun diese Brutwärme so gering und mittelmässig/als sie wolle/soll man dennoch von derselben/vor den dritten oder vierdten Tage/nicht nachlassen/darum hält man für das beste/die Brutgestattl/ so lang bey Jemanden/Manns- oder Weibspersonen im Bette zu lassen/biß die Seidenwürme alle miteinander ausgefallen. Wann man in Eröffnung der Schachtel gewahr wird/daß die Baumwoll oder Werck voll schwartzer Würmlein/so gemeiniglich den dritten oder vierdten Tage erfolget/auch wann sie zu spath in die Brut kommen/den andern Tage schon hauffenweise ausfallen/legt man/wie oben gesagt/das löcherichte Papier/und auf dasselbe etliche Maulbeerblätlein/thut die Schachtel wieder in ihre Wärme/öffnet sie in einer viertel Stund wiederum/und wann sie ausgeheckt/ werden die Blätter gantz schwartz voller Würmlein erscheinen/an deren statt legt man wieder frische Blätter hinein. Wann die Würmlein schwartz erscheinen/ist es nach Tanara Meynung/das erste Zeichen/daß sie wol gedeyen werden. Man nimmt die Blätter mit den Würmlein mit einer silbernen oder kupffernen Nadel/ legt sie in eine andere lähre mit Papier gefütterte Schachtel/mit samt den Blättern übereinander/auf das frische Maulbeerlaub/da sie sich selbst austheilen/ und unnöthig ist/sie mit Händen zu berühren. Also nun muß man von Stund zu Stund bey den Brutgestatteln zusehen/die Würmlein nach und nach heraus heben/in Schachteln thun/und endlich in einen Kasten oder Truhen/wo keine Lufft beykommet/verlegen/und sie die 4. oder 5. ersten Täge warm halten. Welche erst den fünfften Tag ausschlieffen/sind unnütz und nur weg zu werffen; je früher und gleicher sie ausfallen/ je besser ist es.

CAP. XXIII.

Wie sie von einem Ort zum andern zu bringen / und wie sie aufzuziehen.

MAn muß die Würme keinesweges untereinander vermengen / sondern die Bruten / die miteinander ausgefallen / fein beysammen lassen / so kommt alles leichter an / dann also / wie sie miteinander ausgefallen / werden sie auch zugleich essen / schlaffen / häuteln / und arbeiten / also sind die jüngern von den ältern fleissig abzusondern / sonst wird es mehr Mühe bedörffen / und weniger Nutzen zu hoffen seyn. Vom Hause worinn sie auferzogen werden / ist schon oben Meldung gethan / darinn sie sicher vor Feuchten / Kälte und Ungeziefer verwahret leben / da bringt man sie auf Täfeln / die man leichtlich auf- und abheben kan; die von Rohr oder Stroh gemachte Täfeln / mag man mit Kühkoth überziehen / und wieder austrocknen lassen / das Zimmer soll mit Leinwath / sonderlich bey den Thüren / ausgeschlagen seyn / neben einen Windwäher / damit man zur heissen schwülligen Zeit den Würmern Lüfft machen / und sie erfrischen kan / hingegen auch in der Kälte das Zimmer desto wärmer bleibe. Und weil man sie reinlich und sauber halten muß / soll man sie offtermals hin und wieder thun; daher muß auch zu diesem Ende auf iedweder Tafel / am Ort / ein lährer Platz gelassen werden / die Würm dorthin sittsam zu legen; man kan wol auch / Blätter hinstreuen / damit / wann sie sich anhencken / sie desto leichter wegzubringen; die kan man abheben / und sauber / mit abkehren / von aller Garstigkeit Unflat reinigen.

Nach ihrem Alter und Grösse / sollen sich auch weitschichtigeren Ort inne haben / vor allen aber / zu der Zeit / wann die Hitz angehet; je weiter auseinder sie logiren / je eher und besser sie arbeiten / und mehr / als eine viel grössere Menge der Seidenwürmer / die gedrang und enge beysammen wohnen / und in der Hitze einander / bevor man sie wieder auf die gesäuberte Täfeln bringet / müssen solche vorher mit Wein-Essig oder Wein besprützet / und mit wolriechenden Kräutern / die sie gerne haben / vorbereitet seyn. Wie ihnen dann / nach Herrn de Serres Meynung / der Lauch / Zwibel und Knoblauch nicht unangenehm sind / wann sie von Jugend auf darzu sind gewehnet worden; wiewol etliche vermeynen / solches sey ihnen schädlich / aus Ursach / daß sie das Gegenspiel / durch Erfahrung / nicht abgenommen haben.



CAP. XXIV.

Wie man ihnen zu essen gibt.

ZWeymal im Tage / Morgens und Abends / muß man ihnen / zu gewissen Stunden / zu essen geben und das von ihrer Geburt an / biß sie das andere Schlaffen verrichtet habe; nach gethaner Häutel-Abstreiffung aber / biß auf das vierdte und letztemal / gibt man ihnen dreymal zu essen; doch ist dieses vornemlich bey diesen Würmern zu beobachten / daß man sie / so offt sie die Haut wechslen / daß sie viermal thun / allezeit drey

Tag hernach mit dem Essen nie überfülle / sondern mässig halte/und ihnen das Laubgespärig mittheile / welche Stunde Morgens und Abend man ihnen das erstemal ihr Essen fürgegeben / soll man auch also immerdar fortfahren/doch nach ihrem Alter/auch die Speise nach und nach vermehren. Vida vermeynet es sey nützlich/ wann eine reine Jungfrau diesen Würmlein / zum erstenmal ihre Nahrung reiche.

Sed prodest, nondum thalamos experta puella
Prima manu teneras, forsan, si pascat alumnas.

Wann sie zum vierdtenmal gehäutelt haben / gibt man ihnen/von dieser Zeit an/biß zum Ende/ vier/ fünff und sechsmal/und in Summa/ so offt man siehet/ daß sie essen wollen / dann da ist keine Speise zu erspahren/sondern müssen genug und satt haben; sonst werden sie nicht eher anfangen zu spinnen / sie seyen dann wol angefüllt/ und also wird auch ihre Arbeit befördert. Wanns seyn kan / soll man ihnen alsdann alle zwo Stunden / aber allzeit ein wenig/vorlegen/ und zu solcher Zeit tauget am besten das schwartze Maulbeerlaub für sie/ dann es verursachet/daß sie stärckere und schwerere Seiden/aber etwas gröber/ spinnen / massen ihnen das gar zarte und schwache Laub zu dieser Zeit mehr schädlich als nutz ist/ indem sie gar zu viel davon fressen / und wol gar borsten möchten. Und ist wol zu mercken/sagt der Frantzösische Author/daß die Seidenwürmlein /vermittelst einer emsigen Fütterung und Wartung / innerhalb sechs Wochen oder vierzehen Tagen/werden anheben zu spinnen; da sie aber widriges Falls schlecht verpflegt sind / zu Zeiten Mangel an guten Laub haben / und nicht rein gehalten werden / sollen sie wol vor acht Wochen kaum ihre Spunst anfangen/und gerathen solche Spätlinge selten so wol/als die frühen. Findet man / daß bißweilen die Würme ihre Blätter nicht aufessen / muß man ihnen dieselben nicht vorligen lassen / sondern wegraumen/ihr Streu aussaubern / und gantz frisches Laub/ aber nur destoweniger/ vorstreuen. Die Blätter/damit man sie speiset/müssen keinen Mackel oder Flecken haben / man muß auch / so viel es möglich/ nicht Blätter nehmen/ die im Schatten wachsen / sondern die am freyen Sonnenschein stehen / auch keine angefeuchtete / beregnete/bethauete oder nasse Blätter. Also müssen sie auch/ nachdem das Alter ist / gespeiset seyn / daß man den alten Würmen kein junges Laub aus der Peltz-Schul/oder den Jungen kein altes Laub fürgebe/ das Laub muß mit ihrem Alter übereinstimmen. Die ersten drey Wochen ihres Lebens/sind sie mit wenigem vergnügt. Die Speise aber muß mit ihrem Wachsthum zunehmen/und letzlich mit Uberfluß gereichet werden ; doch ist in ihrer zarten Jugend / der Speise halber / desto mehr Fleiß zu haben/daß man ihnen nichts ungesundes oder schadhafftes reiche.

CAP. XXV.

Wie in ihrem Abhäuteln mit ihnen umzugehen.

Gleichwie die Schlangen ihren Balg/ im Frühling/einmal abstreiffen ; also legen die Seidenwürme jährlich die Haut zu viermalen ab / so lang es währet/essen sie nichts/sondern als unbeweglich bringen sie ihre Zeit mit Schlaffen zu/ darum auch diese Kranckheiten von den Spaniern Dormillos genennet sind. Dieser Zufall (wie Tanara bezeuget / und auch öffters gedacht worden) kommt ihnen viermal in ihrem Leben/ meistens acht Tage voneinander / wann es vom kaltem Gewitter nicht verhindert wird / dann bleiben sie die ersten dreymal auf zwey Tage lang unbeweglich/ und das vierdte mal wol drey Tage / und immer von einem Häutlein biß auf das letzte / verlieren sie ihre schwartze Farb / und erscheinen liechter. Zu diesem ordinari Zustand ist am besten / sie also ungessen zu lassen/ und wann sie wieder begierig sind / ihnen erstlich mittelmässig und sparsam/gute Blätter fürlegen/ und sie reinlich halten.

Die erste Häutel-Abstreiffung geschiehet an dem 8/ oder 10. Tage nach ihrer Geburt/die andern 8/oder 10 Tage/ auch eine nach der andern / etliche früher/etliche später/nachdem das Wetter ist/ gutes warmes Wetter und reine Speise gibt zu allem Beförderung/ und desto bessern Vorschub ; ihr Haubt machet die Kranckheit kundbar/das zu geschwellen anfänget/ wann sie häuteln wollen/und diß mehr in der letzten / als in der ersten Abwechslung / weil davon / wegen der Würmlein Kleinheit/wenig zu mercken/so lang sie noch nicht auf die Stellen kommen/ und noch (wie oben gemeldet) in ihren Schachteln / darein man sie aus ihren Brutschachteln gethan hat/verbleiben.

Wann man ihnen will aussäubern / müssen sie mit Maulbeerblättern/ daran sie nach und nach sich hencken vorher heraus genommen/in eine frische neue (und nachdem sie wachsen und zunehmen / grössere und weitere) mit Papier eingelegte Gestatel gethan/das Papier aber aus der alten Herberg heraus gehoben/ weggeworffen/ und da mans weiter brauchen wollte / mit frischem Papier wieder versehen werden ; auf diese Weise/sagt Herr Isnard, pflegt man sie zu mustern / und aus einer Gestatul in die andere zu bringen / müssen aber nicht zu nahe beysammen gelägert werden / und wann sie wieder Erneuerung ihres Lagers bedörffen / kan man sie wol mit den Händen glimpfflich/sonderlich wann sie schon etwas erwachsen sind/fassen.

Man muß sie des Luftes gewohnen lassen / die Schachtein/auch die Fenster/ wann ein schöner Tag ist/ eröffnen/im fall sie nicht ihre Veränderung leiden/dann zu solcher Zeit/ da sie der Ruhe und Wärme vonnöthen/ würde ihnen alle Lufft und Bewegung schaden / und darff man ihnen/wann sie abhäuteln/ auch nicht ausputzen/ weil ihnen gar übel dabey geschiehet / daher muß man sie also ruhig in ihrem Läger ausrasten lassen/ biß sie eine neue Haut/und neuen Lust bekommen/wieder zu fressen.

Wann man die Bruten nicht gleich anfangs nach ihrer Ausschliessung ausgetheilet hat / so kan sie noch nach ihrer Veränderung geschehen/weil man die/so miteinander gehäudelt haben/an dem kennet/ daß sie etwas weisser als die andern sind / und daß sie mit grosser Begierde ihr Laub wieder anfallen / alsdann kan man sie/ was früher häudelt/ von dem / was später kommet/ab-

sondern / und also mag man sie am besten voneinander kennen/und machen / daß sie zugleich zu arbeiten anfangen/welches sonst/wann sie vermischet bleiben/doppelte Mühe bringet.

CAP. XXVI.

Von ihren Feinden.

Weil das Seidenwürmlein ein überaus zartes und reines Thierlein ist / also ist auch ihr gröster Feind die Unsauberkeit/daher wol zuzusehen / daß nahe an ihrem Logement kein Misthauffen/ Möring/heimlich Gemach/ Pfützen / oder stinckender Marast zu finden sey / davon ihnen der Wind eine böse ungesunde Lufft zuwähen / und sie also verunreinigen könnte. Ihr Warter hat auch auf die Laub-Sammler wol acht zu haben / daß sie nie mit unflätigen ungewaschenen Händen das Laub brechen / oder welche einen stinckenden Athem haben / daß sie sich nicht zu ihnen nahen/darvon die Siechen offt gar sterben/und die Gesunden erkrancken. Auch muß in dem Zimmer/worinnen sie sind/oder nahe daran/kein grosses Geholder/Schiessen/ Trompeten / Trommeln / oder starckes Klopffen und Schlagen/Werffen / Geschälle der schreyenden Füllen/ muthwilligen Gesindes/ (sonderlich zur Zeit ihrer Veränderung) gehöret werden; auch muß man zu der Zeit/ sagt der Frantzösische Author/wann sie in der Gespunst begriffen/und ihre Seidenhäuslein formiren / sie gantz und gar mit Ruhe lassen/sie nicht von ihren Stellen bewegen / dann weil sie zu der Zeit hefftig mit dem Spinnen bemühet sind / und gantz einzugehen und klein zu werden pflegen / so kan durch ungeschickliche Rüttung leichtlich geschehen / daß der seidene Faden / worinn sie ihre Seidenhäuslein / nach Gleichnus eines Eyes/ausführen/an der Schnautzen möchte entzwey reisen/daß sie denselben nicht mehr anhefften mögen / also von ihrem Spinnen abstehen/und gehen vor der Zeit so zusammen und ein / daß sie die vorige Gestalt gäntzlich verlieren/ und einem Dadelkern gleichen/und mehrers Theils also in ihren Häuslein verrecken / daß demnach alle bißher mit ihnen gehabte Mühe und Arbeit umsonst und vergeblich gewesen / und diß allein aus unvorsichtiger und grober Unbescheidenheit / die aus unzeitigem Fürwitz und Muthwillen sich selbst den grösten Schaden zufüget.

Daß man so wol die Fenster vor den Schwalben/ Spatzen/Rothkeelichen/ Maisen und andern Vögeln/ als auch die Thüren vor den Hünern und anderm Geflügel / als ihren grossen und schädlichen Feinden/verwahren solle/ist vorhin genugsam erwähnet. Und ist sich sonderlich vor den Hünern wol vorzusehen/die/wann sie drüber kommen könnten/in kurtzer Zeit ihre Kröpffe füllen / und den Seidenwürmlein Stellen und Bretter gäntzlich lähren würden. Regen/ Sonnenschein und Winde sind nicht weniger diesem Thierlein zuwider und verderblich / daher Dach / Fenster und Thüren also zu versichern/daß sie daselbst nicht eingreiffen mögen.

Sonderlich sind die Spinnenweben in diesem Gemach sauber abzukehren / und alle Spinnen darinnen zu vertilgen / dann es schreibt in den Miscellaneis Physico-Medicis Anno primo, id est 1670. ein gelehrter Medicus, Christian Friderich Garmann, Observ. 121. also: Als ich Anno 1661 & 1662 der Seidenwürme Natur/ Auferziehung und Aenderungen zu erforschen/ allerley Betrachtungen hatte / fand ich etliche Würme gäh erkrancken und sterben / da sich doch an ihnen sonst einige alteration nicht vorgewiesen/ohne daß sie auf den Rucken ein und anders weisses Flecklein / als einen Wunden-Stich zeigten; da ich aber einsmals in das Zimmer eintrat / erblickte ich / daß ein Spinne ob des Seidenwurms Rucken saß / daher ich des gähen Tods Ursach leichtlich errathen. Et addit: Die Spinnen hassen die Seidenwürmer / weil sie das Spinne-Handwerck besser können / wie die Stimpler den guten Meistern neidig sind; es sey ihm aber wie ihm wolle / sind doch die Spinnen aus der Seidenwürmer Gemächern zu bandisiren.

Der Schaden (sagt ferner unser öffters-angezogener Author) und Schrecken / denn sie etwann von dem Donnerwetter empfinden/kan man/auf geschehene Beräucherung / solcher Gestalt vermitteln / so man unter währenden Donnerschlägen im Zimmer selbsten laut ist/ die Fenster vor dem Blitzen verhänget / oder zur selben Seiten/ wo das Wetter herschlägt / gar die Läden zuschliesset; oder wann man sie zur selben Zeit füttert/ auch hin und wieder verlegt / daß sie / durch Gewonheit des Getöses / das Krachen und Knallen des Donners hinfüro nicht so viel achten/oder einigen Schaden davon empfangen. Wie dann in den Actis Philosophicis der Königlichen Englischen Societät stehet/daß die Seidenwürme in Virginia, von den Donnerwettern/so daselbst sehr gemein / sich nicht von ihrer Arbeit abschrecken lassen / daß sie auch daselbst den Rauch vom Tabac und andern starckriechenden Sachen wol gedulten können/ welches bey uns nicht glaublich wäre.

Weil auch Ratzen und Mäuse/so wol als Wieseln und Eydechsen / ihre Feinde sind/und sie gerne fressen/ muß man bey Nacht Liechter brennen / und nicht allein Aufsicht darauf haben / und die Nacht-Lampen an etlichen Orten aufstellen / auch selbst offt darzu sehen/und bißweilen Schellen und Glöcklein dabey schallen und läuten lassen. Es ist auch wol zu verhüten / daß kein Oel aus den Lampen die Seidenwürmer berühre/so ihnen gantz schädlich ist / darum auch etliche / an statt der Lampen / Liechter aufstecken. Etliche lassen unten die Füsse an dem Gerüste mit Kranwetten / Dornen und Stacheln umwinden; oder mit einem gantz glatten eysernen Blech beschlagen. Andere lassen auch diese Blech/ mit scharffen eisernen Spitzen / wie eine Hächel besetzen/ damit die Mäuse und Ratzen daselbst nicht hinauf mögen/so auch eine gute Vorsorg ist/dann weil dieses Gerüst allenthalben frey / und an keiner Wand anstehet/ mag das Ungezieser nirgends wo hinauf kommen / als allein bey den Fußgestellen/ welches aber dergestalt auch verhindert wird. Das Oel/wie vorgemeldt/ ist ihnen verderblich. Und sagt Tanara, weil zu dieser Zeit die Leute Salat mit Baumöl essen / und mit fetten ungewaschenen Händen mit den Blättern umgehen / daß die Seidenwürme leichtlich davon umkommen / als sich dißfalls wol fürzusehen.

CAP. XXVII.

Wie ihnen in ihren Kranckheiten zu helffen.

DJe strenge Ubermaß von Kälte und Hitze/ zu viel oder wenig Speise/ oder die sonst nicht gesund und undienlich ist; schlechter Unterhalt und Wartung / sind die meisten Ursachen ihrer zufälligen Kranckheiten; ists von Kälte/ so muß man die Zimmer wol verwahren / mit einem nicht stinckenden noch übelräuchenden / sondern frischen Kohlfeuer oder Glut und guten edlen Rauchwerck versehen; oder wie Herr de Serres will/ soll man mit Stücklein Bratwürsten/ die in Scheibel zerschnitten sind/ räuchern/ davon sollen sie sich erquicken/ und wieder gesund werden. Guter Wein/ starcker Essig / und Brandwein / stärcken gleichfalls dieses Thierlein / wann sie von der Kälte angefochten werden.

Hingegen/ wann ihnen die Hitze zusetzet / muß man Thür und Fenster öffnen / damit die Lufft hinein möge/ ihre Stellen mit Rosenwasser besprengen/ und mit dem Windwäher sie abkühlen. Ist das Zimmer nicht recht darnach beschaffen / muß man sie vor Tages/ auf ihren Tafeln/ hinaus in die frische Lufft / eine Viertel Stund lang / bringen; ihre Tafeln kan man unterdessen aussäubern / und mit guten Wein-Essig besprützen/ auch mit wolriechenden ihnen angenehmen Kräutern bereiben. Haben sie sich überfressen/ muß man ihnen an der Nahrung abbrechen / und mit einer guten Diæt ihnen wieder zu recht helffen; man mag ihnen ein paar Tage gar nichts / und / nach diesem nur ein wenig / und offt geben.

Sie bringen auch manchesmals gleichsam erbliche Kranckheiten mit sich auf die Welt / wann etwann die Eyerlein/ daraus sie geschloffen sind / nichts nütz gewesen/ an einem unanständigen feuchten Ort behalten worden. Will man Glut ins Zimmer bringen / muß man dieselbe vorher / ehe man sie hinein trägt / heraussen wol anfeuren/ und ein Stück Stahl hinein legen / der Glut den ersten Dampff / der sonst schädlich wäre / zu dämpffen / muß auch ein Glasscheiben oder ein kleines Guckfensterlein gegen Mitternacht / offen gelassen werden/ so wol / daß die Lufft hinein möge zu ihrer Abkühlung/ als auch/ daß die Dünste und Dämpffe von den Gluten

Siehet man/ daß sie gar nicht zunehmen und wachsen wollen/ auch viel gar verderben (sagt unser Frantzösischer Author) so ist nothwendig/ und bekommt ihnen sehr wol daß man ihre Wohnstätte ausreinige und verneure/ ihre Bettstätte und Bretter mit guten Kräutern bereibe; doch hält man für das beste / sie in ein anders Zimmer zu bringen / und die Siechen fleissig auszuklauben und abzusondern/ ihnen von dem besten Laub / aber in geringer Quantität / vorzugeben / mit ausputzen und guten Rauchwerck wol zu warten. Sonst pfleget man insgemein (sagt er) heissen Kiesel oder kleinen Bachsand / in guten Wein-Essig oder Malvasier abzulöschen / daß ein Dunst davon gehe / und die Seidenwürmlein aufmuntere. Andere pflegen eine Pfann mit Kräutern und Speckschwarten darunter zu nehmen / und rösten es mitten im Zimmer auf einer Glut / und bedünsten sie also damit.

Der stinckende Athem derjenigen / die Zwiebel und Knoblauch geessen / oder Toback getruncken / oder selchen in den Mund zerkäuet / und mit den Seidenwürmen umgehen/ schadet nicht allein den siechenden Würmen / sondern kräncket auch die Gesunden / daher solche Leute/ um diese Zeit/ der Seidenwürme sollen müssig gehen/ und das Maulbeerlaube unberühret lassen.

Den Siechen dienet auch/ wann man ihr Läger mit Wein-Essig besprengt / auch mit Fenchel / Roßmarin/ Lavendel / Majoran und dergleichen anstreichet; wann sie aber nicht kranck sind / würde solcher starcker Geruch mehr schaden als nutzen. Wann sie böses/ als etwas nasses (mailichtes/ gar zu junges / und ihnen untaugliches Laube gegessen/ so ist es schwer zu heilen; als davon bekommen sie den Durchlauff / oder wol gar die Pest/ das kan man an gewissen Zeichen wol erkennen / wann ihre Füsse schwartz/ ihr Leib mailicht / gelb und gar weich ist/ die muß man bald von den übrigen absondern / und auf besondere Tafeln/ in ein anders Gemach bringen/ zu versuchen / ob ihnen durch gute Wartung möchte geholffen seyn/ aufs wenigste / daß die gesunden durch sie nicht auch der Vergifftung und Ansteckung theilhafftig in gleiche Kranckheit fallen möchten. Siehet man aber daß sie neben den erstergebenen Zeichen / auch am Bauch anfangen zu nassen / soll man sie nur bald den Hünern vorwerffen / denn mit ihrer Nässigkeit stäncken sie an/ und verunreinigen die Blätter/ dardurch die übrigen auch inficirt werden. Findet man auch/ daß / vor der dritten Abhäutlung/ etliche grünlicht werden/ welche schwärtzlicht seyn sollen/ mag man sie auch beyzeiten weg thun / denn sie verrecken ohne diß. Darum soll man (sagt gedachter Author) allzeit mehr Eyerlein ausbrüten lassen/ als man zu ernähren willens ist/ damit / durch diesen Uberfluß / der durch Kranckheit entstehende Mangel möchte erstattet seyn. Wann aber ein Warter nur Fleiß und Obsicht brauchen will / werden sie wenig oder nie kranck werden / indem leichter ist / einem Ubel vorzubauen/ ehe es kommt / als es zu heilen / wann nunmehr der Angriff geschehen ist.

CAP. XXVIII.

Vorbereitung zum Spinnen.

ZUr Zeit ihres Arbeits-Anfang muß sie der Warter nie verlassen/ biß sie sich alle angeästet und ihre Arbeit angefangen haben / weil sie so grosse Begierde dazu erzeigen/ als wolten sie ersticken/ kan man ihnen bescheidentlich helffen / daß sie sich nicht zu dick/ noch zu nahe beysammen anhencken / oder auf die Erden fallen / die man stracks wieder aufheben und an ihre vorige Stelle bringen muß; wiewol Agostino Gallo dafür hält / wann sie dünn angelegt werden/ machen sie mehr dopple und driefache/ daraus nur Filosell oder Flo

rer, und keine gute Seiden wird/ als will er/ man soll sie dick zusammen sich anspinnen lassen. Ich aber glaube fast das Widerspiel / weil die doppeln und driefachen/ auch allzeit zwey und drey Würmlein in sich halten/ ists wahrscheinlicher/ daß wann sie dick beysammen/ desto eher mehr / als einer in einen Klumpen zusammen spinnen/ als wann sie dünne sind / da ein jedes Würmlein genug Platz hat/ sein eignes Häuslein zu formiren/ und von der allzunahen Nachbarschafft nicht angebauet / und dardurch ihre Arbeit vermindert wird.

Acht oder zehen Tage nach der letzten Abhäutlung/ werden sie sich allgemach zum Spinnen fertig halten/ da muß man ihnen vorher zäckichte Gerten und Aestlein aufrichten/ daran sie sich hencken / und ihre Arbeit verrichten können/ die Sträuchlein aber müssen nicht grün/ sondern dürre seyn / als vom dürren Roßmarin / Genester/ Weinreben/ Zweiglein oder Rütlein von Kastanien/ Eychen / Felbern/ Rusten / Eschen und dergleichen Bäumen/ die schwancke Zweiglein haben / die sich gerne biegen lassen / wann man sie unten ausschneidet/ damit sie nicht so viel Platz einnehmen/ kan mans auf die Reyhenach den Tafeln / eines Schuhes oder ein wenig weiter voneinander aufrichten.

Wo man dieser Würmlein wenig hat/ macht man ihnen nur ein S. anozzenweise unten enge und oben weit zusammen gerolltes Papier / darinn sie mit besserer Ruhe ihre Spinn-Werck anfangen und vollführen können.

Man merckt / wann ihre Spinnzeit angelangt/ solches an ihrem Kopff und Hals/ der Kopff wird etwas gespitzter / auch der gantze Leib/ der zuvor grünlich war/ wird gantz hell und durchscheinig / sie kriechen hin und her/ ein taugliches Ort zu suchen / und man sieht aus ihrem Munde einen Seiden-Faden herfür tragen / der Schweiff ist fleischfärbig / und sind am gantzen Leib gantz weichlicht und gelind / und wann man sie angreiffet/ legen sie sich alsobald um den Finger herum/ und hencken sich mit den Füssen gar fest ein/ daß man sie hernach weniger/ als wann sie noch unerwachsen sind / von [illegible] Finger kan ablösen ; ihre Füßlein werden durchsichtig/ fleischfärbig und härig/ die aber noch zum Spinnen unzeitig sind/ deren Füsse scheinen gestutzt und geschwollen; daher soll man sie vor der rechten Zeit nicht in die Scanezel schliessen/ oder zum Spinnen antreiben / weil sie aus Mangel der Lufft ersticken würden.

Zu ihrer Spinnhütten muß man nichts / was Dorn und Stachel hat / gebrauchen/ weil sie leicht/ wegen damaliger ihres Leibes Zärtigkeit / sich verletzen; Etliche brauchen auch Birckenreise/ wiewol der Ginester ihnen angenehmer / weil man aber dieser Orten dieses nicht haben kan/ muß man sich der Bircken bedienen / die füllet man oben mit allerley Hobelspänen/ die man von den Tischlern und Bindern haben kan / das haben die Seidenwürmlein sehr gerne. Die Reiß müssen unten glatt abgehackt/ und unten und oben angespreitzet seyn / also/ daß es oben wie ein Gewölbe mache / und eines an das andere anrühre / werden auch Lavendel Spica, und andere wolriechende Kräuter an die Aeste angemacht/ daran sie sich desto lieber hängen / und eher zu arbeiten anfangen/ da sie/ wann man solche/ wie etliche thun/ herunten lässet/ offt durch die Anmuth zu diesen Kräutern/ von der Fortsetzung ihres Spinnens abgezogen / und verhindert werden. Wann nun (sagt das Wienerische aus dem Frantzösischen geteutschte Büchlein) gedachte Reißhüttlein nicht weiter sind als anderthalb/ und nicht höher als drey Schuhe / nach Beschaffenheit der Stellen / mag man kecklich bey zwey Teller voll der Spinngierigen Seidenwürme unter ein jedes Hüttlein thun/ auf ein saubers Papier / und ein wenig Maulbeerlaub ohn weitere Sorge / dahin legen; wann sie zum Spinnen anheben wollen / kan mans gleich erkennen / so sie keines Maulbeerlaubs sich mehr achten/ sondern stracks anfangen/ sich übersich auf die Reißhütten zu begeben.

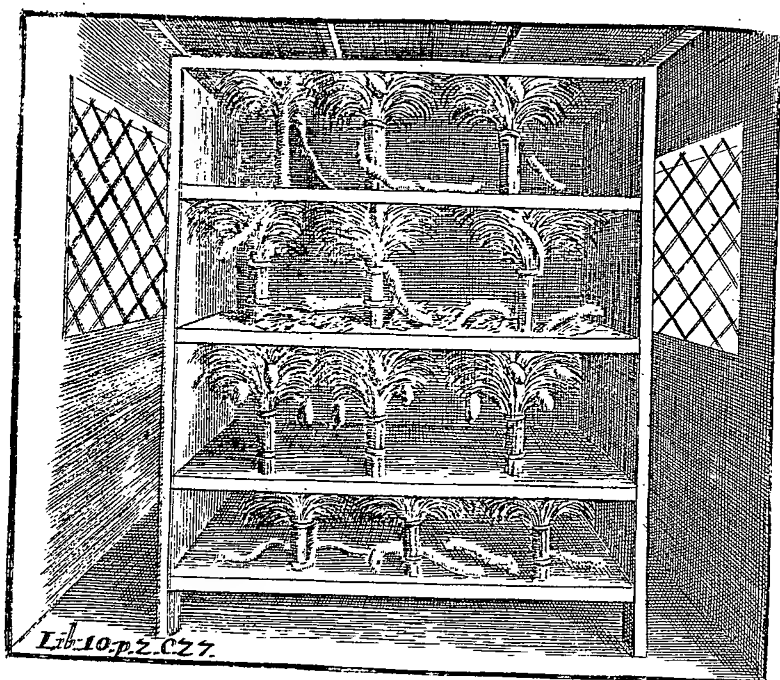
CAP. XXIX.

Wie sie spinnen.

Dieses ist eine seltzsame Wundergespunst/ daß ein Würmlein aus seinem Munde einen solchen langen Faden machen kan / daß nicht einer zerrissen oder ungleich wäre / sondern gantz glatt und eben/ von Anfang des Knollens biß zum Ende / darein sie sich mit unerdencklicher Geradigkeit und Kunst selbst einwircken und einflechten; wann sie nun hin und wieder wandern/ und auf die Höhe sich begeben/ und keine mehr auf der Tafel bleibt/ ausser diese wenige/ so am letzten spath sind/ ausgebrütet worden/ daher kan man solche Spätling wann die meisten auf ihre Zweige gestiegen / von allen Tafeln ausklauben / und auf eine besondere zusammen bringen / und sie speisen / biß sie auch ihr Werck anfangen; dann lässet man sie bey den andern / so werden sie der andern Arbeit verhindern oder wol gar verwirren/ welches durch diese Absonderung bemittelt wird.

In drey oder vier Tagen wird ihre Arbeit verfertiget/ welches man mercken kan / wann der Schall/ den sie wie am Fressen / also auch am Spinnen / von sich geben / gantz hat aufgehört. Den ersten Tag bringt er mit nichts anders zu/ als mit der Floretseiden ; den andern Tag verdeckt er sich gantz mit seiner Seiden ; den dritten Tag ist er schon dergestalt bedeckt / daß man ihn nicht mehr sehen kan ; die nachfolgende / macht er das Häuslein fest und dick / und allzeit mit einem einigen Faden/ der/ wie der Author sagt / fast auf zwo Meil ausreichen würde. Etliche Tage vorher / ehe die Würmer auf ihren Spinnplatz aufsteigen / erkennet man solches an den Glantz / dann ihr gantzer Leib scheinet gleichsam durchsichtig / wie eine wolzeitige weisse Weintraube/ auch an ihrer Farb/ weiß man / welcherley Farbe Seiden von ihnen zu gewarten sey/ gelb oder Goldfarb/ weiß Leibfarb oder grünlicht/ von welchem fünffachen Unterschied sie ihre Seiden machen.

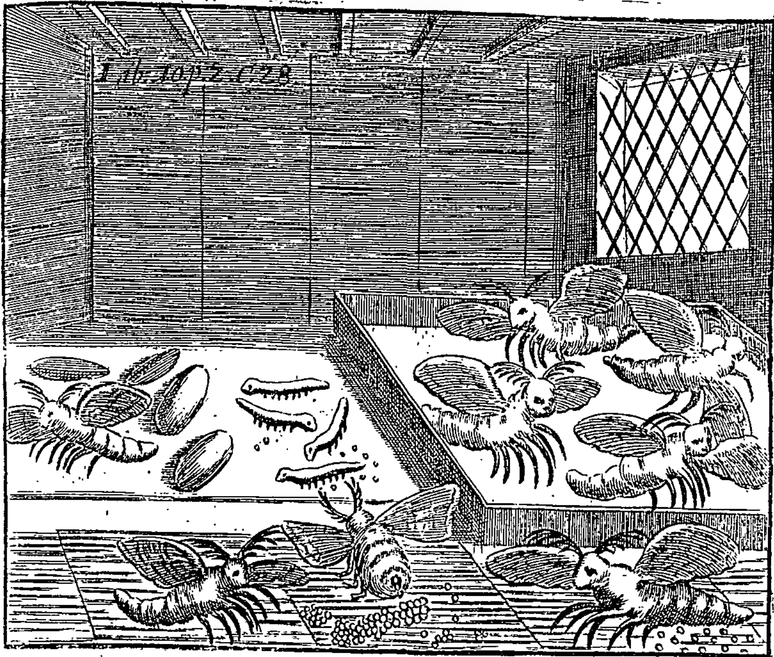
Wann sie schon in der Gespunst begriffen/ und ihre Seidenhäuslein formiren/ (sagt Herr Isnard) muß man sie mit Ruhe lassen / und nicht viel ihre Stellen bewegen und wancken mache/ weil sie alsdann hefftig/ mit dem Spinnen bemühet seynd/ und gantz ein zuachen/ und klein zu werden pflegen / so kan leichtlich geschehen/ daß der Seidens-Faden / wormit sie ihre Seidenhäuslein



nach Gleichnis eines Eyerleins / ausführen / an der Schnautzen möchte entzwey reissen / und wann sie denselben nicht mehr anhefften mögen / stehen sie von Spinnen gar ab / und gehen vor der Zeit also sehr zusammen / daß sie die vorige Gestalt gäntzlich verlieren / und einem Datteikern gleichen / auch / wegen besagter Beunruhigung / hernach mehrentheils in dem Häuslein verrecken also / daß die Häuslein nicht wol gesponnen / und man / durch solche Verstörung / schlechte Seiden zu gewarten hat. Der Genester ist für die Seidenwürm auch tauglich / weil sie gern daran ihre Gespunst hencken. Cardanus sagt davon / daß sie auch zum Spinnen und Leinwath-machen können gebraucht werden / lib. 5. Subtilitatum pag. 156. mit diesen Worten: Genista utilis est ad conficsenda lintea, quicquid enim ductile est nere licet, quod nere licet & texere. Ductile verò est, quicquid humido constat tenaci, ac minimè fragili.

Wann sie sich auf das Reiß begeben haben / fangen sie nicht gleich an / ihre Seidenhäuslein zu machen / sondern kriechen unter den Schatten und Hobelspänen etwas herum / und rasten darauf / reinigen sich auch daselbst durch einen gelben Tropffen / der von ihnen gehet / darnach steigen sie wieder auf der Reißhütten so lang herum / biß sie für sich ein taugliches Oertlein finden; und wann dieses geschehen / spannen sie / ehe sie ihr Haus anfangen / einen gleichsam wollenen und zottichten Faden / schier wie ein Spinnengewebe / wie Herr Isnard meldet / und in dasselbe erst hinein ihr Seidenhäuslein von der besten und schönsten Seiden; diese zottichte Floretseiden / ist weder an der Güte noch an der Stärcke der andern zu vergleichen / und nicht so gut; zu dieser Zeit / muß man ihnen wol Lufft lassen / und bey schönen warmen Wetter die Fenster öffnen / damit sie durch der Lufft Durchwähnung mögen abkühlen.

Die saumseligen / und zum spinnen faulen Seiden-Würme / sagt ersterwähnter Author / welche sich nicht wollen auf die Arbeit verfügen / und auf einen andern Platz gesetzt sind / wann sie nun 5. oder 6. Tage auf das längst daselbst gewesen / von der Zeit / da die andern schon zu spinnen haben angefangen / muß man ihnen unter der Zeit das Futter täglich schmählern / und so sie am Leib anheben einzugehen und röthlich zu werden / soll man ihnen gar nichts mehr geben / sondern im Scanitzel einstecken / und sie alsobald zum Spinnen / wenn sie nicht wollen / nöthigen. Oder man kan sie alle zusammen nehmen / und auf einen Busch solches Reises / davon die Hütten gemacht ist / sonderlich auf der Hobelschalten legen / daß man absonderlich auf einen andern Tisch aufrichten kan / oder kan Reiß und Späne allda nur ohne Ordnung übereinander legen / daselbst werden sie ihre Häuslein schon vollenden / ohne daß sie etwas kleiner sind / und von diesen muß man zur Brut nicht erwählen / weil wenig früchtiges davon zu hoffen. Es ist auch / sagt bemeldter Author / gar wol vonnöthen / daß man zu Zeiten bey den Hütten / welche vorher rein ausgeputzt sind / zusehe / ob nicht Würme von der Hütten herab gefallen / daß man sie wieder hinauf setze / und dargegen jene / welche sich äusserst um das Reiß herum setzen / weil sie kein bequemes Ort mehr finden / herunter nehme und an ein Ort / da sie mehr Platz finden / versetze; so man aber siehet / daß sie schon ziemlich am Leib eingegangen und kurtz worden / muß man sie / wie oben gedacht / in Scanitzel einsperren / worinn sie zwar schlechte und unformliche Häuslein machen:



CAP. XXX.

Wie die Seidenwürm-Häuslein abzunehmen zum Saamen.

HErr Agostino Gallo schreibt/ vor zehen Tagen kommen sie nicht aus ihren Hülsen/und über 20 Tage bleiben sie nicht darinnen/und das geschihet bißweilen/wann das Häuslein so hart und dick ist/ daß sie solches so bald nicht durchdringen können; das Werck/oder der Schaum (wie es Herr de Serres nennet/von der Seiden/damit die Seidenwürme ihre Arbeit an die Aeste mit sonderbarer Kunst anknüpffen/ ist ihre erste Arbeit. Wann nun dieses alles vollzogen/ muß man über 8. oder neun Tage verziehen/die Häuslein abzulösen/ man muß aber sachte damit umgehen/ und durch Zusammendruckung der Häuslein die Würme nicht mehr zerdrucken / und die Seiden damit bemailigen und verwirren.

Alsdann muß man/was man zur Zucht haben will/ am allerersten / davon das schönste und beste aussondern/nemlich diejenigen Häußlein/so fein hart / schwer und Leibfarb sind/so viel man will. Ins gemein glaubt man / daß zu einer Unzen Eyern 100 Weiblein und so viel Männlein theils aber geben zwey Weiblein auf ein Männlein/doch ists am sichersten/sie gleich paaren; die Häuslein / so schmal und länglicht scheinen / sind die Männlein/und die kurtz und bauchicht sind/ die Weiblein/die doppelt zusammen-gefügten Häuslein sind nicht hoch zu achten/ weil mvn die Seiden nicht recht abwinden kan/ auch nur Filozel daraus wird. Diese nun werden so viel Weiblein als Männlein an einen seidenen Faden/ der nur subtil durch die äusserste Seiden/ ohne Verletzung der Häuslein / wie eine Ketten angehefftet/da sie zu ihrer Gelegenheit sich aufbeissen und zusammen fügen mögen/doch daß man ihnen theils zu Hülffe komme; so bald man siehet/daß sie aus ihrer Gefängniß heraus kriechen / muß man Weiblein und Männlein / wann sie es nicht selber thun / zusammen bringen / und wann sie beysammen sind / legt man sie miteinander auf ein Nußblat/das auf einer Tafel ausgebreitet wird/darauf legt folgend das Weiblein ihre Eyer/ die/ wannn die Blätter dürr und gepulvert werden/leicht herab zu bringen/und das Pulver davon abzublasen.

Theils nehmen/ an statt des Nußlaubes/Papier/ sind aber die Eyer ohne Messer nicht herab zu bringen/ und werden darüber viel zerbrochen/noch ärger ists auf Leinwath; sind aber die Eyer darauf gesetzt/ muß man sie biß zur Brutzeie darauf liegen lassen / und alsdann auf der äbichten Seiten mit gutem weissen Wein benetzen/bey einem Glütlein erwärmen / und nachdem mit einer subtilen Bürsten(wie Herr Agostino Gallo lehret) herab bringen/und auf ein anders trocken Tuch fallen lassen; zu diesem taugt am besten Camelot oder Burat, dann wann er nur auf der andern Seiten sachte gekratzet wird/so fallen die Eyer von sich selbst herab. Von diesen Häuslein/die auch von den doppelten und driefachen / ist kein Faden zu hoffen / müssen also nur gekartetschet und gesponnen werden / dardurch sie aber ihren Glantz verlieren; daher theils (wie Herr de Serres meldet) die doppelten und dreyfachen aussöndern/ und zur Zucht gebrauchen / damit sie von den schönen glatten desto mehr schöne Seiden kriegen mögen/ abzuspuhlen.

Von jedem driefachen Knoll kommt nur ein Wurm heraus/weil sie ungleich zeitigen/und die andere darüber verderben / indem durch des ersten Ausbruch die übrigen durch die eindringende Lufft verderbt werden / es

wäre dann/daß sie zugleich heraus grüben/welches aber gar selten geschiehet.

Ehe man die Häuslein zur Brut erwählet/ist auch diß zu mercken/ wie unser Frantzösischer Author vermahnet/ wann man prüfen will/ in welchem Häuslein gute oder schlimme Würme zu Zwiefaltern seyen / soll man das Häuslein an das Ohr halten / und ein wenig erschüttern / wird man bey diesem gewahr / daß der Wurm inwendig sich auf das Schütteln nicht beweget/ so ist er gewiß gut ; so er sich aber gar leichtlich und gering bewegen lässet/ so ist der Wurm verdorben.

Die ihre Eyerleyn gleich in Schachteln bringen wollen / müssen gewisse Flechten von Bimsen / oder kleine Rohrdecken/vom rauhen Rohr geflochten/ nehmen die vom Bimsen aber sind die besten / indem unangesehen der Seidenwürmer Brut für sich selbsten fest anklebt/so wird es sich doch von sich selbsten von den Bimsen- und Rohr-Flechten gern ablösen/sonderlich wann solche erstlich grün sind/hernach aus Dürrigkeit eingehen ; oder man löset endlich solche Flechten gantz auf/ und nimmt ein Binsen oder Rohr nach dem andern heraus / auf welchen hernach Eyerlein gefunden werden/ die streicht man mit 2 Fingern herab in die Schachtel.

Wann die Bienfaltern aus ihrem Seidenhäuslein kommet/setzt man sie auf solche Flechten/ oder auf einen Sammeten- oder Camlot-Fleck / lässt sie beysammen vom Morgen biß Abends/wann sie in der Zeit noch beysammen hencken/mag mans wol voneinander scheiden/ denn die Männlein weiter zu nichts nutz sind / als den Hünern vorzuwerffen ; man muß aber das Weiblein in diesem Actu nicht anrühren / sondern nur das Männlein / weil jenem bald mit unbescheidenem Drucken Schad möchte geschehen / an diesen aber nichts gelegen ist / und wann sie von Frühe an biß Abends gepaaret bleiben/ist es schon genug/imfall sie aber eher voneinander abliessen/müste mans wirder zusammen bringen.

Die Eyer nehmen unterschiedliche Farben an sich/ erstlich/wann sie gesetzt werden / scheinen sie weißlicht/ bald darauf bekommen sie eine grünlichte Farbe/dann eine rötlichte/auf dieses nehmen sie nach und nach die graue Farbe an/welche sie stetswährend behaltend/und je denckler sie sind/ je besser und gerechter sind sie ; dann die bey der ersten weissen Farbe bleiben / sind gewiß nichts nutz.

Viel sind der Meynung/ein Weiblein lege nur 100 Eyer/Herr Isnard aber sagt / jedes Weiblein lege gewöhnlich 300 Eyer gleich nacheinander / etliche mehr/ und etliche auch weniger / indem allemal ein Weiblein gefunden werden/ welche alle in sich habende Eyer nicht ausschütten können/ daß sie manchesmal mit den übrigen / die sie im Bauch behalten haben / verrecken; die Eyerlein sind dieser Zeit vor Mäusen / Ameissen/ Grillen/Spatzen und Hünern wol zu verwahren/dann sie denselben gleich so sehr nachstreben / als den Seidenwürmern selbst; die Brut soll man bißweilen mit frembden Eyerlein erneurn / und von den fremden die Häuslein zu einer neuen Brut / aufs nachkommende Jahr/erwählen ; die fremden Eyer werden das andere Jahr besser / als das erste / in diesen Landen gerathen / und biß in das fünffte Jahr nicht von der Art lassen/länger aber ist nicht rathsam von ihren Bruten zusammlen.

Die Weiblein sind viel weisser/und haben viel grössere Bäuche / als die Männlein / dieses erkennet man auch an dem starcken Fladdern mit den Flügeln/ biß es ein Weiblein gefunden/und sich mit ihm gepaaret hat/ hingegen aber die Weiblein bewegen ihre Flügel bey weiten nicht so geschwind / als die Männlein zu thun pflegen ; zur guten Brut / dörffen die Bienfaltern nur von Frühe biß auf den Abend / und nicht 34 Stunde (wie bißweilen geschihet) aneinander hangen bleiben/ oder vom Abend an biß den andern Tage zu frühe / wo sie aber eher voneinander abliessen/muß man sie wieder zusammen thun. Es braucht schier mehr nicht / als daß man/ von frühe an biß auf den Abend / aufsehe/ weil die Bienfaltern insgemein / des Morgens bey Aufgang der Sonnen / pflegen aus den Häuslein zu kriechen/und auch alsbald sich zu paaren/und darüber thun sie sich gar wenig bewegen. Wäre es aber/ daß etliche Männlein hätten darum von den Weiblein / vor der rechten Zeit/ abgelassen / weil sie ihre Kräfften verlohren/soll man andere darzu nehmen / darum man billich die frischesten und munterstên Männlein zu solchem Werck behalten solle. In kalten Ländern bleiben die Bienfaltern 18 biß 20 Tage / in warmen aber nur 14 biß 16 Tage in ihren Häuslein. Wann man / die Eyerlein auszufangen / kein Binsem oder Rohrdecken hätte / und man nothwendig Leinwath oder andern Zeug darzu gebrauchen müste/soll man diese Fetzen mit den darauf gesetzten Eyerlein biß über das Jahr aufbehalten/und solche/wann man sie zur Brut bedörfftig/ nicht mit einem Messer oder Eysen / sondern mit einer silbern odrr gülden Müntz/in eine Schachtel/mit guter Manier/abstreiffen.

CAP. XXXI.

Wie die Seidenwürm-Häuslein abzunehmen.

Es wäre zu wünschen/ daß die Seiden / so bald man die Knollen oder Häuslein abnimmt/solche unverzüglich könten abgewunden werden/weil es alsdann am allerleichtesten geschehen kan / welches/ je länger man wartet/je beschwerlicher hergehet/indem der Laim/damit die Seiten aneinander gepicht ist / je älter er wird / je mehr er verhartet, daher auch die Seiden nicht so schön bleibt/so hat man auch/wann man es bald thut/nicht zu fürchten / daß die Würmer die Seiden verderben/weil ihnen durchzubohren die Zeit abgeschnitten wird. Weil es aber/wo man viel Seiden hat/schier unmöglich in so kurtzer Zeit damit fertig zu seyn/oder mit tauglichen genugsamen Leuten nicht versehen ist ; muß man die Zwiefaltern/ehe sie durchbrechen können / darinnen also ersticken und umbringen/man legt die Häuslein/wann warmes Wetter ist/an die Hitz der Sonnen/ von 10 Uhren Vormittags biß 4 Uhr Nachmittags/ oder/wie Herr de Serres sagt / Vormittags zwo/ und Nachmittags auch 2 Stunden an die Sonne/ und diß thut man an unterschiedlichen Tägen 3 oder viermal auf leinenen Tüchern dünn aufgebreitet / und kehret sie offt um/so müssen die Würme vor grosser Hitz ersticken und

und verrecken; hernach trägt mans in einem Tuch zusammen gehäufft in eine frische Kammer/nicht aber in einen feuchten Keller oder Gewölbe; die Erstickung der Würmer desto eher zu befördern/ nimt man noch einen Kotzen oder Decken/welche gleichermassen an der Sonnen ist wol gewärmet worden/und schlägt die Häuslein hinein biß auf den andern Tag / dardurch sie denn gar bald hingerichtet werden.

Nach diesem kan man sie so lang halten/als man will / weil keine Gefahr mehr zu sorgen ist; von welchem Ausdorren der Seidenwürme / die Seiden deswegen nicht schlechter wird/sondern so gut / als die andere/die stracks abgehaspelt worden/ohne daß sie an der Sonnen ein wenig rauher wird / und den Glantz in etwas verlieret/hingegen erlangt sie denselben im Zurichten wieder/denn der Seidenwurm wird gantz dürr darinnen/also / daß er mit seiner Feuchtigkeit die Seiden nicht verunreinigen kan.

Solte aber eine Zeitlang die Sonne nicht scheinen/ und Gefahr wäre / die Würme möchten die Seidenhäuslein durchbohren/und verderben / wordurch das gantze Werck geringert und verderbet würde / thut mans in einen Backofen / derselbe aber muß entweder nur mit Kohlen/oder doch mit gutem dürrem Holtz geheitzt werden/dann der Rauch vom grünem Holtz würde der Seiten schädlich seyn; oder man thuts hinein/ nachdem das Brod ausgenommen/man thut die Seidenhäuslein in Säcke/legt sie auf Bretter/und läßt sie eine oder anderthalb Stunden im Ofen/ und das thut man so offt/biß man in einem Häuslein/das man eröffnet hat/spühret/daß der Wurm nicht allein erstickt/sondern auch dürre sey/doch muß man die Seiden mit allzugrosser Hitze nicht verderben / man muß sie auch vor Mäusen wol verwahren / denn sie beissen die Knollen auf/und fressen die Seidenwürme / die Knollen oder Seidenhäuslein hernach müssen in einem trockenen Zimmer wol zugedeckt verwahret seyn.

Die gröste Gefahr ist wegen des Ofens/daß die Seiden nicht etwann möchte verbrennet werden; so stellt man sich (sagt der Französische Author) solches zu verhüten/so langt/ nächst bey dem Ofenloch / welches fest und wol muß vermacht seyn / biß daß mans höret/wie sie in ihren Häusleins vor Hitz knicken oder knallen/ gleichwie die Ameissen pflegen zu knicken/wann sie in eine heisse Aschen geschmissen werden/alsdann muß mans gleich darauf wieder heraus nehmen/und in eine warme Kotzen oder Decke einbauschen / biß daß die Wärme gantz und gar ausgedünstet hat/und vergangen ist / solche Kotzenwärme dienet darzu am meisten/ sonsten wañ sie alsobald/da sie aus dem Ofen genommen sind/an die frische Lufft kommen zu besorgen/ sie möchten wieder zu sich selbsten kommen/und wieder lebendig werden/ wäre also nichts damit geholffen. Darum ist das Einschlagen und Einhüllen/ so wol/wann mans von der Sonnen/als aus dem Ofen nimmt/nothwendig. Im übrigen/wann sie in dem Kotzen schon ausgedünstet haben/ muß man die Häuslein auf saubere Tisch oder Bäncke auseinander breiten und also da ligen / und völlig ausdörren lassen/und des tages etlichemal umkehren; doch wann mans will in den Ofen schieben / soll man erstlich die Floretseiden nehmen / und die Körbe oder dergleichen/worinn die Seidenwürme in den Ofen gesetzt werden/mit Leinwath überdecken/und je weniger die Körbe mit solchen Seidenwürmhäuslein angefüllt werden/ je besser kan solche die nothwendige Hitz durchgehen.

CAP. XXXI.

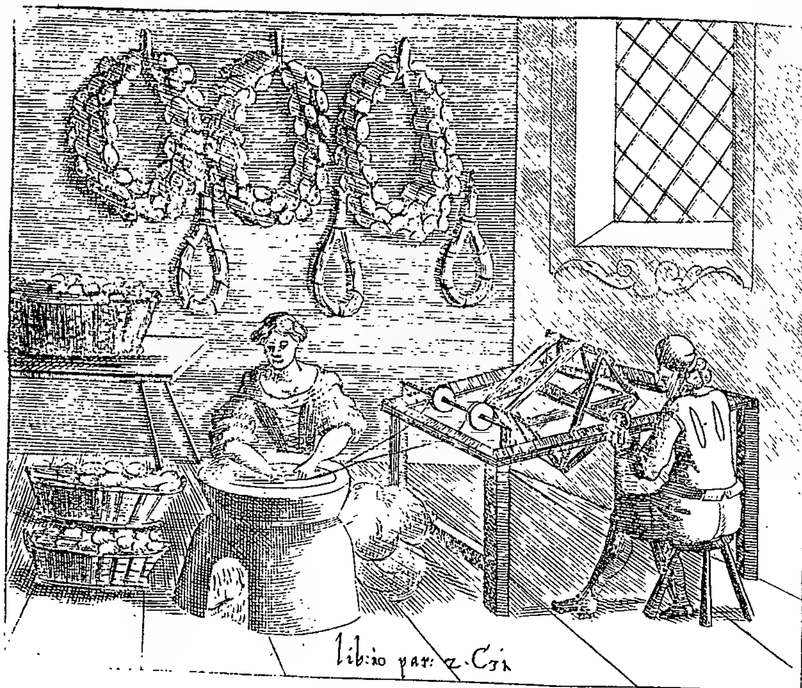
Von den Farben der Häuslein und Glantz der Seiden.

Die muß ich aus dem Wienerischen/ins Teutsche vom Französischen übersetzten Büchlein mit wenigem beyfügen/daß die meiste Seiden gelbfärbig sich erzeige/und wiewol die weissen Häuslein weisse Seiden/als die beste / und jedes seiner Farbe ähnlich bringet. so wird sie doch/ wann alles untereinander abgehaspelt wird / alles gelb scheinen / weil diß ihre gemeineste Farbe ist / welche die meisten Seidenhäuslein an sich haben/darunter sind die Pomerantzenfarben / Isabellfarben und gelben; der Schwefelfarben und weissen gibts gar wenig: Daß man aber alle Farben aussuchen/ und jede besonders nehmen solle / finde ich (sagt er) mehr einen Fürwitz als Nutzen dabey/denn diese meiste Farben/wann sie gesäubert werden / sind tauglich zum färben/ wie mans verlangt und haben will. Die Seiden (sagt ferner besagter Author) welche von den jenigen Häuslein kommt/ die niemal in den Ofen kommen/ oder an der Sonnen ausgedörret worden/wird weit einen schönern Glantz und Schein von sich geben/als diese/welche gedörrt worden/doch wird ihr dadurch an der Güte nichts benommen.

Die Ausdörrung an der Sonnen wird der Seiden nicht schaden/und ist gleichsam nothwendig / ehe mans in den Kessel wirfft/und ist zwar/wie gesagt / je eher die Abhaspelung verrichtet werden kan/ je besser / doch muß man die Häuslein vor gantz verfertigen und vollenden/ das ist/von den Würmern ausspinnen lassen/sonst würde man um viel weniger Seiden kriegen. Und wann ein Schade geschehen solte/ist es noch besser / daß viel Häuslein von den Zwiefaltern durchbohret werden/ als sich mit dem Abwinden übereilen/ und nur die halbausgesponnene Häuslein abhaspeln/ aus Ursach/ daß dieser Schaden unersetzlich / hingegen sind die ausgebohrten Häuslein noch zur Floret-Seiden tüchtig; man kan auch die Bienfaltern / solito modo, zu einer Brut gebrauchen.

Damit man aber keine Zeit verliere / und auf alle Weise schöne Seiden habe/soll man sich befleissen / die Häuslein den 9 oder 10 Tag längst / abzuhaspeln/und so viel möglich / das Ofen-dürren gäntzlich vermeiden/ sich aber bemühen/ daß man innerhalb 19 oder 20 Tagen die Seidenhäuslein alle abzuhaspeln und in Strenge zu fassen fertig sey / so wird die Seiden desto bessern Glantz haben.

Wahr ist zwar / daß man die gedörrte Seidenhäuslein lang kan ohne Schaden aufhalten / doch gibt es die Erfahrung / daß den ausgedorrten Seidenwürmern durch die Hitz ein zäher gelber Safft ausgepresst werde / welcher sich an die Seiten innerlich wie ein Pech anhänget/und bißweilen/wann sie lang ligen bleibt/also durchschlägt / daß die Seiden hernach sich gar schwerlich abwinden und aufhaspeln lässet.



CAP. XXXIII.

Vom Ofen-Kessel und Haspel.

Djeweil diese Arbeit in keinem Authore, meines Wissens/deutlicher und ausführlicher beschrieben wird/als eben im erst angezogenen Ort / als will ich (damit dem Christlichen Hausvatter an dieser Wissenschafft nichts ermangeln) kürtzlich solches allhier anführen: Zu dem Haspel samt seinen Angehörungen/ soll eine Schupffen oder verdeckter vor Regenwetter versicherter Ort/und in demselben ein solcher Ofen mit einem Kessel seyn/der nicht groß / weder tieff noch weit sey/unten mit einem Ofenloch/ Feuer nach Notthurfft hinein zu machen/versehen / diß soll 10 zwerch Finger unterhalb des Kesselbodens auswärts gehen / daß daselbst der Rauch seinen Ausgang nehme/ oder man kan auf der Seiten des Ofens ein klein Loch / an statt des Rauchfangs/ biß drey zwerch Finger von des Kessels Boden abwärts machen / denn also werden die Flammen rings um des Kessels Boden umschweben/und den Rauch verzehren/und doch nirgends kein Orth haben/ wo sie können ausbrechen/ denn wo der Kessel eingesetzt wird/muß er nicht allein glatt anligen / sondern auch wol verlutirt werden/daß weder Rauch noch Hitz darzwischen möge durchschlagen.

Zu diesem Ofen wird ein einiges Scheitlein / oder Spähne/oder eine Hand voll Kohlen auf einmal genug ausgeben/und leicht erklecken / das Wasser im Kessel bey seiner nothwendigen Wärme zu erhalten. Herr de Serres vermeynt/wann man Seiffen in das Beck legt/ verursache es / daß sich die Häuslein leichter abwinden lassen.

Der Ofen soll auch nicht weiter seyn/ als das Kesselein ist/ so man oben einsetzet/auch nicht höher als zwey Schuhe/auf daß der Haspler / der auf seinem Stul sitzet/mit der Hand leichtlich um den Ofen hin und wieder langen/und die Fäden-Ende/ wann sie entzwey gehen/ oder sonst nachlassen/die Häuslein zusammen hencken/ oder wann sonsten etwas bey und um den Ofen zu thun ist/ ohne Beschwerd verrichten könne.

Hinter diesem Ofen soll die Haspelbanck stehen / dessen Stollen und vorderes Gestelle biß nächst an dem Ofen reichen/auf daß die zwey kleine Eysenstänglein / welche auf dem vordern Gestelle eingemacht sind/biß mitten über den Kessel gelangen/und anderthalb Schuhe oben darüber gehen; am Ort oder äussersten Theil dieser eisernen Stänglein müssen Löchlein seyn / wordurch die seidene Fäden von dem Häuslein/und so viel / als man deren will zusammen nehmen / durchgezogen werden/ damit die Seiden sich also im Durchzug vereinige / daß aus so viel Fäden nur einer werde.

Endlich sollen diese Löchlein an gedachten eysernen Stänglein also eingerichtet seyn / daß der Seidenwinder oder Haspelman mit der Hand dahin langen / und die Fadens Ende leichtlich möge dardurch / und von dannen auf den Haspel bringen und anhefften.

Wann sich nun der Haspler gerad gegen dem Ofen gesetzt hat/soll er eine oder zwey Hand voll Seidenhäuslein in den Kessel/wann das Wasser beynahe sieden will/ einwerffen; denn thät mans eher / als das Wasser zu seiner rechten Wärme kommen / würde sich jene gelbe Gummichte Materi/so in den Seidenwürmern verborgen ist/in dem Wasser erweichen / daß man die Häus-

lein

lein hart würde können abwinden; eben also würde es auch hergehen / wann das Wasser gantz siedendheiß wäre.

Sind nun die Häuslein im Wasser / soll der Abwinder mit einem kleinem subtilen Besem/oder was anders dergleichen/welcher erstlich / wie an den Kleider- oder Kehrbesen/ auch die äusserste Spitzlein abstutzen/ und dañ die Seidenhäuslein wol damit umher tauchen und unter sich schwemmen/biß so lang sich die Flötseiden wol daran hanget / denn soll er dieselbige in die Hand nehmen/und einen Strich oder so viel abziehen/biß man einen rechten stäten Faden findet/und kein Flöt oder fahrende Seiden mehr gespührt wird; wann nun die Häuslein von der Flötseiden rein sind / alsdann nimmt man von unterschiedlichen Häuslein so viel Fäden zusammen/ als starck oder subtil man den Hauptfaden haben will; zu Bändern macht man einen Faden von mehr nicht als acht Enden; will man aber die Seiden zu Zeugen/Taffet/Sammet und dergleichen brauchen / nimmt man wenigst 12 Fäden zusammen/ wird dennoch ein solcher Faden kaum so dick werden/als ein Haar ist / darnach wird dieser Faden durch die Löchlein der eysernen Stängelein auf den Spuhlen gezogen/welche vornen auf dem Zwerchschragen der Haspelbanck zwey Schuhe empor angemacht sind/welcher Spuhl verursachet/daß/indem die Ende oder die Faden darüber lauffen / der Seiden-Faden rund wird. Von diesem Spuhlen muß der Faden noch durch einen Messingen Drath/ welcher auf einem Stecken angeheftet/durchgezogen werden.

Der Stecken zwischen erst-erwähnten Spuhlen und dem Haspel / erstreckt sich über die gantze Zwerche der Haspelbanck/und liegt zu beeden Seiten 2. Schuhe hoch von dem Schragen auf/auf der Seiten aber/ wo der Haspelmann sitzt / hat es eine breite runde Spuhlen/ oder vielmehr ein Rädlein / so groß als ein runder Teller/ auf demselben einen Schraubschlüssel/ welcher durch den vorgemeldten Stecken durchgehet/ und muß dieser an beeden Seiten in gleicher Höhe aufligen/ und das zu diesem Vortheil/ daß sich die Fäden/die man zusamm gewunden/auf dem Stecken überwinden und zusammen drähen/damit der Faden nicht platt / sondern ründlicht werde/solches aber geschiehet/ vermittels einer Schnur oder Saiten / die von dannen auf den Haspelbaum gehet / und im Umlauffen des Haspels auch das Rädlein umtreibet / und bewegt dardurch / daß der Stecken/ worüber/durch eingeheffteten Messingen oder eysernen Drath/die Seiden geleitet wird/bald für sich/bald hinter sich ziehet / solches neben dem/ daß es den Seiden-Faden rund machet / auch die Seiden/so ohne diß / wegen der gelben Materi / die sich in dem warmen Wasser im Kessel erweichet/ und die Seiden etwas verunreiniget/desto bequemer macht/sich abwinden zu lassen.

Wann man nun die Ende an den Seidenhäuslein gefunden/und solche zusammen auf die Spuhlen / und von den Spuhlen über den obbemeldten Stecken/durch den angehefften eingekrümmten Drath gezogen hat/ muß man selbigen Seidens-Faden hernach auf dem Haspel anbinden / und den Haspel eine starcke Person/ so geschwind/als möglich / umtreiben lassen/ damit die im Kessel liegende Häuslein bald abgehaspelt werden/ je eher es geschiehet / je schöner und gläntziger die Seiden wird.

Wer nun die Seiden abgehaspelt / muß auch stäts bereitet seyn/wann ein Fäden abbricht / oder sich ein Ende verlieret / einen andern zu suchen / oder welche Häuslein gar abgewunden / wieder mit andern zu ersetzen/ welches leicht geschiehet / damit der Faden in gleicher Dicke / wie er angefangen worden/ bey 8 / oder 12 Fäden dick erhalten werde/ wann man alsobald ein völlig abgehaspelt Häuslein mit einem andern ersetzt und anhefftet.

Befleissen muß man sich / daß der Faden nicht offt abreisse / welches meistentheils darum geschiehet/ wenn man das rechte Ende nicht findet/oder daß vielleicht die Häuslein mehr Floret und schlechte / als feine Seiden haben / wie meistes die doppelten beschaffen sind/ welche zwar grösse/ aber geringe Seiden geben; desgleichen bricht auch der Faden gern an den jenigen Häuslein/durch welche das Wasser dringt / die sich nicht gerne abwinden lassen ; darum ist in solchem Fall vonnöthen / daß der Seidenwinder mit dem Besen stäts im Kessel umfahre, auf daß die schlimmen Ende und Fäden alle an den Besen sich anhencken/ und abgezogen werden/und weiter keine Ungelegenheit verursachen.

Wann es aber schon mit dem Häuslein auf die Neige gehet/soll er zu zeiten zwey Ende zusammen nehmen/ auf daß/wann ein Faden bricht / durch den andern ersetzt werde / und er so viel Zeit dabey gewinne/ daß er wieder andere frische Häuslein kan in den Kessel legen/ und nachmals an das abgerissene Trümm anknüpffen; denn obwol man zu Zeiten ein oder zwey Ende / oder Fäden mehr zusammen nimmt/wird darum die Seiden deßhalben/daß an statt der 8 Fäden 12 / oder an statt der 12/ 14 kommen/ durch diesen Zusatz nicht desto ungleicher werden.

Es geschicht auch offt/daß darum die Fäden abbrechen/weil der Seidenspinner oder Haspler / indem er die Häuslein ins Wasser und Kessel wirfft / nicht beobachtet/ob die Flötseiden wol mit dem Besen abgenommen sey oder nicht/oder etwan sie auch gar zu frühe/ ehe die Seiten gar aufgeweichet worden / anknüpffet; befindet sich aber ein Häuslein/an welchem man das Ende gar verlieret / weil noch einige Flötseiden daran ist/ so kan er selbiges wol in die Hand nehmen/und mit den Fingern den Irrfaden und Flötseiden abziehen/ biß er endlich ein rechtes beständiges Ende gefunden hat; darum mancher Seiden-Faden / weil derselbe / wann er etwan noch mit einem unrechten Faden behenckt ist/ auf dem Stecken zwischen dem Drath abbricht / oder geschiehet/daß manches Häuslein biß dahin mit folget/ und allda/weil es nicht durchpassiren kan/andere Fäden mit abreisset.

CAP. XXXIV.

Wie ferner mit der Seide umzugehen.

MAnn sich etwann (sagt vorermeldter unser Author) einige Häuslein befinden/ die schon durchfressen sind/ und ein Loch haben/ soll man solche gar beyseits thun/ und zur Floret-Seiten gebrauchen; gleiche Beschaffenheit hat es auch mit denen Häuslein/ darinnen ein Wurm schon verfaulet ist/ welche nicht allein alsobald das Wasser an sich ziehen/ sondern auch/ weil der Wurm inwendig faulet/ machet es den Faden abreissen/ und die Fäule des Wurms verursachet/ daß die Gummichte Materi/ welche ein jeder Wurm hat/ das Seidenhäuslein also steiffet/ daß nicht ein Tropffen Wasser mag hinein dringen/ dann ein Häuslein/ welches keinen gefaulten Wurm hat/ lässet sich biß auf den letzten Faden abwinden/ und fället eher nicht zusammen/ gleich einer Blasen/ welche mit Lufft angefüllet/ ehe sie eröffnet wird; daher zu verwundern/ daß die Seidenwürm so lang ohne Lufft in den Häuslein können verschlossen bleiben/ weil selbige so fest gemacht sind/ daß auch ein siedendes Wasser vor einer halben Viertelstund nicht durchdringen kan/ auch ungehindert/ daß sie mit einem Besen im Kessel und warmen Wasser unter sich getaucht werden/ dennoch gleich wieder empor gehen/ und bleiben ober dem Wasser biß sie auf den letzten Faden abgewunden worden/ und der Wurm endlich auf den Boden gefallen ist.

Die Grösse der Stränge macht man nach Belieben; und wann der Abwinder geschickt ist/ kan er gar leicht 2 Stränge auf einmal abhaspeln/ wann er zugleich 2 Fäden durch beede eyserne Stängel auf den Haspel ziehet; wann man aber nicht wolte oder könte mehr als ein Strang auf einmal haspeln/ soll er gleichwol dieses mercken/ daß er den Seiden-Faden/ wann zwey eyserne Stängel an der Haspelbanck gemacht sind/ jetzt durch eines/ ein andermal durch das andere Stänglein umwechsle/ denn so er allemal nur das eine brauchen wolte/ würden die Haspelstangen (weil die Seiden starck pflegt einzugehen) mit der Weil also zusammen ziehen/ daß sie brechen müsten/ und der Strang verwirret würde.

So sollen auch die Stränge/ wann man saubere und gläntzende Seiden verlangt/ erst den folgenden Tag/ damit sie am Haspel wol abtrocken/ abgenommen werden/ widrigen Falls verbleibt die Seiden grob und rauch.

Man hält gemeiniglich für ein gantzes Tagwerck/ wann ein Seidenwinder drey Pfund Seiden des Tages abhaspelt/ und drey Stränge macht/ sintemal ein Strang über ein Pfund Seiden nicht wägen soll; darum solte von Rechtswegen der Haspel so breit seyn/ daß man drey Stränge darauf bringen könte/ auch nothwendig die Haspelbanck drey eyserne Stänglein haben/ derentwegen auch auf dem Zwerchstecken um einen Drath mehr seyn solte/ wordurch die Fäden auf den Haspel geleitet werden; endlich auch eines aus den drey eysernen Stänglein zum Mittelstränge dienen könten. Wolte man aber nicht mehr/ als nur ein halb Pfund Seiden zu einem Strang nehmen/ oder das der Seidenwinder des Tages mehr als drey Stränge haspeln könte/ wäre in solchem Fall mehr nichts zu thun/ als daß man noch einen kleinen Haspel hätte/ daß man den angefüllten könte ausheben/ und den andern in die Haspelbanck einsetzen. Weil die Seiden/ wie gesagt/ nicht eher vom Haspel zu nehmen/ als biß sie daran wol trocken worden.

Unterdessen wann der Seidenwinder zu Zeiten einhält/ solle man mit einer Spennadel die Floret-Seiden/ oder was sonsten unsaubers sich mit dem winden angehenckt/ abziehen/ nicht allein/ daß man die Seiden säubere/ sondern auch wann die Seiten noch naß ist/ kan solcher Unrath besser ausgebracht werden/ als hernach/ wann die Stränge schon am Haspel trocken worden/ man würde auch damit der Seiden den Glantz benehmen. Was aber von dem Häuslein an dem Besen/ mit welchem sie im Kessel umgekehret werden/ hangen bleibt/ soll nicht über den Haspel gewunden/ sondern beyseits aufgehoben/ und damit die Stränge gebunden und unterzeichnet werden; diese Unterbindung soll am jeden Strang wenigst zweymal geschehen.

Wann man nun die Stränge vom Haspel abgezogen/ legt mans doppelt zusammen/ und hefftet jedes Ort wieder fest; dann nimmt man das erste Unterband/ womit der Strang/ noch am Haspel/ unterzeichnet worden/ hinweg zu einem Handband/ dabey man ihn mag an einen Nagel hangen; überdiß wird der Strang abermal auf drey zwerch Finger gegen der Mitten gebunden/ und dann das andere Unterband/ so am Haspel angelegt worden/ dargegen aber abgelöset/ und nach allen diesen muß der Strang zusamm gelegt/ und wieder mit einem besondern Band gebunden/ und allemal das erste Haspelband aufgelöset/ und zu einem Aufhangband gebraucht werden; alsdann auf der Mitten/ wo das Stänglein zusamm gebogen wird/ kommt wieder ein Band/ daß man also nicht zu förchten/ daß die Seiden (die zwar am Strang so hart und rauch wie Roßhaar scheinet) zerrüttet werden könne.

Diese gemeldte Seiden/ die man zum Unterbinden der Stränge gebrauchet/ kan man nachmals/ so wol als die Sträng-Seiden/ in gleichem Werth anbringen/ und damit man destoweniger an derselben verliere/ wird sie mit der Floret-Seiden gekartetschet und am Rädlein/ oder am Rocken oder Kunckel gesponnen/ und Flor/ auch andere dergleichen Zeuge daraus gemacht. An unterschiedlichen Orten/ wo die Seiden gar wol gerathen/ und fein ist/ findet man kaum so viel Floret-Seiden an den Häuslein/ daß man könte genug Unterband haben/ daselbst nimmt man Zwirn oder Garn zum untermercken.

Was die grobe und Floret-Seiden betrifft/ ist dieses zu mercken/ daß man doppelt so viel Ende zu einem Faden nehme/ als von der feinen Seiden/ als man nimmt/ wie gemeldet worden/ zu einem Faden von feiner Seiden 8 Ende/ so muß man von der Floret-Seiden 16 Ende nehmen/ und also zu Strängen haspeln lassen. Weil aber die Floret-Seiden nur halb so starck ist/ als die feine/ muß man auch mit derselben desto geschmeidiger/ damit sie nicht abbreche/ im Abwinden umgehen/

indem

indem diese Seiden von den Würmern gemeiniglich mit Unordnung gesponnen wird/ oder weil zween Seidenwürm sich ineinander versponnen haben/ also etwas verwirret ist/ und derwegen die gute und feine Seiden mit Floret vermenget worden; also ist sie auch schwerer als andere abzuhaspeln/ und weil die doppelten Häuslein auch stärcker am Faden sind/ so brauchen sie ein warmes Wasser/ und daß sie stets mit dem Besem und mit der Hand im Wasser umgetrieben werden.

Wegen des Wassers ist dieses zu mercken/ daß ein Wasser/ zum Seiden-Abwinden/ besser als das andere sey/ indem die Erfahrung bezeuget/ daß an einem Ort die Seiden viel schöner und gläntziger wird/ als an dem andern / aber für alle mal dienet das fliessende Wasser (wann es anders klar und hell ist) viel besser darzu/ als das Bronnenwasser.

Ferner muß man sich auch zu Zeiten / wegen des Wassers nach Beschaffenheit der Seidenhäuslein richten/ denn sind sie an der Seiden fest/ schwer oder gering/ so erfordert es auch / daß das Wasser nach demselben kälter oder wärmer sey/ welche Regel aber nicht kan vorgeschrieben / sondern muß allein aus der Erfahrung gelernet werden; darum wäre das beste/ daß / welche sich zu diesem Handel nicht am besten wissen zu schicken / solches von denjenigen erforscheten / welche mit dem Seidenhaspeln gut und wol umgehen können.

Gleich wie nun etliche Häuslein gefunden werden/ welche so gering und dünsichtig sind / daß man den Wurm dardurch sehen kan; also wird man auch andere finden/ die keinen einigen guten feinen Faden / sondern lauter Floret in sich haben; wiederum sind etliche/ die schon durchfressen sind/ oder von den Würmern angefäulet / diese soll man nicht abhaspeln/ weil Zeit und Arbeit damit verlohren / sondern man soll sie mit einer Scheer/ ehe mans einnetzet/ eröffnen / den Wurm heraus nehmen / nachmal solche Seiden am Rocken oder Rädlein spinnen/ wie im folgenden Capitel weitläufftiger soll gedacht werden. Auf daß auch die Seiden schöner und besser werde / solle man billich zwey oder dreymal das erste Wasser ausgiessen / und ein anders wärmen / welches dann gar leicht unterdessen / wann der Seiden-Winder beym Essen ist/ damit mit dem Wasserwärmen nichts versaumet werde/ geschehen kan/ uñ weil ohne diß die Häuslein/ ehe dann das Wasser gewärmet ist/ nicht sollen in den Kessel geworffen werden. Die Seidenwürme / wann selbige aus den abgehaspelten Häuslein heraus fallen/ muß man mit einem Schaum-Löffel fleissig heraus thun/ damit das Wasser/ wann sie darinnen zerborsteten/ nicht verunreiniget.

Es soll auch der Seiden-Winder stets ein Geschirr voll frisches Wassers bey sich haben / mit welchem er/ wann ihm beduncket/ das Wasser seye zu warm/ selbiges könne abkühlen/ und zur Mittelmaß bringen/ auch das Feuer/ wann das Wasser im Kessel von so grosser Hitze sieden wolte/ zu dämpffen / würde man diesem nicht abweheen/ wäre die Seiden übel abzuhaspeln; aus beygefügtem Kupffer wird man alles leichter absehen und nachmachen können.

CAP. XXXV.

Von der Floret-Seiden.

Ich muß aus unserm Authore fortfahren/ und auch von der schlechtern und Floret-Seiden und wie dieselbe soll zugerichtet werden/ weitern Bericht thun. Alle Seidenwürde zu Flöt- oder Floret-Seiden/ wann die vorgeschriebenen nothwendigen Regeln nicht beobachtet/ und die Häuslein von den Würmern (darzu sie ohne diß die Natur treibt) durchgebissen würden. Und ware gewiß nicht ein geringer Schade/ wann alle Seiden / durch dergleichen Zufälle/ in Floret-Seiden solte verwandelt werden/ zumalen ohnediß/ über allen Fleiß und Aufsicht im Abwenden/ es dennoch nicht möglich/ daß nicht allzu noch ein guter Theil von einem Häuslein/ wann die Seiden daran schon auf die neige gehet/ welche man nicht gar biß auf das äusserste kan abhaspeln/ überbleibe / der zu einer Floret-Seiden dienen muß.

Daher allen Seiden-Zieglern / zu einem Nachricht/ folgendes nothwendig zu wissen/ daß / wann man die Häuslein biß auf das allerletzte Trum wolte abwinden/ man nur die Zeit damit verlierete / und also besser/ auf daß nicht der geringste Seidenfaden zu unnütz komme / daß solche Neiglein zur Floret / als zur feinen Seiden gebraucht werden; unter diesen beeden hat es diesen Unterscheid/ daß die Floret-Seiden sich nicht lässet abwinden / sondere wird gantz auf eine andere Weise zugerichtet. Den Namen Floret- oder Blumen-Seiden trägt sie derentwegen/ weil das Häuslein/ woran die reine und feine Seiden ist / in der Floret-Seiden wie in einer Blumen stecket/ und ist ist diß gantz eine andere Art/ als die feine Seiden. Kein Seidenwurm macht sein Häuslein als die Frucht/ ohne Floret oder die erste Blühe-Seiden. Unter dem Namen Floret aber / verstehet man alle Seiden / die sich nicht gleich von denen Hauslein lässet abhaspeln und zur feinen Seiden gebrauchen/ sondern nothwendig muß gekartetschet/ und hernach am Rocken oder Rädlein gesponnen/ oder zur Watte zugerichtet werden.

Nun gibt es unterschiedliche Neiglein und Abschnitt zur Floret-Seiden / und ist doch alles nur eine Seiden/ aus welcher man dennoch unterschiedliche Sachen und Zeuge wircken und machen kan: Denn es sind einige Häuslein / welche man mit der Scheer muß abschneiden; andere haben die Seidenwürme / wann sie sich in Zwiefaltern verwandlen/ durchgebissen; Item/ was der Seiden-Winder nicht gar abwindet und auch aus dem Kessel glaubt/ und dergleichen mehr/ als nemlich auch die Seiden/ mit welcher man die Strenge untermercket; mit einem Wort/ alles/ woraus man keine Seiden-Strange über den Haspel winden kan / das wird alles Floret-Seiden genennet / und darzu gebraucht / welche man hernach auf folgende Weise zubereitet.

Alle solche oberzehlte Seiden-Neiglein und Zuschnitt zur Floret-Seiden/ nimmt man zusammen/ wann alle Würm daraus / und alle Unsauberkeit beyseits ist/ und thuts in einen Waidung oder sonst in einen

den Hafen oder anders taugliches Geschirr/ es sey Irrnen oder Kupffern / mit sauberm klaren Wasser/ und lässt es in demselben drey oder vier Tage nacheinander weichen/ doch daß alle Tage das erste ausgegossen/ und das Geschirr wiederum mit frischem Wasser gefüllet werde/ damit solche Seiden desto ehender bleiche/ und das Wasser nicht stinckend werde ; alsdann wird man sehen/ wie gut die Seiden weiche und bleiche/ auch alle grüne Materi / welche der Seidenwurm / wann er spinnet in die Seiden menget / wird ausgehen / und je öffter solches mit einem frischen Wasser eingesechtelt wird/ je besser und geschlachter wird die Seiden davon ; hernach pflegt man die Seiden in einer guten und saubern Laugen eine halbe Stunde lang sieden zu lassen/ biß daß sie wol gelinde wird / und alle zähe von den Würmern hinterlassene Materi/ die ein Ursach/ daß die Seiden rauch ist / gantz ausgezogen seye ; alsdann nimmt mans wieder aus dem Kessel / und wäschet sie in einem reinen fliessenden Wasser / und wann sie dann trocken worden/ können es die Weiber gar leicht spinnen/ wie den Flachs/ Woll oder Hanff/ damit sie aber desto leichter zu spinnen sey / kan mans ein wenig durch die Hächel ziehen/ und ein wenig kartetschen.

Wird nun die Floret-Seiden fein und rein gesponnen / so dienet sie so gut/ zu unterschiedlichen Zeugen/ als die Stränge / oder Haspelseiden ; sonst pflegt man gemeiniglich solche zur Stepp- und Nähe- Seiden zu verwenden/ und kan man derselben so wol / als der feinen Seiden den Glantz geben ; hingegen aber wird der Zeuge/ der von Floret-Seiden gemacht ist/ nie einen so schönen Glantz / als die andern haben. Also sollen insonderheit jene Seiden-Häuslein / welche man mit Fleiß so lang / biß die Würme durchgebissen / als die schönesten und besten / zur Brut aufhebet / auf diese Weise / als die beste Floret-Seiden / und die sich am liebsten/ ohne kartetschen / spinnen lässet / zurichten; eben von solchen Häuslein wird die beste Watte/ die man unter Schlaf-Röcke und Kleider füttert / gemacht/ und man gewinnet mehr davon/ als wann mans verspinnen ließ.

Wann man betrachtet/ so kostet die Floret-Seiden viel mehr zuspinnen / als die feine zu winden/ und wird um die Helffte weniger / als die gehaspelte / am Werth gehalten / indem / was ein Weib den gantzen Tag am Rocken oder Rädlein spinnen kan / wird über acht Loth gesponnene Seiden nicht austragen/ da hingegen wird ein guter fleissiger Seidenwinder des Tages bey vier Pfund abhaspeln können / und die Floret-Seiden wird das Pfund zwey Gulden dreissig Kreutzer kommen / die gehaspelte Seiden aber vor fünff Gulden / kan also um die Helffte höher verkaufft werden. Darum soll man / so viel möglich / so wol die schlechte als die beste auf den Haspel abzuwinden / und das wenigste zur Floret-Seiden zu gebrauchen / sich befleissen.

CAP. XXXVI.

Wie man ohne Brut Seidenwürmer erlangen könte.

Wie man (im Fall etwa keine Seidenwürmer-Brut zu bekommen wäre) mit leichter Mühe und wenigen Unkosten/ solche zuwegen bringen könne / erzehlt Herr de Serres folgender Massen: Im Frühling wird ein jung Kalb in einem kleinen finstern/ doch trockenen/ Stall eingesperret / und wird zwantzig Tage nacheinander allein mit Maulbeer-Blättern/ ohn einiges Geträncke/ oder andere Speise/ gefüttert; darnach tödtet mans / legts in ein höltzernes Geschirr/ und lässet es also faulen / daraus sollen lauter Seidenwürmer werden / die kan man mit Maulbeer-Blättern / daran sie gleich hencken / hinweg bringen/ und ihnen/ wie der andern neu-ausgeschloffenen Brut/ warten/ die werden spinnen/ und Saamen bringen/ wie die andern.

Theils/ spricht er/ gehen noch einen kürtzern Weg/ sie nehmen von einem guten Kälbernen Viertel das Fleisch / sieben oder acht Pfund/ länglicht geschnitten/ als wie mans sonst in den Rauch-Fang hänget / thun dieses Fleisch in ein höltzern Geschirr / und lassens in einem Keller faulen / legens aber zwischen Maulbeer-Blätter / und wickeln es wol damit ein; die daraus wachsende Würmer nehmen und warten sie/ auf obengedachte Weise; weiß zwar nicht / ob es von jemanden probirt und bewähret worden/ stehet aber zu versuchen/ angesehen es ein geringer Unkosten / und kein geringer Vortheil wäre.

Herr Isnard erzehlt es auf ein wenig andere Weise / und sagt / er habe es nicht allein in nahmhafften Authoren gelesen / und er von glaubwürdigen Leuten selbst gehöret / die in den Orientalischen Ländern solches mit Augen practiciren gesehen : Zum Exempel/ spricht er/ um die Zeit / wann die Maulbeer-Blätter können gesammlet werden / das ist / zum Anfang des Frühlings / beyläuffig vierzehen Tage / nachdem die Baumpotzen heraus kommen / so nimmt man eine trächtige Kuhe / welche mit allernächsten will Kälbern/ dieser gibt man kein ander Futter / als bloß allein Maulbeer-Laub / und so lang biß sie des Kalbs entledigt ist / und noch drüber acht Tage ist sie / oder das Kalb nichts anders ; wann nun das Kalb dergestalt acht Tage von der Kuhe gesogen / und sich des Laubs und der Milch voll hat angefressen / wird es geschlachtet/ nachmals zu kleinen Stücklein/ ja so gar biß auf die Klauen zerhackt / dann alles und jedes / Haut/ Bein und Fleisch / samt dem Inngeweid ohne Unterscheid in Muldern und Truhen zusammen gelegt / an ein Ort/ zu oberst des Hauses / als nemlich auf den obersten Boden unter das Dach gesetzt / und so lang allda gelassen / biß das Fleisch anfänget zu faulen / daraus wachsen kleine und warhafftige Seidenwürmlein/ welche man mit Maulbeer-Laub auffasset / und wie die rechten aus den Eyerlein entsprungenen erziehet/ welche dann zu rechter Zeit anheben Seiden zu spinnen / und das Häuslein zu machen / die hernach auch in Gestalt einer Weinfaltern Eyerlein legen / daraus wieder übers Jahr Brut zu erheben. Und weil man/ sagt er / solche Seidenwürme / die vom gefaulten Kalbfleisch ihre Herkunfft nehmen / weit besser / als die andern hält / wäre es genug und rathsam / ver-

mittels

mittels eines solchen Lehrstucks / alle zehen Jahr die Seidenwürme zu erneuren. Und sollen diese (wie eben dieser Author fol. 215. meldet) biß in das zehende Jahr nicht von der Art lassen / da doch die andern kaum fünff und selten sechs Jahr zu geniessen sind.

CAP. XXXVII.

Wunderliche Veränderung der Seidenwürme.

Viel weise und erfahrne Naturkündiger sind der Meynung / daß die Seiden-Würme vor allem andern Gewürm etwas übernatürlichs an und in sich haben / und werden von etlichen dem Phönix / wegen ihrer stätigen Reparation, verglichen / weil aber diese gantze Sache mehr einer Fabel / als warhafftigen Histori / ähnlich scheinet; immassen denn mehr wunderliche Dinge in der Natur gefunden werden / die den gelehrten Leuten verborgen sind / daß sie die rechte Ursach nicht wissen oder ausgründen können) also achtet man dieser Würm (denen sich auch der HErr Christus selbst in dem schönen Psalter David / in den Worten: Ich bin ein Wurm und kein Mensch / zu vergleichen scheinet) sey ein Typus, Vorbedeutung und Figur der Geburt / des Lebens / des Leidens / Todes und Auferstehung unsers Heylandes JEsu Christi / wie solches von etlichen weiters ausgeführet wird; und diese wundersame Veränderung findet man auch an andern Rauppen-Arten. Der gelehrte Medicus zu Amsterdam / G. Pilo, in seiner Historia naturali berichtet / daß unter den Prasilianischen Rauppen eine Art gefunden werde / die sich nicht in Papiliones oder Zwifaltern / sondern in anmuthige kleine Vögelein verändert / und für die allerschönsten Vögelein in gantz Brasilien gehalten sind; und sollen in America siebenerley Arten von solchen Vögelein sich ereignen / welche von den allerschönsten Farben / insonderheit von Gold und roth-gefärbten Federn / so lieblich ausstaffiret sind / daß der allervortrefflichste und kunstreicheste Mahler dabey weichen und zu Schanden werden müste. Diese Vögelein fliegen gar schnell / daß man kaum mit den Augen fassen und ausnehmen kan; die Bewegung der Flügel ist fast so geschwind / als an den grossen Hummeln oder Hornüssen; sie sind nicht grösser / als eine gemeine Heuschneck / daß eines kaum zwantzig Gran wiget; der Schnabel ist sehr zart / doch an einem Geschlecht länger / als an dem andern; die Zünglein sind dünn und gespalten / damit saugen sie den Thau aus den Blumen; sie werden häuffig frühe Morgens in den blühenden und blumreichen Feldern gefunden; wann sie wol mit Thau gefüllet sind / alsdann machen sie ein groß Geräusch und Geschnatter / doch nicht mit singen / denn sie schreyen nur / wie ein Sperling / Sirck / Sirck; ihr kleines Nestlein haben sie auf den Zweigen der Bäume / bereiten es aus einer Art von Baumwollen / und legen schneeweise Eyer darein / gemeiniglich nur zwey / so groß als eine Erbis; die Füsse sind sehr subtil und schwartz / mit vier Klauen / die spitzig sind wie eine Nadel; wann sie gefangen sind / leben sie nicht lang / sondern sterben bald / und geben alsdann einen guten Geruch von sich.

Ein anderer Author schreibt / die Vögelein sollen in Neu Hispania nicht länger leben / als die Blumen währen / und wann diese abfallen / so hefften sie sich mit den Schnäbel an die Bäume / und bleiben also / entweder todt / oder matt von Hunger / unbeweglich / biß es über vier oder sechs Monat wieder regnet / und das Feld wiederum grün wird und Blumen trägt.

Nicht weniger verwundersam ist / was P. Martinus Martini, in Atlante Chinico, meldet / da ist ein Fisch Hoangejou, (oder gelber Fisch-Vogel) der ist / den gantzen Sommer über / ein Saffran-gelber Vogel / so auf dem Gebürg herum fliegt; Wann aber der Herbst zu Ende gelauffen / kehret er wieder zum Meer / und wird ein natürlicher Fisch / denn man allein / der Sineser Aussag nach / im Winter fangen kan / und soll zu essen eines köstlichen Geschmacks seyn; und andere dergleichen Seltzsamkeiten findet man bey den Authoribus hin und wieder sehr viel.

Also sind auch viel wundersame Veränderungen und Geheimnussen / so dieses Rauppen-Geschlecht der Seidenwürm unterrichten / daß sie ihr Leben mit dem Eyerlegen beschliessen / und wieder anfangen; so bald sie sich in ihre Häuslein mit Seiden eingesponnen / und die tauglichen zur Brut ausgelesen und aufgehenckt worden / beissen sie sich zu ihrer Zeit / als Bienenfaltern heraus / und gatten sie zusammen legen auch die Weiblein / unter stetem Flattern und Bewegen ihrer Flügel / ad propagationem generis, ihre kleinen Eyerlein / und leiben darauf wieder ab. Was ihre Hautwechslung belangt / (sagt das Wienerische Bienen-Büchlein) ist dasselbe sichtbarlich / und geschiehet siebenmal. Die erste Veränderung ist / wann sie aus Eyerlein zu Würmlein werden; die anderte / dritte / vierdte und fünffte verbringen sie in währender Gestalt eines Wurms / da sie sich aus Antrieb der Natur maudern und neu behäuten; die sechste und siebende aber vollziehen sie in ihrem Seidenhäuslein / woraus sie als Bienfaltern gestaltet ausschliessen und heraus kommen / nemlich sie verkehren sich aus einer Wurm-Form in röthlichte Bohnen oder Dattelkern / und dann nach dieser verstellen sie sich endlich in eine Zwifalter-Figur.

Es sind aber (sagt der Author ferner) die Gestalts-Veränderungen eben so sichtbarlich / als die Hautwechslungen. Erstlich / haben sie die Gestalt eines kleinen rundlichten Körnleins / in Form eines Eyerleins / darum sie auch also genennet werden / deren Farb ist grün-graulecht; die anderte ist die Gestalt eines kleinen schwartzen Würmleins / aber bald darauf werden sie nach und nach weißlicht / und sehen den Rauppen gleich / haben vier und zwantzig Füsse / in der Mitten am Bauch acht / und so viel zu beeden Seiten. Wiederum haben sie zunächst bey dem Kopff jederseits vier; ihr Kopff ist nicht gar ungleich eines Heuschreckens Kopff / und der Schweiff verträgt sich / nach der Gestalt / mit einem Krebsschweiff.

Die dritte Vorstellung (sagt ferner das ernannte Büchlein) ist das Seidenhäuslein / welches / der Rund und Grösse nach / einem Dauben-Ey ähnlich formiret wird; so er nun sein Seidenhäuslein gantz und gar

vollendet hat / erzeigt er wieder eine andere; und die vierdte / so da gleichet einer rothen rundlichten Bohnen / oder Dattelkern / welche Gestalt gar mit keiner Gewürm-Art ein Gleichnis hat / noch viel weniger / daß ein Bienfalter-Gestalt daraus werden sollte; die fünffte Gestalt ist aus der Bohnen die Zwyfalter-Form; die sechste und letzte Veränderung oder Verwandlung ist ihr Eyer-Geschmeiß / aus welchem wieder andere und neue Seidenwürme herkommen / und ausgebrütet werden. So offt der Seidenwurm sich verwandlet / und so vielmal er die Haut abziehet / so offt hat er allemal eine andere Farbe.

Ein Schlesischer von Adel / Herr Frantz Ferdinand von Troilo / in seiner Orientalischen Reißbeschreibung / so Anno 1676. ausgegangen / und zu Dresden gedruckt worden / schreibt / die Seidenwürme zu Tripoli in Syrien werden nicht wie in Italien in Gemächern oder Kämmern aufbehalten / noch die Maulbeer-Blätter ihnen zur Nahrung hinein getragen / welches eine treffliche Mühewaltung ist / sondern diese zu Tripoli sitzen in den Gärten / die mit sehr hohen und dicken verdörnten Zäunen umgeben / darinnen stehen sehr viel Maulbeerbäume / auf welchen die Seidenwürmlein herum kriechen / und ihre Nahrung selbst an den grünen Blättern suchen / dabey sind etliche kleine Hüttlein oder Bödingen aufgeschlagen / worein sie sich begeben / und wunderlicher Weise hin und wieder kriechende / den Lohn ihres Geniesses da lassen / und also die Seiden spinnen / und da ist die Schnee-weise und schöneste Seiden zu finden.

CAP. XXXIII.

Vom Maulbeerbaum Flachs zu machen.

Ich will dem günstigen Hausvatter noch ein Kunst-Stücklein und nicht kleinen Vortheil aus des Herrn Olivier de Serres, des fürtrefflichen Historici Jean de Serres, der das berühmte Inventarie de France geschrieben / leiblichen Bruders / Theatre d'Agriculture Lieu 6. cap. 16. hieher verzeichnen / damit der herrliche Nutzen des Maulbeerbaums / über die allbereit von mir erzehlte / desto mehr und klärlicher erhelle / ich will aber auf das kürtzeste seine eigene Wort / mit Auslassung der unnöthwendigen / anführen: Das Einkommen des weissen Maulbeerbaums (sagt er) bestehet nicht allein in den Blättern / die Seiden zu erlangen / sondern auch in der Rinden / daraus man grobe / mittelmässige und kleine subtile Tücher kan wircken: Von dem ersten ist überflüssig gehandelt worden; das letzte soll allhier (weil es / spricht er / meinem gnädigsten König gefallen / mir zu befehlen / daß ich diese Erfindung / nachdem ich seiner Majestät die Proben gewiesen / ans Tages-Liecht geben solle) abgehandelt werden. Und weil wir in Franckreich (wo wenig Flachs und Hanff wächset) bißher gezwungen worden / die Leinwath bey unsern Nachbarn / gleichwie vorhin die Seiden / zu betteln / und die Natur selbst uns damit genugsam versehen hat / so wird es gut seyn / einem Hausvatter zu weisen / wie er sich dessen recht gebrauchen solle.

Und wie viel schöne und seltsame Sachen / zufälliger Weise / in Erkänntnis und gemeinem Gebrauch kommen / habe ich auch artlicher Weise / diese Erfahrung also zuwegen gebracht: Nachdem ich die Rinden von den weissen Maulbeer-Aesten (die / wann sie noch im Safft und grün sind / gern herunter gehen / daraus Bast oder Bandseiler zu machen / wie man zu Paris und sonst aus der lindenen Rinden zu machen pflegt / und sie abzutrocknen) zu höchst in meinem Hause auf den Boden legen lassen / hat sichs begeben / daß sie der Wind herab in den Wassergraben geworffen / und weil sie etliche Tage darinnen gelegen / ehe mans in acht genommen / und das Wasser etwas kotticht war / hab ichs wieder heraus nehmen / mit klarem Wasser auswaschen / wieder zusamm drehen und tröcknen lassen wollen / da haben sie kleine Fäserlein und Härlein / wie Seiden oder subtiler Flachs / darinn sehen lassen; als ich dieses gewahr worden / hab ich selbige dürre Rinden mit höltzernen Dremeln klopffen / und gleichsam brecheln lassen / da ist die grobe höltzichte Materi davon gefallen / und ist der weiche und subtile Flachs erschienen / den hab ich ferner brecheln / hecheln / und wie der Hanff oder Flachs zurichten / und zum Spinnen und Wircken bequem lassen machen; Und hinter dieß Erfindung / bin ich darum desto leichter kommen / weil ich schon 30. Jahr vorher die kleinen Reislein vom weissen Maulbeerbaum / das Aeuglein im Peltzen zu verbinden / (darzu man ingemein ein hänffenes Band nimmet) zu gebrauchen angefangen haben.

Die Rinden vom Lindenbaum zwar / ausser dem / daß sie zum Basten und Bandseilen dienen / lassen sich auch also zu einem Flachs verkehren / aber es wird nichts als Segel-Leinwath und Windfang auf die Wind-Mühlen und dergleichen grober Zeuge daraus. Die Nesseln geben zwar ein subtiles Härlein / aber so wenig / daß es mehr dienet / den Fürwitz zu befriedigen / als grossen Nutzen zu schaffen. Etliche andere Gewächse und Bäume lassen auch einen Flachs spühren / aber theils so schwach und gebrechlich / theils aber so grob oder so wenig / auch so hart ausmachen / daß entweder gar kleiner / oder gantz kein Nutz daher zu hoffen. Mit dem Maulbeer-Baum aber ist es anders beschaffen / dessen häuffige Aeste / leichte Abschehlung / und Güte der Härlein / eine versicherte gute Hauswirthschafft / mit wenigem und geringen Unkosten / versprechen. Also wird ein vernünfftiger Hausvatter unzehliche Nutzbarkeiten von diesem reichen Baum haben können / dessen Wehrt unseren Vor-Eltern verborgen gewesen / jetzt aber durch die Augen der Vernunfft ausgespühret / durch die Erfahrenheit aber noch besser und erkenntlicher erscheinen wird.

Cap. XXXIX.

Wie ferner damit umzugehen.

Indem der weissen Maulbeerbäume vornehmster Zweck ist/die Würme/der Seiden halber/ zu ernähren/ und deßwegen ohne diß nothwendig ist/die Bäume auszuputzen/zu stümmlen / und die höchsten Aeste abzunehmen / doch daß dieses einen Bestand habe/ muß es Abtheilungs-weise geschehen: Also werden die jungen Trieb und Schößling/ die nach dieser Stümmelung wachsen/(sagt ferner Herr de Serres) zu unserm Vorhaben dienen dienen/dann damals werden sie im völligen Safft seyn/wie dann keine Beschneittung oder Stümmlung/ausser zu dieser Zeit / geschehen solle/ also werden sie auch zum Schehlen sehr bequem kommen/ und das ist ein Gewinn / der aus einer sonst verlohrnen Sache entspringt/die sonst nur müsse in das Feuer / auf dem Herd/ oder in den Ofen geworffen werden; so ist das abgeschehlte Holtz nicht undienlich / Gärten und Weingebürge damit einzuzäunen / weil dieses Holtz wann es wol dürr ist/ lang währet / und nicht leichtlich faulet / letzlich aber dannoch zum Feuer kan gebraucht werden.

Und weilen der Aeste und Zweige Unterschied auch unterschiedliche Rinden gibt / die subtileste Rinden kommt von den äussersten kleinen Zweig-Trieben / die gröbere aber von den harten grossen und starcken Aesten und die mittelmässige von ihres gleichen / die nicht zu groß / auch nicht zu klein sind; also müssen die drey Sorten im Schneitten besonders abgetheilt/ und ein jedes zu seines gleichen in Bündlein gebracht werden; ohne Aufschub/so bald die Stümmlung geschehen/ muß man die Schelffen abstreiffen / ehe der Safft verdorbet/ welches bald geschehen kan / zusammen Büschelweise fassen/jede Sorten besonders/und in ein Wasser/es sey trüb oder klar/wie mans haben kan/drey oder vier Tage (mehr oder weniger/ nachdem die Rinden sind) einrößen und mit Steinen schweren / die subtilen weniger/ und die groben langwühriger / nachdem man an der Prob siehet / (wie die Weiber an ihrem Flachs und Hanff wol kennen)ob es genug sey oder nicht / wann es recht geröstet ist / wird es auf den Abend aus dem Wasser genommen/aufgebunden/auf Wiesen/Aenger / oder wohin man Gelegenheit hat/ausgebreitet/ und die Nacht über gelassen / damit es den Nacht- und Morgen-Thau in sich trincken und geniessen möge; darnach frühe / ehe noch die Sonnen darauf scheinen kan / häuffet man sie wieder zusammen / und bringt sie erst auf den Abend/ nach Untergang der Sonnen/wieder auf Wiesen/breitet sie aus/wie vor/und diß continuiret man zehen oder zwölff Tage/und so lang/biß man mercket/daß sie zu der Flachs-Arbeit tauglich seyen / das kan man erfahren/ wann man von jedem theil ein Händlein voll dörret und brechelt/und das/was genug ist / wegnimmt/daß noch unreiffe aber länger also ligen / und biß zur rechter Zeitigung dergestalt in der Nachtlufft verbleiben lässet.

Und weil ich (spricht der Herr de Serres ferner) vorher vermeldet/daß / wer einen rechten Nutzen von der Seiden geniessen wolle / der müsse zwey oder drey tausend solcher weisser Maulbeer-Bäume haben / und wo dieses nicht ist / man nicht so viel Vortheil von dieser Wirthschafft zu gewarten hat; als könnte man seine Maulbeerbäume in zehen oder zwölff Theil absondern/ davon jährlich nur ein Theil gestümmelt würde / so könnte man alle Jahr / von dritthalb biß auf dreyhundert Bäumen die man stümmlete/von drey biß vierhundert Fuhren Aeste haben/die man / so bald die Blätter zur Seidenwürme Nahrung abgenommen / abhauen müste / und also ohne der Bäume Schaden auch Rinden genug erlagen / die Leinwath-Arbeiten Jährlich fortzusetzen.

Ein Hausvatter aber soll sich nicht allein an diesen begnügen lassen/sondern auch einen Hau- oder Strauch-Wald von angesäeten Kernen (wie er hat) anzurichten/dessen Helffte man Jährlich bey der Erden abschneiden/davon man schöne junge Aeste / und folgends subtiles schönes Haar zu kleiner Leinwath haben könnte/ und diese Strauch-Wälder sind nicht allein nutz / ihrer subtilen Rinden halber/sondern auch/ daß man aus den abgeschehlten Aesten Bürtlein hacken kan / im Winter in die Oefen zu gebrauchen/oder die grössern Stänglein in dem Garten zum Gatterwerck und Zäunen / oder zu Reiffen und Reiff-Stangen an die Faß / darzu die grösten zu nehmen sind. So möchte man auch das Laub/so an der Sonnen stehet/den Würmern / sonderlich in ihrer Jugend / nützlich zur Nahrung brauchen. Auch könnte man/wann man dieses Gebüsche mit Mauren oder starcken Plancken einfangen / und gewisse weite Gänge darinnen liesse / einen Königlein-Garten daselbst anrichten/dann obschon diese Thierlein im Winter (wie sie denn alle Gewächse angreiffen) nicht unterlassen werden/diese Sträuchlein unten zu benagen / bringen sie es doch mit ihrer Fruchtbarkeit wieder reichlich ein/und kan man diese böse Gewonheit bey ihnen etwas bezäunen/wenigst lindern/ wann man an etlichen Orten und in weiten Gängen Habern anbauet / dabey die Königlein ihre Weide nehmen / und der Maulbeerbäume-Rinden vergessen werden / dabey man ihnen auch allerley Kräuterwerck von untüchtigem Salat und Kohl aus dem Garten/ wie auch im Winter bißweilen Heu / Grünmath / gedörrte Weinreben-Wipfel und dergleichen / fürwerffen kan / weil sie meistentheils nur im Winter die Baumrinden aufsuchen/ in dem sie sonsten keine andere Nahrung haben und finden / damit sie ihren Hunger stillen und befriedigen mögen.

Diesen Nutzen will ich auch nicht verschweigen/daß wann die Blätter / die von den Maulbeerbäumen im Herbst ohne diß abfallen / an einem trockenen Ort nach und nach eingesammlet / und den Winter durch den Schweinen mit heissem Wasser angebrannt/und gefüttert werden / sie nicht allein bey guter Gesundheit zu erhalten sind/sondern auch am Fleisch also zunehmen/daß wo man ein wenig mit Eicheln/ Kleyen oder Schrot zu Hülffe kommt/sie überaus stattlich und wol zu mästen sind. Hieraus wird hoffentlich ein kluger Hausvatter so wol der Bienen- als auch der Seiden-Arbeit leicht einen guten Anfang machen können / und das übrige aus der Erfahrung/ mit der Zeit / erlernen; folgends will noch beysetzen.

Ein Ast von einem Maulbeerbaum im Neumonden abgebrochen/und behalten/und/zur Zeit des Nothfalls an einen Arm gebunden/soll verstellen das Bluten der Wunden/Nasen/Mund/und güldenen Ader.

Holtz von Maulbeer- und Lorbeer-Baum dürr aneinander gerieben/soll Feuer geben/wie Michael Knab in seinem Garten- und Peltz-Buch/ part. 2. fol. 86. schreibet.

CAP. XL.

Von Nutz der Seiden.

MAn möchte billich zweiffeln/weil die Bienen und Seidenwürmlein von mir in einem Buch zusammgesetzt/und denen Bienen der erste Platz gegeben worden/ob sie dann die erste Stelle verdienen? Da wüste ich anders nichts zu antworten/als daß ich die Bienen nur darum vorgezogen/weil sie besser bekandt/ und gemeiner in unsern Landen sind; und sollte ich aber diesem dem Vorzug geben/welches mehr Nutzen bringet/wollte ich allein begehren/man wollte in Sicilia Italia/Hispania und Franckreich Nachfrag halten/ wo man beede in Uberfluß nähret/so würde sich bald ereignen/daß/wo an einem Ort die Bienen-Zucht hundert Gülden einträgt/daselbst die Seidenwürm gewiß tausend und noch mehr Gülden Einkommen bringen/ja daß in einem Königreich allein Millionen um die Seiden gelöset werden/da hingegen das Wachs und Hönig nicht das vierdte Theil vermag/und ob zwar beede sehr nutzbare/und wenig kostbare Thierlein/auch scheinet/die Seidenwürmer dörffen viel Mühe/indem sie so sorgfältig mit gesundem Laub/müssen ernähret seyn/da hingegen die Bienlein/ohne Sorg und Mühe des Haus-Vatters/in die lieblichen Gärten/Blumen-tragenden Wiesen/blühende Bäume/und grünende Wälder ihre Nahrung zu suchen sich begebẽ;so währet aber die Mühe die man mit den Seidenwürmern haben muß/nit viel über ein paar Monat/da gegen die Bienen offt/den gantzẽ Winter über/(wann etwann ein nasser Sommer vorher gegangen) müssen gespeiset seyn/zu geschweigen/ daß die Biene ein zorniges und schadhafftes Thierlein ist/wann es sich erbittert/ihr Stachel hat etwas gifftiges in sich/daß man wol weiß/daß sie Menschen und Viehe zu tode gestochen; das Seidenwürmlein aber ist dargegen wie ein sanfftmüthig und gedultiges Lämmlein/ohne Boßheit oder Rach/ohne alles Gifft/welches die wissen/die damit umgehen/sie mit blossen Händen anrühren/und hin und wieder tragen/da sie die geringste Schmertzen oder Angriff in ihrer Haute(wie von den Rauppen und andern gifftigen Gewürme) nicht empfinden. Doch will ich zwischen diesen beeden nutzbaren und anmuthigen Insecten keinen Ausspruch fällen/sondern allein das erwähnen/daß die Menschen um alle beede/die ein sonderbares rares Geschencke der Natur sind/GOtt dem Allweisen Welt-Schöpffer billich zu dancken Ursach haben.

Und ist zu verwundern/daß die geringe schlechte Thierlein/che sie veggono senza sangue, senza carne, senza ossa, senza nervi, senza vene, senza scaglie, e senza interiori, wie Herr Agostino Gallo saget/obwoln sie sich befinden ohne Geblüt/ohne Fleisch/ohne Bein/ohne Nerven/ohne Adern/ohne Schuppen/und ohne Ingeweid/dennoch wie gering sie sind/sie doch die gantze Welt ansehnlich machen/und zieren den Menschen mit so prächtigen und gläntzigen Kleidern/daß/ohne ihre Arbeit/wenig Vornehmes und Fürtreffliches wird zu sehen seyn.

Wo wird an einigem Kayserlichen/Königlichen/ Chur- und Fürstlichem Hof einiges Festivität/Zusammenkunfft/Aufzug/Ballet gehalten/ohne Beyseyn der Seiden? Wann werden Gräffliche/Herrliche Adeliche/ oder sonst vornehme Hochzeiten/Kindstauffen/Banqueten und Frölichkeiten gehalten/ohne seidene und sammete Zeug? Wo werden die vornehmsten Prælaten/ die grösten Ministri, die tapfferisten Generalen das schönste und holdseligste Frauenzimmer gefunden/da dieser Würmlein Arbeit nicht den Vorzug hätte/wann sie sich auf das galanteste und wol anständigste schmücken wollen? Wo werden in grossen und vornehmen Kirchen und Capellen hohe Feyertäge begangen/da nicht/Cantzeln und Altäre mit Seiden geschmücket wären? und vor 1000. und mehr Jahren ist die Seiden so theuer gewesen/daß man sie/zu Kayser Aureliani Zeiten dem Gold gleich gewogen/und vor 100. und etlich 30. Jahren/ ohngefähr/hat König Heinrich der II. in Franckreich nie keine seidene Strümpffe/wiewol zur Zeit der Gebrauch der Seiden schon eingeführt war/tragen wollen/ wie Herr de Serres bezeuget.

So bringt auch die Seiden dißfalls grossen Nutzen/ daß ihre Arbeit/vom April an/biß in Junium einfället/ wo im Feld keine sonderliche Arbeit/und endet sich noch vor dem Schnitt innerhalb sechs oder sieben Wochen/ nachdem das Wetter kalt oder warm ist; können auch viel arme/bresthaffte/lahme Leute/auch Wittwen/und Waisen/Weiber und Kinder/weil sie um selbige Zeit ohne diß wenig Arbeit bekommen/damit ernähret werden; nicht weniger wird das Land davon gebessert und bereichert/daß man viel 1000. Gülden im Land behalten kan/die man sonst um seidene Wahren hätte versenden müssen. Und wissentlich/daß in Siciliâ, Calabriâ, Milano in dem Venedischen Gebiet/und andern Ländern viel Millionen Jährlich allein von den Seiden-Handel in die Cassa bekommen.

So sind ferner diese nützliche Würmlein noch nach ihrem Tode den Hünern ein schleckerhafftes Futter/wovon sie wol zunehmen/wann nur die Seiden vorher wol davon gesäubert wird/daß sie nicht daran ersticken; sie sind ein Querder/daß alle Fische gern anbeissen; ihr Koth wird in den Melaun-Better für trefflich gehalten und endlich zur Artzney sind die Seidenhäuslein/daraus die Würmlein geschlossen sind/Sericum crudum, genannt/klein geschnitten/oder gebrannt/neben andern Ingredientien/gut für die Melancholie/geben eine treffliche Hertzstärckung in Ohnmachten und Hertzzittern/ dienen zu dem blöden Magen/und wieder die Bauchwürme/vertreiben auch die Wärtzen mit einem seidenen Faden gebunden/wie sie dann auch in den Apothecken zu den Specien de Gimmis, de Xylo-Aloë und Liberantis, nützlich genommen/und neben andern gebraucht werden.

CAP. XLI.

Was von den Seidenwürmern zu gebrauchen ist.

Gantze Seidenwürme getrocknet und gepulvert/ und solches auf den Hauptscheidel gestreuet/ behütet für den Schwindel/ den Schlag/ und andere Convulsionen; wie Joh. Joachim Becher in Parnasso Medicinali illustrato fol. 89. schreibet. Cardanus de Subtilitate lib. 9. fol. 283. meldet/ daß etliche Teutsche Soldaten/ die in Italien zur Seitengespunst ernährte Seidenwürm (obwol an Victualien ein Uberfluß war) aus Muthwillen und Fürwitz/ gebacken im Schmaltz oder Oele gegessen haben/ & jure, (addit) nam quæ inoxia sunt, & sapore & odore tetro carent, sola opinione constant.

Die Seiden an sich selbst ist trocken und warm im ersten Grad/ wird zu den Uberschlägen aufs Hertz gebraucht/ weil davon die Spiritus vitales, naturales und animales erquickt werden.

Die rothe Carmesin-Seiden stellet das Blut/ und hefftet die Wunden zusammen/ der gemeine Mann schlägt sie über das Rothlauff/ und die Seidenbälglein haben gleiche Würckung mit der Seiden/ doch muß man dieselben wol reinigen von dem Unrath/ der darinnen ligt/ auch von den todten und darinnen verdorbenen und verfaulten Würmen/ ist also wol acht darauf zu geben/ sonst wird es zum Gebrauch Schaden bringen/ wie D. Becher am erst-angezeigten Ort meldet.

Es dienet ferner der Seidenwürme Würckungen und Gespunst so vielerley Handthierungen/ daß es schier nicht zu glauben und auszusprechen ist. Diejenigen Seidenwürme/ welche siechen/ wie auch diejenigen/ von welchen die Seiden im Kessel abgezogen worden/ ingleichem auch die Weinfaltern/ wann sie ihre Eyerlein gar angesetzt haben/ (sagt das offt-angezogene Wienerische Büchlein) sind zu nichts besser/ als den Hünern fürzuwerffen/ welche sie gar gerne fressen/ und gar wol dienen werden auch feist davon; man muß aber dieses dabey beobachten/ daß nicht etwann einige Seidens-Fäden daran hangen/ also daß die Hüner denselben mit samt den Würmern verschlingen/ und daran ersticken müssen/ daher sollen vorhero/ ehe man sie den Hünern vorwirfft/ alle Seidens-Fäden sauber davon abgezogen worden. Diß aber ist ein theures Futter/ nicht allein daß man viel Mühe und Sorgfalt für diese Würmlein tragen muß/ sondern vielmehr wegen Entbehrung des grossen Nutzens/ so man/ nach dem Umstehen dieser fleissigen Thierlein/ wann sie nicht arbeiten können/ erdulten muß.

Die beeden berühmten Frantzösischen Medici, Charles Estienne und Jean Libault in ihrer Maison Rustique 1608. zu Roven gedruckt fol. 474. sagen also: In der Königlichen und edlen Verfertigung der Artzney/ welches die Medici Alkarmes nennen/ die wird vornemlich aus der Decoction und Infusion der Seiden in den Safft der so genannten Kermes-Beer/ welches eine sonderliche Hertzstärckung/ und wieder die Ohnmächten dienet/ im Gebrauch genommen.

Monsieur Isnard, oder der Author des Wienerischen Büchleins/ fähret fort und sagt. Es dienen auch die Seidenwürm/ die man ohne diß wegwerffen muß/ gar gut zum Fischangeln. Wann solche an einem Angel/ mit ein wenig Gifft/ welches man darzu nimmt/ angemacht werden/ so kan man die grösten Fische/ die im Wasser zu finden sind/ damit erfischen. Ich halte aber dafür/ es dörffe keines Gifftes dabey/ wegen der gefährlichen Consequenz, und sey besser/ sie nur also bloß allein anquerdern/ den ein Fisch/ der den Angel schon in der Gurgel stecken hat/ muß zum Raube bleiben. Es nutzet auch dieser Würme Koth und Geschmeiß mehr/ als sonsten die beste Dung oder Mist/ absonderlich zu den Melaunbettern/ weil er viel wärmer ist/ als kein anderer Mist oder Gail/ darum wachsen die Melaunen überflüssig davon/ es muß aber doch dieses Koths nicht zu viel genommen werden/ auch ausserhalb der abgewundenen und abgehaspelten Seiden/ hat man die Floretseiden zum besten/ diese gibt man den Weibern und jungen Mägdlein zu spinnen; weil aber von der Floretseiden in einem absonderlichen Capitel dieses Buchs ausführlich gehandelt worden/ als wollen wir den günstigen Leser dahin anweisen/ und hiemit dieses Cap. beschliessen.

CAP. XLII.

Andere Orientalische Zeuge/ die der Seiden gleichen/ oder sie auch übertreffen.

Dieses Capitel muß ich bekennen/ daß aus dem andern Tomo der curiosen Relationem Eberhardi Guerneri Happelii, die er Anno 1684. zu Hamburg drucken lassen/ genommen worden: daß von einer Palmen-Art des Königreichs Congo, ein köstliches Tuch oder Leinwath aus den Palmenblättern gewebet wird/ als Sammet/ güldene Stücke/ Atlas/ Damast/ Taffet und dergleichen/ welche aber nicht von Seiden/ (dann die Seidenwürme sind ihnen unbekandt/ wiewol sie sich in Seiden kleiden/ die ihnen aber aus Portugall zugeführet wird) sondern aus Palmblättern gewebet sind. Diese Palmenbäume wachsen gar niedrig auf dem Erdreich/ und werden jährlich gepfropfft und abgeschnitten/ damit sie hernach desto zärter herfür schiessen. Aus diesen Blättern/ wann sie auf ihre Art gereiniget werden/ ziehen sie gar reine und subtile Fäden/ darunter die längsten am meisten geachtet werden/ denn aus denselbigen werden die grösten Stücke an der Breite und Länge zugerichtet/ auch werden die Zeuge auf beeden Seiten mit Haaren gemusiret/ daß sie dem Sammet in vielen Stücken gleichen. Den Damast aber formiren sie/ und weben allerley Laubwerck hinein/ wie in die güldenen Stücke/ welche zwar in hohem und niedrigen Preiß/ jedoch köstlicher und theurer sind/ als die unserigen. Dieses Gewand darff niemand zur Kleidung gebrauchen/ als allein der König/ und dem es von ihm erlaubt wird. Die gröste und köstlichste Stücke dieses Gewands sind die güldenen/ diese sind vier oder fünff

Spannen lang/und drey oder vier breit/ die geringern und schlechtern Zeuge aber machen sie grösser / nemlich sechs Spannen lang/und fünff breit/ von welchen Stücken sich ein jeder / nach Vermögen kleidet / sind zwar steiff und dick/aber dabey leicht. Die Portugesen haben angefangen / sie zu Zelten und Segeln zu gebrauchen/ weil sie den Wind und Regen sehr aufhalten.

In der Ost-Indianischen Landschafft Pengala, findet man ein Kraut oder Pflantze/ daß zum weben bequemlich ist / und dieses Kraut hat dünne Adern oder Fäsen/ auf einem Finger-dicken Stengel / der wie ein gefüllet weiches Rieth anzugreiffen ; die Leinwath so daraus gemacht wird/ist mancherley Gattung / und hat vielerley Namen. Auch haben sie daselbst eine andere schöne Leinwath sehr artlich geweben aus einem Kraut/welches sie gleich anderm Garne spinnen / so etwas gelblich ist/ das Kraut wird genannt Herba de Pengala : Hiemit vernähen sie/auf eine künstliche Weise / ihre Bettücher/ Zelten/Hauptküssen/Schleyer und Halstücher / selbige zieren sie schön mit Laub/Blumenwerck und andern Figuren/von allerhand Art / die nur zu erdencken/ daß es ein Wunder zu sehen ist / und sind so köstlich gewürcket/ daß in Europa schwerlich zu verbessern ist; desgleichen machen sie auch gantze Stück Leinwath von diesem Kraut / welches auch bißweilen mit Seiden vermenget wird ; wiewol die aus diesem Gewächs allein gemachte Leinwath im höhern Preiß ist / und die seidenen Zeuge an Schönheit übertrifft. Man nennet diese Art Leinwath Sarryn, braucht sie sehr in India zu Mannshosen und Wämsern/er lässet sich waschen und reinigen / wie andere Leinwath/und wird davon so schön/als wann es neu wäre. In der Hochfürstlichen Holsteinischen Gottorffischen Kunst-Kammer siehet man ein Stück von dieser Pflantzen/welches ein Quast ist/über eine Spannen hoch anzusehen/es hat lauter dünne Strahlen/kaum eines Messerruckens breit / und hat unten am Stengel um sich her sechs oder acht Blätter / wie Schilff/man nenne es insgemein Herba di Bengala. Adamus Olearius, so dieses in der Mandesloischen Reißbeschreibung berichtet pag. 299. setzt ferner hinzu : Es werde dergleichen subtile Arbeit auch in der Provintz Angola (in Africa) von dünn gefäsertem Bast gemacht; davon gleichsfalls in ermeldter Hochfürstlichen Kunst-Kammer/von einem guten Freund/etliche Stück verehret zu sehen/und zwar etliche grosse Tapeten / Tischdecken und Stülküssen/in welchem sehr schöne künstliche ineinander gefügte Figuren sind/daß sie kein Europäischer Künstler besser ausarbeiten könnte. Sonsten wäre es eine erhobene/und wie Sammet geschörne Arbeit / auch so weich anzugreiffen.

Unter andern wächset auch in der Nord-Americanischen Landschafft Virginien ein Kraut/an dessen Blätter gar herrliche Seiden wächset / in einem dünnen und glänzenden Häutlein / welches man hernach davon abziehet/ desselben Höhe erstrecket sich ohngefehr auf dritthalb Schuhe/ oder gar auf 2. Elen / wie dann die Blätter allein wol zween Schuch lang und ein halb Schuhe breit sind. Hariot in Beschreibung Virginien Part. I.

So wächset auch in Sina die edle Pflantze Yu, und zwar in der Provintz Quangsi, daraus die Einwohner einen köstlichen Zeug zu weben wissen / welcher fürtrefflicher und am Preiß höher ist/als die beste Seide / wie Neuhof bezeuget ; dergleichen schreibet Nierenbergius von dem Mexicanischen Baum Pochoti. Aus diesem allein wird der Wehrt und die Fürtrefflichkeit unserer Seiden und Seidenwürm nicht vermindert / sondern vielmehr das Lob der Göttlichen Güte und Vorsichtigkeit ergrössert / daß wir erkennen sollen / wie weißlich Er alle Welt regiere / daß ein Land eines Dings Mangel mit des andern Uberfluß ersetzen/oder doch in der Nachbarschfft sich erholen könne / damit das Band der Lieb und Einigkeit desto verbündlicher und stärcker die Hertzen der Menschen zusammen fügen und verknüpffen solle.



PRO



PRODROMUS
LIBRI UNDECIMI
DE
AQUARUM DELICIIS.

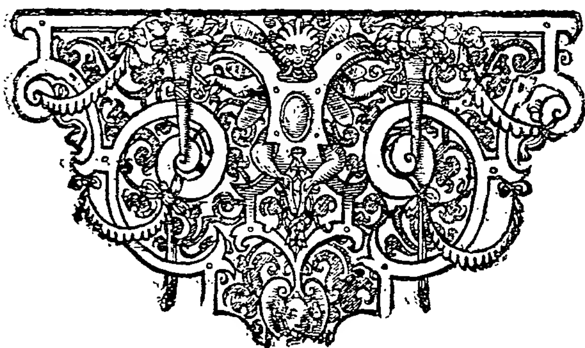


lverum(ut Fama) Aonides! vos humida amare
Antra, & muscosos per roscida pascua Fontes,
Hùc properate citæ, venasq́ aperite latentes,
Si vobis gratæ quondam quas Pegasus undas
Explicuit, vel si sitientibus Hippocrene
Rore sitim extinxit toties. Latebrosa canamus
Flumina, Delicias Vatum, viridesque Napæas.
Certè si qua Domus, quamvis circumfluit omni
Sorte Voluptatum, riguis tamen indiget undis,
Imperfecta graves facit hinc habitantibus ædes.
Nemo carere potest potu, Brutumve, Hominesve,
Nec quodcunque alit in gremio justissima Tellus;
Languerent agri, gemeret sine fructibus arbor.
Hortus hians frustrà sine cultu & floribus ullis.
Absque Feris saltus, auræ absque Volucribus essent.
Inde Metallorum, Gemmarumque omnis Origo,
Imo Pater rerum Oceanus, genialis aquarum
Humor alit Mundum, nimiosque attemperat æstus.
Emollit durum, siccum humectare laborat.
Abluit impurum, præbet potum atque, lavacrum,
Corporibus sese insinuans, alimentaq́ præstans.
Quando noverca ergò Fontes Natura negavit,
Sedulus instituat damnum emendare Colonus;

Si quidin abstruso Laticum prudentior instet,
Effodiantur aquæ, Fontes, Puteique parentur,
Siphonumque levi tractu ducantur ad Auras.
Abdita sed si vena nimis, valdeque profunda est,
Cisterna efficitur, pluviæ, quâ Vere madenti
Per junctos antè Tectis hinc inde Canales
Excipitur gutta, & sua supplementa ministrat.
Si scatet unda procul Tectis, & dulcis Origo est;
Facta via est Tubulis, quæ Subterranea Nymphas
Suscipit hospitio, pia sic Commercia jungens.
Sed quæ Commoditas, patriam sors quando beavit
Fontibus & Fluviis? quorum propè littora frondent?
Danubius Pater est Testis, cui Exordia Colles
Barnovii dant prima; & avitas jugera Cunas.
Montana, Helveticæ vicina & proxima Eremo;
Qui centum Fluvios recipit, centum alluit Urbes,
Suevos & Bavaros, & utramque intersecat Oram
Austriæ, & Hungaricâ tandem Regione receptus,
Irruit Euxinum septena per Ostia Pontum.
Et quanquam rapidis Nivibus, sive imbribus auctus
Fluctibus excurrens, circum circa omnia vastat,
Et sata læta rapit, vicinaque jugera inundat
Eluvie ingenti, nihilominus utilis auro,
Proventu & rario substrata Telonia ditat.
Cætera Nostrates quid translabentia Terras
Flumina nunc referam? quæ piscatoribus hamos,
Retiaque & nassas, & mensas piscibus implent.
Gobio, Salmo, Salar, Characes, Trutta, Thymallus,
Fundulus, Alburnus, Mustela, Acipenser, Alosa,
Barbus, Tinca, Silurus & Anguillæ undique læves,
Albula, Lampretæ, Capito, Perca, Asper & Umbra,
Et sedecentes fruticosa in littora Cancri,
Non nimio pretio Convivia nostra secundant,
Omnes ante alios verò memorabilis Huso,
Incola Pannoniæ, qui non parvo ære Viennæ
Venditur, elapso cùm Vere supervenit Æstas,
Sæpè fora aspicies mirans piscaria tantis
Farciri numeris (ut sunt mediocria Cete)

Husonum prolixa illic statione jacere.
Non minor est piscinis, lacubusque voluptas,
Servando nempè prosunt Vivaria pisci.
Huic tamen artifices opus est adhibere labori,
Solertesque manus, ubi fert Natura locorum
Perpetuas constanter aquas, has aggere firmo
Ante coërcere & robusto immittere Vallo;
Absque tuo arbitrio ne gutta excurrere possit.
Cyprinis statio hæc gratissima, quando triennes
Constiterint, magno evacuas Vivaria quæstu.
At piscina, cui gelidis ex Fontibus humor,
Si ranis scadet innumeris, & vilibus ultrò
Pisciculis, dentato immittitur ocyus ore
Lucius; ille brevi esurientem hos condit in alvum,
Et mirè augetur, Dominoque immensus honori est.
Illic & sero Autumno ferus Anser oberrat,
Et circum variis Anatum magna agmina pennis,
Arquatæ, Fulicæ, Gallinago, Ardea, Ceyx,
Mergus, Onocrotalus, Gaviæq; & Cygnus, & Otis;
Decipit hos vario Venator providus astu,
Et sæpè egregiam recipit per Littora prædam.
Sic Fluvios penes, ambiguum Telluris, an undæ
Incola Fiber adest, & sternit dentibus Alnos
Populeasque trabes, Salecesque, & Myrtea Tesqua.
Lutra quoque haud parvam dat per Vivaria stragem.
Investigantur canibus; positoque cubili
Inde exquiruntur, reti, ferroque trisulco
Confixi, quod ni mature obveneris illis,
In gluviem magno pascunt per flumina damno,
Et deprædantur per stagna humentia pisces.
Tempore sic nullo laxanda est cura Coloni,
Piscinas crebrò invisat, si qua aggere fracto
(Principio ex minimo, vastum persæpe periclum
Ingruit) instet aqua, ah subitò ruptum obstrue vallum,
Et si quæ ipse nequis, Præfectum his suffice Curis
Cordatum, isque vices agat indefessus heriles.
Sæpe infida manus Furum, cum cæca diem Nox
Opprimit, astutâ pisces intercipit arte,
Hamo, everriculo, fundâ, facibusque, lucernisque

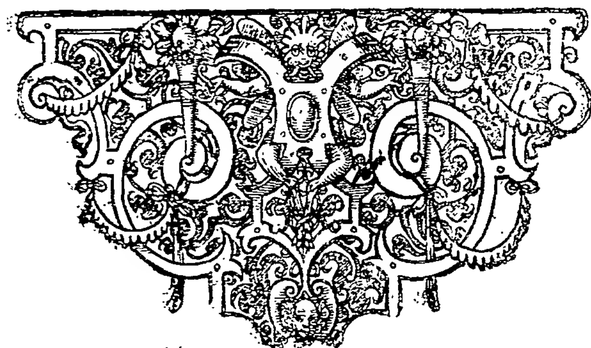
Alliciunt (amat omnem hæc gens Neptunia lucem)
Sæpe venenatas etiam fraus præparat escas.
Consumptis quibus, infaustâ vertigine tacti
Squamigeri invertunt ceu corpora mortua ventres;
Unde impune queunt manibus contoque prehendi.
Sic hæc non paucos potis est deterrima pestis
Extirpare greges, habitatasquè inficit undas.
Quin etiam advertas, si Milvius ungue rapaci
Piscinam super impendet, gyrosque reducit;
Margine arundineo velubi sedet Ardea fallax,
Ferrata globulisque onerata hic utere Cannâ,
Insidiasque graves cum vitâ extingue nocentum.



Innhalt



Innhalt aller derer in diesem Eilfften Buch begriffenen Capiteln.





Des Adelichen Land- und Feld-Lebens Eilfftes Buch / Wasser-Lust.

CAPUT I.

Vom Wasser ins gemein.

Ein Unverständiger möchte es für gering schätzen / und vielleicht ungereimt / daß man von dem Wasser / dessen das gantze Meer / See / alle Ströme / Flüsse / Bäche / und Bronnen voll / das auch hauffenweise vom Himmel regnet / so viel Wort solle machen / es sey ohne diß auch den Bauren und Kindern bekannt. Nun ist es wol die Warheit / aber diß auch dabey gewiß / daß eben diese jetzt angedeuteten Momi; ja / fast die meisten Leute in der Welt / von dieser bösen Unart sind / daß sie GOtt / dem allweisen Weltherrscher / für die allergrösten Woltthaten am allerwenigsten dancken; und wie wolten sie dancken für das / dessen Werth und Hoheit sie nie erkennen? und wie wolten sie das / was ausser ihnen ist / betrachten? wissen doch die allerwenigsten das / was selbst in ihnen ist / und worfür sie GOTT am meisten ihr Danck- und Lob-Opffer hätten abzulegen; sie schauen es an / dem Sprichwort nach / wie eine Kuh ein neues Thor / leben also in den Tag hinein / wie das Vieh / ist auch zwischen ihnen / und dem Vieh / ein geringer Unterscheid / ausser / daß sie reden und lachen können.

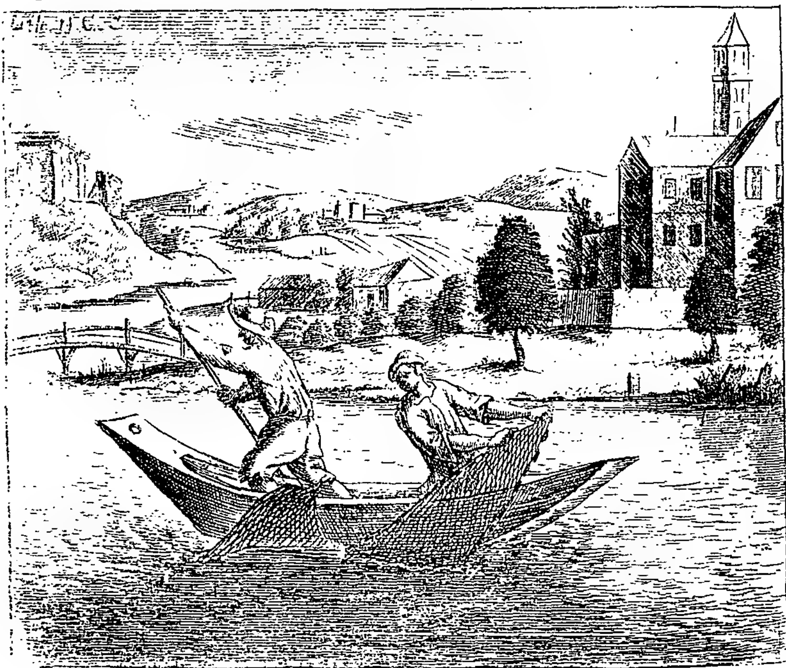
Es ist aber das Wasser ein so vortrefflich und vornehmes Element / daß etliche Philosophi der Meinung gewesen / aus dem Wasser seyen alle Dinge erschaffen / daher sie auch dē Ocean patrem sive matricem rerum omnium genennet; welches auch der heilige Apostel Petrus in seiner 2. Epistel am 3. Capitel zu bestättigen scheinet / wann er daselbst sagt: Quod cœli erant prius & terra de aquâ, & per aquam, consistens DEI verbo. Das die Hiñel vor diesem / und die Erden aus Wasser / und durch das Wasser bestandē / durch GOttes Wort. Und ist zwar der ersten Ursaamē der Elementē eine so subtile und wundersame Vermischung / daß solche mehr zu bewundern / als auszusprechen. Heraclitus pflegte zu sagen / des Feuers Tod sey eine Geburt der Lufft / und der Lufft Tod sey eine Geburt des Wassers / und die Lufft lebt im Feuer / und das Feuer in der Lufft / das Wasser in der Erden / und die Erde im Wasser / und darnach das Wasser in der Lufft; das Feuer reiniget die Lufft / die Lufft reiniget das Wasser / und das Wasser die Erden / und das Feuer ertheilet den andern ihre durchsichtige Klarheit / also daß kein Element gantz rein zu finden; daher wird die Lufft offt ein subtiles Wasser / das Feuer eine subtile Lufft / das Wasser eine zusammen gepackte dicke Lufft / und die Erden ein dickes Wasser genennet. Und der gelehrte und scharffsinnige Sonderling / Herr von Helmont, statuirt nicht mehr als zwey Element / als wie zwey grosse Liechter am Himmel; sagt auch / der Chymisten drey Principia, als Saltz / Schweffel und Mercurius, sey dieses Namens nicht würdig / weil ihr Ursprung gleichesfalls aus Wasser herkommt / siquidem initiorum sive elementorum stabilis sit natura, oportet, si nomen ac proprietatem principii sustinere debeant, die Elementen müssen einer beständigen Art seyn / wann sie den Namen eines Ursaamens behaubten solten; daher will er / es seyen nur zwey reine Elementen / als das Wasser / aus welchem alles kommt; und der Archeus, oder das Fermentum, als Initium seminale; dieses ist die forma, das andere die materia.

Und die Meynung verwirfft auch der hocherfahrne Englische Cantzler Franciscus Bacon, Freyherr de Verulamio, nicht allerdings. Das ist zwar bey den meisten unlaugbar / daß das Wasser den ersten Ursaamen des Geflügels / der Fische / der Felsen / der Edelgestein / der Metallen / Mineralien und Saltzes in sich enthalte. Die Feuchtigkeit ist eine qualitas passiva, eine leidende Eigenschafft / davon ein grosses Theil der Erdenkugel / davon alle Höhlen und Abgründe der Erden / gefüllet / und wie in eine Kuchen gebracht werden / darinnen sitzt der Koch / den etlichn die Natur / andere / die Seel der Erden / Theophrastus aber Archeum nennet / das ist nemlich das Feuer / oder die verdauende und kochende Krafft / wie in allen Thieren am Hertzen und an der Leber zu sehen / und wann diese inwendige Wärme nicht vorhanden wäre / würde weder der Sonnen Strahlen / noch des Planeten Martis hitzige Eigenschafft (wie Keplerus dafür hält) allein so viel wircken können / dann / weil diese himmlische Aspecten und Einflüsse nur zu gewissen Zeiten und Stunden sich ereignen / ist solches gleichsam wie eine Uhr / die der Koch der Natur sensione rationis part cipe, utpote rei ratione solâ plenè

perceptibilis aufmuntert / daß er anfänget das Feuer / in seiner grossen Welt-Kuchen anzublasen / dardurch die warmen Dünste über alle Berge exhaliren / und in wässerige Wolcken verwandelt werden / davon wieder die Erd-Gewächse begossen / angefeuchtet / erquicket / und mit Regen und Thau zum Wachsthum befördert werden.

Also ist die Feuchtigkeit allem dem / was aus der Erden kommt / auszukeimen / zu wachsen / sich zu mehren und Frucht zubringen / eine Ursach. Dann / wie Bacon sagt / ist die Feuchte das jenige / das leichtlich andere Cörper umfliesset / das vor sich selbst nicht bestehen kan / das bald weichet / sich geschwind zertheilet und voneinander giebet / aber auch geschwind wieder vereiniget und zusammen schliesset / das leicht fliesset / und zur Bewegung zu bringen ist. Unde omnium animalium semina sunt humida. Also daß diejenigen einer irrigen Meinung sind / die vorgeben / das Wasser nähre nicht / weil gantz keine Ernährung ohne Wasser geschehen kan. Wie ein jeder Gärtner oder Bauersmann würde zeugen müssen / wann schon der allerbeste Saamen / in den fruchtbaresten Grund solte geworffen / und solcher weder beregnet noch mit Wasser besprenget werden / würde alles verderben müssen.

Herr Helmont de Ortu Medicinæ fol. 109. erzehlet: Er habe ein Erden-Geschirr genommen / und 200. Pfund im Back-Ofen gedürrter Erden hinein gethan / und darein einen Felberstock / der damals 5. Pfund gewogen / hinein gesteckt / und mit Regen-Wasser fleissig begossen; nach fünff Jahren / habe der darinn gewachsene Felberbaum 169. Pfund / und ungefähr 3. Untzen gehalten / da er doch die Blätter nicht darzu gerechnet / die jährlich im Herbst davon abgefallen; endlich habe er diese Erden wieder gedörrt / und habe selbige wieder 200. Pfund weniger 2. Untzen gewogen; also schliesset er / es sey der Zusatz und Ernährung des Baumes allein aus dem Wasser kommen / und daß also das Wasser allen vegetabilibus allein / natürlicher Weise / ihr Wachsen verursache und mittheile. Daher haben auch die Heyden das Wasser zu einem GOtt gemacht. Wie es dann der alte Varro lib. 1. de re rusticâ als etwas Göttliches anruffet: nec non etiam (sagt er) precor lympham & bonum eventum, quoniam sine aqua omnis arida ac misera est agricultura.



Cap. II.

Von Nutzbarkeit des Wassers.

Wer da etwas tieffer nachsinnet / was die Schiffarthen auf dem Meer / Seen / und fliessenden Wassern / einem Land für Vortheil / Reichthum und Ersprießlichkeit bringen / der wird an der Nutzbarkeit dieses Elements nicht zweiffeln können; daß man das Meer mit gantzen Schiff-Flotten (wie die Engelländer / Spanier / Holländer / Dänen / Schweden und Türcken wissen) bedecket / gantze Länder / Provintzen / ja gar eine neue Welt erfunden / ist aus den Historien bekandt; und wie Cavalieri Marini in seinem zwar scharff- doch auch leichtsinnigen Adone Cant. 10. stanza 266. artlich eine Schiff-Armee beschreibet:

Apena homeri qua; hà il Mar bastanti
il peso à sostener di tanti Pini:
Apena il vento istesso, à gonfiar tanti
Può co' fiati supplir candidi lini.
Fugaci olimpi, e vagabondi Atlandi,
Alpi correnti, & mobili Apennini.
Pajon svelti da terra, e sparsi à nuoto
i gran vascelli, a la grossezza, al moto.

Würde man allein die jenigen Ertragungen examiniren / die in unserm Teutschland auf der Donau / am Rhein / auf der Elb und der Weser erhoben / und von den Mäuten eingebracht werden / würde es warhafftig ein überaus hohes austragen ; weil aber die Meer-Schiffahrten auszurüsten wieder ein grosses kosten/offt durch Schiffbruch/Meer-Räuber und feindliche Macht vernichtet / und / an statt des Nutzens / Verderb und Schaden bringen können; wollen wir allein deren Nutzungen gedencken/ die wenig kosten / und ohne die man theils gar nicht / theils aber sehr beschwerlich leben könte.

Würden nicht Menschen und Viehe verschmachten müssen ? wo würde Wein und Bier bleiben/wann das Wasser nicht die Weinreben befeuchtete / und mehr als die Helffte zum Bier hergäbe ? die Erden würde ohne Regen kahl und unfruchtbar seyn / man würde weder kochen noch waschen / nichts säubern und reinigen/ erweichen und lindern / erquicken und kühlen können. Wie gering es gleich immer anzusehen/daß auch jemand/ als er befragt worden/ welches das beste Wasser sey? geantwortet habe: Es sey das Regenwasser / so von der Sonnen durch einen Rebstock destillirt worden; dordurch er den Wein verstanden. Und ein anderer bey Athenæo, als eben diese Frag entstanden / gab zur Antwort: Das sey das angenehmste Wasser/ das man zum Handwaschen reiche/weil es eine Anzeigung sey/die Mahlzeit wäre bereitet.

Wir wollen aber diese durstige und hungerige Brüder vorbey gehen und bessere Gedancken von dem Wasser uns einfallen lassen / und betrachten / daß auch in der Christlichen Kirchen das Wasser über uns nützlich/ und die heilige Tauff / von unserm Heyland und Seligmacher dem Herrn Christo / mit Wasser zu verrichten// ist eingesetzt worden/dardurch wir durch das rothe Meer mit den Kindern Israel/ungehindert passiren/die feindseligen Egypter und aussätzige Sünden darinnen ersäuffen/und ins gelobte Land des ewigen Lebens / durch Christi Blut gewaschen/ und zu GOttes Kindern angenommen/getrost und freudig eingehen sollen.

Ein gewisser vernünfftiger Araber Avenamar pflegte zu sagen / das Wassertrincken habe zwey sonderbare Nutzungen : Erstlich / daß man dardurch keine Schulden mache ; und fürs andere / seinen Verstand nicht verliere.

Sehen wir aber auch das gemeine Leben an / so ist das Wasser die Mühlen zu treiben / das allerbequemeste / dann ob es wol Wind-und Hand-Mühlen gibt/ sind sie doch den Wasser-Mühlen weit nicht zu vergleichẽ. Was die Fischerey / in den Seen/ Flüssen und Teichen für anschnlichen Gewinn bringen / werden die Herren Böhmen und Mährer / so viel die Teiche anlangt/ am besten davon zeugen können / weil solche nicht das geringste Stück ihrer Einkünfften seynd / wie es Landkündig. Will nichts melden von den geringen Flüßlein und Bächen / darinnen es nicht allein Krebsen / Forellen/ Aeschen/ Grundeln / Kreßling und dergleichen Schnabelweid gibt ; sondern sie werden auch mit grossen Nutzen / bey dürrem und heissem Sommer-Wetter/in die lechtzende und abgematte Wiesen geleitet / deren Durst sie löschen / und die grünen Gräslein und Milchreiche Blümlein wieder aufrichten/frisch/ grünend/ und wie einen Schmaragd glänzen machen.

Wir wollen auch etwas von dem Wasser in der Medicin anhören. D. Joh. Otto Helbigius, der Herren Staaten in Indiâ Orientali zu Neu Batavien bestellter Medicus, schreibt also davon : Das kalte Wasser wird von den Indianern schier in allen Kranckheiten gebraucht / sonderlich in der rothen Ruhr / und in den Fiebern/ausserhalb des Paroxysmi, ist es den Patienten sehr nutzlich. Als ich (schreibet er) Anno 1677. in den Monaten November und December an einer überaus gefährlichen rothen Ruhr darnider lag/ und wiewol ich die besten Artzney-Mittel vor die Hand genommen/ bin ich je länger je matter worden/ und habe den Tod gleichsam vor Augen gesehen ; endlich hab ich mich zur kalten Wasser-Cur entschlossen / bin aber an allen Kräfften so zerschlagen und abgemattet gewesen / daß mich meine Knechte aus der obern Kammer hinab ins untere Hause (weil es zum baden bequemlicher schiene) tragen müssen ; gleich auf das erste Bad im kalten Wasser hab ich mich besser befunden/ und die nachfolgendē haben mich/ durch GOttes Seegen/gäntzlich restituirt. Item/ als ich Anno 1678. im Majo von Ergiessung der Gall/und einem Fieber behafftet war/und mich/neben andern gebührlichen Mitteln/dieses kalten Bades gebraucht/habe ich wiederum meine vorige Gesundheit erreicht. Es schreibt auch ein anderer vornehmer Frantzösischer Medicus, daß das frische Wasser allein genugsam sey / alle Wunden zu heilen/ wann man sich damit wäschet / und ein darinnen befeuchtes Tuch auf die Wunden legt / das reiniget und vertreibt die Hitz/ daraus die Fäulung entstehet/und heilet die Schäden besser als unsere Salben/und ob schon etliche / zu dieser Cur einige abergläubige Wort und Zeichen brauchen / ist es doch gantz unnöthig Ding/und geschihet nur par tromper le Monde.

Was man den armen Leuten / die entweder reisen/ oder im Schnitt und andern Feld-Arbeiten müde und abgemattet worden / mehr Labung geben/als wann ihnen ein frischer Trunck aus einem kühlen und schattichten klaren Brönnlein gereichet wird / dardurch sich alle Kräfften wieder erhohlen/und halte ich nicht/ daß einem krancken ohnmächtigen Menschen etwas eher die Lebens-Geister wieder ermuntern kan / als wenn man sie mit frischem Bronnenwasser ansprützet. Alles Wildpret / alles Geflügel träncket und badet sich mit und in den Wassern / daß sich auch der Heilige Geist bey dem Königlichen Propheten selbst darüber erlustiret / wann Er sagt:

Der Brünnlein Silber-Pfeil aufquellen in den Gründen/
durch Au und Wiesen sich mit krummen Bächlein winden/
aus selben rinnen fort auf unterlebtem Riß
(die Berge zwischen hin) Schiffreiche Wasserflüß.
Hieher von Hitz und Schweiß/und Nothdurffts-Trieb bemühet/
zu freyem Schenckhaus ein das Wild mit Lechzen ziehet/
und löschet seinen Durst / auch wann es müd und matt/
erquickt es sich hierinn in kühlem Sommer-Bad.

wie bey den Hebräern der 104/und in Vulgatâ der 103. Psalm bezeuget.

Welche überflüssige Materia hätte man allein / wann man die unterschiedlichen gesund- und warmen Bäder / die hin und wieder entspringende Sauerbrunnen / Saltzbrunnen / und sonst allerley wundersame Eigenschafften und Metamorphoses in sich haltende Wässer / erzehlen und anführen / und daraus der unterschiedlichen Nutzen heraus streichen wolte.

Die / ausser der gemeinen Mühlen / allerhand Gattungen vom Wasser getriebenen Papier-, Polier- und Schleiff-Mühlen / Walch-, Stampff- und Hammer-Mühlen / und andere mehr; weil aber deren schon im Ersten Buch gedacht worden / will ichs hier / Weitläufftigkeit zu vermeiden / mit Stillschweigen übergehen.

CAP. III.

Von Lust und Annehmlichkeit deß Wassers.

WAs dort der Poet sagt: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci; möchte man wol (mit höchster Warheit) auf unsern lieben Himmlischen Vatter ziehen können / der hat nicht allein dieses gantze Weltgebäue / den Menschen zur Wohnung / zur Speisekammer / auch endlich zu einem Schlaffkämmerlein eingegeben; sondern hats gemacht / wie ein reicher und wolmögender tapfferer Hausvatter / der sein Haus nicht allein vor Wind / Regen / Ungewitter und Einbruch verwahret mit Stuben / Kammern / Gewölbern / Kästen / Kellern und Nothdurfften versihet; sondern auch die Säle / Gemächer und Kammern mit Contrafeyten / Landschafften und Bildern / die Gärten mit Wasserwercken / Blumen / Statuen / und dergleichen auszieret; also hat auch GOtt diesen Erdenkrais nützlich und bequemlich / darneben aber auch angenehm und erfreulich machen wollen / wie dann auch das Wasser dem Menschen so wol nützlich / nothwendig / als auch zur Lust und Ergetzlichkeit sehr wol dienet.

Und was kan anmuthiger seyn / als wann man sihet / seine Wohnung mit einem hellen und klar umfliessenden Wasser umfangen / da die Fische Gesellschaffts-weise sich täglich sehen lassen / und die Speisen / wann sie einmal darzu gewöhnet sind / mit Umschnellen und Wettlauffen / den Hausvatter zu belustigen wegnehmen: oder wann man Röhr- und Springbrunnen / und dererley Zierden haben kan / da nicht allein das Wasser in die Säle / in die Kuchen und Gewölber / sondern auch auf die höchste Thürner wider seine natürliche Eigenschafft / da es nicht höher / als sein Ursprung ist / zu treiben ist / und durch Wasserkünste / Wasserstiefel und Räder kan wundersam und nützlich geleitet werden.

Was kan anmuthigers seyn / als wann in den künstlichen Grotten / bald die Nachtigall singet / bald die Orgel ihre Wasser-Music erklinget / bald die unschädlichen Drachen / Wallfische / und dergleichen Monstra non monstruosa Wasser ausspeyen / bald der Kukuck den Frühling ankündet / bald die Röhrbrunnen mit hunderterley veränderten Auffsätzen / auch das Wasser / wie einen Regenbogen / wie ein Trinckglas / wie einen Stern / wie einen Regen / wie eine Sprützen / wie ein Ballenspiel / als ein in gläsernen Laternen brennendes Liecht / abbilden und vorstellen / bald mit lächerlichem und unmailigem Betrug den Fürwitz bezahlen / bald wie ein Jägerhorn zur Jagt aufmahnen kan / wie man solches in den vortrefflichen und berühmten Gärten / so wol ausser / als innerhalb des Teutschlandes / mit Lust und Verwunderung zu sehen hat / unvonnöthen dieselbigen weitläufftiger zu benamsen.

Es ist zwischen Wasser und Lufft eine solche nahe Verwandschafft / daß die Lufft durch helle lauffende Wasser und Bächlein abgekühlet und erfrischet / die Wasser hingegen durch die Lufft verbessert und gereinigt / beede aber gar leichtlich einander folgen und succediren daraus dann alle Wasserkünste ersunden worden / massen wann die Lufft aus den Röhren exsugirt wird / und die Natur nichts lähres leidet / wird nothwendig das Wasser von der Lufft / oder vielleicht von dem vacuo, nach sich gezogen / wie augenscheinlich an den Winckel-eckichten Weinhebern erscheinet / wann das eine Theil durch das Beutins Faß gesteckt / an dem herausgehenden Theil aber die Lufft durch den Mund ausgesogen und an sich gezogen wird / so steigt das Geträncke / es sey Bier oder Wein / durch den hohlen Heber / wider seine Natur / in die Höhe / das vacuum, so per exsuctionem aëris geschihet / zu erfüllen / und wird so viel heraus rinnen / so tieff der Heber mit dem andern Theil in den Liquorem eingesenckt ist.

Was sollen wir ferner von der Garten-Lust der raren Gewächse / wolriechenden Kräuter / holdseligen Blumen / wolgeschmacken Obstes / Mellonen / und allen Kuchen-Kräutern sagen? wir habens meistentheils allein dem Wasser zu dancken; ja eben die Flüsse und Wasserquellen sind das rechte beständige / immerwährende / und gleichsam ein sacrum perpeduum Mobile, so die emsigen und fürwitzigen Mathematici vergeblich in andern Mechanischen Machinen und Kunst-Erfindungen suchen und finden wollen.

Was auch die Wasser für Lust und Ergetzlichkeiten geben können / das wissen die jenigen / so in den grossen Seestädten und Meerporten wohnen / wann die grossen Kauff- und Handels-Schiffe / mit glücklicher Verrichtung und allerhand seltzamen Wahren / und fremden Seltzamkeiten / reich beladen einlauffen und anlenden / ihre Schätze / Wunder und Raritäten vor Augen legen / daß sich Männiglich darob verwundern muß.

Und ob wir schon in diesen unsern Landen dergleichen Lustes nicht geniessen können / sehen wir doch / daß die jenigen Ort und Plätze / die nahend an der Donau und andern Flüssen und Wassern ligen / der Ergetzlichkeit halber / vor andern einen grossen Vorzug haben / da man mit dem lustigen Fisch- und Krebsen-Fang / Endtenbürst und anderm Weidwerck in den grünenden und schattichten Auen / eine angenehme Zeitvertreib und Ubung findet; und ob zwar in den grossen Eysgüssen und Wasser Anlauffungen auch grosse Gefahr dabey ist / so kommt solches selten / ist auch mehrentheils nur denen zu förchten / die ihre Wohnung unvorsichtig an solche niedere Ort setzen / wo sie die Fluten überschwemmen können; und wann GOtt heimsuchen will / ist keine Menschliche Vernunfft zu finden / solchen zu entfliehen / muß also

Dulden

Dulden und Beten das beste Mittel seyn/ des Himmels Bestraffungen zu lindern und abzuwenden.

Endlich ist das für das Frauenzimmer nicht die geringste Vergnügung/ daß ihr schönner Schmuck/ Perlen/ Diamanten/ Rubin Smaragden/ Sapphier und dergleichen / von einer Crystallinen Wasserförmigen Feuchtigkeit/ per spiritu mpetrificantem, und einer gewissen schönfärbigen/ hellen und klaren minera durchgearbeitet und coagulirt/ und zu einer solchen leuchtenden durchsichtigen massa werden; die Perlen sollen in den Müscheln / durch an sich Ziehung des allerreinesten Thaues/ erwachsen / den sie / bey hellem und schönem Wetter / frühe Morgens im Frühling eintrincken/ und daraus diß edle Kleinod zeugen und generiren / wie die Naturkündiger vermuthen; oder wie ich vielmehr dafür halte / so ist diese natürliche Eigenschafft von dem weisen Welt-Schöpffer der Welt/ als wie den Hünern das Eyerlegen/ den Bezoar-Geissen die köstliche Widergifft-Steine/ und etlichen gewissen Thieren der Bisem / eingepflantzt worden; ist auch nicht zu förchten/ so lang die Welt nach Göttlicher Einrichtung und Ordnung stehen wird/ daß es an diesen Preciosen solte gebrechen / weil sie sich von Jahr zu Jahr/ wo sie matriciem convenientem antreffen/ vermehren; die Perlen aber/ wie gesagt/ sind in den Muscheln/ nichts anders / als wie die Krebssteine in den Krebsen Jährlich zu gewisser Zeit/ ansetzen/ wachsen/ vollkommen werden / und endlich wieder anfangen weich zu werden/ abzunehmen biß sie endlich gar wieder in eine Feuchtigkeit verwandelt / gleichsam zu Nichts werden.

Ich muß dem geneigten Leser noch ein Secret offenbaren / wann man etwan auf der Reise ist / und kein lauters Wasser (als offt geschihet) bekommen kan / wie man es soll klar machen. Man reibe nur den Krug oder das Geschirr mit gescheelten und zu einem Taig zusammen gestossenen Mandelkern / und thu hernach das Wasser darein / so wird es sich / in gar kurtzer Zeit / läutern / und wird schön klar werden. Man sagt / daß die Kern von den Marillen auf diese Weise gebraucht / gleiche Würckungen thun; diß thut man in Egypten / wann der Nilus, zur Zeit seiner Uberschwemmung / lettich und trüb ist. Wie P. Vansleb in seiner nach Egypten verrichteten Reise / im Journal des Scavans Anno 1677. fol. 263. bezeuget; es ist dieses den Reysenden und Soldaten wol zu mercken.

Cap. IV.

Vom Unterscheid der Wasser.

Wo unterschiedliche Wasser sind / darnach haben sie auch andere und andere Eigenschafften; 1. das Regen-Wasser / wann es zu rechter Zeit aufgefangen wird / hält man für das reineste und subtileste.

Darnach sind die kalten und Crystallinenen Bronnenquellen / so aus den Gebürgen und hohen Orten entspringen / die zwar an ihm selbst meistentheils für gut und gesund gepriesen werden / dennoch bisweilen / wann sie durch schrefelichte / salnitrische und mineralische Gründe percoliren und rinnen / auch die Art / Güte oder Boßheit derselben mit sich fortführen / und also die angebohrne Qualität und Eigenschafft damit ändern oder gar verlieren.

3. Sind die Schöpffbronnen / die durch Kunst / und Mühe offt tieff unter der Erden müssen gesucht und gegraben werden.

4. Ist das fliessende Wasser / so wieder einen grossen Unterscheid leidet / nachdem es über steinichte / kiesichte / sandichte / oder aber laimichte / marassige und fette Gründe lauffet / entweder an der Farb selbst / dunckler / röthlichter / blaulichter oder klärer / oder aber von dem Gegenschein deß Grundes einem also gefärbt zu seyn scheinet; nicht allein in grossen Flüssen / als in unserer Donau / deren Wasser eine absonderliche blaulichtgraue Farbe / daher in Oesterreich die Donau-Farb / als eine absonderliche Species Coloris genennet wird / und siehet man so wol bey Mätthausen / da die Ennß / als bey Passau / da der Inn von Mittag / und die Iltz von Mitternachtwerts in die Donau fliesset / von jedem Fluß die unterschiedlichen Farben lange Zeit unvermenget / als wie der Rhein / der auch durch den gantzen Bodensee seine Farbe behält / und durch und durch / bis zu seinem Ausfluß / leichtlich von dem See-Wasser erkennet wird. Darzu gehören auch die kleinern Flüßlein und Bäche / die allenthalben den grossen Flüssen ihren Tribut und Zoll abführen / auch Felder und Wiesen mit ihrer Angräntzung bewässern und erquicken.

5. Gibt es Saltzbronnen / wie zu Hall und bey Gmünden / im Land ob der Ennß / davon das gantze Ober- und Unter-Oesterreich mit Saltz versehen wird.

6. Sind die Sauerbronnen / die mit ihrer durchdringenden Art die Krös-Aederlein durchweichen / und die Verstopffung der innerlichen Glieder eröffnen / einen Appetit zum Essen machen / und zu vielerley Gebrechen tauglich und heilsam sind.

7. Finden sich auch Gesund-Bäder / etliche warm / wie zu Baden / vier Meil von Wien / da Jährlich eine fürtreffliche und berühmte Gesellschafft / im Frühling und Anfang des Sommers / zusammen kommet / so wol der Gesundheit / als des Lusts zu pflegen / und von der Regierenden Römischen Käiserl. Majestät / unserer Allergnädigsten Herrschafft / und Dero Hofstatt selbsten offt mit Dero Gegenwart gewürdiget wird. So gibt es Auch andere treffliche Gesund-Bäder in Oesterreich oder an den Gräntzen / die man zwar wärmen muß / nichts destoweniger aber / wegen ihrer mannigfaltigen Wirckung / Jährlich grossen Zulauff haben / als das Bad zu Heylbronn / zu Mannerstorff / zu Obern-Walsee.

8. Gibt es / sonderlich wo Bergwerck sind / allerley vermischte Wasser von Saliter / Schwefel / Alaun / Pech / Ertz / Silber / Eisen / Bley / Kupffer und andern unterschiedenen Metallē und Mineralien / nach des Grundes Inbegriff / durchgegangen und vermenget.

9 Die ärgsten Wasser werden die gehalten / welche in Marassen / Pfützen / Lacken / Seen und Teichen sich befinden / wiewol in diesen zweyen letztern auch ein grosser

Unterschied / nachdem sie aus guten und bösen Quellen her entspringen.

10. So sind auch etliche Wasser zu etwas taugli-cher oder undienlicher / als die andern / als etliche sind gut und bequem zum Bierbräuen / zum Kochen / zum Bleichen / diese oder jene Farb besser oder weniger aus-zutrocknen / zum Weissen / den Stahl zu temperiren / also daß man an zwey / drey / oder mehr Orten / wo man gleiches Maltz und Hopffen gibt / gleichen Fleiß zum Bräuen anwendet / dennoch die meiste Schuld dem Wasser zueignet / wann es hier starck / lang ligend und gut / an jenem aber gering und nicht bleiblich gehalten / und in der Warheit also befunden wird.

Der bey allen Gelehrten bekandt und gepriesene Pater Athan. Kircherus gibt in seinem Mundo subter-raneo Tom. I. fol. 247. von denen durch der Erden Be-schaffenheit inficirten Wassern diesen Unterschied / und sagt / sie sind entweder gesaltzen / oder vom Nitro, A-laun / Vitriol / Schwefel / Kupffer-Rost / Kalch und Gyps / Metallen / Bitumine, oder feisten Schwefel / Laim / Quecksilber / Eysen / Ertz / oder Steinmachen-den Mineris vermenget / und daher werden sie sauer / bit-ter / gesaltzen / warm / kalt / fett oder ölicht / gifftig / ge-färbt / aufsiedend / verwandelhafftig / reinigend / und ge-wissen Gliedern heilsam; und sagt ferner: Ex horum singulorum cum singulis combinatione nascitur ad-mirabilis illa aquarum varietas, quam Philosophi concipere nequiverunt; has enim species si juxta ar-tis nostræ combinatoriæ principia conjugaveris, nas-centur 47900 1600, quadringenti septuaginta no-vem miliones, mille sexcentæ aquarum differenti-um species, Has iterum si in differentes terrestrium glebarum, salium, nitri, aluminis, vitrioli, sulphuris, metallorum species resolveris, numerum habebis, qui omnem numerum arenæ maris excedat. Daher sich niemand über den so grossen und unbegreifflichen Un-terscheid der Wasser verwundern darff.

Cap. V.

Von der Güte des Wassers.

Ein gutes gesundes Wasser soll hell / durchsichtig / Crystallen farb und rein seyn / ohne andere Farb Geschmack und Geruch / daß hingegen leichtlich und geschwind alle Farben / Geschmack und Geruch an-sich zu nehmen fähig ist / die man ihm beyfügen will / er-hitzet sich bald / kühlet auch bald wieder ab / damit man Erbsen und andere Hülsen-Früchte wol und gut sieden kan / wann es in einem Geschirr lang stehet / daß es un-ten kein graulichtes / oder schlammicht und sandichtes La-ger am Boden lässet / daß nicht oben am Geschirr / so weit das Wasser reichet / einem weißlichten harten Kalch ansetzet / welches ein Zeichen ist / daß es Salitrich sey / davon die Hände am Waschen nicht rauh und scharff-häutig / sondern glatt und gelinde werden; wanns in den Wein gegossen / dem Wein seine Krafft nicht allzu-mercklich schwächet; es soll gegen andern Wassern in gleicher quantität abgewogen leichter und ringergewich-tig seyn / wann man solches in ein rein und scheinbares irdenes Geschirr spränget / und keine Flecken oder Mai-ler macht: das gewisseste ist / man siede es in einem eher-nen Hafen / lässt es am Boden Schlamm oder Sand / so ists nicht gar gut / findet sich aber / nachdem es wol ge-sotten nichts daselbst / so ist es bewährt.

Denckwürdig ist auch / was Donna Oliva Sabuco de Nantes in ihrem Colloquio de las Cosas que me-raran las republicas Tit. 10. schreibet / wie ein Wasser zu machen / daß es nicht stinckend würde / so denen über Meer nach Indien gehenden Schiffarten ein grosser Vortheil wäre / also: Man soll etliche grosse Fässer voll Wassers füllen / und sie den gantzen Sommer über also stehen lassen / daß es stinckend und unsauber werde / so offt aber ein heßlicher Schaum sich im Wasser aufwirfft / so offt soll man selbiges abputzen / und entzwischen das Wasser zwey oder dreymal abziehen / so wird das Was-ser hernach gut und frisch bleiben / und nicht mehr stin-ckend werden.

Noch besser und nützlicher wäre die Kunst denen Seefahrenden / die in Engelland ist erfunden / und An-no 1684. in Druck heraus gegeben worden / von dem süß-gemachten Saltzwasser / daß man aus dem saltzigen Meerwasser / so wol zu Land am Ufer / als auch auf ho-hem Meer / ein süsses Wasser haben kan / daß nicht al-lein trefflich gesund / sondern auch auf etliche Monat lang gut bleibet / welches auch das Collegium Medi-corum zu Londen approbiret / und derselben zwantzig an der Zahl / eine Attestation darüber ertheilet haben. Ist ein überaus nützliche Invention, da man / vermit-tels eines Instruments / täglich aus dem gesaltzenem Meer frisches Wasser haben kan / welches Herr Ro-bert Fitzgerald, Herr zu Oglothorp, Obrister / und des Herrn De Boyle nächster Blutsverwandter erfun-den / und kan in einem solchen Instrument / innerhalb Tag und Nacht / auf neuntzig Stübigen süsses Was-sers præpariret seyn; wären aber mehr Leute im Schiff / müste man dieser Instrumenten mehr verfertigen las-sen / die auch ein einiger Mensch regieren kan / und soll ein jeder Schiffman in zwo Stunden lernen / auf was Art dieses Wasser bereitet werden müsse. Es nim-met wenig Platz ein / kommen auch wenig Ingredientien darzu. Dieses Wasser ist leichter als andere Wasser / klar und ohn alle Sediment, ist gut zu trincken und zu kochen; diese Inventores aber erbieten sich / mit einer jeden Gemein oder Gesellschafft / oder auch Privatper-son / wegen dieser Machina zu handeln / und wer an sie schreiben will / solle sein Schreiben / an einer der Col-legen / als an Herrn Fitzgerald, oder Herrn Bridgman, oder Herrn Thomas Meal, oder Herrn Batritio Grant, nach Lunden / entweder an des Garrovvays Coffe Haus / gegen der Königlichen Börse über / oder in Willis Hause / in dem Convent-Garten und Stras-sen / insgemeine Bau genannt / oder an Johann Pye in Brooks Stroet / bey Holburn ablegen lassen / so soll Antwort folgen / ist gedruckt zu Hamburg bey Gott-fried Schultz Anno 1684. Der Diameter des Instru-ment ist kaum über 33. Zoll breit / das allergröste davon wird aufs höchste nicht über 120. Pfund Englisch kosten / und wird man kaum einen Raum zu einem Faß im Schiff darzu bedörffen / zur Hin- und Her-reise nach Ost-

Indien

Indien. Ich hoffe / weil es erfunden / und mit so viel ehrlichen Zeugen bestättiget ist/es solle bald mehr davon zuvernehmen seyn.

Des Wassers Eigenschafft ist kalt und feucht/ und seine Güte wird/was die Tränckung Menschen und Viehe/ und was die Wässerung und Besprützung der Gewächse anlanget/sehr unterschieden; die Bronen-Wasser sind / nach Avicennæ Meynung / am besten/darinn kein äusserlicher anderwärts herrührëder Zufall sich einmenget / die gegen Morgen und Mitternacht fliessen; gute Wasser sollen im Winter mittelmässig / und im Sommer Eys-kalt seyn/die bald netzen/und bald wieder von der Lufft ausgezogen werden.

Herr Carrichter sagt recht und wol in der Teutschen Speißkammer: Alle genossene Speisen/von Menschen und Viehe/werden durch die Feuchtigkeit des Wassers/ nicht allein subtil gemacht/sondern auch zum rechten natürlichen Ausgang geführet/ wo bliebe sonst die natürliche Feuchtigkeit bey dem Menschen/das die Aertzte Humidium radicale neñen/wann die Feuchte des Wassers nicht wäre; oder (spricht er ferner) warum besehen wir nicht unsere Selbst-Empfängnus / und erste Ankunfft / was sind wir anders / dann eine schleimige wässerige Feuchte? wie könnten wir und das Viehe solches im Leben entrathen? Also ist offenbar / daß ohne Wasser nichts leben/nichts aufwachsen/nichts Beständigs/auch nichts von Speisen/ohne Feuchte des Wassers mag genossen werden/darum(sagt er)es billich den Ruhm und Sieg unter allen Elementen behält.

Hippocrates will / gesunde Leute sollen Wasser trincken / sonderlich nach dem Essen / das stärcke die Däuung / und erhalte sie in Gesundheit; Item Bronnen-Wasser Nachts nach dem Abend-Essen getruncken / stillet und wehret/daß die Dämpfe nicht über sich ins Haubt steigen / sonst bringen solche aufgestiegene Dämpfe viel schädlicher Flüsse und Kranckheiten; und ich weiß mich zu erinnern / daß weiland Frau Felicitas Seemannin / Freyin / gebohrne Herrin von Rappach / (deren Gedächtnus / als meiner sehr wehrten Frauen Nachbarin und Gevatterin/nicht allein mir und den Meinigen/sondern auch im gantzen Land / bey allen die sie gekannt haben/lieb und angenehm) offtermals mündlich gemeldet/ daß sie allezeit / ehe sie schlaffen gehe / zu Nachts einen Trunck Wassers zu sich nehme; nun hat diese Frau bey gutem und ruhigem Alter/etliche Jahr über 70. erreicht/ und halte ich davor / sie hätte ihr Leben noch höher gebracht / wann sie nicht auf einer Reise / als sie mit ihrer Carossa durch die Ypps / unwissend / daß solche so streng angelauffen/setzen wollen/ihr Wagen von dem starck rossenden Fluß wäre gestürtzt / und sie zwar noch lebendig heraus gebracht / dennoch aber von dem Schrecken und eingreiffender Kälte des Wassers/also eingenomen worden/daß die ohne diß Thal-absteigende natürliche Wärme/dardurch violento modo also erstarret/daß sie es in kurtzer Zeit darauf gar mit dem Leben bezahlen müssen. Ich kan aber auch selbst/aus eigner Erfahrung dieses bestättigen/daß ich mich bis anhero sehr wol befinde/als ich alle Nacht/auf das Essen/ohngefähr ein mittlers Trinck-Gläslein frisches Wasser trincke.

Das Wasser wird auch sonst zu vielen Artzneyen nützlich gebraucht/ist gut/ die raube/ dürre/grobe Geschwulsten und Wunden damit zu fomentiren / und zu bähen/ warmes Wasser macht die harte knorrichte zusamm-gelauffene Spann-Adern gelinde und weich / wann man etlichemal darinnen badet; wann mans distilliret / ist es denen vorträglich / die einen unnatürlichen Durst haben/und wann man es stählet/wird es zu vielen Sachen genutzet. Kaltes Wasser stillet das Bluten in der Nasen / leinene Tücher darein genetzet / und über das Genicke geschlagen / dann das Blut gestehet / und wird dick davon.

Hingegen aber/zu viel davon getruncken/stopfft es die Schweiß-Löchlein/macht die Glieder zittern; ist auch in der fallenden Sucht/item/wann die Leber erkaltet/und man erst neulich die Colica gehabt / auch den Ohnmächtigen/und in der Hectica, wie auch denen jenigen/die starcke scharffe Treib-Artzneyen haben eingenommen / verbotten.

Cap. VI.

Von den Insulen / Eylanden und Werdern.

Also werden genannt die Oerter / so gantz vom Meer oder Wasser-Strömen umflossen sind. Wir wollen aber allhier nicht reden von den grossen Insulen / die in dem Ocean, oder Mari mediterraneo umgeben sind / sondern nur von denen / die unsere Teutschen Flüsse/mit ihrem wechslenden Ab-und Zulauff / entweder schon längst gemacht haben / oder noch immerfort hier und dort anschütten. Das Wort Eyland deriviren etliche von dem Hebräischen Ai, so eine Insul heisset / etliche aber von Einland / quasi ein eingefangen / umflossen / und mit Wasser umgegeben Land; diß kommt entweder von der Natur/oder ohngefähr/ oder durch Menschen-Fleiß; wem aber die Werder gehören / die von neuem gemacht werden / ist bey denen Juristen noch nicht völlig verglichen. Heutiges Tages werden die Insulen / die in einem Schiffreichen Wasser sich anschütten/unter die Regalien gezehlet/und denen Privat-Personen abgesprochen. Ita tradunt quidam, Insulas in Rheno flumine natas, ad Palatinum Electorem, jure dominii spectare, nec à vicinorum Dominis vindicari posse. Andere aber wollen/ die Insul bleibe dessen / dessen der Wasen oder das Land gewesen. Oberhalb dem Schloß Lauff/ hat der Fluß einen neuen Rinnsal gemacht / und eines Burgers / Michael Schrots / Gut / Wiesen und Rent durchrissen / und in zwey Theil getheilet / also / daß er solche so wol auf der Laurentzer Seiten / allwo er vor gantz gestanden / als auch auf der Sebalder Seiten / welches auch mit einem Alt-Wasser umgeben / als sein Eigenthum geniessen thut. Einer widerwärtigen Meynung sind andere / wie zu sehen bey Gryphiandro, der ein schönes Opus geschrieben von den Insulen / cap. 11. & seqq. item cap. 17. welche dahin ausschlägt / daß dergleichen Insulen und Werder nicht denen / so Güter und andere Gerechtigkeiten am Gestatt haben / zuständig / sondern durchaus / und pleno jure, der der hohen Obrigkeit/oder

Terri-

Territorii Domino, so omnimodam jurisdictionem an beyden Gestatten und in dem Fluß hat/ als ein Regale und Fluviaticum Commodum gehörig sey. Doch scheinet sehr unbillich seyn/ wann einem ehrlichen Mann sein erkaufftes oder vätterliches Erb-Gut/ von reissenden Wasser-Flüssen und Güssen/ verderbt/ zerrissen/ und zu einem solchen Werder gemacht worden/ daß man ihms gantz hinweg nehmen/ der Obrigkeit zusprechen/ und also mit doppelter Ruthen stäuben solte. Und soll billich die Herrschafft mehr als das Recht/ wo summum jus sæpè summa injuria, die Billichkeit und Christliche Lieb beobachten/ und an des HERRN Christi unsers Seligmachers und Heilandes guldene Regul gedencken: Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris. Auch ist hierinnen in Obacht zu nehmen/ 1. Ob solche Insul für sich selbst sich trocken gelegt/ oder/ ob durch Gebäue hierzu Ursach gegeben worden? 2. Ob sie allgemächlicher entstanden/ oder etwan durch einige grosse Güß ausgeschüttet sey? 3. Ob das Gestatt an einem oder beeden Orten/ durch das Wasser hinweg gefressen/ und hinter sich getrieben/ also mit Schaden der jenigen/ so Güter/ und Weiden dieser Orten gehabt/ der Werder entstanden? Fürnemlich/ und fürs vierdte/ ist auf das Herkommen auf selbigem Wasserstrom/ und andere mehr Umstände/ fleissig zu sehen/ und allezeit das Æquum & Bonum der Schärffe vorzuziehen. Bey etlichen ist das Herkommen/ wann sich in einem Fluß ein Werder erhebt/ welchem Gestatt er näher ist/ zu dem gehört auch des Werders Eigenthum/ ist er aber zu mittler Maß des Wassers/ so gehört er beeden Gestatten. Der Werder hat die Derivation seines Namens/ sive pedetentim sive per subitanem alluvionem id fiat, vom Werden/ quia fit seu successivè, seu violenter; quod Sueci Holm vocant, unde Stockholm/ & multorum aliorum quoque locorum terminationes inde oriuntur. Wie auch von dem Werd viel Ort in Teutschland/ als Donauwerd/ Havelswerd/ Sarwerd/ Käyserswerd/ und dergleichen/ genennet worden. Andere verstehen durch das Wörtlein Werd/ einen erhöheten Ort/ der beedes zur Weid/ und auch zum Feld- und Acker-Bau bequem und tüchtig ist. Also wird zu Tübingen der Werd genennet/ wo an dem Necker/ und mehr andern Bächen/ die gemeine Weide für das Vieh ist. Die neuen Insulen und Werder entstehen meistentheils daher/ wann die See/ und grossen Haubt-Ströme/ Winters-Zeiten/ da der Schnee jähling schmeltzet/ oder auch im Sommer/ wann jähe Güsse/ Wolckenbrüche/ und Abreissen der grossen Teiche unversehens geschehen/ Erden/ Sand/ Holtz und Steine mit sich führen/ und wo sie im Grund ein wenig Widerstand finden/ solches wiederum ablegen/ und auf einander häuffen/ und wo des Stromes Nachdruck und Gewalt ein Ende nimmt/ da setzet sich nachmals die Erde zusammen/ grünet/ und befestet sich mit Gesträuchen und Bäumen/ und wird ein Werder daraus. Also auch/ wann das ungestümme wütende Meer ein grosses Stück vom festen Lande abreisset/ so wird das Abgesonderte eine Insul/ wie Sicilien also von Italia abgetrennet/ und deßwegen mit dem Namen Sicilien ist benamset worden. Also auch/ wann sich ein grosser Strom/ wie offt geschiehet/ in zwey/ drey/ oder mehr Armen zertheilet/ und hernach wiederum zusammen fliesset/ so wird das Land/ welches vom Wasser umfangen ist/ ein Werder geheissen. Und deren sind so unzehlich viel/ daß es allen Glauben übertrifft. In der Donau hat es zu Wien unzehliche Auen/ mit Bäumen bewachsen/ und mit Wasser beflossen/ darinn nicht allein das Land- und Haus-Vieh/ sondern auch das Wild seine Weide hat/ und im jählichen Uberfall der feindlichen Völcker/ die armen Leute ihre Retiradi/ wie solches auch bis an Preßburg/ von Wien aus/ zusehen; so sind die vor diesem reiche und wolbewohnte/ aber in nächsten Türcken-Kriegen ziemlich ausgeödete Insulen/ die grosse und kleine Schütt/ wolgelegene Ort/ dahin sich auch gantze Armeen haben einlogiren/ und des Feindes Anfall die Fronte haben bieten können.

Was den Rhein betrifft/ und was nicht allein wegen der Fischäntzen/ Altwasser/ Salmengründe/ Eysbruch/ sondern auch wegen des grossen und kleinen Weidwercks/ auch der Vogelweid halber/ an den Gestatte/ so wol auch an den Werdern und Insulen gebräuchig und Herkommen/ das hat Herr Noe Meurer/ der Rechten Doctor, und Churfürstlicher Pfältzischer Rath/ in seinem Jagt- und Forst-Recht/ im fünfften Theil/ ausführlich beschrieben; da mag ein jeder/ der will/ nachsuchen/ wird er viel curiose und merckwürdige Fälle und Sachen finden/ die einem Haus-Vatter zu wissen nicht übel anstehen/ sondern vielmehr nützlich und fürträglich sind.

Cap. VII.

Von den Cisternen.

Aus Mangel anders Wassers/ kan man Cisternen bauen/ wie in Venedig kein anders Wasser zu finden/ auch sind die Cisternen gut in Vestungen/ ob es schon Schöpff- und Röhr-Brunnen darinnen gibt/ kan man doch theils solche abgraben; die kan man nun bauen in die Wohnungen/ wohin es beliebig/ nur daß es an einem reinen saubern Ort/ von allem stinckenden Angrentzen entfernet/ auch von der Sonnen Schein und den Winden (dadurch das Wasser ausdünste möchte) versichert sey. Daher müssen die Cisternen allezeit geschlossen bleiben/ weilen ohne diß das Regenwasser zur Evaporation mehr als alle andere Wasser/ wegen seiner Subtilität/ geneigt ist.

So müssen auch die Cisternen/ so tief/ als sie unter die Erden kommen/ so hoch von aussenher/ um und um/ mit frischem zähem/ und gestossenem Laim beschlagen/ angestossen/ und gleichsam eingedämmt werden/ damit andere auswärts herkommende fremde Wasser/ die allezeit die Tieffen suchen/ nicht darzu eindringen mögen.

Das Receptaculum, oder der Eingang an ihn selber/ muß von gutem Zeuge seyn aufgemauret/ darum muß die Grube oder das Spatium, das man zur Cisternen ausgräbt/ so weit seyn/ damit der Laim und die Mauer Platz habe. Imfall aber die Cisterne nicht tieff/ sondern allein der Erden gleich ist/ darff man sie anders nicht/ als mit einer guten Mauren einfassen/ wann

ſie vier oder fünf Schuhe breit iſt/ iſt es genugſam / die Weite der Waſſergruben mag man drey bis vier Klaffter/und die Höhe von zwey Klafftern ſeyn / unten breiter/und oben zugewölbt / daß nur ein Loch oben ſey / ſo groß / das man das Waſſer heraus ziehen möge/ und dieſes muß eine Thür haben die muß man ſtets zuſchlieſſen / damit nichts Unreines hinein falle / oder auch im Sommer die warmen Dünſte nicht hinein ſchlagen / und das kalte Waſſer verderben möchten ; inwendig muß die Ciſternen gantz ausgeküttet ſeyn / damit ſich ja kein Waſſer verlieren möge.

Die Kütte lehret Herr de Serres, (daraus meiſtentheils dieſes entnommen) alſo machen: Rec. Bolus, Eiſenſchlacken / Glas / Bachkieß / eines ſo viel als des andern/Ziegelmehl / ſo viel als alle die andern Stücke/ alles gepulvert/geſiebet/vermiſcht/und mit gutem Eſſig/ oder in deſſen Mangel/mit Wein angemacht / aber gar dünn/hernach ungelöſchten gepulverten Kalch nach und nach darunter gezettelt und eingerührt / ſo wirds härter werden; will man auch Eyerklar darunter miſchen/ muß mans thun/gleich wann mans brauchen will; wann es ſo dick iſt / wie ein gemeiner Mörtel / ſo iſts recht / daß es an der Mauer / wie ein Kalchwurff / kleben bleibe. Wann die Ciſterne zwey Finger oder Daumensdick angeworffen/und geebnet wird/ ſonderlich ſolle ſie auf dem Boden wol beworffen ſeyn/ ob ſie auch ſchon von Felſen wäre/ iſt aber der Grund von Erden/ muß man ihn erſtlich mit kleinen Steinlein/mit grobem Sand / und gutem Kalch angemacht/ gleichſam pflaſtern auf ein paar Schuhe dick / und wann dieſes wol ausgetrocknet iſt / alsdann recht mit obiger Kütt übertünchen / und alſo iſt die Ciſterne fertig.

So viel die Waſſer anlanget / taugen nicht alle in die Ciſternen / was mit Eiß / Schnee/ Donnerwetter und Ungewitter vermiſchet iſt / wird gerne wurmicht/ und wird damit auch das gute Waſſer verderbt / auch taugen dieſe Regen nicht / die bey groſſer Hitz nur wie ein Mehlthau ſprützen / auch die jenigen nicht / die bey Anfang eines groſſen Platzregens kommen / wann ſie auf heiſſes Wetter folgen ; die Frühlings- und Herbſt-Regen ſind darzu am dienlichſten / im Winter gehet es auch noch hin/ wenn nur kein Schnee darunter vermenget iſt / im Sommer iſt nichts anzufangen / die May-Regen ſind am geſündeſten / die man mit Fleiß muß einſammlen.

Das Waſſer einzufangen / müſſen an den Dächern Röhren/die man aus Holtz / Bley / Blech / oder Haffner-Thon machen kan/ eingelegt werden / davon durch eine bleyerne oder höltzerne groſſe Röhren das Regenwaſſer in den Canal geleitet wird ; die Dächer aber muß man ſauber halten/ und alle Tauben / weil ſie mit ihrer Unſauberkeit ſolche verunreinigen / müſſen abgeſchaffet werden / daher ſollen auch die Dächer bey Anfang eines jeden Regens abgekehrt und geſäubert ſeyn/ ehe man das Waſſer in die Ciſternen rinnen läſſet ; deßwegen man den Einguß der groſſen in die Ciſternen abgeſenckten Röhren verſchlieſſen oder öffnen ſolle/ nach dem es vonnöthen.

Das Dach- Waſſer flieſſet erſtlich in einen Grander zuſammen / der oberhalb der Ciſternen iſt / der das Waſſer durch ein Loch unten/ das mit einem gelöcherten Blech verſchlagen iſt / in die Ciſterne ausfähret ; ſonſt hat dieſer Grander einen andern Ablaß/ dardurch man das Waſſer/ſo man nicht einnehmen will / ſonſt kan ablaſſen/ und diß bleibt offen / wan etwann ein gäher Regen kommt/ den man nicht haben will / ſonſt wirds mit einer Thür/wie eine Kiſten/verſchloſſen / und allzeit verſperrt. Wo man aber offene Ciſternen hat in den Gärten / die nur zum Begieſſen gebraucht werden / hat es dergleichen Abſätze und Fürſorge nicht vonnöthen.

Doch ſagt Cardanus lib. 1. de varietate rerum, das Waſſer/das vom Regen herab falle / ſey mehr eine Artzney/als den Geſunden nutzlich / das iſt wol eine unfehlbare Regul / daß zu den Garten-Gewächſen nichts ergäbiger und gedeylicher ſey/ als das Regenwaſſer/ wegen ſeiner von der Sonnen- Strahlen temperirten und gekochten Kühle / und daß es Tröpflein-weiſe fallende/nicht übergieſſet/ſondern befeuchtet/ und per gradus naturæ aptiſſimos nach uñ nach die Hitz abkühlet/ auch die Härtigkeit erweichet ; wann es aber in Ciſternen lang eingeſchloſſen/ohne Sonne gleichſam erſtarren muß/ob ſchon der Einlaß offen iſt / und man die freye Lufft einlaſſen kan / ſo wird es dennoch meines Erachtens / auſſer es ſey vor an der Sonnen etliche Stunden geſtanden/wann mans alſo gleich aus der Ciſternen auf die Gewächſe und Kräuter ſprengen würde/ mehr ſchaden/ als einige gut/ Wirckung leiſten können.

Damit die Waſſer in denen Ciſternen nicht faulen / muß man dieſes Mittel brauchen: Vas vitreum impletur ſale vel aceto, atque optimè clauditur, calce ſubactâ oleo, & in ciſternâ domergitur, etiamſi jam mucum contraxerit, immittuntur & piſciculi, ut mucorem abſumant, ſed ſuum odorem inferunt.

Cap. VIII.

Wie das Waſſer zu ſuchen.

Die Quellen entſpringen entweder in der Ebne/ oder in den Bergen/oder in der Tieffen; die in der Ebene und in der Höhe aufquellen / ſind denen Röhrbrünnen die tauglichſten ; was tieff ligt / dienet nur zu Schöpffbronnen. Das Waſſer ſo unter der Erden zu ſuchen ſind / gibts viel betrogene verführeriſche Zeichen/ deren ſich die Betrieger und Bronnengraber gebrauchen/ einen leichtglaubigen Hausvatter in unnöthige auch vergebliche Unkoſten einzuleiten. Daher gantz gewahrſam zu gehen / auch fürnemlich des Orts Beſchaffenheit zu bedencken / obs gebürgig oder ebenſoendrlich ob die Berge mit ſchönen friſchen Bäumen bewachſen / an deſſen Grunde meiſtentheils Waſſerquellen ſich finden / abſonderlich / wo Waſſer- Bäume mituntermiſcht grünen.

Die Alten haben viel ungewiſſe Indicia und Muthmaſſungen gegeben/ woraus man des Waſſers Gegenwart erkennen ſolle ; als wann an einem Ort viel Huflattich/Hanenfuß/ Riengras/ Bachmüntz/ Brombeer/ Nachtſchatten / Wegricht / Klee / Fünffingerkraut/ wächſet/ ſoll nicht weit Waſſer ſeyn/ oder im Sommer/ bey dürrem trockenem Wetter / ſoll man etwas ehe als

die Sonne aufgehet/ sich auf die Erden legen mit gegen Orient gewändtem Angesicht/und wo man spühret/daß etwan aus der Erden ein kleiner Dunst aufgehet/ da soll man suchen. Andere graben an dem Ort/wo sie Wasser zu finden verhoffen / eine Gruben vier Schuhe tieff/ legen dahin einen trockenen/ saubern Badschwammen/ oder Baumwollen/und bedecken solche wol; über etliche Tage (ehe denn es geregnet hat) schauen sie darzu / obs naß oder trocken: das ergste gibt Vertröstung einer Quellen/ das andere benimmt solche Hoffnung.

Die beste Zeit beständige Bronnquellen zu finden/ ist zu Ende deß Sommers und Anfang deß Herbstes/ wann die Erde von der vergangenen Hitz ausgetrocknet/ alle Feuchtigkeiten / die vom Regen überley geblieben/ verzehret hat / und wann sie dazumal eine Quelle erzeiget / ist sie meistentheils für stätswährend und beständig zu halten.

Paxanius in Constantini des Röm. Käisers verteutschtem Feldbau lib. 1. cap. 3. sagt/ die beste Kunst/ Wasser zu suchen/sey diese: Man mache eine Gruben / an welchem Ort man wolle / die dreyer Elenbogen tieff sey/ darnach habe man ein bleyern Geschirr / das formirt sey wie eine halbe Kugel / hohl ; oder nehm einen Hafen; und wann die Sonne untergehet / so bestreicht man das Geschirr inwendig mit Oel / und nimmt reingewaschene wieder abgetrocknete Wolle / einer Faust groß / macht ein kleines Steinlein mitten in die Wolle/ und hefftet es miteinander mit Wachs in das bleyerne Geschirr/ daß es nicht heraus fallen möge / denn stürtzet man diß Gefässe in die Gruben / und hat acht/ daß die Wolle gerade mitten hange/alsdann verdeckt man das Geschirr einer Elen hoch/ und lässets die Nacht also stehen; Morgens/vor Aufgang der Sonnen/ endeckt man das Geschirr / und kehrt es wieder um ; ist Wasser daselbst vorhanden / so werden in dem Geschirr Wasserblasen/und wird die Wolle voll Wassers seyn/ ist dieser Feuchtigkeit so viel / daß es auch tropffet / so ist das Wasser nahe; scheinet es aber allein feucht seyn / so ligt das Wasser tieff ; bleibts aber trocken/so muß man anderwärts suchen.

Die hohe Berge/die viel Spitzen haben/sind meistentheils Wasserreich (sagt er ferner) zuvoraus/wann sie sich gegen Mitternacht neigen / wann schwartz und feistes Erdreich ist ; Item wann es kiesicht von rothen und schwartzen Steinen ist/das hat auch gerne Wasser. Desgleichen auch wo der Grund Tahen oder Thon hat/ den die Hafner brauchen / wann er im Winter nicht leichtlich gefrieret/deutet er verborgene Bronnenquellen an. Ein harter tieffer und schwartzer Grund gibt die beständigsten und besten Wasser ; findet man aber in einem leichten Grund Wasser/muß man nicht viel nachgraben / dann zu sorgen / das Wasser möchte gar versetzen. Etliche Adern (sagt er) quellen von unten über sich/ darnach soll so tieff gegraben werden / (weil sie ein beständiges Wasser andeuten) daß man die Wurtzel oder den Ursprung der Quellen finden möge ; Andere aber die quellen überzwerch / und denen ist nicht sonderlich zu trauen/sie kommen her vom Winter-Schnee oder von den Frühlings-Regen.

Wo man auch sihet im ersten Aufgang der Sonnen kleine Mücklein hauffen weise auf- und absliegen/ da soll auch Wasser verborgen ligen. Gantz flache ebene Länder sind selten Wasserreich ; gebürgige Ort / an der Wurtzel/bisweilen auch wol in der Höhe/haben die gesündesten und besten Quellen ; die mit Bäumen dick bewachsene Berge geben auch mehr Hoffnung eines in sich enthaltenen Wassers / als die kahlen und unfruchtbaren.

Ehe man eine Quelle will fassen / muß man vorhin wol prüfen/ob sie bleiblich oder nicht / damit die Mühe und Unkosten nicht vergeblich angewendet werden. Eine beständige Quelle fleusset anfangs sachte und mehret sich vorne / und bleibet in einem Wesen; was aber anfangs streng sich ergeusset/und bald nachlässet/ das ist nur Regen oder Schnee-Wasser/dem nicht zu trauen. Item/ wann die Wasser-Kräuter (davon oben vermeldet) in dürrem Sommer frisch/frech und dicke grünen/ so ist es ein Zeichen einer beständigen Quelle.

Crescentius gibt daselbst auch den Rath/ man soll in die Grube / die man (wie vor gedacht worden) gemacht hat/einenen ungebrannten Hafner-Topff/der wol trocken sey/einsetzen ; und wann er Morgens gantz zerfallen und weich sey / so sey man sicher/oder wann man eine brennende Lampen voll Oel hinein setzet/und man sie ausgeloschen und dennoch viel Oel findet/so sey Wasser vorhanden.

Cap. IX.

Vom Ursprung der Bronnen.

Herr de Serres sagt zwar vernünfftig/ daß eine dergleichen fürwitzige und curiose Philosophia mehr einem Gelehrten/als einem Hausvatter zustehe/der mehr vonnöthen habe / Wasser in sein Haus zu bringen / sein Vieh und Gärten zu versehen als vergebene Wort sein Gemüthe mit dergleichen Vernunfts-Betrachtungen zu enthalten. So stehet dennoch meines Erachtens einem vernünfftigen Hausvatter sehr wol an/wann er denen wundersamen Verordnungen GOttes / aus allen Geschöpffen herfür grünen / etwas reiffer nachdencket/nicht allein nur bloß wie ein Bauer angaffet/sondern auch bey einem gleichen wisse / wie es etwan mit einem und dem andern / nach der Natür Lauff herzugehen pflege / oder was die alten Weisen von einem oder dem andern gehalten haben / dann dieses verhindert oder hemmet den Lust zur Wirthschafft nicht/ sondern verdoppelt ihn.

Wann ich allhier der Gelehrten unterschiedliche Sätze und Gegensätze/ Meynungen und Widerlegungen solte anführen / würde es ein absonderliches Werck erfordern/ so weder mein Vorhaben / noch eines Hausvatters Nutz wäre. Weil aber die grosse Welt in vielen Stücken mit dem menschlichen Körper kan verglichen werden ; also wie dieser nicht allein grosse und kleine Blut-Adern hat / sondern auch allenthalben / wo er mit einer Nadel gestochen wird / Blut von sich / gibt / das gleichsam die gantze Massam carneam durchkrochen hat : Also habe der allweise GOtt den grossen Leib des Erdbodens nicht allein mit dem unermäßlichen Meer-Gewässer/mit grossen und weitlauffenden Schiffreichen

Wasserströmen/ sondern auch mit vielen geringen Flüßlein Bächen / Bronnquellen und Adern versehen/ damit die Dürre mit der Feuchte gemittelmässiget; die Härte mit dem Weichen gelindert / und die Hitze von der Kälte möchte temperirt werden.

Daß Aristoteles will / die Ströme und Flüsse entspringen aus den lüfftigen grossen unterirdischen Aufdünstungen / die von der daselbst wohnenden Kälte zusammen gepackt/in Wasser sich verändern/ möchte man vielleicht von etlichen Brönnen und Bächlein gelten lassen; wie es dann gleiche Meynung hat mit denen / die glauben/ sie entspringen aus den grossen Schneen / so in den Gebürgen ligen / und nach und nach durch die sommerliche Wärme schmeltzen / und also zu Bronnen und Flüssen erwachsen. Wir wollen die Heidnische Philosophus fahren lassen/ und hören/ was der allerweiseste und in aller natürlichen geheimen Wissenschafft von Gottes Geist selbst unterrichtete König Salomon in seinem Ecclesiaste am ersten Capitel statuiret: Omnia flumina (sagt er) intrant in mare, & mare non redundat: Ad locum unde exeunt, flumina revertuntur, ut iterum fluant. Alle Flüsse lauffen ins Meer / und das Meer geht davon nicht über/ zu dem Ort/ daher ihr Ausgang ist/ kehren die Flüsse wieder zuruck/ daß sie abermal fliessen: Da er anzeigen will / daß so wol alle Wasserströme/ als auch folgends alle Flüsse / Bäche und Bronnen/ daraus die Flüsse meistentheils erwachsen/ nicht allein ins Meer sich einstürtzen / sondern auch durch grosse Höhlen und Canalen/ die unter der Erden sich befinden/ widerum aus dem Meer entspringe/ und also perpetuâ & nunquam intermissâ pericyclosi der Erden-Kreiß durchwandern/ und das abfliessende Wasser / durch anders frisch eingeschenckt es wieder ersetzen / und also dem Befehl ihres Schöpffers mit unaussetzlichem Fleiß und Gehorsam/ Tag und Nacht / ohne Unterlaß nachkommen; und das ist eben die Ursach/ warum das Meer nicht grösser wird noch überlauffet/ weil täglich so viel abrinnt als zufliesset/ wie Franciscus Vellesius lib. de Sacrâ Philosophiâ aus Platone zum Theil bezeuget / und sagt: Gleichwie in dem menschlichen Leib / im Hertzen und in der Leber / eine grosse Menge Blutes sich befindet/ von dannen es durch gewisse enge Röhren / die man Adern heisset/ durch den gantzen Leib sich ergiesset: Also hat das Erdreich auch seine gewisse Höhlen voller Wasser/ davon solches durch hohle Canales und Fortleitunge durch den gantzen Erdboden fliesset / und wo etwan eine Ader ausbricht/ oder zerberstet/ daselbst wird ein Bronne/ grösser oder kleiner/ nachdem der Zufluß ist. Wie auch kan probirt werden Gen. 7. als die Sündflut die Erden überschwemmen solte/ steht daselbst/ rupti sunt omnes fontes abyssi, alle Bronnen der grossen Tieffen brachen auf. Also/ daß der Göttliche Plato, wie er von etlichen genennet wird/ guten Grund gehabt / seinen Tartarum oder Baratrum einzuführen / aus dem alle Wasser entsprungen. Bleibt dahero die Thesis des H. Geistes wahr / daß alle Wasser aus dem Meer/ und wieder in das Meer kommen; und wann ja die aus der Lufft erhobene Dünste oder der Schnee und das Regenwasser / etwas beytragen/ sey es mehr für eine Beyhülffe/ als Ursprung billich zu halten.

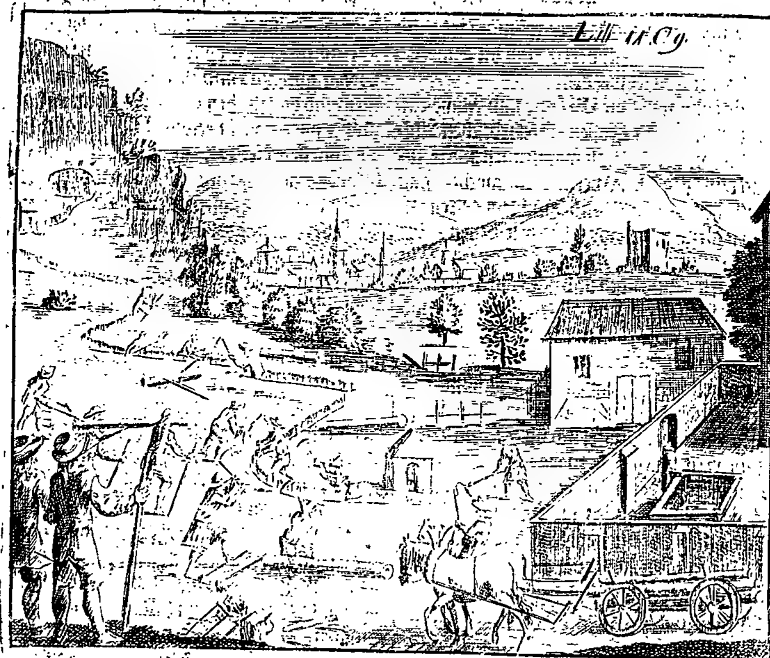
Cap. X.

Von den Bronn-Stuben.

ERstlich macht man an dem Ort/ wo man Wasser hoffet/ einen sechs Schuhe breiten und tieffen Graben / dahinein werden sich alle Bronnen-Adern einherbergen / die wie die kleinen Wurtzeln um den Stammen des Bronnens sich austheilen / und mit diesem Graben werden sie alle zusammen zu führen seyn voraus / wann er wol vertiefft ist: dieser Graben kan mit breiten Steinen gepflastert / und mit Stroh bedeckt werden/ das mit gutem Leimen vermacht sey. Wo im Graben die meisten Wasser zusammen rinnen / und gleichsam ein Centrum machen / daselbst muß man die erste Bronnenstuben hinsetzen; imfall die Quelle etwas tieff lege/ muß sie durch eine Mauer eingefangen / erhöhet / und also zum Gebrauch dienlich gemacht werden/ nicht anders / als wie man mit einer Mühlwehre das Wasser schwellet/ zur Zeit/ wann man mahlen soll / solches auf das Mühlrad zu lassen. Der erste Graben muß (nach Herrn de Serres Meynung) nicht bis oben an/ aufgemauret/ sondern wenigst ein paar Schuhe oben ledig gelassen werden / sonderlich wann er in den Korn-Aeckern ist/ damit er den Feldbau nicht verhindern möge. Dieser Graben muß hernach mit breiten Steinen auch oben zugedeckt/ und obenauf mit zähem Laim verschlagen seyn/ damit kein Regenwasser hinein möge.

Der zwischen disen Mauren eingesprengten und erhöheten Bronnenquelle/ muß man den nidrigsten Ausgang / nach dem Einfluß / in die Sonnenstuben geben/ damit sie ihren Lauff allein dahin nehmen möge. An besten und füglichsten geschicht dieses in Wiesen und Aengern / wo Wasen und Gras das untenher lauffende Wasser desto frischer erhalten / nur daß an allen Orten/ woher gähe Uberschwemmungen und Wassergüsse zu besorgen/ so geschickliche Ableitungen geschehen und vorgesehen seyen / daß man sich daher keines Uberfalls zu beförchten; und dieses ist am besten / wann es im Julio und Augusto bey dürrestem Wetter geschehen kan.

Die Bronnstuben muß viereckicht/ von gutem Zeuge aufgemauret/ 10. oder 12. Schuhe breit und lang/ 6. oder 7. Schuhe über der Erden / und unter derselben/ so tieff als vonnöthen ist/ haben/ und übersich gewölbt seyn. Zwey Löcher müssen zum Ein- und Ausgang des Wassers offen stehen / sonst muß mans allenthalben wol verkütten; an diesem Ausgang legt man die Röhren / die das Wasser empfangen. Auf einer Seiten dieser Bronnenstuben/ gegen Morgen oder Mitternacht / lässet man eine versperrte Thür/ dardurch man zu dem Bronne sehen/ und solchen/ auf erheischende Noth/ aussäubern kan. Am untersten Boden der Bronnstuben / lässet man auch ein Loch/ so mit einem guten Eychenen Zapffen verstopffet ist/ dardurch man das Wasser gantz ablassen/ und wieder ein neues an deren statt einlassen kan; welches aufs wenigste alle zwey Jahr geschehen solle. Diesen Ort muß man mit Erden wol bedecken / und allzeit wieder/ wann man den Bronnen raumen will / abdecken. Der Ausgang so wol/ als der Eingang der Bronnenstuben/ soll von einem durchlöcherten saubern Stein/



der ziemlich groß / und nach der Länge der Mauren eingemacht / und das Loch muß mit einem bleyernen durchlöcherten Blech vermacht werden / daß sie nichts unreines durchlasse.

Wo das Wasser auslauffen soll zum Gebrauch / kan man nach Belieben einen Bronnen-Chor oder Receptaculum stattlich oder schlecht machen / daß man es von dannen in die Säle / Kuchen / Gärten / oder wohin man will / ableiten möge; auf die durchlöcherte Blech muß man acht haben / daß sie nicht zusammen brechen / und Unrath in die Röhren einflösen. Darum soll auch der Hausvatter den Schlüssel zur Bronnen-Stuben und Häuslein wol verwähren / damit nicht / durch Boßheit und Muthwillen / ihme Ungelegenheiten entspriessen möchten; so muß er auch acht haben / daß die Blech gantz recht an ihrem Ort / und die Lufftlöcher / sobald man sie geöffnet / und das Wasser wieder gängig wird / gleich alsobald starck zugeküttet seyen; durch diesen Fleiß wird der Bronne langwührig seyn. Gut ists / wann man eigene Bronn-Meister in Bestallung nimmt / die den Bronnen fleissig in acht nehmen / die Röhren gangbar halten / und öffters durchziehen / die beschädigten und erfaulten Röhren / wegnehmen / und frische einlegen / vor Winters dieselben mit langem Mist bedecken / die Ständer mit Stroh verbinden / und alles / was mangelt / beyzeiten zusehen und ausbessern.

Cap. XI.

Von denen Röhren.

Die Röhren kan man aus Steinen / (wie die alten Römer ihre Aquæductus) oder aus Höltz / oder von Bley machen; die höltzern Röhren sollë von Föhren- oder Eychen-Höltz / fünf oder sechs Schuhe lang / mit eysseren Ringen inwendig dichte zusammen gefüget seyn / sie dauren aber bisweilen nicht so lang / erhalten des Wasser nicht so frisch und rein / werden auch offt mit Wasser-Kräutern und Mies also angeschoppt / daß sie das Wassers Lauff hindern / so rostet auch das Eysen in der Nasse / darum ist das beste von Haffner-Erden Röhren formiren und brennen lassen / der Leim oder Thon aber muß zähe und gut seyn; eine Röhren soll anderthalb Schuhe lang seyn / damit viere derselben eine Klaffter machen / zwey Finger breit muß je eine in die andere gehen / der Diameter des Lochs / wordurch das Wasser laufft / mag zwey oder drey Daumen lang seyn / nachdem die Quelle groß oder klein ist / eines Daumens dick / ausser an dem Ort / damit es in die andere gehen soll / muß sie rund seyn / inwendig und auswendig / oder will man sie nach der alten Form auswendig viereckicht haben / sind sie desto stärcker / inwendig muß man die Röhren sauber ausglasiren lassen / damit sich nichts anhencke / müssen auch sehr wol gebrennet seyn / ohne welches sie ins Wasser undienlich wären.

Hernach wird in der Strassen / wordurch die Röhren gehen sollen / ein Graben aufgeworffen / 2 Schuhe breit / und 4 tieff / biß fünffe / nachdem es die Wässerung erfordert / damit man die Röhren dahin legen kan / und macht man eine gute von Kalch und Sand untérlegte Grundmauer / dahinein man die Röhren legt / welche so wol beederseits einen Schuhe breit / als auch oben wieder vermauret werden; endlich bedeckt man sie oben mit platten Steinen / und wird der Uberrest des Grabens mit Erden angefüllet; die irdenen Röhren muß man wol und gehabe ineinander verkütten / darzu braucht man zweyerley Kütt / die eine warm / die andere kalt / wie

wol die erste leichter zu gebrauchen / wann man die Röhren zusammen fügt / die andere aber ist besser / wann man die Röhren auf die Grundmauer ankütten will.

Ich will sie beede / wie sie von Herrn de Serres beschrieben sind / hieher setzen: Also wann man 5. oder 6 Röhren mit warmer Kütte zusammen gelettet hat / kan man selbige hernach mit kalter Kütt an die Grundmauren anletten. Zur warmen Kütte nimmt man Polus, Wachsand / Glas / Eysenschlacken bey den Schmieden / eines so viel als des andern / Ziegelmehl von alten / oder wann man die nicht hat / von neuen Ziegeln / so viel als alles das andere ist / durch ein Sieb gereutert / und mit den andern Materien wol vermischt; darnach zerlässet man Pech / zweymal so viel als die andern Materien / in einem eisernen Hafen / auf einem Kohlfeuer / mit ein wenig Nuß-Oel / wann mans haben kan / oder anderm Oel vermenget / auch mit etwas Fette oder Schmeer / von waserley Thier es sey / und indem es siedet / kan man das Pulver nach und nach einmischen / und ohne Unterlaß wol einrühren / bis man siehet / daß es sich am Rührholtz aufziehet / Fadenweise wie ein Terpetin / und zur Prob ins Wasser geworffen / gleich verhartet; hernach wirds in ein irdenes glasirtes Geschirr / an dessen Boden ein wenig Wasser ist / gegossen und wann es hart worden / wird es zum Gebrauch aufgehoben / will mans aber brauchen / muß es durch einen Schmied mit einem grossen Hammer zerschlagen werden / dann wird es zerlassen / und also warm / so offt / und wohin man will gebraucht.

Die kalte Küte wird gleichermassen von den obersteltlen Pulvern præparirt / ohne daß mans mit Nuß-Oel zimlich dünn anmacht / wol untereinander rühret / mit einem Rührholtz / darunter vermischet man ein wenig zerschnittenes häuffens Werck / und ein wenig mehr frisch Bockes- oder Ziegen-Unschlit / klein zerschnitten / daß mans darunter wol einmenget / in diese dünne Kütte wird hernach ungelöschter durchgesiebter Kalch allgemach eingerühret / bis die Kütt sich weder an das irdene Geschirr / noch an das Rührholtz mehr anlege / auch nicht an den Händen klebe / daß man / als mit einem Wachs / damit umgehen kan / durch die Röhren kan man gleich das Wasser gehen lassen.

Von viertzig biß wieder auf viertzig Klafftern (mehr oder weniger / nachdem die Gelegenheit des Orts zuläst) werden wieder kleine Bronnenstüblein / drey oder vier Schuhe breit und lang / unterlegt / die sind gebauet / wie die grosse / damit wann das Wasser verhindert wird / man mit leichterm Unkosten / ohne Zeit-Verlierung / das Ort / wo der Mangel herrühret / desto leichter abmercken kan; man durchspähet gleich das erste Bronnenhäuslein / nächst der grossen Bronnenstuben / und folgends die andern / bis man findet / in welchem Theil das Wasser aufgehalten wird / und wo man helffen solle; zwischen solchen zwey Häuslein in der Mitte kan man ein Lufftloch darzwischen lassen / muß aus einem Stein gehauen / und unten in eine darzu gemachte Rinnen eingekütet seyn / in dem Wasser offt aus Mangel der Lufft (wie der Wein in einem fest-zugehaltenen Faß) stehen verbleibet / und nicht rinnen will / doch muß der Ausgang des Lufftlochs / weil seine Oeffnung nicht allzeit nöthig / oben mit einer kalten Kütte wol vermacht seyn / nur daß man ihn öffne / wann die Noth erfordert / und das Wasser stehen bleibet / und wann man in dem Wasserhäuslein keinen andern Mangel findet / dann mag man die Kütte mit einem scharffen Näbinger durchbohren / wiewol selbiger dardurch verderbt wird.

Bey den Röhren ist auch zu verhüten / daß nicht nahend dabey Bäume stehen / weil ihre Wurtzen den Röhren schaden / und offt selbige gleichsam mit Gewalt durchdringen / indem sie Feuchtigkeit darinnen vermercken / und also das gantze Röhrwerck zu schanden machen. Wann man nur die Bronnenhäuser und die Blech wol beobachtet / und sauber hält / und wann die Röhren gerade ligen / so kan mans mit einem starcken langen eysernen Drath / da vornen ein Bürstlein angemacht ist / von einem Bronnenhäuslein zum andern wol ausputzen / daher am bequemsten / wann die Röhren gerad ligen / sind aber die Linien ungleich / vermeynt Herr de Serres, man soll einen grossen Ratzen mit dem Schweiff an einen genug langen dicken Faden oder Spaget anbinden / ihn bey der Wasser-Stuben in die Einlaß-Röhren einlassen / so wird er durchlauffen und die Schnur bey dem andern Brunnhause wieder heraus bringen / mit welcher Schnur man hernach die Röhren ausputzen kan. Ich achte aber / daß man / an statt dieses unflätigen Thiers / besser ein Eichhorn nehmen solte / oder da dieses Thierlein nicht unter die Erden lauffen wolte / könte man ein Zeisel oder einen Hamster nehmen / und also mit der Schnur durchjagen.

Wer mehr von diesem Wasser-Werck zu lesen begehret / der besehe Herrn Olivier de Serres in seinem Theatre d' Agriculture au lieu septiesme, chapit. 3. da wird er alles / was darzu gehöret / überflüssig finden.

Cap. XII.

Von den Schöpffbronnen.

Wo man nicht Röhrbronnen haben kan / da muß man Schöpffbronnen graben / und in Ermanglung deren Cisternen machen lassen / weil man des Wassers in keiner Wirthschafft entbehren kan; das Wasser darzu muß auf gleiche Weise / wie zu den Röhrbronnen / durch einen Graben (allein tieffer) zusamm gesammlet seyn; es muß aber von unsaubern stinckenden Orten / Heimlichkeiten / Miststätten / Stallungen und graslichten Orten weit entlegen und sehr wol entfernet werden.

Die Bronnen-Meister können beyläuffig aus dem Grund der Erden von der Quelle Beschaffenheit urtheilen; ist der Grund sandicht / so ist die Quelle schwach / süß und tieff verborgen; ist der Grund schwartz / so ist die Quellen nicht groß / meistens von der Winterfeuchten; ist aber die Erden laimicht / so ist die Quelle mittelmässig; findet man aber im Grund rothe Steine so ist eine gute und grosse Quelle zu hoffen. An den Bergen und unweit davon gibt es bessere und gesündere Quellen / als in der Ebene / wo sie meistentheils salitrisch und ungesund

sind. Puteus est fodiendus, Sole in fine signi Virginis versante, dann da sind die Quellen am allerschwächesten/ und wo man der Zeit Wasser findet/ wird es schwerlich zu andern Zeiten ermangeln können. Wo das meiste Wasser zusammen sitzet/ muß man es mit einer guten Mauer einfangen / nur daß den Quellen der Eingang durch kleine Löchlein verstattet sey.

Je weiter man den Bronnen macht/ je besser ist er/ man kan das Wasser mit Eymern an Ketten oder Stricken / oder aber mit einem Pümpwerck (so fast bequemlicher hinauf bringen; oder wann der Bronn / wie in Berghäusern zu geschehen pflegt/ sehr tieff ist/ kan mans durch ein grosses von Menschen oder Viehe umgetriebenes Rad heraus bringen. Wann man die Schöpffbronnen jährlich im Majen raumet/ so bleibt das Wasser besser; obenher muß man ihn bedecken/ damit nichts unreines hinein falle; wiewol etliche der Meynung sind/ die offenstehende Bronnen seyen/ wegen der eindringenden Balsamischen Lufft/ gesünder.

Das ist gewiß/ je mehr man einen solchen Bronnen schöpffet/ je besser und gesünder wird sein Wasser. Zu den Bronnen soll man inwendig Eychen- und Erlen-Holtz nehmen / aussenher ist das Tännenholtz schon gut genug; aber Espenholtz (ob es schon im Wasser nicht faulet) soll man zu keinen Bronnen nehmen/ weil es im Wasser sehr stinckt; bey Mühlen und an den Dämmen mag mans wol brauchen.

An dem Ort/ wo man einen Bronnen graben will / sagt P. Adalbertus Tylkovvsky, de re agrariâ fol 241. sollen weder Weiden noch Rohr wachsen / weil daselbst kein gutes Wasser zu finden. Und eben dieser Author p. 241. meldet / wann etwan Egeln in dem Bronnen wären/ man sölle nur Aalen oder Krebs hinein thun/ die werden diese bald verzehren

Wann man tieff muß graben/ soll man seitenwärts die Erden mit eingelegten Brettern und Zwerchstangen stützen / unten wird von etlichen der Bronnen mit Eychenholtz in Balcken geschnitten / getäfelt/ und das erste Wasser mit einer Pumpen ausgezogen/ und ein Pfund gutes Saltzes hinein geworffen / und über acht Tage wieder ausgeschöpfft/ und ein halb Pfund Saltz hinein geschüttet. Hernach darff man alle Jahr den Bronnen nur einmal im Majo oder Junio raumen / und soll man allzeit ein halbes Pfund Saltz hinein thun.

Am besten ist / wann Bronnen von unten biß oben der Erden gleich mit guten Steinen ausgemauret / und nur oben die Thör mit Holtz / oder wol auch mit ausgehauenen Steinen besetzet werden. Die tieffen Bronnen machen zwar mehr Mühe auszugraben / aber sie haben meisten theils besser und beständigers Wasser/ als die gar seuchten. Wo man dergleichen tieffe Bronnen in Mäyerhöfen und Gärten hat / muß man grosse Gränder darneben habe/ davon das Vieh kan geträncket und der Garten begossen seyn; diese sollen unten einen Zapffen haben/ dardurch / wann er gezogen wird/ das allzulang gestandene und faulende Wasser / (sonderlich damit man das Viehe träncken soll (abgelassen/ und mit einem frischen wieder angefüllt wird.

Die Güte des Wassers / es sey gleich springend, fliessend, oder Bronnenwasser / wird unter andern also bewähret und probiret: Man nimmt ein rein schön weisses Tuch / tuncket ein Ende davon in das Wasser/ lässt es also darinnen eine Stund verbleiben/ daß es von der Nässe recht wol durchgedrungen und benetzet wird/ hängt es darnach an einen Ort / wo es weder vom Staub noch Rauch betroffen wird/ wann nun diß angefeuchtete Tuch trocken worden / und dem andern Tuch (das nicht im Wasser gewesen) gantz gleich sihet / so ist das Wasser gut; hat aber das feucht-gewesene leinene Tuch eine andere kenntliche Farbe angenommen/ sonderlich an den Endken / wo das Trockene und Nasse miteinander gegräntzet hat / so ist es nicht gut. Item man lässet das Wasser in einem Messingen oder Kupffernen Beck über Nacht stehen / wann es nun im Becke seine Farbe nicht ändert/ und keinen Grund auf dem Boden setzet / so ist es gerecht; was diese Probe nicht hält/ ist weder Menschen noch Viehe dienlich. Auch ist dieses zu beobachten/ wann man die Bronnen ausmauren will / soll es mit Feld-Steinen und nicht mit Kalchsteinen geschehen / weil diese des Wassers Eigenschafft in etwas verderben sollen.

Cap. XIII.

Von den Quell-Bronnen.

Die Quell-Brönnen sind mehr ein Gnadengeschenck GOttes / und eine freywillige Gabe der Natur als eine Wirckung menschliches Fleisses / so viel den Ursprung des Wassers betrifft; und deren sind fürnehmlich / was die süssen und nicht medicinalischen Wasser anlangt/ zweyerley/ etliche sind zwar Wasserreich/ doch vergnügen sie sich mit der engen Gräntzen / die ihnen die Natur und Gelegenheit des Orts hat eingeraumet / und fliessen nicht weiter fort / und dieses Wasser wird billich als verdächtig gehalten / daß es der Gesundheit nicht anständig sey / indem zu vermuthen/ es sey mehr eine Zusammensetzung des zerfliessenden Schnee und Regens/ als eine lebendige Ader/ oder aber/ daß es eine so schwache / von unten herauf / aus der Erden quellende Ader sey / daß täglich so viel von der Lufft verzehrt und ausgesogen wird / als die Quelle mit ihrem schwachen Zutrag ersetzet / daher können auch solche Bronnen nicht überlauffen / sondern bleiben meistentheils in einem Wesen / ausser wann sie von zulauffenden Wassergüssen angeschwemmt/ oder im Frühling von dem schmeltzenden Schnee allzugrossen Zulauff empfangen; von diesen nun ist wenig zu halten. Die rechten lebendigen Bronnen aber sind diese / die nicht allein allzeit voll Wassers sind/ sondern auch mit zimlichem Uberfluß ihre reiche Quellen wie kleine Bächlein fort und fort/ Sommers und Winters / abröhren und fortfliessen lassen/ von denen Herr du Bartas schreibet:

Des fontaines se font les Ruisseaux murmurants;
Des ruisseaux murmurants, les ravageurs Torrents;
Des Torrents ravageurs les superbes Rivieres
Des Rivieres se font les ondes Marinieres.

Und diese sind eigentlich Bronnen des lebendigen Wassers zu nennen/ die gleichsam eine Wiegen sind / daraus alle grosse und kleine Flüsse/ Bäche / Seen und Teiche ihrem Ursprung haben/ ohne deren Hülffe man kein schönes grosses Wasserwerck oder Wasserkunst zuwegenbringen kan.

Die an den Bergen/ oder auch hoch in den Gebürgen entspringen / werden nicht unbillich für die besten und gesündesten gehalten/ daraus alle Fontanen / Wasserwerck / Cascaten/ Lust-Teiche und Grotten ihren Ursprung nehmen; weil aber von dergleichen schönen und künstlichen Garten-Zierden/ allbereit im sechsten Buch/ Meldung geschehen / als wird der günstige Leser dahin angewiesen.

Gar wenig Häuser sind zu finden / so diese lebendige Bronnenquellen für sich und ihr Viehe / zu täglichem Gebrauch nehmen könten/ weil sie meistens abgelegen/ doch je näher man solche / bey seiner Wohnung/ haben kan: je bequemlicher sind sie/ und je weniger Unkosten erfordern sie/ mit Röhren/ mitten in dem Hof/ in den Gärten/ in die Kuchen/ hoch und nieder leiten zu lassen/ nachdem ihr Ursprung hoch oder nieder ist/ oder nachdem sie von artlichen Wasserkünsten/ Rädern und Stiefeln in die Höhe können gebracht und getrieben werden / da sie durch hunderterley seltzame Erfindungen/ so wol die Augen mit Fürstellung und Spielung allerhand lustigen Veränderungen / das Ohr mit Orgel- oder Cymbelwerck auch seltzamen Vogel-Geschrey und Gethöne belustigen/ auch das Gemüth und Hertz der curiosen Menschen mit schertzhafftem/ unschuldigen Besprützen erquicken und erfreuen/ wie man in allen vornehmen Gärten sehen kan.

D. Joh. Joachim Becher in seiner Physicâ subterraneâ fol. 87. schreibet / es sey ein General-Axioma und Experiment, daß/ wo Bronnenquellen sind/ sich Lutum subcœruleum, ein bläulichter Letten daselbst sehen lasse. Und da schon etliche Quellen aus harten Bergen und Felsen entspringen / wird doch solcher Letten wofern man etwas tieffer suchen wird / nicht aussen bleiben / wann du von diesem Letten / und solchen in einem Brenn-Zeug / bey einem gelinden Feuer/ adaptato alembico, destilliren wird / so wird alsobald der durchdringende spiritus den Alembicum also erhitzen/ daß du ihn mit der Hand nicht wirst anrühren können w;erden auch bißweilen Striemen erscheinen/ wie an dem Spiritu Vini, da doch in den Recipienten anders nichts / als ein unschmackhafftes Wasser kommet / welches die Galenisten für ein unnutzbares Phlegma halten würden: Es ist aber gleichwol/ so wol in metallis. Operationen als auch in Artzney-Sachen von sehr grossen Kräfften; ja ich achte dafür/ daß / zur Vegetation der Gewächse/ dieses alle andere sehr weit übertreffen solte; dessen ein Tropffen mehr / als eine gantze Fuhr Dung befrüchtige ja es ist der Vegetabilium Mercurius, und des Helmontii Gas, das wird man im Wein augenscheinlich verspühren / welcher mit diesem Safft eine solche Verwandschafft hält/ daß er davon trefflich erhalten und gestärcket wird.

Cap. XIV.

Von den warmen Bädern.

Das in unserm Vatterland entspringende/ und in gantz Europa berühmte warme Bad zu Baden verursacht mich/ der warmen Bäder allhier mit wenigem zu gedencken/ weil es wunderlich unserer Vernunfft scheinet / woher doch dergleichen Wasser eine so stetswährende / unauslöschliche Wärme haben müssen; nun hat unser Badner-Bad eine solche schöne Mittelmaß zwischen dem lauen und siedheissen Wasser / daß es gleich bald fast vom Ursprung her zum Baden bequem ist; da hingegen das nicht weniger berühmte Carls-Bad in Böhmen so hitzig ist/ wo es entspringet/ daß man eine Henne oder Spanfärcklein da brühen kan / und es Niemand ohne Erwartung/ daß es etwas abkühle/ zum Bader erleiten möchte.

Dessen haben etliche so seltzame Ursachen angezogen / deren theils weder mit der Natur noch der Erfahrung/ übereinstimmen; Etliche haben gewolt / es komme diese Wärme her von den Sonnen Strahlen/ die durch die Schweißlöcher oder Poros der Erden eindringen; andere haben es für eine sonderbare eigene Wärme gehalten/ die diesem Wasser (so wol als allen Thieren ihre natürliche Wärme) gemein ist; Etliche haben es vor einen Wind gehalten/ der die Wasser unter der Erden / mit seinem Anhauchen also erhitzet und bewegt; Andere haben geglaubt / diese Wasser lauffen über Kalchstein/ und sie werden davon entzündet. Weil aber kein Kalchstein sich vom Wasser entzündet / er werde dann vorhero im Kalch-Ofen gebrennet; und da auch solche Steine gleich gebrennt wären / würde doch der Kalch so lange Zeit nicht brennen / weil er vom Wasser begossen/ nur eine kurtze Zeit sich erhitzet / und bald wieder ausdünstet und kalt wird.

Bey dem weisen Seneca lib. 3. Natural. quæst cap. 24. hat ein gewisser Philosophus vermeynet/ das Wasser/ so unter der Erden über das mit Schwefel angefüllte Erdreich fliesset/ nehme von dieser Materi die in sich haltende Hitze; Andere schreiben diese Wirckungen dem Bitumini zu/ welches aber eben so wenig / als die vorigen/ in Grund der Warheit bestehen kan. Doct. Sennertus vermeynet es der Warheit nicht ungemäß / daß die warmen Bäder/ aus zwey oder mehr Metallischen Wassern entspringen/ die/ ob sie schon im Angreiffen kalt sind/ dennoch in dem Zusammenlauff / durch die Widersetzlichkeit der Geister/ sich entzünden / dessen Exempel der Spiritus Vitrioli, und Weinstein-Oel / oder Saltz/ oder Scheidwasser und Weinstein/ also auch das Butyrum Antimonii, und der Spiritus nitri. welche/ ob sie wol im Anrühren kalt sind/ doch wann sie zusammen gemischt werden/ hefftig erhitzen/ also daß/ wann man gehling in Scheidwasser / darinnen Eisen solvirt worden/ Weinstein-Oel werde eingiessen / solches nicht allein erhitzen / sondern auch angeflammt werde; also daß es nicht (sagt er) ungereimt scheinet / wann zwo Wasserquellen/ von unterschiedenen widerspenstigen Geistern/ im Zusammenlauff sich also erhitzen.

Er gibt auch dieses Experiment: Man mische ein gesaltzen Wasser mit Leim oder Thon / mache eine Kugel daraus/ die hohl sey/ und deren Oeffnung / wor-

durch

durch sie ausgeholet / worden wieder mit Laim verklebet sey / und stecke hernach ein enges Röhrlein hinein / setze die Kugel zum Feuer / und kehre das Röhrlein vom Feuer abseits / so bald die Kugel vom Feuer erwarmen wird / wird aus dem Röhrlein ein warmes gesaltzenes Wasser lauffen. Die beste Meynung aber ist / die Ursach der warmen Bäder sey das unter der Erden sich befindende Feuer durch welche das Wasser am Durchlauffen erhitzet wird / gleichwie ein Wasser im Kessel / der über das Feuer gesetzt wird / heiß zu werden pfleget; daß aber das Feuer unter der Erden vom Schwefel / Pech / Nitro, Petroleo, oder andern Mineralien entweder allein / oder gemischt / seine Nahrung habe / bezeugt der warmen Bäder meistentheils in sich haltende Geruch und Geschmack; davon das Feuer (so meistens in den Gebürgen sich begibt) fort und fort seine Nahrung / und das Wasser unabgänglich seine Wärme und Hitze behält / und nach dem Ab- und Zunehmen des Feuers / auch an etlichen Orten nur lau / am andern warm / am dritten aber gar siedheiß sich erzeiget / wie P. Athanasius Kircherus in Itinere Ecstatico, Dialogo 3. cap. 4. bezeuget / wann er unter andern also seine Meynung anzeigt: Accedit & hisce ingens horum meatuum Pyragogorum emolumentum, quod intra montium viscera terræ superficiei vicinos lebetes hydrophylacticos à Naturâ dispositos, ingenti suo æstu calefaciant, qui calefacti deinde per appropriatos sibi canales foras in Thermas, tantoperè humanis Infirmitatibus curandis necessarias porumpunt. Si itaque canales hujusmodi sulphure abundent, thermæ nascentur sulphureæ, si per salinos & vitriolatos meatus, aut aliud quodpiam incile alio salium genere refertum transierit aqua, Thermæ salem, vitriolum aut simile quid sapient. Si per loca bitumine, petroleo, similibusq; oleagineis materiis referta transierit, tum ecce nascentur thermæ ejus materiæ, cujusmodi sunt meatus, per quos transeunt aquæ. Es sind (wie ichs kurtz Teutsch geben will) in der innwendigen Schoß der Gebürge / unferne von dem äussern Theil deß Erdbodens / nahende Wasser-Kessel oder Höhlen / die von den Feuer-führenden Gängen / und deren grossen Hitze gewärmet / und also heiß durch ihre zugeeignete Canales oder Röhren als warme / und zu vielen menschlichen Gebrechen wolgedeyliche Bäder aus der Erden entspringen. Wann nun diese Rinnen von Schwefel / Saltz / Vitriol / Pech / Petroleo, oder andern ölichten Materien gefüllt sind / nehmen die Wasser eben diese Eigenschafft dieses Mineralis an sich das in dem Canal sich befindet / dardurch sie lauffen. Hactenus P. Kircherus.

Daß aber bedencklich scheinet / woher diese unsere irdische Feuer genugsame Nahrung haben / ist zu wissen / daß die meisten Mineralia, so wol auch Schwefel / Pech / Petroleum, ihren Zulauff wie andere Quellbronnen haben / die in der Erden ihre gewisse Radices und Scaturigines behalten / worvon immer nach und nach der Zufluß erstlich durch der Erden Kälte sich etwas zusammen packt und condensiret / hernach aber in den Feuer-Gängen wieder schmeltzet und zergehet / also dem nachfolgenden fortquellenden Minerali wieder Platz macht / daß alle diese warme Bäder / unaufhörlich / ohn Unterlaß also fortquellen.

Mixturæ thermarum possunt esse ejusmodi: Aquæ, cum oleo sulphuris. Nam de hoc Ans. Boët. lib. 2. de gemmis cap. 2. 3. affirmat, si frigidæ permisceatur, ita calefieri, ut vix manus immersa sustinere possit, item si spiritui vini oleum terebinthinæ instillaveris, statim effervescet. Idem experieris juxta S. Gregor. Si acetum nitro affuderis. Daniel Sennertus in Physicis etiam asservit, Spiritum Vitrioli cum Sale vel Oleo Tartari; item aquam fortem in quâ solutum fuit ferrum, cum Tartaro, item Butyrum Antimonii cum Spiritu Nitri si confundantur, non solùm incalescere, sed & in fervorem agi. Simile quid horum in thermis fieri, opinari non est absurdum. P. Tylkovvsky part. 3. Phys. de Meteoris fol. 202.

Die Eigenschafft aber unsers Oesterreichischen Bads beschreibt D. Etschenreuter also: Baden in Oesterreich / ist mit viel Schwefel / wenigem Salpeter / und noch weniger Alaun vermischt; so man dieses Wasser trinckt / reiniget es die Brust vom Schleim / hilfft der feuchten kalten Leber und Magen / auch dem Gedärme / dienet der Wassersucht / reiniget und erweicht die verschleimte Mutter / fördert die Zeit / und nimmt hinweg den weissen Fluß / stärcket die Gedächtniß / und hilfft dem Hauptwehe / so vom Schleim verursacht wird / auch vom Schwindel / so man das Haupt / damit netzet / oder wann mans aufs Haupt durch ein Gefässe fliessen lässet / doch daß der Krancke vor wol purgiert sey / sonst möcht es einem den Schlag und flüssige Augen verursachen; in den feuchten und erlähmten Nerven bequemlich / nimmt hinweg die Schwere des Gehörs und das Ohren-Sausen; badet man aber in diesem Wasser / so ist es gut für das neulich ankommene Podagra / das alte aber macht es leidlicher / dienet auch den feuchten durch das Podagra geschwächten Gleichen / auch den bösen um sich fressenden Geschwären / Rothlauff / Krebsen und dergleichen Schade. Es sollen aber die Cholerischen / Magern / Kinder / Jüngling / und schwangere Frauen / davon sich enthalten / es sey dann / daß sie nahe bey der Geburt sind / denn es befördert solche.

D. Wolffgang Wintberger Medicus zu Krembs / der das Badner-Bad in Oesterreich eigentlich beschrieben hat / und erstlich zu Straßburg Anno 1512. drucken lassen / sagt unter andern / das Ertz in unser Fauen-Bad / auch in dem Hertzog-Bad / sey vermischt mit Schwefel-Ertz / herrschendem Alaun / aber mehr Saliter als Alaun mittheilend / welches alles die Farb / Geschmack / Feces oder Materi und Fettigkeit so auf dem Wasser oder Bad schwimmet / klärlich bezeugen. Aus der Höhlen deß Berges / entspringet das Bad-Wasser / und wird durch Rinnen in das Hertzogen-Bad geführet / das Frauen Bad aber entspringt von ihm selbsten / und wird nicht durch Rinnen der Röhren / wie die andern Bäder / eingeleitet; man kan leichtlich abnehmen / daß sie kommentlich viel Schwefel in sich führen / die mit Saliter und ein wenig Alaun vermischt sey. Was aber dieses Bades Natur und Eigenschafft seye / die Art des Bades / und welchen Gliedern es nütze oder schade / welchem Alter und Complexion es diene / wie man sich darzu bereiten / wie man sich darinn in einem und andern halten / und so wol in als nach dem Bad regieren / die zufälligen Zuständ curiren / auch die gantze Bad-Ordnung anstellen solle / will ich nicht ferner / Weitläufftigkeit zu meiden / ge-

dencken

dencken/ sondern den Badgierigen an die Medicos und andere der Bäder-kündigen Instructiones und Ordnungen gewiesen haben. Dieses Bad mag man besuchen und brauchen im Majo und Junio/ und nach den Hundstagen biß auf den October/ wann sich der Bauch aufbläbet oder grimmet/ in den ersten Tagen/ so du anhebest zu baden/ ists ein Zeichen/ daß dir das Bad nicht nutz seyn wird/ auch/ so dichs inwendig brennt/ darnach fröstelt/ ists kein gutes Zeichen; so sich aber diese Zeichen nicht befinden/ oder sich der Bauch zusammen zeucht/ gegen dem Ruckgrad/ ist es ein Zeichen/ daß dir das Bad wol bekommen wird. Was weiter von Baden nothwendig zu wissen/ findet man in Hydriatice D. Mart. Rulandi.

In Böhmen gibts auch zwey vornehme warme Bäder/ als zu Teplitz und das Carlsbad/ doch ist das erste milder und temperirter als das letzte: Tantus enim huic aquæ ardor, ut ter quaterq; intincta animantia, gallinæ, sues &c. pennas pilos amittant. Das Bad zu Teplitz (wie P. Balbinus in Miscellanei Regni Bohemiæ lib. 1. cap. 14. schreibet) ist schon Anno Christi 762. von der Säue Wühlen; das Carlsbad aber erst lang hernach Anno 1370. zu Zeiten Caroli IV. erfunden worden/ als ein Jaghund ohngefähr hinein gefallen/ sich verbrennt/ und es mit seinem Heulen verrathen/ und also offenbaret hat; davon P. Kircherus in Mundo subterr. also schreibet: Thermæ Carolinæ in Bohemiâ sulphure-aluminosæ sunt, glandulas, strumas sciaticam, paralysin & similes morbos curant. Tales Thermæ Badenses Helvetiorum, & Badenses in Badensi Marchionatu, & in Austriâ. Et post: Teplenses in Bohemiâ, sulphure, nitro, alumine, bitumine & saxo calcario constant, nullum est ferme morbi genus, cui non prosint, & addit Balbinus, visus est Teplicenses his verbis Carolinis præferre. Man hat von dem Teplitzer und dem Carlsbad Exempel/ wann man hat eine Anlag auf das Bad gemacht/ so sey es also bald abgegangen/ und nicht wiederkommen/ als bis man die Anlag hat aufgehaben.

Cap. XV.

Von andern Wild- und Gesund-Bädern.

OB wol die von der Natur selbst gewärmete Bäder anmuthiger und kräfftiger erscheinen/ die menschlichen gebrechlichen Zufälle zu vertreiben/ so finden sich dennoch viel berühmte Wild- und Gesund-Bäder/ deren Quellen zwar kalt entspringen/ nichts desto weniger aber/ wegen ihrer heilsamen Wirckung/ häuffig und offt besucht und gebraucht werden; weil nun diese unterschiedene Mineralien und Metallen mit sich führen/ werden sie auch für unterschiedliche Kranckheiten gerathen/ also/ daß ohne Rath eines gelehrten und des Bads recht wolkündigen Medici, nicht lieberlich in eines oder das andere sich zu begeben/ indem sie offt den Zustand/ welchen man durch das Bad zu heilen suchet/ mehr arg und widerspenstig machen/ also daß man hierinnen gantz wolbedächtig und sicher zu gehen hat.

Die Bäder/ so Saltz führen/ dienen für Gicht/ Krampff/ kalt und feuchte Glieder/ Unfruchtbarkeit/ Grimmen/ Wind und Stein.

Die Schwefel-Wasser helffen für feuchte Nerven/ für Rauden und Aussatz/ zudem Magen- und Leber-Beschwerung/ für Lendenwehe/ und die Gebähr-Mutter/ auch für die kalten Gesücht.

Die Wasser-Bäder von Eysen/ dienen zum Miltz/ Magen/ Augen/ Ohren/ für die Wassersucht/ Colica/ für Flüsse/ alle feuchte und hitzige Kranckheiten/ auch für das hitzige Podagra.

Die Bäder/ welche Salpeter halten/ sind dem Haupt und der Brust gesund/ trocknen die Flüß aus/ dienen dem feuchten Magen/ vertreiben die Wassersucht/ Geschwulsten und Rauden.

Die Alaun führende Wasser sind gut für den Blutgang und die güldene Ader/ für das Undäuen und Aufstossen des Magens/ Verstopffung der Leber/ und Miltzes/ für die Wassersucht/ Unfruchtbarkeit/ zu bösen und faulen Schäden und Wunden/ für den Nieren- und Blasenstein/ für das Blutspeyen/ auch für alle Flüsse/ kalt und feuchte Kranckheiten/ prosunt etiam mulieribus menses suos aut nimium aut non convenienter habentibus, helffen den Krampff in den Gliedern zimlich mildern.

Die Wasser/ welche Kupffer in sich haben/ helffen für das Podagra von Kälte/ für böse Geschwär/ Engbrüstigkeit/ Nierenwehe/ Wassersucht/ Verstopffung des Leibes/ und alle kalte und feuchte Kranckheiten.

Die Wasser-Bäder aber/ die Gold führen/ sind bewährt für die Schmertzen der Gedärmer/ heilen die Fisteln/ lindern das Podagra/ helffen für die bösen Geschwär/ zu bösen Augen/ kalten Magen/ Grimmen/ Stein/ Aussatz/ Hertzklopffen/ Rauden.

Und nachdem die Bäder eines oder mehr von diesen Mineralien und Metallen führen/ nachdem sind auch ihre Wirckungen mehr und weniger. Etliche führen Schwefel/ Alaun und Salpeter; andere Eysen und Schweffel/ oder Alaun und Kupffer; item Eysen/ Kupffer und Calchant; andere haben ihren Ursprung aus dem Kalch der Marchasiten/ Antimonii und Salniters/ wie das Gasteiner-Bad. Andere sind vermischt mit Gips/ gelben Orcha; goldigen Letten und dergleichen; andere von Schwefel/ Salpeter/ Kupffer/ Gold und Eysen temperirt/ wie das Pfeffersbad in der Schweitz. Theils führen Bley und etwas von Pech/ und nachdem in der Vermischung ein oder das andere Ingrediens schwach oder starck ist/ darnach wircket es in Heilung der Zuständ/ wie Martinus Rulandus Medic. D. in seinem Buch von Wasser-Bädern weitläuffig bezeuget/ daraus auch dieses meiste entnommen worden.

Weil man aber diese Gesund-Bäder wärmen muß/ ist Erstlich die Hitz des Feuers wol in acht zu nehmen/ daß es bey seiner Mittelmaß bleibe/ nicht zu heiß/ auch nicht zu kalt angegossen werde/ weil eines so wol schädlich als das andere. Fürs ander muß von einem erfahrnen Medico die Zeit und Weise des Badens/ die rechte Ordnung/ heilsame Diæt, und wie einem oder andern/ gemeiniglich bey den Bad-Curen sich

begebenden Zuständen/geschicklich zu begegnen/erlernt/ und dessen Verordnung in einem und andern recht und gantz nachgelebt werden / auf daß/ wann die Kranckheit und die Cur wol übereinstimmen / die Wirckung auch desto gewisser und heilsamer zu hoffen seye.



Cap. XVI.

Von den Sauer-Bronnen.

DJe Sauerbronnen sind ebenmässig / wie die Wild-Bäder / nicht einerley Eigenschafft / weil sie auch unterschiedene Mineralien und Metallen in sich zu führen pflegen / als von Eisenschlich / Saliter / Stein-Sals / Schweffel / Alhun / Eysen / Chalanth / Salpeter / Kupfer / gelben Orcha; und dergleichen / davon die Wasser / die durch so thane mineras lauffen / auch ihre natürliche Süssigkeit in Säure verwandeln / und nichts destoweniger ihrer eingepflantzen Art halber viel grosse und schwere Curationen verrichte / und glückselig führen können ; Es geschihet wol / daß bißweilen dergleichen Sauerbronnen entstehen / bald aber wieder verseyhen / etliche aber die Gedächtnus der Zeiten übertreffen / und unerdenckliche Zeiten fort und fort ihre Wirckung haben / wann nur unreiffe und nicht gar fixe Berg-Gewächse mit dem Wasser / das ihre Nachbar-Erden durchdringet / vermischt / und samt dem Wasser fortgetrieben werden.

Ehe aber ein vollkommen Metall / Mineral ; oder Stein recht generirt wird / ist zuvor eine feuchte / weiche und schleimichte Materi vorhanden / welche in dieser Gestalt / indem sie digerirt und gekocht wird / sich mit dem Wasser vermischet / als kan diß Wasser auch nicht so lang dauren / wie D. Paulus Macasius in Beschreibung des Egrischen Sauerbronnens 1. Cap. anführet und sagt: Ein jeglicher Saame / welcherley Art er auch ist / der aus natürlicher Bewegung sich leiblich und corporalisch zu erzeigen getrieben wird / weiset erstlich seine Nahrung in Gestalt eines auffsteigenden Dunstes oder Nebels an sich / treibt dieselben alsdann zusammen / und figiirt sie / biß so lang / aus stäter Coagulirung der dämpfsichten angezogenen Speise / dieselbe nunmehr gleich einem Schweiß oder fallendem Tropfen sich anhänget / arbeitet aber unterdessen / seiner angebohrnen Art nach / in dieser Materi immerfort / digerirt / kochet und richtet sie also zu / daß nunmehr ein rechter mineralischer Leib / so doch noch wässerich und fliessend ist / gebohren wird. Nun solche Tropffen oder Schweiß / so eine durchlauffende Quelle mit sich führet / die können bald ein Wasser mineralisch oder metallisch machen.

Das aber ein Wasser länger währet / oder ehe aufhöret / ist die Ursach / nachdem viel oder wenig / starcke oder schwache / beständige oder flüchtige mineren sind / die es begleiten ; auch daß eine Wasser unreiffe und nicht fixe Berggewächse und Mineras hat / die dem durch sie Erden dringendem Wasser vermischt und mit herfür getrieben werden / alsdann währen sie so lang / als die Quellen finden / oder von den Mineren eine Nahrung haben. Daß aber ein Wasser die Säuern an sich ziehet / macht fürnehmlich der Vitriol mit seinen beeden Früchten / Eysen und Kupffer / Alaun / Saliter / Saltz / Schweffel / grau und schwartze Atrament / darzu sich auch andere Metall / Stein und dergleichen einmischen / dardurch die Wirckung und die Tugenden

des Wassers gebessert / geändert / bißweilen auch verärgert wird. Daher P. Caspar Schottus in Anatomiâ Physico-Hydrostaticâ fal. 387. recht sagt: Causæ tàm differentium qualitatum in fontibus dependent à naturali constitutione terrestrium partium, per quas Canales fontium à mari usque ad scaturigines porriguntur. Die Ursachen der unterschiedenen Eigenschafften der Bronnen/ hangen an der natürlichen Beschaffenheit der Erden / durch welche die Bronnenleitungen/ vom Meer an / biß zu ihrem Ursprung sich erstrecken. Also wann dieser inwendige Erden-Grund/ (dardurch das Wasser rinnet) mit Mercurio, Antimonio, Arsenico, Auripigment, und dergleichen rohen und gefährlichen Mineralibus belastet ist / werden auch die Wasser gantz gefährlich zu trincken seyn / wie im nachfolgendem Capitel mit mehrerem soll gedacht werden.

Die Nutzung aber der Sauerbronnen / sonderlich dessen zu Eger / (wie obbemeldter D. Macasius bezeugt) ist / daß er die Krafft hat auszulesen / zu zertheilen/ zu öffnen/ zu reinigen/ zu purgiren / oder zu treiben zum Harn/ Stul und Schweiß / zu aufsteigenden hin und wider fliegenden Dünste zu dämpfen / darnach zu verzehren/ auszutrocknen/ die Fäulung und Spulwürmer zu verhütung/ die natürliche Wärme zu erhalten und zu vermehren / die Schmertzen zu mildern / fruchtbar zu machen/ die Bewegungen der Flüsse zu verhindern / zu stärcken/ zusammen zuziehen / und hinter sich zu treiben/ letzlich zu erweichen / zu heilen / den Schlaff / das Niesen / das Erbrechen zu fördern ; ist einer gantz temperirten Eigenschafft / also in kalten und hitzigen Kranckheiten zu gebrauchen / er wäschet alle Unreinigkeit des Magens / und bereitet sie zum Austreiben / bringt den Appetit wieder / dienet wider den Sod / eröffnet die verstopfften Krößadern / vertreibt die Miltz- und Gelbsucht / macht gut Geblüt und eine gute Farbe / lindert die Colica, eröffnet und reiniget die Harngänge / heilet die Lenden- Nieren- und Blasen-Wehe / auch passionem Hypochondriacam, Schwindel / Fräys / Schlag / Krampf / Haupt- Ohren- Augen- und Glieder-Wehe; hingegen aber sollen sich die Schwindsüchtigen / und die an der Lungen Mangel haben / dafür hüten.

Sonst aber dienet der Sauerbrunn auch auswendig / zu alten bösen Schäden / reiniget die Haut / nimmt weg das Beissen / die Kretzen / löschet das Rothlauff; wann mans warm und gesotten überschlägt / so erweichet es harte Beulen / hilfft zeitigen / stärckt die Glieder / ziehet die Müdigkeit aus und gibt einen sanfften Schlaff / wann man Hände und Füsse damit wäschet; und bezeuget die Erfahrung / daß die Leute / so bey dem Sauerbronnen wohnen / und kein anders Wasser trincken / auch gar davon kochen / zu einem sehr hohen Alter gelangen. Wer aber sich dieser Cur bedienen will / der muß / gleichwie bey den Bädern gedacht worden / eines gelehrten und erfahrnen Medici Raths und Ordnung sich gebrauchen.

Cap. XVII.

Von andern wundersamen Bronnen.

Wiewol dergleichen Discours einem Hausvatter nichts dienen / habe ich dennoch denen vernünfftigen Ingeniis, die nicht allein auf das Utile, sondern auch aufs Delectabile ihr Absehen haben / und die seltzamen Wunder-Wirckungen der Natur / so sich bey den Bronnen ereignet / gerne bedencken und betrachten wollen / nur von etlichen wenigen Anregung thun wollen / deren Ursach zwar zum Theil aus der Natur zu ergründen / wenigst zu errathen / theils aber so abstrus, verborgen / auch menschlichen Verstand also übersteigen / daß man die rechte Ursach nie eigentlich erfahren kan.

F. Leandro Alberto in descrittione di tutta Italia, in Beschreibung der Neapolitanischen Provintz Terra di lavoro, erzehlt / daß nicht weit von dem Ort / den sie Via Atellana heissen / eine süsse Bronnenquelle im gesaltzenen Meer entspringet / die mit starckem Guß aus dem Grund aufquellet / und glaubt / daß sie von der Erden / durch verborgene Gänge / sich ins Meer erstrecke / weil nicht weit davon ein kleines Flüßlein rinnend / nahe daben sich verlieret / und zweifels ohn daselbst im Meer wieder herfür dringet.

Simon Majolus in diebus Canicularibus Colloq. 11. sagt / daß Anno 1456. im Königreich Neapoli bey der Stadt Baja, als etliche Tage vorher ein grausames Erdbeben dortherum gewesen / sey von einem grossen Felsen der über der Stadt stehet / gähe ein Bronnen mit so grossem Wasser-Lauff entsprungen / der das Land herum so starck überschwemmet hat / daß der Burger und Inwohner daselbst auf 1300. Personen ersoffen / seither habe sich der Bronnen gesetzt / und fliesse nicht so übermässig / rinne auch noch biß auf den heutigen Tag / wie ein Fluß von seinem Ursprung heraus / und sey ein treffliches gesundes Wasser.

Glauberus schreibt in seinem Tractätlein de natura Salium, daß / als er in seiner Jugend gereyset / und nach Wien kommen / hab er daselbst die Ungarische Kranckheit bekommen / da es sich aber etwas gebessert / und er nach Neustadt kommen / habe er wieder daselbst eine Zeitlang ligen müssen / und nichts essen können; da hat man mir (sagt er weiter) gerathen / daß ich / ohngefähr eine Stund von der Stadt / zu einem gewissen / an einem Weinberge gelegenen Bronnen gienge / Wasser daraus zu trincken / dann würde mir hernach das Essen wol wieder schmecken / welches ich gethan (sagt er) und ein grosses Stuck trocknen Brod bey dem Bronnen zu essen / mit mir genommen habe / aber nicht geglaubt / daß ich solches würde aufessen können / wie man mir gesagt; da ich nun zum Bronnen kam (sagt er weiter) zog ich mein Brod heraus / tunckte die Brosamen in den Bronnen / und fieng an zu essen / welches mir alsobald besser als zu Hause geschmeckt / da ich das beste Essen nicht gemocht. Ich brauchte die ausgehöhlte Rinden an statt des Bechers / Wasser aus dem Bronnen damit zu schöpfen / weil ich dann darauf guten Appetit zum Essen fühlete / aß ich endlich den Brod-Becher auch auf / und gieng viel stärcker nach Hause / als ich daben kam; erzehlete / wiewol mir solches Wasser bekommen / da sagt man mir / wann ich damit fortfahren würde / würde sich der verlohrne Appetit gantz völlig wieder finden

welches auch geschähe. Glauberus meynet/ dieser Bronnen sey nicht Salpetrisch/ welches mehr nauseam verursachen würde; sondern führe mehr ein mineralisches süsses Saltz bey sich/ welches Paracelsus enixum oder mirabile nennet.

Balbinus erzehlet in seiner Mantissâ ad historiam Naturalem Bohemiæ, post librum secundum additâ: Es sey in dem Kolovvratischen Schloß eine Meil Weges von Culm/ nicht weit davon ein Dorff/ heisset Löksitz; da man herrliche/ gute/ reine und gerechte terram sigillatam findet/ in einem Hügel/ und gegen diesem Hügel über/ ein Steinwurff davon/ sey ein helles und kleines Brünnlein. Fons emicat, sagt er/ ignotâ origine ex collo prosiliens, suspicor ex venis albæ terræ sigillatæ profluere, quod & aquæ candor, & sapor affirmat; ex eo fonte quandum libet potarit viator, nullum sentiet detrimentum, adeò potius Bulimiam quandam lupinam ingluviem & voracitatem in eum diem acquiret: narrant incolæ, (idque ipso illustrissimo Comite Joh. Francisco de Kolovvrat referente dicidis) aurei illis ab aurea majorum simplicitate seculis, si quis pater familias, in vicino pago famulum sibi ad equos vel ad boves, vel ancillam ad domestica opera precio conducere vellet, disertè in contractu & stipulatione cavere, & excipere solitos, ne ex eo fonte familia potaret, nevè aquâ illius fontis sitim restingueret, quòd qui haurirent voracissimi redderentur, timebantque rustici, ne panibus & obsoniis, suppeditandis, non sufficerent familiis, quod sibi ultrò famem obsonassent, & (ut cum Senecâ loquar) manufecissent, welches ohne Zweiffel die daselbst häuffig gegrabene weisse Terra sigillata verursachet.

In Ungarn bey Smolnitz/ nicht weit von Zips/ entspringt in einem Ertz-Gebürg ein Wasser/ welches das Eysen verzehret, also daß es ein Hufeisen in vier und zwantzig Stunden gantz frisst/ in einen Schleim und endlich zu Kupfer verwandelt daß hernach wieder geschmeltzt und wie anders Kupfer gebraucht wird; dessen Ursach soll der scharffe Marchesit und Vitriol seyn/ der in diesem Wasser sich befindet/ und allda zubereitet wird.

Daselbst gibt es auch etliche Bronnen/ die alles in Stein zu verkehren das Vermögen haben; wann man Holtz hinein wirfft/ wirds mit einer steinern Rinden überzogen. Etliche die eine geringe Quellen haben/ sind der Art/ daß ihre fortfliessende Wasser nicht gar weit kommen/ sondern bald zu Steinen werden/ und wie Steinhügel anzusehen sind; dergleichen einer bey dem Dorff S. Andre, der ander und vornehmste aber nahend bey Zips bey der Kirchen zu S. Martin, sich erzeiget/ da das Wasser mit Rauschen/ als ob es siedete/ mit grossem Getös ausbrudlet/ wie man hören kan/ wann man das Ohr daran halten mag/ das nicht allein ob/ sondern auch unter der Erden seinen Gang nimmt; das unter der Erden wird zwar zu einem Stein/ der aber so mürbe ist/ daß er von dem Regenwasser zu Kalch weichet/ und von den Inwohnern zum Bauen gebraucht wird; was aber oberhalb der Erden fortquellet/ wie ein Stein/ wie der Durff/ leicht wie ein Bimsenstein/ man braucht sie/ weil sie fest zusammen halten/ gerne zu den Gebäuen/ daher etliche sagen/ sie wohnen in Häusern/ die aus Wasser ausgebauet sind.

Nicht weniger ist wundersam/ daß in dem Berg/ der daselbst nahend am Schloß ligt/ in einer Höle ein Wasser ist/ das im Winter fliesset/ im Sommer aber also gefrieret/ daß man es wie Eiß zu Kühlung des Getrancks brauchen kan.

Daselbst gibt es auch gifftige Bronnen/ davon Menschen und Viehe sterben/ deren zween in der Grafschafft Saros, unferne von dem Schloß dieses Namens/ sind/ die fleissig vermacht sind/ daß kein Viehe darzu kommen möge/ dabey sehr viel deß gifftigen Aconiti oder Wolffswurtz wächset. Ein Bronn davon richtet sich nach des Mondes Wechsel/ daß er mit dem wachsenden zu- und mit dem abnehmenden abnimmt.

Bey dem Schloß Fileg, in der Grafschafft Neograd, ist ein Höle/ darinn das herabtreuffende Wasser zu Steinen wird/ da sihet man darinnen den Menschen nicht sehr unähnliche Statuen/ alle von diesem abtreuffendem Wasser zusammen gepackt/ welche nicht allein weisser Farbe/ sondern auch von den Mahlern/ anstatt anderer weissen Farben/ gerieben und gebraucht werden.

Bey Neusoll/ das die Ungarn Bistriz nennen/ unferne von den Ertzgruben/ fliesset aus einem Loch ein grünes Wasser/ daraus/ wann es sich setzet/ das Gold-lettende Boras, oder Chrysocolla gesammlet wird.

In Böhmen/ in dem hohen alten Bergschloß Rosenberg/ ist ein tieffer Schöpfbronn/ zu dem/ wann sich einige unreine Frau/ quæ menstrua sua patitur, annahet/ und Wasser daraus schöpfet verseihet er gantz/ daß er fast mehr als ein Jahr kein Wasser gibt/ derhalben stets ein eigener Mann daroben geordnet ist/ der kein Weibsbild darzu gehen lässet; Ich habe Anno 1633. als das Coloredische Regiment daselbst herum gelegen/ mein Winter-Quartier in einem nahend dabey ligenden Flecken gehabt/ bin offt oben im Schloß gewesen/ und es nicht allein von dem Wächter droben/ sondern auch herunten von allen/ die gefragt/ bestättigen hören.

So soll auch anderhalb Meil Wegs von Schlan in Böhmen bey Deltsch einem Dorff/ ein solcher Bronnen seyn/ der/ wann einer/ der unrein/ aussätzig/ oder mit den Frantzosen behafftet/ daraus trincket/ oder sich wäschet/ sein Wasser auf ein gantzes Jahr verlieren solle.

Cardanus schreibet/ daß er in einem kleinen Bronnen/ nahe bey der Königlichen Hauptstadt Edimburg in Schottland/ bey der Capellen S. Catharinæ, etliche Tropfen schwartzes Oeles/ aus dem Pech ex bitumine entspringet/ an dem Holtz des Bronnens anhenckend gefunden/ das einen Pech-Geschmack gehabt habe/ das soll sehr gut seyn in kalten Gesüchten und Flüssen zu gebrauchen.

Ferner schreibt auch eben dieser Cardanus lib. 2. de subtilitate, mihi fol. 101: Sic etiam Oleo perfusi fontes quidam videntur, ut in Saxonia juxta nobile Brunonis oppidum, & in Svevià juxta Cœnobium, cui Degernsee à lacu nomen est: & rursus in valle montis Jurassi. Causa est bitumen valde pingue: nam bitumen oleum continere haud dubium est, itaque cum aqua eluitur oleo aquæ innatanti, fontem olei præbet.

Apud P. Tylkovvsky vide part 3. Phys. Plura Admiranda de Fontibus, fol. 206. Sunt in montibus Pyrenæis balnea dicta Baigneres, quæ omnia corpori infixa extrahund, talia vel virtutem expultricem roborant, vel corpus stringunt, & quod illi alienum est, exprimunt.

Dapper in Descriptione Americæ lib. 3. cap. 3. schreibet, daß unter der Peruanischen Haubtstadt Quinto ein Bronne sey / welcher so lang stille stehet / biß ein Mensch nahe bey ihm anfanget zu reden / da fanget er an zu sieden / und je stärcker man ruffet / je mehr und stärcker er sich beweget / redet man gar leise / wird sich das Wasser auch nur ein wenig rühren / schweigt man aber gar still / so bleibt das Wasser auch unbeweglich stehen.

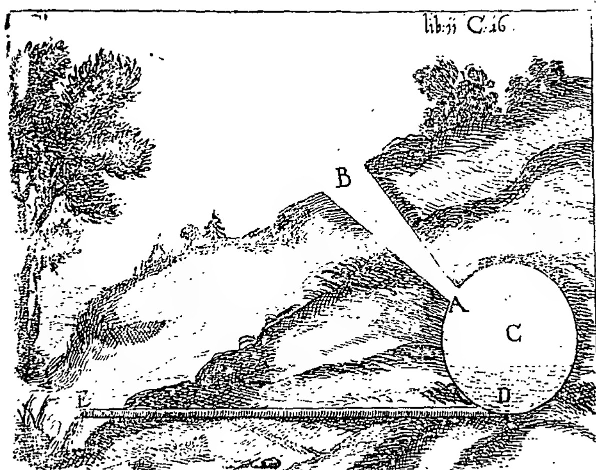
Unserne von Grenoble in Dauphinè, eine Meil Wegs von dem Flecken Vir, ist ein kleiner Bronnen / genannt la Fontaine, qui brusle, bey einem Bach / der stetiges Flammen auswirfft / sonderlich wann die Lufft neblicht / und Regenwetter ist / was man hinein wirfft / wird verbrennet / wann die Lufft heiter ist / muß man einen Mann vom Dorff S. Partelemi, mit sich nehmen / welcher bey diesem Bronnen ein Stroh anzündet / und die Flammen weiset / wie Merians Topographia Galliæ part. 13. fol. 16. bezeuget.

Um Saltzburg / Inspruck / auch in Steuermarck / Kärndten / und in den Alpen und hohen Gebürgen / gibt es gewisse Wasser und Brönne / davon die Leute kropfficht werden / diß geschihet nicht allein den Inwohnern / sondern auch den Fremden / so daselbst hin zu wohnen kommen / theils wollen solches dem Schneewasser / auch etwan einer sonderbaren Eigenschafft der Bronnen zuschreiben. Wo aber solcher kropfichten Leute schon ein Überfluß ist / geschiehet solches auch per semen parentum vitiosum, welche sie auch zugleich meistens einfältig sind / und sehr hart reden. Simile enim nascitur ex simili, ut passim in naturâ exempla habemus, etiam in cæteris animalibus.

Zum Beschluß muß ich erzehlen von einer verborgenen und selten sich erweisenden Bronnen-Ader / die zu Klüngenbrunn auf meinem gewesten Gut zwey Meil von Steyer einen Büchsenschuß vom Marckt Hag und dem Schloß Salaberg gelegen / von den alten Leuten daselbst herum geglaubt worden / wann selbige Quell-Ader rinne / daß es Theurung des Getraydes bedeute / deßwegen er auch von vielen Korntheuer genant worden; er ligt hart am Schloß-Graben an / gegen dem Mayerhoff / und weiß ich mich selbst zu erinnern / als Anno 1648. wegen des grossen und lang-ligenden Meertzen-Schnees eine grosse Theurung gewesen / und der Metzen Korn zu sieben und mehr Gulden verkaufft worden / daß derselbe Bronn die gantze Zeit über in der Theurung geronnen / hernach aber wieder versiegen hat. Ob dieses nun die Warheit / oder nur ein Aberglauben / stelle ich jeglichem zu bedencken selbst heim. Das weiß ich mich zu erinnern / daß Herr Philipp Camerarius in horis subcisivis part. 1. cap. 73. schreibt: Er habe von einem Fürsten erzehlen gehört / der in seinem Land einen sonst immer-fliessenden Bronnen hätte / aber wann er abnehme / bedeutet er Theurung / wann er gar vertruckne / zeige er Hungers-Noth an / und werde deßhalben der Hungers Brunn genennet.

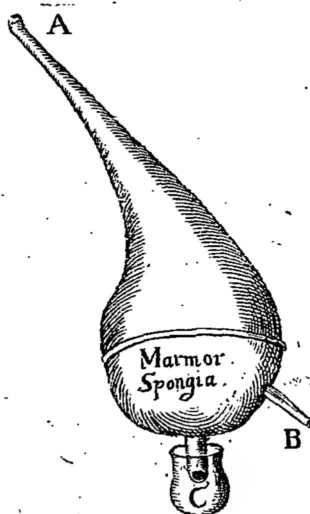
Imgleichen schreibt Petrus Albinus in Chronico Misniæ, daß vor Zeiten bey dem Meisnischen Städtlein Lumitz ein Bronn zwey Meil von der Elbe entlegen gewesen sey / davon eine Lacken oder See sich gesammlet / derselbe / wann er Eicheln in sich gehabt hat / habe er ein fruchtbares Jahr bedeutet / habe er Gersten und anders Getrayd in sich schwimmend gehabt / habe er wolfeile Zeit vorgewiesen; habe das Wasser blutig ausgesehen / habe es Krieg / und wann Aschen darinnen geschwommen / habe es Pest und Sterben bedeutet / dahin seyen Jährlich die Vandali oder Sorabi kommen / des Jahrs Beschaffenheit erforschet / und ihren Göttern daselbst geopfert / und diß habe gewährt biß auf Käysers Henrici Zeiten / der die Christliche Religion daselbst erstlich habe eingeführt.

Endlich muß ich billich beyfügen des P. Francesci Lana Lufftbronnen / welcher auch an einem dürren Ort / wo keine Wasser-Ader ist / sonderlich im Sommer / einem Hauswirth für sich und sein Gesinde genugsam gesundes und reines Wasser darreichet / daß sie den Durst sattsamlich löschen können; und sagt gedachter Pater in seinem funffzehenden Capitel seines Prodromi fol. 29. daß er selbst die Erfahrung dessen habe gesehen / auch selbst vielmal davon getruncken / welches dann an trockenen Orten / auch in Vestungen / ein trefflicher Vortheil ist. Weil er in der grösten Sommer-Hitz und Ermanglung des Regens / wann bißweilen die Brönne und Cisternen austrocknen / am allermeisten Wasser gibt; den muß man aber also machen / wie er meldet: Eine grosse Quantität der Lufft in Wasser zu verwandeln / und einen überflüssigen Bronn / auch an den dürresten Orten / wo gantz keine Quelle ist / zu machen: Man muß einen Ort erwählen / der gegen Mittag sihet / wann es an einem Hügel oder Berge seyn könte / wäre es desto besser. Daselbst muß man unter der Erden ein grosses Gewölb oder Kammer ausgraben / das muß nur eines / nicht gar grosses / gegen Mittag gewandtes Mundloch haben / das Gewölbe muß nicht zunahend an der Lufft seyn / sondern muß erstlich mit einem Graben / der fünff oder sechs Elen lang / versehen seyn / der gegen dem Gewölb immerdar etwas eingezogener und enger wird / und dessen Mundloch darff über anderthalb oder zwo Elen nicht breit seyn. Inwendig nun ist das Gewölbe; je grösser solches ist / je mehr Wassers es gibt / wie die hienebenstehende Figur ausweiset; und auf diese Weise wird die Lufft / die von Mittag her / durch das Mundloch und den Canal A B warm und dünn gemacht / eindringet / in dem Gewölbe oder der Kamer C von der unterirdischen Kälten condensirt / daß sie sich im runden Gewölbe allenthalben Tropfenweise anleget / und zu Wasser wird / also daß man alle Tage viel Eymer Wassers durch die Röhren / so von D biß E gemacht ist / haben kan; und je hitziger die Lufft von der Sonnen Strahlen entzündet wird / je mehr Wasser / nach Proportion der Grösse des Gewölbes / man davon geniesset; und damit die Kälte der Kammer oder des Gewölbes desto grösser sey / muß solche etwas tieff in dem Berge / und von dem äussern Mundloch B, ziemlich entfernet seyn. Desto mehr aber dieses zu befördern / kan man das Gewölb um und um mit kalten und feuchten Steinen / die alle feuchten Dünste gern an sich ziehen / und sonderlich muß der Boden D mit solchen Steinen wol gepflastert seyn / (wie man in den Cisternen zu thun pfleget) damit das



Wasser nicht in die Erden einsincke / und sich verliere. Daselbst kan der günstige Leser noch einen andern Modum finden / die Lufft in Wasser zu verwandeln; so ich / Weitläuffigkeit zu meiden / allhier mit Fleiß ausgelassen.

Hieher gehöret auch Joh. Staricii schönes Secret, wann man in einer Vestung belagert wird / darinnen kein Wasser wäre / oder sonst in einer Wüsten / daß man den Lufft in ein gar süsses Wasser / durch ein Instrument / coaguliren kan / also / daß alle 24. Stund tausend Mann und tausend Pferde genugsam zu trincken haben. Will man aber des Wassers mehr haben / so muß man auch mehr Instrumenten darzu anordnen / nemlich also:



Laß dir machen ein kupffern Gefässe / wie die beygesetzte Figur ausweiset. Darnach nimm drey Pfund rothen Marmol / davon brich zwey Pfund in Stücklein / und brenn es in dem Glasofen fünff Tage lang: Wann solches geschehen / so nimm das dritte Pfund des Marmors / das noch ungebrant ist / und brich es auch zu Stücke / und thu beede zusammen / darnach nimm einen grossen Schwammen / und laß ihn in das Geschirr / an den assignirten Ort / da Spongia oder Schwamme stehet / und lege die Marmol oben darauf / lege den Mund oder Orificium des Gefässes mit A. bezeichnet / aus dem Fenster / und zeiche durch das Röhrlein B, die Lufft an dich / so wird der angezogene Lufft per continuationem Atomorum die Lufft nach und nach sich an den Marmor anhängen / welchen der Schwamm an sich / oder in sich ziehen wird. Derselbe wird es hernach / wann er von dem Marmor gepresst und gedruckt wird / in das unterste Gefässe C lauffen lassen. Dieses Gefässe kan von zwey oder drey Stücken gemacht werden / nachdem es dem Werckmeister beliebet. Ist nun des Volcks oder Viehes sehr viel / so muß man auch dieser Instrumenten desto mehr anordnen; man mag oben den Hals so weit oder lang machen / als man will / er muß aber ein wenig gebogen seyn / wie man in der Figur ersehen kan. Das Corpus mag man so groß machen / als man will / aber in zwey Stücke / die sich gehäbe ineinander schicken von Kupffer. Und geschihet diese Operation bey Nacht am füglichsten / denn der Lufft ist damals feuchter und dicker / und lässet sich lieber coaguliren / als am Tage / es sey dann feuchtes Wetter. Diß ist gar gewiß / und vor etlichen Jahren zu Brinn in Mähren dem Obristen Lucan gegeben worden / dem es sehr wol gefallen / und hat dem / so es ihm communiciret / einen schönen Gaul verehret. Staricius im Helden-Schatz fol. 99. & seqq.

Cap. XVIII.

Wasser-Leitungen durch Canalen.

MAn findet zwar wol bey den Alten sehr viel Exempel/daß sie dergleichen/und mehrmahlen mit vergeblicher Arbeit/sich unterstanden. Als da Kayser Claudius die grossen Wasserleitungen und Aquæductus in die Stadt Rom geleitet/hat es ihn/nach Budæi Rechnung / dreymal hundert fünff und achtzig tausend und funffzig Cronen/über eine Million Goldes/gekostet/ da sie doch zu dergleichen Arbeiten Sclaven genug gehabt / die ohne Lohn/nur um das Brod/nicht anders/ als das Viehe / arbeiten müssen. Item da C. Caligula die Tieffen zwischen Baja und Puzzoli mit einer Brucken/von 3600. Schritten zusammen gefügt. Trajanus, nach Dionis Zeugnis/ hat die Tiger in Euphratem durch eine Graben bringen wollen. Carolus Magnus hat den Rhein und die Donau / vermittels der Regnitz und der Altmühl / deren der erste in den Mayn bey Bamberg/ dieser aber bey Maintz in den Rhein sich ergiesset/die Altmühl/aber bey Kelheim in die Donau fliesset/zusammen bringen wollen/aber solches nicht zu Ende bringen können; so wenig als Carolus IV. der die Elbe durch die Molda mit der Donau vergeblich vereinigen wollen; so hart ist/die von GOtt selbst gesetzte Eigenschafft der Flüsse durch Kunst ändern wollen. Nichts destoweniger findet man / daß in Niderland/durch dergleichen gemachte Canalen fast gelegensam von einer Stadt zur andern gereyset wird. Und Herr de Serres erzehlt / daß Monf. Carppone, ein Edelman aus Provence Anno 1557. einen Arm von dem Fluß Durence, durch einen weiten Canal, auf fünff Meil davon auf Selon de Craux geführt / und damit dieselbe Gegend/wordurch besagter Canal gelauffen/die vorhin gering und unfruchtbar war überaus wol gebessert/und sie mit Mühlen und andern guten Bequemlichkeiten versehen/zu seinem immerwährenden Lob: und dieses haben auch hernach andere/und Herr de Serres selbst / nachgethan. Dergleichen Exempel man auch hat zu Franckenthal in der Pfaltz / zwo kleine Meilen von Worms dahin ein Canal von dem Rhein geführet / daselbst den Graben/ die Mühlen / und anders Wasserwerck mit Wassern versihet/und von dannen wieder in den Rhein geleitet wird.

Wie dann die jetzt-regierende Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg / ꝛc. Anno 1663. Marggrafe Friderich Wilhelm angefangen / ein treffliches groß und nützliches Werck zu beginnen / und einen Weg zu finden / wordurch man aus der Ost-See in den Ocean kommen kan / (wie Herr Joh. Wolff Rentsch / Fürstl. Hofprediger und Professor zu Bayreuth / in seinem Brandenburgischen Ceder-Hayn fol. 523. meldet) nachdem Sie drey Teutscher Meilen lang und fünf Ruthen breit einen Canal geführt / welcher die Spree und die Oder zusammen füget / und habe dieses Werck in acht Jahren vollendet / wordurch man grosse Reysen zu Land ersparen / die Schiffahrt kürtzer verrichten / und unsägliche Unkosten erspahren kan; wir wollen aber solche grosse und kostbare Werck den grossen Fürsten überlassen / und allhier nur von den kleinen Canalen reden.

Wer nun also dergestalt Wasser zu seiner Wohnung leiten will muß den Ort / wo das Wasser soll gefangen seyn / vor allen beobachten / durch was Gründe / durch eigene oder fremde / es zu führen? ob (da es fremder Boden) die Einwilligung des Grundherren/und auf waserley Bedinge leichtlich oder schwerlich zu erhalten? und solches muß durch einen schrifftlichen / durch Zeugen gefertigten Vergleich / aufgesetzet und versichert werden / damit nit künfftig einige Verhinderung oder Zwiespalt deßwegen sich ereignen möge. Darnach muß man die Wasserleitungen abwägen / je abhängiger es seyn kan / je geschwinder ist der Lauff / je grösser die Quelle ist / je besser gehet es/und darff desto weniger Absenckung/weil eine Quelle die ander fortreibt / so in kleinen Bronnen-Adern nicht seyn kan; so ist nicht weniger die Tieffe oder Höhe des Ursprungs zu bedencken / weil die Ableitung sich darnach richten muß. Man muß gleichesfalls die End-Ursach erwegen / ob mans zum Trincken / und zur Wässerung/oder aber Mühlwerck zu treiben/oder in Teiche / Gräben und Fischhalter verlange; das erste kan durch verdeckte Röhren / das andere durch offene Canal und Wasserleitungen geschehen. Man mag so wol die Unkosten / als auch des Grundes Beschaffenheit / und die daher folgende Schwäche oder Dauerhafftigkeit dieses Werckes betrachten. An dem ersten Wasser-Fang ist am allermeisten gelegen / weil er des Wassers Angriff und Ungestümmigkeit am meisten widerstehen muß. Wann der Eingang kan in einen Felsen seyn / hat es zwar mehr Unkosten und Mühe / ihn zu öffnen / aber es ist gleichsam ewigwährend/und hat man sich einiger Aenderung hernach nicht leicht zu besorgen / als wie in der Erden / und sonderlich in sandichten und morassigen Gründen geschehen kan; zumalen ist dieses in den Canalen wol zu beobachten / dann da wäre wol ein Fels am besten / kostet aber unaussprechliche Mühe und Arbeit/wird dennoch mit Beständigkeit des Wercks wol bezahlet. Daher wo man dieses/des Orts Gelegenheit halber / nicht haben kan / muß man wenigstens sehen / daß es durch starcken festen Grund seyn kan / wäre etwan ein tieffer hohler Wege darzwischen / muß es mit einer steinernen gewölbten Brücken zusammen gefügt / und das Wasser darüber geleitet werden / damit also die von den Bergen abfallende Güssen in dem hohlen Wege fortfliessen / und das Wasser in dem Canal nicht auftrüben und verderben mögen.

Die Canalen müssen seicht oder tieff / weit oder eng gemacht seyn / nachdem das Wasser / so man einführen will / groß oder klein ist. In diesem allen / wann ein Hausvatter sihet / daß es nicht allzuviel kostet / und daß es beständig sey / so hat er genug gethan.

Cap. XIX.

Von den Wasser-Strömen und Flüssen.

Es sind die Wasserströme und Flüsse nicht eine geringe Gnaden-Gab und Geschencke GOttes/ sonderlich wann sie Schiffreich sind / auch viel und gute edle Fische haben / wie dann unser Oesterreich unter und ob der Ennß deßwegen einen trefflichen Vortheil hat / daß erstlich der grosse Donaustrom dasselbige in der Mitten / nach der Länge gleichsam zertheilet; und am Hinabfahren in Ober-Oesterreich zur Rechten erstlich das Hausruck- und Traun-Viertel/ zur Lincken aber das Mühl- und Marchland-Viertel angräntzend hat; In Unter-Oesterreich aber lässet er zu rechten Hand abwärts die zwey Viertel Ober- und Unter-Wienerwald/ und zur Lincken wieder die zwey Viertel Ober- und Unter Mainhardsberg / damit also das gantze Land seiner geniessen / und auch seiner bequemlichen Ab- und Gegenfahrt sich nützlich bedienen kan; da gibt es die treffliche viel-eintragende Mauten und Aufschläge / so unser allergnädigster Lands-Fürst und Land-Stände in genere, theils auch in particulari darauf haben / und mit stattlicher Ertragung besitzen; zu geschweigen / daß etliche Meil oberhalb Krems biß nach Wien und Preßburg / dieser edle Fluß in der Anhöhe mit den schönsten und trächtigsten Weingebürgen / und in der Ebene / sonderlich von Krems an / mit den fruchtbarsten Wiesen / Auen und Getrayd-Feldern versehen ist / daß man mit Warheit mit dem gelehrten Polnischen Lyrico Matthiä Casimiro Sarbievio sagen kan in lib. Epod. fol. 299.

Meramque Bacchus Tethyn & Bacchum Thetis
& pinguis invitat Ceres,
Hinc ille lætus surgit, & tenacibus
inserpit ulmis Evius,
Udoque Cornu turget & fluentibus
Crinem racemis impedit &c.
Circum beatis imperas campis Ceres
lateque rura possides,
Et arva flavo messium fluctu tument,
motuque culmorum natant.

Was aber sonsten in diesen beeden edlen Ländern für absonderliche / zwar kleinere / aber sehr reiche und gute Wasserflüsse sich befinden / die nicht allein der grossen Strom, Königin der Donau ihren Wasser-Zoll mit reichem Wucher Tag und Nacht zuführen / die Gegend / wordurch sie lauffen / trächtig und fruchtbar machen / sondern auch mit den edlesten und köstlichsten Fischen ihre Herrschafften täglich erfreuen; so hat das Land ob der Ennß die Mühel / die Röttel / die Traun / die Ager / die Vöckla / die Alm / die Krembs / die Aesten / die Ennß / darein die Steyer bey der Stadt Steyer fliesset / und andere mehr; das Unter-Oesterreich hat die Erlach / die Ypps / die kleine und grosse Erlaph / die Mielck / die Pielach / die Krembs / den Kamp / die Träsen / die Peisling / die Wien / die Schwechat / die Fischa / die Marck / die Teya / und andere mehr / welche alle unterschiedliche Gattungen der Fische überflüssig haben.

Und ob ich wol nicht weiß / ob die Muscheln in diesen unsern Land-Wassern Perlen bringen / ist doch solches / um die Zeit / wann die Krebsen ihre Augen haben / zu Passau in dem Wasser die Iltz / so allda sich in die Donau einsenckt / wie auch in andern Flüssen in Bäyern / auch in der Elster in Meissen oder Voitland bekandt / daß daselbst grosse und schöne Perlein gefunden werden; wie auch Loys Guyon in seinen diverses Leçons lib. 5. chap. 14. sagt / daß sie auch in Franckreich Dieppe, Roan und Rochelle, wie auch in Engelland / Schotten und Dennemarck zu bekommen sind; thut auch hinzu / daß die Perlen viel besser und völliger bleiben / die im wachsenden / als die im abnehmenden Monden gefischt werden / und vermeynt / wann sie etwas abfärbicht werden / soll man sie in Reiß-Mehl und Saltz legen; also kriegen sie ihren verlohrnen Glantz und Gewicht wieder.

Wer mehr von den Perlen wissen will / besehe Herrn Traveniers jüngst-ausgegangene Orientalische Reysen / da wird er viel artliche Sachen finden.

Es gibt auch hin und wieder etliche Flüsse / Ströme und Bäche / die Gold-Sand führen / wie ich selbsten einsmals an der Donau / ohnferne von Ascha / als ich mit weiland Herrn Sigmund Friederichen Graven von Salburg seligen / von Rainaridl nach Lintz auf der Donau fuhr / auf einem Werder einen solchen Goldwäscher angetroffen / zu dem wir zugeländet / ausgestiegen / und zugesehen / der hat etliche Hand voll solches Sand-Grundes aus dem Fluß in Moldern und ablänglicht hölzerne Geschirr gethan / solche am Wasser abwärts geneigt / und die Erden und Sand allgemählich mit immerdar nur mit der Hand ausgeschöpfftem Wasser ausgeflösset / also hat er die leichtere Erden / Koth und Sand herab gewaschen / und ist allein der schwere Gold-Sand ligen blieben / den hat er hernach / wie gebräuchlich / geschmeltzt.

Es gibt auch in Meissen etliche Flüsse / die Goldsand führen / als die Elbe und Moldau / auch etliche Bäche / wie der Pet. Albinus in seiner Meisnischen Chronica bezeuget. Wie auch in dem Rhein / da aber (laut Nic. Meures Zeugniß) niemand ohne Lands-Fürstlichem Consens suchen darff. In Franckreich aber in Dauphine stehet es jedem frey / ohne Zehend und Erlaubniß / Gold-Sand zu waschen / doch darff ers nicht ausser Lands bringen / sondern muß sie gegen Bezahlung in die nächste Müntz-Stadt liefern. Weil es aber des Goldsands sehr wenig gibt / grosse Mühe und Zeit-Verlust darauf gehet / und die Wassergüsse den Goldsand / bald hier bald dort / weg und zutragen / daher der Gewinn desto ringer zu halten; also wird wenig darnach gestrebet / ausser was etwan müssige Leute zu thun pflegen. Ingleichen in Böhmen sind etliche Flüsse / die Goldsand führen / als die Watawa im Prachatizer-Craiß / wie auch die Ghsera / die Muldau / und andere / wie P. Balbinus in Miscellaneis Historicis Regni Bohemiæ lib. 1. cap. 14. bezeuget.

Was die Flüsse anbetrifft und deren Nutzung / sind etliche aus den alten Rechtsgelehrten zwar der Meynung / daß alle Thier in der Wildniß / die Vögel in der freyen Lufft / und die Fische in den Wassern / von Natur

frey / und einem Jeden zu fangen erlaubt seyen / wie an etlichen Orten in Königreich Hungarn noch üblich; so ist doch solches in unsern Ländern limitirt und ausgehoben / und werden die meisten Flüsse bännig gehalten / also daß nicht Jedermann frey stehet / darinn zu fischen; die Juristen nennen zwar flumina privata / die sonderbaren und eignen Personen zugehören / publica, als die grossen Wasserströme / wie die Donau / darinn von Natur Jederman zu fischen erlaubt und zugelassen; so haben doch die Rechte diesen Verstand hierinnen / so einer allein in einem freyen Wasser gefischet / einem andern solches neben ihm / in dreissig Jahren nicht gestattet / daß ein brauchender Innhaber / von wegen seiner / wider einen andern ersessenen quasi possession und Gerechtigkeit / den andern abtreiben / und sein Vornehmen und Attentatum des Fischens wehren könnte; sonsten ist in den Rechten ein gemeines Wasser und Ort zu præscribiren / innerhalb 20. oder 30. Jahren nicht zugelassen / doch imfall über Menschen-Gedencken / ein Gebrauch und quasi possession zu erweisen / alsdann (wie alle Rechtsgelehrte dafür halten) wird eine so lange Zeit einem Privilegio und Freyheit gleich gehalten und verglichen. Diese Gerechtigkeiten deß Fischens nun / werden entweder durch Landes-Fürstliche Lehen ordentlich verliehen / oder werden mit denen Landgütern als Bona adjacentia ordentlich verkaufft / theils auch in den Lehen- und Kauffbriefen / die Grentzen und Weise / wo es anfänget und endet / ob man an einem Ufer allein / oder beederseits zu fischen die Macht / und ob jemand Mitbenachbarter gleiches Jus, oder nicht habe / ausführlich begriffen / das bey es auch so wol im Gebrauch / als auch bey entstehenden strittigen Händeln / vor Gericht sein Verbleiben hat / und meistentheils alle Decesiones und End-Urtheil nach dergleichen Beweis- und Probirungen verbescheidet werden. Daher auch gewisse Wasser-Rechte sind / daß auch die Eigenthümer oder Nutzniesser der Wasser / einen limitirten Gewalt haben / also daß / ohne eines Röm. Käisers Wissen und Bewilligung / keiner sich einiges Gebrauchs gemeiner Flüsse und Wasser zu unternehmen hat / sonderlich wann es Schiffreich / damit gemeiner Nutz an Schiffahrten nicht verhindert werde / also mag / ohne Käiserl. oder Landsfürstliche sonders gegebene Freyheit / an solchen Wassern nichts abgeführt werden; ist es aber nicht Schiffreich / und doch seinen Lauff in ein solches Wasser nimmt / das dardurch Schiffreich gemacht wird / hat es gleiche Beschaffenheit; so muß auch aller Wasser-Gebrauch also beschaffen seyn / daß es ohne der Benachbarten Schaden und Nachtheil geschehe; und daß die Fischerey auf solche Art / und aufbestimmte zugelassene Zeit also bestellet sey / wie es die Landsfürstliche Generalien und Fisch-Ordnung (davon hernach mehr soll gemeldet werden) mit sich bringen.

So holdselig und angenehm nun der Flüsse Nachbarschafft ist / wann sie friedlich und still fliessen / so viel Schaden thun sie auch / wann sie mit ihrem Anlauff und Güssen alles nächste Land überschwemmen / daß man wol mit jenem Römer / als die Tiber einsmals mit ihrem Auslauff sehr schädlich gewesen / wünschen möchte: Er wolte / daß die Tiber stets kranck wäre. Und als man ihn fragte warum? antwortet er perche, quando igli esce del letto, fa un gran danno, darum / wann sie sich ausser ihres Bettes / oder Ufers begibt / sie grossen Schaden thut.

Die Fische sind in den fliessenden Wassern unterschiedlich / und nachdem sie aus frischen Bronnenquellen und felsichten Gebürgen entspringen / haben sie auch frische / gesunde / edle Fische / als Aeschen / Föhren / Grundeln / Krößling / Pfrillen / Huchen / und dergleichen; oder wann sie aus Teichen / Seen und ebnen Orten ihren Lauff haben / bringen sie Hechten / Schleyen / Alten / Ruten / Barben / bisweilen auch wol Karpffen / wie in der Teya / deren beede Ursprünge aus Böhmen und Mähren zu Rapß in Unter-Oesterreich zusammen fliessen / und sich hernach in die March ergiessen / und bey Töben miteinander in die Donau fallen / da es offtermals viel Karpffen gibt / weil zu Zeiten in Mähren und Böhmen Teich abbrechen und überlauffen / und die Brut mit der Flut in diesen Fluß eingeschwemmet wird / daher auch zu Preßburg in Ungarn (so ein wenig unterhalb) mehr und schönere Donau-Karpffen gefangen werden / als anderwärts / weil dieser weiche Fisch / wann er in den fliessenden Wassern aufwächset / viel härter / gesünder und fetter / auch deswegen mehr gepriesen wird.

Die Türcken ins gemein halten die Fische höher und trefflicher als das Fleisch / wie Bellonius in seiner Reise-Beschreibung lib. 1. cap. 72. bezeuget / daselbsten ist auch im 73. cap. lustig zu lesen / wie die Fische bey Constantinopel / bey schönem stillem Wetter / artlich und künstlich gefangen werden / so ich Weitläufftigkeit zu meiden / hier anzuziehen unterlassen / und den günstigen Leser dahin weisen wollen. Wiewol Joh. Baptista Tavernier, in seinen Orientalischen Reysen / das Contrarium bestättiget / und der Meynung ist / die Türcken hätten das Fleisch lieber als die Fische.

Cap. XX.

Stromfluten und Wassergüsse.

GOtt / der allergütigste und getreueste Vatter seiner Christenheit / hat uns / nach seiner vorsehenden Erbarmung / gütig gewarnet / uns zu bekehren / und die über uns beschlossene Landstraffen dardurch abzuwenden / indem Er noch Anno 1680. zu Ende des Jahrs einen grossen und entsetzlichen Comet- und Schwerd-Stern / fast allenthalben in Europa / fürgestellet / und dardurch seinen Zorn ankünden und vordeuten lassen: Weil auch dieses bey den verstockten Menschen nicht recht verfangen wollen / hat er ein Jahr und etliche Wochen hernach / als Anno 1682. um die Helffte des Jenners / in Bayern und Oesterreich an der Donau / wie auch zu Franckfurt / Bamberg / Hanau / am Mayn / auch an der Fulda / an Weser / an der Elbe / grosse und erschreckliche Wassergüssen kommen lassen / Zweiffels ohne dardurch den Einbruch der bald darauf erfolgenden Türckischen / Tartarisch- und Barbarischen Völcker / welche / als eine Wasserflut / unsere schönen und fruchtbaren Länder und Provincien überschwemmet und solche mit Feuer / Sebel und Weg-

führung vieler tausend Christen-Seelen / bis auf den Grund verwüstet und desoliret haben / Ankunfft und Uberfall uns gleichsam mit Fingern zu weisen. Zu Regenspurg ist nicht allein die Seiten gegen der Donau / samt beeden Werdern / sehr tieff in Wasser gestanden / sondern man hat auch gesehen / daß man von der hölzernen Brucken mit der Hand in das Wasser gar leicht langen können / und jenseit der Donau / die Stadt Hof / und Weichs in lauter Wasser gestanden / und alles weit herum als wie ein See zu schauen gewesen. Die Häuser / was nahend am Gestad gewesen / hats meistentheils etliche / mit samt den darinn sich befindenden Leuten / weggerissen und weggetragen / daß die Schiffleute ihnen haben zu Hülffe kommen / und sie in Salvo bringen müssen; die meisten Häuser sind also mit Wasser versenckt gestanden / daß sich die armen Leute / dem Tod zu entfliehen / nur auf den Dächern und hohen Böden salviren und erretten müssen. So ists auch je weiter hinab an der Donau / quis vires acquirit eundo, nicht besser ergangen / und hat sie zu Passau / Lintz / Krembs / und Wien erschrecklichen grossen Schaden gethan / nicht weniger im gantzen Ungerland / was nahend an diesem Strom benachbart gelegen / seine Furia und grimmigen Anfall mit unsäglichem Schaden erwiesen / gleichsam als ob sie die Türckische Præparatorien und Kriegsrüstungen vernichten / und mit sich in das Euxinische Meer fortreissen / und darinnen ersäuffen wolte. Wer die Strengheit eben dieser Wasserfluten / so wol zu Franckfurt / Hanau / Fulda / im Hessen / und der Grafschafft Waldeck / eigentlicher wissen will / der lese die Relationes Curiosas Happelii Tom. I. num. 34. fol. 265. & seqq. da wird er zur Gnügen finden / wie übel es hergegangen. Sonderlich hat diese Wasserflut in Seeland und Flandern noch übler gehauset / und an Gebäuen und Dämmen um viel Millionen Schaden gethan. Diß soll allen Christen ein lebhafftes Memorial fürstellen / die Bußglocken eiferig anzuschlagen / dem erzörneten GOtt das Rachschwerd aus der Hand zu beten / und sich eiferig zu hüten / mit beharrlich / verstockter Unbußfertigkeit und Boßheit nicht ferner Ursach zu geben / die wol verdienete Rachwolcken auf uns mit Schwefel und feurigen Regen abdonnern zu lassen / sondern den grossen Menschen-Freund und Welt-Heiland demüthigst zu ersuchen / daß Er seine Vorbitt / bey seinem lieben himmlischen Vatter / für uns einlegen / uns wieder aussöhnen / zu beständigen Gnaden bringen / und endlich zu seinem himmlischen Reich / um seines Verdienstes willen / allergnädigst aushelffen / und also von allem Ubel erlösen wolle / Amen.

Cap. XXI.

Von den Wald- und Mühl-Bächen.

Wo man von grossen Flüssen entfernet lebet / kommen die kleinern Bäche wol zu statten; wie man in Oesterreich an den meisten Orten sihet: Das einige Marchfeld / das flache Land / so gegen Ungarn an die Marck grentzet / ist dißfalls am allerwenigsten versehen / deßwegen sie auch an Mühlwerck (was nahend an der March liget) an etlichen Orten Mangel leiden; und hat mich offt verwundert / warum die Innwohner daselbst sich mit Wind-Mühlen nicht versehen / weil sie / wegen der ebnen Gegend / die beste Gelegenheit darzu hätten; und ob man schon in etlichen Schlössern Hand- und Roß- oder Ochsen-Mühlen hat / ist es doch sehr mühesam / und gibt wenig aus.

Die Wald-Bäche nun sind auch gantz unterschiedlich / etliche trocknen bey dürrem Sommerwetter fast gantz aus / daß nur etliche wenige Dümpfel davon übrig bleiben / und in diesen können sich weder Fisch noch Krebs erhalten. Etliche aber / die von stärckern Adern herquellen / die / ob sie schon / nach Beschaffenheit des Wetters / zu- und abnehmen / dennoch nicht allein ihre Dümpfel und tieffe Gruben / sondern auch ihr Rinnen für und für behalten; und diese können so wol die Kuchen mit Fisch und Krebsen / als auch die Mühlen mit Wasser zum Mahlen versehen. Welche einen sandichten Grund haben / viel Kies und Steinlein führen / von frischen Bronnenquellen / aus den Gebürgen herfliessend / die haben Forellen / Koppen / Grundeln / auch wol bißweilen Huchen / sonderlich wo solche Bäche nahend in grössere Flüsse sich eingiessen. Ich habe in Böhmen Anno 1639. als ich (nachdem die Schweden den General Marzin bey Kemnitz geschlagen / und in Böhmen gegangen) von meinem Obristen Herrn Feld-Marschall Rudolphen Grafen von Colloredo / auf seine Malteser Herrschafft / Strackonitz / bin commandirt worden / gesehen / daß sein Hauptmann oder Pflegs-Verwalter / einer diß Geschlechts von Rättschin / der von Oppotschna aus / die besten Gütter dahin flüchten müssen; als er daselbst auf Befehl in einem Mühlbach nicht weit von Sträcknitz / der aus der Molda entspringt oder vielleicht in die Molda laufft / und zimlich tieff ist / fischen müssen / so ungefähr / meines Behalts / in dem Majo gewesen / haben die Fischer / die mit zween Fischbeeren den gantzen Bach übersetzen können / nicht viel länger / als in einer Stund / fünff schöne grosse Lachs in selbigem Bach gefangen: als sie mit den Strudeln solche allenthalben aufgestrüttet / sind auch zwey Lachs auf einmal dem einen Fischer mit solcher Gewalt in den Beeren gefallen / daß er sich stürtzen müssen / der aber von seinem Gehülffen also bald secundirt / und die Fische im Beeren noch erhalten worden; sie haben mir gesagt / daß zu gewissen Zeiten / die Lachs aus der Elbe bey Melnick in die Molda / und von dannen in die kleinern Bey-Wasser austretten / und wird also selbige Zeit von ihnen fleissig beobachtet. Ich habe auch gesehen zu Puchaim / im Land Ob der Ennß / daß daselbst bey dem Schloß unten durch den Thiergarten ein kleines Bächlein fliesset / so in die nächst dabey fürfliessende Aeger sich auslähret / daß weiland Herr Graf Georg Sigmund von Salburg seeliger / dem das Schloß gehörig / im selbigen Bächlein etlichemal ansehnliche grosse Huchen fangen lassen / so gleichergestalt aus der Aeger sich hinein begeben / daher diejenigen Bäche / so nächst in einen grossen Schifreichen Fluß sich ausgiessen / einen grossen Vortheil vor andern haben / weil nicht allein zur Laichzeit / sondern

auch

auch wann die Wasser durch Güssen sich anschwellen / die Fische gern in die kleinern Neben Wasser austretten/ darinnen sie hernach mit leichter Mühe gefangen werden.

Die Bäche / wo die Krebse sind / müssen entweder steinicht seyn / oder an den Ufern viel Erlen- und Felberstöcke haben / darunter sie sich aufhalten können; sie bedörffen aber / je kleiner sie sind / ein desto schärffer Aufsehen / weil der Diebstal / so darinnen begangen wird / viel leichter auszuüben / und man mit Fischbeeren / Strudeln / Ausschöpffung der Dümpffel / Ableitung des Wassers / und dergleichen / solche leichtlich ausöden mag / sonderlich wann im Frühling die Krebsen Eyerlein haben und die Fische streichen.

Was die Mühl-Bäche antrifft / werden sie an den kleinen Bächen mit Schwellen und Wehren eingefangen / und müssen die Räder meistentheils überschlächtig gerichtet werden / sonderlich wann der Bach klein ist; dann zu den überschlächtigen Mühlen / muß des Wassers Trieb um viel stärcker seyn.

Cap. XXII.

Von den Seen.

Von den Seen ist in Unter-Oesterreich nichts sonderliches zu melden / ausser dem nächst in ihren Gräntzen in Ungerland / gegen Oedenburg wärts / ligenden Neusidel-See / der sich bey Neusidel anfänget / und bey Russt und Merwisch vorbey streichend / nahe bey S. Wolffgang sich endet / über 4. oder 5. Ungarische Meilwegs lang / und an theils Orten auf 2. Meilwegs breit / Hechten / Scheiden / Karpffen / und die Menge von andern Fischen gibt; auch Oedenburg und die andern umligenden Flecken und Märckte / als Russt / Donnerskirchen / Praitenbrunn und andere mit Fischen versihet.

Ober-Oesterreich aber ist von berühmten Seen trefflich versehen / die aus denen in den hohen Steyerischen Gebürgen entsprungenen frischen und reichen Bronnenquellen sich zusammen sammlen / und von den delicatesten und edelsten Fischen besetzt sind: Die vornehmsten sind der Atter-See / Herrn Graffen Khevenhüller gehörig / daraus die Aeger; und der Gmündter See / daraus die Traun entspringet / welche unferne vom Kloster Lambach die Aeger in sich trinckend / ihren Namen behält / biß sie nicht weit von Ebersperg sich in die Donau stürtzet. Der edlen in den Atter-See sich befindenden Fische / soll hernach absonderlich gedacht werden.

Und ob wol etliche in den Gedancken gestanden / die See-Fische solten nicht so gesund seyn / als die aus dem fliessenden Wasser; So sagt doch der gelehrte Naturkündiger Guilielmus Rondeletius lib. de Piscibus lacustribus cap. 1. Lacus ferè omnes piscium optimorum tam sunt feraces, ut in Mediterraneis marini, fluviatilesque non desiderentur, veluti in Italiâ, Germanicâ, Allobrogibus Und sind sonderlich diese hoch zu halten / wo grosse Flüsse ihren Einfluß oder Ausgang nehmen; und das ist sonderbar an den Seen / daß sie etliche gewisse Fische zu eigen haben / die in andern Wassern sonst nicht zu finden sind; als in Lago di Como haben sie die Stachel- oder Dorn-Karpffen / den die Inwohner Pigo nennen / der den gemeinen Karpffen gantz gleichet / ausser daß er voll scharffer Dornen ist. In Lago di Garda finden sich allein die Carpiones, der an Flossen und Schuppen den Föhren fast gleich ist / mit roth und schwartzen Sprenckeln auf dem Leib / der Bauch ist weiß / auf der Seiten ist er goldgelblicht / und am Rucken schwärtzlicht / und ist nur in diesem etwas von den Föhren unterschieden / daß er einen grössern Bauch / und länglichtern Kopff hat / sonst am Fleisch so zart und wolgeschmack / als die besten Forellen seyn möchten. Tanti faciunt piscem hunc Itali, sagt Rondeletius, ut vix ullum alium vel marinum vel fluviatilem cum eo conferendum putent. Hat auch ein röthlichtes Fleisch wie der Sälmling.

In Sapphoy fangen sie in gewissen Seen den edlen Weißfisch / den sie in ihrer Sprach Lavaret nennen / gleich als wann er neugewaschen hiesse / wegen seiner schönen weissen glantzigen Schuppen / von dannen er offtermals nach Lyon gebracht wird / und ist eines herrlichen guten Geschmacks.

P. Tylkovvsky in sua Philosophia curiosa parte 3. Physicæ de meteoris p. 213. erzehlet von einem wunderlichen See / in Prussiâ Episcopali, in Cameratu Allensteinensi in Regno Poloniæ ad villam Butrini, da sey ein See gar Fischreich / der aber nur allzeit sieben Jahr also bleibt / hernach verliert sich das Wasser mit samt den Fischen / und wird eine Wiesen / die aufs wenigst hundert mit vier Pferden bespannete Wägen mit Heu jährlich beladet / und also sieben Jahr continuirt / hernach wieder sieben Jahr einen Fischreichen See fürstellet. Dergleichen ist auch der Cyrcknitzer-See in Kärndten / ohne daß er jährlich Getrayder / Fisch und Weidwerck gibt / wie Camerarius in Horis subcisivis Centuriâ 1. c. 62. p. 283. aus dem Ortelio, Lazio und Wernero ihn beschreibet.

Wir wollen aber der frembden Fisch allhier zu gedencken unterlassen / und mit nechsten von den edlen und sonderbaren Fischen / die sich im Atter-See ernähren / mit wenigen gedencken; jetzo aber fortfahren / und von der Fischen-Ordnung / wie es in unserm Lande gehalten wird / Meldung thun.

Cap. XXIII.

Von der Fisch-Ordnung.

WIewol unter allen von der Göttlichen Allmacht erschaffenen Thieren / keines den Fisch an Fruchtbarkeit übertrifft; also daß man von zehen Streich-Karpffen in einem Jahr weit über tausend junge Brut haben kan; so geschihet es doch / wann die Flüsse und Bäche zur Unzeit und ohne Maß ausgefischt werden/daß sie davon gantz abgeödet scheinen/daß man wol möchte sagen / quod citò fit, citò perit. Da man hingegen/wann man ihrer schonet/und mit Ordnung gebrauchet / sie sich fort und fort bereichern / und Speise und Lust genug geben; daher werden in allen wolbestellten Ländern gewisse Fisch-Ordnungen von denen Landsfürsten selbst gestellet / welcher zuwider / wann von denen allzugeitzigen und gewinnsüchtigen Fischern gehandelt wird / man selbige billich mit Straff zu belegen / und andere damit abzuschreck ein Ursach hat / damit die Fischereyen erhalten / allerley Unordnungen und Ausödungen der Wasser verhütet und aufgehoben werden.

Die Signoria zu Venedig / die Fischer dahin zu vermögen / daß sie die Fisch um einen billichen Wehrt geben / und desto schneller verkauffen sollen / haben einen Befehl und Ordnung ausgehen lassen / daß die Fischer mit blossem Haupt / barfüssig und stehend ihre Fische verkauffen müssen/damit sie im Sommer die Hitze / und im Winter die Kälte / ihre Wahr desto wolfeiler zu verkauffen / antreiben soll. In unserm Lande aber ist folgende Ordnung.

Die Netze / Seegen / und Fischgezeuge sind erstlich vorgeschrieben worden/darnach die Weite der Maschen einzurichten / damit / wann solche / wider das Prettlmaß / enger und kleiner / nicht zugleich die wachsende Brut mit samt den grossen Fischen ausgefangen seyen/sondern daß sie mögen durchschliessen.

2. Die Fächer sollen nicht in die Fahrten / wordurch die Schiff nothwendig gehen müssen / gerichtet / auch nicht zu hoch / wider die Ordnund/gereiset seyn.

3. Alles Nachtfischen / wie auch die Setzgärne / so man Tag und Nacht in dem Wasser lässet/ dardurch alles / was in den Strom kommet / auf-und abwärts / abgefangen wird / ist auch verbotten/wie auch die Bimsen-und Schmelchen-Körblein oder Reusen.

4. Nicht weniger sollen auch die Fischer keine Kräuter-Bürden mehr legen / weil die Brut sehr dardurch verderbet wird / deßgleichen soll auch kein Wasser / das gräsicht ist / oder Geröhricht hat / ausgemähet werden/von George an/biß auf S. Bartholomæi/weil die laichenden Fische ihre Brut gewöhnlich daran zu setzen pflegen / die durch Ausrottung solches Grases zugleich mit verderbt wird.

5. Welche Mühlen und Hammer an den Flüssen haben/sollen nicht Macht haben / in ihren Gefildern die Brut aufzufangen / Reuschen zu legen / oder sonst zu angeln / sollen auch schuldig seyn / wann sie ihre Wieren und Mühlbäche abkehren wollen / oder müssen / solches denen / welchen das Fischwasser zugehörig / drey Tage zuvor verkünden / die auch verbunden seyn sollen / Jemanden dahin zu verordnen.

6. Die Fischer sollen keine Aesche / Föhren / Barben / Hechten / Karpffen / Huchen / Nörfling / Prächsen / Alten/Schied einsetzen / oder verkauffen / sie haben dann die geordnete Fischmaß daher auch Jährlich um Georgi und Martini die Fisch-Kälter unversehens von den Amtleuten zu besuchen / ob der gegebenen Maß nachgelebet werde / damit man die Ubertretter abstraffen / und zur Haltung dieser Ordnung zwingen möge.

7. Auch sollen die Fischer ernstlich angehalten seyn / wann sie unter den Pfrillen / Grundeln und Lauben kleine Föhren/Bärblein und Hechten/oder dergleichen edle Fische fangen / solche alsobald bey Straff wieder in die Wasser zu werffen / wie dann jede Obrigkeit nicht allein auf den Märckten / sondern auch in der Fischer Häusern und Behältern darauf Achtung geben und Nachforschung haben sollen.

8. Die Grundsängel sollen an keinem Ort / ausser der Obrigkeit eines jeden Orts sonderbarer Erlaubnus / vor St. Johannis gefangen werden.

9. Was die Gemein-Wasser anlanget / sollen allein diese zu fischen Macht haben / die daselbst neben andern Weid / Trieb und Trat haben / doch in jedern Wochen nicht mehr als zwey Tag / als Donnerstag und Freytag / allein mit Strittböhren / Daupeln und Gezeug / die nach Prettlmaß / und nicht enger / gestrickt sind / und soll (wie die Sächsische Fisch-Ordnung will) diese Fischerey allein vom Aufgang der Sonnen/biß um 11. Uhr Mittags/und nicht länger währen/bey Straff 20. Groschen und Verlust des Hammens/sollen auch in Gemeinden / die zu fischen Macht haben / ihre Fischzeuge / nach verrichter Fischerey / in ihren Häusern nicht behalten/sondern in die Gerichte zur Verwahrung übergeben; so sind auch alle Gesellenfischen verbotten / und soll nicht mehr als zweyen miteinander zu fischen erlaubt seyn; Die Reuschen / und das Nachtfischen und Krebsen soll auf dergleichē Freybächen gäntzlich verbotten seyn / wird auch Jema nd darwider betretten / dem mögen die Nachbarn allen Zeuge / mit samt den Fischen oder Krebsen wegnehmen / und soll der Thäter nicht weniger der Obrigkeit Straff zu gewarten haben; sonderlich da sich Jemand unterstehen wollt / die Fische mit Cockels-Körnern / oder dergleichen Geäse ohnmächtig und quälig zu machen / mit dem soll man ohne Verschonung mit starcker unnachläßlicher Leibes-Straff verfahren / soll auch allen Apothekern und Materialisten verbotten werden / dergleichen verdächtige Wahren nit zu verkauffen.

10. Soll Niemand / nächst dem Wasser / auf seinen Gründen hinfüro Gruben oder Sümpffe machen / da aber Jemand solche Gruben vorhin schon hätte / soll er nach den Güssen / wann das Wasser wiederfällt / solche nicht verschlagen / und den Fischen den Ausgang damit verwehren/sondern soll sie unverschlagen offen stehen lassen; wann aber das Wasser abgelauffen / und Fische darinnen verblieben sind / mögen die Innhaber solche ausfischen / doch die junge Brut wieder in das Fließwasser schütten.

11. Alle Hanff- und Flach-Röstten sollen in Teichen / Flüssen und Bächen / wo Fische oder Krebse sind / gäntzlich verbotten seyn / und sollen die Obrigkeiten darob seyn / daß neben den Teichen / die Bächen und Fischwassern / absonderlich gelegene und der Fischwaid unschädliche Sümpfe zum Rösten zugerichtet werden.

12. Die Neben-Bäche und Wasser / so in den Fischreichen Fluß einrinnen / und in welche zu gewissen Zeiten die Fisch aus dem Fluß austretten / die sollen mit Seegen / Schrot- und Setzgarnen nicht versetzt werden.

13. Die heimischen Endten / weil sie der Fischbrut sehr auffätzig / und grossen Schaden thun / sollen neben den edlen Fisch-Wassern zu halten nicht zugelassen seyn; hingegen mögen die schadhafften Vögel / die Scheren Schildvögel / Taucher / Fischer / Fischgeyer / und dergleichen / von den Fischern abgefangen / der Raiger / Schwanen und wilden Endtvögel aber soll geschonet werden.

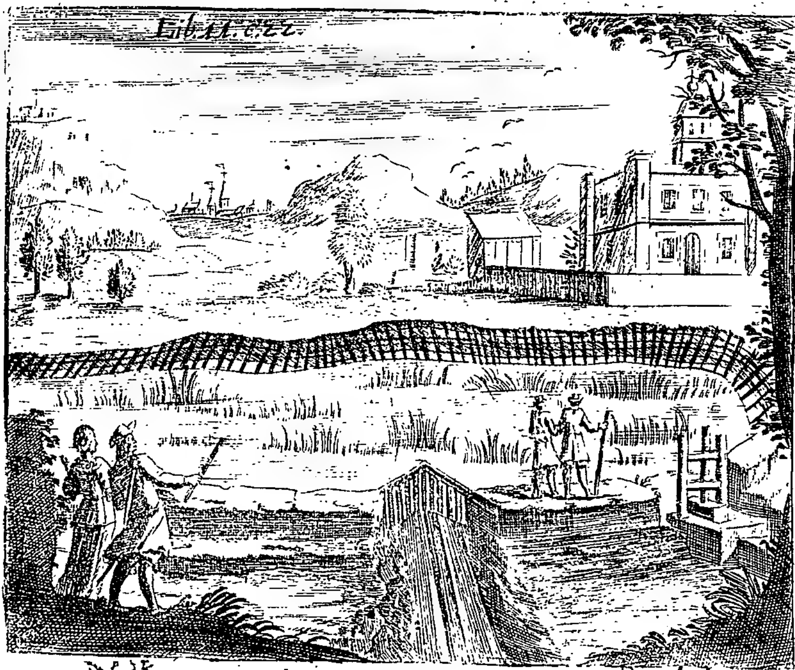
14. Es sollen auch die Bauren und andere / die / zu Wässerung ihrer Gründe / Graben aus dem Fischwassern machen / dieselben also mit Gattern vermachen / damit die Fische nicht mit samt dem Wasser / mit Schaden deß Wassers-Eigenthümers / muß ausgeleitet / und also die Wasser ausgeödet werden.

14. In denen in dem Land ob der Enß gelegenen Seen auch auf andern Wassern / als auf der Donau / Traun / Vöckla / Aeger / Alm / Krems / Ennß und Steyer / soll ein Monat lang nach S. Simonis Judæ Tag / keine Föhre / sie seyen groß oder klein / ausser Lachs / also auch keine Aesche / vierzehen Tage vor / und vierzehen Tage nach Georgi / gefangen / eingesetzt / und verkaufft werden. Der Sprentzling- und Mailing-Fang / welches kleinere und mittlere Aesch-Sorten sind / soll allein den Landleuten vor Catharinæ erlaubt / sonst aber gäntzlich verbotten seyn. Es sollen auch die Obrigkeiten zu denen hievor in specie verbottenen Zeiten die Fischer zu dem Aesch- und Föhren-Fang / ihnen ihren Fisch-Dienst zu reichen / nicht dringen / sondern die rechte zulässige Fangzeit erwarten.

16. Die Fürkauff sind allen fremden Fischern ernstlich verbotten / und sollen die Fischer im Land die Fische erstlich im Land die Fische anfailen / damit nicht unnothwendige Theurung der Fische damit verursachet werde.

17. Was die Maß und Zeit betrifft / soll auf die ausländische Fische / die aus Bayern / Böhmen / und Hungarn oder andern Orten kommen / nicht zu verstehen / sondern sie sollen exempt seyn / damit die Zufuhr von fremden Orten desto mehr geschehe / die Nothdurfft von Fischen zu bekommen / und die Wolfeile zu erhalten.

Qui ex piscinis, lacubus, seu vivariis pisces capiunt, non minus, ac alii fures, pro qualitate delicti, laquo puniuntur, Carpz. Pract. Crim. p. 2. quæst 84. num. 78. Qui autem in alienis rivis, apuis & fluminibus non inclusis pisces capiunt, arbitrariè puniuntur.



Cap. XXIV.

Von den Teichen.

Bißher haben wir von denen Fischereyen / so durch die Natur bereitet sind / gehandelt / jetzo wollen wir von den jenigen reden / die durch menschlichen Fleiß und Arbeit zugerichtet werden: Ein Teich ist ein geraumer Umfang eines instraehenden Wassers / darinnen man gewisse Fische halten / und wann man will / ablassen kan / und damit wird von den Seen unterschieden / die man nicht kan ablassen; an der

Grösse aber von den Behältern / die nur enge und kleine sind.

Obwol die alten Römer / wie bey Varrone erscheinet / dafür gehalten / die süssen Teiche seyen ohne Nutz / und bey ihnen nur die gesaltzene Teiche / die sie ohnferne vom Meer bereitet / und nur Murænen und Oratas darinn hielten / in Ansehen waren / so findet sich doch zu unsern Zeiten / aus Erfahrnus / das Widerspiel / daß die süssen Teiche / eines von den besten und gewissesten Einkommen einer Herrschafft sind ; wie dann Janus Dubravius ein berühmter Bischoff zu Olmütz in Mähren / der ein eigenes Buch Lateinisch von den Teichen geschrieben / lib. 1. cap. 3. erzehlet / daß / als Herr Wilhelm von Bernstein (ein reicher und tapferer Herr / deme Pardubitz / welche Herrschafft allein so viel Teiche hat / als Tag im Jahr sind / auch Leitomischel und andere Herrschafften gehört haben) einsmals befragt worden / welche Güter er für seine nützlichsten hielte / geantwortet habe / die Besitzung vieler Teiche / hätte auch bekennet / der Anfang seines Reichthums rühre von den Teichen her. Dahero auch Herr Joh. Erasam Wegner in seiner kleinen Oeconomiâ Bohemo-Austriacâ vermeldet / es sey ein altes Sprichwort in Böhmen :

Schäfereyen / Bräuhäuser und Teich /
machen die Böhmischen Herren reich.

Und erzehlet obbemelder Herr Janus Dubravius l. c. 2. daß / als er einesmals in Schlesien ohngefähr über einen Teich-Damm reisen müssen / habe er in demselben Teiche eine Fischerey / und einen Schlesischen Fürsten dabey / mit Fischer-Stiefeln versehen / angetroffen / der sich / als er angesprochen worden / also entschuldiget hat : Wann einem Fürsten das Hetzen und die Hasen-Jagt nicht übel anstehet / wer will ihm übel vermercken / wann er bey dem Karpsen- und Hechten-Fang gegenwärtig ist? Meldet auch daselbst / daß des tapfern Heldens Johannis Hunnadis Sohn / Matthias Corvinus / König in Ungarn / habe selbst grosse Freude und Ergetzlichkeit an den Teichen gehabt / und habe in seinem grossen Teich / den er bey dem Schloß Tottis in Ungarn zurichten lassen / lebendige Hausen aus der Donau übergebracht / und eingesetzt ; und hätte einesmals seiner andern Gemahlin Beatrici, Königs Ferdinandi von Napoli Tochter / ihrem Vettern / dem Päbstlischen Nuncio, und vielen andern bey ihm anwesenden Böhmischen und Ungarischen Herren / nicht viel weniger als sechzig lebendige Hausen in diesem Teiche sehen lassen.

So ist auch gewiß / daß die Herren Grabner von Rosenberg (ein altes / aber nunmehr abgestorbenes / Oesterreichisches Edles Geschlecht) in ihrem Schloß zu Pottenbrunn / unweit von St. Pöltern / im Schloßgraben daselbst / der aus lauter klarem und hellem Wasser bestehet / vorzeiten lang einen lebendigen Hausen erhalten.

Dieses ist gewiß / daß eine Herrschafft die viel Teiche hat / einen herrlichen Vortheil und Zierde / sammt gewissen stattlichen Einkommen erhält / und nicht allein mit der Fischerey / sondern auch mit der Endtenbürst einen sonderbaren Nutzen und Lust nehmen und geben kan.

Cap. XXV.

Wie ein Teich anzurichten.

EInen Teich wol zuzurichten / muß betrachtet werden erstlich der Situs, die Gelegenheit des Orts / ob er gut und Wasserreich ; 2. das Gebäue an ihm selbst / daß es gut und dauerhafftig ; und 3. der Damm / Ablaß / und Wasser-Rechen.

Ein Karpffen-Teich muß fetten Grunde haben / oder wann er sandicht / soll er doch mit Letten vermischt seyn / sollen auch keine Bronnenquellen darinnen sich ereignen / weil solche für die Karpffen zu kalt und zu schlammicht sind / mehr Koth als Fische geben. Er soll an einen schönen flachen / doch etwas abhängichten Ort ligen / bey dem Ablaß tieff / und hinten seucht / einen durchlauffenden / oder nahe vorbeyfliessenden Bach haben.

Ein Karpfen-Teich soll einen guten fetten Boden haben / Letten und Leim durcheinander / der von Aeckern oder Wiesen / oder vom Feld-Wasser seinen Zugang hat / dieser Boden ziehet gute Fische / der Sonnenschein (den die Karpffen sehr lieben) muß stets und frey darauf scheinen mögen ; wann der Boden gar zu fest und hart ist / muß er vorher aufgeackert werden / sonst finden sie keine Nahrung / der Boden sey gleich so feist und gut / als er immer wolle.

Solche Teiche nun / muß man einem Winter ligen ausfrieren / und einen Graben mitten durch den Teich / als einen Canal / führen lassen / darein sich das Wasser setzen / und der Grund besser austrocknen kan / darauf mag man Gersten oder Habern säen / so bekommt der Teich wieder einen Grund / der die Fische auf etliche Jahr erhalten kan.

Die neuen Teiche muß man nicht auf einmal mit Wasser überhäuffen / sondern es muß gemach / nach und nach / den Damm zu befestigen / eingelassen seyn. Man kan anfangs den Teich nur biß auf die Helffte des Damms mit Wasser füllen und anlassen / und wann das Wasser etliche Tage darinn gestanden hat / muß mans wieder ablassen / und frisches Wasser hinein leiten / damit so wol deß Grundes / als auch des inligenden Holtzes bitterer und unangenehmer Geschmack verbessert und versüsset sey / sonst stehen sie leichtlich ab / wie Dubravius lib. 3. cap. 2. erzehlet / daß ihm selbst wiederfahren sey.

Viel sind der Meynung / daß ein Grund / der ein wenig tauglich ist / Getraid zu tragen / nicht solle in Teiche verkehret werden ; Andere aber glauben / der Grund sey so fruchtbar / als er immer wolle / daß (wo man ohne diß keinen Mangel an Bau-Feldern hat) man seiner mit Fischen viel mehr geniesset ; dann / je besser der Grund ist / je fetter / schöner und gewächsiger werden die Fische ; ist er aber unträchtig / so belohnet er dennoch den Unkosten / wann er zu einem Teich gemacht wird.

Um einen guten bekandten bewährten Teichgräber ist in einer Anrichtung der Teiche sich zu bewärben / und keinem vagirenden hergelauffenen Landstreicher leicht lich zu trauen / der muß auch einsprechen und gut dafür

seyn / daß der Teich im Fuß nicht rinnend werde / sondern Wasser halte ; dann es kan seyn / daß er erst übers Jahr durchnasset / und zu rinnen anfanget / wann er recht durchweichet worden.

Cap. XXVI.

Vom Unterschied der Teiche.

DIe Teiche haben / nach Beschaffenheit des Orts einen mercklichen Unterscheid / daß etliche allein von den Feldgüssen müssen erhalten werden / etliche haben eigene Bronnquellen / durch deren Zulauff sie Wassers genug haben / in etliche aber lauffen Bäche durch / oder wird doch das Wasser von denē nahend vorbey lauffenden Bächen hinein geleitet.

Wann ein Teich / der von Feldgüssen erhalten wird / um Liechtmessen / oder in der Fasten / gantz voll mit Wasser angelassen ist / so bleibt er in einer Maß bis hinan um S. Johann. Baptistæ, wann es nachmaln recht heiß wird versyhet und fällt das Wasser an den äussersten Orten gemählich / etwan bis auf den dritten Theil des Teichs / oder wol gar bis auf die Helffte / ist aber nichts daran gelegen / aus Ursach / weil der Karpfe diese Art an sich hat / daß er in des Teiches Mitten / in der Tieffen keine Weide nimmt / sondern nur in der Seuchten ; und wann sich schon im Sommer das Wasser in der Seuchten verlieret / so hat doch der Karpfe die Weide daselbst schon weggenommen / und hat die Weide in der Mitten in der Tieffe noch besser / und entzwischen er derselben geniesset / trocknet die Sonne die feuchten und dürren Ort wieder aus / machet sie süß und fruchtbar / mittlerweilen kommt ein Regenwasser von den Feldgüssen / daß der Teich wieder voll wird.

Wäre aber gar ein dürrer Sommer / so wird dennoch der vom Wasser verlassene und entblöste Ort auf das künfftige nur desto besser und fetter / und was ein Jahr dahinden bleibt / kommt auf das andere wieder doppelt ein / also daß man keinen Verlust leidet / wann es nur ein Teich ist / der über Sommer nicht gar austrocknet / dann diesen wäre unrathsam zu besetzen / wann aber nur der dritte Theil Wasser bleibt / so ist er doch für die Karpffen fast besser / als einer / der fort und fort zulauffendes Wasser hat / wie es offt aus der Prob erfahren worden. Wann die Feldgüsse in die Teiche lauffen / gibts gute Nahrung / weil im Sommer allerley Körnlein / im Winter aber das Koth von dem daselbst weidendem Vieh hinein geflösset wird.

Wo ein Bach in den Teich gehet / ist nicht gut / daß er allwege hinein fliesse / dann auf solche Weise nehmen die Fische die Weide nicht gern / sondern gehen lieber dem frischen Wasser zu / und weil sie der Weide nicht geniessen / wachsen sie auch nicht gerne / derhalben / wo man das Bach-Wasser kan abkehren / ists besser / man lasse nicht mehr Wasser hinein / als man bedarff.

Cap. XXVII.

Was ferner bey den Teichen zu bedencken.

IN einem neuen Teiche wachsen die Fische in den ersten fünff oder sechs Jahren am besten / darnach soll man die Teiche lähr ligen lassen / so ziehet die Gefrier deß Winters / und die Sonnen-Strahlen des Sommers die Mattigkeit der Erden aus / wird solche wieder wolgeschmack / süß und gut / und kriegen die Fische eine desto ergäbigere Nahrung / will man dann unter der Zeit / daß der Teich trocken ist / Korn oder Gersten darein bauen / so ist es desto besser / geschihet es aber nicht / so ist dennoch gut / daß der Boden wol ausgetrocknet und dardurch sich wieder verjüngert und bessert.

Auch ist bey den Teichen diß in acht zu nehmen / daß der Rechen / wordurch das Uber-Wasser ablaufft / wol zugehalten werde / dann der Karpfe / wann im Frühling die Wasser anfangen sich zu wärmen / unterstehet sich mit Gewalt durchzutringen / und fällt durch eine geringe Lucken heraus / dardurch der Teich mercklich in Abgang kommt.

Will man einen Teich ablassen / der drey oder vier Sommer gestanden / und der Grund nicht sonders gut und feist / sondern muerich und mosicht ist / so soll man ihn über Winter / oder wol gar ein gantzes Jahr / öde ligen lassen. Hat aber jemand absonderliche Einsätze / darein im Winter Bronnenwasser fällt / und der Teich etwan bey 10. Tagwerck seyn mag / kan man ihn (wie in der Pfaltz gebräuchlich) alle Jahr fischen. Wann man nun die Fische in der Fasten einsetzen wolte / mag mans im Herbst aus dem Teiche fischen / und was zum Verkauff dienlich / oder zum Wieder-Einsetzen gehört / jedes in besondere Einsätze bringen / ist darum gut / daß man nicht aufeysen darff ; und wann der Teich / den Winter über / ohne Wasser bleibt / so macht die Gefeier den Grund mürb und trocken / so kommt auch jährlich die unnütze Brut / Kothpletten Rothaugen und dergleichen mit heraus / welche sonst den Karpffen die Weide abstehlen : und wann die Karpffen hernach allein zu stehen kommen / so wachsen sie lieber.

Wo man die lähren Teiche / den Sommer durch / besäet / und die Teiche vorher wol bedunget / so wachsen die Karpfen hernach in einem Jahr besser / als sonst in zweyen. Was zu den Teichen an Holtz und andern nothwendig ist / soll man im Winter bey gutem Schlitten-Wetter / durch die Unterthanen / oder durch die Mayrzüge führen lassen. Was sonst ein Teich-Meister das gantze Jahr durch zu thun / davon soll hernach ausführlich und absonderlich / so viel es möglich / gehandelt werden.

Cap. XXVIII.

Von Abwägung des Wassers.

IN der Abwägung deß Wassers ist sehr viel/ und zwar das meiste/gelegen/ weil man/ ohne diese/ nicht wissen kan/die Höhe oder Dicke des Däms zu machen/ wann man nicht zu vor urtheilet/ wohin der Wasserfall/und wie starck er gehet/wie hoch das Wasser steigen möchte/ wohin der Ablaß und die Rechen zu verordnen/ wo der Teich tieff/ seucht/ und am allertieffesten seyn solle Theils haben eine rechte aus Holtz gemachte Wasser-Wage mit einem Bley-Gewicht/dabey man abnehmen kan/ob das Wasser/ das man in seinen Teich zu leiten gedencket/ höher oder niedriger/ thulich oder vergeblich sey; und diese Prob muß nicht durch Stümpler/sondern durch einen guten und bewährten Teichmeister verrichtet/ muß auch mit der Arbeit nicht angefangen werden/ bis man in diesem allen seine Richtigkeit und Gewißheit hat.

In den Teichen/ welche nur von der Winter-Flut erhalten sind/ oder die selbst Bronnen-Adern haben/ kan man an statt/ oder in Ermanglung deß Wasser-Gewichts/ nur ein ungeladenes Schieß-Rohr nehmen/ es auf einen oder mehr Pfal also gleich auflegen/wie hoch man beyläuffig will/daß der Damm steigen solle; wann nun der Perpendicul auf das Rohr gesetzt wird/auch in die Krunsen mit dem Faden gerad einschlägt/ und also zeiget/ daß nun das Rohr gantz eben und gleich lige/ als denn soll man das Absehen bey dem Anschlag (wie sonst/ wann man schiessen will) also nehmen/und beobachten/ wohin es treffe/und daselbst einen Stecken oder Pfahl/ der schon in Bereitschafft seyn solle/ einschlagen lassen; so hoch nun das Absehen auf das oberste Theil oder den Kopff des Pfals eintrifft/ so hoch wird das Wasser an dem aussern Ort sich finden/ also daß er wissen kan/ wie tieff oder seicht das Wasser an dem Ende des Teichs steigen und wachsen wird/ auch kan er mitten im Teich aber einen Pfal so hoch einstecken lassen/ biß desselbigen Spitzen uñ oberster Theil durch die radios visivos, nach dem Absehen/ getroffen wird/ daher er so wol bey dem Damm/ wie hoch derselbe muß aufgeführt werden/ die Tieffen/als auch in der Mitten/und an den Enden wissen kan/wie tieff uñ hoch das Wasser aller Orten fallen wird; das Rohr aber/wann es durch den Perpendicul einmal gerad eingerichtet ist/muß hernach keines Wegs bewogen werden; und wo dieses nicht voran recht erwogen und abgewogen wird/ist zu besorgen/man arbeite vergeblich.

Cap. XXIX.

Verfertigung und Anrichtung deß Damms.

DJeweil an Legung des Damms überaus viel ligt/ daran die Langwührigkeit und Erhaltung des Teichs und Wassers hänget/ als hat man desto besser acht zu haben/damit er recht und wol/auch beständig verfertigt werde. Wann man nun den Teich abgewogen/ wo die Tieffe deß Wassers am meisten hinreichet/ daselbst hin muß der Damm grösser oder kleiner/ schmäler oder breiter/ höher oder niederer gelegt seyn/ daselbst nun ist erstlich der Grund zu erforschen/ ob er laimicht/ letticht/ sandicht/ oder sumpffig sey; das erste wird für das beste gehalten/ des andern Zufälle der Erden/verursachen desto mehr Arbeit/dann man zu graben nicht aufhören darff/ bis man harten und festen Boden antrifft.

Der Teich-Damm soll sonst gemeiniglich in dem Grund tieff seyn anderthalb Klaffter/ oder noch tieffer/ so es vonnöthen/ der Damm muß im Grund dreymal so dick seyn/ als er oben auf ist/ soll auch oben so breit seyn/ als hoch der Damm ist/ als wann der Damm 3. Elen hoch wäre/ muß er obẽ auf 3. Elen breit/ im Fundament aber 9. Elen dick seyn; oder wäre er vier Elen hoch/ muß er oben auch in der Breiten 4. Elen und im Grund unten 12. Elen haben. Am besten ist/wann der Damm oben so breit ist/ daß zween Wägen im Gegenführen einander ausweichen können. Nach dem das Wasser viel oder wenig hangt/ wird auch tieffer oder feuchter Grund gesucht/ und mit gutem Laimen/sonderlich wo der Ablaß-Graben ist/ die Rinnen allenthalben wol verstossen/ und zu gebührender Symmetria gebracht.

Der Laim muß nicht zu hart/ auch nicht zu weich seyn/ und so offt eines Ziegels dick Laim eingeschlagen wird/muß selbiger mit grossen höltzernen/und unten mit einem eisernen Ring beschlagenen Stösseln/ wol gestompfft und nidergebleuet/ oder mit blossen Füssen wol und starck eingetretten werden; sonderlich aber ist in Machung des Damms wol aufzuschauen/daß die Teichgraber kein Holtz oder Stein unter den Laim mischen/ vielweniger einigen Sand zur Ausfüllung gebrauchen/weil solches dem Damm ein grosser Schad ist/ und er dardurch nach langer Zeit kan rinnend und sehr hart wieder ausgebessert beständig werden. Daher so lange sie an dem Damm und Ablaß arbeiten/ soll man (wo man nicht selbst/ welches wol das beste/ zusehen kan) allzeit jemanden Treuen und Verständigen haben/ der ihnen nimmer von der Seiten komme/ so lang sie an dem Damm zu arbeiten haben.

Wie weit und hoch der Damm seyn muß/ gibt die Beschaffenheit und das Läger des Orts zu erkennen. Wann der Platz von Natur zwischen zweyen Anhöhen oder Hügeln eingeschlossen/und ohne diß abhängicht ist/ muß der Damm zwar kürtzer/ aber stärcker seyn; weil der Anfall deß Wassers desto strenger anplatzet; ist aber der Platz eben/ muß er länger/darff aber nicht so starck seyn; daher Situs loci, ehe man einen Teich zurichten will/wol zu bedencken.

Wer an einem gantz flachen Ort einen Teich graben will/ muß einen weiten und langen Damm machen/ und darzu tieff graben/welches doppelten Unkosten verursachet/ und das ärgste ist/ daß der äusserste Waa-

..n und Theil der Erden / welcher den Fischen die be-.. Nahrung gibt / entzogen / auch der Teich hernach ..m Anbauen (wann man ihn öd ligen lässt) ungeschickt und undienlich ist; wann der Damm in dem ..undament in rechter Tieffe und Befestigung wol eingeschnitten / nunmehr den ebenen Grund erreicht hat / ..ird er von aussen und innen / mit viereckichten starcken Waasen / der fein dick und grasecht ist / auf den ..orm / wie die Feldschantzen und Ravelin angelegt ..erden / scarpirt / und allgemach nach rechter Proportion sich verlierend / aufgerichtet; der zwischen ligende ..aim wird gebührlich angefeuchtet / und wie droben vermeldet / fest und starck eingestossen / der Waasen muß ..as grasechte Theil auswärts kehren; so helffen die ..raswurtzen auch den Damm vor des Wassers Anlauff desto besser zu beschützen; die jenigen Dämme / die auf die Landstrassen zu ligen kommen / und darüber man nothwendig reysen muß / wie in Böhmen gar offt zu sehen / die müssen oben etwas breiter und also beschaffen seyn / damit zween darauf einander begegnende Wägen (wie oben gesagt) leichtlich für einander passiren mögen.

Bäume / die hoch aufwachsen / müssen auf den Damm nicht gesetzt werden / denn wann sie von den Winden hin und wieder getrieben sind / wird die Wurtzel rogel und lücker / und bereitet dem Wasser seinen Einbruch. Weiden aber die halten Wurtzen und Erden zusammen; und weil man sie jährlich stümmlet / also vor grosser Rüttlung der Winde sicher sind / daher thun sie keinen Schaden.

Cap. XXX.

Vom Ablaß.

Der Ablaß muß zugleich mit Anschüttung des Dammes und zwar an dem niedrigsten und tieffesten Platz / wo alles Teichwasser zusammen fliesst / angerichtet seyn / daselbst wird eine / nach Grösse des Teichs / proportionirte / aus einem gantzen eychenen oder Föhren-Holtz ausgehauene Rinnen / die am hintern Theil / wo sie am Teiche ligt / gantz bleibt / und nur oben auf ein viereckichter / wenigst einer Spannen breit / oder noch grösserer Spunt eingehauen / und wird darein ein Zapffen gleichfalls von gutem Holtz gehäbe und genau zugerichtet / den man in selbigen Spunt hinein schlagen / und also dem Wasser den Auslauff hemmen und aufhalten kan.

Dubravius sagt / zum Ablaß sey das Tännen-Holtz sehr gut / und versichert / daß ein solcher Ablaß in die 50. Jahr daure / sey auch besser / wann er ungeschählt also eingelegt werde.

Der andere Theil der Röhren gehet auswärts in den Flut- oder Ablaß-Grabē / welches heraussen auf etliche Schritt mit breiten Steinen kan gepflastert werden / damit / wann man das Wasser will ablassen / selbiges vor der Rinnen keine Löcher und Gruben kan ausstossen.

Die Ablaß-Rinnen muß tieff eingestossen / und mit Laim starck und wol / unten / oben / auch auf beeden Seiten streng verwahret werden / damit das Teichwasser nicht ausserhalb neben der Rinnen möge durchfressen; wie dann das Wasser leichtlich einen Ausgang suchet und findet. Das Zapffenloch oben auf der Rinnen muß dem andern Teich-Grund gleich / und etwan um ein oder zwey Zoll tieffer ligen / damit das Wasser desto besser möge ausfliessen. Es soll etwan eine Klaffter lang oder mehr von dem Dam̄ in den Teich reichen / daß wan̄ der Zapffen fürgeschlagen wird / niemand so leichtlich zu dem Zapffen kommen / und also durch Fürwitz und Muthwillen / mit Bewegung oder gar Aufziehung des Zapffens keinen Schaden thun möge.

Dieser Zapffen muß auch von aussen herum mit einem Gerüst oder Chor von Holtz / der allenthalben mit eng beysamm eingemachten Sprüsseln / wie ein Gätter / verschlagen ist / verwahret seyn; wo grosse Teiche sind / wird gar auf diesen Chor ein kleines höltzernes mit Laden verschlagenes Cabinet oder Häuslein aufgesetzt / das man von aussen verschliessen / und den Boden mit Brettern also belegen kan / daß man sie / wann man will / aufheben / und zu dem Zapffen (der mitten drinnen stehet) sehen und kommen kan; also wird bösen und unnützen Leuten der Zutritt zu dem Zapffen desto leichter verwehret / auch soll man niemal / man lasse den Teich ab / aus was Ursachen man wolle / den Zapffen ziehen / man habe denn vorher die herumstehende Sprüssel besehen / ob keiner verruckt oder gar ausgestossen seye; weil sonst viel Fisch dardurch mit der Flut austretten / und also verlohren seyn würden. Wo grosse Wasserreiche Teiche sind / werden auch wol 2 oder mehr solche Ablässe verfertigt / damit das Wasser desto eher sich verlauffe / und man am Fischen nicht gar zu lang verhindert und aufgehalten werde. Und wie nicht gut ist / wann das Wasser zu langsam verfliesset / also ist auch nicht gut / wann es gar zu schnell und hastig ablauffet / weil viel Fische also in dem Schlamm stecken bleiben und wo man sie nicht fleissig zusammen sucht / im Maraß verzappeln und verderben müssen; wann aber das Teichwasser fein sacht und gemählich ihnen entgehet / so haben die Fische Zeit / der Flut und dem Wasser nachzufolgen / und da schon einer sich etwas verspätete / kan er sich doch dem noch annahenden Wasser bald nachschnellen / daß also nichts / oder doch gar wenig zurücke bleibet; etwan 10 oder 12 Schritt ausserhalb des Ablasses in dem Graben mag man einen kleinen Zaun von Reisicht flechten / damit wann etwas durch den Ablaß von Fischen heraus dringe / daselbst möge aufgehalten und gefunden werden.

Cap. XXXI.

Vom Theras oder Tarras.

DIeweil der mit blossen Waasen inwendig besetzte Damm nicht genugsam ist / dem Wasser in die Länge zu widerstehen / und durch die strengen Windes-Trieb angeschlagene Wellen und Fluten die Erden nach und nach unterwachsen und eindringen; also wird der Damm / wo das Wasser am stärckesten angetrieben wird / mit starcken eychenen zimlich dicken zwey oder drey Spannen-griffigen runden und ungeschählten Pfälen / die nach der Länge ohngefähr drey oder vier Schritt voneinander entlegen sind / versehen / die werden von unten an / bis oben / mit starcken felbernen oder weidenen Ruthen dicht und wol eingeflochten / und also der Waasen damit / gleichsam als wie mit einer Vormauer / versichert / und weil das eychene Holtz im Wasser nicht leichtlich faulet / die Weiden aber / wann sie in stäter Nässen verharren / anfangen zu grünen und auszuschlagen / also wird der Tarras desto fester zusamm verbunden / und der Damm desto beständiger verwahret.

Solches geschiehet beederseits um den Ablaß / wo der Teich am tieffesten / und der Wasser-Fall am stärckesten hingehet; man kan auch zu dem Theras Erlen / Buchen und Nußbaum brauchen / Æsculus autem, Salix & Betula nec in aëre, nec in aquis durabiles, das ist / die großblätterichten Hag-Eichen / Felber und Bircken sind weder in der Lufft / noch im Wasser dauerhafftig. Wo grosse tieffe Teiche sind / thut man am besten / wann man / an statt des höltzernen Tarras, den Damm inwendig mit grossen Steinen ausmauret / die / je besser und dichter sie mit Zeug / oder gar mit Wasser-Kütte zusammen verbunden sind / je mehr sie sich gleichsam verewigen / und auf unausdenckliche Jahre dauren / und also fortan den Kinds-Kindern und Uhr-Enckelein dienen können / sonderlich wo man Gelegenheit und Steinbrüche von harten Steinen haben kan; denn wiewol es etwas mehr kostet / so ist es doch besser / als wann man so offt nachflicken / und immerdar etwas bessern muß / das doch manchesmal wenig hilfft. Ist also das Welsche Sprichwort wahr: Chi troppo spende, manco spende: Offt der theuer einkaufft / kaufft wolfeiler / als der wolfeil kaufft; weil besser / etwas mehr an etwas langwühriges und beständiges / als weniger an ein Ding / das wenig nützlich und nicht wehrhafft ist / wenden und anlegen.

Cap. XXXII.

Vom Rechen / das Uberwasser abzuführen.

NAchdem ein Teich ein grosses oder kleines Zurinnen hat / oder nachdem er den Feldgüssen starck oder wenig unterworffen / sonderlich wo Bäche durchgehen / die man nicht abkehren kan / darnach werden auch die Rechen groß oder klein / feucht oder tieff eingelegt; man grabt eine aus Eichen-Föhren- oder Tannen-Holtz ausgehauene Rinnen in den Damm so tieff ein / als man will / daß sich das Wasser im Teich erhalten und bleiben solle / ist der Teich groß und breit / werden wol zwey oder mehr Rechen also eingelegt / dann wo diß nicht wäre / würde der Teich von gähem Regenwetter und Feldgüssen gar überlauffen / das Wasser über den Damm sich ausgiessen / und die Fische aus dem Teiche / andern zum Besten / und dem Hausvatter zu Schaden / mit sich hinweg flössen.

Solches nun zu verhüten / müssen die Rinnen / zum Uberwasser / breit und tieff genug seyn / damit das angeschwellte Wasser Raum habe sich auszulähren; weil aber die Fische natürlicher Weise gern der Flut nachstreichen / also ist hoch vonnöthen / daß der Einlauff / wo das Wasser in die Flutrinnen lauffet / mit einem vier- oder dreyeckichten höltzernen Thor versehen sey / darinn vom Grund des Teiches an / biß oben auf / enge und starcke Sprüssel fest aneinander eingesteckt werden / damit zwar das Wasser / aber keine Fischbrut / durchdringen möge / denn wo diß verabsäumet / und nicht auf das allerfleissigste beobachtet wird / empfindet man den Schaden erst / wann man fischen will / da man anstatt der Fische nichts als Frösche und Kothpletten findet.

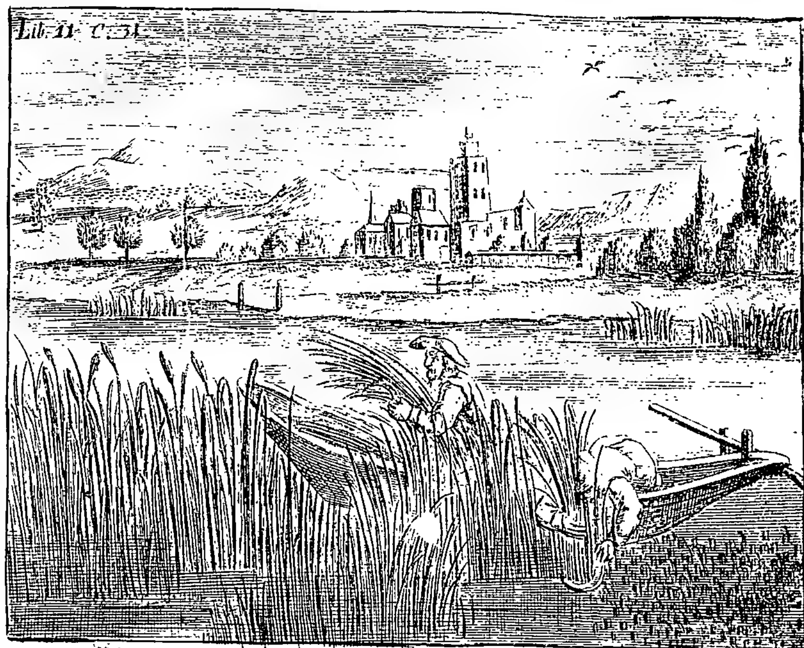
Die Flut-Rinnen muß durch den gantzen Damm gehen / und so wol unten / als auf beeden Seiten / mit zähem festen Laim und Doon wol versichert / eingestossen und getretten seyn / damit das Wasser weder drunten noch darneben durchfressen könne; ausserhalb des Damms gehet es ein oder zwey Elenlang hinaus / wo es sich in einen Graben auslähren / also fortfliessen / und den Teich des Uberwassers entladen kan.

Cap. XXXIII.

Wie das Geröhricht aus den Teichen zu bringen.

DEr erste ungebettene Gast / der sich in den Teichen fürstellet / und einfindet / ist das Geröhricht / das leichtlich wächst und zunimmt / sehr schwerlich aber vertrieben wird; denn (wie Herr Colerus sagt) wann mans mit einer Sichel abschneidet / so wächset es schöner / zündet mans mit einer Fackel an / wächset es dicker / will mans mit den Händen aus der Erden reissen / so zerbricht mans / oder reisset es ab / mit dem Pflug kan mans nicht gewinnen / wegen des Wassers und der tieffen Wurtzeln; also ist der beste Rath / wie er ferner meldet / daß man im Sommer / wann die Sonne in Krebs gehet / die Hundstäge anfangen / und der Teich voll Wassers ist / mit einem oder mehr Kahnen hinein fähret / und das Rohr unter dem Wasser / so weit man hinein mit den Händen reichen kan mit einer Sichel zwischen zweyen Knotten entzwey schneidet / denn die

Feuch,



Feuchtigkeit setzt sich hernach in die hohle Röhren / fermentirt sich durch die Hitze der Sonnen / und macht die Wurtzeln schwinden und verdorren ; ich habe dieses selbst etliche mal probirt und gut befunden / habe es aber allzeit im abnehmenden Monden im letzten Viertel thun lassen / und also befunden / daß es das andere Jahr sehr dünn wieder geschossen / das nächste Jahr aber / als diß Abschneiden wiederholet worden / gar ausgeblieben / der Teich muß aber vorhero eines Schuhes oder zwey hoch abgelassen werden.

Mizaldus in Centuriâ 9. Memorabilium N. 68. erzehlet / daß Rohr und Farrenkraut eine sonderliche Feindschafft und antipathiam gegē einander tragen / daher wann man an die Pflugschaar / damit man das Geröhricht umackern will / ein Farrenkraut binde / soll das Geröhricht verderben.

In einem geschriebenen Teich-Büchlein habe ich folgendes Mittel gefunden : Wann Geröhricht in Teichen ist / soll man / da sie im Herbst gefischet worden / sie lassen lähr und unbesetzt stehen / und sie im Winter nur so weit anlassen / daß die Höhe deß Wassers nur eine Spann oder anderthalb an das Rohr lange / und das andere / wo das Rohr am stärckesten ist / über das Wasser hinaus rage / wann nun das Wasser im Winter starck gefroren ist / eiset man solches aussen herum am Land / auf zwey oder drey Schritt weit von dem Geröhricht / auf / und kehret das Wasser wieder in den Teich / dasselbe wird das Eiß anfangen zu heben / das Eiß aber wird das Geröhricht / mit samt der Wurtzel / gemach aus der Erden abledigen / und aus dem Grund reissen / die mag man hernach / wann das Eiß im Auswärts zergangen / und der Teich abgelassen worden / leichtlich heraus bringen / das muß aber alles im abnehmen des Mondes geschehen.

Herr Georg Ferdinand Pernauer / Freyherr / hat mir folgendes Recept, so er ex Relatione Herrn Frantz Ernsten Grafen Schlickens (der es in seinen Teichen in Böhmen practicirt und gut befunden) bekommen hat / gegeben : Man bestreiche die Sensen / mit denen man das Rohr abhauet / mit Eydechsen-Blut oder Safft / weil aber diese Thier gifftig / muß man solche Sensen zu Schneidung deß Geträids nicht brauchen / sondern beyseits thun / und nur zum Rohr abhauen brauchen. Man kan aber wol / an statt dieses / die Sensen nur mit Zwibel-Safft schmieren / wird fast eben diß vermögen / und ist ohne Gefahr.

Herr Johann Wilhelm Wünsche in seinem Memoriali Oeconomico, part. 2. cap. 5. fol. 161. beschreibt ein anders Kunstück / mit folgenden Worten : Man nehme ein Glas / giesse zwey Maß Baum-Oel darein / hernach sammle man Blindschleichen etliche Stücke / lasse selbige in dem Baum-Oel sterben / und verbinde das Glas feste / laß es Jahr und Tag stehen / und mit diesem Oel kan man hernach Sensen / Beil / Barten und Aexte auf der Schneide bestreichen / welches denn also bald das Eisen vergifftet / wann darnach das Rohr mit der Sensen / oder ein Baum mit solcher Aexte abgehauen wird / so wird die Wurtzel und der Stamm nimmermehr ausschlagen / sondern alles unter der Erden ausfaulen. Auf diese Art könte man die Wälder leichtlich zum nahrhafften Land / und die Teiche rein von dem Geröhrig machen.

Weil auch das Farrenkraut eine sondere Antipathiam mit dem Rohr hat / möchte vielleicht ein Oel / darinnen dieses Kraut und Wurtzel gelegen / auch wol nicht geringe Wirckung haben / so zu versuchen stünde.

Cap. XXXIV.

Wie die abgeödeten Teiche wieder aufzubringen.

Die Teiche kommen aus zwey Ursachen meistentheils ab/ erstlich/ wann am Damm/ am Einlaß/ am Wasser ein Mangel sich befindet/ oder wann der Grund durch die langwührig einstehenden Wasser/ verderbt/ ersauret und untüchtig gemacht worden; das erste wird durch Ausbesserung und Ersetzung des Abgangs wieder zu recht gebracht/ das letztere aber ist beschwerlicher und schwerer wieder zu recht zu bringen; daher es auch mehr Fleiß/ mehr Zeit und mehr Bemühung bedarff/ und das wird meistentheils auf folgende Weise verrichtet:

Wann die Teiche viel Jahr nacheinander fort und fort besetzt werden/ müssen sie nach und nach eralten und ihre Kräfften verlieren; darum/ weil die Fische den obern und besten Grund/ superficiem terræ fertilioris & dulcis, die äusserste Krusten der trächtigen und süssen Erden verzehrt haben/ das innere Salitrische/ gesaltzene oder sonst unfruchtbare Theil nicht geniessen/ dahero auch weder wachsen noch zunehmen können.

Wann also die Teiche allzeit mit Wasser angefüllet sind/ verlieret der Boden wie Herr Colerus sagt) seine natürliche Safft und Krafft/ also/ daß er die Fisch nicht mehr erhalten oder ernähren kan. An dieser Unfruchtbarkeit (sagt er) haben wir selber Schuld/ wann wir gar zu geitzig sind/ und die Teiche nimmer lähr/ sondern allzeit stracks wieder anlauffen lassen/ und alle Jahr die Nutzung davon nehmen wollen/ also daß sie nie ruhen können/ da es doch heisset:

Quod caret alternâ requie, durabile non est.

Daher haben unsere Herrn Böhmen diesen Gebrauch/ daß ich allzeit etliche Teich/ die schon mehr Jahr nacheinander besetzt gewesen/ im Herbst trocken ablassen/ und im Frühling/ so bald sie trocken worden/ zur Saat zurichten/ und das können sie desto leichter thun/ weil sie grossen Uberfluß an den Teichen haben/ auch also Jährlich Fisch und Geträid Wechselweise aus ihren Teichen haben können.

Im Mertzen oder April ackern sie dieselbigen um/ und säen darein Hirsen/ Haiden/ Wicken/ Feigbohnen/ oder Gersten/ Habern und Sommerkorn; wann das Geträid abgeschnitten worden/ pflügen sie dann und besäen sie mit Ruben/ davon nehmen sie nur einen Theil/ und lassen die übrigen mit Kraut und Wurtzeln in dem Grund stehen/ lassen den Teich wieder an/ und besetzen ihn mit guter Brut; oder lassen ihn gar 2. Jahr lang also ligen/ und besäen ihn im Herbst mit Waitz oder Korn/ dungen aber das Land vor/ so wird es hernach denen Fischen sehr wol dienen; ist aber der Grund marastig/ und voll Bronnenquellen und Sümpfe/ also daß man nichts hinein bauen/ oder denselbigen nicht umackern kan/ soll man ihn nichts desto weniger ein Jahr lassen öd ligen/ so wird die Winter-Gefrier/ so wol als der Sonnenschein im Sommer den Boden wieder verjüngern und besser machen.

Cap. XXXV.

Teiche für die Streich-Karpffen.

Werviel Teiche hat/ muß selbst Streich-Teichlein/ Karpffen und Brut haben/ daraus er zu rechter Zeit von guter Art allzeit seine Teiche besetzen könne/ so wird er nicht betrogen/ das es ihm offt bey Fremden in einem und andern fehl schlägt/ darff weder theuer kauffen noch weiter führen/ und bleibt die Brut frisch/ so vom weiten Führen zerstossen/ matt und schwach wird/ es darff zu diesen Teichen kein sonderlicher fetter Grund seyn/ am besten ists/ der Grund sey sandicht und nicht tieff; von rechtswegen sollen darzu dreyerley Teiche seyn; im Streich-Teiche bleiben sie ein Jahr/ die 2/ und 3. jährigen werden abermal eingetheilt/ und die letzten setzet man dahin/ wo sie zur Vollkommenheit wachsen sollen. Die Karpffen streichen im April und May; und die Hechten um das Æquinoctium Vernum. Etliche sind der Meynung/ wann der Teich sändicht ist/ so laichen die Streich-Karpffen nicht leichtlich/ und wollen/ der Grund soll laimicht seyn/ daher jeder seiner selbst Erfahrung hierinnen folgen kan.

Wer nun Teiche hat/ muß sich/ wie gesagt/ bemühen/ daß er einen eignen Teiche für die Streich-Karpffen habe/ damit er guten Saamen und Brut/ seine Teiche zu besetzen/ ziehen könne/ darzu muß man die schönesten und grössten vierjährigen Karpfen den Herbst vorher erwählen/ die vollkommen von Schuppen und Flossen/ unzerstossen und unbemailigt/ auch nicht gar zu fett sind/ sondern fein dick und großbäuchig/ voller Rogen und Milch/ die setzet man den Winter über in eine enge Einsätze oder Behalter/ und lässt sie also den Winter durch darinnen stehen/ die Milcher und Rogner jede Gattung besonders/ werden zimlich eng gehalten/ schadet nichts/ wann sie schon magerer werden im Frühling hernach im Neumonden deß Mertzens oder deß Aprils/ wann der Teich ein Tagwerck hält/ setzen etliche 6. Rogner/ 4. Milcher und 2. Laimer hinein/ (Das sind die jenigen Fische/ die weder Rogen noch Milch haben/ die an ihren schmalen und ausgeronnenen Bäuchen leicht zu erkennen sind/ und wann man sie streicht/ keine Milch geben) hat er aber mehr Tagwerck/ so setzen sie auch nach Proportion mehr hinein. Wiewol andere meynen/ es sey also übersetzt/ und setzen auf 2. oder 3. Tagwerck nur 2. Rogner/ und einen Milcher und einen Laimer/ davon soll auch die Brut besser und schöner erwachsen. Andere wollen/ man solle allzeit einen Milcher auf zween Rogner thun. Die Teiche müssen nicht zu tieff und etwas am Ende grasicht seyn/ oder Bimsen und Röhr haben; die sind aber mit einem Zaun einzufangen/ damit das Vieh in währender Laichzeit/ so von Majo an/ bis auf Jacobi währet/ nicht zum Trincken hinein mögen/ die viel Brut sonsten damit vertretten und verderben würden.

Sonderlich muß man auf die Endten und Raiger acht haben/und sie verscheuen / sonst werden sie die zarte Karpffen-Brut bald auffressen / so bald aber die Laich-zeit fürüber / kan man das Viehe wieder einlassen/denn es ist den Fischen nützlich / daß sie bisweilen ihren Mist darein fallen lassen / wann die Teiche nicht Gras oder Rohr haben/kan wol Reißholtz zusamm gebunden/und in Teich angepfälet werden / daß sie ihre Brut daran streichen mögen.

Herr Colerus beschreibt es auf diese Weise: Man pflegt die Streich-Karpffen nicht in grosse / sondern nur in kleine Teichlein zu setzen / biß sie gestrichen haben/da setzt man in eines 5. oder 6. Karpffen / nemlich Rogner/ und einen Milcher darzu/ und machet solches also: Erst-lich laß das Teichlein ab / biß es nicht tieff vom Wasser ist/mache ein Karpffen-Nest darein/etwan in der Gröse als ein Storchen-Nest / im Anfang stecke 6. oder 8. Stecklein umher / zeuch ein Zäulein herum / und setze zwey Karpffen hinein/ nemlich einen Rogner und einen Milcher zusammen/dieser Nester mache 5. oder 6. mehr oder weniger/mitten ins Teichlein / laß sie also ein paar Tage beysammen sitzen / darnach laß das Teichlein etwas höher mit Wasser anlauffen / so sind sie des Nestes gewohnt / gehen aus und ein / und streichen den Laich darinnen ab; darauf scheinet die Sonne / und machet den Laich lebendig/so wird er in drey Monden eines Fingers lang.

In unsern Ländern aber macht man die Streich-Teiche nicht also klein / und lässt die Brut/ weil sie noch sehr zart ist/ und am Herausfischen leicht Schaden nehmen würde / das erste Jahr bey den Streich-Karpffen stehen.

Andere sind dieser Meynung/ man soll die Streich-Teiche ja nicht übersetzen / sonst werde die Brut nie recht zunehmen/wollen also / man solle in einem Teich von 5. 6. oder 7. Tagwercken nicht mehr als 2. Rogner 2. Milch- und einen Laimer einlassen / und das darum weil 2. Rogner einen unzehlichen grossen Laich in sich haben/und diesen/ wiewol weiten Teich/ dennoch mit vieltausen besetzen / die Brut also ihren Gang und Nahrung vollkommentlich haben / dahero wol und bald aufwachsen / und also eher zur Nutzung kommen können. So muß man auch mit den Streich-Karpffen jährlich umwechseln/und selbige ein Jahr ums andere ruhen lassen/aber Milcher und Rogner voneinander absondern/ und damit der Streich-Teiche seine Krafft behalte / muß er über Winter / nachdem die Brut ausgefangen worden ledig gelassen werden / damit der Grund aufgerührt/der Schleim/ der den Karpffen zuwider ist/ verzehrt/und der Boden geschlacht werde.

Cap. XXXVI.

Von der Brut.

Wann zu viel Brut wird / so bleibt sie klein/ wird aber wenig Brut / so wächset sie desto besser; vor einem Jahr soll man die junge Brut nicht aus dem Teich fangen oder versetzen / weil sie einige Ungelegenheit zu leiden noch viel zuzart ist / als soll man sie ein gantzes Jahr bey den Streich-Karpffen stehen lassen; folgendes Jahr/ um Ostern/kan man sie bey mittelmässigem Wetter in grössere und weitere Teich einsetzen/die sollen an sommerigen/sonnichten Orten ligen/ so werden sie wol zunehmen / dann wolte man sie aus einem warmen Teich in einen schattichten thun / würde sie wenig gedeyen.

In keine Teich/ welche ein fliessender Bach durchgehet/und Geröhrig haben/soll man die Brut einsetzen. Hat ein Teich fliessendes Wasser / (spricht Herr Wegner) so fressen solche Brut die Hechten; hat er Geröhricht/ so leiden sie von den Raigern und andern Wasser-Vögeln Schaden. Man soll bey Zeiten sehen / ob die Streich-Karpffen Brut gelassen haben oder nicht / damit wann es nicht wäre / und man der Brut vonnöthen hätte / man solches anderwärts bestellen möge. Diß aber zu wissen / soll man nur im Sommer/ um Jacobi/ um den Teich gehen/ etwan 8. oder 14. Tag nacheinander/ hat es wol gerathen / lässt es sich nicht bergen / sie werden bey scheinender Sonne / wo das Wasser seucht ist/Schaarweiß gesehen/sihet man in dieser Zeit nichts/ oder nur wenig/ist zu besorgen/es sey übel gerathen/ also sich darauf nicht zu verlassen.

Wo man an Orten wohnet / da es viel Teich gibt/ kan man offt an der Brut und Sätzlingen mehr gewinnen/ als an Speis-Fischen/ weil nicht Jederman Sätzlinge ziehen kan/ also ehe er seine Teiche unbesetzt lässet/ ehe kaufft er sie im guten Wehrt / sonderlich wann er weiß/daß er an einem Ort nicht betrogen wird / daß sie gerecht und gewächsig sind / indem man deren gleich so wenig / als der grossen Fische entrathen kan. Wann man in der Fasten ein Schock Brut / das etwan 6. oder 8. Kreutzer gilt/in einen Teich setzt/und sie um S. Michaelis wieder heraus fänget / und sie über Winter in einer guten Einsatz behält / so wird in der Fasten ein solches Schock einen Gulden oder mehr gelten / also nachdem man Anwehrung hat / nachdem muß man sich richten.

Die Streck-Teiche müssen mit Brut auch nicht übersetzt seyn / weil in den ersten zweyen Jahren grosse Beförderung oder Verhinderung zu ihrem Wachsthum kan gegeben werden. So ist auch schier nothwendig/ daß man zwey oder mehr Streich-Teichlein habe / damit man einen zu Zeiten ledig ligen lassen/und hingegen die andern besetzen kan.

Bey dem Ausfangen der Brut ist wol zu mercken/ daß/ weil sie noch zärtlich und schwach / man sein recht und bescheidentlich damit umgehe/ und sie im Mertzen oder April allzeit im Neumonden/in andere Teiche setze/ und sie nicht stosse werffe oder drucke/ weil die Brut entweder gar abstehet oder doch gering bleibt / nicht wachsen kan/ und sich also verstehet / kriegen Milch oder Rogen / und ist nimmermehr nichts davon zu hoffen / und also/wie man sagt/ Bad und Lauge an ihnen verlohren/ auch am besten / man lasse Hechten unter sie / die sie nacheinander ausfangen / sich damit mesten / und also zum Theil diesen Schaden einbringen / so aber gar mit geringem Nutzen geschihet. In einem geschriebenen Fisch-Buch hab ich gelesen / wann man die Brut in die Streck-Teich einlassen will / soll man etliche Schleyen mit hinein lassen / dann diese gehen gern in den Grund /

öffnen denselben / daß sich die geringe Brut auch desto leichter in dem Grund einschlagen / und ihre Nahrung suchen könne.

Fisch-Teiche / die weit entlegen sind / mit gutem Fisch-Laiche zu besetzen / nehmet Wurtzeln von Holtz / so an den Wässern wächset / waschet die Erden rein davon ab / bindet sie in ein Büschlein zusammen / und setzt sie in einen Weyher / darinnen Laich-Karpffen oder dergleichen Fische sind / so werden sie daran laichen und ihre Brut daran setzen / dieselben nimmt man heraus / und setzt es in andere Weyher / auf viel Meil Wegs. Speed of Husbande cap. 31. obs. 1. pag. 165. & 168.

Cap. XXXVII.

Von den Sätzlingen.

IN den Streck-Teichen bleibt die Brut nur einen Sommer / und werden im Herbst wieder gefischt / und in die rechte Karpffen-Teich ausgetheilet; allhier (sagt Herr Wegner) muß man einen Ausschuß thun / und die grösten Sätzlinge auf einen Sommer / daß ist / auf ein Jahr; die mittlern auf zwey Jahr / und die kleinesten auf drey Jahr versetzen. Wann ein Oeconomus (sagt er ferner) dieses nicht weiß und beobachtet / entziehet er seiner Obrigkeit einen merckliche Nutzen / wie dann hieraus solches leichtlich zu spühren / daß wann ich obbemeldte drey Gattungen der Sätzlinge in einen Teich auf drey Sommer zusammen thue / geschichts leichtlich / daß die grösten streichen / welche Brut man Bastarten nennet / womit man die Karpffen verderbt / daß sie nichts / oder gar wenig zunehmen werden / so wol auch / wann man die grösten Sätzlingen mit den kleinen versetzt auf drey Sommer / welche in einem Sommer können groß werden / ist dieses ein grosser Verlust und schaden / weil der Gewinn / der in einem Jahr käme / erst nach 3. Jahren zu nehmen ist.

Wo es viel Teiche / gibt / wird meistentheils von einem Schock Sätzling / ein Centner Karpffen gerechnet / wann er 2. oder 3. Sommer gestanden / nachdem sie groß oder klein sind / ohne die Hechten und kleinen Fische. Die rechte Länge der Sätzlinge soll eine vordere Span zwischen des Kopffs und des Schweiffes seyn / sind sie grösser / so ist es desto besser; die Prob ist / daß sie weder Rogen noch Milch haben; ihr Kopff soll klein / breit und kurtz / und der Rucken hoch seyn; wann man sie kauffen muß / soll man nicht trauen / sondern vorher ein 10. oder 12. der grösten aufschneiden; findet man Milch oder Rogen / so kauffe man sie nicht.

So ists auch sorglich / wann die Sätzlinge am Bauch so gelblicht scheinen / weil es ein Zeichen ist / daß sie brütig sind / derhalben viel besser / sie seyen weiß und glänzig durch das Aufschneiden aber / wann man etliche / wie erst gesagt / öffnet / wird man bald sehen / wie es bestellet ist / die Augen sollen ein wenig vor dem Kopff ligen / der Bauch soll fein dick / und die Schuppen und Floßfedern nicht bleich / gelb und Totenfarb / sondern fein scheinbar und weiß / die Floßfedern roth / der gantze Leib aber soll mehr breit als lang scheinen / diese sind einer gewächsigen Art; was aber einen grossen Kopff / einen langen geschlancken und schmahlen Bauch / und breite Floßfedern hat / die bleichfärbig sind / damit soll man unverworren seyn. Ein Sätzling soll nicht weniger als ein Viertel Pfund haben / am besten aber ist er / wann er halbpfündig ist / und die rechte Länge hat / denn dieses ist die rechte Gattung / ob er schon nur zweyjärich ist / dann was kürtzer und geringer / müste sich noch ein Jahr erstrecken / biß es die rechte Länge und Schweren erlangen kan.

Cap. XXXVIII.

Wie sie einzusetzen.

WAnn man einen Teich besetzen will / muß es (wie gesagt) im 3 / 4 / 5. oder 6. Tagen des Neuen Mondes im Mertzen oder April geschehen / dann würde man bis auf den May warten / so würde das Wasser für die Fische zu warm / und verliehren die Sätzlinge gerne die Schuppen / werden matt / und nehmen leichtlich Schaden. Im Frühling ist das Besetzen sicherer als im Herbst; im Herbst aber ist das Fischen besser / so kan man die Teiche über Winter lähr lassen / und hernach / im folgenden Frühling / wieder besetzen. Die Sätzlinge soll man frühe an einem schönen stillen Tage einlassen / die Laiten oder Faß / darinnen man sie zum Teich bringet / muß man nicht überfüllen / sollen von rechtswegen / halb Wassers und halb Sätzling haben / aus der Lait soll mans auf ein Tuch gemählich auslähren / und sie also nach und nach fein sachte in die Tieffen lassen. Man soll sie auch aus einem tieffern Wasser in ein seichters / und aus einem kältern in ein wärmers / und aus einem schlechtern Grund in einen bessern und fettern überbringen. Wann man nun die Teiche besetzt hat / muß man die ersten 14. Tage / allezeit deß Morgens gute Acht haben / ob etwas von den Sätzlingen wäre abgestanden / daß mans bey Zeiten wieder ersetze / oder in Manglung der Sätzlinge / solches zur Nachricht einzeichne; dann so man zu lang auf den Tag harret / werden sie von den Krähen und andern Vögeln gefressen / also daß man den Abgang nicht wissen kan / und geschihet offt / wann man meynet / man habe Fische im Teich / nichts findet / da man fischen will / und also die Zeit verspielet / und seinen Nutzen versaumet.

Andere setzen allzeit auf ein Schock Karpffen 10. Nerfling; weil aber solche / wie die Alten / gerne in die Höhe gehen / sonderlich wann die Sonne scheinet / verlieren sie sich leichtlich aus den Teichen / und werden entweder von den Raub-Vögeln verzuckt / oder wann eine Güß kommt / wo er ein Loch findet oder überspringen kan / fällt er aus / so lässt er sich auch nicht gern über Land führen / und steht bald ab / also daß kein sonderer Conto darauf zu machen.

Viel sind der beständigen Meynung / man soll die Teiche nicht besetzen / wann der Mond durch das Zei-

chen der Fische oder des Krebsen lauffet / denn die Fische sollen nicht gern aufnehmen oder wachsen.

Fisch-Laich zu sammlen und weit entlegene Teiche damit zu besetzen / gibt ein Engelländischer Author in seinen Tractat: Speed of Huspande C. 31. Observ. 1. p. 165. & 168. (wie mir Herr Christian Knorr von Rosenroth communicirt hat) folgende Unterrichtung: Nehmet Wurtzen von den Bäumen / so an den Wassern wachsen / waschet die Erden rein davon ab / bindet sie in ein Büschlein zusammen / und setzt sie in ein Wasser darinnen Laich-Karpffen / oder dergleichen gute Fische sind / so werden sie bald / wann mans zu rechter Zeit im Auswärts thut / ihr Laich daran setzen / alsdann kan mans heraus nehmen / und auf etliche Meilen davon in andere Weyer bringen.

Johann Wilhelm Wunsche / Fürstl. Sächsischer Kastner auf Friedenstein / Gotha / in der Contiuation seines Memorialis Oeconomici fol. 231. schreibet also: Die Hof-Fischer sollen vor allen Dingen die Teiche woraus die Fische gefangen / und die Teiche / in welche sie wieder kommen / discerniren / und deren Eigenschafft betrachten / und ob darinnen weiche oder harte Wasser verhanden / erkündigen. Und ist gar leicht geschehen / daß / wann die Fische aus weichen in harte Wasser kommen / selbige innerhalb wenig Tagen blind werden / und sterben / so erstieret ihnen auch das Geblüt im Leib / wird schwartz und hart / die Lebern sind gantz weich / und die Gall ist ungewöhnlich groß. Daher ein Fischmeister / so fremd an ein Ort kommt / mit Fleiß auf diese Dinge sehen muß / sonderlich auf das / wann die Fische von etlichen Meilen hergebracht worden / damit sie im Fahren nicht gestossen / sondern mit frischem Wasser öffters gelabet / und wann die Abladung zu Haus geschiehet / sollen sie vorher in weite Gefässe / ehe sie in andere Teiche gesetzt sind / gethan / abgefrischt / und besehen werden / welche zum Verkauffen / oder eingesetzt werden können. Diese Ding alle / ob sie wol geringe scheinen / können doch / wo man sie nicht in acht nimmet / grossen Schaden erwecken. Es ist aber (schreibt er ferner) sehr nützlich / daß man die Fische / so man in einen fremden Teich setzen will / vorher in den Graben / der aus diesem Teich fliesset / ein paar Tag setze / denn es ist weicher Wasser / als das / welches in dem Teich ist.

Cap. XXXIX.

Wie viel Schock auf ein Tagwerck einzusetzen.

Mit den Einsetzungen der Fische ist man unterschiedlicher Meynungen / man solle auf ein Tagwerck 4 oder 5. Schock setzen / wann der Grund mittelmässig ist / nur daß man acht habe / ob die Fische im dritten Jahr der Mühe wehrt gewachsen sind / sonst ist kein Gewinn dabey / wann man die Teiche übersetzet / es bleiben die Fische desto kleiner / also muß man / was am fürträglichsten ist / selbst erlernen; wann mans auf zweyerley Weise versuchet / wird man das rechte Ziel treffen und finden; nachdem der Grund fett oder schlecht ist / müssen weniger oder mehr Sätzlinge seyn; es wird die Zahl am liebsten in Schock / welches 60. hält / gerechnet / weil sich diese Zahl in zwey / drey / vier / fünff / sechs und zehen / auch zwölff Theil abtheilen lässet.

Der Olmützische Bischoff / Herr Dubravius sagt / daß man in einem Teich / der zwanzig Schnür (Zweifels ohne jede von 10. Klafftern) lang und so viel breit ist / könne 50. Schock / das ist 3000. Karpffen / einsetzen / sagt auch dabey / ein Joch sey lang zwölff Schnür und zwo breit / und ist gewiß / daß die Joch / Tagwerck oder Morgen / wie sie unterschiedlich genennet sind / nicht einerley Grössen haben. In Oesterreich werden gemeiniglich 40. Klaffter in die Länge / und 40. in die Breite / oder 8. Klaffter in die Breiten / und 200. in die Länge gerechnet / wie im ersten Buch im 129. Cap. mehr davon zu lesen ist.

Also muß man auch wissen und beyläuffig abmessen lassen / wie viel der Teich Joch hat; zum andern / was für ein Grund es sey; und zum dritten / was für ein Zugang und Verbesserung darinnen sey / ob Feldgüsse hinein gehen / und ob man das Vieh darinnen schwemme; wann nun der Grund tauglich und gut / wollen etliche / man soll auf ein Morgen Feld nicht mehr als ein Schock setzen / und auf einen magern Grund aber noch weniger. Deßwegen im Ausfischen gute Acht zu geben ob die Fische wol gewachsen / oder nicht / nach diesem kan man sich richten / und wissen / ob man bey künfftiger Besetzung mehr oder weniger auf einem Morgen zu setzen habe / müssen auch / wegen des Abgangs / auf jedes Schock / fünff oder mehr Sätzling zugeworffen werden / die Einsetz-Zahl / so viel möglich / zu erhalten.

In der Pfaltz / und andern Orten / wo die Teiche flach und feucht sind / also daß sie im Winter leichtlich gantz ausfrieren können / werden die meisten Teiche alle Jahr gefischt / da besetzt man sie halb mit Sätzlingen / die Pfündig / und wenigst drey Viertel-Pfündig sind / und halb mit Brut / dieselben / wann man sie auf den Herbst ausfischet / lässet man sie wieder hinein / so werden feine Sätzlinge daraus / darzu thut man wieder halb kleine Brut; aber meines Erachtens ist dieses kein sonderlicher Vortheil / die Sätzlinge werden gar selten zwey Pfund erreichen / und hat man gleiche Mühe und Arbeit damit / als wann sie vier- oder fünff-pfündig wären / wie in den Teichen geschihet / die man erst im dritten und vierten Jahr ausfischet; will man aber grosse Teiche besetzen / soll man lauter Sätzling allein / oder lauter Brut allein hinein bringen / damit sie fein miteinander wachsen / und zugleich verkaufft werden können / sonst müssen die grossen auf die kleinen warten / und also über die rechte Zeit stehen / welches nicht gut ist.

Cap. XL.

Daß die Fische bald zunehmen.

WJe den Fischen ferner zu helffen / ob sie schon auf keinem guten Grunde stehen / daß sie recht gut und feist werden möchten / und aufs Gewicht und Geld wachsen / so ist zu mercken / daß man vorher warten soll / sie einzusetzen / biß das Schneewasser / so ihnen schädlich / gantz verlauffen ist / welches vor dem Martio nicht leichtlich geschihet / darnach soll der Boden / darein man Karpffe setzen will / laimicht seyn / weil der Karpffen seine beste Mast und Nahrung / gleichwie ein Schwein / im Wühlen hat.

Etliche helffen den Fischen mit dieser Nahrung: Man nimmt ein Faß zwey / drey oder mehr / groß oder klein / nachdem der Teich groß ist / welche alt / und zu keinem Geträncke mehr taugen / denen schlägt man den einen Boden aus / den andern lässet man bleiben / alsdann nimmt man Hafner-Thon / thut dessen irgend einer zwerchen Hand tieff inn endig auf den gantzen Boden auf das härteste einstossen / hernach nimmt man aus den Schafställen die lautern Schaaf-Lorbeer (ohne Geströhe) wie sie von den Schaafen kommen / etwan eines halben Schuhes oder zwerchen Hand dick / schlägt sie in das Faß auf den Laimen / dann hernach thut man wieder Laim oder Letten gleicher Dicken darauf / und wieder Schaafmist / und wechselt also ab / biß das Faß voll wird / die letzte Lag aber muß wieder Laim seyn / solches kan man thun im Majo.

Wann nun die Faß also gefüllt sind / kan man hernach den untersten Boden auch ausschlagen / die lässet man darauf in die Teiche hinein fein sachte wältzen / biß das Wasser darüber gehet / an unterschiedlichen Orten / doch gegen die Ende / und auf die Seiten der Teiche / und nicht in die Tieffen; wann nun die Karpffen solcher Fässer und der Speisung gewahr worden / und deren gewohnen / graben und wühlen sie so lang / biß sie auf den Schaafmist kommen / und arbeiten auf beeden Seiten dermassen gegeneinander / biß sie ein und das andere Faß gantz ausgelähret haben / und die Faß wieder empor schwimmen; wann man nun solches innen wird / mag mans wieder füllen / solches kan in einem Sommer zwey oder dreymal geschehen / davon die Fische so sehr wachsen / und so feist werden / daß sich darüber zu verwundern / daß ein Fisch in einem halben Jahr so viel wachsen solle; und ist hier dabey zu mercken / daß man das Faß nächst bey dem Teich füllen solle / das Faß weil es schwer / und mit vielem Rütteln zu verschonen / und es desto leichter in den Teiche zu bringen / daß sie nit zerfallen.

Neben dieser Speisung ist auch sehr gut / daß man die Schaafe / ehe man sie beschehret / in dem Teich lasse waschen / solche Fettigkeit und Geschmack ist dem Karpffen sehr annehmlich / und nehmen davon sehr zu; so kan man auch / zu mehrerer Speisung / des besten Schaafmistes / in den Ställen / so im Grunde ligt / aushauen / und auf Häuflein im Teich nahe am Ufer / wo er nicht gar zu tieff ist / und bloß die Häuflein bedeckt / hin und wieder werffen lassen / solches zehren die Fische zugleich mit auf / daß man / wann man hernach fischet / das geringste nicht mehr davon findet.

Ferner kan man auch Abwechsel-weise folgendes gebrauchen: Man nimmt eine Maß Brandwein / thut ihn in ein Glas und vier Loth Campher darzu / vermacht es wol / und lässts ein paar Tage stehen / biß der Campher gantz dissolvirt worden und zergangen ist; hernach nimmt man Gersten / thut sie in einen Kessel / der 40. oder 50. Maß hält / schüttet Wasser darauf und lässt die Gersten bey einem Feuer sanfft quellen / und wol weich werden / hernach wird das Wasser fein sauber abgegossen / und so wol die Gersten als das Wasser zu folgendem Gebrauch aufgehoben / in diß Wasser thut man eine Maß Hönig / lässt es wol miteinander sieden / darnach nimmt man Schaaf-Mist / der alt / kurtz und gut ist / und wann man es haben kan / auch von den Mastschweinen und Mastrindern / den Unrath aus den Wampen / die man bey den Metzgern bestellen kan; item den lettichten Grund-Letten / einen Karren voll / der mit einen Drittel Laimen gemengt ist / alsdann mengt man die gequellte Gersten darunter / und auf daß alles recht untereinander komme / muß Küh- und Schaf-Mist / auch eines um das andere / eingemenget / hernach mit dem Hönig-Wasser und Brandwein / darinn der Campher ist / aufs fleissigste benetzt / durcheinander gearbeitet / und Kugeln / in der Grösse einer Scheibkugel / daraus gemacht werden / welche man auf unterschiedliche höltzerne Bretlein / mit einem höltzernen Nagel in der Mitte naß aufgehefftet / und wol trocknen lässet / biß sie gantz hart werden; diese nun wirfft man in die Teiche / nachdem sie groß oder klein / viel oder wenig / so bald sie von den Fischen aufgefressen sind / schwimmen die Bretlein in die Höhe / darauf man dann obgedachter massen andere Kugeln setzen kan / und das kan man den gantzen Sommer über brauchen / dabey aber zu mercken / daß man diese Kugln nicht kan im Vorrath machen / sie müssen allzeit frisch seyn / sonst ersauren sie / und mögen sie die Fisch alsdann nicht fressen.

Man kan auch wol an statt der gequellten / geschrotene Gersten / oder Gersten Mehl nehmen / an statt aber des Wassers / darinnen die Gersten quillet / mag man anders gemeines Wasser nehmen; so kan man auch wol Biertrebern unter die Gersten mischen. Diß hab ich aus einem geschriebenen Teich-Büchlein / so aus Böhmen komen / und mir von Herrn Hanns Ehrenreich Geymann Freyherrn comunicirt worden / hieher zur Nachricht / uñ zu des Lesers Bedencken andeuten wollen / so sich aber / wo viel und grosse Teiche sind / nicht wol practiciren lässt / indem auch der Schaf-Mist so nöthig in die Felder und Gärten / daß man dessen so viel übel entbehren kan; es ist dennoch diß auch ein grosser Vortheil und Gewinnung der Zeit / wann man durch so geringe Mittel den Fischen so treffliche Beförderung zum Wachsen mittheilen kan / dardurch / was in einem etwan möchte abgehen / in dem andern wiederum doppelt einkommt; ein vernünfftiger Hausvatter wird sich in einem und andern darnach reguliren / und sein Bestes zu suchen wissen.

So ist auch vonnöthen / wann die Fische in den Teichen wol gedeyen sollen / daß sie (wo es anders möglich) durch das gantze Jahr / in einem Bestand / das ist / die Wasser in einer Höhe mögen erhalten / das übrige aber

vorbey möge gelassen werden / so können die Fische als-dann wol zunehmen; wann aber bald heute / bald morgen Wasser eingelassen wird / so streichet der Fisch dem frischen Wasser nach / ruhet nicht / und suchet auch seine Nahrung nicht so emsig / an welchen beeden doch das meiste gelegen / daher sollen die Teiche im Frühling sein voll und recht angelassen / und wo es seyn kan / also in einer Höhe gelassen werden / darzu auch Vorschub gibt / daß man die Dämme / Ablaß und Zapffen wol hältig mache und erhalte.

Im Königreich Böhmen hat es / ohne Widersprechen / die grösten / meisten und ansehnlichsten Teiche; Ich weiß mich zu erinnern zu meiner Zeit / als ich in Böhmen gewesen / daß man zu Bardubitz das gemeine Sprichwort gehabt / die Herrschafft daselbst hätte allein so viel Teiche / als Täge im Jahr sind; allein P. Balbinus lib. 1. miscell. cap. 55. sagt In unâ Regiâ ditione Pardubicensi, quadringentas præter propter piscinas numerari ex rationariis libris constat: Maxime earum, & forrasse totius Bohemiæ, Czeperka cognominantur, dua eoque amplius, milliaria Germanica maxima (qualia apud nos sunt) amplectens & ambiens; Altera post hanc Wyplatil dicitur; Ejus æmula Rosenberg nomine, post Trebonam, cujus Fundator & Opifex Jacobus Krezinius fuit, Rosenbergiorum Procerum major Oeconomus seu Capitaneus, in quam primum aqua Anno 1575. 24. Maji cœpit immitti: Hæc aquis diu destituta, nostrâ iterum ætate cœpit impleri, quâ parte angustatur piscina, pontem ligneum statuêre Rosenbergici. Habeo (pergit) idoneum testem, qui eum pontem transiens, diligenter passus vulgares suos (quinque pedum) numeraverat, & ad mille quadringentos passus pontem extendi deprehendit. Cataractas duodecim, unde aqua effluas, habere piscina dicitur, tantâ omnes altitudine & amplitudine, ut per eas fœni currus innoxiè transire possint. In procellis & imbribus summâ & properatâ diligentiâ ad eam accurrunt accolæ, ne aggeres vitium patiantur; nem si rumpi contingeret, damna, quæ Bohemiæ adferri possent, Dominus præstaturum pro se & futuris Dominis promisit, quod & Tabulis Regni ad perpetuam hujus obligationes memoriam Majores nostri providè annotarunt. Idem est ad grandi piscinâ ad Taborium, Jordanis nomine, quæ rupta veterem Pragam creditur mersura; alia est ad ipsam Trebonam, appellata Mundus, & ad Podiebradium alia, Blato nomine; hæ piscinæ omnes alias per Bohemiam magnitudine superant.

Cap. XLI.

Von den Karpffen-Teichen.

Zu den Karpffen-Teichen sind weder Bronnen-quellen noch Bäche vonnöthen / sondern sind besser / daß allein die Feldgüssen hinein fliessen mögen / daher muß auch der natürliche Situs darzu Vorschub geben / sie müssen an einem abhänigichten Ort ligen / und an 2. oder 3. Orten mit etlichen / sich dahin neigenden / Hügelfeldern umgeben seyn / damit sich die Güssen hinein sammlen mögen. Da muß aber sonderliche Aufsicht seyn / daß solche Teiche im Auswärts um Liechtmessen oder in der Fasten / gantz voll angelassen werden. Doch ist das sicherste / wann diese Teiche / sonderlich so viel nacheinander gehen / (wie in Böhmen) daß sie einen genugsamen Zufluß haben / da das Wasser von einem Teich in den anderen gelassen / oder auch wann man will / oder etwan zu fischen begehret / das Wasser kan vorbey abgeleitet werden.

Weil nun in unsern Landen die Teiche meistens drey Jahr ungefischt stehen bleiben / und daher die Karpffen im zweyten / auch wol im ersten Jahr laichen müssen / die Brut aber den Karpffen die Nahrung entziehet / daß sie nicht wol zunehmen und wachsen können / deßwegen man im Gebrauch hat / Hechten einzuwerffen / die den Uberfluß verzehren sollen: So ist gleichwol diß dabey zu mercken / wann solches zu zeitlich geschiehet / daß kein Nutz dabey zu hoffen / denn im zweyten Jahr sind die Karpffen / wann sie laichen / gantz matt und schwach / und so man Hechten zu setzt / können sie / wegen deß stätigen Treibens / nicht zunehmen oder wachsen / weil sie kein Ruhe haben / ohne welche sie nicht gedeyen können / also ist besser / daß es im dritten Jahr geschehe. Wann man im Herbst fischen will / kan man in selbigem Frühling Hechten zusetzen / die verzehren nicht allein den Uberfluß der Brut / sondern wehren auch / daß der Karpff selbiges Jahr nicht recht laichen kan / und sich also erstärcket und fetter wird. Die gefischten Karpffen-Teiche sollen billich / den Winter über / lähr und wol ausgefrieren / daß sich der Schleim darinnen verzehre / und der Grund dardurch geschlächter und gailer werde / den Fischen künfftig ihre Nahrung desto besser zu ertheilen. Das Laichen aber der Karpffen zu verhindern / sind etliche der Meynung / es sey besser / wann man im Einsetzen die Rogner und Milcher von einander scheide / welche man (wann die Sätzling zum Einsetzen ausgefischt werden) durch verständige Fischer voneinander absondern / und in etliche Weyher allein Milcher / und in etliche allein Rogner einlassen kan / so werden sie das Laichen wol bleiben lassen; diese Ordnung kostet zwar etwas mehr Mühe / belohnet aber alles reichlich wieder / und soll man sich einen grossen Nutzen zu erhalten / eine kleine Mühe nicht dauren lassen. So ist auch letzlich nochmal zu erinnern / daß man allzeit etliche Schleyen mit soll in die Teiche werffen / die den Fischen den Grund öffnen / daß sie desto leichter ihre Nahrung darinn suchen mögen.

Cap. XLII.

Von Hechten-Teichen.

ES finden sich offt bey mancher Herrschafft Teiche/die voller Bronnenquellen sind/die auch überflüssige Brut / von Rothaugen / Kothpletten / Weißfischen und dergleichen haben/darin die Karpffen/ so wol wegen Beschaffenheit das Grundes/als auch wegen Überlast der Nebengäste/weder wachsen noch zunehmen können/sonderlich auch/wo die Garussen überhand genommen / die so häuffige Brut lassen / und mit ihrer Geschwindigkeit den Karpffen alle Nahrung vor dem Maul wegreissen; dieses nun zu verhindern / und einen so beschaffenen Teich auch in gebührliche Nutzung zu bringen/ist kein bessers Mittel/ als Hechten hinein zu setzen/die werden/der Grund sey sonst wie er wolle/ wann sie nur Weide von kleinen Fischen haben/bald wachsen/ und ist besser/ man halte die Hechten besonders / als daß man/ sie zu den Karpffen lässet; die Hechten-Teiche macht man mit weniger Mühe / als die Teiche für die Karpffen.

Ihnen nun gute Nahrung zu verschaffen/geschiehet auch auf folgende Weise: Ein Jahr vorhero / ehe man die Hechten in den Teich lässt / nachdem er groß oder klein ist/setzt men von Karpffen etliche Rogner und Milcher/auch von Schleyen/Garussen/und andern Speis-Fischen hinein / und lässet solche laichen; wann nun die Laich vollbracht / und der Teich voll Brut ist / müssen so viel Schock Hechtlein / als man erachtet / der Teich ertragen kan/in einer Grösse hinein gesetzet werden; in diesen laichen hernach/ die Hechten selbst / daß man genugsam Brut heraus / sie wieder zu besetzen/ haben kan / die man dann (wann die Alten heraus gefangen sind) über Winter in einem besondern Behalter/bis zur künfftigen Einsetzung kan erhalten/und daselbst mit Vieh-Dung/ oder Blut vom geschlachten Vieh oder Därmen und andern Abgeschrottig von der Kuchen erhalten; also verschonet man der andern Teiche / welche sonsten von der Hechten-Brut dermassen eingenommen werden/ daß man deren sich nicht wol kan entledigen/ weil sich selbige so tieff in den Schlamm einschlägt / daß man sie hart finden kan / und wann sie hernach nur ein wenig Wasser bekommen / sich leichtlich wieder erquicken / und also wann der Teich künfftig besetzt wird/der Karpffen-Brut einen grossen Schaden zufügen können.

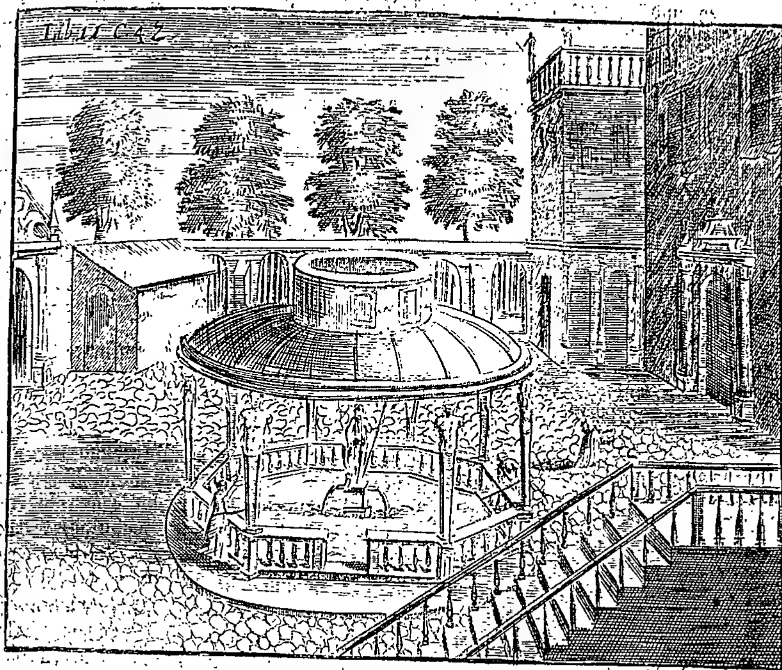
Cap. XLIII.

Föhren und Sälmling-Teiche.

WO die Gelegenheit des Landes und der Lufft sonderlich auch des Bodens nicht übereinstimmet/wäre eine vergebliche Arbeit sich mit diesen Fischen zu bemühen / die nur gern in grossen Seen/ und frischen fliessenden aus Gebürgen entsprossenen Wassern/ihr Leben zubringen / daher sich in weiche faule und stehende Wasser nicht gern einschliessen lassen; müssen also die Teiche / darinnen man die Föhren hält und erhalten will/erstlich einen steinichtẽ sandichten Boden/ein rinnendes Bronnen- oder kaltes Gebürg-Wasser/und darzu viel Brut und kleine Fischlein von Garussen/Pfrillen und dergleichen haben/davon sie ihre Nahrung nehmen können / solche Teiche müssen auch tieff seyn/da kan man ihnen löcherichte Mauren machen/und mit Mieß verstecken/daß sie sich vor der Sonnen hinein verbergen können; es sollen auch Bäume aussen herum stehen / weil sie den Schatten sehr lieben / oder man kan ihnen grosse unebne Steine in ihre Teiche waltzen/ darunter sie sich/wann es wittert/ verschliessen können/ oder auch wann sie der Sonnen warmer Strahle erhitziget/ sich darunter abzukühlen.

Herr de Serres, der die Forellen les Perdrix d'eau duoce, gleichsam ein Rebhun der süssen Wasser nennet/ zeiget/wann man will daß sie sich in den Teichen vermehren sollen / soll man zween Teiche etliche Klaffter von einander machen/darein eine kalte Bronnenquell/ und da von einem zum andern ein Canal von der Breiten 7. oder 8. Schuhen gehet/ der soll mit Steinen gepflastert/und mit frischem Kieß beschüttet seyn / und je länger dieser Canal seyn kan/ je besser ist es/ denn die Föhren werden vermeynen/ sie seyen in einem frischen Bach/ sonderlich wann das Wasser frisch und kalt/im Grund mit Sand und Steinen/ und auf beeden Seiten mit schattichten Bäumen und Sträuchern versehen ist / und indem sie sich in völliger Freyheit zu leben glauben / werden sie nicht unterlassen Brut zu setzen / also daß man immerdar diese Teiche geniessen kan / und sie weiter nicht besetzen darff; kan man also diesen edlen / gesunden und köstlichen Fisch/auf diese Weise/ fort und fort/auf seinem Tisch haben und auftragen lassen.

Was die Sälmling anlanget / kan ich nichts eigentliches davon schreiben/ weil ich keine Wissenschafft davon habe/ weiß mich aber zu erinnern/ daß ich gehört/ daß in einem berühmten Kloster(stehet an/zu Gäming/ oder zu Admont) in Steyermarck solche Sälmling-Teiche sich finden sollen; und weil diese mit den Forellen fast einerley Natur haben / wird es zweiffels ohne auch gleicher Wartung bedörffen.



Cap. XLIV.

Von den Behaltern und Einsätzen.

VArro nennet die Fisch-Behalter Loculatas piscinas, und sagt lib. 3. c. 17. Ut pictores ejusdem generis loculatas magnas habent arculas, ubi diversi colores sint; sic hi loculatas habent piscinas, ubi dispares disclusos habeant pisces.

Unter den Behaltern und Einsätzen ist der Unterscheid / daß diese etwas grösser / und wie andere Teiche / allein kleiner gemacht sind / die muß man nothwendig haben / wo man viel Teiche hat / darein man die ausgefischten Fische / die man nicht gleich verkauffen oder verführen kan / einsetzet / und sie nach und nach weggibet; oder die Brut und Sätzling / die man gleichesfalls hinein lassen kan / wieder in ihre gehörige Teiche sich zu strecken und zu wachsen eingesetzet / und diese Einsätze haben auch ihren ordentlichen Ablaß. Die Behalter aber sind etwas klein / und näher bey Hause / darinnen man die Speis-Fische erhält / und sie nach und nach zur täglichen Nothdurfft in die Kuchen bringt.

P. Tylkovvsky de re agrariâ fol. 227. will / die Behalter sollen tieff seyn / und weder aus Eychen oder ex Pino seyn / sondern aus Tännen- oder Föhrenholtz / ex Piceastro.

Die Behalter sind unterschiedlich / nachdem das Wasser beschaffen ist / worinn man die Karpffen erhält / da thun die Föhren nicht gut / weil jene gerne in dem Grunde umwühlen / und das Wasser auftrüben / diese aber ohn klares Wasser nicht leben können. Für die Karpffen taugt nur ein warmes lettiches Bachwasser / darinn man sie mit Laim / Gersten / Maltz und allerley (wie oben gedacht worden) speisen / und gleichsam mästen kan. Hechten und Föhren aber / wollen ein springendes frisches Wasser / die müssen voneinanden abgesondert seyn / sonst würden die Kleinern der Grössern Raub und Speise seyn müssen; am besten ist / daß man jedwedre Art / nach deß alten Varronis Meynung / in sondere Kälter abgetheilet / und was Raub-Fische sind / müssen entweder von gleichem oder doch nicht gar von ungleichem Gewächse seyn / denn ob sie schon einerley Geschlechts sind / wann grosse und kleine beysammen stehen / frisset dennoch einer den andern auf.

Zum andern / müssen auch die Raub-Fische mit andern schlechten geringen Fischen / als Rothaugen / Kottpletten / Lauben und Weißfischen versehen seyn. Die Föhren werden an etlichen Orten mit Lebern gespeiset / und werden endlich so heimlich / daß sie einem die Speise aus den Händen nehmen; dabey allein dieses zu beobachten / daß man nicht lauter wilde erst neu-gefangene Föhren zusammen thut / sonst würden sie der Speise anzunehmen schwerlich gewohnen / wann man aber etliche zahme Speis-Föhren bey ihnen lässet / die sich willig und gerne speisen lassen / so lernen die andern auch allgemach der Zahmen Exempel nachfolgen; und diß soll man allzeit in Obacht halten / sonst würden die wilden Forellen erhungern / abdorren / oder wol gar abstehen. Wo man viel Teiche hat / werden diese Behalter und Einsätze etliche nacheinander also gemacht / daß das Wasser von einem indem andern fliesse / und man sie gleichwol alle gar ablassen kan.

Wie man die Forellen in Behaltern Speisen kan. Nimm ein Mäßlein gerollter Gersten / thue sie in einen grossen Hafen oder Kessel mit Wasser / sied sie wol / biß sie schier zu einem Taig werden / laß alsdann das

Wasser davon seiben / und kalt werden. Hernach nimm zwey Aechtring Rindern-Blut / geuß es auf die gesottene Gersten / und laß ein wenig sieden / aber nicht zu sehr / geuß es letzlich auf eine glatte mit Leisten gemachte Tafel / so wird ein Zelten daraus / den magst du klein und groß schneiden / und den Föhren in den Behaltern geben / das essen sie gern / und werden feist dabey. Man kan auch in die Behalter hohle Ziegeln oder Stein legen darunter sie stehen und sich bergen mögen. Dergleiben thut man auch in den Krebsbächen.

Was vermögliche Leute sind, lassen ihnen ihre Kälter auf mancherley zierliche Weisen / mit schönen Einfängen / Gängen und Stegen in 2 / 4 oder mehr Absätze eingetheilt machen / daß sie in einem jeden eine besondere Art von Fischen halten / die nicht allein die Augen mit ihrem Herumschwimmen / sondern auch das Gemüth in Betrachtung der gütigen und wundersamen Allmacht des grossen Weltschöpffers / auch wann sie auf die Tafel wol zugerichtet / gebracht werden / den Mund mit einer wolgeschmacken Speise erfreuen. Worinnen man Karpffen halten will / soll der Boden laimicht seyn / und wo ers von Natur nicht wäre / muß biß auf einen harten Grund die Erden aufgehoben / und ehe das Wasser hinein gelassen wird / der Boden mit zähem Laim wol Elen hoch oder noch höher angestossen werden. Das nützlichste ist / daß man offt zu ihnen siehet / wann sie etwan aus dem Kalter heraus springen / wie die neu-eingesetzten Fische offt zu thun pflegen / sie bald wieder ins Wasser zu thun / oder welche matt und schwach werden / und die Schüppen lassen / bald heraus zu fangen. In neu getäfelte Kälter soll man keine Fische thun / biß das Wasser eine Zeitlang darinn gestanden / und drey oder mehrmahlen abgelassen / und wieder mit frischem angefüllt / und dardurch der böse Holtzgeschmack gelindert und ausgezogen worden. Den Karpffen hab ich zur Speise / Laim / Kleyen und Schaafmist untereinander knetten / Kugeln daraus machen und in dem Ofen backen und eine Kugel nach der andern in den Kälter werffen lassen / davon haben sie sehr wol zugenommen; kan man anstatt der Kleyen Maltz / oder endlich nur Trebern haben / so ist es desto besser / sie fressen auch gern Brod und dergleichen.

Das ist vornehmlich in acht zunehmen / daß / weil die Kälter also sollen gemacht seyn / daß man sie gantz kan ablassen / man sie jährlich wenigst zweymal im Frühling und Herbst (wann kein Fisch darinn) soll ablassen / mit stumpffen auf langen Stangen gebundenen Besem sauber auskehren / wieder ein wenig Wasser einlassen und wieder ausspühlen / und diß so lang / biß das Wasser gantz hell heraus fleusst / damit aller Schleim und Gestanck mit hinweg komme. Kan man sie nicht ablassen / muß man sie mit grossen Kornschauffeln ausschöpffen und gleichermassen also reinigen / so bleiben die Fische desto lieber. Man kan ihnen wol bißweilen klein zerschnitten Petersilkraut hinein werffen / das ist ihnen gesund.

Cap. XLV.

Von einem Teich-Meister und seinem Amt im Sommer.

Wo grosse und viel Teiche sind / da ist eine Nothdurfft / daß man Jemand Treuen und Verständigen habe / dem die Obsicht über die Teiche anbefohlen werde; Etliche lassen nahend oder hart an dem Teich kleine Häuser mit Stuben / Kammern und Böden aufrichten / darinnen sie bekandte gute Leute wohnen und Steyer-frey lassen / doch daß sie auf den Teich / worbey sie wohnen / und auch etwan auf die mehr nächstgelegene müssen acht haben / so wol des Nachts der Diebe und muthwilligen Gesindes / als auch der Raiger und anderer schädlichen Vögel und Thier halber / sonderlich wo sich Otter mercken liessen / es alsbald anzuzeigen / daß man sie aufjagen und fangen kan / dann sonst würden sie in einer kurtzen Zeit einen Teich gantz ausöden / auch den Fisch-Geyern / Raben und Krähen / so sich zu dem Teich gewöhnen wollen / mit allem Fleiß nachzutrachten und solche wegzuschiessen. Item sollen in den Brut- und Sätzling-Teichen / die Endten und Taucher weggescheucht und geschossen werden; in andern Teichen wo grosse Karpffen stehen / kan man sie eher leiden.

Ein Fisch-Meister hat zu bedencken das Wasser / daß es weder überlauffen noch mangle / sonderlich wann Güssen und starcke Wolckenbrüche niedergehen; die Bäche / die man abkehren kan / mit fürsetzen und andern Mitteln beyseits leiten; die Flut-Rinnen oder Rechen / dardurch das Uberwasser gehet / wol säubern und ausputzen / daß sich kein Gesträuch-Werck / Geröhricht oder anders anlege / und den Wasserlauff verhindere.

2. Hat er zu beobachten die Fische so wol im Sommer / als Winter / ob sie frisch oder matt / ob sich viel oder wenig sehen lassen / damit man einem und dem andern Unrath begegnen und abhelffen könne.

3. Muß er den Teich an ihm selbst in seine Verpflegung nehmen / verhüten / daß der Damm von dem Viehe nicht zertretten / oder von den Schweinen aufgewühlet / verwüstet und durchbrüchig / oder der Ablaß rinnend werde. Im Frühling soll er machen lassen / was daran zu verbessern / die Gräben ausputzen / die Brut und Sätzlinge einsetzen; er soll sorgfältig und beherzt seyn / auch des Nachts zusehen / sonderlich wann sie streichen / die Aecker- und Feldgüssen einleiten / davon sie gerne zunehmen. Im Sommer soll er alle Ort zumachen und versichern wordurch die Güssen einbrechen können / weil ihnen jetzt zur Sommer-Weide die Nahe am dienlichsten; schmatzen und schnappen sie nach Würmern / Fliegen und dergleichen / da muß man wol acht haben / daß der Teich durch Einwerffung unreiner schädlicher Dinge nicht verderbt / und die Fische dadurch kranck werden / da ist kein besserer Rath / als nach Herausnehmung des bösen / das alte Wasser gleich ab- und frisches hinein zu lassen / als wann Verbascum, Cyclamen, aut Tithymali herba, oder dergleichen giftige, und den Fischen undienliche Kräuter / vom bösen muthwilligen Gesinde hinein geworffen werden / wie auch die Aristolochia, Grena Coculi, Kalch / Bilsensaamen und Eysenhütel.

Hingegen ist ihnen Apium und Petersil gesund und nützlich / auch heilsam in ihren Kranckheiten. Im Herbst soll er den Teich ein wenig überlassen / damit der obere

Theil des Damms etwas austrocknen / und den Reiffen und Winterfrost desto besser widerstehen möge / doch muß er auf diese Maß gehalten seyn / daß den Fischen am Wasser kein Mangel sey. Damit auch Diebe und böses Gesinde mit Netzen den Teich nicht durchstreichen und ausfischen können / soll er an etlichen Orten starcke spitzige Stecken / die voller Aeste sind / fest einschlagen / daß sie unter dem Wasser sind / und heraus nicht mögen gesehen seyn; man kan sie wann man den Teich ablassen und fischen will / vorher schon wieder heraus nehmen / da man sie auch alsdann bey fallendem Wasser leicht sehen / und beyseits biß nach vollbrachter Fischung / legen kan / wo sie anders das Netze hindern möchten / denn sonst mag man sie wol bleiben lassen.

Cap. XLVI.

Was ein Teich-Meister im Winter zu thun.

IM Winter ist das Aufeisen die vornehmste Arbeit / wann der Teich eines Tagwercks Breiten hat / mag man / so er dick überfroren ist / eines Tisches breit und lang ein Lufftloch aufhauen / daß erstlich mögen die Fisch leichtlich gedulten / weil Zweifelsohne die subtile und durchgreiffende Lufft die Poros des Eises durchdringet / wann aber dicker Schnee auf das Eis fället / so ist Zeit aufzueisen. Es möchte Jemand gedencken / wann die Lufft das dicke Eis durchwehet / viel leichter wird sie durch den linden Schnee hauchen können / so sind aber viel Sachen in der Natur / die ein hartes stärcker angreiffen / an etwas weiches und weichendes aber keinen solchen Gewalt legen können; das ist im Kriegswesen kund / wann man an eine Breche mit Stücken machen will / und man solche mit Wollsäcken verhänget / werden die Kugeln / die sonst das Bollwerck bald würden über einen Hauffen werffen / an den Wollsäcken keinen Effect thun können; also gleichermassen die Lufft / die des harten Eises Poros und kleine Löchlein per Antiperistasin kan durch penetriren / wann sie auf den Schnee kommt / wird von seiner zarten und zum Widerstehen unbequemen Art gleichsam gehemmet / kan mit ihrer Wirckung nicht recht eingreiffen; sonderlich wann Schnee auf das Eis fällt / wieder zergehet / oder regnet auf das Eis / und gefrieret wieder / so kriegt der Teich eine doppelte Crustam, und werden zwey Eis aufeinander / davon wird es unter dem Eis finster und dämpfig / also daß es rauchet und dünstet / davon werden die Fische kranck / hierauf ist nun Achtzuhaben / und ohne Verzug aufzueisen / auch wo man vorher nur ein Loch gemacht hat / muß man alsdann drey machen / dem Schaden vorzukommen.

Doch ist dem allein auch nicht zu trauen / sondern wann man ein Loch aufeiset / muß man aufs meiste eine viertel Stund hernach / gantz still und gemach zum eröffneten Loch schleichen / und sehen / ob nicht kleine Wasserblasen wie die Perlein auffahren / diß ist ein Zeichen / daß die Fische wollen kranck werden / denn sie gehen zu dem Loch auf den Grund / fallen mit den Köpffen in den Letten / und wann sie die Köpffe wieder heraus ziehen / erfolgen daraus diese kleine Blattern. Dem ist zu helffen / wann man die Teiche an mehr Orten aufeiset / damit der Dunst / der sich unter dem Eis gesammlet hat / evaporiren und ausdämpfen möge.

Das Aufeisen im Winter / muß sonderlich um den Zapffen geschehen / daß solcher frey sey / dann wann gähling das Wasser anlaufft / und das Eis höher treibt / so hebt solches den Zapffen mit Gewalt / davon der Teich bald rinnend wird / so man / durch des Eises Abledigung / leichtlich verhüten kan.

Bey kaltem Wetter und grimmiger Winter-Kälte muß man wol täglich zweymal aufeisen lassen / diese Löcher müssen aber nicht in der Tieffen / wo sie ihr Lager haben / gemacht seyn / damit sie nicht von dem bißweilen anstralenden Sonnenschein aufgeweckt / vermeynen der Frühling sey vorhanden / aufstehen und umkommen / sondern die Löcher sollen auf der Seiten / doch nicht allzuweit von ihrem Läger seyn / daß sie allzeit an den tieffesten Orten in dem Letten zu machen pflegen.

Man soll aber das Eis nicht ins Loch hinein unter das andere Eis schieben / oder um das Loch ligen lassen / sondern mit Schlitten und Schleiffen heraus ans Land bringen. Kan man einen Bach hinein kehren / soll man einen Tag solches thun / und den Zapffen ziehen / das alte Wasser heraus / und das frische hinein lassen; hat er aber keinen Bach / soll man dennoch den Zapffen ziehen / und auf eine viertel Stund Wasser heraus lassen / sonderlich wann man siehet / daß die Fische so häuffig um das Loch mit den Köpffen und Mäulern empor schweben / und um die Lufft schnappen / dann / auf die vorerzehlte recht gebrauchte Weise / werden die Fische erquicket / damals aber / weil sich die Fische gern nahe bey den aufgeeiseten Löchern / der Lufft halber / einfinden / ist wol und genau acht zu haben / sonderlich des Nachts / daß die Fische mit Angeln / oder Fischbeeren / oder wol auch mit den Händen nicht aufgefangen werden / weil auch dazumal Raben und andere Vögel grosse Schaden thun können / ist desto grössere Aufsicht vonnöthen; solches zu verhüten / werden dieser Löcher desto mehr / (nachdem der Teich groß ist) in einer Reyh gemacht / und Strohbüschel fein zusammen gebunden / mit den Aehren übersich in die Löcher gestellt / vor solchen können die Fische nicht so leicht gesehen und ertappt werden / und die Löcher gefrieren auch nicht so leichtlich zu / daß also zwischen den Hälmen allzeit frische Lufft hinein streichen kan.

Es trägt sich auch offt zu / wann windigs und regnerisches Wetter einfällt / und das Eis gleichsam scheinet als ob es zu schmeltzen anfieng / daß die Fische aus ihrem Lager aufstehen / bey den Eislöchern empor schwimmen / und wann man nicht Achtung darauf hat / alle abstehen und sterben; da muß man nun alsobald / nach Gelegenheit und Grösse der Teiche Korn nehmen / solches in einem Kessel sieden / und wo die Fisch empor gehen / in dieselben gehauenen Lufftlöcher einschütten / davon begeben sich die Fische wiederum in die Tieffen und auf ein neues Fisch-Lager.

Cap. XLVII.

Wie ein Fisch- oder Teich-Buch auf zu richten.

WO viel und grosse Teiche bey einer Herrschafft sind / muß eine richtige Ordnung damit gehalten / und ein gewisses Fisch-Buch aufgerichtet seyn / darinnen auch alle Teiche eingezeichnet werden; 1 / wie sie heissen / oder wo sie ligen; 2 / wie viel Tagwerck sie halten; 3 / ob sie für die Brut / Streich-Karpffen / Sätzlinge oder grosse Fische gehören / mit wie viel Schocken / zu welcher Zeit jedweder / auch mit was für Art Fischen er besetzt worden / wie lang sie beyläuffig zu stehen / und zu wachsen haben / auch wie groß oder klein der Einsatz gewesen / dann darnach hat man sich mit dem Fischen zu richten.

Jeder Teich soll im Buch zwey drey oder mehr lähre Blätter haben / darinnen von Jahr zu Jahr / so wol die Einsetzung / als auch das Fischen / und das Gewicht und Grösse der Fische / eingezeichnet sey; denn wann man siehet / wie wol / oder schlecht die Fische in einem oder dem andern Teich zugenommen / und die Anzahl und Grösse der Sätzlinge / mit dem Gewicht der Fische conferirt / wird man bald finden / ob der Teich übersetzt oder zu wenig besetzt worden / ob er fetten oder magern Grund und Weide hat / und kan man ein anders mal seine reflexion darauf machen; auch wann ein Teich wolgewächsige Fische gebracht / kan man auch die Ursachen dessen betrachten / und auf Befund mit den andern gleicher Gestalt verfahren.

Der Tag / und Monat / und Jahr soll allzeit aufgeschrieben / und von Jahr zu Jahr also continuirt werden / so weiß man sich in allem unfehlbar darnach zu richten / und zu rechter Zeit zu einem andern alle gehörige Bestellungen und Vorbereitungen thun lassen; nicht weniger / wann etwan Schleyen / Nersling / oder auch Hechten in die Teich gebracht worden / ihr Zahl / Grösse / und die Zeit vorzumercken / auch wo an einem oder einem andern / und wie viel Abgang oder Uberschuß sich finde.

Cap. XLVIII.

Wann die Fische kranck werden.

WIewol man sagt im Sprichwort: Er ist gesund wie ein Fisch im Wasser / und die Warheit ist / daß die Fische in den Seen / Flüssen und Bächen / als in der ihnen von Natur zugeeigneten Wohnung / gar selten matt und schwach werden / es geschehe dann etwan durch Boßheit und Betrug der Menschen / daß sie betäubt werden oder abstehen; so hat es doch mit den Fischen / die in die Teiche von den Menschen eingeschlossen sind / disfalls eine grosse Ungleichheit / daß sie offt Wasser / das ihnen unanständig / entweder zu kalt oder zu warm / auch sonst mit einem widerwärtigen Geschmack verderbt / gezwungen annehmen müssen / und manchesmal die rechte Nahrung und Weide nicht haben können / also freylich manchmal ihre sonst von Natur zugeeignete Gesundheit schwächen oder gar verlieren; daher auch einem Hauswirth / der Teiche hat / auf dergleichen Zufälle fleissige Obsorg zu halten gebühret. Das geschihet nun aus vielerley Ursachen / wann sie etwan in Fässern über Land hart sind geführet / daher müde und matt worden wären / oder wann man einen Teich fischet / und sie lang im trüben Wasser / und im Koth bleiben / oder wann ihnen Koth zwischen die Flossen kommt / und werden darauf geführet / so müssen sie ersticken; so muß man dann ein Netz in Bereitschafft haben / das gestrickt ist / wie ein Fischbeer / aber grösser / oder wie ein Taupel / das macht man zwischen zwey Stangen / oder nimmt einen gar grossen Faß-Reiff / und macht das Netz hinein / wie einen Fischbeer / setzet das Netz in eine Gabel / daß der Sack deß Netzes nicht gar auf den Boden reiche / thut es in ein gut frisches Wasser / lässet sie alle Tag und Nacht darinnen stehen / im Netz kan man auch frisches Wasser auf sie giessen / oder gibt es die Gelegenheit / lässt man solches auf sie rinnen / daß es die Fische berühre; wann man sie gleich aus dem Teich in die Kälter führen / oder gleich von der Boding in die Teiche werffen liesse / würden sie abstehen / daß man nicht wüste / wie ihnen geschehen wäre. Ihre meiste Kranckheiten wiederfahren ihnen unter dem Eise.

Wann die Fische aufschwimmen und abstehen wollen sagt / Herr Wegener / lassen sich etliche Tag zuvor grosse schwartze breite Keser sehen / nach diesem folgen die Hechten nnd Persling / und alsdann die Karpffen / welche man nun auffangen / und alsbald in frisches Wasser bringen kan / dieselben kommen davon. Ich habe einsten (spricht er) dreissig Centner aus einem Teich / welcher aufgestanden / auffangen / und alsobald in frisches Wasser bringen lassen / die schier alle todt waren / so bald sie aber in das frische Wasser kommen / sind sie wieder lebend worden.

Sonsten / damit die Fische in Weyhern und andern Fisch-Kältern frisch bleiben / (schreibt Herr Wirsund in seinem 8 Theil des Artzney-Buchs cap. 6. fol. 638.) damit sie nicht leicht abstehen / soll man nehmen die grossen breiten Bintzen / und sonderlich ihre Wurtzeln aus den Weyhern / solche pulvern / und mit Saltz vermischen / und den Fischen fürwerffen / dieses soll auch frisches Epffigkraut thun / in denen Fisch-Kältern gebraucht / darinnen ihnen im Gegentheil das Wollkraut schädlich ist.

Cap. XLXI.

Wie die alten Römer ihre Teiche gemacht haben.

DIe alten Römer / die sich mehr auf die Kriegs-Waffen / als auf das Haus-wesen und Wirthschafften beflissen/haben die süssen Teiche/wie sie bey uns allenthalben im Gebrauch/ tantum apud plebem & sine fructu, die nur bey gemeinen Leuten / und keinen Nutzen hätten / gehalten / allein darum / daß sie nur dieses hoch gehalten was kostbar gewesen/wie dann Varro lib. 3. cap. 17. von den gesaltzenen Teichen / welche sie nahend am Meergestad gehabt / also bekennet/ und sagt: Maritimæ piscinæ Nobilium, quibus Neptunus ut aquam, sic & pisces ministrat, magis ad oculos pertinent, quam ad visicam, & potius marsupium Domini exinaniunt, quàm replent, primùm enim ædificantur magno, secundò implentur magno tertiò aluntur magno; das ist: Die Meer-Teiche des Adels / welche das Meer wie mit Wasser / also auch mit Fischen versibet/füllen mehr die Augen/als den Magen oder den Beutel/sie kosten viel zu erbauen/ viel zu besetzē/ und viel zu unterhalten.

Ja / es haben die Römer so grossen Unkosten und Mühe auf solche Teiche gewendet / davon sie doch geringen Nutzen / ja offt das Hertz nicht gehabt / von ihren Fischen zu essen/ wie man von Quinto Hortensio lieset/ wiewol er selbst stattliche Meer-Teiche gehabt / habe er doch / wann er Fisch essen wollen / seiner zu verschonen / zu Puzzolo andere Meer-Fische für seine Tafel kauffen lassen / darüber M. Varro Schertzweise diese Wort hören liesse: Hos pisces nemo cocus in Jus vocare audet.

L. Lucullus hat gar einen Berg/bey Neapoli/durchgegraben / damit das Meer-wasser in seine Teiche ein- und ausfliessen möchte /dieser Ein- und Ausfluß war mit ehernen Gittern verwahret/sie haben auch in die Steinfelsen tieffe Löcher ausgehauen / darein sie die Murenen und andere Meerfische verkriechen können. Sie haben auch ihre Vivaria Ostrearum, Murænarum & Cochlearum gehalten / darunter etliche aus Africa überbrachte Schildkroten so groß gewesen/daß in eine Schalen 80. quadrantes giengen.

Und weil die Römer dazumal deß gantzen oder doch besten Theils der Welt Herren waren/hat dem Sprichwort nach / Gut macht Muth / auch der Pracht und Uberfluß also zugenommen / daß sie allein dieses hoch gehalten / was viel gekostet hat / und hats je einer dem andern bevor thun wollen / sich mit vergeblichen Unkosten ansehnlich zu machen/daß endlich auch die gemeine Römer die Fische mit gleichem Gewicht Silber bezahlet/einen Meer-Barben / Mullum, hat Asinius Celer unter dem Käiser Claudio um 400. Reichsthaler gekaufft / und von Crispino, einen Egyptischen Leibeignen / der von Domitiano in den Ritter-Stand erhobē worden / schreibt Juvenalis Satyrâ 4.

— — — Mullum sex millibus emit
Æquantem sanè paribus sestertia libris.

Die Warheit aber zu bekennen / vermeyne ich / unsere itzige Fisch-Wirthschafften übertreffen der Römer Teiche darum weit / weil sie weniger kosten und mehr Nutzen bringen / da jene nur viel Mühe und Unkosten / und wenig Einkommen gebracht haben; und beduncket mich wann M. Philippus. heutiges Tages einen guten Böhmischen Karpffen kosten solte / er solte ihn nicht wieder ausspeyen / wie er zu Casini gethan / als ihm ein Hecht aus einem fliessenden Wasser aufgetragen worden / als Columella bezeuget; aber genug von diesem.

Cap. L.

Von den Fischereyen in den Teichen.

MAn fischet die Teiche beedes im Frühling und im Herbst/vornehmlich aber gegen der Fasten/weil sie damals die beste Auswährung haben/das Gewitter auch noch kühle ist/sie desto leichtlicher zu verführen. Nachdem der Teich nun groß oder klein ist / viel oder wenig Wasser hat; darnach muß man auch verderziehen/damit der Teich zu der Zeit/wann man fischen will recht darzu bequem seyn / und kan nicht schaden/daß in dem Teich-Buch / davon oben Anregung geschehen/ auch diß bey einem jeglichen Teich eingezeichnet werde/ wieviel Tag er abzu lauffen haben müsse/so kan man seine Fischereyen desto gewisser anstellen.

Der Fischmeister soll die Rechnung über vorige Fischerey mit sich nehmen/und sich der Unkosten halber/ was jedem zu geben gebühret/daraus informiren/damit nichts überflüssiges aufgewendet werde.

In Oesterreich wird meistentheils mit den Wienerischen/oder andern in Städten und Märckten wohnenden Fischern ein Accord gemacht / daß sie die Fische gleich bey dem Teich abzuholen / mit ihren Fisch-Wägen und Laiten sich auf einen gewissen Tag einstellen/ da ihnen dann die Fische Schockweise zugezehlet / und von ihnen um einen vergeblichenen Wehrt bezahlet werden.

In Böhmen und Mähren haben die Herrschafften diesen Vortheil / daß/was die Fischer nicht bey den Teichen wegnehmen/oder sie selbst behalten wollē/daß müssen ihre Unterthanen von Haus zu Hause / einer mehr / der ander weniger / nachdem sein Haus und Vermögen ist / alles annehmen / und um einen gewissen Wehrt der Herrschafft auf bestimmte Termin bezahlen; also / wollen sie dabey nicht Schaden leiden / mögen sie sehen / wie sie solche anderwärts verführen mögen/ und daher gibts selbiger Orten sehr viel Fuhrleute.

Indem man nun fischet / wann solches in einem Tag nicht kan verrichtet werden / massen / da warmes Wetter/solches allein gar frühe seyn muß / so dann lässet man um den Teich etliche Hüttlein machen / darinn vertraute Leute des Nachts bleiben / und hüten müssen/ daß die Fische nicht mögen entfremdet werden; wann man in der Kühle fischet/ bleiben sie lieber / lassen sich auch lieber führen / im ersten Zug kriegt man meistentheils die



Hechten / weil sie nicht gern im trüben Wasser bleiben; im andern und dritten Zuge werden erst die Karpffen gefangen / wann das Wasser gantz ausgetrübt worden.

Am besten ist / (wo man die Fische nicht gleich verkauffen kan) daß man nächst am Teiche Behälter und versperrte Ort hat / oder umzäunte Einsätze / darinnen man die Fische in der Kühle gleich vom Teich / wann sie mit frischem Wasser von ihrem Schlamm gereiniget worden / einbringen kan; am besten ist / wann solche Einsätze und Behälter nahend am Schloß / und unter deß Herrn Auge / oder sonst aufs wenigste wol verwahret sind; vonnöthen ist / wann man sie verkauffen will / daß man die Gattungen der Fische so wol nach der Grösse / als nach dem Geschlechte / fein absondert / und die guten und schlechten / grossen und kleinen besonders verkaufft / oder auch also abgesondert in ihre abgetheilte Einsätze einlässet; gibt es hernach im Verkauffen / wann man eine oder die andere Gattung haben und kauffen will / desto weniger Irrung / und dörffen nicht erst hin und wieder / mit Bemühung der Leute / und Abmattung der Fische / zusammen gesucht werden.

Die Fische soll man in die Kälte nie einbringen / sie seyen dann vorher im frischen Wasser gewaschen / weil sie offt voller Schlamm aus den Teichen kommen / und davon sehr schwach und matt werden / als muß man eine Boding voll frisches Wasser bey der Hand haben / die Fische darein zu thun / daß sie sich schwingen / und den Schlamm zwischen den Flossen wieder abwaschen / sonst stehen sie im Führen gern ab; besser aber geschiehet solches auf einem Stellgarn / wann man frisches Wasser haben / und dieselben aufstellen kan.

Wann man die Teiche gefischt hat / und etwan etliche Fischlein möchten in der Abletz-Rinnen bleiben / und sie darinnen verderben müssen / so verstopffet man den Ablaß / biß sich dabey wiederum eines halben Knie tieff Wasser gesammlet hat / alsdenn ziehet man den Zapffen gähling wieder aus / und lässet am Ausgang der Ablaß-Rinnen einen Fisch beeren vorsetzen / so stösset das starck-fliessende Wasser die Fische durch die Abfall-Rinnen heraus / und anfangs gleich / ehe man den Zapffen ziehen / und das Wasser ablassen will / muß die Verwahrung deß Ablasses / so von Sprüsseln und höltzernen gegätterten Einfang bestehet / zuvor genau besehen / ob die Sprüssel alle gantz / oder ob kein Loch irgends vorhanden / damit nicht die Fische / mit samt dem Wasser durchgehen mögen / da kan man auch heraussarhalb deß Damms einen Zaun vorschlagen / oder einen Beeren vor den Ausgang der Ablaß-Rinnen stellen.

Das Ausreissen der Fische zu verhüten / muß anfangs der Zapffen nur ein wenig gelüfftet / hernach auf die Helffte gezogen werden / damit das Wasser fein sacht ablauffe / so bleiben nicht viel Fische im Schlamm stecken / müssen auch die Fischer wol Achtung geben / daß sie die im Schlamm ligende Karpffen nicht gar vertretten; man soll sie auch am heraus-langen nicht grob drucken / stossen oder werffen / sondern fein gelinde und sanfftmüthig mit ihnen handeln / sonst werden sie matt und schwach davon / bleiben ungerne / und sind weder in den Behältern lang zu behalten / viel weniger über Land zu führen.

Nach dem Fischen muß aller Gezeug fleissig und sauber wieder gewaschen / getrocknet / und wieder aufgehoben werden.

Den Fischen das Murlen zu vertreiben / soll man / indem sie sieden / drey brennende Kohlen einwerffen / oder drey gantze Nußkern mit samt den Creutzen.

CAP.

Cap. LI.

Gezeuge/ was zum Fischen gehöret.

WEil die Fischereyen unterschiedlich / als wird auch nicht einerley Zeuge darzu erfordert; was in den Teichen geschiehet/muß man vor an dem Damm/wo man das Reste ausziehet/ etlich Bodingen und Wannen mit frischem Wasser stehend haben / da man in jedwedere die abgesonderten Fische kan einbringen; Item müssen/ nach dem der Teich groß und der Fische eine grosse Anzahl ist/auch Fisch-Wägen mit Laiten/ die halb voll frisches Wasser sind/vorhanden seyn/darein man die in den Bodingen abgewaschene Fische legen/ und entweder in die Behälter / oder anderwärts zum Verkauff verführe und fortbringen kan/so soll man auch wenigst zwey Zuggärne haben / eines mit grossen/ dardurch die kleinen Fische schlieffen mögen/und das andere mit kleinen Mäschen/so darff man hernach desto weniger Mühe mit dem Ausklauben haben; auch soll man kleine enge Reussen und Fisch-Kürbe haben/die in dem Ablaßgraben mögen entzwischen hängen/ darein man die kleinen Fische thun mag. Item kleine Fischbeerlein / die Fische damit aus den Bodingen zu heben / weil nicht gut gehalten wird / viel mit Händen darinnen umzuwächseln/davon sie gern matt werden.

Auch muß man da kleine und grossen Mäslein haben/ die kleinen Schneider- Fisch / Rothaugen / Kottpletten/Weißfische/ Schleyen- Brut/und dergleichen auszumessen und zu verkauffen. Die Netze müssen nach vollendtem Fischen sauber ausgewaschen und auf Pfäle und Zäune/ zum Abtrocknen/ sauber aufgehangen/ und was etwan am Fischen zerrissen / wieder ausgeflicket werden. Der grossen Hammen oder Fischbeeren hat man auch zweyerley Sorten/etliche mit grossen/ die andern mit kleinen Mäschen/ auch an der grösse unterscheiden/eben zu dem Ende / wie vor bey den Netzen gedacht worden. In den grossen Seen/werden grosse weite Netze und Segen gebraucht / in den Flüssen gleichesfalls/ nachdem sie groß oder klein sind / darnach sind auch die Zuggärne gerichtet / daß sie/wo nicht den gantzen/ doch den halben Fluß damit überstreichen und von der andern blossen Seiten die Fische einjagen können; da sind auch die so genannten Laitergarnen / die nach der Höhe des Wassers gerichtet/beederseits Spiegel und in der Mitte ein weites Inngarn haben / damit übersetzen sie einen Fluß/treiben hernach die Fische / die müssen / in dem sie durchschliefen wollen/ vermeynend/ es sey ein Schilff oder Gras/ in dem Inngarn behangen bleiben/ und also gefangen werden. Die Fischer brauchen auch allerhand Art grosse und kleine Senck-Reuschen und Fischkörbe / Tauppen/ Fürsetzgarn/ allerley Sorten Angel/ Nachtschnür/und dergleichen. Wie dann die Fischereyen/ an einem und andern Ort/ je anders und anders getrieben sind/also daß sich jeder nach Gewonheit und dem Landsbrauch zu richten.

Item hat man auch Trag-Netzlein/wie die Taupeln in der Mitten tieffer/mit vier Latten eingefasst/und vorn und hinten mit Tragstecken; Item hat man auch noch grössere Netze/ die man in einem Teich auf vier Füsse setzen/und die Fisch in jeglichem Teich/nach ihrer Art/absondern kan/sind wie die Trag-Netzlein eingefasst/ und stehet die Rahm auf vier Füssen.

Cap. LII.

Wie die Fisch über Land zu führen.

WAnn man die Karpffen/Hechten oder Sätzling von einem Teich/zu dem andern/ oder auch über Land führen will/muß man in acht nehmen/erstlich daß es bey kühlem Wetter/ oder (wäre das Wetter sehr warm) bey Nachts geschehe; so müssen auch die Faß oder Laiten darinn man sie führt / einen weiten Spunt haben / daß man sie ohne Schaden aus- und einfassen mag auch nicht überfüllet seyn ; das geschihet aber also die Lait/darinnen sie sollen geführt werden füllt man mit frischem kalten Wasser etwan ein paar zwerch Finger über die Helffte nicht; für Hechten aber muß er nur etwan ein Drittel oder doch nicht gar halb voll seyn / hernach lässt man so viel Fisch hinein/bis das Wasser oben überlaufft/ also ist daß Faß weder mit Karpffen noch Hechten übersätzt/und so man eine oder drey Schleyen haben kan / soll man sie auch ins Faß unter die Karpffen oder Hechten thun/dieselben ruhen nicht/ und arbeiten stets unter den Fischen/davon stehen sie nicht leicht ab ; sonst soll auch im Auf- und Abladen allzeit einer an der Teichsel oder bey dem Faß stehen / und solches ritteln und bewegen / daß sich das Wasser rühre / denn dieses ist den Karpffen und Hechten sehr gut. Also soll man auch im stäten Fortführen verbleiben / und ohne sondere grosse Noth nicht stille halten; item so mã zu den frischen Wässerungen kommt/muß gleicher gestalt Wagen und Lait / gehörter massen/gerüttelt werden. So man aber nun die Fische will abladen / und in die Teiche thun/und solche weit geführt/ und also sehr matt worden / soll man sie an einen Ort deß Teichs / wo das Wasser seicht ist in ein vorgelegtes Garn einlassen / aber fein sänfftiglich/ und sie nicht aus der Lait über einen Hauffen in das Wasser fallen lassen/sondern einen Hammen oder Fischbeer vorhalten/und fein sachte ins Wasser einsetzen/welches so wol mit den grossen Karpffen und Hechten / als auch mit den Sätzling geschehen soll.

Bey der Fisch-Fuhr soll allezeit ein Fischer mit gehen/ damit solche wol abgefrischt / und unbeschädigt in die Kälter gebracht/auch wol zugesehen werde/ daß man die Fässer nach Proportion nicht überfülle/und also die Fische erstick en müssen/welches manchem Klügling geschehen/daher besser ist/daß man den Fischen Raum lasse.

Herr Wunsch in seinem dritten Theil deß Memorialis Oeconomici fol. 280. schreibet mit einem NB. also:

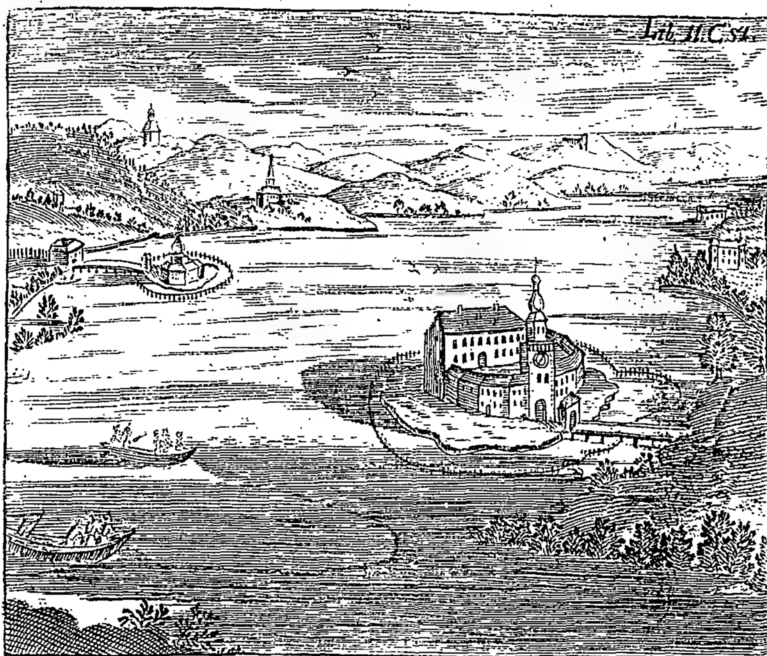


Damit die Fische nicht abstehen mögen / so pflegen die Fischer in ein Fisch-Faß vor drey Pfenning Pfeffer oben auf/wanns Faß gefüllt ist/zu streuen; Andere streuen ein wenig Petersil oben in das Faß/mit Bericht/die Fische sollen sich im Fahren wol halten und stets frisch bleiben.

Das Wasser aber/ darein das Garn gelegt ist / muß nicht über eine halbe Elen tieff seyn / dann so es tieffer/ und der Fisch matt ist / so erstickt er/ dem sonsten/ wann er frisch wäre/die Tieffe nicht schaden würde/wann man ihn nur sacht einlässet. In das Garn pflegt man darum die Fische/um der Sicherung willen/vorher einzusetzen/ daß wann etwan gar matte Fische darunter seyn möchten/man dieselben nicht liesse gar verschmachten/und abgehen/sondern auf folgende Weise ihnen hülffe; es stehet einer bey besagtem Garn mit einem Reiß oder Ast / daran viel Laub hanget / das gelind und nicht hart ist / der rüttelt die matten Fische/bis sie wieder zu sich selbst kommen und sonderlich diese/welche den Bauch übersich kehren / die soll man fein sänfftiglich rütteln und bewegen/ und offt umwenden / so kehrt er sich endlich selbst wieder um/und erquickt sich also / welches offt probirt worden; sonst werden/aus Mangel dieses/ viel Fische versäumet/ die also verderben müssen / so man auf so thane Weise hätte erretten und erhalten können. Wann man nun Fisch wieder starck worden / thut man das Garn sacht wieder hinweg/ und treibet die Fische gemach der Tieffen zu/ damit er der Raubvögel halber im seichsten nicht ligen bleibe / und von ihnen angebackt und gefressen werde.

Fische über Land zu führen/ muß man keine neue Lait nehmen/ es sey dann / daß vorher wenigsten vier Täg Wasser darinnen gestanden/daß der Geschmack von dem etlichemal abgewechsleten Wasser ausgezogen und gemildert werde/sonst stehen die Fische leichtlich ab; wann die Lait gefüllt/und das Wasser übergelauffen/lässt man hernach die Lait/eher man fortfähret/ auf ein drey zwerche Finger lehr/daß die Fische ihre Köpffe oben am Faß nicht anstossen mögen / so ihnen schädlich / hernach wird oben das zimlich grosse Bail mit Stroh verstopfft/dardurch sie dennoch frische Lufft haben können. Man muß im Führen offt zusehen/ob die Fische nicht mit den Mäulern aufgehen/denn das ist ein Zeichen/daß sie matt sind/ darum über Land die Fische zu führen im Sommer die Nacht am bequemsten ist; wann man sie wässern will/ muß man die Lait vor bewegen / alsdann mit frischem Wasser füllen/daß es übergehe / so kommt der Schleim von den Fischen weg; will man fortfahren/ lässet man das Faß auf drey Finger ab/ so bleiben die Köpff ungestossen.

Die Fische/die man im Winter über Land führet oder trägt / gefrieren offt so starck / daß sie wie ein Holtz sich nicht biegen lassen/schadet ihnen aber nicht/wan man sie nur in die Wärme bringet / leinen sie auf/ und werden wieder lebendig/ noch besser aber ists/ man lege sie in ein kaltes Wasser alsobald/so ziehet das Wasser die Gefrier aus/ daß man das Eiß oben von den Schuppen abstreichen kan/also schmecken sie auch hernach besser/als wann man sie in der Stuben austhauen lässet /, wie Herr Colerus bezeuget. Bey Donnerwetter stehen die Fische leichtlich ab.



Cap. LIII.

Fischereyen in den Seen.

DJe Fischereyen in den Seen / die groß und weit auf etliche Meilwegs sich erstrecken / und sehr tieff sind / werden fast wie die in dem Meer angestellt und verrichtet; da ist hoch vonnöthen / daß ein Fischer die Strich- und Laichzeit aller / oder doch der meisten und besten See-Fische wisse weil sie dazumal amleichtesten zu fangen / sonst aber alle Mühe und Arbeit vergeblich fallen würde. Wie dann ein Fischer vorsichtig / mit allerhand nothdürfftigen Zeugen und Kahnen gerüstet / unverdrossen / wachsam und behend seyn muß; alle Fischereyen werden vor Anfang und nach Untergang der Sonnen / und mit Beobachtung deß Windes / nützlich angestellt; stilles Wetter ist das allertauglichste.

D. Weber sagt in seinen curiösen Discursen / wann der Sudwind wähet / müsse man die Netze gegen Norden / und wann dieser gehet / gegen Suden ziehen / also ist es auch mit Osten und Westen in acht zu nehmē; bey trübem Wasser fischet man auch gedeylicher / als bey klarem / und bey mittelmässigem leichter als bey grossem. Durch eingeworffene Speisen kan man den Fisch vorher an einen Ort / wo man Fischen will / gewöhnen; alle Fischereyen werden / wie gesagt / frühe / ehe die Sonn auf- und Abends wann sie untergangen / am nützlichsten angestellt. Wann man mit einem Zugnetz einen Dümpffel ausfischen will / wird man im ander Zug meistentheils mehr / als im ersten bekommen.

Bellonius in seiner Orientalischen Reis-Beschreibung lib. 1. cap. 73 / 74. und 75. erzehlet der Türcken Fischereyen in Propontide bey Constantinopel / davon sie reich worden / daß sie dort herum überall Dörffer gebauet haben.

Ich will allein dem günstigen Leser eine kleine Nachricht beysetzen / was in dem Kammer- oder Atter-See / in Oesterreich ob der Ennß / das Jahr durch / und zwar jedes Monat besonders / für Sorten Fisch / und mit was Gezeuge sie anfangen werden / allermassen mir solche Herr Graf Franz Christoph Khevenhüller / mein grosser und werther Gönner / selbst communicirt hat.

Als im Januario wird / weil sich noch keine Fisch-Laich anfänget / wenig gefischt / ausser mit Schnüren und angequerderten Angeln / kriegt man bisweilen Ruthen / Hechten / und kleine Lächslein.

Im Februario laichen die Ruthen / Rheinacken und Kröpfling; die erste wird mit Senckreuschen; der andere und dritte / bald in der mitten des Sees auf der Schweben / mit grossen Segen / die 4. Klaffter hoch / und 44. Klaffter lang sind / gefangen.

Im Martio laichet der Hecht / und wird meistens mit Segen und Setzgarnen gefangen; also auch die Koppen / welche unter den gehebten Steinen gesucht / und mit kleinen Beeren heraus genommen werden.

Im April ist kein absonderliche Laiche / und werden die erstbenannten Fische / wie oben gedacht / gefangen.

Im Majo laichen die Lauben / der Schild / die Kordaschen / die Pfrillen / der Steinbeiß / der Krößling / die Grundel / und der edle Weiß- und Perlfisch / massen das Männlein zur selbigen Zeit / am Kopf und auf den Rucken / mit weißlicht-erhebten härtlichten Knöpffen / gleich wie mit Perlen beseät ist; die ersten sieben Sorten werden / in den Reyhen und Schmelcken meistens / auch in Garnen; der Perl- und Weißfisch aber in Segen und Setzgarnen / ins gemein bey Auslauff des Sees / hergegen nur bey der Nacht gefangen.

Im Junio laichen die Barben und Alten / werden un-

ter den Kräutern / in Reuschen / auch bisweilen wird einer mit dem Garn erdappt.

Im Julio Augusto und September ist keine sonderbare Laich / ausser was von obbermeldten Fischen / diß Monat durch gefangen wird.

Im October laichet der Lachs / der wird mit Setzgarnen / meistentheils aber mit den Segen gefangen / ein Stück von 6/8. oder 10. manchmal auch von 40. und 50. Pfunden schwer. Im Mayen werden dieselben auch bisweilen bekommen / die heissen die Fischer damals May-Föhren.

Im November wird obiger Fang fortgesetzt.

Im December laichet der mittlere Kröbfling und der Rheinancken / wird mit Setzgarnen gefangen.

Der Sälmling wird durchs gantze Jahr in Setzgarnen / Schnüren und Segen aber meistens im Lachs-Strich offt zu 8. Pfunden schwer / gefangen.

Es ist auch sonst eine Gattung gar kleiner Fischlein in denselbigen See / die Pfinnen genannt welche keine eigentliche Laichzeit haben / und meistentheils um St. Michaelis in die 6. Wochen nacheinander / wol auch zuweilen im May gefangen werden / doch damals nicht so häuffig. Diese Art Fischlein ist so delicat und zart / daß sie erblichen / so bald sie aus ihrem Mutter-Wasser kommen / müssen dannenhero gleich alsobald gesotten werden. Von Prächsen werden wenig und zu ungewissen Zeiten / doch meistentheils im May / zu Zeiten bis 9. Pfund schwer / gefangen.

Die Krebsen werden die meiste Jahr-Zeit gefangen / ausser von St. Martini bis auf St. Georgi / wann sie streichen / ist es verbotten; die Art des Fanges geschihet meistens mit Krebs-Körben und mit Reuschen / in dem Agerfluß welcher aus der Atter-See entspringet / nach Buchaim zu streichet / bey Lambach aber sich in die Traun ergiesset.

Sie werden auch bey Nachts mit Schiffen und angezündten Fackeln gefangen / (da sie dem Feuer zueilen) und mit kleinen Beerlein / an langen Stangen ausgehoben; wie ich selbst gesehen und dabey gewesen / als Ihr Excellenz, der alte Herr Graf Khevenhüller / weiland der Spanischen Römischen Käiserin Mariæ Obrister Hofmeister seliger Gedächtnus / noch gelebt hat; ist aber nur ein Privat-Adelicher / und nicht ins gemein erlaubter Lust-Fang.

D. Hertod in Tartaromastige Moraviæ cap. 36. fol. 103. also sagt: Lacus Ceicensis, ein See in Mähren / unter des Grafen von Oppersdorff Herrschafft hält in der Länge 1600. und in der Breiten 900. Schritt / hat ein Wasser bitter wie Entzian / es ist kein Fisch darinnen / und was hinein gebracht wird / stirbet ab; dieser See ist mit Nitro und Schwefel erfüllt / fortè etiam Bitumie. In dem Leib ist dieses Wasser nicht zu brauchen / wird auch von keinem Thier / wie durstig es gleich sey / gekostet. Aeusserlich aber ist diß Wasser / wider die häßlichen Krätzen / und Ausbrechen der Haut / & contra omnia cutis vitia, ulcera carnosa, crustacea, Phagedænica, ein gewisses Mittel und Panacea, weils diß alles gar schnell heilet. Es curiret auch die Wasser-sucht / sonderlich wann mit dieses Sees Letten die geschwollenen Theil eingesalbet werden. Scirrhosis etiam tumoribus, tophis & nodis podagricis, paralyticis & contractis auxilio est.

Die grossen Meer-Fischereyen / und deren Nutzen betreffend / ist / achte ich / zu unsern Zeiten kein Land denen Niederländischen Provinzen zu vergleichen / die / nach Ludovici Guicciarnini Zeugniß / jährlich von den Häringen vierzehenmal hundert und siebentzig tausend; und von den Stockfischen fünffmal hundert tausend; und von dem Salm-Fang mehr als zweymal hundert tausend Cronen Nutzung haben.

Zum Beschluß muß ich aus P. Casparis Schotti Physicâ curiosâ lib. 19. cap. 45. von dem Sardellen-Fang etwas anziehen. Im Mittel-Meer bey Sicilien / werden in der Fasten unzehlich viel also gefangen: Gegen Abend kommen 8/10. oder mehr Fischer-Zillen zusammen / mit Rudern versehen / und geben sich auf das hohe Meer / da stellen sie sich in eine lange gleiche Reyhe / werffen ein überaus langes Netz ins Meer / und zünden in den Schiffen alsdann ihre Fackeln an / dem Liecht nun lauffen die Fische Hauffen-weise zu / da begeben sich die Fischer mit ihren Zillen allgemach in einen Kreis / und beschliessen also mit dem zusamm-gezogenen Netz eine unglaubige Menge solcher Fische / die ziehen sie gemählich (wann es Tag wird) dem Gestad zu. Diß möchte vielleicht ungereimt scheinen / der Meer-Fischerey allhier zu gedencken / hab es aber hier melden wöllen / weil mich bedunckt / es liesse sich / wann die Rheinancken und andere Fische im Atter- und Gemünder-See im Strich sind / gleichesfalls wol practiciren / und wäre nur um einen Versuch zu thun.

Weil wir aber einmal zum Meer kommen / kan ich billich des in Pommern ligenden Frischhavens / der gleichsam des Maris Balthici Propontis ist / gedencken / der ist nach Joh. Micrælii lib. 6. Chronici Pomeraniæ §. 5. Zeugniß / bis weilen so Fischreich / daß die Fischer ihn des Sommers mit mehr als 100. kleinen Schifflein beziehen / die hinter sich her ihre Netze / welche sie Zese (vielleicht Segen / oder Zuggarne) nennen / hinter sich herziehen / gegen und mit dem Winde segeln / und damit erwerben / was ihnen der milde Seegen Gottes bescheret. Und man weiß (schreibet er ferner) wann gute Fisch-Jahr vor diesem gewesen / daß in einem Jahr / der Fürstlichen Kammer / von dem sechsten Pfenning / der dem Fürsten auf besagten Frischhaven / und von dem dritten Pfenning / der ihm von den Fischen / aus dem Lassanischen Wasser / gereicht wird / über 5000. fl. zugewachsen sind. Und obwol also eine unsägliche Menge der Fische aus diesem Wasser gefangen wird / deren Wehrt (wann sie auch gar wolfeil verkaufft werden) sich über 30000 fl. erstrecket; so wird doch dasselbe an Fischen nicht ausgeödet oder verwüstet. Dann wann (sagt er weiter) die Fische im Frühling laichen / tretten sie aus dem Meer in den Haven / als in ein frischeres Wasser / und laichen daselbst; deßgleichen tretten sie auch gegen dem Winter / der Wärme halber / auch wieder hinein / weil es zwischen dem Land ligt / und so rauhe und ungestümm nicht ist / als das Meer / und nach Aussage der Fischer / auch nach Gezeugnis der alten Chronicken / gehen die Fische bisweilen so dick die Schwyne herauf / dardurch die beeden Inseln Wollin und Usedom geschieden sind / daß man hätte eine Stange darzwischen stossen mögen / die nicht umgefallen wäre. Bißweilen aber lässet sich der Fisch in so grosser Menge nicht sehen noch fangen / und so dann kriegt man zum meisten Lachse; und wann man Lachse spühret / ists ein Zeichen / daß wenig andere Fische vorhanden.



Cap. LVI.

Fischereyen in den fliessenden Wassern mit Netzen.

Weil diese nicht einerley/sondern grosse Ströme/ mittlere Flüsse und keine Bäche sind/als ist auch die Fischerey so wol an der Weise/ als auch dem Zeuge sehr unterschieden. Man brauchet grosse weite Zuggarne die unten mit Bley/und oben mit Pantoffelholtz eingefasset sind / also daß ein Theil zu Grunde gehet/der andere aber in der Höhe schwimmt/ damit fahren die Fischer mit zweyen Zillen in den Fluß/wo sie vermeynen/daß die Fische einen guten Stand haben/ oder wohin sie ihnen auch vorhero geäbert haben/die eine Zillen behält einen Theil des Seils am Netze/bey sich/die andere ziehet das Netze/und wirfft oder legt es nach und nach ins Wasser / oder sie fahren alle beede auf einen Theil des Flusses/bereiten ihre Netz aus/theilen sich voneinander / und ein jeder Zillen bleibt ein und das andere Seil des Netzes/alsdann wenden sie sich wieder auf die andere Seiten des Ufers/machen gleichsam mit dem Netze einen Bogen/und ziehen gantz stillschweigend und ohne Getümmel ihr Netz an das Gestad / und beschliessen alles / was ihnen GOtt bescheret ; bisweilen haben sie auch wol eine Zillen/die ausser des Netzes Mitten an dem Boden des Netzes nachfolget/daselbst schlagen und platschen die Fischer mit Stangen ins Wasser/ die Fische zu erschrecken/die über das hoch auf schwimmende Pantoffelholtz zu fliehen/sich unterstehen möchten / also bringen sie manchesmal eine gute Beute ans Land/bisweilen finden sie auch wol ihre Netze lähr; nachdem das Netze groß ist / müssen auch wol auf dem Lande Fischer stehen / die das Netze helffen ans Uufer schleppen/weil man/so bald die zwey Ort des Ziehgarnes am Land sind / mit dem Zug eilen muß/damit sich die Fische nicht oben oder unten durchschlagen/wann sie sich gefangen seyn mercken.

Die Wurffgarn sind gemacht / wie ein grosser Fischbeer/ aber viel weiter / unten breit und mit Bley besetzt und oben enge/das wird an tieffen Orten/ oder wo man glaubt / daß es Fisch gebe / mit sonderer Behändigkeit mit einem Schwung auseinander gebreitet eingeworffen/so sinckt es schnell zu Grunde / und indem mans wieder heraus ziehet / fällt unten das Bley zusammen/ und verschliesset alles/was damit ist überdeckt worden; Item haben sie ein Netz mit einem langen in Reiffen eingebundenen Zipffel/das im Eingang mit Flügeln zimlich weit voneinander in das Wasser / wo es enge zusammen rinnet / eingepfälet wird/ und alle Fische / die durchpassiren wollen / bleiben hinten in dem Zipffel stecken den heben die Fischer auf/und durch Eröffnung desselben nehmen sie den Raub heraus / binden den Zipffel wieder zusammen/und kan das Netze etliche Tage(nachdem der Fang gut ist) ligen bleiben.

Von den Laitergarnen ist schon bey den Seen gedacht worden/die sich am allerbesten in die Flüsse schicken/ wann sie nicht gar zu breit sind/ daß man das Netze von einem Uufer zum andern ziehen kan / sie werden wie die Wachtel gärnlein an Pfäle angefast / bisweilen auch wol ohne Pfäle also durchgezogen / und an beyden Gestaden etwan an gelegsamen Bäumen oder Pfeilern befestiget; da können sie mit Zillen einen guten weiten Weg davon beederseits die Fische dahin jagen / und am Ufer mit Strudeln die unter der Bäume Wurtzeln und in den Löchern des Ufers steckende Fische austreiben / und was durch das Netze will / je stärcker es hinein gejagt wird/je mehr verschlägt es sich durch die Spiegel in dem Inngarn ; am besten aber (wie auch bey dem meisten Fisch-fang) ist/ wann das Wasser trüb ist. Und eben die

 ses

es Netze / brauchen sie auch in Böhmen / in den grossen Teichen/worinnen die wilden Gänse und Endten mausen/davon aber hernach mit mehren soll gedacht/und solches ordentlich erzehlet werden. So sind auch noch unterschiedliche Netze groß und klein von engen und weiten Mäschen/nachdem die Wasser/ die Fische/ und Gewonheit des Orts mit sich bringen.

Unter den Fisch-Wassern der Flüsse wird an der Trächtigkeit und Menge der Fische Teissa (Tibiscus) andern Strömen weit fürgezogen / so daß man glaubt/ wann man besagten Fluß in drey Theil absondern solte/ wurde darinnē zwey Theil Wasser/und der dritte Theil Fische zu finden seyn; also wann eine Güsse kommt/ werden die Fische an die angräntzende Ufer und Felder so häuffig ausgeworffen / daß man die Schwein dahin treibt/solche aufzufressen/um die Lufft vom Gestanck der todten Fische zu befreyen.

Bey allen Fischereyen aber / die mit Netzen in den Flüssen vorgenommen werden/ist nöthig/ wann das Wasser schilffig oder grasicht ist/ daß man solches offtermals aussäubere / sonst kan man mit dieser Arbeit übel fortkommen. P. Athanasius Kircherus in veteri ac novo Lasio p.259. erzehlet eine artliche Weise/ wie sie in Strato dalla Chiesa, wo der Fluß Ufens durch die Paludes Bomptinas fleusset / zugleich fischen und auch den Fluß säubern: Sie jagen/sagt er/fünffzig Büffelthier in den Fluß / und die Fischer und Büffelthier in ihren Zillen treiben sie/mit Stangen und angehetzten Hunden / gegen dem Fluß fort / da trotten und eilen sie mit Gewalt also aufwärts/und ziehen die am Boden hangende grasichte Kräuter mit den Füssen heraus/dardurch das Wasser sich mercklich erniedriget. Darzu kommt auch dieser andere Nutzen/indem die Büffel das Wasser austretten und trübe machen/werden die darinn wohnenden edlen Fische/ die nur deß klaren Wassers gewohnt sind/also erschreckt und erstaunet/ daß sie aus allen ihren Schlupfwinckeln/ frisches Wasser zu suchen/ sich in die Höhe geben / und in dieser Verwirrung von den Fischern mit Händen und Netzen häuffig aufgefangen werden/ und daselbst haben sie fast keine ander Art zu fischen; weil aber durch dieses allein das Kraut / nicht aber die Wurtzeln ausgerottet wird/und das Unkraut in etlichen Monaten wiederum wächset/ gibt P. Kircherus den Raht: Man soll fünff oder sechs Schifflein aneinander hangen/ deren solle jedes hinden / an statt des Steuer-Ruders / einen starcken scharffen eisern Rechen haben / den man auf- und abwärts/auch auf beede Seiten wenden möge/ vornen aber soll über diese Zillen ein Zwerch-Joch genagelt/ und daran etliche Seilen gebunden werden/ die man an den Jöchen der Büffel anspannen kan; in dem man nun also die Büffel gegen den Strom forttreibet/die das Unkraut niedertretten/ können die in den Schiffen sind/die Rechen wol abwärts halten / und also das Unkraut mitsamt der Wurtzel / aus dem Grunde reissen / und den Fluß desto mit mehr beständiger Dauerhafftigkeit reinigen.

Was aber P. Kircherus daselbst mehr von dieser Materi meldet / lässet sich leichter schreiben / als practiciren/ und gehet nur in lettichten und ebenen/nicht aber in steinichten Gründen an; wiewol die Flüsse/ die Stein und Sand haben/selten mit Schilff und Unkraut bewachsen sind; an den Flüssen aber nebenher beyderseits Gräben machen/darein man den Strom ableiten möge / würde mehr Unkosten als Vortheil geben / weil theils solcher Flüsse weit lauffen/viel andere fremde Herrschafften berühren/viel gutes Baulandes würden wegnehmen/und darzu etwan viel widersinnische Köpffe sich hart würden vereinigen können / daraus mehr Schaden/ Verdruß und Unnachbarschafften / als Nutzen und Gelegenheit entstehen würde. Den Büffeln aber unordentlich eiserne Egen anhängen/und sie also fortjagen wollen/ würde einer dem andern in die Egen eintretten / und leichtlich einer den andern beschädigen.

Cap. LV.

Fischereyen mit Fischbeeren und Tauppeln.

DJe Fischbeeren sind auch von unterschiedl. Grösse/ nachdem das Wasser ist/ werden meistentheils nur in kleinen Flüssen und Waldbächen gebraucht/ die an dem Ufer voll Bäume und unter deren Wurtzeln die Fische ihren Aufenthalt zu haben pflegen; daselbst wo sie vermeynen/es sey etwas vorhanden/setzen die Fischer den Beren vor/und ist einer/der an einer Stangen einen ledernen Fleck angemacht in Händen hat/ damit strudelt und strittet er unter die Wurtzeln / und also erschreckt er die darunter verborgenen Fische / jagt sie hervor daß sie mit grosser Forcht entfliehen/und in den Beeren stossen/ sobald der jenige/der den Beerē hält/diß vermerckt/hebt er den Beeren empor/ und thut den Gefangenen heraus in seine Behaltnus/ oder Fisch-Wännlein / das er mit Wasser angefüllet stets bey sich hat/und dieses ist das gemeineste Fischen/so in allen kleinen und grossen Bächen/ wo es Forellen/ Grundeln/ Koppen / Kreßling und dergleichen gibt/vorgenommen wird/doch muß der/welcher den Strudel braucht/mit dem Ausstritten nicht so ungestümm und starck stossen/ weil sonst mancher Fisch damit kan zerquetschet werden/ist viel besser/ wann er fein sacht hin und wieder sucht/so wird der Fisch eher weichen/hingegen wann er gar zu grob strudelt / wird der Fisch verzagt/ sich/so tieff er kan/ in die Höhe einbergen / und sich eher erstossen lassen/ehe er sich heraus wagt.

So braucht man auch die Fischbeeren in Wassern/die nicht gar zu breit oder zu tief sind/ auf solche Weise: Die Breite des Flusses wird mit dicht-aneinander gefügten Beeren wol versetzt / daß sie von einer Seiten oder Gestad deß Wassers/bis zu dem andern reichen; hernach gehen die andern mit Strudeln/treiben und jagen die Fische/rütteln und bewegen auch alle grosse im Fluß ligende Stein/ oder stieren aufs wenigst darunter / weil die Forellen gern darunter rasten/bis sie selbige in die Fischbeeren jagen.

Herr Colerus sagt: Wann der Mond auf das letzte Viertel kommt/und ist etwan zwey oder drey Tage vor dem neuen Monden / so lässet sich ein jeglicher Fisch im Fließ-wasser/ bey Tage / von unten herauf in die vorgestellte Reusen oder Netze jagen; es gehen ihrer zween oder drey mit Stangen/und schlagen auf das Wasser/unten am Wasser hinauswärts gegē dem Strom; Die Tauppeln sind in allen grossen un̄ tieffen Wassern zu brauchen/ allermassē man solches an der Donau sihet. Man nähet ein roth tüchenes Flecklein in die Mitte / daß die Fische ge-

ge-



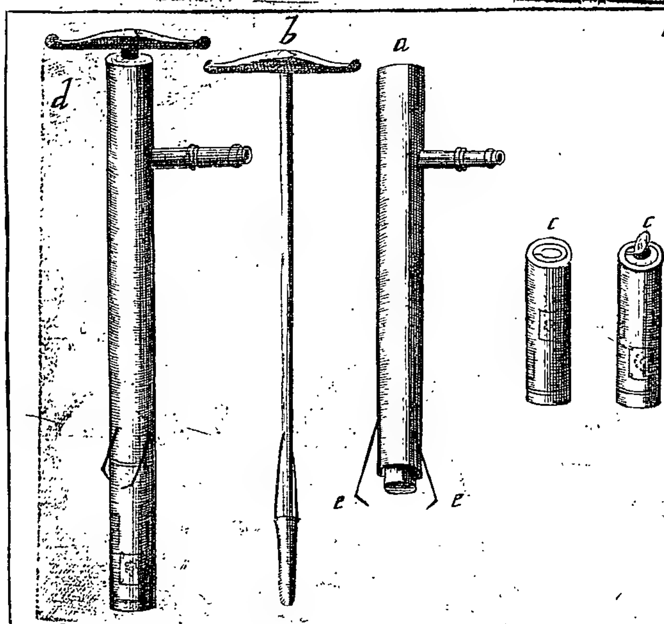
gedencken sollen/ es sey ein Stücklein Fleisch noch besser aber ist/wann man ein wenig gebratene und mit Speck bestrichene Leber neben einem Stein mitten in die Taupel bindet/ daß sie einen Sack mache/ so gehen die Fisch desto lieber darauf; man muß zuzeiten die Taupel gantz still und gemach erhöhen / zu sehen/ ob etwas der Mühe wehrt darauf ist/und so bald man etwas merckt/wird die Taupel in aller Eil über sich gezuckt.

Cap. LVI.

Gräben und Dümpffel auszuschöpffen/Marast auszutrocknen/und in Baufelder zu verwandeln/auch die unter Wasser gesetzte Länder zu befreyen.

ES sind offt in den Wald- und Feld-Bächen so tieffe Dümpffel und Gruben/ mit grossen Steinen oder allerhand Gestreuche also verwachsen/ daß man mit keinem Beeren oder Netzen darzu kommen kan / und sind offt die schönsten besten Fische darinnen verborgen/die man bey schönem stillen Wetter und Sonnenschein auskundschafften kan / wann man gantz still darzu schleichet/an einem gelegensamen Ort etwa unter einem Baum eine Zeitlang und unverrührt stehen bleibt/ und eine Weile da wartet / so werden daselbst nach und nach erstlich die kleinern / nicht lang darnach auch die grössern Fische erscheinen / im Wasser herum schweben/ und wird man also genugsam wissen/ ob viel oder wenig darinnen verborgen liegen / wann man nun etwas der Mühe wehrt daselbst vermerckt/ und der Bach nicht gar ein zu starckes Zurinnen hat/sondern/wie es im Sommer bey heissen trockenem Wetter offt zu geschehen pflegte der Bach gar sehr oder meistentheils vertrocknet / und das Wasser nur in den Dümpffel verbleibt / und da ist die rechte Zeit/ dann machet man oben / wo das Wasser zulaufft einen kleinen Damm oder Schwellen / nach dem Wasser zurinnt / die ein paar Stund des Wassers Zulauff hemmen und aufhalten; hernach macht man auf der andern Seiten wo das Wasser ablaufft / wider einen Damm nur so viel / damit das ausgeschöpfte Wasser nicht wieder zu ruck in den Dümpfel setzen kan/ und sind 2. oder 3. Kerlen mit breiten hohlen höltzernen Schaufeln oder Schapfen/wie die Schiffleute / damit sie das das in Schiff eindringende Wasser ausschöpffen / die giessen das Wasser von dem Dümpfel über die untere Schwellen hinaus/ bis es lehr wird / da man denn alle Fische zugleich mit ausheben kan. Wiewol dieses allein ein Lust-Fischen vor die Herrschafften / und sonst ins gemein denen Fischern verbotten ist / auch die kleinen noch zum wachsen dienliche Fisch billich wieder hinein geworffen/ und allein die grössern heraus genommen werden sollen / sonst wird das Wasser gar zu sehr abgeödet: sonderlich soll man Krebsen/die Eyer haben/alle wieder in den Bach thun.

Noch leichter dieses zuwegen zu bringen / wird eine Pumpen mit grossem Vortheil und geringem Unkosten also verfertigt; man nimmt ein Föhren-Holtz / etwas dicker als die gemeinen Bronnen-Röhren / lässt ein Loch durchbohren/das zimlich weit sey/ unten am Ende wird von Eisen ein starcker Ring abwärts scharff / fest eingestossen/daran man noch ein Stück Röhren schifften kan/ die etwan das sechste Theil von der langen Röhren/ also daß diese 5. Theil/jene aber einen Theil mache/ diese nun ist an statt des Ventils; also wann die Pumpröhren/10. Werck-schuhe in sich hielte / muß dieses 2. Werckschuh lang/und also das gantze Werck 12. Werckschuh begreiffen/kan aber kürtzer oder länger seyn/ wie in obenstehender Figur bey litera a und c zu sehen ist/nur daß die Proportion beeder Theil dergestalt in Obacht sey/und muß die Pumpen nicht höher seyn / als wann sie in einen Dümpfel oder Wasser eingelassen wird/ein Mann oben den den Stössel mit beeden Händen fassen/die Stangen aufziehen und wieder niederlassen könne. Das untere



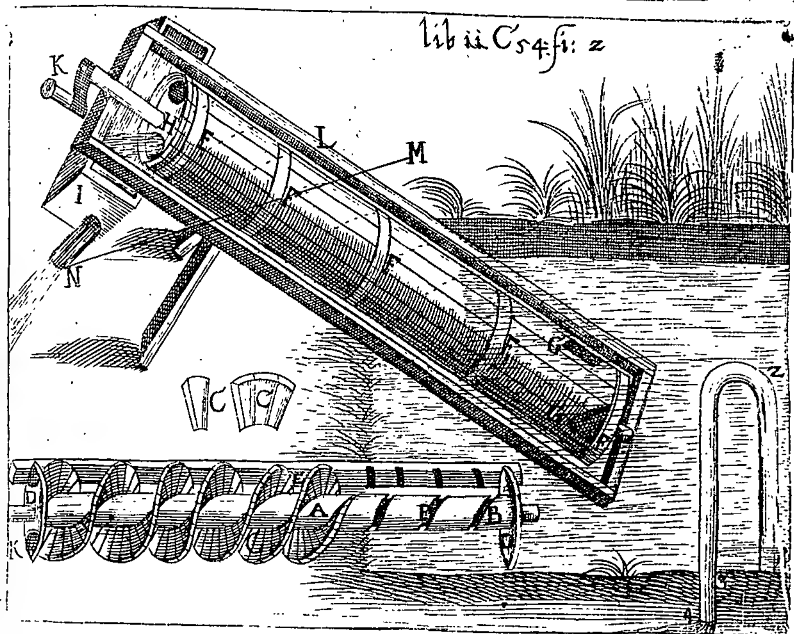
und kürtzere in die lange Röhren angeschifftete / und durch 3. oder 4. eyserne Klammern sub e angemachte Stuck Röhren/wird am durch und durchgebohrten Boden mit einem runden wol eintreffenden Holtz wieder verschlagen/wie auch oben auf/ aber daselbst etwas weiter/ und wird noch in dieses oben eingepfaltzte Holtz ein Loch/aber etwas kleiner/gebohrt/und mit einem von starckem Leder gefötterten/ und mit Nägeln angehefftetem Blech sub c also versehen / daß es auf- und zugehet/ und nur auf einer Seiten mit einem starcken mit eisernen Banden versichertem Pfund-Leder angemacht ist/ damit das Wasser durch die Lufft übersich gezogen / nicht wieder zurück fallen möge. Unten an dieser kurtzen Röhren werden beederseits just gegeneinander über / wo der Boden bey dem unten-verschlagenen runden Holtz anfänget/zwey runde mittelmässige Löcher ausgeschnitten/ mit viereckichten eisernen mit vielen Löchlein durchgestossenem Bleche vernagelt/gleicher massen werden auch uber diesem/etwas besser/etwan 1/4/oder 5. Zoll höher/ wieder 2. solche Lufftlöcher / aber nicht stracks oder perpendicular übereinander/sondern Creutz-weise/also daß sie recht quartirt in die Röhren / die ersten zwey unten/ wo der Boden anhebt / gegeneinander über / und die andern zwey/wie gesagt / etwas höher/ auf den andern zwey Seiten auch gegeneinander alle mit durchlöchertem Blech verschlagen/einkommen.

Wo nun oben auf dieser kurtzen Röhren erstlich das runde Holtz/so in der Mitten durchbohrt/ und (wie vermeldet) mit einem gegliederten Blech bedeckt ist/ angräntzet/daselbst in derselben runden umher gelassenen Klumsen/ wird es mit dem eisernen Ring / der an der langen Röhren 3. oder 4. Finger breit heraus raget/ angeschifftet/und wann sie dicht zusammen treffen/ wird der grosse und kleine Röhren mit drey oder vier subtilen eisernen Klammern zusammen gehefftet/ daß keines von dem andern abweichen kan / sondern beede fest an einander verbleiben.

An der grossen Röhren aber wird oben/ wo das fünffte Theil derselben/ von unten auf gerechnet/ ohngefähr sich anfängt / auf der Seiten der Röhren/ein Loch zimlich weit eingebohret/und daselbst eine kurtze Röhren/etwan eines Schuhes lang/eingesetzt / daraus das aufgepumpte Wasser lauffen muß / und diese Röhren soll so weit seyn/als man will/ wie dick das Wasser ausfliessen solle das ist gewiß / je grösser diese Rinnen oder Pippen ist/ je stäter und häuffiger das Wasser heraus dringet/ und also desto eher ausgelähret wird. Oben in diese lange Röhren wird eine Stange gemacht/in der Länge bis dahin/ wo die zwo Röhren zusammen gefügt sind / reichende/und das auf der kurtzen untern Röhren/oben angemachte mit Leder gefütterte Blech anrührende; diese Stange muß aber dünner seyn/ als das Loch ist/ nur etwan halb so dick/ vide b, damit das Wasser aufzusteigen Platz habe; und muß unten am Ende/ etwan biß auf den siebenden Theil/einen von Pfund-Leder gemachten und fest abgenäthen und gesteppten Wasserstiefel / der oben etwas weiter/das Wasser zu schöpffen/mit drey oder vier langen starcken Stangen angehefftet/ unten aber gantz eng und glatt an der Stangen angenagelt seyn/daß kein Wasser unten ausfliessen kan / doch soll das blosse Holtz von der Stangen unten ausgehen; oben aber hat diese Stangen eine zimlich grosse doppelte Creutz-weise starck angemachte Handhebe/fast wie eine Krucken/ aber stärcker / daben sie ein oder zwey Männer anfassen / aufziehen/und wie durch andere gemeine Pumpen das Wasser hinauf bringen können/ dieses gibt mehr und balder Wasser als eine gelegte Pumpen/und kostet gar um viel weniger/ kan auf die Bleichen / in die Brönnen/ in die Dümpffel / sie auszuschöpfen / und sonst in der Wirthschafft zu Bewässerung der Wiesen gebraucht werden. Diese ist in den Eysen- und Kupfer-Bergwercken üblich; ich habe das Modell vom Herrn Hanns Ehrnreich Geymann / Freyherrn / und Er solches vom Herrn von Greiffenberg seeligen bekommen.

Auf folgendem Blat habe ich auch dem günstigen Leser den Abriß / welchen ich vom Herrn Grafen Sigmund Reicharten von Tettenbach erlangt / vor Augen stellen wollen/welches ein Wasser-Schrauben genannt

wird



wird/den man in einen Dümpfel mit dem hindern Theil einsetzen/und oben den Schrauben umdrähen/und also das Wasser häuffig ausführen kan.

A Sind die inwendigen Wellen/in welche zwo Nueten gleicher Dicken nebeneinander sind.

B Die darein geschnittenen Nueten oder Kerben einen halben Zoll tieff/worein die kurtzen Taufeln C kommen.

C Die kurtzen Taufeln oder Brettlein/welche Ringelweiß um die Wellen gehäbe zusammen/biß an die beeden Böden D gesetzt werden.

E Die langen Taufeln/die inwendig auch eine Nuet haben/und auf die kurtzen Taufeln und beede Böden an der Wellen/um und um geheb zusammen gesetzt werden.

F Eiserne Ringe/mit welchen die langen Taufeln zusammen getrieben werden.

G Beede unterste Löcher/welche gegeneinander über stehen/und in die Tieffe des Wassers gestellt werden/müssen zwischen den kurtzen Taufeln seyn.

H Beede Löcher an dem obern Boden/wo das Wasser heraus fliesst/müssen gleich neben den kurtzen Taufeln kommen.

I Von Brettern zusammgemachtes Trühlein/wo das Wasser hinein und wieder wegfliesset.

K Der eiserne Wirbel/so fest in die Wellen gemacht ist/damit man das gantze Werck umtreibet.

L Der Schragen/welcher samt dem gantzen Wercke in die Tieffe des Wassers gesetzt wird/dabey aber in acht genommen wird/daß die Linea M. N. nach welchen die inwendigen Taufeln eingerichtet seynd/nicht zu grade/sondern bey N etwas Thalwärts weise.

N Man kan die Wellen nach Belieben grösser und länger machen.

Eben in diesem Kupfer-Blat wird auch gewiesen/wie man mit blechenen oder kupfernen gebogenen Röhren das Wasser aus einem Dümpfel schöpfen kan/die Röhren muß sub.num. 1. länger als num 4. und so lang seyn/daß sie den Boden des Dümpfels erreiche/num. 4. muß einer mit dem Athem starck (allerdings wie bey einem Faßheber) an sich ziehen/biß das Wasser lauffend wird/so wird so viel ablauffen/so tieff der eine Theil num. 1. im Wasser eingesencket ist.

Diß alles nun sind wol leichte/und zu verrichten nicht hart ankommende Sachen/aber wo/wie in Niederland/Pommern/Holstein und dergleichen/das Meer angräntzet/und mit grossen Dämmen und Schleusen muß verwahret werden/und sich dannoch manchesmal zuträgt/daß diese Wall und Wehren durch Unachtsamkeit/Gewalt/Untreu/oder anden Ursachen/durchbrochen und verwüstet/gantze Länder unter Wasser setzen/wie die Erfahrung allenthalben bezeuget/da bedarff es Mühe/Arbeit/Erfahrenheit und Unkosten/solches wieder zu bessern.

Also ist die Insul Duveland in Ost-Seeland Anno 1530. samt vielen Leuten und Viehe vom Meer überschwemmt und ertränckt/aber von Adolph/Herrn von Beveres/durch künstliche Mittel/mit Mühe und Unkosten wieder erettet worden; wie dann dieses in selbigen Landen seht bräuchlich; und erzehlt Lud. Guicciardino in seiner fleissigen Beschreibung der Niederländischen Provintzen/daß es also ins Werck gestellet werde; Das Landvolck erwartet erstlich die Gelegenheit des lieblichen Sommerwetters/und die Windstille/wann dan darnach die gewöhnliche wechslende Meersflut/alle sechs Stund einmal (wie Männiglich bewust) sich wieder zuruck/ihrem ordentlichen Lauff nachziehet/und das Meer also gegen dem Land gar seucht wird; so stellen sich eine grosse Menge Männer an die Ort/da die Dämme zerrissen/und das Wasser eingebrochen/welche alsbald die Dicken oder Dämme grundvesten/und im Fall (wie dann sonderlich geschihet/wo man neu Land gewinnen will) keine Dämme vorhanden/so funditen und grundvesten sie neue Dämme an den bequemsten Orten/inmassen daß sich der Dicken Bruch/

oder der neue Dick oder Damm / biß auf eine bestimmte Maß zusammen schliesset / daß Wasser / so in dem beschlossenem Lande geblieben/leitet man/nach abgelauffener Flut / durch etliche Canalen (so man wieder beschliessen kan) hinaus; im Fall aber das Wasser / durch dieses mittel/ nicht ausgeführet werden möchte / so wird es durch etliche künstliche Windmühlen ausgeschöpft / welche mit Fleiß darzu gemacht sind / dergestalt erobern diese Völcker den mehrern Theil (wofern es die Winde nicht verändern) die ertrunckene und neue Länder/doch mit ihrer Mühe / Kunst und Unkosten; wiewol auch offt das Widerspiel erfolgt / in dem der Wind / Ungestümm halber / das Geld samt der Arbeit verliehren machet.

So begibt es sich auch gleichesfalls / wann einer schon ein solches Werck zu Ende gebracht hat / daß ihm etwan durch einen Sturmwind/oder unversehen grausames Wetter / die Dämme (weil sie noch nicht genugsam befestiget sind) bald hernach zerbrochen/oder aber/ das gantz eroberte Land in einem Augenblick mit Wasser bedeckt / und verlohren wird / welches er in vielen Jahren erarbeitet hat; nichts desto weniger feyren sie/ zu gelegener Zeit das Glück zu versuchen/ hierinnen niemals / dann wann es zu gutem Ende kommt / werden sie bald reich / sintemal die Fruchtbarkeit des endeckten Landes/wegen der fetten Erden / dermassen beschaffen/ das sich der Saamen / so darein gesäet wird / über die massen hefftig vermehret / und schreibt besagter Author an einem andern Ort / daß in Holland in einem solchen von Wasser befreytem Lande ein Sack Korn hundert Säcke in einem Acker getragen habe.

Also auch wo es grosse weitschüchtige Maraß und naßländige Gebrüche hat an ebnen Orten / ist es zwar eine kostbare / doch nützliche und erbauliche Arbeit durch Gräben und Canal / wo sich das Wasser ohne diß von Natur hin neiget / solche auszutrücknen und in Korn-Felder zu verwandeln / so wird nicht allein die Lust gesünder/sondern auch das Land reicher / und ob schon die Ablaitungen der Wasser viel kosten / bringt doch die Nutzniessungen in ein paar Jahren solches reichlich wieder herein/zu schweigen/ wann der Ablauff so gut / und der Zulauff deß Wassers gebührlich und beständig gehemmet wird/daß man diese Plätze/da sonst nur Schlangen / Krotten / Frösche/ Ungezieser und Blindschleiche gewohnet/unzehliche Jahr gleich den andern Baugründen geniessen / und reichen überflüssigen Nutzen daraus heben kan. Also sind die grosse Maraß in Stato della Chiesa, die sie Paludes Pemptinas nennen / dardurch Via Appia gehet/vor diesem etlichemal ausgetrocknet/in fruchtbare Felder verwandelt/aber durch Nachlässigkeit und Unfall wieder verwüstet worden; wer wissen will/ wie diesem vernünfftig zu helffen wäre / der lese deß gelehrten Jesuiten P. Athanasii Kircheri weisen und wolgestellten Discours davon / in suâ Latii novi & veteris descriptione, circa finem Operis. Und die Venetianer haben/ nach Herrn Augustini Galli Relation in seiner giornata nona, d'alcune cose stravaganti, die grossen Maraß di Moncellese auf diese Weise zu fruchtigen Trayd-Feldern verwandelt; erzehlet auch der vornehme Venetianische Edelman Ludovico Cornaro, in seinem schönen Discours, von der Mässigkeit / daß er ihm einen Mayerhof an einem ebnen Ort/ wo die Brenta vorbey lauffet/ erbaut/ da bederseits schöne und wolgebaute Felder / Acker und Wiesen ligen / wo vorhin nichts als lauter Lacken und Maraß gewesen die er ausgeleitet und getrocknet/ die Lust gebessert / das Feld zum Pflug zubereitet/und also vielen Leuten/ daselbst zu wohnen/Ursach und Anlaß gegeben habe / wie er dann auch neben andern darzu von der Republica depudirt gewesen / dergleichen unfruchtbare und morastiche Plätze pro Bono publico wieder in Nutzung zu bringen; wo aber bey dergleichen Arbeiten die Canal und Ausläuffe der Flüsse sich in das Meer ausläеren / und bißweilen des strengen Gegenwindes Einstürmen die Flüsse zuruck treibt/ ergiessen und über lauffen machet/ soll man/ nach Galli und P. Kircheri Raht / grosse höltzerne drey oder verdoppelt / starcke Gitter / Clathra lignea oder Palationes à Vitruvio dictas setzen / dardurch (fluctus marini veluti carminati, ac mox atque illis illiduntur, extincti, retroactique liberam flumini in mare se exonerandi potestatem faciunt) werden nemlich die zurückstossende Wellen der See aufgehalten und widertrieben/daß also der Fluß oder Canal unverhindert ausfliessen / und keine Güsse und Uberschwemmung so leicht verursachen kan. So hält auch gedachter Pater dafür/ wann einem Fluß in die See mehr als ein Auslauff oder Ostium zubereitet würde könte das Wasser / wo es der Gegenwind an einem Ort aufhielte / an dem andern desto besser fort kommen; aber genug von dieser Materi/wir wollen jetzund die übrigen Fischereyen nacheinander besehen.

Cap. XLXI.

Fischerey unter dem Eiß.

WO die grossen Ströme und Flüsse / bey lang währigem starcken Regenwetter abgeschwellet/ austretten und nebenbey/in den Auen/ Lacken und ähende Gruben machen/die hernach beständig das Wasser / und die mit der Flut eingetragene Fische behalten/oder wann grosse Seen / die man nicht ablassen kan / starck überfroren sind / pflegen die Fischer folgender Gestalt unter dem Eis viel Fische zu fangen/ wie ich auf das kürtzeste aus Herrn Colero hier beysetzen will. Erstlich nehmen sie ihnen einen gewissen Zug vor / wie lang und breit sie mit ihrem Netze und desselben aus Bast geflochten Stricken reichen können / und hauen ein grosses Loch ins Eiß / daselbst wird das Netze hineingelassen/darnach haben sie zwey weißgeschählte lange Stangen/daran binden sie die bästene Stricke des Netzes / und hauen etliche kleine Löcher nach der Ordnung ins Eiß/ etwan Elen lang und breit/ darein stecken sie die beeden Stangen / und legen einen Strick die Quer unter die Stangen/ und fassen den zu beyden Seiten / und schiessen mit dem Strick die Stangen und dem Eiß weiter / gegen die aufgehauene Löcher fort/ laufft sie gerad unter das aufgehauene Loch / so ists gut / laufft sie aber ein wenig auf die Seiten/ so haben sie einen langen geschöhlten krummen höltzern Hacken / damit greiffen sie zum Loch hinein unter das Eiß/und ziehen die Stangen herzu/ ist sie aber nicht zu erreichen / so hauen sie ein

sonders Loch aus über der Stangen / die man unter dem hellen Eis wol sehen kan / daß sie solche bekommen mögen; die lassen sie zwar also unter dem Eis ligen / aber die bastene Stricke / so daran gebunden sind / ziehen sie zu sich / und thun sie darnach wieder ins Wasser / und schiessen die Stangen mit den Stricken abermal fort / biß zu einem andern Loch / und also fortan / biß an den Ort kommen / da sie das Netz heraus ziehen wollen. Das Netze (spricht Herr Colerus) ist ohngefähr anderthalb Elen breit und 12. oder 14. Elen lang.

In der Frischhave aber in Pommern / haben die Fischer im Winter grössere Netze / die bringen sie unter dem Eis mit Stangen und Stricken fort / und beschlagen dieselben / wol ein Viertel Weges / ehe sie es wieder auswinden / oder heraus ziehen / solches geschiehet auch in Pommern auf der Jamündischen und andern Seen / und man weiß / sagt Joh. Micrælius, in seiner Pommerischen Chronica, daß ein solcher Zug offtmals etliche hundert Tonnen Fische von zwey / drey / vier oder auch mehr hundert Gulden gebracht hat.

Aber wieder auf Herrn Coleri fischen zu kommen / so hauen die jenigen / so unter dem Eise fischen wollen / darnach ein Loch am Ende / da sie das Netze wieder heraus ziehen wollen; vors dritte / so hauen sie auch viel kleine Löcher / nach der Ordnung ins Eise / etwan 12. oder 15. Schritt voneinander / von einem grossen Loch zum andern / dardurch sie die weissen Stangen fortschieben und befördern können; vors vierdte binden sie zwo weisse geschählte Stangen / an ein jedes Ende des Netzes eine / vornen an die zwey bästenen Stricke / und stecken also die beyde Stangen an den bastenen Stricken erstlich hinein ins Wasser / daß auf einer jeden Seiten eine Stangen nach dem kleinen Loch zugehe / darnach haben die Fischer höltzerne Gabeln in der Hand / damit rutschen und treiben sie die weissen Stangen immer von einem kleinen Loch zum andern / biß sie auf der andern Seiten zum grossen Loch kommen / da sie heraus ziehen wollen / da ziehen sie alsdann die weisse Stangen erstlich heraus / darnach an den Stangen die bastenen Strick / und endlich das Netz an den Stricken.

Also machen sie es auch mit den Stroh-Netze oder Strowathe / welche darzu dienet / daß sich der Fisch darvor fürchtet / und bleibet vor und in dem Netze / bis mans hinaus ziehet; wann man aber mit den andern grossen Netzen zeucht / so macht mans fast auch also: Man nimmt eine Strohwath / und ziehet etliche Wochen nacheinander / nachdem der See groß ist / und das muß man von einem Ort zum andern thun / daß man den Fisch an einen Ort bringe; er scheuhet sich vor dem Stroh / und gehet immer vor dem Netze her / und trauet ihm nicht umzukehren; letzlich wann man ihn aus allen Orten des Sees zusammen gebracht hat / wird er häuffig aufs Land gezogen; wäre aber das Loch zu enge / das Netze mit den Fischen heraus zubringen / wird das Loch grösser und langlicht ausgehauen.

Es schreibt Herr Colerus noch von einer andern Art / die Fische unter dem Eise zu fangen: Man gehet am Rand umher / etwan sechs oder acht Schritt vom Ufer / so weit es seicht ist (denn in der Tieffen thut es nicht gut) da siehet man bißweilen Fische stehen oben unter dem durchsichtigen Eis / daß sie mit den Rucken oben ans Eis rühren / da nehme man einen starcken Tremmel oder Knüttel / schlage starck gleich ober dem Fisch auf das Eis / so werden sie betäubt / beginnen doch fortzugehen / denen muß man gleich nachlauffen / und vor ihnen oder hinter ihnen starck auf das Eis zuschlagen / so werden sie so betäubt / als wann man sie auf den Kopf schlüge / und schwimmen empor / da mag man also bald ein Loch in das Eis hauen / und den Fisch heraus nehmen.

Dubravius lib. 5. cap. 4. sagt / wann man unter dem Eis / sonderlich in Teichen und Seen / fischen will / so muß in den man mit dem Netze ziehet / ein Karren zwey oder drey über das Eis geführet / und damit ein Gepolder gemacht werden / so erschrecken die Fische / und geben sich aus ihren Winckeln / daß man sie mit dem Netz ergreiffen kan.

Cap. LVIII.

Nachtfischen und andere verbottene Fischereyen.

DEr Author des verbesserten und Anno 1680. zu Nürnberg edirten Joh. Baptistæ Portæ p. 2. fol. 606. &c. beschreibet eine Laterne zum Nachtfischen mit folgenden Worten: Wir haben lassen eine Laterne machen von Kupffer oder von Bley drey oder vier Schuhe weit / die mitten spitzig zugieng / damit sie desto besser in das Tieffe konte gesencket werden / die war überall mit eisernen Ringen beschlagen / auf daß sie / wann sie hinab gesuncken / unter dem Wasser könte fortgezogen werden; oben war eine Röhren daran / 15. oder 20. Schuhe lang / und einen weit; die Laterne hatte in ihrer Weite unterschiedliche / nemlich 5. oder 6. Fenster / und unterschiedliche helle gläserne Spiegel darinnen / alle Fugen waren mit Pech und Laimen wol verschmieret / daß kein Wasser hinein konte; diese Laterne liessen wir / mit Anhängung eines Gewichts an den verlangten Ort ins Wasser / daß die Röhren nur zwey Schuhe aus dem Wasser heraus reichete. Hernach liessen wir mit einem Bindfaden ein / brennende Lampe in die Laterne hinab / die also zugerichtet war / daß das Liecht allzeit gerad aufstünd / man möchte sie bewegen / wie man wolte; da scheinet nun das Liecht durch die Fenster im Wasser / und weil die Strahlen durch die Spiegel wieder zurücke prallen / gibt es unter die Wasser ein grosses Liecht / daß man sehr weit sehen kan / auf welchen Schein eine grosse Menge Fische zuschwimmet / die man alsdann mit Netzen fangen kan; Ich halte dafür / zu diesem Fang werden die dreyfachen mit beederseits äussern Spiegeln / und inwendig mit dem Inngarn die tauglichsten seyn.

Sonsten ist das Nachtfischen / da sie bey der Nacht an den Flüssen auf Zillen fahren / oder bey den Bächen an dem Gestad mit Stroh-Fackeln und angezündeten Spänen gehen / und sowol die des Liechtes Schein zu eilende Fische / mit alten Plezern und Degen / die stumpf sind / auf die Kopffe schlagen und wegfangen; als auch die Krebse / die gleicher Gestalt aus ihren Löchern dem Liecht zueilen / und also gefangen werden / billich in allen Fisch-Ordnungen verbotten / weil die Wasser sehr dardurch ausgeödet sind; es wäre dann / daß eine Herrschafft selbst zu Zeiten des Nachts ein solches Lustfischen

anstellen wolte / welches aber in keine Nachfolge zu ziehen; und billich an denen Fischern und Bestand-Innhabern der Fisch-Wasser/die bloß den Gewinn/auch mit anderer Schaden suchen/gestrafft wird.

Noch ärger und straffmässiger aber sind diese / welche mit verbottenen Stücken nicht allein die Fische ausöden; sondern auch die Wasser selbst mit einem gifftigen Geschmack verwüsten und inficiren / also wann sie die Fische aus einem Dümpfel übersich zu schwimmen betäuben wollen / nehmen sie ungelöschten Kalch / grana Coculi, Bilsensaamen / Krähenäuglein und dergleichen/ machen Kügelein mit gewissen Sachen/ und werffen solches in das Wasser. D. Conradus Heresbachius schreibt in seiner Therevtice folgende Wort: Tracitur Cyclaminis Pharmacis subacti odore, Pisces veluti ebrios & infirmos reddi, adeò ut manu capiantur, atque ideò Ichthyotheron dici; wovon nicht allein die Fische so davon essen/ daumisch werden/ ja gar auch das Wasser/ sonderlich wann es stehend ist/ im Grund verderbt wird.

Und ist denckwürdig / was P. Caspar Schottus in Physicâ curiosâ lib. 2. cap. 23. erzehlt daß in Sicilien/ in einer Stadt drey Männer mit ihrem Dienern einen Flußfischen gangen / und sehr viel Laub von Eibenbäumen hinein geworffen / sind durch ihre Unvorsichtigkeit die Fisch damit vergifftet worden / als sie nun deren viel gefangen / auf allerley Weise gekocht / und zugerichtet / viel gessen haben / sind sie / sobald sie nach Hause kommen / alle miteinander von einem hitzigen bösen Fieber angegriffen worden / daß sie alle drey / ausser des Knechtes / innerhalb drey Tagen gestorben sind; der Knecht/ der gleichesfalls von den Fischen gessen / nachdem er gehört das Ende der drey Herren / und die drey Täge über einen unsäglichen Durst erlitten / auch sich nichts anders / als des Todes versehen können / damit er nur den Durst löschen möchte / ist des Nachts heimlich aufgestanden / und als er eine Legel mit starckem guten Wein erwischt / hat er solchen rein ausgetruncken / wieder zu Bette gangen / starck geschwitzt / und hat mit dem Schweiß das Gifft und die Kranckheit von sich gebracht.

Es wundert mich auch / warum doch die grana Coculi und dergleichen allen Materialisten und Apothekern offentlich zu führen / und Männiglich zu verkauffen / erlaubt ist/da doch solches eine Lands-Fürstliche Obrigkeit wo nicht gar verbiete/ aufs wenigst also limitiren könte/ solche nicht jederman so gar ungescheuhet zu verkauffen/ daraus nichts als Unheil und Schaden in den Fischwassern (welche doch für ein commune Bonum zu halten) nothwendig erfolgen muß.

Noch mehr wundert mich / daß in den meisten Wirthschaffts-Büchern die Weise / solche lose Stücke zu verfertigen und zu brauchen/so eigentlich gelehret und unterwiesen wird / da man doch mit Warheit sagen möchte: Wer Böses lehret / ist gleich so arg / als wer Böses thut; was verbotten ist / soll man auch nicht lernen / und weiß ich nicht / was solche Leute / die dergleichen Mirabilia offenbaren / für eine Entschuldigung für der erbaren Welt / zu geschweigen für GOTT / fürbringen wollen; wir geben es einem Jeden auf sein Gewissen heim / und fahren fort / die übrigen Fischerey zu beschreiben.

Cap. LIX.

Mit dem Angel Fische zu fahen.

Ein Fischer / der mit dem Angel Nutzen schaffen will / muß vorher die Weise und Abwechslung der Querder als auch den Standt und Gang der Fische / ob er tieff mittelmässig oder hoch sey / wissen. Im April und Mayen sind die Feldgrillen und Heuschrecken zu brauchen; im Junio die kleinen braunen Keferlein / mit schwartzen Köpfen / die man dazumal überall in den Gesträuchen / sonderlich in den Rosenstauden findet; im Heumonat sind gut die gesottenen Krebse / was in den Schären und Schweiff ist / die Fische beissen gerne an; item die Regenwürm; item thue Egeln in einen Hafen und zerlassenes Hönig darzu / so schlucken sie das Hönig in sich / und sterben davon / darnach dörre die todten Egeln / und heb sie auf / wiltu sie brauchen / so schneide sie mitten von einander / und legs über Nacht in ein laulicht Wasser / so werden sie wieder weich / damit kan man Sommer und Winter angeln; die Fischer müssen wissen / daß der Fisch im Augusto am allerhöchsten gehet; im September gehet er um eine Elen niedriger / im October wieder um eine halbe Elen tieffer / die übrige Zeit bleibt er auf dem Grund / und darnach muß er auch den Angel hoch oder nieder richten.

In der Fasten / wann noch das Wasser trüb ist / angelt man mit dem Regenwurm / und soll das Gefider desto leichter / und der Angel mit liechter Seiden / als gelb oder liechtfarbe / gebunden seyn / ist aber das Wasser liecht / so muß das Gefider desto dunckler seyn / die Angelschnur muß aus fünff oder sechs / mehr oder weniger / weissen Roßhaaren geflochten werden / nachdem die Fische groß oder klein sind / darnach muß der Angel gestaltet seyn; auf die Hechten werden wol doppelte Aengel mit zweyen Häken gebraucht / er wird mit Zwirn oder Seiden fest an die Schnur angebunden/ damit ihn die anbeissende Fische / welche offt in grosser furia davon schnellen / nicht so leicht abreissen mögen / wann man die Regenwürme / die man zum Angeln braucht / in Hönig legt / so beissen die Fische desto lieber an; oberhalb des Angels / etwan eine halbe Elen / wird an die Angelschnur ein Stücklein Bley eingemacht / damit der Angel desto tieffer in den Grund reiche / doch muß er nicht gar auf den Boden rühren / und nach diesem / wann das Wasser tieff oder seicht ist / muß auch das Bley und die Feder / die oberhalb an der Schnur ist / gerichtet seyn / die ist deßwegen / weil sie stets ober dem Wasser schwebet / daß man wissen kan / ob ein Fisch anbeist oder nicht / dann wann sie sich senckt / und gar unter das Wasser gezuckt wird / so ist unfehlbar ein Fisch am Angel / und muß man einen Zuck thun / daß ihm der Angel desto tieffer eingreiffe / merckt man aber / daß es ein grosser Fisch ist / an der Schweren muß man den Angel nicht schnell heraus rucken / denn es dörffte die Angelruthen brechen / oder die Schnur abreissen / sondern man muß ihn fein gemach im Wasser / niedrig an das Land ziehen / und erst heraus zucken / wann er gar nahe am Gestad ist.



Bellonius in seinen Reis Observationen lib. 1. cap. 75. erzehlt / daß in etlichen Städten in Italien ein Fischer mit fünff oder sechs Angelschnüren Fische fange. Die Schnür werden an die höltzernen Brücken hin und her angebunden / und weil er an einer Schnur den Fisch heraus nimmt / und den Angel wieder mit Querdern versiehet / beisset unterdessen der andere und dritte an.

Herr Colerus gibt keinen bösen Rath / und sagt / wann es grosse Fische in einem Wasser hat / mag man einen Tag oder zwey zuvor hingehen / und vom Kleyen-Brod kleine Bröcklein hinein werffen / oder sonst kleine Kügelein von Querder machen / und sie hinein körnen; wann die Weichseln und Kerschen zeitig sind / kan man ein paar Tag vorhero allzeit eine Hand voll hinein werffen / und solche hernach an den Angel stecken / so lernen sie solche desto besser kennen / und beissen hernach desto williger an / das ist gewiß / je besser ein Fisch das Querder kennet / je lieber nimmt ers an; zwischen Pfingsten und S. Margarethä / ist die beste Angel-Zeit / im neuen Monden und letzten Viertel beissen sie (sonderlich die Hechten) am meisten an / zumal wann dunckel Wetter ist / bey helbem Wetter aber nicht / denn sie sehen die Leute und die Schnur gar zu klar / und scheuen sich darvor. Herr Colerus sagt ferner: Nimm Sonnenblumen / stecks sie an die Angel / du fähest viel Fische / zeuch einen heraus und zeichne ihn / wirff ihn wieder hinein / du fähest ihn noch einmal. Hier ist die Frag / was er für eine Sonnenblumen meynet / und obs die Blühe / oder der Saamen seyn solle / weil flos Solis Peruvianus einen zimlichen grossen und süssen Saamen hat / könnten den Fischen solche geschelter etliche in die Dümpfel geworffen / und ein oder zwey Tage darnach damit geangelt werden / würde sich die Warheit bald zeigen.

Herr von Ranzau / in seinem geschriebenen Haußbuch / gibt folgendes Secretum, Forellen zu fangen: Seud Liebstöckel im Wasser / drück hernach den Safft heraus / mit diesem Safft bestreich die Würmer / oder nimm / an statt der Würmer / frischen oder geräucherten Speck / und verfahr also darmit.

Item sagt Herr Colerus: Nimm vor 2. Pfenning Hönig / und ein halbes Seidel Lohr-Oel / zerlaß es untereinander / thu es in ein Büchslein / und wann du fischen wilt / so bestreich das Querder damit: item sagt er / nimm eine schwartze Henne / berauffe sie fein rein / und thue sie auf / bestreiche sie inwendig und auswendig mit Hönig / wickele sie in frisches Erbes-Stroh / daß in der Blühe ist / thu es in einen wolvermachten Topf / grabs in einen Roßmist / und laß es vier Wochen darinnen stehen / darnach thu es heraus / so wirst du grüne Würmlein in dem Hafen finden / die allerley Farben haben / die sind das gantze Jahr gut zum Angeln / und sind über alle andere Querder.

Diß Querder soll auch zu allerley Fischen bewährt seyn: Nimm weissen Campher / Lohr-Oel / geläutert Lein-Oel / Bibergeil / Otterschmaltz / Myrren-Oel und Raigerschmaltz / jedes ein Loth / das alles in einen Glas zusamm gethan und an der Sonnen destillirt; hernach nehme Mieß von einem Nußbaum / laß die Regenwürm darinn über Nacht sich auskriechen / folgends thue ein / zwey oder drey Tropfen des obigen Oels an die Würm / die du zum Angeln brauchen wilt.

P. Kircherus Hist. Luc. & Umbræ fol. 148. gibt zum Angeln folgende Nachricht: ℞. Lumbricos terrestres igne tostos, hamoque infixos, in gurgitem demitte, & statim hoc odore pisces excitati, magno piscationis lucro, occurrent.

Wer die Hechten und andere Raub-Fische fangen will / muß lebendige Fischlein an die Angel stecken / und muß der Angel noch an einem Stuck eysernen oder messingen Drat geheftet seyn / daß ihn die Fische nicht abbeissen können.

Wann die Fische / ein- oder mehrmalen verletzt worden / scheuhe werden / und nicht mehr angreiffen wollen / muß man ihnen gutes Querder an einen gemeinen Faden anbinden und etlichemal davon fressen lassen / so gewohnen sie hernach dem Angel wieder zu trauen; die Hechten beissen gern an / wann man ihnen Koppen an den Angel steckt. Wer mehr von den Angeln und von allerley seltzamen Querdern wissen will / der besehe Herrn Coleri Hausbuch / da wird er von allen diesen Arten einen Überfluß finden / dahin nun will ich (der Kürtze mich zu bedienen) den günstigen Leser angewiesen haben.

Cap. LX.

Wie die Fische in den Reuschen zu fangen sind.

In grossen Wassern / in der Donau und andern Flüssen werden die Fische in den Reuschen / die in den Grund gesenckt / und an bequemliche Ort / wohin der Fisch gerne seinen Strich nimmt / gelegt und angepfalet werden / sehr gefangen / da bauen die Fischer ihre Aerchen oder Zäune / die von Reisicht gemacht sind / damit der Fisch / wann er daran kommt nicht vorbey könne / sondern wann er zur Reuschen kommt / und durchzudringen vermeynt / darinnen gefangen wird. Die Reuschen werden in dem Mundloch gelegt nach dem Strom / weil die Fische gegen / und nicht nach dem Wasser ihren meisten Gang haben. Damit sie aber desto lieber eingehen / werden sie mit allerley Querdern angelockt / die man hinten bey dem kleinen Thürlein / dardurch man die gefangenen Fische heraus nimmt / hinein zu legen pfleget.

Vom Herrn Joh. Ehrenreich Geymann / Freyherrn / hab ich folgendes für ein probirtes Secret bekommen: Nimm Lorbeer-Oel / Campher-Oel / oder Campher / Spicken-Oel / Asanck oder das Oel davon; Asanck und Campher müssen gepulvert und die beeden Oel darunter gemischet werden / daß es sey wie ein zerlassen Schmaltz; alsdann nimm Pfrillen oder Koppen / die beschmier wol mit dieser Salben / und laß sie in einer Pfannen braten / thue solche hernach in die Reuschen / oder in die Tauppel; oder nimm ein Dutzet oder mehr Koppen / wältze sie in Gersten-Mehl / bach sie in Lein-Oel / thue es in ein klein Netzlein / und hencke sie wol verbunden in die Senckreuschen / die Fische sollen gar begierig darauf seyn. Doch sind die Reuschen / wann der Fisch laichet / verbotten / von Majo an / biß in den Herbst; es fangen sich die Fische lieber im Frühling / als im Herbst. Die Reuschen werden von den Fischern auf den Abend gelegt / und wird des Morgens wieder darzu gesehen.

Herr Colerus lehret diß folgende Querder: Nimm Hanffsaamen / schneid ihm die Köpflein ab / so er noch in der Milch ist / dörre und stosse sie klein / behalte es in einem mit Wachs und Hartz fest vermachten Glas / daß es den Geruch nicht verliere / nimm hernach ein halb Pfund Rogen von dürren Schlayen / stoß den klein / und nimm ein Pfund rohen Speck / und stoß ihn darzu / alsdann mische das Hanffpulver darunter / daß es dick wird wie ein Taich / thue es in ein Tüchlein / und hänge es in die Reuschen / so führet der Wind diesen Geruch denen gegen dem Strom gehenden Fischen entgegen / streichen ihm nach / biß sie in die Reuschen fallen.

Wann man Kuchen von Leinsaamen oder Mahensaamen / da er zu Oel geschlagen wird / in die Reuschen bindet / gehen die Grundeln gern ein. Oder nimm ein Loth Quecksilber / und ein wenig faules Weidenholtz / das im Finstern scheinet / thue es in ein kleines helles Gläslein / vermach es gar wol / damit kein Wasser hinein mag / oder thue rothen Wein oder Brandwein in ein wolvermachtes Gläslein / und hängs in die Reuschen / so gehen die Fische darzu.

In einem uralten geschriebenen Fisch-Büchlein hab ich gefunden folgendes Fisch-Kunst von Herrn Hartman von Liechtenstein: Nimm Gersten-Mehl / Bocksblut und klein gehackte rinderne Leber / und Weinläger / machs durcheinander ab / thus in ein Tuch / und hängs ein; oder brat Ochsen-Leber starck / daß sie riechend wird; oder nimm ein Loth Baumöl / ein Loth Raicherschmaltz und Semmel-Mehl / machs zu einem Taich / und thu es in die Reuschen. Oder nimm Staub-Mehl aus einer Mühl / und Eberwurtzen-Pulver / machs mit Hönig zu einem Taichlein / darnach bach es / und legs in die Reuschen. Wer mehr haben will / der besehe Herrn Colerum.

Cap. LXI.

Andere Fisch-Künste / und wie sie sonst zu fangen.

Wann man Fische in einem Wasser / wo man angeln / oder mit dem Netze bald einen Zug thun will / soll zusammen bringen / so nehme man Rinderblut / Geiß- oder Schaafsblut / rinderne Därme auch Schaafkoth und Schaafdärme / Wermuth / Wolgemuth / Poley / Majoran / Knoblauch / Tymbra, Weintrebern / eines so viel als des andern / item Rinder- Schaaf- und Geiß-Unschlit / nach Beduncken / stoß alles wol untereinander / mach Kügelein daraus / eine Stund vorhero wirff ein Kügelein davon ins Wasser / hernach umziehe die Fische mit Netzen / so wirst du viel Fische fangen.

Ein Secretum Fische zu fahen: Nimm Lorbeeröl / Campheröl / oder Gaffer / Spicköl / Asanck oder das Oel davon / Asanck und Gaffer müssen gepulvert / und die beeden Oel darunter gemischt werden / daß es wird wie ein zerlassen Schmaltz / alsdann nimm Pfrillen oder Koppen / die beschmier wol mit dieser Salben / und laß sie in einer Pfann braten / thu sie hernach in eine Reussen oder Tauppel / probatum est.

Oder ℞ Pulegium, Saturejam, Origanum, Majoranam, ana drachmas 3. Corticem thuris, Myrrhæ ana drach. 8. Polentæ libram dimidiam, cum bono vino, jecur porci assum, adipis Capræ ana lib. 1. arenæ subtilis, allii lib. 1. misceantur, & duabus vel tribus horis ante piscationem injiciantur in aquam, cum locus reti circumdetur, & rete implebitur. P. Tylkovvsky de re agrariâ p. 417.

Item nimm Raigerschmaltz / Bibergail und Hechten-Leber / so viel du wilt / in gleichen Gewicht / und Campher nach Beduncken / wilt du den Campher noch stossen so reib den Mörser inwendig zuvor mit Mandeln / und alsdenn thue den Campher in den Mörser / zerreib und stoß ihn samt den Mandeln / Bibergail / Hechten-Leber und Raicherschmaltz klein / daß es zu einem Sälblein wird / thut alles in ein wol verbundenes Glas / und wann du es brauchen wilt / so nimm ein wenig heraus / machs mit Gersten-Mehl an / binds in ein Tüchlein oder wirffs an ein Ort / wo du Fisch hin haben wilt / oder legs in einen Beer / Tauppel oder Reuschen / so gehen die Fische häuffig zu.

Tabernæmontanus fol. 603. lehret Fische mit den Händen zu fangen: Nimm Waitzen-Mehl / Raigerschmaltz / Baumöl und Bein von einem Raiger / jedes 1. Loth / stoß die Bein zu einem sehr reinen Pulver / und schlage sie durch ein härenes Sieblein / vermisch alles wol zu einer Salben; wann du nun fischen wilt / so salbe die Hände und Schienbein / so wirst du Wunder sehen / wie sich die Fische nahen werden / also / daß du sie leicht mit den Händen fangen kanst.

Idem fol. 633. Wer viel Fische fangen will / der nehme geröstet Gersten-Mehl / mache das mit Wasser zu Kügelein / und werff es ins Wasser / so kommen die Fische herbey.

D. Alexius Pedemontanus in seinen Secretis lib. 7. fol. 340. setzt folgendes Kunst-Stuck: Nimm S. Johannes-Keferlein / Cicindelas, destillirte sie in einem eisernen Ausbrennzeug gemächlich / biß alle Feuchtigkeit heraus gehe / thue diß Wasser samt vier Untzen Quecksilber in ein engmündig Gläslein / verlutir es wol / daß kein Wasser hinein möge / setz dieses Gläslein zwischen zweyen Laitergärnlein deß Nachts in das Wasser / so leuchtet es / und lauffen die Fische dem Liecht zu und fangen sich. Cœterum (sagt er) hoc vas in tenebris quoque lucet, si circumferatur, vel in cubiculo aliquo contineatur.

Die guten Schwimmer / Urinatores, die sich eine Zeitlang unter dem Wasser aufhalten können / haben einem trefflichen Vortheil / Fische zu erhaschen.

Und schreibt Herr Boyle von einem fetten Engelländer / der in der Dämse sich zu Grunde gesenckt / und grosse ansehnliche Fische aus den tieffen Höhlen mit den Händen heraus gezogen sind gefangen habe.

Auch schreibt Nic. Wynmannus bey D. Sachsen in Gammarologiâ, daß bey Tübingen auf dem nächsten Dorff ein Schneider / der den Athem sehr lang unter dem Wasser halten können / in die tieffesten Dümpffel deß Neckars sich eingelassen / lang darunter geblieben / und die besten und schönesten Fische / als hätte er sie ausgelaubt / im Mund / in den Händen / und unter den Armen mit sich heraus gebracht; diß ist aber rarum quoddam naturæ privilegium & paucis indultum.

Wann man die Netze mit Ziegel-Oel schmiert / währen sie länger / und gehen die Fische gern ein.

Mit den Angel-Schnüren / da man über die fliessenden nicht allzubreiten Wasser einen starcken Strick auf beeden Seiten fest anmacht / und sehr viel nachdem der Strick lang ist / kleine doch starcke härene Angel-Schnür mit Querdern daran machet / werden auch viel und mancherley Fische gefangen.

Nicht weniger werden auch wol die Fische mit blossen Händen gefangen in den Bächen und Wassern / die viel Raum an dem Gestad / oder viel Steine haben / darunter sich die Forellen / Grundeln / Koppen / Barben / und dergleichen Fische gern verkriechen / da geht man fein sacht sucht unter den Baumwurtzeln in den Lochern am Ufer / un unter den Steinen / sonderlich die Forellen / wann man sie im Wasser stehen sihet / und mit der Hand von hinten zu / gantz sacht ist an den Bauch krauet / so stehen sie stockstille / dann es thut ihnen wol / da muß man sehen / daß man endlich den Kopff erreiche / sonst kan man ihn nicht erhalten; etliche beureichen die Hände mit grossen Brenn-Nesseln-Safft / oder Hauswurtzeln-Safft / sollen sich die Fische desto besser fangen lassen.

Die Hechten im Martio stehen meistentheils hoch in den Wassern / da sind sie leicht zu schiessen / wann man das Absehen gleich unter dem Bauch nimmt / so schnellt ihn die Kugel über sich / und der Hall betäubt ihn / daß man ihn leicht kriegen kan / sie müssen aber nicht zu tieff / sondern seucht / und nicht eine halbe Spannen unter den Wassern seyn. Ich hab auch wol gesehen / daß man denen Hechten mit einer langen Stangen / daran vornen eine Mäschen / wann sie also still stehen / von hinten her sacht anfosset / und wann man solche Mäschen gegen den Kopf bringt / schnell zusammen zeucht / und den Fisch heraus wirfft.

Herr Colerus setzt / daß sie in der Laichzeit / wann sie auf das Seichte heraus tretten / mit einer starcken haslenen Ruthen über den Kopf / oder die Quer über den Leibe schlagen werden / so werffen sie sich bald um / und werden also gefangen. So auch die Aalen und Schleyen mit dem Geren / der wie eine dreyzäckichte Gabel von Eisen gemacht ist / und in der Mitten einen längern Seitz mit Wiederhacken hat / daß / was er ergreifft / sich nicht mehr losdrähen oder winden kan.

Herr Colerus setzt noch ein andere Art / die Hechten in Seen und fliessenden Wassern zu fangen: Man nimmt eine zimliche lange Klaffter Schnur / bindet einen mässigen oder eisernen Angel daran / und machet ein roth Flecklein von Tuch daran; wann man nun fischen will / fährt man mit dem Kahn mitten auf den See oder Fluß / thut den Angel ins Wasser / und hält den ander Theil der Schnur in den Mund / und fährt also fort / je schneller ie besser / so schiesst der Hechte / so bald es innen wird / nach dem rothen Tuch / und bleibt am Angel hencken / das fühlet der Fischer alsobald im Mund / ziehet den Gefangenen heraus; man könte diesen Angel oder die Schnur / auch wol in der Hand halten / oder um die Hand starck anbinden.

CAP. LXII.

Von dem Krebs-Fang.

DIe beste Zeit / Krebsen zu fangen / ist auch den Jungen in den Schulen bekandt / daß es die vier Monat sind / darinnen im Lateinischen kein R zu finden. In Bächen und Flüssen / worinnen man waschen kan / werden sie meistens unter den alten Stöcken und Wurtzeln der Bäume mit den Händen gefangen; wo aber ein Wasser tieff ist / mag mans also angreiffen: Man fängt etliche grüne Frösche / die schneidet man in der Mitten nach der Zwerch voneinander / den Kopf / Brust und die vordern Füsse wirfft man weg / von dem hindern Theil aber / das viel Leute gern essen / und mit Mehl oder Grieß besäet / in Butter oder Schmaltz backen lassen / wird allein die Haut abgezogen / die zertheilt man / bindet sie mit einem Faden an starcke Stäbeln / die so lang müssen seyn / daß sie mit dem untern Theil den Grund erreichen / mit dem obern Theil aber / ausser des Wassers / ohngefähr einer Spannen lang können gesehen werden; dieser Stabe nun je mehr man haben kan / je besser es ist / die werden am Ufer des Bachs / wo Stöcke und Baumwurtzeln sind / an das Gestad angelehnet / da schleichen dann die Krebsen ihrer Weide nach / und hangen sich an die Froschhäute / die am Stänglein fest angebunden sind / und wollen solche fressen; wann sich nun die Stäblein bewegen / muß man mit etlichen kleinen Fischbeerlein versehen seyn / das Stäblein gemach übersich / doch nicht eher aus dem Wasser heben / biß man mit dem Beerlein darunter ist / dann ziehet man das Stäblein höher / und so bald der Krebs der Lufft empfindet / lässet er ab / und will ins Wasser fallen / so wird er von dem untergehaltenẽ Beerlein gefangen; man muß immer von einem Stäblein zum andern spatzieren / und welche sich rühren / auf obgedachte Weise mit ihnen verfahren / so wird man in kurtzer Zeit viel und schöne Krebsen fangen; wie sie im Atter-See im Land ob der Enns / mit Fackeln / unferne von dem Ausfluß der Aeger / gefangen werden / wird in den Georgicis oder teutschen Versen erwähnet werden; ist aber nur ein Lust-Fischen / wann Herr Graf Khevenhüller / Eigenthumer des Sees und der Herrschafft / dem Frauenzimmer oder guten Freunden eine Recreation machen will.

Sie gehen auch gar in die Reuschen / und werden allda gefangen / sonderlich da sie gefangene Fische darinnen mercken; wan man nicht Frösche bekommen mag / sie mit den Stäblein (wie oben gesagt worden) zu fangen / so kan man nur Schepsenfleisch nehmen / es starck braten / und in kleine Stücklein schneiden / und also an statt der Fröschhäute brauchen und anbinden. Wann man sie ferner in die Reuschen locken will / so nimmt man das Gedärme von den Fischen / thut sie in eine Pfanne / röstet sie ein wenig mit Hönig / bindet sie in ein kleines Tüchlein / und hängts in die Reuschen / welche Krebse nun den Geruch davon empfinden / gehen ihm nach / biß die Reusche voll wird; wo es viel Krebse gibt / hänget die Reuschen (sagt Herr Colerus) auch von aussen gantz schwartz von Krebsen. Item nimm einen neuen Topf / koche Hirsen darinnen mit Milch / saltz ihn aber nicht / laß den Hirs im Topf um und um anbrennen / den übrigen Hirsen aber thue heraus / laß das Angebrannte allein darinnen bleiben / sencke den Topf an einem Strick / an dessen äussersten Theil ein Holtz oder Stecken angebunden ist / ins Wasser darinnen viel Krebsen seynd / laß ihn eine gute Zeit darinnen ligen / darnach nimm einen Fischbeer / zeuch den Topf gemach in die Höhe / daß du mit dem Fischbeer darunter kön[n]en kanst / und ziehe sie also heraus / oder mach ein Netzlein um den Topf / und senck es also mit dem Topf ins Wasser / daß sichs unten ausbreite / und also mit einer Schnur wie ein Beutel eingefast sey / daß sichs / im Außziehen / auch wie ein Beutel zusamm ziehe.

Si Cancros fluviatiles in rivis & fluminibus capere velis, observare oportet, an aqua in cavernis tepida aut calida sit, nam ibi facilius bufonem quàm cancrum reperies, in frigidis aquarum cavernis cancer latitat, apprehenditur dorso & chelis, C. Heresbach fol. 390.

CAP. LXIII.

Von den Fischen insgemein.

WAnn man die Anzahl aller derjenigen lebendigen Thier und Geschöpffe GOttes / die auf Erden / in der Luft / und in den Wassern wohnen / (wo es anders möglich wäre) summiren und zusammen rechnen könte / würde es sich gewiß befinden / daß die Menge der Fisch / so im Meer und andern Wassern leben / an Menge und Anzahl die andern weit übertreffen würden. Die Ursach dessen ist unschwer zu errahten: Dann weil in der grossen Nach und Sündflut alle Menschen und Thier / was im Trockenen und in der Lufft gewohnet hat / versencken und ersäuffen müssen / sind allein die Fische in den Wassern erhalten worden; und ist mir lächerlich / was etliche mit Unvernunfft und ohne Raison fürbringen wollen / daß die Fische gleicherweise ersticken / und ebenmässig im Wasser hätten ersäuffen müssen / so werden doch wenig Fischer und gemeine Leute (will geschweigen der Naturkündiger und Philosophen) darzu können überredet und zur Bejahung bewogen werden: Weil die Schrifft mit klaren Worten bezeuget / daß alles Fleisch untergangen / was auf Erden kreucht / an Vögeln / am Viehe / an Thieren / und an allem / was sich reget auf Erden / und an allen Menschen; alles was einen lebendigen Odem hatte / im Trockenen / das starbe; hätte GOtt auf solchen Fall ausser allem Zweiffel dem Noah befohlen / von den Fischen gleicherweise / als von den irdischen Thieren / Geflügel und Gewürme / von einer jeden Art / wenigst ein Pärlein beederley Geschlechts in den Kasten / und also auch die grossen Wallfische und Meer-Wunder hinein zu nehmen / und er hätte ihnen beedes vom gesaltzenen Meer- und süssen Wasser-Behälter darinnen eingeben müssen / worzu der Kasten viel zu klein und enge würde

gewesen

gewesen seyn: Also weil in der gantzen Historia von der Sündflut nur der Creaturen / so auf der Erden und im Trockenen wohnen / der Fisch aber nicht einmal gedacht wird / und allen Naturkündigern wissend ist / daß ein Fisch / der Wasser und Lufft hat / nicht sterben kan / sie auch dessen nie gemangelt / als wollen wir die jenigen / so widerwärtiger Opinion und Einbildung sind / lieber belachen als widerlegen: Und ob wir ihnen solches gleich zu Gefallen zu liessen / so ist doch dieses ein starcker Beweis / daß sich die Fische im Meer und Wassern häuffiger vermehren können / als die Thiere / deren die meisten nur ein / zwey / biß auf viere / oder meistens zwölffte und vierzehen Junge haben: In eines eintzigen Fisches Rogen aber / als zum Exempel / eines Hausen / eines Karpffen / oder Perslings / wird man auf einmal viel hundert / ja offt mehr als tausend Rogen-Eyerlein finden / damit ihre Vermehrung die Thier auf Erden ungleich weit übertreffen würde Ob schon auch in den Wassern eine grosse Anzahl von Raubfischen / so haben doch so wol das Geflügel in der Lufft / als die vierfüssigen Thier auf Erden / keine geringe Menge der Vögel und grausamen Raub-Thier die ihnen nicht weniger nach dem Leben gehässig stehen / und sich von ihrem Fleisch und Wildprät zu sättigen pflegen. Und ob auch gleich der unzehlbare Rogen von den Fischen nur in Helffte das Leben davon bringen solte / kan doch ein Fisch jährlichen mehr Brut hinter sich verlassen / als dreyßig oder viertzig Vögel / und etwan auch so viel vierfüssige Thier / daher ihre Familia desto behender und fruchtbarer zu vermehren.

Der Fische Unterscheid und Eigenschafft wird erstlich genommen von dem Ort / darinnen sie leben / als die Meerfische / so in gesaltzenen / und die / so in Flüssen und Bächen ihre Wohnung nehmen; zum andern / die in frischen / gesunden / und die in morassigen / faulen und ungesunden Wassern sich aufhalten; die vom zarten oder weichen Fleisch / oder die Schuppen oder glatte Haut tragen; item ist ein Unterscheid an Speise / wovon sie leben / zu welcher Zeit sie streichen / und am besten zur Speise dienen. Etliche und / die zugleich im Meer sind auch in andern Flußwassern wohnen / etliche aber nur allein in einem oder dem andern; auch werden etliche für gesund / etliche aber für schädlich gehalten. Unter denen / so der Gesundheit fürträglich sind / zehlet man vornemlich die Meerfische / weil sie dardurch ihre angebohrne Feuchtigkeit und Kälte etwas temperiren und mässigen / und mit ihrer saltzigen Bitterkeit zur Ebenmaß bringen; die nächsten darauf sind die in gebürgichten und steinichten Flüssen und Bächen sich aufhalten / und weil sie meistentheils gegen dem Strom ihren Lauff halten / dardurch desto mehr geübt und der Bewegung gewohnet sind / dardurch auch ihr Fleisch gesunder und besser geachtet wird / wie auch alle die jenigen / so in grossen und starcklauffenden Strömen ihre Wohnungen nehmen. Hingegen ist leichtlich zu schliessen / daß / was in faulen stehenden Wassern / als in Seen und Teichen / sich aufhaltet / an Würdigkeit den ersterwähnten weit nachzusetzen. Zudem ist auch / die Speise betreffend / unter den Fischen ein mercklicher Unterscheid; die Fische / die allein von der Lufft leben / als wie man von den Häringen glaubt / sind eines weichen und schwachen Lebens / daher sie auch / so bald sie aus dem Wasser gehoben sind / bald abstehen / und das Leben quittiren. So wird man auch sehen / daß die Hechte und andere Raubfische / die von guten und edlen Fischen ihre Nahrung nehmen / weit schmackhafftiger und lieblicher zu essen sind / als die / so nur Frösche und Rothaugen zur Speise nehmen müssen. Wie man dann Exempel weiß von einem Prælat / der ein frisches Föhren-Teichlein / mit lauter Sälmlingen besetzt / weil er eines vornehmen Gastes erwartet / und gewust hat / daß diese Art Fische im selbigem Teichlein trefflich gut gethan und zugenommen haben / auch wol zwey und drey Jahr darinnen geblieben sind / als der besagte Gast über eine geraume Zeit ankommen / und man sich dieser Sälmling zur Kuchen gebrauchen wollen / auch deßwegen das Wasser abgelassen / habe man keinen Fisch der besagten Art / sondern allein einen grossen schönen Hechten (da man doch keinen hat hinein gesetzt) darinnen gefunden; als nun dieses lautmährig worden seye von dem Prälaten und Gästen das Blut-Urtheil über den Thäter gesprochen / daß er den Schaden mit seinem Leben bezahlen müssen; da hat man befunden / daß derselbe Hecht so gut und delicat geschmäckt hat / daß man seine Stücke mehr für einen Sälmling als Hechten gehalten; Welches auch Martialis von den Auratis, die im Lucriner-See von den Austern und Conchis gemästet werden / sagt / daß sie alle andere am Geschmack übertreffen / wann er also schreibet:

> Non omnis laudem, pretiumq; Aurata meretur,
> Sed cui solus erit Concha Lucrina cibus!

Daß aber den Fischen das Wasser auch allein Nahrung gibt / siehet man an denen / die lange Zeit in den Behältern stehen müssen / und andere Nahrung nicht haben / (ausser die jenigen / die man nicht aus Nothwendigkeit / sondern zur Lust / und gleichsam zur Mast speiset / als die Forellen und Huchen mit Lebern / die Hechten mit kleinen Fischen / und die Karpffen mit Brod) als das Wasser / oder darum / weil es süß ist / quia solis dulcibus nutrimur. Daß aber auch das bittere und gesaltzene Meerwasser nehret / geschihet / daß allzeit süsses Wasser dabey vermischt ist / auch daß sich viel Sorten der Fische am liebsten an denen Orten aufhalten / wo die süssen Flüsse und Bäche ihren Einlauff in das Meer nehmen. Wir wollen nun den begierigen Leser / der mehr von dieser Materi zu wissen begehret / zu Guilielmi Rondeletii Doctoris Medici & Medicinæ in Schola Monspeliensi Professoris Regii, ersten vier Büchern de Piscibus weisen; da wird er in dieser Materi viel schöne und curiose Sachen finden. Ich will jetzt / Weitläufftigkeit zu meiden / hier schliessen / und allein dieses Erinnern / daß sich in dem Fisch-essen wol für zu sehen / weil sie kalt und feuchter Art / nicht jedwedern mögen dienen / sonderlich denen flüssigen und fieberhafftigen Leuten / die kalte und schleimige Mägen haben / oder die nur Wasser und schlecht Bier trincken / die sollen sich / so viel möglich / dafür hüten; Jene aber / denen sie auch nicht so leicht schaden / sollen doch dieses beobachten / daß sie gut und genugsam gesotten / oder zugerichtet / kein böser Trunck darauf gethan / und sonderlich nicht zuviel davon / oder zu begierig genossen / auch allzeit lieber vorher / als nach Fleisch und andern harten Speisen / gegessen werden; sonderlich sollen sie frisch gefangen seyn / die gebratnen sind auch der Gesundheit weni-

weniger schädlich / als die gesotten/ die schüppichten bes-ser/ als die schleimichten / die ohne Schüppen sind/ wie auch bey Herrn Colero in seinem 16 Buch cap. 3. & 4. von den Fischen zu sehen ist.

CAP. LXIV.

Von dem Karpffen.

Unter allen Fischen/ damit die Teiche und stehenden Wasser in unsern Landen besetzt werden / ist keiner / darmit und darum man sich mehr bemühet/auch keiner/ der besser der Mühe werth ist und solche bezahlet/ als der Karpffen / wie solches im Königreich Böhaim bekandt / und eines unter ihren vornehmsten Einkommen billich gehalten wird.

Es schreibet auch Boterus in Relatione univers. lib. 1. daß in Spanien das Einkommen von der Fischerey so reichlich sey / daß der Hertzog von Arca Jährlich über 20000 Ducaten; der Duca di Medina Sidonia aber 8000 Ducaten habe; und halte ich davor / wann man die Jährliche Einnahm der Herrschafften Varduwitz oder Wittigenau von den Teichen summiren solte/nicht ein schlechtes Facit heraus kommen würde.

Der Karpffen hat mehr Blut als andere Fische/ wird daher für wärmerer complexion, als andere/auch gesünder und besser gehalten; wiewol der Grund / die Beschaffenheit des Wassers und der Weide / ob sie gesund/fette/laichmicht/oder sandicht/und steinicht/sumpffig oder marassig sey / einen grossen Unterschid an der Güte und Würdigkeit hierinnen verursachet.

Die See-Karpffen / oder die in den Flüssen gefangen werden/ hält man auch für besser/und wiewol sie gewöhnlich in den Flüssen und Strömen nicht wohnen/ geschiehet es doch viel mal/ daß die abgebrochenen Teiche ihre Fische mit samt dem Wasser dahin überlassen müssen / wie man an dem Teyßfluß spühren kan / der seine aus den Teichen empfangene Karpffen der March/ die March aber bey Töben der Donau mittheilet / daher auch zwischen Preßburg und Töben viel Karpffen in der Donau zu finden sind; sie gelangen zu grossem Alter/wiewol sie ein vier und fünff Jahren zur Speise am dienlichsten.

Ich habe sonst zu Pantaleon in Unter-Oesterreich an der Ober-Ennsenschen Gräntze im Teich daselbst/der um das Schloß gehet/einen Spiegel-Karpffen (als ich/ nach Verkauffung meiner Güter/ selbes Gut/weil der nahe an der Donau ligt / Anno 1664 im Bestand gehabt / und den Graben daselbst fischen lassen) gesehen/ der damals in die 60 Jahr alt gewesen; wie in meinen Poetischen Georgicis weitläuffiger wird zu finden seyn.

P. Balbinus fol. 127. schreibet also: Memini equestri ortum loco virum (cujus jam filios in Baronum statu videmus) qui coram me gloriabatur Anno 1644. quod adhuc octo Carpiones sibi supparis ætatis (jam tamen annum 40. superabat) in piscinis haberet, ex ingenti turbâ superstites, quos pater ipso nascente signai jusserat, unumq; Carpionem ex illis signatum afferri jussit, qui velut effœtus, & morbo gravis senex, semper in fundo piscinæ jacebat, nullo amplius usui, nec in mensis tam ignavâ carne posset p'caere. Den ich aber zu S. Pantaleon in Unter-Oesterreich gesehen / wiewol er auch am Herausziehen im Netze / als man ihm heraus zoge/ so faul geschienen/ daß/ da ihn der Fischer in den Armen aus dem Netze in eine grosse lange Boding getragen/ er nicht eine Flossen gerührt/ und gantz still/ wie ein schlaffendes Kind / gelegen / im Teich aber haben wir im täglich / wann die Sonn geschienen herum spatzieren gesehen/und sind ihm meistentheils etliche andere kleinere Karpffen gemächlich nachgeschwommen / als ob sie ihn für ihren Herrn und Obrigkeit hielten; der grosse war ein Spiegelkarpffe/ als man an dem Zeichen der Haut hat sehen können / denn er hatte an seinem Leibe keine einige Schuppen mehr/ und war gantz glatt/ wie eine Schleye/ er war länger als Elen/aber nach seiner Proportion viel dicker / als seine Länge austrug. Dieser Spiegel-Karpffen werden von P. Balbino Carpiones Regii genannt / quod genus vix extra Bohemiam (in Moreviâ tamen aliquando, sed à nobis advectum) inveneris. Duos habent ordines squamarum, quæ à capite ad caudam usque trahuntur; cætera nudi sunt, squamæ in aureum colorem desinunt, jucundissimo quodam carnis sapore præstant cæteris. Sed ob teneritudinem diu non vivit, cum lorica illu squameâ, adversus injurias minime defendantur.

Wiewol diß nicht zu verwundern / weil Gesnerus schreibet bey dem Jonston, daß zu Michelsfeld in der Pfaltz/ im Schloßgraben / ein Karpffen hundert Jahr erreichet habe; die Herren Böhmen halten ihre Karpffen (vielleicht nicht unbillich) für die besten / die nächsten daran die Mährischen / und zum dritten die Schlesingischen.

Sonst ist unnöthig / die Karpffen in einem Teiche zu speisen / es gehet mehr auf / als es Nutzen bringt/ sie gewöhnen sich an den Schleck / und nehmen hernach die natürliche Weide nicht / davon sie im Wachsen mehr gehindert / also befördert werden; sie werden auch durch Nachtängel und dergleichen leichtlich gefangen / es wäre dann / daß es mit feistem Koth/ anderm guten Erdreich/ oder kurtzem Mist geschehe/ sonst soll man ihnen nicht Brod / oder anders Genäsche geben / ausser es geschähe aus Kurtzweil in denen Schloßgräben / denn sie werden im geringsten davon zunehmen/ vielmehr schlechter werden/ wann sie mit Brod verwöhnet sind / und solches hernach nicht haben können.

Rondeletius will nicht/ daß sie eine Zunge haben/ und sagt: Cyprinorum nota propria, est palatum carnosum habere linguæ vice; es sey der Karpffen Eigenschafft/ daß sie an statt der Zungen / einen fleischlichen Gaumen haben/ vermeynt also das jenige/ was man für seine Zunge und ein herrliches Bißlein hält/ sey nicht die Zunge/ sondern der Gaum/ welches vorher auch von Aristotele bestättiget worden; weil diese vermeynte Zunge allein am Obertheil des Mundes anhängig/ und mit dem

unterm

untern Theil gantz nit verbunden / auch keines wegs von dem obern Gaum / wie eine Zunge seyn soll / frey und abgelöset zu sehen ist.

Gedachter Rodeletius vermeynet auch / daß sie zuzeiten von sich selbst / ohne Vermischung eines Rogners und Milchers / erwachsen / und sagt: Er habe gesehen in Wassern / die zwischen den Bergen gelegen / weder von Bächen / Flüssen / noch einigen See-Canalen / sondern bloß allein von dem Regenwasser / ihren Zufluß gehabt / doch Karpffen gezeuget haben / kan aber wol seyn / daß etwan vorzeiten ein Rogner von Jemand hinein geworffen / und dardurch den Fischen ihre Ankunfft verursachet werden. Wann wir dem Jovio glauben wollen / sagt er / daß im Lacu Lario, itzt Lago di Camo, Karpffen zu finden / die bisweilen 2. Centner wägen / halte aber dafür / er rede von einem andern Fisch / den er Bulbarum nennet / man isset sie das gantze Jahr durch / ausser im Majo und Junio / weil sie läichen / ist ihr Fleisch weich und ungeschmack / und sind die Milcher besser als die Rogner.

D. Jonstonus sagt: Lingua vim augendæ Veneris habet: Der Stein aus dem rohen Fisch genommen / soll die Hitz der Febricitanten und das Blut aus der Nasen stillen; und Julius Cæsar Baricellus in hortulo geniali fol. 330. sagt daß dieser Karpffenstein für die Frayß ein fürtreffliches Mittel / und mit solchem Nachdruck Hülffe leistet / daß diese Kranckheit nicht mehr wieder komme; andere aber wollen diese Krafft allein den zwey harten Mondförmigen / nicht weit von den Augen liegenden Steinlein zuschreiben.

Wiewol Galenus und Avicenna bezeugen / daß alle Steine / so in der Fische Köpffen gefunden werden / gepulvert / und mit Wein eingegeben / die Colica lindern und den Nierenstein auflösen und zermalmen.

Gesnerus schreibt / wann man diesen Stein in den Mund halte / vertreibe er den Sod / und verhüte den Bauchgrimmen; die Gall in die Augen gethan / macht sie haiter und liecht; das Fette aber davon benimmt die hitzigen Schmertzen der Nerven.

Cap. LXV.

Von den Hechten.

Es ist kein Fisch / der eher wächst und so bald groß wird / wann er genug zu fressen hat / als der Hecht / ist auch / wiewol er Frösch und Krotten frisset / gesünder und edler als der Karpffen / daß man ihn aber nicht so gemein in den Teichen hat / ist seine rauberische Frässigkeit daran Ursach / weil er alle Fische / die er überwältigen kan / ausraumet / und gar seines eigenen Geschlechts nit verschonet / er wohnet lieber in den Flüssen / als in Teichen / wiewol sie beederseits zu finden.

Nach Dubravii Meynung / aus dem Columnella, sollen die grauen und schwartzlichten Hechten besser seyn / in die Teiche einzusetzen / als die gefleckten / weil diese viel kleiner bleiben. In Seen und Teichen wachsen sie gern / wo sie genug zu rauben finden / wie sie in Atter-See / zu 20 biß 30 Pfund schwer / und bißweilen sieben Viertheil Elen lang und mehr / gefangen werden / allermassen mir die Maß von öffterwolermeldtem Herrn Grafen Khevenhüller selbsten überschickt worden. Die Schuppen sind so klein / daß er fast unter die glatten Schleim-Fische zu rechnen / sonderlich wann er noch klein ist / an dem grossen aber sind die Schuppen dick zusammen gefügt.

Der Hecht hat ein langes dauerhafftes Leben / und berichtet Jonston, daß die Engeländer den Bauch dieses Fisches zwey Finger lang und darüber aufschneiden / um / (wann er fett) die kauffenden anzulocken; und dafern er von Niemanden gekaufft wird / nähen sie nur die Wunden wiederum zu / thun ihn in einen Behalter / worinn etliche Schleyen sind / an deren schleimichten / glatten Haut reibt sich der Fisch / und heilt wieder zusammen.

Er ist gut und wolgeschmack / er sey gleich klein / mittelmässig oder groß / doch sind die grossen von einem härtern Fleisch / und werden die von mittlerer Grösse vor die besten gehalten. Nicht weniger haben die kleinen Spanlangen Hechtlein / deren Grät so subtil / daß man solche nicht mercket / ein gutes gesundes Fleisch. Sie sind eines langen Lebens / und erreichen 200 und mehr Jahr.

Lehmann in seiner Speyerischen Chronick bezeuget / daß Anno 1497. in Schwabenland ein grosser Hecht bey Heilbronn / in einem stehenden Wasser / sey gefangen der einen kupffern Ring angehabt / in welchem mit Griechischen Buchstaben war geschriebē oder gestochen: Ich bin der erste Fisch / der in dieses Wasser ist gesetzt worden / mit den Händen Friderici II. Römischen Käysers / im Jahr nach unsers Heilands Geburt 1230. Ist also dieser Fisch 267 Jahr in diesem Wasser gestanden. Er ist neunzehn Fuß oder etwas mehr als drey Männer lang gewesen / man führte ihn nach Heidelberg / wo selbst Churfürst Philipp auf seiner Tafel davon gessen / und erstreckte sich sein Gewicht auf 350 Pfunde.

Es schreibet auch Zeulerus, daß Anno 1525. bey Wollin in Pomern / ein schneeweisser Hecht sey gefangen worden / der mehr als zwo Elen lang / und eine halbe Ele breit gewesen / von welchem man das Contrefait an unterschiedlichen Orten genommen.

Item memorabile est & hoc: Colliguntur biles ex Luciis, Carpionibus, & ere fiunt vel exsiccantur lentè, quibus super carbones immissis, fumigatur locus affectus, & statim juvat.

Die Leber wird für das beste an diesem Fisch gehalten / und werden allerley delicate Speisen daraus zugerichtet.

Er laicht im Mertzen und April / bißweilen auch biß in den May / nachdem die Witterung und Clima des Ortes mit sich bringet / früher oder später; verwunderlich ist / daß er offt in den Teichen am Außfischen gefunden wird / da man doch keinen eingesetzt / auch mit Fleiß verhüten will / daß keiner soll hinein kommen / auch sonst kein fliessendes Wasser dahin seinen Einfluß hat / so ihn einführen könte / weil sie von den Endten dergestalt hinein gebracht werden / wann sie etwan anderwärts einen Hechten mit dem Rogen verschluckt / und solcher eine starcke austreibende purgirende Krafft (wie die jenigen erfahren / die solchen Rogen essen) in sich hält / geben die Endten den gefressenē Rogen per vomitum bald also frisch wiederum von sich / und wann sich etwas davon / weil er noch frisch ist / an dem Gras oder Geröhrig in den Teichen anlegt / wird

es auf erfolgenden Sonnenschein lebend gemacht/und also kommen diese ungebetene Gäste zuzeiten in die Teiche/ nehmen aber das Jus Hospitii gar wenig in acht/ sondern laden sich mit grosser Ungestümmigkeit selbsten zu Gast/und machen wie die undisciplinirten Soldaten ihr Winter-Quartier nicht reicher/ sondern nur ärmer.

Wer Teiche hat/darein Fisch-Bäche gehen/und man nicht verwähren kan/daß allerley Bachfische hinein kommen/muß man das Brut desto grösser hinein setzen/ und gar kleine Hechtlein alle in einer Grösse hinein thun/ die das Bachbrut/ welches sonst den Karpffen die Nahrung nimmt/ hinweg raumen/ und können denen schon ergrösserten Karpffen nicht schaden; es müssen aber Teiche seyn/die man gantz ablassen kan/dann wann sich nur ein Hecht darinn verschlägt/ so wird er alles Brut/was künfftig eingesetzt wird/ hinweg fressen; nachdem in den Teichen viel kleine Kottbrut ist/ muß man Hechten hinein lassen/ sonst soll man sie in keine Karpffen-Teiche bringen.

D. Joh. Jonstonus in historiâ naturali de piscibus Tit. III. Cap 5. sagt/er habe einen grossen Hecht gesehen der einen andern nicht viel kleinern Hechten/ dieser aber eine Wasser-Maus in seinem Leib gehabt hat. Und Rondeletius erzehlet/daß ein Reysender/ als er einen Maul-Esel in der Rosne (im Rhodano) träncken wollen/ habe ihn ein Hecht an der untern Lefftzen ergrieffen/ als nun der Esel den Schmertzen empfunden/sey er aus dem Fluß gesprungen/ den Fisch mit aus dem Wasser geschleppt/ und mit hefftiger und strenger Erschüttlung des Haupts/ auf die Erden geworffen/allda er vom ihm sey gefangen/ und als er ihn zu Hause eröffnet/seyn zwey junge Gänslein darinnen gefunden worden.

Noch eine solche Geschicht ist mir im Land ob der Ennß erzehlt worden/ daß ein Bot/ der einen grossen Hecht in ein Kloster (ist mit abgefallen/ S. Floriam/oder Steyergärsten) tragen sollen; und als er daselbst in einem Wald kommen/ hab in die Natur genöthigt/sich zu entladen/ deßwegen er das Gefässe/oder den von Rohr geflochtenen Zecker/wie mans in Oesterreich heisset/mit den Hechten beyseits gelegt/ entzwischen sey ein Fuchs kommen/ der den Hechten schleichend anfassen wollen/ da habe der Hechte ihn bey der Goschen so fest erdappt/und so starck gehalten/ daß der Bot über diese Lärmen zu Hülffe kommen/und den Fuchsen erschlagen/ der sich nit hat entledigen können. Mich bedünckt ich hab es zu Nesse im Wirthshaus/ das zwischen Lintz und Enns ist angemahlt und geschrieben gesehen.

Im Julio sollen sie am fettesten/und im October am gesündesten seyn. Die Bein am Kienbacken zu Pulver gemacht/ und eines Quintels schwer eingenommen/ zermalmen und vertreiben den Nierenstein; diß Pulver trocknet auch die alten Schäden aus/und heilet sie; mit Wein getruncken/treibt es den Urin/und Felix Platerus schreibt/es diene wider das Seitenstechen. Die Gall dienet für die duncklen Augen.

Pierre Belon de Mans in seinem Fischbuch schreibet/ daß unter denen in Italia und Franckreich sich befindenden Hechten dieser Unterschied sey/ daß diese länger und zärter/ jene aber kürtzer und dicker seyn.

Cap. LXVI.

Von den Schleyen.

Haben den Namen von der starcken/dicken/schleimichten/ fetten Haut/ durchwühlen gern den Schlamm und das Geröhricht; wann man sie einsaltzt und aufselchet/sind sie gesünder/ als wann man sie frisch kocht/ sind auch sehr wolgeschmack und delicat, sind gern bey den Karpffen und Hechten in stillen Wassern/ die einen fetten tieffen Grund haben/ gleichen dem Schwein am weissen harten Fleisch/ an der Speckschwarten und am Wühlen/haben um die Augen aussenher einen rothen Umkrays/wie die Karpffen einen gelben Circul haben. Man sagt/daß sich der beschädigte Hecht an ihnen reibt/und also seinen Schaden heilet; sie leben vom marassigen und schlamichten Grunde/ doch wann sie nach dem Muer schmecken/ sind sie ungesund/ wo sie aber einen frischen laimichten Grunde haben/sind sie zum essen besser; sie läichen im Jahr bald nach Ostern/ und das währet biß in den Junium. Er hat einen fleischichten Gaumen/mit einer Zungen-förmigen Gestalt/ fast wie die Karpffen/ist von unterschiedlichen Farben/die in den marassigen Seen wohnen/sind schwärtzlicht; theils ziehen sich auf grün/und theils auf gelb; und will man glauben/ der Hecht sey dermassen sein Freund/ daß er gegen ihm/als seinem Artzt/keinen Gewalt übe/noch selbigen/ wie andere Fische/ verschlinge.

Jonstonus schreibet gar aus Cardano, wann man dem Hecht schon den Bauch aufschnitte/dañ wiederum zunänete/ und in einen Kalter einliesse/wo Schleyen wären/ würde er/in dem er sich an sie anreiben könte/wieder ausgeheilet. A tot audivi viris, sagt Cardanus, ut impudentius fuerit tot testibus mendacim non, credere, quàm veritatem adversus eorum authoritatem tueri. Davon auch oben allbereit Meldung geschehen.

Der Schley ist sonst ein Fisch/ daran man leicht ein Fieber erwerben kan; etliche halten darfür/ daß die Schuppen oder Decoction, darinnen er gesotten wird/ die Mailen aus den Tüchern vertreibe; er hat in seinem Kopff zwey Stein.

Jovius und Rondeletius schreiben/daß die Schleyen/ nach des Ruckgrads Länge/mitten von einander getheilt/ auf die Pulsen der Hände und Füsse gelegt/ und auf die Fersen der Füsse gebunden werden/dann sie ziehen aus/ erlaben und kühlen; etliche/wie Gesnerus schreibet/brauchen sie zu den Schmertzen des Haubtes/ der Gelencke/ und zum Podagra; auch für die Gelbsucht/auf den Nabel oder auf die Leber lebendig aufgelegt/ steht eine ab/ so nehmen sie eine frische/ dann sie sollen wie Saffran gelb werden und also die Gelbsucht ausziehen. Die Gall von diesem Fisch/ wird in den Ohren-Gebrechen eingetröpfft.

Die Pferde werden mit ihrem und der Barben Eingeweid purgirt.

Cap. LXVII.

Von den Alten und Nörflingen.

Die Alten ist ein bekandter Fisch / der in Bächen / Flüssen / Teichen und Seen zu finden / wohnet lieber in stillen / als in rauschenden / schnell-fliessenden Wassern / sonderlich wo es Dümpfel und schwebende langsamgehende Ort gibt / hält sich selten allein / sind meistentheils etliche beysammen / da er unter den Wurtzen der Bäume / und grossen hohlen Steinen im Schatten seinen Aufenthalt hat / wird zimlich groß / und ist ein guter gesunder Bratfisch / wiewol Colerus meynet / er habe einen Geruch nach Mäusen / mag es vielleicht wol seyn / in weichen marassigen Wassern / oder wo es etwan keine rechte gesunde Nahrung hat.

In unsern frischen Wassern wird dergleichen nichts an ihm gespüret / doch in der Laichzeit / so im Majo und Junio geschiehet / ist er / wie alle Fische / nicht so schmackhafft / die Lateiner nennen ihn Squalum, Gesnerus sagt / im Bodensee werde keiner gefangẽ / im Atter-See aber / im Land ob der Ennß / gibt es zu zeiten fünffpfündige / schwimmen meistentheils in der Höhe / und ernähren sich von den Fliegen / Mucken und Kefern / daher man sie in den Teichen neben den Karpffen ungern hat / weil sie den Karpffen die Nahrung nehmen / und an Geschwindigkeit jene weit übertreffen; werden mit Heuschrecken / Mucken und Kerschen am Angel / meistens auch mit dem Fischbeer / und Ausschöpffung der Dümpffel / in den Bächen gefangen.

Die Nörfling aber sind edler / besser und gesünder / an der Grösse und Gestalt den Alten fast gleich / haben beederseits zwischen dem Bauch und Rucken / vom Kopf an biß zu dem Schweiff / einen flachen Strich wie die Häßlein; sind zweyerley Sorten / theils haben (gekocht) ein gelblichts / theils aber ein weisses Brät; Gesnerus nennet ihn Lateinisch Orfum, ist am Rucke braunröthlicht und am Bauch weißlicht / mit breiten Schuppen bedeckt; sie fressen Mucken und Fliegen / werden auch gefangen wie die Alten / haben ein gut und edles Fleisch / werden auch bißweilen in die Teiche gesetzet zu den Karpffen.

Es ist noch eine andere Gattung dieser Fische / die im Boden-See gefangen / bißweilen auch in der Pfaltz in die Schloßgräben gesetzt werden / die den Nörfling an Gestalt gantz gleich sind / haben mitten in den Augen einen schwartzen Stern / mit einem Goldfarben Ringlein / die Lefftzen sind röhtlich / der Schweiff / die Flossen / und der Bauch ist Zinnober-roth / der Rucken braun / ober den Augen und bey den Ohren glänzet er wie Gold / sonderlich wann er bey scheinender Sonnen im Wasser schwimmt / ist zimlich grätig / sein Fleisch wird dennoch hoch gehalten / sonderlich wann es fett ist / im November / auch im Februario und Martio; im Brachmonat laichet er.

Noch ist eine Art von Alten oder Nörflingen / die in der Donau gefangen werden / zu Regenspurg nennen sie die Fischer Frauen-Fisch; in Oesterreich heisst man sie Bratfisch / weil sie meistentheils gebraten werden / haben ein wolgeschmack und gesundes Fleisch / und werden allenthalben gern gekaufft; sind zimlich groß / werden zu zwey / drey und mehr Pfunden gefunden / deren gibt es auch in der Teys in Unter-Oesterreich.

Cap. LXVIII.

Von Perßling und Wärfisch.

Ausonius nennet diesen Fisch nicht unbillich Delicias Mensarum, weil er der gesündesten und edlesten Fische einer ist / die in unsern Wassern gefunden werden; er ist ein Raubfisch von zweyerley Arten / grösser und kleiner / fressen nicht allein allerhand Fische / sondern auch Krebsen / wann sie zu gewisser Zeit an den Schalen weich werden / und solche abschürffen; die ersten werden Wärfische / die kleinern Schrätzen und Perßling genennet / hat zwar keine Zähne / aber rauche / und wie eine eiserne Feile scharffe Lefftzen / hat kleine / aber harte Schuppen / die er ungern lässet / ist am Leibe fleckicht / sein hartes Fleisch wird auch denen mit dem Fieber beladenen / und den Kindbetterinnen erlaubt. Im Auswärts / gegen dem Mertzen und April / hebt er an zu laichen / und ist einer von den Fischen / der sich bald und häuffig vermehret; mit Angeln wird er sehr gefangen; wann man ihm Weißfischlein / oder ein wenig von gesottenen Krebsen anquerdert / beisst er gern an / im Winter mag man die in Hönig eingemachte Regenwürmer nehmen; er wird auch in Seegen / Zuggarnen und Reuschen in dem Atter-See / das gantze Jahr durch gefangen; wann er Jemanden mit seiden scharffen auf den Rucken tragenden Stacheln verwundet / heilet es sehr ungern; sie haben einen gar grossen / aber kleinkörnigen / doch guten und zum Essen bequemen Rogen; die Leber aber ist meistentheils pfinnig.

Gesnerus schreibet / daß die Fischer an dem Genfer-See in acht genommen / wann sie Winterszeit Wärfische fangen / daß sie / wann sie im Garn gezogen werden / ein rothes Blätterlein zum Maul heraus hangen haben / welches sie zwinget / oben auf dem Wasser zu schwimmen / und glauben / es geschehe aus Zorn und Unmuth darum / weil sie gefangen sind.

Rondeletius vermeynet / ihr Fleisch sey übel und hart zu verdäuen / wider der meisten Medicorum Meynung / und will quod glutinosi succi non sint prorsus expertes, daß sie einen zähen laimichten Safft in sich hätten; man glaubt auch / daß der Hecht sein guter Freund sey / und seine Wunden mit seinem Anrühren heile. Ich hielte aber davor / er könnte wol eher von dem Perßling verwundet werden / sonderlich wann er mit seinem Bauch des Perßlings Rucken berühren sollte.

Wann man ihn mit dem Angel will fangen / muß die

Schnur nächst am Hacken mit Bley beiegt werden / sonst beisst er die Schnur leichtlich ab.

Die Steine / so sie in den Köpffen haben / sollen für den Nierenstein und das Seitenstechen eine bewährte Artzney seyn. Sind weiß/und gestaltet/wie ein Reißkörnlein/dienen für den Schwindel und schwere Kranckheit/ werden in Pommern von den Kaulpersen gesammlet/ und in die Apothecken verkaufft.

Cap. LXIX.

Von den Prächsen.

DJe Prächsen sind meistens Rogner / also daß etliche geglaubt/es sey kein Milcher darunter zu finden/und er laiche mit andern Fischen. Im Boden-See werden sie von zehen Pfunden gefangen/ im Atter-See aber vierpfündig/werden mit Segen gefangen/und mit dem Geer gestochen/fast das gantze Jahr hindurch.

Rondeletius und Jonstonus nennen ihn Cyprinum latum, sie lieben einen laimichten Grunde/und werden auf sandichtem Boden nicht leichtlich gesehen/ sind auch nur gern in den Flüssen/die gemach rinnen. Es sind zweyerley Arten ; die Steinprächsen werden grösser / haben rauhe Düpfelein bey dem Kopff über dem Rucken. Im Zürcher-See / sagt Gesnerus, werden sie allein in dem obern Theil gefangen/von wegen deß Grundes/der weiß und lettickt ist.

Im Königreich Polen / soll einer einen Teich mit diesen Fischen besetzt haben;als nun einmal der Eigenthumer im Winter fischen wollen/ habe sich nicht ein einiger gefunden / ob gleich mit grossem Fleiß nachgesucht worden/auf nächsten Frühling aber/sollen sie alle wiederum sich haben sehen lassen. Wann sie groß sind und gebraten werden/ geben sie noch wol hin/sind sonst weich/ und bey weitem nicht so wolgeschmack/als die Karpffen.

In der Neuen Marck (wie D. Elßholtz in seinem Tischbuch lib.4 cap.211. meldet) in den Land-See/die offt etliche Meil Weges im Umfang haben / fänget man Brässen/die mehr als einer Elen lang / und einer halben Eln breit sind / sie leben von Mergel und laimichten Erden im Grunde/wie auch von den Kräutern/die an feuchten Orten wachsen.

Sie haben auch bey den Märckern (wie eben D. Elßholtz meldet) in der Oderwarth / und andern Wassern / Bratfische/die sie Bleyen/und in der Schlesien Blicken nennen / der ist an äusserlicher Gestalt und Breiten den Prächsen schier gleich/allein noch dünner und flacher von Leib/auch etwas kleiner / der Kopff ist klein von Schuppen rund/dünn und weißlicht/die obern Floßfedern sind dunckel / die untersten Flossen samt dem Schweiff sind röthlicht/der Rucken ist schwärtzlicht/ der Bauch hingegen weiß/sind etwas grätig ; dieser Fisch ist zwar gern in den Strömen/doch lieber in tieffen Seen ; er laichet im Majo/und alsdann tritt er ans Ufer. Im Winter fängt man die fettesten unter dem Eiß/wie auch die Braissen.

Aus eben erstgenanntem Authore , will ich noch etlicher Fische gedencken/ deren ich mich noch wol erinnere / sie in der Marck Brandenburg / in meiner Jugend/gegessen zu haben. Als: Des Rappens/der hat seinen Nahmen vom Rauben / weil er ein arger Raubfisch ist. Bey Aldrovando wird er genannt Capito fluviatilis rapax, und bey Schvvenkfeldio Corvus fluviatilis, ist ein starcker fleischichter Fisch/der bißweilen die Länge einer Elen weit übertrifft/und dabey eine zimliche Breiten hat. Im Rachen hat er auf jeder Seiten sieben lange Zähne / die Schuppen sind breitlicht / dicht und durchsichtig ; er ist über den gantzen Leib weiß oder silberfarb/auf dem Rucken aber dunckelblau:er laichet im April und Majo ; man muß ihn/wann man ihn sieden will/nicht in ein warmes Wasser werffen/ sonst verfallt er sich/aber in einen kalten Wasser verbleibt er fein gantz beysammen.

Die Jäse oder Gäse/Capito fluviatilis cœruleus, ist allein ein Fisch / der in Flüssen und Strömen wohnet/ schüppicht/von Farben blaulicht/ fürnehmlich am Rucken/ und zum theil am Kopff/die Seiten und der Bauch gläntzen wie Silber / die Floßfedern und der Schweiff sind fast geelroth;sie werden selten einer Elen lang/ihre Breiten ist vier/fünff/und bißweilen mehr Zoll; man fängt sie in der Oder/Wahrt/Spree und andern Wassern/auch bißweilen in den Seen;sie laichen im Mertzen und April; sie werden an etlichen Orten nur Bratfische genennet/ und sind zimlich gut gebraten.

Die Zärter sind bald gestaltet wie die Jäsen/doch sind sie schmäler/ längichter und dünner/ haben auch kleinere Schuppen / der ist silberfarb/ der Rucken etwas purper/die Floßfedern blaulicht/die Augen gelb wie Gold/ ihr Fleisch ist sehr fett/ und vom Geschmack sonderbar/ sind sonderlich zum braten gut / und weil sie meistens in der Oder gefangen werden / so bratet man sie in den nächst herumgelegenen Städten / sonderlich zu Herbst-Zeiten / schlägt sie häuffig ein in die Fässer / und übersendet sie an andere Oerter / weil sie sich auf diese Weise zimlich lang halten können/und ein bereites Essen geben; weil sie aber sehr feist sind /muß man desto behutsamer davon essen / ne febrim excitent.

Es schreibet Colerus, daß in einem Dorff bey Oderberg Nidersine genannt/ Anno 1597. im Winter auf einmal 100. Tonnen Gäsen/Güstern/Hechten/Bleyen/Plötzen und Bärssen gefangen worden; die Zärten wird für einē der besten Bratfische gehalten weiß mich zu erinnern/ daß ich zu Landsberg an der Warth als ich Anno 1637 daselbst in Garnison gewesē) etlichemal davon gegessē habe.

Cap. LXX.

Von den Garussen.

VOm Gesnero wird dieses Fischlein Charax genennet/wird selten über eine Spann lang/ und etwan einer stehenden Hand dick. Das ist aber gewiß/ wann dieser Fisch so groß wäre/ als ein Karpffen/ so würde er/ wegen seiner Güte/und gesunden Fleisches halber/denselben/wo nicht übertreffen/dennoch unter die besten gezehlet werden/ seine Kleine aber macht ihn unachtbarer/ wird gesotten und gebraten gelobt/ist schier so breit als lang/ ein hurtiger und lebhaffter Fisch/ darum man ihn sehr ungern in den Karpffen-Teichen hat/ weil (wie Gesnerus sagt) ein kleiner Carras auch den allergrösten Karpffen verjagt; das ärgste aber ist/ daß er ihnen die Weid mit seiner schnellen Geschwindigkeit entzucket/ und hernach die Teiche/ weil sie alle vier Wochen laichen mit unzehlbarer Brut/dardurch die Karpffen beunruhiget sind/anfüllet/ zu dem/ wohin sie einmal einisten/ sehr hart zu vertreiben sind; also daß man grossen Fleiß soll haben/ daß keine Brut davon in die Teiche kommen möge/ und geschicht offt/ daß die jenigen/ so sich nicht gar wol auf die Karpffen-Brut verstehen/von der Aehnlichkeit der jungen Garussen betrogen werden/sie/ an statt der Karpffen/ mit in die Teiche werffen.

Es ist noch ein breites/ den Garussen fast ähnliches/ Fischlein/das man Kottpletten nennet/ ist aber zum Essen/ wegen Weiche des Fleisches/ und vieler Gräten/ gantz unnütz und ungeschmack/ fressens auch die Hechten nicht so gern als andere Fischlein; wo man aber Hechten- oder Fören- Teiche hat/ sind die Garussen gantz gut neben ihnen einzusetzen/ weil sie sich wegen der offt widerholten Laiche nicht bald ausöden/ und wegen ihrer Geschwindigkeit nicht so leichtlich fangen lassen/ und dennoch diese Raubfische mit häuffiger Nahrung wol versehen/ welche diese annehmliche Speise auch mit sonderbaren Lust und guten Wachsthum verzehren; doch müssen die Garussen ein Jahr vorher allein in dem Teiche stehen/ ehe Raub- Fische zu ihnen eingesetzt werden.

Cap. LXXI.

Von den Rot-Augen und Lauben.

DJese sind ebenfalls nur quasi piscium cæterorum spuma & scoria, gleichsam ein Auswürffling von den andern Fischen/ zu nichts anders als der Raub- Fische Speisung dienlich/ wiewol viel arme Leute sich damit erhalten müssen/ erreichen nicht viel wann sie schon groß werden/ über drey Drittel eines Pfundes.

Der Rotaugen Strich ist im Majo/ werden in Reuschen/ Taupel und Fischbeeren/ fast das gantze Jahr durch/ gefangen; der Rogen ist das beste an ihnen; viel sind der Meynung/er laiche mit den Prächsen/und werde ein drittes Geschlecht daraus/ so grösser als die Rotaugen/und kleiner als die Prächsen werden.

Eben von dergleichen Würden sind auch die Lauben/ Weiß- und Schneider- Fische/ die laichen im Majo und Junio/ sind fast in der Grösse wie die Rotaugen/aber schmäler und länglichter; deren werden im Atter- See im Strich zu tausenden auf einen Zug mit Seegen gefangen/ sind zwar deren unterschiedene Geschlechte/ und finden sich fast in allen grossen und kleinen/ fliessenden und stehenden Wassern/ da sie meistentheils Schaarweise miteinander zu gehen pflegen/ machen denen die angeln/und bessere Fische fangen wollen/ grossen Verdruß/ indem sie immerdar mit dem Querder spielen/solches offt vom Angel herab zwacken/ und also grosse Fische anzubeissen verhindern. Man sagt/ (wie auch Herr Joh. Sperling in seiner Zoologiâ Physicâ) daß er das Querder/ ob er schon in Winckeln stecke/ stracks reiche/und demselben nachhänge. Wiewol etliche den Fischen das Athem- fangen/ und die Respiration verneinen/ ziehen sie doch das Wasser/ und mit dem Wasser auch den Geruch an sich.

Cap. LXXII.

Von den Pfrillen/Kreßlingen und Steinbeissern.

DJe Pfrillen werden vom Herrn Colero Elritzen/ und vom Gesnero Bauchbambelen/ Phoxinus levis genannt/ist ein kleines gesundes/ doch bitters Fischlein/ist am Leib oben am Rucken dunckelbraun und fleckicht/ am Bauch aber weißlicht- Aschenfarb/ streichen im Mayen/ sind in den Bächen gern/ wo es Grundeln und Koppen zu geben pfleget; wann sie voll Rogen sind/ hält man sie am besten.

Rondeletius hält dafür/ daß sie gantz klein und jung schon Rogen haben/ quandum vis (sagt er) parvi capiantur, semper ovis gravidi sunt, adeò ut periti piscatores, cum ovis nasci affirment; ob sie schon klein gefangen werden/ sind sie doch allezeit voll Roges/ also daß die erfahrnen Fischer bestättigen/sie werden mit dem Rogen gebohren. Werden in kleinen engen Reuschen und mit Fischbeeren den gantzen Sommer durch gefangen; es sind viel der Meynung/ sie seyen gantz gesund/ und wann man das Ingeweide wegthut/ nicht so bitter zu essen.

Die Kreßlinge haben etliche von den Alten für einen Fisch mit den Aeschen gehalten/ und vermeynt/ die Kreßlinge sind junge Aeschen die mã in Oesterreich Mailing zu nennen pfleget; aber sie haben sich sehr betrogen/ denn diese nie grösser/ als aufs längeste einer Spannen lang/ doch gar selten/ werden; ist ein wolgeschmackes Fischlein/ und auch gewöhnlich voll Rogens; von Gesnero

Gesnero wird er Gobio fluviatilis genennet/ und sagt/ er werde nicht hoch gehalten / in frischen Wassern aber wird es bey uns für ein gesundes Fischlein geachtet. Im April und Majo soll er am besten seyn. Antonius in Mosela gedencket seiner mit folgenden Worten:

Tu quoque flumineas inter memorande Cohortes
Gobio, non major geminis sine pollice palmis,
Præpinguis, teres, ovipara congestior alvo,
Propexiq; jubas imitatus Gobio Barbi.

Er hat/ wie die Barben / ein kleines fleischichtes Bärtlein/ etliche geben vor/ daß sie in den Wassern die todten Cörper angreiffen / und sich gleich versammlen / wann etwan ein Haubt von einem Pferd oder Rindvieh ins Wasser geworffen worden / dabey sie auch von den Fischern hauffen weise ertappt und aufgefangen werden/ sonderlich wann die Köpffe in ein Garn gelegt werden/ das sich am Ziehen wie ein Bettel zusammen ziehet/ das an einem Strick/ oder Seil/ oder Stangen angemacht worden. Sie sind am besten von Weynachten biß gegen Ostern / ehe sie anfangen zu laichen. Galenus sagt zwar / diß Fischlein sey in der Speise lieblich und leichtlich zu verdäuen; Rondeletius aber will es nicht lassen schlecht hin gelten / und sagt / Galenus habe von den Meerkreßlingen geredet/ die in frischen Bächen sich gefinden/ werden doch in Oesterreich für gute Fischlein gehalten/ sonderlich wann sie voll Rogens sind.

Die Steinbeiß sind den Grundeln fast ähnlich / allein geringer und schlechter / hencken sich an die Steine/ davon sie auch ihren Nahmen haben; sie streichen bey uns im Junio / sind am besten / wann sie voll Rogens sind.

Cap. LXXIII.

Von den Koppen.

DIe Koppen hält sich gern auf/ in sandicht und steinichten frischen Bächlein / gehet gern am Grund / und siehet aus wie ein kleines Zwerglein/ gegen den Schneiden oder Welß/ sonst demselben mit dem Kopf nicht unähnlich / und wäre zweiffels ohne besser und gesünder/ auch würdiger/ wann sie des Schneidens Grösse hätte / aufs wenigst würde sie selbigen / mit der Zartheit der Leber und Güte deß Rogens weit übertreffen; ist von S. Andreä an/ biß zu seiner Laichzeit / die um Ostern anfänget / am besten zu essen / er schmecket gebacken und heiß gesotten sehr wol; wird in kleinen Fischreuschen / und auch mit den Fischbeeren gefangen.

Gesnerus schreibt / daß im Zürcher See ein andere Art dieser Fischlein seyn / die kleiner sind / als die in der Lindt/ und haben bey den Ohren/ wo die offenen Flossen sind / Stacheln / und kommen diese aus der See nie in den Fluß / und die in dem Fluß sind / nie in die See. Bemeldter Author sagt auch/ daß es ein Raubfischlein/ und daß einer den andern fresse / wann er ihn nur der Grösse halber überwältigen kan; sie werden auch mit zusamm gebundenen Reißbrudern / darein man ein Querder einlegt / nach welchen sie schlieffen / gefangen; was in den Bächen und frischen Wassern wohnet/ übertrifft an der Güte weit die jenigen / die in den Seen sich halten / die sind auch an der Farb weißlichter / und am Geschmack schlechter.

Rondeletius gibt ihm das Zeugnus / quod carne sit molli, suavi & minimè negligendâ, daß er eines zarten/ lieblichen Fleisches sey / das nicht zu verachten; seine Augen stehen in dem breiten grossen Kopf mehr über sich gewandt / als anderer Fische / hat zwar keine Zähne / aber seine Lefftzen sind scharff wie eine Feilen/ dem Weiblein stehen die Eyer oben bey der Brust aufgeschwollen und abgetheilet als 2. Weiberbrüste/ mit einem schwartzlichten Häutlein überzogen/ die werden vor ein Herren-Essig gehalten/ wie auch die Leber/ wann sie von der Gallen entlediget wird.

Cap. LXXIV.

Von den Grundeln und Sängeln.

DIe Grundeln wohnen allein gern in den frischen steinichten Bächen/ die aus den Gebürgen ihren Ursprung haben / Der Nahme ist ihnen gegeben worden / weil sie meistentheils am Grunde bleiben/ ist eine gesunde Speise/ auch für die Krancken / wie solches auch Herr Carichter in seiner Teutschen Speißkammer bezeuget/ wird/ von den Lateinern Fundulus und Cobitis barbatula genannt; sie laichen nach Ostern / wiewol etliche meynen / daß sie alle Monat durchstreichen; von Weynachten / biß auf den April / sollen sie am besten seyn; der Kopf von den Grundeln (wie Gesnerus berichtet) soll eine bewährte Artzney seyn / den Stein in der Blatter zu brechen; wider den Erbgrind soll man Grundeln in Maybutter sieden / und den Grind damit schmieren.

In den kleinen Bächen werden sie mit dem Beeren/ auch wol unter den Steinen mit den Händen; item mit kleinen Fischreuschen und in grössern Flüssen / mit Reißbürden/ die nicht also starck zusammen / doch also gebunden sind/ daß sie nicht voneinander fallen / gefangen wann man ein Querder von einer gebratenen Leber oder anderm Fleisch hinein legt / so schlieffen sie in die Bürde/ denen man behend einen Fischbeer unterlegt/ und sie also aus den Bürden heraus beutelt / und schüttelt. D. Senertus hält sie unter denen kleinen Fischen eines sehr guten Geschmacks/ guter Nahrung und leichter Verdäuung / die nicht lang im Magen ligen bleiben/ sondern zur Lust und Gesundheit dienlich sind / also daß sie auch den Krancken sicher mögen zugelassen werden; wenn man die lebendigen Grundeln kochen will/ soll man vorher eine Mandel-Milch anmachen/ und sie darinnen gehen lassen / daß sie sich voll ansauffen und grosse Bäuche bekommen; alsdann soll mans von Stund an sieden/ sollen also viel wolschmeckender werden; gehört aber nur für Frauenzimmer/ und ist dieser Delicatesse leichtlich zu entrathen. Die in steinichten Flüssen und Seen

wohnen / sind weit edler / als die / so in lettichten Seen und Bächen zu finden sind / die man Moosgrundeln heisset.

Grundeln in einem Teich zu zigeln und zu speisen: Nimm einen Laim vom Backofen / zerstoß ihn / u. D. sähe ihn durch ein Sieb / zu diesem nimm gleich so viel Schaf-Mist / nur die Lorbeer davon / meng ihn mit Rindern Blut in einer Gruben / und feucht ihn daß er wol durch-einander gebohrt werde / laß ihn in der Gruben acht oder zehen Tage / mit trockenem Laim überschüttet / also ligen / darnach nimm Reisicht von Hopffen-Reben / oder könte man diese nicht haben / von Bircken-Aestlein / schlag obgemeldte Speise in diese Büschlein / und legs zwischen zweyen Hurten in dem Bach oder Teiche / wo das Wasser am allerstillesten rinnet / sie mehren sich sehr davon; kan man Thuben-Mist haben / und unter den Schaf-Mist mengen / so ist es auch gar gut.

Jonstonus schreibet / daß die kleine Brut davon das treflichste Essen sey / da man sie könne mit Löffeln essen / dabin ich aber der Meynung / er irre sich / und verstehe folgendes Fischlein / das in Oesterreich Sänglein genennet wird / davon auch Herr Colerus meldet / daß man es in der Marck Brandenburg Grühe oder Hundert tausendfisch heisset / davon etliche glauben / es sey eine Brut aller anderer Fische / so aber keinen Grund hat / sondern halte ich mehr dafür / es sey eine absonderliche Zwergel-Art der allerkleinesten Fischlein / weil sie alle einander gleichsehen / fast wie die gemeinen Lauben und Weißfischlein / allein kaum eines halben Theils / wol auch nur eines Drittels oder Viertheils Zoll lang / und eines Waitzen- oder Korn-Körnleins dick / bißweilen grösser / bißweilen kleiner / daß man etliche hundert mit einem Löffel auffassen kan; zudem auch / wann sie unterschiedlicher Fische Brut seyn solten würde solcher Unterschied an der Gestalt zu erkennen seyn / daß man Hechtlein / Schleyen / Föhren / Persling ausnehmen möchte / welches ich niemal finden können; und solte es zuzeiten geschehen daß dergleichen Brut sich darunter wiese / würde es mehr zufalliger Weise geschehen.

Die Spanier sagen zwar: Quien come peces menudos, come mierda de muchos culos; ist es doch eine herrliche gute Speise / die von Männiglich begierig gekaufft und genossen wird.

Sie werden mit Tüchern und Plahen gefangen / weil man kein Netz so eng stricken kan / das genugsam wäre / sie zu erhalten; ist ein herrliches wolgeschmack und gesundes Essen / wird meistentheils heiß abgesotten / oder in einem Butter-Süpplein zugerichtet / das meiste ist / daß man die Mühe haben muß / sie sauber auszulesen / damit sich nicht ein anderer Wasserwurm darunter verkriechen möge; wird so wol in der Donau als in andern einfliessenden Wassern gefangen / und bey allen Herren-Tafeln hochgehalten.

Cap. LXXV.

Von den Häßlen und Näßlingen.

Die Häßlen Squalus minor und Capito fluviatilis minor finden sich gern in frischen Bächen / sonderlich / wo sie in die grössern Wasser und Flüsse eintretten / sind an Gestalt wie eine Alten / und haben / wie die Nörfling / einen Queerstrich auf beeden Seiten nach der Länge / sind edler als die ersten / und geringer / als die andern; haben wenig Gräten / als den Ruckgrat / und haben ein gutes wolgeschmackes Brät / werden gesotten und gebachen; sie haben den Nahmen / daß sie wie die Hasen geschwind und hurtig sind / so gar / wann sie frisch gefangen worden / und man sie in ein Geschirr gethan hat / sie öfftermals aus solchem wieder heraus springen / daher mit einem Deckel wol zu verwahren / und ihnen diese Freyheit zu benehmen; sie laichen mitten im April / zuzeiten sollen Würme darinnen wachsen / vor welchen man sich hüten soll / als vor Gifft. D. Jonston thut ihnen unrecht / daß er sie beschuldiget / sie seyen voller Gräten / weil sich solches bey denen / die bey uns gefangen werden / nicht erfindet. An etlichen Orten werden sie Mayfisch genennet. Im Winter sind sie mager / und nicht gut zu essen / sonderlich die jenigen / so in stehenden Wassern sich aufhalten.

Die Näßling sind an Gestalt den Häßlein und Alten nicht ungleich / dieser Fisch ist wol voller Gräten / hat ober der Nasen etliche raulichte scharffe Püncklein / dabey er leichtlich kan erhalten werden; in seinem Bauch hat er ein sehr schwartzes Fell / wie Gesnerus schreibet / daher er von den Fischern ein Schreiber genannt wird / frisset Letten und Laim / und kommt in keinen See / wohnet gern in den mittelmässigen Flüssen; wann er im Frühling laichet / gehet er mit so grossen Schaaren / daß offt über tausend auf einmal gefangē werden / wie in dem Teyafluß zu sehen ist / da nimmt man in acht / wo sich der Fluß ausbreitet / und man allenthalben waaten kan / so man also mercket den Strich kommen / wird der Fluß / wo er am seichtesten ist / mit grossen Steinen überlegt / oder mit Netzen übersetzet; wann nun dieser Fisch häuffig anfällt und weiter nicht kommen kan / werden zuruck auch Netze fürgezogen / die dabey in Vorbereitschafft seyn müssen / und gehen darnach Jung und Alt / Mann und Weib / in den Fluß / und fangen sie mit den Händen / weil sie bey dem Kopff leicht zu erhalten / da werden grosse Waschschäffer und Bodingen ans Wasser gestellt / darein man sie bringt; sie werden bald abgeschlagen / eröffnet / ausgenommen / eingesaltzen und aufgeselcht / da man sie vor des Gesindes Tisch ein halbes Jahr lang / oder länger brauchen kan. Wolgeschmacker aber sind sie / wann sie auf einem Röst gebraten / mit Roßmarin / Oel und Essig eingemacht sind / die Gräten werden endlich so weich / daß man sie mitsamt dem Fisch essen kan; sie werden dennoch grösser / als die Häring / etliche über ein Pfund schwer / sind meistens einer Grösse. Die Fischer aber müssen den Strich fleissig beobachten / dann er bald vorbey gehet / und die Hoffnung vergebens ist / wann man zu spat kommet.

Cap. LXXVI.

Vom Züngel oder Zündel.

DJe Züngel wird von den Naturkündigern Asper Danubii genennet/ wiewol etliche sich geirret haben/ daß sie ihn vor eine Koppen gehalten/ und daher vermeynt/ daß die Donau die allergrösten Koppen habe/ darzu sie von der Aehnlichkeit des Züngels verleitet worden/ welches gleichwol keinen so breiten grossen Kopf nach seiner Proportion, als die Koppen hat/ auch nicht glatt und schleimicht ist/ wie jene; sondern rauhe/ scharffe und harte/ wiewol kleine Schuppen hat; es schreibet zwar Münsterus, daß sie zu zeiten auf 3. Pfund schwer kommen/ so aber selten geschihet/ die meisten sind halbpfündig; seine Farbe ist etwas braunroth/ zum theil mit grossen schwartzen Flecken unterschieden; er wohnet allein in den Flüssen/ und bleibt weder in Weyhern noch stehenden Wassern.

Rondeletius nennet ihn auf Frantzösisch Apron, und glaubt/ er werde allein in Rhoano zwischen Vienne und Lion gefunden/ hat keine Zähne/ aber einen harten Kinbacken; sagt auch/ man halte ins gemein da für/ der Fisch esse den Sand/ darunter Goldkörnlein vermischt sind/ daher er meistentheils an denselben Orten angetroffen wird/ wo dergleichen Goldsand sich ereignet. Er hat ein fürtrefflich/ gesundes/ weisses/ härtliches/ wolgeschmackes Brät/ daß viel dafür halten/ wie bey D. Jonston zu finden/ dieser Fisch sey der gesündeste von allen Donau-Fischen/ er wird auch in Ungarn in der Teissa gefunden/ und in Bayern in der Iser/ meistens aber in der Donau/ um Preßburg/ Wien/ auch um Regenspurg gefangen/ und unter die Herren-Fische gerechnet. Hat auch einen Stein im Kopf/ aber nicht allezeit/ wird zweiffels ohne auch wider den Sand dienen.

Cap. LXXVII.

Von den Rutten

DJe Rutten/ von den Lateinern Mustela fluviatilis, von andern Olruppen und Quappen/ genannt/ wohnt so wol in frischen Seen/ als in in fliessenden Wassern/ haben bey uns ihren Strich im Februario und Martio/ im Atter-See werden sie bißweilen vierpfündig/ wird mit Reuschen und am Angel gefangen/ werden sonderlich die Lebern in hohem Wehrt gehalten.

Jch habe in einem alten Fischbuch (ohne Authore) gelesen/ daß am Bodensee zu Rhineck/ Wirth sind/ die den Gästen die Lebern aus den Rutten kochen/ und die Rutten wieder im Behalter 14. Tage gehen lassen/ welches Jonston bezeuget/ daß es auch in Saphoyen geschehe. Gesnerus erzehlt gar/ daß etliche vermeynen/ die Leber wachse ihnen wieder/ welches doch weder er/ noch ich glauben/ wann das wahr ist müssen sie ein starckes Leben haben; im wachsenden Monden soll die Leber grösser seyn/ als im abnehmenden; ist ein schwartz-fleckichter glatter Fisch; im Kopf haben sie auch Steine/ die zur Artzney gebräuchlich sind/ sollen ihrer zwey seyn/ gantz weiß und ziemlich hart/ in der Gestalt und Grösse eines Reißkörnleins; ist auch ein Raubfisch/ der alle/ so er überwältigen kan/ verschlinget; hat/ an statt der Zähne/ scharffe Leffzen; ist von unterschiedlichen Arten/ wie im Jonston zu sehen; sie sollen allein unter den Fischen seyn/ die vor grossem Alter erblinden; die jenigen/ so in frischen Wassern gefangen werden/ sind zur Speiß und Gesundheit besser und dienlicher; vor Weyhnachten werden sie am allerbesten gelobt; der Rogen soll schädlich/ und nicht zu essen seyn/ wie von den Barben/ als es Rondeletius bezeuget/ weil er den Bauch beunruhigen und beschädigen solle.

Sie werden von den Teutschen/ mit unterschiedenen Nahmen/ Trutsche/ Quappen/ Olruppen/ in Oesterreich aber Rutten geheissen: Gesnerus schreibt/ daß die Seetruschen werden auf 32. Pfund groß/ und macht vielerley Arten/ die allhier zu erzehlen unnoth/ sie halten sich sehr gern in der Tieffen auf/ werden auch daselbst mit Angeln gefangen/ wann man ihnen Koppen oder Grundeln ansteckt/ beissen sie lieber an; die Leber ist nicht allzeit gut/ sondern allein vor der Laich/ denn nach der Laich werden sie voll Pfinnen.

Zu Prag in der Moldau soll eine Rutten von manchcrley Farben gefangen worden seyn/ als gelb/ Saffranfarb/ weiß/ roth/ und schwartz/ die Augen schwartz/ mit einem blauen Circul umfangen; der Magen davon soll eine herrliche Krafft haben/ wider alle Weiber-Kranckheiten der Mutter insonderheit/ gepülvert/ und im Tranck eingegeben/ soll die Nachgeburt davon getrieben werden/ soll auch das Bauchgrimmen hinnehmen; die Leber in ein gläsern Geschirr zu einem warmen Ofen oder an die Sonnen gesetzt/ soll ein schönes Oel geben/ gut für die Flecken/ Denckelheit und Mängel der Augen/ wie Gesnerus bezeuget/ und Forestus bestättiget.

Jecur Mustelæ fluviatilis tegulæ filo alligetur, vitro capaci imponatur & supra hoc aliud vitrum magis capax, instar galeæ seu capitelli superinjiciatur, & Soli exponatur, exibit liquor albus & clarissimus, hoc liquore cilia tantum & palpebræ superiores (non oculi) inungantur, & lachrymæ ab oculis exibunt, & is qui visum obscurum, tenebrosumque habet, miraculi instar, illicò lucidum & luminosum recuperabit. Forestus lib. 11. obs. 35.

In cerebro Mustelæ piscis (Olruppen/ Rutten oder Quappen) reperiuntur lapilli hi, numeros inæquales dantur ægroto, (consideratâ ætate & diuturnitate morbi & personæ) ante paroxysmum propinantur, quo facto patiens brevi tempore paroxysmum patitur & quidem vehementiorem ordinario, finito autem illo à morbo liberatur. Quod si pertinacior fuerit morbus, reiteretur tertiò semper ante mutationem Lunæ, lapilli autem prædicti dantur à numero terno usq; ad nonum, recentes & integri, in liquore convenienti probatum est. Nescio, an contra febrim morbum regium aut sacrum hoc prosit.

CAP.

Cap. LXXVIII.

Von den Barben.

Ein Barbe ist ein schöner länglichter Fisch / fast auf die Art/wie die Grundeln oder Schmerlein/ allein daß er um viel grösser / auch schüppicht ist/ wird meistens pfündig/wol auch grösser; im Atter-See/ im Land ob der Ennß/ wird er/ wol auch zu sieben Pfunden/das gantze Jahr durch / sonderlich aber im Herbst und Frühling/in Reuschen/mit dem Floßgarn und kleinen Segen gefangen/ auch mit dem Geren gestochen/ hat auch ein Bräutlein/wie die Grundel / und ist zu seiner Zeit/sonderlich im Mayen/ein edler leicht-däulicher Fisch/ im Heumonat wird er schon wider geringer ; ist auch ein Raubfisch / frischet aber auch Kraut/wann ers habenkan / und verschonet seines eigenen Geschlechtes nicht / sondern verschlinget / was er nur übermeistern kan/hat kleine Schuppen / einen weissen Bauch / und liechtgelben oder liechtbraunen Rucken / mit kleinen schwartzen Macklein besprengt/ der Rogen ist einer purgirenden und bewegenden Krafft/deßwegen sich vor ihm zu hüten. Er wohnet so wol in Seen/als in Flüssen;nachdem im Herbst Tag und Nacht gleich worden/ fangen sie an zu streichen/wie Jonston schreibet.

Thurneiser de aquis mineralibus lib. 4. cap. 18. sagt: Wann die Barben-Eyer gesaltzen / in Wein gesotten/ und mit Ingber gewürtzt werden / so purgiren sie gantz gelind / sonst sind die Barben-Rogen am schädlichsten im May / doch dienet auch darwider /ein wenig Theriac eingegeben. D. Fehrius schreibet: Cum ova hujus piscis à coquâ in fimum abjicerentur, fortè à glocitante gallinâ, frustillatim discerpta pullis objiciuntur, & avidè devoratur, sed illi numero decem, paucarum horarum spacio, extincti sunt ad unum omnes.

Scaliger exerc. 226. Sect. 15. sagt: Die Leber liget diesem Fisch zur Lincken / und das Miltz zur Rechten. D. Weber in seinen curiosen Discursen vermeldet / der Barbe laiche in seinem gantzen Leben nur dreymal / die übrige Zeit sey er unfruchtbar / denn in seinem Bauch wachsen Würmlein/welche den empfangenen Saamen verzehren. Bey dem Römern ist er/nach Plinii Zeugnus/in sehr hohem Wehrt gewesen.

Wann man die Barben heiß sieden will / ists besser/ man schüppe sie vorher/weil die Haut / so gleichsam sein Speck ist/ gäntzer daran bleibet / so sonst/wann sie mit den Schüppen gesotten werden / zerrissen wird. Die Bärben bleiben in keinem Teich / sonder nur in grossen Land-Seen und Flüssen.

Albertus Magnus, schreibt/ daß er auch das Aas angreiffe/legt sich gern in die Löcher und Höhlen/und wület wie ein Schwein/ist gern an den Orten / wo sich die Alten aufhalten / die in Flüssen sind gesünder und edler/ als die aus stehenden Wassern kommen / sonderlich / wann sie groß werden / haben ein Specklein / wie ein Schwein/je älter er wird/je besser er ist/ darum Ausonius also von ihm schreibet:

Liberior laxos exerces Barba natatus,
Tumelior, pejore ævo, tibi contigit uni
Spiraetum ex numero non illaudata senectus.

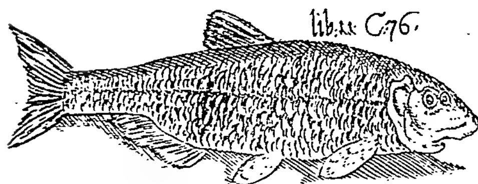
Bellonius schreibt / daß dieser Fisch in dem Nilo häuffig gefangen werde / sey aber viel dicker / als der unserige / und fast an Gestalt einem Karpffen zu vergleichen. In Flüssen/ wo man waaten kan / werden sie unter den grossen Steinen / und in den hohlen Ufern mit Händen erhaschet/auch mit denen in Hönig eingelegten Egeln oder Regenwürmern an der Angel gefangen. Im Winter sollen sie in ihren Höhlen stecken bleiben/und sich wenig sehen lassen / weil sie die Kälte nicht können vertragen/die Egeln setzen sich gern an sie / die sie an den Steinen und Bau-Wurtzeln mit Gewalt abstreiffen / wo es Engering / grosse weisse Würm gibt / und man dieselben an die Angel nimmt / werden sie desto leichter gefangen.

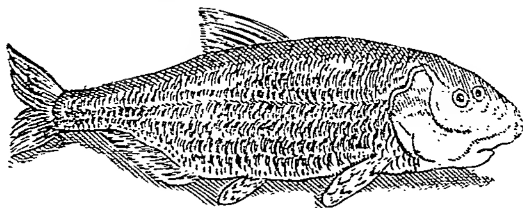
Cap. LXXIX.

Vom Schied und Schiell.

Wiewol diese zween Fische fast einerley Namen haben/sind sie doch an Gestalt einander sehr ungleich/ wie aus der Beschreibung wird zu sehen seyn; sie sind alle beede Inwohner des Donauflusses/ und werden sonsten in wenig Wassern gefunden; Gesnerus will/er habe ein Bärtlen/ wie eine Barben/dergleichen auch in der Bayrischen Landes-und Policey-Ordnung erscheinet / welches sich aber an unsern Schieden nicht befindet ; so macht ihm auch derselbe oben am Rucken zwey Flossen/unserer aber hat nur eine/werden nicht sonderlich groß / sehen den Nörflingen nicht fast ungleich/ sind über dem Rucken bräunlicht/ und am Bauch weiß/ haben schwartze Augen mit gelben Umfang / sind zum Braten wolgeschmacke Fische / werden auch im Atter-See in Setzgärnen/Reuschen und Seegenen zum 300. und 400. auf einen Zug gefangen / haben ihren Strich im Majo und Junio / werden auch bey Regenspurg offtermals bekommen.

Der Schill aber wird von Gesnero Lucius Perca, gleichsam ein Hechten-Persling genannt / weil er einen Kopf den Hechten nicht unähnlich / auf dem Rucken Stacheln / auch schwartze Flecken / wie ein Wärfisch/ hat. Er wird auch im Ammer-See in Bayren / etliche Meilen von Landsberg/bey dem Marckflecken Diessen/ doch gar selten / gefangen / weil er die meiste Zeit in der Tieffen bleibt/ und sich selten übersich begiebet; Jonston aus Aldrovando nennet in Schilum und Magmaul/ist ein grosser Rauber/und wird zu Zeiten Elen lang / im Wasser scheinet er gantz grünlicht / ausser deß Wassers aber etwas liechter seyn/hat weißlichte Augen/ und harte dicke Schuppen / wie der Persling; im Martio streichet er / ist sehr fett / und hat ein schönes weises Brät/





Schied.

am besten ist er im Majo und Junio zu essen/ wird gebacken/ gebraten und gesotten; Gesnerus schreibt zwar/ er sey nicht lieblich zu essen/ glaube aber/ er werde keinen gekostet haben. D. Elßholtz in seinem Tischbuch nennet ihn Zander/ und sagt/ er finde sich auch in der Oder und Spree. Ich habe Anno 1646 einesmals zu Hohlenburg im Wirthshause/ als ich daselbst über Nacht gelegen/ einen gessen/ der einer halben Elen lang gewesen/ der hat mich delicat und gut zu seyn geduncket.

CAP. LXXX

Von Neunaugen und Bißgurren.

DEr Neunaugen oder Lampreten sind zweyerley Gattungen/ der grossen und der kleinen; die grossen/ so viel mir wissend/ werden in unserm Land nicht/ aber in der Marck im Oderfluß bey Brüzen und Freywalde/ nach Martini/ biß auf die Fasten/ häuffig gefangen/ da ihnen die Haut abgezogen wird/ wann sie vorher im heissen Wasser gebrühet worden/ gesaltzen/ hernach gebraten/ mit Gewurtz/ Pfeffer/ Negel und Zimmetrinden/ Schichtweise in Fäßlein eingelegt/ mit Essig begossen/ und also auch zu uns heraus gebracht. Die kleinen aber sind in unserm Lande/ vornemlich im Land ob der Ennß/ wol bekandt/ haben gantz keinen Ruckgrad/ sind von den Meer-Lampreten allein an der Grösse/ damit sie von selbigen weit übertroffen werden/ unterschieden/ diese werden nicht viel länger/ als Spannen lang/ und halb so dick/ als ein kleiner Finger/ haben an statt deß Ruckgrads eine hohle Nerven/ die gantz gerad ohn alle Neben-Aeßlein durchgehet; man findet fast weder Magen noch Ingeweid/ und das ist (wie Jonstonus bezeuget) kein Wunder/ weil sie sich allein vom Saugen erhalten/ sind gern in frischen Wassern/ werden für eine Herrenspeise gehalten/ ist aber ihr Brat zähe und hart-verdäulich; zu Lintz und Ebersperg im Land ob der Ennß kan man sie zur Laichzeit (die mir abgefallen) gar wol bekommen.

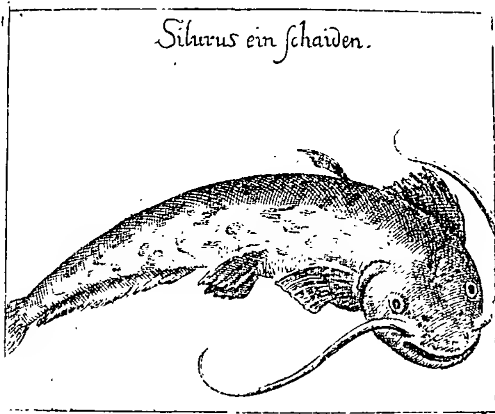
Jonston schreibet/ man fange sie vom Herbst an/ biß in den Winter; und wie Colerus erinnert/ von Jacobi an/ biß in die Fasten/ und sagt: Man fange sie an den Ufern mit Reuschen des Nachts/ die Reuschen werden zwischen zwo Zäune gemacht/ weil dieser Fisch immer zu dem Ufer will/ da macht man ihm Zäune vor/ die vornen gegen dem Strom weit/ und hinten gegen dem Ufer hart an der Reuschen ligen/ und spitzig sind/ daß sie also/ wann sie einmal an den Zaun anlangen/ und dem Ufer zu wollen/ nothwendig in die Reuschen fallen müssen.

Wann man sie lang behalten will/ soll man sie in einen grossen unglasirten Hafen thun/ daß sie sich darinnen mögen anhängen/ Wasser darauf giessen und mit einem durchlöcherten Deckel zu hüllen/ damit sie Lufft schöpffen/ und in den Keller setzen.

Gesnerus schreibt/ sie haben eine kleine grüne Leber/ keine Zungen und keine Gall; die in unsern Wassern gefangen werden/ sollen keinen Wust oder Speiß in ihnen haben/ darum werden sie allein ein wenig aufgeschnitten/ daß man das Blut von ihnen empfange/ soll damit zu sieden/ sonst sollen sie zähe werden/ wie Gesnerus bezeuget.

Die Beißgern oder Bißgurren aber sind schlechte und verächtliche Fische/ oder vielmehr Würme die allein von dem armen Mann zur Speiß gebraucht werden/ sehen fast aus wie die Blindschleich/ ausser daß sie kleiner/ schwärtzlichter und gescheckichter sind/ sie wohnen gern in marassigen Seen und Wassern/ wie sie dann in Ungarn im Neusidler-See häuffig gefangen/ aber nichts geachtet werden/ sind eines langen Lebens/ werden offt in Gläsern im Wasser/ über dem Tisch aufgehangen/ von gemeinen Leuten lange Zeit erhalten. Herr Colerus schreibt/ sie seyen in der Marck häuffig in den sümpfigen Seen/ wann ihrer die Bauren ein Fäßlein voll bekommen/ streuen sie eine Hand voll Saltz auf sie/ daß sie sich vom Schleim ein wenig säubern und reinigen/ und da sehe man eine Kurtzweil und Lust an ihnen/ wie sie sich durcheinander schlingen und winden/ wie ein Hauffen Schlangen/ biß sie sterben; darnach giesse man Wasser darauf/ und wasche den Unflat sauber ab/ und koche sie hernach/ daß sie also den bösen Geschmack verlieren. Sagt auch ferner/ wann man todte Pferds-Köpfe ins Wasser leget/ so kriechen sie hinein/ daß die Köpfe gantz voll werden/ und wann man die heraus hebt/ so könne

man sie alle bekommen. Von etlichen wird er Mustela varia genennet / und ist leicht zu gedencken / daß er nicht gesund seyn kan / weil er meistentheils in Sümpffen und Marassen lebet.



Cap. LXXXI.

Vom Scheiden oder Welß.

DEr Name Silurus und Glanis, wird dem Scheiden verwirrter Weise zugeeignet / ist ein / in unsern Landen / wol bekandter Fisch / wird in der Donau / auch in dem Neusidler-See gefangen / kommt auf viel Pfund / offt gar über einen Centner / und heisset ihn Gesnerus einen Teutschen Wallfisch / und zu dem / daß es ein Raubfisch ist / hat er doch keine rechte Zähne / sondern allein sehr scharffe Kienbacken / einen grossen Kopf / wie die Koppen / auch eine so glatte Haut. Gesnerus sagt / er brauche zum Fangen seinen Bart / damit er den Raub umschlinge und anpacke. Golerus schreibt / an den Orten / wo sich die Fische aufhalten / kommen keine Endten / weder wild noch einheimisch hin / weil sie sich vor seinem Fraß förchten / und ihm zu nahen nicht trauen. welches sich doch im Neusidler-See in Ungarn nicht befindet / da es neben diesem Raubfisch / auch wilde Endten / und anders Wasser-Geflüges die Menge gibt / die sich doch nur meistens an dem Gestad und in dem Geröhricht aufhalten / wo vielleicht dieser grosse Fisch / der liber in der Tieffen wohnet / nicht beykommen kan. Er wird auch so groß / daß er einem Hausen nicht viel nachgibt / wohnt am liebsten in tieffen und sumpffigen Wassern / wie er denn in der Teissa / in Ober-Ungarn / gerne sich aufhalten solle; ist glatt von der Haut / schwartzbraun und fleckicht. Herr Sperling schreibt in seiner Zoologia, er trette zwischen Ostern und Pfingsten aus der See in die Elbe / da werde er gefangen / sey bißweilen so fett / daß er auf dem Rucken offt Daumens-dicken Speck habe / wie ein Schwein. Er findet sich auch im Boden-See / allda sie ihn Wälinen (gleichsam Balænen) nennen / werden aber selten gefangen / weil sie allein in der Tieffen bleiben / und nicht offt herfür kommen; man hält auch daselbst für / wann sie gefangen werden / daß sich etwas sonderliches am Boden-See zutragen solle. Rondeletius aber schreibt / daß wann er in der Schweitz in Lacu Iverdunensi gefangē werde / die Leut glauben / daß er / sonderlich wann er groß ist / meistentheils eine Vorbedeutung sey eines annahenden Ungewitters. In der Teissa / in Ober-Ungarn / soll es die grösten geben / ohne Zweiffel / indem sie aus dem Mari Euxino in die Donau / und von der Donau in die Teissa / wegen der überaus grossen Menge der Fische / domit selbiger Fluß fast alle andere Wasser übertrifft / sich begeben / daselbst ihres Raubes desto besser zu leben / und indem sie darinnen überflüssig zu fressen haben / ists kein Wunder / daß sie auch desto schneller wachsen / und um so viel grösser werden.

Ælianus beschreibet seinen Fang an der Donau also: Der Fischer treibt ein paar Ochsen an das Gestad / wo er seine Gelegenheit zum Fischen ersehen / und legt ihnen das Joch auf / gibt daselbst seinen Ochsen ihr Futter / ein langes Seil / so einerseits an das Joch angebunden / anderseits aber einen scharffen starcken Angel hat / mit einer gebratenen Rinds-Leber gequerdert / den er ins Wasser in die Tieffen sencket / durch Hülffe eines angehenckten Bleyes / so bald der Fisch den Raub mercket / verschlingt er selbigen mit vollem Maul / und wird von seiner Begierde betrogen und gefangen / dardurch dann das Seil erschüttert wird; der Fischer merckend / treibet erfreuet seine Ochsen mit dem Seil an / als ob er ackern wolte / vom Wasser weg / dem Lande zu / und ziehen also den hartwiderstehenden / und der Tieffe zu eilenden Fisch mit Gewalt endlich ans Land.

An etlichen Orten fängt man ihn auf den Seen also: Man bindet einen oder zwo Angel an lange Schnür / und derselben Ende an einen hohlen Kürbis oder an ein Bund Schilff / der an einer Stangen / so oben ein breites Bretlein hat / und zu diesem Ende im Wasser eingemacht worden / oben auf ligt; an die Angel werden lebendige Fischlein / sonderlich Rutten / oder eine gebratene Leber angehefftet; wann nun ein Scheiden oder anderer Raubfisch anbeisset / wütet er sich erstlich ab / biß er sich gantz abgemattet hat; deß andern Tages kommen die Fischer mit kleinen Zillen / und so bald sie mercken /

daß der Kürbis / oder das Bündlein Rohr von dem Bret drauf es gelegen/abgestossen/ wissen sie daß etwas angebissen / und suchen allenthalben / wo sie etwan solches (weil es nicht untergehen kan/und allzeit obschwebt) herum schwimme/ dem nun fahren sie zu / schleppen ihre Beut allgemach an das Land / und ziehen es heraus. Wer von seinem Streichen und Geburt mehr wissen will/der besehe Aristotelem lib. historiæ animal. cap. 14. de Siluri Partu & ovorum custodiâ.

Denckwürdig ist / was Jonstonus aus dem Gesnero schreibt / daß als ein Burger unter andern in Reuschen gefangenen Rutten oder Rusolcken / wie man sie allda nennet / auch zwey kleine kaum Fingerlange Scheiden auf dem Fischmarck gekaufft/habe er sie/wegen der Seltsamkeit/zu Straßburg in seinen Teich gelassen/seyen sie 36. Jahr darinnen geblieben/ und sey der eine sieben und einen halben Schuhe lang worden / und das Haupt/wo es am dickesten/ habe man mit einem dritthalb-Schuhelangen Faden umfassen können; der ander aber sey viel kleiner geblieben; der Grosse habe allerley Fische gefressen / ausser keinen Karpffen / den er weder lebendig noch todt angegriffen. Deß Winters habe man nie gesehen / daß er etwas gegessen habe; die Barte oder Hörnlein/die er ums Maul hat / sind alle Jahr abgefallen / und sind ihm wieder neue) wie dem Hirschen sein Gewrihe) gewachsen. Um S. Johannis ist er am besten/ hat ein fettes und gutes Brät; der Schweiff aber wird für das beste gehalten; die drey oder vierpfündigen sind edler/als die gar grossen. Das weisse Marck/ so durch den Ruckgrad gehet/ soll man/ als schädlich ehe man sie kochen will / heraus nehmen und wegwerffen. Wann es wahr ist/daß sie keine Karpffen angreiffen und fressen/so würde es besser seyn/sie in die Karpffen-Teiche zu lassen / allein daß sie hart zu bekommen / und langsam wachsen/ würde dißfalls auch in dem Wege stehen/ und was in einem beytragt / in dem andern wieder verderben.

Wann die mittelmässige Scheiden gantz durchgeschnitten / und in dünne etwan Finger- oder Daumdicke Blätter oder Spalten getheilt/und also frisch abgesotten/und mit Limonien-Safft gegessen werden/sind sie eine herrliche Speise.

Die Scheiden haben im Kopff / eben an dem Ort/ wie die Karpffen / ein in oval formirten / etwas mehr breitlichten als runden Stein/ der inwendig hohl / und auswendig wie scharffe Dörnlein hat / sonst hart / und wann er zertheilet wird / scheinet er etwas durchsichtig; ob er aber in Medicinâ einigen Brauch hat / hab ich nicht finden können / wiewol daran nicht zu zweiffeln/ ist weißgraulich und lichtgeelweißlich / ob er aber in der inwendigen Höhle etwas in sich haltet / weiß ich auch nicht/denn dieser / den ich gehabt habe / ist von der Köchin mit zerspaltenem Kopff und in der Mitten voneinander getheilten Stein auf die Tafel kommen. Gibt also Anlaß mehrer nachzuforschen.

Cap. LXXXII.

Von allen Aalen.

Aalen / wann sie so gesund wären dem Magen/ als sie dem Munde wolschmecken/wären sie einer von den köstlichsten Fischen; sie haben weder Milch noch Rogen / sondern gebähren ihre Jungen lebendig / die sind erstlich so subtil wie ein grober Zwirnsfaden / wie solches auch in Miscellaneis Curiosorum Anni 1670. D. Joachimus Georgius Elsnerus Observ. 119. als [illegible] bezeuget. Sie gebähren nicht zu gewißbestimmten/ wie andere Fische / sondern zu allerley Zeiten / am besten sollen sie seyn im Mayen und mitten im Augusto; das Blut davon ist so schädlich / daß / wann es in die Augen einem Menschen kommet / kan er leicht um das Gesicht kommen/und solches in 10. oder 12. Wochen nicht wieder zu rechte bringen/wie Herr Colerus bezeuget; so wird auch der Kopf / Schweiff / und das weisse Aederlein/das durch den Ruckgrad gehet/für giftig gehalten und weggeworffen. Sie wohnen so wol im Meer/ als in denen Seen und Flüssen; in der Donau findet man keine; sie tretten zu zeiten des Nachts aus dem Wasser und suchen Weide auf der Erden/ im Gras und in den Saaten.

Den Sonnenschein können sie / ausserhalb des Wassers/nicht lang gedulten; bey Ungewitter/ wann es donnert / geben sie sich / als betäubt/ in die Höhe / und werden alsdann leichtlich gefangen. Wann die Bronnenröhren mit Koth und Schleim verstopfft worden/ ist nicht böse / so man einen Aal hinein lässet / der eröffnet dem Wasser seinen Gang wiederum; in den Hundstagen bey abnehmendem Monden sind sie leicht zu bekommen / sind gern bey den Mühlwieren/ wo das Wasser mit grossen Geräusche auf das Rad fällt / dahin legt man ihnen Reuschen / wann man wol ausgewässerte Häring hinein thut kriechen sie desto lieber hinein; anguillæ nassam intrahunt, si in eâ fuerint Cannabis maturæ culmi. P. Tylkovvky de re agrariâ p. 418. cum cadavera piscium fluitent, solum anguillæ cadaver mergitur; ut idem asserit part. 5. Physicæ de animâ sect. V. fol. 919. Auch legt man ihnen zusammen gebundene Bündlein / darein verschliessen sie sich / sonderlich wann es Aeste von Aerlen sind / daran noch das Laub hanget / werden auch wol in dem Geeren / welches ein spitziges/dreyzackichtes Eisen/und deren mittlerer Theil etwas länger ist / mit einem Widerhacken/ gestochen. Ist ein überaus lebhafftes Thier/ schwerlich zu tödten / wird es schon zu Stucken zertheilet / bleibt doch der spiritus vitalis offt noch lang in den Stücken/ der sich durch Beben und Regen zu erkennen gibt; man kan sie auch im Gras oder subtilem Gilff etliche Meilwegs lebendig über Land tragen.

Konbeletius sagt / das Männlein habe einen kürtzern / dickern und breitern Kopf / das Weiblein aber einen kleinern und spitzigern/wiewol er von dieser Meynung selbst nicht viel halt/ sie haben kleine doch spitzige Zähnlein/und beissen auch an den Angeln gern an; ihre Nahrung sind Wurtzeln / Kräuter/ todte Fisch/und alles/was sie in dem Schlamm finden und antreffen; sonst lieben sie frisches helles Wasser / und ersticken im trüben gar bald. Cardanus sagt/wann sie einen Menschen in der Mitten mit ihrem Leib umfangen / daß sie ihme fast ersticken sollen.

Ælianus tradit, Anguillas in Pado capi intestinis ovilis, trium aut quatuor cubitorum longitudine, atque alteram extremitatem intestini, piscatorem in fluvium dejicere, quæ Verticibus volutatur, altera manu tenere, atque huic parti, arundinis frustum, ad digit aut amplius longitudinem inserit. Mox cum anguilla escam rapuit, deglutiitque, piscator arundinem inflat, unde intestinum intumescens, anguillæ fauces opplet, anhelitumque obstruit, ut neque spirare, neque in fixos dentes retrahere queat, atque sic suffocatum capi.

Sie sind in der Artzney dennoch in vielen Stücken zu gebrauchen: Die Fettigkeit / so von den gebratenen Aalen herab träufft / wann sie warm eingeträufft wird / verbessert das üble Gehör / vertreibt die Maasen von den Kindsblattern / und den Krampf.

Wider die Hæmorrhoiden und deren Schmertzen / soll man eine ausgeweidnete Aal ohn Kopf und Schweif nehmen / stossen / und in einen verglasirten Topf sieden / und mit der davõ im Boden überbliebenen Feuchtigkeit und Fetten den Ort einsalben / wie Leonellus Faventinus aus Alberto erzehlet.

Guerthæus in Appendice ad Mizaldum sagt / welches auch Leonardo Fioravanti ne' Secreti rationali lib. 5. cap. 56. bestättiget: Man soll die Haut von einem gesaltzenen Aal in warmẽ Wasser aussüssen / hernach in einer Laugen kochen / biß sie sich versiede / alsdann durchseihen / wieder sieden / biß sie dicklicht werde / diß soll man also auf einen Marmol oder Stein giessen; dieser Leim soll so köstlich und bewährt seyn / einen Bruch an einem Menschen zu heilẽ / daß nichts drüber sey. Wañ mans will gebrauchen / soll mans zergehen lassen / und ein wenig Zinn-Aschen darunter mengen / auf ein Leder fein warm aufstreichen und alsobald überlegen / soll wunderbarlich heilen / und ein herrliches Secret seyn. So soll auch der Rauch von dieser Haut / den Ausgang der Mutter zurücke bringen.

Fumanellus sagt: Man soll die Galle davon auf die Hüneraugen drey Tage gebunden ligen lassen / so sollen sie davon vertrieben werden.

Hollerius schreibt bey Wilhelmo van den Bosche, in Historiâ medicâ, daß das Aalen-Blut gedruncken / denen / so die Colica haben / solche vertreibe / welches zwar Duretus nicht gut heisset / und meinet es sey vergeblich / quod sanguis cum effusus sit, statim in complexione & temperamento corrumpatur. Es vermeynet der Author, dieser Schluß sey nicht kräfftig / dañ gewiß sey / daß die jenigen Dinge / die durch eine verbotene Eigenschafft helffen / das natürliche Temperament nicht behalten / weil die Wirckung mehr in dem Wesen bestehe.

Die Fetten von einer gebratenen Aal soll das Haar wieder auf den glatzenden Häubtern wachsen machen / wie Jonstonus bezeuget. Wann sie im Wein ertrinckt / soll derselbe Wein einen Abscheu vor allen Wein machen; die abgezogene Haut wird so dürr und zähe / daß man sie an statt eines Karawätsches brauchen kan.

Cap. LXXXIII.

Andere wundersame Sachen von der Aalen Geburt.

Daß die Aalen auf wundersame Weise sollen erzeuget werden / schreibet Joh. Tackius M. D. in Mysterio Resurrectionis rerum: Man soll nehmen zwo oder drey Aalen / zu welcher Zeit man will / soll dieselben in einen Kessel voll Wassers kochen / biß sie sich zu einem Koch versieden; dieses Koch soll man an einen marassigen Ort oder See werffen / so solle man innerhalb acht Tagen eine grosse Anzahl Aalen sehen / die von Tag zu Tage zunehmen.

Das ist fast eine Weise / wie Herr Harsdörffer in Deliciis Mathematicis & Phys. Tom. 3. part. 10. quæst. 39. von den Austern schreibet: Daß man Muscheln kõne wachsen machen / wann man / sagt er / Muscheln zerstösset / sie an das Ufer säet / und mit Saltzwasser befeuchtiget / so erwachsen Muscheln daraus; wäre mit Perlmuscheln und Austern zu versuchen.

Helmontius sagt de Scholast. Humoristarum passivâ deceptione fol. 80. wann man Hönig mit Mayen Thau eine Nacht in Gras unter dem Vollmonden ligen lässet / so werden Aalen daraus; mit Rockenem Brod aber verwandelt es sich in Ameissen.

Abrah. Milius erzehlet noch eine sondere Art Aalen in kurtzer Zeit zu zeugen / mit folgenden Worten / de Origine animalium, & migratione populorum, wie sie Herr D. Joh. Christoph. Bitterkraut / Landschaffts-Medicus in der Stadt Steyer verteutschet hat: Es ist mir (schreibt er, selbsten ein sonderbarer Handgriff bekandt / die Aalfische zu ziegeln / welchen auch / so gut ich ihn bekommen / dem hochgeneigten Leser / ich nicht verhalten / sondern hiemit treulich mittheilen und eröffnen wollen: Grabe in dem Blumen-Monat Majo / wann der Thau häuffig fället / vor Aufgang der Sonnen / mit einer Hauen oder Schauffel / aus einem guten grasichten Boden / oder Wiesen / zween gleiche grosse Waasen aus / lege dieselben mit dem grasichten Theil aufeinander / und setze sie an das Gestad eines Fischweyhers / allwo die Sonne Nordwärts ihre Strahlen am meisten hinzuwerffen pfleget / so wirst du nach Verlauff etlicher wenig Stunden / gleichsam einen gantzen Hauffen junger Aalfische herfür wammeln sehen / ob aber dieses (adjungit Interpres) sich also in der Warheit verhalte / stelle ich einem jeden frey zu versuchen / sit fides penes Authorem.

Ein andere Art beschreibet Herr Böckler in seiner Haus- und Feld-Schul p. 1279. also: Man sammlet im Majo und Zunehmen des Mondes / den Thau mit Tüchern / aufs wenigste ein halbe Ohme / hernach fängt man 10. oder 12. alte Aalen / schneidet ihnẽ die Köpfe ab / und ziehet auch die Haute ab / nimmt hernach das Ingeweid aus dem Bauch sammt dem Fetten / zerhackt alles aufs kleineste / und zerstossets in einem steinernen Mörsel / thuts in ein Wasser Röhrig / und setzt es alle Tage an die Sonne; ferner nimmt man auch das Fleisch / und zerhackt solches auf das kleineste / stösset es auch wie das vorige / und setzt es / in einem irdenen Geschirr / etliche Nächte an den Mondenschein / so werden sich kleine Würmlein erzeigen / darnach thut man alles zusammen in das obige Thauwasser / und setzt es in einem gar niedrigen Geschirr alle Tage an die Sonnen / so werden in

etlichen Tagen gar viel einer Nadel lang lebendige Aalen: Diese thut man alsdann in einen schlierigen Teich/ so wachsen sie in einem Jahr zimlich groß/ also daß man sie das andere Jahr verkauffen kan. Auf diese Weise (sagt er) kan man sie alle Jahr multipliciren und vermehren/ daß/ so die einen groß werden/ die andern wieder wachsen.

Noch eine anderd Weise dieses zuwegen zu bringen/ habe ich vom Herrn Hanns Ehrenreich Geyman/ Freyherrn/ bekommen/ so sich also verhält: Laß dir etliche 6 eckichte Gruben in einer ebenen Wiesen/ ein wenig über Knietieff machen/ führe ein rinnendes Wasser hinein/ darauf ordne niedrige Sparren/ mit häslenen Stecken und hebe an den ersten May/ wann der Mond neu wird/ lege fein dicke breite Waasen über die Gruben/ mit dem Gras übersich/ fange an denn Abend/ wann der neue Mond eingetretten ist; des Morgens wann der Thau gefallen/ vor Aufgang der Sonnen/ so kehre die Waasen mit dem Thau um/ daß er möge in die Gruben fallen/ ins Wasser; laß sie also den gantzen Tag ligen/ des Abends kehre sie wieder fleissig um/ und also auch des Morgens/ wie am ersten Tage geschehen ist/ daß muß durch den gantzen May mit Fleiß continuiret werden/ daß kein Regen in die Gruben falle; wanns in der Nacht geregnet hat/ darff man die Waasen nicht umkehren/ auch muß man des Tages/ so man die Waasen hat umgekehret/ das Wasser nicht durch die Gruben lauffen lassen/ sondern beyseits neben der Gruben herum leiten/ damit der Thau nicht zerstöret werde/ so wird das Wasser in der Gruben gantz dunckelblau sehen/ und viel kleine Würmlein sich erzeigen/ wann sie nun eines Fingers-Glieds lang gewachsen/ muß man sie also speisen:

Weil sie noch klein sind/ nimmt man von den Lämmern/ Kitzen/ Schaafen/ hernach von den Kälbern und letztlich/ wann sie grösser worden/ von geschlachtem Rindviehe/ die Wammen oder Kutteln/ wäschet sie im kalten Wasser von ihrem Unflath fein sauber/ kochet und zerschneidet sie/ stösset sie hernach in einem Mörsel/ kocht sie folgends zu einem Muß/ schüttet sie auf ein grob leinen Tuch/ biß alles Wasser abgesiehen ist/ das muß also siedend heiß geschehen/ darnach macht man daraus Kugeln oder Zeltlein/ wie die kleinen Ballen groß/ oder Fingersdick/ und einer Hand breit/ die hebt man auf in einen kalten Keller/ denn sobald sie säuerlicht werden/ taugen sie nicht mehr/ und muß man frische machen/ von diesen gibt man den Würmern in die Gruben/ davon wachsen sie groß; spühret man von diesen Kugeln nichts mehr an dem Boden/ wirfft man andere hinein/ das thut man also fort/ so werden sie in sechs Monaten/ biß auf den Herbst/ eines Arms lang. Dieses Werck kan man im Herbst in dem Novilunio von neuem wieder anheben/ so haben sie wieder zu wachsen biß auf den Mayen.

Man kan die Aalen/ ehe noch die sechs Monat aus seyn/ heraus fangen und in einen Kalter setzen/ der mit Brettern ausgefüttert ist/ darinn kan man sie immerfort speisen/ biß sie überaus groß werden; die Sparren mag man von den Gruben abheben/ und hernach wiederum gebrauchen/ wie vor. Ich gebe es/ wie ichs empfangen.

P. Kircherus in Mundo subterraneo part. 2. lib. 9. cap. 1. sagt: Die Aalen wachsen ohne einigen Saamen/ aus der Haut/ die sie Jährlich ablegen/ wann dieselbe verfaulet/ oder wann sie ihre Haut an die Steine anstreichen/ von dem jenigen/ was daran kleben bleibet; daß dieses wahr sey/ kan man leichtlich erfahren/ dann wann man eine Aalhaut klein zerhackt/ und solche in einen schlammichten Weyher wirfft/ so wird man Monats-Frist eine Aal-Brut daselbst finden.

Cap. LXXXIV.

Vom Lachs.

Der Lachs/ den sie in Böhmen/ in der Elb und im Rhein fangen/ ist von unsern Lachs-Föhren/ die wir in diesen Landen haben/ etwas unterschieden/ denn er hat an dem untern Maul vorn einen übersich gebogenen Haken/ wiewol er ihn sonst/ an der Grösse/ den Flecken und Anzahl und Ordnung der Floßfedern/ nichts nachgibt/ auch an Güte und an Geschmack zu vergleichen ist; der Lachs laichet (wie etliche Naturkündiger schreiben) im Meer/ und begibt sich hernach erst in die süssen Wasser; gegen dem Winter begeben sie sich wieder ins Meer/ und werden bey uns nicht mehr gesehen/ sie geben sich aber aus den Strömen und grossen Flüssen in die kleinern einrinnenden Wasser/ ja gar in die Bäche/ wie ich selbst bey einem solchen Fang in Böhmen gewesen/ davon droben im 21. Capitel dieses Buchs Anregung geschehen; sein obere gröste Floß und der Schweiff/ wie auch der gantze Leib/ sind mit röthlichten und gelben Flecken bespuenget; er gehet mit solchem Gewalt und Hurtigkeit gegen dem Wasser/ daß er die höchsten Wieren überspringet/ daher er auch meistens daselbst gefangen wird/ wie in Sachsen zu Dessau/ wo die Mulda in die Elbe einfliesset/ sehr viel bey der Wier daselbst bekommen werden.

P. Balbinus schreibt/ sie kommen aus dem Meer in die Elbe/ und haben einen grossen Unterscheid/ daß sie sich in alle einrinnende Flüsse nicht begeben/ ausser in die Moldau/ und in einen andern Fluß/ den er Aquilam nennet; erzehlt auch/ daß zu Kostaletz/ an selben Fluß gelegen/ innerhalb einer halben Jahrsfrist/ auf 700. grosse Lachse mit Netzen sind gefangen worden. Ihr Fleisch färbt sich mit der Zeit unterschiedlich/ im Frühling sind sie Veyelfarb/ wann die Rosen blühen röslicht/ und wann sie bleich anfangen zu werden/ sind sie nicht besser/ als andere gemeine Fische. In Manuscriptis (pergit) Codicibus ad Annum 1532. Salomonum tantam ad Regino Straecim copiam subitò apparuisse perhibetur, ut Albis Alveo quodammodò contineri non posse viderentur, nec alteris ob alteros effugium daretur, sese mutuò, velut in turbâ fit, impedientibus; Itaque certatim cives, aliique fluvii accolæ, securibus armati ad capturam decurrebant, & ferro necatos trahebant in ripam.

Micrælius in seiner Pommerischen Chronick lib. 6. schreibt also vom Lachsen-Fang: Es ist eine schöne Lust zu sehen/ wie dieser Fisch/ wann er etliche Meilen Weges die frischen Wasser hinauf/ aus dem gesaltzenen Meer

gegangen / und dardurch ein schmackhafftes Fleisch bekommen / endlich aber an die Schleusen und Pfähle kommt / die mitten in der Stolpa und Wipper / oder sonsten gestossen sind / und daselbst das Wasser durch die Schleussen hindurch rauschẽ höret / und nicht weiter hinaufgehen kan / so krümet er sich alsdann / setzt sich auf den Schwantz / und fasset einen Sprung über Pfäle / der Meynung / er werde noch mehr süsse Wasser finden / darinnen er sich belustigen möge / belustiget aber (sagt er) vielmehr die Zusehenden / und die / so deß Kauffs und Verkauffs halber darauf warten: dann wann er übersprungen / wird er alda gefangen / weil noch ein andere Reyhe Pfäle geschlagen ist / daß er also weder für / noch hintersich kommen kan / und wann man das Schutzbret / so an der Schleussen ist / niederfallen lässet / sihet man alsdann / wieviel Lachse hinein gesprungen; Es ist bezeuget / (sagt er ferner) daß zu Rügenwalde allein / auf eine Nacht / über 300. Stücke hinein gesprungen / und also gefangen worden. Es ist aber dieser Fisch im Springen so eiferig / daß ob er schon etlichemal wieder zuruck prellet / und nicht darüber kommen kan / gleichwol immer mit neuen Kräfften wieder anhält / biß er sein eigener Fischer wird / und sich selbsten fänget.

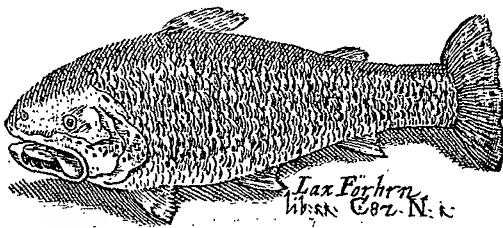
Andere wollen sie laichen auch in unsern sandichten Wassern / machen Gruben in den Sand / und legen ihren Rogen / der einer Erbsen Grösse hat / hinein / und bedecken sie wieder mit Sand (wie Jonstonus in Admirandis Piscium cap. 19. beschreibet) daraus werden im Frühling kleine zarte kaum Fingerslange Fischlein / die / wann sie mit den Fingern gedruckt werden / wie eine zusamm gepackte Feuchtigkeit / wieder zerfliessen; diese nun geben sich wieder ins Meer / und wachsen daselbst in kurtzer Zeit / in einer unglaublichen Grösse.

Etliche wollen / der Lachs sey kein Raubfisch / und werden in ihrem Magen nie nichts als ein gelber zäher Schleim / und nie kein Fisch (wie bey allen Raubfischen) gefunden. Andre dargegen bezeugen das Widerspiel. Der Rucken ist schwartz-blaulicht / und der Bauch weiß / der Mund groß / und mit scharffen Zähnen versehen / deren er auch noch in vierzeiliger Ordnung in dem Rachen hat.

Im Meer wird er meistentheils an denen Orten gefangen / wo süsse Wasser hineinlauffen / und meistens um St. Johannis / wann die Sonnenwende oder das Solstitium æstivum ankommet.

Das Weiblein ist gesprengter und schöner / als das Männlein / ist ihm auch das untere Maul mehr übergebogen / hat grosse Augen / und beederseits zwey Nasenlöcher nebeneinander; er ist eines harten Lebens / daß auch das Hertz etliche Stunden / nachdem es aus dem Fisch genommen worden / sich bewegt. Ist ein edler und fürtrefflicher Herren-Fisch / sein Fleisch ist schön rothgelblicht oder Leibfarb / doch sättiget er bald / und wird fast keiner so viel davon essen können / als er ihn hätte eingebildet / wann er schon / fett und wolgekocht ist. Im Majo biß auf St. Johannis sind sie am besten; gesaltzen verlieren sie viel von ihrer natürlichen Güte / so wol auch wann sie aufgeräuchert worden / wie fast alle Fische.

Rondeletius schreibet / ihr Gall diene wider Augenflüsse und Flecken / auch für die schwürige Ohren / darzu auch ihr Fette zu brauchen ist / wann die Ohren schmertzhaffte Zustände haben; ihr eingesaltzen und gebranntes Fleisch / ist gut wider die aufgebrochene flüssige Köpfe.



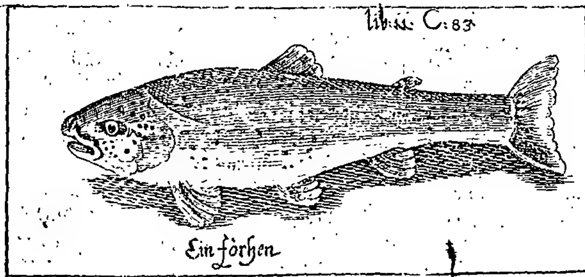
Cap. LXXXV.

Von den Lachs-Föhren und Sämmlingen.

Die Lachs-Föhren / welche Bellonius la Truitte Saulmonée nennet / ist gemeiniglich grösser denn die andern Forellen / und kleiner denn die Lachsen; wiewol in dem Atter-See zuzeiten / aber selten / auch viertzigpfündige gefangen werden; allermassen öffters wolgedachter Herr Grafe Khevenhüller mir eine solche Abbildung übersendet hat / des über anderthalb Elen lang gewesen / und im Atter-See bekommen worden. Diese haben ihren Strich im November / werden von Michaelis bis Weyhnachten gefangen / bekommen offt auf einen Zug zween oder drey der rothen Lachse an Schnüren / Segen und in Sätzgärnen. Eben diese Gattung Fisch wird auch im Majo gefangen / und damals May-Föhrẽ genannt / also sihet man / daß sie einerley Fischen / zu unterschiedenen Zeiten / auch unterschiedliche Namen geben / ist oben am Rucken blau-bräunlicht / in der Seiten grünlicht / mit schwartzen und röthlichten Sprenckeln / wie auch die Flossen oben auf / und der Schweiff gescheckicht ist / haben grosse / schwartze / mit gelbem Creis umfangene Augen / am Bauch ist er gelblicht; davon Ausonius in Mosellâ also meldet.

Teque inter geminas species, neutrumque & utrumque
Qui necdum Salmo, nec jam Salar, ambiguusque
Amborum, medio Sario intercepte subævo, &c.

ist sonst an der Güte und Geschmack einem Lachs wol zu vergleichen / und etwas zärter am Brät.



Ein förhen

Der Sämling ist/ meines Erachtens/ eine gantz andere Art; wiewol etliche dafür gehalten / es werden aus ihnen Lachsföhren / und aus diesen rechte Lachs / so ich auch dahin gestellt seyn lasse / sind zwar am Form den Lachsföhren nicht ungleich/ aber nicht so gescheckicht/ der Rucken ist oben braun / die obern Flossen mit dem Schweiff blaulicht/ und der Bauch mit den untern Flossen weiß und gelblicht/ wie auch die Augen mit einem gelben Circul umgeben / auch die äusserste Nasen bißweilen gelblicht. Sie werden an etlichen Orten in frischen/ kalten / steinigten Teichen erhalten / werden über zwey Pfund selten groß / wiewol im Atter-See einer mit acht Pfunden ist gefangen worden. Ihr Strich ist im November ; werden alsdenn mit der Seegen daselbst zu dreyssig und vierzig auf einen Zug gefangen / auch im Herbst mit Setzgärnen und Angelschnüren. Rondeletius glaubt / es sey eine Lachsen-Brut / die sie in den süssen Wassern lassen / weil sie allein an diesen Orten gefangen werden/ wo es Lachsen gibt/ das widerstrebet aber der Erfahrung/ dann eben im Atter-See gibt es keine solche Lachsen / wie in der Elbe und Rhein/ davon Rondeletius redet/ aber dennoch viel Sämmling/ sagt auch ferner/ daß sie junge Lachs seyn müssen/ weil in ihnen niemals weder Rogen noch Milch zu finden.

Gesnerus schreibt / sie sollen im April und Mayen am besten seyn/ und ist auch eben der Meynung/ sie seyen junge Lachse / und sie gehen / wann sie ein Jahr lang in den Flüssen gestanden / dem Meer zu / und werden daselbst zu Lachsen; welches aber mehr eine Meinung / als Gewißheit zu halten ist.



Ein Sämling

Cap. LXXXVI.

Von den Forellen.

DJe Forellen sind nicht so rar und seltsam als die Sämmling / sonst aber ein edler und köstlicher Fisch / mittelmässiger Grösse / der doch zuzeiten vier und fünffpfündig wird / sonderlich in den Seen/ da er später und erst im November/ in den Flüssen und Bächen aber eher laichet. Die Fischer wollen / es seyen zweyerley Föhren / doch gantz einerley Art; die grösten nennen sie Grund-Föhren/ die in dem lettichten Grunde bessere Weide/ auch mehr Raub finden ; und Schweb-Föhren / welche sich in der Höhe aufhalten / und von Mucken/ Fliegen und Keferlein/ was nahe ob den Wassern schwebet / ihre Nahrung findet ; das ist gewiß / daß in einem Fluß die Föhren weit edler und besser sind/ als in dem andern ; die schwärtzlichten sind weit körnichter und wolgeschmacker als die weissen / wie diejenigen Zeugnuß geben können / die aus dem kleinen Fluß Böckla/ im Land ob der Ennß/ Forellen gegessen haben/ welche viel härter und köstlicher am Brät sind/ als die in der Traun und andern Wassern gefangen werden.

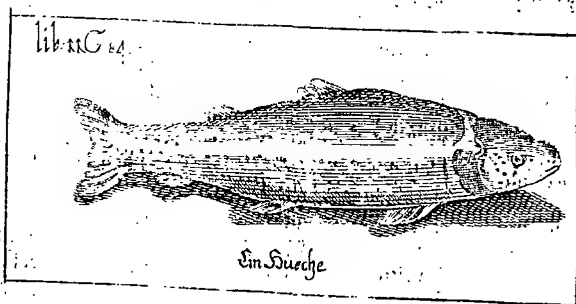
Etliche meynen/ die Föhren ändern auch ihr Fleisch/ und werden im Sommer röthlicht / daher sie auch Auratæ von der Goldfarb genennet werden / kan auch wol ein Verstoß seyn/ dardurch sie die Sämmling für Föhren halten / werden im Atter-See im November und December mit der kleinen Seegen/ auch mit Reuschen/ und die übrige Zeit deß Jahrs mit der Angel-Feder und Grundschnüren gefangen. Wann sie laichen / kan man sie auch mit den Händen (wie oben schon gedacht worden) erhaschen. Wann im Sommer/ sagt Colerus, die Sonn um den Mittag heiß scheinet / so sind sie gern mitten im Strom/ wo das Wasser am stärckesten rinnet/ da sind sie (wie auch wanns regnet) leicht zu fangen/ sie wohnen lieber in mittelmässigen und kleinen Flüssen und Bächen/ als grossen Wassern/ wann sie nur Stein und Kis

auch schattichte und mit Bäumen bewachsene Ufer haben/ja sie wohnen offt in den kleinen Waldbächlein/ die aus Bronnenquellen entspringen / wann sie nur etliche Dümpfel und Tieffen haben/darinnen sie sich in der Hitze enthalten können ; halten sich auch wie die Lachse gern bey den Wieren auf. Gesnerus sagt/die in frischen starcken Wassern gefangen werdē/ seyen die gesündesten/ und hält sie für die besten Fische aus den süssen Wassern; von den Lateinern wird dieser Fisch als von Rondeletio, Jonstono und andern Trutta fluviatilis, vom Ausonio aber Salar genennet in Mosellâ:

Purpureisque Salar stellatus tergora guttis,

sie springen auch über hohe Wasserfälle mit grosser Behendigkeit / sind grosse Raubfische / und nähren sich mit kleinen Fischen/die sie überwältigen können/ dahero die Teiche / worinn sie erhalten werden / viel Brut haben müssen / ihre Gäste zu sättigen / sie fressen auch Schnecken / und andere Wasserwürmlein/ ihr Fleisch ist gutes Geschmacks und leichter Verdauung/ macht ein gutes Geblüt; im October / wann sie im Strich sind/ werden sie nicht hoch gehalten / als sonsten. Das Fette davon mit einem Schwämmlein auf die Faigwartzen gelegt/ vertreibet sie. Die Föhren wohnen absonderlich gern in den Bächen die aus den Goldbergwercken entspringen. Wann man die Regenwürmer/ die man ihnen anquerdert/mit Quendelsafft bestreichet/so sollen sie desto lieber anbeissen.

Herr von Ranzau in seinem geschriebenen Hausbuch sagt/wann man will Forellen fangen/ soll man das Querder mit Liebstöckel-Safft befeuchten/ (der Liebstöckel muß im Wasser gesotten/und alsdann der Safft davon ausgedruckt seyn) so beissen sie gern an. Etliche sagen/man soll/ an statt der Würme / frischen oder geräucherten Speck nehmen.



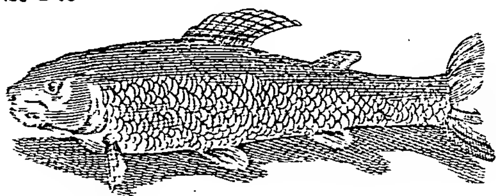
Ein Hueche

Cap. LXXXVII.

Von den Huchen.

Die Huchen ist auch eine Art von den Forellen / haben/an statt der rothen/schwärtzlichte Flecken/ werden aber um viel grösser als die gemeinen Föhren/werden über ein Elen lang/ im Alter-See darinnen sie wohnen/und von dar in die Aeger gehen/ werden sie zu 29. und 30. Pfunden gefangen / haben ihren Strich im Majo und Junio / werden das gantze Jahr durch mit kleinen Seegen / Floßgärnen und Schnüren gefangen/auch mit dem Geren gestochen / ist ein grosser Raubfisch. Jonstonus nennet ihn Truttam fluviatilem alteram; der Rucken ist blau-graulicht/der Bauch weißlicht mit einem solchen Strich von dem Obertheil des Leibes abgetheilet / sie sind groß und klein gut zu essen/ werden in Ober- und Unter-Oesterreich in vielen Flüssen / als in der Ypps / in der Erlaph / in der Pielach und Träsen / darnach in der Traun/in der Aeger/in der Ennß sehr gefangen / und sind so starck / daß wann sie die Fischer erst aus dem Wasser in die Zillen bringen/ sie wol acht haben müssen / daß sie ihn mit ihrem Schweiff nicht treffen / weil sie leicht davon aus der Zillen können geschlagen werden. Man fängt sie wol bißweilen mit den Zuggärnen / öffter aber mit grossen Angeln / wie auch in der Donau / sonderlich an denen Orten/wo dergleichen Flüsse(darinnen sie wohnen)sich hinein ergiessen.

Sie haben in diesem Fall auch des Lachsens Art an sich/daß sie sich im Auswärts gern aus den grossen Wassern in die kleinen Bäche begeben; wie ich sie selbst darinnen fangen sehen / davon in 21. Capitel dieses Buchs mehr zu finden/so ich allhier Kürtze halber unterlasse/daher ich sie eher für eine Lachs-Art / aufwenigst für eine Lachs-Föhren Gattung / als Speciem Truttæ halten wolte. Die Fischer haben ihre gewisse Maß / unter der sie keine verkauffen oder fangen sollen/wie es in den Fische Ordnungen hart verbotten. Ist ein köstlicher Fisch / sättigt aber auch bald/er wird/wie die Hausen/in Essig eingemacht / auch aufgeselcht / da man ihn auf etlich Monat lang erhalten kan / ist aber / je eher er verzehret wird/je zärter/wann er lang aufbehalten wird/ist er zäh und spissig/hat ein mürbes Brät sonsten / das sich leicht bröselt / daher er auch für einen verdaulichen gesunden Fisch gehalten wird.



Ein Asche

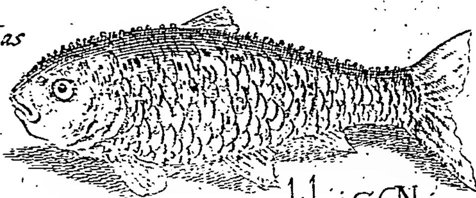
Cap. LXXXVIII.

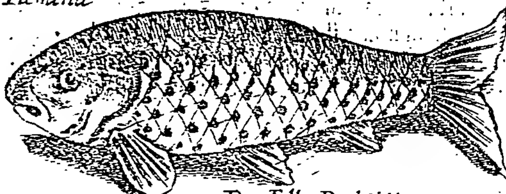
Von den Aeschen.

AEschen sind köstliche gute Fische / die mit den Forellen (wann ich Richter seyn solte) um den Vorzug / wol wettstreiten möchten / sind meistens in denen grössern und mittelmässigen Flüssen / worinnen sich die Föhren aufhalten / ebenmässig anzutreffen / sind klein und groß gut zum Essen. Allein den Fischern ist hart verbotten / sie ausser der rechten Maß zu verkauffen / ohne die Herrschafft (deren es mit gewisser Maß erlaubt ist) befehle es absonderlich. Dieser Fisch / wann er gar klein ist / wird von den Fischern Sprätzling / da er spännig wird / Mailing / so er etwas mehr sich erstrecket / Aeschling / endlich aber Aesche genennet. Im Atter-See nimmt er zu 2. 3. und 4. Pfunden / sie haben ihren Strich im Martio / da fangen sie zu 30. 40. biß 50. Stuck auf einen Zug; aber in dem kleinen Wasser / die Röckla genannt / so nicht weit von Puechaim in die Ager rinnt / sollen sie (wie ich glaubwürdig berichtet worden) wol 100. auch 200. Stücke auf einen Zug bekommen. Werden mit Seegen und Flußgarnen / auch das gantz Jahr durch mit den Feder-Angeln und den Grund-Schnüren gefangen.

Sie wohnen gern in frischen / steinichten aus dem Gebürge sich ergiessenden Wasserflüssen; von den meisten Lateinern wird dieser Fisch Thymallus; von Rondeletio aber Thymus genannt; ist bräunlichter Farb / auf dem Rucken mit einer zimlich grossen Flossen / röthlicht bläulicht und schwartz gemenget / auf den Seiten ist er Aschenfarb / und am Bauch weiß / hat einen breitern gedrucktern Kopf / un ist etwas leibichter und großbauchichter als die Föhren / hat aber Schuppen; sein Magen ist weiß / dick und fett / wird von den Köchẽ ausgesäubert / und neben dem Fisch für ein Schleck-Essen auf die Herren-Tafel getragen / ligt gleich am Schlund angeheftet. Ælianus schreibt / sein Fleisch fischle nicht so starck / wie der andern Fische / sondern habe einen Geruch / gleichsam von den Kräutlein Thymo, davon er auch bey den Lateinern den Namen bekommen; im May-Monat sollen sie am besten seyn. Wiewol Gesnerus schreibet / sie seyen gesund zu jeder Zeit des Jahrs / und daß / von seiner Güte und Köstlichkeit wegen / das Sprichwort aufkommen sey: der Aesche ist Rheingraf. Der H. Ambrosius nennet diesen Fisch bey dem Aldrovando lib. 5. c. 14. florem quasi ex cæteris piscibus præcipué eligendum. Wann man Neunaugen an die Angeln brauchet / greiffen sie desto begieriger an.

Aeschen-Schmaltz / wann es im Majo in ein Glas gethan / an der Sonnen destillirt / und in die Ohren geträufft wird / benimmt die Schmertzen derselben; dienet auch sehr wol für die Flecken und Dunckelheit der Augen / und löschet den Brand / er sey von Feuer oder heissem Wasser. Wird also in allen Apothecken fleissig zur Nothdurfft aufgehoben.



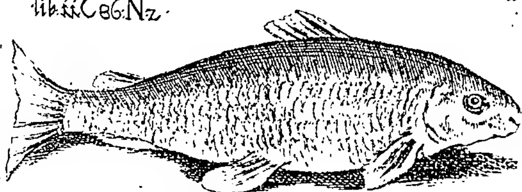


Der Edle Perlfisch

Cap. LXXXIX.

Von den edlen Weiß- oder Perlfischen und Rheinancken

Ob ich wol von diesen edlen Perlfischen nicht viel schreiben kan / will ich doch / so viel mit von öffters wolernanntem Herrn Grafen Khevenhüller communicirt worden / mit wenigen anzeigen; dieser Fisch befindet sich im Atter-See / wird ins gemein der edle Weißfisch genennet / ist das gantze Jahr nichts davon zusehen / allein im Majo wird er mit der kleinen Seegen und in höltzernen Reuschen gefangen / ist ein Fisch / der zuzeiten 2. 3. und bißweilen auch 4. Spannen lang wächset / hat zimliche Schuppen / und ist ein dicker Fisch / mit einem kurtzen gedruckten Kopf / schier wie ein Karpffen / das Männlein ist im Majo am Kopf / Rucken und über den gantzen Leib voller weissen harten Düpfeln / wie die Perlen / daher sie ihn auch den Perlfisch nennen / die vergehen aber nach dem Strich wieder; das Weiblein hat schwartze Düpflein / der Rucken ist blaulicht-dunckel Aschenfarb / und der Bauch rothweißlicht / hat oben eine Floß / und unten drey gedoppelte / die Augen sind schwartz / mit einem gelben Umkrais eingefasset; die Maß des Fisches / die mir geschickt worden / ist vierspännig / und das Gewicht von sieben Pfunden gewesen; im Majo fängt man im Atter-See 30. und 40. auf einen Zug / soll ein herrliches und delicates Essen seyn.

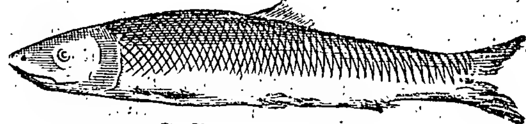


Rheinanckhen.

Rheinancken sind auch in dem Atter-See zu finden / bleiben die meisten halbpfündig / und wenig grösser als pfündig / ist ein schöner Fisch / mit glänțichten silberweissen Schuppen / mit etwas blaulichten vermischet / hat oben zwey Flossen / und unten drey / theils mit etwas röthlichten / die meisten aber blaulicht / um die Augen etwas roth untermischt / am Bauch weiß / werden wol auch bißweilen dritthalb Spannen lang / aber gar selten gefangen. Ich habe diesen Fisch in keinem Authore finden können / vermuthet aber aus Gesnero, es sey eine species Albulæ, oder des Adelfisches / den die Franzosen Laveret nennen / wegen seiner weissen reinen Schuppen / als ob er stets neugewaschen wäre / werden auch daselbst im Bodensee gefunden.

Im Atter-See haben sie ihren Strich im Mertzen / fangen aber nur zu zehen und fünffzehen auf einen Zug / wird vom Februario an / biß in den Mayen / mitten im See auf der Schweben / und dann gegen dem Land mit der grossen Seegen gefangen; wird also frisch gekocht / für einen guten Fisch gehalten / und die meisten werden ausgedörrt / und im gantzen Land herum getragen und verkaufft.

Die geselchten Rheinancken müssen nicht länger sieden / als ein weiches Ey seyn soll / siedet mans länger / so werden sie hart und spissig. Viel lassen sie nur eine halbe Viertelstund im heissen Wasser weichen / werden darnach mit allerhand guten Brühen vollbereitet / und an die Tafel gegeben.



Ein Morene

Cap. XC.

Von den Morenen.

Ob zwar dieser Fisch nicht in unserm Land zu finden ist / auch nicht kan hinein gebracht werden / weil er / so bald er aus den Wasser kommt / absichet / und auch gantz eine andere Art ist / als sein Nahme lautet / auch / so viel ich weiß / allein in der Marck Brandenburg / und in Pommern und angrentzenden Ländern ge-

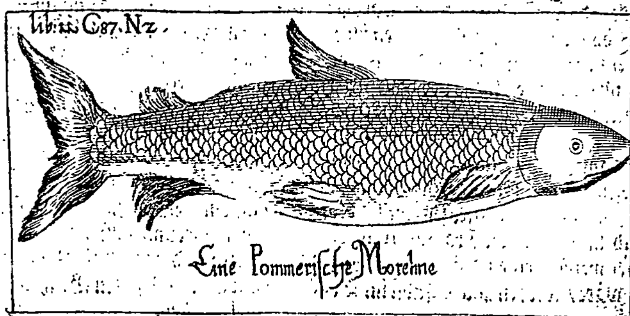
fangen wird/ habe ich doch/ dem curiosen Leser zu Gefallen / eine kurtze Anregung davon thun wollen. Herr Colerus nennet sie Morenen/ vielleicht von der Stadt Moryn, fünff oder sechs Meile von Berlin / weil sie daselbst in einem grossen See gefangen werden/ und etwa von dort aus am ersten bekandt worden sind. Sind weißlichte Fische von gantz silberfarben Schüppen / ex genere Albularum mit einem länglichtē Kopff und grossen Augen / die meisten bleiben mittelmässig/ werden doch bißweilen (wie ich durch Vermittlung und günstige Nachforschung des Herrn von Jena, Chur-Brandeburgischen auf dem Reichstag zu Regenspurg anwesenden Herrn Abgesandtens / von Stargard aus/ Nachricht bekommen) fast einer kleinen Elen lang; sie werden in Pommern in einem gewissen See/ die Madduje genannt/ der sehr tieff ist / gefangen / so unter das Churfürstliche Amt Colbatz gehört / sind von gar süssem und zarten wolgeschmacken Brät / kan auch gleich aufgerissen und gleich einem Lachsen / aufgespalten / getrocknet oder linde geräuchers/ und gegessen werden/ müssen aber nicht lang über ihre Zeit hangen / sonst werden sie wegen der Fettigkeit des zarten Fleisches bald übelschmeckend.

Um Martini hinaus / und sonst zu keiner Zeit im Jahr/ da solcher Fisch zu laichen pflegt/ wird dieser Fisch zur Nachtzeit / auch hernach des Winters unter dem Eise/ bey Tage/ mit einem grossen Garne (welches zu 350 biß 400 Reichsthaler kostet) gefangen; sonst wird er ausser obgedachter Zeit in der See nie gemercket/ daß er darinnen zu finden wäre. So bald er aber gefangen/ und Lufft schöpffet ausser des Wassers/ stehet er ab/ also daß selbiger in andere ferne Gewässer nicht lebendig kan fortgebracht oder versetzt werden.

Man fänget sie auch zu Liechterfeld in der Marck/ anderhalbe Meilen von Britzen/ und in Mecklenburg zu Schwerin/ von dannen werden sie von den Leuten in alle Städte und Dörffer in grossen Kypen todt umher gebracht und verkaufft / die übrigen fängt man in den Rauch. Man hat sie darum gern/ denn man seudet sie ab/ und setzt sie hin/ kalt schmecken sie am besten; doch finde ich in der Reißbeschreibung des Teutschen Landes Herrn Martin Zeillers/ daß in Schlesien in der Nießlischen See köstliche Fische und Murhenen daselbst gefungen werden; das Kupferstück habe ich voran beygesetzt. Ich halte es nicht weniger/ als die Rheinancken/ für eine speciem der edlen Weißfische.

Zum Beschluß habe ich den Bericht Herrn Eusebii von Brandt auf Hermßdorff/ wollen anführen/ den er/ auf Anregen Herrn von Jena, gethan / dessen Wort ich/ Ehren halber / hiebey nachsetzen will.

Herrn Eusebii von Brandt auf Hermßdorf / Beschreibung der Morenen / so in der Marck Brandeburg und in Pommern/ wie auch in Pohlen/ gefangen werden.



DIe Fische / die man hier bey uns Morenen nennet / sind von mancherley Art: 1. Findet man nur in einen eintzigen grossen See in Pomern / die Madduje genannt / unweit von dem Pommerischen Städtlein Werben / eine gar grosse Art / fast wie ein Lachs/ so daß ein jedes Stuck einen Reichsthaler gelten muß/ etwas seyn sie dem Lachs auch an Gestalt gleich/ nur daß sie weisser und nicht bundt geflecket seyn / auch mehr und grössere Schuppen/ als derselbe / haben. Dieselben werden auch eben so gegessen / als der Lachs/ seynd ihm / am Geschmack / sehr gleich / aber noch delicater / werden auch eben so geräuchert/ als der Lachs/ und wann man sie essen will / schneidet man sie auch in solche schmale Stücklein / welche man rohe / und auch auf dem Rost gebraten/ essen kan. Weiln aber/ wie obgemeldet / diese Morenen nur in dem eintzigen See seyn / hält man dafür / daß sie von einem Italiänischen Münch / so im Kloster zu Colbatz 3. Meilen von Stettin gewesen/ aus Italien durch schwartze Kunst überbracht worden seyen. Andre sagen/ es sey ein Abt des Klosters/ aus Reussen gebürtig gewesen. Gemeldter See Madduje (D. Elßholtz nennt ihn Maduvve, darein die Plöne fällt) hat eine sehr grosse Tieffe / mehrentheils auf 50. auch wol auf 300 Klaffter / und gefrieret niemals vor Weyhnachten/ hernach kan sie ein kleiner Frost/ mit Eise belegē; das ist sonst merckwürdig/ daß die Fische/ so aus der einen Seiten dieses Sees gefangen werden/ es seyen Kaulparß/ Hechten/ oder andere Arten / graulichter sind/ als aus der andern Seiten.

2. Hernach findet man in etlichen Seen eine mittelmässige Art/ welche so groß seyn/ wie ein Lachs-Föhre oder (wie man sie sonsten nennet) Forellen / seynd aber gestaltet wie ein grosser Hering/ und gantz weiß/ daß ihnen die Schuppen als Silber schimmern.

3. Dann findet man auch in etlichen Seen dieselben noch kleiner als die vorigen/ und eben so gestaltet und so groß/ als ein Hering / doch fast noch ein wenig grösser/ auch sonsten eben so weiß als die mittelmässigen/ in allen so gestaltet / nur daß sie kleiner seyn / derer num. 2. gedacht; diese werden insonderheit in einem See gefangen/ die Pöltz genannt/ so im Arnßwaldischen Kräyse an der Pommerischen Grentze liget.

4. Findet man in unterschiedenen Seen in der Neumarck / alt im Hermßdorffischen See / der grosse Wutzlau genannt / Lochstetschen und im Dolgenschen / die Lipe genannt / im Soldinischen / Morinischen und Lippenischen/ rc. Seen eine kleine Art / so etwas kleiner ist/ als ein Hering / sonsten aber eben so gestalt und so weiß/ wie die vorigen beyde Arten. Diese werden insonderheit im grossen Wutzlau in grosser Menge/ und zu zeiten 20. oder dreyssig Tonnen auf einen Zug/ mit dem grossen Garn im Winter gefangen.

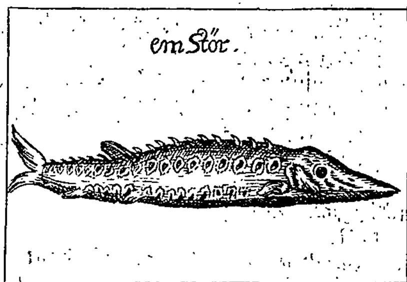
5. Am Geschmack seynd so wol die mittelmässige/ als kleinere Arten den Forellen ähnlich / aber delicater/ wobey zu mercken / daß sie ins gemein / je kleiner / je wol schmäckender seynd; sie haben keine Gräten/ ausser dem Ruckgrad und Gerippe/ so daß man das Fleisch nur abstreiffen und sicher essen kan / denn wann dasselbe abgerissen / bleiben alle Gräten und Rippen am Ruckgrad fest sitzen; man hält sie für die delicatesten Fische vor allen.

6. Da sonsten die meisten Fische im Frühlinge laichen / laichen die Morehnen im spaten Herbste / ohngefähr drey Wochen nach Michael / von Simon Judæ biß Martini; sie laichen nicht bey Tage / sondern in der Nacht/ werden alsdann mit einem kleinen Netze so zwey Fischer treiben (die Klippe genannt) des Nachts gefangen / da man sie dann im Netz mit grosser Lust / wie lauter blanck Silber oder Demanten / schimmern und sich untereinander winden sihet.

7. Wann sie laichen / tretten sie auf die Berge / so mitten im See unter Wasser ligen / (also nennet man seichte Oerter mitten auf den Seen) daselbst hin folget ihnen der grosse Haupt-Hecht / welcher sich das gantze Jahr von ihnen nähret / nach / und schlucket gewaltig drunter daß einer zu Zeiten über drey Schock davon in seinem Magen zugleich beherberget / werden auch also die Hechte Mandelweise mit ihnen zu gleich gefangen/ da man dann / wenn man sie auffschneidet / die Morehnen bey ihnen findet. Setzet man sie aber in den Fisch-Kasten / speyen sie daselbst alle Morehnen wieder aus.

Alle diese Arten Morehnen werden in keinem Flusse / Strome oder Fliesse gefangen / sondern nur in den grossen Land-Seen.

NB. Die mittelmässige und kleine Arten seynd in den Land-Seen fast wie der Hering in Meer. Hactenus relatio Vitri Nobilissimi.



Cap. XCI.

Von dem Stör / Häringen / Stockfischen und Plateissen.

DEr Stör ist auch einer von den Fischen / die aus dem Meer in die süssen Flüsse austretten / er ist gern in den Wassern / wo sich die Hausen (davon bald hernach) aufhält / und hat eine Feindschafft zu ihm / daß er / wiewol er viel grösser / aber weicher forchtsamer und ungeschickter / überall auftreibt und verfolgt/ daß daher in Oesterreich / wann ein Kleiner einen Grossen bemeistert / das gemeine Sprichwort ist: Das Störlein treibt den Hausen.

Cardanus schreibt zwar / dieser Fisch esse nichts / wird aber von Scaligero deßwegen verworffen. Viel Scriptores Historiæ animalium verwirren und confundiren ihn mit dem Hausen / also daß sie einem zuschreiben / was dem andern gehörig / und also / selbst betrogen / auch andere mit betriegen / dann sie messen ihm eine unnatürliche Grösse von etlichen Centnern zu; Bellonius schreibt zwar / es sey ein grosser Unterschied unter denen/ die im grossen Ocean, im Mittelmeer/ Mari Pontico & Adriatico gefangen werden/ und daß die jenigen die in der Loire in Franckreich sich finden / bißweilen drey Elen lang werden; wie dann König Francisco I. als er zu Montargis war / einer von 18. Schuhen sey verehret worden.

In der Donau werden sie nicht so groß / sind am Rucken/ Bauch und an den Seiten / mit harten scharffen Beinen / als wie mit einem Harnisch versehen / haben einen spitzigen starcken Schnabel / und ein so kleines Maul/ daß sie allein saugen müssen / wann sie Nahrung suchen wollen / haben keine Schuppen / und ein köstlich gutes Fleisch.

Der Stör (sagt Micrælius lib. 6. Chron. Pomaraniæ) wird im Meer / und sonst auch im Fischhaven in Pommern/ auch in grossen Flüssen gefangen / hat einen langen Schnabel/ und darunter vier runde granen/ und fast unter den Augen den Mund (doch ohne Zähne) dardurch er die Lufft schöpffet / es ist eine gemeine Rede in diesen Landen / daß er nichts esse / sondern deß Windes lebe / weil man nichts in dem Magen / ohne bißwei-

ien Sand findet / aber viel Fischer sagen / seine Natur sey / den Safft aus der Erden zu saugen / und daß er / so bald er gefangen wird / im Wasser alles von sich gebe. Andere berichten / daß bey ihm die schönsten Hechten / und andere Fische sind gefunden worden; sonst ist er / langst dem Rucken / auch auf beeden Seiten / und auf beeden Ecken deß Bauchs (der gar weiß und zart ist) mit starcken knorrichten Schilden in fünff Reyhen dermassen verwahret / daß man ihn daselbst mit einem Schwerd nicht leichtlich verwunden kan / derwegen die Fischer grosse starcke Netze / als man zu den Wildschweinen und Hirschen gebraucht / darzu haben müssen / und er thut nicht weniger Schaden daran.

Es ist ein herrlicher schöner Fisch / offt 15. auch wol mehr und weniger Schuhe lang / und es können von einem der grösten anderthalb Tonnen voll gesaltzen werden; hat sechs Flossen / vier auf der Seiten am Bauch / eine unter dem Bauch an den Schwantz / und eine auf dem Rucken ober dem Schwantz / welche nicht gerade und gleich ist / wie anderer Fische / sondern unten kürtzer am Bauch / und hernach allgemach länger wird / und oben am Rucken ausgehet. Die Schiffer sagen / der Stör habe gar einen harten Schlaff / und im Schlaff schwimme er oben / wie ein Stuck Holtz / daß man ihn alsdann leicht bezwingen / und etwa mit einem Strick binden / oder sonst nach Gefallen übermeistern kan.

Gesnerus schreibt / wann er gefangen wird / und man lege ihn in Milch / soll er gleich so lang leben / als ob er im Wasser wäre; man sagt / er sey den Lachsen sehr hold / sey ihr Führer / wann sie aus dem Meer in die süssen Flüsse austretten; auch soll er das Crocodill verfolgen / wie den Hausen / und mit seinem scharffen Schnabel sie am Bauch verletzen und verjagen; die Leber wird in den Herren-Kuchen hochgehalten; die in dem Meer wohnen / sollen viel kleiner seyn / als die in süssen Flüsse kommen / daselbst sie mercklich zunehmen sollen; das Maul ist klein / rundlicht und fast an der Gurgel anhängig / ohne Zähne / hat auch kleine Augen / die gantz harte Haut ist einer grünlichten Farb / am Rucken dunckler / auf den Seiten liechter / und am Bauch weisser / hat eine dicke harte weisse Zungen; er ist im Wasser / und wann er ans Land gezogen wird / so starck / daß er mit seinem Schweiff den grösten Mann kan zu Boden schlagen / ja wann er einen Stein trifft / daß die Feuerfuncken heraus springen / wie Jonstonus und andere bezeugen / darum müssen die Fischer wol acht geben / daß er ihnen nicht ein Bein entzwey schlage; er wird so hoch gehalten / daß den Fischern nicht erlaubt ist / einigen zu verkauffen / sondern müssen ihn ihrer Obrigkeit bringen.

Es sind von dem Stör unterschiedliche Gattungen / wie bey Jonstono und Bellonio zu sehen / die doch alle miteinander gleicher Art zu seyn leicht mögen erkennet werden. Ihr Rogen wird in Saltz und Essig eingemacht / und von den Italiänern Caviaro genannt / wie Bellonius bezeuget; wird selten gefangen / und wegen seines guten und gesunden Fleisches nicht unbillich für ein Herren-Essen gehalten; die Römer haben ihn / mit vorhergehender Music / von einem mit Kräntzen gezierten Sclaven / auf ihre Tafel tragen und auffsetzen lassen.

Von den Stören schreibt Jonstonus zwar / sie sollen in der Elbe nicht gedeyen / Sturionem in Albi tabescere. P. Balbinus aber widerspricht ihm lib. 1. miscellan. Regni Bohemiæ fol. 121. falsum illud esse, & Sturiones sive Acipenseres mole prægrandes & decumanos in Albi æstate ad Litimerium maximè capi, cum pinguissimus & ludibundus, per tot centena milliaria ad nos perveniat.

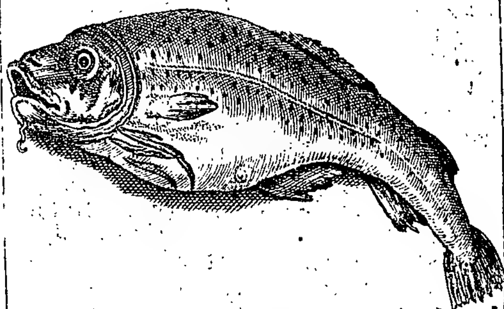
Vor vierzehen Jahren ohngefähr / ist ein Störlein / bey zwölff Pfunden schwer in Regenspurg gefangen / und auf Ihr Eminenz Herrn Cardinals von Thunn und Ertzbischoffen von Saltzburg Tafel kommen. In dem 1679. Jahr aber / ist / zu Anfang deß Augusti / ein Stör von 36. Pfunden zu Regenspurg in dem Krainach / durch einen Fischer mit der Tauppel gefangen worden / der anfangs / als er Tauppel wollen und nicht können aufheben / vermeynt hat / es sey ein Kloß darinnen / als er aber in der Aufhebung deß Fisches Schweiff gewahr worden / hat er andere zu Hülff geruffen / und den Fisch etliche Tage in einem Behalter gehabt / und ist von andern für einen Sternhausen gehalten worden / weil er über dem Rucken und Leib allenthalben viel Sternen gehabt hat / welches mich auch gläublicher zu seyn duncket; dergleichen Art zeiget beygesetzte Figur:



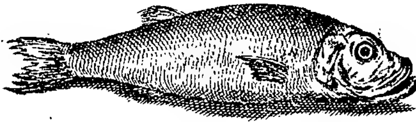
Conradus Kunrath in seiner Medulla destillatoria part. II. fol. 280. erzehlet eines hohen Mitglieds deß H. Röm. Reichs ein besonders Experiment contra Epilepsiam, damit viel wunderbare Curen sind verrichtet worden / jedoch muß der Patient vorhero / durch Rath eines erfahrnen Medici, gebührlicher Weise purgiret werden. Alsdann nimm das Blut vom Störfisch / etliche Pfund / solches treuge und / und brenne es zu einer Aschen / so dann wol rein filtrirt / warm Bronnenwasser darüber gossen / etwas lang gekocht / daß sich die Scharffe der Saltzigkeit aus der Aschen ins Wasser gebe / du kanst das Wasser öffter ab und anders darauf giessen / damit du desto besser innen werden kanst / wann die Saltzigkeit alle aus der Aschen / in Wassers gekocht ist / hernacher filtrire solches Wasser oder Lauge in einen niedrigen abgeschnittenen Kolben gegossen / und ob dem Feuer gelind verrauchen lassen / biß sichs coagulirt zum Saltz / solches must du feinnr in einem destillirten / wider die Kranckheit dienlichem Wasser solviren / nochmal durch ein graues Papier filtriren / und noch wider coaguliren / was die Remanenz ist / mag man wider aufs neue calciniren / und also / wie obgedacht / procediren / daß es auch Saltz werde / so ist es fertig. Alsdann nimm wieder anders frisches Störblut / von demselben seine Wässerkeit abgegossen / und nachmals in eine zinnerne Schüssel / oder messinges Beck gethan /

und darauf Aquam Epilepticam, ... ist / oder einen rectificirten Spiritum Vini gegossen / so viel / daß er nur über und über befeuchtet werde / und rühre es wol durcheinander / darnach also in einen Backofen / wann das Brod ausgenommen ist / gesetzt / sein mählich getrocknet oder gedörret / aber daß es nicht verbrenne. Nach diesem erkundige dich bey dem Patienten / wie viel Jahr er mit dieser Kranckheit behafftet gewesen sey / so viel Quintlein dieses Saltzes wäge ab / und auch deß gedörrten Störenbluts / so viel halbe Loth / reibe allwegen das Quintlein deß Saltzes / und das halbe Loth gedörrtes Blut fein untereinander / und nimm es für eine Dosin, so viel Tage nacheinander / als Jahr der Kranckheit gewesen / und die Zeit / da die Kranckheit den Patienten / als etwan gegen dem Neu / oder Vollmonden (da sich dann diese Kranckheit am allermeisten zu erregen / oder zu ereignen pfleget) ankommen / mit einem Trüncklein Mayblümlein-Wasser / deß Morgens frühe nichtern eingeben / und ein wenig darauf gefastet / es vertreibt den Paroxismum, und die gantze Kranckheit / und bringet den Patienten wieder vollkommentlich zurechte.

Weilen wir in diesem Capitel von einem Meerfisch gehandelt haben / wollen wir auch noch von dem Häring Meldung thun / der zwar in unserm Lande (wie der vorige) nie lebendig oder frisch gefangen gesehen worden / aber dennoch häuffig herein geführt / und in Teutschland / zu Gripswalde / Bart / Rügen / Wollin / auch in Hinder-Pommern (wie Micrælius lib. 6. Pomeran. fol. 388. bezeuget) im Frühling häuffig gefangen / und von etlichen (ob er schon so fett nicht ist / als der Norwegische) eingesaltzen wird. Vor diesem ist der Häring-Fang am Pomerischen Strande / und in Rüden / und denen benachbarten Inseln viel besser gewesen; und schreibt Gesnerus in seiner Historia Piscium, daß in einer gewissen Insel deß Teutschen Meers / Heilig Land genannt / ums Jahr Christi 1530. vom Häring-Fang sich auf 200. Menschen ernähren können / als aber hernach die bösen Buben / aus Leichtfertigkeit und Muthwillen / einen Häring mit Ruten geschmiessen und gleichsam ausgestrichen / habe folgends der Häring-Fang dermassen abgenommen / daß über 20. Jahre darauf / kaum 100. Man sich haben erhalten können. Und Ludov. Guicciardino in Beschreibung der Niederlanden meldet / der Häring werde weder in den Mittelländischen / Hispanischen / noch andern Meeren / sondern allein in dem Mitternächtischen Oceano gesehen. Er kommt von dieses Meers äussersten Theilen / und fällt mit wunderlicher / unglaublicher / grosser Anzahl gegen dem Land zu / tanquam invitaret humanum genus ad prædam & convivium; und kommt also in das Teutsche / Schottische und Englische Meer / zu Herbstzeiten / und je eher die Kälte herein fallt / je eher und in so viel grösserer Anzahl / als sonst / sie gefangen werden / daraus etliche schliessen / daß sie aus dem gefrornen Meer sich dahin retiriren / sie haben auch (wie erstgedachter Author meldet) unter ihnen etliche Könige / wie die Immen / die zwar nicht grösser sind / wie jener / jedoch ein Warzeichen auf dem Haupt haben / welches einer Cron gleich scheinet / und sind / sonderlich am Haupt / röthlichter Farbe; diesen Königen folget nach eine wunder-grosse Menge und Schaar der Häringe / die gläntzen so wol mit den Feuerglänтzenden Augen / als mit den Schuppen / wie Feuerstrahlen / daß man den Gegenschein am Himmel leicht und auf etliche Meilen sehen kan / leben / wie man glaubt / allein vom Wasser / und stehen ab / so bald sie der Lufft empfinden; sind frisch gefangen delicat, müssen aber gleich abgesotten seyn; so bald sie gefangen sind / müssen sie gleich eingesaltzen in Tonnen geschlagen / oder geselcht werden / also werden sie weit und breit verführt; je tieffer der Häring im Meer gefangen wird / je fetter er ist / je näher am Land / ja magerer. In Holland / Seeland / Frißland und Flandern / werden jährlich / nach Guicciardini Zeugnus / in die 49000. Last / deren jegliche 12. Tonnen hält / und jegliche Tonne von 800. biß 1000. Häring ist / erfischet / welches in Geld eine Million und viermal hundert und siebentzig tausend Cronen austrägt. Wir wollen aber deß Härings-Fangs im folgenden Capitel noch weitläufftiger gedencken.



Der Stockfisch und Cabeliau ist auch bey uns gemein / ist grosser und kleiner Art / wird fürnemlich im Friesischen Meer gefangen; der eingesaltzene wird Laberdan genennet / geselcht aber ins gemein Stockfisch. Ingleichen werden auch aus andern Meerfischen die Platteissen und Sardellen zu uns überbracht / die ersten werden im Teutschen und Englischen Meer / auch in Franckreich / die andern aber in Mari Tyrrheno und Mediterraneo gefangen / sind den Häringen fast gäntzlich zu vergleichen / ausser daß sie kleiner sind. Wie sie in Sicilien gefangen werden / ist allbereit Meldung in diesem Buch geschehen. Wer aber mehr davon wissen will / der besehe die unterschiedlichen Historias naturales.



Cap. XCII.

Vom Härings-Fang.

Wir müssen aber in particulari noch etwas weniges vom Härings-Fang gedencken / ist auch notabel, was D. Heresbachius in Thereutice eines Hausbuchs fol. 386. b. schreibet / die Härings-Fischerey sey der Gesundheit überaus schadhafft und nachtheilig / daß die Fischer / die damit umgehen / selten alt werden / oder lang bey Leben bleiben / daher offt ein Weib / in einer Jahrs frist / fünff oder sechs Männer nacheinander heyrathet. Die Urschach deutet Gesnerus an / von dem kleinen Meerfischen / und saget: Man hat zu dem Häring-Fang gewisse oder geschworne Fischer / und wann einer aus diesem stirbt / und seine hinterlassene Wittib sich innerhalb drey Tagen nicht einem andern Mann vermählet hätte / so hat sie ihre Gerechtigkeit zu dem Härings-Fang verlohren. Diß Fischen aber ist in den Niederlanden sehr gemein / daher sind der Netzstricker daselbst / zur Fischerey der Häring / der Salmen und dergleichen / Städte und Dörffer voll; dann allein in die sieben- oder achthundert Schiff oder Böten Jährlich auf den Härings-Fang ausfahren / deren ein jedes drey Reisen thut / daher der Reichthum / so aus dem Meer kommet / leichelich zu muthmassen / also daß sich Städte und Dörffer vom Netzstricken / Schiffzimmern / und andere See-Bereitschafft anzurichten / mit Weib und Kind / von Jahr zu Jahren / mit ihrem Fleiß ernähren. Das Nätze / damit man die Häring fanget / welches aus 50. biß 55. Theilen oder Wänden bestehet / und von 1000. biß 1200. Schritt lang ist / bedarff grosse Zeit / ehe man es von der Spindel oder Rolle / worauf es gewunden ist / herab und in die See kan lauffen lassen / in welcher man es treiben lässet / wie es der Strom gibt / gerade vor sich aus / und siehet man alsdann kaum das vordriste Ende vom Netze / unerachtet es durchgehends mit kleinen Tonnen am obern Theil besetzt wird / damit es nicht sincke / sondern man es sehen möge / und die Büsen oder Schiffe ligen also nebeneinander / daß ein jede ihr Netz und Zug frey und ungehindert behalte; wann das volle Netze in der See ligt / ist es so schwer / daß es die Büsen hält / gleichwie ein starcker Ancker / und also ligt dann auch die Büse hinter dem Netze. Wann man das Netz (welches mit der Sonnen Untergang ausgeworffen wird) gegen Morgen wiederum einimmt / so haben die Leute drey völlige Stunden zu thun / ehe sie es gantz aus dem Schiff winden / alsdann hat ein jeder seine Arbeit: Etliche nehmen das Netze ein / und werffen die darinnen ligende Häring in die Körbe etliche nehmen sie lebendig aus / und darauf werden sie von andern in die Tonnen gelegt / und mit grobem See-Saltz gesaltzen; sie gehen dem Liecht und Fackeln nach / wie die Sardellen in Italien und Sicilien; gemeiniglich fangen sie in einem Zug (nemlich ein Schiff mit einem Netze) drey / vier / fünff / bißweilen auch wol zehen und vierzehen Last Häring / aber sie können doch / vermittels ihrer zwölff Männner / die meistens in jedem Schiff sich befinden in einem Tage nicht mehr als fünff Last bearbeiten. Der Uberschuß / wannn sie nemlich mehr in einem Zug als fünff Last gefangen haben / wird Slabbers oder Slabbegut / so man zu Teutsch unsein nennen möchte / und dieselben Häring werden in grossen Hauffen gesaltzen / wo sie aber zu saltzigt worden / weil man / in so kurtzer Zeit / nicht alles recht bestellen kan / so nimmt man sie in die Schuite / so stets bey der Büse ligt / und erfrischet sie wiederum / alsdann werden diese Slabbers geräuchert / doch nicht so starck wie die Bickling. Wann die Schiffleute alle Arbeit verrichtet hoben / so legen sie sich am hellen Tage schlaffen / deß Nachtes müssen sie auf die Netze Achtung geben. Der Nordische und Engelländische Häring wäre nicht so schlimm / doch wissen sie / wie die Holländer / nicht so sauber damit umzugehen. Die Engelländer haben wegen deß Häring-Fangs / mit den Hälländern viel Disparen und Händel gehabt / biß es endlich Anno 1667. verglichen worden / also daß die Holländer nunmehr frey fischen; die Engelländer fischen zwar auch / jedoch bleiben sie an ihrer Küst / und fangen allein im October und November / etwan sieben Wochen lang / wann die Holländer den ersten Zug schon gethan haben. Um St. Andreæ hat der Härings-Fang ein Ende. Etliche schreiben / dieser Fisch ernähre sich allein / wider aller Fische Natur / im frischen Wasser / daher sey er auch so weichlich / und sterbe / so bald er aus dem Wasser an die Luft kommet. Je früher der

Forst einfällt / je früher fang sich an der Härings-Fang. Zeullerus in Itinerario Magnæ Britanniæ schreibet / daß daselbst/nahend bey der Stadt Hull/das ansehnliche Schloß Scarborough lige / allda die Holländer und Flanderer im Meer grossen Nutzen mit dem Härings-Fang schaffen / wann sie / nach altem Gebrauch / zuvor dessen in diesem Schloß Erlaubtniß bekommen haben. Die Häring (sagt er ferner) kommen um die Soñewend/ oder das Solstitium æstivum, in Schottland / allda sie hernach gefangen / und weil sie damals feister als sonsten / gleich verkaufft werden. Aus Ißland kommen Stockfisch / Plateisen und Häring / ingleichen auch aus Norwegen kommen die Stockfisch / diese muß man fangen im Jenner / wann es noch kalt ist / denn man dörret sie nicht in der Hitze / sondern in der Kälte / sonsten bleiben sie weich und zerfallen / daß man sie nicht heraus bringen kan.

Von den Häringen hat man auch dieses Experiment erfunden / für die gefrörten Glieder / nimm einem Milcher-Häring / thue die Milch heraus / und schmiere die erfrörten Glieder damit / hernach röste solchen Häring gantz im Schmaltz / und schmiere folgends die erfrörten Glieder damit / so heilet es alsobald wieder / soll gantz bewährt seyn. Wer noch mehr vom Härings-Fang zu wissen begehret / der besehe Herrn Happels Relationes Curiosas (daraus auch theils allhier extrahiret worden) Tom. II. pag. 57. da wird er genug finden.

Cap. XCIII.

Vom Wallfisch-Fang.

GEorg Nicolaus Schurtz / in seiner Material-Cammer / so Anno 1673. zu Nürnberg gedruckt worden / beschreibt den Wallfisch-Fang / aus Relation eines Niederländers / der selbst etlichemal mit und dabey gewesen / also: Daß / unter sieben Arten / nur ein Geschlecht von den Schiffleuten verlangt / und gesucht wird / das / wegen seiner Fettigkeit und Grösse / den besten Speck gibt / und wegen seiner ungeschicklichen Tummigkeit am leichtesten gefangen wird. Sie werden meistens über Ißland und Norwegen / auch weiter hinaus / biß an die Inseln Spitzbergen gefangen; der halbe Leib ist schier nicht grösser als das Haupt / hat kleine Augen / nicht grösser als ein Pferd / die Augäpffel aber sind nicht grösser als eine Erbeiß / die Ohren sind auch auswendig / nur zwey kleine Löcher / so klein daß man sie kaum finden / und mit einem Strohhalm darein kommen kan / inwendig in dem Leib aber sind sie weiter; oben auf dem Leib hat er eine Röhren / etwan eines Schuhes lang / mit zwey Löchern welche wie Menschen-Nasenlöcher sich auf und zuthun können / daß man seine Nase und Lufftröhren nennen möchte / wiewol man nicht spühren kan / daß er Athem dardurch holet; sein Maul und Rachen ist erschrecklich / daß er solchen auf vier oder fünff Klaffter weit kan aufsperren; sein Lippen wägen ohngefähr 6000. Pfund; hat sonst keine Zähne / man weiß nicht / wovon er lebet / oder so fett wird; die Zunge ist ohngefähr 18. Schuhe lang / und 10 Schuhe breit / am Gewicht auf 6000. Pfund oder 60. Centner / wann die Zungen ausgeschnitten / und aufs Land gelegt wird / kan kein stehender Mann darüber hinsehen; sein Gewehr / damit er sich schützet / sind seine Floßfedern / und sein Schwantz / und auf jeder Seiten hat er eine Floßfeder / eine Klaffter lang und eine halbe breit; sein Schwantz ist nicht formirt / und stehet nicht wie unsern Fischen in der Lufft perpendiculariter, sondern nach der Zwerch / wie an den Krebsen / im Schwimmen thut er denselben auf und zu / und bewegt sich damit als ein Pfeil / denn er ist voller Nerven / und Spannadern / daß er damit grosse Krafft thun kan / und ist 27. Schuhe breit und lang / und anderthalb biß in zwey Schuhe dick / am Gewicht 40000. Pfund schwer; der gantze Fisch ist gestaltet wie unsere Külekopffe / vorn dick / und hinten dünne / also daß sein Schwantz auf beeden Seiten des Leibes weit überreichet / weil der Leib dahinten gar schmal ist. Das Weiblein ist ordinari grösser als das Männlein / haben weder Rogen noch Milch / sondern haben ihre Membra genitalia, wie andere Thier / so auf dem Erdboden wohnen. Das Membrum Virile ist gestaltet wie ein Ochsenzähn / 13. oder 14. Spannen lang / und so dick / daß es zwey Spannen umgreiffen können; das Weiblein trägt in Matrice nur ein Junges / hat zwo Dutten oder Brüste am Leibe / daran das Junge (so seiner Mutter im Wasser überall folget) sauget. Sein Aufenthalt ist mehrentheils in Norden von 79. biß 80. Grad / in einem grundlosen Meer / da man auf 1400. Klaffter keinen Grund findet / und also auch keinen Ancker werffen kan; wo man wegen des immerwährenden Eiß nicht weiter kommen mag / und da man allenthalben mit Eiß umgeben ist / oder desselbigen mit sehr grossen Schollen jederzeit gewärtig seyn muß / alldar halten sich die Wallfische am meisten auf / und daselbst wird er am meisten gefangen; der Fang kommt alle Frühling ohngefehr im Anfang oder Mittel des Monats Maji / da sie von allen Orten aus Franckreich / Engelland / Dännenmarck / wie auch aus Holland / Seeland / Frießland / mit gantzen Schiff-Flotten gegen dem Wallfische zu Felde ziehen / die See aller Orten durchcreutzen / wie ein Hauffen Spührhund / biß sie ohngefähr ein Wallfisch sehen lässet; sobald sich nun bey irgend dieser Schiff einem begibt / daß ein grosses Schiff eines Wallfisches gewahr wird / so fallen etliche vom Volck in Chalouppen / (sind kleine Nachen) deren jedwedes Schiff drey bey sich hat / zu jedweder Chalouppen gehören sechs Menschen / ein Steuerman / ein Harpönier / ein Leinschiesser / und drey rudern / damit fahren sie auf den Wallfisch zu / und wann man ihm so nahe kommt / daß man ihn erreichen kan / so wirfft man ihm einen eysernen Wurffpfeil in seinen Leibe / den man ein Harpön nennet / ist ein Pfeil mit zweyen Widerhaken / von zwey in drey Schuhe lang / daran ist ein Seil fest gemacht / welches sie eine Lyne nennen / dicker als ein Daum / das eine Ende ligt in der Chalouppen fast ordentlich in die Runde / in die 200. Klaffter lang / in der Harpön steckt ein langer Stiel von Holtz / um des bessern Schwungs willen / damit man weiter und gerader auf ihn werffen kan; sobald nun der Wallfisch getroffen ist / gibt er sich in die Tieffen / der Stiel steckt nur los

und schlechtlich in der Harpön und gehet (wann der Fisch den Abgrund suchet) gleich wiederum heraus/ die Harpön aber bleibt in ihm stecken/ alsdann der Lynenschiesser/ und die übrige Gesellschafft lassen die Lynen/ die an der Harpön fest ist/ auf solche Weise folgen/ wie man die Weinfässer in die Keller lässet/ gehet doch so schnell zu/ daß ein dicker Rauch davon aufgehet/ und in eine Flamm ausbricht/ wo man nicht stetig mit Wasser leschet. Wann der Fisch tieffer gehet/ als die Lynen lang ist/ so kommen die übrigen zwo Chalouppen mit ihren Lynen zu Hülff/ darum denn das eine Ende allzeit in der Nachen fertig ligt/ daß mans geschwind aneinander fest machen kan/ auch muß der Lynenschiesser allzeit ein Messer neben sich ligen haben/ auf daß im Fall der Noth/ wann es etwann hafften/ oder unrichtig bey ihm werden wolte/ er das Seil augenblicklich abhauen könne/ damit der Fisch nicht alles versencke. Weil aber der Wallfisch/ wann er einmal verwundet ist/ nicht lang unter dem Wasser bleiben kan/ sondern/ da er eine Weil hinunter gefahren/ kommt er wiederum herauf/ und gibt durch die Lufftröhren eine solche Stimme von sich/ wie ein Geläute/ daß mans auf eine halbe/ oder wol gantze Meil Wegs hören kan; einer stärcker als der ander. Wann nun der Fisch wieder heroben ist/ so fahren alle drey Chaulopppen wiederum auf ihn zu/ und die Lynen weiset ihnen den Weg zu ihm/ welche dann am nächsten kommt/ die schiesset ihm noch eine Harpön in den Leib/ so senckt er sich wiederum/ wie vorher; wann er aber wieder herauf kommt/ und man kommt zum drittenmal an ihn/ so gibt man ihm keine Harpön mehr/ sondern sie haben ein ander Instrument/ das man Lensen (vielleicht auf Teutsch Lantzen) nennet/ ist an Form wie ein Schweinspieß/ deren haben sie zweyerley/ Wurffeysen und Stoßeysen/ die werden nur gebraucht/ den Fisch/ mit mehr Wunden abzumatten/ doch muß man fürsichtig dabey seyn/ weil der Fisch jedesmal/ wann er getroffen und verletzt wird/ mit seinem Schwantz und Flossen gewaltig um sich schlägt/ und was er in der Furi antrifft/ muß alles zu Trümmern und Stücken gehen/ wann er aber müde und etwas still worden ist/ so fahren sie mit dem Stoßeysen in den Leib hinein/ nicht allein in seinen Speck/ sondern auch gar durchs Fleisch/ und in die Rippen/ biß sie einen vornehmen Theil seiner Eingeweides verletzen; und diß ist ein Zeichen/ daran sie vermercken/ wann nemlich aus der Lufftröhren das Blut heraus kommt/ wie ein Strom/ in grossen Stücken geronnen Blut/ alsdann lassen sie von ihm ab/ und fängt der Fisch erst an zu wüten und zu toben/ daß der See wie ein Seiffwasser/ und lauter Schaum davon wird/ biß er sich verwütet/ vertobet und zu todt verblutet hat. Wann der Fisch in währendem seinem Wüten (nachdem er den Fang empfangen hat) mit den Finnen und Flossen wider den Leib schlägt/ so gibt es einen solchen Schall/ daß mans auf eine halbe Meil Wegs hören kan; wann er aber mit dem Schwantz wider das Wasser schlägt/ so ists/ als ob man ein grosses Stuck losbrennte; und dieses Gefecht gibt gar ein Anmuthiges Spectaculum. Ich habe (sagt der Author) von einem alten Mann/ welcher 25. Jahr nacheinander als ein Commandeur und General über eine gantz Flotte/ diese Reyse gethan/ selber aus seinem Munde gehöret/ ob ers gleich in dieser geraumen Zeit offt und manchmal gesehen/ so hab er doch dabey seinen Lust nie genugsam ersättigen können; er habe auch niemals so wol und ruhig geschlaffen/ und so warm und weich gelegen/ daß er nicht dennoch aufgestanden/ auf das Dach gestiegen/ und dieser Jagt/ von Anfang biß zum Ende/ zugesehen hätte. Wann der Fisch todt ist/ so machen sie alle drey Chalouppen an ihm fest an/ mit grossen Cabel oder Schiff-Seilen/ eines Arms dick/ 1100. Klaffter lang/ biß sie ihn mit Gelegenheit und stätem Wetter einweiden können; auch lassen sie in darum etliche Tage lieber ligen/ daß sie hernach viel gemächlicher mit ihm umgehen können/ denn der todte Fisch kommt alle Tag höher ans Liecht/ und am dritten Tag ist er so hoch/ als das Schiff/ daß man gleiches Tritts aus dem Schiff auf ihn steigen kan/ darnach nehmen sie ein grosses Schneidmesser/ damit schneiden sie einen Riemen aus seinem Leib/ so lang der Fisch ist/ und ziehen denselben in das Schiff/ und also einen nach dem andern; wann er auf einer Seiten seinen Speck hergegeben hat/ so kehren sie ihn um/ und lassen die andere Seiten auch empor kommen: Wann wir ihn nun (sagt er ferner) alles seines Specks/ Zungen/ Balanien und Schwantzes beraubet/ so haben wir das Unsere davon/ das Fleisch und das übrige lassen wir fortrinnen/ zu einer Speise/ entweder den Vögeln/ oder den weissen Bären/ ein jeder Riemen Speck wigt ohngefähr in zweytausend Pfund/ wo er am dickesten ist/ ist er in anderthalb biß zwey Schuhe dick; man hacket ihn darnach in viereckichte Stücke; das Hackbret bringt der Fisch auch mit sich/ und ist solches sein Schwantz/ der voller Spannadern/ die halten wol wider/ und verderben das Hackmesser nicht; dann wird der frischgehackte Speck in den Spitzbergen/ oder im Mayen-Eyland/ zu Thran gekocht/ der ist lieblicher/ als wann der Speck in Fässer eingeschlagen und erst zu Hause gekocht wird. Vor diesem ist dieser Wallfisch-Fang nur nahe am Lande gebraucht worden/ itzt aber wird er in der Offenbaren See fürgenommen/ welches sonst/ weil das Meer voller Eiß ist/ nicht geschehen könte/ wann es/ wie bey uns/ Tag und Nacht gebe; weil es aber daselbst/ in vier oder fünff Monaten/ zu dieser Zeit nicht Nacht wird/ und die Sonne/ bey hellem Wetter/ sich niemal aus den Augen verlieret/ also daß man/ durch continuirliche Schildwache/ den Steuerman für dem ankommenden und bevorstehendem Eiß allzeit warnen/ und also dieser Gefahr mit GOttes Hülffe entgehen kan; da sich nun/ um die Helffte des Septembers/ die Sonne zu verlieren beginnet/ so müssen die Schiffleute sich wegmachen/ und sich wieder nach Hause begeben.

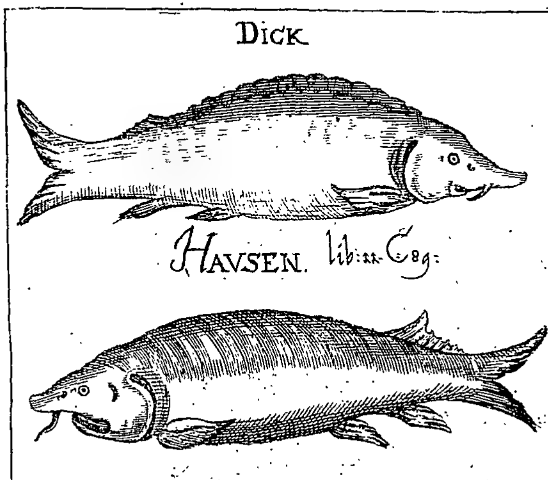
Die Spitzberge sind/ wegen des langwührigen Schnee und Eisses/ gantz unbewohnet/ sobald aber der Schnee schmeltzt/ kommen die Rehe mit grossen Schaaren/ welche aber nichts als Haut und Bein haben/ ehe aber drey Wochen verflüssen/ haben sie mehr als drey Finger Weisses/ unangesehen in dem gantzen Land (so viel man weiß) weder Laub noch Grase wachset/ ohne daß an den Seelanden/ auf den Klippen/ und auf den Eißbergen/ hier und dort Löffelkraut wächset/ dardurch daß Rehefleisch gesund wider den Schorbock ist; und sind diese Rehe gar zähm/ und scheuhen den Menschen nicht/ wann sie nicht gejagt werden/ sondern kommen zu den Menschen; wann unter sie geschossen wird/

lauffen sie zwar ein wenig / kehren aber bald wieder um / und wollen sehen / wo ihre Gesellen blieben sind / daher man derselben wol viertzig oder fünfftzig in einer Stund fällen kan.

In den Revieren und Bayen gibts unterschiedliche Sorten Fische; wie auch eine grosse Quantität von Endten und Gänsen / alles dem Menschen zur Erquickung.

Des Wallfisches Feind ist edr Schwerdfisch / der / wann er in antrifft / sich tieffer senckt / und ihm den Bauch durchschneidet / wovon er endlich sterben muß erfrisset aber nichs davon / als des Wallfisches Zunge / und lässet das übrige ligen / so von den Vögeln / und weissen Bären verzehrt und aufgefressen wird; sie bekriegen ihn meistentheils an seinem Schwantz / zwacken ihm denselben mit Stücken ab / unangesehen er sich sehr damit wehret / und um sich schlägt / biß sie ihm solchen gantz abgezwackt / und ihm also seiner Stärcke beraubet haben. Die Wallfischfaher kommen bißweilen zu diesem Streit und wann der Schwerdfisch selbige vermercket / fliehet er / und lösen ihn in dem Streit ab. Wo sie aber in der See viel Schwerdfisch herum schweben finden / fahren sie bald weiter / denn sie sind sicher / daß daselbst kein Wallfisch mehr anzutreffen.

Die Indianer in Florida fangen die Wallfische auf eine sondere Art / wie dieselbigen Historien bezeugen; der Indianer rudert mit seiner Nachen auf des Wallfisches Rucken / hernach springt er ihm gleich auf den Nacken / und schlägt ihm gleich einen spitzigen Pflock in der Nasenlöcher eines / und eilet wiederum in seine Nachen / und wartet / biß der Fisch / der unsinnig zu Grunde schiesst wiederum empor kommet / dann eilet er wieder auf ihn / und schlagt ihm auch in das andere Nasloch dergleichen Pfal / dardurch wird dem Fisch der Athem benommen / springt hernach wiederum in seine Nachen / und lässet das Seil / so an dem Pflock gebunden ist / weit genug schiessen / biß der Wallfisch vertobt und stirbt / ziehet ihn alsdann zu Land / und theilet ihn zu Stücken. Sein Fleisch / wann es trocken und gedörret wird / gibt ein gutes Mehl / und wird schönes Brod daraus gebacken / welches sich lange Zeit halten kan.



Cap. XCIV.

Vom Hausen.

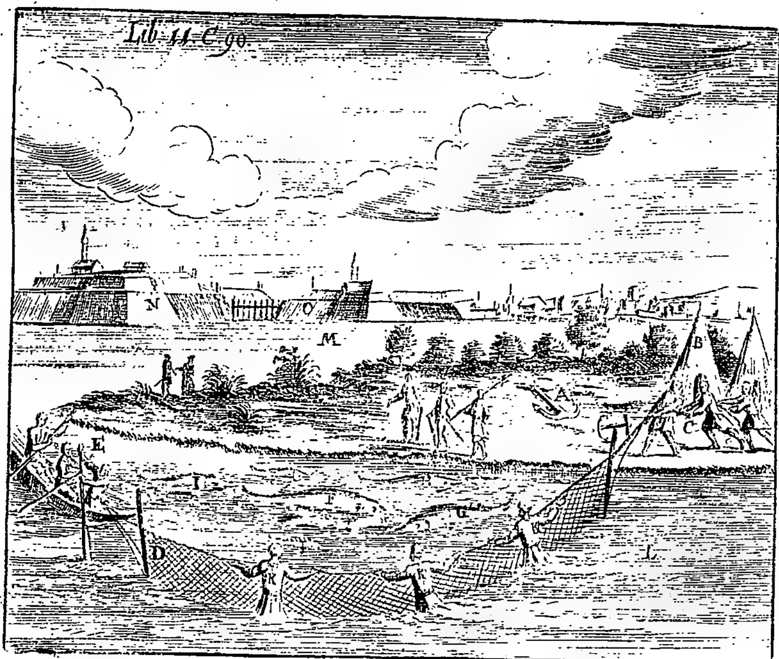
Gleichwie der Fisch Attilus, den die Welschen Adano neñen / allein in dem Pado im Fluß Po gefangen / also wird der Hausen / meines Wissens / allein in der Donau / und allein in Ungarn lebendig gesehen und eingegärnet / von dannen er im Eingang des Sommers und im Frühling hauffenweise in Oesterreich nach Wien geführt wird / da offt auf dem Fischmarckt zu 20. 30. Stück nacheinander ligen / wie die Ochsen ausgehauen / und also Pfundweise / auch wol gantz verkaufft werden / man währet sie reissend an / und hat ein gutes fettes wolgeschmackes Fleisch / so / meines Erachtens / dem Lachs nichts nachgiebet / hat offt einen Speck wie ein Schwein / und wird auf allerley Weisen zugerichtet / ist sonst an der Gestalt fast wie ein Stör / aber grösser / hat eine glatte weißlichte Haut / ohne Schuppen und Gräten / wird bißweilen / wie Albertus Magnus schreibt / wann er recht ausgewachsen / 24. Schuhe lang. Er hat in seinem gantzen Leib kein Bein ausser im Kopf; an statt des Ruckgrads / hat er eine grosse lange Kruspel / die als mit einem Nöbinger durchbohret / gantz hohl von Kopf an / biß auf den Schweiff ist.

D. Lonicerus schreibt / der Hausen habe in sich eine lange Blase / welche sich vom Haubt und am Rucken biß zum Schwantz erstreckt / die pflege man zu dörren / zusam zu wickeln und zu verkauffen / wird Hausenblatter oder Blasen genennet.

Sein Brat vom Rucken schmecket / sagt besagter Albertus, wie ein Kälbernes / vom Bauch aber wie ein Schweinen Fleisch. Er soll aus dem Meer sich in die Donau begeben liebet ein fettes und laimichtes Erdreich. Bey der Schütt / und um Comorren wird er meistens / auch weiter hinab / gefangen; ist ein furchtsamer und verzagter Fisch / der sich von dem Störlein jagen und vertreiben lässet / wie allbereit gesagt.

P. Caspar Schottus vermeynt / er sey mit dem Meerfisch Thunno einerley Gattung / weil sie im Frühling aus dem Atlantischen Oceano durch das Fretum Gaditanum und das Mittel-Meer / hauffenweise dem Euxinischen Meer zu streichen / daselbst sie / wo die Donau mit süssem Wasser etliche Einläuffe macht / ihre Jungen setzen / und in Sicilien am Hin- und Wiederzug hauffenweise / sonderlich die Jungen / gefangen werden; das sey nun wol gläublich / daß sich etliche auch in die Dongau begeben. Die Thunnen aber / wie bey Jonstono zu sehen / sind Raubfische / mit Zähne bewaffnet / auch einer andern Gestalt / daher ich dieser Meynung nicht kan beypflichten.

Wann der Hausen gefangen / worden kan man ihn mit Wein und Milch etliche Tage erhalten; der Rogen und Hausenkopf werden im Essig gesotten und eingemacht / ist gantz schwärtzlicht / und meines Erachtens / ein unverdauliches / doch von den Schläckmäulern verlangtes Essen. Die Blatter / so nach der Längs / wie oben gesagt / durch den Fisch gehet / wird für einen fürtrefflichen festen und zarten Leim gehalten / wann sie klein zerschnitten / und am Feuer gesotten wird / man verkaufft sie / dann die Buchbinder / Orgelmacher und andere Handwercker / solchen zu ihrer subtilen und saubern Arbeit / an statt Leims gebrauchen; wie er einzumachen und weit über Land zu bringen / ist allbereit im dritten Buch gedacht worden / daher unnöthig / allhier weiter davon zu melden.



Cap. XCV.

Von dem Hausenfang / und vom Dück und Sternhausen.

Ich habe mich an vielen Orten bemühet / die eigentliche Beschreibung des Hausen-Fangs zu bekommen; darüber auch von Frauen Gräfin von Hofkirchen / einer gebohrnen Gräfin von Puchaim / als deren Herr Gemahl Obrister zu Comorren ist / einen Abriß von einem Hausen / der den 19. Julii Anno 1679. Abends zwischen 7. und 8. Uhren / zu Comorren / an dem Siget gefangen worden / und 5. Centner und 20. Pfund gewogen / an der Länge 4. Elen und 1. Viertel / und an der Dicken 2. Elen hoch gewesen / zu handen gebracht; davon ich diese Figur in dem vorigen / die Anzeichnung aber des Haussen-Fangs bey Comorren / oberhalb dieses Capitels setzen lassen / welche letzere mit den Buchstaben gezeichnet / also zu verstehen ist. A. ist der Wehrter bey Comorren zwischen der Wag und Donau / Siget genannt. B. sind die Fischer-Hütten. C. sind die Fischer / so das Garn halten. D. ist das Garn von 80. biß 90. Klafftern. E. sind die Fischer in den Schiffen / die daß Gern zu Lande bringen helffen. F. ist der Hausen von 8. biß 10. Centner. G. ist der Dücke von 50. biß 100. Pfunden. H. der Schörge von 30. biß 40. Pfunden. I. ist das Störlein / so den Hausen treibt. K. sind die Fischer / so ausserhalb des Garnes stehen. L. ist die völlige Donau. M. ist die völlige Wage. N. ist die alte Vestung / wo der General wohnet. O. ist die neue Vestung. Der Hausen-Fang hebt sich an im Martio / und währet biß

zu Ende deß Monats Julii. Im September fängt er sich wieder von neuem an / und wahret bis gegen Allerheiligen / und werden von 2/ dritthalbe/5/7/8. biß 10. Centner/meistens zu Comorren am Siger, und zu Garn gefangen. Diß ist die Nachricht von Comorren.

Herr Johann Baptista / Freyherr von Kunitz / hat mir folgenden Bericht gethan / daß (wie er berichtet worden) der Hausen und Dück einerley Gattung seyen/ ausser / daß der Hausen als das Weiblein den Rogen/ der Dück aber / als das Männlein / die Milch habe; werden beede an unterschiedlichen Orten in der Donau/ als zwischen Raab und Comorren / dann auch / nächst bey Ofen gegen Gran; item zu Ferislan drey Tagreise unter Griechischen Weissenburg / und schließlichen unweit von Gällätz in der Wallachey gefangen. Man fängt solche mit grossen aus starcken Seilen und Stricken verfertigten/ nicht viel weniger / als hundert-klafftrigen Fischgarnen; wann man aber wahrnimmt / daß ein solcher grosser Fisch im Netz sey/ ziehet man dasselbige Netz gemach der Seicken zu / und die Fische suchen Gelegenheit/ solche Fisch am Bauch / mit den Fingern und Nägeln / zu kratzen und zu kitzeln / welches ihnen so angenehm / daß sie stille ligen / und mit ihnen nach Gefallen umgehen lassen / inzwischen schieben die Fischer dem Hausen einen Strick behend durch die Floß ein / und bey dem Maul heraus / verknüpffen den wol/ und ziehen hernach den Fisch mit Gewalt zu Lande. Deß Hausens Haut soll so starck und scharff seyn / daß man einen Spieß daran poliren kan / wie Jonstonus schreibet; er hält sich gern auf / wo fetter und laimichter Grund im Wasser ist/ daher auch die Fischer ihnen denselben Orten leichter finden. Den Trommeten- und Schalmeyen-Klang soll er lieben und denselben gern folgen/und also leichter in die Netz gebracht werden.

Die Sternhausen sind gemeiniglich gar klein / nicht viel über 30. oder 40. Pfund kan wol seyn / daß alles einerley Art ist / und daß sie allein durch das Geschlecht und Alter unterschieden werden.



Cap. CXVI.

Von den Schildkroten.

Die Schildkroten sind auch von den jenigen Neutral-Thieren / die beedes im Wasser und auf dem Lande leben mögen/ sind gern in marassigen/ schilffigen und mosichten Orten / ihre Speise sind allerley Wasserthier/ sonderlich die Schnecken/ sie werden auch in den Gärten/ in kleinen Teichen aufgezogen; die / wann sie um und um mit Bach-Sand beschüttet / und von dem Uberlast anderer Thier befreyet sind/ihnen eine Gelegenheit geben / ihre Eyer dahin zu legen und auszubrüten / so doch selten geschihet; sie werden aber so heimlich/ daß sie gewohnen/ die Speise/ sonderlich die Schnecken/wann man sie aus ihren Häusern heraus thut/aus der Hand zu nehmen / und wann man ihnen locket/alsbald sich aus dem Wasser begeben/ die Speise aus der Hand zu empfangen/ wie ich zu Salaberg in Unter-Oesterreich gar offt gesehen / und selbst probirt habe.

Wann man sie essen will / werden sie erstlich in ein siedend heisses Wasser geworffen / oder man hält ihnen eine glühende Kohlen auf den Rucken/so werden sie bald vom Schmertzen deß Brandes gezwungen / Kopf/ Schweiff und Füsse von sich strecken / die man gleich muß abhauen/ sie in ein heisses Wasser werffen / damit die Schalen von dem Fleisch gehe; wann man sie alsobald kocht / sind sie etwas zähe / so man sie aber todt etwas aufhält/werden sie mürber / die Eyer / die in der

Grösse

Gleich wie ein Eyerdotter aus einem hartgesottenen Ey [illegible] / braucht man auch in der Speise. An etlichen Orten hält man die Schildkroten in den Kuchen in grossen Schüsseln / worein man alles zusammen giesset / was man den Schweinen zum Tranck gibt / und glaubt / daß es solchen sehr wol bekommen solle / sie leben lange Zeit in solchen Träncken / und legen zuzeiten ihre Eyer darein / allein hat man in acht zu nehmen / daß nichts heisses hinein gegossen werde; alle Thier / die mit Federn / Schuppen und Krusten bedeckt sind / mangeln der Nieren / ausser die Schildkrot / sie ist einer unter den lebhafftigsten Thieren / so gar / daß sie auch nach abgehauenem Kopf und heraus geschnittenem Hertzen / lange Zeit das Leben mit ihrer Bewegung bezeugen. Sie legen ihre Eyer in ausgeholte sandichte Erden / schauen und [illegible] darzu und brüten sie; die kleinen sind artliche Thierlein / wiewol die grossen / wegen deß Kopfs, deß [illegible] und der Füsse [illegible].

Man macht aus ihrem Fleisch ein Gestossenes / (wie von Kappaunern) das soll denen / die neulich aus einer langwürigen Kranckheit aufgestanden / wie auch sonst den Dörrsüchtigen / gute Nahrung geben.

Sie sind kühlender Natur im ersten / und feucht im andern Grad; ihr Fleisch ist den Colerischen und jungen hitzigen / auch den arbeitsamen Leuten wolanständig; wiewol sie langsam verdauen / ein dickes und schleimiges Blut verursachen / sonderlich wann sie nicht wol zugerichtet gewürtzet sind; haben keine Zähne / aber das äusserste Theil ihres Mundes ist sehr hart und scharff.

Plinius schreibt / daß mit ihrem Blut / das Haar-ausfallen / der Grind und alle Kopf-Geschwär geheilet werden / wann man sie einstreicht / wieder lasset trocken werden / hernach gemach wieder abwaschet; in den Ohrenschmertzen wird es mit Frauen-Milch [illegible] Wann man die Zähne mit diesem Blut [illegible] len sie ihre Schmertzen vertreiben.

Testudinis Sanguis diu ore contentus, dentes corroborat, sagt Galenus de Medic. facilè parab. Das ist: Schildkroten-Blut lang in dem Mund gehalten befestet die Zähne. Die Gall davon / denen die an der hinfallenden Kranckheit und Fraß hinligen / in die Nasen getrieben / bringt sie wieder zu sich selbst / macht auch helle Augen / vertreibt die Maalen / und ist gut für [illegible] Halswehe. Wann man das Jngeweid davon zu Aschen brennet / und auf ein Geschwär legt / so wird dasselbige davon geheilet.

Den Frauen / die von der Mutter [illegible] sind / soll man die Leber von der Schildkroten [illegible] / & in pesso naturalibus imponere, wie Galenus haben will / und es für ein sonderliches [illegible] hält.

Für das übermässige Beissen der Haut / [illegible] nichts helffen will / soll man eine lebendige Schildkrot in Oel sieden / und den Leib damit salben.

D. Joh. Joachim Becher, Zoologiæ fol. 86. schreibet: Man nimmt eine Schildkrot / ein Männlein / wann der Mond am kleinesten ist / und beynahend gantz abgenommen hat / denn schneidet man solcher lebendig die Schenckel ab / nähet diese absonderlich in kleine Säcklein von Bocksfell / und wo jemand am Podagra kranck ist / bindet man die zween vordristen Füsse der Schildkroten bloß auf die Haut an die Füsse / die zween hindristen Füsse aber bindet man also auf des Krancken Arme / daß der rechte Fuß der Schildkroten auf die rechte Seiten / der lincke aber auf die lincke Seiten komme / soll ein gewisses Mittel seyn / die podagrischen Schmertzen zu vertreiben.

Cap. XCVII.

Von den Krebsen.

WJr wollen die unterschiedliche Arten der Krebsen / so sich im Meer und andern Orten befinden / auf die Seiten setzen / und allhier allein unsere bekannte Fluß- und Bach-Krebsen für die Hand nehmen / die wir insgemein in zwey Geschlechte / als rothschaaler und Stein-krebse (deren die ersten im Sieden schön roth / und schwartzröthlicht / die andern aber bleich und weißlicht bleiben) eintheilen.

Sie sind eben so wol ein Raubthier / und als ein Cuirassier unter den Fischen zu achten / ausser wann sie häuten / da sie auch offtermals der Fische Raub seyn müssen: sie greiffen auch das Aas und alle Todten-Cörper an / die sie im Wasser finden / ja sie greiffen / nach Rondoletii Zeugnus / einander selbst an / der also schreibt: Als ich zu Rom ein paar hundert Krebsen gekaufft / und zu Hause in ein Wasser gethan hatte / sie aufzubehalten / so haben sie dermassen einander angegriffen / daß ich mehr als 50. gestümmelte gefunden / endlich ist es darzu gekommen / daß alle erwürget / nur einer übergeblieben. Diß können wir aber von unsern Krebsen gleichwol nicht sagen / ist vielleicht zu einer Zeit geschehen / daß die meisten gehäutelt haben / oder sind die Römischen Krebsen / æmuli prisci Romani roboris, ingedenck und Nacheiferer der alten Romanischen Tugend und Weltbeherrschung / grausamer und stärcker als die unsern / daß sie niemand gleichen um sich leiden mögen.

Jm Hertzogthum Glogau / an der Gräntze / wo sich Schlesien und Pohlen scheidet / ist ein Bach / welcher von den Jnnwohnern Orba genannt ist / der bey [illegible] vorbey / in die Wahrt laufft; an diesem Bach / weil der [illegible] etwas morassig ist / wächset sehr viel wilder Calmus, welche Wurtzeln die Krebsen gerne fressen / daher sie auch / wann man sie isset / einen etwas bitterlichten / doch angenehmen Geschmack an sich nehmen / also daß sie einem besser schmecken als die gemeinen / sind auch gesünder / und stärcken die innerlichen Glieder / wie D. Phil. Jac. Sachs von Lewenheim in Miscellaneis Curiosorum, Observ. 72. Ani primi, id est, 1670. fol. 167. &c. bezeuget.

P. Balbinus schreibt in dem Fluß Cydlina, welcher von Gitzin aus bey Libitz in die Elbe fleusset / gebe es die besten Krebse in gantz Böheim / die den besten und lieblichsten Geschmack haben / und von andern Krebsen leicht zu unterscheiden sind / und dieses komme daher / weil derselbe Fluß gar grasicht sey / und gibt Kräuter / die den Krebsen zur Speise sehr angenehm sind / gemach durchlauffe / auch mit einem grasichten Ufer / und schattichten

chten Bäumen allenthalben begleitet sey/ deren Wurtzeln die Krebsen gerne bewohnen.

Eben dieser erstgemeldte berühmte Medicus, nemlich Doctor Sachs/ hat von den Krebsen einem eigenen Tractat (γαμμ-ρολογια intitulirt) geschrieben/ und darinnen sehr viel schöne und curiose Sachen entdecket/ der itzt in vieler Gelehrten Handen ist/ dahin ich auch den curiosen Leser will gewiesen haben.

In der Schweitz gibts in etlichen Bächen rothe lebendige Krebsen/ die scheinen/ als wären sie schon gesotten: Tales sagt Joh. Jac. Wagner M. D. in Helvetiâ Curiosâ in Dinnerâ fluviolo, qui propè Oltam oppidulum Salodurensium in Arolam influit, copiosè capiuntur, vivi hi gammari rubri, peregrinis, quandoque una cum lixatis, in patinis, haud absque risu offeruntur.

Sie haben im Ende deß Frühlings und Anfang des Sommers Steine vornen an der Brust/ die man Krebsaugen nennet/ und zur Artzney gebraucht werden/ die auch eben fast um die Zeit wachsen und abnehmen/ wie die Perlein in den Muscheln; wann die Krebsaugen vergehen wollen/ werden sie kleiner/ und begeben sich nach und nach in den Magen/ allda sie gelbschwärtzlicht scheinen/ und endlich nach und nach gleichsam wieder verschmeltzen.

Artlich ist und von wenigen bißher vermerckt worden/ daß sie in ihrem Magen drey scharffe breite und auf einander wie in einem Triangel gehende vornenaus schwärtzlicht und eingefailte Zähne haben/ damit sie zweifels ohne alle Speise desto leichter zermalmen können; die Männlein sind von dem Weiblein/ daß sie unten wo der Schweiff anfängt/ zwey Bärtlein nebeneinander haben/ unterschieden/ da die Weiblein nur ein gantz glattes Schildlein haben/ so sind auch die Weiblein am Schweiff meistentheils etwas breiter/ die Eyerlein haben sie erstlich innerlich/ im Junio und Julio/ von dannen kommen sie im folgenden Frühling heraus unter den Schweiff/ darinnen sie auch lebendig/ eine Weil also wie ausgebrütet/ und endlich also ins Wasser gesetzt werden.

Wann man Krebse in stehenden See oder Teiche versetzen will/ muß man zur Zeit/ da sie Eyer haben/ etliche schöne in einen zimlich weit geflochtenen Korb thun/ und in das Wasser setzen/ es muß aber ein harter und kein sumpfichter Grund seyn/ und müssen Löcher oder Bäume am Ufer/ oder grosse Steine darinnen haben/ so kriechen die Jungen aus dem Korb/ bleiben und vermehren sich darinnen; wo aber der See groß ist/ muß man sie an etlichen Orten also versetzen: Man kan die an Stöcke gebundene Körbe nach drey oder vier Wochen wieder heraus nehmen.

Wo Dämme und Mühlwehren sind/ soll man die Krebse nicht einsetzen; viel wollen auch/ man soll keine Krebse in die Teiche setzen/ denn sie graben Löcher in den Damm/ davon sie leichtlich rinnend werden/ darzu treiben sie die jungen Karpffen aus der Weide/ und wann sie eine Brut in den Löchern bekommen/ fressen sie dasselbe.

P. Kircherus in Mundo subterr. ubi de Cicindelis agit, sagt: In Cancris putrefactis, humor lucidus in tenebris sat intensum lumen ipsis innatum emittit, und erzehlt D. Sachs/ daß zu Rom ein Student in der Nacht in seinem Zimmer in einem Winckel etwas leuchten gesehen/ und als er diß Liecht aufheben wollen/ sey er von dessen weichem und kalten Angriff erschrocken/ solches wieder fallen/ aber ein Liecht bringen lassen/ und gefunden/ daß es Uberbleibungen von Bachkrebsen gewesen; dabey er auch (ohn anders Liecht) die kleineste Schrifft lesen können/ doch habe ers nahe an die Schrifft/ von einem Wort zum andern halten müssen/ und das gantze Blat auf einmal/ wie bey einem rechten Liecht/ nicht übersehen können; in unsern Mitternächtigen Ländern aber ist diß Experiment noch nicht probirt worden.

Man hält dafür/ daß der Krebs zu Nachts aus den Bächen und Wässern austrette/ und in dem Gras und am Ufer seine Weide suchend/ auch Grillen/ Heuschrecken und dergleichen fresse. Und diß bestättiget auch P. Balbinus mit diesen Worten: Æstate & autumno calentibus ad noctem crepusculis è piscinis ad novam domum cancri ad pastum in prata egrediuntur, quod ubi sentiunt piscatores, retia piscinæ cursu prætendunt; Cancri strepitu animadverso, quàm primùm in familiarem piscinam recipere sese conantur, at priusquam domum perveniant, in sicco deprehensi colliguntur, nec ferè ullus evadit, nam qui etiam ex illis celerrimi sunt, & in piscinam properant, retibus implicantur.

Im Wasser sind die Frösche und Schnecken seine liebste Speise. Das verwundersamste ist/ daß/ wann ihm eine Scheer abgezwickt/ gebissen oder abgebrochen wird/ ihm mit der Zeit wiederum eine junge wächset. Nach der Naturkündiger Urtheil/ nehmen sie/ mit dem Monden/ zu und ab; vom Majo/ an biß in den September/ sind sie am besten; sie sind gern in steinichten Bächlein/ da sie sich unter denselben/ noch lieber aber am Gestad/ unter den Wurtzeln der Bäume und in denen Löchern aufhalten/ und daselbst von den Fischern mit den Händen heraus gesucht und aus gehoben werden.

Sie gehen so schnell zurück als für sich/ schwimmen und kriechen/ die Männlein haben zur Zeit/ wann die Weiblein Eyer haben/ zu Anfang ihres Hälslein kleine weisse Aederlein/ welche ich bey den Weiblein/ meines Bedunckens/ nicht gefunden/ halte also dafür/ es sey ihr Sperma, oder Milch/ wiewol D. Sachs meynet/ sie haben diese Aederlein insgemein/ und nur im Winter/ zur Zeit/ da sie zum Essen nicht gut sind.

Die Krebse haben eine absonderliche Feindschafft mit den Schweinen. D. Sachs sagt ex Helmontio, wann die Marck-Brandenburger (bey welchen die Krebse häuffig zu finden) über Land Krebsen führen/ und in den Wirtshäusern ihre beladene Wägen stellen/ müssen sie deß Nachts dabey Schildwacht halten/ daß kein Schwein darzu komme/ denn wo nur eines solte unter dem Wagen durchlauffen/ würden alle Krebse sterben und abstehen. Und diß soll/ sagt er ferner/ auch zu Wien von den Ungarischen Krebsführern beobachtet werden. Den Schlangen und Nattern sind sie auffätzig/ und erwürgen sie/ wo sie ihrer habhafft werden mögen.

Mit dem Decocto von den Krebsen/ kan man das Ungezieser von den Kräutern vertreiben. Mizaldus sagt/ daß die Rauppen also die Krebsen förchten/ daß/ so man einen Krebs an einen Baum hanget/ worauf sie

wohnen / sie also bald herab fallen. Ein todter Krebs vertreibt die Maulwürff aus ihren Löchern / wann man ihn hinein steckt. Und das Wasser / worinn die Krebsen gesotten worden / verjagen die Wantzen. Vom Donner und Wetterleuchten verderben sie. Von dem Kraut Polypodio stehet der Krebs auch ab / wann man ihms anhänget; im Winter / auch wann sie häutlen / bleiben sie in ihren Höhlen und Löchern. Die alten Krebsen werffen jährlich die Schaalen vom gantzen Leib (die Jungen aber nicht alle Jahr) im Sommer um Johanni / etliche früher / etliche später. Ihr Fleisch wächset und nimt ab (wie gesagt) mit deß Mondens Veränderungen / also / daß sie im Vollschein völliger / und im Neuschein lährer werden. Etliche essen sie rohe mit Pfeffer / Saltz / Oel und Essig; wie ich selbst mich zu erinnern weiß / daß Ihr Durchl. Pfaltzgraf Robert als er zu Lintz in Ober-Oesterreich / ein Kriegsgefangener gewesen / solches gethan hat / habe sie auch versucht / und auf seine Art mitten von einander geschnitten / und auf vorige Weise gegessen / und nicht übel befunden; wie dann ihre Eyer rohe weit delicater und wolgeschmacker sind / als gekocht: ob es aber der Gesundheit anständig / will ich die Medicos urtheilen lassen.

D. Joh. Jac. Wagner / Medicus zu Zürch / schreibt in seiner Helvetiâ Curiosâ also von den Krebsen: Mari Cancrorum duo sunt penes, quorum apices per foramina pedunculis penultimis excusa, exitus habent: fœminæ verò duo sunt ovaria, quæ in duos uteros, imo corporis trunco consitos transeunt, & in hos per foramina, pedunculis antepenultimis excusa, membris genitalibus aditus, etiam ex utero, ovis excludendis exitus patescunt.

Daß die gesottenen Krebsen nicht wässerig werden / soll man sie sauber im Wasser auswaschen / und in eine Pfanne verdeckt thun / daß sie nicht entfliehen können / sie also zu einem kleinen Feuer setzen / so werden sie das Wasser von sich auslassen / darinnen sie hernach bey einem grössern Feuer (mit Beytrag anderer Nothdurfften) können gesotten werden / wie P. Tylkowsky de re agraria p. 132. bezeuget.

Wann man sie lang erhalten will / gibt man ihnen Brenn-Nessel / sonderlich junge / oder Laub von Bäumen / oder giesset Bier und Milchraum auf sie / müssen aber davon alle Tage abgewachsen seyn / damit der Milchraum nicht ersaure.

Item / wann man in den Behalter / darinnen sie sind / überbrühte / aber nicht gar weiche Möhren / oder gelbe Ruben wirfft / daß sie davon essen / so werden sie schön und fett erhalten.

Wann man die Krebs über Land trägt / so thut man frisches grünes Grase / oder / wie gesagt / Brennesseln in die Körbe; wann man sie mästen will / muß man fein schöne grosse ausklauben / so unverletzt sind / und sie gar mählich in ein Schaff thun / nicht über einander hinein werffen / und in einen Keller setzen / folgendes Tages / in ein gut starck Bier / ein Ey geschlagen / darinnen wol umgerührt / sie auch wol damit besprengt / und also in einem verdeckten Gefässe stehen lassen; Andere besprengen allein das Gefässe darein man sie thun will / also mit dem Bier / und des Abends sprengen sie es mit Milchraum / daß sie davon weiß werden / aber doch nicht darinnen schwimmen / so naschen die Krebsen den Raum auf / werden feist / und wolschmäckend davon; man muß sie aber deß Morgens wiederum mit frischem Fließwasser abspühlen / und hernach die todten oder schwachen matten Krebs daraus auslesen / diß kan man zwey oder drey Wochen mit ihnen also continuiren / so werden sie sehr wolgeschmack davon.

Man sagt / die Aalen sind ihnen sehr auffätzig / zur Zeit / wann sie häuteln und weich sind / da fressen sie dieselben. In Ungarn werden gantze Wägen voll nach Oedenburg / Preßburg und Wien / in Decken von Rohr eingemacht / geführet / und allda um einen wolfeilen Werth verkaufft. Wie man sie fangen soll / besihe in diesem Buch das 62. Capitel.

Cap. XCVIII.

Seltzame Weise / Krebsen zu generiren.

IN diesem Capitel wird der günstige Leser Analogum quiddam finden / mit dem / was droben Cap. 83. von den Aalen eingeführt worden / so ich so gut mittheile / als ichs empfangen / stehet zu probiren. In der Medullâ destillatoriâ Conradi Khunrats findet sich folgendes: Es können durch Kunst / der Natur gemässe / in den Wassern / sonderlich in den Seen und Teichen / Krebsen auf solche Weise generirt werden: Nimm einen Widder / hau im den Kopf ab / setze ihn alsobald so warm und blutig ins Wasser / auf grüne weidene Zweige / wie sie die Körbmacher zu gebrauchen pflegen / so geschiehet eine Putrefactio und Verfaulung / daraus werden Krebse gezeuget. Ich erachte / diß muß im Monat Majo geschehen / und die Zweige müssen etwas hoch ins Wasser gesetzet seyn / oder etwas über das Wasser reichen / damit die Sonne ihren Strahl darauf werffen kan / denn aus Wärme und Feuchtigkeit geschehen alle dergleichen seltsame Veränderungen durch die Putrefactiones.

So bezeuget auch Pet. Porellus hist. & observ. rar. Cent. 4. observ. 34. solches mit folgenden Worten: Ab amicis expertis duobus accepi, se cancros fluviatiles restituisse cinere eorum in loco humido, vel in vase terreo, cum aquâ modicâ relicto. Tum enim intra dies viginti innumeræ Atomi animatæ visuntur, quæ si sanguine bovino irrorentur, in cancros paulatim commutantur.

Und der fürtrefflich-berühmte und Weltbekandte Graf von Digby in dissertatione de plantarum vegetatione, hat aus eigener Erfahrung also davon geschrieben: Die Krebsen oder Fische soll man wol von aller irdischen Unreinigkeit säubern und waschen / hernach zwo Stund in genugsamen Regenwasser wol sieden lassen; dieses Decoctum hebt man auf. Die Krebsen aber werden in einen gläsernen Brennzeuge gelegt / und alle Feuchtigkeit von ihnen / so viel möglich / heraus destillirt / und dieses wird auch absonderlich aufgehaben; hernach werden die Krebsen oder Fische / in einem Reverbera-

tori calcinirt / und zu Aschen gemacht / mit dem ersten Decocto vermischt / und das Saltz heraus gezogen / so per filtrum gesiegen / und hernach alle Feuchtigkeit per evaporationem davon abgesondert wird ; auf das im Boden überbliebene Saltz nun / gieß den aus den Krebsen oder Fischen destillirten Liquorem, leg es an einen feuchten Ort / daß es faule / und innerhalb wenig Tagen / werden sich kleine sich selbst bewegende / kaum eines Hirsen-Saam grosse Thierlein zeigen / die mit Ochsen-Blut zu ernehren / biß sie so groß als die Wammes-Knöpffe werden ; darnach thut mans in ein höltzern Geschirr / mit Regenwasser und Rinderblut erfüllt / das wird alle drey Tage mit frischen verwechselt / also werden sie wol wachsen. Diß ist zwar des Herrn Tackii Beschreibung fast gantz gleich / so hernach folget. Dieses aber hab ich von Wort zu Wort hieher setzen wollen / weil es nicht allein mit den Krebsen / sondern auch mit den Fischen zu practiciren ist.

Könten also auf diese Weise vielleicht auch die Murenen aus Pommern und der Marck in unsere Seewasser gebracht werden / und mag seyn / daß der Mönch / den sie einer Zauberey beschuldigen wollen, es auch nur auf solche Weise / durch natürliche Wissenschafft / also versetzet / und sich also unschuldig in diesen Verdacht gesetzt hat.

Hæc de artificiali cancrorum generatione (sagt D. Sachs vom Grafen Digby) Vir magnus, de cujus, unà cum collegii experimentalis, in eoque con stitutorum sidерum luce fide & authoritate dubitare vix licet.

Dergleichen Weise ist in D. Joh. Trakii Mysterio Resurrectionis Rerum zu finden / der es also beschreibet: Nimm sauber ausgewaschene Krebsen / koche sie ein paar Stunden lang im fliessenden Wasser ; das Wasser / darinnen sie gesotten worden / hebe auf / die Krebse aber thue in ein Destillir-Glas oder Cucurbitam, und destillire alle Feuchtigkeit davon ab ; diese heb abermal absonderlich auf. Darnach calcinire die Krebsen in fumo Reverberii, und ziehe aus der Aschen das Saltz mit dem Wasser der ersten Koch ung / laß es damit filtriren und evaporiren / zu dem überbliebenen Saltz thue das durch die Distillation abgezogene andere Wasser / und lege es an ein feuchtes Ort / daß eine Putrefaction darzu komme / und innerhalb wenig Tagen / wirst du Würme und kleine Thierlein daselbst finden / und sehen / wie sie sich bewegen und regen ; diese nun / soll man mit Rinderblut foviren und besprengen / biß sie sich wie eine Haselnuß ergrössern / alsdann thut man sie in ein fliessendes Wasser / das mit Rinderblut temperirt ist / und verneuret sie alle drey Tage / so wol eines als das andere / biß sie zu ihrer rechtem Grösse erwachsen. Und diß scheinet alles vom Herrn Digby entlehnet zu seyn / wiewol in diesem allein der Krebsen und nicht der Fische gedacht wird.

Daß es aber möglich / daß Thier aus der Fäulung / sonderlich aus einem Homogeneo Corpore, mögen erzeuget werden / erzehlt obernennter D. Tackius an eben demselben Ort : Als ein Doctor (sagt er) eine Artzney wider die Pest zurichten wolte / hat er eine Schlange genommen / sie ausgeweidnet / Kopff und Schweiff weggeworffen / in Wein gewaschen / wieder wol abgetrocknet / und klein zerschnitten, in eine grosse Cucurbitam gethan / solche wol vermacht hingesetzt / damit es faulen solte ; als er nun / diese Faulung sich anfangen und am Glas etliche Atomos und kleine röthlichte Geister aufsteigen / und an der Seiten des Glasses sich anhangen gesehen / daraus über eine Zeit kleine Würmlein worden / ist er in der Putrefaction fortgefahren / biß die gantze Massa des Schlangen-Fleisches zu Würmlein werden / und diese / ihr Leben zu erhalten haben eine die andere aufgefressen und verzehret / indem die Schwächern der Stärckern Speise seyn müssen / und sey endlich nur eine / aber viel grössere / als die erst getödte Schlangen gewesen / überblieben / die wie ein Crystall durchsichtig und liecht gewesen. Als nun dieses ihrer viel mit Verwunderung gesehen / und die Schlange / aus Ermanglung genugsamer Lufft / hin und wieder / mit Schrecken der Zusehenden / sich gewunden / hat man beförchtet / sie möchte das Glas zerbrechen und Schaden thun / als habe er das Glas mit samt der Schlangen in die Erden eingegraben.

Pater Kircherus erzehlt / daß er einesmals eine todte Schlangen / die schon angefangen zu faulen / angetroffen / dabey viel kleine / mitlere und grössere Würmlein gewesen / davon die grössern schon gantz den Schlangen-Form gehabt ; Und sagt : Man nehme Schlangen / von was Art man wolle / dörre sie / und schneide sie zu kleinen Stücklein / und thue sie in eine feuchte / mosichte und faule Erde / unter den freyen Himmel / besprenge dieselben offtermals mit Wasser durch ein Sieb / oder aus einem Sprützkrug / und das die Sonne ungehindert darauf scheinen möge / so werden im Frühling erstlich Würmlein daraus / und endlich / wann das Wasser mit etwas Milch temperirt wird / zu Schlangen werden. Diß erzehlt aus P. Kirchero, Erasmus Francisci im erstē Theil der Ost- und West-Indianischen / auch der Sinesischen Provintzen / pag. 756.

Man möchte dieses mit Aalen oder andern Fischen versuchen / und durch dieses Beneficium könte die Fische / die gleich aus dem Wasser abstehen / von weiten Orten her / in unsere Wasser gebracht werden / wie aus des Herrn Digby Experiment zu sehen.

Etliche der Alten haben geglaubt / daß aus den verfaulten Krebsen Scorpionen werden / so etwan in den hitzigen Ländern seyn kan ; in unserm Nordischen Climate aber / hat man dergleichen nie erfahren ; möchte jedoch wol seyn / daß sie in ein anders Insectum per Putrefactionem verkehret würden / als etwan in Werren und dergleichen / weil sonderlich die Werren etwas Gleichheit mit den Krebsen haben / stünde also zu probiren.

Cap. XCIX.

Von den Krebsaugen.

DIe Krebs-Augen sind in den Krebsen allein zwischen des Frühlings Ende und Sommers Anfang zu finden; wann sie aus den rothen Krebsen genommen werden / sind sie liechtblau / aus den gesottenen / Röslicht weiß / die ersten aber sollen kräfftiger seyn. *Quibusdam* (sagt D. Sachs) *observatum est, lapillum cancrinum aceto rigatum, motu locali moveri, quam contrarietatem Spiritus aceti, agentem in Sal lapillorum, in quâ ebullitione & mutuâ pugnâ, iste motus violentior in lapillo, non aliter ac in solutionibus & conficiendis Magisteriis, menstrua acriora, pulveres in fundo vitri residentes exagitant, & vario motu ascendendo ac descendendo confundunt.* Diese Krebs-Augen nun werden zu allerhand Kranckheiten und Gebrechen nützlich gebraucht / deßwegen man sie jährlich fleissig aufhebt / und zu künfftiger Nothdurfft fürsichtig verwahret. Man kan sie auch *solvi*ren wie die Perlein / davon zweiffels ohne ihre Würckung noch durchdringender und kräfftiger wird.

D. Olaus Wormius, in seinem *Museo fol.* 59. erzehlt: Wann Jemanden ein Staub oder anders / was es sey / in das Auge gefallen / soll man ein gantzes kleines Krebsen-Aeuglein in das Auge zwischen die Augenlieder hinein thun / also daß es darinnen hauffte / und der hohle eingedruckte Theil davon den Augapfel berühre. Darnach soll man mit seinem Finger auswendig unten oder oben an die Augenlieder des zugeschlossenen Auges greiffen / sonderlich an das Ort / wo es wehe thut / und mit dem Finger sachte das umfahren / so wird der Krebsenstein das jenige / was im Auge gesteckt ist / mit sich heraus nehmen / und man kans / ohn alle Ungelegenheit oder Beschwernus / so eine Zeitlang in dem Auge bleiben lassen.

Item wenn man ein Blut stillen will / nehme man gepulverisirte Krebs-Augen / und streue es in die Wunden / so verstellet sich das Blut.

Diß soll auch ein kräfftiger und bewährter Wund-Tranck seyn / aus der Medull & Destillatoriâ genommen: Nimm 5. Krebs-Augen / 5. Hechten-Augen / 5. Hasensprung / eine Handvoll Jungrün / eine Muscatnuß / und ein Loth Zittwer / zerstosse die Augen in einem Mörsel / mit samt den andern Sachen / geuß eine Maß Wein darauf / und trinck Morgens und Abends davon / solches hält den Schaden rein / und heilet überaus mächtig sehr / man kan allzeit einen Löffel voll trincken.

Wer gefallen ist / und geronnen Blut bey sich hat / der nehme Krebs-Augen / lindene Kohlen und Körbelkraut untereinander gepulvert / und vermischet / auch eines halben Loths schwer davon auf einmal eingenommen / in einem Trunck warmen Essig / und darauf geschwitzt.

Krebs-Augen mit Limoni-Safft / oder destillirtem Essig solvirt / dienen für den Nierenwehe / Sand und Stein. Was sonst für seltsame köstliche Artzneyen aus den Krebs-Augen zu præpariren / und für welcherley Zustände sie zu gebrauchen / besiehe nach der Länge Herrn D. Sachsens Gammarologiam.

Es tragen etliche in Silber eingefasste grosse Krebs-Augen am Hals / der Meynung / daß sie vor dem Augenwehe / und andern gefährlichen Sachen / darmit sollen versichert seyn. Und erinnere ich mich / daß ich in einem vornehmen Authore, dessen Namen mir jetzt nicht beyfällt / gelesen habe / daß / als einesmals etliche Kinder zu Londen in Engelland auf einer hohen Altan miteinander gespielt / sey ein Knäblein / aus Unvorsichtigkeit und Unglück / viel Klaffter hoch herab auf die Gassen gefallen; als nun die Leute darüber erschrocken / es aufzuheben hinzugelauffen / haben sie das Knäblein gesund und ohne Verletzung eines einigen Gliedleins gefunden: Als man nun über diesem Miracul sich verwundert und nachgesucht / habe man in seinem Schubsäcklein ein wenig weisses Pulver gefunden / und als das Knäblein befragt worden / was es bey sich gehabt / habe es gesagt / er hätte mit Krebs-Augen gespielt / und deren etliche in seinem Säcklein / aber gantz / und nicht zermalmet gehabt / wann dem also / so ist der Krebs-Augen Tugend nicht genug zu erheben. Ich glaubte aber eher / der H. Engel Schutz habe das beste darbey gethan / weil diß Kind / ohne Zweiffel / von seinen Eltern zum Gebet emsig angehalten worden.

Einen offnen Schaden zu heilen / thue gepulverisirte Krebs-Augen in Essig / und mische Saltz-Wasser darunter / so wird es weiß wie Milch / damit bestreiche alte Schäden / wie sie seyn mögen / es heilet sie.

Plinius will / wann man die Krebs-Augen am Hals trage / sollen sie für die blöden triefenden Augen eine gute Cur seyn. Welches auch Rhasis bewähret / und thut darzu / daß sie / den Kindern angehenckt / die Zähnlein bald machen aufgehen / und das dreytägige Fieber verhüten.

Wann man diese Augen aus den lebendigen Krebsen heraus nimmt / stösset / und in einem Hertz-Wasser einnimmet / sollen sie das Hertz bekräfftigen / treiben auch den Stein / Sand / und Urin / wann sie in destillirtem Erdbeer-Wasser oder Wein eingenommen werden.

Zudem auch sagt Guilielmus van den Boschein historiâ Medicâ lib. 3. cap. 7. wann jemand gefallen / und eine Rippen im Leib entzwey gebrochen / soll man ihm gestossne Krebs-Augen mit Penido, Tragacantha, und ausgebrannten Mariendistel-Wasser Morgens und Abends ein wenig eingeben / so werde es wol erspriessen.

Mähler (sie seyen wie sie wollen) zu vertreiben / auch das Gesicht weiß zu machen: Nimm 2. Loth wol zerstossene / oder auf einem Stein zerriebene Krebs-Augen / thue darzu ein Loth klein geriebenes Saltz / geuß so viel Essig darüber / biß er zween zwerche Finger hoch darüber gehe / laß es 8 Tage stehen / jedoch gleichwol offt umgeschwenckt / und bestreiche damit die Mähler offt und dick in einem zarten Tüchlein / es hilfft.

Ein Pulver wider den Stein / mach also: Nimm Krebsaugen und Eycheln / jedes ein halb Loth / Galitzenstein und rothe Myrrhen / jedes ein halb Quintel / wol gestossen und unter einander gerieben. Von diesem Pulver allweg ein halbes Quintel in zween Löffel voll Meerrettich-Wein Morgens und Abends eingegeben / es treibt gewaltig. Den Wein aber mach also: Nimm 2. Un-

zen Meerrettich/den schabe klein/thue ihn in ein Glas/ und darüber ein Quart Wein/laß es wol vermacht Tag und Nacht darauf stehen/alsdann abgekläret/und/wie vermeldet/gebraucht.

Das stechen um das Hertz zu vertreiben: Nimm ein/gepülverte Krebs-Augen in convieniente Vehiculo.

Für das Reissen und Grimmen im Leib: Nimm sechs Krebs-Augen und so viel Hechten-Augen/damit es gleiches Gewicht habe/stosse sie klein zu Pulver/vermische sie mit geriebenem Brod/und thue einen gewärmeten Essig darauf/trincks miteinander aus/leg dich damit nieder/und schwitze wol/es hilfft gewiß/wie die Medulla Distillatoria Conradi Kunraths bezeuget.

Cap. C.

Andere Artzneyen von den Krebsen.

THeophrastus gibt für die Bräune folgendes Experiment: Nimm 6. oder 8. lebendige Krebsen/und 3. oder 4. Hand voll Hauswurtzen/die stosse in einem Mörsel wol durcheinander/und drucke den Safft daraus; mit diesem Safft soll man die Zungen schaben und waschen aufs beste/als man kan/und ein wenig davon zu trincken geben/also wird die Bräune vertrieben.

Wer gefallen ist/oder ihm sonst durch starckes Heben/oder aus andern Ursachen/wehe im Leib gethan hätte/so nimm 3. lebendige Krebse/stoß sie klein/druck sie durch ein Tüchlein/thue sie in ein Seidel Wein-Essig thue ein frisches Ey darein/wol untereinander geschlagen/in einem Topf zum Feuer gesetzt/stets wol umgerührt/biß es zum Sud kommt/alsdann laß es wol kalt werden/und gibs dem Patienten zu trincken.

Wie die Quinta Essentia, das Oel/die Tinctur, Extract, Pulver/Magisterium, und das Saltz daraus zu machen/besihe Herrn D. Sachsens Gammarologiam fol. 603. & seqq.

Die rechten Krebs-Augen/damit sie sehen/gepulvert/und dessen ein Qintlein oder 2. Scrupel/in warmen Wein oder Bier eingenommen/purgiren überaus gut/wie Diodeti l. 1. Panth. Hyg. c. 44. bezeuget.

Wer ein Gewächse/von den Medicis Hordeolum, von etlichen Werren genannt/in den Augen hat der salbe solches täglich/im abnehmenden Monden/mit den schwartzen Aederlein/so in des Krebsens Hälslein stecket/so wird es abnehmen/und endlich gar vergehen.

Die Krebsen lebendig in einen Hafen gethan/der glasirt/und hernach verlutirt ist/und in einem Ofen/nachdem das Brod heraus genommen worden/gedörrt und gepulvert/und nicht über ʒß täglich eingegeben/soll machen/daß eine schwangere Frau die Frucht zur Geburt bringe. Soll an vielen probirt und bewährt worden seyn.

Poterius in Pharmacop. Spagyricâ, sect. 7. §. 96. Ex intimâ chelarum tunicâ, cosmeticum insigne, digitis contritâ conficitur, scribit D. Thom. Bartholinus in Epist. ad D. Sachsium

Die Krebsschaalen haben die Krafft/gleichwie die Krebs-Augen/mit Rosenöl und Pomada vermischt/und sich damit geschmiert/heilen und trocknen die scharffen Flüsse und Kratzen der Haut/præserviren auch vor denẽ nachlassenden Fiebern; doch die junge neue Krebsschaalen sind besser als die alten/wie D. Becher in Zoologia fol. 35. bezeuget.

Eine treffliche Brand-Salben und Löschung für allerley Brand/sie kommen von allerhand Metall/Gold/Zinn/Eysen/Bley/Oel/Wasser oder Holtz/nützlich zu gebrauchen: Man nimmt zwey oder drey Pfund frische lebendige ungesottene Bach-Krebsen/zerstösset solche in einem Mörsel/und drucket das Wasser/so sie geben/durch ein Tuch aus/so hat man einen Krebsen-Safft: Hernach wann du nimmst drey Pfund reines Jungfrau-Hönig/drey Viertel Pfund Hauswurtzen/und neun Untzen des besten Rosen-Essigs/so nimm darzu des ausgepressten Krebsen-Sasstes 15. Loth/laß es in einem reinen Gefässe etwas kochen/und wann es kochet/so mische daran anderthalb Untzen Phlegmatis Vitriolis, das ist die wässerige Materi/so in rectificatione Spiritus Vitrioli abgezogen wird/koch es alsdann so lang (doch daß es allwege wol verschaume) biß es keinen Schaum mehr von sich gibt/und es etwas dünner ist/als Hönig pflegt zu seyn/so ist diese Brand-Löschung-Salben fertig.

Noch eine andere kräfftig heilende Brand-Salben mache also: Nimm 3. oder 4. Krebsen/brate sie in Butter fein hart/stosse sie darnach in einem Mörsel/und druck es durch ein Tuch in ein Gefässe/und schmiere den Brand damit/solcher heilet gewiß.

Sonst sind die Medici in diesem Stuck fast übereinstimmig/daß die Bach-Krebse den Leib nähren und befeuchten/darum Avicenna sagt/daß sie den abgezehrten von der Hecticâ und stechenden Fiebern abgematteten Menschen wol bekommen; und in diesem Fall sind die Bach-Krebsen viel kräfftiger/als die aus dem Meer gefangen werden.

Aëtius sagt/die gekochten Krebsen widerstehen allem Gifft; oder wann man sie lebendig stösset/ausdruckt/und mit Milch trincket.

Ægineta will/daß man den Safft davon mit Wein wider den Biß der Scorpionen und Vipern/trincken/und mit Milch zerstossen/auf den Schaden legen solle.

Das Wasser/darinnen die Krebsen gekocht sind/laxiret den Leib/befördert den Urin/und ist denen/wie Rhasis will/gesund/die ein Lungen-Geschwär haben.

Die Krebse zerstossen/und auf jeden ein Seidel Wasser gethan/und sich gegurgelt/solle wider das Halswehe/und die Angina dienen; mit Wein aber getruncken/sollen sie den Durchlauff stillen. Hippocrates will/man soll sie in Wein ersäuffen/und den Wein also trincken.

Gesnerus sagt: Wann einem der Harn nicht gehen will/sive propter calculum, sive propter stranguriam, so stoß einen lebendigen Krebsen in einem Mörsel/gieß Wein darauf/laß ihn also über Nacht stehen; den andern Tag druck den Safft aus/seyhe ihn/und gib das Lautere dem Krancken zu trincken. Man soll aber auch den Patienten/Rettich-Petersil-oder Meer-

Hirsen-Saamen und Pfersigkern unter das Trincken mengen.

Wann man den Krebs stösset und Pflaster-weise überlegt / so ziehet er Pfeil und Eysen aus den Wunden; zertheilet die Apostemen.

Wann den Weibern die Brüste geschwellen und entzündet sind / so stoß lebendige Krebsen / und leg solche über.

Item das Gliedwasser zu stillen / nimm einen lebendigen Krebs / dazu thue fünfzehen Rockenkörner stoß es in einem Mörsel gar wol zusammen / bind es darnach mit einem leinen Tuch über die Wunden / so bald es erwärmet / verstellet sichs bald.

Ein gutes Schwind-Sälblein mach also: Nimm lebendige Krebs / zerstoß sie wol / und drucks durch ein Tuch / darzu mische Blut von einem jungen Stier / und dann hernach Brandwein / Benedicten-Oel / und zerstossene Wachholderbeer / und mische es untereinander / so ists eine herrliche Salbe zum Schwinden. Jedoch daß du zuvor die schwindenden Glieder allwegen mit Brandwein und Saltz reibest; wann du diese Salben gebrauchen wilt / thue es acht Tage nacheinander / täglich zweymalen.

Krebsen mit Hasenschmaltz zerstossen / und übergeleget / ziehen eine Kugel / Pfeil / Dorn / und Spriessen aus den Wunden.

Wer von einem tollen und wütenden Hunde gebissen worden / der brenne Krebsschalen zu Aschen / thue darzu gleich so viel Pulver von Enzian-Wurtzel / vermenge es mit Hönig / temperirs und trincke es mit Wein; item man soll im Julio und Augusto in Fließwässern oder Bächen Krebse fangen / und dieselben lebendig in einen unverglasirten Topf wol verkleiben / zu Pulver und Aschen brennen / davon ein halb Loth schwer mit Theriac vermengen / und in laulichtem Scabiosa-Wasser trincken / und damit etliche Tage nacheinander anhalten

Für Schlangen und Spinnenstich gebrauche dich der Eyer / so die Krebs inwendig des Bauchs haben im Essen / auch auswendig übergelegt.

Wann die Schwindsüchtigen die Bachkrebse brauchen wollen / müssen sie im Vollmonden gefangen seyn. Wider die Gelbsucht soll man 50. kleine Bachkrebslein stossen und ausdrucken / und in so viel Schellkraut-Safft oder ausbrenntes Wasser mischen / und dem Krancken auf viermal zu trincken geben / Morgens und Abends zwey Tage nacheinander / darnach soll er sich in ein Schwitzbad von Schellkraut gedünstet setzen.

Die Schalen davon gedörrt und gepulvert / trocknen und heilen die flüssigen Schäden.

Cap. CI.

Von Fröschen / Kroten / Wasser-Mäusen und Eydechsen.

Die Frösche sind ein scheußliches und abscheuliches Thier / weil sie von den gifftigen Kroten allein mit der Farbe und glatten Haut unterschieden / die grünen werden auch von fürwitzigen Leuten auf die Tafel gebracht / das Hintertheil davon gehäutelt / ausgewaschen / mit Gries oder Mehl besprengt / und im Schmaltz gebacken / auch sonst auf andere Weise zugericht; Gesnerus aber sagt / sie seyen ungesund / und machen die jenigen / so es essen / bley- oder bleichfärbig; sonderlich soll man sie im Frühling (wann sie laichen) meiden. wohnen nur in süssen / nicht aber in gesaltzenen Wassern / daher auch keiner im Meer zu finden.

Wann im Frühling / gegen Abend / die Frösche sehr quacken und schreyen / so verkündigen sie (nach der Bauren Meynung) ein warm / gutes und fruchtbares Gewitter; Wann man die Frösche vertreiben will / soll man Verbasci vel juglandis folia ins Wasser hin und wieder streuen. Wirfft man aber Hyssop hinein / so vertreibt und verjagt man die Frösche. Teste P. Tylkowsky de re agrariâ. fol. 228.

Sie sind unterschiedliche Arten / unsere Wasser-Frösche verbleiben den gantzen Winter durch unter dem Wasser in ihren Löchern und Höhlen versteckt / kommen allein im Frühling herfür; im Frühling / so bald es anhebt lau zu werden / findet man ihr Froschlaich / wie kleine kristallirte zusammgepackte Kügelein / deren jedes inwendig ein schwartzes Düpflein hat / daß wird von den Apothekern und Frauen mit grossem Fleiß gesammlet / und unterschiedliche Salben und Artzneyen zum Kühlen daraus bereitet; man sagt / daß sie den Bienen / die auf das Wasser zum trincken kommen / gar aufsätzig sind; sonst soll ihre Speise allerley Kräuter / Würmlein / Koth und Schlam seyn; ihre Feinde sind der Hecht und alle Raubfische / die Krebsen / die Nachtvögel / als Eulen / Kautzen und Buhu / wie auch die Schlangen / vor allen Dingen aber die Störche und Raben / die sie allenthalben verfolgen / und wo sie solche antreffen können / rauben und auffressen. Die jenigen Frösche / so in Sümpfen und morassigen Wassern wohnen / werden für gifftig gehalten. Wer ihre curiose und eigentliche Beschreibung haben will / der besehe Rondeletium in lib. de palustribus c. 3.

Es ist ein gefrässiges Thier / wann man einem Frosch die Haut abziehet / und ein Stücklein davon / oder nur ein rothes Flecklein an den Angel macht / so beissen sie gern an / man fängt sie auch mit Bögen oder Armbrüsten / die an einer langen Stangen angemacht / und der Pfeil hat vornen einen eysernen Spitz mit Widerhaken / und ist mit einem Stricklein an den Armbrust gebunden / wann sie getroffen werden / bleiben sie am Pfeil / und der Pfeil am Bogen hangen / damit man sie heraus ziehen / abnehmen und den Bogen wieder spannen kan / ist eine Kurtzweil für junge Leute.

Rondeletius vermeynt / wann sie zu rechter Zeit gefangen sind / möge man sie in der Speise noch passiren lassen / und sollen den Schwind- und Dörrsichtigen wol bekommen / sonderlich wann sie in Copaun-Suppen gekocht werden / müssen aber aus Bächen und Flüssen / oder doch frischen Seen und Teichen gefangen seyn / im Majo und Junio sind sie am besten; vom Froschlaich-Pflaster ist droben im dritten Buch gedacht worden / kühlet / trocknet und zertheilet / vertreibt auch die hitzigen Gliederschmertzen.

Das Froschlaich aus fliessenden Bächlein ein wenig vor dem Neumonden aut in ipso Novilunio gesammlet / (wie D. Hartmannus in not. ad Crol.

bezeuget) auf 30. Jahr dauren / hingegen was man im Vollmonden nimmt / bald faulen und stinckend werden. In einem neuen eichenen Fäßlein / soll man auf das durch einen Sack geläuterte Froschlaich-Wasser je auf 40. Untzen allzeit von gebranntem Alaun ein Quintlein / oder bißweilen zwey thun / und also mag mans / ohn ferners destilliren / an ein kaltes trockenes Ort hinstellen / so bleibt es also übers Jahr und länger in ihrer Krafft und Wirckung.

Froschlaich im Martio im abnehmenden Monden gesammlet / und in einem gläsernen Alembico destillirt / selbiges Wasser dienet für den Brand und Entzündung / auch das Blut zu stellen / und das rothe Gesicht zu vertreiben / auch im hitzigen Podagra die Schmertzen abzukühlen. Dieses thut auch ein leinen Tuch drey oder viermal im Froschlaich eingetunckt / und wieder getrocknet. Dieses folgende soll eine Kunst seyn / wider den aufwerffenden Wurm: Gehe und suche Froschlaich / nimm sie mit samt dem Wasser / thu es in einen Hafen / und salbe das Pferd damit / es ist probirt und hilfft wol; man muß es dem Pferd alle Tage fünffmal thun / so lang biß der Wurm vergehet / laß das Pferd vorhero an der Sonnen stehen / biß es warm wird / dann wasch es damit.

Seltzam ist / daß es bißweilen Frösche regnet / welches aber eine Anzeigung und Vorbot einer nicht allzu gesunden / sondern überbestellten und nicht recht temperirten Lufft billich zu halten ist / sonderlich / wann es (wie bißweilen geschihet) Kroten regnet.

Dioscorides sagt / daß die Frösche mit Saltz / Oel / oder Butter gegessen / wider aller Schlangen Gifft ein Antidotum seye / wann man auch die Suppen / darinn sie kochen / trincke; diß soll auch die Hüsten vertreiben! im Essig und Wasser gekocht / und das Maul mit ausgespühlet / soll es die Zahnschmertzen lindern.

Das Fette davon / wie Fioravanti lib. 4. cap. 70. del Tesoro della vita humana schreibet / soll den Aussatz vertreiben / wann man sich damit salbet / und leichet wunderbarlich den vom Feuer oder siedenden Wasser entstandenen Brand / den es auch ohn alle Masen heilet. Und dieses Fette mit Myrrhen / Brandwein / Aloë und dem Safft von der Brassica marina oder Soldanella zerlassen / und zu Pillulen formirt / sind so kräfftig / daß ein oder zwey Scrupel davon etlichemal gebraucht und eingenommen / einen Wassersüchtigen bald heilen sollen. Und sagt gedachter Author / er habe davon viel Proben an unterschiedlichen Orten gesehen / wo er diß Mittel gebraucht habe.

Das Journal des Scavan de Anno 1677. fol. 191. saget / daß von den Fröschen das Fette / die grossen Schmertzen der gultnen Adern wol und gut lindere; in die Ohren eingetreufft / soll es die Taubheit wol curiren.

Die grünen Frösche in Oel gesotten / sollen die Halsgeschwär und Entzündungen der Gurgel heilen / wann mans damit salbet.

Das Wasser / so aus Fröschen destillirt worden / soll die Gliederschmertzen sehr lindern; auch wann man lebendige Frösche aufleget / und immer mit frischen abwechslet; der Aschen von den gebrannten Fröschen soll das Geblüt stillen; mit weichem Bech vermischt / und auf die Glatzen gestrichen / soll machen das Haar wieder wachsen. Für die hinfallende Kranckheit und Frayß / schreibt Antonius Guainerius, soll man am Frosche den Rucken aufschneiden / die Leber da heraus nehmen / in Kohlblätter eingewickelt aufdörren / pulvern und in gutem Wein auf den Paroxysmum zu trincken geben / und zum andern paroxismo (wanns am ersten nicht hilfft) wiederholen. Diß soll auch / nach Mizaldi Zeugniß / wieder das viertägige Fieber helffen: Wer unsaubere krätzige Hände hat / wasche sich im Frühling mit Froschlaich / und laß es von ihm selbst trocknen werden; ein leinen Tuch darinnen etlichemal genetzt / und allzeit wieder getrocknet / unter den Sattel gelegt / lässet ein Pferd nicht bald auf drücken; thut man im Mertzen das Froschlaich in einen Hafen / und vergräbts an einem sonnichten Ort unter die Erden / da wirds zu Wasser / das läutert man / damit kan man den Wurm an Leuten und Viehe tödten.

Das Blut von den Laubfröschen auf die ausgerupfften Haar subtil gestrichen / macht / daß sie nimmer wachsen. Das Pulver von diesen Fröschen soll alles Blut stellen.

Obwol die Krotten zwar ein vergifftes und häßlich Thier / sind doch viel Sachen davon gut in der Artzney zu gebrauchen; das hindere lange Schinbein von einer gedörrten Kroten soll gut seyn für die Schmertzen der Zähne / damit angerührt / wie Cardanus will. Der gantze Leib aufgedörrt / und auf gifftige Beulen gelegt / zieht das Gifft in sich; wieder die Hæmorrhoides, oder die guldene Ader / wann sie sehr schmertzen / soll man den Aschen von gebrannten Kroten auflegen / das nimmt die Wehen und heilet. Baricellus in hortulo geniali sagt / wann man härige Ort / mit einem Wasser wäschet / darinn eine Krot biß auf das Drittel gekocht hat / solls den Leib gantz glatt und Haarloß machen. Mizaldus sagt / wann man den Krotenstein haben will / soll man eine grosse Gartenkrot in ein Vogelhaus / das unten mit weiten Sprüsseln vermacht ist / und besser untenher ein rothes Tuch hat / einschliessen / und soll sie an die heißscheinende Sonne etliche Tage lang setzen / und da soll mans so lang mit Durst und Hitze abquälen / biß sie den Stein fallen lassen / der durch die weiten Sprüssel von dem etwas entferneten Tuch aufgefangen / nicht mehr von ihr könne erreicht und verschluckt werden. Doch sagt er / sey besser eine Krot in einen durchlöcherten Hafen vermacht / und in einen Ameißhauffen eingegraben / so werden sie das Fleisch alles rein auffressen / und werden allein die Beine und der Stein überbleiben / (& addit) wie es offt von uns und andern ist versucht worden. Gesnerus aber hält dieses vor Betrug / und vermeynt / der so genannte Krotenstein habe allein seinen Namen / daß er dem Gifft widerstehe / und sey ein Gesundstein ex genere gemmarum, weil er / auf die Geschwulst / von gifftigen Thieren verursacht / gestrichen / das Gifft / ausziehe / und den Schaden heile.

Butlerus Hybernus (teste Helmontio in tumulo pestis) jusserat, Bufonem magnum mense Junio post meridiem captum tibiis suspenderem, prope focum, illiq; subtenderem patinam è cerâ flavâ, tandem à triduo suspensionis, Bufo evomuit terram, & aliquod insectas ambulantes, nimirum muscas, nitentibus alis, subviridi colore quasi deauratis, mox autem à vomitu Bufo obiit, nec ante triduum evomuit, licet pronus penderet. dixit autem mihi, quod satis remedii haberem, curandis 40. millibus peste correptorũ,

promisitq; se mihi ostensurum rei cardinem, sed repente in exilium proscriptus, abiit. Saltem ego has sordes vomitu rejectas, itemq; exsiccatum Bufonis cadaver, separatum in pulverem tundi jussi, & cum Tragacantho trochiscos formavi, quibus feliciter sum usus, tam ad præcautionem pestis, quàm ejusdem sanationem. Dein Julio mense, decrescente Lunâ veteres Bufones cepi, quorum oculi scarebant, albis vermibus, nigrisque capitibus prominentes, adeò ut uterque oculus totus in vermes transformatus esset. Fortassis quinquaginta numero, in singulo oculorum foramine vermes erant, densè compacti, quorum capita formis eminebant, & quoties aliquis egredi vel prominere conaretur, statim Bufo, appositâ manu egressum vetabat, hos autem Bufones, ad vomendum coactos, (ut dixi) per suspensionem repeti dare es cellentissimum Zenexton, vermes autem in patinam ceream deciduos, simulque cum eo quod ante vomitum rejecit, in trochiscos parvulos redegi, addito cadavere Bufonis, & cereâ patinâ, gestati autem trochisci ad mammam sinistram, arcebant contagium, & loco infecto alligati, statim virus extrahebant, erantq; trochisci promptiores & validiores, si in usum quotidie recidissent, quàm recentiores, & reperi amuletum hoc pro peste validissimum.

Die Wassermäuse sind nicht weniger den Wassern und Fischen ein sehr schädliches Thier / weil sie sich (wie alle Mäuse) sehr hefftig vermehren / sie wohnen gern am Ufer der Bäche in den Löchern / werden auch offt die jenigen / die Krebse fangen wollen von ihnen in die Hand gebissen; sie fressen allerhand kleine Fischlein / als Grundel / Kreßling / Pfrillen / und die junge Brut von Hechten / Karpffen / Barben / und können einen gantzen Bach öde machen / fressen auch sonst allerley Kräuter und Früchte / wie die andern Mäuse / durchschwimmen grosse Wasser / sub caudâ tria foramina habent, unum egerendæ urinæ, secundum merdæ, tertium geniture causâ. Sie werden / wo es grosse Hechten gibt / offtermals von ihnen gefangen und gefressen.

Der Eydechsen sind zweyerley Geschlecht der grünen und der grauen / wiewol auch theils aus diesen beeden Farben vermischt sind; Etliche halten die grüne Art für das Männlein, und die graue / für das Weiblein glauben auch / sie lauffen allezeit / oder doch meistentheils paarweise; man vermeynt / der Schwantz wachse wieder / wann er ihm abgeschnitten wird / müste ein Art seyn / wie den Krebsen die Scheeren wiederum zu wachsen pflegen. D. Gesner sagt / es solle die Erfahrung bezeugen daß dem Eydechsen / wann ihm ein Aug ausgestochen oder geblendt wird / solches in kurtzer Zeit wieder wachse / ob schon diß Thierlein also eingeschlossen werde; sie wohnen in Löchern / Steinhauffen und wüsten dornichten Orten / fressen Schnacken / Fliegen / Heuschrecken / Grillen / sonderlich sind sie den Bienen aufsätzig / lassen jährlich die Haut abstreiffen / wie die Schlangen; wann man ihr Fleisch den Falcken und Raubvögeln in der Maus gibt / so sollen sich ihre Federn viel geschwinder vermausen. Er ist deß Menschen guter Freund / lecket seinen Speichel auf / wo er den selben findet / und wann eine Schlangen sich dem Schlaffenden beynehet / wecket er den Menschen auf / als wolt er ihn für Unglück warnen. Auch erzehlet Camerarius in seinen Memorabilibus, centuriâ 8. num. 57. item Joh. Schenkius, Observationum lib. 3. observ. 131. daß Christoph. Trutwein, ein Patricius von Hagenau, als er lange Zeit an einer desperaten Wassersucht zu Hause darnider gelegen / und er deß faulen / müssigen und siechen Lebens verdrossen / von einem schönen heitern Tage bewogen / sich durch die Seinigen in einen nächsten Garten bringen lassen / auch als er dahin kommen / von Müdigkeit und wenigen Kräfften abgemattet / sich an die scheinende Sonne niderlegt / und daselbst von einem tieffen Schlaff sey überfallen worden / und weil er das Hemmet vornen zimlich weit offen gelassen / sey ohngefähr ein grüner Eydechs hinein kommen / und auf seinem blossen und aufgeschwollnen Bauch / die gantze Zeit seines Schlaffs / herumgewandelt und umgekrochen / und als er eine Stunde hernach aufgewachet / von seiner Ligerstatt sich wiederum aufrichten wollen / und etwas kaltes am Leib sich rührend empfunden / und als er endlich deß guten Freundes, deß Menschen / nemlich deß Eydechsens / gewahr worden / hab er ihn gesund und unbeschädigt von sich gelassen; von dieser Zeit an / hat sich alle diese wassersüchtige Geschwulst / mit Verwunderung ohn einige fernere Mittel / innerhalb wenig Tagen verzogen / und hat besagter Trutwine seine Gesundwerdung / nächst GOtt / diesem Thierlein / mit ungezweiffelter Meynung / zugeschrieben. Q. Serenus Sammonicus bezeuget / daß der Eydechsen Blut die Wärtzen heile / mit folgenden Versen:

Interdum existit turpi verruca papillâ,
Et poterit vitium hoc, sanguis curare lacertæ.

Mit Nattern / Kroten / und andern gifftigen Thieren haben sie offt einen Streit / fallen solche aber am liebsten an / wenn ein Mensch in der Nähe ist / weil sie hoffen / er werde ihnen wider ihren Feind zu Hülffe kommen. Wann man von deß grünen Eydechses Gall eines Apfeltragenden Baums Stammen beschmieret / so sollen dieselbigen Aepfel weder faulen / noch wurmstichig werden. Es sind aber dieser Thierlein mehr denn eine Art zu finden / als Wasser-Eydechs oder Wasser-Mölchen / Salamandræ oder Mölchen Scincus, Stellio, Chamæleon. Davon die Naturkündiger hin und wieder zu besehen.

Cap. CII.

Von den Schlangen und Nattern.

Etliche von unsern Medicis halten dafür / daß der Gebrauch von unsern Nattern gleich so gut und bewährt sey / als von den Welchen Vipern. Das Schlangenpulver zu machen lährt die Medulla destillatoria & Medica also: Man soll wann man der Schlangen die Haut abgezogen / den Kopff und den Schweiff wegwerffen / die Feisten von dem Ingeweid abnehmen / und es besonders für eine sonderliche Augen- und Ohren-Artzney aufheben. Das andere mit Wein ausgewachsene Fleisch samt dem Hertzen und der Leber / wird in gelinder Wärme ausgetrocknet / oder in Balneo Mariæ die Feuchtigkeit davon abgedistillirt / und darnach klein gepulvert.

Die Italiäner machen es also: Nachdem sie den Schlan-

Schlangen das Gifft genommen / ziehen sie ihr die Haut ab / hauen die Extrema weg / werffen das gantze Fleisch beyseits / und behalten allein das Hertz und die Leber / darzu die Beinlein und Gräten / die sie in sich als Gelencke zusamm gefüget haben / diß alles dörren sie / muß aber nicht verbrennt seyn / so hart / daß man es in einem Mörser stossen kan / und machens hernach zu Pulver / ist ein Universal-Recept contra omnis generis venena, wider allerley Gifft. Man nimmt dessen auf einmal so viel / als man auf einem guten Messerspitz fassen kan / in einem Trüncklein Wein / oder nach Gelegenheit in Wein-Essig / oder andern vehiculis appropriatis, und schwitzet recht darauf; man hat es offt probirt / an Hunden / Tauben / Hünern und andern Thieren / daß man zweyen gleichen Thieren vom Mercurio sublimato, oder Arsenico gleiches Gewichts eingegeben / und welchem Thier darauf diß Gifft-Pulver ist beygebracht worden / das ist davon kommen / das andere ist gestorben.

Ludwig Heinrich Lutzen in seiner Ophiographia fol. 90. macht das Alcahol oder Schlangenpulver also: Nimm Natern / im Frühling gefangen / streiff ihnen den Balg ab / das Ingeweid / Kopf und Schweiff thue beyseits / allein den Leib samt dem Hertzen / Leber / und der Zungen (nachdem der Leib vor mit Wein abgewaschen) dörre / mach es zu Pulver / gibe es; einem halbjährigen Kind biß auf zwey Jahr / gib 10. oder 15. gran, von drey Jahren biß auf 6. oder 8. Jahr von 18. biß auf 24. gran; einem Jüngling / der noch wächset / ein halbes Quintlein; einem alten ausgewachsenen Menschen von 40. biß 50. gran, oder in einer Noth auch ein gantzes Quintlein in einem starcken Wein / Malvasier oder Suppen; es dienet wider aller gifftigen Thiere Biß und Vergifftungen / wider die Pest / Schwind- und Wassersucht / wider alle Flüsse / wider die Frantzosen / Krebsen / Aussatz und alle böse Feuchtigkeiten / so zwischen Haut und Fleisch stecken / ist auch gut wider die Ungarische Kranckheit / hitzige Fieber / und gefährliches Seitenstechen.

Die Medulla destillatoria lehret auch / wie man sie fangen soll / also: Nim wahr den Ort / wo die Schlangen ist / die du fangen wilt / und hab ein neugebacken Brod aufs heisseste / als aus dem Ofen kommt / brich die Rinden davon ab / und lege alsdann die Krummen also warm / nicht weit von der Stelle / wo sich die Schlange aufhält / daß der Geruch von dem Wind auf sie getrieben werde; wann sie nun solchen empfindet / eilet sie mit grossem Verlangen dazu / lässt ihren vergiffteten Angel der Zungen im Brod stecken / daß sie damit fest bleibet / und ihn nicht wieder heraus ziehen kan / alsdann muß man gleich mit einem Spitzzängel oder andern Instrument gefasst seyn / und ihr den Angel damit abnehmen; auch ziehe man Handschuhe an / und greiff die Schlange nur freudig an / so mag man kühnlich / ohne einige Gefahr / nach seinem Willen mit ihr handeln / und sie kan einen durch ihr Stechen nicht mehr verletzen / oder beschädigen.

Lutzen sagt in seiner Ophiographia fol. 15. Wer Schlangen- oder Vipern-Fleisch isset / und vorher / seu aetatis, seu complexiones incommodo, impotens gewesen / der werde kräfftig dardurch gestärcket. P. Borellus Cent. 4. Observat. 95. sagt / es sey in Franckreich ein Ort 5. oder 6. leucis von Castris oder Chastres entlegen / am Wege / wo man nach Montpelier reiset / daselbst werden die Schlangen ohn allen Schaden von den Leuten gegessen / und auch den Wandersleuten gekocht fürgetragen / und sie nennen solche Zaun-Aalen; sagt auch / diejenigen / so sie essen / werden nie schädicht / und wo sie es vorhin wären / heilen sie sich damit aus.

In Teutschland werden die Vipern mit grossen Unkosten von reichen Leuten gekaufft / mit Waitz oder Gersten gesotten / den jungen Hünern oder Capaunen zu fressen gegeben / die damit gemästet / mit grossen Nutzen von dergleichen Leuten gegessen werden. Man glaubet / wann eine Haus-Nater sich in einem Viehstall aufhalte / solle selbiges Vieh zur Zeit deß Unfalls keinen Schaden leiden.

Das Schlangen-Haupt mit samt der Zungen gedörrt und an Hals gehangen / soll wider das drey- und viertägige Fieber ein treffliches Amuletum seyn; auf die Scheitel gelegt / soll es die Flüß und Catharr austrocknen / und den Kopfwehe mildern; auf das Hertzgrüblein gehenckt / soll es die Melancholie vertreiben; auf eines wütigen Hundes Biß / oder andere gifftige Wunden gelegt / soll es das Gifft aussaugen; wann man die Zungen heraus reisset / soll mans mit blossen Händen nicht anrühren / es muß aber die Zunge von der noch lebendigen Schlangen genommen / und hernach fein an der Lufft / daß die Sonne nicht drauf scheine / getreuget werden; einem Menschen / der innerlich gifftige Apostemata hat / bey dem Hertzen aufgebunden / oder sonst über einen Pest-Beulen gelegt / ziehet sie das Gifft ohne Eröffnung der Haut heraus / daß man es Tropffenweise daran hangen sihet / welches man / wann mans gewahr wird / stets abwischen / und die Zungen wieder überlegen soll / biß so lang kein Tropffen mehr erscheinen / alsdann ist der Patient deß Gifftes befreuet.

Wer die gekochte Leber der Schlangen isset / wird von keiner andern Schlangen angegriffen oder beschädigt; den schwangern Weibern / wann sie in schweren Kinds-Nöthen ligen / soll man die Gall von einer Schlangen ins Trincken hängen / und ein wenig davon trincken lassen / das erlediget sie gleich; item / das Schlangenschmaltz inunctum umbilico difficulter parturientis, infantem commodè & feliciter prodire facit.

Idem efficiunt exuviae, quas serpentes spontè exuunt, parturientis ventri aut collo circumligatae, easdem ferunt dextra pugnatis applicatas victoriam conciliare, quod potius superstitio est, weil der Sieg allein von GOtt zugewarten.

Item ein bewährtes Stuck / in kurtzer Zeit lange Haar wachsen zu machen / daß sie schön goldfärbig und weich werden / wie eine zarte Seiden: Nimm destillirtes Hönigwasser / darzu vermische Himmelbrand-Wasser / und löse darinnen Natterschmaltz auf / bürste die Haar alle Tage damit / und laß es von sich selbst trocken werden / so wirst du Wunder sehen deß schnellen Wachsens und Schönheit der Haar; auch ist diß Wasser eine fürnehme und bewährte Artzney zu den Augen / sänfftiget ihre Hitz und Geschwulst / nimmt hinweg die Röte / Hitz / Entzündung / Geschwär und Triefung der Augen / verzehret darinnen die Nebel und wässerigen Felle / heilet auch die mit Grind und anderer Unreinigkeit versehrten Augenwinckel.

D. Wedel in Miscellaneis curiosis anni secundi Observat. 125. sagt von dem Natter-Schmaltz also: Pinguedo viperarum singulare est Ophthalmicum, eâ vel palpebra illinitur, vel quod melius est, cum pennâ scriptoriâ mundâ, inferius obtusè resectâ, gutta una vel altera, in ipsum oculum derivatur; medicamentum est divinum, & secretissimum, in affectibus oculorum plerisque, inprimis verò, ubi unguiculus unus vel plures (Stifftlein) se prodit, idque vel dicto modo exhibitum, vel prius leniter calefactum; demulcet acrimoniam, lenit, abstergit, consolidat, ut nihil suprà! hâc ipsâ sæpissimè, unguiculos & tubercula brevissimo tempore abegi, tubedinem discussi, & aliis affectibus opem tuli; vulneratis oculis præsentaneo est auxilio, à variolis residuis in oculo maculis, nubeculis, & unguibus unicè medetur. Hoc autem imprimis peculiare & curiosum est, quoties instillatur oculo, brevi post tempore instar butyri albi, purisé effluit materia, vel, quod humores acescentes & acres, hoc modo quasi salino pinguedinis fermento præcipitantur, vel quod eadem omnem amurcam sine mordacitate abstergit & educit. J. R. Camerarius in Cent. 4. memorabil. §. 38. Wann man das Haubt von einer Natur in einem Tüchlein an dem Halse henckt/ oder mit einem Carmesin-rothen Seidenfaden/ eine Nattern strangulirt/ und denselbigen Faden um den Halse bindet/ soll es in der Angina, und andern Zuständen der Gurgel/ eine wundersame Hülffe und Linderung bringen.

Ludwig Heinrich Lutzen in seiner Ophiographia cap. 7. fol. 40. sagt also: Die Soldaten kauffen einen neuen Degen/ um das Pretium, wie es ihnen gebotten wird/ nehmen hernach eine Zunge von einer Nattern/ die mit blosser Hand nicht ist berühret worden/ lassen am Ende deß Degens/ nahend bey dem Gefässe/ ein Finger-langes Krüsel hinein feilen/ etwan eines halben Gran tieff/ darnach nehmen sie eine Natter-Zungen/ so noch vor St. Georgen-Tag einer lebendigen Nattern heraus/ nicht mit blosser Hand/ ist gerissen worden die & horâ Martis, aut Solis, præcipuè Marte in conjunctione aut trigono cum Sole aut Jove existente, thun die Zungen in die Klumsen hinein/ und lassens den Schwerdfeger mit Eisen wol und genau vernietten/ daß nichts davon kan gesehen werden; inwendig in die Handhab/ vermachen sie einen von sich selbst abgestreifften Naterbalg/ oder linteolum menstruo virgineo imbutum, und meynen auf diese Weise/ sollen sie in allen Kämpffen und Duellen unüberwindlich seyn. Die Fuhrleute und Land-Gutscher/ verflechten in ihre Peitschen zwey oder drey solchen Zungen/ und glauben/ ihre Pferde sollen starck und kräfftig davon werden; wann solche trincken/ hangen sie diese Peitschen ins Wasser/ so soll ihnen keine Nähe noch andere Kranckheit begegnen. Die Reuter vermachen diese Zungen in ihre Sporen/ oder in den Zaum; die Botten/ damit sie nicht müde sollen werden/ vermachen diese Zungen mit Beyfuß-Kraut und Eychen-Blättern in ihre Strümpffe; die Waidleute und Schützen/ vermachen diese Zungen in ihren Bürströhren/ oder wann sie Kugeln giessen/ so thun sie gedörrtes oder getrocknetes Natternblut darunter/ oder sie stechen den Nattern die Augen aus/ thun alsbald frische Erbeis/ so wol in die Augenlöcher als in den Mund/ und vergrabens also in eine feuchte fruchtbare Erden/ damit die Erbsen daselbst mögen aufgehen; wann sie nun neugewachsene Erbeis bekommen/ und Kugeln zum Bürsten (Sole in Virgine aut Sagittario versante) giessen wollen/ thun sie in eine jede Kugel eine Erbeis/ und vermeynen also das Wild leichter zu finden/ und glückseliger zu fällen; auf die Scheiben zu schiessen/ lassens die Augen der Nattern bey dem Absehen hinten/ und bey den Fliegen vornen vermachen/ die Natern-Zunge aber bey dem Anschlag/ wo sie das Rohr an den Backen setzen/ und hoffen also der Scheiben nicht zu verfehlen. Ich halte aber dieses alles vor Gauckelwerck/ und lauter Aberglauben/ daß sich solches mit guten Gewissen nicht thun lasse/ weil auch bey etlichen eine Species furti mit unterlaufft/ daher viel rathsamer zu unterlassen/ als zu practiciren.

Marcus Gatinaria schreibt bey Mizaldo de Secretis hortorum lib. 1. cap. 11. fol. 20. also: Cum serpens hominis dormientis corpus per os invasisset, frustra aliis multis adhibitis remediis, præ omnibus præsentissimum fuisse, veteramentorum de coriis fumum ac nidorem, infundibulo haustum & exceptum, nam cum primum immanis fera (erat enim vigera prægrandis) fumi nidorem præsensit, visa est à circumstantibus egredi per Anum, magnâ omnium admiratione.

Hollerius schreibt/ wann man eine Wasser-Natter bey dem Schweiff aufhänget/ und ein Geschirr voll Wassers untersetzet/ so soll sie nach etlichen Tagen einen Stein von sich geben/ der/ wann er ins Wasser fället/ alle das Wasser austrocknet; dieser Stein an eines Wassersüchtigen Bauch gebunden/ ziehet alles Wasser von ihm/ und erledigt ihn von der Wassersucht. Galenus lib. 1. cap. 1. de simplici medendi facultata, erzehlet/ daß ein Aussätziger von einem Wein/ darinnen eine Nattern ersoffen/ als er solchen getruncken/ sey gesund worden; da er dann dergleichen Exempel mehr einführet.

Den weissen Schlangen/ sagt die Medulla destillatoria, wächset ein Körnlein auf ihrem Haupt/ und ist anzusehen gleich wie eine Königs-Kron/ und als wäre es von Bein/ sihet auch schön weiß/ ist etwas schwer/ und wann man es gegen die Sonnen/ oder einem Liecht hält/ so ist es gleich wie durchsichtig; die Schlangen streiffen es im siebenden Jahr mit samt dem Balg ab/ unter einer Haselstauden/ da Misteln darauf wachsen/ darunter sie auch samt dem Balg gefunden wird; seine Tugenden sind: wer es bey sich trägt/ den præservirt es (nächst GOtt) für allem Gifft und Zauberey/ und ist das höchste Præservativ wider die Pest in Sterbens-Läufften/ verhütet die Apoplexiam, und macht dem/ der es bey sich trägt/ ein scharffes/ hell und lauters Gesicht/ und præservirts für aller Blödigkeit und Dunckelheit biß ins höchste Alter. Ich lasse aber alles in seinem Wehrt und Unwehrt bleiben/ und den vernünfftigen Leser darüber judiciren.

Cap. CIII.

Von den Muscheln und Austern.

DEr Muscheln gibt es so wol an den grossen / als kleinen / so wol an den fliessenden / als stehenden Wassern / derer zwar ein mercklicher Unterscheid / indem etliche zu essen / etliche aber nicht; etliche haben glatte / etliche rauhe Schalen / etliche / und zwar deren gar an wenig Orten / führen Perlein / etliche aber / die meisten zwar / keine / etliche sind klein / etliche mittelmässig / etliche groß / theils sind etwas rundlicht / und theils langförmig; sie sind gern in lettichten mit Trübsand vermischten Flüssen / Seen und Teichen / sie werden sehr von den Krebsen aufgefressen / und wie die Naturkündiger schreiben / geben sie acht / wann sich solche öffnen / und im Schlamm fortkriechen / stecken sie von hinten ein Steinlein zwischen den Schalen / daß sie solche nicht feste zusammen schliessen können / und vermittelst dieser Arglistigkeit / fressen sie die Muschel aus den Schalen / das sind aber vielleicht nur die zarten Austern / die man an den Seekanten findet; ob sie aber auch unsere Muscheln fressen / habe ich noch nicht in Erfahrung gebracht / das ist jedoch wahr / daß man gar viel lähre voneinander getheilte Muschelschalen allenthalben an den Ufern der Wasser findet / die zweifelsohne theils müssen ausgefressen worden seyn. Diß wäre leicht zu versuchen / wann man nur solche / an statt der Frösche / den Krebsen an die kleinen Stäblein anquerdern möchte / zu erfahren / ob sie solche angreiffen oder nicht.

Die Perlen-Muschel weiß ich nicht / ob sie auch in unsern Ländern zu finden; im Passauerischen Bisthum und in Bayern gibt es viel / werden aber mit so grossem Ernst von der hohen Obrigkeit verbotten / daß auch Galgen neben den Wassern aufgerichtet sind / die jenigen abzuschrecken / die sich / solche aufzuklauben / ohne Befehl und Erlaub unterstehen würden. Die Perlen werden allein zu gewisser Zeit im Jahr gefunden / um diese Zeit fast / wann die Krebse ihre Augen haben / hernach findet man das gantze Jahr nichts bey ihnen / so wenig als an den Krebsen; die man im wachsenden Monden samlet / sollen vollkommener seyn / als die im abnehmenden / wie dann diß aller Muscheln / so wol als der Austern / natürliche Eigenschafften seyn / daß auch ihr Fleisch mit dem Monden zu- und abnimmt. Die Perlen / so in diesen Ländern gefunden werden / geben an der Grössen den Orientalischen nichts nach / ja übertreffen sie offt / aber an den Wassern und Glantz mangelt es ihnen meistentheils; und ob man wol vielerley Künste brauchet / ist doch nicht wol möglich / sie also zu verschönern / daß man den mercklichen Unterschied zwischen ihnen / und denen / die aus Indien gebracht werden / nicht kennen solle. Ob sie vielleicht allhier keinen so kräfftigen Sonnenschein / und so reine heitere Lust / so purificirten Thau und so subtile Nahrung haben / daher auch nicht so wol durchzeitigen können / welches aber wol zu glauben.

In Böhmen werden auch fürtreffliche Perlen gefunden / wie P. Bohusl. Balbinus in seinen Miscellaneis Regni Bohemiæ cap. 29. fol. 73. lib. 1. bezeuget. Eæ Margaritæ, quæ in Bohemiâ (sagt Anselmus de Boot lib. 1. de gemmis cap. 37.) propè Horazdioviciuin, Strakonicum & Rabi arcem colliguntur, mihi cæteris præferri posse videntur; vidi ego nonnullas, quæ vix ab Orientalibus discerni possent. Id unum in illis reprehenditur, quod albiores sint Orientalibus; nam illæ argenteum, hæ lacteum candorem præ se ferunt. Diß bekräfftiget auch Schröderus Pharmacop. Medico Chymicæ lib. 3. cap. 7. Er habe mit seinen Augen Perlen gesehen / die näher dem Silber als dem Milch-Glantz sich genähert / und die auch mit den Orientalischen die Waag hätten halten können. Und Gesnerus lib. 4. C. de Margaritis sagt also: Es ist ein Fluß in Böhmen / der bey dem Dorff Hussinecz vorbey rinnet / worinn Föhren oder Forellen und grosse Steine häuffig zu finden / darinnen die Anwohnende grosse Menge von den Muscheln in Sommer heraus sammlen / davon sie theils reiffe und glänzende Perlen heraus nehmen / die man auch in Ringe zu fassen pfleget / theils aber unreiffe / die den Medicis dienen; die unzeitigen lassen sie bißweilen die Endten verschlingen / und wann sie von ihnen kommen / werden sie heiterer aufgelesen. Wann sie solche heraus nehmen / lassen sie keine Lust daran gehen / sed illicò ore excipiunt, saliva enim ablutæ, constantius splendorem servant.

Die Watava oder Wotava übertrifft an dieser Perlen-Fischerey alle andere Böhmische Flüß / sagt Balbinus; auch sagt er ferner im folgenden Blat: Dieses wird im Julio und Augusto fürgenommen / wann es hell Wetter ist / Morgens und Abends; Ich will aber seine selbsteigene Wort anführen: Admiratione plenissimum illud est, quod ipse notavi (nam mea me felicitas non semel ad gemmiferas illas piscationes adduxit) conchas profluenti redditas, & temerè, quò libuit injectas ac per alveum sparsas, die mox sequenti, velut si viderent ac noscerent suas (licet incertissima sit earum vita) rediisse tamen, & collectas in cummulum, more suo, in orbem dispositas bubuisse, idque ego ut experirer magis, quasdam sparsi, & ad socias adrepsisse, intra unum alterumve diem, animadverti. Capiuntur retibus ex navicula demissis, & ad siccam ripam, in molli cespite deponuntur, has periti examinant, quasdam ad primum adspectum rejiciunt, utpote formosas, sed steriles, aut juvenes, suspectas de gemmis, unum in locum collocant & ferro obtusiore (nam cultros quis nisi insanus adhibeat? mori enim matrem, si læderur, contingit) (quasi parvâ forcipe apprehensa; earum posteriori parte leniter rimam deducunt & inspiciunt; facilè enim unio videtur, & quamvis non videas, si vel leviter concutiès, excidunt & colliguntur. Immaturi sunt, qui nigrescunt aut rubescunt, candidi & argentei qui maturuerunt. In alveo sæpè reperire contingit pulcerrimos, qui scilicet maturati, exciderunt matribus conchæ exinanitæ alveo & flumini redduntur, vivæ, atque iterum pariturae; man muß sie nicht mit Gewalt aufschlagen. Sagt auch P. Balbinus, er habe diß in acht genommen / daß die schönen glatten Muscheln meistentheils lähr sind / die schüppichten und unebnen aber / meistens mit Perlen schwanger sind; es gibt unter den

Böhmischen Perlen / deren jedwederes um 20/30. und mehr Ducaten sind verkaufft worden. Graf Ignatius von Sternberg hat zu Horasdiovviz aus dem Fluß Watava zwey Perlen bekommen / die von den Gioiellieren um 1000. fl. sind geschätzt worden.

Folgende Kunst die Perlen zu reinigen / wann sie gelb sind / erzehlet Joh. Prævotius in Secret. Remediis, und sagt / es sey eines Hertzogen von Mantua Kunst: Das Perlein muß in ein Glas also gehangen werden / daß es gantz frey sey / und weder den Boden / noch die Seiten anrühre / wann der Glasdeckel oben ein kleines Löchlein hat / kan es desto füglicher geschehen / an desselbigen Glases Boden aber / muß seyn Mercurius Hispanicus purgantus, daraus muß man das Glas allenthalben wol verwahren / & fiat lenta sublimatio, durch gar laulichten Aschen / biß das Perlein die weisse gläntzige Farb an sich nehme.

Item auf eine andere Weise / sagt erstgedachter Author / die Perlein weiß zu machen: Nimm Marmel und gebrannte weisse Bein von einem Kalb / pulverisier alles klein wie ein Mehl / leg dieses Pulver auf ein weisses Fell / und die Perlein darein / und reibe sie also wol damit / so sollen sie sehr weiß werden.

Und Ludov. Mascardi in seinem Muséo lib. 3. c. 16. sagt: Daß die Perlein mit dem Alter ihr Gewicht verlieren samt dem Glantz / darum soll man sie mit Reiß / der mitten voneinander geschnitten wird / und mit Saltz reiben / so bekommen sie die erste schöne Farb wieder. Diß ist genommen ex Miscellan. Curios. Anni 2. Obs. 188. fol. 282.

Unsere Muscheln / die wir haben / werden zwar von etlichen gegessen / und haben ein gantz weisses Fleisch / sind aber hart zu verdäuen / und machen ein kalt / arges und schleimichtes Geblüt / treiben den Harn. Die Schaalen wird auf Kohlen gebrennt / die äussere grosse Haut abgeschaben / das Weisse gestossen / mit Ingber und Chalcanth in gleicher Dosi gemengt / und den Pferden / die ein Fell bekommen / in die Augen geblasen. Die kleinen Muscheln werden in der Speise für besser gehalten / als die grossen / sollen denen Wassersüchtigen gesund seyn. Ich halte sie am gesündesten / wann man sie nicht isset / weil sie doch kein gut Geblüt machen / die Concoction deß Magens verhindern / und viel Cruditäten und Schleim gebähren.

Bey Ragusa, so vor alten Zeiten Epidaurus geheissen / sencken sie die zähen Aeste von den Bäumen / mit grossen angebundenen Steinen / ins Meer-Wasser / daran sich innerhalb zweyen Jahren ein solche Menge Muscheln hanget / daß es ein Wunder / welche im dritten Jahr zeitigen / und sehr delicat zu essen sind.

Weil die Austern / die zwar in unsern Ländern nicht zu finden / aber doch im Winter und in der Fasten häuffig herein gebracht sind / unter den Testaceis exanguibus aquaticis & marinis für die besten und zärtesten gehalten / und aus Italia / Franckreich / Britannien / und aus dem Ocean hergeführt und theuer verkaufft werden / hab ich nicht unterlassen wollen / ihrer mit wenigem zu gedencken. Sie werden am meisten gefunden / wo die süssen Wasserströme sich ins Meer ergiessen / leben vom Wasser / Schleim und Thau / und nehmen mit des Mondes Wechsel ab und zu / wie Horatius meldet:

Lubrica nascentes implent Conchylia Lunæ.

Die Meerkrebsen stellen ihnen hefftig nach / und mit Vortheil schauen sie / wie sie ihnen beykommen / und sie verzehren mögen. Sie werden bey vornehmen Mahlzeiten / rohe / gesotten und gebraten genossen / doch meistens auf Rosten gebraten / mit Butter oder Oele / und Limonisafft / auch Gewürtze (wie man will) zugerichtet / die Schalen / worinn sie ligen / mit einer Gabel oder Messer gestupfft / so rinnt ein lieblicher gesaltzener Meersafft heraus / der sie desto angenehmer macht. Galenus zwar sagt / sie haben ein feuchtes und zähes Fleisch, Plinius aber vermeldet / sie seyen / rohe gegessen / dem Magen angenehm / und erweichen den Leib. Die im Ocean gefundene Austern sind grösser / als die im Mari Mediterranio gefangen werden.

Petrus Gyllius bey dem Konpeletius de Testaceis bezeuget / daß er von ehrlichen und glaubwürdigen Männern vernommen / daß die Fischer um Constantinopel / die Milch / welche die Austern im Frühling gleichsam als einen Saamen von sich geben / ins Meer werffen / welcher sich an die schrofichten Felsen anlege / und also junge Austern bringe. Die Alten haben gantze Einsätze oder Behalter von Austern (Ostreorum Vivaria) gehabt / welches der Römer Sergius Orata, nach Plinii Zeugniß / am ersten gefunden.

Die Aschen von den Austern macht die Zähne weiß / ist gut für alte Geschwäre / wird auch von den Muscheln gebraucht zu gedruckten Pferden. Marcellus Empiricus sagt / wann man die Aschen / an statt des Saltzes / mit Brod isset / so vertreiben sie alsbald die Schnuppen der Nasen. An den Meer-Cüsten / wo man die Austern häuffig fänget / wird aus ihren Schalen ein trefflicher Kalch gebrannt.

Austern auf gifftige Pestilentzialische Beulen gelegt / ziehet davon alles Gifft aus. Der Author Admirandorum Sinæ & Europæ meldet / daß die Innwohner in Sina, in der Landschafft Chekiang, nahe bey der Stadt Vancheu, die Austern zerstossen / und säen dieselbigen gepulvert / in die niedrigen Wasserfelder / wie man einen Saamen zu säen pfleget / daraus erwachsen / wann sie von den gesaltzenen Fluten überschwemmet werden / gute Austern für ihre Tafel.

Die Austern in ihren Schaalen etliche Tage lang frisch zu behalten / muß man etwas schweres darauf legen / ihnen zu verwehren / daß sie sich nicht öffnen / und ihr Wasser verlieren; die man einsaltzt / nimmt man aus ihren Schaalen / und thut sie in irdene Töpffe oder hültzerne Fäßlein / und nachdem man den Boden etwas mit Saltz überstreuet hat / wie auch mit ein wenig Pfeffer / etlichen Lorbeerblättern / gantzem Caneel und grünen Fenchel / der in den Saamen geschossen ist / darnach macht man eine Läge Austern / und wiederum diese Species darauf / biß das Geschirr voll wird; will man Bisem und Ambra darunter thun / so werden sie zwar theurer / aber besser; sind sie zu versaltzen / kan man sie wässern / und mit Oel / oder ohne Oel / mit Citronensafft essen; man kan auch Capaunen / oder andere gebratene Vögel / damit füllen.

Was die Capelunghe, Conchole und andere Meer-Muschel unterschiedlicher Gestalt betrifft / mag man Plinium, Gesnerum, Bellonium, Aldrovandum, Rondeletium, Jonstonum, und andere Naturkündiger besehen; oder die Welschen Kauffleute / und Materialisten darüber zu Rath ziehen.



Cap. CIV.

Wasser-Pürsche.

DIe Wasser-Pürsche geschihet auf allerhand Geflügel / das sich in den Seen / Teichen und Flüssen aufhalten pfleget / als Gäns / Endten / Raiger / Trappen / Rohrhennen / Schnepffen / und dergleichen / die man mit Feuerröhren / entweder mit Schroten oder mit Kugeln zu fällen pfleget. Ist wol eine leichte Art / und darff nicht viel Bemühung / nur daß man die Stellen und Gelegenheiten ausspehet / wo sich ein oder das andere gern und gewöhnlich aufhält / und daß man ihm einen guten Stand bereitet / darinn man verdeckt sich aufhalten / und das Wildpret erschleichen / oder abwarten und also fällen könne. Wer aber auf seinen Teichen und Wassern das Wildpret ziegeln will / der muß sich vor dem Pürschen hüten / weil sie dardurch erschreckt / scheuhe und mißträuig werden / und wann schon eine oder mehr getroffen werden / doch die übrigen davon fliegen / und das Widerkommen vergessen / die man sonst auf andere Weise hauffenweise hätte fangen können; sie werden auch / wann sie ein paarmal durch das Schiessen sind verscheuet worden / da sie schon wiederkommen / so arglistig / daß sie den Teich drey- und viermal vorhin umfliegen / zu sehen / ob nicht Jemand daselbst verborgen liget / ehe sie sich in das Wasser niederlassen.

Was aber fremde reysende Vögel sind / als Schwanen / Raiger / Moßkühe / oder Rohrdommel / allerley Wasserhünlein und Wasserschnepfflein / die kan man durch kein Mittel besser / als mit der Pürsche kriegen. Was sonst die Endten anlangt / wann man nicht die rechte Zeit in acht nimmt / so thut man mehr Schaden als Nutzen; dann im Frühling brüten sie / im Sommer schmecken sie unlieblich nach den Fischen / die sie fressen; im Herbst sind sie am fettesten / am gesündesten und besten / auch am leichtesten zu hinderschleichen / weil es alsdann viel junge heurige Vögel gibt / die sich vor der Weidleute Auffsätzen so geschicklich nicht hüten können.

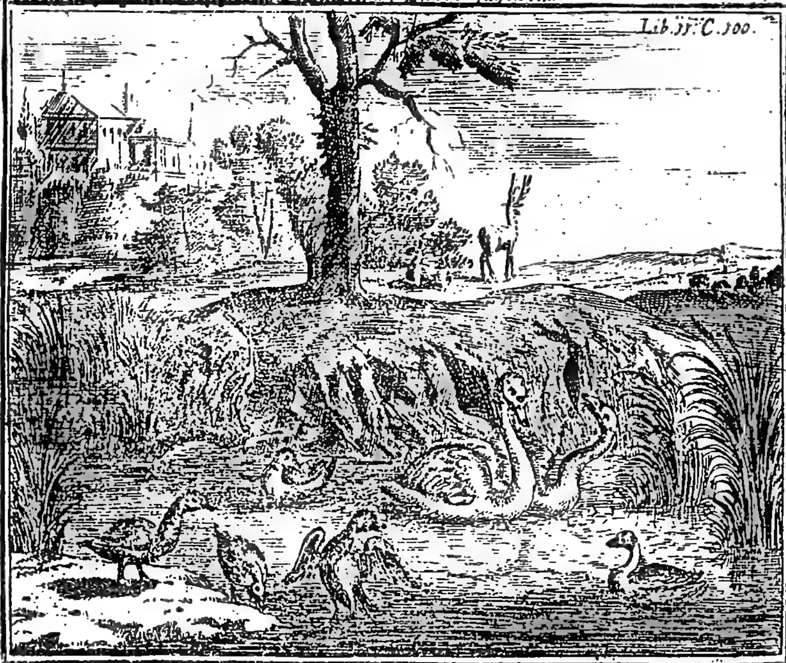
Morgens und Abends ist die beste Zeit aufzupassen / und muß das Rohr / das man brauchen will / nicht gläntzig seyn / weil solches bald von ihnen erblickt und dardurch die Hoffnung betrogen wird / sondern es hat nichts zu bedeuten / daß es schwartz und dunckel sey / wann es nur inwendig sauber gehalten wird; das Absehen und die Fliegen dörffen auch nicht so scharff seyn / wie auf den Scheiben-Röhren / damit man bey dunckler Zeit das Absehen desto schneller zusammen bringen / und seinen Schuß verrichten könne.

Was in den Wassern schwimmet / als Endten und Gänse / muß das Absehen mit Kugel-Röhren gleich auf die Mitten zu / wo die Endten in das Wasser sich eintauchet; mit Schrot-Röhren aber / weil das Wasser anzuziehen pflegt / ein wenig über die Endten / als wolte man gleich ein drey Finger hoch darüber wegschiessen; und wann sie schwimmen / muß das Absehen vor ihnen etwan eine Spanne mehr oder weniger / nachdem sie starck oder gemach fortschwimmen / genommen werden; der Schuß muß nie gegen dem Thier / sondern von hinten zu und seitenwärts geschehen / sonst wo sie das Feuer sehen / ducken sie sich unter das Wasser / und verfehlt der Schuß; am sichersten ist zu schiessen / wann sie den Kopf unter dem Wasser haben. Die Ladungen der Schröten bedörffen einen Fleiß; zu viel Pulver eingeladen / treibt und verwirfft die Schröte weit auseinander / da sie doch wie einem Circul zusammen / je ein / 2. / oder 3 zwerch Finger aufs höchste abgesondert / sollen geworffen werden; die Flinten und Fusil sind darzu am besten /

weil die Läuffe ziemlich lang / und die Schrötte desto weiter tragen. Die Schrötte sonderlich auf Endten und Gänse die gar ein hartes Leben haben/ müssen schön rund/ und wenigst einer zimlichen Erbsen groß seyn/ mit Rehehaaren oder Werck / das man Creutzweiß (nach eingeladenen Pulver) über das Mundloch deß Rohrs legt / die Schröte hineinsenckt/ und die vier Ende deß Wercks wieder zusammen fasset / und die Schröte damit einschliesset und also hinab auf das Pulver treibet/ doch muß mans nicht allzufeste einstossen/ auf dergleichen grosse und hartbleibende Vögel aber / ist allwege besser / man schiesse selbige mit Kugeln / die nicht gar zu groß sind / weil man sie gewöhnet/ desto gewisser zu ziehlen/ und stäter zu halten/ da man hingegen von den Schrot-Röhren verderbt wird / daß man mit den Kugeln hernach keinen sichern Schuß thun kan / zu dem werden mit Schröten viel Vogel zu Schanden geschossen / daß man sie nicht kriegt/ und solche gleichwol / nach dem sie dem Schützen entflogen (wie vielfältig geschiehet) anderwärts verderben und sterben müssen.

Das Pulver / so man zum Pürschen gebrauchet / muß dürr seyn/ und fein gleich und resch zusammen brennen; an diesen ist sehr viel gelegen / und je älter es ist / je besser er ist / wanns nur an trockenen warmen Orten ist gehalten worden/ in höltzernen Geschirren/ Schachteln/ Fässlein / und dergleichen bleibts am besten. Das Bley soll um 2. Drittel schwerer seyn als das Pulver / sonderlich wanns Schröte sind. Wann das Pulver mit rectificirtem starcken Brandwein befeuchtet / und wieder wol abgetreuget wird / so soll es noch rescher zusammen brennen/ weil das meiste daran gelegen ist. Andere aberglaubischen Spieß-Künste / deren die Jäger und Weidleute sich hin und wieder bedienen / soll sich ein Christ nicht gebrauchen / weil es eine Anreitzung vom bösen Feind ist / dardurch man nach und nach/ mehr und stäcker in seinen Strick / und endlich in das ewige Verderben fallen kan.

Eines muß ich noch aus Herrn Schwenteri Erquickstunden / aus dem Eilfften Theil die 6. Aufgab hier anführen / so auf andere in Gesträuchen sitzende Vögel mag gebrauchet werden: Lade (sagt er) ein Rohr mit Pulver / der Gebühr nach / darauf setze ein trucken Papier / auf solches ein anders mit Unschlit oder einem andern fetten Materi bestrichen/ auf dieses wieder trocken Papier/ hernach fülle das Rohr gantz mit Wasser / verstopffs mit einem Papier fein starck / schieß in ein Gesträuch oder Hecken / darinn viel Vögel sitzen / so werden sie gantz taub / und fallen nieder / daß man sie mit Händen fahen kan.



Cap. CV.

Von den Schwanen und Kranichen.

Von den zahmen Schwanen ist allbereit oben im neundten Buch im 116. Capitel sattsame Anregung geschehen; die wilden sind in unsern Landen ungemein / sind etwas kleiner als die heimlichen / doch etwas grösser als eine Gans/ haben einen gelbröthlichen mit schwartz vermengten gezähnleten Schnabel / einen langen Hals / der 28. Gewerbe und Absätzlein hat / damit er weit unter das Wasser greiffen / und die tieff-schwimmende Fische erhaschen kan / sie fressen Gras/ sonderlich allerley Geträid/ Saaten und Körner/ Fisch und Brod; im Fliegen strecken sie die Köpffe vornen aus / die Lufft desto besser durchzudringen; die nachfolgenden theilen sich allgemach weiter aus / und folgen ihrem Führer/ je einer den Kopf auf den andern legend/

wie P. Caspar Schottus in seiner Physica Curiosa pag. 1170. bezeuget. Wann ihr Führer müde worden/ gehet er zurücke/ und wird von einem andern abgelöst. Sie streiten wider den Adler/ wann sie von ihnen angegriffen werden/ und haben eine gar grosse Krafft in den Flügeln/ damit sie sehr streng und übel schlagen können Gesnerus will/ sie essen keine Fische/ aber wol den Rogen/ den die Fische zur Brut ansetzen; wo er einmal in Flüssen und Seen gewohnt und Ruhe hat/ wird er seine meiste Zeit mit hin und wieder schweben und schwimmen zubringen/ und selten auffliegen/ er werde dann genöthiget; er schwimmt nur mit einem Fuß/den andern streckt er aus gegen dem Schweiff zu/ vielleicht damit auszurasten/ daß er hernach den andern ermüdeten auch ablösen kan; er nistet in dem Geröhricht/ und schwimmt so starck / daß ein Mensch am Gestad ihm kaum gleich kommen mag/wie Albertus Magnus bezeuget. Die Schiffleute halten diesen Vogel für glücklich/doch wann sie ihn in der See antreffen/vermuthen sie kaltes Wetter. Ihre Kiel werden zu Schreibfedern sehr gelobt/weil sie hart und völlig in die Hand kommen Ihre Fettigkeit ist zu allen dienlich / worzu man das Gänseschmaltz zu brauchen pfleget.

Es wird von den vornehmen Ansee-Städten/ die gegen Norden ligen/ eine gewisse Art Pflaumen/ die aber graulicht und weiß Aschenfarb scheinen/ zu uns gebracht/ so man Eyderdam nennet/ sollen von gewissen Vögeln seyn/ die solche am Gesträuch hencken lassen/ sie sind lind und leicht/ besser als die Schwanen-Pflaumen/ werden Küsse und Brustflecke daraus gemacht/ man kans auch zu Ducheten gebrauchen; ist ring und warm/ wann sie ohngefähr feucht werden/ und die Pflaumen zusammen packen/ henckt man sie nur an die Sonne/ oder zum Ofen/ so gehen sie wieder voneinander; das Pfund kostet etliche Reichsthaler.

Die Kräniche / sind zwar keine Wasser-Vögel/ jedoch sind sie gern nahe bey dem Wasser/ wie denn Gesnerus meldet/daß sie ihre Nachtläger/ wo müglich/bey den Wassern/ auf einer Anhöhe/ damit sie sich umsehen können/ oder gar in einer mit Wasser umflossenen Insel oder Werder machen; sonst lassen sie sich auch gerne nider in grossen/ breiten/ flachen Feldern/ wo sie sich wol und genugsam umsehen/und vor androhenden Meuchel-Nachstellungen/ so wol der Menschen/ als der wilden Thier/hüten können;sie werden nie zugleich alle schlaffen/ sondern einer um den andern auf der Schildwache und Hut stehen/die schlaffenden zu verwachen/und vor annahendem Schaden treulich und zeitlich zu warnen;sie fliegen wie die wilten Gänse/ in einem Triangel/ meistens nach den Wind / desto schleuniger fortzukommen/ und wissen die rechte Zeit/welche ihnen dienlich oder schädlich ist zum wandern. Wann die Kränich/wilde Gänse/und andere fremde Vögel frühe im Jahr kommen so sollen sie desto länger bey uns verbleiben/und bedeutet einen schönen Herbst; wann sie hoch fliegen/ so bedeutet es schönes Wetter; fliegen sie aber nidrig und ohne Ordnung/ so kommt Schnee/ Wind und kalt Wetter.

Sie sind unterschiedenes Geschlechts/ wie Gesnerus bezeuget/ sonderlich soll es in der Tartarey fünfferley Sorten/und in India zweymal so grosse/ als die unsern geben/ die unsern sind meistens blaulich Aschenfarb mit einem rothen Flecklein auf dem schwärtzlichten Kopf. Dieser Vogel hat einen langsamen und gravitätischen Gang/ als ob er wie ein Mensch auf und ab spatzieren gienge/sonst da es vonnöthen/mag er auch so schnell lauffen/ daß ihn ein Mensch schwerlich ereilen kan. Ihr Flug ist sehr hoch/über der mittlern Region der Lufft da sie die Ungewitter nicht so bald belästigen mögen; wann sie schreyen im Flug/bedeutet es (wie vermeldet) Regen und Ungewitter; hingegen/wann sie stillschweigend daher ziehen/ bedeutet es schönes Wetter. Wo sie ihre gewöhnliche Ruhestellen haben/machet man tieffe/aber enge Gruben/ wirfft hinein Getraid oder was sie sonst gern fressen/ und eine starcke Mäschen von Roßhaar n wird über die Gruben gelegt/ und fest an einen Stock angebunden; wann nun der Kranich mit seinem langen Hals hinunterreichet/ wird er von der Schleiffen ergriffen. Andere thun lange Papierene Scanozzen in die Gruben und Erbsen oder andern Saamen hinein/ die sie gern fressen/ oben werden sie mit Vogel-Leim beschmiert/will nun der Kranich das Essen heraus langen/ und mit dem Kopf hinein reichen/ bleibt ihm solche an dem Kopf kleben/ daß er/ davon geblendet/leichtlich kan mit Händen ergriffen werden; welches Gesnerus erzehlt/ daß es auch von einem ausgeholten Kürbis auf gleiche Weise geschehen könne/ man querdert ihm aber mit einem Maykefer/ oder so der nicht zu bekommen wäre/ mit einem Zwibelblat. Sie werden auch mit zahmen Kränich an Orten/ wo sie gern und offt fürüber ziehen/gefangen/welche/wann sie der Reisenden gewahr werden/schreyen/und weil sie gebrocktes Brod mit Kernen vermischt vor sich haben/ lassen sich die Fremden aus der Lufft zu ihnen herab/ bleiben aber nicht lang/ darum muß das gestellte Schlag-Netz mit einem Pferd stracks gezogen und nicht lang gewartet werden. Wer sie mit einem Rohr abschleichen und schiessen will / muß acht haben/ daß der Wind von dem Thier gegen ihm gehe; dann wo der Wind von ihm auf dem Kraniche gehet/ vermerckt er / und riechet gleichsam den Menschen von ferne und fleugt davon / ehe man zum Schuß kommen kan. Dieses aber ist eine General-Regel in allen Pürschen wol in acht zu nehmen / wann man anders etwas gutes ausrichten will.

Das Fette von den Kränichen in die Ohren geträufft/ ist gut für die Taubheit; Kränichskopf/ Augen und Magen gepulvert/ in Fisteln/ Krebs/ und andern um sich fressenden Geschwären gestreuet/ curirt dieselbigen; Kränichs-Gall nutzet den Augen; von aller anderer Vögel-Gall/ wie auch das Marck aus seinen Beinen/soll man unter die Collyria thun/verstärckt und bessert die Augen.



CAP. CVI.

Von den Trappen.

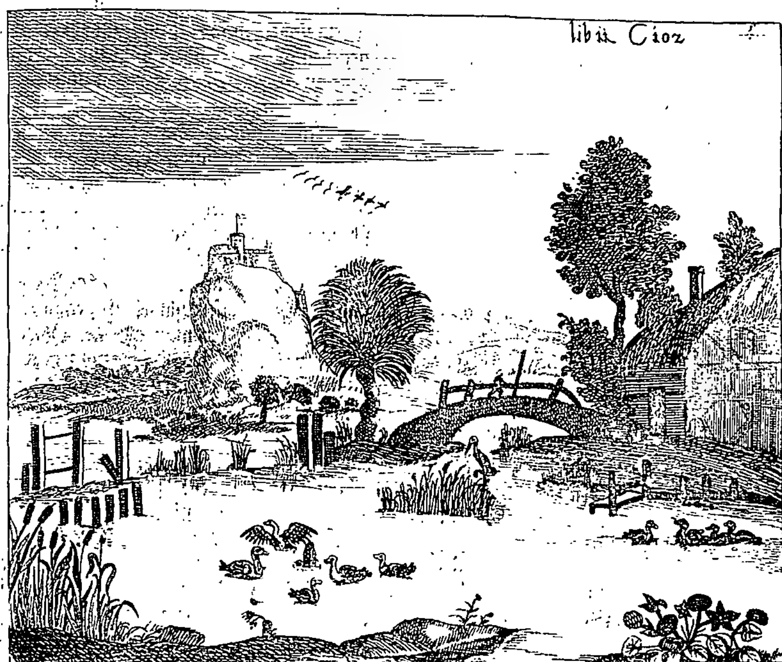
DEr Trapp wird von den Lateinern Otis, wol auch Tarda genennet / weil er langsam sich in dem Flug aufschwingen kan / ist eine Art von den grossen wilden Hünern / wird zwar in Oesterreich gar selten / aber desto mehr in Ungarn gefunden / ist ein grosser Vogel / Gesnerus sagt / daß er neun biß vierzehend halb Pfunde wieget. Und der Author, so erst in dem 1679. Jahr die Medica Curiosa de tuenda valetudine edirt hat / setzt fol. 33. daß Anno 1665. im Stifft Verden (da sie gewöhnlich nicht zu finden) ein Trapp im Winter sey geschossen worden / dessen Fleisch 18. Pfund gewogen habe. Ist ein überaus schöner gesprengter Vogel von allerhand Farben / schwartz / roth / braun / Aschenfarb und weiß gemengt / sein Schnabel ist fast wie einer andern Hennen / Brust / Bauch / und das obere rauhe Theil der Füsse ist auch weiß / der Schweiff ist vier zwerche Hände lang / mit röthen / schwartz-gesprengten und weiß-vermischten Federn / der Hals ist einer Spannen lang / die grösten Schwingfedern sind weiß / zu äusserst aber schwartz / die Beine sind grau / und ein wenig kürtzer als zwo Spannen / hat sonst Füsse wie die Hüner / ausser daß allein drey Zähen herfür stehen / zuruck aber gantz keine ist / sondern allein eine knorrichte Tieffen in dem Fuß hat / wie eine Söhlen / Gesnerus hat einen geöffnet / und in seinem Magen etliche Kräuter / als Mäusöhrlein / wilde Wicken / Eppich / und zwey weisse Steinlein gefunden. Dieser Vogel soll es im Engeland viel geben; zu uns werden sie aus Ungarn gebracht / da sie sich gern bey grossen Seen / wo es Gebrüche und Geröhricht gibt / aufhalten / und daselbst mit reschen Windspielen gefangen werden / die sie im Lauff überrumpeln / und eher anpacken und fangen / eher sie sich zum Flug erheben können / welches erst nach einem ziemlich langen Zulauff geschiehet / fast auf den Form / wie die Africaner und Mohren die Straußvögel mit lauffenden Pferden einhohlen / und eher fangen / ehe sie sich zum Flug aufheben können. Werden auch an etlichen Orten in Teutschland angetroffen / und nisten im Getraid und Geröhricht. Sein Fleisch ist gut und wolgeschmack / sonderlich von den Jungen / wohnen nur gern an feuchten wässerichten Orten / kommen auch auf die Saaten / und fressen die zarten Sahren; wann sie gehetzt werden nimmt man die Zeit in acht / wann es gantz Windstill ist / so können sie desto weniger fliegen / ist ein kleinmüthig / scheuhes und verzagtes Thier / wie alle Hüner-Arten; hat einen starcken Schnabel / wie eine Säge formirt / eine am Spitzen beinerne Zungen / die Ohren haben ein so grosses Loch / daß man fast den äussersten Spitz des kleinen Fingers hinein bringen kan. Wo in den ebnen Feldern das Regenwasser zusammen laufft / dort versammlen sie sich gern / wie Jonstonus bezeuget. Wo man in den Feldern Ruben bauet / sind sie auch offt im Herbst / und fressen solche. Sie nisten an brüchigen / röhrichten Orten / bey ebener Erden / brüten 30. Tage / um die Erndte-Zeit. Er soll eine sonderliche Liebe zu den Pferden tragen / daher wird er auch mit dem Schiessgaul am leichtesten abgeschlichen; so bald er die Hunde bellen höret / begibt er sich in die Flucht. Die Raubvögel / Stoßsalcken und grossen Habicht verfolgen sie hefftig / werden auch mit dem Hasen-Vogel gefangen.

Die Trappen werden auch in Böhmen bey Laun im Herbst / wann der Haber zeitig worden / (wie P. Bohusl. Balbinus in seinen Miscellaneis Historicis Regni Bohemiæ gedencket) also gefangen: Wann die übrige Erndte vorbey ist / warten die Jäger (die müssen aber wol lauffen können / und gute Füsse und Athem haben)

in dem

in dem Gesträuche auf die Trappen/ die warten/ biß sich die Trappen wol weiden/ dick und voll anfressen/ alsdann nimt ein jeder einen gewissen Vogel für sich die/ wann sie gähe angerennt werden/ und sich nicht bald in die Lufft schwingen mögen/ in ihren Händen bleiben müssen. Sie haben nicht allein ein gutes Fleisch/ sondern auch die Federn aus dem Schwantz/ werden von den Ungarn/ Pohlen und Asiatischen Völckern/ zur Zierd auf ihren Hauben getragen/ und mit Edelgestein beschlagen.

Der Mist davon soll (wie Avicenna lehret) den Zittrach vertreiben. Die Eyer machen schwartze Haar; und das Fett ist gut/ für die schmertzenden Brüste der Kindsbetterinnen.



Cap. CVII.

Von den Wild-Endten.

Wer die viel und mancherley seltzame unterschiedliche Gattungen der wilden Endten wissen will/ muß bey denen nachsuchē welche die naturalem Historiam beschrieben haben; Allhier würde es zu lang werden/ und halte dafür/ daß sie schwerlich alle/ die im Meer/ auf grossen Seen/ Flüssen und Teichen zu finden/ recht und eigentlich zu beschreiben wären.

Ich weiß mich zu erinnern/ als ich in der Neumarck zu Landsberg an der Wahrt Anno 1637. Quartier gehabt/ sey in der Fasten über der Wahrt/ wo viel Moraß und Gewässer ist/ ein solcher grosser Schwall Endten ankommen/ und sich daselbst niedergelassen/ daß man ihr Geschrey/ sonderlich bey Nachts/ leichtlich in die Stadt hören können/ auch mir die Leute vermeldet/ daß es fast Jährlich also geschehe/ da ihrer viel hundert von den Fischern und Vogelstellern gefangen werden; welches auch in den Seestädten geschihet/ da man gantze Fuder gen Marckt bringt; und P. Bucellinus in seiner Costnitzischen Chroniken erzehlt/ daß Anno 1455. eine solche Menge wilder Endten zu Costnitz auf den Marck gebracht worden/ daß man deren über 60000. auf einen Tag verkaufft hat.

Petrus Martyr, in seiner Beschreibung der Indianischen Provinzen/ erzehlet einen artlichen Endtenfang/ daß in der Insul Hispaniola unterschiedliche Seen und Gewässer sind/ die man waaten und gründen kan/ und daselbst halte sich eine grosse Menge auf von allerhand Wassergeflügel/ Endten/ Gänse/ Schwanen/ Rohrhünlein/ Taucher/ und dergleichen/ und weil die Inwohner daselbst auch viel Kürbiß bauen/ werffen sie derselben viel wol verwahrt in die Wasser/ daß sie hin und wieder schwimmen/ und das Geflügel demnach dieselbigen wolgewohnet ist/ also geht der Waidmann in dem schon bekandten Wasser so tieff/ daß nur der Kopff heraus raget/ den bedeckt er mit einem ausgeholten Kürbiß/ darinnen Löcher um die Augen ausgeschnitten sind/ damit er sehen kan/ und ob er sich schon zu dem Geflügel annahet/ meynen sie/ es sey nur einer von denen hin und wieder schwimmenden Kürbisen/ und lassen ihn so nahend unter sie kommen/ so nahend er will/ der schleicht nun hinzu/ und zuckt mit der rechten Hand geschwind einen Vogel nach dem andern unter das Wasser/ und steckt ihn in einen grossen Sack/ den er deßwegen unter dem Wasser an sich hangend trägt. Die andern ob sie schon

sehen/ daß ihre Gespielen sich unter das Wasser verlieren/ vermeynen/ sie tauchen sich selbst/ Fische zu fangen/ und scheuen sich nichts vor dem Weidmann/ der hört nicht auf biß er seine Taschen voll hat/ dann geht er gemach wieder von ihnen/ und lährt am Land seinen Raub aus/ macht also dem Geflügel weder am hinein- noch am heraus gehen den geringsten Lärmen; und also kan er sich dieses Weidwercks täglich bedienen.

Die grossen wilden Endten/ die insgemein Stock-Endten genannt werden/ sind die gemeinesten in unsern Landen/ sind etwas grösser als die gemeinen und die halten sich in allen Teichen/ Flüssen und Seen auf; im Winter suchen sie Wasser/ die aus Bronnenquellen entspringen/ weil sie am wenigsten gefrieren. Wann alle Flüsse und Teiche im starcken Winter gefrieren/ begeben sie sich gar von uns hinweg an wärmere Ort/ oder gar auf die offene Seen/ und kommen im Frühling zeitlich wieder; ihre Speise ist Gras/ Wasserlinsen/ Frösche/ Fische/ Nattern und dergleichen/ auch allerhand Saaten und Körner. Sie nisten in dem Geröhricht und grossen marassigen Gebrüchen/ auch wol auf den Weidenstöcken/ die nahend am Wasser stehen/ wie ich selbst solche angetroffen/ und führen sie ihre Junge artlich bey den Hälsen mit ihrem Schnabel in die nächsten Wassern.

So gibt es auch bey uns Kruck-Endlein/ die kleiner sind als die andern/ haben aber im Herbst ein gutes wolgeschmackes Fleisch; auf der Donau finden sich die grossen schwartz und weiß gemischten Endten/ die aber zum Essen nicht so gut sind/ als die andern.

Die grossen gemeinen wilden Endten sind am gemeinesten in unsern Ländern/ ihre grosse Fruchtbarkeit macht/ daß sie so leicht nicht mögē vertilget werden/ weil sie zu 10. 12. und mehr Eyer legen und ausbrüten; man soll sie zur Brutzeit mit frieden lassen/ weil sie damals fischeln/ und nicht gut zum Essen sind/ so können sie sich auch desto leichter mehren.

Der wilden Endten Blut soll gut wider Gifft seyn/ das ist gewiß/ daß ihr Fleisch viel gesünder ist/ als der heimischen Endten; wann man ihre Eyer findet/ und sie den Hünern unterlegt/ so werden die Jungen zahm/ doch behalten sie etwas weniges von ihrer wilden Natur/ sie lernen sich bald nähren/ wo sie nur Wasser haben/ und können die Fliegen in dem Geröhricht und Gras artlich abfangen.

Cato hat geglaubt (wie Plutarchus erzehlt) er habe mit Geniessung des Endtenfleisches seine und der Seinigen Gesundheit langwührig erhalten; und Marcellus will/ daß sie denen/ so den Bauchgrimmen leiden/ sollen wol bekommen/ es soll auch eine reine Stimme/ und Vermehrung des natürlichen Saamens verursachen; alle Schmertzen zu stillen soll das Endten-Schmeer sehr dienlich seyn; das wilde Endten-Blut ist/ wie gesagt/ allem Gifft zuwider; für alle Biß gifftiger Thiere/ also warm eingetruncken; ist auch gut/ wann einem Gifft ist gegeben worden; andere mischens mit Wein/ und gebens also zutrincken; es zerbricht auch den Nieren- und Blasenstein.

In der Marck Brandenburg/ um Britzen an der Oder und Freyenwalde/ auch zu Trebbin/ Barnim und Fridland im Mechelburgischen/ gibts gewaltige Endten-Züge/ (wie Herr Colerus lib. 15. cap. 55. fol. 655. schreibet) da gehen die armen Leute hinaus/ und suchen in den Lacken/ Sümpfen und bimsichten Orten im Frühling die Eyer von den wilden Enten/ Gänsen/ Gybitzen und anderm Wassergeflügel/ tragen sie heim/ und essen sie; und als es einsmals von der Obrigkeit verboten war/ und dennoch dasselbe Jahr sehr wenig Geflügel kommen/ ist es darauf wieder frey gelassen/ und der Endtenstrich auch wieder grösser und besser worden. Als man sich aber deßwegen der Ursach erkündigen wollen/ hat ein alter wolerfahrner Mann dieses folgend Gutachten darüber gegeben: Die wilden Endten legeten zum erstenmal gar wenig Eyer und nur etwan sechs oder sieben an der Zahl/ und wann man ihr solche liesse/ so brütete sie es aus/ würden also daher wenig junge Endten dasselbige Jahr: Wann man ihr aber solche wegnehme/ so verkrieche sie sich weiter hinein ins Geröhricht/ und lege daselbst offt manchesmal mehr den fünffzehen Eyer/ als ob sie den vorher erlittenen Schaden verdoppeln/ und den Verlust wiederum ersetzen wolte/ brütet sie auch alle aus/ daher bekäme man dasselbe Jahr viel Endten. Kan wol seyn/ daß GOtt/ der dem lieben Armut auch seinen bescheidenen Theil von seinem Segen gönnet/ und wann man ihnen solchen schmälern/ oder entziehen will/ Er auch/ zur Straffe/ die Obrigkeit sparsamer abspeiset/ damit anzudeuten/ daß mehr an seinem Gedeyen/ als an unserer vermeynten und den armen Leuten nachtheiligen und schädlichen Vorsichtigkeit gelegen sey.

Cap. CVIII.

Wie sie in der Maus/ und mit Leim gefangen werden.

Wie die Endten und wilden Gänse in der Maus zwischen S. Johannis und S. Jacobi/ mit Garnen/ die mit doppelten grossen Spiegeln/ und einem weiten Inngarn versehen sind/ (allermassen auf die Art wie die kleinen Stecknetzlein auf die Wachteln) die ohngefähr anderthalb Elen hoch/ und 20. oder 30. lang sind/ gefangen werden/ habe ich in meinen Georgicis weitläufftig erkläret/ und Versweise beschrieben/ dahin ich den günstigen Leser ohnbeschwert will gewiesen haben; ist ein überaus angenehm und lustiges Weidwerck/ aber nur auf grossen Teichen und Seen zu gebrauchen/ wo es am Rand heraus seicht und viel Geröhricht gibt/ dahin sich das Geflügel/ indem es in der Maus die Federn verlieret/ und nicht fliegen kan/ verstecket vor der Nachstellung der Falcken/ Habicht und Menschen sicher zu bleiben; daselbst man sie mit gedachten Netzen stattlich und bald absangen kan; welches von den besten und ergäbigsten Weidwerck eines ist/ damit sich in Böhmen die Herrschafften nicht wenig belustigen.

Die Figur davon kan man sehen droben im andern Buch Capite 48. im Monat Julio.



Was aber anlangt diese Thier mit dem Leim zu hinterschleichen / ist es um viel ungewisser und mühesamer / wiewol man weniger Leute dabey bedarff / diß muß mit einer Schnur / so mit Leim über und über bestrichen ist / geschehen; begibt sich aber offt / wann ein starcker Vogel / Endten oder Gans / mit der Brust / wie meistentheils / daran kleben bleibt / daß sie sich mit Gewalt loß reisset / und / an statt des Leibes / dem Weidmann allein die Federn überlassen.

Der Wasser-Leim aber wird also verfertigt: Nimm den Vogelleim / leg ihn in ein laulicht Wasser / so warm als man es mit der Hand erleiden kan / wasche den so lang / biß dich gedünckt / daß er sauber genug sey / hernach nimm Schmeer / oder Schweinen-Schmaltz / zerlaß es / und menge es mit den Händen unter den Leim) so lang / biß er anfängt an den Händen zu kleben / so dann nimm einen verglasirten Hafen / thue ihn in einem zimlichen Feuer / so lang biß der Leim zerzehet; ist kaltes Wetter / so zerlaß ein wenig Schmeer / und thue es darein / ist aber lindes Wetter / so bedarff es dieses nicht; wann man nun auf die Schnur den Leim bringen will / so nimm ein Holtz / zween Finger breit / bohre ein Loch dardurch / daß die Schnur den Leim um und um anfasse: Nimm zwey oder drey höltzerne Häspel / haspele die Schnur also auf / daß sie nicht ob- oder übereinander / sondern nebeneinander zu ligen komme / diese Schnur wird gedrähet vom Geröhricht / daraus man die Zecker oder Däcken macht / in der Grösse / wie es dir beliebig / und wann du sie legen wilt / so ziehe sie nicht zu hart / sondern auf das gelindeste an / damit sich die Vögel daran besser einleimen mögen; vor allen Dingen ist zu mercken / daß die Schnur nach dem Wind gelegt werde / dann würde man die Vögel gegen dem Wind treiben wollen / stünden sie bald auf.

Item Leim zumachen / der im Wasser hält: Nimm zu einem halben Pfund Leim / das sechszehende Theil Terpentin-Oel / und halb so viel guten Brandwein / mache den Leim damit an / must ihn aber nicht wärmen / sondern nur mit den Händen abreiben / darnach die Schnur damit bestrichen / und wie obgedacht / ins Wasser gelegt.

Der Venetianische Wasser-Leim ist der beste; Gesnerus will / man soll unter dem Leim Hönig / Nuß-Oel / oder Baum-Oel vermischen / das Nuß-Oel aber ist besser / den es gestehet nicht so leicht in der Kälten; ist aber / wie ich gesagt / eine Weise / daß mans wol durch bessere Arten (wer Endten fangen will) zuwegen bringen kan.

Meiner Meynung nach / hielte ich für rathsamer / wann man / an statt des Leims / der über die Teiche oder Flüsse gespannten Schnür mit starcken Mäschen / aus Roßhaaren / also dicht versehen / und in rechter Höhe aufrichten würde / daß die Vögel / Endten / oder Gänse bey Nachtes mit den Köpfen hinein kommen / und also hangen bleiben möchten; müste aber die Mäschen so hoch seyn / damit sie nicht mit der Brust daran stiessen / sondern allein mit dem Kopf darein käme; auf die Teich und Lacken werden sie am besten Creutzweise gesteckct.

Cap. CIX.

Wasservögel mit den Zugnetzen zu fangen.

Die Endten sonderlich/ sind arglistige Vögel/ die nicht leichtlich trauen/ und bald können verjagt werden/ daher auch desto fürsichtiger und gewarsamer mit ihnen umzugehen; wo grosse Teiche/ und viel Wasservögel hinkommen/ hat man etliche wilde gezähmte Endten und Gänse/ die man an dem Ufer daselbst/ wo die wilden gern pflegen ans Land zu tretten/ vorhergewöhnlich speisen solle/ und ihnen geschnittene gelbe Ruben/ Malz/ und allerley Getraydicht vorgeben/ zu solchen werden sich nach und nach/ wann sie ihrer gewohnen/ auch die wilden gesellen/ und sich zu Gaste laden/ die muß man nun also etliche Tage ungeirret lassen ihre Mahlzeit halten.

Das Gesäme/ daß man ihnen vorgeben will/ soll man vorher eine Zeitlang in einen Sack zusammen thun/ und ein kleines subtiles Säcklein voll Kümm darunter legen/ das wird den andern Saamen den Geruch mittheilen/ und werdens die Vögel desto besser angreiffen; das soll man auch bey den Feld-Tennen/ bey anderm Waldgeflügel wol beobachten.

Die Lock-Endten werden entweder von zahmen die an der Gestalt/ Grösse und Federn/ den wilden gantz gleich/ erwählet/ oder wann man wilde Endten-Eyer bekommen kan/ legt man solche den heimischen Hünern/ oder Endten unter/ und lässet sie ausbrüten/ so werden sie von Jugend auf der Leut gewohnen/ und sich zu diesen Werck auch am allerbesten schicken; und ob schon solche Vögel bißweilen gar in das Wasser sich hinein begeben/ so werden sie doch/ so bald sie die Lockstimme ihres Warters/ (die er stets von Jugend an/ wenn er füttern will/ gebrauchen muß) anhören/ wieder heraus trachten/ und also leichtlich hin und wider mögen getrieben werden.

Wann man nun aus einem Hüttlein/ das man vorher an einem gelegensamen Ort bereitet/ sihet/ daß viel wilde Endten vorhanden/ und sie sich täglich vermehren/ mag man einen Tenn an das Ufer über die gewöhnliche Mahlzeit-Statt bey Nachts aufrichten/ mit leichten Schilff und Gras bedecken/ und in der nicht gar weit abgefernten Hütten/ die gleich von Anfang zuzurichten/ daß sie die fremden Endten wol kennen lernen/ und nicht fürchten oder scheuen/ aufwarten/ hernach desto reichlicher vorstreuen; wenn nun zu gewöhnlicher Stunde die fremden sich zu den zahmen wollen zu Gaste laden/ und es allenthalben voll fremder Endten wammlet/ kan der Weidmann schnell die Wande zusammen schlagen/ und seinen Gästen also die Rechnung machen/ daß sie es mit der Haut bezahlen müssen.

Weil aber die Netze groß und schwer/ daher hart zu ziehen/ ist am besten/ man mache sie mit einem Gewicht/ da eine zimliche tieffe Gruben gleich vorn in der Hütte gemacht/ und ein schwerer Stein dort an einem Strick angemacht ist/ an den der Zug des Netzes angebunden wird; wann man nun das Netze aufrichtet/ ziehet man den Stein übersich/ und wird in einem eysernen Schneller angehefftet/ an demselben wird ein kleines Stricklein angebunden/ welches wann der Weidmann auch nur mit einem Finger anrühret/ schnappt es loß/ der Stein fällt in die Grube/ und schlägt das Netz mit solcher Geschwindigkeit zusamm/ daß nicht möglich wäre/ daß einiger Vogel so schnell entrinnen könte; allein ist Vorsichtigkeit im Aufrichten vonnöthen/ daß man die Schnallen recht einheffte/ dann wird er vor der Zeit oder am Aufrichten ledig/ so schlagen die Zwerchhöltzer des Netzes einen Menschen mit solchem Gewalt/ daß er es lange Zeit wird klagen und empfinden müssen/ davor sich aber leicht vorzusehen.

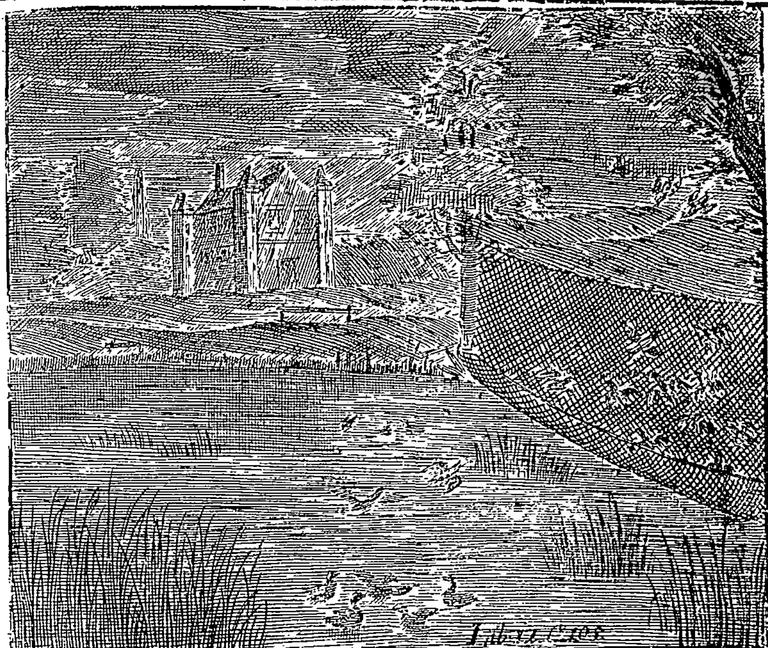
Wie man einen absonderlichen Teich von Bronnenwasser/ der im Winter nicht gefreuret/ mit grossen Beeren/ wie die Hünerbeer formirt/ zurichten/ mit Lock-Endten und abgerichteten Hündlein die wilden Endten hinein treiben und fangen solle/ besiehe Joh. Conrad Aitingers Bericht vom Vogelstellen/ im andern Theil cap. 4. fol. 70.

Cap. CX.

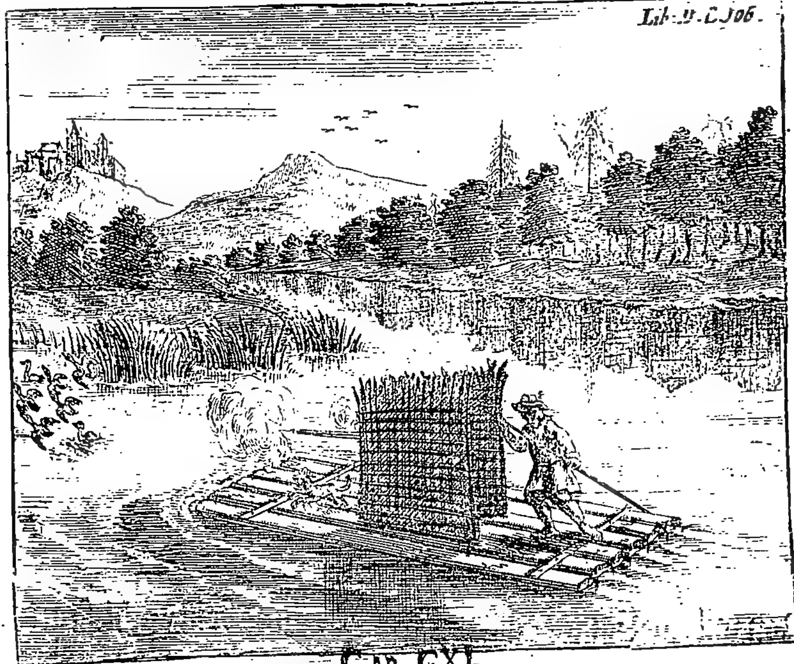
Endten mit dem Hochnetze zu fangen.

Das sind eben dieselbigen Hochnetze/ damit man auch die Rebhüner und Schnepfe zu fangen pfleget/ werden zu 18. oder 20. Schuhe hoch/ und auf 80. oder 100. Schuhe lang/ nachdem die Gelegenheit des Ortes mit sich bringet/ die werden an Bäume oder hohe Stangen aufgerichtet/ an dem See/ Teich oder Flüssen/ wo man weiß/ daß die Endten zu Abends oder zu Morgens ihren Fall und Zuflug nehmen/ dieses aber zu erforschen/ muß man etliche Tage vorher zu rechter Zeit sich verstecken/ damit man eigentlich erlerne/ woher/ wohin/ wie hoch/ oder wie tieff die Endten ihren gewöhnten Zuflug anstellen; hernach/ wann mans aufrichten will/ als auf den Nachtsfall/ muß man das Netze mit den oben angemachten Ringeln fein voneinander ziehen/ und auf die Aerchen oder Seulen des Netzes fein gerade austheilen/ daß der Sack/ oder der Schoß (der untere etwas auswärts gebundene Sinus) dahin gehe/ wo der Fall an das Netze geschehen solle.

Wann nun die Endten in der Dunckeln in ihre bekandtes Wasser sich begeben wollen/ prellen sie an das entzwischen gesetzte Netz mit Gewalt an/ und fallen herab in den Sack/ dabey der Weidmann nahe seyn/ und sie ausheben solle/ sie kommen aber offt aus/ daß man sie nicht alle bekommen kan/ wo man nicht geschwind ist; Sicherer ist/ an statt des Hochnetzes/ einer Panthere/ die mit doppelten Spiegeln/ und einem weiten Inngarn gemacht ist/ sich zu bedienen/ weil alles/ was hinein fällt/ darinnen bleiben muß/ und sich nichts wieder abledigen kan/ dann sobald die Endten in den Spiegel mit einem Gewalt fällt/ stösset sie das Inngarn durch



den andern Spiegel hinaus / daß es einen Sack macht / und darinn muß sie hencken bleiben / biß man das Inngarn / mit samt der Endten / wieder zuruck durch den rechten Spigel ziehet / und sie also heraus nimmet; weil aber von diesem Weidwerck in dem zwölfften Buch eigentliche Nachricht und Beschreibung erfolgen solle / als will ich den günstigen Leser dahin gewiesen haben.



Cap. CXI.

Wie die Endten mit einem Floß und Angeln zu bekommen.

MIt dem Floß kan man solches allein versuchen auf grossen Teichen / wo es viel Geröhricht und Endten hat / wie es / meines Erachtens / um den Ungarischen See bey Rust und Domerskirchen wol füglich anzustellen wäre / dann auf offenen frischen Seen / wo kein Schilff oder Rohr Landswärts zu finden / würden sie

sich

sich dafür scheuen; zum andern muß das Wasser auch nicht gar zu tieff/ oder der Grund gar zu sumpffig und zu marassig seyn/ damit man den Floß mit einer Stangen auf dem Boden gemach forttreiben/ schieben/ und hin und her/ nach Gefallen/ tauchen und lencken möge. Der Floß wird vom Colero also beschrieben: Man nehme ohngefähr vier Läden oder Bretter/ füge sie untenwärts mit zweyen starcken Leisten zusammen/ und lasse in der mitten die Läden etwa ein drey zwerche Finger von einander stehen/ daß man mit der Laitstangen darzwischen kommen/ und den Floß/ nach Gefallen/ wohin man will/ lencken möge. Um und um wird der Flöß mit zusamm geflochten und gebundenem Rohr vermacht/ und auf drey Seiten ein klein Fensterlein gelassen/ dardurch man im fall der Noth schiessen könne/ da sitzt nun der Weidmann mit seinem Hund darinnen/ und tauchet seinen Floß gemach fort/ biß er nahend an die Endten kommen/ und seinen Schuß anbringen kan; wann der geschehen/ springt der Hund ins Wasser und hohlet die Endten/ wann sie aber drey oder viermal also gejagt werden/ trauen sie hernach nicht weiter/ es sey dann der See oder Teich so groß/ daß man täglich einen gewissen Strich für sich nehmen kan. Das Rohr muß mit grossen Schröten und Hagel geladen seyn/ damit er etliche auf einen Schuß fällen kan/ mit einer Kugel/ womit man nur eine trifft/ wäre es nicht der Mühe wehrt.

Mit den Angeln werden sie also gefangen: Man steckt Därmer von Hünern oder anderm Geflügel an die Angel/ oder steckt von einer gelben Ruben ein Stücklein daran/ der an einer Elenlangen Schnur/ an einem grossen Stein angemacht ist/ den legt man in dē Teich auf einem Pflock/ daß der Angel davon ins Wasser hange/ mit der andern Seiten der Schnur/ ist das Ende an einen zimlichen höltzernen Brügel angefast/ wann nun eine Endten den Angel schluckt/ und sich loß reissen will/ zucket sie den Stein vom Pflock/ daß er herab plumpfft/ und die Endten mit Gewalt unter das Wasser ziehet/ daß sie ersticken muß/ und das geschihet so ellend/ daß es die andern gar nicht gewahr werden/ und mögen (wann der Angel mehr sind) 4. 5. oder mehr/ in einer Nacht gefangen werden; wann nun der Jäger sihet/ daß einer oder mehr Stein vom Pflock herab gefallen/ ists ihm ein gewisses Zeichen/ daß Endten gefangen sind/ fähret mit einer Zillen hin/ suchet den nahend bey dem Pflock umschwimmenden Brügel/ und ziehet ihn mit samt dem Raube zu Land.



Cap. CXII.

Von wilden Gänsen/ wie sie zu fangen/ und vom Schießkarren.

Bey uns gibt es meistentheils nur einerley Art der wilden Gänse/ wiewol Jonston, Gesnerus, und andere/ dieselben in unterschiedene Gattungen eintheilen/ darunter auch gantz weisse/ die allein an beyden Flügeln die fünf gröste Schwingfedern schwartz haben/ werden aber im Sommer nie gesehen; bey Ankunfft des Winters fliegen sie hauffenweise und sehr hoch/ halte dafür/ sie seyen allein in den kalten Nordischen Ländern/ und kan wol seyn/ daß sie ihre Farb erst des Winters ins weiß ändern/ wie die Hasen/ Füchse/ Schneehüner auch zu thun pflegen; bey uns sind gemein die Schneegänse/ die etwas kleiner sind/ als die zahmen/ und einen schmälern Kopf/ und schwartz-geborderten Schnabel haben/ fliegen an etlichen Orten so

häuffig/daß sie gantze Saatfelder / mit ihrem Mist und Abfressen/verwüsten / daher auch die Felder von ihnen / wie vor dem Wild / mit Hütern müssen verwahret werden/wohnen gern anebenen/ brüchigen/sümpffigen Orten/und setzen sich nicht leicht/ ohne wo sie selber weit um sich sehen/ und alle Nachstellungen verhüten können; ist ein schlauher arglistiger Vogel/der selten zweymal an einem Ort sich niederlässet/daher er auch desto beschwerlicher von dem Weidmann zu hinterschleichen ist; sie halte im Fliegen auch ihre Ordnung/wie einen Driangel/vornen spitzig/und die folgenden etwas getheilt/daß deñoch allen das Gesicht frey ist/ und keiner den andern jemals verhindert/vor sich zu sehen ; wann ihre Ordnung zertrennet wird/wie doch selten geschihet/soll es Wind und Ungewitter bedeuten/ausser sie werden von einem Raubvogel/Schuß oder Geschrey zerstöbert; sie werden selten fliegen/ daß sie nicht ihr Geschrey von sich hören lassen / und ziehen Tag und Nacht fort. Etliche vermeynen / sie schreyen darum / daß / wann irgends eine zuruck blieben seyn möchte / sie von fernen / sonderlich bey der Nacht / Anleitung und Anweisung hätte / sich nicht zu verirren / sondern ihrem Marche nachzufolgen.

Um Pfingsten (wie Joh. Micrælius in seiner Pommerischen Chronick schreibet) wann die wilden Gänse beginnen zu mausen/ist in der Insel Rügen/gegen Wolgast in Pommern/ein lustiges Weidwerck/ es müssen sich die Gänse/weil sie in der Mauß nicht fliegen können/wegen der Raubvögel den gantzen Tag im Wasser und Geröhricht aufhalten / das Nachts aber/ gehen sie in der Insel aufs Lande/ ihre Nahrung zu suchen/da haben alsdann etliche/an dem Ort/wo sie herkommen/Netze mit Sande bedeckt/daß es die Gänse nicht erwittern / und wann die Gänse darüber seyn / so rucken sie die Netze auf / und jagen die Gänse zurücke nach dem Netze; und weil sie nicht können darüber fliegen / schlägt man sie mit Knütteln zu todte/und also kriegt man offt in einer Nacht 40 50. oder mehr wilde Gänse.

Im Anfang des Frühlings legen sie 14. 15. auch 16. Eyer / wann sie aber von den Menschen gefangen und zahm gemacht worden / zeugen und generiren sie nicht / wie Jonston vermeldet. Sie sollen lang lebend/und vom grossen Alter seyn/also/daß sie manchesmal so ein zähes Fleisch haben / daß Gesnerus schreibt / man habe eine gefangene wilde Gans in dreyen Tagen nicht sieden können/daß man sie mit dem Messer hätte zerschneiden mögen; so ein Anzeigung ist eines hohen Alters / denn sonst die Jungen und Mittelmässigen lassen sich noch wol essen.

Bey uns sind meistentheils nur zweyerley Mittel / sie zu bekommen; mit Schieß-Pferden / davon droben im achten Buch/am 52. Capitel vermeldet worden/ wie sie abzurichten / weil aber selten mehr als eine / mit einem gezogenen Rohr kan gefällt werden / als werden die Schießkarren für bequemlicher gehalten: Man hat einen Karren mit zweyen Rädern / hinten am Karren ist eine starcke eyserne Gabel / die man mit einem Gewerbe hin und wieder / hoch und nider wenden kan; in dieser Gabel ligt ein Doppelhaken / oder grosses Metallenes Rohr mit einem Feuerschloß und rechten Schafft wie ein Ziel-Rohr mit einem bequemen Anschlag und Absehen / das wird mit einen eysernen Durchzug an die Gabel fest angemacht / daß es nicht wancken oder stossen kan; vornen am Wagen sitzt der Weidmann / der das Pferd lencken / und zugleich / wo er von wilden Gänsen etwas in den Feldern verspühret/es von ferne sehen kan; er muß aber nicht gerad auf sie zufahren / sondern / einen weiten Umschweiff als wolte er neben bey / für sich nehmen. Wann er nun vermeynt / seitenwärts nahend gnug zu seyn / hält er mit dem Karren / still / richtet sein Rohr / nimmt das Absehen / und schiesst je schneller je besser / weil sie auf vier- oder fünffhundert Schritt selten einen lassen zu sich nahen ; das Rohr ist geladen mit grossen Schröten / Hagel oder rechten Lauffkugeln. Etliche machen ihnen von Blech Ladungen und Cartätschen / füllen sie mit grossen Schröten / so können sie ihre Ladung desto geschwinder vollbringen; auf diese Weise wird man offt 4. 5. und 6. wilde Gänse auf einen Schuß bekommen. Die Schießkarren werden auf grossen Teichen und Seen / auch in grossen / weiten / ebenen Feldern gebraucht.

Cap. CXII.

Von den Raigern.

In Oesterreich befinden sich nur meistentheils die blauen und Aschenfärbigen Raiger / welche auch die sind / die von grossen Herren / wegen der Raigerbaiß/am meisten gehegt werden/da man sie mit Gerfalcken und Blaufüssen verfolget und fänget; bißweilen gibt es auch Moßraiger / von andern Moßkuhe wegen der Stimme/und Rohrdommel genennet / die sind schön gesprengt/wie ein Schnepff oder Haselhun / der legt von 9. biß 12. Eyern/ nistet nicht auf den Bäumen / wie andere Raiger/sondern in den Sümpffen und Marassen.

Die weissen Raiger finden sich in Ungarn / allda ich bey Domereskirchen am Neusiedler-See selbst einen geschossen/sind fast gantz weiß / aber etwas kleiner als die gemeinen Raiger / sonsten aber an der Gestalt ihnen gantz gleich/ist ein melancholischer träger und langsamer Vogel / der doch so hoch ins Gewölcke steigt / daß man ihn / wie scharff man auch schauet / fast nicht mehr sehen kan / wie ich offt an der Raigerbaiß selbsten in obacht genommen; wohnen nur (weil die Fische ihre meiste Speise sind) an Seen / Teichen und Flüssen / wo es viel Fische gibt / die ihnen / durch eine sonderbare Anmuth der Natur / selbsten zugehen / und sich willig von ihnen fangen lassen/daher sie/als schadhaffte Vögel / an Teichen/sonderlich wo Brut ist/ nicht gelitten / sondern wie man kan und mag / weggpürschet werden. Sie fressen auch die Muscheln / welche sie mit samt den Schaalen verschlingen/und wann sie mercken/daß sie von der Hitz im Kropf sich aufgethã / werffen sie solche wieder aus den Schlund und geniessen alsdan erst des Fleisches zu ihrer Nahrung. Wann er Ungewitter vermerckt / schwingt er sich in dem Gewölcke so hoch / daß er solches übersteiget / daselbst er dann weder vom Regen noch Ungewitter / noch Winden / betroffen wird / wie der Poet von ihm sagt in seinem ersten Buch Georgicorum:

— — — — — — Notasque Paludes
Deserit atque altam supra volat Ardea Nubem.

Sie nisten in den Wäldern unferne von den Wassern / auf grossen hohen Föhren und Tannenbäumen / und wird meistentheils / der Baum / darauf sie nisten / wegen des hitzigen brennenden Koths / damit sie ihn beschmitzen / das Jahr hernach verderben; ist ein gefrässiger Vogel / habe selber gesehen einen zahmen / der / wann man den Hünern hat Habern vorgestreuet / und sich die Spatzen darzu eingeladen / hat er allzeit herzu geschlichen / und mit seinem Schnabel artlich eine um die andere erwischt / und sie mit Federn und allem hinein geschluckt; so muß man auch die jungen Hünlein und Endtlein nicht nahend um ihn lassen / weil er ihrer gleich so wenig schonet. Die Federn / die sie auf dem Kopff tragen / werden von den Hungarn in grossen Ehren gehalten die sie mit Kleinodien und Edelgestein besetzt / auf ihren Ungarischen Käpplein zu tragen pflegen / und theuer erkaufft / auch allein denen vornehmen grossen Herren zu theil werden. Georgius Agricola zehlet den Raiger unter das Geflügel / die den Winter von uns weichen und warme Länder suchen. Ich habe einsmals zu Pardubitz / in Böhmen / einen halbgewachsenen jungen Raiger geschossen / der ein köstlich und gutes zartes Fleisch gehabt hat: Daher wol glaublich / wann die Französischen Authores, das Raiger-Fleisch für eine Herren-Essen halten. Sie melden auch viel von den Raigerhaltern / weil sie aber in diesen Ländern nicht bräuchig / mag der Leser des D. Charles Estienne maison rustique lib. 7. chap. 20. dell' Haironniere besehen und aufsuchen / hier hab ich das Papier zu erspahren nichts anziehen wollen.

Rochas in seiner Natur-Kunst / bey dem renovirten und verbesserten Anno 1680. in Nürnberg gedruckten Joh. Baptista Porta, schreibet: Wann ein Raiger mit Hechten gespeiset worden / daß aus seinem faulenden Cörper eine grosse Menge Hechten / hat er aber Karpffen gefressen / eine grosse Anzahl Karpffen wachsen.

Jean Bapt. Tavernier, in Beschreibung des Türckischen Hofes / meldet / daß allein der Türckische Käyser drey schwartze Raigerbusch trage / und wann seine Armee zu Felde geht / und er ihnen den Gros-Vezier / wie gewöhnlich / vorstellet / so wird keiner von Officirern oder Soldaten einiges Zeichen weder mit Worten noch Geberden von sich geben / sondern halten alle still ohn einige Glückwünschung / biß der Käyser einen Raigerbusch von seinem Turban abnimmt / und dem Gran-Vezir anmachen lässet; so bald dieses geschehen / wird er von der gantzen Armee mit Glückwünschung begrüsst / vor ihren General erkennet / und empfangen sie auch gleich von ihm den Sold. Diese Raiger-Federn werden allein in Candia gefunden / wie erstgedachter Herr Tavernier fol. 138. gedencket.

Die grossen Raiger sollen im Sommer sonderlich nach Fischen riechen. Die Fischer zu Hirschberg / wie in seiner Schlesischen Beschreibung Schwenckfeld erzehlet / machen ihre Querder / die sie in die Reuschen und Tauppeln legen / also: Gersten-Mehl / Krebsen-Fleisch aus den Scheeren und Schweiffen / Leinzelten / daraus das Oel gepresst worden / drey Eyerdotter / Raigerschmaltz / Lohr-Oel jedes 3. Untzen / mit Petrolei und Gaffer jedes 2. Quintlein mischen es zusammen / bindens in ein Tüchlein / und legen es in die Reuschen.

Die Raiger werden in den Käyserlichen Gejäidern um Wien / Ebersdorff / und sonderlich Laxenburg / männiglich zu schiessen verbotten / weil Ihr Majestät jährlich daselbst ihre Freude haben / im Frühling der anmuthigen Raigerbaiß obzuligen. Sonst wird man sie schwerlich / als mit der Pürsche / bekommen können. Von der Baiß soll im 12. Buch absonderlich gehandelt werden.

CAP. CXIV.

Von Täuchern / Rohrhünern / Eißvögeln und Wasser-Amseln.

DEr Täuchern sind vielerley Gattungen / werden für bastardirte Endten gehalten / sind aber so wol am Schnabel und an den Füssen / die ihnen gantz gerad am Leibe / wie einem Menschen stehen / und keinen solchen Steuß haben / wie die andern Endten / von ihnen unterschieden / deßhalben mögen sie auch schwerlich gehen / kommen also nie aufs Land / und bleiben Tag und Nacht in den Wassern / sie haben ihren Namen von dem Untertauchen / weil sie lang unter dem Wasser bleiben können / auch so bald sie einen Menschen mercken / der ihnen zu nahe kommen will / werden sie mehr unter als ob des Wassers bleiben / daher sie hart zu schiessen / und hat der Weidmann diß vor allen zu beobachten / daß er sie ungesehen abschleichen möge; so bald sie das Feuer sehen können / sind sie so schnell unter dem Wasser / daß der Schuß unfehlbar verlohren ist; und trägt sich wol zu / (wie Joh. Conrad Aitinger in seinem Bericht vom Vogelstellen berichtet) ob der Taucher schon von einem guten Schützen getroffen wird / wann er nicht gleich auf der Stelle bleibt / daß er sich dennoch unter das Wasser begibt / mit seinem Schnabel den Schilff ergreifft / im Wasser stirbt / und also sein Wildpret eher den Fischen als den Menschen gönnet / welches offtermals von vielen guten Fischern (sagt er) ist probirt und wahr erfunden worden. Sie brüten zu zwey oder drey Eyren aus / in den Marassen und geröhrichten Brüchen / hart am Wasser / zum Essen sind sie nichts nutz / haben ein blau gröblicht / hartes Fleisch. Doch soll ihr Hertz wann es ohn Eysen ausgenommen / gedörrt / gepulvert und getruncken wird / das viertägliche Fieber vertreiben. Werden meistentheils deßwegen also verfolgt / weil sie grossen Schaden an den Fischen / sonderlich an der Brut zu thun pflegen.

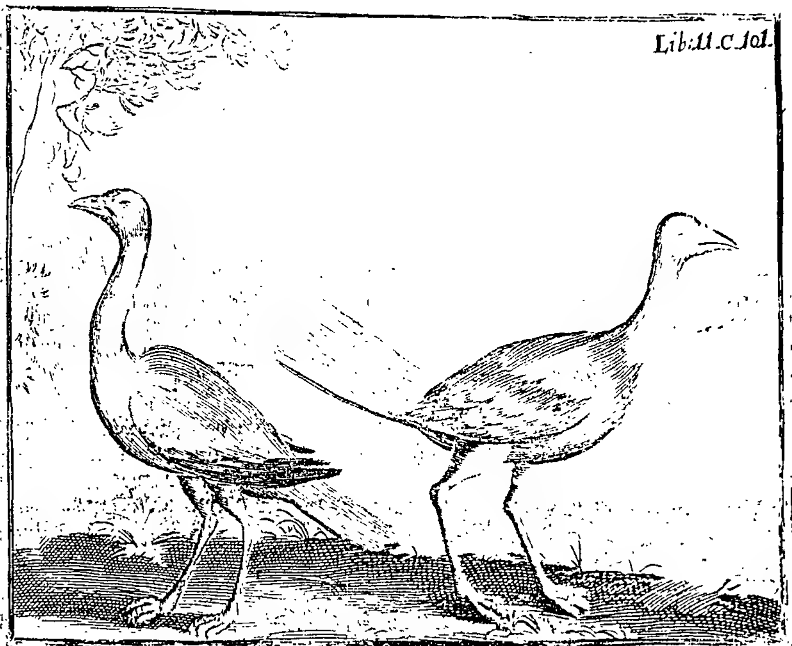
Die Rohrhünlein sind auch von mehr als einer Sorten / doch sind die schwartzen Pläßling / die am Kopf und Schnabel eine weise Haut / wie eine Plassen haben / bey uns die gemeinesten / haben linde Haar / mehr als Federn zu nennen. Man kan die Männlein und Weiblein hart unterscheiden / nullum, sagt Jonstonus, sexus discrimen, ut in cæteris avibus agnoscitur; sie fressen Gras und allerley Saamenwerck / auch Wasserwürm und Fische; sie brüten auf der Erden / und haben Eyer nicht viel kleiner als die gemeinen Hüner. Wo er auf einem Wasser gewohnet ist / ziehet er sich leichtlich nicht weg / weil er hart und nicht hoch über dar Wasser auffliegen kan / fladdert mehr ob dem Wasser hin / als daß

er sich

er sich recht erhübe; man findet gemeiniglich einen Eyerstock in ihnen/ wie an den gemeinen Hünern/ ihr Fleisch ist blaulicht und unedel/ sind doch im Herbst und Winter besser als zu andern Zeiten/ sie müssen allein durch die Pürsche in den Teichen/ darinn sie sich am meisten aufhalten/ geschossen und bekommen werden. Es ist sonst der Wasserhünlein eine so grosse Anzahl und Unterscheid/ daß man viel Bögen Papier/ sie recht zu beschreiben vonnöthen hätte/ welche zu erkennen/ ich den günstigen Leser/ an die Historiæ Naturalis Scriptores, Gesnerum, Aldrovandum, Jonstonum, Schvvenckfeldium, und andere angewiesen haben.

Des Eyßvogel wird von den Engelländern Kingsfischer genannt/ ist einer von den schönesten Vögeln/ die wir in unsern Landen haben/ ist fast so groß als eine Droschel/ schön blau/ grün/ gelbröthlicht/ und Purpurfärbig/ der Schnabel ist etwas länglicht/ fängt kleine Fischlein/ und hält sich gern an den Bächen und Teichen auf/ wo viel Bäume und Sträucher an den Ufern stehen/ wohnet meistentheils gern allein/ und werden seltē mehr beysammen gefunden. Er nistet in den Löchern und Höhlen der Felsen/ an den Flüssen und Bächen/ hat 4. oder 5. Junge auf einmal/ er fligt hart ober dem Wasser/ und schreyet meistentheils wann er fliegt/ legt vier oder fünff Jahr/ wie D. Olina in seiner Uccelliera fol. 39. bezeuget. Caspar Schwenckfelder/ in seiner Silesiâ, schreibet: Er habe von etlichen von Adel/ als ein grosses Secret, vernommen/ daß ein Hertz von einem an Flüssen wohnenden Eysvogel/ oder der gantze Vogel gedörrt/ und einem Kind an dem Halse gehenckt/ vor der Frayß ein gutes Præservativ seyn solle. Man glaubt/ wann man ihn todt/ mit samt den Federn aufgedörrt/ in die Kleider-Kästlein legt/ vertreibe er die Schaben. Sind auch viel aberglaubische Dinge davon geschrieben und getrieben worden/ die ich mit Fleiß unterlasse.

Fast gleicher Grösse und Natur mit diesem Eyßvogel sind auch die Wasser-Amseln/ aber nicht so schön/ sind gern in den steinichten Bächlein/ wo es Forellen gibt/ der Kopf und Rucken ist röthlicht schwartz/ die Brust und Keele schön weiß/ der Bauch röthlicht/ und die Beine roth. Diese beeden Vögel kan man mit subtilen weitmäschigen Klebgärnlein fangen/ wann man sie zwerchs über die Bächlein/ darinn sie zu wohnen pflegen/ spannet/ und sie Abends treibet/ so bleiben sie bald behangen; sie müssen aber mit ihrem Ende gleich am Wasser aufstehen/ doch nicht gar hinein tuncken.



Cap. CXV.

Vom Wasserschnepfen/ Gibitzen und Pluvier.

ICh rede hier nicht von denen grossen Waldschnepfen/ davon das zwölffte Buch/ geliebt es GOTT/ handeln wird; ich erwähne allein hier der kleinen Wasserschnepflein/ die am Leibe nicht grösser sind/ denn eine Amsel/ oben röthlicht-Aschenfarb/ an dem Bauch weiß/ mit einem schwartzbräunlichten Ring um den Hals/ oberhalb der Brust/ unter- und oberhalb der Augen sind sie auch ein wenig weißlicht/ halten sich gern an der Donau auf/ wo das Ufer sandicht ist/ da halten sie sich gern neben dem Wasser auf. Sonderlich habe ich viel gesehen an dem kleinen Wasser/ davon die grosse Hauptstadt Wien ihren Namen bekommen/ wann man von daraus auf Purckersdorff oder Marbach reiset/ wird man sehr viel Wasserschnepflein

an und neben demselbigen Bach hin und wieder antreffen; daß ihrer aber allda so viel sind / ist die Ursach / daß sie bännig sind/und keinem/ solche zu schiessen erlaubt ist; Käiser Ferdinandus II. Hochrühmlicher Gedächtnus/ soll diese Vögelein sehr gern geessen haben/ und die Warheit zusagen/wann sie die Grösse hätten / wie die Wald-Schnepfen / wären sie ihnen / wegen Zärtigkeit und Güthigkeit deß Fleisches/ weitvorzuziehen; habe sie/wan ich zu Schiff von Lintz aufwärts nach Regenspurg gereiset / an der Donau / wo es sandiges Gestad hat/ vielmal mit kleinem Staub-Schrot geschossen/ und ihre Güte warhafftig befunden ; sie lauffen sehr schnell/ und haben ziemlig lange Beinlein / doch gar subtil/ der Schnabel aber ist nicht viel länger als an einer Lerchen; von dieser Art gibt es auch gesprengte kleine Schnepflein / die jedoch gar seltzam / halten sich aber lieber an frischen mit Brönnen-Adern durchnetzten Wiesen / als an Flüssen / auf; sonst gibts wol in Böhmen bey den grossen Teichen / wo das Land sandicht ist/solche Wasserschnepffen / die sind aber etwas grösser / als die unserigen doch nicht so gut / sind mehr ein Art von Wasserhünlein.

Der Gibitz ist ein wolbekannter schöner Sommervogel/der sich gern an bruchigen wässerichten Orten/und wo viel Haide / sondern an nassen Gegenden wächset/ oder wo nahend ein Fluß oder See daben anzutreffen/ weil sie von den Schnecken und Wasserwürmen zu leben pflegen/aufhält/weil er so wol Würmlein/als Fischlein daselbst zu seiner Speise sucht. Die Gibitz-Eyer werden für eine delicate Speise gehalten.

Ich weiß mich zu erinnern / daß als Ihr Durchleucht Pfalzgraf Robert / nachdem er Anno 1638. bey Lemgau in Westphalen/ vom General Hatzfeld gefangen zu Lintz im Arrest gewesen/und endlich die Freyheit erlangt hat / dem Weidwerck nachzugehen / hat er die Gibitz-Eyer wo er sie angetroffen/und rohe ausgetruncken/ wie ich selbst einmal gesehen ; sie sind leicht zu finden / dann der Gibitz ein so thörichter Vogel ist / daß er sein Nest selbst mit seinem Geschrey und Umfliegen verräthet.

D. Olina in seiner zu Rom. 1622. getruckten Uccelliera fol. 21. schreibet/ihr Fleisch hat e so wol einen guten Geschmack / als auch gute Nahrung ; sie werden vom Allerheiligen-Fest biß auf S. Catharina gefangen;man braucht auch auf die Tenn ausgeschoppte und gedörrte Gibitz/sie desto eher anzulocken / die muß man aber nach dem Winde stecken / sonst streuben ihnen die Federn auf davon die wilden verscheuet werden ; man fängt sie bey tuncklem Wetter leichter/als bey schönem / da sie lieber um die Wasser bleiben/und sich auf die Wiesen Brachfelder und Brüche nicht begeben/wie sie bey trüßem neblichten Wetter gerne thun.

Die lebendigen Gibitz (sagt Joh. Conrad Aitinger fol. 92.) werden mit lebendigem Gewürm/klein zerschnittenen Hertzen von Thieren / als ob es Würm wären/ und lebendiger Fischbrut erhalten ; man thut ihre Speise in einen Scherben voll Wassers dann aus dem Wasser / weil sie gern daraus essen/ lernen sie die Speise am allerersten annehmen / darum halten sie sich gern bey seichten Wassern/und nicht bey tieffen. auf die eingelegten Gibitz sind gedultig / und lassen mit ihnen umgehen/wie man will / allein muß man sie sauber und rein halten ; wann ihnen deß Morgens vor acht oder neun Uhren nichts zu essen gegeben wird / und sie hungerig sind / so schreyen und locken sie die andern desto besser herbey.

Es ist fast kein Vogel leichter in der Luft zu schiessen / als eben der Gibitz / wird aber auf den Brüchen auch mit Mäschen gefangen ; nach den Katzen und Eulen sollen sie sehr stechen / da sie dann auch mit Schlag-Netzlein und Wänden mögen erhaschet werden.

Der Pluvier oder Pulvier wird von etlichen auch für eine Gibitz-Art gehalten/ hat aber gantz eine andere geschecklichte Farbe / keinen Straussen auf dem Kopf/ wie jene/und hat vornen nur drey Zähen und zurück keine / wie die Trappen / er frisset Sand und allerley Gewürme/ziehet auch Schaarweise/werden mit Wänden gefangen / wann man einen grossen gefiderten Pfeil in die Lufft schiesset/erschrecken sie und fallen abwärts in die Garn/ vermeynend / es sey der Habicht hinter ihnen/ist ein köstliches Herrn-Essen / wird zwar in unsern Landen gar selten / viel und häuffig aber in Franckreich gefunden. Seine Stimme / wie Jonstonus vermeldet/ ist huit, huit, als wann man solches mit aufgesperrten Lefftzen ausspräche ; sie haben unter sich einen Vogel/ der eine hellere Stimme als die andern hat/und dem sie fast alle gehorchen / wann sie fortfliegen oder sich niederlassen sollen. Wann man sie isset / werden sie wie die Wald-Schnepfen nicht ausgeweidnet.

Cap. CXVI.

Vom Carmorant.

Bey Gesnero wird dieser Vogel genannt Carbo Aquaticus, und zu Teutsch Scharbe/ ist so groß als ein Storch / hat kürtzere Füsse / breitfüssig und schwimmet auf den Wassern / ist sehr Fischbegierig nisten auf den Bäumen/und sind schwartz/ und am Rucken gläntzicht und blaufärbicht. P. Ballinus in Miscellaneis Regni Bohemiæ schreibet/er gebe dergleichen Vögel auch in Böhmen / nicht weit in den Inseln bey Leitmeritz ; die aber sehr hart zu schiessen sind / und sich/ so bald sie nur vom Feuer etwas blicken / schnell unter das Wasser tauchen / er habe zween geschossene gesehen die zwar sehr fette gewesen / aber von den Fischen einen üblen und stinckenden Geschmack gehabt haben/ setzen sich auf die höchsten Bäume / und trocknen nach dem Fischfang daselbst ihre Federn.

Vocem etiam Corvorum (sagt er weiter) imitantur in aquis. Peculiare habent rostrum & pedes, hos ad natatum cute, ut cæteræ natantes aves superinctos, rostrum aduncum, non quidem, ut est corvorum cæterorum, sed velut accipitres incurvum, ut acutissimè, quicquid placuerit, arripere & vellere possint, oculi gemmarum instar lucentes & perspicui. Können lang unter dem Wasser bleiben : Etliche Kürschner bereiten seine Haut / wie von den Schwanen/ damit sie als ein Brustfleck auf den Magen gelegt werde/ weil sie viel zum Verdauen nutzen soll. Vom D. Nie-

und in seinem Schauplatz der irdischen Geschöpffe / wird er Phalacro-Corax oder Wasser-Rabe genennet / sagt aber von seinen Füssen sey nur einer breit und zum Schwimmen tüchtig / der andere aber sey mit Klauen versehen / den Raub damit zu fassen / sie halten sich so wol im Meer als in den Flüssen und Seen auf und scheinet mit nachfolgendem Vogel / eine grosse Aehnlichkeit und Gleichheit zu haben.

Herr Joh. Neuhof in seiner Sinischen Reysbeschreibung fol. 147. erzehlet / daß sie zu Ninyang eine wunderliche Art Fische zufangen gesehen / vermittels eines Vogels / den sie allda Louvva nennen / der ist etwas kleiner / als ein Gans / und solcher Gestalt einem Raben nicht ungleich / hat einen langen Hals / und einen Schnabel wie ein Adler / dessen Spitz unterwärts gekrümmet / ist also an Grösse und Gestalt dem Cormorant nicht ungleich. Mit dem Fisch-Fang aber / gehet es also zu: Es haben die Fischer / oder Besitzer dieses Vogels / kleine Schifflein / so von Reißstroh oder Schilff künstlich und dick zusammen geflochten / und auf beeden Seiten mit Bamboes-Rinden befestiget sind / worauf sie / wann sie zum Fischen ausfahren / diese Vögel setzen / und also nach den Flüssen / Seebusen und andern Wassern zu schiffen pflegen; wann sie allda ankommen / setzen sie den Vogel ins Wasser / die alsobald untertauchen / und unter dem Wasser gleich so schnell schwimmen / als die Fischer ihre leichte Schifflein mit Schiffhacken fortbringen mögen; so bald nun dieser Vogel einen Fisch unter dem Wasser ertrappet und gefasst hat / kommt er eilend damit in die Höhe / von stundan fasst ihn sein Meister / nimmt ihn zu sich ins Schiff / bricht ihm den Schnabel auf und druckt ihm den Fisch / mit einer sonderbaren Behendigkeit / zum Hals heraus / dann setzt er ihn wiederum ins Wasser / daß er mehr Fische auf gleiche Weise fange. Ist warhafftig ein Werck / so überaus seltzsam und lustig anzusehen; daß sie aber die Fische nicht hinein schlucken können / wird ihnen zuvor ein eiserner Ring / ober deß Kropffs / um den Hals gethan / bißweilen ergreiffen und fassen sie grosse Fische / die sie auch nicht in den Hals hinein schlucken können / dieselben halten sie mit dem Schnabel zum Wasser heraus / und machen dabey ein groß Geschrey / zum Zeichen / daß ihre Meister kommen / und ihnen die Beute abnehmen sollen. Wanns nun irgend geschihet / daß etliche Vögel nicht / so bald sie hinein gesetzt werden / untertauchen / oder aber etwas zuruck bleiben / oder nicht so eilig / wie die Schiff lauffen / mit fortschwimmen / schlägt man (um solche Faulheit ihnen abzugewöhnen) mit grossen Stecken und Ruthen darauf / so hart und ungnädig / daß die Federn häuffig davon stäuben / und nachdem diese Vögel eine gute Weil gefischet / und ihrem Meister Fische genug gefangen / nimmt man ihm den eisernen Ring wieder vom Hals / und lässt sie auch vor sich selbsten fischen / welches sie dann sehr willig und fleissig machet / künfftig wiederum vor ihren Meister zu suchen. Es können diese Vögel ihren Besitzern ein grosses einbringen / daher dieselben von jedem Vogel Jährlich gewisse Schätzung dem Käiser geben müssen / auch werden sie von den Sinesern sehr hoch gehalten / und sind diejenigen / die etwas hurtig und geschwind im Fischen / dermassen theuer / daß einer offt 50. Toel Silbers / das ist nach unserer Müntz / 50. Reichs thaler gilt.

Als wir den fürnehmsten dieser Fischer / einen sehr alten Greisen / fragten / ob er ein paar von solchen Vögeln verkauffen wolte? Von wannen dieselbigen kämen? Und wie man ihnen das Fisch-fangen gelehret? Gab er zur Antwort: Daß ihm keiner davon feil wäre / weil er Weib und Kind damit ernähren müste: ihren Ursprung aber und das Fischen betreffende / wären sie ihm also / wie sie jetzt sich befinden / von seinen Voreltern her angeerbet / und wüste er nicht / von wannen sie dieselbe bekommen / oder wie sie das Fischen gelernet. Wir fragten weiter / ob sie sich auch vermehreten / und viel Jungen ausbrüteten / worauf wir den Bescheid bekamen / daß zwar solches beschehe / aber gar langsam / und wenig.

Juan Gonzales von Mendoza, ein Hispanier / nennet diese Vögel / in seiner Beschreibung deß Sinischen Reichs / Scholser / erzehlet aber den Fisch-Fang / so damit geschihet / auf eine gantz andere Weise. Damit man nun den Unterscheid desto klärer sehe / will ich seine eigene Wort hieher setzen. Die Sineser (spricht er) haben eine sonderliche Manier zu fischen / die sehr vernünfftig und artlich ist / der Käiser hält in allen Städten / so an den Ufern der Flüsse erbauet sind / unterschiedliche Häuser / darinnen viel Scholsern aufgebracht werden / mit welchen man in den Monaten / wann die Fische ihre Rogen bekommen / folgender Gestalt fischet: Die Meister dieser Vögel nehmen sie aus ihren Ställen / und bringen sie an das Ufer der Flüsse / allwo sie viel Fischer-Bötlein oder Zillen halten / welche sie biß zur Helffte mit Wasser füllen / darnach binden sie die Scholsern mit einem langen Strick unter den Flügeln / und ihren Kopf so feste zu / daß sie die Fische da nicht hinein schlucken können / und werffen ihn darauf ins Wasser zu fischen / welches dann diese Vögel gar gerne thun und schiessen so schnell und geschwind ins Wasser / daß es zu verwundern; wann sie nun so lang unter dem Wasser gewesen / biß sie den Hals zwischen dem Kropff und Schnabel mit Fischen gefüllet haben / da kommen sie empor in die Höhe / fliegen mit gleicher Geschwindigkeit / nach dem Fischer-Bötlein / und schütten die gefangenen Fische hinein / in das darein vorbereitete Wasser / welches darein gethan / damit die Fische nicht sterben / so bald die Fische ausgeschüttet / fliegen sie wiederum hin / von neuem Raub zu holen / und treiben dieses Fischen wol vier Stunde nacheinander / biß die Böthe voll Fische seyn und zwar mit solcher Behendigkeit / daß einer den andern gar nicht hindert; endlich macht man das Band der Kröpfe wieder los / und lässet die Vögel nochmals aufs Wasser fliegen / und vor sich selbst fischen / eben zu der Zeit / wann sie dessen sehr begierig sind denn des Tages vor dem Fischen wird ihnen ihre gewohnliche Speise / welches eine gewisse Maß Hirse ist / nicht gegeben / damit sie desto emsiger und williger zum fangē seyn. Wann man nun diese Vögel also eine Zeitlang fischen lassen / nimmt man sie aus dem Wasser / und bringet sie wiederum in ihre Ställe; so weit gehet deß Mendoza Bericht. Wir (sagt der Author ferner) kaufften von einem Fischer den frischen Fang / welcher mehrentheils aus Karpffen bestund / deren etliche anderhalb Spannen lang waren / und fast drey Viertel Pfundes wugen.

Cap. CXVII.

Von Storchen.

VIel sind der Meynung/ der Storch habe/ wegen seiner Weltberühmten Liebe gen seine erlebten Eltern/ von dem Griechischen Wörtlein Στοργὴ, seinen Namen bekommen. Der Eltern Sorgfalt gegen die Jungen ist wol scheinbar/ denn so bald sie flück werden/ werden sie von ihnen ausgeführt/ und im Fliegen unterrichtet; man sihet sie weder wegziehen noch wiederkommen/ weil zu Nachts beedes geschehen soll. Man glaubt/ die Fledermäuse seyen ihm sehr gehässig/ und verderben ihm seine Eyer/ oder machen sie aufs wenigst unfruchtbar; diß zu verhüten/ sollen die Störche Ahorn-Blätter (Folia Platani) in ihre Nester legen/ damit die Fledermäuse sollen verjagt werden. Den Schlangen und Nattern sind sie sehr aufsätzig/ daher wohnen sie gern/ wo grosse Marasse sind/ so sie von ihnen verletzt sind/ brauchen sie Wolgemuth und Saturei/ so solls ihnen nicht schaden. Sie fressen Frösche/ Nattern/ Eydechsen und Blindschleiche/ die Kroten aber werden sie selten anrühren/ es müste es dann der Hunger in sie treiben/ sie fressen wol auch Vögel/ wann sie es erschnappen können; den Bienen sind sie sonderlich gefähr/ darum spatzieren sie gern in den Wiesen herum/ wo die Bienen hin und wieder auf den Blümlein umschweben/ und fressen sie begierig auf.

Bellonius bey D. Nyeland schreibet/ daß sie im Winter von uns in Egypten und Mohrenland fliegen/ und bestättiget als ein αὐτόπτης, daß daselbst im Herbst- und Weinmonat das gantze flache Feld damit belegt gewesen. Als ich (sagt er) ohngefähr um die Stadt Abydos war/ hab ich am 24. Augustmonat/ eine grosse Menge Störche allda gesehen/ welche an der Zahl zu drey- biß vier tausend anzusehen waren/ sie flogen von Reußland und Tartarey Creutzweise in der Queer über den Hellespont, und als sie gegen der Insel Tenedos über waren/ kehreten sie sich/ mit einem langen Zug/ um/ biß sie in einen Craiß zusammen kamen/ ehe sie aber wieder von dem Propontide fortgiengen/ theileten sie sich in kleine Schaaren/ und folgeten einander Mittagwärts nach: Wiewol andere wollen/ sie sollen sich/ wie die Schwalben im Herbst/ oder zu Ende deß Sommers/ in die Wässer und See versencken; wie dann Campofulgosus lib. 1. memorabilium gedencket/ daß nahe bey Metz in Lothringen ein gantzer Hanff aneinander gehenckter Storche aus einem See gezogen worden/ die in der Wärme wieder lebendig worden.

Gaudentius Mercula schreibet ex Lario lacu eductas Ciconias, simul rostra in ano inserta habentes; die Naturkündiger schreiben seltzame und theils unglaubliche Dinge von ihrer Natur und Eigenschafft. Man findet auch schwartze Storchen/ wie Albertus Magnus und Gesnerus bezeugen/ jedoch mit einem sonderbaren Glantz wie der Kibitz vermischet/ am Bauch sind sie etwas weißlicht/ kommen aber dem Menschen selten zu Gesicht/ denn sie werden allein an wüsten und sumpfichten Orten gefunden; sonsten sind sie an der Grösse den heimischen gantz gleich/ und klappern auch also mit ihrem Schnabel/ die Augen sind mit einem rothen Häutlein umgeben.

P. Balbinus in Additamentis, quæ librum tertium sequuntur, viderunt (sagt er) Amici duas Ciconias, quæ nihil candidum referrent, utraque nigro, sed dilutiore colore omnibus plumis vestiabatur, alteram volantem venator dejecerat globo, quæ in portâ Elschensi expansa pependit, altera Schlackevverdæ apud Ducem Saxoniæ educta, pluribus annis tenuit hospites admoratione defixos.

Wer von allerhand Artzneyen/ so von den Storchen gebraucht werden/ wissen will/ der besehe die Scriptores rerum naturalium allenthalben/ sonderlich Historiam Medicam Guilielmi van den Bosche. Ich will allhier allein ein Oel von den Storchen lehren zurichten/ das köstlich und bewährt ist/ für alle Geschwulsten sonderlich am Hals und gantzen Leib. Nimm einen oder zween junge Storchen/ die noch nie auf die Erden kommen/ die soll man abstechen/ und das Blut in eine zinnerne Kannen auffassen/ nimm auch den Magen und die Leber von ihnen/ wische solche fein sauber ab/ doch must du sie nicht netzen/ legs auch zum Blut/ rauff dem Storchen die meisten Federn aus/ hacke die Spitzlein von den Flügeln davon/ zerschneide die Storchen gar klein/ leg sie auch zum Blut in die Kandel/ sind die Storchen groß/ so nimm zwey Pfund Oel/ wo nicht/ nur ein Pfund/ gieß es auch in die Kannen/ setz es in einen Kessel mit Wasser/ laß es also gar wol sieden/ biß die Storchen recht weich werden/ alsdann drucks durch ein Tuch in ein Becken/ setz es an die Sonne/ so kommt das Oel alles oben auf/ das muß man fein gemächlich herab nehmen/ ist sehr gut für alle Geschwulst/ auch für die Schmertzen deß Podagra; anfänglich riechet das Oel fast übel/ aber es vergehet mit der Zeit/ je älter es wird/ je besser es wird; diß Oel ist nicht gemein/ sondern zu sonderbarer Freundschafft mitgetheilet worden; wann man einen Faden von einer rothen Flattseiden mit diesem Oel schmiret/ und oberhalb der Geschwulst umbinden lässt/ so kan die Geschwulst nicht weiter hinauf kommen.

Cap. CXVIII.

Vom Bieber.

ISt ein Thier/ das zu Land und Wasser leben kan/ seine Farb ist nicht so braun/ als an den Ottern/ zuckt etwas auf dunckel-Aschenfarb/ mit gläntzigten Silber-Härlein/ ist kurtz und dick beysammen/ die vordern Füsse gleichen einen Hund/ die hintern einer Gans/ und der Schweiff einem Fisch/ wird auch billich für ein treffliches Herren-Essen gehalten/ der Kopf ist kurtz und gedruckt/ der Mund weit und groß



mit überaus scharffen hauenden Schwein-Zähnen versehen die sind gelbröthlicht / sunt longi propè tres digitos, lati tertiâ aut quartâ parte digiti, duo ex inferiori labro, & duo ex superiore egrediuntur, ac in se incidunt, non abscissioni sed rosioni utiliores, die Ohren sind klein und rund / wie auch die Augen hat niedere Füßlein / und kreucht mehr als er geht.

Bellonius schreibt / man könne ihn zahm und heimlich machen; sind gern an grossen Schifreichen Flüssen / wo es nahend dabey Bäume gibt / und wo es lettichten Grunde hat; er frisset die Rinden von den Bäumen und hauet sie ab mit seinen scharffen schneidenden Zähnen / sonderlich Aspen / Felber / Weiden / Erlen / Albern und dergleichen / davon scheelet er zu seiner Speise die Schelffen / ab und lässet das Holtz ligen / sein Abhauen verrichtet er meistentheils bey der Nacht; er macht sein Nest also / daß er dem Schweiff im Wasser / und dem Leib im Trocknen halten kan / und macht im unterschiedene höhere und tieffere Absätze / damit / das Wasser falle gleich oder wachse / er dennoch allzeit seine gelegensame Herberge finde. Fœminæ (sagt Rondeletius) unicus est meatus, & ad excernenda excrementa, & ad patriendum.

Sie sollen zu Nachts versammlet in die nächsten Holtzstätte ziehen / und wann sie etliche Bäume haben gefället / legen sie die Alten / die stumpfe Zähne haben / und nicht hauen können / auf den Rucken / laden ihnen die Bäume auf / die umfangen sie mit ihren vordern Füssen / daß sie nicht abfallen / und werden also mit dieser Fuhr beladen von den andern nach Hause gezogen / und diese werden hernach am Rucken erkennet / weil ihre Haar daselbst gantz hingestossen und abgewetzt sind; und schreibt Albertus Magnus, er habe diß von einem erfahrnen Jäger gehöret; dergleichen wird auch von denen Murmelthieren von etlichen geglaubt.

Daß ihm der Biber selbst soll die Galen ausbeissen / wenn er in Gefahr ist / gefangen zu werden / ist eine alte Fabel / die unmöglich ist / dann der Biber viel zu dick / ungelenck und übel geschickt ist / daß er dergleichen / wann er auch schon wolte / nie würde vollbringen können; weil sie gar inwendig bey den Lenden am Ruckgrad verborgen ligen.

Der Schweiff ist / nachdem das Thier groß / einer guten Spannen lang / zwey Finger dick / und sechs Finger breit / biß drey und vierpfündig / in der Mitte ist er am dickesten / und gegen den Endten etwas abgeschliffener / mit einer glatten schwartz-Aschenfärbichten / doch mit gewissen Linien / als ob es Schuppen wären / artlich eingetheilten Haut überzogen. Fische soll er nicht fressen / und schreibt Jonstonus, daß Herr Pelicerius, Bischoff zu Moupelier, es probirt / und ihnen lebende und todte Fische vorgeben lassen / die sie noch nie anriechen / geschweige gar angreiffen und fressen wollen.

Die Biber werden / wie Herr Joh. Täntzer in seiner Jagt-Wissenschafft / oder der Dianæ hohen und niedern Jagt-Geheimniß / bestättiget / blind geboren / und wann drey oder vier Wochen vorbey / so bringen ihnen die Alten kleine Aestlein von Weiden / daran sie lernen das Laub abscheelen / und was sie dann ligen lassen / tragen die alten wieder ins Wasser; nach fünff oder sechs Wochen / geben sie sich neben den Alten in den Fluß / dann hauen die alten Pappeln / und Weidenbaum um / und können die Bäum also abnagen / daß sie hinfallen / wohin sie wollen / damit sie der Rinden besser geniessen können; ihr Schweiff ist schuppicht / oder vielmehr mit Setichen also eingerissen / und ohne

Haar die Weiblein tragen ihre Jungen (16) Wochen; den Hunden/ die in ihre Gebäue kriechen wollen/ können sie grossen Schaden thun/ und hauen aufwärts wie die Säu; wann man einen lebendigen Bieber in ein lediges Faß einsperret/ so kan er sich geschwind durchhauen/ so ihnen kein anders Thier so leicht nachthun kan; sonst halten sie sich an grossen Wassern/ in Lacken/ oder wo alte Riß sind da sonst der Strom hingeflossen/ da nicht viel oder gar kein Wasser ist. Und wann sie ja nicht an grossen Wassern wohnen/ so ist es doch nicht weit davon daß sie sich im Nothfall dahin retiriren können. Und es geschihet auch darum/ daß sie vor der Eißfahrt/ wann der Stoß gehet/ sicher seyen/ wiewol sie Frühlingszeit/ wann das Wasser hoch ist/ dennoch offt vertrieben werden/ daß sie sich indessen auf einen Hügel begeben müssen. Der Biber libet den Weidenbaum/ so ihm ein besonderer Schleck ist/ nagt davon mit Lust/ macht auch seine Wohnung gern davon. Daher sagt Plautus (allegante Besoldo in Thes. Pract. lit. W) du ligst an mir zu nagen/ wie ein Biber am Weidenstock.

Die so genannte und berühmte Bibergailen sind nicht eigentlich ihre Gailen/ sondern zwo Blasen/ mit einem Häutlein überzogen/ darinnen ist eine gelbe/ weichlichte/ und Wachsförmige Materi/ eines scharffen Geruchs; in einer jeden Blasen ist wieder ein kleiners Bälglein/ und darinnen eine Wachs-gelbe und stinckende Materi/ Diß haben beede Männlein und Weiblein doch diese so klein/ daß sie nicht über eine Untzen wägen wird/ da jene die in den Männlein sich finden/ wol auf ein Pfund wägen können/ wie Gesnerus bezeuget; sind in allen Apotheken sehr im Gebrauch/ einer wärmenden und trocknenden Eigenschafft/ von subtiler durchdringender Art; aus Essig eingenommen/ dienet sie wider die Winde/ Grimmen/ und Gifft; im Wein/ darinnen Rauten gesotten/ wider die Frantz und andere erkaltende Zustände deß Hauptes/ bewegt und stärcket das Hirn/ vertreibt die Schlaffsucht; der Rauch davon ist gut denen/ die die Mutter-Frantz leiden.

Olaus Magnus schreibt/ daß die Nordischen Weiber ein gewisses Experiment haben/ daß sie einer zum Kind arbeitenden Frauen einer Haselnuß groß Bibergail in Bier zu trincken geben/ wovon die Geburt mercklich erleuchtert wird; zur Zeit der Infection machen sie einen Rauch davon/ so alle gifftige Luft verjaget; mit Rosenwasser eingenommen/ oder mit Rosen-Oel gemischt/ und den Kopf damit bestrichen/ macht es schlaffend/ ist daher den Unsinnigen sehr nützlich.

Merckwürdig ist/ was D. Thomas Bartholinus in Actis Medico-Philosophicis Hafniensibus volum. I. Observ. 49. von den Insuln Ferroen, so dem Königreich Dennenmarck unterworffen sind/ meldet/ daß daselbst bißweilen Wallfische zu sehen/ von den Innwohnern Roër- und Trold-Walen genennet/ die den Schiffen gefährlich sind/ und solche offt mit ihrem Rucken manchesmal in die Höhe schieben/ da sie nicht mit weniger Gefahr/ wie auf einer Klippen hafften; darwider haben die Inwohner allzeit Bibergail am vordern Theil deß Schiffes in Bereitschafft/ und wann ein Wallfisch unter ein solches Schiff kommt/ und den Bibergail empfindet/ sencke er sich/ gleich einem Stein in den Abgrund. Dieser Author setzt auch ferner: Die Bibergail habe solche Krafft daß/ wer sie bey sich habe/ und in tieffen Wassern schwimmen wolte/ er solches nicht vermöge/ sondern zu Grund fallen und untergehen müsse/ wie wol und gut er auch sonst schwimmen könne. Und dieses sey auch durch Erfahrung also bestättiget worden.

Hepar Castoris, vel Lutræ, vel serpendis cum vino generoso lotum, & exsiccatum, hujus pulveris ℈ij vel ʒj in vino Cydoniorum detur, & subito cessabit fluxus; vel Recipe Sanguinis Cervini torrefacti ʒj, & misceatur cum succo verbenæ, & detur ægroto dysenterico, prodest,

Sonst dienet Bibergail-Oel wider alle kalte Zustände/ sonderbar der Nerven und Flesches; ist gut für den Schlag und den Krampf; den Ruckgrad gesalbt/ vertreibt es die Kälte und Schauer der Glieder in dem Fieber; die Haut damit gerieben etliche Tage nacheinander/ wo kein Haar wachsen soll/ soll ein gutes Psilothron seyn.

Wann Jemanden die Kindsblattern stecken bleiben/ und nicht recht ausschlagen wollen/ so man ihm ein wenig/ in reines Tüchlein gebundenes Bibergail in sein Ordinari-Tranck legen/ und davon trincken lassen/ soll ein sonderliches Arcanum seyn/ die Blattern bald/ glücklich und ohne Masen zu überstehen.

Der Balg wird zu Stutzern und Handschliefern in Ehren gehalten/ wann die groben Haar davon abgestossen/ sind die übrigen weichen erst gut den Hutmachern/ die ihre theure Biberhärene Hüte daraus zu formiren wissen; der Balg zu Strümpffen gemacht/ soll den Podagrischen Leuten Linderung geben/ fortè si recentes adhibeantur,

Er wird mit Hunden ausgespühret/ und aus seinem Geschleiff in Netz oder Fischbeer gejagt/ oder wird mit Geeren gestochen/ zu Nachts kan man ihn bißweilen zu Land antreffen/ und hetzen.

Cap. CXIX.

Vom Otter/ Seehunden/ Merkälber/ Wallrussen und Crocodilen.

DEr Otter ist etwas geschwinder/ hurtiger und geschlancker als der Biber/ wohnt nicht allein an grossen/ sondern auch an kleinen Wassern/ Flüsse und Teichen/ hat sonst einen Kopf/ fast wie die Biber/ aber subtiler/ und Zähne wie ein Hund/ ist auch am gantzen Leib länger und schmäler/ mit einem langen glatthärichtem Schweiff/ an der Farb etwas bräuner/ und je schwärtzlichter sie sind/ je höher man sie hält/ je leichter ihre Farbe ist/ je geringer sie sind/ haben ihr Geschleiff und Nester nahend an dem Wasser/ da sie dann mit kleinen Schlieff- und Otterhunden ausgespührt/ ausgetrieben und gefangen werden.

Ich habe einen Mährischen Cavalier/ vom Geschlecht einen Matthiaschowsky/ zu Frayn in Mähren/ bey Herrn General von Scherffenberg seeligen angetroffen/ der hat auf etliche Meilen an dem Tetza-Fluß/

daselbst herum / die Ottern mit sonderbarer Geschicklichkeit abgefangen / auch damals (weil es im Winter war) einen Peltz von eitel Otter-Bälgen angehabt / der hat mir erzählt / daß er Jährlich zu 30/40. und mehr Ottern in der Nachbarschafft allenthalben bekomme / und weil diß Thier den Fischen über aus schädlich / hat man ihm diesen Frey-Fang nicht allein gern erlaubt / sondern ihn auch / wol gar darzu erbetten; der hat mir gesagt / daß er eigene abgerichtete Hunde darauf halte / die / so bald sie den Otter vermercken / stracks ihm ein gewisses Zeichen geben / dem Geschleiff zueilen / hinein schliessen / und den Ottern heraus treiben / die lasse er aber eher nicht hinein / biß er das Geschleiff mit einem Netz umsetzt hat / und passe er mit seinen Leuten mit Gabeln / Gehren und Hacken auf / daß er den Ottern schnell anfasse und erschlage / und habe im Herbst manchesmal in einem Geschleiff 3 oder 4. Ottern bekommen.

Wann der Otter einen Fisch im Strom vermerckt / schlägt er mit seinem Schweiff ins Wasser / davon der Fisch erschrocken / denen Löchern und Baumwurtzeln am Gestad zu eilet / und daselbst kan ihn der Otter / wie Bellonius schreibet / desto leichter abfangen; so bald der Tag anbricht / gibt er sich aus seiner Höhlen / und schwimmt gegen dem Wasser einen weiten Weg / und wann er von den Fischen gesättiget / lässt er sich den Strom gemach wider zurück tragen. Bißweilen wird er in den grossen Fischreuschen gefangen / dann wann er Fische darinnen merckt / schliesst er ihnen nach hinein / bekommet ihm aber gar übel / weil er daselbst nicht wieder auftauchen und Lufft schöpfen kan / muß also darinnen ersticken.

Ich bin Anno 1641. vom Krems nach Lintz auf einer Hohenau gefahren / und als wir eine Nacht zwischen Walsee und Achleuten / gleich an einer mit Sträuchern verwachsenen Gestaden verbleiben / und ich früh ohngefähr aus dem Schiff gangen / habe ich nächst am vordern Schiff einen halbgewachsenen Otter gesehen / mit der Nasen über sich Luftschöpffen / und wider sich untertauchen / da hab ich alsobald mein schon geladenes Fusil genommen / aufgepasst / und so bald sich der Otter wieder sehen lassen / ihn mit grossen Schröten auf den Kopf geschossen / daß er gleich todt geblieben / unter das Schiff gerunnen / da dann auf mein Zusprechen die Schiffleute unten am Schiff gewartet / und so bald sie ihn erblicket / mit Fischhacken todt in das Schiff gezogen / ist ihm ein Schröt in das Aug / und ein anders ins Hirn gangen / der ihm zweifels ohne den Rest so bald gegeben hat / sonst hat diß Thier ein langes Leben.

Wann man sie jung bekommt / werden sie heimlich / können lange ohne Wasser / aber nicht ohne Fische leben; in deß Otters Geschleiff stinckt es sehr von Fischen / die er übereinander hinein trägt; Gesnerus sagt / daß sie auch allerhand Obst / Ruben / und die Rinden von Bäumen fressen / wie auch im Frühling die zarten Stößlinge von den neu-aufgehenden Kräutern.

Wann der Otter aus dem Wasser steiget / und heraussen am Ufer Gruben macht / so versehen sich die Fischer gewiß einer Güssen / weil er ihm daselbst eine Sicherheit sucht / dabey er deß Wassers und der Luft zugleich / seiner Natur nach / geniessen kan / da er sonst / wo er in seinem alten Geschleiff verbleibe / bey kommender / aus natürlicher Sagacität / vorgesehener oder vorvermerckter Güsse überschwemmet / der Luft entbehren / und also ersticken müste. Und eben dergleichen pflegen auch die Bieber zu thun.

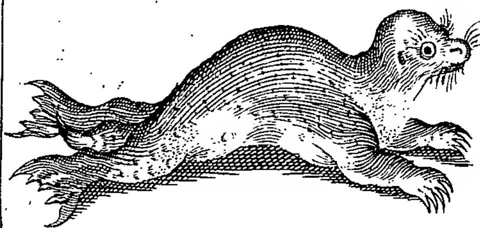
Ihr Fleisch ist zähe und ungesund / wird als wie der Bieber den Carthäusern erlaubt zu essen; das Fette davon soll gut seyn die Glieder zu schmieren; die Gailen davon sollen auch in der Fraiß gut seyn / doch nicht so kräfftig als die Bibergailen; die im Backofen gedörrte Leber gepulvert / soll die rothe Ruhr vertreiben; der Balg / wie Jonstonus bezeuget / aufgelegt / ist gut für den Schlag / Schwindel und Hauptschmertzen; Strümpfe daraus gemacht / lindert es das Podagra.

Sehr grossen Schaden thun die Ottern in den Teichen / wo ihnen die Fische nicht entrinnen können / und ist das ärgste / daß sie nur die schönsten und besten Fische angreiffen und heraus fangen / und mehr todt beissen / als sie fressen können / daher daselbst desto fleissiger aufzupassen / damit dieser schädliche Gast keinen Zutritt habe / und wo er zu spühren / alsobald weggefangen werde.

Die Otter haben ihre Geschleiffe oder Wasserbau unter den Ufern / sie sind / wie Herr Joh. Täntzer schreibet / auch neun Tage blind / und wohnen weiter von den grossen Wassern ab / als die Biber / öffters auch gar an kleinen Wassern / worinnen Fische sind / wo auch etwan nicht weit davon Teiche zu finden sind / doch machen sie selten ihr Lager dabey / sondern an andern Orten / da sie nicht so leicht gesucht werden; nach vier Wochen gehen die Jungen schon mit dem Alten / so lang sie aber noch im Geschleiffe bleiben / bringen ihnen die Alten kleine Fischlein mit sich / welche sie dann hitzig verzehren / und fleissig der Mutter Ankunfft erwarten; sie werden auch in kurtzer Zeit auf die Fisch so eiserig / daß / wann sie ein Fischlein am Rande des Wassers sehen / sie fort hinein fallen dasselbige zu fangen / welches ihnen aber meistentheils fehlet / biß sie es besser und geschicklicher lernen. Endlich folgen die Jungen den Alten wohin sie nach ihrer Nahrung gehen / jedoch führen sie die Jungen nach und nach weiter / weil / indem die Jungen von sich selbst zu fischen (wie sie von den alten sehen) noch nicht vollkommen sind / geben ihnen die alten von dem / was sie fangen / immer etwas zu Hülffe. Unter dieser Zeit / werden ihnen auch alle Gänge / Teiche / Revieren und Wasser bekandt / daß sie endlich selbst ihre Wege suchen / und sich so dannn von den alten absentiren. Wann zwey Jahr vorbey / sind viel vollkommen / und sind die Bälge deren / die auf kleinen Wassern wohnen / besser / als die auf grossen sind. Es ist ihnen lustig zuzusehen / wann sie fischen / sie können oben auf dem Wasser still ligen / und schiessen dann hinunter / wie die Endten / und kommt einer nach dem andern in die Höhe / Athem zu hohlen / und bleiben darum oben ein wenig länger / um durch den Wind die Menschen zu vermercken; wann sie unter dem Wasser ein Fischlein fangen / bringen sie es herauf / und verzehren es oben / weil sie es unter dem Wasser nicht thun können / ist es aber ein grosser Fisch / so schwimmen sie mit nach dem Land / verzehren ihn daselbst / und lassen offt viel davon ligen. Sie sind so geschwind unter dem Wasser / schier als ein Fisch / und wann man einen lebendigen Fisch-Otter hat / ob er gleich nur halb gewachsen ist / und hat eine feine grosse Wasserbodding / da man biß auf den Grund sehen kan / und thut etliche lebendige Fische / und endlich den Otter darein / so wird man Wunder sehen / wie er sie ver-

folgen

folget und fanget. Wann der Otter von Fischen satt ist/so setzt er sich gern an die Sonne/ und trocknet sich/ allein es geschihet meistentheils auf Stämmen/ so ins Wasser hangen/ oder auf Stöcken/ so darinnen ligen/ davon sie/wann sie etwas wittern/ bald in das Wasser fallen/und in ihre Sicherheit eilen/ dann sie seyen/ wo sie immer wollen/ so geben sie genaue Achtung auf den Wind von dem Menschen/ und vernehmen denselben/so bald/ als ein Thier thun kan/ und wird gewiß Niemand an sie kommen/ etwan einen zuschiessen/ es sey dann/ daß der Wind von ihm auf den Schützen zukomme. Auf Forellen-Bächen/ sind sie am allerliebsten/ und wann Wiehern darauf sind (wie meistens geschihet) damit man das Wasser auf die Mühlen oder Wiesen führet/ so machen sie ihr Quartier gerne darunter/ da sie dann hart sind heraus zu bringen. Die Krebsen fressen sie gerne/ mit samt den Schaalen und Scheeren. Wann ein Fisch-Otter seine Losung von sich gibt/so legt ers gern auf einen Stein/ welche in den Krebs-Bächen offtmals häuffig ligen/ und wann man nun auf die Steine Achtung gibt/ so sind in gemeldter Losung meistens Krebsschaalen. Sonst ist sich auch zu verwundern/ daß sie die offenen Löcher im Eiß also wissen in acht zu nehmen/ daß/ wo das Wasser/ einen grossen Stuck Weges/ zu und gefroren ist/ sie unter dem Wasser nicht weit wegfahren/ um eine andere offene Städte zu suchen/ sondern sie kommen allzeit an dem Ort/wo sie hinein passirt/ wieder heraus/ weil sie darunter möchten ersticken; da aber auf hundert Schritt ohngefähr ein Loch verhanden/ das wissen sie richtig zu treffen/ und daselbst heraus zu kommen/ im übrigen gehet ihr Weg über das Eiß fort/ daß sie suchen/ wo etwan ein offenes Loch befindlich/ daß man sie in dem Schnee spühren/und ihre Fährte leichtlich erkennen kan; sie gleichet sehr den Martern/ nur daß sie viel stärcker/ und an den Wassern ist/ dahin die Marter nicht kommen; den langen Schwantz/ welche sie haben/ gebrauchen sie zu ihrer Wendung im Wasser/ welchen sie denn starck bewegen können/ die Läuffte aber müssen ihnen die Fahrt machen; ihr Kopf ist ihnen rund gleich den Bibern/haben auch kleine Augen und Ohren; sie gehen dem Wasser nicht nach/ sondern entgegen/ ohn wann sie wund sind; sie brunsten im Februario/ und tragen zwölff Wochen/haben Jungen im Majo/ die verlässt die Alte leichtlich nicht; wann Hund in ihr Geschleiff kommen/ so beschädigt sie dieselben sehr übel/ und jagt die Hund heraus; ihr Balg ist so starck/ daß sie die Hund nicht leicht erwürgen/ und offt das Wildprät gantz zermalmet ist/ und doch der Balg nicht durchlöchert wird. Dieses alles/wie auch im zwölfften Buch noch mehr folgen wird/ ist genommen aus Herrn Täntzers neulich ausgegangenem Jagt-Buch. Bißweilen werden auch die Bieber und Ottern mit Hunden und Netzen also gefangen. Man soll sie mit Hunden aufsuchen/ und die Hunde am Wasser/ der Länge nach/ auf- und abspühren und suchen lassen/ die Jäger sollen zu beeden Seiten auf Otter und Hunde gute Achtung geben: Wann sie aber den Otter/ wegen Breite deß Wassers/ nicht finden würden/ sollen die Jäger Netze nehmen/ und dieselben/ so weit/ als sie vermeynen/ daß sich der Otter halte/ die Länge deß Wassers/ zu beyden Seiten rührend/ einwerffen und richten. Die Netze aber sollen breit seyn/ damit man beede Seiten deß Wassers wol beschliessen möge; das eine Theil soll man mit Bley behencken/ daß es den Boden berühre/ das obere aber mit Pantoffelholtz/ wie sonst die Fischer-Netze zu seyn pflegen/ und zu unterst am Zipffel deß Netzes/ soll auch ein Zug-Seil seyn/ welches einer aus den Ottern-Jägern/ am Ufer deß Flusses/ halten solle/ damit er/ wenn der Otter etwan im Netz seyn würde/ am Regen und Bewegen deß Seils/ solches eigentlich spühren und vermercken möge. Reget sich nun das Seil/ so ist ein gewisses Zeichen/ daß der Otter gefangen/ darauf die andern Jäger so bald das unterste Seil mit dem Bley aufheben/ und das Netze zusammen ziehen/ und also den gefangenen Otter oder Biber damit beschliessen.



Zwar nicht in unsern Ländern/ doch in Pommern am Meerstrand findet man Seehunde/ wie Micrælius in seiner Pommerischen Chroniken bezeugt/ sie sind von scharffen Zähnen/ beissen wie ein Hund/ haben weißlichte Haar/ die vordern Füsse wie ein anderer Hund/ die hindern aber sind breit/ wie an einer Gans/ sie werffen ihre Junge wie andere Thier/ sind meistentheils im Wasser/ ist aber schön Wetter/ so ligen sie sich entweder auf grosse Stein im Wasser/ oder an dem Strand an die Sonne/ und verwittern sich; man hat befunden an solchen Orten/ da sie gute Lager haben/ daß daselbst von 4. biß 500. Stuck starck beysammen gesehen werden kommt man aber mit Schiffen an/ so schiessen sie ins Wasser kommen doch bald wieder herauf/ und spielen um das Schiff her/ und hören gern/ wann man mit dem Maul pfeifft/ werden sie aber geschossen/ so können sie nicht unter dem Wasser bleiben/ und werden von den Hunden/ die darauf abgerichtet sind/ zu Lande geholet/ doch fähet man sie auch mit Netzen.

Ihr Fleisch kocht man wie Wildprät; von ihrer Feisten

sen machet man den Thran / doch wird auch der Speck geräuchert / und von den Bauren gegessen; ins gemein sind die Seehunde mit einer Aschenfarben Haut bedeckt / welche sehr zähe / kurtzhärig / glatt und gläntzig / auch am Bauch etwas mit weissen Flecken vermischt ist. Haben keine Ohren / nur Ohrlöcher.

Die Meerkälber sind ihnen in vielen und fast in allen Stücken gleich / die gebären auf dem Lande nicht mehr als zwey Junge / wann sie 12. Tage alt werden / bringen solche die Alten ins Meer; die Seehunde greiffen im Wasser auch die Menschen an.

Der Seehund hat einen zimlich langen Hals / den er ausstrecken und einziehen kan / hat gläntzende und in vier Farben sich verwechslende Augen / und Zähne fast wie ein Wolff / die Nasen und Augenbraunen sind mit schwartzen bißweilen auch weissen hartlichen Haaren versehen; hat eine in zwey Theil sich spaltende Zunge / wie Jonston meldet; sie leben von Fischen / und wo sie in einen Einsatz mit Fischen kommen / thun sie grossen Schaden; wenn sie in ein Netze kommen / so zerreissen sie solches; wo nahend am Gestad Aecker / Weingebürge und Baumgärten sind / verwüsten sie solche; wann sie auf den Vorgebürgen auf einer Anhöhe ligen / und dort aufgejagt werden / so ziehen sie Kopf und Füsse unter dem Bauch zusammen / wie ein Igel / und kugeln sich also herab ins Meer / mit grosser Geschwindigkeit; sie haben einen harten festen Schlaff / daß sie laut schnarchen; wann sie gefangen worden / sind sie leichtlich gezähmet / daß sie auch mit einer Kalbsstimme / wann man sie bey Nahmen ruffet / gleichsam antworten; ihr Balg / wann er gleich abgestreifft ist / behält dennoch eine Mitleidenschafft mit dem Meer / und wann solches mit Ungewitter betroffen ist / stehen die Haar am Balg gleichsam zu Berge / und borsten sich auf / und bleiben glatt / so lange die See stille ist. Die Alten haben diese Haut für ein Amuletum wider den Donner gehalten; wann man Schuh aus dieser Haut trägt / soll es das Podagra vertreiben.



Die Wallrussen werden von D. Nyland Meer-Elephanten genennt / weil sie zwey grosse schneeweisse Zähne haben / die dem Helffenbein im geringsten nicht nachgeben / welche abwärts aus dem gewölbten Obertheil des Mundes heraus gehen / damit sie / mit Beyhülff ihrer vordern Füsse / gantz mit Leuten besetzte Nachen umkehren und stürtzen können; sie sind so groß / als ein Ochs ihr Hals ist kurtz und dick / leben so wol zu Land als Wasser / haben grosse rothe / doch wolgebildete helle und runde Augen / und kleine Ohren wie ein Seehund / und auch fast eine solche Haut / mit gar kurtzen Haaren / aber voll Blattern / und also zum Gebrauch untüchtig; ein einzige Haut hat zu Amsterdam (wie D. Nyland schreibet) vier Centner gewogen; aus ihren grossen Naslöchern können sie trefflich Wasser sprützen; ihr Maul ist unten und oben mit Borsten besetzt / die so dick und hohl sind wie Strohälmen / aus welchen die Bootsleute / wider den Krampf / Ringe zu machen pflegen / sie haben vier Füsse / die mit Klauen versehen / und am Ende mit scharffen Nägeln bewaffnet sind; ihre Zähne sind von einer halben biß ein gantze Elen lang / sind aber bey vielen mangelhafft und unvollkommen / werden in Tartarn und Moscau / nunmehr auch in Holland geführt; wann man sie fangen will / muß man solche Instrumenten gebrauchen / wie zu den Wallfischen; sie ligen um die Spitzberge auf den Eißfeldern und am Strand / offt in grosser Menge / daß sie nicht zuzehlen; sie schwingen sich mit ihren Zähnen auf die hohen Eißberge / wo sie zu schlaffen gewohnet sind / und schnarchen im Schlaff so laut / daß man sie weit hören kan; sie brüllen wie ein Löwe / haben auch in ihrem Mund Zähne / allein einer greifft eine gantze mit Menschen besetzte Nachen oder Chalouppen an / und hauet grosse Stücke von derselben / aber die Leute darinn sind mit Gewehr genugsam versehen / und erlegen ihrer viel davon / nehmen jedoch nur die Köpffe / wegen der grossen weissen Zähne; man kan ihnen auch / wann Leute genug sind / leichtlich entrudern / doch folgen sie ihrem Feinde nach / so lang sie ihn sehen können. Wann einer unter ihnen verwundet wird / so kommt der gantze Hauff zusammen / da sie sich dann (weil ein jeder der erste seyn will) greulich zerhauen und zerbeissen / auch einander in dem Schwimmen Hindernüs geben.

Die Crocodilen / weil sie im Teutschland todt und ausgeschoppt in vielen Apotheken gesehen und gezeiget werden / ist auch mit wenigen zu gedencken. Sie wohnen nur in grossen Flüssen / als am Nilo, Gange und Indo und dergleichen. Wer in Egypten einen grossen erwürgt und in die Stadt bringt / dem zahlt der Fiscus zehen Goldgülden. Mit ihrem Schwantz schlagen sie Menschen und Viehe / wann sie etwas anfallen und haben grosse Stärcke darinnen / daß er einem grossen Thier stracks das Bein entzwey schlagen kan. In India und America werden viel Crocodilen gefunden / deren Fleisch an der Tafel verspeiset wird / soll wie Biesem riechen / und dem Kalbfleisch am Geschmack ähnlich seyn. Auch schreibt Nierembergius l. 12. Histor. Nat. c. 5. daß die Eyer von diesen Thiere und das Fette / so sie an heimlichen Orten des Leibes haben / wie der beste Bisem riech; auch sollen sich nahe bey ihrem Schlund kleine glandulæ, in der Grösse einer Bohnen finden / welche einen sehr annehmlichen Geruch von sich geben. Die Indianer nennen sie Kayman; im Käuen und Beissen bewegt er nicht / wie alle andere Thier / die untere sondern allein die obern Kinbacken / kan auch seine Zungen wenig bewegen; die Eyer sind so

groß als ein Gans-Ey; seine Haut ist hart / und kan weder durchstochen noch durchschossen werden / ausser am Bauch / wo er weiß und lind ist; er wird von 16. biß 24. Elen lang. Concubitus eorum peragitur more hominum, quia ob brevitatem pedum aliter fieri non potest. D. Nyland schreibt / das Weiblein lege sechzig Eyer / brüte auch so viel Tage / sie werden in den Stand gelegt / und auch wol von der Soñen-Hitz ausgebracht; am Rucken ist der Crocodil Saffran-gelb / aber am Bauch weiß, ihre Zähne sind groß / weiß und scharff; der Tyger ist sein abgesagter Feind / wie auch der Delphin / und die Indianische Maus Ichnevmom, die ihm aufpasset / und wann er im Schlaff den Mund eröffnet / kriecht es ihm in den Leib / und zerbeisset ihm das Ingeweid / daß er drüber sterben muß / da frisst es sich wieder heraus; darwider warnet ihn ein kleines Vögelein / wie ein Zaun-Königlein / welches zwischen seinen Zähnen seine gewöhnliche Speise suchet / und ihm also die Zähne von aller Unreinigkeit säubert und reiniget; wann diß Vögelein nun den ichnevmon in der Nähe spühret / wecket es mit seinem Picken und Geschrey den schlaffenden Crocodil wieder auf. In West-Indien haben die Crocodil auch Feinde / (wie vorzeiten in Egypten die Tentyriten) an dem Fluß Dulco machen die Inwohner Hütten / und geben acht / da sie dieselben sehen aus's Land gehen / oder schreyen hören / wie sie zu thun pflegen / wann sie hungerig sind / so berufft er seine Gesellen / nehmen deren zehen oder zwölff einen langen vornen zugespitzten Baum / und stossen solchen dann auf den anlauffendem Crocodil mit grossen Behändigkeit auss allertieffest in den Rachen / daß er ihn unmöglich wieder kan heraus bringen / werffen ihn auf den Rucken / und schiessen ihn am Bauch mit scharffen Pfeilen todt.

D. Nyland erzehlt / daß / als der Ost-Indischen Gesellschafft General Peter von Carpentier einesmals in Indien von der Tyger-Jagt heimkommen / und die Pferd träncken wollen / habe eines seiner Reutknechte Pferd / so unter vielen andern stund / seinen Kopf zu trincken ins Wasser gehalten / sey aber von einem daselbst in seinem Stand auflaurenden Crocodil mit seinem aufgesperrten Rachen so starck angefasst / und wie sehr sich das Pferd darwider gesperrt / von oben hinab in den Fluß gezogen worden / also daß der Reuter kaum herab fallen / und damit sein Leben erretten können: Das Pferd aber sey ungezweifelt von diesem Unthier gefressen worden.

Cap. CXX.

Vom Wasserholtz in den Auen / als Weiden oder Felbern und Bandweiden.

ES ist unter den Lustbarkeiten der Wasser nicht die geringste / die schönen / anmuthigen und schattichten Auen / die allenthalben in unserm Donau-Strom / theils neben bey / theils aber in dem Schoß ihrer Werder und kleinen Insulen / anzutreffen und zu sehen / darunter das Wildpret in der Sommerhitz seinen Stand und Weide / die Fische am Gestad einē erwünschten Unterstand / und die Vögel obenauf ihre Nester / Zusammenkunfften Musiken halten / zu dem die Jäger und Weidleute zwischen den dicken Gesträuchen ihren Vortheil finden / zu rechter Zeit / dem Wildbret / als auch den Endten und Wasser-Geflügel aufzupassen / und desto leichter zu unterschleichen. Die Fischer können mit ihren kleinen Kahnen und Zillen / darinnen sie ihre Zug- und Wurff-Netze führen / überall die beste Gelegenheit ihnen erwählen / den Fischen / die in der Hitz gleichesfalls den Schatten lieben und suchen / desto bequemlicher beyzukommen; will geschweigen / der guten und edlen Kräuter / die in feuchten Orten ihre Aufenthalt haben.

Unter andern Bäumen / die gern an Wassern aufwachsen / sind die Weiden die gemeinesten / und wegen der Stümlung am nützlichsten / weil dieser Baum seine Unfruchtbarkeit mit reichlichem Wucher belohnet / mit Brennholtz / Gerten und Basten / zum Zäunen und andern Sachen dienlich ist / geschwind wieder wächst / und von dessen jeden Jahr-Schößling man einen absonderlichen Baum zuwegen bringen kan / und ist fast keiner unter allen wilden Bäumen / dessen ein Hausvatter / ohne Entgelt und Untergang des Haubtstammens / besser geniessen kan; der Grund / darinn er gut soll thun / und wolgedeyen / muß wässerig und feucht seyn. Jonston erzehlet dieses Baums fünf und zwantzigerley Gattungen / wir wöllen aber die Naturkündiger und Botanicos dafür sorgen lassen / und allein dreyerley Arten allhier andeuten; als Erstlich die gar groß und hoch aufwachsen / daß sie manchesmal wol den Albern nichts nachgeben / die findet man aber selten / und wachsen allein in den Auen und an wässerigen Orten; die andern sind die gemeinen Felber / die sind einem Baumañ am nützlichsten und einträglichsten / deren man billich jährlich / nachdem man viel oder wenig Gründe hat / sonderlich an den Bächen / Sümpffen / um die Wiesen und Felder herum setzen und pflantzen solle / denn weil sie alle drey Jahr gestümmelt werden / so thun sie auch in den Fruchtfeldern mit ihrem Schatten keine sonderbare Hinderung.

Salices dant excellentem carbonem pro Pictoribus, quoniam non saltem facit lucem, sed ubiq; certam lineam & ita non turbat æqualem motum manus, wie Nehemias Grevv. M. D. in Ideâ Historiæ Phytologicæ, in Theoriâ vegetationis Truncorum, f. 276. bezeuget. Für die Wassersucht gibt Herr Heinrich von Ranzau / in seinem Haus-Artzneybuch folgendes Experiment: Nim̃ die untere Rinde von dem Weidenholtz / die bey den Wassern stehen / lege sie über Nacht in rothen Wein / und trinck davon.

Zum Sechsten erwehlet man Klaffterlange / glatte und eines kleinen Arms dicke Stangen von den Weiden oder Felbern / die fein safftig frisch uñ grün sind / geschählet im Martio / wann der wachsende Mond drey oder vier Tage alt ist / schneidet sie fein glatt mit gantzer und ungequetscher Rinden ab / oder mit einem scharffen Sägelein / und beschneidt hernach das abgesägte wieder mit einem wolschneidenden Messer; was man zu diesem Ende also abgeschnitten hat / legt man alsobald in einen Dümpfel / oder marassigen Ort / wo es viel Muer hat / und lässet sie also darinnen ligen / biß der Mond

wie

wiederum auf vorangedeutes Alter kommt / hernach ehe man sie setzt / gräbt man Gruben so tieff / als man die Felber setzen will / in feuchten Orten ein Elen tieff / in trockenẽ oder sandichten noch tieffer/und wann die Setzgruben alle verfertigt sind / setze man die Felberstöcken nacheinander / und vermacht die Gruben wieder fein sacht/mit der dabey ligenden vorher ausgegrabenen Erden; wäre aber dieselbe so steinicht und schlecht/ists gut/ daß man eine bessere Erden darzu brauche / wo aber der Grund nicht von Natur (wie es doch seyn solle) feucht ist/muß man sie anfangs/biß sie einwurtzẽ/fleissig begiessen; wann sie hernach austreiben / muß man die unterigen allzeit anfangs treibende Wasserschübe/weil sie noch zart und klein sind / allein mit den Händen abbrechen / und diese Arbeit mit keinem Messer verrichten/so werden sie in kurtzer Zeit wol und schön aufwachsen.

An Orten / wo man wenig Gehöltz hat / wie an theils Orten in Schlesien / werden sie allenthalben zwischen den Kornfeldern gezügelt. Wo man aber keinen Holtzmangel hat / ist besser / man setze sie allein um die Wiesen und an die Bäche und Teiche; denn ob wol ihr Schatten dem Korn nicht sonders auffätzig / so reichen doch ihre weit ausgreiffende Wurtzen in die Felder / und ziehen alle Feuchtigkeiten /und den besten Safft zu sich / daß nahe bey / nichts so wol gedeyen kan. Wo man aber kein Holtz hat / wird der Nutzen / den sie bringen / geben den Schaden den sie verursachen / abgerechnet. Man habe aber gleich so viel Holtz als man wolle/ so ists doch eine sehr nützliche Wirthschafft / daß ein Hausvatter / wo er feuchte und wässerige Gründe hat/ dennoch darob ist / daß alle Jahr etwas von Felbern gesetzt werde / weil man sie alle drey Jahr stümmlen / und zum Verzäunen / und allerhand Sachen gebrauchen kan.

Die dritte Art ist zwar gar klein /und nur unter die Stauden zu rechnen / trägt lauter kleine / schwache doch zähe Gerten / die zu Bändern allenthalben / sonderlich in den Gärten zum Bündwerck zu den Peltzern / wie auch die Rinden von den grossen Weiden nothwendig zu gebrauchen/daher an brüchigen/marassigen Orten/ wo ohne diß wenig und nur saures Gras wächset/zu setzen und zupflantzen.

Die Ursach/warum die Wasserbäume so leichtlich bekleben und Wurtzen fassen / ist / daß sie grosses Marck und starcken Kern haben / doch können sie auch am Stümmlein/wann man grob damit umgehet/bald verderbt werden. Herr de Serres will / die Stümmlung und Setzung der Felber/soll an keinem windigen/nassen/ regnerischen/sondern an einem schönen stillen Tage/ bey gutem Wetter geschehen. Wol thut man/ daß man seine Felber in drey Theil absondert / damit man jährlich einen Theil stümmlen / und wieder zwey Jahr rasten lassen könne. Wann man sie stümmlet / muß man die Aeste nicht glatt bey dem Stock abschneiden/damit ihnen so wol die Kälte/als die Hitz nicht so leichtlich schaden möge/sondern eines halben Schuhe / oder einer Spannen lang Stutzen davon stehen lassen/weil meistentheils ein wenig davon versochert / und aus der jungen zarten Rinden der Stutzen/die Auskeimung viel eher und leichter geschihet/als wann sie erst aus der harten knopprichten Rinden/die um den Felberkopf sich ereignet/austreiben sollten / die offt nicht durchbringen mögen / daß also der Baum leichtlich gar ausbleibt. Hingegen zwischen der jungen Stutzen frisch und bald auskeimet / und seinen Baum wieder bekleidet / daß er im April mehr Zweiglein hat/als der jenige/den man glatt abstutzet/im May haben kan.

Das Laub im Herbst wird gesammlet / und für die Lämmer und Ziegen / den Winter über gebraucht. Die Bandweiden werden jährlich abgestutzt / und glatt bey dem Kopf/dann sonst/liesse man sie länger stehen/würden sie zu starck und zum Binden undienlich seyn; und diese werden (wie Herr de Serres meldet) besser im abnehmenden als wachsenden Monden gestümmelt / denn je subtiler sie wachsen/je bequemlicher werden sie;die Reiffe an den Fassen / und allerley Sachen im Garten zu binden ist die Zeit der Herbst/ im September / eh die grosse Kälten kommt / sicherer aber ist es / man erwarte des Frühlings/ weil der Safft ohne diß um selbige Zeit aufsteigend / die jungen Aestlein wiederum verneuret und ausschlagen machet. Man kan auch nützlich an diesen Bandweiden von jeglichem Stock drey oder mehr Ruthen stehen lassen / dieselbigen gruben und einlegen / so werden sie in kurtzer Zeit einwurtzen/und mögen hernach vom alten Stock abgeschnitten seyn/allermassen man es mit den Weinreben machet / also wann schon die alten Stöcke verderben/ werden doch die Bandfelber immerdar verneuret.

Die abgeschnittenen Band lang zu erhalten / legt man sie also bald in ein Faß/und werden verschlagen/und an ein verdecktes temperirtes Ort gesetzt/da man sie/das gantze Jahr durch/zur Nothdurfft haben kan;die grösten Zweige schneidet man voneinander mitten durch / oder wol gar auf vier Theil / welche Arbeit man unter dem Dach verrichtet/wann man im Feld/Regenwetters oder Ungewitters halber/nichts schaffen kan. Weil auch das Viehe diesen Felbern gefährlich/muß der Ort wo sie stehen/eingefriedet seyn. Diese Bandweiden sind meistentheils an der Rinden roth / auch bißweilen gelblicht.

Die Felberblätter in der Artzney zerschnitten/ und mit ein wenig Pfefferkörner in Wein getruncken/ist gut den Miltzsüchtigen und wider das Bauchgrimmen. Die Rinde ist denen gut / die Blut speyen; die Weidenblätter oder der Safft davon gekocht / vertreibt die Schuppen/und lindert die Podagrische Schmertzen; man kan ihn auch darfür / mit Wachs abtreiben und also überlegen. Die Blätter sind gut (wie Dodonæus meldet) zu frischen Wunden/stillen das Blut/und hefften zusammen; in hitzigen Kranckheiten das Gemach/ oder wol gar das Bett mit diesen Blättern bestreuet/ temperiren solche und ziehen sie aus. Aus den Weidengerten macht man Zungenschaber für die Bräune. Die Weidenrinden zu Aschen gebrennt/in Essig eingebaitzt/und übergelegt/ vertreiben die Wärtzen und Hüneraugen. Wer von allerhand Sorten der Felber lesen will / besehe D. Jonston.lib.9. de arboribus miscellis Classe 4. c. 4.

Cap. CXXI.

Von Albern und Aspen.

DEr Albern sind zweyerley Geschlecht / und wird die erste von den Lateinern Populus alba, die andere aber Populus nigra genennet / ist auch ein gemeiner Inwohner und Zierde der Auen / hat schöne linde Blätter / inwendig mit einer weißlichten Wöll überzogen / er kan wie die Felber von seinen abgehauenen glatten Stangen an feuchten Orten leicht fortgepflantzet werden / gleicher Weise wie die Felber. Dieser Baum wächset hoch / wo er behäglichen Grund findet / wurtzelt aber nicht tieff ein / daher er von den Sturmwinden offt Schaden leidet; er wächset sonst bald übersich / hat eine weisse glatte Rinden / eckichte Blätter / wie eine Reben / aber kleiner und fetter / hat ein weisses / weiches Holtz.

Der schwartze hat breite / oben spitzige und etwas zerkerbte / grün und glatte Blätter / die an langen Stielen hangen / sein Holtz ist etwas gelblicht und nicht so weiß / als an dem ersten / lässt sich auch wegen seiner Härtigkeit schwerlich zerspalten; ehe dann die Blätter an den Albern ausschlagen / werden erstlich länglichte Knöpfflein wie ein Gerstenkorn / doch grösser / gantz fett und ölicht / roth oder braun gelblicht an der Farb / und kleberickt / eines angenehmen Geruchs; daraus endlich die Blätter erwachsen; in der Apotheken heisst man sie Alberbrossen. Auf diesem Baum wachsen auch (wie Tabernæmontanus bezeuget) länglichte Zapffen / nach welchen träublichte Aestlein kommen / mit runden Beeren besetzt / welche wann sie zeitig werden / wie eine Wöll verfliegen; dieser wurtzelt besser und fester ein / als die erste Art er wächset auch höher / und wird bißweilen an seinem Stamm ein Hartz / wie an den Kirschbäumen gefunden / ist warm im andern Grad / und hat eine Krafft zu reinigen und zu säubern. Die Rinden von den Albern gekocht / soll gut für das Hüfft- und Lendenwehe seyn / wie Serenus bezeuget.

Sæpius occultus victâ coxendice morbus
Perfurit, & gressus diro languore moratur;
Populus alba dabit medicos de cortice potus.

Die mittelste Rinden davon ist gut für den Brand / der Safft von den Blättern warm in die Ohren gethan / stillet derselbigen Schmertzen. Die Alberbrossen zerstossen und mit Hönig vermischt / vertreiben die Danckelheit der Augen / angestrichen. Schöne Haar zu zigeln / zerstöst man die Zäpflein mit Butter / legt es in einen Topf / vermacht den wol / und lässts also 8. Tage stehen / hernach setzet mans zum Feuer / biß der Butter zergehe / den seyhet man durch ein sauber leinen Tüchlein in ein reines Geschirr / und so offt man das Haupt gewaschen und abgetrocknet hat / schmieret man die Haar mit dieser Salben / so werden die Haare davon viel schöner / wachsen eher und länger. Die Wölle stillet das Blut / wie Jonstonus bezeuget.

Die bekannte Salbe / Populeum genannt / wird auf mancherley Arten bereitet: Zu Anfang des Frühlings nimmt man der frischen rothgelblichten Alberbrossen ein halbes Pfund / stösst sie wol zu einen Koch und vermischt sie mit frischen Schweinen Schmaltz / das nicht gesaltzen ist / so viel man will / thut es in ein irden Geschirr / und setzt es in den Keller / biß daß man nach und nach einsamle / Magenblätter / Creutzwurtzen / so die gelben Blumen trägt / und die jungen Schoß von den Brombeerstauden jedes 3. Loth / stösst alles wol zusammen / und mischt es mit der vorigen Materi / lasst es etliche Tage also erbaitzen / hernach setzt mans auf eine gelinde Glut / giesst ein wenig frischen Wein daran / und lasset es gemach sieden / biß alle wässerige Feuchten verzehrt ist / seyhet es dann und behälts. Wann Jemand in hitzigen Fiebern nicht schlaffen kan / soll man nehmen die Latwergen / Requies Nicolai genannt / und mit dieser Salben vermischen / auf ein Tüchlein streichen / und auf die Schläfe legen. Es wird auch diese Salbe allein in brennenden Fiebern / da man nicht ruhen mag / auf die Stirne / Schläfe / Pülß und Sohlen geschmiert / Tabernæmontanus schreibet; diese Salbe auf den Nabel geschmieret / soll schwitzen machen.

Dioscorides lehret / wann man die Rinden des Pappelbaums klein zerschneidet / sie in wolgedüngte Furchen leget / darinn man sie (wann es nicht regnet) mit Wasser besprengen kan / bringe sie das Jahr durch gute Schwammen / die nicht gifftig noch schädlich sind / wie die andern / und sind gar gut zu essen.

Der Aspenbaum wird Tremula und Populus Libyca genennet; den ersten Namen hat er von seinen durch geringe Lufft zitterende Blättern / hat noch dunckelere Blätter als der schwartze Alberbaum / auch härter und rundlichter / wächset nicht allein bey Wässern / sondern auch sonst in den Wäldern. In die Wiesen soll man weder diesen noch die Albern setzen / weil sie durch ihren Schatten / und grossen Wurtzeln das Zunehmen des Grases verhindern. Dioscorides schreibet bey Tabernæmontano, wer eine Aspen-getten in der Hand trägt / soll am Wandern nicht müde werden. Der Safft / so aus den Aspen fleusst / soll die Wärtzen und Zittermähle vertreiben. Es wächset dieser Baum auch in den Gebürgen / darum ihn die Welschen Popolo montano nennen / trägt auch Zapffen / wie der schwartze Alberbaum / sein Holtz / weil es glatt und weiß / wird von den Drechslern gebraucht. Die Kohlen nimmt man zum Schießpulver; aus der Rinden macht man Fackeln / weil sie gern und bald brennen.

P. Adalbertus Tylkovvsky de re agrariâ p. 186. schreibet: Non esse quicquam serendum, illo triduo, quo arbor tremula abjicit hybernas suas gemmas.

Cap. CXXII.

Von den Erlen.

ES werden zwar von etlichen mehr Gewächse unter die Wasserbäume / sonderlich die Bircken / mit gerechnet; und vermeynen / daß / ob sie wol zu Zeiten auf Felsen wachsen / doch solches herkommen / weil ein Bronnen-Ader daselbst verborgen; so hab ich aber vielmals solche sehen auf hohen Mauren und alten öden Gebäuen / inter rudera wachsen und bekleiben / daher ich sie auch hier ausmustern / und in das letzte Buch unter

..Waldbäume rechnen will; hier will ich nur noch von ..n Erlen Meldung thun: Diese sind unlaugbar gute ..nd nutzbare Bäume / die gern an den Gestaden und U..fern der Flüsse / Seen und Teichen wachsen.

In unsern Ländern hat man zweyerley Gattungen / Schwartze und Weisse; die Schwartzen sind die gemei..nsten und allenthalben / die Blätter sind dunckelgrün ..uf beeden Seite/auch etwas rundlicht und klebricht / an ..den Aesten wachsen lange Stiele / daran Knospen han..gen mit vielen Schüppen zusammen gepackt / inwendig ..ist ein schwartzgelber Saamen/den die Vögel/sonderlich ..die Zeißlein/im Herbst aufsuchen und fressen; die Rinden ..wird zum Schwartzfärben gebraucht; das Holtz ist röth..licht und im Wasser gleichsam ewig / weil es die besten ..und beständigsten Bürsten gibt / ein Wassergebäue dar..auf zusetzen; wie man dann sagt / daß die grosse Stadt Venedig auf dergleichen Bürsten (die nimmermehr im Wasser faulen) gebauet seye.

Die weissen Erlen aber sind diesem fast in allen ..gleich/ausser daß die Blätter inwendig ein wenig weiß..lichter Farbe sind/welche auch die Schafe lieber fressen/ ..als die von den schwartzen. In aquis (sagt Jonstonus) permanet immortalis ad æternitatem, & sustinet im..mania pondera structuræ, & sine vitiis conservat; ita, ..ut quæ non potest extra terram paulum temporis dura..re, ea in humore obruta, permanet ad diuturnitatem. Das ist / die Erlen bleiben im Wasser immerfort unsterb..lich / tragen auch Gebäue von grosser Last / erhalten solches ..unmangelhafft / also da dieser Baum auf der Erden ..kurtze Zeit währet / verbleibt er von dem Wasser bedeckt / ..sehr langwührig. Im vierdten oder fünfften Jahr wer..den sie / nach dem der Mond voll worden / drey oder vier Tage hernach / gemaisst / so wächst es in kurtzer Zeit wie..der auf / von den Stangen kommt er nicht so gern wie die ..Felber und Albern / doch setzt er bey seiner Wurtzen starck ..und muß aber wol im Wasser stehen; wann er an die flies..senden Wasser und Bäche gesetzt wird / hält er mit seiner Stärcke die grossen Güssen zimlich auf zum wenigsten ..verhindert er / daß sie das Gestad nicht so streng verwü..sten können; das Erlene Laub gibt eine gute Dung / und ..macht die Aecker fett. Die Blätter zu der Ernde-Zeit ..unter das Getrayd gestreuet / vertreibt die Mäuse / daß sie ..nicht ins Geträyde kommen.

Jonstonus schreibet / wann man das das Holtz davon in ein Wasser legt / darinnen Hopffen zum Bräuen gesotten worden / und solches hernach heraus nimmt / und in Sand eingräbt / und also drey Jahr ligen lässet / so wer..den Wetzsteine daraus. Wann man das grüne Laub / so es vom Thau naß ist / in Zimmer streuet / vertreibt es die Flöhe; die Botten legen es in die Schuhe und glauben / es sey eine Erleichterung ihrer Müdigkeit. Die Frucht kan man zur Dinten brauchen / an statt der Galläpfel. weil sie gleichmässig eine Schwärtze von sich geben; die Blätter werdē nützlich gebraucht in hitziger Geschwulst / äusserlich aufgelegt / sonderlich im Anfang; die Rinde mit Wasser und Wein gesotten / und warm im Mund gehalten ist gut wider die hitzige Geschwulst des Zahn..fleisches und das Zahnwehe / ein wenig Alaun darzu ge..than / stärckt es das Zahnfleisch.

Man kan sie zwar wol vom Saamen bauen / ist aber besser / man nehme die Zusätze mit samt der Wurtzel / und setze sie / doch also / daß die Wurtzen in das Wasser kom..me / und solches ein wenig darüber gehe; wann man den Saamen anbauet / muß der Ort anfangs eingezäumet werden / daß kein Vieh darzu mag; der Saamen ist reiff bald zwischen Michaelis und Martini / und ist in den Knöpfflein; wann solche trocken werden / so fällt der Saa..men heraus; man säet sie auch wol mit samt den Knöpf..fen / wie Herr Heinrich von Ranzau in seinem geschriebe..nen Hausbuch bezeuget. Der Saamen ist röthlicht / man bricht der Knöpfe einen Sack voll ab / so fällt der Saamen aus den Knöpfen in den Sack / den säet man im Herbst / und auch im Martio an feuchte Ort / und wo es marassig ist / gehen aber vor einem Jahr nicht auf. Wann man will / daß sie hoch aufwachsen / muß man ih..nen die übrigen Nebenschösse / die sie am Boden häuffig treiben / abnehmen / man kan solche weiter versetzen / so wachsen sie bald und gerad auf.

Der Königliche Professor Petrus Borellus Cent. Observ. 35. schreibt / wañ man Säcke mit Erlenblättern anfüllet / solche an die Sonn stellet / und den gantzen Leib / oder das Glied / welches man zum Schwitzen bewegen will / damit zudecket / so werdē ein balder und häuffiger Schweiß darmit zuwege gebracht.

CAP. CXXIII.

Von denen die im Wasser ersauffen.

Zum Beschluß dieses Buchs / muß ich aus denen Miscellaneis Curiosorum Anni sexti & septimi, das ist / Anno 1675. und 1676. Observ. 20. Fol. 30 ex relatione D. Joelis Langelotti, Fürstl. Holsteini..schen Archiatri, seltzame und unglaubliche Historien an..ziehen / welche doch (zu Erhaltung deren ins Wasser ge..fallene) zu wissen sehr nothwendig und nützlich seyn kön..nen. Zu Tronningholm in Schweden / wo der Königin herrlicher schöner und Königlicher Palast ist / habe ich (sagt er) einen alten Gärtner von 65. Jahren / der dazu..mal noch wol auf war / gesehen / derselbige / als er vor 18. Jahren einem ins Wasser gefallenen zu Hülffe eilen wollen / und etwas unvorsichtig über das Eis lieffe / sey er selbst in das Wasser achtzehen Elen tieff gefallen / und so sechzehen Stunden darinn geblieben / ehe man gewust / wo man ihn heraus ziehen solte; der hat mir gesagt / er sey gleich am gantzen Leibe erstarret / und so viel ihm wissend / also aufrecht darinnen auf den Füs..sen stehen geblieben / habe auch alle Empfindlichkeit verlohren / biß man ihm mit einem Fischhaken etwas hart auf den Kopf kommen / habe ers etwas gefühlet / so viel wisse er / daß ihm / sobald er ins Wasser gefallen / eine Blasen aus seinem Munde kommen / die habe ver..hütet / daß nicht so viel Meerwasser in ihn hat eindringen mögen / hingegen sind ihm die Ohren voll wordē / sobald man ihn aus dem Wasser gezogen / hat man ihn mit Tü..chern dicht und sehr fest eingewickelt / und hernach bey ei..nem gelinden Feuer nach und nach wieder zu sich selbst gebracht; und haben die Schweden diß aus langer Er..fahrung / daß kein Ertrunckener / wann er heraus gezo..gen / und gleich in die frische Lufft gebracht wird / davon kömet / daher sie den ertrunckenen Cörper / so bald er aus

dem Wasser kommt / stracks fest mit Tüchern einbinden / damit keine Lust an ihn mag.

Ein anders Exempel (sagt D. Langelottus weiter) hat mir Herr Tilasius, der Königlichen Bibliotheck zu Holm Vorsteher / in einem Einschluß zu vernehmen gegeben / daß auf gleiche Weise / ein ihm wolbekandtes Weib / die drey Tage unter dem Wasser gelegen / dennoch auf vorige Weise sey errettet worden. Scheda Clarissimi Dn. Tilasii Bibliothecarii Holmensis Regii, hæc habet: In provincia Dalia, quæ Wermslandorum vulgò dicitur, mulier quædam Margarita Larsdotter nomine, ter aquis submersa fuerat, & quidem primâ vice adolescentula, triduum integrum sub aquis duravit, reliquis duabus vicibus citius è periculo liberata mortua est An. 1672. nata septuaginta quinq; annos.

Allen Glauben aber übertrifft / was der Wol-Edel Herr Burmann, der neulich aus West-Gothen wieder nach Holm kommen / mir und auch hernach dem Holsteinischen Fürstl. Præsidenten Herrn Kielmann erzehlet hat: Er sey in einem Dorff Boneß / Parœciæ Pithoviæ, bey der Leich-predig eines 70. jährigen Mannes Laurentii Jonæ, gewesen / da habe der Pfarrherr / nach abgelegter Predigt / in den Personalibus, oder in seinem Lebenslauff / vermeldet / daß derselbige alte Mann in seiner Jugend / als er nur 17. Jahr alt gewesen / ins Wasser gefallen / und erst in der siebenden Wochen gefunden / dennoch auf vorbesagte Weise wieder zum Leben erquicket worden / daß er hernach noch 53. Jahr gelebt / und das siebenzigste Jahr erreichet habe; ob aber solches auch bey denen / die in fliessenden süssen Wassern (die sehr subtil und durchdringend sind) ersauffen / eben so wol / als im dicken gesaltzenen Meerwasser / angehen möchte / wäre wol der Mühe wehrt / solches zu versuchen / und den Fischern zu befehlen / die neulich ertrunckenen / bald gefundenen und herausgezogenen Cörper / nicht an die Lufft zu lassen / sondern also bald mit bey sich zu diesem Ende habenden Tüchern einzuhüllen und zu verwickeln / würde vielleicht mancher Mensch also mögen wieder errettet werden.

Wer die Rationes und Bedencken über diese seltzame Begebnüssen wissen will / den besehe in eodem in principio hujus Capitis memorato Tractu Observationem 75. D. Godofredi Schubarti Med. Doctoris & Practici zu Brieg in Schlesien. Observationem 67. cujusdam Anonymi. Observ. 89. L. Christiani Friderici Garmanni. Observ. 125. D. Martini Fogelii Hamburgensis Gymnasii Publici Professoris & Practici, Observ. 130. D. Georg. Segeri Regis Poloniæ Medici, Physici Gedanensis & Gymnasii ibidem P. Professoris Observationem 192. D. Salomonis Reiselli Phys[ici] Wormatiensis, darinnen allerley Ursachen und consid[e]rationes zu finden / so aber mehr für die Philosophos u[nd] Medicos gehören; so viel kan dennoch ins gemein dara[us] erlernet werden / daß man in solchen Begebenheiten sich und cautè umgehen / diesen Methodum mit den Ertru[n]ckenen wol practiciren / und wo nicht grosses Unglück v[er]hüten / dennoch nichts damit verderben / offt ein gross[es] Hertzenleid damit verbessern / und in solchen unverhofft[en] Trauer-Fällen ein gewünschtes remedium haben / u[nd] dardurch GOttes Wunder und Ehre ausbreiten könn[e].

So erzehlet auch P. Borellus Histor. Medico-Ph[ys.] Cent. 2. Observ. 2. daß einer von Adel Dominus de S[…] ins Wasser gefallen / und lang also darunter gelegen / b[is] er endlich gefunden / und für todt heraus gezogen / a[ls] man ihn aber in ein warmes Bette gelegt / auf das He[rtz] gebähetes Brod / mit Brandwein geweicht / gebund[en] und die andern Glieder mit warmen Tüchern wol ge[rie]ben hat / hab er sich wieder erhohlt / und habe noch la[ng] darauf gelebt.

Petrus Castro in seinen Observ. MSS. (wie Herr Sachs in seiner Ampelographiâ fol. 139. erzehlet) schreibt / daß ein Soldat ins Meer gefallen / und für to[dt] sey heraus gezogen worden / daß / als es ein anderer ge[se]hen / zu beweisen / daß die ersoffenen innerhalb 24. Stu[n]den nicht gantz todt sind / hat er den Tod-vermeynten a[uf] den Bauch legen lassen / und habe seine Versen / mit [ei]nem Stecken / streng genug geschmissen / da sey viel Wa[s]ser von ihm gangen / und habe der Mensch (mit aller [Leu]te Verwunderung) wieder zu schnauben und zu leben a[n]gefangen.

Eben dergleichen hat sich auch zu Muran begeb[en] als ein Kind / aus Ubersehen seiner Mutter / in einen C[a]nal gefallen / und eine Weile / ehe mans bekommen m[ö]gen / darinnen geblieben; als mans nun für todt hera[us] gebracht / hat die Mutter dieser Venedischen Edelfrau[en] deren das Kind gehört hat / weil sie die Prob an vorh[er] gedachtem Soldaten gesehen / befohlen / das Kind a[uf] den Bauch zu legen / und mit einem Stecken auf [die] Versen zu schlagen / also sey nach vielem übergeben[en] Wasser / das Kind gleichermassen wieder zu sich s[elbst] kommen.

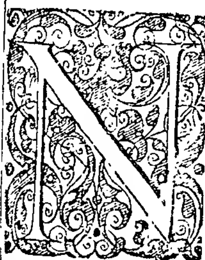
Letzlich sagen die Juristen: Hominem suffocatum [nemo] quis extrahere, & super eo judicium ferre, præci[pu]am ac præeminentem jurisdictionis criminalis [...]tam esse.

Hiemit habe ich dieses Eilffte Buch beschliessen und dem zwölfften und letzten den Anfang machen wolle[n].





PRODROMUS
LIBRI DUODECIMI
NEMORA ET VENATIO.

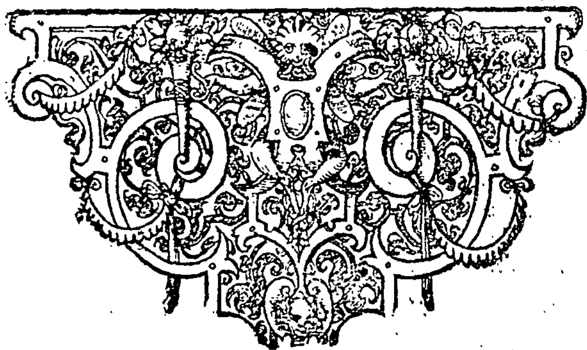


Unc Nemora & denso frondentes tegmine Saltus,
Nigricomos Lucos, læta viridaria Sylvæ,
Ingrediamur, ubi Dryadum placidissima sedes,
Et tremulæ irriguis rident in vallibus Umbræ.
Hactenus Oeconomo Campestres struximus ædes
Conjugioque bonæ dedimus moderamina vitæ,
Quâ ratione suis Culturam debeat Hortis,
Quas Vineta petant & quas Pomaria curas,
Atque Olera, atque herbæ, tum picta Rosaria florum,
Quos habeant cultus, dum vota humana secundant;
Quis modus agrorum fruges sit ritè colendi,
Ut completa suis ornentur Equilia pullis,
Quæque benè instructum deceant animalia Villam
Post examen Apum & Bombycum nobile pensum,
Denique Delicias Liber hic subjunxit Aquarum:
Addere nunc superest Sylvas, Domus haud sine Sylvis
Esse potest, si grata velit, si commoda dici.
Proh quantis opus est Mortalibus undique rebus?
Nec minimum dona est inter cœlestia Lignum,
Ecquid enim, si dura Hyemis penetrabilis aura
Frigora deplueret gelido inclementia Cœlo?
Absque foco algerent tremulis cœnacula labris?
Et nisi Ligna alerent flammas, coquerentque ciborum

Fercula, certè Epulas ederemus more Ferarum
Insipidas, crudasque, Dii hunc avertite Victum!
Nulla ferè Domus est, quamvis pars saxea muri,
Cui non Tecto opus est, desumpta scandula Sylvis,
A Tempestatum assultu fastigia munit.
Asser, tigna, trabes, limen, tabulata, lacunar
Unde paranda tibi? nisi Sylva hæc cædua præstet.
Ascia cum terrebris, ferræ, dolabella, secures,
Assistunt tantum per promta manubria fabris.
Quid sellas, abacos; quid mensas, haustra, grabatos,
Urceolos, lectos, arcas, quid dolia, currus
Hic memorem? vel continuo quæ rusticus usu
Instrumenta gerit secum, quibus arva coluntur,
Quoque reconduntur fruges, granaria, villæ,
Horrea, fœnile (& quis posset cuncta profari)
Suppeditat Nemus ubertim, largamque ministrat
Materiam, ut possis quàm plurima commoda ferre,
Quidnam etiam fluvii prodessent, quando deessent
Ligna? quibus pontes fierent, quibus utraque ripa
Nectitur, en cymbæ, lintres, navalia, lembi.
Procedunt cursu per flumina magna secundo.
Quin etiam nostras Pinus generata per Oras
Trans vastum Oceanum, Sinensibus advena Terris
Saxa per & fluctus properat mirantibus Undis,
Per naves mundus sese internoscit uterque,
Sic tepido Phœbo gelidis in saltibus umbram
Expetimus, volucrumque sub Orni tegmine cantus
Suaviter haurimus, dum Ver geniale salutant.
Si cui sunt igitur sua per confinia Sylvæ,
Has circumspectè sanâ ratione gubernet;
Ne quis ibi injussus non apto tempore cædat;
Ne quis perturbet stationes fortè ferarum.
Sunt loca senta situ, fruticeto densa virenti
Et nemore obscure pergrata cubila cervis.
Conservare decet, donec fit pingvior antè
Et melior fera, tum circumdat sedulus omnes
Venator lucos, hancque in sua retia pellit,
Hic ubi planities, nudâ se exporrigit orâ

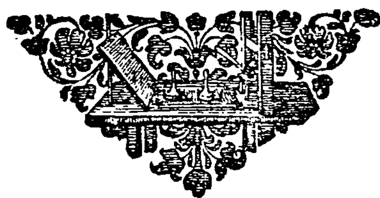
In medio Nemorum, gnari tentoria figunt,
Ponè habet hic fera diffugiens transire necessum,
Nulla hic insidias, nulla hic venabula vitat,
Tela trisulca Jovis, multo projecta fragore
Conficiunt miseras distantia Lustra petentes.
Sæpe cadunt magno numero, quas rusticus alte
Prosequitur plausu, juratos scilicet hostes:
Nam sata conculcant, venientemque ore protervo
Absumunt messem. Vigilans noctesque diesque
Dat miser excubias, sed frustra, illi agime facto
Irrumpunt temerè & fallunt spem sæpè coloni.
Eximiam faciunt per lectisternia passim,
Et per triticeas segetes, frumentaque cladem.
Prata apri subigunt; pomis infensios ursus,
Mellaq; sæpe rapit, pecudes sunt præda luporum,
Evacuat plenas fallax Vulpecula cortes.
Ergò salutares edit venatio fructus,
Ne nimis increscat soboles damnosa ferarum.
Hujus odorando pernix pars maxima belli
Est canis (hic sanè verissima Martis imago)
Velitibus similis, cervum prudenter adortus
Signa dat, insequitur comitantum exercitus omnis.
Nonnunqam veræ effigies acerrima pugnæ
Editur, irretitus aper, clamoribus, armisque
Unà hominemque, canumque datis, exurgit in iras;
Grunnit, & infrendens dentato fulmine sævit.
Crebrò equites & equos, & multâ strage molossos
Dissipat, atque ruit super arma, facitque viam vi,
Et lacerat casses, obtentaque lintea rumpit.
Taliter informes nigris in saltibus Ursi
Quæsitam vendunt per mille pericula vitam.
Lucta minor lupus est, strepitu per tympana facto
Et clamore canum facile inter tensa coactus
Retia conjicitur, foveasque improvidus ultrò
Incidit, hos etiam vulpes expertà labores
Sæpe cadit, lepores tantum fuga concita servat,
Mille sed insidiis pereunt, mensasque coronant.
Jam non capreolos & inertia corpora Damas,

Hic memorans versu induco, Lyncesque, Melesque.
Sed Sylvæ haud tantum nostræ dant fercula vitæ,
Nigrantes merulas & per convivia turdos
Atque palumborum species, & compede captos
Phasiadas vernaque tetracas in arbore cæsos;
Verùm etiam in campis se luxuriosa centurnix
Objicit, oppositum incurrens malè providâ rete.
Gloria sed potior perdicum est, inq; cohortes
Stipatæ vario capiuntur protinus astu,
Tendiculâ, reti, canibus, tum pinguis alauda
Irruit autumno, incerto sub vespere, casses.
Cætera aves itidem, fringilla, parix, & acanthis
Post messem advolitant, hus ârea sæpe dolosa
Irretit, durâ & prênduntur arundine passim
A pueris volucres, hiemis quo tædia pulchris
Evincunt studiis, & mitia tempora reddunt.
Has potes Oeconome assiduâ si evolvere Leges
Mente, Domum laudabiliter, largeque beabis.
Sique Deum pietate coles, & proximum amore,
Vivere tum poteris per totum commodus annum.



Innhalt

Innhalt aller derer in diesem Zwölfften Buch begriffenen Capiteln.



De

Des

Adelichen Land- und Feld-Lebens

Zwölfftes Buch/

Holtz-und Weidwerck.

Cap. I.

Von Nothwendigkeit des Gehültzes.



DIe Unentbehrlichkeit der Bäume/ der Wälder und des Holtzes/ hat GOtt der Allweise Welt-Schöpffer noch im Stande Menschlicher Unschuld / und unbedörfftigen Vergnüglichkeit / zu verstehen geben wollen/ und da der Mensch/ als ein heller Spiegel der Göttlichen Hoheit/gleich wie GOtt selbst/ keinem Mangel unterworffen schiene/ hat nichts destoweniger GOtt befohlen/ daß er von den Früchten der Bäume seine Nahrung und Unterhalt nehmen und haben solte. Und ob wir wohl im Stande der erstangeerbten Glückseeligkeit/ der mühesamen aufrichtung der kostbaren Wohnungen/ auch des Holtzes weder in der Küchen noch in der Stuben (indem der gütige und noch von Menschlichen Laster-Dünsten unbefleckte Sonnen-Glantz/ unsere an den Bäumen hangende Speisen safftig und wohlgeschmack gekocht/ auch uns zugleich erwärmet und erfreuet haben würde) nicht bedörfft hätten / sondern in den Blumen reichen/holdseligen/angenehm-riechenden Auen deß schönen Paradieses/ unter den grünen von GOtt selbst gebaueten Zelten der mit unzehlichen herrlichen Früchten angefüllten Bäume/ ohne Sorg oder Erleidung einiger Kälte oder Hitze/ Regens oder Ungewitters/Tyranney der Menschen/ oder Zähne der damals noch nicht erwildeten Thier / vergnügt und wohl versorgt hätten wohnen können: So hat doch der von dem Höllischen Schadenfroh und Lügengeist eingeblasene Fürwitz unsern Reichthum in Armut/unsern Uberfluß in Nothdurfft/unsere Kraft/Zufriedenheit/Gesundheit und Wohlergehen in erbärmliche Schwachheit / Verdruß / Kranckheiten und Jammer / aus unserer Schuld/ verändert und verwechselt; daß/ als Adam mit seinem seligen und gesegnetem Stande/ und gleichsam mit seinem frommen und gutthätigem Schöpffer selbst/ nicht zu frieden / sich eigenwillig und übermüthig auf den höchsten Thron setzen und also GOtt gleich seyn wollen/daß er ohne Gleichheit schlechter/armseliger und elender worden/als er vorhin gewesen.

Nichts destoweniger hat alle des Teuffels List und Bosheit so groß und kräfftig nicht seyn können / daß sie von GOttes Weisheit/ Güte und Erbarmung nicht hätte sollen übertroffen werden; Und weil von der am Holtz gewachsenen Frucht der erste Anlaß der Menschlichen Falls sich erhoben / hat der Allerbarmende GOtt auch wollen/ daß dieser eigenwillig-und unfürsichtig-gemachte/auch zu bezahlen unmögliche Schuld gleichfalls an dem Holtz des Creutzes/ durch unsers Allergütigsten Heylandes Christi JEsu Marter und Genugthuung / Leiden und Sterben/ Blut und Tod gut gemacht/ abgestattet und vergnüget/ der Mensch wieder zu Göttlicher Kindschafft gebracht/und also vom ewigen Tod hat sollen errettet und befreyet werden.

Und obwol nicht allein der zeitliche Tod/sondern auch allerhand Elend/ Mangel und Unvollkommenheit von Adam her auf uns billich geerbet / damit wir unser eigen Nichts erkennende / in die Schoß der Vätterlichen Güte/durch hertzliche Zuversicht möchten getrieben werden: So hat uns doch das grundgütige Vatter Hertz GOttes wider alle Zufälle / ohne unser Verdienst/so reichlich versehen/daß wann wir nur seinen Willen und unsern Beruff folgende/beten und arbeiten wollen/wir alles/ was wir vonnöthen haben/ finden und erlangen können.

Es hat auch GOttes Güte die mühsame Arbeit mit einiger Lust und Ergötzlichkeit gezuckert/ und den Menschen die Herrschafft über den gantzen Erdenkreiß / und alle wilden Thier/ Fische/ Vögel und Wildpret nicht gantz und gar abgesprochen / sondern allein gemässiget / nur daß wir erkennen möchten/alles Gutes komme von seiner Allmacht/ und daß wir dafür danckbar seyn/ und seinem offenbarten Willen nachzuleben uns befleissigen sollten.

Bißher haben wir GOttes Güte und Wolthaten in diesen Büchern/ und wie wir derselbigen weißlich/mit Fürsichtigkeit / und ohne Mißbrauch geniessen sollen/ so viel wir vermöcht haben/angezeigt; Itzt wollen wir den Uberrest/Wälder und Gehültze/auch von allerhand annehmlichen Weidwercke vermelden/und damit in GOttes Namen unser Werck beschliessen.

Von der Nothwendigkeit des Holtzes mögen wir leicht den Schluß machen/ daß/so wenig wir des Feuers entbehren/so wenig wir auch des Holtzes entrathen kön-

nen; dann wir sonst alle Speise rohe / wie die wilden Thier / essen / oder im Winter bey grimmiger Kälte erfrieren müsten / hätten wir nicht Holtz / daraus man Kohlen machte woher wolten wir Glas machen / Kalch und Ziegel brennen / allerley Nothdurfften und Hausrath aus Eisen und andern Metallen schmieden? Wo wolten wir Wohnungen und Häuser nehmen? Dann obwol solche aus Steinen und Laim möchten verfertiget seyn / müsten sie doch nur niedrig und wie Hölen seyn / wann wir kein Holtz zu den Gerüsten / die Mauren in die Höhe zu bringen / keine Schindeln zu den Dächern / keine Läden zu den Thüren und Thoren / keine Bäume zu den Balcken und Dachstülen hätten / wir müsten der Stüle / Bäncke / Sessel / Tische / und allerley Hausgeräthe / wir müsten der Wägen / Pflüge / Schiffe und Brücken mangeln / wann wir kein Holtz haben solten. Weil aber von diesem allen / sowohl in meinen *Georgicis* Teutsch / als auch in dem *Prodromo* dieses Buchs Lateinisch / davon genug gesagt worden / wollen wir / Weitläufftigkeit zu vermeiden / den günstigen Leser dahin gewiesen haben. Und wie eines Landes gewissestes Zeichen ist seiner Fruchtbarkeit / wann es mit vielen astigen / hohen / und fruchtbaren Bäumen besetzet ist; also wo wenig / schlechte und geringe Bäume zu finden / es eine Anzeigung gibt / der Grund sey wenig nütze / daher dann die Portugesen (nach Erzehlung Herrn Otto Kleyens in Beschreibung der Gelegenheit *Guaiana cap.* 13.) ein warhafftes Sprichwort haben: Je besser ein Land sich von Natur selbst kleiden kan / je besser es auch / andere zu kleiden / Krafft habe.

Nachdencklich ist / was *Cardanus de Subtilitate lib. 8.* schreibet / daß ein Land / welches der Bäume Wurtzeln nicht tieff / wegen seiner Härten eingreiffen lasset / untreue und unbeständige Inwohner haben solle / ob etwan die unmässige Trockenheit / oder die öftere Verkehrung der Winde / der Leute Gemüther veränderlich und leichtsinnig machet / als wie in der Insul Hispaniola / weil der meiste Theil der Menschen seines Himmels Art nachähmet.

CAP. II.

Wie die Wälder anzurichten.

WEil dann das Holtz ein so nothwendiges Stück in der Wirthschafft ist / kan man die jenigen Güter für glückselig halten / die damit gebührlich und wol versehen sind / dieweil aber gleichwol der Holtz-Mangel an vielen Orten sich erzeiget / wo grosse flache ebene Felder sind / oder brüchige und marastige Haiden sich befinden / so theils der Beschaffenheit der Gegend / meistentheils aber der Nachlässigkeit der Inwohner zuzuschreiben: Als sollen die Leute / so an dergleichen Orten wohnen / sich befleissigen / ihnen durch Fleiß und Fürsichtigkeit hierinnen Rath zu schaffen / dann es ist kein Land / es sey so eben als es wolle / also beschaffen / wann es nur Korn trägt / daß auch nicht solte Bäume ernähren können; denn die Gegend sey wie sie wolle / hoch / nieder / gebürgig / steinicht / thalicht / feucht oder trocken / so gibt es doch gewisse Bäume / denen man daselbst ihren Stand und Platz anweisen kan / wann man nur will die Mühe über sich nehmen / ihme selbst und seinen Nachkömmlingen / mit Anrichtung der Wälder zu dienen.

Montes amant abies, cedrus, larix, picea & arbores, in quibus resina gignitur, item Aquifolia, Terebinthus, Castanea, Fagus, Juniperus, Cornus, Carpinus; etsi pleræque harum arborum etiam in planitiem descendant, Montes & valles inhabitant abies, robur, Castanea, ilex, tilia, Cornus. Plana quærunt Tamarix, ulmus, populus, salix, corylus, juglans, ornus, acer, fraxinus, fagus. At prunus, malus, Oleaster, juglans rarò in monte visuntur. Quæ admittunt planitiem & montes, in plano sunt formosiores, in montibus nodosæ, pyro & malo exceptis, wie P. Tylkovvsky de re agrariâ p. 485. bezeuget.

Wer nun eine Holtzstatt anzurichten gesonnen / der muß erstlich die Beschaffenheit und Gegend des Orts / und ob die Bäume / so dahin zu bringen / mit dem Grund überein stimmen möchten / beobachten; denn Bäume / die Wasser lieben / an trockene Ort / und Bergliebende Bäume an feuchte Ort / wider ihre Natur setzen wollen / würde eine vergebliche Mühe seyn. Ich will aber einen Bericht davon / den ich aus weiland Herrn Heinrichen von Rantzau / Königlichen Dänischen Stadthalters in Holstein / seinem geschriebenen Haus-Buch / ausgezogen / hieher setzen / was er von allerhand wilden Bäumen und erstlich von den Eychbäumen schreibt / und meldet / diese Ordnung mit dem Holtzpflantzen werde im Land von Lüneburg gehalten: Man hält für das beste (sagt er) wann man die Eycheln / so fein völlig und groß sind / im St. Gallen-Tag / das ist / um die Helffte des Octobers / vor oder hernach / wann der Mond im Zunehmen ist / abbricht / und sie in einen Acker / der gedünget und gepflüget ist / fein dick als wie das Korn säet / und hernach unteregget. Oder man kan anfangs die Eychen mit samt dem Korn einsäen / zur Erndtezeit mähet man das Korn oben her etwas hoch ab / und lässet hernach die Eychen fortwachsen / weil aber die jungen aufgehenden Eychen von den Schnittern zertretten werden / ist der erste Modus, meines Erachtens / besser / daß man sie gleich in ein Feld säet / wo sie bleiben sollen / und hernach wol und sicher einzäunet / damit kein Vieh / sonderlich keine Gaiß oder Schwein hinein möge / sonst würde alle Mühe und Hoffnung vergebens seyn / die man darzu angewendet hätte.

Die Eycheln und Buchen / die man säen will / sollen (wie D. Noe Maurer in seinem Jag- und Forst-Recht will) nicht von Baumen gebrochen / sondern im Herbst / wann sie von sich selbst abfallen / unter den Bäumen aufgelesen werden / man schüttet sie über Winter auf / in trockene Keller / und rührt sie wochentlich zwey oder dreymal wohl untereinander / fürters legt mans gegen den Auswärts in Keller / in einem wol angefeuchteten Sand / dergestalt / daß jede Lege Eichen oder Buchecker mit Sand überschüttet und bedecket / und so lang im Sand gelassen werde / biß sie anheben wollen zu keimen / alsdann wird der / den vergangenen Sommer zuvor geackerte Grund mit solchen keimenden Eicheln und

Buchecken besaamet / oder Spannenweise voneinander eingesteckt und eingeegt.

Etliche pflegen es zu thun / wann der Mond im Widder / Krebs / Jungfrauen / Waag / oder Steinbock ist / und wann Saturnus mit Luna in einem guten Aspect stehet. Gleicher Gestalt soll man es auch halten mit den Buchen. Etliche machen mit Stecken nach der Reyhe Löcher in den Acker etwan Fingers tieff / und stecken in jedes Loch zwey oder drey Eycheln oder Buchecken / darnach auch gleicher Gestalt / wohin man Büsche und Stauden haben will / mag man Haselnüsse also setzen. Das Feld / dahin man sie bauen will / muß ein Jahr oder zwey vorher umgepflügt werden / um Liechtmessen hinaus im Zunehmen des Mondens / und hernach noch einmal um St. Veit. Andere haltens für besser / wann man Eycheln und Buchen im Monat Martio säet / wann sie Fingers tieff / und einen Schuhe breit voneinander erstlich gesteckt sind / so ists recht / wann sie gesäet werden in der Fasten / so gehen sie auf / drey Wochen nach Pfingsten.

Die Buchecken aber säet oder setzt man ein wenig dicker als die Eycheln / das mag seyn im October / wann sie wol reiff worden / denn sie verfrieren nicht / und wachsen bald; will man sie aber im Martio ansäen / so gehen sie zwischen Ostern und Pfingsten auf / und die Buchen darff man nicht stecken / sondern nur bloß ansäen / dann sie wachsen gern.

Wann der Acker darzu allerdings wol bereitet ist / soll man alsdann mit einem Pflug eine Furch nach der Länge zimlich tieff gerad dardurch ziehen / und soll ein anderer mit einem Sack mit Eycheln oder Buchecken gefüllet / dem Pflug nachgehen / und eines nach dem andern in die gemeldte Furche fallen lassen / so weit als er will haben / daß ein Baum von den andern stehen solle / aber doch ist gut / daß man sie nicht allzuweit voneinander fallen lasse / dann besser ist es / daß sie dicke stehen / so machen sie ihnen selbsten Schatten / halten die Feuchtigkeit deß Regens länger und wachsen gerader und schneller auf / so kan man sie in drey Jahren ausheben / und ihr bleibliches Ort versetzen / da man sonst wol 6. oder 7. Jahr würde warten müssen. Und auf diese Weise soll man eine Furche nach der andern und neben einander führen / und einer Furche thun / wie der andern / und wann die Furchen alle mit dem Saamen Eycheln oder Buchecken besetzt sind / muß es fein wie das Korn zugeegt und gleich gemacht werden.

Föhren / Fiechten und Tannen kan man auch von ihren Zapffen setzen / dieses muß im Herbst / auch im Zunehmen deß Monds / geschehen. Etliche hauen die Zapffen entzwey in drey oder vier Stücke / und säen sie also. Etliche hangen die Zapffen an kleine höltzerne Stecken auf die Aecker / und vermeynen / der Saame soll von sich selber in die gepflügte Aecker fallen. Die Tannzapffen werden reiff im October / man hängt sie (wie gesagt) an Stecken in die Felder / die sandicht sind / und werden also angehangen / ein Zapffen oben / und der ander unten / gegeneinander / damit sie desto dicker vom Winde ausgeschlagen werden; man kan sie / so bald man sie im October abgenommen / gleich säen / denn der Saame verfrieret nicht; oder will man sie auf den Bäumen lassen / und erst in der Fasten brechen und anbauen / so ists gleich so gut / was damals angebauet wird / gehet um Michaelis auf.

Die Tannen können auch gesetzt werden von den jungen Tannen von zwey Jahren / die von sich selbst in den Wäldern wachsen / je kleiner sie sind / je besser sie bekommen; diese sind im Mertzen leichter zu setzen / als im Herbst / man setzt sie fein dichte / so wachsen sie bald auf; in der Jugend muß man sie nicht beschneiden / denn es ist ein Hartz darinnen / das ist ihr Safft / der laufft aus / und wo der Baum nicht gar verdirbt / wird er doch am Wachsen verhindert: sie wachsen 30. Jahr / und tragen Saamen innerhalb 20. Jahren.

Mit den Föhren hats die Gelegenheit wie mit den Tannen / aber sie wachsen schneller und gerader auf / tragen Frucht in 10. oder 12. Jahren / stehen gern im Sand / man muß sie auch nahe beysammen setzen. Man versetzt sie im Mertzen / zieht sie samt der Wurtzel aus / setzet sie aber nicht tieff / stutzet sie auch nicht / also gerathen sie am besten.

Der Bircken-Saamen wird reiff / wann der Habern reiff ist / so nimmt man ihn dann / hauet Zweige von den Bäumen / da viel Saamen darauf ist / und setzet sie in Felder / wo es sandicht und etwas grasicht ist / so streuet sie der Wind umher. Oder man kan den Saamen mit den Händen austreiben / so kommt der Saamen daraus. Will man ihn auf die Haiden säen / muß man das Gras vor abbrennen / und alsdann den Saamen säen / so tritt ihn das Viehe in die Erden / und er wächset hernach (wann er eingefriedet worden) desto besser auf. Die Zeitigkeit des Bircken-Saamens erkennet man / wann sich die Zäpfflein beginnen aufzuthun / denn streifft man sie ab / sie werden ungleich zeitig / theils vor / theils in der Erndte / und theils um Bartholomæi; man säet sie in dem Martio.

Rüstenbaum-Saamen sitzt in den kleinen Fliderlein oder Vögelein / diese blühen in der Fasten / und zeitigen im Sommer.

Von dem Küenföhren-Saamen / schreibt Herr Colerus also: Man soll um Mitfasten die Küenäpfel abbrechen / auf Hurten schütten / und nahend an einen warmen Ofen setzen / und also getrucknet wol umrühren / und mit einem Knüttel den Saamen heraus schlagen. Der Acker soll zur Saat mit einem Pflug / doch nicht zu tieff ausgerissen / und die Furchen zimlich weit voneinander gemacht werden. Der Saame muß mit etwas mehr Sand / als der Saame ist / vermengt / und auf den Acker auf das dünneste gesäet seyn / hernach wird er eingeegt; in zwey oder drey Jahren soll das Holtz so groß wachsen / daß sich ein Haas darunter verbergen kan.

Den gar leichten Saamen / (sagt Herr von Rantzau) so kleine Körnlein hat / als Fiechten / Tannen / Aespen / Bircken / Salweiden / Rötweiden / Erlen / Weißbuchen / auch Haidensaamen / Rusten / Ulmen / hab ich mit Sand und Erdreich wol vermengen lassen / damit er nicht zu dick würde / hab es wieder auf das geegte säen / und mit einer Waltzen glatt machen lassen / damit sie nur das kleine gesäete Sämlein / weil mans nicht unteregen darff / ins Erdreich drucke. Ich habe etliches (spricht er ferner) in der Fasten mit dem Habern gesäet / auch etliches im Herbst unter den Rocken / und als die Erndte-Zeit kam / das Getraid gar hoch schneiden lassen / daß die Stoppeln wol einer halben Elen hoch geblieben sind / damit die Bäumlein von der Sichel nicht berühret / unbeläſtiget bleiben / und dieses pflege ich darum zu thun / daß der Holtzsaamen unter

dem Getraid in der Sommerhitz guten Schatten habe/ auch die Feuchten von den Stoppeln länger behalte/ und gleichsam damit gedungt werde; solches Holtz wächset viel geschwinder auf.

Cap. III.

Wie die Wälder aufzubringen und zu haiden

Wann nun die jungen Bäumlein groß genug ausgewachsen / daß man sie weiter versetzen will / wo sie ihren verbleiblichen Stand haben sollen; wann der Stamm ohngefehrlich so dick als eine Picquen worden ist / dann grösser sollen sie nicht seyn / schadet aber nichts / wann sie gleich schmäler und dünner seynd; die Eychpflänzlein müssen bescheidentlich ausgegraben werden / daß die Hauptwurtzel nicht versehret werde/ und wo etwas daran verletzt oder zerbrochen wäre/ muß solches glatt abgeschnitten seyn ists möglich/ soll man sie zeichnen / wie sie vorhin gegen Auf- oder Niedergang gestanden/ und sie also wieder einsetzen; es muß im Martio um Georgi / oder um Lamberti und Michaeli im Herbst/ im abnehme den Monden geschehen/ im Stier und Wassermann. Eychen und Buchen hauet man oben wol ab/ lässet sie über 8. oder 9. Fuß nicht lang doch die Buchen länger als die Eychen / man lässet gern bey dem Stammen die grössesten Aeste und Zweige daran/ und man behaut sie gemeiniglich also / damit solches beschädigte gegen Mitternacht komme damit die Sonne nicht stracks darauf falle. In sandichten Orten muß man tieffer pflantzen und setzen/ als wo gutes fettes Erdreich ist; der Baum soll nach Gelegenheit der Stammwurtzel hinein gesetzt werden / und allzeit in der Erden stehen von der Wurtzel an / einen Fuß oder anderthalbe tieff/ mit der Rinden / und soll ein wenig gutes Erdreich darzu geschüttet werden; soll auch dennoch das Loch einen Fuß oder anderthalb / unausgeschüttet bleiben / damit die Feuchtigkeit möge darein kommen.

Rühmlich ist/ was Herr Schottel in seinem Tract. de singularibus & antiquis in Germania Juribus §. 8. schreibt / daß in der Fürstlichen Braunschweigischen Lands-Ordnung Artic. 37. befohlen sey/ daß ein jeder Ackersmann jährlich müsse vier Eichene und vier Buchene Stämme; ein Köter oder Hindersaß aber (wird ein Häusler seyn) einen Eychenen und Buchenen Stamm/ an Orten/ so ihnen angewiesen / mit beständigen Wurtzeln pflantzen und mit Dornen verbinden/ auch jeder das Seinige/ so er gepflantzt hat / wol in acht nehmen / und was nicht bekleidet / wieder mit andern ersetzen / bey Straff 20. Groschen für jeden Stamm / der nicht gesetzt wird.

Die Löcher / darein man die Bäume versetzen will / soll man den Winter vorher schier zwo Elen weit / und zwo Elen tieff ausgraben. Es müssen auch andere starcke Stecken bey den Eychen gesetzt seyn / daß man sie daran binde/ damit sie desto eher einwurtzeln / und sie der Wind nicht krümme oder verderbe.

Die Eychen-Bäume und Buchen muß man ausschneitlen im Martio/ so wachsen sie desto höher. Andere vermeynen/ wann sie in der Erden/ nach Gelegenheit der Wurtzel zween Schuhe tieff gesetzt werden / so sey es tieff genug; wann man die Gruben macht / soll man die erste beste Trag-Erden auf eine Seiten allein thun / und die andere sandichte / laimichte und schlechte Erden auch allein / und die beste um die Wurtzel / die geringere aber obenauf anschütten. Im Setzen muß man die Wurtzeln fein ausziehen / und sollen so wol Buchen / als Eychen / eine halbe Elen hoch über der Erden ausgeschneitet seyn / so wachsen sie desto gerader und schneller auf.

Die Bircken kan man umsetzen im Herbst und Mertzen / sind aber länger als Mannslang / muß man oben den Gipffel abhauen / die kleiner sind als ein Elen / oder einer und anderthalb Elen lang / die setzet man Schichtweise/ und je dichter / je besser / ein Fuß oder vier voneinander / stehen gern auf sandichten Aeckern; man soll sie im alten Monden umsetzen : alle Bäume / die man versetzen will / sollen zum wenigsten zwey oder drey Jahr alt seyn / soll geschehen nach Mittag gegen den Abend / und wann es nicht regnet. Etliche wollen / wann sie gesetzt sind/ soll man sie nicht eher beschneiden/ biß sie drey Jahr gestanden / hernach mag man alle Bastarden abschneiden/ und alle Uberflüssigkeit hinweg nehmen / auch alles was dürr ist/ das soll man gegē dem Frühling thun/ weil die Bäume noch im Safft sind / denn sie heilen also viel lieber zusammen / die Wasserzweige / und was unten bey der Wurtzel ausschlägt / muß man allezeit abraumen / und alles Gras und Kraut / was nahend am Baum und um die Wurtzel wächset / ausjetten. Vom Linden Erlen / Bircken / Wachholdern / kan man die Nebenschösse wol mit etwas weniges von der Wurtzel wegnehmen / und ferner versetzen.

Wann man die Wahl und die Gelegenheit hat/ einen neuen Wald zu setzen / soll man ihn/ wo es seyn kan/ auf einem guten Grunde/ vom Hause etwas doch nicht allzu weit entfernet/ gegen Mitternacht anstellen / der Ort sey sonst gleich flach oder bergicht; die Gattung der Bäume / die man zu pflantzen pflegt / sind Eychen / Kesten / Nußbäume / Ahorn / Eschenbaum/ Buchen / Föhren / Tannen/ Fiechten/ Küen-Föhren/ Linden / darnach auch Haselnüsse / Eschritzen/ Arlesbeer / Vogelbeer / Holunder/ Kranwethen/ und dergleichen wilde Bäume; Man kan auch wol Aepfel / Birnen / Kirschen / Pflaumen/ Kriechen / Schlehen / Weinscherling und dergleichen Gattungen darunter mengen / weil das Gewild dardurch angelocket wird / auch das Geflügel seinen Zug gerne dahin nimmt.

Der Forst wird in Brennholtz und Bauholtz eingetheilet/ wo das Bauholtz enge beysammen stehet/ da erlängern sich die Stämme darum / weil sie der Sonnen Einfluß zu geniessen / sich in die Höhe begeben müssen; hingegen die Trag-Eychen und Buchbäume / weil sie sich weit ausbreiten / müssen grössern Platz haben / doch stehen die Trag-Eychen besser bey den Wiesen / und auf den Aengern / als im Forst / weil sie andere neben sich stehender Bäume Wachsthum verhindern.

Wenn man die Baum-Sorten/ jede Art besonders/ zusammen pflantzet / wachsen desto lieber / wann die grossen Bäume fünff oder sechs Schuhe weit voneinander stehen/ haben sie Platz genug / sonderlich Tannen/ Föhren und Fiechten. Wann die Wildling eines kleinen

Arms dick sind / taugen sie am besten / was kleiner ist / gehet langsamer her / schadet auch nicht / wann der Baum schon dicker wäre / wann er nur eine zarte geschmeidige Rinden hat / fünff oder sechs Schuhe hoch über der Erden / muß man sie (ausser Tannen und dergleichen) abstümmlen / damit sie frisch antreiben; drey Jahr muß man von dem jungen Schößling (ausser wann er unten neben dem Stamm triebe) nichts nehmen / daß sie nicht zubald aufschiessen / und der Stamm schwach bleibe; doch ist zwischen Brenn- und Bauholtz dieser Unterscheid im Schneitten / daß man dieses in die Höhe / jenes aber in die Breite züglen soll; die ersten drey Jahr muß alles junge Holtz wol gewartet seyn / damit es desto schneller aufkomme.

Obwol die Bäume des Wässerns nicht sonderlich vonnöthen / hilfft doch viel zu ihrem Aufwachsen / wann es Gelegenheit gibt / sie bey dürrer Sommer-Zeit / in ihrer ersten Jugend / zu wässern / so man durch gewisse kleine Rinnen und Runsen hin und wieder leiten mag / doch daß kein Wasser bey der Bäume Wurtzen stehen bleibe / so aber bey den alten Bäumen weiter unvonnöthen.

Wo aber (wie offt geschiehet) ein wässeriger Grund im Forst ist / kan man Erlen / Felber / Weiden / Albern / Aspen / Bircken / Tamarisken / darunter auch die kleinen Bandweiden setzen. Alle Wasserbäume / wie im eilfften Buch gesagt worden) gerathen am besten / wann man glatte / schöne / gerade / etwan 8. oder 9. Schuhe lange Aeste abhauet / und auf zwey Schuhe tieff in die feuchte Erden steckt (doch mit einem eisernen oder hölzernen gleich grossen Stössel vor ein Loch ausstösset) und hernach wol zutruckt / müssen unten ein wenig / doch nicht gar / sondern nur Streiffweise geschehlet seyn.

Die Felber aber / die in die Höhe wachsen / und groß werden / muß man nicht stutzen / sondern oben gantz lassen / dann vom Gipfel steigen sie besser über sich. Die Erlen aber wachsen lieber von den Beyschössen / so sie neben dem Stamm häuffig austreiben.

Die kleinen Bandweiden muß man vor dem Viehe wol verwahren / weil sie von ihrem Biß meistens verderben / die doch sonst in der Wirthschafft wol zu brauchen sind; sie werden auch von den Zweigen / wie die grossen / fortgebracht / doch gerathen sie besser gegrubt als bloß eingesteckt / diß alles muß im ersten Frühling geschehen / müssen auch um dieselbe Zeit beschnitten werden.



CAP. IV.

Wie das Holtz abzugeben.

Wo im Abgeben des Holtzes keine Ordnung gehalten / sondern hin u. wieder im Forst bald dort / bald da / das Holtz gefällt wird / da kan das junge Holtz nicht nachwachsen / u. wird dem Wald übel gewartet / also daß man nicht wissen kan / wann man hin und wieder abgehauene Stöcke findet / ob es aus Befehl oder heimlich verstohlener Weise geschehen sey / zudem / wann hin und wieder grosse Bäume gefällt sind / thun sie mit ihrem schweren Fall an den jungen nachwachsenden Größling und Aufschößlingen grossen schaden / schlagen und drucken sie zu Boden / zudem macht auch ihr Schatten / daß jene nicht mögen über sich kommen; wann man aber fein ordentlich den Forst in gewisse Gezirck eintheilen / und von Jahr zu Jahren allzeit einen gantzen solchen Crays gantz abmaissen und aufraumen lässet / so hat das junge Holtz hernach sein Platz /

wieder gleich aufzuschossen / sonderlich / wann man die alten stöcke fein heraus graben und wegbringen lässet / also wird der junge Maiß in drey oder vier jahren mehr und besser wachsen / als sonst in zehen; alles Holtz solle (wo möglich) bey schöner Zeit und klarem Wetter gefället seyn / das Brennholtz im wachsenden / und das Bauholtz im abnehmenden Monden / was aber windfällig oder wipfeldürr ist / mag man zu aller Zeit wol abmaissen; die Holtzstätte / wo das Holtz abgemaisset worden / sollen so lang eingefriedet werden / biß das junge Holtz wieder so hoch aufgeschossen / daß kein Vieh dessen Gipfel mehr erreichen kan / man lässet auch bißweilen in den abgemaisten Plätzen hin und wieder etliche schöne grade Eichen / Buchen / oder auch die wilden Holtz-obstbäume stehen. Wo aber / durch Vernachlässigung / in einem Maiß das Viehe verwüstet und abgebissen hätte / daß sie kröpfig und beschädiget stünden / und kein geschlachtes Holtz mehr daraus zu hoffen wäre / soll man solches unartiges Holtz gantz bey dem Boden wieder abhauen / und den Platz recht einhägen / damit von neuem gerades junges Holtz aufwachsen möge.

Wo Auen und Wälder sind / durch welche grosse offt auslauffende Flüsse gehen / die das Gestad unterwaschen / und die Bäume mit wegreissen / muß man die nächsten Bäume am Gestad / die der Gefahr am nächsten sind / fein zeitlich wegbringen / und wann es möglich ist / dem Fluß mit Gebäuen also vorkommen / daß er wieder in den rechten Lauff gebracht werde / welches sich aber in grossen reissenden Strömen mehr gedencken und sagen / als practiciren lässet.

Wo man wenig Brennholtz hat / muß man die ästigen gewächsigen Bäume nicht gantz abhauen / sondern allein die Zweige / aber fein glatt und sauber / so werden sie in zwey oder drey Jahren den Mangel wieder ersetzen / daher kan man solcherley Holtzstätte in vier oder sechs Theil aussondern / um jährlich einen zu geniessen; Wann jemand Fremder Holtz kauffet / soll er schuldig seyn / es sey Bauholtz oder Brennholtz / es in bestimmter Zeit / samt den Bürteln oder Reißholtz wegzubringen / damit der Boden / je eher / je besser abgeraumet sey / das Holtz / wo man gantze Maiß abgiebt / soll miteinander aufgehackt / zusammen geklafftert / und miteinander verkaufft oder weggeführt werden.

An etlichen Orten wird es / wann man einen Maiß eröffnen will / der Nachbarschafft angesagt / die kommen dann / und kaufft Jedes mit vorgemeldten Bedingungen / so viel er bedarff; die Breite und Höhe der Klafftern / wie auch die Länge der Scheitter / sind nach eines jeglichen Ortes hergebrachter Gewonheit zu beobachten; An etlichen Orten ist der Gebrauch / daß das Holtz von Bartholomæi oder Michaelis an / biß auf Walburgis, samt den Bürteln / alles muß aus dem Wald gebracht werden / besser ist / wann es bis zu Ende des Februarii seyn kan / doch soll wol in Obsicht genommen werden / daß die Holtzfuhren der fremden in den Wäldern / nicht ihres gefallens neue Wege machen / derhalben soll das Holtz nahend an der Strassen gestellt seyn; wann Stämmeholtz verkaufft werden / soll man sie zu gesetzter Zeit bald wegführen / zu Verschonung des jung aufwachsenden Holtzes / welches dadurch verhindert wird.

CAP. V.

Von Forstmeistern und Forstern.

Dieweil einer jedweden Herrschafft sowol am Bau- als Brennholtz / als auch am Wildpret / ein grosses Capital ligt / und so wol Nutzens / als Lustes halber / ein mercklicher Theil ihres Einkommens darauf beruhet / als ist auch vonnöthen / so wol wegen Erhaltung / als gebührlicher Verwaltung und Administrirung desselbigen / verständige Leute darauf zu halten / die so wol ihrer Herrschafft (als auch dem gemeinen) Nutzen / und ihr eigen Gewissen bedencken / diese werden nun bey Fürstlichen hohen Personen Forstmeister / und bey andern Herrschafften Forster genennet / deren Amt nun ist auf die Wälder / Forst / Holtzstätte / Auen / Wildbähn / Reißgejaider / Berg und Thal / auch Fischwasser und Bäche / acht zu geben / niemanden ungebührlichen Eingriff / so wol mit jagen als holtzhauen zu thun zu gestatten / auf die Forstknechte / Holtzhauer / auf die Wege / damit keine neue gemacht / die alten ausgebessert und erhalten werden / auf die Vieh-Trifften / damit man keine Neurungen aufbringe / auf das Holtz Abgeben / auf die Aschen- und Kohlbrenner / auch Schindelmacher / und auf alles und jedes Achtung zu geben / der Herrschafft aufnehmen zu befördern / und deren Schaden zu verhüten; Nicht weniger müssen sie Obsicht halten / damit die Unterthanen ihre Gehültz nicht zu Schaden des Wildbahns aböden / die dicken ungebührlich ausreuten / damit die Marckstein und Grentzen-Bäume unverruckt und unbeschädigt verbleiben / sie solche jährlich / mit Zuziehung der Benachbarten / bereiten / besichtigen / was unkänntlich und verdorben / wieder erneuern wo strittige oder gemeine jagten sind / daß man dem Gegentheil mit der Jagt-Anstellung zuvorkomme / verschaffen; sonderlich soll er auch die Wildpret-Schützen / Fisch-Dieb / Holtzklauber / Pechhauer / Holtzmill-Rädcher / Laubstreiffer / und dergleichen Gesindel austreiben / abstellen / starffen und verjagen; so offt ein Theil des Holtzes gemaisset und abgegeben wird / solches auszeichnen / und darob seyn / daß alles gebührlich / ordentlich / zu rechter Zeit / und ohne Betrug / angestellet und vollbracht werde. Wann etwas vorfället / das der Herrschafft aller Freyheit und Gerechtigkeit einigen Abbruch und Præjudicium zuziehen möchte / solches nicht zu verschweigen / nachzusehen / oder heimlich abzutheidigen und zu handeln / sondern alsobald der Herrschaft anzuzeigen / über alle und jede Gehültz / Grentzen / Art des Holtzes und Wildprets ein Register zu halten / was jährlich gejagt / geschossen / gefangen wird / aufzuzeichnen / wie auch alle Straffen und Wandel / die Jäger-Recht / auch den Forstknechten einzubinden / die Wälder offt und fleissig zu besuchen / und ihnen nachzuspühren / und auf ihr thun und lassen Obsicht zu haben / daß in den Wäldern und abgemaisten Holtzstätten alles der Ordnung nach / mit abgeben / verkauffen / wegführen / abraumen / einfrieden und hägen geschehe.

Auch daß die Jagten / Vogelfang und Fischereyen nicht zu verbottenen / sondern zu rechten anbefohlenen Zeiten geschehen / die Bestand-Verlaß zu rechter Zeit

verlie-

verliehen / und das Geld darum eingenommen / die Windfälle und das anbrüchige Holtz / der Forst-Ordnung gemäß / ausgeräumt und weggebracht werde. Er soll sich um treue Wald- und Forst-Knechte/und Jäger umsehen/denselben nichts Böses / sonderlich das Sauffen/Müssiggang und Partitereyen nicht gestatten / viel weniger / da sie den angräntzenden Nachbarn und Unterthanen Neurung / Eingriff / und andere Uberdrang und Ungelegenheiten wider Billigkeit und den alten Gebrauch und Herkommen zu zufügen/sich unterstehen wollen / es nicht zu gedulten / sondern von allem Frevel und Muthwillen abzumahnen / zu verhindern und abzustraffen / und in Summa / in allen und jeden vorfallenden Sachen und Handlungen seiner Herrschafft Nutz und Aufnehmen zu befördern / und allen Eingriff / Schaden und Nachtheil zu verhüten.

So ist auch bey etlichen Herrschafften der Brauch/ daß denen Forstern und Forstmeistern eine eigentliche Instruction zugestellet werde/ nach deren sie sich in einem und andern zu verhalten haben sollen / müssen auch darüber einen Eyd ablegen / solchem allen aufrecht und redlich nachzukommen.

CAP. VI.

Von den Forst-Knechten und Jägern.

JE weitläufftiger und grösser die Gehültze und Waldstätte sind / je mehr Aufsicht ist zu halten/ und je weniger kan man der Obhut vieler Leute entbehren. Wann darinnen eine gute Ordnung ist/ und jedwedern sein zugeeigneter gewisser District zugetheilet wird/ so können sie desto mehr wachen/ und hat man von jeglichen / in dessen Gegend ein Schaden geschehen / es desto leichter zu fördern/und kan der Forster/ in welchem Bezirck des Waldes er etwas auszurichten oder zu befehlen/ allzeit denselbigen Forstknecht brauchen/ der ihn in seiner Verwahrung hat.

Die Knechte sollen den Forst täglich und fleissig besuchen/und niemalen andere/ an ihrer statt/schicken/und sie hernach mit Holtz belohnen; auch sollen sie ohne Vorbewust niemanden einiges grosses oder kleines Holtz verkauffen/ oder gegen anderer Waare / wie es Nahmen haben mag / vertauschen / auf diejenigen / die im Holtz Schaden thun / wohl acht haben / sie pfänden / und dem Forster anzeigen / keine Viehtrifft oder neue Strassen/ dardurch viel junge Bäume zu Schaden geführet werden/ gestatten / die neu abgegebene Maiß mit Gehägen wohl versichern/ damit das junge Holtz wachsen möge.

Sie sollen vom Forst und ihrem anvertrautem Gezirck nichts entziehen lassen / es sey Holtz / Wißmath/ Wasser/ Won/Weid/ oder andere Gerechtigkeit / deßgleichen sonderlich mit dem Wildpret / Gehägen / Jagen / und alle andere Forstliche Obrigkeit / Dienstbarkeit und Gerechtigkeit/ auch Straffen und Büssen / wo sich solches jederzeit befinden würde / dem Forstmeister oder Forster allezeit anzuzeigen / und nichts zu verschweigen/ oder jemanden zu verschonen / und darzu werden sie meistentheils mit einem Eyd verbunden.

Die Jäger werden gleichesfalls (wo grosse Wildbahn und Wälder sind) von den Forstmeistern/ wo aber kleinere Holtzungen sind / von der herrschafft selbst bestellet/ und ins Gelübd genommen. Vor allen ist ihnen einzubinden / auf dem Forst und Wildbahn / wo gute Wildpret-Stände sind / acht zu haben / daß sie nicht verwüstet werden / auch die fruchtbaren Bäume und Holtz-Obst im Forst nicht aushauen zu lassen / weil solche das Wild und das Geflügel an sich locken / darob zu seyn / daß die Bauren / und die nahend am Forst wohnen / ihren Hunden von Georgi an / bis Johannis / und von Egidi an / bis Martini / Bengel anlegen/ das Wildpret sollen sie bey den Sultzen / und Orten / wo es gern wohnet / nicht fällen / sondern an den Gräntzen / wo sie bald an fremde Wildbahn wechseln.

Die Jäger müssen sich auch auf allerley Hunde / wie sie zu unterhalten / abzurichten / anzubringen und zu curiren/wol verstehen/unermüdlich/arbeitsam/gute Schützen / dauerhafftig / nicht zu alt / noch zu jung / weil das Alter ohne Kräfften/ die Jugend aber ohne Erfahrung/ sondern mittelmäßiges Alters seyn/ die von Jugend auf darbey gewesen / die ein gutes Hertz und starcke Fäuste/ eine starcke Hand und scharffes Gesicht haben / unverdrossen/ wann sie gleich umsonst gejagt/ weil nicht allzeit das Glück sich weiset / müssen sich keinen vergeblichen Gang verdriessen oder reuen lassen / müssen zu Fuß und zu Pferde wohl abgerichtet/behend und hurtig seyn. Ihr Kleid muß keine liechte sichtige Farbe habe / soll im Sommer grün / sich unter den grünenden Gesträuchen und Bäumen desto leichter zu verbergen / und im Winter dunckel und grau / daß sich etwas den Baumrinden vergleichet / sollen leicht and wohl anligend seyn / daß sie am reiten/ lauffen/ kriechen/ und anderm ihrem Vorhaben/nicht beschwere oder verhindere; ihre Schuhe oder Stiefel sollen leicht/von gutem Leder seyn / daß sie Wasser halten/ weil es offt geschiehet/ daß sie marastige feuchte naßländige Ort durchwaten müssen.

Ein Jäger soll mit einem scharffen Weydner/ der auf der einen Seite mit scharffer Schneide / vornen aber/ ohngefähr einer Spannen lang/ mit doppelter Schneide / auf der andern Seiten an dem dicken Theil mit einer eingefeilten Säge versehen seyn / damit er / im Fall der Noth / Aeste von den Bäumen / die ihm etwan am Gesicht und Absehen irren/ absägen möge; in der Scheiden auswendig mag er ein paar scharffe Messer / oder wann er / wegen Weite des Forstes / oder desto schneller hin und her zu kommen / reiten muß / kan er an statt der Messer eine Schrauben mit einem Ring in der Scheiden stecken haben / damit er selbigen in einen Baum/ wohin er will/ einschrauben/und sein Pferd mit dem Zügel daran binden könne.

Was sonst im würcklichen Jagen vonnöthen / als Weidtaschen/Schweinspieß/ Jägerhorn/ Windstrick/ oder Kuppeln / und dergleichen / davon soll hernach absonderlich gehandelt werden; das vornehmste Requisitum eines Jägers ist / daß er treu sey/ denn ohne dieselbe sind alle seine übrige guten Stücke vergeblich. Von dem Jäger besihe mehr in diesem Buch im fünff und dreyssigsten Capitel.

CAP. VII.

Vom Viehtrieb in die Wälder.

IN grossen weitschichtigen Wäldern / wo keine absonderliche Weiden / Aenger / Brachfelder und Viehtrifften sind/ ist kein ander Mittel/als daß die umliegende Unterthanen und Inwohner ihr Viehe in die Wälder treiben müssen / und die langwührige Possess und Gebräuch erwächset gleichsam zu einer Gerechtigkeit / doch wird auch dieses Recht mit vielen Bedingungen limitiret und abgesetzet: Als daß man der Forst-Obrigkeit von einem jeden Stuck etwas gewisses gibt / oder etwan eine Robbath oder andere Dienstbarkeit darfür verrichten muß / nachdem an einem und andern Ort das alte Herkommen ist. Etliche müssen jährlich bey dem Ober-Forstmeister oder Forster / und nicht bey den gemeinen Jägern und Forst-Knechten um die Hut und Trifft sich anmelden / und ihren Hirten allzeit vorstellen / zu vernehmen / ob man vom Amt ihn annehmen wolle / oder darwider Bedencken trage / aufs wenigste ihm einbinden möge / wie er sich zu verhalten / was er thun oder unterlassen / oder im übrigen der harten Straffe gewärtig seyn solle.

So muß auch an allen Orten / wo junge Maiß sind / die Viehweide so lang verbotten und suspendiret seyn / bis das Vieh den Gipfel von den jungen aufschiessenden Bäumen nicht mehr erreichen möge / welche auch vorher von dem Forster zu besichtigen / ehe man sich unterstehet das Vieh darinn zu halten; doch müssen andere Ort ausgezeiget werden / damit sich / der Trifft und Viehhaltung halber / niemand mit Recht zu beschwehren habe. Die Ziegen werden zwar an den meisten Orten / wegen ihrer schädlichen Verwüstung der jungen Bäume / billich abgeschaffet / weil aber viel arme Leute sind / die sich und ihre arme Kinder zu ernehren / keine Kuhe zu erkauffen / oder zu unterhalten vermögen / als soll ihnen / bis sich die Zeiten bessern / eine Gaiß zu halten erlaubt seyn / aber nur an den Orten / wo man ihnen solches gestatten kan. Wo man aber / wegen des Waldes / ihnen keine Hut zugibt / soll gantz keine gedultet werden; dann ob sie zwar sich erbieten / die Gaiß daheim im Hause zu erhalten / thun sie doch im Wald mit Laub abstreiffen / und junge Größling heimzutragen / grossen Schaden.

Zur Zeit auch / wann die Jagten angehen sollen / und so lang solche währen / sollen die Vieh-Trifften in den Wäldern / die man jagen will / nicht erlaubt seyn. Die Hirten sollen über die erlaubte Anzahl des Viehes nicht darüber / vielweniger frembdes Vieh anzunehmen / angeloben / und wo sie darüber und darwider betretten sind / gebührlich gestrafft werden; auch solle man denjenigen / die selbst Weide haben / nicht zugeben / daß sie ihr Vieh allein in das Holtz treiben / ihre Weide zu spahren / also sollen die Forst-Knechte und Jäger in allem acht darauf haben / daß aller Schaden verhütet werde. Wer mehr davon wissen will / mag die Jagt- und Forst-Ordnungen / so hin und wieder publiciret worden / besehen.

CAP. VIII.

Vom Kohl- Aschenbrennen.

WEil durch das Aschen- und Kohlbrennen / nicht allein viel Holtz verwüstet / sondern auch offt durch Unvorsichtigkeit und Vernachlässigung gantze Wälder können angezündet werden / dahero desto fleissigere Obsicht über ihnen zu halten / daß sie das Feuer in guter acht haben / dasselbe in dürren trockenen Sommer-Wetter nicht lauffen lassen / weil sie es / wo Schaden geschehe / mit ihrem Leben bezahlen müsten. Daher sollen sie ordentlich angewiesen werden / von dem Forstner / wo sie einlegen und brennen sollen / und nie eignes Gefallens / solches nach ihrem Gutduncken zu thun / sich unterstehen; sie sollen aber angewiesen werden an die in den Schlägen verbliebene Afterschläge / als windfällige / wipffeldürre / ungesunde / wandelbare / krumme / hockericht und knorrichte Bäume / und sollen fein einen Ort nach dem andern ausraumen / damit die Eychen und Buchen / und andere Bäume / wieder wohl aufwachsen können. Auch sollen die Kohlbrenner / die jungen Gewächse bey Straffe nicht abhauen / sondern sie sollen das Deckreisicht von den Aesten der alten Bäume nehmen / und sich den jungen Bäumen Schaden zuzufügen allerdings enthalten. Man soll ihnen auch kein Holtz / das zu andern nutzlichen Dingen / als zum bauen / den Handwerckern / als Tischlern / Wagnern / Drechslern / Bindern mag gebraucht werden / anweisen oder zuverbrennen gestatten / es wäre dann / daß es an solchen abgelegenen unwegsamen Orten in Leiten / Bergen und Thälern stunde / daß man nicht darzu kommen konnte.

Die Kohlen werden meistens aus Fiechten / Tannen und Kifernholtz gebrannt / wiewohl Buchen / Eychen und dergleichen hartes Holtz bessere / härtere / und das Feuer länger haltende Kohlen geben / da werden die Holtzscheiter in runde grosse Hauffen aufgerichtet / allenthalben mit Wasen wohl bedeckt / und angezündet / und wann etwan im Brennen eine Flamme sich erheben wolte / wird solche alsobald mit darauf geworffener Erden erstickt / bis alles Holtz genugsam ausgeglimmet und abgeglühet hat / dann wird die Erden weggethan / die Kohlen heraus genommen / und den Schmiden / Schlossern / den Gold- und Silber-Arbeitern / auf die Hämmer / item den Wasser-Ausbrennern / Chymisten und Apotheckern verkaufft.

So ist auch in etlichen Orten der Gebrauch / daß die Kohlen nicht dörffen an andere Ort gebracht / sondern es muß der Obrigkeit / denen Unterthanen oder nächstgelegenen Städten die Anteilung vorher geschehen / damit die Schmiden / Schlosser / Hammermeister / und andere / die der Kohlen bedörffen / mögen versehen seyn. Sie dörffen auch ihre Gruben oder Blatten / darauf sie Kohlen brennen wollen / nicht für sich selbst nach ihrem Gutbeduncken aufrichten / sondern allein daselbst / wo-

hin ihnen angewiesen worden/welches/so viel es seyn kan/ für die Wälder hinaus/an Orten/ wo sich keiner Gefahr zu besorgen/geschehen solle.

Das Aschenbrennen geschihet meistentheils von den Glasmachern die sie auf die Glashütten zu ihrer Arbeit vonnöthen haben; daher wird es an wollbestellten Orten bey dürrer Sommer-Zeit gäntzlich verbotten/ und eingestellt/daß sie nicht eher/als im Herbst/um Bartholomæi/und im Frühling/den Aschen brennen dörffen/keinen jungen noch über sich wachsenden Stamm verwüsten/sondern bey hoher und schwehrer Straff gebührliche fleissige Obsicht halten/damit das Feuer keinen Schaden thue; auch sollen sie keinen Baum angreiffen/es sey ihnen dann der Platz vorhin mit Ordnung angewiesen worden.

Wann man ihnen Holtz anweiset/sollen sie es Jochweise nacheinander abtreiben / damit es wieder gehegt und zum Fortwachs möge gebracht seyn. Alles Holtz/ so geschlagen wird/soll biß zum Gipfel aufgearbeitet/ und nicht nur allein die glatten Stämme gespalten werden. Ehe sie arbeiten / soll man vorhero die Bäume/ so zu Schindeln und Blochen taugen/ausschlagen. Die Glaser sollen ihre Hunde zu Haus angelegt halten/nicht mit zu Walde nehmen/dardurch den jungen Wild Schaden zugefügt wird. Die Aschenbrenner müssen sich verbürgen / die Wälder mit Feuer und anderm nicht zu verderben.

CAP. IX.

Vom Pechhauen und Küenruß.

Weil man das Pech zu allerhand Nothdurfften gebrauchet/als muß eine Maß und Ordnung hierinnen gehalten werden/und sollen die Forst-Knechte und Jäger darob seyn/daß die jenigen Leute/ die damit umgehen/die Fiechten zu rechter Zeit/ nicht gar zu lang und viel/ auch nicht mit einer Hacken/sondern mit ihrem darzu gehörigen Instrument aufreissen/und bevoraus in acht nehmen/daß in denen Jahren/ wann viel Zapffen und Saamen an den Fiechten stehet/ das Reissen eingestellt werde / weil es zu solchen Zeiten den Bäumen sehr schädlich und darzu vergeblich ist / weil das Pech/welches dieses Baumes Safft ist / genug über sich zu thun hat/ den Saamen vollkommen zu machen. Und daher sollen die Wälder in gewisse Gegenden abgesondert seyn / daß sie die Pechhauer nur allzeit im 3. Jahr an einem Ort reissen/und also kan man von Jahr zu Jahr sie an einem frischen Ort anweisen / damit jeder Wald allzeit zwey Jahr feyren möge. Auch weil das Pech offtermals durch andere heimlich entwendet und gestohlen wird/ ist solchen Dieben aufzupassen / und sie zur Straffe zu ziehen.

An gewissen Orten wird das Pechhauen also erlaubet/ daß erstlich von allen der Grund-Obrigkeit der Zehend davon abgerichtet/ und darnach das Pech halb getheilet wird. Den Pechhauern soll man keines Weges gestatten / daß sie um und bey den Hartz-Fiechten das junge Tannen-Buchen-oder ander Holtz und Gewächse wegraumen/damit sie desto besser Platz haben/und wo es sich befindet/ daß sie dieses begangen / sollen sie nach Befund abgestraffet werden.

Die Schmier-Oefen/ so viel es sich/der Wälder halber/leiden will / sollen von den Küenföhren-Stöcken erhalten werden. Und wann es sich begäbe/daß lose Leute/ ohn Vorbewust oder Anweisung der Vorster/die Bäume heimlich zu reissen / und das Pech abzustehlen sich unterfangen würden/ dardurch dem Bauholtz ein mercklicher Schaden zugefügt wird / als soll solches ernstlich gestrafft werden / wie alle Jagt-und Forst-Ordnungen vermögen. Die Tannenbäume / weil sie dardurch mercklich in Verderben gerathen / soll man zu reissen den Pechhauern verbieten/und sollen solche darzu/bey Straff/verbunden seyn / das Pech vor allen der Herrschafft und Grund-Obrigkeit Unterthanen anzufeilen.

Das Pech wird bey uns meistentheils aus den Fiechten genommen / im Monat Majo im abnehmenden Monden / und manchen in der Hohe / so hoch sie mit der Zimmer-Axt reichen können / die Rinden loß etwan 3. Finger breit/biß auf zween Schuhe hoch von der Erden/ lassen einer Hand breit Rinden / und machen abermal eine drey Finger breite Wunden / der vorigen gleich/ biß um und um der Baum verwundet ist / wann zwey oder drey Jahr / nach der ersten Sammlung verflossen / sind diese Oeffnung wieder voll Hartzes / das kan man alsdann wieder sammlen. Die Hartzscherer (wie sie Herr Joh. Conradus Axtius Med. L. in Tractatu de Arbor. Corniferis beschreibet) haben kurtze Röcklein / die bis an den Nabel gehen/damit sie ihre Hemder und Kleiten nicht beschmutzen mögen / das sie Hartzkappen nennen / und haben aus Baumrinden von den Vogelbeeren oben breite und unten spitzige Geschirr / darein sie das Pech mit Messern schaben. Zum Ausbrennen haben sie viereckichte/länglichte Oefen/wie sie Herr Axtius fol. 87. &c. beschreibet und abbildet / darinnen sie das Hartz nach und nach zerlassen / und was davon überbleibt / als das Caput mortuum, das wird zum Küenruß gebraucht / da bauen sie in der Küenrauch-Hütten eine viereckichte / allenthalben bedeckte finstere Kammer/ auf allen Seiten zugeschlossen / ausser oben auf / welches doch mit einem Pyramis-formigen / spitzigen / überall ausgestreckten leinenen Sack gehäbe besetzet ist; an die Seiten der Kammer machen sie einen länglichten Ofen/ durch dessen Höhle der Rauch in die Kammer dringet/ und sich oben im Sacke anhänget; der Ofen ist gewölbt/ und hat vornen ein kleines viereckichtes Löchlein / darinn das in Stucken zerschlagene Caput mortuum vom Pech durch einen Jungen angezündet / und also damit fortgefahren wird / so lang etwas davon vorhanden ist/ da geht dann den Rauch aus dem Ofen in die finstere Kammer / und weil er sonsten keinen Ausgang findet/ legt er sich oben im leinen Sack an/ und wird dick; wann man nun fertig ist / wird der Sack von einem Jungen mit Stecken geklopfft / daß der Ruß auf das Pflaster der Kammer herab fällt / der wird in gewisse Fäßlein gesamlet / und also verkaufft / gibt die schöneste schwartze Farb die von den Buchdruckern/ Mahlern und Schreinern/auch von den Färbern und Tuchmachern gebraucht wird / wie bey vorangezeigtem Authore mit mehrern zu ersehen.

In Norwegen/ wie D. Thom. Bartholinus in Actis Hafnienſibus Volum. 1. obſerv. 13. ſchreibet/ wird das Tannen-Pech/ weil es noch weich iſt/ mit Bier in febribus malignis, mit gutem Succeſs eingegeben. Auf die Hüneraugen/ wie ein Pflaſter gelegt/ vertreibt es ſolche. Das Waſſer / ſo auf dem Bech ſtehet / beweget zum Brechen.

In Vulneribus periculoſiſſimis pulvere Ligni abiegni, & muſco quoque utuntur, ſicque plagam relinquunt.

CAP. X.

Vom Wid- und Paſtſchneiden / auch Baumſchehlen / Maybäumen und Spißruthen.

DAs Widſchneiden / wann es unordentlich fürgenommen wird / iſt es eine groſſe Verwüſtung der Wälder/ da man ſie doch wohl ohne Schaden bekommen kan; Man ſoll aber keine junge Stammhöltzer oder Wipfel darzu gebrauchen / auſſer häſslenes und weidenes oder felbernes / ſonſt keinerley Gattung der jungen Bäume / wie ſie auch heiſſen möge; diß ſoll man nicht allein in der Herrſchafft / ſondern auch in der Unterthanen Wäldern beobachten / daher auch keinem Fremden/ der nicht ein eignes Holtz hat/ Widen zu ſchneiden oder zu verkauffen / bey unabläßlicher Straff verbotten ſeyn ſolle / und ſoll ſo wohl der Käuffer / als der Verkäuffer damit beleget werden; auch ſollen die Unterthanen / die ſelbſt Holtzſtätte haben / zwar wohl für ſich und ihre Haus-Nothdurfft Wide ſchleiden/ aber ſolche bey gewiſſer Straff nicht verkauffen; die aber nicht eigene Wälder haben / und der Widen bedörffen / mögen ſich bey dem Forſter anmelden/ damit er ihnen ſolche mit Ordnung anweiſen möge.

Durch das muthwillige Schehlen werden auch die Bäume ſehr verwüſtet / weil der Lebens-Safft austräuffet/ und der Stamm darüber verdorren muß; dieweil auch durch die Gerber und Färber die Schelffen gebraucht werden zur Lohe / und durch Abziehen der Rinden an den Erlen und Linden viel ſtehendes Holtz zu nichte gemacht wird / ſoll man es dergeſtalt verbieten/ daß ſich niemand von dem ſtehenden Holtz einige Rinden abzuziehen unterſtehe / wo aber anders Holtz oder Reiß ohne diß gefället wird/ davon die Rinden beſagten Handwerckern dienen möchte/ ſollen ſie ſolches dem Forſter anmelden/ und um leidliche Gebühr zu ihrer Nothdurfft nehmen.

Sonderlich iſt es der muthwilligen Jugend ernſtlich zu verwehren / die im Sommer / wann ſie in den Wäldern Erdbeer / Hindbeer / Heidelbeer / und dergleichen zuſammen ſuchen / kein Geſchirr mit ſich bringen / ſondern von dem nächſten beſten Baum / groſſe Stuck Rinden herab ſchehlen / ihnen davon ein Geſchirr machen/ und ihre Beer alſo gen Marck bringen/ die ſoll man billich ſtraffen/ weil dieſer Muthwillen aus bloſſer Faulheit begangen wird / daß ſie kein Geſchirr mit ſich tragen mögen; ſonderlich geſchiehet ein groſſer Schad / wann es an den Buchen / Aeſpen / Bircken / Erlen und Felbern geſchiehet. Andere hauen muthwilliger Weiſe in die Bäume / und probiren / aus Fürwitz und Muthwillen / ihre Wehren daran / wann ſonderlich die vollen Bauernknecht von den Märckten / Kirch-Tägen und Hochzeiten nach Hauſe gehen / müſſen die armen Bäume ihrer Stärcke und Tapfferkeit unſchuldige Zeugen ſeyn; auf diß alles ſollen die Forſtknechte fleiſſige Obſicht haben / und wo ſie jemand antreffen / ſie alſobald pfänden und anzeigen / ſollen auch die Eltern den Schaden und Frevel/ den ihre Kinder begehen/ weil ſie ſolches nicht genugſam verbieten / mit ihrem Geld büſſen / und dardurch Urſach bekommen / ihre Kinderzucht ſchärffer vorzunehmen.

Die Bircken-Wälder haben vielmehr Anfechtungen / als andere Bäume / dann zu geſchweigen / daß im Anfang des Frühlings/ wann der Safft beginnet zu rinnen / ſolcher von den Leuthen / durch Einbohrung der Bäume mit Näbingern / allenthalben häuffig geſammlet/ vertragen und verkaufft wird; und obwohl dieſes der Geſundheit halber nicht gar zu ſtreng zu verbieten / mag man doch darbey dieſe Maß halten laſſen/ daß der Bohrer nicht groß / ſondern klein / 2. nicht allzutieff in den Baum hinein getrieben / und 3. wieder mit einem Keil/ wann man ſein Geſchirr voll gefüllt / verſchlagen werde/ dann ſonſt tropffet aller Safft heraus / und muß der Baum entweder gar verderben / oder wird doch am Wachſen mercklich verhindert.

Darnach werden die Bircken auch Hauffen-weiſe im April und Mayen / zur Zeit / wann die Aderlaß pfleget anzugehen / abgehauen / und hin und wieder in die Zimmer geſtellt / die Augen und den Geruch zu erfriſchen/ doch geſchiehet in den Bircken-Wäldern damit ſehr groſſer Schaden / weil man meiſtentheils nur die ſchönen/ zarten / gewächſigen Stämmhöltzer / und von den gröſſern allein die Wipfel abſchneidet / dadurch ihnen das Hertzblat genommen / und alles künfftige Wachſen verhindert wird; davon dann ein groſſer Mangel an den Reiffſtangen / die man nothwendig zu den Fäſſern und Bodingen haben muß / ſich ereignet.

So geſchiehet nicht weniger ein groſſer Abbruch/ wann man das junge Bircken-Holtz zu unrechter Zeit/ und an unrechten Orten / zu Spißruthen / ohne Maß abhauet / und alſo alle junge Brut zu Grunde richtet; was aber zur Herrſchafft gebraucht wird / ſoll von den Forſtern ordentlich begehrt/ und zur Herbſt- und Frühlings-Zeit an unterſchiedlichen Orten / wo es ſonderlich dick ſtehet / geſchnitten und geliefert werden; daher die Jäger und Forſtknechte ihre fleiſſige Nach- und Obſicht halten ſollen / damit dieſer Verwüſtung geſteuret / und das Holtz bey gutem Bau und Wachsthum erhalten werde.

CAP. XI.

Vom Waldmist und Misteln.

Es pflegen die Unterthanen an etlichen Orten / in den Wäldern den Holtzmist / oder das Gereusicht / was von den Waldbäumen abfällt / mit höltzernen / auch wol mit eisernen Rechen zusammen aufhauffen zu bringen / hernach weg zu führen / und unter ihre Miststätte zu der andern Stalldung zu schütten / der Meynung / daß solches dem Holtzgrund / wann es sauber abgeraumet wird / nützlicher sey / und Anlaß gebe / desto eher wieder junges Holtz anzutreiben. Die Erfahrung aber zeigt das Widerspiel / und die Vernunfft gibt es selbst / daß diese abgefallene Blätter und Gereusicht von den Tannen / Föhren und Fiechten ihrer Wurtzen eine gute Dung / und Wärme den Winter durch geben / da hingegen / wann die deren entblöset sind / einen guten warmen Peltz / also zu sagen / dardurch verlieren; zudem wird ein jeder sehen / daß die jungen Tannen / Föhren und dergleichen Bäume / von den Saamen / der herab fällt / den Winter über unter diesen Blättern desto weniger erfrieren lieber wachsen / durch das Mistrechen aber werden diese jungen zarten Bäumlein / mit samt dem Reusicht / ausgerissen / daß also kein junges Holtz recht nachwachsen kan / daher dißfalls solcher Unrath billich zu verhindern und abzustellen / und wann ja Mangel an der Dung / soll es doch nur mit weitzähnichten / stumpffen / nicht aber mit eisernen oder scharffen engen Rechen geschehen. Wiewol es besser wäre / man trachtete auf andere Weise die Aecker zu dungen / als mit solchen grossen Schaden des Gehöltzes.

Gleicher Gestalt werden die Wälder verringert / wann man mit dem Mistel abwerffen / oder die Vogelbeer zusamlen mit den Bäumen grob umgehet / die Aeste zerbricht und verletzt; also thun auch die fürwitzigen Jungen in den Wäldern / wann sie die Vogel-Nester zur Unzeit zusammen suchen / sonderlich wann sie solche in den hohlen Bäumen antreffen / mit Aufhauen und Eröffnung durch Gewalt der Hacken / nicht geringen Nachtheil / daß sie lieber einen gantzen Baum verderben / als ein Nest zurucke lassen wollen / da denn die Forster und ihre Nachgesetzte fleissige Obsicht tragen sollen / damit dergleichen Frevel und Muthwillen abgestellet / und die Ubertretter gepfändet und mit allem Ernst abgestrafft werden sollen.

CAP. XII.

Andere Verbott und Beobachtungen in den Wäldern.

Es geschihet unter andern in den Wäldern auch dieser Mißbrauch / wo etwan Holtz-Obst / Aepffel / Birnen und dergleichen zu finden ist / daß die Wildlinge von fremden vagirenden Leuten allenthalben aufgesucht / ausgegraben / und hin und wieder verkaufft werden / welche nicht weniger mit Straffe zu belegen / man habe dann von der Herrschafft absonderliche Erlaubniß.

2. Soll auch niemand / ohne Bewilligung / das alte Gras und die Haiden in den Gehöltz / Aenger oder Wiesen abbrennen; und da ihm auch solches gegönnet würde / soll er vor allen acht haben / damit durch das Feuer / wie leichtlich geschehen kan / im Forst kein Schaden geschehen möge / und soll er im widrigen Fall darfür hafften.

3. Die Holtz-Bediente sollen mit keinem Holtz-Köhlen / Wid / Wildlingen / oder was dem Holtz anhängig ist / nicht handeln / bey Verlust ihres Dienstes / und dem Verbrechen nach / unausbleiblicher Straffe.

4. Denen Schäfern und Hirten soll mit Ernst verbotten seyn / daß sie zwischen Pfingsten und Michaelis kein Feuer in Wäldern und Feldern anzünden; bey kaltem Wetter aber mögen sie wol alte Stöcke aushacken / und ihnen ein Feuer davon machen / doch mit dieser Aufsicht und Beding / daß sie solches unausgelöschter niemal verlassen; und soll / wann Gemeinhalter dem Viehe zugestellet sind / ein jeder Hauswirth für seine Dienstboten und Hirten hafften und büssen / daher er ihnen solche Obsicht desto schärffer einbinden solle.

5. Die Holtz-beamten sollen von dem Holtz weder Scheitter / noch Bauholtz / noch etwas anders / was zum Forstwesen gehört / wegschencken / oder etwas nachlassen an Geld oder Holtz / es geschehe gleich / unter was Schein und Prætext es immer wolle; sondern sollen verbunden seyn / ihren Ordnungen in allen und jeden richtig nachzugehen / weil solches nicht ihnen / sondern allein der Herrschafft zustehet / weil es meistentheils nur Partiten und andere böse Consequentien nach sich zu ziehen pfleget.

6. Weil / indem man das Holtz zu Brennen oder Kohlen Stammenweise abgibt / grosser Betrug mit untergehen kan / als ist allweg gewisser / daß mans hauet / und zu Klafftern aufrichtet.

7. Auf diejenigen / denen das Holtz zu ihrer Nothdurfft in dem Forst zu nehmen erlaubt ist / soll man wol acht haben / ob sie solches nicht anderwärts weiter verkauffen / so ihnen nicht gebühret / daher zu straffen / oder solcher Freyheit gar verlustiget zu machen.

8. Die Holtzfuhren sollen in den Wäldern keine neue Wege ihres Gefallens / machen / weil damit viel junge Bäume zu schanden geführt werden / daher auch zu befehlen / daß die Aufrichtung der Klaffter nahend an den gewöhnlichen Holtz- und Land-Strassen fürgenommen werde.

9. Die Gipfel von Tannen / Fiechten / Kranwethen / und dergleichen / sollen zu Wein und Bierzeigern nicht gestattet seyn / weil dardurch viel junges Holtz verderbet wird / daher es zu verbieten / und wo in Schenck- und Wirthshäusern / über das Verbott gehandelt wird / zu straffen / und können sie zu ihren Zeigern wol von Tannen und dergleichen Reisicht geflochtene Büsche oder Kräntze gebrauchen.

10. Die Unterthanen und Schäfer sollen ihren Hunden Prügel anhencken / und sie nicht in den Forst ja-

gen lassen/ sonderlich zur Zeit/ wann das Wild gewöhnlich gesetzt hat/ weil sie/ was sie nicht zerreissen/ wenigstes verjagen.

11. Von Ostern bis auf Jacobi / sollen aus den Dörffern keine Schweine/ wegen Verwüstung der jungen Wildling/ und Unwühlung der jungen ausschlagenden Latten / ins Holtz getrieben werden / viel weniger Ziegen / die den Höltzern und zarten jungen Schößlingen noch schädlicher.

12. In Maissung und Abgebung der Wälder / sollen die Forst-Bediente mit Fleiß darauf sehen/ daß schöne gerade zum Bauen dienliche Bäume / oder wild Obst-Bäume / item Vögelbeer- und Eisenbäume / und was dergleichen gute nutzbare Bäume / item Ahorn/ Eychen / Buchen / Bircken/ Linden und Aespen/ ausser Befehl/ nicht abhauen/ sondern so viel/ als möglich/ gehäget werden.



13. Was zu Flössen am Holtz deputirt ist / haben die Floßmeister nicht Macht / für sich selbst Holtzhauer anzulegen/ sondern es muß von den Forst-Beamten ordentlich angewiesen / auch zugleich / wie weit zu hauen/ rings her abgezeichnet / vorhero aber müssen in solcher Gegend alle Bäume / so zu Schindeln / Latten oder Bauen/ auch den Bindern/ Wagnern/ und dergleichen Handwerckern dienen / was nicht die Herrschafft selbst behaltet/ vorhero verkaufft werden.

14. Da auch in den Herrschaffts-Wäldern / Hartz und Wagen-Pech / Loh-Rinden und anders gemacht/ und geschehlet/ oder etwas von Bienen oder Hönig angetroffen und gefunden würde / muß solches ingleichen nach billichen Wehrt/ verkaufft/ berechnet/ und für kein Accidens der Förster (wie etliche wollen) gehalten werden.

15. Wo Fiechten-Wälder sind / und zum Hartzscharren verlassen werden/ sollen alle Bäume/ bis sie eine gewisse Dicke und Grösse haben / ausgenommen seyn/ weilen sonst/ wofern es eher geschiehet/ ihr Wachsthum verhindert wird.

16. Die Aschenbrenner auf der Glashütten / sollen eher nichts angreiffen / als bis sie Bürgen / für die Feuer-Schäden stellen / und nur das / was ihnen ausgewiesen wird / hinweg bringen und gebrauchen.

17. Weilen die Pfarr-Höltzer offt aus eigenen Nutzen nicht bey Bau gehalten werden/ so ist es gut/ daß sie ihr benöthiges Feuer- und Bauholtz / nicht für sie selbst nehmen / sondern ihnen solches durch die Forst-Bediente und Kirchen-Vätter anweisen lassen müssen / und nicht ohne Vorwissen verkauffen dörffen.

18. Man soll aus dem Forst nicht verrucken die verkaufften Stämme und Holtz/ sie seyen dann zugleich alle gezeichnet / und sich nicht auf zwey oder mehr Partheyen abtheilen/ viel weniger den Knechten solches zu thun anbefehlen / sondern alles miteinander zugleich verrichten / auch keiner / ohne des andern Beysein / einigen Stamm zeichnen.

19. Fleissige Aufsicht haben / daß sie niemand einiges Holtz/ so ihn nicht gezeichnet wird/ untersahe.

20. In den Herrschaffts-Höltzern / soll man der Sommer-Latten / mit der Hüting verschonen 6. Jahr lang / darinnen soll niemand frey seyn / Holtz zu lesen zu hüten / zu grasen / auch soll man nicht Laub streiffen/ samlen/ Mistelsteigen/ Vogelstellen/ Eichen und Bucheckern lesen/ Masst und keinerley Nutzung nachgehen. Ist aus einer Fürstlichen Vorst-Ordnung genommen.

CAP. XIII.

Von Ausreutung der Wälder.

Es begibt sich offt in langwährigen Lands-verderblichen Kriegsläufften / oder sonst in Grösse und Weite der Felder / und Mangel der Leute/ daß die Aecker gantz wüste ligen/oder doch nicht gar mögen angebauet werden/daß sie in 5. oder 6. Jahren dergestalt überwachsen / daß sie mehr einem Wald / als Felde sich vergleichen / wie dann in dem dreissig Jahr währenden Teutschen Krieg allenthalben viel Exempel und sichtige Beyspiel vorhanden / wie ein elendes Aussehen die armen öden Felder haben ; offt geschiehet es auch/daß die Waldbäume gar zu nahend an die Felder sich erstrecken / und so wol mit ihrem Schatten / als Wurtzen dem Acker Säfft und Krafft entziehen / daß nichts rechtschaffenes daraus wachsen kan.

Nicht weniger trägt es sich auch zu/ daß manche böse und unartige Hauswirth/auf ihrer Nachkommen Nutzen und Frommen wenig gedenckend / ihre Holtzstätte muthwilliger Weis abködten und ausreuten / damit sie nur Geld um das Holtz einnehmen / und solches liederlich verthun und verschlemmen mögen / ihre Kinder und Erben mögen künfftig Holtz nehmen / woher sie können. Daher ist billich/daß die Grund-Obrigkeit dißfalls eine vernünfftige Inspection und Unterscheid gebrauche.

Was die Feldhöltzer antrifft / so vorhin Aecker gewesen/oder diejenigen/so gar zu nahend bey dem Traydfeld angräntzen / da kan man (sonderlich wo man ohne diß keinen Abgang am Holtz hat) wol gestatten / daß die Unterthanen solche also ausreuten / Aecker und Felder zurichten und erweitern / doch daß sie anderwärts mit Holtz zu ihrer genugsamen Haus-Nothdurfft versehen sind. Wo es aber solche verschwenderische lose Wirth gibt/die ihre alte Holtzstätte ohne Ursach aböden / nicht allein ihnen selbst und ihren Nachkommen/sondern auch der Forst-Gerechtigkeit und dem Wildbahn ihrer Obrigkeit einen unersetzlichen Schaden zufügen / da kan wol ein ernstliches Einsehen und Abstraffung deswegen geschehen / dergleichen Ungebühren abzuschaffen und zu verhüten / indem leicht ist / in 8. oder 14. Tagen einen Wald zu verwüsten / denn man in mehr als hundert Jahren nicht wieder aufbringen kan.

Also daß nothwendig/ ernstlich zu befehlen / daß/welcher Unterthan dergleichen vorzunehmen willens/ er solches vorher dem Forster / und dieser der Obrigkeit andeuten / und man den Augenschein darüber einnehmen solle/da denn zu bedencken

1. An was Orten dieser Platz gelegen / ob er gutes Holtz/oder nur schlechtes / und von was Gattung trage/ob er dick / darinn das Wildpret seinen Stand nehme/oder nur dünn und ohne diß abgeödet sey.

2. Wie viel Tagwerck der Ort in sich halte / ob es Lehen/und wohin/oder Freyhseigen/ wohin der Zehend nachmals gehörig sey.

3. Ob der Unterthan vorhin genug oder wenig Baufeld habe/wie er dieselbigen verpflege; ob er Mittel/Zug und Gesind genug habe / das neu begehrte Recht zu bestreiten.

4. Ob er / ohne diß / genugsam mit Holtz zu seiner Haus-Nothdurfft versehen/und ob er mehr Nutzen als Schaden daraus zu hoffen habe.

5. Ob die Ausreutung dieser Waldstatt der Obrigkeit an ihren Wildbahn und Reißgejaid nicht nachtheilig sey.

6. Ob es ein Bauer/der mit genugsamen Zügen und Viehe / folgends auch mit so viel Dung versehen sey/ seine Felder wol bey Bau zu erhalten.

Findet sich nun kein Bedencken darwider / so kan es doch mit gewissen Bedingungen zugelassen werden/jedoch daß der Unterthan/ für sich und seine Erben angelobe / und schrifftlich versichere / an statt des entzogenen Nutzens in dem Wildbahn/eine gewisse leidliche Steuer jährlich abzurichten / und solches Stuck unter die andern grundbaren Güter zu vererben / auch solches ausgereutete Stuck von den andern vererbten Gütern nicht zu verkauffen/ zu veräussern / oder in fremde Hände zu vergeben/ in keinen Abgang kommen zu lassen/ sondern vielmehr baulich zu erhalten. Und da ers ohne Verwilligung der Obrigkeit anderwärts veralieniren würde/ sollte er die davon eingeschriebene Gülte einen Weg als den andern zu reichen und abzurichten schuldig seyn. Dieses nun gibt man ihm vorher zu seinem genugsamen Bedencken heim / ob ers mit diesen Conditionen ausreuten wolle / oder nicht. Auf seine Gutbefindung und Einwilligung aber / wird dieses in das Gültbuch eingeschrieben/und jährlich/wie andere Anlagen/eingefordert/ wird auch diese Verwilligung mit allen Umständen und Bedingungen ausführlich in das Protocoll eintragen / damit man künfftig jederzeit sich Nachrichts daraus erholen könne.

CAP. XIV.

Von den Windfällen und anderen Afftérholtz.

Windfälliges / Wipffel-dürres und Schnee-brüchiges/ verdorbenes Holtz / soll man fleissig durch die Holtzhacker zusammen hacken / auf Klaffter richten/und die Bürtlein Pfundweise / das ist / allzeit 240. Stuck zusammen bringen / und entweder verkauffen lassen/oder zur Haus-Nothdurfft brauchen / damit dem andern jungen wachsenden Holtz / daß durch diese verhindert und gedruckt wird / Platz gelassen werde. Diese Bäume aber nach Beduncken weg zu geben/ ist nicht allein ein grosser Irrthum / daß man es meistentheils zu wolfeil gibt / und gehen die Leute / die es wegbringen sollen/auch manchesmal so grob damit um daß sie viel junges aufschossendes beywachsendes Holtz damit zu Grunde richten und verderben / und also der Herrschafft doppelter Schaden geschiehet.

Die Windfälle sind dasjenige Holtz/ so durch strenge Ungewitter und Sturmwinde abgebrochen oder ausgerissen werden ; das Wipfel-dürre ist dasjenige

Holtz/daß anfänget abzudorren/so den gemeiniglich am Wipfel den Anfang nimmt/auch offt daher entspriesset/ wann den jungen wachsenden Bäumen / oben die Gipfel zu Wein- und Bierzeigern / oder sonst fürwitziger Weise/abgeschnitten worden.

Das Schneebrüchige ist / was der grosse angelegte Schnee mit seiner Last zu Boden drücket ; so man nun solches Holtz in seinem Wald findet/ soll man von dem andern noch aufrechtstehenden Holtz durchaus nichts angreiffen/sondern dieses alles vorhero wegbringen lassen/doch was noch grünet / und zum Bauholtz dienlich ist / mag mans darzu behalten und brauchen / und solls nicht zu Scheittern hacken lassen.

Es ist ein gefährlicher Handel / wann man den Forstern und Forstknechten dergleichen Holtz überlässet/ dann unter diesem Schein geht / ohne Vorwissen der Herrschafft/neben bey / auch viel gutes Holtz hinweg/ und wird offt das Sprichwort wahr / welchem man den Finger reichet / der nimmt die gantze Hand ; und wird dadurch viel gutes Holtz heimlich verkaufft / und ob mans schon erfähret / so heisst es / daß es Wipfeldörr gewesen ; und dieses kan man an dem Stock/darunter das Holtz gestanden / nicht eigentlich mehr erkennen/daher besser / ihnen anderwärts ihre Besoldung zueignen/und ihnen nicht selbst Gelegenheit an die Hand zugeben/weiter zu greiffen/als ihnen gebühret/weil sie es unvermerckt thun können/und sehr wenig sind / die ihr Gewissen mehr als ihren Nutzen bedencken mögen.

Wo aber hohe / unwegsame Gebürge sind / da das umgefallene Holtz übel kan weggebracht werden/ weder an die Sägmühlen/noch zum Floßwerck / also übereinander verderben muß/und niemanden zu Nutzen komt/ auch der Holtzgrund dardurch/weil nichts Junges darunter aufkommen kan/verderbt wird ; so wol auch das Wild und anders Vieh / wo das umgefallene Holtz ligt / den Wölffen / Bären und Luxen nicht leicht entweichen kan/ also viel darüber zu Grunde gehen ; also soll man je eher je besser solches Holtz/ehe es zu faulen beginnet/besichtigen/ schätzen / und den Kalch- und Kohlbrennern/so gut man kan / verkauffen. An etlichen Orten/wo Gebürge sind / die nahend an einem Weege/ oder Fluß ligen/werden Runsen und Gräben herab gemacht/hernach im Winter/wann es gefroren/glatt und schlipffrig ist/wird das Holtz entweder Stammenweiß oder zu Schneittern gehackt/herab gerutschet/ da mans herunten aufrichten/zu Flössen machen/ oder wegführen/ und verkauffen kan.

CAP. XV.

Vom Flößholtz.

DAs Floß-Recht ist ein Regale, so nur gewissen hohen Obrigkeiten zustehet / dardurch man/ durch Mittel eines fliessenden Wassers/die grosse Wälder zu Nutz bringen ; Bergwerck / Glashütten/ Saltz-Pfannen/und andere Holtz-manglende Ort mit Holtz/zu seinem grossen Nutzen und Gewinn / versehen/ kan/meistentheils gebraucht sich dieses Rechts allein der Lands-Fürst/und die von ihm damit begnadigt werden. Auch haben im Reich etliche Städte von ihren Lands-Fürsten das Privilegium, daß alle Holtzwahren/so vorbey geflösset werden / daselbst abgeladen und verkaufft werden müssen. Die Flösse thun auf den Wassern bey den Mühlen und Wasser-Gebäuen offt grossen Schaden/zerreissen die Ufer / verderben die Fischweide/ und das anwachsende Wasser-Holtz / und dergleichen viel mehr / kan auch das Flössen nicht zu allen Zeiten vorgenommen werden; das Wasser muß weder gar zu starck angelauffen / noch gar zu schwach seyn. Und da die Wasser durch fremde Herrschafften gehen / muß man erst wegen der besorglich-wachsenden Schäden einen Vergleich treffen/damit es gedultet werde. Es werden auch zu diesem Geschäffte Floßmeister / Floßschreiber/ Floßknechte/Flösser und Floßhüter bestellet/wie sie Herr Fritschius in Supplemento Speidelio-Besoldiano fol. 45. erzehlet/die acht haben müssen / daß alles recht/ungehindert/so viel möglich / ohn ander Leute Schaden/ könne abgehen. Das Holtzhauen zu den Flössen/soll also (nach der Sächsischen Gothischen Wald-Ordnung gehalten werden / daß die Floßmeister nicht allein das/ so nahe am Wasser/sondern auch das abgelegene Holtz/ und also eines mit dem andern zugleich hauen / und wenn ihnen ein Strich / deren zween vierhundert Elen nicht breit seyn sollen/ angewiesen wird / sollen sie gäntzlich biß auf die Höhe / und daselbst so fort so weit / als man auf der ebene füglich zum Anfahren gelangen mag hinaus hauen/damit durch das Anführen / das junge aufwachsende Holtz nicht verderbt werde ; diese Strich aber/sollen nach der Wasser-Beschaffenheit/auf beeden Seiten also eingetheilt werden / daß mit dem Einwerffen und Abflössen keine Hinderung vorfalle / welches dann die Schösser / Forstmeister und Oberknechte allzeit selber besehen / und die Austheilung darauf machen sollen.

Das Floßholtz ist denen Unterthanen darum nicht zu gestatten/weil sie/ durch diese Gelegenheit / ihre Höltzer sehr aböden und verwüsten / und (wie die Bayerische Jagt- und Forst-Ordnung sagt) muß um die Herren-Gült das Gehöltze herhalten ; als ist es billich zu beobachten/zudem auch die Tagwercker / Häusler und ledige Bursch fast kein Tagwerck mehr arbeiten / sondern sie des Floßwercks bedienen / damit das Holtz allenthalben abgeschwemmet wird, und thut (sagt erstgedachte Forst-Ordnung) ein solcher Häusler oder Inwohner in einem Jahr durch seine Verschwendung des Gehöltzes mehr Schaden / als er in zehen oder mehr Jahren nutzet oder streut / daher soll man den Tagwerckern und Inwohnern / so in Nahrungs-Häuslein sitzen / das Floßwerck meistentheils niederlegen / damit sie/für sich selbst nicht so viel Holtz niedergeschlagen/oder verführen/ sondern den Heu-Mad / Korn-Schnitt/ Treschen / und andern Tagwercken auswarten/und man nicht an solchen Leuten Mangel leiden dörffe ; daher in allen Gerichten eine gewisse Anzahl zu bestimmen allen übrigen aber diß Wesen bey Straff zu verbieten. Wie auch den behauseten Bauren / die billiger ihr Feld und Viehe beschicken/als ihr Holtz aböden / und damit des Faullentzens gewohnen solten / doch soll ihnen solches zur Haus-Nothdurfft aus ihren eignen Höltzern

unverwehrt seyn. Wie es dann auch dem Adel frey stehet/welche um die Wasserströme eigene Holtzstätte haben / Floß- und anders Holtz zu ihrer Nothdurfft in Städte/Märckte / und zu ihren Ansitzen jährlich verführen zu lassen.

Ein Trag-Floß soll / nach voreremeldter Bayrischen Forst-Ordnung/ haben nicht über 20. Tragbäume / und jeder Baum in der Länge 38. Schuhe. Ein Schnitt-Floß/ darauf man Läden führet / soll bestehen von 12. Bäumen / und die Länge 30. Schuhe; die Laden und Bretter aber sollen in der Länge und Dicke haben/wie von Alters her gebräuchig.

An etlichen Orten / wie in dem Steyer-Fluß / wird das Holtz nur Baumweise ledig herab geschwemmet/ und sind zu beeden Seiten / die nachgehen / acht darauf haben / und wo es sich etwann am Ufer aufhält / es wieder abledigen/die haben ihre gewisse Plätze/wo sie darauf warten/und es heraus ans Lande bringen.

An andern Orten werden eigene Floßmeister bestellt/ welche das Holtz zu rechter Zeit / da es wohl austrocknen kan/an Ort und Enden/da es füglich an das Wasser zu bringen / hauen lassen / die es auch zu rechter Zeit einwerffen/da werden an den Orten/wo mans ausnehmen will/starcke Rechen gemacht / die das Holtz aufhalten/ darzu sind eigene Leute bestellt/die beförderlich seynd/das Holtz heraus und dahin zu bringen / wo mans bedarff. Die Rechen müssen wohl gebauet und verwahret seyn/ und daferne sie den geringsten Mangel hätten/muß selbiger alsbald ausgebessert u. reparirt seyn. Ehe man dieser Gestalt das Holtz ins Wasser wirfft/muß den Leuten/die bey dem Rechen seyn müssen / ein gewisser Tag und Stund erinnert werden / wann sie bey dem Rechen aufwarten müssen/damit nicht/wann zu viel Holtz über einen Hauffen zusammen kommt/es den Rechen zerreisse. Der Floßmeister muß alle Tage die Leute/die sich darzu brauchen lassen/aufschreiben / damit es wegen der Tagwerck keine Irrung gebe.

CAP. XVI.
Von Besuchung der Marcksteine.

Sithero nach verwichenem oder vielmehr Poetischen niemahls gewesenen Aureo Seculo, das Jus omnium in omnia, da alles gemein gewesen/und Niemand kein Eigenthum gehabt / durch der gewaltigen und boßhafftigen Leute Frevel und Muthwillen aufgehebt/und jedem sein Eigenthum / (Fried und Einigkeit zu erhalten) ist zugetheilet worden / hat die Nothwendigkeit der Marckscheidungen & distinctiones Finium auch mit angefangen. Und obwohl bey etlichen Barbarischen Völckern/Tartarn und Arabern noch gebräuchlich daß sie Horden und Hauffen-weise ihre Zelten von einem Feld/von einer Weide/und von einer Gegend in die andere versetzen; so wird doch bey den übrigen civilisirten Nationen bessere und schönere Ordnung gehalten/indem jeder sein Eigenthum von des Nachbars Gut unterschieden hat/dardurch man/wer nachlässig oder embsig / wer seinen Gütern wohl oder übel vorstehet / leichtlich verspührt/ wer übel hauset / die Obrigkeitliche Straff/und dem/der einen guten Wirth abgibt / sein verdientes Lob nicht kan entzogen werden.

Die Wälder werden so wol durch Stein/als Bäume unterschiedlich gemerckt; weil aber die Bäume manchesmahl böse untreue Leute weghauen/der Wind umreisset/ oder sonst / nach überstandener langer Zeit / endlich derselbigen weichen / faulen und fallen müssen/als haben etliche neben diesen Marck-Bäumen/ daraus man entweder ein Stuck Rinden geschnitten / oder sie sonst mit einem gewissen Marck gemerckt und gezeichnet hat/ auch Steine zu setzen gepflegt.

Zu Merckung der Grentzen wird bey wolbestellten Herrschafften eine Mappa des gantzen Umkreises auf Papier entworffen/und nachdem sie etwann an Landstrassen/ Berge/Thal/Flüsse/Bäche/Teiche / Dörffer/Häuser/ und dergleichen/hin und wieder anreinen/ wird alles beschrieben/und wo es sonst mit andern daran anstossenden Gehöltzen angrentzet/daselbst mit Steinen und Bäumen ausgemercket. Diese Grentzen nun /. werden Jährlich von denen darzu bestellten Beamten/ zu gewissen Zeiten/ zwischen Faßnacht und St. Johannis Baptistä / besucht/und da was Unrichtiges sich ereignet/solches angemeldet.

Bey etlichen Herrschafften ist dieser gute Gebrauch/ daß alle drey Jahr aus allen nächst umgelegenen und anreinenden Dorffschafften alte und junge Leute dahin gebracht/die Marck mit Fleiß besichtiget/was unkenntlich/ verdorben oder verruckt / verneuret und wieder zu recht gesetzt/damit Alt und Junge dieses ins Gedächtnis fasse/ und künfftig davon Zeugnis geben möge.

Welche muthwillig einen Marckstein ausgraben/oder einen Marckbaum umhauen/und dessen überwiesen sind/ werden mit scharffer Straff billig belegt/ wie auch sowol die Bediente/als die Unterthanen / die von Vertilgung oder Verwandlung der Marckzeichen wissen/ und solches über acht Tag anzuzeigen unterlassen hätten.

CAP. XVII.
Vom Bau-Holtz.

Wo eine Herrschafft mit überflüssigem Bauholtz in ihren Wäldern nicht versehen / daselbst wird den Unterthanen / die bauen wollen/auferlegt / sich an fremden / nächsten benachbarten Orthen damit zu versehen; wo man aber dessen keinen Abgang hat / wird das Gegentheil beobachtet / doch dergestalt limitirt / daß / wo man Stein haben kan / man des Holtzes/so viel möglich/verschonen solle / nicht allzugrosse Dachstüle und Gebäu / die viel Holtz fressen / anzufangen. Wann aber ja die Unterthanen Bauholtz haben müssen / soll die Nothdurfft und Unentbehrlichkeit ihres Vorhabens erstlich durch die Beamten betrachtet und besichtiget / ihr Begehren / ob sie nicht mit wenigerm auskommen möchten/

bedacht/ was für Holtz/ und wie viel sie begehren/ ob mans zu Schwellen/ Balcken/ Durchzügen/ Rigeln/ Drämen oder Latten bedörffe/ an welchen Orten der Wälder; und ob es ohne Verwüstung und Beschädigung des Holtzes und der Gejaider wol seyn könne/ und wie viel es beläuffig kosten möge/ ob der Unterthan zu bezahlen habe/ ein guter Wirth und fleissiger Haushalter seye; wann man nun befindet/ daß es nothwendig und rathsam sey/ dem Unterthan in sein Begehren einzuwilligen/ wird ihm das Bauholtz nach gemachtem Kauff angewiesen und ausgezeichnet.

Damit aber das Bauholtz desto beständiger und langwühriger seye/ auch desto weniger wurmicht/ faul und anbrüchig werde/ soll es von Egidi/ das ist/ vom Anfang des Septembers an/ bis zu Anfang des Martii/ im abnehmenden Monden gefällt/ und innerhalb nächst drauf folgender sechs Wochen/ damit die Plätze oder Schläge geraumet/ bey Verlieren desselbigen Holtzes weggeführet werden/ es wäre dann wegen Regen/ Schnee und anderer erheblichen Ursachen halber eine Unmöglichkeit. So wird auch denen Unterthanen eine gewisse Zeit/ mit geraumer Zielsetzung bestimmt/ auch dieselbe bey Einschreibung des Zimmerholtzes vorgezeichnet/ wann das vorgewandte und nothwendig befundene Gebäue solle verfertigt seyn/ damit nicht aus liederlicher Fahrlässigkeit böser Haushalter/ das Holtz unnützlich verfaule/ oder zu Scheitern gehackt und verbrennt/ oder wohl gar weiter auf fremde Hand verkaufft werde/ welches so wol dem Unterthan und seinen Erben selbst/ als auch Herrschafft und dem Forst einen grossen Schaden verursachet.

Daher auch eine löbliche Ordnung ist/ auf der Unthanen Gebäue/ von Obrigkeits wegen/ Obsicht zu halten/ob sie bey gutem Bauwesen/ mit Fach und Dach gehalten sind/ und da etwas zu bessern/ daß es bey Zeiten geschehe/damit es also (sagt D. Noe Mäurer) durch zeitliches Einsehen/ mit einem/ zweyen oder dreyen Stämmen Holtzes mag fürkommen und gewendet werden/ da man folgends nach fahrlässigem Zu- und Ubersehen/ 10. 20. 30. oder mehr Stämme muß haben und gebrauchen.

Ehe man das Bauholtz fället/ soll man es vorher bis auf die Helffte behauen/ und also stehen lassen/ bis es wohl austrocknet: das abgehauene Holtz soll nicht an Ort geleget werden/ wohin die Sonne zu sehr scheinet/ oder Wind und Regen hinkommen/ sondern soll gedeckt liegen; Man soll sie/ sagt Herr Böckler/ nicht Morgens durch den feuchten Thau/ sondern Nachmittag schleiffen/ und soll solches auch nicht naß verarbeitet werden/ dann es sonsten leichtlich verdirbet/ und so man es gar zu dürr arbeiten wolte/ gibt es heßliche Arbeit. Sie werden vor drey Jahren kümmerlich trocken/ und dürr genug zu dem Gebrauch des Gebälckes/ der Thüren und Fenster-Gestellen. Das Holtz/ so gegen Niedergang stehet/ist wenig tauglich: die Bäume gegen Mittag sind schon einer bessern Art; sind sie aber an heissen Orten/ so fallen sie auch so schön und gut nicht/ als die gegen Ausgang und Mitternacht.

Was man zur Schreinerey braucht/ (sagt bemeldter Herr Böckler) muß man nicht so bald in die Vierung bringen; sind sie aber schon darein gebracht/ sollen sie keine Erden mehr berühren/ sondern an verdeckten Orten/ mit unterlegten Höltzern/ verschrenckt aufeinander liegen/ damit der Lufft allerseits durch möge/ dann also trocknen sie bald/ und reissen nicht; Man soll das Holtz/ nachdem es gefällt ist/ im Forst behalten/ und wenigst in drey Monaten nicht berühren/ dann eher kan es seine rechte Härte nicht bekommen/ deren es zur Arbeit nöthig hat; In der Arbeit soll man das Bauholtz solcher Gestalt proportioniren/ behauen und mit Fleiß vormercken/ daß der jenige Theil/ der zu unterst in der Erden gestanden/ auch zu unterst in der Arbeit gesetzt/und nicht umgewendet werde; wann es aber recht dürre ist/ hat es im Nothfall weniger zu bedeuten. Zu erkennen/ ob ein gefällter Baum im Kern und Holtz recht gut und gesund sey/ muß man beede Ende oben und unten abhauen/ an jedem Ende einer stehen; dieser losen mit dem Ohr unten an dem Stamm/ und jener mit einem Hammer an dem andern Ende anklopfen/ ist der Thon hell/ so ist der Baum gut/ ist er tunckel und nicht hell/ so ist das Widerspiel zu erwarten. Diß ist aus Herzn Böcklern.

Die Forstknechte müssen nach Bewilligung und Zeichnung des Bauholtzes wohl in acht nehmen/ daß man kein anders und mehr Holtz/ als was angewiesen und vorgemerckt worden/ falle/ oder wegbringe/ noch sonst in dem Wald am Fällen/ Wegbringen und Führen keinen Schaden thue/ ist auch nicht zu gestatten/ daß Frembde ihr erkaufftes Zimmerholtz in den Wäldern aushacken/ sondern sollen allein die Aeste abmässen/ zusammen hauen/ Bürdelweise/ wie auch die Stämme gantz/ wie sie sind/ oder in rechte Länge voneinander sägen/ und also aus dem Wald zu ihrer Behausung einbringen.

Nicht weniger ist bey Fällung des Bauholtzes in acht zu nehmen/ daß es bey schönem stillen Wetter vorgenommen sey/ dann wann es bey nassem Wetter geschiehet/ und der Baum feucht ist/ gibt es alsobald Wurmstich/ daß man die sehen kan/ ehe es gezimmert wird; auch soll mans nicht abhauen/ wann das Holtz gefroren/ dann es erkracht sich im Fallen/ daß es nicht langwührig seyn kan; die Wipfel soll man nicht gleich abnehmen/ sondern drey oder vier Tage liegen lassen/ bis das Laub daran anfangt zu dorren/ und der Stamm vom Safft etwas ausgetrocknet ist/ und dieses soll nicht allein an der Herrschafft selbsteignen/ sondern auch an der Unterthanen Bauholtz in acht zu nehmen befohlen werden/ weil die üble Haushaltungen der Unterthanen die Obrigkeit selbst betreffen.

CAP. XVIII.

Vom Brennholtz.

Unter dem Schein und Vorwand des Brennholtzes soll kein tauglicher/ gerader/ frischer/ zum Bauen oder anderer Holtz-Arbeit bequemlicher Baum abzuhauen gestattet werden/ weil dardurch dem Holtz grosser Schade geschiehet; Das Brennholtz soll zweymal im Jahr/ als ohngefährlich um Martini/ wann

die Feld-Arbeit aufgehört / da die Taglöhner ohne diß wenig zu thun / und desto bessere Weil / im Holtz zu arbeiten haben/ und dann um Liechtmessen / ehe die Feld-Arbeit anfanget / abgegeben / gehauen / zu Klafftern aufgerichtet/ und vor Mitfasten / oder längest vor Ostern/ zusammen geraumet/ weggebracht / und die Gehäge gemacht werden / damit das Holtz desto besser wieder aufwachsen könne ; Etliche setzen den Termin / das Holtz wegzuführen / um Pfingsten/ oder längist auf S. Johannis Baptistæ , das Reißholtz aber muß man eher ausraumen / die Länge der Scheiter / und Maß der Klaffter muß seyn / nachdeme es die Gewonheit eines und des andern Orts mitbringet / und sollen die Forstbediente darauf acht haben / daß die Übertretter dieser Ordnung mit gebührlicher Straffe beleget seyen.

So soll man auch / wie schon vermeldet worden/ keinen frischen stehenden Baum fällen oder zu Scheittern verhacken / so lang nach Windfälliges / Wipfeldürres und dergleichen schadhafftes Holtz/ das umsonst und unnützlich vermodern müste / im selbigen Wald noch vorhanden ist / und sollen die Holtzhauer / so dieses/ ihrer bessern Gelegenheit halber/ übertretten/ mit allem Ernst gestraffet werden.

Bey etlichen Herrschafften müssen die Unterthanen nachdem sie grosse/ gantze oder halbe Höfe / Zwi-Rößler/ Hoffstätte oder kleine Häuser haben/ gewisse Klaffter für ihre Obrigkeit / in denen ihnen ausgezeigten Wäldern fällen; da dann die Herrschafft/ so viel sie zur Haus-Nothdurfft und auf die Meyrhöfe bedörfftig/ behaltet/das übrige aber verkauffen lässet/ und das wird alles von Jahr zu Jahr in ein ordentliches Holtz-Register aufgeschrieben/ welche Unterthanen / wie viel / wie und wann sie das Holtz gehauen/ ob es nach Hause verbraucht/ oder verkaufft worden.

Wann die Zahl erfüllet / und die Klaffter aufgerichtet sind / wird es besichtiget und aufgezeichnet; Es soll auch keiner sich einiger Gerechtigkeit darinn anmassen/ oder gebrauchen / es sey mit Windfällen / Schneebrüchen/ Afterschlägen/ Holtzstützen / Ligerling / oder in andere Wege/ wie es auch Nahmen haben möge. Das Brennholtz / so man zur Herrschafft braucht / soll man an Orten/ wo es den wenigsten Schaden thun kan/ unferne von der Strassen aufrichten/ daß es wohl ausdörre / und nicht grün müsse gebrannt werden. Und wann bisweilen ein Brennholtz Joch-oder Gewandtenweise Fremde abzuhauen verkaufft wird / sollen nichts destoweniger die Forstbediente darob seyn / daß die Fällung und Aufräumung zu gewöhnlicher Zeit geschehe/ damit der junge Maiß zu rechter Weil wieder eingefriedet werde.

Die Zeit aller und jeder Maissungen muß fleissig in das Holtz-Register eingeschrieben / und gar ins Protocoll eingetragen werden / damit man wisse / da der Grund gewächsich / und wie bald das Holtz wieder zu rechtem Stand komme; dann obschon solches erst in 20/ 30/ mehr oder wenigern Jahren geschiehet/ und man es offt nicht wieder erlebet / giebt es doch den Nachkommenden einen guten und gewissen Unterricht / sich in einem und andern darnach zu halten.

Die Holtz-Scheitter von zerklobenen Stämmen und die Prügel-Scheitter werden jede absonderlich an ihren angewiesenen Orten in Klaffter vertheilt / und aufgerichtet.

CAP. XIX.

Von Latten/ Zaun- und Weinstecken-Holtz.

In allen Wäldern / das Holtz werde gleich nach den Jochen oder Klaffterweise weggegeben / soll das Lattenholtz / und was von Aespen und Bircken zu Reiffstangen dienet / nicht mit dem Brennholtz/ zugleich weggelassen / sondern der Obrigkeit vorbehalten werden; zu den Latten und Hopffenstangen soll kein gerades/ schönes junges Holtz abgegeben werden / ausser es stehe in den jungen Wäldern gar zu dick / daß es den Raum zum Wachsen nicht hätte / und ein Theil davon zu Latten dienlich wäre / so mag man dasselbe mit guter Bescheidenheit/ damit das fruchtbare darneben stehende junge Holtz nicht dardurch vernachtheilt oder beschädiget werde / so viel / damit das übrige zum Gewächse genugsam Raum und Lufft haben möge/ gehauen und weggebracht; gleichesfalls sollen auch die Hopffenstangen eben auf diese Weise/abzugeben seyn.

Sonst soll man das junge wachsende Holtz zu Leiterbäumen/ Rechen und dergleichen/ gäntz unordentlich und überflüssig abzuschweden / mit Ernst verbieten / sonderlich wann es zum Verkauff an frembde Ort gebraucht wird / weil es dem Gehültz überaus verderblich ist/ ausser / was man zur Haus-Nothdurfft unentbehrlich vonnöthen hat/ sollen es die Unterthanen an Orten/ wo sie des Holtzschlages berechtiget / und da es sehr dick stehet/ und sonst nicht gedeyen kan / mit Vorwissen der Forstbedienten / und nicht nach eignem Willen/ thun/ und hin und wieder das schöne gerade gewächsige Holtz verwüsten/ vielweniger solches andern verkauffen / oder gar ausser Lands und in andere Herrschafften verführen/auch sollen sie einige gute Bäume / Ahorn / Ulmen/ Eschen und dergleichen / abzuhauen ihnen / bey Straff/ nicht gelüsten lassen.

Das Zaun- und Speltholtz soll in den jungen noch wachsenden Holtzstätten zu schlagen verbotten seyn; weil man aber desselbigen nicht mangeln kan / soll es in den alten Wäldern / an denen Orten / wo dergleichen Holtz ohne diß vergeblich erstickt und verdirbt / mit Bescheidenheit auf vorhergehende Anzeigung und Erlaubnus/ erhoben werden; dergleichen ist auch/ zu Ausbesserung der Landstrassen/ und Ausbrückung der marassigen Wege / in acht zu nehmen. Wo es Steine giebt/ kan man die sümpfigen Strassen desto besser ausfüllen/ und darff destoweniger Holtz ; und solche Wege desto besser zu erhalten/ ist rathsam / daß man Graben darneben mache / damit das Wasser darein absitzen / und wo es der Grund leidet/ mag man Wasserbäume/ Felber/Erlen und Albern darbey pflantzen.

Also soll man auch die Weinstecken nicht von jungen Holtz/ sondern von alten ausgewachsenen / zu rechter Zeit/ damit sie desto länger dauren/ hacken und zurichten lassen.

CAP. XX.
Vom Schindelmachen/ Spånholtz/ und dergleichen.

NIcht weniger ist mit dem Schindelmachen grosser Aufsicht zu haben/ daß allein das alte ausgewachsene/ und kein junges Holtz dazu verwilligt/ daß es recht/ (was tauglich oder untauglich) ausgekostet/ das ist/ wo die Wasser gerad und nicht schlemms gehen/ durch einen Hieb in den Baum vorher probirt werde/ damit nicht das undienliche vergebens abgemaisset oder verwůstet sey/ so muß mans auch zu rechter Zeit (wie von dem Bauholtz gemeldet) schlagen/ wegbringen/ und nicht im Wald/ da die Scheitten unnůtzlich verfaulen/ und den Grund verderben/ und am Gewåchse die jungen Båume verhindern/ sondern zu Hause/ um bessers Nutzens willen/ aufarbeiten lassen.

Was das Spånholtz anlangt/ kan man solches bey armen Leuten zur tåglichen Nothdurfft nicht entrathen/ muß man gleichesfalls/ wie mit den Schindeln/ damit verfahren/ weil es ein geschlachtes Holtz ist/ das sich gerne spalten låsset/ und weil es meistentheils Föhrenholtz seyn muß/ soll man keinen geraden jungen Baum/ sondern alte darzu erwehlen/ zu welchem Ende auch das Wipfeldůrre und Windfållige Holtz darzu tauglich ist; wåre aber dasselbige alles beyseits geraumet/ sollen die Forstbediente dergleichen darzu taugliche/ schon ausgewachsene Båume mit Fleiß auszeichnen/ daß man sie auf Begehren allzeit finden und haben möge. An etlichen Orten wird allein der Kůen/ anstatt der Spåne/ gebrennt/ da kan man auch das Kůenföhren- oder Kiefernholtz (wie es ins gemein genennet wird) darzu ausmercken/ daß nichts junges/ sondern allein das alte/ anbrůchige/ und schlechte darzu komme.

Was anders Holtz antrifft/ welches die Wagner/ Drechsler/ Schůssel- und Tellermacher/ Bůchsenschiffter/ Sattler/ Schreiner/ und dergleichen Handwerck/ die von Holtz arbeiten/ bedörffen/ sollen solche bey den Forst-bedienten sich anmelden/ die es an gehörige Ort bringen/ und auf Einwilligung und gegebenen Zettel/ solches anweisen/ den Werth liefern/ und ins Holtz-Register einzeichnen lassen/ deßwegen dann alle gute und nutzbare Båume/ die den Handwerckern dienen/ als Ahorn/ Lindenbaum/ Lerchenbaum/ Haynbuchen/ und was der Gattungen; Item/ alle Flatterhöltzer zu schonen/ und zu ihrem Gebrauch zu erhalten.

CAP. XXI.
Von den Gehågen und Zåunen bey den Wåldern.

WO es viel Wildpret giebt/ da haben die Unterthanen ein beschwerliches Leben/ den Tage můssen sie in strenger grosser Arbeit/ und die Nacht mit Wachen/ ihr Getrayd vor dem håuffig-einbrechendem Wilde zu beschůtzen/ zubringen/ und ist ja Jedem erlaubt/ das Seinige/ das er mit grossem Fleiß und Můhe erworben/ zu verwahren/ zu schirmen und zu mehren/ weil auch dem gemeinen Nutzen daran gelegen/ daß man eher und billicher auf die Erhaltung Menschliches Geschlechtes/ welches eine Christliche Nothwendigkeit der Liebe ist/ als des Wildes/ welches nur eine Lust und Zeitvertreibung grosser Herren ist/ gedencke.

Hingegen wendet die Forst-Obrigkeit fůr/ wann man die Baugůter so gar mit hohen/ sonderlich spitzigen Zaunstecken einfriede und vermache/ daß das Wild/ sonderlich im Winter/ aus Mangel der Nahrung/ gantz verderben můsse/ da es doch dem Getrayd nicht sonderlich schade/ und zur Zeit/ wann sie könten Schaden thun/ sie sich des schossenden Traydes im Sommer nicht mehr achten/ lieber auf dem grůnen Gras/ und in den zarten aufgehenden Håbern/ in Feldern und Auen/ weiden; zu dem/ wann die Zåune mit Fleiß also gespitzt sind/ und das Wildpret ůbersetzen will/ sich selbiges spisse/ und an den scharffen Pfålern selbst fange/ insonderheit wann man oben auf die Zåune/ das Wildpret anzulocken/ Rubenkraut hånget/ oder eine Lucken des Nachts öffen låsset in dem Zaun/ die man wieder/ wann das Wildpret eingegangen/ vorstellen/ und also das Wild abfangen kan. Daher billich beederseits eine Måssigung zu finden/ damit weder der arme Mann zu viel beschwert/ noch auch der Herrschafft alle ihre Freyheit abgesprochen wůrde; und vermeynen die Rechtsgelehrten/ es sey darauf zu sehen/ ob ein liegendes Gut/ Feld oder Aecker/ von Alters her verzåunt gewesen oder nicht; und so dieses erweißlich/ solches billich bey dem alten Herkommen zu lassen sey. Wåre aber ein Gut niemals eingefridet gewesen/ sondern frey gelegen/ wåre ebenmåssig daraus zu schliessen/ daß/ wie keiner zur Schmålerung der gemeinen Weide ihm selber ein Gut beschliessen/ mit einem Zaun zum Garten-Recht machen könnte; also auch dem Wildpret seine Nahrung nicht zu nehmen/ wie D. Noe Meurer redet.

Doch wird von der Christlichen Obrigkeit den Unterthanen billich zugelassen/ daß ein jeder um seine Felder/ Zåune oder Garben/ so hoch/ tieff und weit/ als er will/ machen/ oder dieselbigen mit lebendigen Hecken verfriden/ auch die jenigen Felder und Grůnde/ da zuvor niemalen weder Zåune/ Gråben noch Hecken gewesen/ von neuen einfangen/ und seinen/ dem lieben GOtt/ und dem Felde vertrauten und angesåeten Saamen/ aufs beste/ so er kan/ vor dem Wild verwahren möge/ dergestalt und Meynung/ daß keinem Unterthan an solchem Frid/ seines Gefallens und seiner Nothdurfft nach/ zu machen/ weder von der Landes-Obrigkeit Forstbediente/ noch von ihrer eignen Herrschafft/ der geringste Inhalt oder Verbott geschehen solle. So erlauben sie auch/ wann ohngefåhr das Wild auf die Saaten kåme/ sie dasselbe durch Geschrey der Feldhůter/ oder mit kleinen Hunden daraus treiben und jagen möchten/ wie die Bayrische Gejaids-Ordnung im 20. Capitel ausfůhrlich setzet; doch (wie billich) auch darzu fůget/ daß sie keine spitzige Zåune/ darauf das Wild sich spissen könte/ machen solten/ viel weniger

das Wildpret zu schiessen oder gar zu fällen/ und schliesst D. Meurer sehr bedencklich: Er gebe diesen/ als den Armen zum höchsten beschwerlichen Punct/ jedem Forstherrn selber auf sein Gewissen/ sich also hierinnen zu halten/ wie er das gegen GOtt traue zu verantworten/ und daß die armen Unterthanen dennoch auch bleiben können; bey welchem wir es auch beruhen lassen.

CAP. XXII.

Von den wilden Holtz-Obstbäumen.

Dieweil das wilde Obst eine Anreitzung gibt/ daß alles Wild desto lieber seinen Stand / Wohnung und Unterhalt darinnen suche / sonderlich Birn- und Aepfelbäume / als sind solche desto fleissiger zu hayden/ und zu verbieten/ daß dieselben nicht freventlich beschädigt/ zerrissen/ umgehauen/ auch die Wildlinge nicht (ohne sonderbare Zulassung und Erlaubnus) ausgegraben/ und von muthwilligen Gewinnsüchtigen Leuten anderwärts hin verhandelt und ausgetragen seyen; zudem ein jeder Hauswirth viel besser thut/ ihm feinzeitlich selbst / von seinen geschlachten Obstkernen/ junge glatte Wildling zu ziegeln/ darauf die Peltzer lieber gedeyen/ weil sie bessere Wurtzel / und einen mit den Zweiglein mehr übereinstimmenden und viel leichter sich vereinigenden Safft haben; da hingegen die im Wald gegrabenen Wildling schlechte Wurtzen / eine harte knoprichte Rinden/ und bequemen Safft geben / davon die Bäume hart gerathen / schlecht wachsen/ und nicht lang dauren mögen; und obschon etliche die Zeit vorschützen möchten/ daß sie gar zu lang darauf warten müsten/ will ich doch versichern / daß ein Zweig auf einem solchen edlen Kern-Wildling gepeltzt/ von der ersten Zeit seiner Saat angerechnet/ in sieben Jahren darnach/ biß weilen auch wol eher seine Frucht bringen solle / da hingegen ein Zweig auf einem solchen Wald-Wildling gepeltzt / offt über 9. oder 10. Jahr solches kaum thun/ auch nimmermehr ein so edles wolgeschmackes Obst bringen/ oder so lang dauren/ sondern viel ehe verderben werde / und das aus natürlichen Ursachen / weil die Walg-Wildling schlechte Wurtzen/ meistentheils grobe Rinden und bittern Safft haben; hingegen die guten Obstkern-Wildling in allen das Widerspiel/ wie mir der recht geben wird/ der es nur einmal wird propirt haben; und werden durch die Wald-Wildlinge die Wälder verderbt/ und doch wenig Nutzen damit geschafft.

Also / wann ja ein Unterthan dergleichen Wildling zu seinen eignen Nutzen haben wolte / soll er die Forst-Obrigkeit darum ersuchen/ niemals aber unangemeldet auszugraben sich unterstehen / viel weniger anderswohin vergeben.

CAP. XXIII.

Vom Eychenbaum.

Wir wollen die vielerley Gattungen der unterschiedlichen Eychbäume / den Botanicis und Naturkündigern/ befehlen/ wir reden hiervon denen/ die in unserm Land bekant sind/ etliche/ die schmal und gerad meistentheils in den dicken Wäldern aufwachsen und zu den Gebäuen gebraucht werden; und etliche sind/ die grosse/ starcke/ hohe und weite Aeste haben:

-- -- -- Quæ quantum Vertice ad auras
Ætherias, tantum radice in Tartara tendunt,

die auch unterschiedener Arten Eycheln / Kugeln und Mislein tragen; der Eychenbaum hat eine starcke weit um sich greiffende Wurtzel/ derwegen er auch unerdencklich Jahr lebet und grünet. Etliche halten dafür / er daure 300. Jahr/ 100. wachse er/ die andern 100. Jahr bleibe er in seiner Krafft / und das dritte Seculum nehme er nach und nach wieder ab / biß er gar verderbe; quod tamen ex opinione potius, quàm experientia constat.

P. Tylkowsky part. 5. Physicæ de anima, Sect. 15. scribit, quernum lignum ad musica instrumenta non adhiberi, quia non habeat superficiem omninò planam, ideò Sonum vitiaret, prætereà propter crudum terreum succum multum sit surdum & obtusum.

Der Geschichtschreiber Josephus meldet/ referente Cardano, daß die Eychen des Patriarchen Abrahams noch zu seiner Zeit gestannden / also wäre sie auf 2000. Jahr stehen blieben/ wie es Cardanus ausrechnet.

Der Eychbaum ist bey den alten Druyden mit grosser Andacht geehret worden/ wie Lucanus diesen Aberglauben meldet lib. 3.

-- -- Tremuêre manus, motiq; verendâ
Majestate loci, si robora sacra ferirent.
in sua credebant redituras membra secures,

daß/ wann sie einen solchen geheiligten Eychbaum würden umhauen wollen/ sie geglaubt / die auf sie gethanene Streiche würden / ihren Leibe zu beschädigen/ zurucke prellen/ und den Thäter verletzen.

Der lange Eychbaum wächset lieber in den Wäldern / der grosse aber lieber auf den Aengern und Feldern/ wiewol er mit seiner gewaltsamen Nachbarschafft so wol dem Gras/ als dem Getrayde/ beedes mit Schatten und der Wurtzen überlästig und beschwerlich ist; weil er aber zu allerhand Nutzbarkeiten fürtrefflich ist/ und so langsam aufwächset / wird in allen wolbestellten Forst-Ordnungen möglichsten Fleiß anzuwenden befohlen/ damit er vor Verwüstung verhütet/ und allwege in dem Vorrath zu künfftiger Nothdurfft gespahret/ u. desselben verschonet werde; weil sie aber in unsern Landen/ wegen des grossen Weinwachses/ zu Fässern und Taufeln nothwendig sind/ wird gleichwohl darauf gesehen / daß solche Eychbäume in den wol gelegenen Wäldern/ in den ebenen Plätzen/ und an Orten/ wo das Holtz zu Zimmern oder sonst in guten Nutzen gebracht werden kan/ zu keinen Taufeln verkaufft und hingegeben / sondern solches allein in Bergen/ Klingen/ Leiten/ Thälern/ und unwegsamen Orten/ wo man das Holtz sonst zu an-

dern Nutzen füglich nicht bringen kan/angewiesen werden; wie dann in der Würtenbergischen Forst-Ordnung anbefohlen wird / damit das Eychenholtz desto mehr erwachsen / und zum Aufnehmen möge gebracht werden / daß die Forstbedienten sollen darob seyn/daß/ wo bey den Städten und Dörffern weite Plätze seyn/ wo vor Jahren auch Holtz gestanden / und durch Kälte des Winters zum Einheitzen abgehauen worden/ daß junge Eychen-Stämme an unschädlichen Orten ausgegraben / und im Beyseyn der Forstbedienten auf einen gewissen Tag an denselbigen Platz gesetzt / mit Dörnern verbunden und verwähret werden sollen.

Es wird dieser Baum billich geschonet/weil sein Holtz fest/starck/hart/schwer / dicht und steiff ist / zum Bauen sehr bequem.

Klockius in Tract. de Ærario lib. 2. cap. 2. n. 47. meldet/ daß er einige Hessen-Wald / wann die Eycheln wol gerathen / vor 200000. Schein genugsame Mastung reiche / und belauffe sich davon der Jährliche Gewinn auf dreissig tausend Gulden. Diese Bäume blühen fast zu Ende des Mayens / blühen sie wol / so ist ein fruchtbares Jahr zu hoffen/wo nicht/so wird Theurung gefürchtet.

Alles / was vom Eychenbaum kommet / Blätter/ Früchte/Rinden und Galläpffel/auch was zwischen dem Holtz und den äussern Rinden ist / hat eine abstreiffende zusammenziehende Natur/erwärmen und trocknen; die Blätter und mittelste Rinden in Wein gesotten / und den Wein davon getruncken / stillet alle Bauchflüsse/ samt dem Röhrlein Geschwer und überflüssiger Weibsblumen/wie Castor Durantes in seinem Kräuter-Buch bezeuget/ist auch gut für Sand und Stein.

Die Eychelhülsen in Frauen-Milch gekocht / und getruncken/ist ein Antidotum wider alles Gifft.

Eycheln klein zerschnitten / oder also rohe zerstossen/ und auf entzündete Glieder gestrichen/ lindern säuberlich; mit gesaltzenen Schweinen-Schmeer über die harte Knollen/so am Leibe sich ereignen / oder auch auf böse Apssen geschmiert/heilet sie.

Unter Essig oder Wasser vermischte Gallus-Aepffel/ machen ein schwartzes Haar; ihre rauhe runde Knöpflein/so sie den Castanien / so noch in ihrer rauhen Schalen stecken/vergleichen/gedörrt/ gepulvert / und mit dem vom Eychen-Laube distillirten Wasser getruncken/ oder mit Eyerdotter/Abends und Mittages/ jedesmal eines Quintlein schwer genommen / ist zu den Durchbruchen des Bauchs eine bewährte Artzney.

Die Eycheln gestossen und getruncken/ dienen zu den Bissen der gifftigen Thier / und sind denen/ so etwann Gifft in den Leib bekommen/sonderlich etwas von Spanischen Mucken getruncken / und derwegen Blut harnen / sehr bequem. Das Pulver von den Eycheln getruncken/wird wider den Stein gerühmet.

Die frischen und grünen Eychblätter gestossen/ und von aussen applicirt / sind zu den Wunden sehr bequem/ und machen dieselben im Wasser gesotten von allem Unrath rein; solche frische Blätter unter der Zungen gehalten/vertreiben den Sot.

Das Regenwasser / so in den Höhlen und Gruben der alten Eychenbäume stehen bleibet/ heilet den offenen bösen Grind/offt damit gewaschen.

Die zarte röthlichte jung-ausgetriebene Blätlein in guten Verdigen Wein gesotten / und den Mund laulicht damit ausgewaschen und geschwänckt / stillen das aus kalten Flüssen entstandene Zahnwehe; helffen dem entzündten und verdorbenen Zahnfleisch wieder zu recht und reuten aus die unflätigen Geschwär / und hitzige rothe Geschwulsten in pudendis utriusque sexus.

Die mittelste Rinde/von jungen Eychen-Holtz abgeschabt/in Wein-Essig wol gesotten / und den Mund Abends und Morgens damit warm gewaschen / und etlichmal wiederholt/vertreibt die Mundfäule.

Cardanus de Subtilit. lib. 2. fol. 46. sagt/daß man von Eychen und allen anderm Holtz/(ausser/daß es von dem härtern besser ist/und länger währet)auf diese Weise Fackeln machen kan: Man nimmt einen zimlich spännichen Ast/theilt denselben in 12. 16. oder mehr Theil/ doch daß unten ein Oertel am Ast gantz bleibet; dieser wird hernach im Back-Ofen 2. oder 3. Täge gedörrt/ und wann also das wässerige Feuchte verzehrt ist / und allein das Oelichte und Fette überbleibt / so brennt es wie ein Küenholtz; eine solche Fackel Mannslang angezündet / gibt auf anderthalb Stund eine helle und liechte Flamme.

CAP. XXIV.

Vom Buchbaum.

Buchbaum wird bey uns zweyerley Arten gefunden die Tragbuchen/sind besser zur Mast/weil sie ihre Buchecken tragen/ die viel zarter und besser sind/ als die Eycheln / auch von dem Wild mit gleicher Begierde aufgesucht werden; und in die Hainbuchen oder Hagenbuchen/ haben ein härters Holtz / das sonderlich die Wagner und andere Handwercker gern zu ihrer Arbeit brauchen/ist zu Schrauben/ Rädern / Aechsen/ Felgen/Stielen / Spindlen / Keltern und Pressen das nützlichste. Die Tragbuchen haben fleischlichte glatte Blätter / die Frucht ist aussenher mit einem rauhen Häutlein überzogen/inwendig ist sie dreyeckich / mit einem subtilen/ glatten/dunckelrothen Häutlein bekleidet/ eines anmuthigen süssen einziehenden Geschmacks/welches die Schwein/auch die Kranwethsvögel und Stahren sehr suchen und fett davon werden/ können es auch die Menschen zur Zeit der Noth besser/ als die Eycheln/gebrauchen. Wiewol sich nicht damit zu überfüllen/ denn es schreibt Herr D. Thom. Bartholinus in Actis Medicis & Philos. Hafniensibus Anni 1673. Volum. 2. §. 57. daß eine edle Dänische Jungfrau davon das Fieber bekommen / dann die grünen / noch nicht gedörrten Buchecken / sollen das Haupt sehr einnehmen/ und gleichsam bethören.

Will man die Buchecken lang behalten/muß mans (wie auch die Eycheln) um Burckardi lesen/fein dünn auf einen Boden schütten / und also mag mans/wann sie vor den Mäusen sicher sind / übers Jahr behalten/ damit man / wann sie nicht geriethen / künfftig einen Vorrath hätte/bedarff man sie aber nicht / kan man die alten auf einer Mühl schroten / und das Rindviehe damit mästen/oder Oel daraus schlagen lassen.

Die Buchecker sind am besten zum Schwein-Mästen / dann wiewol sie anfangs ein Schwindel verursachen / bekommen sie doch endlich treflich wol und machen ihr fette.

Dieser Baum wächst so wol in der Ebnen / als auch in Bergen und Thälern / wird mit gleicher Aufsicht in allen Forsten fleissig gehäget und in acht genommen. Es wird für das beste Brennholtz billich gehalten / das auch den besten Aschen gibt / welcher das Gewand vor den Schaben erhält. Die Frucht davon soll eine erwärmende Eigenschafft an sich haben / ziehet zusammen / zu Pulver gebrennt / und mit Schweinen Schmaltz vermischt / also warm auf die Lenden gelegt / hilfft wieder den Stein; dieser Aschen zur Laugen gebraucht / soll wieder das Haar-ausfallen gut seyn. Aus den faulen Buchbäumen brennet man Weidaschen zum Färben.

Das Regenwasser / so in den alten Buchen stehet / soll den Grind an Menschen und Viehe vertreiben.

Das Decotum der gesottenen Blätter / weil sie noch zart sind / stillet die Buchflüsse. Die Frucht gessen / stillet die Zahnschmertzen / treibet und zermalmet Sand und Stein / macht Schwein und Tauben fette. Die frischen Blätter gekäuet / helffen wohl wider des Zahnfleisches hitzige Geschwulsten und Geschwäre / gestossen und aufgestrichen / stärcken sie die entschlaffenen Glieder. Die frischen und grünen Blätter aufgelegt / resolviren und zertheilen alle Entzündung.

Ruellius bezeugt / daß mit einer Gerten oder Ruten vom Buchbaum die Schlangen vertrieben werden; welches auch von dem Eschenbaum gesagt wird.

Christoph Hering in seinem Oeconomischen Wegweiser fol. 557. nennet eine Art Steinbuchen / und sagt: daß sonderlich unter den Steinbuchen kein Buschholtz wachse / wann aber dergleichen Steinbuchen nidergehauen wird / so belaufft hernach der Platz sehr dichte / mit Buschholtz / darum achtet man (sagt er ferner) an denen Orten / wo das Feuerholtz seltsam / nicht viel auf die Steinbuchen / weil das Buschholtz mehrern Nutzen bringet.

Die Buchen kan man säen gleichwie die Eicheln / doch etwas dicker / das mag seyn im October / wann sie reiff sind / dann sie verfrieren nicht / und wachsen bald / ohngefehr in 6. oder 7. Jahren mag man sie versetzen / im Martio die Buchen / so im Martio gesäet werden / gehen zwischen Ostern und Pfingsten auf / man darff sie nicht stecken / sondern nur bloß säen / denn sie wachsen gern. Wie man die Eicheln säet / besihe in diesem Buch das andere Capitel.

CAP. XXV.

Wer der Eycheln und Waldfrüchte Nutz-Niesser ist.

Die Rechtsgelehrten setzen in Zweifel / ob das wilde Obst / Eycheln / Bucheckern / und was im Forst wächset / den Inhabern des Wildbahns / oder den Eigenthümern des Grundes / zuständig sind / theils vermeynen / es solte von wegen des Wildbahns / und zu Erhaltung des Wildprets / die Frucht nicht dem Eigenthumer / sondern dem Forstherrn / damit die wilden Thier davon ihre Nahrung und Unterhaltung hätten / gebühren und zustehen / dabey aber dieser Unterscheid zu halten / daß wann ein Forst-oder Wildbahns Herr den Grund besitzt / so besitzt er nicht allein den Boden / der die Bäume / sondern auch die Bäume / so die Frucht tragen / und die Früchte / so auf den Bäumen in demselbigen Grund und Boden wachsen. Wann aber der Grund einem andern Herrn zustehet / ob schon ein anderer das Recht des Wildbahns darauf zu suchen hätte / so hat doch der Eigenthums-Herr desselbigen Grundes / den Boden mit samt den Bäumen / die Eycheln / und alle andere Früchte aufzulesen / zu veretzen / abzuschlagen / zu schütten / zu verleihen / und in andere Wege / nach seinem Willen und Gefallen zu niessen und zu empfangen / ob auch schon solche Früchte auf eines andern Grund gefallen wären / so mag doch der / dem der Baum zugehöret / ohn Schaden des andern Grund-Herrn / auf dessen Boden die Frucht gefallen ist / in dreyen Tagen auch auflesen / wie D. Noe Meurer in seinem Buch von den Jagten bezeuget.

So wenig nun (sagt er ferner) ein Forstherr Aepfel oder Birnen in eines andern Garten zu klauben hat / so wenig mag er sich auch der Eycheln oder anderer Früchten im Forst annehmen; und hindert darwider nicht / daß das Wildpret (ohn welches kein Forst) von solchen wilden Obst seine Nahrung und Unterhaltung nimmet. Dann darauf ist diese Antwort / daß die wilden Thier dennoch erhalten / und ihre Nahrung wohl suchen mögen / und an dem zu viel geschiehet / daß vielmalen also ob dem Wildpret gehalten wird / daß nicht allein die Eycheln / ehe sie vom Eichenthums-Herrn empfangen und zu Nutzen gebracht werden / schon verletzt; sondern auch den Armen an ihren eignen Bau-Gütern an Holtz und Weide / mit Abbressen der Geschoß / durch das Wühlen / und andere dergleichen Verwüstungen / unwiederbringlicher Schaden zugefügt wird.

Und obschon die mächtigen Landgerichts-Herrn / dieses angemasste Jus bisher im Wiederspiel an etlichen Orten de facto behaupten / und also solches Jus præscribirt / und aus so langen Gebrauch / über Menschen-Gedencken / zu einer Gerechtigkeit gemacht haben; so ist doch billicher und Christlicher / daß der Eigenthums Herr nicht gar ausgeschlossen / sondern / so ein fruchtiges Jahr / ihm wenigst zugelassen werde / ein Anzahl heimischer Schweine / zum wenigsten zu einem Haus-Gebrauch / nach Gelegenheit und Grösse des Forstes / darein zu treiben / welches an etlichen Orten / wo grosse Wälder / darinnen viel Eych-und Buchbäume / und anders wildes Obst wächset / daß man dem Forst-Herrn einen leidlichen geringen Zins giebt; und hernach die Inhaber des Grundes / seine gewisse bedingte Anzahl Schwein hinein schlagen / und also etlicher massen ihres Grundes und der Wildbahn-Herr nichts destoweniger seiner Gerechtigkeit geniesset. Die Forstbediente / und welchen die Waldhute anvertrauet ist / müssen nach Jacobi biß auf Egidi fleissig auf diese Früchte acht haben / ob viel oder wenig vorhanden / und mit Zuziehung aus den Dörffern Geschworner und Verständiger 8.

oder 14. Tage vor Bartholomæi die Höltzer creutzweise durchgehen / besichtigen und überschlagen / wie viel Schwein hinein zu lassen / und solches berichten bey ihren Gewissen; denn wo sie falsch erfunden würden / sollen sie billich gestrafft werden. Auf dieses wird die Austheilung gemacht / und die bedingte und limitirte Vergünstigung gegeben; doch sollen sie nur ihre eigene / und nicht fremde Schwein hinein treiben / oder diese Schweinmast nicht Fremden verlassen / damit künfftig der Obrigkeit kein Nachtheil oder Præjudicium daraus erfolge / so auch etwan Wölffe oder wilde Schwein in den Eych- und Buchwäldern sich befinden / und man darauf jagen wolte / müste man die eingelassenen Mast-schwein so lang zu hause behalten / bis die Jagt / (welche aber längst in 2. oder 3. Tagen für gehen solte) vollendet wäre.

CAP. XXVI.

Vom Tannenbaum.

Diß sind gerade hochaufgewachsende Höltzer / die zum Gebäue / Dachstul / Balcken und Drämen am meisten gebraucht werden / und ob sie wohl anfänglich mit Aesten / von der Erden an / starck besetzt sind / verlieren sie doch derselbigen mit der Zeit nach und nach / daß der Stamm über die Helffte von unten auf gantz Aestelos / glatt und geschlacht wird.

In Niederland und Holland (wie der Königliche Hovenier bezeugt) lassen sie den Saamen aus Norwegen bringen / und bauen ihn mit Fleiß an. Eben dieser sagt auch / man könne sie also fortpflantzen: Mann soll einjährige Zweige im Mertzen bey wachsenden Monden abschneiden / und sie so tieff in die Erden setzen / daß sie eines halben Fingers lang heraus bleiben / an einen schattichten Ort / der wenig Sonnen hat / man begiesst sie da offt mit Wasser / so sollen sie bald Wurtzen kriegen. Wann sie also drey Jahr gestanden / so verpflantzt man sie Luna crescente, Mense Martio aut Aprili etwan 20. Fuß voneinander / oder lässt sie an ihren Ort stehen / wann sie nur so weit voneinander bleiben. Hier zu Land aber hat man dieser Mühe nicht vonnöthen.

Der Tannenbaum / wo er gar zu dick wachsen will / kan ihm mit Ausmaissung deren / die den schönesten des Wachsens Verhinderung geben / bis allein so viel Stämmlein in rechter Abgelegenheit und Distantz überbleiben / daß die Bäume neben einander wol aufschiessen können / sonst erstickt eines das andere / und ist aus keinem nichts zu hoffen. Vornemlich ist zu verbieten / daß die Felder / Gehäge und Friden nicht mit Stangen eingefangen werden / dadurch leiden die Tannen grossen Schaden / wie auch / wann man das wipfeldürre und windfällige stehen und ligen lässet / und das frische grüne Holtz zu Scheittern hacket.

Das Tannen- und Fiechtenholtz wächst an einen leichten feuchten Boden lieber dann anderswo: ihre Wurtzen breiten sich so weit aus / daß sie weder Gras noch Kraut unter ihnen leichtlich lassen aufkommen. Die Föhren aber sind auf groben sandichten und dürren Gründen / und an kisichten Orten am geschlachtesten.

Den Saamen von Tannen zu bereiten und wieder auszusäen / soll man (nach D. Noe Meuers Lehr) vom November an / biß an den Martium / die Zapffen abblaten und einfangen / und dieselben in einer warmen wohlgehitzten Stuben / in der Höhe / auf einen besondern / darzu zugerichteten Gerüste ausschütten / und allgemach abdörren / biß sie sich öffnen / und der Saamen daraus falle / alsdenn soll man solchen ausgedörrten Saamen an einen trocken Ort / so nicht zu warm / auch nicht zu feucht ist / wie ohngefährlich ein anders Saamgetraide biß zur Saatzeit verwahren. Folgends im Aprillen / so bald der Mond ins Abnehmen kommt / soll man nehmen feuchte Sägspäne / oder aber Erden von den Maulwurffshauffen / die nicht zu naß oder dürr / sondern fein feucht und geschlacht sey / und je unter einen Metzen Saamen 3. oder 4. Metzen Späne oder Erden thun / und mischen / und solchen gemischten Saamen hernach an ein bequem Ort / der temperirt sey wie in einem Gewölbe oder ziemlich trockenen Keller / in Zubern etliche Tage stehen lassen / bis der Saamen brechen oder keimen will / alsdann soll man den Platz / den man zu besaamen vor hat / umbauen oder umackern / und also den mit den Spänen oder Erden gemischten Saamen darein sehen / und mit einer eisernen Egen mit Fleiß / und also zu egen / daß der Saamen so viel möglich bedeckt werde.

Etliche sagen / wann die Tannzapffen wolgerathen / so folge auch eine Waitzen-Erndte und Weinlese.

Der Tannenbaum behält seine Blätter so lang / bis in den May und Brachmonat die neuen kommen / und die alten gleichsam ablösend abstossen.

Merckwürdig ist / was der Author des verbesserten Joh. Baptistæ Portæ fol. 318. andeutet. Man habe in Teutschland folgende Holtz-Veränderung befunden: Nach abgebrannten Küenföhren- oder Tannenholtz wachsen in 2. oder 3. Jahren lauter Erdbeeren; nach so vieler Zeit / verwandeln sich dieselbigen in Heidelbeeren / und nach dergleichen Zeit wächst wieder junges Holtz. An einen andern Ort hat man gespühret / daß nach abgebrannten Küenföhren lauter Bircken / und als dieselben wieder weggebrannt / lauter Buchen gewachsen. In Görlitzer Wald in der Laußnitz (sagt er ferner) nachdem Anno 1660. daselbst viel 1000. Stämme Föhren vom Winde umgeworffen worden / sind hernach dafür von sich selbst viel tausend junge Eychen wieder gewachsen. Weiter sagt er (diese Methamorphosin der Bäume beglaubter zu machen) als die Portugesen versucht / ob sie nicht die Gewürtze / so sie aus Ost-Indien bringen müssen / und andere dergleichen Bäume in ihren Land fortbringen möchten / so ist ihnen an statt des Pfeffers Epheu / aus Zimmet der Lorbeerbaum / und aus Cedern Wacholdersträuche gewachsen.

Der Tannen sind zweyerley / rothe und weisse; die rothen haben breiters / grüners und weichers Laub / welches nicht so sticht / und auf dem Rucken nicht so weiß ist / als das andere. Er neiget seine Aeste abwärts / trägt lange schuppichte Zapffen / in welcher mitten ein kleiner dürrer Saame steckt.

Zu Balcken und Latten wird das Tennenholtz am füglichsten gebraucht / es trägt schwere Last / und beschweret das Gemäuer nicht; die Läden davon dienen

zu Bettstätten/ Tischen/ Stülen und Bäncken/ doch die Föhrnen sind besser.

Das Hartz/ so von sich selber am Baum hin und wieder Beulen aufwirfft / und wie aufgeschwillet/ wird zu vielerley Sachen in der Artzney gebraucht / es vergleichet sich etwas dem Terebinth/ und wird zu Heilung der Wunden und Schäden gebraucht; Das Tannenhartz riecht fast wie ein Weyrauch / wird insgemein weiß Hartz genennet. Das von dem weissen Tannenbaum wird köstlicher gehalten als das andere/ dessen ein Loth/ oder 5. Quintel schwer/ in Wein getruncken/ reiniget die Nieren/ treibt den Stein/ und bewegt zum Stulgang. Einer Nuß groß davon/ mit einer Muscatnuß und Zucker vermischt / und eingenommen / vertreibt die Harnwinde/ und heilet alle Versehrungen der iñerlichen Glieder; es reiniget alle alte und neue Wunden und Schäden/ erweicht die harten Geschwär an allen Orten; heilet die bösen Rauden/ an Menschen und Viehe.

Das Tannen-Hartz ist warm und trocken im dritten Grad.

CAP. XXVII.

Vom Föhren- Fiechten- und Eibenbaum.

TAnnen-Föhren- und Fiechtenbäume / werden bey denen Botanicis manchesmal untereinander verwirrt gesetzt / und einer vor den andern genommen; wir in unsern Ländern nennen diese Föhren/ die meistentheils bey den Authoribus Pinus Sylvestris genennet werden / haben zweyerley/ als die rechten Föhren/ die röthlichte Rinden haben/ und gerad aufwachsen/ sind zum Gebäue/ sonderlich was in die Höhe kommt/ auch zu denen Brunnröhren / die dauren lang unter der Erden/ auch zu Läden/ Latten und Weinstecken das beste Holtz sind / auch viel währhaffter im Gebäue als Tannen und Fiechten. Die Küenföhren oder Kifernbäume haben keinen so geraden/ glatten Stammen/ aber weite und grosse / doch bisweilen krumme Aeste/ sind voller Pech/ und werden die Schifern und gehauene Späne davon von denen Bauren zum Leuchten gebraucht. Die Blätter in Essig gekocht / und den Mund warm damit ausgespühlt / vertreiben die Zahnschmertzen; das thut auch das Küenholtz zerschnitten und also in Essig gekocht. Die Blätter gestossen und aufgelegt/ lindern die hitzigen Geschwulsten. Das Laub/ oder die Rinden für sich selbst gebraucht/ oder mit Hönigwasser getruncken/ soll den Lebersüchtigen gesund seyn; die Rinden mit rothen Wein oder Wegrichwasser gedruncken/ stillet den Bauchfluß/ und treibet den Urin.

Unsere Fiechten scheinen auch eine Art von den Tannen zu seyn / sie werden an etlichen Orten weisse Tannen genannt / haben lange Zapffen/ und darinnen ihren Saamen; wann die Zapffen im Früling erstesmals sich weisen / sind sie subtil / schön / klein/ rothfärbig/ und sehen aus / wie die schönste Blühe / sind aber nichts als Parvula rudimenta conorum ex iis formandorum. Der aus den Zapffen ausgemachte Saame hat ein starckriechendes Oel in sich / das auch der Zungen räß und herb ist; und der gantze erst vom Baum abgebrochene Zapffen ist voller Hartz/ und eines guten Geruchs/ wächset gern an kalten Orten / wie Virgilius 2. Georg. bekennet:

— — — Sceleratum exquirere frigus
Difficile est, piceæ tantum, Taxiq; nocentes
Interdum, aut hederæ pandunt vestigia nigræ.

Diese Bäume hangen ihre Aeste nicht abwarts / wie die Tannen / sondern strecken sie übersich/ ist ein Baum voller Hartz und Pech/ so von diesen Bäumen in unsern Landen am allermeisten gesamlet wird/ ist auch ein schöner langer gerader Stamm / der gleichesfalls zu allerley Gebäue gebraucht wird / ist aber nicht so dauerhafftig als der Föhrenbaum.

Der Eibenbaum / Taxus genennet / ist an Grösse und Gestalt den Tannen nicht unähnlich / wächset gern in den gebürgigen Gegenden / bekommt kleine rothe weinsäfftige Blätter / das Holtz ist gelb / adricht / fest und dauerhafftig / derwegen zu allerley Arbeit zu gebrauchen / ist einer gifftigen Art; wiewol die Vögel seinen Beeren nachtrachten / und sie gerne essen; doch wann sie die Leute essen / sollen sie den Durchbruch davon kriegen.

Castor Durantes sagt/ daß die Blätter von den Kühen gegessen selbige zu erwürgen pflegen. Wenn man unter dieses Baumes Schatten einschläfft / wird man kranck / oder es ertödtet den Menschen gar; der davon gemachte Rauch/ tödtet alle Ratzen und Mäuse. Dem Baum das Gifft zu benehmen / schlagen etliche einen kupffernen Nagel hinein.

Wiewol Lobelius und Petrus Pena in ihren Adversariis melden / daß in Engeland die Kinder diese Beer ohn allen Schaden essen/ sollen eines nicht unlieblichen/ doch etwas bitterlichen Geschmackes seyn; die Schweine fressen sie daselbst wie die Eycheln/ sagt auch/ sie werden in Engelland bey den Kirchen gepflantzt/ und hören die Leute unter diesem Schatten die Predigten ohn Empfindung der ringsten Ungelegenheit. Und wiewol dieses Baums auch oben (wie auch des folgenden) im fünfften Buch im 76. Capitel allbereit gedacht worden/ hab ich doch auch hier etwas mehrers davon nicht unbillich melden wollen.

CAP. XXVIII.

Vom Lerchenbaum.

DEr Lerchenbaum ist in unserm Oesterreich nicht sehr gemein / wächst aber gerne in den Steyermärckischen Gebürgen/ wird ein grosser Baum/ auch mit Blättern und Gestalt den andern Hartzbäumen nicht fast ungleich / hat ein hartes Holtz mit dicken Rinden/ die inwendig roth sind/ umgeben/ bekommt an seinem Stammen viel Aeste / welche oben fast schwanck und zähe sind/ wie die Weiden/ gelber Farbe/ und nicht unanmuthigen Geruchs; die an den Aesten herum wachsenden Blätter / sind dicht / lang und weich / die Frucht ist

ist den Cypreß-Nüssen gleich / doch etwas weicher; die junge im Frühling herfürsprossende Nüßlein sind Purpurfarb und eines guten Geruchs. Dieser Baum wächset allein an kalten Orten / darum ist er den Griechen unbekannt gewesen / wie Lobelius oder Pena in Adversariis bezeugen. Verlieret seine Blätter im Winter zu Zeiten / sie hangen an den Aesten gleichwie Fasen an einem Knopf / so gegen dem Winter bleich werden / meistentheils abfallen und verdorren / sein Holtz ist sehr fest / sonderlich der Kern / hat eine röthlichte Farbe / ist unter allen Hartzbäumen zu den Gebäuen am bequemsten.

Denckwürdig ist / was Plinius lib. 16. cap. 10. von dieses Baums Holtz schreibet / daß es weder brenne / noch zu einer Kohlen werde; und so wenig als ein Stein kan von des Feuers Gewalt verzehret werden; welches auch Vitruvius lib. 2. cap. 9. bestättiget / und Palladius lib. 12. t. 15. sagt: Latrix ultissima, ex quâ si tubulos suffigas tegulis in fronte atque extremitate Tectorum, presidium contra Incendiâ contulisti. Neque enim flammam recipiunt, aut carbones reare possunt. Wiewol es hart zu glauben / weil etliche das Widerspiel aus der Erfahrung bejahen. Ich hab es allein hier melden / und dem günstigen Leser die Proba und den Ausspruch überlassen wollen.

An diesen Bäumen / sonderlich wann sie anfangen zuveralten / wächset ein weisser / lucker und weicher Schwammen / der in den Apothecken Agaricum genannt / und sehr in der Artzney gebraucht wird; zum Purgiren eingenommen / ist er wider das Grimmen eine köstliche Artzney / ist warm im ersten / und trocken im andern Grad / löset ab / eröffnet die Verstopffung / zertrennet und purgirt / treibt den groben / zähen / kalten Schleim durch den Stulgang / treibet auch die Gallen aus / sonderlich führet er aus die bösen Feuchtigkeiten / die sich um den Magen / Leber / Miltz / in der Mutter und Brust versamlet haben / dergleichen auch den Unrath / so in den Därmern und im Mesenterio gefunden wird / wie Tabernæmontanus bezeuget. Ist eine sichere Artzney / und purgirt sänfftiglich / und nicht zu starck / darum wird ihnen meistentheils Sal gemmæ auf anderthalb Quintel / Agarici ein Scrupel zugesetzt; Es werden auch in der Apothecken Pillulen davon und Trochisci zubereitet; der schwartze Lerchenschwamm wird das Männlein / und der weisse das Weiblein genannt / das für besser gehalten wird.

Der Lerchenschwamm für sich selbst (wie Durantes bezeuget) zum Mund eingenommen / erlediget den Leib von allen Würmern und andern schädlichen Sachen / stärckt das Hirn / reinigt das Haupt von allen Flüssen / macht eine gute Gedächtnus / und den Schwindel zu vertreiben / siedet man diesen Schwamm / mit andern Haupt-Kräutern / in einer Laugen / und zwagt das Haupt damit.

Das Hartz davon wird an statt des Terpentins gebraucht zwey Loth davon eingenommen / befördert den Stuhlgang / Abstergirt / treibt / eröffnet / heilt zusammen / ziehet an sich / bekomt den Schwindsüchtigen wohl; wann man offt und viel davon leckt / erledigt es die Brust von den faulen Feuchtigkeiten / reinigt zugleich die Nieren und die Blasen / und vertreibt den Stein; mit Campher vermischet / stillet es den Saamfluß / heilet alle Krätzen und Räudigkeit.

Im Sommer durchbohren sie diesen Baum mit einem Näbinger bis zum Marck / so fliest ein schönes köstliches Hartz heraus / so an der Farb dem Hönig gleich ist / bleibt zähe / und wird nicht dicke.

Lerchenhartz für sich selbst / oder mit Hönig / wie eine Latwerge / eingenommen / ist gut wider die Husten / und reiniget die Brust von den groben Schleimen.

In der Schweitz / wie Bauhinus bey Tabernæmontano bezeuget / werden Spanbetter daraus gemacht / darinnen sie ligen / soll gut wider den Aussatz seyn / auch sieden sie die frischen Zweige im Bad / oder distilliren ein Wasser daraus / so sie darfür brauchen. Die Blätter zerstossen und übergelegt / lindern die entzündeten Wunden; in Essig gesotten / und die Brühe warm in den Mund gehalten / lindert das Zahnwehe.

Die Rinden von diesem Baum / mit Schusterschwärtze zerstossen / heilet die Schäden / so weiter um sich fressen; Item / die Rinden zerstossen / mit Silberglett und Weyrauch vermischet / ist denen gut / so den Wolff aufgeritten haben / es heilet auch die Geschwär der Haut / wann man das Pulver darein streuet.

CAP. XXIX.

Von Eschen- und Birckenbäumen.

Eschenbaum / Fraxinus, hat schöne gleich gegeneinander übersichende subtil-ausgekerbte Blätter / wächset gern auf den Bergen / und in den Wäldern / auch wohl an den Wegen und Bächen / gibt die besten Stiel in den Hauen und Aexten / Karst und Schaufeln. Ist eine Art davon dem gemeinen Eschen- oder auch dem Escheritzenbaum fast gleich / deren Früchte rothe Traubenweise zusammgestoppelte röthe Beerlein sind / insgemein Vogelbeer genannt. Tabernæmontanus nennet es sorbum sylvestrem; Dodonæus Fraxinum aucupariam, und werden diese Beer gebraucht / den Troscheln / Amseln und Kranwethsvögeln auf die Mäsche zu querdern.

Der gemeine Eschenbaum aber wird etwas grösser / hat eine weisse haarichte Blühe / die Frucht steckt in kleinen langen aufgespitzten Hülsen / in der Frucht liegt ein kleiner Kern verschlossen gleich einem Haberkörnlein / roth / hart / scharff und bitter / in der Apothecken Lingua avis genannt. Die Wurtzel ist dick- und breitet sich weit aus in dem Erdreich. Diß Holtz / weil es schön gerade auswächset / wird zu Spiessen und Piquen genommen / ist einer hitzigen und trockenen Natur / vertheilt / abstergiret und reiniget / macht subtil / widerstehet dem Gifft / und ist den Schlangen so gehässig / daß sie auch seinen Schatten nicht gedulten können / darum soll auch der aus den Blättern gepresste Safft mit Wein getruncken / gut für den Vipern und Nattern Biß seyn.

Der aus den zarten Sprößlein gedruckte Safft ist wider das Gifft eine bewährte Artzney / wie Durantes meldet; dienet gleichfalls auch zu der Wassersucht / und

macht eine Zeitlang getruncken / die übermessig-fette Leiber rahuer und schmähler.

Das Oel von Eschenscheittern per descensum præparirt, heilt alle frische Wunden.

Das gesottene Wasser von der Rinden / benimmt dem Miltz seine Geschwulst und Grösse/und eröffnet die Verstopfungen der Leber / welches auch geschiehet/ wann man aus einem von solchem Holtz gemachtem Geschirr trincket / und es täglich zu seinem Trinck geschirr brauchet.

D. Weber in seinen curiosen Discursen schreibt: Wann ein neugebohrnes Kind dreymal nacheinander in einer Muldern von Eschenholtz gebadet wird / soll es seine Lebens-Tag von der Frayß befreyet seyn. Wann man in beeden Händen Stücklein von Eschenholtz hat/ bis sie erwarmen/so stellen sie das Blut dermassen/ daß auch vom Schrepffen kein Tröpflein Blut fliesset / bis man solches Holtz wieder hinweg wirfft; diß (sagt er) habe ein Franciscaner probirt / und bewährt befunden.

Aus dem Eschenbaum (wie auch aus dem weissen Elsenbaum) wird das Wundholtz gemacht / daß alle frische Wunden heilen soll.

Die Zeit betreffende / wollen etliche / man soll es um die erste Stund / wann die Sonn in den Löwen tritt; Andere/wann der Mond in der Jungfrauen ist/um 12. Uhr nach Mitternacht / fällen/ und diß könne man alle Monat verrichten / sey auch genug / wann man zu Anfang gemeldter Stund nur einen oder drey Hieb in den Ast thue/ doch muß er noch selben Tag gefället werden; Andere wollen / es soll am Charfreytag; Andere / am Tag S. Johannis Baptistæ, vor Aufgang der Sonnen geschehen / dabey doch einige Superstition mit unterzulauffen scheinet.

Viel sind der Meynung/das Holtz habe die Tugend/ Wunden zu heilen und das Blut zu stellen / von Natur an sich / und dörffte keiner Tagwählerey / wann es nur im Frühling / wann der Baum voller Blätter / und im wachsenden Monden geschehe. Das ist gewiß/ wann einer verwundet ist / und man den Schaden alsobald/ weil er noch frisch ist/und blutet/mit diesem Holtz bestreichet; wie auch/wann mans haben kan/die Waffen/damit er beschädigt worden/ oder solches gar in ein solches Holtz stecket/so lässt es nicht geschwären/ und darff man den Schaden nur mit frischem Wasser auswaschen/ so heilet er schön aus/wie es auch D. Hertod in Tartaro Mastyge Moraviæ fol. 118. bezeuget: Nos multiplici (sagt er) experientiâ scimus lignum Fraxini, si Lunâ & Sole in Leone existentibus, cæsum, & si possibile ad punctum horæ duodecimæ meridiei. Vulneratis profuisse vidimus. Lectus seu Sponda ex eodem ligno facta, dormientem in illo à multis morbis præservat.

Auch kan man die Geschwulsten an Menschen und Viehe mit diesem Holtz bestreichen/oder Geschwär und Gewächse / auch den Rucken der Kinder/ die anfangen wollen bucklicht zu werden.

Item / kan man die Blätter von diesem zu rechter Zeit geschlagenem Holtz ausbrennen/ das ist auch tempore bestis gut / ein Löffel voll dieses Wassers täglich nüchtern eingenommen/præservirt auf 24. Stunde.

Das Sägmehl von diesem Holtz in diesem Wasser eingegeben / ist gut für die Lungensucht/ Ruhr / Grimmen/und die Beermütter/ ist auch sonst für sehr viel andere Gebresten gut zu gebrauchen.

Das aus den Blättern destillirte Wasser ist gut für die Geelsucht und das Nierenwehe.

Der im Herbst gesammelte Saame/ wann die Hülsen gelb werden/gestossen/und im Wein getruncken / ist gut wider das Seitenwehe/ dienet dem zittrenden Hertzen/ und treibet den Harn / wie auch den Sand und Stein aus den Nieren.

Wider den Stein/sagt Tabernæmontanus, soll ein köstliches Experiment seyn / wann man nimmt Eschenholtz in kleines Scheiblein zerschnitten / zwo hand voll/ giesst darüber drey Pfund weissen Wein/vermacht das Geschirr / und lässt es den dritten Theil einsieden seyhet es durch ein leinen Tuch / giebt davon einen zimlichen Trunck / mischet darunter ein Quintlein subtil Sägemehl vom Eschenholtz / und trinckts frühe Morgens warm / acht Tage nacheinander.

Cardanus schreibt / wann man die Bloch von den Eschen in dünne Läden schneidet / so macht man schöne Tafeln und Tische daraus / die schöne Wellen von sich weisen; wann sie mit Leinöl getränckt sind / werden sie wie Goldfärbig / ziehen das Oel dermassen in sich / daß ihnen ihr Glantz allzeit bleiblich ist / und nimmermehr vergehet.

Der Birckenbaum ist ein nützlicher bekannter Baum/ wächset gern an kalten Orten / wo der Schnee lang liegen bleibt in denen gegen Mitternacht gelegenen Wäldern/wächset auch wol in Steinwänden und alten Gemäuren / die jungen haben eine braune / die alten aber eine weisse Rinden / an den Zweigen wachsen lange Zäpflein/wie an den Haselstauden/ die im Wasser gekocht / nur 8. oder 6 Stuck / sollen gut für den Sand seyn/wann man das Wasser trincket.

Im ersten Frühling bohrt man mit einem Näbinger in den Stamm / so fliesset ein liebliches süsses Wasser heraus / welches / ein Zeitlang getruncken / den Blasen-und Nierenstein gewaltig zerbricht/heilet die Mund fäul/macht einen guten Athem/ vertreibt die Flecken im Angesicht.

Ein wenig Bircken-Safftes in den Käß-Topfen gethan / verhütet / daß die Käse nicht madigt werden / zu welchem allen auch die Lauge aus der Aschen von solcher aus der Rinden noch kräfftiger ist.

Helmontius de Lithiasi fol. 74. sagt : Der Safft aus den Bircken-Aestlein ist ein trefflicher Balsam wider den Stein / 3. oder 4. Löffel voll davon eingenommen / ich habe (sagt er) die schwartzen und zärtlichen Aestlein (daraus man Besen und Ruthen macht) welche noch geschrollne Augen ohne Blätter hatten / auf einen Stein oder Amboß mit einem Hammer wohl zerquetschet im Wasser / so zu Bierbrauen gebraucht solte werden/ sieden lassen/ und darnach Semen Dauci, und den Saamen von gelben wilden Pastinacken / auch Bachbungen darunter gethan / diß hat zu den Stein-Schmertzen grosse Würckungen gethan / noch mehr aber / wann man Bircken Wasser darunter gegossen. Etiam hic potus maleficatos solvit. Memini quod Karichterus hujusmodi incantamenta scribat se solvisse solo mictu per scopus Betulæ.

Das Birckenwasser lang zu erhalten / kan mans in Gläser thun / die engmündig sind/und oben Oleum de Been, oder Baum-Oel / darauf giessen / eines Fingers

dick/oder laß es sieden/schaums wohl ab/laß das vierdte Theil davon einsieden/seyhe es darnach/ thue es in ein Glaß/ und zu jedem Pfund thue dritthalbe Untzen des besten spirtus Vini, vermach das Geschirr wol/ setze es an die Sonnen/ oder sonst warmen Ort/ darnach gieß das Lautere gemächlich herab/so bleibt es lang/ wann es wol zugemacht wird; oder wie D. Gnöesselius schreibet in Apendice Miscell. Curios. anni 6. & 7. fol. 51. Ego Lagenâ vitreâ inversâ, filii sulphurati ardentis, fumum excepi, idq; spontè suâ extingui passus sum, mox sine morâ succum Tiliæ Betulæ, Berberorum, vel Citri, in illam infudi, & orificium ejus arctè deligavi; also sollen sie sehr lang und wol bleiben.

Die Rinden (sagt Durantes) dienet zu Fackeln und Windliechtern/ und brennet viel besser/ als die vom Wachs/ in dem Brennen fliesst eine Pech-schwartze Feuchtigkeit heraus/ welche die unformliche Narben vertreibt/ den Aussatz heilet/ und die finstere Nebel und Flecken der Augen benimmt.

Der Safft wird bisweilen früher/ bisweilen später/ im Mertzen und April gesamlet/ an die Sonnen gesetzt/ da pflegt er zu gieren wie der Most/ und auf diese Weise kan man ihn fast das gantze Jahr über gut behalten; Es wird auch/ sagt Tabernæmontanus, gelobt in der Wassersucht/ offt mit Holderblühe-Wasser getruncken; Etliche pflegen diesen Safft mit Fleiß zu distilliren und auszubrennen.

Der Birckenbaum hat die Art an sich/ daß er die Feuchtigkeit lang und beständig in ihm erhält/ ob er wol dürr scheinet/daher sagt Herr Swenterus im 13. Theil seiner Erquickstunden/in der 42. Aufgab/daß man einen alten abgenützten Besen also möge wieder grünend machen/ doch daß er vorher nie in kein warmes Wasser kommen sey/ also: Schneide ihn oben und unten ab/ steck ihn um S. Barbara Tag/ oder im Anfang des Decembers/ in ein frisches Wasser/ halt ihn fein in der Wärme/ so wird der Besen in wenig Tagen ausschlagen/ und Blätlein gewinnen.

CAP. XXX.

Vom Ahorn- und Rustbaum.

Des Ahorns (der bey den Lateinern Platanus, oder Acer genennet wird) sind zweyerley Gattungen/ einer hat Blätter fast wie das Weinbeer-Laub/ wächset groß/ und gibt einen lieblichen Schatten/ die Blätter hangen an langen dünnen röthlichten Stielen/ auswendig weißlicht/ die Frucht ist rund/ klein/ schüppicht/ rauhe/ und gleichsam mit einer Woll überzogen/ wächset gern an Wassern und Brönnen/ und wird daselbst desto schöner und gewächsiger.

Eine Art aber davon ist mehr eine Stauden/ als ein Baum zu halten/ hat eine glatte Rinde/ das Holtz ist inwendig weiß und zähe/ die Blätter sind fast dreyeckicht/ tieff eingeschnitten/ und hangen an kleinen rothen Stielen/ die Blumen sind grünlicht/ nach welchen die Frucht oder Beer folgen/ je zwey und zwey an einem Stengel.

Der Ahorn soll in Asia und Lidia zu einer unglaublichen Grösse kommen; sein Holtz ist bequem zu Seulen und Statuen/ wie auch das Maulbeer- und Rüstbaum-Holtz; die Aeste taugen zu Laitersprüsseln.

Er ist mittelmässig kalter und feuchter Natur/ seine zarte Blätlein in Wein gesotten/ und Pflasterweise aufgelegt/ stillen die Augenflüsse/ und löschen die Entzündungen.

Die Brühe von der in Essig gesottenen Rinden/ stillet das Zahnwehe/ den Mund damit gebähet und ausgewaschen.

Die grünen Blätter gestossen/ und zu einem Pflaster formirt/ legen die hitzigen Geschwulsten.

Die Rinden gebrannt/ und mit Wasser übergelegt/ heilen den Grind/ und für sich selbst allein/ alle alte eingewurtzelte/ feuchte und unflätige Geschwär/ man sagt/ daß/ wo in einem Hause Aeste von diesem Baum zu finden/ dort komme kein Fledermauß hinein.

Das Laub mit Essig gesotten/ ist gut wider das Würgen und Brechen des Magens.

Der Rüstbaum/ Ulmus, hat auch unterschiedliche Gattungen; der in den Feldern wächset/ wird ein hoher/ grösser/ weitastiger Baum; die erste Baumrinde ist dick raue und aufgerissen/ die inwendige aber ist zähe/ wie auch seine Aeste/ daß Holtz ist hart und gelblicht/ hat gantze kräuse/ länglichte und gekerbte Blätter/ mit Blätterlein und Bälglein meistentheils belegt/ die inwendig eine Feuchten/ und darnach kleine Mücklein in sich haben.

Sein Laub gesamlet/ ehe noch die Mücklein darinnen wachsen/ ist dem Viehe ein gesundes und angenehmes Fütter/ das Holtz wird zu Gabeln/ Wägen deichseln und Leidern/ und andern vielen Sachen gebraucht/ weil kein Holtz ist/ das sich weniger bieget; der Safft/ der aus der gestümmelten Aesten Marck fliesset/ auf das Haupt gestrichen/ verhütet das Haar-ausfallen/ und macht sie wieder wachsen/ nach Tanaræ Zeugnus.

D. Hertod in Tartaro Mastyge Moraviæ f. 119. schreibt also: Ulmus in Vesiculus suis, aquam ad omnia oculorum Vulnera, secredissiman habet, das Holtz davon/ dienet auch zu Wasser-Pumpen und Röhren/ pro umbilico magno rotæ, pro radiis & absidibus der Mühl-Räder/ dann sein Holtz läst sich nicht leicht spalten.

Der Safft aus denen an den Blättern wächsenden Blasen ist ein Gläslein gesamlet/ wohl vermacht/ und ein wenig Saltz hinein gethan/ und 25. Tage in die Erden vergraben/ wird gantz lauter; das soll den Wunden/ wann sie damit bestrichen werden/ überaus heilsam seyn.

Es wächset gern in den Wäldern/ und sonst an wässerigen Orten/ treibt seine Blätter gar zeitlich herfür/ und ist einer von den ersten Bäumen/ die ausschlagen. Tabernæmontanus schreibet/ daß sein Laub/ weil es noch jung und zart ist/ zur Speise möge gebraucht werden; ist einer warmen und säuberenden Natur abstergirt und ziehet zusammen.

Das dickeste und gröbeste Theil der Rinden einer Untzen schwer (wie Dodonæus meldet) im Wein oder kalten Wasser getruncken/ führet das Phlgma aus durch den Stulgang.

Die Blätter davon gestossen / und mit Essig applicirt / vertreiben den Grind / und heilen die Wunden zu / und solches alles thut auch das subtile Theil der inwendigen Rinden / wie eine Binden / um den Schaden herum geschlagen / noch besser.

Die Feuchtigkeit / die gleich im ersten Ausschlagen in den Bläslein der Blätter gefunden wird / macht eine schöne reine Haut im Angesicht; so bald aber diese Feuchtigkeit vertrocknet / wachsen kleine Mücklein darinnen; diese Knöpflein oder Bläßlein der ersten Blätter im Wein gesotten / vertreiben und zertheilen alle hitzige rothe Geschwulsten.

Cardanus de subtilitate lib. 8. fol. 256. schreibet / daß aus der Wurtzel des Nußbaums / (welche unterschiedene schöne Farben gibt / und einen gläntzlichten Schein hat) schöne Geschirr und Bretter gemacht und geschnitten werden.

CAP. XXXI.

Von den Linden.

Lindenbaum ist ein groß-wachsender / breit-ästiger / mit einem schönen und angenehmen Schatten-Dach bekleidter Baum / wird Lusts halber allenthalben in die Höfe und Plätze der Städte / Märckt und Dörffer gepflantzt / werden auch die Spazierwege beyderseits mit Linden ausgesetzt / einen kühlen Schatten den Reisenden und Lustwandlenden zu geben. Sind zweyerley Sorten / das Männlein hat keine Frucht / die Blätlein haben auch bisweilen ihre Bläslein wie die Nußbäume / darinnen Mucken wachsen / das Weiblein aber hat ein weiches / grünes und klein-zerkerbtes Laub / die Blühe ist erstlich grün / und mit einem Häutlein bedeckt / wann sie aber herfür kommt / so ist sie gelblicht / die Frucht ist schier den Epheubeerlein gleich / wann sich selbige im Augustmonat öffnet / so fällt ein runder schwartzer Saamen heraus / am Geschmack süß / wächst auch dieser Baum gern in den gebürgigen Wäldern / wo es niedere Gründe hat.

Zwischen der äussern Rinden und dem inner Holtz / ist ein lindes Häutlein / so sehr dienstlich ist / Seile daraus zu machen / wie man dann auch aus der Rinden kan Werck machen / wann es gearbeitet wird / wie in dem 10. Buch part 2. cap. 35. von der Rinden der weissen Maulbeerbäume kan gefunden werden.

D. Joh. Ludov. Hannemannus erzehlt apud D. Thom. Barthol. in Actis Hafniens. Volum. 2. obs. 8. daß zu Burtehude Anno 1673. ein junger Mensch ohngefähr von 18. Jahren / in der Besatzung daselbst ligend / von dem bösen Feind besessen gewesen / der fast nie kein verständiges Wort reden können / und wann es bisweilen geschehen / habe er jedwederm in der Sprach / darinnen er gefragt worden / Antwort gegeben; in der grösten Wuth haben ihn vier der starckesten Männer nicht erhalten können; da habe ein Unter-Officirer den Rath gegeben / man soll ihm Hände und Füsse mit lindenen Rindenpast binden / da sey er alsobald ruhig worden / und allein das Haupt hin und her geschlagen / als man aber solches auch damit umfasset / habe er gäntzlich geruhet.

Sein Holtz ist dauerhafftig / und währet lang / weil es nicht wurmstichig wird.

Lignum Tiliæ recens, mense Martio vel Aprili excaveatur aliquantulum, ut in unâ extremitate maneat inperforatum, repleatur Sale Cocto, manipulatim tuso, & obturetur operculo ex eodem ligno facto, maneat per noctem ad aliqualem solutionem, manè infrà & supra ligni circumdatum, furno committatur & comburatur, sic succus & virtus ligni lensim sese Sali insinuat & conjungit, ex calcinato Salem accipe, & si sufficientur calcinatus non sit, novo ligno impone & calcina, usus hujus Salis in jusculis cerevisiæ, vel quovis modo contra calculum laudatur.

Das Lindenholtz dienet auch zu subtilen Schnitzwerck / daß man davon allerley Formen und Druck-Mödel / Spiegel-Rähme / oder Tafeln / zu kleinen subtilen Gemählen / mit Wasserfarben mahlen kan. Wie Herr Grew de Vegetatione Truncorum pag. 277. bezeuget.

Lindenblätter zerknirscht / und mit Wasser auf die geschwollene Füsse gelegt / vertreibt die Geschwulst. In Wein gesotten und getruncken / ist gut wider das Bauchgrimmen / provocat uriam & menstrua.

Lindenblühe rühmet Dodonæus, daß solche gut sey wider die fallende Sucht / Schlag / Schwindel / und andere Schwachheiten des Haupts / die von Kälte ihren Ursprung haben.

Die Körnlein mit Essig gesotten / und in die Nasen gethan / stillet das Blut gewaltiglich.

Lindene Kohlen also glühend mit Essig abgelöscht / und mit zerstossenen Krebsaugen eingegeben / vertreibt das geronnen Blut / so sich / wann man hart gefallen ist / gestockt hat / auch für das Blutspeyen.

Die Blätter im Wasser gesotten / und den Mund damit ausgespühlt / heilen die Blattern im Mund / und den jungen Kindern die Mundfäule.

Die innerste Rinden eine Zeitlang ins Wasser gelegt / gibt einen zähen Schleim / welcher den Brand gewaltig kühlet und löschet / wann man den darauf streicht.

Lindenblühe-Wasser ausgebrennt / ist gut für die Fraysß der jungen Kinder.

Welchen der Schlag getroffen hat / der nehme Lindenblühe-Wasser / Mayenblumen-Wasser / und schwartzes Kirschen-Wasser / mische es untereinander / und trincke jederzeit eine Untz davon / diß Wasser vertilget auch die Flecken im Angesicht.

Der Safft / so aus dem Marck fleusset / so man den Baum stimmlet / getruncken / treibt und zermalmet den reissenden Stein / wie dieses und noch mehr anders Tabernæmontanus bezeuget.

In Appendice Miscell. Curios. ad an. 6. & 7. fol. 50. ens sive liquor Tiliæ ita refertur: Est illa aqua, seu succus Mercurialis è Tiliâ vulneratâ, mense Febr. ex Caudice seu Trunco propè terram Collectus. Modus colligendi eandem habet rationem cum succo betulæ. Usus hujus singularis est, ad morbum comitialem. Et D. Joh. Tilemannus solo hoc liquore

Epi-

Epilepticum integra restituit. Dosis ℥iij. ad iv. Singulis diebus ter, scilicet manè, meridie & vesperi, liquor in vasculo vitreato supposito collectus, in modum succi betulæ purificetur, & posteà per se, vel adjectis floribus Tiliæ fermentetur aut destilletur, prout Medico, qui illius usum desiderat, videbitur, si talibus arboribus (ut Tilemanus ait) solutio auri vel argenti implantata fuerit, nullius Acidulis succus earum cedet, præsertim si quintæ essentiæ Vitrioli participent. Modum autem implantandi arboribus proprietates Medicinales & specificas, docet P. Kircherus in arte magnet. l. 3. part. 3. c. 1. & Phil. Guibertus in suo Medico Officioso cap. 9. de fructib. laxativis.

Linden-Past zu machen/ im Frühling / wann die Linden treiben / so haue Aeste ab / die sich lassen schelen/ leg die Schalen 4. Wochen ins Wasser / so hast du Past.

CAP. XXXII.

Von den Misteln und andern Waldgewächsen / auch vom Mieß.

DJe Misteln sind ein Gewächse und Superfœtation auf etlichen Bäumen/mehrentheils auf den Eychbäumen / wol auch auf den Aepfel- und Birnbäumen/auch bisweilen auf den hartzichten Holtz/ selten aber auf den Haselstauden; die Aestlein haben vornen an ihren Spitzen zwey gegenander wie Flügel stehende gelblicht und bleichgrüne dichte / und wie eine Zunge formirte Blätter/bekommen viel Beerlein/in der Grösse wie Erbsen/erstlich grün / darnach in ihrer Zeitigung weiß/ und sind mit einem subtilen Häutlein überzogen / darinnen ein zähes / laimichtes und weiches Marck und Safft ist/daraus man den Laim macht/wie unten in diesem Buch weitläufftig soll angezeigt werden; in diesem Marck steckt sein kleiner Saamen.

Durantes sagt/daß die Misteln/so auf den Oelbaum wachsen / rothe Beerlein bekommen. Die Aeste sind mit sonderbaren Knotten oder Knien / als ob solche Zusammenfügungen der Glieder wären/versehen/ da man leicht sehen kan/wie sie aneinander sich verhafften. Das Holtz/das man zur Artzney brauchen will/soll noch frisch seyn / inwendig grünlicht / auswendig dunckel-Kestenbraun und glatt / wird in der Artzney allein von Eychen gebraucht / bißweilen auch von Haselnüssen / die aber seltsam zu erlangen.

Die Alten haben viel Aberglauben damit getrieben/ es mit Geschoß von den Bäumen geworffen / nicht auf die Erden lassen fallen/und andere gewisse Constellationes gesucht / da doch nichts anders vonnöthen / als daß es bey schönen Wetter im abnehmenden Monden verrichtet und abgebrochen sey. Die Beerlein werden von den Droscheln/ Zaritzen und Kranwetsvögeln gefressen / und deren Koth/darunter das Sämlein vor den Mistelbeeren vermischt ist; wann es auf die Aeste fällt/ machet wieder andere Misteln nachwachsen. Das Holtz davon gepulvert/und in Wein oder einem andern apto Vehiculo eingegeben/vertreibt den Kindern die Frayß; eines Quintels schwer mit Aqua vitæ getruncken / rettet den Menschen vom Schlag und Schwindel.

Tabernæmontanus gibt folgendes Pulver für die Frayß: Nimm Pœonienwurtzen und Saamen ein Quintel / Seseli / Aniß und Fenchel / jedes ein halb Quintlein / Eychenmistel ein Quintlein / mach alles zu Pulver/misch darunter Zucker-Candi ein Untz; von diesem Pulver soll man des Morgens dem Kind ein Quintlein mit Milch eingeben.

Andere lassen die Höltzlein oder Gliedlein davon / in Gold und Silber fassen/ und henckens den Kindern an.

Wann ein Kind die Spulwürm hat / soll man die Rinden von den Eychen-Misteln zu Pulver stossen/und es dem Kind Morgens mit Milch eingeben/ sollen sie in 9. Stunden sterben. Diß Pulver den Niederkommenden eingegeben / befördert die Geburt / und verhütet die Frucht von der Frayß.

Die Misteln / so auf den Birnbäumen wachsen / mit Kapaunen-Schmaltz gestossen / und in einem Glas an die Sonnen gesetzt/gibt eine solche Feuchtigkeit von sich/ die zu allen Erlähmungen der Glieder gerühmet wird/ dieselben fein warm damit geschmieret. Ein Ring von diesem Holtz am Finger getragen / ist gut wider den Schlag und die Frayß/ auch wider den Schwindel.

Wann die Frauen grosse Schmertzen an der Mutter haben / so soll es besser werden. Wer mehr davon wissen will/besehe die Kräuter-Bücher.

Was aber andere nützliche Gewächse und Sträucher antrifft / so man auch in die Wälder hin und wieder setzen/oder theils zu Gehägen brauchen soll / sind die Weinscherling oder Saurach / Hundsbeer/ Kranwetten-Dörnlein / Schlehen / Hartriegel / wilde Pimpernüßlein / allerley Gattungen Hollunder / Elixenbaum/ Arlesbeer/Brombeer/ Himbeer und Heidelbeer/ Faulbaum/Spindelbaum/ Seidelbast/ Kellerhals/ Kreutzbeer/wilde Rosen/ und was des Zeuges mehr ist / so hin und wieder die Wälder zieren / dem Menschen zu Nutzen kommen/und das Geflügel und Wildpret zu sich locken; da mag ein jeder handeln und pflantzen / wie ihm gut dunckt / und nachdem der Grund vermag/nur daß er den Bäumen ihr Gewächse nicht verhindere.

Der Mieß an den Bämen ist ein schädlich Gewächs/ sonderlich an den fruchtbaren / doch hat er in der Artzney zu den Wunden eine Blut-stellende und heilsame Wirckung / und erzehlet Nicolas de Blegny in seinen monatlichen Anmerckungen über alle Theil der Artzneykunst/daß im Jahr 1679. im September ein Barbiergesell Antoine Changenay, von etlichen muthwilligen Raubern seye spolirt / und ihme sein membrum virile mit einem Scheermesser gäntzlich weggeschnitten worden/und als er in dem Schmertzen und Ohnmacht ein wenig zu sich selbst kommen/ habe er mit den Fingern einige Hand voll Mieß/der am Stammen des Baums/ unter welchen er lage / vorhanden ware/ abzurupffen/ und solchen auf die Wunden zu legen angefangen / dardurch ist nicht allein das Blut gestellet worden/ sondern er hat auch so viel Krafft bekommen / daß er eine Viertel Meilen von dem Platz seines Unglücks / an ein Ort/ wo ein Chirurgus gewesen/kriechen können/von demselben/allein durch den Brauch zeitigender und detergirender Mittel / innerhalb drey Monaten vollkömmlich geheilet worden.

CAP. XXXIII.

Vom Forst-Recht.

Die Forstrecht und Ordnungen werden nicht an einem Ort / wie an dem andern gehalten / und heisset mehrentheils: Ländlich / sittlich / bestehen aber alle in den Personen / die nach Grösse oder Enge des Forsters mehr oder weniger darzu bestellt werden: Zum andern / wie dieselben nach Gelegenheit der Zeit / des Orts / und der Umstände / ihr Amt gebührlich verrichten müssen; Und werden zum dritten meistens die Forst- und Jäger-Ordnungen untereinander vermischt / weil sie eine gar nahe Verwandschafft haben; Endlich aber zielen alle dahin / daß der Herrschafft Regale, Gerechtigkeit und Nutzen dardurch erhalten und befördert / alle / durch unordentliches Beginnen / freventliche Eingriff / heimliche Hinterlist und Boßheit / einbrechende Unheil und Nachtheil dardurch vorgebauet und verhindert werden. Und wann ein jeder Forstbedienter seinen Eyd und Pflicht und Schuldigkeit solte in Obacht nehmen / würde es wenig Mühe bedörffen / weil aber sowol die Untreu / als auch die Faulheit / Nachlässigkeit / Eigennutz / und andere den Menschen angebohrne Affecten alles verderben / als hat die Obrigkeitliche Fürsichtigkeit billich einige Anstellungen machen müssen / sowol ihr Recht und Gebühr zu behaupten / als auch den Muthwillen und der Boßheit zu begegnen.

Darunter ist der vornehmste Zweck / das Holtz bey gutem Bau zu erhalten / sowol das Bauholtz als Brennholtz / jedes zu rechter Zeit / an unschädlichen Orten abzugeben / die Wälder und Gehültze fleissig und täglich zu besuchen / die Maissungen ordentlich abzuraumen und einzufrieden; so werden auch jährlich Holtz-Register aufgerichtet / was von Bau- oder Brennholtz selbst zu eigner Nothdurfft vonnöthen / und was zu verkauffen / welches die Unterthanen oder Tagwercker schlagen und aufrichten / meistens an solchen Orten / wo dem Forst kein Schade geschiehet / damit der Obrigkeit desto leichter die Rechnung gethan werde / wie viel Holtz gefällt worden / und wohin es kommen sey. Den Holtzhauern sollen (was zu einem oder anderm gehörig) die Bäume durch die Forstbediente vorgezeigt und gezeichnet werden / damit die guten früchtigen und wachsenden Bäume / so viel möglich / geschont bleiben.

Es ist auf die Schindelmacher / Kohlbrenner / Pechhauer / Holtzmist-Recher / Aschenbrenner / auf die Glashütten / und andere / die Holtz stehlen / verwüsten und veruntreuen / wol Achtung zu geben / das Unrecht und zugefügte Unheil zu straffen / und anzuzeigen; Nicht weniger die Marckstein und Bäume jährlich zu besichtigen / und wo sich irgends eine Unrichtigkeit ereignet / es alsobald zu berichten.

Die Forstknechte sollen / ohne Vorwissen und Erlaubnus des Forstmeisters / nie einen / zwey oder mehr Tage verreissen / auch ihres Gefallens keine Unterknechte aufnehmen / auch kein Holtz anweisen / verkauffen oder verhandlen / es sey gleich windfällig / faul / Wipfeldürr / oder frisch.

Die nächsten Wälder an der Herrschafft Wohnung sind / so viel möglich / zu verschonen / und das Holtz von fernern abgelegenen Orten erstlich abzumaissen / und die nächsten auf die Noth zu verspahren. Die jungen Maisse nicht eher mit dem Viehetrifft zu besuchen / die jungen Bäume sind dann so hoch gewachsen / daß kein Vieh ihren Wipfel erreichen kan / daher den jungen Hartzbäumlein die untersten Aeste in der Jugend nicht zu stümmlen / weil ihnen zu viel lebens-Safft entgehet / und die Aestlein gleichsam ihr Gewehr und Piquen sind / damit sie sich des Viehes erwehren / daß es ihren Stamm nicht beleidigen kan / und obschon diese Aeste vom Viehe abgefretzt werden / schadet doch solches dem Baume an seinem Wachsthum nichts / indem die untersten Aeste ohne diß mit der Zeit wegdorren und abfallen.

Die Forstbediente sollen auch auf der Unterthanen und fremde Gehültze (darinn der Wildbahn ihrer Herrschafft zustehet / acht haben / damit sie nicht verwüstet / und dardurch dem Wild seine Stände und Nahrung geschmählert werden.

Nicht weniger sind ihnen die Waldwasser / Forellen- Grundel- und Krebsen-Bäche anbefohlen / drob zu seyn / daß sie nicht ausgefischt / und von diebischen Leuten verwüstet seyen. Sollens aber auch selbst nicht stehlen / wie es offtermal geschiehet.

Item / sollen die Forstknechte niemanden schlagen oder beschädigen / es wäre dann / daß man sich freventlich widersetzte / sondern allein pfenden / und alsobald anzeigen an gehörigen Orten / und darüber des Bescheides erwarten.

Deßgleichen sollen sie auf verdächtige Personen / die mit Holtz / Kohlen / Besen / Reiff- und Hopfenstangen / Radspeichen und dergleichen / auf der Strassen / oder in Städten sich finden / wol Obsicht halten / sie besprechen / und da sie nicht einen glaubwürdigen Schein vorzuweisen hätten / sie anzuhalten und anzudeuten / sonderlich wann es leute sind / die nahend am Forst ihre Wohnungen haben.

Und ferner sind alle und jede Articul / so die Forstmeister und Forstknecht betrifft / auch in diese Ordnung zu ziehen; weil aber vorhin schon absonderlich auch hin und wieder etwas gedacht worden / wollen wir den günstigen Leser dahin gewiesen haben.

CAP. XXXIV.

Ob den Unterthanen frey stehe zu jagen.

Wir wollen den Rechtsgelehrten über dieser Frag hin und wieder ihre Meinungen lassen / und nicht viel fragen / was dem Gesetze der Natur nach / billich oder unzulässig sey / sondern wollen allein / weil die Jagten zu besuchen / den Unterthanen meistentheils verbotten / die Bewegungs-Gründe ansehen und betrachten:

1. Ist gewiß / daß einer jeden Herrschafft hoch daran gelegen / daß die Unterthanen ihrer Arbeit / als die Bauren dem Feldbau / die Häuer der Weingart Arbeit /

und die Handwercker ihrem Gewerbe obliegen; Nun weiß man wol / wo das Jagen / Fischen und Vogelfangen frey stünde / würde die junge fürwitzige Bursch lieber diesen obliegen / ihre Gebühr verlassen / und also dem gemeinen Nutzen Schaden bringen.

2. Wie nun der Müssiggang nichts gutes bringet / würden die Leute den Lust zur Arbeit verlieren / zu ihrem eignen Verderben / allerley Sünde und Laster treiben.

3. Sonderlich weil die Jagten ohne Gewehr und Geschoß nicht wol zu treiben / und die Gelegenheit in wüsten Orten / Wäldern / Bergen und Thalen leichtlich aufstossen könte / daß solches zum Bösen geneigte müssige Leute sich zu Mörden und andern verbottenen Stücken vom Teuffel verführen liessen.

Da auch zum vierdten diß schon nicht zu fürchten wäre / würde es doch (wann Jus omnium in omnia Statt hätte) sich offtermals zutragen / daß ihrer mehr einerley Wildpret verfolgten und fälleten / und indem einer soviel Recht darzu / als der andere / zu haben vermeynende / sich viel Zanck und Händel unter den gemeinen Leuten erheben / und der Stärckere des Schwächern Meister seyn würde / dardurch Aufruhr und Schlägereyen entstehen möchten / welches zu verhüten.

5. Müste das Wildpret / wann es Jederman frey wäre / und zur Zeit und Unzeit von so vielen aufgesucht und gefället würde / endlich gar ausgerottet werden / welches nicht zu gestatten / weil dessen ohne diß sehr wenig ist.

6. Ist nicht unbillich / daß die Obrigkeit / weil sie ohne diß ein schweres Amt / von ihrer Unterthanen Wolergehen sorgen / und manche schwere Last ertragen und dulten muß / auch eine wenige Ergötzlichkeit habe / damit sie sich erlustigen / und die Bitterkeit des Regierstandes versüssen könne / weil sie es mit guter Ordnung zu rechter Zeit und Weil exerciren / auch die Mittel hat / die auf die Jagten aufgehende schwere Unkosten desto leichter zu ertragen / und hernach desto williger und lustiger an die aufgetragene Amtssorgen wieder zu tretten.

Endlichen / weil dardurch keinem kein unrecht zugefüget wird / ob ihm schon das Jagen verbotten ist / so ist dieser Obrigkeitlichen Verordnung desto williger zu gehorchen / indem wer der Obrigkeit widerstehet / auch GOttes Ordnung widerstehet. Wiewol die Jagten nicht allen Unterthanen insgemein verbotten sind / dieweil Ihr Kayserl. Majest. Unser allergnädigster Landes-Fürst und HErr selbst in seinen Erblanden / auch andere fürnehme Fürsten des Reichs / ihrem Adel und getreuen Vasallen mehrentheils das Raißgejaid / offt auch den hohen Wildbahn / gutwillig überlassen.

Andere aber wenden hingegen ein / es sey zwar wol wahr / daß die Freyheit über die in Wäldern / Lufft und Wassern wohnende Thier / Geflügel und Fische / das Dominium utile vor und nach der Sündflut den Menschen von GOtt sey übergeben worden / also sey in solchen Fällen gleichwol eine grosse und billiche Moderation zu gebrauchen. Und gewiß ist / daß an etlichen Orten im Königreich Ungarn / wo das Jagen frey gelassen ist / es mehr Wildpret gibt / als wo mans aufs schärffeste verbietet; wie sonderlich bey den Hasen kundbar / wo es alte Ramler gibt / daß sie in ihrer Nachbarschafft keine Jungen um sich leiden / sondern alles wegtreiben und verjagen / also daß offt lange Zeit an einem Ort mehr nicht als ein paar alter Hasen zu finden sind / die auch ihre eigenen Jungen / so bald sie ihre Weide selbst suchen können / gleich von ihnen an weit entlegene Ort bringen / und nicht mehr zu sich lassen; wann aber das alte Männlein geschossen oder gefangen wird / so kommen bald etliche Junge paar / an statt einsen / und wird offt das Wildpret / je freyer es zu schiessen erlaubt wird / je häuffiger. Schreibt auch bey Petr. Heigio in quæstionibus Juris Civilis & Saxonici, Renatus Choppin de Doman. Franc. lib. 13. Tit. 22. Num. 6. daß als im Parlament zu Paris / zwischen einem Lehens-Herrn und einem Vasallen / der Jagten halber / ein Urtheil ausgesprochen worden / solche die Gerichtliche Entscheidung dem Lehens-Inhaber / und nicht dem Lehens-Herrn zuerkannt habe / tanquam Jus Clientelis, Feudoque adscriptum, non Jurisdictioni, valdè enim distare proprietatem fundi à Jurisdictione.

Endlich ists auch wahr / daß wegen der Jagten sehr viel Eingriff und Unnachbarschafften begangen werden / schreibet auch Zeilerus Cent. 4. quæst. 18. fol. 82. daß zween Nachbarn wegen eines Vogel-Nestes / so auf einem Ast eines Baums / der in der Nachbarn Grund einreichte / wol 24. Jahr gestritten haben.

CAP. XXXV.

Von der Jägerey Brauch und Mißbrauch / und von den Jägern.

Es ist das Jagen eine tapffere und Ritterliche Ubung / und dem Adel gleichsam ein Præludium Belli, darinnen sie lernen ein wildes Thier mit List und Geschwindigkeit anfallen / bestreiten und fällen / zu Fuß und Pferde ihre Waffen und Gewehr geschicklich brauchen / Kälte / Hitz / Regen und Ungewitter / sowol als der Sonnen heisse Strahlen / ertragen und dulten / Hunger / Durst und Abmattungen zu erleiden / die Gegend und Nachbarschafft von schädlichen reissenden Thieren zu erledigen. Darum die Jagt von grossen und berühmten Potentaten allzeit geliebt und getrieben worden; dann sie ist eine Gemüths-Erquickung / eine Schwermüths-Vertreibung / eine Feindin des Müssiggangs / und aller deren daraus entspringenden Laster / eine Ernehrerin der Gesundheit / Ubung des Leibs / Vorspiel und Spiegel des Kriegs / und eine gute und reiche Kuchenmeisterin / die unsere Tafeln mit herzlichen Speisen versorget; hat also weyland Kayser Ferdinandus II. Lobwürdigster und seligster Gedächtnus / recht gesagt: Er werde in dreyen Sachen nicht überdrüssig; des Gebets in der Kirchen / der Berathschlagungen in der Regierung / und der Jagten in den Wäldern; also daß wol die Jagt eine Königliche Ubung und Zeitvertreib ist / darinn sich der Leib an Mühe und Arbeit / das Leben an Mancherley Gefahren / und die Faust an den Sieg gewöhnet / wie man denn an allen hohen und grossen Höfen sehen wird / daß solche Potentaten nicht allein das Weidwerck lieben und üben / sondern auch die jenigen werth halten / die sich wol darauf verstehen / und mit Vortheil damit wissen umzugehen.

Bey allen Jagten wären die Reguln / welche Herz Charles d' Arcuse, Seigneur d' Esparron von der Falconnerie gibt / billich in acht zu nehmen: 1. Daß man sich fürnehme / es lauffe gleich für was es wolle / nicht zu erzörnen / und ihm und andern / an statt des Spasses / Unlust zu machen. 2. Daß man nicht auf die Jagt ziehe an einen Sonn- oder Festtage / oder auch sonst nie / man habe denn sein Gebet und Gottesdienst vorher verrichtet. 3. Daß man der Früchte auf den Feldern / so viel möglich / schone / und der armen Leute Fluch nicht auf sich lade.

Wann nun solche Jagten zu rechter gebührlicher Zeit / ohne Versaumung des GOttesdiensts / ohne Fluchen / Schelten und Gottslästerung / ohne Verderb der Saaten und Feldfrüchte / zur Lust / ohne daß man die Amtsgeschäffte gar auf die Seiten setzt und liegen lässet / ohne Beleidigung seiner Nachtbarn / und dergleichen guten und löblichen Ursachen / fürgenommen werden / ist es billich zu loben und hoch zu halten /

— — — sæpe recessit
Turpiter à Phœbi victa sorore Venus,

sagt Ovidius. Hingegen aber ist kein Brauch so rühmlich und nützlich / der nicht durch Mißbrauch könte geschändet und geschwärtzet werden. Wann die Herrschafft die Unterthanen mit Jagt-Robbathen allzusehr plagt / ihre Felder / Wiesen und Gärten durch das Wildpret abfretzen und durchwühlen lässet; Cum ferendum non sit, commoditas cœlesti provisione concessa temporis momento ut pereat. L. 3. C. ser. Tiraq. V. R. p. 1. §. 1. gl. 11. n. 12. Wenn man schröckliches und gottloses Schwören / Fluchen und Gottslästern selbsten thut / oder andern gestattet; Die Regierung und Abhelffung armer Leute Beschwerlichkeiten gantz beyseits setzet / und allein dem Jagen an Werck- und Feyertagen obligt / den Unterthanen ihre Baufelder genugsam zu verzäunen und zu verwahren nicht gestattet / die armen Unterthanen / mit Haltung und Ernährung gar zu vieler Jagthund / aussauget und belastet.

Von diesen unbillichen / unchristlichen Jägern hat die Tyranney ihren Anfang genommen / und sich die Leute zur Grausamkeit gewöhnet / und hat vielleicht jener Christliche Grafe bey Cyriaco Spangenbergern nicht unrecht gesagt: Er wolte lieber mit einer Leibskranckheit / als mit der Jagtsucht / beladen seyn / da einer sein Lebenlang muß ein Holtz-Narr bleiben / und von einem Baum zum andern reiten / wie ein unsinniger Mensch; Und wie er ferner erzehlt / er hätte zu Belgern / als er von Wittenberg nach den Meißnischen Bergstädten gezogen / in der Herberg an der Wand dieses gefunden: Gentil vir est bestia, sedens super bestiam, ducens bestias, gerensque super manum bestiam, & insequens bestias; ist so viel / als weiland der Hertzog von Fridland gesagt: Da sitzt die bestia auf einer andern bestia, trägt und führt Bestien / und fänget Bestien; Wie aber wegen des Mißbrauchs der rechte Brauch nicht zu tadeln / als wollen wir der ehrlichen löblichen Kurtzweil des Jagens ihr gebührendes Lob / wegen etlicher unziemlichen Beginnen / nicht entziehen lassen.

Wer nun eine Gelegenheit zum Wildbahn oder Reißgejaid hat / muß sich vor allen um gute Jäger / Forstleute und Wildschützen bewerben / die unverdrossen / wachsam / hurtig / gedultig / wohlerfahren / starck / mannhafft / gesund / behertzt / aller Vortheil / deren sich das Wild gebraucht / auch wie ihnen zu begegnen / wissend / dauerhafft in Hitz und Kälten / guten und bösen Gewitter / in Hunger und Durst / zu Nacht oder am Tage / sie müssen seyn von schnellen Schenckeln / starcken Knochen / geschwinden Bewegungen / von scharffem Gesichte / leisem Gehör / anschlägigem und verschmitztem Kopff / begierig auf das Wild / arglistig und sorgfältig / sie auszuspühren / zu verfolgen / und zu erhaschen / sie sollen wohl lauffen / reiten / springen und schwimmen können; sollen auch vor allen Dingen / (wiewohl es ein seltenes Wildpret unter den Jägern ist) gottsfürchtig seyn / gerne beten / sich vorm Fluchen / Sauffen / Spielen / Huren / und andern Lastern hüten / weil sie dardurch ihr Glück / so sie nothwendig haben müssen / gantz verschertzen / und nichts / als Unglück / Gefahr und Tod zu gewarten haben; So muß auch ein Jäger armen Leuten muthwillig in ihren Feldern und Wäldern keinen Schaden zufügen / auch soll er Hirschgerecht seyn / ein guter bewährter Schütz / ohne Aberglauben oder verbotene Künste / der Leut-Blut- und Jagthunden wohl warten / den Jagzeuge / Büchsen / Hirschfänger / Leitseile / Netze und Plahen / auch das Pulver wohl in acht nehmen / und in allen Begebenheiten / sonderlich wider wilde Thier / soll er entschlossen / starck und fürsichtig sich halten / allezeit bedacht seyn / wann gähe einem Menschen / Pferd / oder Hund / oder Raubvogel eine Verletzung oder Unfall zustösset / wie in der Noth eine Vermittelung und Hülffe möge vorhanden seyn; Seine Kleidung soll er leicht und kurtz / auch nach der Zeit und der Wälder Beschaffenheit / grün oder grau / tragen; Er muß sich auch auf den Mondwechsel / der Wind und des Gewitters Veränderung wol verstehen / und soll allzeit einen guten Compaß bey sich tragen / nicht allein die Tageszeit zu wissen / sondern er kan ihn auch an unbekannten orten und grossen Wäldern und Wildnüssen / also brauchen / wie ein Schiffmann den Magnet auf dem weiten Meeres-Schlund. Diß hat mir ein alter versuchter Jäger / der im Feldzug bey mir gedienet / erzehlet / daß / so er in einen unbekannten Wald gehe / er allzeit seinen Compaß eröffne / und mit einem Reißbley / nach des Magnets Anleitung / den Ort / wo er eingehet / darinnen aufzeichne / darnach ohn alle Sorge / wohin er wolle / oder wohin ihn das Glück anleite / umvagire / und wann er wieder heraus wolle / nehme er nur seinen Compaß / und richte ihn / daß der Magnet nach Mitternacht stehe / so könne er richtig wieder heraus kommen / wo er eingegangen / und der Gegend nicht fehlen / auch weder weiter hinein / nach Seitenwärts sich verirren; dann ob er wol / etwan eine viertel / oder auch halbe Meil zu hoch oder zu tieff heraus komme / so finde er doch die Gegend / davon er in den Wald hinein gegangen sey; ist so wohl glaublich als practicirlich.

Zum Beschluß / soll ein guter Jäger auch curios seyn / und die Kräuter und ihre Tugend erkennen und wissen / und wann er in den Wäldern und Wildnüssen ein unbekanntes merckwürdiges Kraut / Gewächse / Blumen oder Stein findet / es ausgraben / und seiner Herrschafft mit nach Hause bringen.

CAP. XXXVI.

Aas-Jägerey und unweidmännisches Jagen.

IN der alten Fürstlichen Bayrischen Jäger-Ordnung im 13. Capitel sind folgende Wort: Als uns auch glaublich fürkommt / wie sich etliche von den Ständen / auch gar unsere Beamte / Richter / Gerichtschreiber / Pfarrer / und andere Priester auf dem Land / &c. allenthalben unterstehen / bey nächtlicher Weile die Hasen mit dem Abschrecken / Lauschen / Wohnsassen / auch an etlichen Orten mit Hürt- und Taucken / auch mit den Schnüren / Gehägeln / Träden und Fällen aufzufahen / dieweil aber solches wider die Weidmannschafft ist / auch in andere Wege unleidlicher Nachtheil daraus entstehet / so soll demnach hinfüro solches jederman / Edel und Unedel verbotten seyn.

Ist also die erste Aas-Jägerey / wann man einem Wild nicht zu rechter Zeit / nicht mit gebührlicher erlaubter Weise / nachstellet. Darum denn gewisse Jäger-Ordnungen (davon bald hernach) sind gestellet / und wann es frey zu jagen ist / ordentlich aufgezeichnet worden. Darunter gehöret auch / wann man die Hasen in tieffen Schnee hetzt / die aus den Röhren / worein sie sich verkrochen / ausgräbt / Füchse und Dachsen in ihren Geschleiffen verschlägt und ausrauchet / sie zur unrechten Zeit / wann sie tragend sind / absanget / Zaine / Drath und Mäschen legt / gar zu viel Windspiel an einen Hasen oder Fuchsen hetzet.

Ein artliche Aas-Jägerey habe ich vor vielen Jahren in Ungarn gesehen / als ich ohngefehr auf der Reise vor einen Weingarten geritten / und darinnen 20. oder mehr Ungarische Studenten in einem Crais erstlich weit / hernach immer näher zusammen gehend / und mit ihren langen Manteen und Mänteln wächlend gesunden; als ich nun / ihnen zuzusehen / was daraus werden würde / halten geblieben / sahe ich endlich / daß sie einen Hasen in der Mitten gehabt / den sie endlich so gar in einen engen Circkel gebracht / daß ihn einer aus ihnen mit seinem Mantel überdeckt / und gefangen / das / haben sie mir gesagt / werde gar offt mit grossem Nutzen von ihnen practicirt.

Item / ist es unrecht / wann man dem Wildpret in den Wäldern vergiffte Kugeln oder Querder legt / dardurch nicht allein dem Wildpret selbst / sondern auch denen / die davon essen / grosse Lebens-Gefahr auf den Halse gezogen wird / also daß Hertzog Ludwig von Würtenberg geordnet hat / daß eine solche Person / und wer Rath und That darzu gethan / nach peinlicher Anklag / und befundener That / mit Recht an den Pranger und zum Ruthen-ausstreichen zu erkennen / und endlich gar des Landes zu verweisen; wann aber damit Menschen / Vieh oder Wildpret beschädigt und inficirt worden wäre / alsdenn solten solche verzweiffelte Buben / auf des Richters Ermessen / mit ernstlicher Leibsstraffe / (welche er auch / nach Gelegenheit des Verbrechens / der Gefahr und erfolgten Schadens / bis zum Schwerdt erstrecken mag) gestrafft werden.

Nicht weniger Gefahr hat es / die Geschoß also zu richten / daß sich ein wild selbst / wann es auf die Schnur bey dem Querder trit / schiessen muß / weil auch ein Mensch dardurch aus Unvorsichtigkeit sein Leben verlieren kan.

Crato in seinen Epistolis schreibet / daß der hochlöbliche Kayser Ferdinandus I. erzehlt habe / daß vor diesem die Spanischen Jäger ihre Böltze von den Armbrüsten mit dem Safft Hellebori albi (das sie Herbam balistariam nennen) bestrichen / und damit das Wild / sonderlich die Hirschen gefällt haben / in eingehendem Sommer trucken sie den Safft aus dem gantzen Kraut / præpariren es in den Sommer-Tägen an der Sonnen / hebens in einem Ochsenhorn zum Gebrauch auf / und verwahrens auf das sorgfältigste / daß der Geruch von den Kütten oder Quitten nicht darzu komme / sonst verliere es alle Krafft. Die Hirschen / so mit solchen Böltzen verwundet sind / werden tumm / wirfflicht und Gesichtlos / also daß sie im Crais herum gehen / bis sie fallen / und sterben innerhalb einer halben Stunde / das Wildbret davon sey unschädlich / und werde nur das Theil hinweg geworffen / wo sie beschädigt worden. Es habe auch der Obriste Hofmeister / Herr Adam von Dietrichstein / erzehlet / daß einem am Rucken aufgedruckten Esel ein solcher Hirsch aufgelegt worden / ihn nach Hause zu tragen / und habe der Schweiß / so aus des Hirschen Wunden geronnen / den gedruckten Esel an seinem Schaden angerührt / also daß er umgestanden und verreckt sey / ehe er den Hirschen nacher Hause bringen können. Es hätte auch Ertz-Hertzog (nachmals Kayser Rudolphus II. mit einem solchen Boltz einen Hirschen in seinen noch weich- und zarten unlängst aufgesetzten Hirschkolben getroffen / der sey aber / als ob ihm nichts wäre / davon gelauffen / da sie aber nach ein paar Stunden wieder von der Jagt nach Hause gekehret / haben sie den todten Hirschen gefunden. D. Crato vermeynet zwar / der weisse Helleborus schade nicht dem Fleisch / sondern nur dem Blut / wird aber / weil es ein grosses Wagstuck / itzt billich unterlassen / und meines Wissen nicht mehr practicirt.

Also ist auch Aas-Jägerey alles / was zur Unzeit gefällt und gefangen wird / diß zu verhüten / werden gewisse Zeiten præfigirt / wann es erlaubt ist. D. Sebast. Kraisserus in Tractatu de Venatione & Aucupio setzt die Zeit die Hirsche zu jagen / vom 1. Julii bis 8. Septembr. das Wild von Michaelis bis Weyhnachten; die Schweine von St. Gallen biß Weyhnachten; im Fall der Noth aber wird ein Gras-Hirsch / galtes Wild oder Kalb zu schiessen erlaubt; Im Rehefangen mit Netzen soll man der Geiß schonen / werden von Joh. Baptistæ bis Ostern gefangen; die Füchse von Michaelis bis Liechtmessen; die Hasen mit Netzen von S. Jacobi bis S. Matthiä; Die Dachsen mit Hetzen und Fallen von Laurentii bis Thomä; die Marder von Michaelis bis auf den 1. Martii; die Biber und Otter von Michaelis bis Ostern. Davon aber weiter und unterschiedlich in der Jäger-Ordnung.

Ebener massen werden Stricke und Mäschen an die zur Erden mit Gewalt gebogenen Baum-Wipfel also gelegt / daß wann ein Wild hinkommt / die Mäschen das Wild ergreifft / und von dem aufschnappenden Gipfel übersich gezogen / und gleichsam gehenckt wird / so gleichfalls für unweidmännisch zu halten.

CAP. XXXVII.

Von den Wildpret-Schützen.

OBwohl das Wildpret von Natur frey scheinet / so ist doch schon lange Zeit hero / per inveteratam consuetudinem & longissimam temporis præscriptionem die Wildbahn nunmehr ein Regale der hohen Obrigkeit / und der jenigen worden / die es per indulgentiam Principis mit Recht an sich gebracht haben. Daher die jenigen Wildpret-Diebe und Schützen / die invito vel etiam prohibente Domino heimlich in die Wälder und Forst schleichen / und das Wildpret mit schiessen und andern Vortheilen abfangen und wegbringen / nicht anders als Verächter der hohen Obrigkeit / und für Dieb zu halten sind; und obschon in der Straffe / sonderlich wann es arme / nothdürfftige / mit vielen Kindern belastete Leute / in Hungersnoth / thun / etwas gelindert wird / so haben sich doch die muthwilligen frevelhaffte Wildpret-Schützen deshalben nicht zu entschuldigen / die nicht aus Noth / sondern aus blossen Muthwillen / der Obrigkeit Verbott verächtlich und gering halten / daß ohne grosse Straff ein Wildbahn für solchen nicht zu erhalten wäre / wenn solche leichtfertige und üppige Ubertretter nicht andern zum Exempel wircklich mit Pönfällen und Leibsstraffen belegt würden; Als haben zwar die jetzt-regierende Römische Kayserl. Majestät erst im verwichenen 1675. Jahr / den 18. Martii / in Wien ein Mandat publiciren lassen / darinn sie dem Forstmeister pro nunc & semper, vollkommene Macht und Gewalt ertheilet / daß er / wo er oder seine Amt-Untergebene / Jemanden / wer der auch sey / dergleichen Dero Landsfürstl. Wildbahns-Verderber / betretten würde / ob er auch selbst Wildpret geschossen / oder nur mit- und beygewohnet / zugesehen / mitgegessen / Wagen oder Roß zum Wildpretführen hergeliehen / dergleichen lose Pursch / und zusamm gerottirte Gesellschafft gewust / und nicht angedeutet hätte / er solche alle / auf was Weis es immer möglich / in Verhafft bringen / und sie bis auf weitere Sentenz verwahren lassen solle / wird auch allen Landleuten ernstlich anbefohlen / ihme Forstmeistern an die Hand zu stehen / und wo er dergleichen Gesellen unter ihnen erfragen und auskundschafften würde / solche ihm / auf Begehren / unweigerlich erfolgen zu lassen; hat auch darinnen Ihr Maj. befohlen / bey den Weißgerbern / Lederern und Gollermachern die dergleichen Wildhäute hauffenweise einkauffen / emsige Nachfrag zu halten / wo und von weme dergleichen Häute herkommen / ob sie mit Recht oder Unrecht verkaufft und erhandelt worden / derhalben allen Mautnern und Maut-Amtleuten ernstlich befohlen worden / in ihren Städten / Märckten / Schlössern / Mäuten und Dörffern / Niemanden / wer der auch seye / mit einiger Hirsch- Wild- oder Säu-Häuten (sie seyen gearbeitet oder nicht) ohne bey sich habender wahren Attestation / woher er sie bringe / und wem die zugehörig sind / passiren / noch vielweniger verkauffen und verhandeln zu lassen / sondern da im Fall ein und anderer / solche Häute / von dem heimlichen Wildpret-Schützen hätte erhandlet / oder dergleichen Thäter selbst wäre / ihn zu arrestiren / und es dem Forstmeister zu berichten; derselbe hat auch Macht aller Weißgerber und Lederer Werckstätte / im Land und zu Wien / so offt es ihm einfällt und beliebet / zu visitiren / und ist ihnen verbotten / bey Straff 2. Marck löthiges Goldes / von den Kayserlichen Plahen- Forst- und Rüdeknechten / Hirsch- Wild- oder Säu-Häute abzukauffen. Deßwegen dann auch allen gemeinen Leuten die Püchsen zu tragen und zu gebrauchen verbotten sind.

Und ob es wohl hart scheinet / einen Menschen / wegen eines Wildes / am Leben zu straffen / cum anima hominis cujuslibet rebus sit pretiosior, so gibts doch lange Gefängnissen und schwere Geldstraffen; und weiß ich nicht / wann ein frevelhaffter Bub zum öfftermal bekommen / und des Lands drüber auf ewig verwiesen wird / er doch ungeacht alles dessen wieder in dem Wildbahn betretten wird / ob man nicht schärffer mit ihm zu procediren Fug hätte. Und ob zwar freylich / wie gesagt / eines Menschen Seele ein theures Pfand / könnte er doch auf ewig auf ein Gräntzhaus im Stadtgraben zu arbeiten verschickt / wo nicht gar excœcatione oculorum mit ihm verfahren werden; und thut die Herrschafft den Unterthanen kein Unrecht / wann sie sich ihres Rechts gebrauchet; allein weiß eine vernünfftige Obrigkeit / zwischen einem / der aus Noth und Armuth sündiget / und es nur einmal gethan / und zwischen einem verstockten / liederlichen / verwegenen Buben einen billichen Unterscheid zu machen. Pœna enim delictis sunt commensurandæ, & his crescentibus, etiam illæ exasperandæ.

Man lieset von Hertzogen Alphonso zu Ferrara, daß er das Wildschiessen bey Leib- und Lebens-Straff verbotten / doch den Ubertretter niemahls mit Verlust des Lebens gestrafft habe / allein hat er diesen Fund (die Unterthanen davon abzuhalten) folgender massen erdacht / wann einer sonst / wegen anderer verübten Ubelthat / das Leben verwirckt / hat er Hirschgeweihe bey ihm lassen aufhencken / hierdurch dem Landvolck einen Schrecken einzujagen / als wären gleichsam dieselben des Wildpret-Schiessens halber gehenckt / und also am Leben gestrafft worden.

Calcatus Sfortia hat einen Bauren / der einen Hasen gefangen / bezwungen / daß er ihn also rohe mit Haut und Haar fressen müssen / davon er gestorben / wie Corius in seiner Meyländischen Historia gedencket / Henricus II. & Richardus I. Angliæ Reges solebant ejusmodi delinquentes, qui regias capiebant feras, oculis & genitalibus multare.

CAP. XXXVIII.

Jäger-Ordnung.

Ich kan nicht besser thun / als wann ich aus der jüngsten 1675. den 18. Martii/ unsers jetzo durch GOttes Gnade regierenden Großmächtigsten Kaysers publicirten Jäger-Ordnung / einen kurtzen Extract allhier einführe / weilen die Oesterreichischen Lande sich am billigsten darnach reguliren können.

1. Soll das rothe Wildpret und Hirschen nicht unter 10. Endten (es sey dann/daß ein achtendtigter Hirsch/ dem Wildpret nach / jagbar wäre) und allein von S. Johannis Baptistä an / bis auf den 15. September/ wie auch zwischen Pfingsten und S. Johannis / ein oder zwey ringer Grashirschen / jedoch ausser den Gejaidern/ zugejagt oder gefällt werden.

2. Wann ein Landmann / oder dessen Jäger / in seinem Wildbahn ein Thier anschiesset / daß es verwundt in den Kayserlichen oder eines andern Wildbahn trette / so soll er es alsobald dem Forstknecht in selbigem Ort/ oder dem Wildbahns-Innhaber anzeigen / und wann er es mit dem Faisch bezeugen kan / alsdann soll er Macht haben in den Kayserlichen Wildbahn / Gejaidern und Gehäge / einen / ausser denen aber 2. Tage nach dem beschehenen Schuß / dem verwundten Thier nachzuziehen; wäre aber kein Faisch gefunden / auch solches nicht wäre angemeldet worden / und ein fremder Jäger in dem Kayserlichen Gehäge betretten würde / soll er einem Wildpret-Schützen gleich gehalten werden. Der Wildbahn soll keinen unadelichen und gemeinen Personen / sonderlich aber keinem Bauren in Bestand gelassen werden. So sollen auch Land-Leute / die Wildbahn haben / die Thier nicht durch ihre Unterthanen/ sondern allein durch ihre Jäger bey Straff 100. Reichs-Thaler schiessen lassen.

3. Das schwartze Wildpret mag man von S. Gallen-Tag an/ bis auf H. Drey-Könige fällen / sonst zu keiner Zeit im Jahr. Die Reheböcke können das gantze Jahr hindurch / nach eines jeglichen Gefallen / geschossen und genossen werden.

4. Weil viel Mißbräuche mit dem Jagen / Schiessen in Sassen / Gugeln / Abschreckung in den Feldern und Weingebürgen / mit den Zainen / auch Hetzen im Schnee eingeschlichen; beynebens auch dieses fürkommt/ daß die Weinzierl und Hauer / junge Hasen in den Weingärten finden und heimtragen / welches sich auf eine grosse Summa des Jahrs hindurch belauffet / solches ist verbotten bey 50. Reichsthaler Straff / halb dem Anzeiger / und die eine Helffte ins Jäger-Amt.

5. So sind auch ingleichen die Wolffs-Gruben/ Fall-Bäume und Eysen / Lege-Püchsen / Selbgeschoß/ verbotten / an Orten / wo die Wolffs-Gruben dem Wildpret schaden können / solche alsobald zu verschütten.

6. Die Bären/ Wölffe/ Füchse/ Otter/ Wildkatzen/ und andere schädliche Thier betreffend / mögen solche von einem jeden / seines Gefallens / doch in seinem eigenen Wildbahn / gefangen / geschlagen und ausgerottet werden.

7. Soll Niemand die Phasanen / ausser auf seinem eignen grunde / wann er solche selbsten ziehet / zu schiessen oder zu fangen befugt seyn; Die Auer- und Birckhahnen mag auch jeder auf seinem Grund / wo er den Wildbahn eigenthumlich hat / schiessen; wo aber auf ihrem Grund und Boden der Wildbahn Kayserlich ist/ soll man sich solches bey Straff enthalten; sonderlich soll man der Phasanhüner / Auer- und Birckhennen schonen.

8. Die Haselhüner aber betreffend / verbleibt es bey dem alten Gebrauch / weil sie meistentheils in Schnüren und Mäschen gefangen werden.

9. Von den Rebhünern / die man mit den Beeren fängt / soll von jeder Kütte ein junger Hahn / und zwo Hennen / als die Alte und ein Junge / wieder loß gelassen werden. Der Rebhüner-Fang soll währen von S. Michaelis an / bis auf den halben Februarii / ausser mit der Paiß sonst nicht / bey Straff 50. Reichs-Thaler.

10. Allen Bauren / Hauern und Inwohnern / und insgemein allen Unterthanen / wird alles heimlich und öffentliches Gejaid / sonderlich aber die Nachtgaarn (ausser der Tennstätte / so ihnen von ihren Obrigkeiten verlassen worden) gantz und gar verbotten / bey 30. Thaler Straff / und Verlierung des Garns; oder wer es an Geld nicht vermöchte / soll mit Gefängnis gestrafft werden / den jenigen Herrschafften aber / so ausser dem Kayserlichen Gehäge ligen / und bis anhero in ruhiger Possession sind/ denselben / und ihren Bestand-Leuten solle die Lerchen mit dem Nachtgarn zu fangen unverwehrt seyn.

11. Wird bey Straff zwey Ducaten gebotten/ den Schafhunden / damit sie nicht auslauffen / und das Wild jagen und beschädigen können / Brügel an die Hälse bis unter die Füsse anzuhängen / auch keine junge und schon halbgewachsene Windspiel / so ihnen zum Aufziehen gegeben werden / mit in den Wald oder ins Feld zu nehmen; sollen sich auch die Schäfler mit Püchsen und Röhren in den Feld und Wäldern nicht finden lassen. Es soll gar kein Schäfler / Scharffrichter / oder Landsgerichts-Diener / und dergleichen Leute / sich grün bekleiden / auch die Bauren ihre Hund nicht mit sich ins Felde bringen / auch die jenigen / so auf mittlere Vögel im Kayserlichen Gehäge zu schiessen Erlaubnis haben/ sollen keinen grossen Hund bey sich haben / bey Verlierung ihrer Freyheit / und zwölff Thaler Straff.

12. Solle keinen Landmann die verbottene Zain und Fallbäume aufrichten / bey 100. Reichsthaler Pönfall / noch andern aufzurichten gestatten; wird aber ein Bauer darüber betretten / soll er auf zwey Jahr in Stadtgraben zu Wien condemnirt seyn / allda in dem Eysen zu arbeiten. Doch werden in den zweyen Obern Vierteln / ob Wienerwald und ob Mainhartsberg / die Fallbäume auf Marder / Taxen / Wildkatzen / und dergleichen / zugelassen.

13. Ist allen Burgern / Innwohnern / Bauren und Hauern / und insgemein männiglich / ausser der Strassen / Wegen und Stegen das Püchsentragen im Kayserlichen Gehäge verbotten; soll auch keine Gaiß ins Gehäge getrieben werden.

14. Wird allen geist- und weltlichen Land-Leuten/ und sonsten männiglich / das Jagen und Schiessen in Kayserlichen Wildbahn / Gejaidern und Gehägen / bey höchster Ungnad verbotten.

15. Solle auch den Forst-Knechten das Schiessen/ Zain und Fallbäume legen nicht gestattet werden.

16. Sollen den Phasanen / Reb- und Haselhünern/ Auer- und Birckhennen / Raigern / Endten und dergleichen Feder-Wildpret / die Eyer nicht aus ihren Nestern genommen und verwüstet werden / bey 30. Reichsthaler Straff. Und diß ist der kurtze Inhalt der Kayserlichen jüngsten Jäger-Ordnung.

Was sonst das Jäger-Recht betrifft / gibt man bey etlichen Herrschafften von einem Wolff 30. Kreutzer. Von einem Rehe 45. kr. Von einem Fuchsen 15. kr. Von einem Marter 6. kr. Von einem Rebhun 6. kr. Von einem Schnepffen oder wilden Gans 6. kr. Von einer Endten 3. kr. Von einem Eichhorn 1. kr.

Andere gebens also: Von einem Hirschen zu schiessen und auszuwircken 1. fl. 30. kr. Von einem Galtstuck 1. fl. Für einen grossen und gewachsenen Bären 1. fl. Von einem Rehe 30. kr. Von einem wilden Schwein / doch daß der Kopf der Herrschafft verbleibe 1. fl. Von einem Luchsen 1. fl. Von einem Wolff 1. fl. Von einem Fuchsen zu schiessen und auszuziehen 15. kr. Von einem Dachsen / der Herrschafft das Schmeer und die Haut / und dem Jäger das Fleisch 6. kr. oder die Haut dafür. Von einem Hasen oder Marder 7. kr. 2. pfen. Von einer Tauben oder Endten 3. kr. Von einem lebendigen Rebhun 6. kr. Von einem todten Reb- oder Haselhun 3. kr. Wann man aber mit den Unterthanen jagt / hat der Jäger / man fange was man wolle / kein Jäger-Recht zu begehren / als sein Tagbrod und Nacht-Mahlzeit. Was aber in Fallbäumen gefangen / oder von einem andern geschossen wird / davon gibt man ihm das halbe Jäger-Recht / oder was man sonst gut befindet.

Endlich kan auch dieses beygefügt werden / daß den Zeuchknechten hart zu verbieten / daß sie weder Frucht noch Getrayd auf die Zeughauses-Böden schütten / und dardurch Ratten und Mäuse (so hernach über die Netze und Plahen kommen / und solche zerbeissen und beschädigen) dahin gewöhnen.

Zum Beschluß / setze ich billich folgendes aus der Bayrischen Lands-Ordnung Part. III. Land-Recht tit. 16. artic. 2. hieher: Wo ein Jäger / Förster / oder andere / den Bauersleuten ihr angebautes / sonderlich das erwachsene Getrand mit ihrer Unbescheidenheit fürsetzlich verderben / demselben soll das Weidwerck auf 3. Jahr niedergelegt / und sie dennoch zu Erstattung des Schadens angehalten werden. Wäre zu wünschen / diß würde überall beobachtet und gehandhabt.

CAP. XXXIX.

Hetz- und Baiß-Ordnung.

Dieses ist aus dem sub eodem datum publicirten General-Patent / wie auch aus dem nechstfolgenden extrahirt worden.

1. Wird die Hasen-Jagt und Hetzen verwilligt von der Zeit an / wann der Habern aus dem Felde kommt / bis zu Ende des Aprils / doch daß jeder nur mit zweyen Hunden / neben einem jungen dabey einzuhetzen / solches verrichte / soll auch dieses ausser dem Kayserlichen Gejaid geschehen / wie zugleich das Einhetzen der jungen Hunde nur allein auf die erste Hetze zu verstehen ist / weilen aber unter dem Prætext des Einhetzens drey Hunde das gantze Jahr hindurch gehetzt werden / ist solches keines Weges zu passiren / auch da ein oder der andere Landmann nicht selbst dabey wäre / sondern nur seine Leute zum streckender Hunde ausschickete / soll solches nur auf seinem Grund erlaubt seyn / und soll ein jeder des Hetzens mit solcher Discretion sich gebrauchen / daß den Feld-Früchten / sonderlich bey weichem Wetter / kein Schaden zugefügt werde. In Gebürgen aber mögen die Hasen erlaubt seyn / und geschossen oder gejagt werden. Insgemein aber werden Hetzen / Baissen / und dergleichen Adeliche Exercitia, allen und jeden / so nicht Landleute / Cammerherren / oder von altem Gräf- und Herrlichem Geschlecht herkommen / und bey Hof bedient sind / man habe dann eine Special-Erlaubnis schrifftlich vorzuweisen / bevorab denen im Land einquartirten / und noch ins künfftig einlogirenden / auch allen andern würcklichen oder reformirten Kriegs-Officieren und Soldaten / ohne alle Condition gäntzlich inhibirt / und soll ihnen ein jeder Landmann Hund und Vögel hinweg zu nehmen Macht haben.

2. Vom Anfang des May / bis Bartholomäi / ist das Hetzen gäntzlich verbotten / hernach ist das gantze Jahr durch (ausser nicht im tieffen Schnee) erlaubt; doch daß des Getraydes im Auswärts bey weichem Wetter geschonet sey.

3. Wann ein Lands-Mitglied in Person hetzen reitet / soll ihm nach Belieben des halben Aprilis inclusivè mit dreyen / hernach aber bis ersten May / mehr nicht als mit zweyen Hunden zu hetzen erlaubt seyn.

4. Da einer / der zu hetzen Macht hat / seine Leute die Hunde zu strecken / ausschicken würde / so soll ihnen solches / ausser ihrer Herren eignen Grund und Boden zu thun nicht gestattet werden / und soll ihnen / wann etwan ein Has in eine Röhren schlieffe / es wäre dann ein Lands-Mitglied selbsten zugegen / das Ausgraben bey 100. Ducaten Straff verbotten seyn.

5. Soll dem jenigen / der Hasen Vögel zu halten befugt / meistens sechsmal / solche mit zweyen Hunden einzubaissen / hernach aber niemalen anders / in den ebenen Feldern / er fange oder nicht / als nur mit einem Hund selbige zu baissen erlaubt seyn.

6. Soll nicht zugelassen seyn / daß ein Lands-Mitglied / einem / der nicht Landmann ist / durch dieses den Unterschleiff gebe / mit Vorgebung / daß die Hunde sein wären / und entgegen ein solcher / wie bisher beschehen / so wol hetzen wolte / als ein Lands-Mitglied; sondern es soll ein jeder Landmann seine Hund und Vögel / durch seine eigne Leute hetzen und baissen lassen / und solten einen / der nicht Landmann wäre / und sich unter dem Vorwand des Hetzens und Baissens unterstünd / als ob Vogel und Hund einem Landmann zugehöreten / solche nichts destoweniger genommen / mit samt dem Pferd / auch die Hunde gleich in loco todt geschossen werden.

7. Mit Netzen auf die Hasen zu jagen / soll es nur bis auf den halben Februarium erlaubt seyn.

8. Soll aller Orten das Zain- und Fallen-richten / wie nicht weniger allen / die nicht Land-Leute sind / oder fähig dieser edlen Ubung / das Hasen und Rebhüner schiessen verbotten seyn / bey Straff 12. Reichsthaler / und Verlierung des Rohrs.

9. Sind die Hetzen mit den Chiens Courans, weil hierdurch sowol den lieben Getraydern / als auch den Weingärten grosser Schaden zugefügt wird / gäntzlich aufgehebt.

Die Hünerbaiß betreffend / sollen sie 1. um Bartholomäi anfangen / und währen biß auf Liechtmessen.

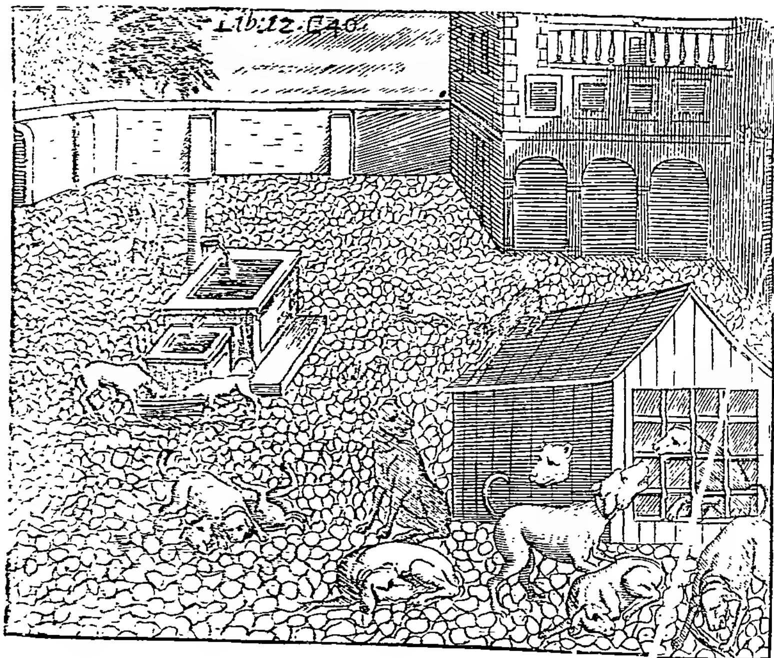
2. Da ein Land-Mitglied seinen Falckner in andere Jurisdiction schicket / soll solcher nicht Macht haben / gantze Kütten aufzufangen / sondern meistens mit einem Habichtlein / den Tag zween Fang zu thun / soll ihm auch nicht erlaubt seyn / eine Kütte zwey Tage nacheinander zu baissen.

3. Soll keiner mit vorstehenden Hunden seine Leute in andere Jurisdiction / Rebhüner zu fangen / auszuschicken Macht haben.

4. Da aber ein Landmann selbst in Person mit einem vorstehenden Hund oder Revier-Vogel seinen Lust haben wollte / soll es ihme / doch der obbgemeldten Zeit nach / zu suchen / wo er will / und durch einen tirace zu fangen erlaubt seyn.

5. Der Obriste Jägermeister und Falckenmeister / weil sie bey Streckung der Hunde und Baissens der Hüner nicht selbst jederzeit seyn können / und es meistens ausser des Kayserl. Gehäge und Wildbahn geschehen muß / sind von den gemeldten Puncten exempt, so viel das Hetzen und Baisen betrifft mit den Hunden und Vögeln / die nach Hof gehörig sind.

Endlich wird den Hof-Jägern ernstlich gebotten / wann sie ausser dem Kayserl. Gejaid Fuchsjagen anstellen / daß sie die Hasen nicht aus den Feldern erstlich in das Holtz treiben / hernachmals in dem Gejaid mit prügeln todt schlagen / auch solche zu aller Zeit des Jahrs / fürnemlich in dem Schnee in den Feldern nicht hinweg bürsten / sondern sich dessen / bey Vermeidung unausbleiblicher Straff / enthalten sollen: Und dieses ist die Hetz- und Baiß-Ordnung / wie sie im Land Oesterreich der Zeit gehalten wird / oder doch gehalten werden solle.



CAP. XL.

Von den Jagdhunden / und deren Unterscheid.

WAnn ich ins gemein und ausführlich von der Nutzbarkeit und Güte der Hunde sollte berichten / würde fast ein besonders Buch der denckwürdigen und seltzamen Begebenheiten / dadurch die Hunde ihre Treu / Lieb und Fleiß gegen dem menschlichen Geschlecht dargethan haben / und auch noch allenthalben darthun / angefüllet werden. Ich will aber davon / kürtze halber / schweigen / und allhier allein die Jagdhunde ausführen / wie sie die Hirschen / Schweine / Dachsen / Füchse / Hasen / Otter auszuspühren und zu fangen / dienen; sowol auch / wie sie auf den Schuß ins Wasser abzurichten / wie auch die Phasanen / Rebhüner und Wachteln / durch ihren Beystand / zu bekommen. Und zwar sind der Jagdhunde vielerley Gattungen / sowol an der Farb / als an der Gestalt / Grösse und Vermögen unterschieden.

Was die Farb anbelangt / finden wir zwar / daß der alte Frantzösische Edelmann / der zur Zeit Caroli XI.

Königs in Franckreich/ gelebt hat/ Jacques du Fouilloux, die gantz weissen Jagthunde/ oder die ein wenig röthlichtes haben/ die aus Barbaria und Schottland kommen/ für die besten hält/ weil ihnen keine Hitz zu groß ist/ die sie könnte ermüden und abhalten/ die aber weiß mit schwartzen Flecken gezeichnet sind/ sollen wenig nutz seyn.

Die grauen sind die gemeineste Farbe/ sind auch gute dauerhafftige Hunde/ sonderlich wann sie/ über den Rucken her/ etwan dunckelschwärtzlicht scheinen; die sollen sie gern an den Weidmann gewehnen/ und seiner Stimm und Zusprechen lieber/ als andere Hunde/ folgen/ sind sehr arbeitsam/ fürchten weder Kälte noch Nässe/ dörffen wenig Ausmunterns und Zusprechens/ weil sie ohne diß hitzig und begierig sind.

Die gantz schwartzen Hunde sind etwas niederfüssig/ daher auch nicht so schnell/ de Fouilloux nennet sie de Sainct Hubert, sind dauerhafftige gute Hunde/ doch besser auf die wilden Schweine und Füchse zu gebrauchen/ als auf die Hirschen/ welche sie aus Unvermögen ihres Lauffs nicht so wohl einholen können.

Die falben oder rothen Hunde sonderlich sind eine gute Jagt-Art/ etliche haben weisses darunter vermischt/ etliche aber sind um das Maul und Kopf/ auch über den Rucken schwärtzlicht/ sind gut auf das rothe Wildpret/ keck und freudig/ und verlassen nicht leicht ein Thier/ das sie zu verfolgen angefangen haben/ doch sind sie in der Hitz nicht so dauerhafftig/ als die weissen.

Die Mausfarben und Liechtfalben Hund sind wenig wehrt/ wiewohl unter den Hunden gleichwie bey den Pferden/ offt die besten Farben übel/ und die ringschätzigen Farben wohl gerathen/ daher in diesem Stuck mehr der Erfahrung/ als Einbildung/ zu trauen.

Ins gemein sollen die guten Jagthünde haben einen mittelmässigen Kopf/ mehr länglicht/ als gedruckt/ weite offene Naslöcher/ breite hangende dicke Ohren/ braune frische gläntzende Augen/ gute starcke weisse Fachzähne/ der Rucken/ sonderlich gegen den Lenden und Creutz zu/ soll breit und fest/ die Hüffte fleischig/ die Füsse und Knie starck und gerad/ der Bauch härig und eingezogen/ der Wedel gebogen/ von starcken Haaren/ nicht dünn und abhängigt/ die Tappen der Füsse soll dürr/ und mit starcken schwartzen Klauen gewaffnet/ der Tritt unten hart/ und mit Haaren zwischen den Ballen bewachsen seyn.

CAP. XLI.

Von der Hundszucht.

Von den Hunden muß man sehen/ daß man eine gute Art erlange/ und soll der Hund etwas kürtzer beysammen/ die Hündin aber eines länglichten Leibes seyn; wann man die jungen Hündin erstlich belegen will/ soll man sehen/ daß man einen absonderlichen edlen und guten Hund darzu gebrauche; weil alle folgende Würff/ so von der Hündin zugewarten/ allzeit aufs wenigste einer nach dem ersten Hund gerathen wird. Daher sonderlich zu verhüten/ daß eine solche schöne Hündin das erstemal von keinem ungestalten/ unartigen Bauren-Reckel besaamet werde/ weil sie allzeit von dieser Art bringen würde; ob etwan von natürlicher Anmuth die Matrix der Hündin von dem Sprung des ersten Hundes/ also disponirt und gestaltet wird/ daß sie von dieser Impression allzeit einige Gleichförmigkeit behalte/ und in allen Trachten etwas ähnliches dem ersten Vatter/ als ein Angedencken ihrer ersten Copulation, herfür bringe.

Catuli similes erunt patri, si in coitu pater sit jejunus, mater satura, sed si mater fuerit jejuna, pater satur, filii matris sabunt. P. Tylkowsky de re agraria, p. 363. Daselbst sagt er auch gleich vorhero/ daß die Hunde/ so gebohren werden/ wann die Sonne im Zwilling oder Wassermann ist/ wütend pflegen zu werden.

Die Hündin aber läuffig zu machen/ nimmt man zwey Knoblauchhaupt/ ein halbe Bibergall/ Kressensafft/ und ein dutzet Spanische Mucken in einer Maß Wasser mit Schepsen-Fleisch gesotten/ und so wohl den Hund zwey- oder dreymal als die Hündin solches trincken lassen; Etliche Jäger geben ihnen auch gepfefferten Lebzelten zu fressen. Die Hünden so bald man verspühret/ daß sie sich streichen wollen/ soll man zu belegen nicht verziehen/ und sonderlich junge Hund darzu brauchen/ indem die Welffen viel freudiger werden. Will man sie aber verhalten/ muß es nicht mit kalten Wasser seyn/ dann davon kriegen sie das Reissen und Podagra.

Der trächtigen Hündinnen ist mit der Jagt billich zu verschonen/ weil sie sonst durch das Erhitzen/ Lauffen und Springen leichtlich hinwerffen; Also soll man sie auch nicht einsperren/ davon sie unlustig werden/ sondern im Haus und Hof herum lauffen/ und mit gutem Träncken wenigst einmal des Tages versehen. Die Hündlein/ die im spaten Herbst/ oder in der grossen Hitz/ im Julio und Augusto geworffen werden/ wachsen nicht wohl; die beste Zeit ist/ wann sie im Mertzen/ April und Majo fallen; sie tragen 60. bisweilen auch 63. Tage/ das ist 9. Wochen; also muß man sie auch zu rechter Zeit zulassen/ nachdem man will/ zu welcher Zeit die Jungen sollen gebohren werden.

Die Jungen sind meistentheils drey Wochen blind/ und je stärcker sie an der Mutter trincken/ und je mehr Milch sie haben/ je später werden sie sehend. Etliche sind der Meynung/ wann nur ein Hündlein fällt/ daß es den neundten Tage die Augen eröffne; fallen zwey/ so sehen sie den zehenden Tag; und nachdem ihrer mehr kommen/ nachdem werden sie auch je um einen Tag langsamer das Gesicht erlangen.

Will man wissen/ ob die Hündlein fleckicht werden/ so besehe man/ vierzehen Tag oder drey Wochen nach dem Wurff/ ihre Fußsohlen/ sind solche schwartz/ so ists ein unfehlbares Zeichen/ daß die Hünde werden Flecken bekommen.

Die Hündin muß/ so lang sie säuget/ etwas besser verpfleget werden/ mit Milch und guten Suppen; so bald die Jungen selbst anfangen zu essen/ gibt man ihnen gleichesfalls Milch und gute Suppen/ die aber ungesaltzen sind/ weil sie das Saltz sehr austrocknet und krämicht macht/ hingegen ist ihnen Salve/ in ihre Suppen gelegt/ gesund; ihr Nest/ darinn sie ligen/ muß sauber gehalten/ und das Stroh offt abgewechselt seyn.

Würde man sehen / daß sie die Haar liessen / müste man sie mit Hönig / so mit Nuß-Oel abgetrieben worden / einsalben; wann sie anfangen zu gehen / ists gut / daß sie in einem Zwinger oder andern offenen Ort / worinn eine Hütte ist / darunter sie zur Zeit des Ungewitters kriechen mögen / eingeschlossen seyn; damit sie aber von dem Ungezieffer nicht Uberlast leiden / kan man sie wochentlich zweymal mit gepulverten Saffran in Nuß-Oel vermischt schmieren / davon stirbt alles Ungeziefer / und macht sie gar frisch / nach 14. Tagen werden die jungen Hund am Wedel gestutzt / das verheilt am ersten / und empfinden sie solches am wenigsten / werden auch von der Mutter Zungen geleckt und curirt.

Monf. du Fouilloux, und die meisten andern / die ihm folgen / haben viel artliche Zeichen / die Güte der jungen Welffen zu probiren; Andere glauben / man soll die Jungen in Abwesenheit der Hündin / alle aus dem Nest weglegen / und die Mutter folgends zu ihnen lassen / welchen sie am ersten auffassen / und ins Nest tragen wird / der soll der beste seyn. Toutes fois (schliesst Monf. du Fouilloux) Je prens ceux qui ont les oreilles longues, larges & espaisses, & le poil de dessous le ventre gros & rude, pour les meilleurs Allezeit aber halt ich die jenigen Welffen / die lange / breite / dicke Ohren / und am Bauch harte und grobe Haar haben / für die besten; Und dieses (sagt er ferner) hab ich probirt und warhafftig erfunden. Mich betreffend; halte ich die Freudigkeit und Gestalt der jungen Hunde / sonderlich wann sie behend / keck und gefrässig sind / für ein gutes Zeichen / daß sie einer guten Art sind. Andere sind der Meynung / daß die Hündin allezeit den schlechtesten am ersten / und den bästen zur letzte gebähre.

Ihr viel haben einen bösen Brauch / die jungen Jagthund den Fleischhackern / oder wohl gar den Schäfern und Schindern zu geben / da sie von dem Fleisch und Aas unsauber werden / den Geruch verlieren / und nicht lang dauren; ist viel besser / man gebe sie unter die Bauren / da sie von Suppen / schwartzen Brod / Habermehl und Beinen ihre Nahrung haben müssen. Grosse Herren haben eigene Hunds- und Jäger-Häuser / wie sie aber sollen gestaltet seyn / kan man bey obgedachtem Französischen Authore, und dem / meistentheils aus ihm entnommenen / An. 1661. ausgegangenen / und zu Franckfurt am Mayn gedruckten Buch vom Adelichen Weidwerck / auch aus des Herrn de Salnove Venerie Royale part. 1. chap. 15. & seqq. weiter ersehen; so wohl auch wie die Hunds-Jungen und Jäger-Knecht mit ihnen sollen umgehen / sie wohl zu warten / aufzubringen / und an die Hirschspuhr recht zu gewehnen.

CAP. XLII.

Von den Spühr- und Laithunden.

Dieser beeden Gattungen Verrichtungen bestehet erstlich im Geruch / daß sie durch den Wind und die Lufft-Wähungen / so wohl von des Grundes / darüber das Wild gelauffen / überbliebene Hauchungen und Effluvia des Wildes Spuhren also folgen / daß sie auch dem jenigen / welchem sie einmahl nachdringen / obwohl viel und mancherley andere Creutzweiß hin und her darüber wechsleten / dennoch allein und keinem andern folgen / wann sie anders von guter Art / und wohl abgerichtet sind. Und diß ist / die Warheit zu bekennen / eine sehr wundersame Sagacität und Eigenschafft der Spühr- und Laithund / wiewol die letzten in diesem Verfolg besser bestehen / und die Spührhunde gar offt eine Spuhr für die andere annehmende / die alte verlassen / und der frischen folgen; alle Hunde sollen / wann der Westenwind wehet / nicht so wohl spühren / als im Ost- Nordost- und Südost-Winde / wie etliche wollen. An den Spührhunden ist der Farbe halber sonderlich nichts gelegen / mögen auch kleiner seyn als die Laithunde. Die aus Engelland zu uns vor etlich und dreissig oder viertzig Jahren überbrachte Budel-Art / die grösserer und kleinerer Art; wie auch die hurtigen Französischen aus Spanien entsprungenen Espaigneux, die den Budeln fast ähnlich / aber kleiner sind / können zu allerhand Weidwerck abgerichtet werden / sind weiß und röthlicht / oder weiß und braun / sind sonderlich fürtreffliche Spührhund / auch zum Vorstehen / zum Baissen / ins Wasser / und sonst auf allerhand Geradigkeit zu unterweisen. Ins gemein sind unsere Spührhund roth / schwartz und braun / die man zun Hasen- und Fuchs-Jagten gebraucht / die nicht wegen des starcken Lauffs / sondern ihres scharffen Geruchs halber zu loben / dann wann man die Netz in die Büsche und Wälder stellet / und sie zu jagen auslässet / wird hart einiges Thier / es habe Schlupfwinckel und verborgene Sassen / wo es wolle / das von solchen Hunden nicht solte aufgesucht / fortgestöbert / und in die fürgespannten Garne eingetrieben werden.

Die Laithund dörffen mehr Kunst und Mühe / und werden beschwehrlich abgerichtet / sind von etlichen auch Bluthunde gennenet / weil sie ein verwundtes nicht gäntzlich gefälltes / noch fliehendes Wildpret / bey dem gelassenen Faisch / als auch durch die Spuhr eigentlich und genau aufsuchen / und nicht ablassen / bis sie solches todt oder lebendig wieder gefunden haben; hätte dann das Wild über einen Fluß oder anders Wasser gesetzt / bleiben sie daselbst stehen / und weisen / mit ihrer Bewegung / daß es über das Wasser geschwommen sey; kommt nun der Weidmann hinüber / sucht der Hund so lang am Gestatt auf- und abwärts / bis er (welches meistens etwas abwärts am Fluß geschiehet) die alte Fahrt wieder findet / welches bald an dem Hunde zu spühren ist / indem er gleich hurtig nachdringet / und den Jäger nach sich führet. Wann einer von der Nacht übereilet wird / soll er auf der letzten Spuhr seines Hundes ein Zeichen von Baum-Aesten legen / damit er frühe Morgens daselbst wieder den Anfang machen könne / und nicht erst hin und her suchen müsse / wieder die rechte vorige Spuhr zu finden / und den Hirschen zu verfolgen. Wann der Hirsch über ein Wasser gesetzt hat / und der Weidmann hinüber an den andern Ufer ist / muß er nicht hart am Wasser-Gestatt / sondern 10. oder 12. Schritt davon anheben zu suchen / weil der Hirsch / so bald er aus dem Fluß getretten / auf etliche Schritt das Wasser / das sich in seine Haar einlegt / hinab schüttert / daß davon seine Fußstapffen den sonst gewöhnlichen wil-

den.

den Geruch etwas verlieren / bis er das Wasser meistens von sich gebracht hat. Wer aber mehr von den Laithunden und ihrer Art und Unterweisung wissen will / der besehe die hin und her ausgegangene Jagtbücher.

CAP. XLIII.

Von den Schwein-Rüden.

Auf die wilden Schwein hat man allerley Gattungen Hunde / Spühr- und Suchhunde / die sie in ihrem Lager anfallen und zwacken / sind meistentheils mittelmässige Hunde / vor denen sich die Schweine nicht allzusehr entsetzen / sondern ihnen Stand halten / daß entzwischen ein Weidmann seinen Schuß anbringen und verrichten kan / sind meistens hurtige/geschwinde/ muntere/ lautschällige Hunde / die das Schwein hin und wieder wenden machen / und so bald solches fortbrechen will / geben sie ihm zuruck einen Zwack/ daß es sich herum werffen/ und dem Feinde die Stirne bieten muß; der Hund hält keinen Stand / und umlauffet das Schwein / und macht seine Caracol, wie ein guter Reuter / der seinen Feind mit Vortheil anzugreiffen suchet.

Die andere Art der Hunde sind Laithunde / da man ihm/wie den Hirschen/nachspühret / und wann man an des Hundes Erzeigungen mercken kan / daß es nahend ist / suchet man hernach Gelegenheit / ihm mit einem Rohr beyzukommen; will man sie aber mit Gewalt hetzen/ gehören starcke/ grosse/ freudige Schwein-Hunde und Rüden darzu / deren Hals mit stachlichten Halsbändern / ja wohl offt gar der Vorder-Leib mit einem Pantzer versehen ist / und sind deren theils so hurtig / daß sie/ wie ein Fechter / von einer Seiten zur andern weichen bis sie den Vortheil ersehen / das Schwein bey einem Ohr zu erhaschen / darein verbeissen sie sich also fest und starck / daß sie sich immer von dem Schwein fortschleppen / und dennoch nicht auslassen / bis ihnen die Jäger mit ihren starcken Knebelspiessen / und die andern Hunde zu Hülffe kommen; Man glaubt / und es scheinet wahrähnlich / daß die Hunde/ so von einem Wurff gefallen/ einander in dergleichen gefährlichen Jagt-Begebnissen / viel besser und treulicher beystehen / sich entsetzen / und viel muthiger anfallen / wann sie beysammen sind/ als ob sich einer ob des andern Hülff verliesse/ und ist wohl vonnöthen/ daß ein Hund / der ein hauendes Schwein angreiffen will / auf seinen Feind wol acht habe/ dann wird er einmahl getroffen / so gehen (wann er nicht gewaffnet ist) die Därme heraus / derhalben junge Hunde allein nie daran zu hetzen / sondern allein alte erfahrne/ die schon offtermals dabey gewesen; hernach wann das Schwein gefällt ist / und nicht mehr schaden kan / mag man alsdann den jungen Hund auch daran lassen / damit er seinen Feind etwas besser kennen lerne / und muthiger sey / selbigen ins künfftig anzufallen.

Die Englischen Hund sind auch gute Schweinhunde/etliche deren sind schnelles Lauffs / und hat weiland Herr Joh. Battista Grafe von Colloredo, Obrister Leutenant von seines Vaters Rudolphen Grafen von Coloredo Regiment / einen solchen Englischen Hund Anno 1637. als wir Havelberg eingenommen / von den Schwedischen bekommen/der zwey- oder dreymal einen Hasen in der ersten Hitz bekommen; und unter andern/ als einesmals unser damahliger Feld-Marschall Prencipe Matthia de Medices, in Begleitung dieses Obristen Lieutenants/ neben der marschirenden Armee einen aufgestandenen Hasen gehetzt / den die Hund hin und wieder geraumt hatten; dieser Englische Hund aber sehende/daß sich der Hase gegen ihm gewendet / hat sich in eine Furch niedergelegt / und in dem der Has näher auf ihm ankommen/ ihn mit einem Sprung gefangen / daß es der Hertzog nahend hat ansehen können/ den ihm auch gedachter Obrister Leutenant hernach geschencket hat diesen Fang habe ich selbst mit Augen gesehen.

CAP. XLIV.

Von den Dachsen- Otter- und Biber-Hunden.

Diese dreyerley Hunds-Gattungen sind fast von einerley Verrichtung / daß sie schlieffen müssen / doch die ersten auf die Dachsen am allermeisten; denn sie haben tieffe / und weit hin und wieder gehende Geschleiff/ und meistens mehr als einen Eingang. Die Hunde/ die man darauf hält / nennen die Frantzosen Bassets, von wegen ihrer niedern Statur / sie haben einen langen schmalen Leib / und niedrige Füßlein / etwas eingebogen / damit sie desto besser im Schlieffen fortkommen können / darum sie auch Schlieffer und Schlieff-Hündlein insgemein heissen / sind allerhand Farben / doch meistens braun / grau und Otterfarb bisweilen auch schwartz.

Mr. de Fouilloux macht ihrer zweyerley Arten / etliche glatt und krümmfüssig/ und kurtzer Haar / die andern haben gerade Schenckel/ sind aber stockhärig/ wie die Wasser-Hunde; die ersten gehen lieber in die Geschleiff / und sind für die Dachsen darum besser / weil sie länger und gedulter unter der Erden verharren; Die andern lauffen besser auch ober der Erden / gehen auch mit strengerm Anfall in die Geschleiff; weil sie sich aber gar zu hitzig abzumatten pflegen / müssen sie desto bälder wieder heraus / Athem zu schöpffen. Wann sie über die drey Viertel Jahr kommen / werden sie neben alten Hunden ausgeführt / aber heraussen behalten / und allein die alten Dachsfinder in die Geschleiff eingelassen / und die Jungen heraussen vor dem Eingang der Hölen angehalten / damit sie die Alten mögen hören / wie sie bellen / und mit den Dachsen sich herum beissen; hernach wann der Dachs gefangen/ und halb tod ist / kan man die jungen Hunde darzu lassen / oder man bricht den lebendigen Dachsen die Fahe-Zähne aus/ und lässet hernach die jungen Hunde neben den alten darüber/damit er sie nicht gar zu scharff verletzen kan/ angesehen / wann sie das erstemal gar zu sehr gebissen werden / so verlieren sie das Hertz / und

trauen ihnen nicht mehr / ein solches Thier mit Gewalt anzugreiffen / scheuen sich auch in die Erden einzuschliessen.

Du Fouilloux gibt den Raht/man soll zur Zeit/wann die Dachsen Junge haben / die jungen Hund also abrichten/daß/wann man ihr Geschleiff weiß / man erstlich die alten Dachshund einlässet / und wann die Alten gefangen / oder von den Hunden ausgetrieben worden/ und allein die Jungen noch drinnen sind / soll man den jungen Hunden zusprechen/sie ins Geschleiff/ und also die Jungen darinnen anfallen und würgen lassen.

Man hat auch grosse starcke Dachshunde / damit man bey Nachts/ im Herbst/ wann viel Obst ist/ neben ein baar Spührhündlein/ausgehet/und weil der Dachs in der Nacht aus seinem Geschleiff unter die Obstbäume zu wandeln pfleget/ werden sie bisweilen heraussen von den Spührhündlein aufgetrieben / und von den grossen Hunden hernach gefangen / doch müssen die Leute mit zweyspitzigen Gabeln versehen seyn / damit sie den Dachsen fangen und erhalten können / denn ihn sonst die Hunde hart würgen mögen.

Auf die Otter und Biber werden starcke bissige Stöber und Spührhunde gebraucht / die man von Jugend auf darzu gewehnen soll : Weil aber von diesen Thieren allbereit im vorhergehendem Eilfften Buch Nachricht geschehen / wollen wir allhier / um geliebter Kürtze willen / den günstigen Leser dahin gewiesen haben.

CAP. XLX.

Von den Windspielen und Chiens Courans.

DJe Windspiel haben allein der Geschwindigkeit vonnöthen / wiewohl sie auch müssen gefängig seyn / denn ich habe etliche gute Hunde gesehen / die wohl gelauffen/auch den Hasen über und über gestossen/ aber nicht fangen mögen / das sind meistentheils die gar hohen hunde / die mittelmässigen dienen zu den Hasen am besten/ und die grossen sind besser und tauglicher/ die Rehe oder Füchse zu hetzen. Die stockhärigen Türckischen Windspiel sind dauerhafft/ in die Härre zu lauffen/die sind gut / wo es grosse und weite ebene Felder hat/ als im Marchfeld / und wo Oesterreich an Mähren grentzet / die lauffen vom Strick aus nicht so resch/ strecken sich aber je länger je mehr / bis sie den Hasen endlich ermüden und erhaschen ; an Orten aber / wo enge Felder und nahe Berge und Weingebürge sind / müssen die Hunde geschwinder seyn / und gleich im ersten Raum den Hasen wegnehmen. Wie nun diese Hunde in die weiten Felder nichts nutz sind / weil sie in die Härre nicht lauffen/ also sind auch die andern / so der weiten Felder gewohnt sind / in engern Gegenden wenig zu brauchen / weil ihnen daselbst alle Hasen entlauffen würden / da ihnen sonst in weiten ebenen Feldern selten einer entgehen wird; also wer Windspiel halten will/ muß nach solchen trachten/ die sich zu seiner Lands-Art schicken.

Es sind etliche Windspiel so edel / daß / wann der Has gefangen / sie alle Hunde darvon abtreiben / damit sie verhindern wollen / daß der Has von den andern Hunden nicht zerrissen werde. Die werden Schirmer oder Retter genannt ; Etliche tragen d n gefangenen Hasen ihrem Herzn im Maul entgegen / davon auch Martialis meldet:

Non sibi, sed Domino, venatur vertagus acer,
illæsum leporem qui tibi dente feret.

Es gibt auch von den Windspielen und Docken eine bastardirte Art / die sind sehr gut auf die Füchse/ weil sie starck/beissig / und darneben hurtig sind / auch was sie einmal anpacken / nicht leichtlich entrinnen lassen / auch offt so beherzt sind / daß sie ein wildes Schwein anfallen dörffen.

Die jungen Hunde einzuhetzen / muß mit Vortheil geschehen/ daß man allzeit einen jungen Hund mit zween alten lauffen lässet / und solches ist am besten im Herbst/ im September und October / weil es zur selbigen Zeit viel junge Hasen gibt / die nicht so arglistig sind / die Hund hin und wieder zu voppen / auch nicht so strenge lauffen/auch die Vortheil / deren sich die alten Rammler gebrauchen / noch nicht zu üben wissen. Vor dem andern Jahr soll man die Windspiel nicht einhetzen/ sonderlich nicht an Orten / wo die Hasen lang lauffen/ wann sie in der Wochen dreymahl gehetzt werden / ist es genug/und des Tages nie über zweymahl / besser aber ist es/ nur einmahl / und daß man (weil es unweidmännisch/mehr als 2. Hund auf einmal hetzen) etliche Strick Hunde bey sich habe / einen um den andern abzuwechseln.

Wann ein Hund böse Klauen hat / so nimm guten Essig/ und ein Tuch von einem blauen Gewand / siede eine Stund in Essig / wasche dann die Klauen mit Essig / und bind das Tuch fest um / so wirds bald besser/ der Hund aber soll 8. Tage still ligen / und nicht gebraucht werden.

Was die Chients Courants, die Lauffhunde betrifft/ sind dieselben vom Ursprung aus der Tarterey / wie Mr. de Salnove bezeugt/ als S. Ludovicus im heiligen Land gefangen / und hernach wieder loß worden/ und von dieser Art Hund in Tartarey gehört / habe er eigene Leute dahin abgeordnet / die ihm eine gantze Zucht von dannen in Franckreich gebracht haben / sind theils weiß/ mit falben Flecken/ theils schwartz/ grau und gelblicht; In Franckreich hetzen sie damit Hirschen / Rehe und Hasen / das ist eine Stöber-Art / die ein Thier so lang verfolgen/ und allzeit/ wann es rasten will / wieder auftreiben/ bis es endlich müde gemacht / von den nacheilenden Jägern/die aber unterlegte Pferde haben müssen/ gefangen wird.

Es ist aber eine kostbare / mühesame und schädliche Jagt / weil man bald mit dem Pferd stürtzen und den Hals brechen kan/auch Pferde und Hunde darüber zu Schanden bringet / daher sie auch in Oesterreich/ wegen Verschonung des Weingebürges und der Früchte/ in den Kayserlichen Generalien verbotten worden/ sonderlich weil wir in unserm Lande mit dem Hetzen / viel leichtere/geschwindere und lustigere Mittel haben / die Hasen zu bekommen. Wir wollen aber andern Nationen ihre Freude gönnen/ und uns mit der unserigen auch begnügen lassen.

CAP. XLVI.

Von den Wasser- und Phasan-Hunden.

DIe Englischen Barbets und Wasser-Hunde werden / wegen ihrer Treu und Hurtigkeit / für andern gelobt / darzu denn auch die Budel-Art sehr bequem ist/ wo grosse fliessende Wasser und Seen/ auch Teichen und Lacken / sind fast nöthig/ denn wie wolte man das Wassergeflügel/ ohn ihren Beystand/ unbeläſtiget heraus bringen. Die gar rauhen zottichten Wasserhunde können mit schwimmen nicht so wohl fortkommen/und werden eher müde/ einen beschädigten noch fliehenden Wasser-Vogel / der sich bald dort/ bald da sich untertaucht/ abzumatten; da hat man glatte Otterfarbe Hunde / oder sonst brauner oder gescheckter Art/die sehr wohl schwimmen / und leichtlich nicht müde werden / und diese brauchen die Jäger auch zugleich auf die Phasanen / die / weil sie am liebsten neben den Wassern im Geröhricht/ wo es Baumreiche Auen gibt/sich aufhalten / also zu doppelten und einander verwandten Weidwerck mit einer Mühe mögen gebraucht werden.

Die Hund ins Wasser abzurichten / ist vornehmlich auf die Art zu sehen / dann wann ein Hund nicht von Natur ins Wasser gehet/ so ists vergeblich sich damit zu bemühen. Darnach muß er vor allen Dingen anfangs gewöhnet werden/ erstlich auf dem Land / hernach aus dem Wasser ein Holtz oder stecken zu hohlen / und muß man sich hüten/ daß man die jungen Hunde/ Stein zu hohlen nicht gewöhne / dann sie beissen so hart darein/ daß sie ihre Zähne damit gäntzlich stumpff machen und verderben; anfänglich werden sie neben einem abgerichteten Hund zum Wasser geführt / wird eine zahme Endten hinein geworffen/ ist besser / es geschehe anfangs in einem stehenden als fliessenden Wasser / dieselbe wird nun geschossen / und wann der alte Hund die Endten heraus holen will / muß man dem jungen Hunde ein Hertz zusprechen und hinein bringen; hernach wann er heraus kommt/ ihm schön thun/ und etwas zu fressen geben/ die todte Endten abermals hinein werffen / und heraus hohlen lassen. Darnach muß ein solcher Hund vor alles den Gehorsam lernen / hinter dem Weidmann bleiben/ und nicht eher fortbrechen / als bis der Schuß geschehen ist; anfänglich werden die Hunde von etlichen angehenckt/damit/wann ein Fehlschuß wäre / sie nicht umsonst / sonderlich die jungen erst abgerichteten Hunde/ sich bemühen müssen; besser aber ist/ wann sie lernen der Stimm gehorchen/ und sich/ auf Zuruffen / wieder ablocken lassen.

Sie sind offt auf dem Schuß so begierig / daß sie/ wann der Weidmann das Rohr anschlägt / die Nasen gar neben die Zündpfanne halten / damit sie / so bald das Feuer aufgehet/ und der Schuß vollbracht ist/ desto unsäumiger ins Wasser springen mögen. Kan man diese Hunde auch zugleich auf die Phasanen gewöhnen / ist es desto besser/ denn es bedarff wenig Mühe / als daß sie dieselben auffstöbern lernen / den Geruch von den Phasanen nehmen alle Hund gern an sich ; das meiste ist / wann sie den Vogel mit Gewalt auftreiben / sonderlich wann es in den Auen geschiehet / und sich derselbe / wie seine Gewonheit ist/ an einem Baum auffschwinget/ und sich an einen dicken Ast setzet / daß der Hund ihn dapffer und laut anbelle/ um den Baum herum springe / und auf den Stamm sich aufgebe/ als wolt er hinauf steigen/ so schmiegt sich der Vogel auf dem Ast / und siehet immerdar den Hund an / unterdessen kan der Weidmann sicher hinzu tretten/ und den Vogel frey herab schiessen / und je stärcker der Hund bellet / je weniger hat er zu besorgen/ daß der Vogel wegfliegt / ja er wird oben also betäubt/ daß er 2. oder mehr Schuß aushält/ und sich mehr vor dem Hund fürchtet / der ihm doch nicht schaden kan / und entzwischen seinem rechten Feinde nicht kennet. Der Phasan ist ein einfältiger Vogel / daher diese Art zu schiessen in den Gehägen / Auen und Phansangärten nicht zu gestatten ist/ weil man bessere und unschädlicher Wege hat/ sie zu bekommen. Diese Hunde mögen auch auf die Eychhörnlein abgerichtet werden / die aber viel härter zu schiessen / weil sie unmüssig / von einem Ast immer auf den andern / auch gar von einem Baum auf den andern springen und abwechseln / und selten still sitzen bleiben / ist aber auch wenig daran gelegen.

CAP. XLVII.

Von den Wachteln- und Baiß-Hunden.

IN Oesterreich werden diese Hunde also abgerichtet / daß sie so wohl Rebhüner / als Wachtel / auch bisweilen gar Lerchen fürstehen / davon das letztere gleichwol nicht viel nutzet. Es sind deren unterschiedene Arten / etliche sind grau und braun besprengt/ mit etlichen braunen Flecken / die sind eine fürtreffliche gute Art / ich habe selbst von diesen einen Hund gehabt/ von der Fuggerischen Art/ denn mir Herr Alexander Schiser/ Freyherr / von Freyling/ Obrister/ noch jung/ als er erst 10. Wochen alt war/ geschenckt / der hat nicht allein Wachteln und Hüner/ sondern auch Phasanen gesucht/ und ist darfür gestanden ; ja auch für den Hasen; wie ich dann einmahl in Böhmen / in einem verwachsenen grasichten Acker bey Melnick / jenseit der Elbe / einen (vermeynend/ daß es Hüner wären) tirassirt habe/ und wiewohl mir der Has einen zimlichen Riß in den tirace gethan/ hat ihn doch der Hund alsobald erwischt / daß er den Schaden hat bezahlen können. Das ist aber daher kommen/ weil der Hund/ wann er Hüner suchen sollen/ und ohngefähr auf einen Hasen gestossen / solchen aufgetrieben und nachgejagt/ ich ihm zu unterschiedlichen malen wohl gepeutscht / als hat ihn diese vielmahl gegebene Castigation endlich fürsichtiger gemacht / daß er für diesem ist stehen blieben / und weil das Gras ziemlich hoch erwachsen / hat der Has den Tyras desto weniger gescheuet; eben dieser Hund ist auch nach dem Schuß ins

Wasser gangen / und hat die Enden so wohl ausstehenden als streng-fliessenden Wassern geholt. Und wiewohl etliche der Meynung sind / die vorstehende Hunde verlieren im Wasser den Geruch / so hab ich doch an diesem Hunde einigen Mangel deswegen nicht spühren können; habe unterschiedliche Ansuchungen darum / auch vom General Wachtmeister Grafen Pompejo die Wahl aus seinen Pferden darum gehabt / aber mich ausgeredet / der Hund wäre schon alt / würde ihm nicht taugen / also den Hund behalten / bis es vor Alter / als er 14. Jahr alt / und aller Podogramisch und unvermöglich worden / endlich zu Oberdumeritz / da ich ihm seine Kost geben lassen / verreckt ist.

Wer einen vorstehenden Hund / den ein Fremder abgerichtet hat / kauffen will / soll vorhero zwey- oder dreymal mit seinem Meister ins Feld gehen / und wohl in acht nehmen / wie er mit demselbigen umgehet / ob er ihn streng oder gelind halte / und also bey dieser Weise bleiben / und vor allen den Hund zu sich gewehnen / daß er ihn anfange lieb zu haben; denn wer nur auf blosse Relation anderer Leute trauen will / wird offt / wann der Hund gleich gut und gerecht ist / betrogen werden / weil ihn der Hund nicht pariren wird / wann er die rechte Art mit ihm umzugehen nicht weiß / davon der Hund irz gemacht oder gar verderbt wird.

Sonst ist eine weisse und Semmel-farb oder Aschen-farb gefleckte Art von Hunden / die auch wohl suchen / sind aber zum Baissen besser als zum Hetzen / dann sie suchen fein kurtz vor dem Mann / welches zum Baissen nothwendig ist / damit wann sie etwas aufstöbern / man in rechter Distantz den Vogel auslassen könne.

Die Hund aber zum Tirasse nehmen ein grösses weites Feld ein / und reviren schnell hin und wieder / bis sie einen Geruch und Lufft von den Hünern empfinden / welches der Weidmann alsobald ausnimmet / und sich darnach richtet. Diese Hunde muß man auch von erster Jugend zum Gehorsam gewehnen; theils lassen solche niederlegen und Couche machen; theils aber vermeynen / es seye besser / man lasse ihn nur still stehen; wann man ihm täglich sein Fressen gibt / daß er vorher ein halbe viertel Stund davor ligen oder stehen muß / bis er Erlaubnis bekommt / davon zu fressen; und endlich werden ihm zahme Wachteln oder Rebhüner vorgegeben / davor er gleichfalls stehen muß / bis daß er tirassirt wird; damit er ihnen aber keinen Schaden thun kan / wird ihm anfangs das Maul zugebunden; und wann er also exercirt wird / den Vogel kennt / und den Tiras leidet / wird er ins Feld geführt / und wann er gar zu weit ausvagiren will / wird er wol gar / aber zimlich lang / angebunden / daß er nicht weiter ausschweiffen kan / als ihm der Weidmann zugibt; die Hunde / weil sie begierig sind / bedörffen eine grosse Sorg und scharffe Zucht / sie bey Gehorsam zu erhalten.

Artlich ist / was der Brescianische Edelmann Mr. Agostino Gallo erzehlt / daß ein im Brescianischen wohnender Cavallier Johan Baptista Avogadro eine vorstehende Hündin mit Nahmen Mosca gehabt / die hat / wann sie eine Wachtel oder Rebhun unter dem Tirasse erwischt / solche nicht erwürgt / sondern sie ihrem Herzn / er sey gleich zu Fuß oder zu Pferd gewesen / zugetragen / aufgesprungen / und solche lebendig in seine Hand überliefert.

Und eben dieser Author giornata, 9. fol. 360. erzehlt / daß Graf Johan Francesco di Gambara einen vorstehenden Hund gehabt / der wann er in ein Halm-Feld oder Wiesen kommen / allzeit aussen herum solche durchgegangen / und also den Creyß fort und fort enger genommen / bis er alle darinnen sich befindende Wachteln in der Mitte habe zusammen gebracht; und also haben sie in dreyen Zügen mit dem Tyraß auf 37. Wachteln bekommen / und hätten noch mehr kriegen können; so habe es aber die instehende Abend-Mahlzeit nicht zugelassen.

D. Bohuslaus Balbinus schreibt in seinen Miscellaneis Historicis Regni Bohemiæ lib. 1. cap. 62. fol. 143. also: In paternâ domo, habuisse nos Canem recordor, qui perdices in miliis sedentes in retia impelleret, cui fasciculum clavium in serebamus in os, quas ille itenditem concuriebat, per milii agrum incedens lenissime, ne obturbaret aliquid; & tamen currentes temerè perdices retibus illigaret.

Ein Hund sey aber so gut und wohlgerichtet als er wolle / so ist doch am besten / daß nur einer oder aufs meiste zwey allein mit ihm umgehen / sonst wann ihn Leute ins Feld führen / die es nicht recht verstehen / oder damit umzugehen wissen / werden sie den Hund bald verderben / daß man hernach viel Zeit mit ihm zu thun hat / ihn wieder zu recht zu bringen.

Sie sind von Natur treue Hunde / und wann sie einen Menschen kennen lernen / werden sie viel williger zu allen seyn. Wann man weit auf die Jagt hat / ist am besten / man führe den vorstehenden Hund auf einen Wagen oder doch an einem Leitseil mit sich / damit er nicht eher ermüde / und sich abmatte / ehe er zu suchen anfängt / und hernach desto träger und verdrossener werde. Und ob zwar diese Hunde eine zimlich harte Zucht bedörffen / so muß man doch / weil es allein aus Freudigkeit und nicht aus Boßheit geschiehet / billiche Mässigung darinnen halten / daß ihnen der Lust / ohn welchen sie faul werden / nicht benommen / und doch der Gehorsam in obacht genommen werde; die Straff muß mit einem Spißrütlein oder Peutschlein / mit keinem Stecken seyn / und muß man sich sonderlich hüten / daß man sie nicht grob auf den Kopf / vielweniger auf die Nasen schlage / weil dardurch der Geruch (an dem das meiste gelegen) verringert wird / bey den Ohren mag man sie doch ziehen / und wann sie wohl thun / muß man nicht vergessen / ihnen schön zu thun / und sie mit Essen und caressiren zu erquicken / sonderlich wann sie wohl vorgestanden / und eine gute Beute zu wege gebracht haben. Sie sind unter allen Jagthunden fast die theuresten / und die am seltsten wohlgerathen.

Der welsche Author. Giov. Pietro Olina in seiner Vecelleria fol. 51. will / man soll die vorstehenden Hund / ehe man sie brauchet / vorher purgiren / man soll einen Kopf von einem Castraun wohl sieden / und mit der Suppen davon Brod und gestossenen Schwefel dem Hunde eingeben / und den Kopf soll man ihm auch auf zwey- oder dreymal zu fressen geben. Andere wollen / man soll den Schwefel seyn lassen / vor der Suppen aber eine halbe Untzen Agaricum, und 2. Quintlein Sal gemmæ mit Rosenhönig anmachen / mit Butter oder Speck überziehen / und also dem Hund zu verschlingen geben; und den Tag darauf mag man ihm die vorgedachte Suppen vorgeben / doch soll man sie nicht gleich auf die

Purgation zur Jagt brauchen / sonderlich aber sie nie ausführen / es sey dann der Thau von der Sonnen wol getrocknet / denn sonst verlieren sie den Geruch.

Joh. Conrad Aitinger in seinem Bericht vom Vogelstellen fol. 42. schreibt / er habe von einem guten Weidmann und Hünerfanger verstanden; wann man ein paar lebendige Rebhüner hat / und bisweilen die Hunde solche riechen liesse / auch ihr frisches Koth ihnen offt unter die Nasen reibe / solten sie gut auf die Hüner suchen lernen; auch soll man ihnen der Rebhüner-Eingeweid allzeit zu fressen geben / davon wird ihr Such gebessert.

Die Baißhund sind denen in allem gleich / dörffen aber nicht vorstehen / und ist diß allein der Unterscheid / daß sie nicht weit voran / hin und wieder streichen müssen / wie die vorstehenden Hunde / sondern hart und nahend vor den Falckner her ihren Such thun sollen.

CAP. XLVIII.

Allerley Artzneyen für die Hund.

Eine gute Art / die Hunde von allerhand Unrathen zu purgiren / ist / daß man ein Spansärcklein abtödte / mit Haut und Haar und allem Ingeweid in ungesaltzenem Wasser so lang siede / bis das Fleisch alles von Beinen herab falle / und es gleichsam zu einem Koch wird; hernach oder noch einen Tag vorher sperrt man den Hund / dem mans geben will / ein / lässt ihn Hunger leiden / bis er die Speise / (dann sie kommen anfangs nicht gern dran) gefressen hat / das reinigt wohl / und ist ihnen gesund. Für die Wüte oder das Rasen ist ein gutes Præservativ, wann man den jungen Hunden den Wurm nimmt im abnehmenden Monden / lässt man sie von Jemanden starck halten / ein anderer thut ihnen ein baar linde Seile oder Tüchlein in den Mund / daß er / indem er eines auf das andere abziehet / ihnen das Maul mit Gewalt öffnet / dann nimmt man ihnen die Zungen heraus / kehret sie um / da findet man fornen untersich ein weisses dickes / in der Mitten breites / und an beeden Enden gespitztes Aederlein / gestaltet wie ein Wurm / auf der einen Seiten ist das Fleisch dabey ädericht / auf der andern aber nicht / da nimmt man die Zungen mit einem Tüchlein vornen bey dem Spitzen / hält sie feste / schneidet mit einem scharffen Messerlein / auf der einen Seiten / wo nicht Adern sind / länglicht herab / nimmt einen Pfriem / hebt die Ader in der Mitten subtil damit übersich / bis man auf der andern Seiten durchfähret / fasset es starck / und reisset es mit samt den Pfriem heraus / ist bald geschehen / und reibt in die Wunden Saltz und Aschen / sie vergessen es den Augenblick / und fressen bald wieder; solche Hunde werden vor sich selbst nicht wütend / und wann sie von einem solchen Hund angesteckt worden / sollen sie doch mit ihrem Biß andern nicht schaden.

Die Französischen Authores setzen sechserley Unterscheid der rasenden Hunde / wer es wissen will / besehe des Herrn du Fouilloux und de Salnove Jagtbücher. Das gewisseste Zeichen dieser Kranckheit ist / wann man einen solchen Hund zum Wasser bringt / und er anfängt zu zittern / und die Haar aufzuborsten; wann er auch rothe und funcklende Augen hat / mit offenem und schaumendem Mund laufft / und seinen Herrn nicht mehr kennet. Wann ein Hund von einem wütigen Hunde gebissen worden / soll man ihn wohl lassen ausbluten / hernach mit etlich mahl wiederholten Ventosen das Gifft wohl ausziehen / und ein Hünlein voneinander reissen / und also warm auflegen / und sechs Stund also darauf lassen; Man kan auch / wann man nicht Ventosen hat / die Wunden mit scharffem heissen Essig waschen / legt hernach diß Pflaster von in der Aschen gebratenen Zwibeln und Knoblauch / mit ein wenig Hönig und Saltz vermischet auf.

Für die Rauden soll diß ein gutes bewährtes Mittel seyn: Nehmt ein Pfund Schweinen-Schmeer / drey Unzen Baum-Oel / vier Unzen gepulverten und gesäheten Schwefel / zwey Unzen wolgeriebenen und durchsiebtes Saltz / und so viel kleinen auch gesäheten Aschen / lasset alles zusammen in einem neuen Hafen sieden / rührts im Zergehen alles wohl untereinander / salbt hernach an der Sonnen / oder bey einem warmen Ofen / den Hund zwey Tage nacheinander / alle Tage dreymal / änder ihnen offt ihr Nest mit frischem Stroh / und badet sie endlich mit scharffer Laugen zweymal / und wann ihnen darauf das Haar ausgehet / kan man sie mit Hopffen im Wasser gesotten waschen / und mit altem Schmeer einschmieren / diß macht ihnen schöne Haar / und vertreibt zugleich die Flöhe.

Oder nimm Büchsen-Pulver zwey Pfund / Schwefel anderthalb Pfund / Lein-Oel drey Pfund / und alt Schmeer zwey Pfund / gieß alles untereinander / setze es zu einem Kohlfeuer / rühre es stets ohn Aufhören / bis es ein wenig aufseudet / alsdann ist die Salben fertig; will man aber einen Hund darmit schmieren / muß man sie vor bey einem Kohlfeuer wärmen / und darnach so warm als mans erleiden kan / brauchen / doch muß man den Hund allzeit vorher mit einer scharffen Lauge wol baden / und von sich selbst lassen trocken werden; hierauf salbe ihn / wie gesagt / wohl ein. Wann man in der Laugen Segenbaum siedet / ist es desto besser; Oder / wann man Odermenig klein stösset mit Wurtzen und allem / oder es zu Pulver macht / in ein Mehl einwircket / und ein Brod daraus bäckt / und dem Hund nichts anders zu fressen gibt / so heilet es von sich selbst ab / mit fünff oder sechs solchen Broden kan man ihnen die Kertzen schon vertreiben.

Wider die Schaben der Hund / welcherley es auch sey / soll man nehmen Bleyweis / wie es die Mahler brauchen / mit Brandwein untereinander mischen / und die Kretzen offt damit bestreichen.

Die unterschiedene Arten der Wütigkeit an den Hunden sind / wie andere wollen / siebenerley: die ersten zwo sind unmöglich zu curiren / am besten / die Hunde bald todt schiessen zu lassen / alles daraus entstehende Ubel zu verhüten. Den fünff letzten kan man vorkommen / man gieß einem Hund ein die Decoction von Rauten / Pfefferkraut / und elleboro nigro in Wasser gesotten / darzu gethan weissen Wein / und 2. Drachmas, von der Scamonea, darnach soll man ihm am Rachen Blut / und ziemlich viel lassen. Oder / man nehme

Peonien und Wermuth von jedem 6. Quintlein / und gepulverte Aloe 2. Quintlein/ so viel auch gefeiltes oder gepulvertes Hirschhorn/ das vorhin gebrannt ist / auch so viel Lerchenschwammen in weissen Wein gesotten/ und dem Hund eingegossen / welche beyde Mittel Herr de Serres erzehlet; mehr Curen sind bey andern zu finden.

Wann ein Hund an einem Ort verwundet wird/ wo er sich selbst lecken kan / daselbst ist unnöthig viel zu brauchen/weil des Hundes Zungen sein eigner Artzt ist; Wann schon aber (wie offt im Jagen geschiehet) ein wildes Schwein also schläget / daß ihm das Eingeweid heraus gehet/und doch nicht Darmwund ist / soll man nur geschwind die Därmer / weil sie noch warm sind/ gemach in den Leib hinein thun / alsdann eine Speck-Schwarten/ nach Grösse der Wunden/inwendig für die Wunden legen / und aussenher die Haut darüber zunähen/ und einen jeden Hafft mit einem gemachten Knopf versichern/ damit nicht/ wann der Faden schon an einem Ort faulet und zerreisset / die gantze Wunden wieder auffspringe/darum wird jedweder Hafft absonderlich gethan/ und der Faden allzeit abgeschnitten / und diß muß man auch in andern Wundhafftungen beobachten/ allzeit einen Speck hinein thun/ und es darüber zuhefften/ so wird es glücklich heilen.

Für den Krebsen/ den die Hunde bisweilen an den Ohren haben / gibt Mons. du Fouilioux folgendes Recept: Nimm Seiffen/ Weinstein-Oel/ Salarmoniac, Schwefel und Victriol, jedes einer Cronen schwer / vermenget das zusammen mit Essig von weissen Wein/ und ein wenig Scheidwasser/ und lasset den Schaden neun Tag lang in der Frühe allzeit wohl abreiben.

Wann man will / daß eine Hündin nimmer tragen soll / so gebt ihr / ehe sie noch erstesmals läuffig wird/ neun Morgen nacheinander/ jedes Morgens neun Pfefferkörner mit Käs oder Brod / oder wie ihr könnet / zu essen/ wie ersterwähnter Author ferner schreibet. Will man aber / daß eine Hündin nur auf eine gewisse Zeit sich nicht streichen solle / so nehme man die Schlaffapffel/ so auf den wilden Rosenstauden wachsen / und thue die darinnen verborgenen Würmlein heraus / und gebs der Hündin zufressen / so viel Würmlein nun man ihr gibt/ auf so viel Jahr wird sie nicht läuffig werden.

Für die Flöhe / soll man die Hund mit Baum-Oel schmieren/ so sterben die Flöhe.

So die Hunde einen Schaden auswendig haben/ so nimm zerlassenes Pech / mische Baum-Oel darunter/ und schmier den Schaden damit alle Tag.

Wenn man ihnen die Ohren/oder sonst am Leib / mit Oel bestreicht / oder mit dem Decocto von Wermuth oder bittern Mandelkernen / so lassen sie so wohl die Fliegen/als die Flöhe/ mit frieden.

Für die Flöhe/ sagt Mons. d'Esparron, sey das beste und gewisseste Remedium, daß man sie mit Seiffen reibet; solches aber muß im April geschehen/dann wann man zu lange wartet / so werden sie an statt der Flöhe/ welche man vermeynet zu vertreiben / räudig / sintemal die Fliegen auf sie sitzen/ und sie wund fressen.

Wann ihnen die Augen rinnen / soll man ihnen solche offt mit warmen Wasser waschen / so vergehets ihnen.

Wann die Hunde sonst kranck sind/ und nicht fressen mögen / so nimm warme Gaißmilch / gib ihnens zu trincken/ darnach koche einen Hammelkopff mit Haut und Haar/ bespreng ihn mit Ingber/ laß sie vor wohl hungerig werden/ und gibs samt der Brühe warm zu essen / es reinigt und hilfft.

Wann den Hunden Würmer in den Wunden wachsen / mag man sie mit Menschen-Urin offt auswaschen/ so vergehen sie.

Wann einem Hund ein Dorn oder Nagel in dem Fuß stecket/ so bindet man Hasenfettes darauf / das ziehet alles heraus. Hat sich ein Hund oder sonst wund aufgelauffen / so wasch ihm den Schaden mit Wein sauber aus/ salbe es mit Wund-Oel oder Terpentin; oder wasche es mit dem Decocto Tabaci. Hat er die Zehen verletzt / so nimm Eyerdotter / Granatenäpfel-Safft/ und Camin-Ruß klein gepulvert / vermischt und aufgebunden.

Den rothen Kohl ausgepresst/ oder die Blätter aufgelegt / sind den Hunden heilsam zu allen Wunden. Andere mehr Kranckheiten kan man mit gleichen Mitteln heilen / wie man sie den Schafen oder Ziegen pfleget zu gebrauchen.

Daß ein Hund nicht von einem Menschen lauffe. ℞. Tres pilos ex supercilio dextri oculi, totidem sub Axilla dextra & tot ex pudendis, atque Cani in pane noviter cocto ad comedendum exhibe ut te non deserat & quocunq; iveris secuturus sit. Wann man einen jungen lebendigen Hund / auf den Bauch eines Menschens legt/ der die Colica hat/ so vergehet es. D. Becher in Zoologia fol. 29.

CAP. XLIX.

Von dem Löwen.

Wiewohl von dergleichen fremdden ausländischen Thieren / als Löwen/ Tygern und Leoparden 2c. die Wissenschafft zu haben / weder einen Haus-Vatter/ noch einigem Weidmann nichts nutzen/weil solche grimmige und reissende Raub-Thier (zu unserm grossen Glück) in unsern kalten Nord- und Abendländern nicht anzutreffen/ also gar wohl hätten können mit Verschwiegenheit übergangen werden. So ist doch/meines Erachtens/unter einem Adelichen und gemeinen Hausvatter dißfalls ein Unterscheid zu setzen / daß dieser nicht mehr als die blosse Wirthschafft / und das / was seinen Nutzen befördert/ verstehen darff/ der Edle aber nicht allein von Geschlecht/ sondern auch von Gemüth/ Kunst und Wissenschafft / edel und berühmt sich erweisen solle. Und in allen löblichen und curiosen Dingen / die uns von der Natur vorgestellt worden / eine genugsame Erkantnus/ ihm vorbereiten / und nicht dasjenige/ was ihm seltzames zu Gesicht kommet/nur wie die Kuhe (wie man im Sprüchwort saget) ein neues Thor ansehen/ und vor Verwunderung mit gienendem Maul und starrenden Augen angaffen solle. Dann es geschichet zu diesen Zeiten bisweilen / daß Gewinnsüchtige und Geldgierige Leute / aus Hispania / Italia und Franckreich / Niederland / und dergleichen Provintzen / rare

und in dessen Ländern unbekannte seltzame Thier / bey Fürstlichen Höfen / in grossen Volckreichen Städten und Märckten ums Geld schauen lassen. Wie nun ein überaus grosser und unlaugbarer unterscheid ist / wann zween oder mehr (wie auf Academien geschiehet) zu einer gelehrten Disputation oder Oration inviriret und eingeladen werden / deren der eine in Künsten / Sprachen und Wissenschafften wohl erfahren / der ander aber nichts als den blossen Schall hören / den Sensum aber und Bedeutung der unbekannten Wort nicht begreiffen kan / also gleich so viel weiß / wann er heraus gehet / als er gewust hat / wie er hinein gegangen ist. Daher der gelehrte und erfahrne Geist einen ungezweiffelt grössern Lust / Vergnügung und Nutzen davon träget / als der unwissende Idiot und Hanns-Ungeschickt; Also ist es auch in Anschauung und Betrachtung ausländischer und frembder Thier / daß einer / der ihre Eigenschafft und Natur erlernet hat / vielmehr aus ihrem Anschauen Vergnügung und Nutzen hat / als einer / der sonst nichts / als von der äusserlichen Gestalt und Ansehen davon sprechen kan. Dann ein Naturkündiger Mensch hat nicht nur allein für sich selbst einen gusto, seiner eigenen Wissenschafft halber / sondern er kan auch Unwissende so wohl über seine Erfahrenheit als über des Thiers eingepflantzte Art und Neigung machen bewundern. Als will ich nur der vornehmsten Thier / so zu Zeiten in unsere Europäische Länder gebracht werden / allhier ein wenig gedencken.

Der Löwe hat billich unter den vierfüßigen wilden Thieren den Vorzug / weil er auch ihr König genannt wird / wegen seiner Hertzhafftigkeit / Stärcke und Edelmüthigen Freudigkeit; seine Gestalt und Unterscheid des mann- und weiblichen Geschlechts ist allen Mahlern und Kupfferstechern so bekannt / daß unvonnöthen ferner davon zu melden. Sie werden meistens in Mauritania, Palæstina, Asia, Africa und Indien gefunden / er lebt daselbst vom Raub wilder Thier / und von der Frucht des Palmbaumes; dem Rindvieh / und sonderlich den Cameelen / sind sie sehr auffsätzig. Ihr Brunst und Streichen ist wie bey den Hunden / und lauffen ihrer viel einer Löwin nach / welches dann unter diesen Competitoren ohne grausamen blutigen Streit nicht abgehet / biß der Schwächere dem Stärckern Platz lassen / und weichen muß. Et quia Mares, propter nimium & Soli & Solis æstum, ad Venerem inhabiliores, fœminæ autem cupidissimæ sunt; als vermengen sich die Löwinnen offt mit Thieren anderer Gattungen / als mit Tygerthieren und Panthern; wie D. Nyland in seinem Schauplatz irrdischer Geschöpffe part. 2. fol. 42. bezeuget. Daß als ein Spanier einesmals eine Löwin mit Pfeilen getödtet / und nachmals ihren Leib geöffnet hatte / habe er darinnen zwey Jungen / die wie die Tyger gefleckt waren / gefunden / so ein Zeichen / daß solche entweder von einem Tyger oder Panterthier empfangen worden. Wann er den Wedel beginnt gerad aufzurichten (wie eine Katz / die man über den Rucken streichelt) so zeigt es / daß er anfange sich zu erbittern / wann er aber die Erde / oder wohl gar seinen Rucken damit schlägt / so hat man sich vor seinen Grimm vorzusehen / er wird aber sonst nie zornig / ausser wann man ihn lässet Hunger leiden / oder sonst mit Verletzung der Schlägen beleidiget. Den Menschen / die ihnen in den Wildnüssen aufstossen / beleidigen sie nicht leicht / ausser der äusserste Hunger zwinge sie darzu / und viel eher die Männer / als die Weiber / und die Weiber eher / als die Kinder. Sie tragen ihre Jungen ein halb Jahr / theils wollen nur eines auf einmal / andere aber sagen / gar bis auf sechse / so aber beedes ungewiß. Sie sollen ein hohes Alter erreichen / auch endlich ihre Zähne / wie die alte Leute verliehren; alsdann aber auf den Menschen am grausamsten seyn / weil sie solchen leichter / als andere Thier / bezwingen können. Solinus & Plinius ex Aristotele tradunt, Leænam primo partu edere quinque catulos, & annuo defectu, unum minus parere, & ab ultimo partu quinti scilicet anni, quo unicum parit & postremum, cum eo fœcunditatem amittere, & sterilem permanere, wann er das Fieber (so offtermals zu geschehen pfleget / bekommet / soll er sich mit Affen-Fleisch curiren. Das Feuer fürchtet er sehr / und ist mit Fackeln am leichtesten zu verjagen. An den vordersten Füssen hat er fünff / und an den hintern vier Klauen / am Gehen verbirgt er sie wie eine Katz zwischen den Zähen / und lässt sie allein sehen und fühlen / wann er zum Kampff und Zorn erhitzet ist: Ihre Farb ist gemeiniglich gelb und falb / liechter und danckler: Auf die Jagt gehen Löw und Löwin jedes absonderlich aus Heldenmüth / damit eines des andern Hülff dörffen nicht scheinen möge. Für seinem grausamen Brüllen erschrecken alle andere Thier. Wann er dem Tode nahend ist / beisst er in die Erden / und lässt Thränen fallen. Sein Athem ist grob und stinckend / sein Schlaff geschiehet mit offenen Augen. Wie sie gefangen und gezäumt werden / besihe P. Schottum in mirabilibus animalium terrestrium, lib. 8. fol. 1050. &c. Wer seltzame und artige Historien von ihnen wissen will / der besehe die alten und neuen Historiæ Naturalis Scriptores. P. Bohuslaus Balbinus in Historicis Miscellaneis Regni Bohemiæ lib. 1. c. 57. erzehlet: Daß / als einsmals Kayser Rudolphus II. zu Prag seine Löwen / in Beyseyn seiner Hofbedienten und des Türckischen Gesandtens Gegenwart / zu besehen gegangen sey / und hoch-ernannter Kayser besagten Gesandten / wie sie ihm gefallen / befragt / hab er anfangs der Löwen Grösse / und der andern wilden Thier / als Panther und Luchsen / Schönheit gepriesen; dabey aber angefüget / bey ihme sey bräuchlich / wenn dem Türckischen Kayser dergleichen wilde Thier zu Handen kämen / daß allzeit einer oder andere seiner Hof-Herren Erlaubnus begehrte / sich in Streit mit dem wilden Thier zu begeben! darüber Ihro Majestät der Kayser / wol merckend / worauf diese Rede zielete / seine Hof-Cavallier angesehen / habe sich bald einer von Adel gefunden / aus dem Geschlecht der Hanwald / (so meines Wissens Schlesier sind) der sich erbotten / mit dem Löwen zu kämpffen / und allein mit einem Schweinspieß in der Hand hinab sich begeben / des Löwens Ansprung mit hurtiger und schneller Behutsamkeit entwichen / und alsobald das Hertz entzwey und ihn todt gestochen / welches man in Eröffnung des Löwens wahr befunden. Darüber er gelobt / und mit einer guldenen Ketten beschencket worden.

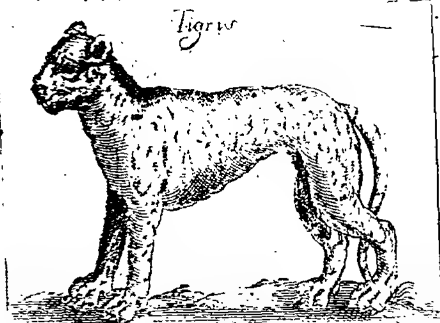
Von ihren Artzneyen / was ihnen zu gebrauchen / ist wenig zu melden / weil sie bey uns nicht zu bekommen / weil es aber gleichwol geschiehet / daß sie in unsern Ländern sterben / will ich allein diß sagen / daß ihre Fetten / in die Ohren dem Gehör / und für andere Schmertzen; auch dem Halse für die Angina diesen / die Leber in

Wein getruncken / soll das Hinfallende vertreiben / das Hertz am Halse getragen / soll einen Menschen bey grossen Herren beliebt und respectirt machen / die Gall davon soll die Augen erläutern / auch die Gelbsucht vertreiben / sein Fahe-Zahn einem Kind angehangen / ehe ihm die Zähne aufgehen / soll verhüten / daß ihm kein Zahn wehe thu / Schuhe aus seiner haut getragen / vertreibet die Schmertzen der Füsse / wer auf seiner Haut sitzet / der kan die golden Ader vertreiben.

CAP. L.

Vom Tyger / Panther oder Leopard.

DEr Tyger hat auf gelblichtem Boden schwartze wohl ausgetheilte glänzende Flecken / ist etwas weniges / aber nicht viel kleiner als ein Löwe / seine Augen glänzen wie Feuer / der Haltz ist kurtz / und die Klauen scharff und spitzig / die Gestalt ist fast einer Löwin gleich / ausser daß sie ein wenig schwächer / und an der Farb unterschieden und gesprecklicht sind / wiewohl sie sich offtmals miteinander begatten / und Junge zeugen / also auch zu Zeiten mit den grossen Hunden in Albania. Ihre Heimat ist an dem Fluß Ganges in India / so wohl



auch in Hyrcania, Asia, Peru, nova Hispania, Bengala, Taprobana, Java und Brasilia, ist ein grimmig und rauberisches Thier / das niemandens schonet / in Mohrenland und Occidental-Indien reissen sie allein die Mohren und Indianer nieder / und thun den weissen Leuthen nichts / ja wie Linschotten meldet / wann ein weisser und schwartzer beysammen ligt / werden sie den Mohren wegrauben / und den weissen liegen lassen.

Die Alten haben von des Tygers schnellen Hurtigkeit und Geschwindigkeit Wunder und Mähr erzehlet / welches aber dieser Zeit etliche widersprechen. Jacob Bontius lib. 5. hist. nat. & Medicæ cap. 2. als ein Testis oculatus sagt: Tigris bestia tardigrada est, und deßwegen werde es lieber die Menschen / als die Hirschen / wilde Schweine und Büffel anfallen / die sie nur / wann sie im Hinterhalt / zwischen Sträuchern und Dornen / liget / mit Listen überfalle / und wann sie es im ersten Anrannt nicht erhasche / sich wieder zurück begebe / und an einem andern gelegenen Ort dem Wild wieder aufpasse / kan aber wohl seyn / daß die Tygerthier in der Lands-Art Java träger und langsamer seyen / als an andern Orten / allermassen auch die Löwen in Armenia und India Occidentali so faig und kleinhertzig seyn sollen / daß sie von den Hirten allein durch Geschrey und Bedrohungs-Stimmen von den Heerden abgeschreckt / und verjaget werden / da sie anderwärts auch von gewaffneter Reuterey sich nicht scheuen / und ein Löwe / wie Johannes Leo in Hist. Africæ schreibet / die Freudigkeit hat / 200. Reuter / ohngeacht ihrer Rüstung / anzufallen / und ihnen einzubrechen; Also können die Tyger in unterschiedlichen Orten und Provintzen auch wohl unterschiedene Naturen haben / daraus doch nichts beständiges oder gewisses zu schliessen ist; Es hat unser itztregierender allerlöblichster Römischer Kayser / vor wenig Jahren zu Neubau / unferne Wien / Tyger gehabt / die haben gantz keine Trägheit an ihnen vermercken lassen / weil sie / wann man ihnen etwas hinab geworffen / verwundersam hoch gesprungen sind. Wann ihnen die Jungen von den Jägern geraubet worden / und sie solche nicht mehr erreichen / sondern leer zu ihrer Höhle kehren / sollen sie grausamlich heulen / wenn man ihnen eine Henn oder anders Geflügel zuwirfft / können sie es meisterlich rupffen / und die Federn abnehmen / ehe sie solche fressen.



Daß der Leopard / welcher von andern auch Pantherthier genennet wird / vom Löwen und Tyger erzeugt werde / wie etliche glauben / kan darum nicht seyn / weil sie selbst Junge haben / welches von keinem Bastardirten

Thier kan gesagt werden. Es gleichet an seiner Gestalt fast einer Katzen / ist viel schöner als ein Tyger / mit vielen runden schwartzen Flecken gleichsam gemahlet und besprenget / gläntzichte Augen hat er sonderlich im Finstern. Plinius lib. 8. hist. nat. c. 17. sagt: Sie haben am vordern Tiech ein Mahl unter andern dem Mondschein gleich / das sich bald in ein globum, wie der Vollschein / bald Hörnerweis sehen lasse / wie die Monds-Viertel gestaltet sind. Die Affen / denen er überaus aufsässig ist / kan er meisterlich betriegen. Er wird wegen seiner Schnelligkeit / im Lauffen und Springen / von dem Türckischen Kayser / Persianischen Könige / und andern Potentaten / zur Jagt anderer Thier sehr gebraucht / da werden sie hinder ihrem Warter auf Küssen sitzen zu Pferde geführt / da sie hurtig auf- und abspringen. Die Naturkündiger sagen / der Leopard habe eine rauche Zunge / wie die Löwen und Katzen / und das Weiblein mitten an ihrem Bauch vier Dutten. Sie trincken von Natur gern Wein / werden auch mit Wein / darein sie sich voll sauffen / gefangen. Er stincket nicht wie die Löwen / sondern hat einen lieblichen guten Geruch: wann sie gefangen sind / und etwan los kommen / so zerreissen sie alles / was sie antreffen / wie man denn in Franckreich Exempel hat / wie grossen Schaden sie gethan haben. Er vermischet sich gleichesfalls wie der Tyger mit Löwinnen / Tyger und Wölffinen / daher verschiedene Arten der Thier entspringen / denn weil in den hitzigen Mittags-Ländern wenig Bronnen und Lacken zu finden / als kommen allerhand Sorten Thier bey der Träncke zusammen / und wann dann die Brunst-Zeit ohne diß ist / so geschiehet öfft / daß die Zusammenkunfft so seltzamer Thier die galle Brunst der Begierden / und die Gelegenheit des Orts Anleitung gibt / daß die Weiblein / mit Liebkosen und Gewalt / von andern Thieren zu ihren Willen gebracht oder gemüssiget werden.

CAP. LI.

Vom Elephanten und Rhinocer.

Diß Thier übertrifft alle irdische Vierfüssige / so wohl an Grösse des Leibes / als auch an Fürtrefflichkeit des Gemüthes. Daher Plinius lib. 8. cap. 1. wohl saget: Maximum animalium est Elephas, proximumque humanis sensibus: quippe intellectus illis sermonis Patrii, & imperiorum obedientia, officiorumque quæ didicere memoria, amoris & gloriæ voluptas: imò verò (quæ etiam in homine rara) probitas, prudentia, æquitas. Daher sie am Verstand alle andere vierfüssige Thier weit übertreffen / und sind bey den alten und neuen Authoren so viel Erzehlungen von ihnen verhanden / daß man / wann man wolte / viel Bögen davon überschreiben könnte. Von seiner Grösse schreibet D. Nyland im Schauplatz irrdischer Geschöpffe / daß er zu einer Höhe von 16. Schuhen aufwachse / sein Farb ist schwartzfählecht / die Haut ist hart / und von dünnen Haaren / oder das meiste gantz ohne Haar / aber sonderlich am Rucken sehr dick und starck / die Augen sind nach ihrer Proportion etwas klein / wie auch die Ohren einer Handbreit lang / aber überall doppelt / der Mund steht innwendig in der Brust / hat eine kleine Zunge / die so weit im Rachen drinnen ligt / daß man sie kaum sehen kan / im Maul hat er vier Zähne / die Speise zu käuen / die zween grosse Elephanten-Zähne aber / die von den beeden Ober-Kinnbacken entsprungen / und beederseits den Rüssel umgeben / sind so groß / daß einer auch bisweilen mehr dann 3. Centner wigt / der Rüssel dienet ihm an statt der Hand / weil er damit die Speise in den Mund schiebet / und seinen Warter mit seinem Rüssel umhalset und liebkoset / lernet niederknien / ein Reverentz machen / Steine zu werffen / mit dem Degen zu fechten / mit dem Ballen zu spielen / nach dem Seitenspiel oder Gesang zu tantzen / und die Füsse einen von dem andern artig zu bewegen / er kan alles thun / was ein Mensch mit der Hand / einen Menschen auf sich / und wieder herab setzen / ein Gläslein Wein nehmen / zu seinem Mund halten / und austrincken / eine Pistolen losschiessen / und andere Geradigkeiten verrichten / wie ich theils selbsten in Lintz und Wien etlichmal gesehen habe / proboscis est perforata, flexilis & in omnem partem volubilis, daß er diesen Rüssel auch an statt der Nasen gebrauche / ist kein Zweiffel / dann diese ist auch zertheilt und hohl wie eine Nase / hohlet auch den Athem / und riechet dardurch / ist auch so starck / daß er einen mittelmässigen Baum damit umreissen kan / wann er durch ein Wasser gehet / hebet er den Rüssel hoch auf / daß ihm kein Wasser hinein rinnen möge / seine Füsse sind rund / und gleichsam für Seulen / die diese grosse Machina tragen und fortbringen müssen / die Tritt sind unten breit und rund wie ein Teller / fünff ungeschickte unformliche Zähen sind an jeden / die doch mehr einem Huff als einem Nagel gleichen / die Füsse haben doch ihre Juncturen und Glieder / Masculi membrum virile equino ferè simili est, testiculi verò non apparent, quia in corpore latitant, der Schweiff ist fast wie an einem Schwein / der Rüssel ist glatt / biegsam und schuppecht / dieser Rüssel soll ein gutes delicates Essen seyn / damit schöpfft er auch Wasser / seinen Leib damit zu waschen. Seine Haar / sonderlich wann er alt ist / sind ein gewisses Præservativ für böse Lufft und ansteckende Contagion, wann sie am Leibe getragen werden. In India wird auch ihr Fleisch gegessen. In der Insul Ceylon werden die grössesten Elephanten gefunden / die Könige von Narsinga und Pegu haben als etwas rares weisse Elephanten / haben auch deßwegen strenge Kriege miteinander geführet / sonst ist der Elephanten Heimat in Africa und Asia / und in den herumgelegenen Insulen / darinnen er gern ist / weil er das Wasser liebet / gern darinnen badet / etiam res venereas darinnen übet / der wilden Elephanten Speise ist Gras / Kräuter und Blätter von den Bäumen / die gezähmten aber werden mit Gersten und Reiß gefüttert / Obst / Feigen / Trauben / Zwibel / Knobloch / Salat und Garten-Kräuter essen sie auch sehr gerne / sie haben / wie die Alten davon schreiben / ein sehr hohes Alter / und können zwey bis drey Sæcula erreichen / die Kälte mögen sie nicht gedulten / daher muß ihnen zu Zeiten rother starcker Wein gegeben / und sie auch sonst vor der Kälte wohl versichert werden / sonst trincket er lieber trübes / als

lauter und klares Wasser. Man glaube/ es sey ein grosser Freund des Menschen/ liebe auch schöne Frauen und Kinder/ wie davon bey alten und neuen Historicis viel artliche Exempel erzehlet werden. Seine gröste Feind sind/ das Nashorn und der Drach/ deren es in Æthiopia viel geben soll/ mit dem Rhinocer ist es allein wegen der Weide/ sonderlich aber die Mäuse/ weil sie ihr Futter nicht mehr anrühren/ wofern sie eine Maus darinnen gespühret haben. Sonst ist kein Thier ohne Zaum/ und allein mit der Stimm zu regiren/ als allein der Elephant. Wie die Helffenbein gesucht und gefunden werden werden/ suche man nach bey Gesnero.

Auch meldet er/ das Helffenbein verderbe in übriger Tröckne/ und man soll es deßwegen mit Oel oder Wasser offt begiessen. Das Feite von Elephanten wird gelobt wider das Haupt-wehe/ und wider Gifft: Tactu proboscidis dolorem capitis levari, ait Plinius, & quidem efficacius, si accedat sternutamentum. Seine Gall mit Bisem in die Nasenlöcher gethan/ soll das Hinfallen curiren/ oder auch die Leber soll darfür beyhülfflich seyn/ das gepulverte Helffenbein in appropriatâ aquâ eingenommen/ thut es gleicherweise/ oder in Meth/ etiam hujus potu mulieres ad concipiendum fœtum aptissimæ redduntur: fumo quoque, qui fit ex ungulâ & pilis elephantis, fugantur venenata animalia.

Den Streit des Elephanten mit dem Drachen hat gar schön und wohl beschrieben Sieur du Bartas in seiner Semaine des sechsten Tages/ auf solche Weise: Der Drach/ weil ihm der Elephant zu hoch ist/ begibt sich in Hinterhalt auf einen dicken Baum/ wo er weiß/ daß sein Feind bald durchpassirt/ und wo das geschiehet/ wirfft er sich strachs auf ihn/ umschlingt ihn mit seinen Banden so fest/ daß er sich nicht rühren/ oder ihn herab schütteln kan; wann nun der Elephant zu einem Baum oder Felsen eilet/ und den Drachen zerquetschen will/ begibt sich dieser eilends abwerts/ und bestrickt ihm die fordern Füsse/ daß er nicht gehen kan; wann nun der Elephant mit seiner Schnautzen dieses Band auflösen und zerreisen will/ ist der Drach so hurtig/ daß er die Schnautzen mit seinem Kopff und Schnabel anfällt/ und also fest verstopffet/ daß er ihm allen Athem benimmet/ bis er umfallen und ersticken muß/ der Elephant aber/ indem er fällt/ druckt mit seines Leibes Schweren auch den Drachen so ungestümm/ daß er davon bersten und sterben muß.

D' autant que tout soudain la Beste aux dents d' yvoire
tombe morte, & tombant rompt de son poids le corps,
qui la mange dedans, & la presse dehors.

Dardurch wird die Frucht des verderblichen Krieges darinnen der Uberwinder und der Uberwundene gleichen Schaden leidet/ verstanden.

Das Nashorn oder der Rhinocer, wiewol es selten in unseren Europæischen Ländern gesehen wird/ ist doch den Portugesen und Hispaniern zu Zeiten in ihre Provintzen gebracht worden. Man hat auch Nachricht/ daß noch zu Zeiten der alten Römischen Heydnischen Kayser diß Thier zu Rom ist gesehen und bewundert worden. Svetonius schreibet dieses dem Kayser Augusto zu/ Plinius aber vermeynet/ es sey vom Pompejo Magno geschehen; die Feindschafft zwischen diesem Thier und dem Elephanten erhebt sich meisstentheils wegen der Weide/ dabey eines das andere nicht leiden/ keines aber dem andern weichen will. So ist auch zu Domitiani Zeiten ein solches Nashorn gegen einem Stier und Bären auf das Theatrum gelassen worden/ welches ihm mit seinem Horn grimmig gefaßt/ und wie einen Ballen leichtlich in die Höhe aufgeschupfft und geworffen hat/ Martialis in seinen Epigrammaten bezeuget:

Præstitit exhibitus totâ tibi Cæsar Arenâ,
quæ non promisit prælia Rhinoceros.
O quàm terribiles exarsit pronus in iras!
quantus erat cornu, cui pila taurus erat!

Und an einem andern Ort:

Namque gravem gemino cornu sic extulit Ursum,
Jactat ut impositas Taurus in astra pilas.

Oppianus zwar will lib. 2. de Venatione, die Nashorn seyen alle Manns-Geschlechts/ und sey kein Weiblich unter ihnen/ wisse also nicht/ wie ihre Vermehrung zugehe: Aber die heutigen Scriptores rerum Indicarum, darunter auch Jac. Bontius, der Holländische Ober-Medicus, in denen Indianischen Ländern gedencken eines Weibleins/ welches samt bey sich habenden Jungen ist gesehen worden. Es thut leichtlich niemanden nichts/ wird es aber zu Zorn gereitzet/ so wütet es grausamlich/ wie erstbesagter Author auch daselbst erzehlet. Damianus Goes in Hispaniæ Encomio schreibt/ er habe selbst mit seinen Augen den Zweykampff zwischen diesem Thier und dem Elephanten gesehen/ zu Zeiten des Königes Emanuelis in Portugall/ als er damals sein Kammer-Page war: auch einmal zugleich 3. Elephanten und ein Nashorn/ die aus Ost-Indien gebracht worden/ davon ein Elephant mit dem Rhinocer gestritten/ Anno 1515. oder 16. zu Lisabona; sey aber der Elephant überwunden worden.

Gesnerus, meines Erachtens gedencket auch dieses zu Lisabona vorgenommenen Streits/ setzt aber/ der Elephant sey (wie er von Kauffleuten verstanden) vor dem Nashorn geflohen/ so gleichfalls ein Zeichen ist/ das Nashorn habe den Sieg davon getragen. Die Alten haben dieses Thier Bovem Ægyptium oder Æthiopicum genennet/ er ist/ wegen seiner kurtzen Füsse/ ein gut Theil niedriger als ein Elephant/ aber an Länge und Dicke des Leibes wenig unterschieden/ daher kan er auch im Kampff seinem Feinde leichter zu dem Bauch/ wo er die zarteste Haut hat/ gelangen/ und ihn also beschädigen: wo er des Bauchs verfehlet/ und ihn der Elephant mit seinem Rüssel umschlingen kan/ so erstickt er ihn/ und zerquetschet ihn mit seinen grossen Zähnen; Seine Haut ist grau und schwartz/ mit tieffen Runtzeln und Kerben versehen/ als wäre er geharnischt/ zu beeden Seiten und über den Rucken aber doch sehr dick und hart/ daß man sie auch mit einem scharffen Schwerdt nicht durchhauen wird/ seine Füsse/ Gestalt des Leibs/ die Stimme/ die Füsse und der Rüssel/ gleichen einem Schwein; an der Nasen hat er übergebogenes/ hartes/ schwartz-aschenfarbes oder weisses Horn/ so spitzig und hart ist wie ein Eisen/ diß wetzet er an einen Stamm/ wann er zum Kampff sich rüsten will: hat am Leib gar dünne Haar/ und ist meisstentheils glatt an der Haut/ wiewol es scheinet/ es sey mit Schilden und Brustflücken hin und wider am Leib versehen. Sie begatten sich wie die andern vierfüssigen Thier: sollen auf ein

hohes Alter kommen / ihre Zungen ist so scharff / daß sie einen Menschen tödten / wann sie ihn nur belecken / also daß Haut und Fleisch bis an die Beine weggehet / er liebet auch Morast und Koth / und wühlet darinnen um / wie ein Schwein / er frisset Disteln und Dorn / weil er eine so harte und scharffe Zungen hat; die Jungen hat er sehr lieb / und wann er neben ihnen angetroffen und beleidiget wird / rechnet er sich nicht / biß er vorher seine Jungen in Sicherheit gebracht hat. Wann er mit einer Kugel getroffen wird / so reisset er flüchtig durch alle Büsch und Wälder / und wirfft zu Boden auch die Bäume / die ihme im Wege stehen. Das Horn dieses Thiers wird zu den Pocalen und Trinck-Geschirren gebraucht / wird wider alles Gifft gelobt / und deßwegen in hohen Werth gehalten. Es soll zu München in der Churfürstlichen Kunst-Cammer eines zu finden seyn / und ich hab auch zu Regenspurg eines gesehen / welches Herr Rudolph Wilhelm / Herr von Stubenberg / von einem Kauffmann / der einen Glückshafen aufgerichtet hat / nach dessen Tod von seiner Wittib an sich gehandelt / das war recht Hornfarb / grau / weißlicht und aschenfarb / war wie ein Becher formirt / so groß / daß nicht viel weniger / als ein Köpfel Wein darein gienge.

CAP. LII.

Von dem Drachen.

DEr andere Tod-Feind des Elephanten ist der Drach. Ich bin zwar lang angestanden / ob ich etwas davon vermelden solle; weil dieses mehr in den alten Fabel-vollen Romans, als in beglaubten Historien / und aus Erfahrung und Experientz der Menschen / zu finden ist; sonderlich ist die Frage / ob sie nur grosse Schlangen / weil die alten Griechen diß Sprichwort haben; Eine Schlang / wann sie viel Schlanngen fresse / werde endlich ein Drach / und also eine jede abscheuliche ungeheure Schlang ein Drach sey / oder werde.

So hat mich P. Athanasius Kircherus seithero ein anders glauben machen / indem er dergleichen Drachen unter die Monstra Naturæ zehlet / auch diese keines weges können gelanget werden / weil auch viel glaubwürdige Exempla derselben vorgestellet / dem Leser seinen Unglauben gäntzlich benehmen.

Nun / sagt Kircherus, ist bewust / daß dieser Drachen Aufenthalt und Wohnung allein in den Wüsten und Einöden abgelegene Höhlen und Löchern seyn / da sich meistentheils nur grosse wilde Raub-Vögel / Adler / Weyhen und Geyer aufhalten; die zu ihrer täglichen Speise allerhand unterschiedliche Thier / als Schlangen / Nattern / Vögel / Hasen / Lämmer / Hunde / Ziegen / ja auch wol kleine Kinder / daselbst hinführen / zerreissen und fressen / und wann die Uberbleibungen von diesen Cörpern daselbst übereinander verfaulen und fermentiren / so bleibt doch allezeit etwas vom natürlichen Saamen eines jeden Thiers zuruck / aus welchen vielfältigen Saamen dann / vermittels der aufgierenden Putrefaction, eine solche Mißgeburt und ungeheures Monstrum entspringet / das von unterschiedenen Thieren eine Vermischung an sich ziehet / als den Kopf und Schwantz von einer Schlangen / die Füsse von den vierfüssigen Thieren und Geflügel / entweder vier oder zween / wie denn von beyderley Art Drachen gefunden werden / die Ohren ingleichen von einem Hasen / Fuchs oder Ziegen / die Zähne / und den grossen Rachen theils von Thieren / theils aber von vierfüssigen jungen Raubthieren: dann Virtus Seminalis und die Krafft eines jeden Saamens ist beschäfftiget / dasjenige zu formiren / was sie kan / und weil sie ein vollkommenes Thier herfür zu bringen / durch die vielfältige Vermengung anderer Saamen / geschwächet wird / bringet sie zum wenigsten an der äusserlichen Gestalt einer Mißgeburt etwas herfür / das mit den Thieren etwas gleichet / aus deren fermentirten Saamens-Krafft solches generirt worden. Daß es aber (spricht P. Kircher ferner) scheinet / als ob die Drachen Feuer speyen / so rühret solches her von der schleimichten Materie / damit ihre Cörper angefüllet sind / dannenhero scheinet es / sonderlich bey Nacht im Duncklen / als ob es Feuer wäre / wie das faule Holtz / oder Johannes-Käfer und Würmlein / die man auch für Feuer zu Nachts ansihet. Die harte Schüppe und Schilde / womit die Drachen ihren Rucken bewaffnen / entstehet gleichesfalls aus einer zähen / schleimichten Fettigkeit / wie man an Crocodilen und Schildkroten sihet. Aus diesen unterschiedlichen Materien nun kommts auch her / daß theils Drachen mehr und weniger Gifft haben / als die andern.

Die grossen Berg-Grufften und Höhlen / in den grossen Schweitzerischen und Carpatischen ausgeödten und abgelegenen Gebürgen / sollen noch zu Zeiten von diesen Monstris nicht befreyet leben. Und dessen haben wir alte und neue Exempel: Der gar alten zu geschweigen / erzehlet Bosius lib. 2. de Religione Equitum Ordinis S. Joh. Hierololymitani, daß / zu Pabst Clementis des VI. Zeiten / zu Rhodis Anno 1345. einen solchen Drachen / der sehr viel Schaden gethan / ein tapfferer junger Gasconischer Ritter / Deodato de Gozon, mit Beyhülff zweyer bissiger Englischer Doggen / durch eine sonderliche List / bestritten und erleget hat / der auch anno 1349. hernach Groß-Meister zu Rhodis worden ist.

Vor ohngefehr einem Sæculo, soll aus Lucern ein Binder / als er in den Alpen-Holtz / zu seinem Handwerck / Fässer zu machen / suchen und fällen wollen / sich aber verirret / und in Gebürg in eine tieffe Gruben und Speluncken gefallen / da er ihm / weil der Grund weich und lettich war / dennoch keinen Schaden gethan hat / als daß er eine Zeitlang in Ohnmacht also ligen geblieben: Als er nun bey Tages wieder zu sich selbst kommen / und gesehen / daß dieses greuliche Loch wie ein tieffer Bronnen war / daraus kein Ausgang zu hoffen / hat er sich mit seinem inbrünstigen Gebet zu GOtt gewendet / und andächtig um Errettung geflehet; und als er des Tages gesehen / daß aus dieser Hölen noch andere Bey- und Neben-Hölen zu Seiten hinein sich mercken lassen / in deren eine er sich begeben / seine Ruhestatt zu nehmen / da kamen ihm unversehens zween abscheuliche Drachen entgegen / ob deren Anblick er also erschrocken / daß er sich gantz darüber verlohren: diese Monstra aber thaten ihm weiters keinen Schaden / als daß sie ihn

mit dem Leib / Hals / und Schwantz berühret / und bey dieser Gesellschafft hat er also vom 6. Novembr. an / den gantzen Winter durch / biß auf den 10. April / verbleiben müssen / und weil er gesehen / daß die Drachen diese gantze Zeit über nichts anders gegessen / als daß sie eine saltzichte Feuchtigkeit / so aus dem Felsen herab rann / lecketen / hat er gleiches gethan / und sich also den gantzen Winter durch erhalten und durchgebracht.

Als nun der Frühling ankommen / und die Drachen ihre Zeit verspühreten / schwungen sie zu einer Vorbereitung ihre grausamen Flügel etlichmal empor / sich gleichsam aufzumuntern / und hub sich anfangs der erste empor / und flohe zum Loch hinaus; da nun der andere Drach sich gleichesfalls also anstellete / und der arme Mann solches sahe / gab ihm GOtt den Muth ins Hertz / daß er dem andern Drachen fleissig aufpassete / und so bald er vermerckte / daß sich derselbe in die Lufft erheben wolte / hielt er sich fest an seinen Schwantz / und ward also zugleich mit ihm aus der Gruben gehoben / da die Drachen nun ihres Weges stracks fortgeflogen: darauf er nach Lucern zu den Seinen (die ihn als todt beklagt hatten) wieder kommen; darüber jederman / der diese Geschicht angehöret / voll Verwunderung / die augenscheinliche Hülff GOttes erkannt hat. Es hat aber dieser gute Mann (weil sein Magen / von der unordentlichen Speise gantz verdorben / der ordinari-Kost übel gewohnen konnte) innerhalb 2. Monaten dieses mit der Haut bezahlen müssen / doch hat er vorhero diese gantze Geschicht in ein priesterliches Kleid wircken / und zur ewigen Gedächtnus zu Lucern in der Kirchen S. Leodegarii aufhencken lassen / daselbst es jederman biß auf diesen Tage zu sehen bekommen kan; wie es P. Kircher in seinem Mundo Subterr. lib. 8. Sect. 8. c. 2. bezeuget.

Aber von unsern Zeiten zu reden / so hat erst vor etlich und zwantzig Jahren als Anno 1660. sich dieses begeben: Als ein Mann aus der Stadt Rom gieng etliches Wasser-Geflügel zu bekommen / ist ihm nahe an dem Meer / an einem marastigen Ort / ein geflügelter Drach aufgestossen / und weil ihn dieser Mann vor einen grossen Geyer ansahe / hat er darauf Feuer geben / und ihm eine Flügel gelehmt / der darauf halb fliegend und halb lauffend auf ihn los gieng / ihn anzufallen / aber der Schütz war hurtig mit seinem Rohr / und schoß ihn mit der andern Kugel gar todt / worauf der Jäger bald wieder nach Hause gehet / ob er etwann vom Blut und Anschnauben des Drachens berührt und vergifftet worden / daß er gleich dieselbige Nacht darauf gestorben / und sind ihm grüne und gifftige Beulen an dem gantzen Leib aufgefahren. Auf eingenommenen Bericht aber waget sich ein anderer an dem besagten Ort / wo er den Drachen schon vermodert gefunden / und dannenhero zum Wahrzeichen des Drachen-Kopf mit sich nach Rom gebracht / welcher auch zum P. Kircher ist gebracht worden / (wie er selber schreibet) der hat ihn gar eigentlich in die Beschau genommen / und ihn als einen wahrhafftigen Drachen-Kopf befunden / denn er hatte eine gedoppelte Reige Zähne / und der Rachen hatte die Gestalt eines Schlangen-Mundes / seine beede Füsse aber waren den Gemsen-Füssen gleich.

P. Kircherus erzehlet daselbst noch andere dergleichen Exempel / bey dem sie der Leser selbst finden kan; wer sie aber teutsch haben will / der besehe Herrn Happelii Rationes Curiosas den 1. Theil fol. 43. & 176. & seqq. da wird er alles weitläufftig beschrieben und aufgezeichnet finden.

CAP. LIII.

Von Affen / Meerkatzen / und Paphian.

Affen und Meer-Katzen seynd eines von den gewöhnlichsten und bekandtesten Thieren / die aus Africa und America über Meer in unsere Länder gebracht / und von vielen vornehmen und reichen Leuten / in ihren Häusern / wegen ihrer artlichen seltzamen Sprüng / Gebärden / und lustigen närrischen Bewegung und Anstellungen unterhalten werden / weil sie in vielen Stucken dem Menschen gleich alles nachthun / was sie an andern sehen / daher auch das Wort / nachäffen oder nachthun / entsprungen / doch sind sie ihm in



vielen Stücken ungleich / wie bey den Naturkündigern zu sehen. Im Königreich Melinde sollen schneeweisse Affen und Meerkatzen bisweilen zu finden seyn / die aber nur grossen Herren und Königen zum Præsent kommen; sie wohnen gern in Speluncken und Höhlen der Felsen und Wildnüssen / ihre Speise ist Nuß und allerley Obst.

D. Wyland schreibet / wann die Affen in einem Hause bey Leuten erzogen sind / und Junge bekommen / so fasse der Affe solches in die Armen / und trägt sie von einem Hausgenossen zu dem andern / und wann man selbe liebkoset / erweise er sonderbare Freuden-Zeichen / den Wein sauffen sie sehr gern / und überfüllen sich damit /

mit/ daß sie gantz voll/ und durch dieses Mittel auch leichtlich gefangen werden/ sie haben meistentheil nur eines/ gar selten aber zwey Jungen.

Der Aff wird bald heimlich/ und wo man ihm böses zufügt/ vergisset ers nicht leicht/ ein spitzfindig/ fürwitzig Thier ist es/ voller Geschäfft und Unruhe/ daß auch Gesnerus schreibet/ als ein Aff ein Kind baden und fägen gesehen/ hab er solches nachthun wollen; als aber zum Unglück das darzu genommene Wasser im Kessel gar zu heiß gewesen/ hab er das Kind verbrennt/ und damit getödtet. Mit den Katzen/ sonderlich den Jungen hat er seine absonderliche Kurtzweil/ und mit allerhand jungen Thieren/ spielet aber mit ihnen grob genug/ wie selbst mit seinen Jungen. Rhasis de facult. animalium cap. 22. saget: Cor simiæ assum, desiccatum & potatum ad pondus drachmæ unius, cum mellicrato antiquo, corroborat cor, auget audaciam, pusillanimitatem & pulsum cordis removet, insuper acuit intellectum, confert etiam morbo caduco laborantibus. Wer von einem Affen gebissen worden/ der nehme Rettichscheller/ siede/ dörre/ pulvere sie/ und lege sie auf den Biß/ oder lege Ochsen-Gall auf die Wunden/ so heilet es; bey Gesnero kan man mehr dergleichen Sachen finden.

Von den Affen werden artliche Sachen und Geradigkeiten erzehlet/ als daß sie im Schach spielen/ Wein und andere Getrancke holen/ und das Geld zu zehlen wissen. Cercopithecus, quasi simia caudata, eine Meer-Katz ist den Affen sehr feind/ aber zu schwach/ jedoch arglistiger und geschwinder/ je kleiner sie sind/ je lieber man sie hat/ ist auch ein fürwitzig lächerlich Thier/ sie werden in Indien/ Mauritanien und Arabien gefunden/ der lange nachschleiffende Schwantz macht zwischen den Affen und ihnen einen Unterscheid/ wo die Palmbäum und Datteln wachsen/ thun sie den Innwohnern grossen Schaden/ fressen die Früchte/ und verwüsten die Geschirr/ darein sie den Palm-Wein auffangen/ sie haben ihre Jungen auch sehr lieb/ und tragen solche auf den Rücken/ die fassen sie mit mit den vordern Pfotten um den Hals/ und mit den hintern um den Rücken/ es sind so wol von diesen/ als auch von den Affen unterschiedliche Geschlechte/ die an Form/ Farb/ Grösse und Wehrt sehr sich ändern.



Der Paphian ist grösser/ dicker und stärcker denn die vorigen zwey Arten/ ist aber auch ein Affen-Art/ allein grausamer und wilder/ hat an seinen Füssen langlechte Zähen wie Menschen-Finger/ frißt alles/ was die Affen und Meer-Katzen fressen/ sonderlich das Obst; ist rauch und Aschen-farb von Haaren/ ausser sein Hindertheil ist blaulecht und glatthärig/ ist ein geil und unverschamtes Thier/ sonderlich wann er Weibsbilder siehet/ sie sollen jährlich zweymal Junge haben/ und jedesmal ein Männlein und Weiblein/ wird nicht so offt in unsere Länder gebracht/ und weiß ich innerhalb 20. Jahren nur einmal/ daß man eins nach Regenspurg gebracht hat/ vor diesem habe ichs anderwerts/ als zu Wien und Lintz/ zu unterschiedenen Zeiten auch gesehen/ wo er an einem Baum Obst sihet/ da steiget er hinauf/ und schüttelt ihn herab/ man sagt/ wann andere Thier unter den Baum kommen/ so treibet er sie hinweg/ ohne wann in denselben Ländern ein Elephant darunter kommet/ so lässet er ihn verbleiben.

CAP. LIV.

Vom Bisemthier/ Zibethkatzen und Stachelschwein.

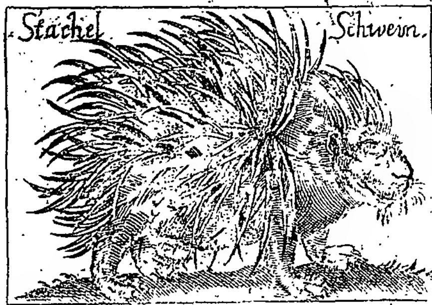
Von dem Bisemthier ist unterschiedlich von den Authoribus gedacht und geschrieben worden. Etliche meynen/ es sey eine Geiß-Art/ andere halten es für eine Speciem Capreolorum, es gleiche einem Rehlein/ etwas gräulicher denn ein Reh/ und mit bunten/ fleckender Bisem wächset in ihrem Nabel/ wann sie in der Brunst sind/ geschwillet ihm der Nabel hart und dick auf/ und thut ihm wehe/ weil sie dieser Zeit weder essen noch trincken/ bis die Materi zeitigt/ die reiben sie an die Schropffen und Felsen/ daran wird sie von der Lufft und Sonnen getrocknet/ und von den Jägern fleissig zusammen gesucht und verkaufft/ sie haben vier lange Zähne wie die Eber/ gantz weiß/ man findet sie in Arabien/ China/ Cathai/ auch in Egypten/ sie wohnen gern in gebürgichten Orten/ wo der Spica Nardus wächset/ dessen wohlriechende Aestlein fressen sie begierig/ und glaubet man/ daß der Bisem davon seinen Ursprung nimmt/ es soll ein sehr schnelles hurtiges Thierlein seyn/ so selten ohne mit List/ Netzen und Hunden gefangen wird/ auf die Myrrhen sind sie auch geschwind/ davon wie auch von dem Spicanard/ und andern wolriechenden Kräutern/ der Bisem seinen lieblicheu edlen Geruch von sich gibt. Der Bisem wird in der Apothecken wider das Zittern/ Ohnmacht und Winde innerlich offt

gebraucht / äusserlich aber zu wohlriechenden Räuchen und Riech-Kugeln / wie er manchfältig verfälschet wird / mag man sehr weitläufftig bey Gesnero vom Bisem lesen.

Von solcher Art sind auch die Bezoar-Geissen / die in China / auch in Oriental-Indien / wie auch in Brasilien und Persien gefunden werden. Es finden sich auch Affen / dabey man in Indien diesen Stein findet / wie man bey Bontio und Pisone in ihren Indischen Historien Bericht haben kan.

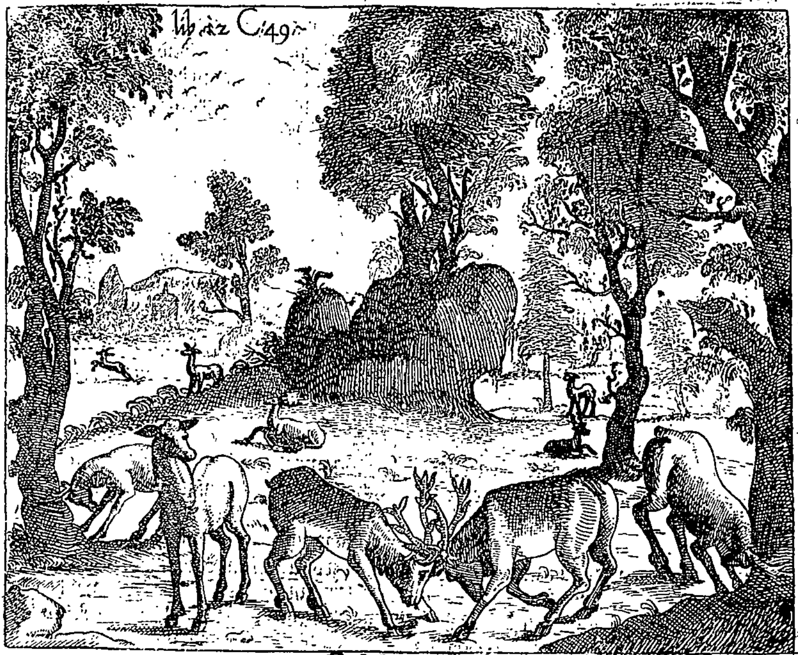
Die Zibet-Katz wird aus Pegu, dem Königreich Congo, Aethiopien und Aegypten zu uns hergeführet / wird grösser denn unsere Katzen / hat ein langlechtes scharffes Maul / rothe glänzichte Augen / runde doch etwas gespitzte Ohren / einen langen Leib / und einen Katzen-Schwantz / der Rucken ist mit schwartzen Haaren überzogen / der gantze Leib ist weiß oder Aschenfarb / wie D. Nyland sagt / mit vielen Ringen / und Oval-runden schwartzen Flecken bezeichnet / das Ende des Schwantzes ist schwartz / das Männlein hat bey der Scham / zwischen denen Testiculis, und Geburts-Glied / ein kleines Säcklein / und bey dem Weiblein ists zwischen dem Hindern und der Gebähr-Mutter zu finden; doch bey dem Weiblein ist das Säcklein kleiner. Sie werden darum Katzen genennet / weil sie auch Mäuse fangen und fressen in der Wildnus / wann es aber im Hause gehalten wird / fressen sie Fleisch / ihre Augen glänzen zu Nachts wie den andern Katzen / wann sich dieser Materien in dem Bälglein viel sammlet / kan mans mit einem subtilen Löffelein heraus thun / und in einem Horn oder Gläslein behalten.

Gesnerus schreibet / diß Thierlein bringe jedes Tages ein Quintlein Zibeths / daher diese Thier hoch gehalten sind / das Weiblein ist leichter zahm zu machen / als das Männlein. Genet-Katzen / oder Genetten / sind mit grauen / roth und braunen Flecken vermengt / wohnen gern an wässerigen niedern Orten und Flüssen / und suchen daselbst ihre Speise / kommen auch aus Orient / und werden zu uns aus Spanien gebracht / und zu dem Beltzwerck gebraucht. Gesnerus sagt: Sie seyen von Haaren dick / zart und lind / und haben einen lieblichen Geruch / wie der Bisem. Bellonius daselbst sagt: Zu Constantinopel pflege man diese Katzen durch die Häuser lauffen zu lassen / wie wir unsere heimische Katzen.



Das Stachel-Schwein / Hystrix, wird aus India und Africa in unsere Länder gebracht / man findet es auch (wie P. Caspar Schottus meldet) in Sicilia bey dem Berg Æthna, wo es in Hecken und Dornstrauchen sich aufhält / ist ein Igel-Art / aber grösser / isset Birn / Aepfel / Ruben und Möhren / auch geschnitten Brod / des Winters übergräbt es sich ein / und des Nachts ist es unruhig / und gehet seiner Nahrung nach / sein Kopf ist rund / und gleichet einem Hasen / die vordern Füsse sind wie eines Dachsens / damit er sich eingraben kan / die hindern gleichen einem Bären / die Ohren scheinen den Menschen-Ohren ähnlich seyn. Die Stacheln sind vornen schwartz / und näher am Leib weiß / sehr spitzig und hart / damit streiten sie wider die Hund / und alles / was sie beleidiget / und schiessen gleichsam damit / aber nicht fern / wann sie treffen sollen; sie graben sich in Wäldern ein wie ein Dachs / ist ein stinckend / unsauber / auch zornig Thier / das mit seinem Rühelein und Grüntzen alle andere Dorn-Schwein zusammen bringet / wie die Schweine zu thun pflegen / es wohnet gern an Orten / die einen lettichen / weichen Grund haben / darinn es sich bald vergraben kan / wie ein Dachs.

Gesnerus schreibet / es hab auf dem Kopf eine Hauben / das Haar ist an der Farb geelicht / aber oben am Hals sey es wie eine weisse Wolle; es hat auch einen Schwantz hinden / wie eine Gans / und unter den Stacheln hat es weisse und aschenfarbe Pflaumen wie eine Gans / wann mans anrühret / so fähret es in einander / und börstet sich mit einer aufschupffenden schnurrenden Bewegung; die man bey uns herum führet / werden jung gefangen / und auferzogen / die Wunden ihrer scharffen Stacheln heilet nicht gern / sonderlich wann ein Flachs- oder ein Geäder verletzet worden. Brod in Wasser geweicht / ist seine beste Speise / die Stacheln davon sollen gut zum Zahnstieren seyn / und die Zahnwehe vertreiben. Sein Fleisch und seine Stacheln zu Pulver gebrannt / und der Aschen davon eingenommen / stärcket die schwangern Frauen / und erhält die Frucht / daß sie nicht zur Unzeit gebähren. Joh. de Laet berichtet / daß in Brasilien Stachel-Schwein gefunden werden / bey nahe so groß wie die wilden Schwein / sie werden daselbst Coendou genannt. Es wird auch das Stachel-Schwein von etlichen zur Speise gebraucht und gegessen.



CAP. LV.

Vom Hirschen und seiner Natur / und was von ihm zur Artzney dienlich.

Die jungen erstgesetzten Hirschen / wie Joh. Tantzer in seinem Jagt-Buch bezeuget / werden die Männlein davon Hirsch-Kälber / und die Weiblein Wild-Kälber genannt / haben erstlich über den Rucken viel Flecken / ligen die ersten 4. oder 5. Tage unter einem dicken Gebüsche / oder unter einem umgefallenen Baum / und stehen nicht auf / bis die Mutter kommt / da saugen sie stehend / und legen sich hernach wieder nieder / die ersten Täge können sie von jeden angegriffen und weggetragen werden / allein schreyen sie nach der Mutter / kommt aber ein Fuchs oder Hund / so schreyen sie hefftiger / da trabt denn die Mutter (wann sie es hört) und schlägt mit den vordern Läuffen / solches / wo möglich zu wehren. Die Jungen gehen erstlich der Mutter nach / endlich aber / wann sie stärcker werden / voraus. Halten sich die erste 2. oder 3. Jahr bey der Mutter auf / bis sie alle Flüchten / Gefahr und Sicherheit erkennen. Die Hirschkälber sind untereinander sehr lustig / üben sich im Lauffen und Springen / tummlen sich wie ein Pferd / und fliehen über Büsch und Sträucher weg / daß man seine Lust sihet. Wann man sie klein schneiden läst / so wächset ihnen / wann sie groß werden / kein Gewenhe / und werden feist / ihr Wildpret aber ist nicht so wolgeschmack als der Wilden. Im anderten Jahr fangt ihnen an ein kleiner Spitz zu wachsen. Im dritten Jahr aber kommen die Augen-Sprossen / und werden alsdann Spitz-Hirschen genannt / müssen aber in der Brunst-Zeit noch zuruck bleiben / weil sie die alten Hirschen sehr verfolgen. Wann sie die Stangen stärcker aufsetzen / werden sie Jagbar genannt / wo sie 10. oder 12. Zincken aufgesetzt haben / sie sind aber nur meistens in grossen Wäldern zu finden / wo sie nicht auf die Felder kommen.

Anno 1597. den 18. Aug. ist in Agro Husumnsi, in der Ostenfelder-Heide im Holsteinischen / ein Stuck Wild gefället worden / quæ in atrio Gottorpiensi, quod viride appellatur, gypso affabrè efformata & propter raritatem in Atrio Ducali Husumensi ad vivum depicta cernitur. Das hat ein Gewenhe von zehen Zincken wie ein Hirsch. Vide Miscellanea Curiosa Anni noni & decimi, observat. 88. ex Relatione B. Joëlis Langelotti, des Herzogs von Holstein Hof Medici.

Unter dem Wildpret / ist ein Hirsch das edelste und schöneste Thier / das Männlein ist mit seinem starcken Gewenhe bewaffnet / welches es doch (so sonst kein Thier thut) jährlich abwirfft / wann sie in der Jugend geschnitten werden / so bleiben sie Waffenloß / schneidet man sie aber / wann sie das Gewenhe haben / so werffen sie solches nimmer ab; an dem Gewenhe wird ihr Alter erkennt / daher werden sie genennt Zehner / Zwölffer / rc. allzeit von dergleichen Zahl / ob sie schon zu Zeiten auf dem einen Gewenhe um einen Zincken oder Ast weniger haben. Ist sonst ein verzagtes flüchtiges Thier / das sich mehr auf die Geschwindigkeit seiner Schenckel / als die Stärcke seiner Waffen / verlässet / daher er sich auch nie (ausser in der äussersten Noth) wann er nimmer fliehen kan / oder in der Brunst / zur Wehr setzet; wann er im Frühling das Gewenh abwirfft / versteckt er sich in den Gebüschen / und getrauet ihm nur des Nachts auf die Weide heraus zu kommen.

Wenn das Gewenhe hart und spissig worden/ kan das zulauffende Geblüte / davon sie zunehmen / sich nicht so leicht austheilen / bleibt also zwischen dem Hirn und Gewenhe stecken / und wachsen aus dieser Fäulung Würmlein/ die daselbst mit beissen und kitzlen den Hirschen ungedultig machen / daß sie das Gewenhe starck an die Stämme der Wald-Bäum anschlagen / sie nach und nach abledigen / rogel machen / und endlich gar abwerffen / wie D. Joh. Andr. Graba in seiner ἐλαφογραφία bezeuget.

Theophrastus meldet / daß einem Hirschen aus seinem Gewenhe Epheu gewachsen sey. Wiewol nun etliche nicht vermeynen / oder sich einbilden können / wie einiger Epheu-Saamen dahin müsse gekommen seyn / sey auch nicht glaublich / daß der Hirsch sich etwa mit dem Gewenhe an einem Epheu-Stock solle gerieben / und etwas von der Wurtzel behalten haben / die etwan von ohngefehrde einen so weichen und faulen Ort im Gewenhe angetroffen hätte / und also darinnen stecken geblieben und ausgewachsen wäre. Mich aber dunckt es gantz wahrscheinlich / weil bekannt/ daß sich die Schlangen und Nattern überaus gerne in den Schatten des Epheues aufhalten/ darum er auch deßwegen aus vielen Gärten bannisirt wird / konte also wol seyn / wann die so beschryene Antapathia der Hirschen mit den Schlangen wahr ist/ daß etwan derselbige Hirsch eine Schlange unter dem Epheu angetroffen / und mit dem Gewenhe hat heraus arbeiten und heben wollen / und etwan also ein zeitiges Epheu-Beerlein auf dem Gewenhe zerdruckt hätte/ welches darauf ein kleines Oertlein mit Erden gefüllt (wie sie dann gern in der Erde umwühlen) erreicht; und wie der Epheu nicht tiffen Grund bedarff / also er auch an diesem Gewenhe eingewurtzelt und Zweige getrieben hätte.

Wann das Gewenhe wieder anfängt zu wachsen/ welches die Jäger Kolben heissen/ und sie etwan einer Handbreit lang werden / sind sie weich / und mit einer rauhen Haut überzogen / das wird / wann ein solcher Hirsch gefällt wird / in kleine dünne Scheiblein geschnitten / oder klein gehackt/ mit Gewürtz und Butter gekocht; und für ein fürtreffliches gesundes Hertzen-Essen billich gehalten. Wann sie sich in die Flucht begeben / suchen sie dieselbe meistens nach dem Winde / daß der Geruch von ihnen nicht gegen den Hunden sich ausbreiten möge. Sie sind von einem scharffen überaus subtilen Gehör / sonderlich wann sie die Ohren spitzen.

Ein jagbarer Hirsch / wann er sacht vor sich weggehet / so schiebet er hinden mit dem Ballen etwas vorwärts zu / er haltet dann die Schahlen fein enge zusammen / und wann er dieselben also zusammen schleusst/ daß bald nichts von der Erden in die Höhe gehet / als nur wie ein Faden / das heisst man das Zwingen / welches ein Stuck Wild nicht thun kan. Sommers-Zeit ist die Losung (sagt Joh. Tantzer) und ohngefehr als ein Groschen breit / und so dick / als eine kleine Bohne / und je fetter der Hirsch wird / je fetter ist die Losung / und gleisset an der Sonne / als ob sie mit Oel begossen wäre/ wann aber der Hirsch im Winter mager wird / so ist die Losung langlecht und rund / sie kühlen sich bisweilen in Teichen und Sumpffen / um Mittag und gegen den Abend / und bleiben gern nahend an den Feldern und Wassern / entweder an einem andern Ort des Ufers/ oder gar / wo es mit Wasser umflossen ist / und da dickes Gesträuch zu finden ist/ und wo niemand viel hinkommt/ Er thut / ehe er in sein Holtz gehet / vorher etliche Widergänge / damit er nicht so bald möchte ausgespühret werden; sie sind auch gern in den Vorhöltzern/ wann junges Holtz darinnen ist / so gehen sie gern erstlich des Abends/ ehe sie das Feld suchen / darauf nach den jungen Aufschößlingen/ und des Morgens/ wann sie vom Feld zuruck kommen / desgleichen um daß sie sich / so es des Nachts getauet hat/ darauf trocknen.

Die guten jagbaren Hirschen / sagt Herr Tantzer/ halten sich gern 2/3. oder 4/ und auch mehr beysammen/ und leiden die jungen Hirschen nicht gern nahend um sich. Um Jacobi / wann sie anfangen feist zu werden/ halten sie sich gern verborgen / gehen nicht weit ins Feld/ auch nicht tieff ins Holtz. Der Hirsch äset sich auch unter andern von den Knotten des Flachses / wann er bald reiff wird / dieses thut aber ein Stuck Wild nicht.

Wann ein Hirsch geschossen / gefallen / oder sonst Schaden genommen/ und sich wieder ausheilt / so wirfft er sein Gewenhe zu gewöhnlicher Zeit nicht ab / sondern viel langsamer / setzt auch kein formliches Gewenhe auf/ sondern bucklichte und krumme kurtze Ende; eben erstgedachter Author spricht : Die Hirschen haben keine Gall/ darum haben sie so ein langes Leben. Wann der Hirsch geschossen wird / und ist bey andern / so verlässt er gleich die gesunden / und will sich verbergen / weil er ihm nicht getrauet mit ihnen fortzulauffen / geht aber nicht weit fort / und thut sich nieder / um nicht gesehen/ oder an der Spuhr verrathen zu werden / oder gehet/ wo es ihm möglich / dem Wasser zu / und tritt hinein / und wehret sich der Hunde / auch wol gar in die Dörffer zu den Leuten.

Die guten Hirschen werffen ihr Gewenhe bald nach Weyhnachten ab / und die geringen etwas später / auch wol gar um Pfingsten / und noch später / sie halten sich/ so lang sie die Kolben tragen / meistens in grossen Einöden auf / und lassen sich nicht viel sehen; mancher Hirsch setzt in einem Jahr mehr / auch wol weniger Ende auf/ nachdem er gut oder übel durch den Winter kommen. Die Kolben von den Hirschen / die im Majo geschossen werden / ausgebrannt / und eine herrliche Artzney daraus præparirt / die Kolben wachsen gantz rauch umzogen herum / welches die Weidleute den Past nennen/ und wann das Gewenhe vollkommen wird / so wachsen kleine Würmlein zwischen dem Past / die beissen und jucken ihn / so schlägt er mit dem Gewenhe nicht an die grossen Bäume / sondern an kleine Sträucher / Kiefern/ Bircken / und dergleichen / und nachdem er mit der Stangen / die Sträucher höher oder niedriger beschädigt / darnach ist seine Grösse zu unterscheiden / 5. oder 6. Tage schlägt er / ehe er das Gewenhe gantz reiniget/ das wird erstlich weißgeel / hernach geel / nachdem aber die Sonne darauf scheinet / und die Lufft daran gehet/ wird es endlich bräuner und schwärtzer. Wann sie also / wie gemeldt / mit dem Gewenhe schlagen / bleibt das Rauhe davon / oder der Past dort und da an den Sträuchern hangen. Wer es findt / der nehm es weg/ trockne es/ und verwahr es wohl/ es ist (sagt Johann Tantzer) zu einem Hauptwerck probatum zu gebrauchen/ wann man aber nicht bald darzu kommt / wann der Hirsch weg ist / so haben solches die Ameissen schon aufgefressen.

In denen gar grossen alten Haupt-Hirschen / soll in beeden Augen-Ecken ein gewisses Gewächse (Hirschthrenen genannt) gefunden werden / anfangs wie ein Wachs oder Gummi / wann es erhartert / ist der Geruch davon erstlich widerwärtig / hernach wolriechender / wird aber mit der Zeit so hart wie ein Horn oder Stein; wo er aus den Augenwinckeln herfür ragt / scheinet er rund / glatt und gläntzig / gelblicht / und mit schwartzen Aederlein / wie Scaliger meldet / der durch den Schweiß und Threnen (so aus Fressung der gifftigen Schlangen verursacht wird) sich in die Ecken der Augen anlegt / und endlich durch die Lufft erhartet; weil nun diß den Hirschen am Sehen verhindert / reibt er sich an die Bäume / und streifft es ab / da es bißweilen die Häger finden und hoch halten / 6. Gran davon mit Mithridat genommen / widerstehet dem Gifft. Wiewol etliche die Antipathiam von der Schlangen / für eine Fabel halten. A quibusdam affirmatur, pellem cervinam eo tempore cervo detractam, quo insano amore exæstuat, & super Lectum, in quo conjuges cubant, stratam eos ad venerem vehementissimè stimulare, ut idem D. Graba ex Untzero asserit. Darum auch in der Brunst-Zeit ihr Fleisch zu böcklen pfleget.

Er soll (wie gedacht) ein sonderbarer abgesagter Feind der Schlangen seyn / und wo er sie sonst ober der Erden nicht findet / ziehet er sie mit dem starcken Pfnaus seines Athems aus der Höhle / zertritt und frisst sie / und das thut er wann er kranck und matt wird / darnach reinigt er sich / laufft so lang (bis er anfängt zu schwitzen / und ein Wasser findet / darein legt er sich alsobald / und darauf fängt er an den Magen und gantzen Leib zu purgirn / dardurch er wieder zu seinen vorigen Kräfften gelanget.

Wiewol Sieur de Salnove, in seiner Venerie Royale, dieses für eine Fabel hält / und vermeynet / sie purgiren sich jährlich im Frühling mit dem jungen Gras / wie man aus ihrem Loß darzumal leicht sehen kan. Im Winter ligen sie meistentheils Hauffenweiß / damit sie mit ihrem Athem und nahendem Anligen einander erwärmen; im Sommer hingegen ligen sie gern allein / desto kühlerer Lufft und Lagerstatt zu geniessen.

Wann der Hirsch im Lauff ist / und ihn jemand anschreyet / so bleibt er alsobald stutzen / und geht der gehörten Stimme zu / dardurch er aus seiner Einfalt / desto leichter zum Schuß gebracht wird. Wann er etwas ungewöhnliches sihet / als etwan einen Fuhrmann mit einem Wagen / oder ein beladen Saumroß oder Esel / so stehet er still / und gaffet es an.

Monf. du Fouilloux sagt / die Hirschen seyen von dreyerley Haaren / braun / falb und röthlich; die braunen sind groß und länglicht / lauffen schnell / und haben einen stärckern Athem als die andern; etliche davon sind klein / haben meistentheils schwärtzlichte Haar auf dem Hals / haben ein edler Wildpret als die andern / weil sie lieber in den Gebüschen ihre Weide nehmen / als in den grossen Wäldern. Die falben Hirschen tragen ihr Haupt empor / haben ein schwaches Gewëyhe / sonderlich diejenigen / so etwas weisses unter den Haaren haben; die aber gelbfalbe und einen braunen Strich über den Rucken haben / die sind edle und gute Hirschen. Die röthlichfärbigen Hirschen sind meistentheils jung und dauerhafft / welche sonderlich die Chiens Courans und lauffende Hunde lang genug abtreiben und ermüden können.

Die weissen Hirschen sind gantz rar / möchten etwan mehr in den Nordländern zu finden seyn / werden von den Indianern Hirschen-König und Yztac Macame genennt; einen solchen weissen Hirschen soll / nach Cardani Zeugniß / ein Englischer König / dem Sicilianischen König Alphonso, übersendet haben / ein solches weisses Stuck Wild hat auch / wie Gellius schreibet / Sertorius in Portugall gehabt / welches ihn überall hin begleitet hat.

Wann der Hirsch von Hunden / sonderlich in der Brunstzeit / angefallen wird / stösset er mit dem Geweyh / und schlägt mit dem vordern Lauff tapffer von sich loß. Er ist so schnell / daß er im Lauffen auch ein Pferd übertrifft / und erzehlt Colerus l. 14. c. 35. daß die Grafen von Stollberg einen solchen zahmen Hirschen gehabt / der sich zäumen und reuten lassen / diesen haben sie Ertz-Hertzog Maximiliano, der nach Ferdinandi I. seines Herrn Vatters Tod / hernach Käyser / und der Ander diß Namens genennet worden / verehret. Und als Käyser Carolus V. Anno 1548. zu Augspurg einen Wett-Lauff mit Pferden angestellt / sey dieser Hirsch mit seinem Reuter / allen den schnellesten Spanischen Pferden weit fürgelauffen / daß der Käiser selbst mit sonderbarem Lust zugesehen habe. Seines langen Lebens soll Ursach seyn / daß er viel von den Gewächsen / als Tannen / Föhren / Kranwethen geniesset / die viel Salis conservativi und Balsami vitalis in sich haben / daher wird aus dem Geweyhe / Blut und Urin des Hirschens / per artem Spagyricam, sehr viel Salis volatilis extrahirt / und zu vielen Artzneyen gebraucht.

Das Geweyhe ist auch an ihnen unterschiedlich: Spieß-Hirschen werden sie genannt in ihrem andern Jahr; im dritten Jahr haben sie / wie du Fouilloux meldet / vier / sechs oder acht Zincken; im vierdten Jahr acht oder zehen; im fünfften Jahr tragen sie 10. oder 12. Zincken; im sechsten Jahr 12. 14. oder 16. und im siebenden Jahr kriegen sie die Zincken / so viel sie die Zeit ihres Lebens hernach zu tragen pflegen / und haben folgende Jahr die Aeste oder Zincken keinen weitern Zusatz / ausser daß sie dicker und stärcker werden / nachdem sie gute oder schlechte Weide / viel oder wenig Uberdrang leiden müssen; darnach kennet man ihr Alter allein an dem Grunde deß Geweyhes / das gleich auf dem Hirn ligt / so die Frantzosen meules nennen / wann es sich weit ausbreitet / viel Beulen und Knospen hat; Item / wann das Geweyhe groß / braunschwartz und pöperlecht ist / auch die zwey untersten Zincken nahend aneinander stehen! auch wann das Geweyhe allenthalben sich weit voneinander breitet / sind alles Zeichen von einem alten Hirschen.

Bey uns in Oesterreich tritt der Hirsch meistentheils / im Anfang des Septembers / in die Brunst / daß man an ihrem Brüllen / Röhren und Geschrey / sonderlich / wann schöne heitere stille Nächte sind / leichtlich erkennen kan. Unsere Weid-Leute glauben / wann der Hirsch bey dem schönem Wetter die Brunst anfange / so währe solches beständig / biß zu deren Ende / welches 6. 7. oder 8. Wochen währet / und sagen / wie der Hirsch in die Brunst tritt / so gehet er wieder heraus. Wann er in die Brunst tritt / wird er trauriger / geht Tag und Nacht mit nider gesencktem Haupt / auf den Strassen und Feldern / wo er sich sonst des Tages nicht sehen läst / scheuen sich offt so wenig für den Leuten / daß sie ih-

nen auch offt schwerlich aus dem Wege weichen / ja sie offt anlauffen; diß aber (wie Herr de Salnove berichtet) währet nur etwan 5. oder 6. Tage / hernach werden sie erst muthig das Wild zu suchē; ihre gröste Brunst währet meistentheils von vier Uhr an Nachmittag / biß auf den folgenden Vormittag auf neun Uhr. Je älter sie werden / je brünstiger und begieriger werden sie / sie stossen und vertreiben die Jüngern alle beyseits / deswegen sich dann offt harte und ernstliche Streit zwischen ihnen erheben / biß der Schwächere dem Stärckern weichen muß. Man hört sie offt auf eine Viertel Meil oder weiter des Nachts / wann sie ihr Geweyhe zusammen schlagen / die dabey anwesenden Stuck Wilde / sehen ihrem Streit zu / und weichen nicht von dem Kampf-Platz.

So bald ihre Lust fürüber / eilen sie in die Bäche und Lacken / legen sich hinein / und erfrischen sich also wieder; wann sie wieder heraus tretten / stossen sie mit dem Geweyhe wider die Erden / werffen es über sich / schreyen und brunsten / aus welcher Gröbe oder Laut der Stimme / man auch die alten Hirschen von den jungen unterscheiden mag; auch schlagen die alten Hirschen viel tieffer in die Erden / daß man schier meinen solte / es hätte ein Schwein daselbst aufgewühlt / da hingegen die Jungen sie nur ein wenig auffstreiffen; die jungen Hirschen brünsten später / und erst / wann die Alten schon ihre Brunst geendet haben.

Um diese Zeit sind sie zwar am leichtesten zu hintergehen und zu schiessen / weil sie aber von dieser Passion angefochten sind / und dabey wenig fressen / fangen sie an schlechter zu werden / und hat ihr Wildpret keinen so guten Geschmack.

Nach der Brunst begeben sie sich in die Tieffe der Wälder / da sie nichts als bißweilen Eycheln / so die wilden Schwein übergelassen / oder Blätter von dem Gesträuche / das Kälten halber noch nicht abgefallen / oder bißweilen bey den Brunquellen Kressen fressen müssen: sie sondern sich ab im Winter / und bleiben die alten Hirschen alle beysammen / und die Spiß-Hirschen bey dem Wild / suchen alsdann trockene Lager / und wo viel dürre Blätter ligend sind.

Joh. Tantzer beschreibet die Hirsch-Brunst also: So bald Egidi kommt / gehen die grossen Hirschen von einander / und suchen die Wildstuck; offtmals geschiehet der Brunst-Zeit Anfang 14. Tag vor Egidi / und so lang hernach / nachdem das Wetter ist / so bald sie anfangen zu schreyen / bekommen sie dicke Hälse / und gleichsam wie Kröpffe / auch lange Haare daran / kriegen auch unten am Bauch / erstlich einen kleinen / und hernach je länger je grössern schwartzen Fleck von der Hitz ihrer Brunst. Wann er nun seinen Willen von dem Wild erlangt hat / so wird er sehr hitzig / treibt und jagt immer das Wild zusamm / und lässt keines von der Porten ablauffen; sie essen zu dieser Zeit gar wenig / nur was ihnen ohngefehr vorkommt / alsdann nehmen sie ab / und werden mager / und daher suchen sie in der Hitz ihrer Brunst Lacken und Wasser wie die wilden Schwein / bleiben also durch den Winter gering / und fangen erst an im künfftigen May wieder zuzunehmen; ein solcher Brunst-Hirsch gehet allezeit unter den Hinden her / und wann er einen andern höret schreyen / so antwortet er noch hefftiger. Ihr Schreyen fanget etwan 1. oder 2. Stunde vor Abend an / und währet die Nacht durch / nach Mitternacht aber nicht so offt / bis gegen Tag / dann gehet er eifrig wieder herum / biß 2. oder 3. Stund auf den Tag / nachdem es neblicht oder kühl ist; wann nun ein fremder Hirsch kommt / der keine Hindin hat / und dieser sihet ihn / so gehet er alsbald auf ihn los / und muß so dann der Schwächere dem Stärckern weichen. Wann nun ein Hirsch ein Stuck Wild beschlägt / so gibt er ihm über 4. Stösse nicht / so ist es gethan / allein diß geschiehet etlichemal nacheinander / biß das Wildpret endlich gefangen hat.

In diesem Streit werden viel Hirschen zu todt gestossen / sie ziehen dem Wild weit nach / und spühren ihm nach wie die Hund auf ihrer Fahrt; wo es viel Wildpret gibt / da ist grosse Lust zu sehen. Wo viel Stuck Wild beysammen / da begeben sich dann etliche Hirschen dahin / jagen sich untereinander selbst herum / kämpffen öffters und springen unter das Wildpret / sie voneinander zu trennen / welches doch schwer hergehet / geschiehet es aber / so gehet jeder mit seiner Heerd anderwarts fort; wo viel wild Obst oder Masst vorhanden / da währet die Brunst-Zeit länger / wann solche fürüber / lauffen sie wieder Schaar-weise. Wann im Winter grosser Schnee ist / soll man ihnen an einem Sonnichten Ort eine Heuraffe / die fein lang ist / aufrichten lassen / und Heu hinein thun; man kan ihnen auch eychene Mistel / oder von den Tannen und Fiechten abwerffen / sie pflücken auch die Knospen von den kleinen Buchen und Bircken ab / daher halten sie sich des Winters meistens in den Wäldern auf.

So bald ein Stuck Wild empfangen / stiehlet es sich ab / und gehet beyseits; wann sie sich setzen wollen / suchet jedes einen Ort / nahe an einer Wiesen oder jungen Holtz / wo viel junge Sprossen herfür wachsen / dabey es seine Nahrung haben kan / und von dem Jungen nicht weit gehen darff / und gibt fleissig Achtung / wann das Junge schreyet / daß es ihm bald zu Hülff kommen kan / so bald aber das Kalb mitlauffen kan / suchen sie wieder Gesellschafft / und gehen alsdann ziemlich weit in das Holtz / weil sie in den Vorhöltzern offt von den Bauren-Hunden verfolget werden.

Im September werden die Stuck Wilde gemeiniglich trächtig / und im Junio um St. Johanni beyläuffig setzen sie ihre Kälber / meistentheil eines / bisweilen auch zwey / lieber nahend bey den Landstrassen / als in den Wäldern / weil sie sich vor den Menschen weniger als vor den Wölffen und Füchsen besorgen.

Sie schwimmen die Donau hin und wieder von einer Au zur andern; und wie Plinius schreibet / so durchsetzen sie schwimmend aus Ciliciâ das Meer bis in die Insul Cypern / schwimmt allzeit der stärckeste voran / und der müd worden / bleibet zuruck / immer einer den Kopf auf des andern Rucken legend / so etwan in einer so weiten Reis wol seyn kan; in der Donau aber habe ich sie offt hin und wieder schwimmend gesehen / aber daß sie die Köpfe auseinander gelegt hatten / niemals ausnehmen können. Sie gebähren ihre Jungen im achten Monat / und verstecken solche in die dicken Gebüsche.

Es ist ein sonderlich lebhafftes Thier / so das menschliche Lebens-Ziel unglaublich weit übertrifft / daher etliche geglaubt / ihr Fleisch offt in der Speise genossen / solle langes Leben verursachen. In ihrem Haupt inwendig sollen Würme wachsen / auch unter ihrer Zungen / so doch nicht bey allen zu finden ist. Ihr Wildpret

ist

ist trockener Eigenschafft / treibet den Harn / ist gut für das Fieber. Hingegen vermeynt Avicenna, daß man das viertägliche Fieber davon bekomme / so zweifelsohne von den Hirschen zu verstehen / die zur Brunst-Zeit / da ihr Fleisch böcklend und ungesund ist / geschossen werden.

Hirschenfaisch getrocknet und gepulvert / soll wider gifftiger Thier Biß helffen / in einer Pfannen gedörret und eingenommen / dienet wider den Bauchfluß.

Hirschen-Marck lindert die Schmertzen und Wehtagen der Glieder / kühlet den vom heissen Wasser gethanen Brand / erweichet die harten Beulen und Geschwär; im Clystiren dienet es in der rothen Ruhr / zu dem verwundten Ingeweid / in warmen Wasser eingenommen / stillet es das Reissen und Grimmen.

Die Hirsch-Lunge mit samt der Gurgel geräuchert und gepulvert / in Hönig täglich gebraucht / vertreibt die alte langwührige Husten.

Der Hirschen Zähen aut virga, gedörrt / in Wasser abgewaschen / und das Wasser denen gegeben / die hart harnen / und die Colica leiden / hilfft darfür; gepulvert / und in Wein / oder einem Ey eingenommen / erweckt es die erkältete Natur / mit rothen Wein gebraucht / dienet es für die rothe Ruhr.

In dem Hertzen der ältern Hirschen findet sich ein Bein / das die Jäger Hirsch-Creutz nennen / das soll eine sonderbare Eigenschafft haben / das menschliche Hertz zu bekräfftigen und wider alle Gifft zu bewahren / die Lebens-Geister zu stärcken / den Mutterfrayssigen Weibern zu helffen / und sie fruchtbar zu machen. In den jüngern Hirschen findet sich nur eine Krüspel / die mit der Zeit zu einem harten Bein wird.

Das Hirschhorn ist einer herzlichen und dem Gifft widerstehenden Tugend.

Der fürtreffliche Medicus Joh. Crato sagt / daß das Hirschhorn / sonderlich von einem Spißhirschen / der zu rechter Zeit gefällt ist / nicht weniger kräfftig sey / das Hertz zu stärcken / und alles Gifft davon abzutreiben / als das Einhorn / ausser / daß man deß Hirschhorns doppelt so viel nehmen solle / und sagt / er habe es selbst offt bewährt und recht befunden / wie Camerarius in horis subcisivis Tom. 2. cap. 97. bezeuget.

Diß bestättiget auch Loys Guyon Sieur de la Nauche, en ses diverses Leçons lib. 3. cap. 6. vermeynt aber / das rechte Horn von einem Spieß-Hirschen sey kräfftiger als das lincke / und sagt / wann einem Unsinnigen von diesem Horn geschaben / 7. Gran täglich im weissen Wein oder Melissen-Wasser auf 20 Täge lang eingeben wird / so soll es besser werden. Und welcher 9. Gran dieses Pulvers in Limoni-Syrup nüchtern früh einnimmt / soll denselben Tag vor aller Infection versichert seyn; sey auch ein Præservativ vor alles Gifft / oder wer nur das Wasser trinckt / darinnen diß Horn gebrannt / 24. Stund ist geweicht worden; daselbst kan man mehr Tugenden finden / die ich Kürtze halber hier unterlasse.

Die Sultz vom Hirschhorn wird auch für eine sonderliche Hertzstärckung gelobt und gebraucht / wie solche auf allerley Weise zu machen / besehe der günstige Leser D. Joh. Andr. Graba, in seiner Beschreibung des Hirschens / fol. 119. &c. Anno 1668. zu Jena gedruckt / daselbst man auch / wie das Hirschhorn zur Artzney recht zuzurichten / das Magisterium und Solution desselben / das Hirschkolben-Wasser; item die Essentz / Tincturen / Saltz / Geist / Oel und Salben zu machen / und wie sie zu gebrauchen.

Das Hirschhertz wird zu Blätzlein geschnitten / und ein Hertzstärckendes Wasser daraus gebrannt / sonderlich wann es frisch / noch warm und blutig genommen wird.

Boletus oder Fungus Cervinus wird geglaubt / er wachse ex commixtione cervorum libidinose congredientium, und sey daher irritamentum Veneris, so doch beedes von vielen in Zweiffel gezogen wird.

Der Hirschsprung aus den hintern Füssen gepulvert / dienet wider die rothe Ruhr mit einem bequemen Vehiculo eingegeben; soll auch wider den Stein und die Colica dienen.

Hirschengefaisch oder Schweiß / wie es die Weid-Leute nennen / gedörrt und klein gerieben / 2. Untzen davon eingenommen / dienet wider Gifft und allerley Blut-Flüsse; wird ein Wasser und Spiritus daraus distillirt / wie auch eine Quinta essentia, ein Oel und Balsam zu vielen Kranckheiten nützlich daraus zubereitet.

Die Hirnschal wird wider die Frayß eingenommen.

Die Lung hilfft wider die Schwindsucht; gedörrt / zu Pulver gebrannt und eingenommen / ist es den Hartathmenden gesund.

Die Magenlab in den Kälbern ist gut für das Gifft / und heilet die Schlangenbiß. Das Unschlitt erquicket die müden Glieder.

Das Koth von einem Spieß-Hirschen gedörrt und gepulvert / soll ein Secretum seyn wider die Wassersucht.

Die Hirnschal vom Hirschen kan man / als ein Antidotum und fürtreffliche Artzney wider das Gifft / also zubereiten: Nimm die Hirnschal von einem frisch-gefällten Hirschen / indem er das Geweyhe aufsetzt / nemlich von Ostern an / biß er Zincken gewinnt / und so lang er noch die Kolben trägt / ist er allwege gut. Diese gantz Hirnschal zerhacke klein / laß es dürr werden / stoß sie in einem Mörser aufs kleineste / als möglich ist / thue es dann in eine zinnerne Schüssel / geuß ein wol heisses Wasser / das doch nicht siedend ist / daran / daß es einen oder zween zwerch Finger hoch über das Pulver gehe / rühr es durcheinander / und laß sich das Pulver eine Weil zu Boden setzen / so schwimmet das Unsaubere oben auf / darnach seyhe dasselbe davon ab / und nimm des besten Rosenwassers / so du haben magst / geuß es auf das Pulver in die Schlüssel / damit das Wasser dieses Pulver bedecke / setze es zu einem Ofen / und laß es eintrocknen / daß es gar dürr werde / dann thue es in einen Mörser / stoß es wieder klein / und sähe es durch / wie vor / thue es wieder in die Schüssel / geuß abermal Rosenwasser daran / wie vorhin / rühre es wol / setze es wieder zum Ofen / und laß es dürre werden / stoß es wieder aufs kleineste / und sähe es durch / thue es in eine saubere Büchsen und behalts. Darnach nimm Krebsaugen / zerstoß sie auf das kleineste zu Pulver / und sähe es durch ein Tüchlein / aufs allersubtileste / und behalts in einer absonderlichen Büchse / und so du es gebrauchen wilt / so nimm eines so viel dieser zweyen Pulver / als des andern / mische es durcheinander / und reib es auf einem Reibstein wol zusammen. Dieses Pulver ist für alles Gifft und Vergebung / ausgenommen des Schmergels / Diamants und Glases / aber was von Säfften / Kräutern /

Würmen/ und dergleichen Gifft ist/ dieses alles zwinget es; ist auch gut für die Würm im Leib/ für den Schwindel/ für die fallende Sucht/ Apoplexia und das Fieber/ prodest Menstruosis, es benimmt auch alle Flüsse im Haupt/ reiniget das Haupt/ Gehirn/ Sinn und Gedächtnis/ und erhält solches biß ins Alter. Man soll es den Kindern offt eingeben/ es treibt alle Würm und Gifft aus ihnen. Wilt du es einnehmen/ so nimm dieses vermischten Pulvers ein halb Quintlein auf einmal/ in einem Löffel voll Rosen-Wasser ein/ zu Abends/ wann du wilt schlaffen gehen/ und ruhe darauf; und deß Morgens nimm auch so viel/ und ruhe wieder darauf/ und deck dich ziemlich zu/ so kämpffet es im Leib/ und treibet alle Würm und Gifft aus/ der Dampf gehet auf ins Haupt/ gibt Krafft dem Hirn/ und stärcket die Gedächtnis. Auch ist diß Pulver gut einzunehmen/ so jemand das Fieber hat/ so mans offt einnimmt/ verzehret es/ und treibt aus die Unreinigkeit/ davon sich das Fieber sammlet/ dienet auch wider Hundes-Biß/ und andere Beschädigungen gifftiger Thier; doch soll mans allezeit in Rosen-Wasser einnehmen. Ist aus einem guten Authore genommen/ dessen Namen mir aber abgefallen.

Galenus hat sich des Hirschhorns offt gebraucht/ und es gebrannt zu Weißmachung der Zähne/ und Befestigung des wancklen und weichen Zahnfleisches; welches besser sey/ das rechte oder das lincke/ sind unterschiedliche Meynungen/ vielleicht mehr fürwitzig als nöthig; die Spitzen davon/ sollen mehr Krafft haben/ zweifelsohne/ weil sie dichter zusammen gepackt.

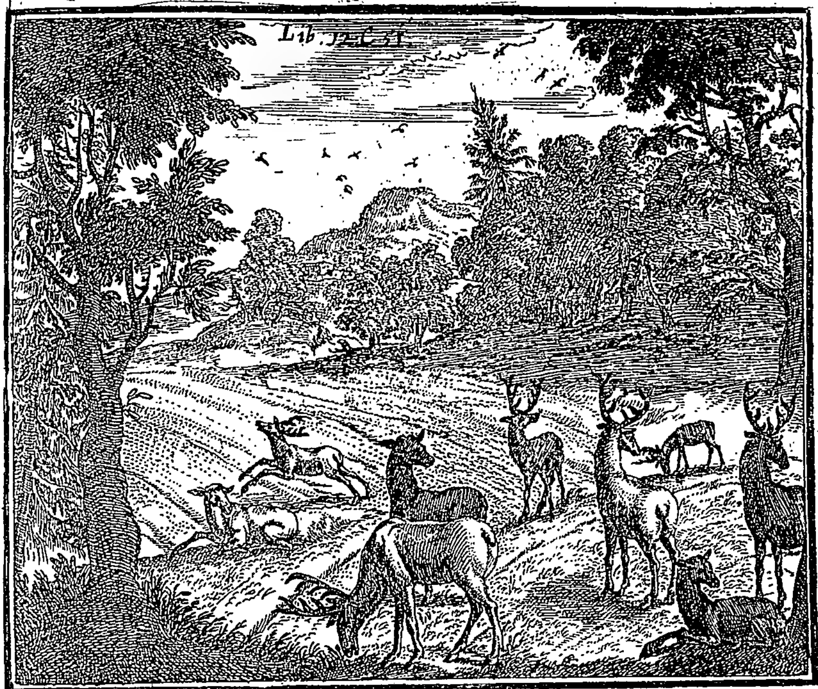
Die Gummichte Feuchtigkeit (wie oben gedacht) wie in den Augenwinckeln der alten Hirschen/ die über 100. Jahr sind/ gefunden/ und insgemein Lachrymæ Cervi genennet wird/ ist eine Hertzstärckende und Schweißtreibende/ allen gifftigen und Pestilentzialischen Seuchen widerstehende Artzney.

CAP. LVI.

Von dem Gezeuge und Netzen/ so die Jäger vonnöthen haben.

Ein Jäger bedarff vielerley Instrumenta/ seinem Amt recht vorzustehen; zum Pürschen gehören gute Röhr/ so wol mit der Kugel/ als (nach Gelegenheit der Umstände) mit Schröten zu schiessen/ er bedarff eine Weidtaschen/ Pulverflaschen/ Spanner/ Drat zum Einraumen/ einen Weidner/ samt unterschiedenen Messern/ Schrauben/ Sägen und Näbingern oder Bohrern; er bedarff für die Hunde Halsbänder/ Hetzstricke/ für die Schwein starcke Schweinspieß/ Gabeln und Zwizacken/ die Dachsen/ Füchse und Wölffe vom Leib zu halten und anzufassen/ auch Krampen/ Schauffeln und Hacken/ die Dächse auszugraben; voraus muß er gutes und gerechtes resches Pulver haben/ das an einem trockenen Ort verwahret ist/ fein gleich zusammen brennet/ und bald loß gehet; weil die Feuchtigkeit des Pulvers es langsam entzündet/ und diese langsame Anbrennung manchen Fehlschuß verursachet. Er muß wissen/ den Leim zu bereiten und anzumachen/ die Leimspindel auf die Fall- Leim- und Plattbäume aufzustellen/ die Wald- und Feld- Tenne zuzurichten/ denen Lockern zu warten/ die Rebhüner mit dem Triebzeug/ Hochnetze und Tyraß zu fangen/ die Haselhüner mit dem Pfeifflein und Steckgärnlein/ wie auch die Wachtel zu hinterschleichen und zu betriegen/ die Raubvögel/ Fälcklein/ Sperber und Habicht zu bestricken/ Pfeifflein zu dem Wichtel oder Käutzlein/ zu Rebhünern/ Wachteln/ Haselhünern/ Endten/ Maisen/ und dergleichen/ recht anzuwenden und zuzurichten/ den Wasser-Leim/ die Wildpret- und wilden Tauben-Sultzen/ zu bereiten/ die Mäschen auf der Erden und an den Bäumen zu querdern und anzuordnen/ jederzeit seine gebührliche und schickliche Anstellung/ in einem und dem andern Weidwerck zu machen. So muß er auch/ wann er dem Wassergeflügel nachgehet/ gute/ gewichsete und Wasser-haltende Stiefel anhaben/ im Fall der Noth/ durch sumpffige und wässerige Gegenden zu waten; so sind auch zum Weidwerck nothwendig allerhand Netze und Garnen. Zum hohen/ rothen und schwartzen Wildpret gehören Zeuge und Plahen/ von rechter Höhe und Stärcke/ damit die Schweine nicht durchbrechen/ und die Hirschen nicht übersetzen und ausspringen mögen; es müssen ihrer nach Weite des Wildbahns eine zimliche Menge seyn/ einen guten Platz damit einzufangen. Es müssen hernach mittelmässige Zeuge/ auf die Rehe und Wölffe/ und kleinere auf die Füchse und Hasen/ beyhanden seyn; nicht weniger Vogelwände auf die grossen Wald- und Feld-Tennen/ Hochnetze/ Tyraß/ Schneegarn/ Nachtgarn/ Klebgarn auf die Lerchen/ Rebhüner und Wachtelgärnlein mit Spiegeln und einem Inngarn/ Panthera, Endtengarn/ und dergleichen andere mehr/ die man im Vorrath/ nachdem sich eines oder des andern Weidwercks Nutzung offerirt/ haben muß.

Doch sind diese Gezeuge theils allein den Hirschgerechten/ theils aber den Reiß-Jägern gemein/ weil einem allein so viel Sachen vorzustehen nicht wol möglich/ es auch die Zeit nicht zugibt/ alles allein zu verrichten. Alle Netze lang zu erhalten/ werden sie von etlichen in Terpentin- oder Lehrbaum-Oel eingefeuchtet/ oder mit den äussersten Nußheppeln oder grünen Schelffen/ oder von zerstossener und klein gemachter eychenen Rinden/ die sie im Wasser sieden/ also genetzt und getrocknet/ wie man sie dann allezeit/ wann sie gebraucht worden/ an die Lufft hangen/ wol trocknen/ und allzeit an einem lüfftigen trocknen Ort verwahren soll/ sonst faulen und vermodern sie.



CAP. LVII.

Von der Hirschen Spuhr und Stand.

IN der Feisten ist der Hirsch am ehesten auszuspühren in den Vorhöltzern / wo Rocken / Gersten / Habern an den Wald anstossen / dabey er sein Geäß haben kan; er ist auch gern an den Wäldern / wo es grosse Gehäue / Brände und Reuten gibt. Das Zeichen eines Hirschens ist / wann er von der Weide gehet / so trabet er / als ob er stracks in den Wald wolte / wendet sich aber / thut einen Wiedergang / und einen Wiedersprung / gleich einem Hasen / und gehet dann vor dem Vorholtz hin und her / und gehet nicht eher in das Holtz / bis ihn die Sonne wol hat abgetrocknet / dann gehet er ins Holtz in die Dicke / wo er seinen Stand nimmt; Item / man erkennet einen Hirschen / wann er in dem Strauchwerck und den Bäumen gehet / daß er mit seinem Geweyhe das Laub rühret / und man das zerstossene und abgebrochene findet / er schlägt und stösset gern an die Bäume / zerwühlet die Ameißhauffen mit den Füssen / er macht auch einen tieffen Tritt in die Erden / weil er viel schwerer ist / als ein Stuck Wild / so schreitet er auch viel weiter / und tritt das Gras ab / als ob es abgehauen wäre mit einer Sichel / das Wild aber zerquetschet es nur. Der Hirsch lässet keinen so weiten Spalt zwischen seinen zwey Schalen / die gehen viel enger zusammen / seine Füsse sind stumpf / und die Schale ist gewölbt / des Wildes Fuß aber ist spitzig / kurtz und schmal / gehen auch die Schalen etwas weiter voneinander / und obwol der jungen Hirschen Spuhr auch fast also beschaffen / doch sind sie gewölbter / und nicht so spitzig / sonst ist gewiß / je älter ein Hirsch wird / je geschlossener werden seine Schalen aus der Spuhr gesehen / so setzt er auch die hintern Fußstapffen nie in die ersten / sondern eines Fingers breit davon / des jüngern Hirschen Fußstapffen aber reichen die hintersten biß gar an den Rand des vordersten Fusses / oder wol gar biß bald hinein / die gar alten Hirschen aber haben stumpfe Schalen / und setzen den hintern Fuß auf vier Finger hinter den vordersten / und etwas auswärts; gar wenig Hirschen sind / die mit dem hindern Fuß den vordern vorschlagen / und gleichsam einen Zelt gehen.

Die Stuck Wild haben keine gewisse Ordnung im gehen / setzen den hindern Fuß bald lincks / bald rechts beyseits / schlagen bisweilen über / tretten auch bisweilen ein / aber wann sie trächtig sind / gehen sie ordentlicher / und keine Spuhr ist eigentlich zu erkennen / wann der Hirsch in der Furcht oder Brunst ist / sondern wann er sicher seinen Gang / oder natürlichen angebohrnen Trab / ohne Bewegung des Gemüthes / fortsetzet; wie Mr. de Salnove bezeuget.

Das Insiegel oder die Spuhr des Hirschens ist auch offtern als ein betriegliches Zeichen / wie vorgedachter Herr de Salnove part. 1. cap. 64. fol. 176. erzehlet daß in Saphoy in Gegenwart Hertzogen Victors Amadei, und seines Herrn Bruders Prince Thomas, ein alter Hirsch von 24. Zincken in der Jagt mit denen Chiens Courans sey bekommen worden / der habe so eine kleine Spuhr gehabt / und das Insiegel sey subtil gewesen / daß ihn die meisten Waldleute / ehe sie ihn zu Gesicht gebracht / nur für ein Stuck Wild gehalten haben.

Des Hirschen Geloß ist groß und leicht / und ablänglicht / und hanget aneinander / ist auch schleimicht und

dicker /

dicker / als eine Spinnenweben / des Wildes aber ist klein / glatt und rund / wie die Gaiß-Lorbeer; doch werden sie im Majo und Anfang des Frülings viel frischer und weicher erscheinen / indem sie das junge Gras fressen / hingegen im Sommer dürrer und trockener fallen / wie bey Herrn de Salnove zu sehen / auch wie aus Unterscheid des Glosses das Wildpret zu unterscheiden.

Wenn ein frischer Schnee oder Reiff fällt / so ist des Hirschens Spuhr mit geschrenckten Füssen / als ob ihrer zween wären.

Wann der Hirsch im Walde die Aeste abbrosset / so beisset ers glatt ab / als wäre es abgeschnitten / ist aber der Ast abgekäuet und stumpf / so hats ein Wild gethan.

Item / wann es geregnet oder gereifft hat / daß der Hirsch naß ist / so gehet er an einen hohen Berg / und legt sich dahin / daß ihn die Sonne bescheinen mag / daß er trocken werde / da bleibt er liegen / bis um neun Uhr / und gehet dann / wo das Holtz am dickesten ist / da mag man ihn suchen.

Wann ein schwangeres Stuck Wild geht / und ein Weiblein trägt / so tritt es mit dem lincken Fuß vor / trägts aber einen Hirschen / so setzt es den rechten Fuß vor / die kleinen spitzigen Schalen gehen auch viel weiter auseinander / wegen des schweren Leibes.

Der Weidmann kan auch des Hirschens Grösse zum Theil aus den Sträuchen und dicken Bäumen erkennen / wo er mit dem Gewehye austreifft / und die Nestlein abreisset / und das thut er das gantze Jahr / ausser vom Mertzen an / bis in Junium, bis in das Gewehye wieder wächst / und hart wird / denn so lang es weich bleibet / schonet er desselben / kommt ungern in das Dicke / legt das Gewehye auf den Rucken hinter sich / aus forcht etwan an den harten Aesten anzustreiffen; Man erkennet gleichesfalls die grossen Hirschen an den Schlägen der Gewehye an grosse Bäume / welches die jungen Hirschen nicht thun / biß sie Zehener werden.

Wer ein rechter Weidmann seyn will / muß auch von Monat zu Monat wissen / wo der Hirsch seine Weid zu nehmen pflegt / damit er ihn desto leichter wisse zu finden.

Herr du Fouilloux sagt / so bald der Hirsch aus der Brunst tritt / welches zu Ende des Octobers geschihet / so weidet er sich / wo in den Wäldern viel Haid / Erica, pflegt zu wachsen / da fressen sie die Wipfel und Blumen davon / weil sie einer wärmenden und kräfftigen Eigenschafft sind / dardurch ihre durch die Brunst abgemattete Gliedmassen wieder erquicket und bekräfftiget werden; darum suchen sie nahe dabey / oder gar darinnen / ihren Stand / zuvor aus wann die Sonne scheinet.

Im December gehen sie Heerdweise / und sencken sich tieff in die Wälder ein / damit sie vor den strengen Winden / Kälte und Schneen einen Unterstand und Schutz haben / nähren sich von den Blättern / was etwa noch an den Hecken hanget / von Braunbeerstauden / von den Wipfeln / von Moos / schehlen auch die Rinden von den Bäumen / wie die Ziegen.

Im Januario verlassen sie die grosse Gesellschafft / schlagen sich etwan drey oder vier Hirschen zusammen in die Seiten-Hölltzer / wo sie nicht ferne auf die Saat-Felder haben.

Im Februario und Martio suchen sie die Palmen oder rauhen Kätzlein oder Zäpflein von den Felbern und Haselstauden / besuchen die Saat und Wiesen / lesen auch die abfallende Zäpflein von den Birckenbäumen zusammen / wie auch bey den Bächen und Brönnen den Kreß und Wasserbungen.

Im April und Majo da bleiben sie (weil sie dazumal meistentheils ihr Gewehye abgeworffen) in ihrer Ruhe in den Höltzern / lassen sich wenig sehen / und bleiben meistens daselbst / bis ihre Brunstzeit wieder anfängt / sie werden dann mit Gewalt / von Schäfer- und Baurenhunden / davon getrieben / und nähren sich in den Büschen; zu Nachts gehen sie auf die Felder / wo man Erbsen / Bohnen / Linsen / Wicken / und anders Krautwerck hat angebauet / sie tretten nicht leichtlich aus ihrem Gehultz / ausser die Gefahr / Noth und Hunger treiben sie heraus / und sind etliche Hirschen so arglistig und verschalckt / daß sie ihnen ein doppelten Stand machen / und wann sie einen Tag auf einer Seiten des Gehültzes geblieben / wechseln sie den folgenden auf die andere / oder suchen gar ein fremdes Gehültze. In diesen 2. Monaten besuchen auch die Wasser gar selten / weil es manchmal feuchte und kühle Witterungen gibt.

Im Junio, Julio und Augusto, gehen sie in die Korn-Felder / als Rocken / Habern / Waitzen / Gersten / und allerhand Früchte / was sie finden können / und jetzt sind sie in der besten feisten / gehen auch gern zur Träncke / wegen der Hitz und der Früchte / die schon zimlich dürr von ihnen genossen sind / davon sie durstig werden.

Im September und October haben sie keine gewisse Weid noch Ständer / lauffen in der Brunst hin und wieder / nachdem sie Anlaß und Gelegenheit finden.

CAP. LVIII.

Von der Hirsch-Jagt.

Die grosse mit Zeugen / Netzen und Plahen angestellte Hirsch-Jagten sind kostbar / gehören meistentheils nur für die Lands-Fürsten und grosse Herren / weil man viel Garn / viel Jäger / Hunde / Wägen / und andere Leut darzu bedarff / da wird das Wild / roth und schwartzes (wann die rechte Zeit ist) von weiten her / in ein gewisses Gejayd getrieben und eingeschlossen / darnach werden an einem Ort / wo die Garne und Wehrtücher zimlich enge zusammen gezogen / Zelten und Schermen aufgeschlagen / dabey das gejagte Wild nothwendig auf 15. oder 20. mehr oder weniger Elen vorbey paßiren muß; Im Scherm / welcher bey Ihr Majestät / Unsers allergnädigsten Herrn und Kaysers Jagten an einem bequemen Ort aufgeschlagen / und ein schöner grosser Zelt / dessen Mantel beederseits herab gelassen / oder sonst eine von Brettern oder Laubwerck dazu bereitete Hütte / bereitet wird / befinden sich die hohen und grossen Personen / samt allen anwesenden Hof-Damen / Abgesandten / Cammerherren und Cavaliren / da legt sich meistens Ihr Kayserl. Majestät selbst

auch Dero Kayserl. Gemahlin/ bisweilen auch andere anwesende hohe Fürstl. Personen/ oder die hohen Ministri in dem Anschlag/ und sobald ein Wildpret vorbey-passirt/ wird es im fürüber lauffen geschossẽ/ daß meistentheils Knall und Fall beysammen/ und wird ihm darauf ein Fang gegeben/ und nebenst dem Gezelt hingelegt.

Wann nun ohngefähr Jemand unter den anwesenden Cavalieren und Damen/ indem manche arglistige mit sonderm Fleiß Ursach darzu veranlassen/ ein Wort schiessen lässet/ so der Weidleute Reguln und Sprüchen zuwider ist/ wird er von dem nächsten besten bey Ihr Majestät / oder Obristen Land-Jägermeister angeklagt/ darauf muß der Verbrecher über ein Stuck Wild sich legen/ und werden ihm von dem Land-Jägermeister oder Forstmeister mit einem Weidmesser etliche Streiche auf das Gesässe gegeben/ und das endet sich mit einem Gelächter; in währender Action aber müssen alle Cavalieri, so gegenwärtig sind/ mit entblösstem Degen stehen/ und welcher solches unterlässet/ oder vergisst/ wird gleichesfalls angeklagt/ und muß das Weidmesser leiden; also kommt offt eine unschuldige und unnachtheilige Spaßstraff aus der andern/ und ist so gar auch das Frauenzimmer davon nicht befreyet/ denen/ wann sie von hoher Herkunfft/ zuzeiten das Weidmesser von Ihr Majestät dem Käyser selbsten/ ins gemein aber nur von dem Land-Jägermeister/ oder nächsten Bedienten nach Ihm/ gegeben wird.

Diß ist nun bey Unserm Hof das gebräuchlichste Jagen/ und ist noch anmuthiger/ wann es in den Auen/ neben der Donau/ wo sie sich in etliche Arm austheilet/ gehalten wird/ da man das Wild durch das Wasser treibet und fället/ welche man insgemein Wasser-Jagden nennet/ und bey anmuthigem Wetter eine doppelte Lust verursachet. Die meiste Mühe haben in solchen Jagten die Forstmeister und Jäger/ die das Wild zusammen treiben/ beständigẽ und umsetzen/ damit die Herrschafft Lust und keinen Verdruß davon empfinde.

Eine solche Lust-Jagt ist Anno 1666. in dem holdseligen Lustwald à los Pratos, und auf Teutsch/ der Prater genannt/ den 15. und 16. December/ dabey Ihr Majestät/ unser allergnädigster Kayser Leopoldus, mit seiner Kayserlichen Gemahlin Frauen Margarita, Königlichen Infantin aus Hispania/ selbst gewesen; Erstlich mit Hirschen/ darnach mit Wildschweinen/ den andern Tag darauf mit Dännhirschen und Gämsen; viertens mit Bären und Wölffen; fünfftens mit Fuchsen/ und endlich mit Dachsen/ auf Anstellung Herrn Obristen Land-Jägermeisters Herrn Frantz Bernharden/ Grafen von Ursenbeck/ angestellt und gehalten worden; wie solche von Herrn Melchior Kiseln in sechs Tafeln gar sauber ist in Kupfer gestochen/ und an den Tag gegeben worden.

Sonsten soll in einem Holtz/ wo man jagen will/ allzeit eine gewisse Gegend darzu erwehlet werden/ sonderlich wo Bäche und Lacken darinnen zu finden/ nicht allein/ weil das Wildpret daselbst lieber bleibet/ sondern auch/ weil sich die abgehetzte Hunde dabey kühlen und trincken können/ auch müssen daneben dicke Gesträuche seyn/ darein sich das Wild verbergen kan/ wo der Wald dick und finster ist/ muß man enger treiben/ wo es aber Liechten gibt/ weitschichtiger. Alle Felsen/ Maraß und Lacken müssen aufgezeichnet seyn. Die Speise und kalte Küchen muß nicht allzuweit von der Hand seyn. Wo die Sturmwinde im Wald einen Platz von Bäumen übern Hauffen werffen/ oder wo ein Ort ausgebrannt wird/ da wächst alsdann gantz anders Holtzwerck auf/ als vorhin da gestanden/ und wo Kühnföhren vorhin gestanden/ da wächst es so dick/ daß man kaum durchkriegen kan/ an etlichen Orten wachsen Bircken/ Haseln/ und dergleichen Gesträucher auf/ so lang/ bis wieder von den Hehern/ Eychhörnlein und Mäusen/ Eycheln und Buchäckern dahin versteckt werden/ da dann erst die Eychen und Buchen wieder aufwachsen/ welche sich vom Gesträuche nicht unterdrucken lassen/ sondern demselben die Krafft entziehen/ und endlich den Platz behalten. Die dicken in Höltzern müssen die Forstknechte durch die Innhaber und Bauren nicht umhauen oder liecht machen lassen/ sonst wird dem Wildpret ihr Stand und Aufenthalt damit benommen oder doch verderbt. Wölffe und Füchse sind in den Gehägen nicht zu dulten/ weil sie die jungen Hirsch-Kälber/ Rehlein und Hasen auffressen.

CAP. LIX.

Wie mit den lauffenden Hunden/ oder Chiens Courans, die Fürlag zu geben.

Die Frantzosen und Monsieur du Fouilloux, am neulichsten aber Mr. Robert de Salnove in seiner Anno 1665. zu Pariß getruckten Venerie Royale nennen das Fürlag geben relayer, oder mettre tenir ou donner les relais, das ist/ daß sie die Hunde und Jäger zu Pferd an unterschiedliche wolgelegene Ort abtheilen und anstellen/ damit man/ wann man den Hirschen mit Gewalt jagt/ zu rechter Zeit/ sowol die abgematteten Pferde als Hunde ablösen/ und mit frischen wieder ersetzen könne; Dieses nun recht einzurichten/ gehört eine grosse Erfahrenheit/ des Hirschwechsels/ der Gegend/ und der Gelegenheit darzu/ damit man dem Hirschen allen Vortheil abgewinnen und sein Meister werden möge. Etliche wollen/ man soll sich zur Hirsch-Jagt grün/ und zur Schweinhatz grau bekleiden.

Will man nun eine solche Jagt anstellen/ müssen die Jäger zu Pferde Abends zuvor (wie Herr du Fouilloux schreibet) zu dem Obristen Jägermeister/ oder seinen nachgeordneten Forstmeister sich einfinden/ um Ordre zu empfangen/ wie/ wohin/ und wann ihr Versuch seyn solle/ welche Hunde sie führen/ und was für Gesinde sie mit sich nehmen sollen; alsdann müssen sie einen Wegweiser suchen/ der aller selbiger Orten wol kündig sey/ um sie ans rechte anbefohlene Ort zu bringen. Alsdann sollen sie ihre Pferde mit Beschlächte/ Sattel und Zaum/ Futter und Nothdurfft wol versehen; dann mögen sie ruhen/ damit sie des folgenden Morgens zwey Stunden vor Tags auffstehen/ und wann es im Sommer/ die Pferde vorher träncken/ und wol warten und füttern können; entzwischen werden die Vorlaßhunde von den Jägerknechten und Jungen zusammen gebracht/

da können sie auch ihr Frühstück und Mittagmahl einnehmen/ und so bald anfänget zu tagen/ müssen sie mit ihrem Wegweiser/ Hunden und Leuten sich an den ihnen bestimmten Ort begeben.

Wann sie nun dahin angelangt/ werden ihre Hunde unter einen schattichten Baum untergestellt/ und dem Jungen befohlen/ sie ausser Befehl nicht abzulassen/ still zu seyn/ und von selbigem Ort nicht abzuweichen. Sie aber begeben sich drey- oder vierhundert Schritt dahinwärts wo die Jagt ist/ acht zu geben/ ob sie keinen Schall vernehmen / oder den Hirschen zu Gesicht bringen möchten/ sehen sie ihn und hänget das Haubt / so ists ein Zeichen/ daß er sehr abgemattet worden/ und das thut er alle in wann er vermeynt / man sehe ihn nicht; dann so bald er einen Menschen spühret / hebt er sein Haubt empor / seine Müdigkeit zu dissimuliren / und thut grosse Sprünge/ darum besser ist/ die Jäger steigen ab von den Pferden/ und geben sich an einen gelegenen Ort/ worvon sie unvermerckt des Hirsches Weise auskundschafften möchten/ die Jungen / so die Pferde halten/ sollen etwas entfernet bleiben/ weil sie durch ihre Geschwätz den Handel leichtlich verrathen und verderben können / sonst wo der Hirsch das geringste vernimmt / geht er zuruck/ oder lauft beyseits weg / und dafern der Hirsch ihrer Vorlag zukommt/ sollen sie vorher ausspähen/ ob er müd oder nicht/ oder ob die Hund hinter ihm her jagen; wann es nun Zeit ist/ sollen die Jäger die Hund auf die Fahrt bringen/ und den Hirschen etliche Schritt gerade nachfolgen / bis sie mercken/ daß die Hunde den Wind davon bekommen / dann mag man die andern auch ablassen / und das Horn blasen / lässt er aber seinen Vorlaß gar zu fern ab / so suchen sie gleich so bald hintersich/ als fürsich/ welches ein grosser Fehler wäre.

Derer zu Pferd müssen nicht zu viel / oder der Hunde nicht zu wenig seyn / daß sie nicht vermischt und verwirret werden/ eines das andere hindere und nicht befördere; und wann der Hirsch zu andern Wilde ohngefähr käme/ soll der zu Pferde auf die Vorlag bestellt ist / Fleiß haben/ den Hirschen mit Geschwindigkeit seines Pferdes von dem andern Wild abzuscheiden / seine Hunde nicht irr zu machen.

Wann der Hirsch etwan Wasser fünde / und sich hinein begebe/ müsten unterdessen die Jäger ihn wol baden lassen/ und stille seyn/ auch allein acht haben / wo er wieder heraus geht / und alsdann wieder die Hund anbringen.

Und ob es sich etwan begebe / daß der Jäger zu Pferd/ einen jagbaren Hirschen/ durch seine Vorlag lauffen/ und ihm 4. oder 5. Hunde nachsetzen / und sonst niemanden zu Roß dabey verführte / soll er wol acht haben/ ob der Hirsch müde / und was für Hunde ihm nacheilen/ sihet er/ daß der Hirsch erhitzt / die Hunde gut / und die Fahrt richtig ist/ stracks sein Horn blasen / seine Hund ablassen und anführen / siehet er aber / daß es ungewisse Hunde sind / die vielleicht eine andere Fahrt angenommen haben/ und höret darzu sonst niemand nachjagen/ so soll er seine Hunde auch nicht abkuppeln / sondern allein die Fahrt besichtigen / die der Hirsch für sich nimmt/ und auf dero selben verbrechen/ das ist mit einem Ast die Spuhr mercken / sie desto leichter wieder zu finden/ damit wann er die andern Jäger fünde / von der rechten Fahrt abgewichen seyn / er sich zu ihnen verfügen und berichten könte/ er hätte einen Hirschen von solcher Farbe und Geweyhe / durch seine Fürlag lauffen sehen/ damit / wann es etwan ihr Hirsch wäre / sie ihm wieder nachjagen/ und die rechte Fahrt wieder für sich nehmen könten.

CAP. LX.

Wie ein Jäger den Hirschen aufjagen / und die Hunde einhetzen solle.

NAchdem der Herr der Jagt alle Nachrichtungen und gute Anstellungen der Vorlagen vernommen / auch Leute und Viehe gespeiset worden/ soll der Jäger/ so den ältisten Hirschen bestattet hat/ und auf den der Herr zu jagen gedenckt / auf seyn mit den Hunden und Leuten/ so ihm zugeeignet sind/ und sich auf den Bruch begeben/ absteigen und besehen / und die Fahrt und andere Wahrzeichen wol betrachten. Da nun der Herr mit samt den Hunden selbst ankommen / sollen sich alle Jäger zu Pferde geschwind um das Gehültz herum machen / worinn der Hirsch bestättiget ist / wo möglich / wann er durchgehet / seine Gestalt/ Farb/ und gewehhe wahrzunehmen ; wann dieses geschehen / soll der Jäger/ der ihn bestättigt hat/ vor andern die Ehre haben/ mit seinen Hunden und Leuten der erste zu seyn/ den Hirschen aufzujagen / und das Weidgeschrey anzufangen/ dem die andern alle nachschreyen.

Dabey nun zu Anfang der Jagt diese Geheimnüssey zu beobachten/ die Hunde bey dem ersten Bruch nicht allzusehr anzustrengen und zu erhitzigen/ weil sie leichtlich dardurch die rechte Fahrt verlieren mögen.

Zum andern / daß die Jagthunde stracks nachlauffen/ wo sich der Hirsch und die Leithunde hinwenden/ aber nicht näher / als auf sechzig Schritt zu den Leithunden und Jägern sich nähern sollen/ damit / so der Hirsch vortheilhafftige Absprünge bey seinem Stand vornehme/ sie die Fahrt nicht vertretten / daß sie die Leithund nicht wieder ausspühren und finden könten/ welches man sonderlich gleich anfangs verhüten solle / und der Jäger anfangs am meisten darauf zu sehen / ob sein Leithund auf der rechten Fahrt bleibe/ und so er die verlohren/ ihn abziehe/ und wieder recht anführe/ darzu dann eine sehr grosse Erfahrung/ Wissenschafft und Fleiß vonnöthen; sobald er die rechte Fahrt gefunden/ muß er einen Bruch daselbst machen/ damit die nachfolgenden Jäger auch derselben nicht verfehlen mögen / merckt er dann an seinem Leithund / daß der Hirsch nahe/ muß er selbigen noch kürtzer innhalten/ ihn nicht vor der Zeit auftreiben/ sondern vorher die Fahrt/ obs der rechte oder nicht/ wol ausnehmen/ da er aber den Hirschen würde aufbrechen hören / oder seinen Stand gefunden hätte / soll er nicht alsobald sein Horn blasen/ und die Hunde anhetzen / sondern allein dreymal ruffen: Gib acht/ gib acht/ und seinen Hund folgen lassen/ bis er ihn wieder erblicke/ damit er durch seine Flucht unfehlbare Warzeichen habe/ ehe dann er blase.

Es sind etliche Hirschen so schalckhafftig / daß so sie sich aus ihrem Stand erheben / nichts dann Absprünge und Widergänge machen / und mit ihrer Vopperey die



Jäger verführen / darum der Jäger nicht gleich blasen / sondern allein ruffen muß: Gib acht/und :Hund herbey/ und muß seinen Leithund hernach auf 50. Schritt auf die rechte Fahrt bringen / wann er aber eigentlich spühret/ daß der Hirsch durchgehen will, mag er blasen / und den Hunden auf Weidmännisch zusprechen / und also fort und fort auf der rechten Fahrt halten / schreyen und blasen/bis die Jagthunde ankommen sind / und sihet / daß sie der rechten Spuhr nachsetzen / dann muß er sich mit seinem Leithund mitten unter sie einmengen / sie lustig und begierig machen / und wann sie recht und wol angebracht sind / macht er sich beyseits / giebt seinem Knecht den Leithund/setzt sich zu Pferd/ bleibt allzeit unter dem Wind/ neben bey den Jagthunden / zu verbessern/ wo sie etwan fehleten / oder imfall es sich begebe / daß sie der Hirsch durch Absprünge irr machte / muß er die Jagthund wieder ablocken/ ankuppeln / und ihn bey dem nächsten Bruch wieder mit dem Leithund bestättigen/ und die Hunde daran lassen.

Die Hirschen sind so arg / wann sie von den Hunden abgemattet werden / daß sie / wo sie eine Heerd Rindviehe antreffen / sich spornstreichs darunter vermengen/ und wol gar einem Stuck Rind auf den Rucken springen/ oder sich in dicken Wäldern / sprungweise mit dem Gewehhe an einen Ast anhängen / also daß die Hunde die Spuhr verlieren / oder wohl gar die Wiederkehr nehmen / welches alles ein geübter Jäger / mit Aufsuchung der Spuhr / und öffterer Verbrechung leichtlich vermercken kan.

CAP. LXI.

Die Vortheil / so bey diesen Jagten in acht zu nehmen.

ICh muß ferner aus dem du Fouilloux und Salnove etliche Vortheil andeuten / deren sich die jenigen / so die Hirschen mit den Chiens Courans jagen wollen / bedienen sollen. Erstlich müssen sie anfangs nicht gar zu starck den Hunden zuschreyen / dieselben nicht zu verwirren/ sondern nur anzufrischen ; müssen auch die Hunde nicht mehr als auf 50. Schritt beyläuffig kommen / aber wann der Hirsch eine Stund oder länger gelauffen / und die Hunde richtig in der Spuhr bleiben / dann mögen sie sich zu den Hunden näher anmachen / und ins Jägerhorn stossen. Es geschiehet auch offt/ wann der Hirsch von den Hunden getrieben wird / so verkehret und wechselt er auf mancherley Weise / er sucht andere Thier in ihrem Läger / treibt solche auf / und legt sich an ihre statt auf dem Bauch / und lässet die Hunde vorbey lauffen/ welche den Hirschen weiter nicht spühren können/ weil er seine Füß unter dem Bauch versteckt / und seinen Athem in die kühle Feuchtigkeit der Erden einhauchet / daß ich (sagt Herr du Fouilloux) gesehen habe / die Hunde einen Schritt weit neben ihm vorbey lauffen / und weder den Wind noch die Wilderung von ihm empfangen mögen ; und wird der Hirsch dergestalt so lang warten / bis ihm die Jäger zu Pferde auf den Leib kommen/ ehe er sich wieder erhebt. Darum die Jäger für und für / ehe sie sich zu dem Stand nähern / fleissig und nothwendig verbrechen sollen / damit wann der Hirsch seine Arglistigkeit mit Wechseln und Absprüngen fürnimmt / sie gleich zu dem Bruch wieder ziehen / da es dann nicht fehlen kan / der rechte Hirsch wird von den Leithunden und besten ältesten Jagthunden wieder aufgespührt / und die recht Fahr gefunden/ dann diese / so bald sich der Hirsch er-

hebt und in dem Lauff kommt/ geben sie nicht aus/ schweigen still/ und haben allein auf dem Wechsel ihr Absehen/ das die jungen närrischen Hund nicht thun/ sondern nach des Wechsels/ schreyen und nachjagen; daher ein kluger vorsichtiger Jäger allein auf die alten Hund zu verlassen hat.

Wann zween Jäger zu Pferd beysammen sind/ muß der eine die Hunde bedrohen/ der andere muß die Hund mit guten Worten/ an das Ort bringen/ wo gejehlt worden/ und da etwan ein alter guter Hund ausgibt/ muß er selber absteigen/ und die Fahrt besehen/ findet er solche recht seyn/ giebt er drey Stöß in das Jägerhorn/ und lockt/ und bringt die andern Hunde wieder von neuem an/ denen auch die andern zu Pferd also zusprechen sollen. Einer von ihnen muß die eine Hand voller Aeste haben/ allenthalben fort und fort/ wo er den Hirschen gesehen/ zu verbrechen. Merckt man aber/ wann die Hunde abfallen/ oder sich in mehr Hauffen vertheilen/ so ist nicht den jungen/ sondern den alten Leit- und Jagthunden zu folgen/ der Augenschein einzunehmen/ und die recht-gefundene Fahrt allzeit zu verbrechen/ darnach ist in das Horn zu stossen/ und die Hunde mit der Stimm wieder auf die Fahrt zu leiten. Sonderlich brauchen die Hirschen auf den Fahrtwegen vielerley List/ weil daselbst allerley Thier lauffen/ der Staub den Hunden in die Nasen kommt/ und die Spuhr verhindert und benimmt/ daher lauffen sie gern auf den Fahrtwegen fort/ also auch über ausgebrennte Ort/ daselbst mögen die Hunde keinen Wind vom Hirschen haben/ derhalben die Jäger acht haben sollen/ wo der Hirsch/ als er hinein gelauffen/ den Kopf hinwendet/ darnach jenseit des Brands wieder spühren/ bis man seine rechte Fahrt gefunden hat/ und also nachsetzen lässet.

Die in den Vorlagen ausgestellte Jäger und Hund/ sollen nie aus ihrem Vortheil aufbrechen/ als bis rechte Zeit vorhanden/ sondern gute Ordnung halten/ wann nemlich die andern Jäger und Hund auf sie antreiben/ und müd und abgemattet scheinen/ sonst wann sie vor der Zeit einhetzen/ und kommen hernach die Müden auf sie/ in Meynung/ abgelöst zu seyn/ und finden sie nicht auf ihrer Post/ vom Jagen müssen ablassen/ und ihnen also entwischen der Hirsch entgehet.

Wann aber die Hunde in grosser Hitz aus dem Athem wären/ und nicht fortkommen könnten/ soll man die letzte rechte Fahrt verbrechen/ sie nicht nöthigen/ in das nächste Dorff im Schatten führen/ und sie mit Wasser und Brod wieder erquicken/ oder ist kein Dorff nahend/ sie unter einem schattichten Baum rasten lassen/ bis die gröste Hitze fürüber/ hernach wann sie genug geruhet haben/ kan man mit dem Horn zum Aufbruch ein Zeichen geben/ zu dem letzten Bruch mit dem Leithunde ziehen/ und wieder dem Hirschen nachsetzen bis sie ihn finden. Der Hirsch/ wann er nimmer weiter kan/ begiebt sich/ als zu seiner letzten Zuflucht/ ins Wasser/ lässet sich die Wellen im mitten des Flusses abwärts tragen/ und hütet sich/ keinen Ast oder Strauch zu berühren/ der am Gestad beederseits seyn möchte/ damit die Hunde keine Fahrt von ihm kriegen können/ und rinnet also so lang/ bis er etwan einen Klotz oder andere Verhinderungen/ findet/ dann muß er wieder heraus; in diesem Fall müssen die zu Pferd wol abgerichtet seyn/ und den Ort/ wo der Hirsch sich ins Wasser begeben hat/ verbrechen/ und wann drey zu Pferd sind/ soll der eine hart am Ufer folgen/ wohin sich der Hirsch gewendet hat/ und fleissig acht haben/ ob er ihn nicht etwan darinnen oder sonst entdecken möchte; die andern zween/ sollen ihre Hund auf etliche Schritt im Wasser weg/ auf beeden Seiten nachführen/ die übrigen aber sollen zu Pferde hart am Wasser bleiben/ weil sich die Hirschen offt darinnen unter den Felderstäuchen und Binsen verstecken/ und alsdann erst aus dem Wasser tretten/ wann der Feind gantz vorbey und weg ist/ sonderlich wo dickund bewachsene Ufer sind; sonst haben sie auch diß zu bedencken/ daß in einem Fluß der Hirsch nicht leichtlich in der Tieffen sich heraus begibt/ sondern allein/ wo grosse Seuchten in der Mitten/ oder grosse Steine und Klötz ligen/ da dann desto embsiger die Fahrt aufzusuchen/ sonderlich wann der Hirsch abgemattet/ nothwendig dem Wasser folgen muß.

In Piemont, sagt Mr. de Salnove, wo es viel Bäche giebt/ die aus den Gebürgen entspringen/ und offt anlauffen/ dahin auch die Hirschen ihre gewöhnliche Zuflucht haben/ lässet man die Bäche von den Bauren mit Zwerchbäumen überlegen/ daß die Hirschen darüber nicht fortkönnen/ und gezwungen werden/ sich wieder heraus zu begeben/ und dieser Barricaden werden mehr/ je eine von der andern/ wann auf 500. Schritt angestellet.

Weiter ist (sagt Herr du Fouilloux) zu wissen/ daß der Nord- und Sudwind dem Hirschen gantz zuwider ist/ dann wenn er sich aus dem Holtz in die Felder begibt/ und von diesen Winden einer bläset/ wird er allzeit dieser Wind einem den Rucken kehren/ weil der erste kalt/ der ander aber trocken ist/ auch beyde streng und ungestüm/ ihm den Athem nehmen/ auch da er dem Wind entgegen laufft/ ihn die Hunde desto leichter ausspühren mögen. In die Wälder giebt er sich gleichfalls nicht gern in der Flucht/ weil er mit dem Geweyhe nicht so leicht durchbrechen/ die Hunde aber viel bequemer folgen und seiner Fahrt nachsetzen können; und das haben sich die Jäger zu versichern/ daß die ersten zween Absprünge und Wechsel/ die der Hirsch braucht/ so bald er aus seinem Stand ausgetrieben worden/ er den gantzen Tag meistens also fortbrauchen werde/ daher sollen die Jäger auf Wegen/ Fußpfaden und Wassern wol acht geben/ daß ihre Hunde/ an statt der rechten Nachspuhr/ nicht die Widerfahrt ergreiffen. Etliche Hirschen sind so arg/ die sich gleich/ wann sie aufgejagt worden/ anstellen/ als ob sie abgemattet wären/ thun sich vor denen zu Pferd auf dem Bauch nider/ und lassen sich die Hunde schier erjagen/ aber diese List zeiget an/ daß der Hirsch verschalckt und gutes Athems sey/ die in die Härz lauffen mögen/ und sich auf ihren guten Athem verlassen. Wann er recht abgematter ist/ kan man erkennen/ wann er den Kopf zur Erden hänget/ strauchelt wie ein Trunckener/ und ob er schon bisweilen den Kopf aufhebt (wann er etwas vernimmt/ und einen Sprung thut/ währet es doch nicht lang/ wann das Maul gantz trocken und ohne Schaum ist/ wann er einen Graben und Zaun antrifft/ nebenhin laufft/ und überzusetzen sich nicht getrauet; Daher ein Jäger auf alles acht soll geben/ und ist zu mercken/ daß zur Blumen-Zeit die Hund viel eher die Fahrt verlieren als sonst/ weil sie der Blumen Geruch irre macht/ dazumal ist der Fürgriff weit/ und auf frische kühle Oerter zu nehmen.

Wenn der Hirsch nicht weiter kan / so ists gefährlich ihm zu nahen / vornehmlich in der Brunstzeit / das geschihet entweder zu Wässer oder zu Lande; ist er in einem so tieffen Wasser / daß man zu Pferd ihm nicht zu kan / mag man die Hunde alle zusammen kuppeln / damit ihnen die Kälte des Wassers nicht schade / oder sie in strengen fliessendem Wasser / wegen ihrer Müdigkeit / ersauffen möchten; darum man sich mit Pferden und Hunden abzudrehen / beyseits machen / verbergen und warten soll / bis der Hirsch / wann alles still worden / heraus gehe / oder dem Gestad zueile / dann mag er ihm mit dem Schwerdt einen Fang geben; muß man aber im Wasser zu ihme schwimmen / soll man ihm allein in der Tieffen den Fang geben / und nicht / wo er sich auf die Füsse steuren könnte / da er dem Jäger leicht einen Schaden zufügen mag. Stellt er sich aber im freyen Feld / so ists gefährlich zu wagen; ist er aber bey einem Graben / Zaun oder Gehäge / kan man ihn / indem er mit den Hunden streitet / aus dem Vortheil / wo man kan / fällen; wolt er aber fliehen / kan man zu Pferd ihm seitwärts seinen Rest machen. Sobald der Hirsch gefangen / giebt man ein Zeichen mit dem Horn / legt den Hirschen auf Aeste / zerwirckt ihn / giebt den Hunden ihr Jäger-Recht / und theilt Jedem das Seine zu. Wer mehr davon wissen will / der besehe des obgedachten Herrn du Fouilloux Jagt-Buch / wie auch das Adeliche Weidwerck / welches Anno 1661, zu Franckfurt am Mayn ausgangen / und gleichsam gantz eine Verteutschung des du Fouilloux ist / wiewol dessen Namen ausgelassen worden / in gleichen des Jean Libaut und Charles Estienne Haus-Buch / auch daraus entlehnet ist; vor allen andern aber des Herrn Robert de Salnove jüngst edirte Venerie Royale, da wird er / was ich hier / Kürtze halber / ausgelassen / finden können.

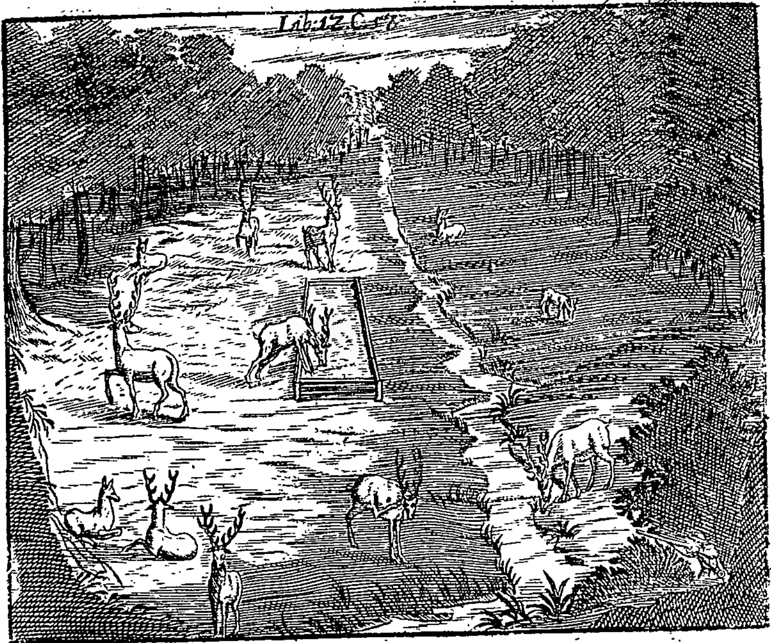
CAP. LXII.

Wie die Hirschen sonst durch Jäger abgeschlichen und gefället werden.

Dieses Weidwerck mit den Chiens Courants, gehöret (wie oben gesagt) alleine für grosse Herren / wo es die Gelegenheit des Landes leidet / weil es kostbar / gefährlich / und Rossen und Hunden verderblich ist / daher es in unsern Ländern unbräuchlich / als so allein per curiosità allhier vermeldet worden. Sonsten wo man gute und grosse Wildbähne hat / trachtet man um viel leichtere Mittel / die Unkosten / Mühe und Ungelegenheiten zu meiden / und dennoch des Wildprets zu geniessen / es besser zu haiden / nicht also zu versprengen und wegzujagen / der Saaten / Felder und Wiesen zu verschonen / und vielerley Gefahren zu entgehen / da man einen oder mehr Jäger hält / die mit Leit- und Blut-Hunden versehen / ihre Lager / Stände / Weiden / Farrten / und Wechslungen auszuspühren / die Wälder mit Gebüschen und dicken Gesträuchen also zu versehen / damit sie desto lieber ihren Unterstand daselbst nehmen / verhüten und verbieten / daß sie weder durch Bauren-Schäfer- oder andere Hunde / nicht verunruhiget / sondern durch behägliche Weide / unbelastigten Stand / mit genugsamen Schatten / doch im Sommer wider die Hitze / und im Winter wider die kalten Winde / angelockt werden / damit man sich zu rechter Zeit / wann die Hirschfaist ist / so viel man bedarff / zur Nothdurfft schiessen / oder sonst mit Netzen und Gezeugen umsetzen kan.

Etliche sind so gute Wirth / daß wann im Winter grosse tieffe Schnee fallen / und der Winter zeitlich anfängt / und mit langem Nachwinter sich hinaus erstreckt / daß das Wildpret fast erhungern muß / daß sie im Winter Heu in die Wälder führen lassen / damit sie sich erhalten können. So muß man auch sonderlich Fleiß haben / die Wölffe und Füchse / an diesen Orten / wo sich das Wildpret nehren und mehren soll / zu vertreiben / dann obschon die Füchse dem grossen alten Wildpret nicht schaden können / sind sie doch den jungen Hirsch-kälbern sehr auffätzig und gefährlich / und die Wölffe / wann grosse Schnee fallen / verderben und reissen das Wildpret häuffig nieder. Man führet auch / das Wildpret anzulocken / Stein-Saltz in die Wälder / daran sie lecken / weil es ihnen gesund ist / und sie gern an dergleichen Gegend sich aufhalten. Wann ein Jäger in seinem Wildbahn es so weit bringen kan / daß sich das Wildpret gern und häuffig darinnen aufhält / hat er kaum halbe Mühe / und kan seiner Herrschafft Kuchen und Tafel genugsam / mit seinem Ruhm und Lob / damit versehen.

Die Indianer haben in America diese List / Hirschen zu fahen: Sie nehmen die Häute der allergrösten Hirschen / legen sie geschicklich an den Leib / daß des Hirschen Kopf auch über ihren Kopf zu stehen komme / daß sie durch die Augenlöcher / als durch eine Larve / sehen können / wann sie nun also angethan sind / gehen sie zu den Wassern / wohin sie wissen / daß die Hirschen zum trincken kommen / gehen sie nahe hinzu / als ihnen möglich / weil sie sich nichts vor ihm scheuen / wann sie nur zu rechter Zeit kommen / welche sie hernach leichtlich mit Bögen und den Pfeilen / die sie in Händen tragen / schiessen können / damit sie im Schiessen am lincken Arm durch die Sennen nicht verletzt werden / verwahren sie denselben mit einer Rinden von einem Baum. Wer in diesen Ländern vielleicht auch zu practiciren / mit einem Stachel und einem Pfeil / auf einer Sultz / oder auf einer Lecken; wie die Indianische Historia bezeuget.



CAP. LXIII.

Von den Sultzen.

WJewol die Sultzen in den Wildbahnen/ die an das Kayserliche Gejaid nahend anstossen/ nicht gedultet werden/ wird es doch in denen weit davon entlegenen Herrschafften practicirt/ und in eines von den vornehmsten Mitteln/ das Wildpret gern in seinem Gehäge zu erhalten; dabey kan ihm ein Weidmann seinen Scherm machen/ des Wildprets Ab- und Zugang zu beobachten/ ihre Fahrten abzuschleichen/ und wann er etwas der Mühe wehrt zu seyn vermercket/ ists besser/ solches im Ab- und Zugang/ und nicht bey der Sultz zu fällen; welches doch nicht bey allen Platz findet/ aber gleichwol weit besser und rathsamer ist/ das Wildpret desto weniger davon abzuschrecken.

Diese Sultzen nun werden unterschiedlich/ von etlichen aber auf solche Weise bereitet: Erstlich/ werden vier Bäume gleich viereckicht wie ein Tisch gelegt/ oder mit Laden eingefangen/ oder mit einem Zaun verwahret/ darnach nehmen sie Laimen aus dem Back-Ofen und Liebstöckel (Ligusticum) auch ein wenig Knoblauch/ vermischen es wol mit dem Laim/ machen eine Knie-tieffe Gruben/ legen eine Kugel von Hirschenschwammen hinein/ stossen darauf eine Lege von obgemeldten vermengten Laimen/ und wieder eine Lege Saltz/ und also eine Lege um die andere/ werffen auch von der obern Erden/ so daselbst ausgegraben worden/ ein wenig darzwischen/ und verstossen alles wol. Oder/ sie nehmen gebrannten Laim von einem Back-Ofen/ viel oder wenig/ nachdem die Sultz groß werden soll/ hernach ein Mäslein Saltz/ und 20. oder 30. Aechtering Urin von einem Mann/ oder/ welches besser/ von einem jungen Knaben/ rühren alles durcheinander/ bis es wird wie ein Laim/ und schlagen davon die Sultz.

Die Hirschen besuchen die Sultzen fleissig/ und ob sie gleich mit Stangen vermacht und verwahrt sind/ damit das andere Viehe nicht darzu kommen kan/ so setzen sie doch hinüber/ und führen also die Alten die Jungen darzu/ man findet sie meistens des Morgens/ wann sie von dem Felde kommen/ und des Abends/ auch wol Mittages/ dabey.

Diß hab ich von einem Weidmann/ als ein wahrhafftes und gewisses Stuck bekommen/ das Wild in den Wald zu bringen/ daß es allzeit darinnen seinen Stand suchet/ also daß mans schiessen kan/ wann man will; Man mercke erstlich 5. oder 6. Wochen nach der Brunst/ wo ein trächtiges Stuck Wild ist/ und schiesse es/ davon nimmt man im Zerwircken/ Membrum genitale, die Mutter/ das Bürdlein/ samt dem Kalb/ und allem/ was darinnen ist/ auch das Miltz/ alles wol zusammen gehackt/ wie einen Brey in einem Mörser wol zerstossen/ und in einer zinnernen Büchsen verwahret/ das kan man ein gantzes Jahr lang in der Büchsen wol behalten/ wann mans aber brauchen will/ soll man nehmen guten starcken Wein/ Härings-Lack/ Campher-Oel/ aus der Büchsen in ein Töpflein gethan/ die erzehlte Stücke darunter gemengt/ wol gequellt/ daß es starck rieche/ davon kan man in die Lecken/ auch in den Wäldern an die alten Stöcke/ und an an die Wege/ wo das Thier gerne wechselt/ giessen/ so sammlen sie sich dahin/ und bringt immer ein Stuck das andere mit sich/ soll ein probirtes Stuck seyn. Jst aber die Frage/ ob man nicht dolosè den benachbarten Wildbahnen ihre Thier abgespannt und entfremdet/ es heisst Christi Regel/ quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris.

Item / wann in einem gefällten Stuck Wild / ein Hirschenkalb gefunden wird / so graben sie dasselbe / einer Elen tieff in die Sultz / diß thut man allein in den Wäldern / das Wildpret dahin zu zigeln / in den Thiergärten bedarff es dieses nicht. Oder aber: Nim Gaffer 1. Loth / Salpeter 6. Loth / Alaun 8. Loth / Saltz ein halbes Pfund / Urin / so viel als man haben kan / in einem Topff gegossen / und das andere hinein gethan / und wochentlich zweymal fleissig die Sultz damit gesprengt / diß muß alle 14. Tag wieder frisch angemacht / und also gebraucht werden. Zu diesen Sultzen finden sich auch gern die wilden Tauben und Turteltauben / dabey ihnen dann leichtlich aufzupassen / dann diese Sultzen werden gewöhnlich in einer Reut oder ebnen Platz / der mitten im Wald ligt / und allenthalben mit dem Gehültz umgeben ist / geschlagen / da man ihn dann hin und wieder an bequemen Orten / wo das Wild seinen Durchgang zu nehmen pflegt / Scherme machen kan.



CAP. LXIV.

Von den wilden Schweinen.

IST ein beherztes / grimmiges und unverzagtes Thier / das / so bald es seine Jahr und Waffen erreicht / hart in die Flucht zu treiben / und dem Tod tapffer unter Augen gehet / sie wandern Heerdeweise / ausser was die gar grossen hauenden Schweine sind / die ausserhalb der Brunst-Zeit ihre Lager und Stände allein haben. Ein grosses Hauptschwein wohnet gern an einsamen gebürgigen und morastigen Oertern / wo Eycheln / Buckeckern / und wildes Obst zu finden / hat ein überaus scharffes Gehör / wann sie von den wilden Thieren / Wölffen oder Hunden angefallen werden / sonderlich wann sie Jungen haben / stehen sie alle zusammen / und gehen mit grossen Ungestümm und Grimm auf ihren Feind loß / und so bald nur eine schreyet / lauffen die andern alle zu.

Wann die Schweine dreyjährig werden / verlassen sie die Heerd / und wohnen allein / ausser der Brunst-Zeit. Die Schweine haben ihre Spuhr grösser / und mehr geschlossen als die Säue / die / sonderlich wann sie trächtig und schwer sind / die Schalen zimlich voneinander spalten / und etwas schmäler sind; ihre Jungen werffen sie meistentheils in den Höltzern / wo Wasser / und Eych- und Buchbäume / oder anders wildes Obst / zu finden ist. Herr de Salnove schreibt / wann sie in der Brunst sind / und keine wilde Säue finden / lauffen sie auch den heimischen Schweinen nach / die sie etwan in den Wäldern antreffen mögen.

Nach Joh. Tantzers Meynung / setzen sie ihre Jungen meistens im April / und sind diese Färcklein anfangs mit roth und schwartzen Strichen umringelt / die aber allgemach in schwartz-dunckle Farben mit dem Alter sich verkehren / sie folgen bald der Bache (also heissen die Jäger ihre Mutter) nach / und wann die Bache etwas vernimmt / schnaubt oder grunzet / fahren sie augenblicklich unter die dicken Sträucher / ins alte Laub oder Grase / fallen nieder / und liegen gantz stille / hören und losen so lang / bis die Alte still wird / oder wieder ein Zeichen gibt / dann kommen sie wieder zusammen / die ersten 3. oder 4. Tage aber / nachdem sie geworffen worden / lassen sie sich greiffen und anrühren / muß ihnen aber der Mund zugehalten werden / sonst schreyen sie / und wird die Bache den Rauber mit grosser Ungestümmigkeit überfallen / und wol gar zu Boden stossen. Endlich aber bleiben sie gar bey der Mutter / und wann sich

eines

eines etwan verirret/ wird es von der Mutter-Stimm bald wieder angelockt / biß wann die Mutter übers Jahr wieder andere Jungen wirfft / so lässt sie die Eltern von sich/ bleibt sie aber galt / so verharren die Jungen bis auf das zweyte Jahr bey ihr / welches ihnen am nutzlichsten / wann sie aber weichen müssen / so halten sie sich allein zusammen auf / und nähren sich / so gut als sie können / da dann ihr bestes Gewehr ist Lauffen/ und ihre Retirada zu den grossen Schweinen sich in Gefahr verfügen.

Sie werden im dritten Jahr erst tüchtig zu Brunsten/ und kriegen mehr Hertz sich zu wehren. Im dritten Jahr werden die Schwein-Bärn-Keiler / und im vierdten angehende Schwein genannt. Diese wandern im Sommer allein / suchen auch ihre Nahrung in Feldern und andern Orten / absonderlich / weil sie sich schon auf ihr Gewehr verlassen / und gegen den Wölffen vertheidigen können / weichen auch den Hunden nicht leichtlich/ denn sie haben ein scharffes und sehr spitziges Gewehr. Im fünfften Jahr erst werden sie hauende Schwein genennet.

Obgemeldter Author schreibt / die wilden Schwein werden nie pfinnig wie die heimischen/ und soll ihr Leben über 30. Jahr dauren/ wann die Masst reiff ist / so verlassen sie ihren Ort / und lauffen dahin / wann solche vorben/ lauffen sie wieder an ihren alten Ort. Winters-Zeit suchen sie gern das Farrenkraut / und essen die Wurtzen davon; im Sommer wühlen sie gern in den Sümpfen/ und reiben sich darnach an die nächst dabey/ stehende Bäume/ dabey man / wann sie hoch hinauf reiben/ ihre Grösse erkennen kan / dann sind sie am kühnesten / wann sie die Hunde verfolgen / gehen sie in eine Pfütze/ da setzen sie sich ein/ und fahren wol heraus/ und schlagen manchen Hunde tod / oder haben sie kein Wasser / so setzen sie sich in ein dickecht Dornsträuch/ da sie sich dann tapffer wehren können. Es kan sich auch das Schwein / sonderlich zur Brunst-Zeit / von Moos unter einen dicken Strauch oder Baum ein recht reiches Läger machen / daß sie wol darinn ruhen kan/ das Moos tragen sie mit dem Mund zusammen / wann man zu einem solchen Schweins-Lager kommt / und tritt hinbey/ oder gar darein / so kommt es nicht bald wieder hinein/ bis es wittert/ daß lang niemand an selbigen Ort gewesen ist. Unterdessen macht es ihm ein anders Lager / ihren Aus- und Eingang halten sie Sommers-Zeit gern / und wechseln in ihren gewissen Reviren.

Um Martini fängt ihre Brunst an / und währet etwan 4. oder 5. Wochen / da auch die stärckesten Schwein-Bärn die schwächern verfolgen; wann sie kämpffen/ lehnen sie sich gegeneinander / mit dem Rucken hart zusammen/ und weil sie also immer einen vordern Lauff ins Knie beugen / daß sie den Rucken etwas niedrig/ und gegen des andern seinen Rüssel bekommen/ so können sie mit dem Gewehr einander nicht ins Wildpret fassen/ um der Runde halber / welches aber am ersten aus dem Land tritt / das kommet in Gefahr / und wird dann bisweilen mit einem Ritz durch die Haut/ oder auch wol tieffer geschlagen / sie sind dann auch auf den Schulterblättern zimlich geschwollen / und bekommen daselbst/ wann es geschwillet / eine dicke Haut / und wann es ausheilet / wird es fest / bald wie ein Pantzer doch werden etliche im Kämpffen lahm/ oder auch wol gar todt geschlagen / sie brunsten auch wol mit zahmen Säuen/ wann sie läuffig sind / welches sie am Geruch haben. Eine Bache trägt 20. Wochen / und setzen die Jungen zwischen Ostern und Pfingsten / an einem Ort / da sie sich können ernähren / und mit den Jungen nicht weit gehen dörffen / wann sie des Winters in den Farrenwurtzen brechen / müssen die grossen den Anfang machen/ und wann dieselben den Frost durchgebrochen/ und aus dem Bruch heraus gehen / einen andern zu machen/ so gehen die kleinen hinein / und suchen darinnen / was die andern übergelassen haben / können auch darinnen weiter fortbrechen.

Wann gar grosse starcke Winter sind / und dasselbige Jahr die Mast nicht gerathen / so kommts wol / daß etliche Schwein gar hungers sterben / wiewol sie lang können aushalten / bis sie gantz mager werden / und nichts als Haut und Knochen an ihnen ist / dann legen sich offt etliche zusammen ins Lager/ und sterben dahin.

Herr Graf von Burckstall setzt in seinem Monat-Bericht vom Weidwerck / die wilden Schweine seyen am leichtesten zu schiessen/ wo sie ihre Lacken haben/ wann man auf einen Baum dabey aufwartet / darauf sie einen nicht so leicht wahrnehmen / oder erwittern können/ oder wann man ihnen aufpasset / auf den Frucht- und Rüben-Aeckern/ im Herbst.

Es ist kein Wildpret unter allen / das den Feldern und Wiesen so schädlich ist / und darum schreibt Gesnerus, daß in der Eydgenoßschafft / voraus bey denen/ so in den Alpen wohnen / von mancher Obrigkeit die wilden Schwein zu jagen erlaubt ist/ wann es erzörnet/ und von Jägern und Hunden umstanden und gefällt wird/ so sind seine Zähne so feurig und entzündet / daß/ so man eine seiner Borsten alsobald daran hält / sich dieselbige verbrennte / also auch / wo sie einen Hund beschädigen/ sihet der Schaden gleich aus / als wäre er gebrannt. Es wirfft des Jahrs nur einmal Junge.

Wann sie miteinander streiten / und werden eines Wolffs gewahr/ vereinigen sie sich alsobald/ dem gemeinen Feind zu widerstehen / in welchem Fall sie viel Politicos übertreffen. Ein grosses Schwein lässet sich in seinem Läger unerschrecken anbellen; ehe es aufbricht/ wirfft es den Rüssel heraus / und sihet / was es sey/ und horcht/ob ein Geschrey vorhanden / hört es was/ so geht es wieder in sein Lager / und sucht Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; wann es nicht Eycheln in den Wäldern findet / suchet es Wurtzen und Würme in den Wiesen und Marassen / und wühlet über Nacht einen grossen Fleck auf; sie sind so starck / daß sie einen Menschen und Vieh einem Streich können zu tod hauen / wo sie recht antreffen. Wann sie gebohren werden/ bringen sie alle ihre Zähne mit / die vier werden eigentlich ihre Waffen genennt/ davon sie mit den untersten am schärffesten verletzen / die obigen dienen nur die untern zu wetzen. Sie leben 20/ 25. und 30. Jahr / wie du Fouilloux bezeuget; sie tretten in die Brunst zu Winters-zeiten/ im Christ-Monat / und währet dieses etwan drey Wochen; sie spühren den Menschen von ferne / wann sie den Wind von ihm haben können. Wann sie ein todes Pferd finden/ greiffen sie es an / und fressens / sonsten aber thun sie keinem Aas nichts.

Ihre Zeit fängt an im Herbst / und endet sich im Anfang des Decembris, da sie in die Brunst tretten / sie wandern weit/ und verlassen ihre Stände und Lager viel

leichtlicher / als die Hirschen. Das Schwein schreyet nicht / wann ihm schon ein Fang gegeben wird / aber die Bachen. Sie wühlen auch die Löcher der Feldmäuse/ Hamster und Zeußlein auf / weil sie offtermals Waitz/ Korn / Haselnüß / Eycheln / und andere Früchte darinnen finden.

Sonsten werden die wilden Schweine keinen Menschen angreiffen / sie seyen dann von ihm zuvor verwundet/ angesprengt und angeschryen/und wird man sehen/ wann sie von 5/6/ oder mehr Jägern umgeben / streiten müssen / daß sie allein diesen / welcher unter ihnen schreyet: Huy Sau! alsobald anfallen / daher er geschicklich den Schweinspieß fürsetzen muß; so bald auch wieder ein anderer also rufft / lässt es von dem ersten ab/ und laufft dem andern zu.

Das Harnen ist ihm so gefährlich / wann sie es ankommt / daß es mitten in der Flucht still stehen muß/ dasselbe zu verrichten. Wann es zornig ist / so wetzt es seine Zähne / als wolt es sich darzu vorbereiten / wie Virgilius sagt:

— — dentesque sabellicus exacuit Sus,
Et pedibus subigit terram, fricat arbore costas,
Atque hinc, atque illinc humeros ad vulnera durat.

Die Schweine sind am grimmigsten in der Brunstzeit/ die Säue oder Backen aber / wann sie Junge haben.

CAP. LXV.

Was von den wilden Schweinen zur Artzney dienlich.

DEr wilden Schweine Fleisch ist nicht so feuchter Natur/als an den heimischen/sonderlich haben die Frischling ein zart und edles Wildpret / ist warm und trocken im ersten Grad / wie Pisanelli bezeuget.

Die Leber vom wilden Schwein soll denen dienen/ so die Schlaffsucht haben.

Die Gailen gepülvert/und in Wein getruncken/vertreiben / wie Gesnerus sagt / die fallende Sucht.

Die Zähne geschaben und eingenommen / sind gut/ wider die Colica und das Seitenstechen / wie D. Jonstonus schreibet. Alexius Pedemontanus befiehlt/ man soll ein halb oder gantzes Quintlein davon in Gersten-Wasser / oder rothen Kichernwasser / oder in gutem Wein einnehmen; soll auch sehr gut für die Husten seyn.

Das Hirn und Blut soll wider der Schlangen Gifft und Biß seyn; das Hirn gekocht und in Wein getruncken / soll alle Schmertzen stillen.

Valeriola sagt / daß er von den geschabenen Zähnen ein Quintel im süssen Mandel-Oel und weissem Zucker in der Angina und Seitenstechen / als ein schnelles und geheimes Mittel gebraucht.

Die Lungen gebraten und gessen / soll gut seyn für die Trunckenheit.

Die Leber gedörret / und im Wein getruncken / mit ein wenig Rauten / soll bewährt seyn wider die Natern-Biß.

In den Lebern der Bachen sollen zu Zeiten Steinlein gefunden werden / die dienen wider den Sand und Stein / in convenienti vehiculo gepulvert eingenommen.

Die Gall davon mit Unschlit vermischt / soll die Schmertzen des Podagræ lindern; Item / die Kröpfe vertreiben / wann es mit Fiechten-Pech und Bleyweiß aufgelegt wird; Mit Essig getruncken/soll es den Miltzsüchtigen wohl bekommen.

Marcus Gatinaria sagt / wann man die noch warme Blasen mit samt dem Urin aus dem Schwein nimmt/ und miteinander im Rauch dörret/bis mans zu Pulver stossen kan/diß soll täglich gebraucht / in der Frayß und fallenden Sucht ein gutes Mittel seyn.

Die Blasen gepulvert und eingenommen / ist denen nützlich/die den Harn nicht lassen können/treibt und zermalmet auch den Stein in der Blasen; und ist gut für die Wassersucht / sonderlich wann sie mit samt dem Harm aufgedorret werden.

Der Harn aus der Blatter genommen / und in einem gläsernen Geschirr aufgehoben / je älter / je besser; hernach zur Nothdurfft lau gemacht / und in die Ohren geträufft / ist dienlich zur Taubheit und andern Ohren-Schmertzen.

Galenus will / man soll denen / die den Harn nicht lassen können / eine Klaue von einem wilden Schwein brennen/ und eingeben.

D. Fridericus Hoffmann in seiner Pharmacopœia Medico-Chymica gedenckt eines Steins / der in der Gallblasen / bisweilen in den Magen der wilden Schwein und Stachel-Schwein (aber gar selten / und nur in denen / die in hohen Gebürgen gewisse Kräuter fressen) gefunden werde / von den Portugesen Piedra de Puerco genannt; soll einer derselben von 100. bis 200. Reichsthaler bezahlet werden / soll weichlicht und fett seyn/wie eine Seiffen. Der soll die natürliche Wärme erhalten / das Ingeweid stärcken / die rohen Feuchtigkeiten verzehren / für den Schlag und der Frayß versichern/ den Stein ohne Schmertzen auflösen/ die Glieder-Schmertzen vertreiben / die Menstrua und Geburt treiben / er dienet auch zu allen hitzigen Kranckheiten; Man legt diesen Stein in ein Wasser/Wein oder Bier/ etwan ein Stündlein lang/ und trinckt das aus; je bitterer es ist / je besser wirckt es. Idem subjungit, pulvis ex hepate & testiculis porcelli, pro arcano habetur, in Venere stimulandâ.

CAP. LXVI.

Wie die wilden Schweine gespühret werden.

HErr du Fouilloux vermeldet weiter/ ein Haupt-Schwein sey also an der Fahrt zu erkennen/wañ solche groß und breit/ die vordern Klauen rund und dick/die Schneide auf den Seiten der Wände ganz stumpf und abgenützt / die Versen breit / die Klauen groß und offen / damit das Erdreich in Gefahr starck besiegelt sey. Die hindern Fahrten sollen besser auswärts reichen/ als die vordern/ dardurch die Grösse und

Weite des Schweins angedeutet wird. Der Einschnitt zwischen den Klauen und der Fersen / wann sie im Tritt starck erscheinen/geben Anzeigung der Dicke und Grobheit der Haar / sein Gefährt soll mitschrittig / die Fahrt tieff und breit eingedruckt seyn / dardurch die Schwere des Gewichts angedeutet wird.

Man kan auch die Grösse eines Schweins aus dem Wühlen erkennen / aus der Breiten und Tieffe des Lochs / wann er Würm oder Wurtzen unter den Zäunen sucht / ist die Grösse des Rüssels beyläuffig zu erkennen; nicht weniger gibt dessen Anzeigung / wann es sich in den Marasten und Lacken waltzet / die mehr trocken als feucht sind/kan man seine Grösse und Breite daraus urtheilen/die Höhe aber aus dem Gesträuche / daran es sich hernach / wann es aufgestanden / wieder abstreifft/ oder auch / wann es sich an einem Baum reibt. Anzeigung giebt auch ihr Lager / ihr Geloß / ihre Streich in die Bäume / und dergleichen.

Die wilden Schweine werden für den heimischen am Wühlen erkennt / dann jene machen tieffere Löcher/ und folgen der Furch nach der Länge/ und machen einen Strich nach dem andern bis zum Ende; das heimische Schwein aber bleibt nicht an einem Ort / sondern wühlet hin und wieder; so gehen auch die heimischen Schweine weiter mit ihren Füssen / haben spitziger und kleinere Schalen; die wilden aber gehen enger / und haben eine rundere grössere Spuhr.

Und also können die guten Jäger auch den Unterscheid zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht etlicher massen erkennen / denn die Frischling männliches Geschlechts/ wañ sie mit ihrer Mutter lauffen/geben sie sich weiter beyseits und nebenher/hingegen die Weiblein halten sich hart an die Mutter / und tretten mit den hindern Füssen viel enger zusammen/ als die Männlein; Wie sie auch von den heimischen Schweinen an der Fahrt zu unterscheiden / kan der günstige Leser bey Herrn du Fouilloux und dem daraus verteutschten zu Franckfurt am Mayn Anno 1661. gedrucktem Buch / dessen Titul Adeliche Weidwercke/ genugsame Nachricht haben.



CAP. LXVII.

Von den Schwein-Jagten.

WAs grosse Schweine sind / die mit Netzen und Plahen umsetzt werden/ die setzen sich allzeit gegen den Hunden / diese werden entweder aus dem Scherm oder sonst geschossen/oder mit Gewalt mit grossen Rüden und Englischen Hunden gehetzt; Diese Jagten müssen bald um Martini angestellet seyn / da sind sie von den Eycheln und Holtz-Obst am fettesten/ dann so bald die Mast aufhöret / nehmen sie wieder ab/ verlauffen sich/und suchen weiter ihre Weide/und wandern weit / derhalben nicht lang damit Aufschub zu machen / will man ja etwas rechtschaffenes bekommen.

Auf die Schwein-Jagten muß man früher auf seyn/ denn sie gehen zeitlich wieder gen Holtz/ ausser wann die Brunstzeit/oder das Trayd im Feld vorhanden ist/also verschlagen sie sich auch bisweilen in den Weingärten/ wann die Trauben zeitig sind / die übrige Zeit reisen sie bey Nachts offt einen weiten Weg / also daß sie hart zu bestätten sind; so müssen auch die Schweine von den Jägern und Forstknechten vorher wohl zusammen gebracht seyn / ehe als man sie mit Netzen umsetzet / in diesen Jagten wird es meistentheils wie mit dem Hirsch-Jagten gehalten; Herr de Salnove vermeynt / wann

Frauenzimmer sich dabey befindet/ soll/ wo der Scherm ist/ eine Bühne für sie gemacht seyn/ damit sie desto sicherer zusehen können; und die Plahen und Netze auswendig müssen die Leute geordnet seyn/ zu verwehren/ wann die Schweine mit ihren Rüsseln solche aufheben und unterwühlen wolten.

Die Jagt mit grossen Hunden ist gefährlich/ dann sobald ein Schwein von den Hunden erzörnet und angefallen wird/ so laufft es dem ersten Jäger zu/ der es anschreyet/ der mag sich nun wol fürsehen/ daß er fest auf seinen Schenckeln sich entgegen stelle/ und seinen scharffen Spieß gewiß und starck halte/ daß es sich am rechten Ort fange/ und den Spieß nicht etwan mit dem Kopf oder Rüssel ausschlage/ und solte es mißrathen/ daß ihm das Schwein hinter den Spieß käme/ muß er alsobald auf das Gesicht niederfallen/ und sich gehebe an die Erden anschmiegen/ und wird doch ohne Tritt nicht davon kommen/ wann nicht seine Gesellen geschwind/ mit Geschrey und ihren Spiesen das Schwein von ihm ab- und auf sich wenden; es muß entweder an der Brust oder zwischen den Bügen gefaßt/ und muß man Fleiß haben/ ihm das Hertz zu treffen.

Der Spieß muß auf zwey oder anderthalb Spannen zuruck einen Knebel haben/ wie ein Creutz/ damit das angefaßte Schwein/ wann es getroffen wird/ weiter nicht/ als bis auf den Knebel/ an den Mann dringen könne.

Wer zu Pferd dem Schwein mit dem Degen einen Fang von oben herab geben will/ muß es nicht thun auf der Seiten/ wo sein Pferd ist/ sondern auf der andern Seiten/ sonst würde es sich schnell nach der Seiten wenden/ wo es die Wunden empfangen/ daher Pferd und Mann in grosse Gefahr kommen dörfften.

Der Spieß soll mit der lincken Hand regiert/ und von der rechten nachgedruckt werden/ die Füsse muß der Jäger also setzen/ daß der lincke Schenckel unter der lincken Hand/ und der rechte unter der rechten Hand gantz fest/ starck und unverrucklich stehe/ und das meiste Absehen auf des Schweins Kopf und seine Bewegungen habe.

Offt-ernannter du Fouillouix sagt/ es sey eine gewisse Sache/ wann man den Schweinhunden an das Halsband Schellen henckt/ so giebt sich das wilde Schwein eher in die Flucht/ und beschädigt sie nicht so leicht; so muß man auch an grosse hauende Schweine nicht junge närrische Hunde/ sondern alte/ arglistige/ offt-gebrauchte/ gute hertzhafftige Hunde lassen/ die sich vor ihren scharffen Zähnen hüten können/ bis sie ihren Vortheil ersehen/ und sie an einem Ohr fest anpacken können/ die auch die Stärcke und Krafft haben/ solches zu halten/ auch nicht mehr auslassen/ ob sie wol von ihm bisweilen geschleppt/ und mit fortgezogen werden/ und dabey müssen auch die andern Hund und Jäger das beste thun/ den Hund nicht im Stich und in der Gefahr zu lassen/ sondern das Schwein desto strenger anzufallen und zu fangen.

Wo man aber die Schweine nur schiesset/ da muß der Jäger gute Leit-Hund und Schweißfinder haben/ muß ihre Weiden/ Wechsel und Fahrten ausspühren/ wo sie ihre Sülereyen in den Pfützen und Marassen zu halten pflegen/ und das thun sie meistentheils auf den Abend/ da muß ein Jäger einen gelegensamen Baum nahend dabey ihm aussuchen/ hinauffsteigen/ ehe die Schwein ankommen/ und ihm einen Sitz/ der ihm tauglich ist/ darauf erwählen/ davon er das ankommende Schwein treffen und fallen möge; der beste Schuß ist neben dem vordern Blat/ wo das Hertz ligt/ davon bleiben sie am geschwindesten/ das Rohr muß auch ein ziemlich grosses Bley schiessen/ damit es wohl einreisse.

Andere machen ihnen ein Geäber von Erbsen/ Eycheln und Obst/ oder Obstschelffen/ man läßt sie erstlich dahin gewöhnen/ und wohl auffzehren/ und wann man vermerckt/ daß sie solche angegriffen/ mag man hernach früh oder Abends (wann man ihm vorher einen guten Scherm auf einen Baum/ oder unter den Gesträuchern darzu ausgesehen hat) aufpassen; theils Jäger nehmen zwey Rohr zu sich/ das eine am Rucken mit einem Riemen angehenckt/ das andere über den Nacken/ im Fall das Schwein vom ersten Schuß nicht bliebe/ alsobald mit dem andern fertig zu seyn/ demselbigen die Flucht damit zu benehmen.

Die Frantzosen hetzen wol auch die wilden Schweine mit den Chiens courans, ist aber/ wie oben gemeldet/ kostbar/ mühsam/ und wegen allerhand Zufälle/ gefährlich.

Nicht weniger wird ihnen auch mit Selb-geschossen und Fallbäumen nachgestellt/ weil es aber mißlich damit/ und solches Unglück/ aus Unvorsichtigkeit/ wol einen Menschen/ oder sonst ein anders nützliches Thier/ (dem es nicht vermeint worden) treffen möchte/ ist es in Unserer Lands-Fürstlichen Jäger-Ordnung/ mit gutem Fug/ allerhand Unglücks-Fälle/ aufs beste/ als immer möglich/ zu præcaviren/ verbotten/ und aufgehebt worden.

CAP. LXVIII.

Von den Dännhirschen/ Reenthieren und Elend.

DEr Dammhirsch wird bey den Lateinern Dama vulgaris und Platyceros, wegen seines breiten Geweyhes genennet/ in diesen Ländern wird er allein in den grossen Thiergärten und Stadtgräben erhalten/ weil es in unsern Wäldern dergleichen nicht gibt; In der Schweitz aber/ als bey Lucern/ wie Gesnerus in seinem grossen Thier-Buch bezeuget/ werden sie offt und viel in den Wäldern gefangen/ sein Faisch/ wie Aristoteles saget/ gestocke sich nicht/ er soll als ein forchtsam Thier keine Galle haben.

Sie sind mittelmäßig unter den Hirschen und Rehen/ grösser dann diese/ und kleiner dann jene/ sind zweyerley Farben/ etliche weiß/ und etliche rothgelblicht mit weissen Flecklein/ sein Gewehye ist grösser/ breiter und schwerer als eines Hirschen. In Franckreich muß man sie ohne Zweifel auch in den Wäldern finden/ dann Gaston de Foix, Segneur du Ru, unter dem Namen/ la Chasse du Roy Phœbus vermeldet/ daß sie mit den Chiens Courans gehetzt werden/ wie die Hirschen/ er hat einen längern Schweiff/ als ein Hirsch/ sie setzen ihre Jungen mehrentheils zu End des Maymonats; hat sonst fast mit

den Hirschen gleiche Eigenschafft / ausser / daß er später in die Brunst tritt / und wann der Hirsch schon über 14. Tage darinnen gewesen / macht er erstlich seinen Anfang; Man spühret seiner Fahrt nach / wo er wild ist / allermassen wie dem Hirschen / lässet auch gleichfalls / nachdem er Weide hat / unterschiedliche Geloß / wann ihn die Hunde verfolgen / dauret er nicht so lang als die Hirschen / begiebt sich auch in die Wasser / aber nicht in so grosse und schnellfliessende / hat keine so starcke Stimm in der Brunst / als der Hirsch / und verschluckt die Stimme gleichsam in der Gurgel; Hirschen und Dämlein haben einander nicht lieb / und wo sich eines aufhält / daselbst weichet das andere; das Jäger-Recht von den Dämlein ist den Jagthunden viel angenehmer / als von den Hirschen / Zweifels ohne / weil sein Wildpret milder und lieblicher zu essen ist / es wird in Saltz und Kranwethbeer eingemacht und lang behalten / wie das Hirschen- und Schweinen-Wildpret; die Dähnlein halten sich gern auf an trockenen Gegenden / und gehen Schaarweise / ausser vom Ende des May an / bis zu Ende des Augusti, aus Furcht der Fliegen und Bremen / suchen die dicke Gebüsche / sie sind gern in erhöhten Ländern / wo es Thal und kleine Gebürge giebt.

In unsern Oesterreichischen Ländern werden sie allein in gesperrten Thiergärten erhalten / daß sie sich jährlich wol mehren / im Winter muß man sie mit Heu und anderer Fütterey versehen; ist ein schönes und holdseeliges Thier.

Wiewol diese zwey folgende Thiere in unsern Teutschen Ländern nicht / sondern nur in den Mitternächtigen Provintzen / Norwegen / Lappland gefunden werden; habe ich / weil sie auch eine Art von Hirschen sind / dennoch allhier ihrer einige Anregung thun wollen.

Die ersten heissen die Lappones Herki oder Putatze, die Schweden Rheem, und die Teutschen Reenthier / ist grösser und stärcker als ein Hirsch / sonderlich am Leib / aber an Beinen etwas niederer / das Gewenhe hat zwey hohe Stangen / wie an den Hirschen / mit vielen Zincken / daran doch unten zwey / bisweilen auch nur ein Ast vorwärts für die Augen heraus gebogen ist / die Weiblein sind gleichfalls damit bewaffnet / sind aber die Gewenhe kleiner. Ist sonst ein wildes Thier / und wird in Lappland in grosser Menge angetroffen / viel aber sind von den Lappen gezähmet / und werden die zahmen Weiblein von den wilden Männlein bisweilen besaamet / daraus eine dritte Art entspringet / die stärcker und zu dem Schlitten bequemer sind; im Herbst um St. Matthäi tretten sie in die Brunst / tragen 40. Wochen / und gebähren meistens im Anfang des Mayen nur allezeit ein Junges / die Galten werden so fett / als wären sie gemästet / und diese schlachten sie zur Speise.

Der Kälber Farb erstlich roth und geel vermischt / hernach ändert es sich / und wird schwärtzlicht / im vierten Jahr erlangen sie ihre rechte Stärcke und Grösse / die man in Schlitten braucht / werden alle verschnitten / wann sie das erste Jahr erreichen; sind eines sehr geschwinden Lauffs / daß sie in einem Tag 10 und 12 Meilen über den Schnee lauffen können; zu 200. Weiblein nehmen sie wegen der Zucht kaum 40 Männlein / die Weiblein werden von Weib und Mann gemolcken / aber des Tages nur einmal / ihre Milch ist dick / und nähret sehr wol / davon kochen die Lappen / oder machen Käse davon / die sind fetter und öhlichter Eigenschafft / aber Butter mögen sie nicht daraus machen / wiewohl es offt versucht worden / doch lassen sie die Milch in einem Kessel / wie Käse / gerinnen / und rühren es mit einem Stöcklein fleissig herum / bis endlich die Butter / die eine Farbe wie Unschlitt oder Talch hat / zubereitet wird / die sie mit ein wenig Saltz bestreuen / und also in einem Gefässe zur Speise aufheben.

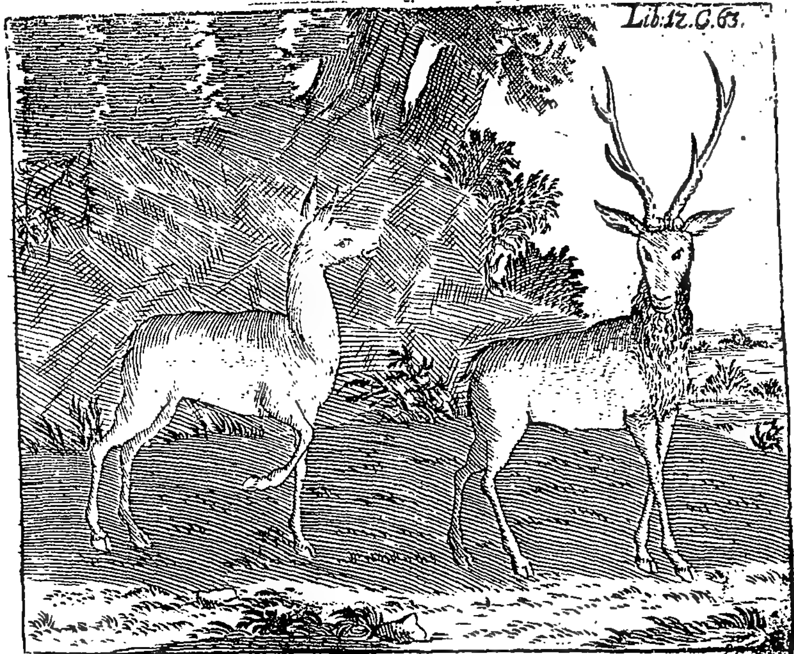
Der Reenthier Nahrung ist Gras / Kräuter und Laub / auch Winters-Zeiten der kleine Moos oder Mies / davon sie fett werden; die Hitz können sie nicht ertragen / daher sie allzeit im Sommer schlechter und magerer sind als im Winter / auch in unsern Ländern die Hitze nicht ertragen können / sondern da sie auch herein gebracht werden / sterben müssen.

Die Wölffe sind ihnen überaus aufsätzig / daher sie allzeit müssen verwacht seyn / sonderlich wann sie (wie jährlich geschicht) ihr Gewenhe abwerffen; sie schützen sich meistens wider die Wölffe mit den vordern Füssen / damit sie zu schlagen pflegen; jeder Hauswirth macht an seine Reenthier ein besonders Zeichen / sie von den fremden zu erkennen / ihr Leben erstreckt sich selten über 13 Jahr / die Lappen halten kein anders zahmes Thier / als die Reenthier / und ihre Hunde / zur Jagt / Bewahrung des Hauses / und Beschützung des Viehes / wie Job. Scheffer, Professor zu Upsal / in seiner Beschreibung Lapplands mit mehrerm schreibet.

Das andere Thier ist gleichesfalls Hirschen-Geschlecht / und in der Mitternächtigen Ländern gefunden / im Sommer ist es Aschenfärbig / und im Winter wird es etwas schwärtzlichter / ist grösser und höher / auch starckbeinichter / als ein Hirsch / die obern Lefftzen sind breiter und grösser dann die untern / daher er am Weiden meistentheils zurück sich ziehet / daß es die Weide / ohne Verhinderung der obern abhangenden Lefftzen / desto bequemlicher zu sich nehmen kan; das Weiblein ist ohne Gewenhe / das Männlein aber hat sie desto grösser / fast an Form wie die Dannhirschen / allein so groß und schwer / daß sie offt zwölff Pfund wägen / sie werffen sie auch zu gewisser Zeit / wie die Hirschen ab / hat lange hangende Ohren / und kleiner Zähne / ist großbäuchicht wie Kühe oder Ochsen / hat einen kurtzen Schweif / und gespaltene Hüfe wie ein Hirsch / allein viel grösser / hält sich gern in marastigen Orten auf / und wirfft daselbst seine Jungen / sie gehen Heerde-weis miteinander / und folgt immer einer des andern Fußstapfen nach / also / wann man ihre Spuhr sihet / man glauben solte / es wäre nur einer allein daselbst gegangen / ist ein traurig und furchtsames Thier / wider die Wölffe aber erwehret sie sich mit dem vordern Lauff; Man sage / daß sie das Hinfallende gewöhnlich haben / ihre Haut wird aus Preussen / und andern mitternächtigen Orten / Hauffenweise von denen Weißgerbern zugerichtet / und in unsere Länder gebracht und verkaufft / sind für die Soldaten zu Pferd ein gute Tracht / und nicht so spissig / ob sie schon naß worden / als die Ochsen- und Büffelhäute / sondern bleiben fein zügig und gelind / daher sie auch theuer verkaufft werden; etliche sind so dick / daß sie auch wol einen Stoß von einem Degen aufhalten können.

Dieses Thier findet sich auch in Polen an etlichen Orten / und in der Moscau / Schweden / und den angräntzenden Ländern; ihr Gewenhe / zwischen den zweyen Frauen-Tägen / bekommen / geschaben und eingenommen / dienet wider die Fraiß; ihre Flächs-Adern und

Sennen sollen / bloß umgebunden / für den Krampf helffen; die Klauen / sonderlich vom hintern rechten Schenckel / soll ein sonderliches Antidotum wider die hinfallende Kranckheit seyn; weil sie sich selbst / wo sie mercken / die Kranckheit komme sie an / damit in dem lincken Ohr kratzen / und also den Paroxismum vertreiben; diese Klauen soll auch dienen wider die Mutter-Zuständ / und die Geburt befördern / wiewol auch die andern Klauen in der Artzney wol zu brauchen / doch soll der rechte hintere / am besten / der lincke hintere am nächsten / und die vordern am schlechtesten seyn; zu diesen Zuständen abzuwenden / werden sie in Ringe formirt / oder in die lincke Hand / daß sie darinnen erwarmen möge / gegeben / oder wird das lincke Ort damit gerieben; theils schaben das Horn klein / und gebens in Mayblumen- oder Lavendel-Wasser ein; andere hangen ein Stücklein davon an den Hals / daß das Hertzgrüblein damit berühret sey. Den Unterscheid unter einer Elendklauen und einem Ochsenfuß zu erkennen / wird solche nur geschaben; von einem Rindvieh riechen sie übel / von einem Elend aber nicht. Diß meiste ist aus Jonstone, Gesnero und P. Schotten genommen.



CAP. LXIX.

Von den Rehen.

Das Rehe ist nicht weniger ein liebes und anmuthiges Thierlein / und ersetzt mit der Güte seines Wildpret die Kleinheit seines Leibs / hat schöne weißliche Flecklein / bevoraus wann es jung ist / hat mit dem Gewenhe etwas Gleichheit mit dem Hirschen; im October gehet es in die Brunst / die währet ohngefähr auf 14. Tage; der Rehbock hat nur ein Gaiß bey sich / und bleiben Männlein und Weiblein gern beysammen / bis die Zeit kommt / daß sie setzen soll / dann begibt sich die Rehegaiß ziemlich weit seitwärts / aus Forcht / der Bock möcht ihr Junges umbringen / und verziehet also allein / bis das Junge so groß wird / daß es kan selbst fressen / alsdann begibt es sich wieder zu ihrem Rehebock: meistentheils bringen sie im Majo auf einmal 2. Junge / ein Böcklein und ein Gaißlein / und wie sie miteinander geworffen werden / also bleiben sie auch meistentheils beysammen / wiewol sie zu Zeiten mehr Junge haben; so bald sie aus der Brunst tretten / werffen sie ihr Gewenhe ab / wann sie nun zwey Jahr alt worden / um Allerheiligen.

Im Martio haben sie meistentheils wieder aufgesetzt. Im Frühling und Sommer sind sie gern in den jung-aufgeschossenen Höltzern / wo sie nahend Saat-Felder finden / da sie des Nachtes zu weiden pflegen. Im Winter verstecken sie sich in die tieffe Wälder / wo es Bronnenquellen und grüne Kräuter und Bimsen gibt / oder fretzen die Schößling ab der neu-wachsenden Bäumlein und Sträuchlein. Das Männlein hat einen stärckern Fuß / rundere Schalen / und einen vollern Ballen als das Weiblein / welches eine hohle und auswärts gewändte Spuhr hat / dieser Unterscheid ist desto leichter zu erkennen / weil diß Pärlein allzeit miteinander wandert / das Männlein tritt allzeit am ersten aus dem Holtz / zu kundschafften / ob keine Gefahr vorhanden / und das Gaißlein folgt hernach; hingegen wann sie gejagt oder geschreckt werden / bleibt das Böcklein allezeit was zurücke.

Herr Johann Tantzer schreibet also von ihnen / die jungen Rehlein halten sich nur ein Jahr lang bey der Mutter auf / hernach wechseln sie weiter / sie sind meistes-

theils nur Paar-weise/ und nicht in so grossen Truppen/ wie die Hirschen; wann ein Junges schreyet/ springet so wol der Bock als die Gaiß herzu/ mögen einen Fuchsen/ oder kleinen Hund wol abwehren/ wo sie aber Gewalt sehen/ bleiben sie zurücke; wann sie ein viertel Jahr alt worden sind/ sprossen schon die Geweyhlein herfür/ welches im anderten Jahr völlig herfür kommt/ und ist insgemein von sechs Enden/ ist aber klein/ aber nach ihrem Alter werden die Stangen und Ende etwas stärcker/ doch bleiben sie gleich an der Zahl der Enden. Jedoch findet man bisweilen an den gar alten Böcken mehr Ende/ sie werffens auch jährlich zu Ende der Fasten ab/ und wachsen ihnen die Kölblein auch rauch hervor/ und schlagen/ wann ihr Gewenhe reiff wird/ solches auch an den Sträuchern an/ so meistens in den Wiesen geschiehet; sie äsen sich im jungen Holtz/ sonderlich/ wo sie in den Wäldern Misteln und Brombeerstauden finden können/ auch in denen nahend am Holtz gelegenen Saaten/ sonst sind sie im Winter meistens auf der Heide. Sie setzen ihre Jungen zwischen Ostern und Pfingsten an einsamen Orten/ wo sie am längsten im Frieden bleiben können. Sie haben auch den Gebrauch der Hirschen/ daß wann sie sich legen wollen/ allzeit mit den Vorderläufften einen runden Platz scharren/ des Sommers nach der frischen Erden/ und des Winters den Schnee weg zu scharren/ und trucken zu ligen; Diß Thierlein gibt genaue Achtung auf den Wind/ und sagt Herr Tantzer/ es könne einen Menschen über 300. Schritt im Wind vernehmen/ ob es ihn gleich nicht sihet. Es ist kein Thier/ das den Hunden so schlimme Possen machet/ als ein Rehe im Holtz/ dann will es ein Hund jagen/ so geht es erstlich flüchtig fort/ wendet sich darnach mit einem grossen Sprung auf die Seiten/ gehet etliche Schritt hinter einem dicken Strauch fort/ und bleibt stille stehen/ bis im langen Suchen ihm der Hund gantz nahend ist/ dann fliehet es wieder über die Büsche/ und wendet sich bald hier/ bald dar über vorige Fährte/ daß der Hund ohnfehlbar muß in Verwirrung kommen/ wiewohl ihn die Rehe-Spuhr sonst angenehm ist.

Sie brunsten im Winter im December/ oder bald darnach/ geschiehet meistens im Lauffen/ und jagt der Bock die Gaiß so lang herum/ bis sie endlich gar müde wird/ und diß währet etliche Stunden/ eine Rehe-Gaiß/ wann sie empfangen/ trägt sie zwanzig Wochen/ sie sind vor Luchsen und Wölffen sehr forchtsam/ werden auch offt von ihnen erhascht/ sonderlich Winters auf dem Eiß.

P. Bohusl. Balbinus schreibet in seinem Miscellaneis Regni Bohemiæ also: In Benatek quinque Pragâ milliaribus, miraculo fuit Damula, seu Capreolus Sylvestris, quem Venator ante duos annos in Sylvis incautum occiderat globo, album totâ, pelle, quæ nives candore anteiret, ipsam pellem candidissimam nostri patres, à quibus hæc didici, videre & tractavere manibus.

Herr Graf von Bruckstall saget in seinem Monatlichen Jagt-Bericht/ das Rehe suche seinen Vortheil/ und lauffe in dem Treiben gern in die Runden/ bis sie endlich durch die Treiber zukommen/ seinen Vortheil ersihet/ und zuruck laufft. Daher sollen die Jäger/ wann sie das Rehe gegen ihnen lauffen sehen/ still stehen/ und mit ihren Prügeln zuwerffen/ oder einen Schreck-Schuß geben/ bis er sich wieder wehdet/ und gegen den Netzen laufft/ dann mögen sie in ihrem Trieb wieder fortfahren/ und weil die Rehe der Leute Geschwätze bald wahrnehmen/ und zuruck/ oder neben der Seiten auslauffen/ also sollen sich die Netz-Richter gantz still halten/ und ohne Geplerr und Schwätzen solche aufrichten/ und in nächsten Sträuchern sich etliche wol verbergen/ und auf das Netz acht haben/ damit wann eines einfällt/ bald hinzu lauffen/ und ihn mit Prügeln seinen Rest geben.

Wo man guten Wildbahn haben will/ muß man die Rehegaiß nicht schiessen/ sondern die Böcklein/ dann die Gaiß bringen schon wieder andere Böcke zu sich: der Bock aber/ wann er seine Gaiß verlieret/ kommt gar aus dem Wildbahn/ und gehet einer andern Gaiß nach/ also indem man die Weiblein wegschiesst/ wird auch das Männlein/ und also eine gantze Zucht verlohren/ so aber nicht geschiehet/ ob man schon den Rehebock wegpürschet. Sie werden auch mit Chiens Courans gehetzt in Franckreich wie die Hirschen; bey uns aber werden sie im Herbst mit Netzen und Garnen gefangen/ die um etliche Spiegel höher seyn müssen/ als die Hasengarn/ damit sie nicht überspringen mögen/ dann es ist ein leichtes und hurtiges Thierlein/ sie wohnen nicht gern an Orten/ wo es viel Hirschen gibt/ halten sich lieber daselbst auf/ wo sie allein seyn können; sie sind nicht allein zu Lande schnell im Lauffen/ sondern vermögen auch im Wasser geschwind und schnell zu schwimmen/ sind lieber in gebürgigen als ebenen Gegenden; von giftigen Thieren sollen sie fett werden/ wie Plinius schreibet. Sie sollen ein sehr scharffes Gesicht haben/ und so wol bey Nachts als bey Tage sehen; theils sagen/ sie thun im Schlaffen die Augen nicht zu.

Man sagt/ wann man junge Rehlein im Hause aufziehen will/ soll man verhüten/ daß sie nicht Saltz bekommen/ sonst sollen sie davon verrecken.

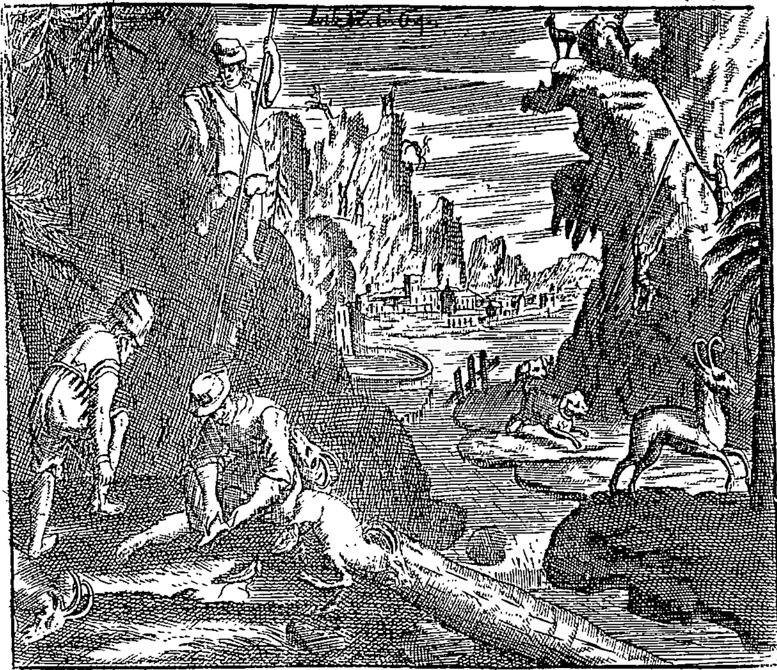
Ihr Fleisch soll gesünder seyn als der Hirschen/ weil sie warmer und trockner Eigenschafft sind/ tauget wohl den Phlegmatischen/ constipirt aber/ dienet auch in Bauchflüssen und rothen Ruhr.

Die Leber gegessen/ ist gut für allerhand Augenwehe/ und stärcket das Gesichte.

Will man/ spricht Gesnerus, Mackeln aus dem Gesicht vertreiben/ so nehme man 1. Quintlein Gallen von einem Rehebock/ Lupinen-Mehl und Hönig/ jedes 2. Quintlein/ mische es/ und bestreiche das Angesicht/ es macht sehr schön. Die Gall für sich selbst mit Wasser angestrichen/ benimmt die Schwärtze/ die von der Sonnen kommen ist; dienet auch mit Hönig gemengt für die dunckle Augen/ und macht ein haiters Angesicht; und mit Frauen-Milch warm eingetreufft/ heilt es die zerbrochenen/ zerrissenen Fälle vom Schlagen oder Stossen; und je älter die Gall ist/ je besser ist sie.

Sextus Platonicus schreibt/ das Rehehirn durch einen guldenen Ring gestossen/ und einem Kind/ ehe es Milch anfängt zu saugen/ eingegeben/ verhütet die Frantz und andere Kranckheiten.

Für das Bauchgrimm soll das Rehe-Miltz tauglich seyn.



CAP. LXX.
Von Gemsen.

DJe Gemsen wohnen allein in hohen und grausamen Gebürgen; man findet sie häuffig in Tyrol/und auf den Gebürgen/das Oesterreich von Steyermarck und Saltzburg scheidet/ ist an der Grösse wie ein Rehe; aber niedriger und dicker/ die Farb ist braunroth/ im Sommer liechter/ und im Winter danckler/ ihre Augen sind röthlich und scharffsehend/die Gewehhe schwartz/ oben gebogen und scharff/ damit sie sich sollen an die Felsen anhängen; er isset eine Wurtzen/ so in den Gebürgen wächset/ so die Kräuter-Bücher nennen Doronicum, oder Gemsenwurtzen/ welche ihm allen Schwindel benimmet/ den er sonst in den hohen schröfichten Felsen haben müste/ weßwegen solche auch von den Jägern/ und sonst in den Apothecken/ mit gutem Effect gebraucht wird.

Die Gemsen haben am Kopf/ von beeden Zincken des Gewehhes an/ eine schwartze Linea, die neben den Augen auf das Maul hinab gehet; auf der Stirne haben sie ein Sternlein/ der obige Theil am Schweiff ist häricht/schwartz und rund; mit der Spitzen am Gewehhe kratzen sie sich selbst auf dem Rucken; Scaliger Exercit. 207. schreibet/ daß ihnen diß Kratzen so wohl thut/ daß sie ihnen endlich den Rucken damit aufritzen/ mit der Hörner scharffen Spitz darinnen hangen bleiben/ und also verderben müssen. Sie lieben zwar die felsichten Gebürge/ aber nicht die höchsten Gübel und Schrofen/ wie die Steinböcke/ sondern sie geben sich zu Zeiten herab auf die nieder Alpen/ wo es Felsen hat/ die oben sandicht sind/ da kommen sie gerne hin/ und lecken Sand/ wie die Ziegen das Saltz/ damit sie den Schleim von der Zungen herab schaben/ und einen Lust zum Essen erwecken/ daselbst wird ihnen von den Jägern und Wildschützen (die ihnen verborgene Stande machen aufgepasst/ und werden also geschossen. Wann sie von den Gemsensteigern getrieben werden/ begeben sie sich je länger je höher/ springen von einem Felsen auf den andern/biß sie nimmer weichen können; sie schreyen nicht/ wispeln nur/ und geben einen Druck durch die Nasen/ wann der Jäger nachklettert/ so nahe kommt/ daß ers erreichen kan/ und das Thillmesser (wie sie es nennen) ausschifft/ und es zu stechen ihm solches ansetzt/ so reibet es sich mit dem Leiblein selbst an das Messer/ und druckt es hinein/ als ob es sich daran steuren/ oder solches von sich abtauchen wolte/ die Haut bleibet meistentheils gantz/ ob es schon hoch von den Felsen herab fällt/ die Jäger trincken sein Faisch/so sehr gut wider den Schwindel ist; sie müssen Fußeisen anhaben/ damit sie auf den gähen schlipffrigen Felsen nicht gleiten/ und herab fallen.

Ist ein gefährliche Jagt; wie Kayser Maximiliano I. geschehen/ etwann drey Stunde von Jnspruck/ welches Gebürge man die Martins-Wand nennet/ deren Historia der berühmte Märckische Poet Georgius Sabinus in seinem Poëßien mit folgenden Worten gedencket:

Jamque tenebamus quâ Spumifer æstuat Oenus,
Ardua carpentes sub juga Montis iter,
Cujus in abrupto per Noctes vertice Cæsar
Dive tuus quondam Carole sedit Avus.
Sylvestres quando Capreas, Damasque bicornes
ausus in aëria figere rupe fuit.

Und wäre er nicht durch Gottes sonderliche Schickung/

davon

davon errettet worden / hätte er daselbst Hülff-los verderben müssen.

Nach S. Jacobi begeben sich die Gemsen wieder in die Höhe / des Winters Kälte bey Zeiten zu gewohnen.

Gemsen-Unschlit in Milch zerlassen / und einen halben Becher voll davon warm getruncken / soll denen gesund seyn / die Mangel an der Lungen haben / und von Tag zu Tage absochen.

Die Gall davon / ist denen / die Mondsüchtig / und so bald die Sonne untergangen / blind werden / eine sehr köstliche Artzney; dienet auch sonst für danckele blöde Augen.

Gemsen-Leber gedörrt / gepulvert / und eine Untz davon in rothen Wein eingenommen / dienet wider den Bauchfluß.

Das Blut davon nüchtern getruncken / curirt den Schwindel / wäre aber besser / man machte es zu Pulver / und gebrauchte es.

Ein Loth seines Koths in Körbel- Steinbrech- oder Petersillwasser zerrieben / und nüchtern eingenommen / ist gut für Stein / wie D. Becher in Zoologiâ fol. 40. bezeuget.

CAP. LXXI.

Von der Gemsen-Kugel.

Ich kan nicht unterlassen / der Gemsen-Kugeln allhier zu gedencken: Sie werden in dem Magen der Gemsen gefunden / etwas länglicht / auch rund / danckel-rothbräunlicht / oder wol auch Aschenfarb / schwärtzlicht und gelb-röthlicht; etliche sind mit vielen Düpflein übersäet; etliche haben eine harte Schalen / als ob sie von Holtz wären; andere haben eine Rinden / als ob sie von Leder wären; etliche (aber selten) sind / als ob sie steinern wären; etliche sind weicher / inwendig sind sie voll unzehliger hart-zusammengepackter Fäsern / die ohne Zweiffel von den gefressenen Kräutern entspringen / sind gar leicht / eines lieblichen Geruchs und Gewürtz ähnlichen Geschmacks.

D. Georgius Hieronymus Velschius hat ein kleines Tractätlein davon geschrieben / der sagt / daß die Jäger einen bösen Gebrauch haben / daß sie die Gemsen-Kugel / wann sie solche erst frisch aus den Gemsen heraus nehmen / starck mit den Fäusten zusammen drücken / dardurch der zehe Safft (dessen sie dazumal voll sind) der wie ein zerlassenes Wachs ist / als unnütz (ihrer Meynung nach) herausfliesse / da er doch die allerbeste Krafft und Tugenden an sich hat / und daher kommts / daß die meisten Gemsen-Kugeln zerschrickt sind / und Riß oder Spalten an sich zeigen / welches aber nicht seyn soll / und ist denjenigen zur Nachrichtung / daß wann sie Gemsen-Kugeln kauffen wollen / sie ihnen gantze und nicht zerschrickte aussuchen und erwählen sollen.

Dieser Kugeln Tugend ist fürtrefflich in allerhand Fiebern / in der Ungarischen Kranckheit / wider die Pest / Kopfwehe / Schwindel / in der Melancholiâ Hypochondriacâ, im Schlag / wider die Frays / das Hinfallende / in Augen- und Ohren-Zufällen / und allen andern Zuständen / die von der Kälte des Hirns ihren Ursprung nehmen / wider die Dörre / das gefährliche Seitenstechen / schweren Athem / Husten / Hertzzittern / Bauchfluß / wider Gifft und alle Verstopfungen des Mesenterii, der Nieren und der Leber / wider die schwartze Gallsucht / wider das männliche Unvermögen / Mutter-Frayß / schwehre Geburt / Saamenfluß / Nachgeburt / wider alle Zauberey / und hat eben die Krafft / oder doch nicht viel weniger / als der Bezahar hat.

Wann man davon / als ein Præservativ, einnimmt / sind 3 / 4 / oder 5. Gran genug / sonst aber braucht man 10 / oder 12 / oder 11. Gran; (welche ungerade Zahl etliche Aberglaubische wollẽ) wider das Fieber aus Saurampfer-Wasser und Cardobenedicten-Wasser / zum Schwitzen; wider das viertägige Fieber nimmt mans in Malvasier; in der Pest aus Scorzonera-Wasser / cum Serapio ex toto malo citrio; in Kindsblattern aus Fenchelwasser / oder Ringelblumen- oder Erdrauch-Wasser.

Zu Augspurg / sagt vorgedachter Herr Velschius, hab er ein schön mannbares Mägdlein an dem hinfallenden mit diesem Pulver allein / das sie etlichmal eingenommen / vollkommentlich curirt gesehen / von einem vornehmen Empirico, als ihr vorher 4. Jahr lang von den Medicis nicht hat mögen geholffen werden; Man kan das Pulvers 12 / oder 15. Gran / oder bis auf einen Scrupel / das ist 20. Gran aus schwartz Kirschen / oder Lindenblühe-Wasser / cum Serapiæ Florum Pœoniæ mixta, geben.

Im Seitenstechen / in weiß Distel- oder Nesselwasser / cum Serapio papaveris erratici. Contra impotentiam virilem ex Serapio condituræ radicum Satyrii, mit wenig Granen von der trockenen Ambar-Essentz; wider den Saamenfluß gibt mans aus Seeblumen- oder breiten Wegricht-Wasser / cum Serapio Corallorum; wider die Mutter-Frayß aus Malvasier oder schwartz Kirschen-Wasser / cum Serapio Betonicæ aut Conservâ Melissophylli.

Die gar harten höltzernen Fäsern haben weder Geruch noch Geschmack / und können von dem andern Pulver / und von der Rinden leichtlich abgesondert werden. Etliche glauben / wann man diß Pulver frühe nüchtern einnimmt / soll es 24. Stunden einen Menschen so feste machen / daß ihn keinerley Waffen verwunden mögen / welches andere auch der Gemsen-Wurtzen mit närrischen Ceremonien ausgegraben / zuschreiben. Etliche Jäger giessen ihre Kugeln / daß allzeit etwas von der Gemsen-Kugel darein kommt / so sollen sie gewiß treffen / welches aber alles ein Aberglauben und illusio diabolica est.

Von Saltzburg aus / ist mir / durch vermittlung eines guten Freundes / folgendes / von der Krafft und Würckung der Gemsen-Kugel / zukommen:

1. Ein wenig davon in Wein eingenommen / ist gut für das Vergicht jungen und alten Leuten.

2. In Pest Zeiten alle Morgen nüchtern davon genommen / macht selbigen Tag dafür sicher.

3. Wo eine schwangere Frau nicht kan erledigt werden / die nehme davon im Lavendelwasser / es hilfft / und wird das Kind sein Tag die Frayß nicht bekommen.

4. Wer die fallende Sucht hat / der nehme ein wenig davon in Pœonien-Wasser.

5. So einem wäre mit Gifft vergeben worden / der nehme davon in Cardobenedicten-Wasser.

6. Wo die Wassersucht ansetzt/ der nehme des Pulvers dieser Kugel mit Wein und Oel vierzehen Tag nacheinander/so wird er gesund.

7. Wer das Grimmen oder den Gries hat/der wird/ wo ers braucht/Linderung haben.

8. Wer einen bösen Magen hat/ und ihm die Speise nicht bleiben will/der nehme davon ein wenig in Speise oder Tranck ein/ das erwärmet den kalten Magen.

9. Wer verzaubert worden / und über etwas Böses gangen wäre/ der nehme davon etliche Tag ein.

10. Zum Schiessen soll es / und vornemlich auf die Gemsen/ bewährt seyn/ wann man die Kugel halb gegossen/ ein wenig von dieser Kugel darauf thut / und die übrige Helffte darüber giesset/so wird man sehen/ was es kan; Sed Superstitionem olet.

11. Wer grossen Wehen hat im Leib/und vermeynt/ er habe etwas zersprengt / oder daß verstocktes Geblüt bey ihm wäre/ der nehme davon in einer Hüner-Brühe ein/ es hilfft wol.

12. Ists auch gut für den Schwindel und für den Sot.

13. Zum blöden Haupt und gefährlichen Catharren soll man die Kugel pulverisiren / und was man zwischen zweyen Fingern fassen kan / auf ein Glütlein säen / den Hut / oder die Nachthauben damit räuchern / das trocknet die Cathärre / legt den Schmertzen im Kopf/ und verhütet den Schlag.

14. Ist auch gut zu gebrauchen in rother und weisser Ruhr/ in Erdbeerwasser eingenommen.

15. Dienet es auch für das Mutter-Wehe / an die Seiten gebunden / in Gold oder Silber gefasst/ doch daß sie den blossen Leib berühre/ und dabey erwärme.

16. Item / wann einem das Grimmen angreifft / auf den Ort / wo der Schmertzen ist / die Kugel gebunden/ so bald sie erwärmet / legt sich der Schmertzen.

Man findet die Gemsen-Kugel und Ægagropilos, wie sie D. Velschius nennet/ nicht bey allen Gemsen/sondern allein bey denen/ die sich über Winter in den wildesten Oertern und Geschröffen (wo ohne Zweifel die gesündesten Kräuter und Wurtzen anzutreffen) aufhalten.

Die zwischen den 15. Augusti und 8. September gefunden werden/sollen die kräfftigsten seyn.

CAP. LXXII.

Vom Steinbock.

DEr Steinbock wird von den Lateinern Ibex genannt/ ist ein seltenes Wildpret / wohnet allein in den höchsten schröffichten Felsen der Teutschen Alpen/ auf den so genannten Glettschern/ wo alles gefroren/ Eis und Schnee ist/ weil er an warmen Orten nicht leben kan / und er daselbst würde erblinden ; die Böcke sind kürtzer und niederbeiniger/ als die Hirschen / ihre Jahre werden an den Ringeln ihrer Hörner erkannt/ haben einen schwartzen langen Bart / und sind unsern Geißböcken an Gestalt nicht viel unähnlich/ ausser daß sie grössere / und viel auf 18. und 20. Pfund wägende Hörner haben; ihre Farb ist dunckelbraun / und über den Rucken geht ein schwartzer Strich / im Alter werden sie grau / der Bauch ist falb / sie haben schöne gläntzichte Augen/ scharffe gespaltene Klauen / die Geiß ist kleiner/und fast einer Gemsen gleich; sie sind so hurtig im Springen / daß kein Felsen so hoch ist/ wann er nur rauch ist/darauf sie nicht gelangen solten; ihre Fahrt ist grösser und runder/ als eines Hirschen.

Im Majo werffen sie ihre Jungen : um Allerheiligen tretten sie in die Brunst/ die währet einen Monat lang/ wann die vorbey ist / kommen sie von den hohen Felsen/ wo sie nichts mehr zu fressen finden / in die ebenen Oerter/ an die Wurtzen der hohen Felsen und Gebürge/ und daselbst bleiben sie bis Ostern/ dann begeben sie sich wieder aufwerts / und sucht jedweders seinen Stand; die Geiß verlassen alsdann die Böcke/ sie gebären gern an feuchten Orten / wo es Bäche und Bronnenquellen gibt / und da bleiben sie mit ihren Jungen den Sommer über / bis wider die Brunstzeit kommt / daß die Böcke wieder herab kommen/ die streiten um die Geiß/ wie die Hirschen/ sind wild und ungestüm / daß sie auch die Menschen anfallen dörffen / er gibt einen so starcken Stoß/ daß er ein Bein zerschmettert/ es sey am Arm oder Fuß / trifft er aber einen bey einem Baum oder Stein an/ so stösst er ihn gar zu todt.

Wann der Bock in den Felsen auf zehen Klaffter hoch springt oder fällt/ so fängt er sich auf seinen starcken Hörnern/ und thut ihm keinen einigen Schaden / und erhält sich so leicht und fest auf einem Felsen / als etwan ein Pferd in einen sandichten Ort eingreiffen mag. Wann sie der Jäger auf ein Gebürge treibt / wo sie nicht weiter entfliehen mögen / dann warten sie seiner; wann diß der Jäger merckt / muß er sich so glatt an den Felsen anschmiegen / als immer möglich/ dann lässet er sich im geringsten davon / so dringt der Bock so ungestümmlich durch/daß er ihn von dem Felsen stürtzet.

Gesnerus schreibt / wann sie jünger gefangen werden / gehen sie gantz zahm mit den Ziegen auf die Weid und wieder heim; und so weit ein Gems eine gemeine Ziegen mit steigen und springen / so weit übertrifft auch der Steinbock den Gemsen.

Die Innwohner daselbst / die viel von seinem Wildpret essen/kriegen einen artlichen Zustand an ihrem Tüchen und Oberbeinen/ davon sie ihnen aber stracks helffen / wann sie etliche Tropffen Blut dieses Thiers / in Wein oder einer Suppen/ einnehmen/und sich zu Bette legen/ so schwitzen sie hefftig darauf / und werden gleich wieder gesund.

Das Stein-Wildpret / wo es nicht Weide findet / frisst sein eigenes Loß. Sein Blut soll gut seyn wider den Stein in der Blasen / mit Petersil-Wein eingenommen. Das übrige/worzu sie in der Artzney dienstlich/kan man bey Gesnero und Jonstono finden.

CAP. LXXIII.

Von den Hasen und wilden Königlein.

DEr Hase ist ein flüchtig und forchtsames Thierlein / von seinem Geschlecht haben sich allerhand seltsame Meynungen gefunden/ indem etliche geglaubt haben / daß die Männlein gleichwol Jungen tragen als die Weiblein / welches doch von etlichen / und mit mehr Billichkeit widersprochen wird.

Wann der Hase / der Morgens früh / an dem Ort wieder in den Wald gehet / wo er des Abends vorher heraus gegangen / oder sich sonsten in einem Gesträuche verschliesst / so ist es ein gewisses Zeichen / daß es denselbigen Tage nicht regnen wird ; dann wann ein Regenwetter vorhanden / ist der Hase (wie Herr de Salnove sagt) ein so guter Astronomus, daß er keinen Busch nicht suchet/weil er von den trieffenden Bäumen daselbst verunruhiget wird / er will lieber seine Saß in einem Graben/oder unter einem abhängichten Anger machen/ wo der Wind und Regen nicht auf ihn schlagen kan ; wann es aber gar kalt und windicht ist / sucht er das Gehöltze und die Büsche / sich zu schirmen ; hingegen wann er die Saß in den Aeckern und Saaten macht / bedeutet es gutes Wetter ; wann sie aber rammlen/ so kommen sie aus aller Ordnung/ und ist nichts gewisses aus ihrem Lauff zu schliessen.

Und sagt Herr du Fouilloux, es sey dieser Unterscheid / der Has erwarte den Hund viel eher in seiner Saß/ und stehe nicht so eilend auf/ als das Weiblein / weil er auf seine geschwinde Hurtigkeit sich verlässet ; sein Loß sey viel kleiner / trockener und eckichter / des Weibleins aber grösser / runder und feuchter / weil solches des Nachts nicht so weit wandert / als das Männlein.

D. Joh. Jac. Wagner/ M. D. in seiner Helvetiâ curiosâ sagt also : In leporibus masculis structuram partium genitalium, summæ naturæ studio absolutam reperi : penis, testes aderant. In fœmellis quoq; vasa generationis distincta cernuntur.

Das Männlein lässt sich nicht so offt herum raumen wie das Weiblein/ weil dieses seiner Schwachheit bewust/die Hunde suchet/ mit dem hin und wieder raumen abzumatten und müde zu machen/der Ramler aber lässt sich über ein- oder zweymal nicht raumen / sondern laufft dem geraden Wege fort / offtermals den Hunden und Jägern aus den Augen / er bleibt gern auf den Fahrtwegen und Landstrassen / so ist auch das Männlein/ wann es auffstehet / hinten herum gantz weiß anzusehen/ als wäre es bloß / und üebr die Schuldern ist es röthlich und langhäricht / das Männlein hat auch einen kürtzern gedruckten Kopf / einen längern Bart / kurtze breite weißlichte Ohren ; das Weiblein hat einen längern und schmälern Kopf/ auch bisweilen Sternlein auf der Stirne / grosse Ohren / die Haar auf der Schuldern etwas schwartz-graulicht. In den kalten Gebürgen / wechslen sie im Winter ihre Farb/ und werden weiß ; es ist kein Thier/das sich so häuffig und bald vermehret/ als die Hasen und Königlein / weil sie auch / wann sie trächtig sind / zugleich wieder per superfœtationem empfangen ; sie schlaffen mit offenen Augen/ haben ein sehr leises Gehöre.

Herr Tantzer schreibt also vom Hasen : Die Häsin/ wiewol sie bisweilen mehr Junge hat/ bisweilen 4. oder 5/ so ziehet sie doch derselben über zwey nicht auf/ die andern lässt sie verderben ; wann die Häsin im April und Mertzen zeitlichen setzet / so setzet sie um Jacobi im Julio noch einmal ; sie setzen nur auf freyem Feld / etwan wo eine Dicken vom Korn oder alten Grase / im Sträuchlein oder an einem Erdhügelein.

Wann ein Fuchs oder Hund nahend an die Jungen kommt / so thut die alte Häsin / als wann sie nicht wol lauffen könte / und wartet länger als sonsten/ denselben dardurch Hoffnung zu machen / als solte sie leichtlich zu erhaschen seyn / damit sie solche von ihren Jungen abführe. Wann die Jungen ein wenig älter werden / so verbergen sie sich besser ; die Häsin ist grösser als das Männlein / (wie auch unter den Königlein) welches sonst an wenig Thieren zu sehen ; wann sie Abends zu Felde gehen / und heraus ans Liecht kommen / sehen sie sich eine gute Weil um/ob sie was vernehmen / dann gehen sie an den Ort / wo sie gern seyn wollen / und äsen sich daselbst / und wann sie jemand kommen sehen / so drucken sie sich an die Erde/ so sehr sie können / und machen sich lang und breit/ wann aber das Korn und Grase noch so klein/ daß sie vermeynen gesehen zu werden/ so lauffen sie davon. Wann er flüchtig wird/ und ist ein Ecke gelauffen/ so stellet er sich artig auf seine hintern Läuffte in die Höhe/ daß er weiter sehen kan / als wann er fässe.

Wann sie zu Nachts im Feld gewesen / da es gethauet oder geregnet hat / und des Morgens darauf die Sonne scheinet / so bleiben sie desselben Morgens lang im Feld / wann sie aber vertrieben werden / oder sich sonst nicht getrauen / suchen sie im Holtz einen liechten Flecken/ sich abzutrocknen ; die Hasen mercken auch sonst von Natur das Wetter / und setzen sich darnach/ darum haben sie auch unterschiedliche Sassen/ wann man einmal zu seiner Sasse kommet / und tritt oder greifft darein/ so kommen sie so bald nicht wieder hinein. Er gehet sonst gantz fürsichtig in seine Sasse / und thut wunderliche Absprünge vorhero/ ehe er sich in die Saß begibt / er thut aber der Wiedergänge und Absprünge offt mehr/ offt weniger / damit sie Hund und Menschen verführen / damit sie nicht wissen sollen / wo sie geblieben / oder wohin sie kommen. Sie sitzen offt so fest im Lager / daß sie zu Zeiten Menschen und Hunde ergreiffen.

Wann ein Has von einem kleinen Hund aus seiner Saß aufgejagt wird/ und der Hund laufft ihm nach/ so stelle man sich nur daselbst an einem Ort verborgen mit der Püchsen / wo der Hase aufgestanden / und bleibe stille stehen/ und mache alsobald die Püchsen fertig/ so stiblt sich der Hase bald vom kleinen Hund ab / und kommet richtig wieder zurück/ so mag man ihm dann seinen Willkomm geben.

Sie haben ein schwaches Leben / und sterben von einem leichten Drück / leben auch sonst über acht Jahr nicht/ wo man sie lebendig haben will / muß man sie wol

bey den hintern Läufften halten / sonst kratzen sie sehr damit / theils Haasen / wann sie gefangen sind / kratzen und beissen / theils aber nicht / sie rammlen im Jenner / Hornung auch Martio / da kan man sie genug zu sehen bekommen / dann da jagen sie einander in den Höltzern und Feldern herum / also daß die Haar davon stieben / und sind gleich als wann sie blind wären / sie spühren einander auf / wie die Hund / und suchet der Rammler die Häsin.

P. Balbinus in seinen Miscellaneis lib. 1. cap. 58. schreibt von einer Haasen-Mißgeburt also: Clatoviensi Societatis Jesu Collegio attributus est pagus Stiepanovicz nomine, venatio felix ibi, præcipuè leporum, habetur, Venator insuper alebatur Collegii sumptibus, qui venationem ordinaret, & si quid jaculatione obtineret, in Collegium deferret, fortè ita evenit, ut mane sumo in agros leporum gratiâ exiret, excitatus est lepus grandis, qui fugiens, nescio quid tergo ferre videbatur, id cum semel iterùmq; Venator vidisset, rei novæ desiderio & leporis capiendi, canes secum adduxit, iterùmq; excitari leporem contigit, fugit canibus insequentibus lepus & cursu fessus in humum sese abijcit atq; in fugam velut Antæus promptior evadit. Nihil aliud venator esse crediderat, quàm Dæmonum ludibrium. Rem posteà totam comperit, cum Campi & Sylvæ retibus sunt clausi, quod certo hyemis tempore fieri consuevit, quippe retibus captus est lepus seu monstrum leporis, fratrem in dorso ferens, qui separari & avelli, in utero matris conjunctus, non poterat. Ergò & pastum & potum, corpore in uno collegati fratres sic dispensabant, ut modò hic, modò ille pasceretur, modò ille, modò hic biberet, cumque hostes timerentur, quantum posset, fugiebat, ille nempe, qui terram tangebat, posteà fessus, in terram resupinus, fratri integro fugam tradebat prosequendam. Res incredibilis videretur, nisi in eam rem testes religiosos haberem, qui tum Clatoviæ in collegio versabantur.

Im Jagen / sagt Herr Graf von Burckstall / hat der Haas seinen Vorthel / daß er sich ducket / und wann die Treiber vorüber gehen / und ihm den Rucken wenden / so stehet er auf / und nimmt seine Retirade zuruck / daher soll man gantz langsam gehen / sich nicht übereilen / auch mit den Stäben und Prügeln starck auf die Gebüsche und Bäume schlagen / daß es wol schallet / absonderlich in den Thalen / so muß der Haas gegen dem Netze lauffen / und wann er an das Netze kommt / solle der Jäger nicht faul seyn / daß er mit Geschrey und Werffung seiner Brügel hinter ihn anlauffe / und ihn ins Netze treibe / wann sie niemand haben / der sie fort jagt und schrecket / so schauen sie das Netze an / lauffen zuruck / und lassen sich nicht mehr ins Netze bringen.

Idem vermeinet / daß sie den Sommer durch bis in den Herbst / 4. mahl / und allzeit / die meisten 2. Junge setzen / derwegen wer in seinen Wildbahn viel Haasen haben will / soll von S. Matthias-Tag im Februario bis 1. Septembris keinen Haasen bürsten lassen / weil sonst viel junge Häslein / aus Mangel der Mutter verderben müssen.

Im Herbst / nachdem der Haber aus dem Feld eingeführt / so kommen die Haasen frühe Morgens und Abends am liebsten auf die Kraut- und Ruben-Aecker / daselbst passe mit deinem Rohr auf / verstecke dich unter einen Baum / Zaun / oder Stock / plerre mit dem Hasen-Geschrey Pfeiffel einmal oder 3. nacheinander / so bald der Haase solches höret / laufft er mit höchster Furia mit Lechzen den halben Wege gegen dir / macht Männlein / und lost zu hören / warum sein Gesell so elend schreye / und will sehen / wer ihm Uberlast gethan hat / plerret man aber zum andern mahl / so laufft er gar hinzu / daß er leicht zu bürsten.

Im Neumonden kommt der Haase Abends / bald aus dem Wald / wird auch aus seiner Saß / bald aufgetrieben / hingegen im Vollmond kommen sie gar spat / sitzen auf ihrer Saß gar fest / und stehen nicht so leicht auf.

Die Haasen fressen nichts liebers als die Misteln / wann man neue Eychen-Oepffel- und Birnbäume findet / die Misteln tragen / soll man etwas davon unter die Bäume werffen / das übrige mag man auf einen hohen Ast eines Baumes werffen / des andern Tages / kan man alle diese Oerter besuchen / und wo man die Mistel aufgezehrt findet / steigt man auf einen gelegenen Baum / legt wieder neue Misteln / und wann der Hase 2. Stund in die Nacht zu kommen pflegt / so kan man ihn bürschen / und das Absehen mit etwas weissen / als Krebs-Augen / und weissen Wachs machen. Man kan auch die Misteln an die Zäune hängen / und die Haasen mit Zainen und Fallen fangen / so aber unweidmännisch.

Zu dem Haasen gehören auch nicht unbillich die wilden Königlein / die fast alle einerley Farb haben / und gräulicht sind / man findet sie mehr in Engelland / Niederland und Franckreich / als in unsern Teutschen Landen / da werden Netzlein für ihre Höhlen gesteckt / und sie mit dem Frettel / welches eine Iltiß-Art ist / heraus / und in die Netze gejagt / am Wildpret sind sie besser / als die geheimen / sind auch an der Farb / am Geruch und Geschmack leicht zu unterscheiden / sonderlich weil sie unter den Füssen und dem untern Theil ihres Schwantzes kein Haar haben / wie die zahmen.

Ihr Alter zu erkennen / ziehet man ihnen (wie auch den Haasen) die Ohren voneinander / gibt das Fell nach / so ists ein Zeichen / daß es jung sey / hältet es aber fest / so ist es alt. Das gewisseste Kennzeichen ihres Alters ist / wann die Glieder an den vordern Füssen ziemlich groß sind / welches man im Fühlen mit dem vordristen Finger bald spühren kan / sie sind gar fruchtbar / und mehren sich bald / ihre Fettigkeit erweichet die harten Glieder / wann sie wol damit gerieben werden / ihr Hirn vertreibt das Gifft / ihr Leib zu Aschen verbrennt / und in der angina mit approbirten Oelen vermischt / und den Gaumen damit wol geschmirt / macht die Geschwulst verlieren / und hilfft dafür.

Sie machen ihnen eine solche Saß / daß sie vor dem Wind und Ungewitter mögen sicher seyn / des Nachts streichen sie auf die Weid / Saaten und Felder / wo sie ihre Nahrung nehmen mögen / und in Winter an Ort / wo sie der Sonnen Strahlen erwärmen und bescheinen. Im Herbst / wann trocken Wetter ist / liegen sie gern in den Helmen / ist aber feuchtes Wetter in den Brachfeldern / im Winter / bey grosser Kälte und Winden / suchen sie das Gesträuche / bey schönem Wetter die grünen Felder; wo sie liegen / kan mans erkennen / bey einem kleinen Dunst / der von ihrem Athem aufgehet / bisweilen ligen sie auch unter den Steinhauffen und in öden Ge-

mauren wo es Disteln und Gesträuche gibt. Im Frühling ligt er gern in den neugeackerten Feldern/ und wann es heiß ist/ nahend an den Vorhöltzern / wo nahend Saaten sind/ sich daselbst vor den Fliegen zu versichern. Ist sonst ein lustig und närzisches Thier / wann sie heimlich werden/ und in einem Zimmer leben/ schlagen sie mit den zweyen vordern Füssen / wo sie ein klingend Holtz/ oder was es sey/ das einen Hall von sich gibt / finden/ wie auf der Trommen / oder wol gar auf der Erden/ wann sie mit Brettern gebödmet ist.

Sie werden / wann man sie Jungerheit fänget / gar heimlich/ und thun seltzame Sprünge / wann sie lustig seynd; wie man das auch im Februario und Mertzen ausnehmen mag/ wann sie rammlen und schertzen / da sie ein Caracol nach dem andern machen / wie die muthige Jugend/ wann sie ihre Pferde in der grüne dummlen.

Der Haase (wie du Fouilloux bezeuget) lebt nicht länger als aufs meiste sieben Jahr/ sonderlich die Männlen. Wann ein paar alter Haasen eine Gegend zu ihrer Wohnung einnehmen / lassen sie daselbst keine Fremde einkommen/ sondern treiben sie weg / ausser die jenigen / die von ihnen gebohren werden / darum je mehr man in einer Gegend jagt und hetzet / je mehr gibt es Haasen / weil/ wann man die alten Haasen wegfängt / alsdann wieder fremde an ihre Stelle kommen.

Die Alten haben den Aberglauben gehabt / wer Haasen-Fleisch esse/ werde schön; unsere Jäger aber / wann sie auf die Jagt ziehen / und ihnen ein Haas über dem Weg laufft/ halten es für ein bös Zeichen / und kehren etliche wieder nach Hause / keine vergebliche Müh anzuwenden / weil sie es für sicher glauben / sie fangen denselben Tag nichts der Mühe wehrt / oder daß ihnen sonst ein Unfall zustosse.

Sie setzen meistentheils zwey / bisweilen auch drey/ und noch mehr Junge; von zweyen Monaten / bis auf ein halbes Jahr/ sind sie am besten zu Essen/ wann sie älter/ sind sie einer melancholischen Eigenschafft/ sonderlich der jenigen Fleisch / die in Brüchen/ feuchten und wässerigen Orten wohnen; die auf den Bergen und an trockenen Gegenden sich aufhalten / sollen gesünder seyn. Wann sie halb gewachsen sind/ haltet man sie für zärtlicher/ und mehr delicat zu essen/ als die Alten.

CAP. LXXIV.

Artzney vom Haasen.

WAnn man den Aschen von einem geprannten gantzen Haasen einnimmt/ soll er den Stein aus der Blasen und Nieren vertreiben; Andere wollen/ man solle nur den Balg / also frisch abgestreifft/ mit samt den Haaren zu Pulver brennen; Andere thun einen lebendigen Haasen in einen Topf/ verlutiren den Deckel/ und verbrennen ihn also/ und geben 3. Löffel davon in Wein oder einem andern Vehiculo convenienti ein / und soll man einen Löffel voll dieses Pulvers in ein Wasser thun / und einen Stein / welchen man will/ hinein legen / so wird es denselben zertreiben / also daß man sich dieser Krafft halber verwundern muß. Vesica leporina unâ cum urinâ in fictili clauso & lutato incinerata, omnem calculum frangit.

Der Kopf davon gebrannt / soll ein gutes Zahnpulver geben/ das Hirn gebachen und gegessen / soll denen gesund seyn/ die zittrende Glieder haben; rohe aber den Kindern/ welche die Zähne aufgehen / offt an die Billen gestrichen/ macht / daß sie ohne Schmertzen oder Gefahr herfür wachsen; soll auch in dem Schlag gesund seyn; und denen/ welche den Urin nicht halten können / und ihr Bette benetzen.

Nimm ein Mertzenhäslein/ streiff es aus/ und schneid ihn die Füß ab/ brenne das Häslein mit Kopf und allem (ausserhalb des Balgs und der Füsse) in einem Backofen/ zu Pulver / gib einem Krancken / der das Hinfallende hat / von diesem/ nachdem er alt ist / in weissen Kirschen-Wasser ein/ soll bewähret seyn.

Die Augen von einem Mertzen-Haasen von sich selbst getrocknet/ mit Pfeffer vermischt/ auf den Wirbel gelegt/ daß der Augapffel den Wirbel anrühre / treibt den Weibern die Nachgeburt / Monkalber / auch die Frucht selbsten / deswegen sie in schwerer Geburt zu gebrauchen.

Hasenschmaltz wann es alt ist / ziehet es Dörner und Splitter aus der Haut / ziehet die Geschwär und Apostemen auf / und so man sich damit hinder den Ohren schmiert/ ziehet es die Flüsse zuruck / und stillet die Zahnschmertzen / wie D. J. Joach. Becher in seiner Zoologiâ fol. 20. bezeuget.

Ihr Blut also warm auf das Podagra geschmiert/ soll dessen Schmertzen lindern; Wann man das Blut aufdörret/ soll es in der rothen Ruhr und andern Bauchflüssen wol dienen.

Die Leber davon gedörrt/ und ein Quintel davon eingenommen/ soll den Lebersüchtigen eine gute Artzney seyn/ treibt auch den Urin.

Die Gall davon in Hönig vermischt / und in die Augen gestrichen/ macht sie hell und lauter; also frisch aus dem Haasen genommen/ mit so viel Hönig temperirt / und laulicht in die Ohren gelassen / soll / nach Galeni Zeugniß/ das verfallene Gehör wieder bringen.

Die weisen Haar / so man einen lebendigen Haasen unten am Bauch ausraufft/ in die Nasen gethan/ stillet den Blutfluß; der Aschen davon ist gut / wann man die Füsse gefröret hat.

Das gedörrte Haasen Hertz geschaben / und mit dem Drittentheil Manna thuris gestossen / in weissen Wein 7. Tag lang getruncken / ist wider die Fraiß; 30. Tage lang aber gebraucht/ wider das Hinfallen; ist auch gut eingenommen/ wider die Mutterfraiß.

Fumanellus sagt / daß von dem gedörrten Haasen-Hertzen das Pulver / mit dem Pulver von dem Hirschhertzenbein auf 2. Quintel schwer in guten Wein getruncken / das viertägliche Fieber vertreibe. Die Haasen-Nieren in Wein gekocht/ vertreiben den Stein. Felix Platerus sagt: Si vir ante congressum, matricem leporis, mulier verò, testiculos illius exsiccatus & pulverisatos cum vino bibat, masculus potius, quàm fœmina generabitur. Diß zum Theil bestättiget auch Fiorovantili lib. 4. del Tesero della vita humana cap. 67. mit diesen Worten: I testicoli del Lepore seccati nel forno, e fattone polvere, e tolta per pocca, fà molto lussuriare à queglíche la nigliano.

Der Haasensfuß an die Schlaffhauben gebunden / soll wol schlaffen machen.

Das Haasen-Blut frisch aufgestrichen / dörret und heilet die Krätzen.

Der vordere rechte Fuß eines Haasens / ist gut wider die Colica / auf der rechten Seiten getragen; oder der lincke Fuß auf der lincken Seiten; und sagt Mr. de Salnove, er habs an einem vornehmen Edelmann bewährt gesehen. Drey solche Hasensprüng gepulvert / und in Borago-Wasser eingenommen / vertreiben die Frays / wie D. Thom. Barthol. in Actis Hafnienf. Vol. 2. Obf 40. bezeuget. Der Haasensprung soll auch gut seyn wider die Colica.

Wann man einem Haasen / der noch lebendig ist / aus dem vordern rechten Fuß den Haasensprung (welches ein kleines Beinlein in dem Knie ist) heraus nimmt / und so man einen Haasen in der Saß findet / selbigen Hasensprung auf die Erden legt / und darauf kniet / so soll der Haase nicht aufstehen / bis du zum Schuß kommen bist / ist aber ein Aberglauben.



CAP. LXXV.

Vom Hetzen.

DAs Hetzen / wann es zu rechter Zeit geschiehet / im ersten Frühling und Herbst / nach eingebrachten Feld-früchten / ist eine adeliche und angenehme Leibs-Ubung / sonderlich wo eine schöne ebene Gegend ist / dann die Haasen mit den Chiens Courans müde zu machen / ist bey uns nicht gebräuchlich / auch gar zu kostbar und mühesam / wer aber davon wissen will / der besehe / was Mr. du Fouilloux, und Mr. de Salnove weitläuffig davon vermelden / so ich als unnöthig allhier einzuführen unterlassen. Wir fangen sie mit den Windspielen / da man selb dritt oder fünffter / wie etliche (wiewol mit untermischter Superstition) die ungerade Zahl haben wollen / so bald man den Tag merckt / hinaus in das Feld reutet / die Hunde am Hetzriemen allzeit zween beysammen / in die Mitte und auf beeden äussersten Seiten recht eintheilet / in einer geraden Lini nebeneinander die Felder durchstreiche / und je einer so weit von dem andern sich hält / daß jedweder leichtlich auf halben Wege darzwischen einen Haasen / wann er etwan in der Saß läge / wol erkennen kan. Die Hetzriemen hat der Weidmann auf der einen Seiten um den Leib; das eine Ort wird durch die Ringe an den Halsbändern der Hunde geschoben / und durchgegeben / und vom Reuter in der rechten Hand / weil am Ende der Hetzstrick eingeschnitten / und gleichsam ein Schleiffen hat / angelegt / und sobald er hetzen will / und er das Ende fahren lässet / entledigen sich die nachdringende Hunde selbst / und machen sich frey / den Haasen nachzujagen; die man auch / wann etwan der Haas zu weit aufstehet / oder man sonst nicht hetzen wolte / leichtlich mit anhaltendem Strick arrestiren und ihren Lauff einstellen kan. Wann man nun einen findet / ist das Böhmische Wörtlein Nenniho, schon im alten Gebrauch / das heisset in selbiger Sprache **Er ist nicht da** / als wolte man den armen Haasen bereden / man sehe ihn nicht; da es doch bey den Weidleuten ein Zeichen / das ein Haas vorhanden ist; wann man nun den Hasen auftreibt / lässet man ihm einen kleinen Vorsprung / lässet darnach am nächsten Windstrick ein paar Hunde loß / und reutet einer oder zween nach / die übrigen bleiben in ihrem Such; und also streifft man ein Feld nach dem andern aus / und wird ein Strick Hunde nach dem andern loß gelassen / nachdem es viel

oder wenig Haasen gibt / oder nachdem der Haas auf rechter/ lincker oder mittlerer Seiten aufstehet.

In Herrn von Rantzau geschriebenem Hausbuch/ stehet an einem Ort: Ut canes leporarii nihil capiant: Rictum & os canis rutæ succo aut rutâ contusâ perfricabis, solvetur autem, si illitæ partes brassicâ communi adfricentur; stehen zwar bey dem ersten auch diese Wort zu sprechen: Veto, ne leporem capias, quod tamen superstitionis labe non caret.

Im Frühling hält sich der Haas gern auf den Saaten / da es (wann nur nicht weiches Wetter ist) keinen sonderlichen Schaden bringet / davon im 7. B. das 33. Capitel zu lesen. Im Sommer ligt er gern in den Brach-Aeckern/ wo es Wegwarts-Wurtzen und Kraut gibt/ macht der Haas gern seine Saß dabey / weil es gut seyn soll / seine angebohrne melancolische Eigenschafft zu benehmen; darum (wie Mr. du Fouilloux schreibet) von den Alten dieses Kraut Palatium leporis genannt worden. Er macht seine Saß im Winter gewöhnlich gegen der Sonnen; im Sommer aber gegen Norden; das erste wegen der Wärme; das letzte aber der kühlen Erfrischung desto besser zu geniessen. Sonderlich aber ist er ein guter Astronomus, und weiß/ wenn starcke Wind entstehen/ wie er seine Saß anstellen solle / sich vor derselbigen Ansprengung und Beläſtigung zu entschütten.

Theils Haasen sind so arglistig/ wann sie aufstehen / daß sie sich stellen/ als wären sie krumm / die lauffen aber meistens am besten / als wann ein Haas indem er aufsteht/ die Ohren aufreckt / und den Schweiff auf den Rucken legt oder damit wädelt/ ist es ein gewisses Zeichen / daß er wol und starck lauffen wird; wo es nahend Gebürg und Weingärten hat / laufft der Haase natürlicher Weise gerne Bergauf / da er wegen der Länge der hindern / und kürtze der vordern Füsse viel besser fortkommen kan/ als die Hunde / die dadurch sich bald abmatten/ daher etliche einen Jäger zu Fuß / mit einem Strick Hunde oben bey dem Gebürge (wohin die Hasen gewöhnlich ihre Retirada nehmen / ob es zwar wol nicht so gar redlich gefochten scheinet) aufpassen lassen/ ihme diesen Paß abzustricken. Wann feuchtes Wetter ist/ligt der Haas am liebsten in den geackerten Feldern/ sich in dem Gras oder in der Saat nicht zu benetzen/ auch den Hunden den Lauff in den weichen Aeckern / da sie tieff eintretten/ beschwert zu machen/ da er doch mit seinen leichten Füssen überall fortkommen mag. Doch so viel möglich ist zu verhüten/ bey nassen / windigen üblen Gewitter nicht Hetzen zu reiten / aber im Thau ists darum gut / weil der Haas nicht so leicht noch so weit aufstehet / indem er nicht gerne naß wird / daher er die Jäger näher auf sich ankommen lässet / und die Hunde werden durch den frischen kühlen Thau desto mehr erquicket.

Wann ihnen die Hunde nahend auf den Leib kommen/ brauchen sie mancherley Arglist/ geben sich in die Wasser/ verbergen sich / wann sie Schaafe oder anders Viehe finden/ unter die Heerde / suchen ihre Röhren/ legen sich offt im stärckesten Lauff nieder / daß die Hunde über sie springen/ schlieffen durch die Zäune und Gehäge von einer Seiten auf die andere / lauffen den geraden Wege (wann die Hund und Jäger vorbey) wieder zuruck / und sind das die lustigsten Hetzen / wann ein Haas nicht gerad ausdurchgehet / sondern die Hund hin und wieder voppt / daß sie ihn bald vorwärts / bald zuruck / bald seitwärts raumen / also daß auch offtermals das Frauenzimmer aus ihren Carossen des Lustes mit geniessen/ und dieser holdseligen Jagt mit Freuden zusehen mag. Bisweilen springt der Haas/ wann er mitten unter den Hunden ist/ über sie hinüber / oder schliefft ihnen bey den Füssen durch; wann sie vermeynen/ sie haben ihn schon/ laufft er anderwärts hinaus / und müssen die Hund erst durch die Reitenden angewiesen werden/ wohinaus sie lauffen sollen / manchesmal wann die Hunde nicht wolgefängig/ oder gar zu hoch sind / stossen sie zwar den Haasen/ aber ergreiffen ihn nicht / und kriegen an statt des Haasens nur ein Maul voll Haar/ und der Haas gehet mit berupfftem Peltz und gantzer Haut immerfort.

Mancher braver Rammler / wann er die abgemateren Hunde eine gute Weite hinter sich gelassen / sitzt stille/ macht ein Männlein / (wie es die Weidleute nennen/) und schauet/ wo seine Hunde bleiben / als wolte er sie auslachen/ und ihre Trägheit fürwerffen; und kommt offt im Hetzen / daß der Haas bald forn / bald auf der Seiten/ bald hinter/ bald mitten zwischen den Hunden ist / und dannoch nicht gefangen wird ; weil viel kleine Schelmstücklein sind / die ein Weidmann dem andern thun kan/ so aber/ wann es mit Hexerey geschiehet / verdammlich/ geschiehet es aber aus geheimen/ doch natürlichen Ursachen/ lächerlich ist.

Mich hat ein alter guter Freund / der seine meiste Freude im Hetzen gehabt / für gewiß berichtet / wann man/ indem der Haas aufstehet/ unvermerckt einen von seinen Handschuhen umkehret / und also anlegt / so sollen die Hunde den Haasen so lange nicht fangen / bis er ihn wieder recht umwendet / sed fides sit penes Authorem.

Von einem guten Weidmann / einem Italiäner/ habe ich folgendes bekommen; einen jeden Haasen/ den man im Feld sihet / zu machen/ daß er einen Schuß halten muß: Si per sorte tirerai una lepore, che non sia totalmente morta ; rompele la gamba dritta , d'innanzi, avanti che muora, nel ginocchio troverai un ossa piccolo, (Hasenprung) quel cavane subito, e poi vedendo una lepore nella campagna , mette quell' osso in terra inginocchiandoti soprá , e la lepore, ch' hai vista, stará ferma , fin che haverai tirato. Diß habe ich nicht verteutschen wollen / sondern laß es auf seinem Wehrt oder Unwehrt beruhen/ die Erfahrung kans beweisen/ob etwas darauf zu halten.

Wann man will junge Hunde einhetzen / ists am besten/ im Herbst/ da es junge heur-gefallene Hasen gibt/ die weder so schnell / noch so listig sind / als die Alten/ das erstemal muß man einen jungen Hund mit zwey guten alten Hunden an einen vortheilhafftigen Ort einhetzen/ damit er zum erstenmal nicht vergeblich lauffe/ dann dadurch wird er verzagt/ und so wol das Hertz / als die Begierde verlieren/ so anfänglich zu verhüten; das Weiblein von den Hasen ist viel listiger und verschalckter / als das Männlein/ zweifelsohne / weil sie auch nicht so starck lauffen können; daher wenden sie sich immer/ kurtz/ von einer Hand zur andern / und machen durch vielfältiges Raumen die Hund müde und verdrossen / die starcken geschwinden Rammler aber / sonderlich / wann sie einen harten Fahrtwege finden / lauffen gerade fort. Thal-ab lauffen sie nie / als gezwungen / werden auch

also leichtlich gefangen / weil sie / wegen der hintern langen Füsse / über und über purtzeln / und nicht lauffen können.

Im Winter / wann es hart gefroren ist / soll man Vormittags nicht hetzen / dann die Hunde lauffen sich auf / und verderben sich offt auf einmal so übel / daß man sie hernach in viel Wochen nicht brauchen kan / auch soll man nicht hetzen bey weichem Wetter / weil der Has leicht ist / und über die tieffen weiten Felder wol kommen kan / die Hund aber tieff hinein fallen / zu geschweigen / daß der Zeit in den Saaten grosser Schade geschiehet.

Wann die Hunde einen harten weiten Lauff gethan / und endlich den Hasen gefangen haben / muß man die Hunde in der Mitte über sich aufheben und ritteln / daß ihnen das Geblüt vom Hertzen komme.

Wann man junge Hund einhetzet / muß einer zu Pferde allzeit nahend hinter ihnen seyn / damit sie nicht / wo sie lang allein bey dem Hasen bleiben / ihn lernen zerreissen und fressen / welches ein heßliches Laster ist / und ihnen hernach hart abzugewöhnen; auch soll man die abgesträufften Hasenbälg den Hunden nie vorgeben / denn damit gewöhnen sie sich / die Hasen zu zerreissen.

Im tieffen Schnee ist auch das hetzen billich verbotten / weil sie wegen ihrer kurtzen Läuffe nicht fortkommen mögen.

Was aber sonst ferner die Landes-Fürstliche Hetz-Ordnung mit sich bringt / besihe in diesem Buch das 39. Capitel.

Zum Beschluß dieses Capitels will ich noch ein Stücklein / so gut als ichs bekommen habe / beyfügen / nemlich / wie man viel Hasen könne auf ein Ort zusammen bringen; Nimm die Gall von dreyen Hasen / vier Loth Eberwurtzen / drey Loth Zucker / das mische untereinander / darnach nimm birckene Ruten / die baiß in einer Haar-Retzen / (wo der Flachs eingeweicht wird) oder in Urin zween Tag und Nacht / darnach salbe die birckene Ruten mit dieser Materia, wol oben an den Spitzlein / daß es die Hasen nicht erreichen mögen / und stecke sie in ein Feld / Wald / oder Ort / wo sie sonst gern sind / allenthalben in die Erde hin und wieder / so kommen sie / und bringen andere mit. Si credere fas est.

CAP. LXXVI.
Vom Jagen mit den Netzen.

MIt den gewöhnlichen Hasen-Netzen werden im Herbst so wol Hasen als Füchse gefangen / ist auch ein lustiges Weidwerck / die Netze werden von starcken guten Spahet / mit zimlich weiten Spiegeln / ohngefähr 3. Schuh hoch / und 60 / 70 / und mehr Schuhe in die Länge verfertiget; sollen nicht schwerer seyn / als daß ein Mensch leichtlich ein Garn ertragen kan / sind sie schwerer / muß man sie führen; auf die Rehe müssen sie einen Schuhe oder anderthalb höher seyn / dieweil sie solche sonst überspringen würden / und die mag man auch brauchen auf den Wolffs-Jagten; allein sie müssen an starcke Bäume und Stämme angebunden seyn. Die Hasengarn aber haben nicht so starcke Richtholtz / da man erstlich mit vielen Jagthunden und Leuten fein frühe die Netze aufrichtet / und an den dickesten Orten der Wälder selbige gantz und gar einfängt / und nur den Ort offen lässt / wo man herjagt; bey jedem Garn sollen ein oder zwey geordnet seyn mit Röhren / Prügeln und Tremmeln / wann ein Fuchs oder Wolff einfiel / ihn alsobald / ehe er sich wieder loß wickeln kan / todt zu schlagen.

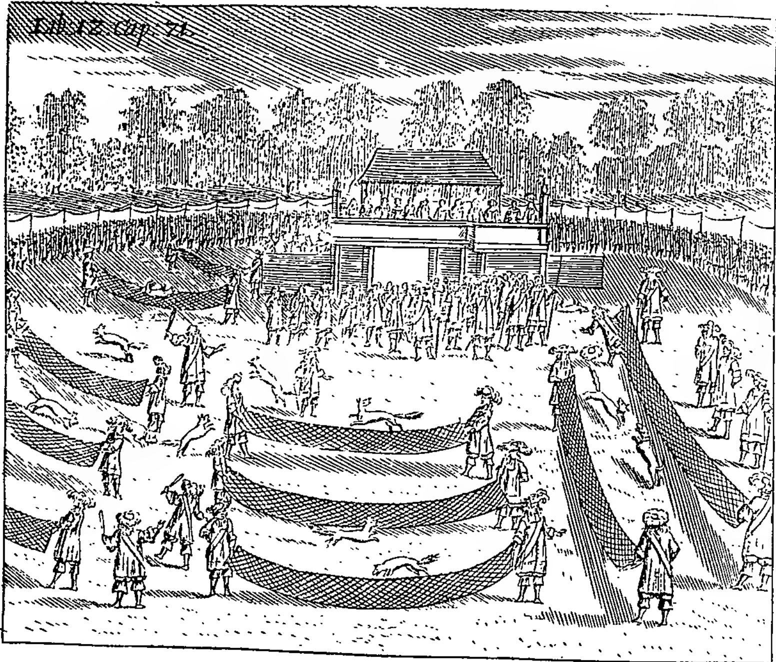
Wann die Garn stehen / fängt man alsdann an / die Jagthunde loß zu lassen / die gegen dem Garn alle Sträuche und dicke Wälder durchsuchen / und was sie antreffen / aufstöbern und fortjagen / ihnen folgen nach die Jäger / und die zu diesem End verordnete Unterthanen / die in einer Reyhen / mit Knitteln und Prügeln gewaffnet / folgen / schreyen und jagen / damit / wann etwas aus dem Gejaid lauffen wolte / solches abzuschrecken und wieder hinein zu treiben / und also treibt man sie auf solche Weise fort / bis sie in die Garn von den Hunden eingepoldert / daselbst entweder von den Hunden erwürgt / oder von denen bey den Netzen stehenden Jägern gefangen und geschlagen werden.

Wo es kleine Schächlein und Buschhöltz gibt / da braucht man weniger Netze / und wird eines nach dem andern ausgejagt / ist eine lustige jagt / und bedarff nicht viel Mühe / allein muß man gute Spürhund haben / die das Wild nicht übersehen / und zurück lassen / auch muß man theils gute Rüden und Fuchsbeisser haben / die selbigen mit Ernst anpacken / und entweder in das Garn jagen / oder sonst anfallen und halten mögen; die rechte Zeit ist nach Michaelis / da ist alles Wildpret am besten / und kriegt man altes und junges zugleich und miteinander / und ob wol an etlichen Orten / auch im Martio diese Jagten vorgenommen werden / ists doch keine Wirthschafft / sondern mehr wider die Jäger-Ordnung / und thut man dazumal / weil sie trächtig sind / nicht geringen Schaden; also / da es ja / der Artzney halber vonnöthen / muß mans fein zeitlich thun.

CAP. LXXVII.
Von den Fuchsen.

DEr Fuchs ist / wegen seiner Arlistigkeit / ein bekanntes / wegen seines warmen Futters und Peltzes / ein nützliches / wegen der Hüner und des Mayrgeflügels aber ein schädliches Thier / weil man solche kaum genugsam verwahren kan. Die Jäger sagen / wanns auf Liechtmessen hell und schön ist / so bleibe der Fuchs im Loch / dann er spühre / daß noch ein Winter vorhanden sey / sey aber derselbige Tag ungestümm / mit Regen- oder Schneewetter / so krieche er heraus / und fürchte weiter keinen harten Winter. Wann sonst im Winter die Füchse des Nachtes bellen / so bedeutet es hart und kaltes Wetter.

Der Fuchs frisst allerley / und findet er nichts bessers / gräbt er Mäus aus / oder lebt von den Heuschrecken / isset auch Obst und Weintrauben / sie haben meistentheils vier Jungen / die anfänglich blind sind / wie die



Hunde; mit den Schlangen / die in ihren Hölen wohnen / sollen sie friedlich leben; mit den Raben / die ihnen bisweilen die Jungen rauben / haben sie eine sonderbare Feindschafft / und sagt Avicenna, er habe einen Fuchsen und Raben beysammen eingeschlossen gesehen / die also miteinander gestritten / daß des Rabens Haupt verwundet / geblutet / dem Fuchs aber die Goschen also zerhackt gewesen / daß er schier das Maul nicht eröffnen können; In seine Hölen macht er ihm vielerley Ausgänge / damit wann ihm einer verstopfft wäre / er den andern finden möge; Albertus Magnus schreibet / wann ihn die Flöhe peinigen / nimmt er ins Maul ein wenig gelindes Heu oder Sträuchlein / oder ein Stücklein Wolle / wann ers haben kan / gehet hinterwärts ins Wasser gemach / daß sich die Flöhe alle gegen dem Kopf zu wenden / Zeit haben mögen / endlich steckt er den gantzen Leib ins Wasser / daher sich die Flöhe alle ins Heu oder die Wolle versammlen / die lässt er endlich mit samt den Flöhen fortfliessen / und er wird seiner beschwerlichen Gäste loß.

Herr Tantzer schreibt: Die Füchse tragen neun Wochen / und haben von zwey bis sechs Junge / brunsten auch bisweilen mit den Hunden / sie haben ihre Jungen im Majo in tieffen / felsichten und wolverwahrten Höhlen / so sie ihnen vorher weißlich aussehen / die sind erstlich weiß-gelblicht / allein die Haar färben sich je länger / je dunckler / die werden von jungen Vögeln ernährt / so ihnen die Alten zutragen; wann die Sonne scheinet / geben sie sich vor ihre Löcher / und spielen.

Um Jacobi lauffen sie mit den Alten zu Felde / und üben sich mit Springen / Heuschrecken / Grillen / und allerhand Fliegen-Gewürm zu fangen / und ist ihnen ein Lust zuzusehen / wie sie Lufft-Sprünge thun / auch lernen sie mausen / junge Wachteln und Lerchen fangen / und können ihr Quartier von sich selbst suchen. Um Martini ist ihr Balg in seiner Vollkommenheit / das anderte Jahr / im Herbst / machen ihnen die Jungen neue Bau / treiben die Dachsen aus den Ihrigen / und logiren darinnen. Es müssen aber nur junge Dächse seyn / denn die Alten sind offt ihre Meister / daß sie ihnen selbst weichen müssen / offt erwischen sie auch die alten Hasen in ihrer Saß / allein müssen sie dabey den Wind in acht nehmen / daß er nicht von ihnen auf den Hasen gehe; Item / auch junge Rehe / und wann sie gleich von dem Rehebock davon verjagt werden / bleibt ihnen das gefangene Wildpret / wenn es todt ist / meistentheils ligen / und schleichen sie hernach bald wieder dahin / und halten Mahlzeit.

Die Roth-Füchse haben weisse Blümen an den Spitzen ihrer Schwäntze / die Brand-Füchse aber schwartze. Den Hünern sind sie gar gefährlich / sonderlich die Füchsinnen / wann sie Junge haben. Sie machens wie die Wölffe unter den Schaafen / wann sie unter einen Hauffen Hüner kommen / so würgen sie / so viel sie erdappen mögen / hernach schleppen sie eine nach der andern ins Korn / und nachgehends tragen sie solche in ihre Hölen; wann sie ein Hun fangen / beissen sie ihn den Hals oder Kopff entzwey / also machen sie es auch mit den jungen Gänsen / wann die Hund unter ihm sind / kan er den Schwantz artlich in die Höhe werffen / und macht eine kurtze Wendung / welches die Hunde nicht thun können / daher er dergestalt einen guten Vorsprung bekommet / und wann er einige Sträucher erreichet / so macht er den Hunden so viel Krummes / daß sie ihn nicht leicht erhaschen können; im Frühling / wann die Frösche herfür kommen / gehen die Füchse an die Teiche und Lacken / und fressen derselben viel / davon gehen ihnen die Haar aus / werden auch bisweilen schabicht / sie heilen sich aber im Herbst wieder aus.

Herr Graf von Bruckstall / setzt in seinem Monatlichen Weidwercke / die Füchse seyen hart in die Netze im Jagen zu bringen / denn die Alten stecken ihren

Rachen unter dem Netzstrick / heben den auf / und schlieffen durch / darum müssen die Jäger mit Prügeln hart unter ihnen seyn / daß er aus Forcht in das Netze falle.

Er sagt auch ferner / es hab ihm ein vornehmer Cavalier gelernet / daß wann ein Fuchs in seiner Höhlen verkrochen ist / und man aus der Schnee-Spuhr gewiß weiß / daß er darinnen ist / so nehme man 2. Steig-Raghetten / stecke in den Pulver-Sack ein Schwämmlein / leg es auf eine Stangen / so vorn als ein Wurffschauffel gemacht ist / zünde vorn das Schwämmlein an / thu es gemach in die Höhle / so tieff er kan / laß den Raghetten darinnen / thu die Stangen wieder heraus / und begebe sich ein 15. Schritt davon / und verberge sich hinter einen Baum / und erwarte / bis der Raghet angehe / vorher aber muß er die Höhle / auch etwan 15. Schritt davon mit Hasen-Netzen umrichten / so bald die Raghetten Feuer geben und knallen / so laufft der Fuchs als unsinnig aus seinem Loch in das Netz / bis er gefangen wird. Hingegen ersihet er einen Menschen / so verkriecht er sich wieder in seine Höhlen / und ist nicht mehr heraus zu bringen. Diß muß im Frühling geschehen / so lang die Maykäfer vorhanden sind / fressen die Füchse nichts liebers / und haben die jungen Häslein unterdessen Ruhe vor ihnen.

Im Winter fressen sie Kletzen und dürre Zwetzgen überaus gerne / damit macht man ihnen ein Luder / und kan sie an einen Ort hiermit gewöhnen / daß sie alle Abend hinkommen / und es auffressen / auch kan man nehmen angebrannte Beine / Fleisch / Speckschwarten / verdorbene Hüner / Alstern und Krayen / wann man ihnen die Federn senget / ist ein gutes Luder / denn sie riechen solches weit / und lauffen nach. Vor alles ist ihnen der gebratene Häring / wann man solchen in dem Wald an ein Schnürlein schleiffet / so laufft er gleich nach / bis an die Stelle / und frisst mit höchstem Lust / daher der Häring zu allen Fallen und Eisen gebraucht wird.

Der Häring aber / muß wol gebraten seyn / und wann man seine Schuchsohlen damit schmieret / und einen Häring gebraten an einem Faden nachschleppt / und immer ein Stücklein davon fallen lasse / und also durch einen Wald gehet / so folgt er einem nach / bis man ihn unter einem Baum oder Strauch aufpassen / und also bürschen kan. Man macht auch Luder davon / und wann er einmal davon gefressen / so kommt er gewiß des andern Tags am spaten Abend wieder / und ist also gar leicht zu schiessen. Sie fressen auch gern Kletzen und gebackene oder gedörrte Bieren / davon man ihnen im Winter auch ein Luder machen kan.

Herr Graf von Burckstall erzehlt / ein gewisser Jäger habe die Püchsen von einem alten Wagen-Rad genommen / die Spaichengang weggehauen / und die Püchse voneinander gekloben / vornen an aber die Püchsen inwendig drey finger breit mit gespitzten Schuster-Zwecklein / die so spitzig sind als ein Ahl / wol besteckt / und mit einer Wid wol zusammen gebunden / dieses hat er also zugerichtet 5. oder 6. und weilen die Füchs bey seiner Richtstatt / die in den Mäschen gefangene Vögel offt weggerissen / hab er solche Püchsen daselbst in den Wald herum eingegraben in die Erden / und nur bloß die vordere Lucken offen gelassen / ein verdorben und stinckendes Geflügelwerck / als Hüner / Tauben / Aglaster / und dergleichen / in die Höhle der Püchsen etwas tieff / doch nicht gar zu sehr eingerichtet / und wann der Fuchs mit dem Kopf hinein langen / und das Geflügel heraus ziehen wollen / hat er den Kopf nicht mehr heraus ziehen können / sey also stecken geblieben / und dem Jäger zu Theil worden / der ihn samt der Püchsen aus der Erden gegraben / todt geschlagen / die Wid aufgebunden / und heraus genommen / nachmal die Püchsen wie vorhin in die Erden eingegraben / und auf diese Weise hat er gar offt die Füchs abgefangen / sind ihm also seine Vögel in den Mäschen sicher geblieben / die Zwickel müssen mit Fleiß abwärts gebogen werden / daß der Fuchs den Kopf zwar leicht hinein bringen / aber nicht wieder heraus ziehen kan.

Notabel ist / was D. Caspar Bartholinus in seines Vatters Actis Medicis Volum. 3. Obs. 21. schreibt: Nos observavimus in cauda vulpina, ad quinque transversorum digitorum latitudinem, ab ossis Coccygis initio; Pilos aromaticum quendam, vel potius, qui in violis primo vere deprehenditur, similem odorem spirantes apertâ cute pilos dictos à glandulis quibusdam minutis conglomeratis radices trahere vidimus, & quod notandum, collectio illa pilorum diversi coloris à reliquis horrida erat, instar setarum, vidi quidem pilos, observavi glandulas, hausi odorem, sed unde hujus causam derivarem, ex illo tempore dubius fui.

In den Nordischen Ländern gibt es gantz schwartze Fuchsen / deren Futter sehr theuer ist / gemeiner aber sind die gantz weissen Füchse / sonderlich des Winters; bey uns sind meistens zweyerley / die Brandfuchsen / die mit weiß und grau vermischte Haar haben / und die Rothfuchsen; an etlichen Orten gibt es auch Creutzfuchsen / die über dem Kopf / Hals und Creutz / bis gegen den Schweiff / und hernach nach der Zwerch über die Büg / bis an die Füß / einen schwartzen Strich haben; der Fuchs macht ihm nicht selbst Hölen / sondern treibt die Dachsen mit seinem Gestanck und Unflath heraus / den nachjagenden Hunden macht er den Lauff mit seinem eignem Urin besudeltem Schweiff desto beschwerlicher / muß dennoch (wann es gute und freudige Hunde sind) die Zech bezahlen.

Er lässet im Sommer die Haar / ist derhalben vergeblich ihn zu fangen / bis er um und nach Michaelis vermauset hat.

Gesnerus schreibt / wann sich der Fuchs nicht wol auf befindet / fresse er Tannen- und Föhren-Hartz / davon werde er gereiniget / und wieder gesund / sie werden auch bisweilen wütig / wie die Hunde; im Herbst fängt man sie meistentheils / gleichwie den Hasen / mit einerley Zeuge / werden auch unterschiedlich gepürschet; An unsers allergnädigsten Lands-Fürsten Hof werden sie / nachdem sie eingetrieben / entweder geprellt / das ist / mit langen von zweyen Jägern / oder wol auch von Cavalieren gehaltenen Netzen / darüber sie passiren müssen / in die Höhe geschupfft / und auch mit kleinen Prügelein zu todt geworffen; wie es in der Anno 1666. zu Wien den 16. December im Prater gehaltene Fuchs-Jagt / von Herrn Melchior Kiseln in den fünffter Tafel schön und artlich ist ins Kupfer gebracht worden / davon theils im Anfang dieses Capitels ein Copia zu sehen ist.

Ein abgestreiffter Fuchs / nachdem er ausgeweidnet ist / im Wasser oder Oel so lang gesotten / bis das

Fleisch von den Beinen sich absondert (die Beine müssen gequetschet und vorher zerschmettert seyn) soll denen Gliedern / die vom Schlag berührt / oder von Podagra und anderer Gliedersucht beschwert sind / ein herzliches Fomentum seyn; sonderlich das Oel / darinnen er gekocht worden / doch soll der Leib vorher gereinigt seyn / und eine gute Diæt dabey gehalten werden; hernach den Ruckgrad und die lahmen Glieder mit diesem Oel wohl geschmiert; sein Fleich zu Aschen gebrennt / und eingenommen / ist gut den Engbrüstigen und Keichenden.

Die Fuchslunge wird für eine bewährte Medicin denen Dorrsichtigen gehalten; Wann sie im Martio gefangen werden / wie in allen Apothecken bekannt ist / zwar nimmt man Lungen und Leber miteinander / wäschet es mit Wein / dörrt es in einem irdenen Topf / in einem Backofen / daß mans pulvern kan / mit Zucker vermengt / und gebraucht; wird auch eine Medicin, Loch de Pulmone Vulpis, in den Apothecken bereitet / und zu dergleichen Zuständen von den Medicis vorgeschrieben.

Die dörre gepulverte Leber mit Oxymel gebraucht / dienet sehr wol denen Miltzsüchtigen.

Das Blut also warm von einem frisch-getödteten Fuchs ein halbes Gläslein voll eingetruncken / soll den Stein von stund an zermalmen und austreiben.

Das Feiste davon zerlassen / und in die Ohren getreufft / lindert derselbigen Wehthum / sonderlich das Fette / das ander Lungen hängt / eben dieses soll auch die Hauptgeschwär vertreiben; Item / die zittrenden und krammsüchtigen Glieder stärcken.

Sein Hirn / den Kindern gegeben / verhütet / daß sie die Frayß nie bekommen.

Die Fuchsen-Zungen gedörrt oder frisch / ziehet Dorn und Pfeil aus den Wunden / doch wann sie dürr ist / muß man sie vor im warmen Wein beitzen; Auf den Nacken gebunden / ziehet sie die Flüsse / die sonst auf die Augen fielen / hintersicht / und tröcknet solche.

Seine Galle in die Augen gethan / macht sie lauter / vertreibet auch die Haupt-Geschwär / wie Plinius bezeuget.

Pessus ex felle Vulpis & gossypio matrici inditus per tridui spatium, proximum fœtus conceptum masculum reddit; nach Gesneri Meynung.

Das Fuchs-Miltz einem Miltzsiechen aufgelegt / benimmt ihm die Geschwulst und Schmertzen.

Die Fuchs-Gailen gedörrt / gepulvert / und einen halben Löffel voll getruncken / stärcket die Manns-Kräfften / oder man kan sie zu diesem Ende in ein Electuarium machen / wie Bartholomæus Montagnana schreibet.

Der Balg erst frisch vom Fuchsen abgezogen / und also warm auf die Podagramischen Schmertzen gelegt / besänfftiget und vertreibet sie; sein Koth mit Essig abgetrieben / ist gut für die Kretzen.

Herr Heinrich von Rantzau schreibt: Man soll einen erst abgestreifften / ungegärbten Fuchsbalg / bloß auf den Wehetagen des Ruckens legen / er wärme / und ziehe den Schmertzen aus.

Fuchs-Lungen / Wolffs-Leber / und dergleichen / wann man sie frisch kaufft / und für den Würmen bewahren will / so nimmt man Essig / lässt ihn warm werden / daß er siedet / alsdann diese Ding darein gelegt / und darinn liegen lassen / bis der Essig kalt wird / dann wider heraus gethan / getrocknet / und hernach in Wermuth und Pfefferstupp gelegt / und also aufbehalten.

CAP. LXXVIII.

Von den Dachsen.

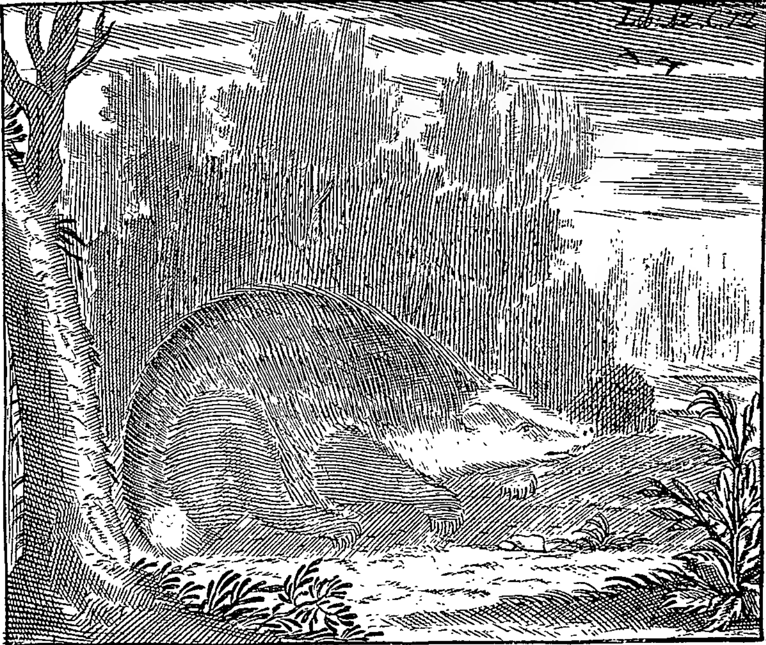
Es sind zwar wohl zweyerley / Hundes- und Schwein-Dachsen / haben aber nicht einen Unterscheid / wie Gesnerus schreibt / daß diese letztern gespaltene Klauen hätten / wie ein Schwein / sondern der Unterscheid bestehet allein darinn / daß diese spitzigere / jene aber kürtzere Mäuler haben / sonst haben sie beede einerley Füsse / kurtz und dick mit scharffen Nägeln und Klauen / damit sie ihnen die Hölen und ihre Wohnungen ausgraben und zurichten; an diesen sind (wie du Fouilloux bezeuget) die Schwein-Dächse auch vor den Hunds-Dachsen zu erkennen / daß wann sie bey ihrem Geschleiff das Loß von sich geben / sie ein Grüblein vorher graben / welches die andern nicht thun / so wohnen auch diese lieber in sandichtem und leichtem Erdreich / und lassen ein Oeffnung gegen der Sonnen / dieweil sie mehr schlaffen / als die andern / daher auch mehr Schmeer haben / haben eine weißlichtere Farb / und auf der Nasen und unter der Gurgel grössere und stärckere Haar / auch einen grössern Leib und Kopff / und längere Nasen / wann man sie recht genau betrachtet.

Die Hunds-Dächse aber gehen viel weiter auf die Weide aus ihren Geschleiffen / wohnen nur in Felsen oder hartem Erdreich / machen ihre Hölen und Gruben viel tieffer und enger als die andern / doch haben sie auch nicht so viel Nebenlöcher und Absätze / als die Schwein-Dächse; diese beede Gattungen wohnen nie beysammen / sondern sind aufs wenigste ein Meilwegs voneinander.

Die Hunde förchten die Hund-Dächse viel ärger / als die Schwein-Dächse / dann sie sind stärcker und bissiger / stincken auch ärger / deßwegen die Schliesser nicht so gern zu ihnen eingehen; diese sind auch an der Gurgel / an der Nasen und Ohren zu erkennen / die sind etwas gelblicht / wie an den Mardern / sind auch an Haaren schwärtzer / hochfüßiger und hurtiger / als die andern; der Kopf ist in der Mitten schwartz / und die Wangen sind beederseits weißlicht.

Beederley Arten essen Fleisch / greiffen auch das Aas an / und wo sie in ein Königlein-Garten kommen / fressen sie die Jungen weg / und thun grossen Schaden.

Mons. du Fouilloux sagt: Er habe gesehen / daß sie junge Spanfärcklein lebendig zu ihrer Hölen geschleppt / sie fressen auch Hüner und Gänse; erstermeldter Author sagt / er habe einen Dachsen in die vier Jahr lang gehabt / der sey kurtzweilig und fromm gewesen / habe kein anders Thier gebissen / habe mit den jungen Hunden gescherzt / und die übrige Zeit geschlaffen; wann er ihm geruffen / sey er wie ein Hund zu ihm kommen / und ihm nachgefolgt / wohin er gegangen sey.



Die Dachsen sind kalter Eigenschafft / und wann man sie in einer Kammer lässt / wo ein Camin / oder eine Glut ist / legen sie sich hinein / und verbrennen die Füsse / man gibt ihnen Brod / kleine Beinlein / Käse / allerley Obst / Trauben / Schelffen vom Obst; in Summa / von allem / was man ihnen geben will.

Im Winter / wann Schneewetter ist / gehen sie selten aus ihren Geschleiffen; Es ist ihnen (sagt voriger Author) lustig zuzusehen / wann sie Stroh / Farrenkraut / Laubwerck / und dergleichen / in einen Hauffen zusammen raffen / und darnach mit ihren Füssen und Kopf fortschleppen / und so viel / als ein Mensch auf einmal unter seinem Arm tragen möchte / in ihr Geschleiff bringen; Sie sind so arglistig / wann sie die Hunde spühren nahe an ihnen zu seyn / verstopffen sie ihrer Hölen Eingang mit Erden / und wann sie öffter an einem Ort angefallen und belästigt werden / weichen sie gar davon / und suchen eine andere sichere Herberge.

Sie leben gar lang / und werden bißweilen blind / die bleiben in ihrem Geschleiff / und wird einer von dem andern ernähret; sie sterben auch von der Rauden / deßwegen man die Schlieffer / wann sie aus dem Geschleiff kommen / allzeit mit laulichtem Wasser und Seiffen abwaschen solle / denen Kretzen vorzukommen / die sonst gerne bey ihnen ansetzen.

Wann ein Jahr das Obst wol gerathet / so wandern ihm die Dachse von weitem zu / die kan man des Nachts mit Spührhunden und Rüden leichtlich bekommen; wann er sonst nichts anders finden kan / frisset er Käfer und Würme.

Er trägt seine Jungen / wie der Fuchs / drey Monden lang / haben zwey / bißweilen auch drey Junge / die Haut ist dick / und kan den Beissen und Reissen der Hunde leichtlich widerstand thun / die Nasen aber ist so schwach / daß sie von einem geringen Streich darauf sterben müssen; sein Schmeer nimmt mit dem Monden zu und ab.

Er macht ihm unterschiedliche Oeffnungen / und nachdem ein Wind gehet / öffnet oder verschoppt er eines um das andere.

Johann Tantzer schreibt also von den Dachsen: Sie machen ihre Geschleiff hin und wieder in Gebürgen / Felsen / auch in ebner Erden unter der Bäume Wurtzen / erziehen ihre Jungen meistens vollkommen / hernach treiben sie dieselben aus ihren Röhren / und mögen ihnen selbst eine Herberge bestellen.

Wo viel Obst-Bäume sind / und sie Friede haben vor den Hunden / da wohnen etliche Partheyen an einem Ort / doch hat ein jedes Paar seine Röhren absonderlich / ob sie schon bißweilen im Graben zusammen kommen; wo sie ihr rechtes Lager haben / da ists weit / wie ein Kessel / ihr Lager ist von Moos und langen Grase / den Eingang machen sie so enge / als sie immer können: wann sie ein wenig erwachsen sind / graben sie mit ihren langen Klauen und spitzigen Nasen allerley Wurtzen von den Kräutern / wie auch die schwartzen Roßkäfer und allerley Gewürm; ihr Geschleiffe haben sie gern gegen Mittag / daß sie sich bißweilen an die Sonn legen können.

Im anderten Jahr erreichen sie ihre vollkommene Grösse / bauen nicht so gut als die Füchse / und sind leichter zu graben / sie können 20. Jahr leben / biß sie endlich gar blind werden; sie fürchten sich im Mondschein für ihren eignen Schatten / darum gehen sie zu solcher Zeit nicht leicht ins Feld / und pflegen lieber ihre Nahrung in dicken Wäldern zu suchen unter den Obst-bäumen / oder in der Buch- und Eichel-Masst / davon sie sehr fett werden: sie gehen des Nachts spat aus ihren Höhlen / und vor Tags zeitlich wieder hinein / können nicht sehr lauffen / sonderlich wann sie feist sind / bißweilen werden sie räudig / wann des Winters lang kalt und schneeicht ist / so bleiben sie etliche Wochen lang innen / und zehren vom Leibe / solcher Gestalt / sie haben ein tieffes Loch unter dem Schwantz / so à part von seiner Nothdurfft ist /

da stecken sie ihre lange spitzige Nasen hinein / unten zwischen der Beine durch bis an die Augen / und liegen also still / dardurch sie dann ihre Sättigkeit empfinden. So bald aber ein Tauwetter erfolgt / wanns gleich noch Winter / nur wann der Schnee ein wenig weg ist / so gehen sie wieder heraus / und suchen ihre Masst / je länger aber der Winter währet / je mägerer werden sie. Wann sie in ihrem Geschleiff von den Hunden gestöbert werden / so verlassen sie solches / und suchen ein neues / sie beissen die Hunde meistentheils in die Nasen / und in die Läuffte.

Wenn der Hund / der vor ihnen ligt / nicht behertzt und bissig ist / und mehr als ein Dachs im Geschleiff ist / so wird sich der hindere Dachs entzwischen also vergraben / daß weder der vorder Dachs noch der Hund zu ihm kan / jedoch thut ers / daß er allzeit Lufft behält / sonst muß er ersticken / diß thut er auch unfehlbar / wann der Hund blöde ist / und ihm nicht auf den Leib dringet / wann ihm aber der Hund allzeit vorligt / und keinen Frieden lässet / das verwehret ihnen das Vergraben wol. Von ihrem Bau gehen öffters rechte Fußsteig ab / weil sie sich auf ihr Lauffen nicht verlassen können.

So bald sie etwas vernehmen / sitzen sie zwar eine Weil stille / da ihnen aber Menschen oder Hunde zu nahend auf den Hals kommen / ist ihr nächste Retirade zu ihrem Geschleiff. Ihre Spuhr ist wie der Fisch-Otter / ausser daß ihre Spuhr weiter voneinander gesetzt ist / sie belauffen sich im Februario / und trägt das Weiblein 12. Wochen.

Bruyerinus de re cibariâ lib. 3. cap. 3. schreibt / ihr Fleisch sey gut zu essen / sonderlich wann sie im Herbst gefangen werden.

Das Dachsen-Schmaltz an die Haubt- oder Bart-Haar gestrichen / macht sie weiß und grau / in der Clystier gebraucht / dienet sie wider den Sand ; sein Blut gedörrt / soll wider die Pest und Aussatz gut seyn / darzu auch das distillirte Blut dienet.

Conradus Kunrath, im andern Theil seiner Medullæ Destillatoriæ Tractatu 27. fol. 310. beschreibet ein Experiment eines grossen Herrn / auf folgende Weise: Man nimmt Dachsenblut also frisch / wann der Dachs nun geschlachtet ist / thut es in eine silberne Schale / oder nur in ein messinges Becken / geusst darzu ein wenig wol rectificirtes Spiritus Vini, rührt es wol um / und dörrt es ob gar linder Wärme fein mählich / alsdann klein zerstossen / darzu nimm drey Loth gerechtes Orientalisches / oder sonsten des besten Zimmet-Saffrans / auch aufs subtileste gepulvert ein halb Loth / desgleichen Flores Sulphuris, so von Aloëpatica und Myrrhen gesublimirt sind / auch ein Loth Krähenäuglein / nucem vomicam, ein Quintel weiß Diptam-Wurtz / und des zu rechter Zeit geschlagenen und gebrannten Hirschhorns / jedes ein halb Loth / und mische hierzu Salis Margaritarum & Corallorum, jedes ein Quintel / alles wol miscirt und zusammen gerieben / hernach zum Gebrauch verwahrlich gehalten. Stösset nun jemanden die gefährliche Seuche der Pest an / so gebe man ihm stracks / ehe das Gifft das Hertz inficirt habe / dieses Pulvers / ohngefähr so viel man auf einem zimlichen grossen Messerspitz halten kan / in einem Trüncklein Essig oder Wein / nachdem er Hitz oder Kälten hat / und daß er sich niederlege / warm zudecke / und wol schwitze / aber gleichwol nicht schlaffe / schwitze er nun / so geneset er / ob GOtt will ; der Schweiß muß dem Patienten mit warmen leinen Tüchern stets wol abgetrocknet werden. Man möchte auch wol itztgedachtes componirtes Pulver in gutem Venedischen Theriac vermischen / und / wie gesagt / gebrauchen / ist auch sehr bequem.

Dachsen-Hirn in Oel gekocht und aufgelegt / lindert alle Wehetagen / aus den rauhen Häuten macht man Decken über die Körbe / so die Maulesel tragen / davon werden sie von Regen und Schnee sicher bewahret / den Hunden werden auch Halsbänder daraus geschnitten / und umgethan / als ein Schirm wider die Biß der wilden Thier / und ein Amuletum wider die Zauberey / solle sie auch vor der Wüte und Taubheit bewahren.

Wann ein gantzer Dachs gepulvert / und dasselbe eingenommen wird / so dienet es den Brustsüchtigen / und die Blut ausspeyen ; Die Leber davon gekocht und gegessen / vertreibet den stinckenden Athem ; Die Gailen mit Hönig stärcken die Mannheit / und werden dergleichen viel andere Sachen hin und wieder von dem Dachsen gelesen / zur Artzney zu gebrauchen / so ich anzumelden unterlasse.

CAP. L XIX.

Wie die Dachsen zu jagen.

WIe die Dachsen-Hunde und Schliefer abzurichten / ist schon vorhin gedacht worden / daher unnöthig allhier zu wiederholen / und sind solche zu bekommen nur zween Wege / entweder bey Nachts / wo man ihre Geschleiff nahend weiß / bey dem Holtzobst mit Hunden aufzupassen / und sie also zu hetzen / dabey müssen aber gute bißige Hunde und starcke Rüden / die den einmal angepackten Raub nicht mehr anlassen ; und Leute mit Gabeln und Brügeln seyn / damit sie den Dachsen anhalten / und seine Flucht verhindern können. Der andere ist bey Tages / da man ihre Geschleiff durch Dachsen-Hunde ausspühren / dieselben aus ihren Löchern treiben / mit Schleiffen und Gabeln fangen kan / oder aber man muß sie ausgraben / darzu man dann Instrumenta vonnöthen ; den Dachshunden soll man Halsbänder mit Schellen anhängen / so setzt sich der Dachs desto eher / und beschädigt sie desto weniger / indem sich der Dachs so dapffer gegen die Hunde setzt / als ein wildes Schwein / lässt sich freudig anbellen / und wehrt sich auf allen Seiten ; sihet man aber / daß die Hunde abgemattet / und die Schellen voll Erden wären / kan man ihnen das besagte Halsband wieder abthun.

Muß aber der Dachs ausgegraben werden / muß man erstlich der Erden Beschaffenheit betrachten ; ist das Geschleiff nahend an Hügeln / muß der Hund bey dem untersten Ausgang Thal-ab eingelassen werden / damit er den Dachsen auswarts treibe / und man daselbst ihn desto leichter ausgraben möge. Vor allen dingen muß man die Ausgänge der Geschleiff vorher besehen / die übrigen verstopffen / damit der Dachs nicht unversehens heraus brechen / und ehe man sein gewahr wird (entzwischen die Hunde unter der Erden sind) ent-

fliehen möge; am sichersten ist / wann das Geschlieff / so weit die Ausgänge reichen / mit einem Hasengarn umsetzt / und so bald der Dachs sich etwan gar zu tieff gestellt hat / welches man am Ausgeben der Hunde ausnehmen kan / thut man mit der Hauen oder einem Hammer 20 oder mehr Streich auf den Wasen / damit sich der Dachs besser gegen dem Ausgang in die Höhe mache / man lässt erstlich 2 oder 3 Hund hinein / wenn mehr Dächse wären / sie zu zertrennen / und wann nur einer wäre / ihn desto eher heraus zu jagen.

Wann sich der Dachs in einen Winckel begibt / und sich nicht will heraus treiben lassen / muß man mit einem eisernen Bohrer / nicht ober des Dachsen / sondern zwischen des Dachsens und des Hundes hinein graben. Mr. du Fouilloux beschreibt drey grosse / starcke / eiserne Bohrer; der erste ist spitzig / damit man erstlich die Erde eröffne; der andere ist rund und scharff / der die Erden heraus hebt und wegnimmt; der dritte Bohrer ist breit / damit kan man die Röhren beschliessen / damit der Dachs nicht mehr in das tieffe Geschleiff eindringen oder den Hund verletzen könne; wann diß geschehen / muß man fortgraben / bis man ihn mit der Zangen erreichen / den untersten Kifer damit erwischen / und also heraus ziehen / daß er die Hunde nicht beissen kan / denn wann man den obern Kifer mit der Nasen erwischen solte / würde er alsobald sterben. Denn mag man ihn in einen Sack stossen / und zu Hause die Zähn ausbrechen; und wann er ermüdet ist / die jungen Hunde darauf hetzen / die Leute / so darbey sind / müssen höltzerne zwehspitzige Gabeln haben / den Dachsen vom Leib zu halten / dann wann er erzörnt ist / fällt er einen Menschen an / wie ein wildes Schwein / daher nothwendig / daß man gute Stiefel anhabe.

Es geschihet zu Zeiten / daß wann die Hunde dick / und die Röhren enge sind / daß sie in den Röhren stecken bleiben / und weder hintersich noch fürsich können / also nothwendig müssen ausgegraben und erlöset werden. Wie man mir dann in Lintz eine artliche Historia von Ihr Durchl. Herrn Pfaltzgraven Ruperto / für warhafftig erzehlt hat / als er einmal in währendem seinem Arrest (da er doch zu Jagen / zu Hetzen und zu Baissen die Freyheit hatte) mit seinem Budelhund / den er das erstmal aus Engeland bekommen / einen Dachsen in einer Höhlen angetroffen / und der Hund demselben nachgeschloffen / sey der Hund / der zimlich hoch / und von einer grossen Art war / in der Röhren stecken blieben; nachdem sich nun des Hundes Ausgeben in ein Winseln verkehrte / und der Printz solches vermuthen konte / sey er aus Liebe des Hundes selbst so tieff in die Röhren nachgekrochen / bis es des Hundes hindere Füsse erreichen und anfassen können. Als er aber wieder heraus zu kriechen das Vermögen nicht mehr / wegen des Platzes Enge / gehabt / und mit den Füssen / die er ein wenig heraus gereckt / zu zappeln angefangen / daraus seine Leute die Noth / darinnen er gesteckt / vernommen / und angefangen haben / ihn starck bey den hindern Füssen heraus zu ziehen / sey also erstlich aus dieser Röhren der Printz / von seinen Händen aber der Hund / und von des Hundes Zähnen der Dachs / in einem Zug miteinander / oder vielmehr nacheinander / heraus gebracht worden. Ich habe zwar einsmals in einer vornehmen Gesellschafft wolermeldten Durchl. Printzen von einer Dama deßwegen befragen hören; der es zwar nicht gestanden / doch auch nicht allzu sehr gelaugnet / und vielleicht diese Verwegenheit (davon ihn doch seine damalige Jugend und angebohrner Heldenmuth hätten entschuldigen können) nicht von ihm wollen sagen lassen; Es sey ihm aber wie ihm wolle / ich gebe es aus / wie ichs empfangen habe.

CAP. LXXX.

Von Zobeln / Hermelinen und Vehen.

Die Zobeln sind unter der Marter-Art die vortrefflichsten und theuresten / zwar etwas kleiner als die Baum-Marter / aber an Haaren schöner / dicker und dunckelbrauner auf Castanien-farb und schwartz angräntzend / mit langen Silber-farben Haaren untersäet / welcher schöner Glantz die gewisseste Prob ist / dardurch man sie vom andern Peltzwerck erkennen und unterscheiden kan.

Agricola erzehlet / daß ein Zimmer / das ist zwantzig paar Zobel / vor tausend Gulden verkaufft worden / je länger / dicker und danckler die Haar sind / je im höhern Werth sind sie / ist ein unmüssiges und hurtiges Thierlein / und von Natur immer ruhig.

Jonston saget / man soll diese Bälglein nicht an die Sonne legen: Natura enim illarum fert, Soli siccandæ si exponantur, plus consumi, quàm si toto anno gestatæ fuerint, weil dieses Thierleins Bälglein mehr an der Sonnen verderbt wird / als wann mans ein gantzes Jahr am Leib trug / indem sie am liebsten in schattichten Wäldern wohnen / wo sie denen Königlein nachstellen / wie die Frettel / sie gebrauchen den Schweiff wie die Eichhörnlein / und springen mit dessen Hülff von einem Baum auf den andern.

Jonstonus sagt / wann die Zobelbälge auf den Boden einer Truhen gelegt / und mit andern Kleidern beschweret werden / findet man sie in dreyen Tagen fast oben auf / vielleicht weil sie so unruhsame schnelle Thierlein sind / und wie die Eichhörnlein von einem Baum auf den andern springen. Von den Schaben bewahret man sie durch öffters Anklopffen / und gedörrten Wermuth darzwischen gelegt.

In den Nordischen Ländern / an den allerkältesten Orten / sind sie am schönesten / gleichsam als hätte sie die Natur wider das frostige Gewitter / mit einem desto wärmern und bessern Peltz versehen wollen.

Herr Sigmund von Herberstain sagt in seiner Moscovio, daß daselbst disseit der Wasser Ustyng und der grossen Dwina man die Zobel finde / um Petzora aber die meisten und besten / in Schweden / sonderlich in Lappland / und wie Joh. Scheffer in Beschreibung Lapplands meldet / werden auch daselbst weisse gefunden / und spricht: Er habe unterschiedliche mal gesehen / daß dem König in Schweden / von dem Moscowitischen Abgesandten dergleichen zum Geschenck überliefert worden / vermeyne aber / er verstehe dadurch die Härmelin / so eine Art von einem weissen Wislein ist / deren

Schwantz am Ende ein schwartzes Spitzlein hat / es ändert aber die Farb im Sommer / und wird röthlich / im Winter allein werden sie gar weiß / wie dergleichen bey andern Thieren auch in acht zu nehmen ist / diß Thierlein zeiget auch in diesem die Wisel-Art / daß es Mäuse fanget wie die Wiseln / sie fangen die Härmelein in den Fallen wie die Mäuse / oder nehmen stumpfe Pfeile / die vornen ohne Spitzen sind / und schiessen damit die Härmelein und Zobeln / damit sie die Haut und den Balg nicht verderben oder beleidigen.

Erstgedachter Herr Sigmund von Herberstein sagt: So bald man die Härmelein fängt / und die Haut abziehet / kehret man die Bälglein und das Haar einwärts / dessen zu verschonen / und daß der Kauffmann nicht schen kan / wie sie an Farben und Haar bestellt / und ob sie zu rechter Zeit gefangen worden / doch haben die erfahrnen Kauffleute ein Zeichen am Haubt und bey dem Schwäntzel / daraus sie solches sehen können / wiewol solche Haar offt von den Verkauffern ausgerupfft werden / die grössern haben selten die rechte Weisse.

Das Viehe wird von Gesnero wie ein Eychhörnlein-Art vorgestellt / und Mus Ponticus sivè Venetus genennet; diese sind auch häuffig in den Nordischen Ländern / in der Schwedischen Provintz Diarmia ist ein Wald / der sich auf 80. Meil Wegs erstrecket / der Hundsrucke genannt / darinnen finden sich allerley solche Thier / als Vehe / Märder / Zobel / Härmelein / Luxen und Bären / auch wo es Wasser-reich ist / Otter und Biber. Daher kommet das meiste köstliche Futter und Peltzwerck. Und Joh. Schefferus schreibt in Beschreibung des Lapplands / man findet die Eychhörner in unglaublicher Menge durch Lappland / und haben daselbst diese Art / daß sie jährlich die Farb ändern / und wann der Winter kommt / so werden sie grau an statt der rothen Farb / so sie sonst durch den Sommer an sich haben / im Winter aber werden ihre grauen Bälge am besten gehalten / und je weiter hinein sie nach Mitternachtwärts gefangen werden / je gräuer sind sie / und je weniger sind sie mit der rothen Farb vermischt. Doch findet man sie nicht alle Jahr in gleicher Anzahl / denn in einem / sagt ein Schwedischer Author bey gedachtem Scheffero, sind sie gar häuffig / in dem andern verschwinden sie gantz und gar / die Ursach dessen ist unbekandt / etliche vermeinen / es geschehe aus Forcht für dem Hunger / indem sie den Mangel ihrer Speise und Nahrung durch ein natürliche Sagacität vorher mercken / und davon sich vorsehen und entfliehen wollen. Wann sie dieses im Vorschlag haben / lauffen sie Hauffen-weise zu den grossen Seen / sitzen auf kleine doch breite Baumrinden / halten die Schwäntze in die Höhe / als wann sie ein Segel aufziehen wollten / und setzen also über See in ein andere Gegend / dieses bestättiget auch bey Scheffero Olaus Petri, und saget; daß er es selber angesehen / sie setzen sich (sagt er) auf kleine Stücklein Tannen- oder Fiechten-Rinden / so sie am Ufer antreffen / darauf stossen sie vom Land ab mit dem Wind / recken den Schwantz / als ein Segel / in die Höhe / und treiben / dahin der Wind wehet / bis etwan die Wellen durch einen Windsbrauß / oder contrari-Wind / das Schiff umkehren / und die Thierlein ertrancken.

Ihr Cörper aber hat die Natur / daß er nicht sincket / sondern todt an das Ufer schwimmet / allwo derselben zum öfftern eine zimliche Anzahl gefunden wird / können auch / wo sie nicht zu lange gelegen / die Felle noch gebraucht werden / und ob zwar bisweilen ihrer wenig überblieben / vermehren sie doch ihr Geschlecht bald wieder / weil ein jegliches Weiblein vier / fünff / oder auch wol mehr Junge auf einmal wirffet.

CAP. LXXXI.

Von den wilden Katzen.

Die wilden Kätzen sind grösser als die heimischen / grau und schwartzfleckicht / mit einem dicken / zottichten Schweif / die Pfotten inwendig gantz schwartz / ist in den Gejaidern ein sehr schädliches und böses Thier / weil kein Vogelnest auf den höchsten Bäumen für ihm sicher ist / auch die jungen Hüner und Wachteln / und anders Feld- und Wasser-Geflügel / in den Geröhricht und Marassen zusammen sucht / und nichts / was es nur bekommen oder erschleichen mag / verschonet; deßwegen in allen Jagt-Ordnungen befohlen ist / die wilden Katzen / wie man kan und mag / auszurotten; ihre Wohnung ist meistens in grossen dicken Wäldern und Gesträuchen / wo das Geflügel häuffig pflegt zu nisten / über den obern Hals und Rucken haben sie einen schwärtzlichten Strich / der Schweiff ist dickhäricht / und mit schwartzen Ringen geziert / der äusserste Theil davon aber ist gantz schwartz; sie halten sich auch gern bey grossen Seen / Teichen und Flüssen auf / wo es viel Geröhricht gibt / nicht allein die Vögelnester / der Endten / Taucher / Rohrhünlein und Spatzen daselbst zu berauben / sondern auch / wann die Teich zuzeiten zu bald abgelassen werden / sind etliche Fische in dem Geröhricht verschlagen / welche sie / nicht weniger als die heimischen Katzen gern essen.

Johann Tantzer schreibt also von ihnen: Die wilden Katzen nisten in hohlen Bäumen / auch wol bißweilen in Felsen / die Jungen spielen miteinander auf den Bäumen / daß es eine Lust zuzusehen / wann sie was mercken / so ligen sie still; im anderten Jahr kriegen sie ihre völlige Grösse / werden (sonderlich die Katter) offt wohl 2 oder 3 mal grösser und schwerer als die zahmen / sind auch im Herbst sehr fett / wann sie brunsten / so ergreifft und fasset der Katter die Katz in den Nacken bey der Haut mit dem Munde fest an / hernach drehet sich die Katz unter ihm herum / und kehret den Rucken zur Erden / und den Bauch in die Höhe / da sie dann also zusammen kommen / wann der Katter loß lässet / so hauet die Katz mit den Klauen auf ihn zu / welches ihre Danck-Compliment sind.

Im Majo thun die wilden Katzen den jungen Häslein / auch allen jungen Wildpret-Geflügel grossen Schaden / darum müssen sie im Winter vorher auf alle Weise und Wege abgefangen werden.

HErr Graf von Burckstall sagt: Wann man ihre Löcher in hohlen Bäumen und in der Erden ausspühren kan / so legt man vor das Loch ein Schlageysen oder Fallen / vermacht es wol mit Laub / Schnee oder Erden / hingegen aber muß man andere Löcher mit seinen ver-



schlagen / so wird er / wann ihm endlich der Hunger heraustreibt / gefangen / oder setzt vorhero Hasen-Netze herum / brenne oder räuchere die Katz aus / oder bind 3. oder 4. Raghetten oder Visperle an eine Stangen / und laß in dem Loch loß schlagen / so muß die Katz sich heraus begeben.

Die wilden Katzen werden auch mit dem Pfeiffel / das wie ein gefangener Vogel schreyet / an sich gelockt und geschossen / sie schleichen gar gerne zu den Schützen / man kan sie auch leicht an sich locken / mit dem Hasen-Geschrey-Pfeiffel / wanns wol gemacht / recht gestimmt / und nicht falsch ist / also kan man auch Wölffe / Luchsen / Füchs / und dergleichen Thier / an sich locken / denn diese Thier alle / wanns kalt und schneeicht / auch langwührige Winters-Kälte ist / von den grossen Waldungen und dem Gebürg herunter / in die nechstgelegene Gebüsche bey den Dorffschafften ankommen / und dem heimischen Viehe daselbst aufpassen.

Ist ein böses und wehrhafftes Thier / und je ärger man ihr zusetzt / je unverzagter und grausamer wehrt sie sich. Ich weiß selbst davon zu sagen: Als ich Anno 1640. zu Pardubitz einesmals mit einem Diener / Hund und Rohr auf die Endten-Pürsch gangen / und ein Teich unweit Pardubitz zwar viel Wasser / aber noch einen weitern Umfang von trockenem Geröhricht hatte / auf dessen Damm ich fortschlieche / in dem nächst-entlegenen offenem Wasser / etwan eine Endten anzutreffen / und längst her neben dem Geröhricht fortgieng / hat der Hund ohngefähr im Rohr daselbst eine wilde Katz gewittert / aufgesucht / angesprengt / und auf einem Baum / der kaum 30. Schritt von mir stund / an eben denselben Damm hinauf getrieben / der Hund ist um den untersten Stamm herum gesprungen / und die Katz daroben anbebellt / wie er dann ein sonderlicher Katzen-Feind und ein starcker / bissiger / Otter-farber Hund gewesen: Als ich gesehen / daß es ein grosse wilde Katz sey / habe ich das mit grossen Endten-Schröten geladene Rohr ergriffen / den Anschlag auf die Katz nehmen / und sie herabschiessen wollen / ehe ich aber den Schuß vollbringen können / hat die Katz von dem auf dem Damm stehenden Baum einen geschwinden Sprung / in das nächste trockene Geröhricht gethan / der Hund aber / der seine Augen nie von der Katzen gewendet / ist alsbald nachgeeilet / und hat sie unferne vom Damm in dem Rohr angetroffen und ergriffen; ich merckte gleich / daß der Kampff angieng / mit der Püchsen aber im dicken Gezausicht nicht schiessen möchte / nahm alsobald meinen Degen / und stieg in das Geröhricht / da ich nicht weit vom Damm den Hund mit der Katzen dermassen verwickelt fande / daß ich zu thun gehabt / mit dem blossen Degen der Katzen / ohne Verletzng des Hundes / einen Fang zu geben / biß ich doch endlich die Katz hab auf die Erden durch und durch gespiesset; die Katz / als sie sich verwundet empfunden / ließ stracks von dem Hund ab / und schwung sich also durchstochener / mit so grosser Furi an der Klingen gegen meiner Hand / daß ich selbigen nothwendig habe müssen fallen lassen; entzwischen aber ersahe der nunmehr von der Katzen befreyte Hund seinen Vortheil / ergriff sie bey dem Genick / und hielt sie so fest / daß ich Zeit hatte / mit dem Fuß den Degen wieder aus der Katzen zu ziehen / und ihr folgends den Rest zu geben.

Die wilden Katzen-Bälge werden zu Brustflecken denjenigen Leuten genommen / die einen blöden Magen haben / muß aber der Kopf über sich gekehrt seyn / sonst sollen sie Unwillen verursachen.

Gesnerus sagt / ihr Fleisch sey mit dem Hasen einerley Complexion / werde auch bey ihnen in der Speise gegessen; Etliche sagen / sie seyen gantz angenehm und gut; Etliche haben einen Abscheu dafür / weil sie Mäuse fressen / da doch die Vögel ihre meiste Speise sind.

Das Fette davon wärmet / lindert und zertreibt / in allerley Glieder-Kranckheiten nützlich zu gebrauchen.

Das wilde Katzen-Fleisch weich gesotten / und warm aufgelegt / bekräfftiget das Podagra.

Und alle Artzneyen / die man von den heimischen Katzen zu gebrauchen pfleget / mögen von den wilden / mit kräfftiger und stärckerer Wirckung genommen werden.

Wann ein Mensch die Fraiß hat / so nimm wild Katzen-Schmaltz / binde davon dem Krancken in einer Nußschalen auf den Nabel / nachdem er groß ist / es hilfft durch die Göttliche Gnade gewiß.

CAP. LXXXII.

Von den Marder.

DIe Marder sind bey uns von zweyerley Gattungen; etliche werden genennt Stein-Marder / die sich in Felsen / auch in dem alten Gemäuer / wol auch auf den Böden und in den höchsten Schlupffwinkeln der Dächer und Häuser / aufhalten / sonderlich an den Orten / wo es Tauben gibt / welche wol und sorgfältig vor ihnen zu bewahren / nicht weniger sind sie auch den Hünern und allen Mayergeflügel auffätig. Die Baum-Marder aber halten sich alle in grossen wilden Gehöltzen auf / die man auch / wegen ihres schönen und theuren Fuders Edel-Mader heisset / leben gern in den Alpen / und wo es Buchen- und Tannen-Wälder gibt / sie haben weichere / lindere / dickere Haar / als die Haus-Marder / und eine gelblichte Kehle / welche an den Haus-Marder weißlicht ist. Sie gewohnen leichtlich bey den Menschen / und treiben allerley seltsame Affenspiel und Springe / schertzen auch mit den jungen Hunden; ihre liebste Speise sind Eyer / die sie artlich durch ein klein gemachtes Löchlein aussauffen können / doch sind sie heimtückisch / darum ihnen von etlichen die scharffen Fahezähne ausgebrochen werden.

Von den Mardern schreibt Herr Tantzer also: Die Baum-Marder nisten in hohlen Bäumen und Stein-Wenden / haben im Mertzen ihre Jungen / 2 / 3 oder 4 auf einmal / werden / so bald sie fressen können / mit jungen Vögeln erzogen; springen und spielen / wann sie etliche Wochen alt werden / auf den Bäumen / und nähren sich von Vögeln und Mäusen / des Tages liegen sie offt in den wilden Tauben-Nestern / können geschwind die Bäum auf- und ablauffen / wann sie Jemandes gewahr werden / lauffen sie hoch hinauf in den Zopf / da sie von unten schwerlich können gesehen werden. Winterszeit solte man nicht meinen / daß ein Baum-Marder so weit herum lieff / und findt sich dennoch wieder in sein Quartier / wo er des vordern Tags gesessen; lauffen auch nicht in die Dörffer / allein an die kleinen ungefrornen Bäche des Winters gegen sie gern / denn sie wissen / daß die Mäuse dahin zu trincken lauffen / und da eher als sonst etliche fangen / des Nachts suchen sie in den Bäumen gar leis / wo alte Vögel sitzen / daß sie es nicht gewahr werden sollen / und sie die im Schlaf überschleichen mögen. Sie essen auch gern Hönig / wo sie darzu kommen können / und scharren darum den Hummeln ihre Nester aus / doch werden ihre Bälge von vielen Hönigessen nicht so gut / sondern fleckicht / welche man Hönig Flecken heisset / sie sind sehr forchtsam vor den Menschen / und geben genaue Achtung / ob sie etwas vernehmen / und können sich so klein und schmal auf die Aeste niederlegen / wann man ihn also siehet liegen / und hat keine Püchsen bey sich / so nehme man nur einen Stecken / richt ihn in der Erden auf / und hänge seinen Hut / oder etwas anders daran / so mag man kühnlich davon gehen / und eine Püchsen hohlen / so wird der Marder gerne so lang warten / biß er wieder kommt / wann sie brunsten / lauffen etliche untereinander her / und beissen sich sehr / mit grossem Geschrey / daß man sie des Nachts oder Abends weit hören kan; ein Marder trägt neun Wochen.

Die Stein-Marder sind ein wenig kleiner / als die Baum-Marder / und bräuner von Farb mit einem weissen Bälglein / halten sich gern in Stein-Felsen auf / züchten auch gern darinnen / werden blind gebohren / wie auch die Baum-Marder / so bald die Jungen ein wenig lauffen können / kommen sie aus dem Felsen herfür / legen sich an die Sonne / und fangen artliche Possenspiel miteinander an; wann sie bey den Leuten mit Milch erzogen werden / spielen sie gern / sonderlich wann man sie mit einem jungen Hunde erziehet / werden im spielen nicht leicht böse gemacht / aber wann sie fressen und schlaffen / muß man sie zu frieden lassen / so bald sie Jemanden vermercken / retiriren sie sich zu ihren Höhlen; Winter und Sommer gehen sie des Nachts zu den Dörffern / und thun den Bauren unter den Hünern und andern Geflügel grossen Schaden / beissen alles todt / was sie erhaschen können / und verschleppen sie ins Heu / oder unter das Stroh / darinn sie sich ihr Lagerstatt machen / und verzehren sie daselbst / sie sauffen auch die Eyer aus / wie die Iltes / und wird ihnen in einer Fallen mit einem Ey gerichtet / damit sie leichtlich gefangen werden / des Baum-Maders Speise sind sonderlich die Eychhörnlein und Vögel / denn weil er gar scharffe Klauen hat / steiget er des Nachts auf die Bäume / wo sie ihre Neste haben / da werden ihm dann Alte und Junge bißweilen zu Theil / die Eychhörn sind ihm an Behändigkeit zwar gleich / aber weit schwächer / (wie Joh. Schäffer in Lapponiâ fol. 358. meldet) das Eychhorn laufft um den Baum herum / welches der Marder nicht nachthun kan / wird es aber bis auf die Spitz getrieben / und kan auf keine andere Weise entgehen / so springt es von einem Gipfel auf den andern. Die Vögel aber / wann sie des Nachts auf den Bäumen schlaffen / ergreifft sie der Marder / und frisst sie / fasst er aber einen andern starcken Vogel an / und flieget selbiger davon / so bleibt ihm der Marder auf dem Rucken sitzen / und beisst ihn so lang / bis er samt ihm auf die Erden fällt; also verderben sie Auerhanen / Birckhüner und Phasanen.

Jonstonus schreibt / daß bey dem Bregentzer-See Marder sind / die des Nachts einen Schein von sich geben. Ist ein wehrhafftes und streitbares Thierlein / daher vermeinet man / es sey ihnen der Name Martes von den Lateinern gegeben worden / oder der Name Marder / bedeute gleichsam einen Mörder / weil er alles Geflügel anfällt und erwürgt. Die Stein-Marder nisten in den Felslöchern und hohlen Bäumen; die Edel-Marter aber machen ihre Nester auf den hohen Tannenbäumen /

men/ wie die Eychhörnlein/ daselbst werden sie zuzeiten mit samt den Jungen gefangen.

Gesnerus schreibt/ daß in den hohen Gebürgen zwischen Italia und Schweitz/ in den Alpen gegen Mittag allein die weißkeelichten/ gegen Mitternacht aber/ die gelbkeelichten Marder wohnen/ und gefangen werden. Man fängt sie mit Falltruhen und Falleysen/ da man ihnen mit einem Ey zu richten pflegt/ werden auch von den Jägern mit grossen Schrotten/ oder kleinen Kugeln aus gezogenen Röhren geschossen.

Zum Beschluß dieses/ muß ich ein artliches Stücklein (welches mir von Herrn Joh. Ehrenreich Geyman/ Freyherrn/ communicirt worden) hier beyfügen/ daß man einen Marder machen kan/ als ob er ein junger Drach wäre/ stehet schön in die Cabinet und Grotten/ man kan auch Vögel/ Eychhörnlein/ Wieslein oder Eltiß also machen/ wie folget: Nimm einen Marder/ zieh ihm den Balg fein sauber ab/ schneid ihn am Bauch/ bey den hindern Füssen/ ein wenig auf/ daß du das Ingeweid heraus nehmen kanst/ schneid ihm auch die Zungen und Augen heraus/ wasch alles mit einem Wasser sauber ab/ damit aller Schweiß davon komme; das Löchlein oder Ritzlein am Bauch nähe mit einem Seiden- oder Zwirnsfaden wieder zu/ und richte solches auf ein Bretlein/ mit Nädlein oder Höltzlein/ daß es die Postur eines Drachens (nach deinem Beduncken) überkomme/ sperr ihm auch das Maul mit einem Höltzlein voneinander/ damit die bleckenden Zähne desto besser gesehen werden/ stell es also in einen zimlichen heissen Ofen/ daß es ein wenig austrockne/ und schier ohne Beyhülff der Höltzlein stehen bleibe; hernach nimm weisses Arsenicum einen Theil/ und Kupfferwasser zwey Theil/ mache solches klein zerrieben mit Brandwein an/ und bestreiche den Cörper drey oder viermal nacheinander/ wann es jedesmal in Ofen vorher wol ausgetrocknet gewesen/ und laß es stehen/ biß es gantz hart wird/ aber gib gute Achtung/ daß es nicht gar verbrennet werde; der Cörper hernach/ wann er gantz hart ist/ muß mit frischem Wasser (damit das Gifft davon komme) abgewaschen und wieder getrocknet werden; so wird man an solchem Cöper alle Ripplein/ Gliedlein und Aederlein sehen/ als wann solches von dem künstlichsten Bildhauer wäre geschnitzt/ wirds auch niemand/ nachdem es gemahlt ist/ erkennen/ was für eine Materia es sey/ es wird immerwährend und viel verständiger als alles Holtz verbleiben/ die Augen werden ihnen von schwartzen gläsernen Kugeln/ die Flügel/ Ohren und Zungen von Blech geschnitten/ gemahlet und eingesteckt. Mit solcher Materi können auch andere Thier dergestalt aufgesetzt/ ausgedörrt und zugerichtet werden. Allein ehe man diesen Thierē den Schnitt am Bauch wieder zunähet/ soll der Cörper auch mit obgedachter Materi innwendig wol bestrichen werden.

CAP. LXXXIII.

Von den Eltissen und Frötteln.

DEr Eltiß oder Iltiß sind dem Geflügel nicht weniger gefährlich/ wann sie in einen Hüner- oder Taubenkobel einschliessen können/ würgen sie alles/ was sie finden/ beissen die Köpf ab/ und saugen ihnen allein das Blut aus/ ist ein wenig kleiner als der Marder/ und grösser als das Wisel/ hat zwiefärbige Haar/ die kurtzen sind gelblicht/ und die langen schwartz/ wird ihm mehr wegen seiner schädlichen Bosheit/ als des Balgs halber/ nachgestrebt/ weil er wenig geachtet/ und allein von armē Leuten getragen wird. Etliche nennen ihn Putorium, wegen seines unlieblichen Geruchs/ und sonderlich/ daß der Balg den Gestanck lang behält/ und Kopfwehe verursacht; wann diß Thier gequälet und zu Zorn bewogen wird/ so stinckt es noch ärger/ und diß bleibet auch in dem Balg/ voraus/ wann sie im Frühlig zur Brust-Zeit gefangen sind; was man aber im Winter bekommt/ das ist besser.

Von diesem Thierlein schreibet Herr Tantzer also: die Iltissen wohnen meistens in Dörffern und Städten/ wie auch in Wäldern/ unter den Wurtzen von grossen Bäumen/ oder umgefallen und untereinander gelegten Holtz/ auch in Feldern/ wo Dorn-Hecken sind/ wehren sich tapffer wider die Hundt/ ligen auch gern an kleinen Bächen und Wässern/ spatziren dabey auf und nieder wegen der Mäuse/ denen sie da aufwarten/ fressen auch gern Fische/ und scheuen kein kleines Wasser nicht/ fangen auch gerne Frösche/ die in den Dörffern wohnen/ ligen gern in den Scheuren/ lauffen aber nicht auf den Dächern wie die Stein-Marder/ sondern nur auf der Erden/ in den Scheuren/ und in den Gärten/ wo etwan Reise oder Stangen ligen/ welches sie alles durchsuchen/ sauffen die Eyer aus/ wie die Marder/ beissen auch junge Hüner und Tauben todt/ ihre Brunst ist im Februario (wie auch der Marder) haben zu dieser Zeit des Nachts viel Beissens und Schreyens/ sie tragen 9. Wochen/ und haben die Jungen im April/ welche man leichtlich finden kan.

Sie haben auch ihren Aufenthalt in den Scheuren/ Stallungen und Böden der grossen Häuser/ sonderlich wo es hin und wieder viel Schlupfwinckel gibt/ da sie sich leichtlich verbergen können; Er wohnet auch bey den Flüssen in hohlen Felsen und Löchern/ auch in den hohlen Bäumen/ fanget und frisset Fische und Frösche; sie tragen ihre Jungen offt von einem Ort zum andern/ aus Furcht/ man möchte sie derer berauben/ wie auch das Wisel thut.

Das Fröttel/ welches die Lateiner Furonem nennen/ wird in unsern Landen nicht gefunden/ wird in Engelland gesehen/ und auch Mustela Sylvestris geheissen/ hält sich in den wilden Wüsten auf/ doch werden sie bald heimlich; man hält sie in höltzernen Kasten/ da sie ihre meiste Zeit mit Schlaffen zubringen/ ihre Speise ist/ Hönig/ Fische/ Tauben/ Vögel/ und vor allen essen sie gern das Königlein-Fleisch/ also werden sie auch darzu abgerichtet; man hängt ihnen eine Schellen an den Hals/ theils legen ihnen auch ein kleines Maulkörblein vorn mit einem Spitz an/ damit sie die Königlein stossen/ aber nicht beissen können/ lassen sie hernach in ihre Höhlen/ die sie vorher mit einem Netzlein umziehen/ die treiben nun die Königlein bald heraus/ die werden alsdann todt geschlagen/ und dem Fröttel wird sein Theil davon gegeben; sie sind aus gelblicht und weisser Farb gemässigt/ haben einen langen geschlanckten Leib/ niedere Füßlein/ die Augen sind schön roth/ etliche sind obenher röthlich/ Lederfarb/ und am Bauch weiß; wann das

Weiblein in der Brunst ist / und man kein Männlein darzu lässet / so geschwillt und verreckt es; sie sind fruchtbar / und bringen auf einmal von 5 bis auf 8 Junge / tragen 40 Tage lang ihre Jungen / sind 30 Tage blind / und wann sie wieder sehen / kan man sie in 6. Wochen schon zum Jagen gebrauchen; wann man sie erzörnet / so riecht ihr Koth / wie man auch bisweilen an den Mardern vernehmen kan / wie ein Bisem.

CAP. LXXXIV.

Von Murmelthieren / Eychhörnlein / Wiseln / Igeln und Hamstern.

Wiewohl diese Thier / sonderlich die letzten drey / zum Weidwerck nicht gehören / und ihnen viel nachzustreben / mehr ein Aas-Jägerey als Weidmannschafft zu halten / habe ich dennoch / ihrer zu gedencken / nicht unterlassen wollen / weil doch in der Artzney viel gute Stücke von ihnen gebraucht werden.

Das Murmelthier wird meistentheils in den höchsten Gebürgen und Alpen gefunden / daher es auch Mus Alpinus von den Physicis genennet wird / die Marckschreyer bringen sie gemeiniglich mit heraus / den Leuten das Maul aufzuspreitzen / daher ich seine Gestalt zu beschreiben / Kürtze halber / unterlasse / weil sie bey Gesnero genugsam ausführlich beschrieben wird. Er hält seine Speiß mit den vordern Füssen / und frisset aufgericht auf den hindern Füssen sitzend / frisset Obst / und wann er im Haus erzogen wird / auch Käse / Brod / Fleisch / Mus / Milch / und was andere Leuthe sonst zu essen pflegen / trinckt sonderlich die Milch gern.

Georgius Agricola de animalibus subterraneis schreibet / wann ein Murmelthier Heu in ihre Höhlen führen / oder Reisicht zu ihrer Speiß und Winterlager zu gebrauchen / so legt sich eines auf den Rucken / die Füsse übersich ausstreckende / und die andern laden / wie auf einen Wagen / alles das / was sie zusammen getragen / fassen seinen Schweiff mit ihren Zähnen / und schleppen es also in ihre Wohnung. Wann sie im Schlaff ausgegraben heimgetragen werden / wachen sie nicht eher auf / biß sie in einen warmen Ort gebracht sind color eis aut fuscus, aut cinereus, aut rutilus, sie können auch bisweilen auf den hindern Füssen aufrecht gehen wie ein Bär. Es isset gern Butter und Käse / und schmatzet am Fressen wie ein Schwein; wann es munter ist / hat es allzeit was zu thun / und trägt / was es findet in sein Nest / nimmt das Maul so voll / als es hinein kan bringen / das übrige ziehet und schleppet es mit den Füssen; es beisset sehr hart / wann mans erzörnet; wann sie miteinander spielen / so haben sie ein Geschrey fast wie die jungen Hunde; wann sie über ihren Brauch hell und laut schreyen / zeigen sie die Veränderung des Gewitters an / oder daß ihnen etwas widerwärtiges zustehet; an ihrem Rucken sind sie am allerfettesten / wiewol es zwischen einem Fetten und einem Kühäuter etwas mittelmäßiges ist / und weder rechtem Fleisch noch Fetten gleich scheinet / sonst sind sie an dem übrigen Leibe mager.

Cardanus de rerum Varietate lib. 7. c. 33. schreibt: Matthiolus habe es etlichemal probirt / wann man den Murmelthieren ihre Zähne abschneidet oder abzwicket / daß sie / wann ein gantzer Tag verflossen / so lang wieder wachsen / als sie vorhin gewesen / welches eine wundersame Eigenschafft ihrer Natur ist.

Im Winter macht es sich in seine Höhlen / verstopfft die Ausgänge / und schläfft den gantzen Winter; die Höhlen werden den Sommer vorher / von den Jägern / mit einer Stangen gezeichnet / im Winter ausgegraben / und also schlaffend weggetragen / sind allzeit 5 / 7 / 9 / bis auf 11 und 13 / in ungleicher Zahl in einem Loch. Je dicker die Höhle verschoppt ist / je einen härterern Winter erwartet man. Wann die andern im Sommer auf der Weide sind / oder sonst spielen / bleibt eines auf der Hut / daß / so bald sie einen Menschen oder auffätziges Thier warnimmt / gibt es mit hellem Ruff den andern eine Warnungs-Stimm / sich in ihre Höhle zu begeben.

Um Weyhnachten sind sie am fettesten / ihr Fleisch wird gegessen / soll denen Muttersiechen gesund seyn. Wer mehr davon wissen will / besehe Gesnerum und Jonstonum.

Ihr Fleisch soll auch schlaffen machen; ihr Fettes ist gut für Glieder-Schmertzen / und zur Erlinderung der erhärteten Nerven; fördert auch den Schlaff / wann die Fußsohlen damit gesalbet werden.

Das Eychhörnlein lebet fast mehr auf den Bäumen als auf der Erden / schwinget sich mit grosser Behendigkeit von einem Baum auf den andern / und wohnet am liebsten in Wäldern / wo Tannen / Eychen und Buchen fein dicht aneinander stehen / da es sonderlich / wann es in Furcht ist / in einer viertel Stund auf den zehenden zwölfften Baum überspringet; bey uns sind sie meistentheils roth / schwärtzlicht und dunckelbraun / selten aber grau und aschenfärbig; in der Schweitz gibts auch weisse mit rothen Augen.

Sie machen im Frühling ihre Nester auf hohen Bäumen / mit subtilen Sträuchlein und allerley Baum-Blättern; sie fressen Nüß / Kesten / Eycheln / Bucheckern / Tannzapffen / und dergleichen; sie haben drey oder vier Junge / wann man sie jung bekommt / werden sie gar heimlich / und lassen sich in den Händen zusamm walgern / wie eine Kugel; wann sie auf der Erden lauffen / schleppen sie den Schweiff nach sich / im Sitzen halten sie den auf den Rucken / im Springen dienet er ihnen an statt der Flügel / und im Schwimmen als ein Segel / der das Holtz / worauf sie sitzen / dahin treibt / wie der Wind gehet / dessen Gang sie vor wissen / und sich darnach richten.

Joh. Tantzer schreibt also von den Eychhörnlein: Sie werden blind gebohren / in hohlen Bäumen oder in wilden Tauben-Nestern / meistens im April / werden / bis sie 3 oder 4 Wochen alt werden / gesäuget / dann folgen sie den Alten / und lernen auf den Bäumen springen / haben fast alle weisse Keelichen am Hals / um Michaelis kommen sie zu ihrer Grösse / und können das andere Jahr wieder Junge zeugen / haben auf einmal 3 bis 5 Junge / sind ziemlich vorsichtig; wann sie Menschen oder Hunde sehen / lauffen sie auf der andern Seiten des Baums hinauf / legen sich breit auf einen Ast nieder / und sehen herab; zur Herbst-Zeit reissen sie aus ihren

Wäldern dahin / wo es viel Mastung / Buchen / Eychen / Haselstauden und Nußbäume gibt / und sind gern an der Seiten / wo die Mittags-Sonn hinzuscheinen pfleget.

Die Haselnüsse tragen sie des Abends und zu Nachts fleissig ein in hohle Bäume zu ihrer Winter-Nahrung / und wann man acht darauf hat / findet man offt mehr als ein Viertel-Schäffel ein.

Ich habe (sagt Herr Täntzer) einsmal zwey junge Eychhörnlein aufgezogen an einem Fenster / das in einen grossen Garten gieng / und ich machte ihnen (sagt er) offt das Fenster auf / daß sie konnten hinein sehen / und bekannt werden / und weilen viel Lamberts-Nüsse / und andere grosse Nüsse im Garten / und solche begunten reiff zu werden / so wagt ichs / macht eines loß / das lieff in den Garten fort auf den nächsten Haselstrauch / und aß erstlich eine Nuß / wie dieses geschehen / nahm es wieder eine Nuß / und kam damit wieder nach dem Fenster / sprang hinauf / und trug die Nuß in sein Häuslein / lieff fort / wieder hinaus / wie es nun solches etliche Tage gethan / und fleissig eingetragen hatte / ließ ich das andere auch loß / welches dergleichen that / und konnten diese beede gemächlich 2 Hüte eintragen / des Morgens / wann sie hinaus lieffen / nahm ich die Nüsse weg / so hatten sie des folgenden Tages wieder was einzutragen / also daß wir nicht vonnöthen hatten / Nüsse abzupflücken. Und da die welschen Nüsse reiff waren / konten sie des Tages zweymal so viel eintragen.

Ihr Fleisch wird von etlichen gegessen; ihr Fettes erweicht / und wird von Galeno im Ohren-Schmertzen sonderlich gelobt; das Fleisch soll denen blöden und schwachen Leuten zur Gesundheit dienlich seyn.

D. Fridericus Hoffmann / in seiner Pharmacopœia Chymico-Medicâ schreibt / daß ein Seildäntzer das Pulver davon / als ein sonderbahres Arcanum, wider den Schwindel gebraucht habe. Ein anderer habe das Hirn allein zu diesem genommen. Und sollen die Gemsen-Jäger ihr Fleisch ihren schwangern Weibern mit sondern Fleiß geben / damit die Kinder den Schwindel desto weniger bekommen mögen.

Die Wisel halten sich nahend an den Häusern / auch gar darinnen und in den Ställen auf / ihre Zähne und Athem ist gifftig / sind nicht einerley Farb / theils falb / theils röthlicht und geschecket / theils aber weiß / doch selten.

Die Wiseln wohnen zum Theil in den Wäldern / auch theils in alten Gemäuer und Gebäuen / können auch auf die Bäume steigen / aber nicht so geschwind / als die Eychhörnlein / suchen fleissig die jungen Mäuse / fressen auch Hüner- und Vögel-Eyer / auch wohl junge Vögel. Wann sie ein Nest für gefährlich halten / nehmen sie ihre Jungen ins Maul / und tragen sie an ein anders Ort / daher ist die Fabel auskommen / das Wisel gebähret ihre Jungen mit dem Maul / theils sind weiß / theils röthlicht / und von andern Farben.

Gesnerus schreibt / die Wisel seyen in ihren Gebürgen alle im Sommer braun-röthlicht / im Winter aber werden sie weiß. Sie werden gern in den Häusern von etlichen gesehen / dieweil sie Mäus und Ratzen fangen / doch ist ihr Biß und Anhauchung gifftig / muß der Schaden mit ihren Bälglein wieder bestrichen oder gar beräuchert werden / was davon zur Artzney gebraucht wird / besihe D. Gesneri Thierbuch.

Joh. Jacob Wagner M. D. in seiner Helvetiâ Curiosâ schreibt / daß sie bey Glaron in dem Gebürg Winterzeit meistens gantz weiß sind / ausser das Spitzlein am Schweiff ist schwartz / diese aber verändern im Sommer wieder ihre Farb / und werden röthlicht.

Idem schreibt folgendes: Alpini nostri observant, & pro certo commemorant, quod si fortè mustela in bufonem incidat, illa equidem fugam meditetur, & hinc inde discurrat, vóceque tristi ac lamentabili opem contra atrocem hunc hostem quærere tentet; bufonem interim immani rictu aperti oris illam expectare, postquam autem diu mustela fugâ vitæ suæ consulere tentasset, nihilominus tamen, eam in bufonis rictum apertum descendere, & in prædam cedere cogi, neque dubitandum, quin hoc subindè accidat. Wann das wahr ist / so muß es aus einer sonderbahren hohen Antipathiâ, aut ligatione veneficâ geschehen.

Sie wohnen auch in Löchern und Erdklüfften; sie sollen so leicht und hurtig seyn / daß sie in lauter Springen über einen Fluß setzen / und doch nicht sincken; sie fressen Mäuse und Ratzen / deßwegen sie etliche gern in ihren Häusern haben; es beschädigt zwar die Hüner nicht / saufft ihnen aber die Eyer aus / trägt seine Jungen im Maul hin und wieder / sie zu verstecken / daher die Fabel entstanden / daß sie aus dem Munde gebären sollen.

Die Schlange ist ihr Feind / und soll sich das Wisel wider derselben Gifft und Biß mit Rauten verwahren; sein Bälglein / sonderlich der weissen / wird für ein sonderbahres Amuletum gebraucht; die Geschwulst / so von ihrem Hauchen und Anblasen herkommt / wieder zu legen / wann mans damit bestreicht / oder mit einem Bißlein davon bereichert.

Das Blut / wann es also frisch von dem Wisel aufgefangen / und zween Untzen schwer einem / der die hinfallende Kranckheit hat / gegeben wird / soll ein herzliches bewährtes Mittel darwider seyn / und sagt Horatius Augenius in suis Consultationibus de Epilepsiâ curandâ: Er habe einen Menschen von dieser Kranckheit curirt gesehen / der er schon 25. Jahr gehabt hat: dafür soll auch sein Aschen / wann es gebrannt wird / gut seyn; ein Hauswisel ausgeweidnet / besenget / eingesaltzen / und im Schatten gedörrt / hernach gepulvert / und dessen zwey Quintel im Wein getruncken / ist dienlich für allerley Schlangen-Gifft / sonderlich wann es mit Rauten-Safft vermischt wird; sein Hirn gedörrt / und im Essig getruncken / vertreibt die Frayß / das soll auch leisten seine Leber / die Gall davon gethan / und nüchtern drey Tage nacheinander in convenienti vehiculo gebraucht / man muß es stracks / wann er merckt / daß der Paroxismus kommen will / einehmen; die Lung soll für alle Zustände der Lungen tauglich seyn.

Ihr Koth riecht ein wenig nach Biesem; Hollerius sagt: Genitale Viverræ, quâdam proprietate suâ juvat difficulter mingentes; welches aber von den Iltissen zu verstehen.

Das Wisel in einem irdenen Geschirr zu Aschen gebrannt / mit Essig angestrichen / soll gut seyn zum Podagra / wie Gesnerus bezeuget.

Der Igeln gibt es zweyerley Gattungen / Hunds-Igel und Säu-Igel / welche eine spitzigere Goschen haben / sie haben die Gailen inwendig im Leib / concumbunt corpore in altum erectô, & ventribus invicem

applicatis, sie werden gar feist / und sagt Aristoteles, daß sie ein Jahr lang ohne Speise leben mögen / sonderlich den Winter durch / machen sie ihnen in ihre Hölen Better / und schlaffen daselbst; die Oeffnungen macht er gegen den Nord- und Südwind / und braucht sich des ersten im Sommer / und des andern im Winter / sie fressen allerley Obst / werden leichtlich zahm / und trincken gerne Milch / essen auch Fleisch / Brod / und was man ihnen fürgibt.

Wann er sich fürchtet / macht er sich zusamm in eine stachlichte Kugel / daß man weder Kopf / Bauch / noch Füsse sihet / und wann man ihn angreifft / so bewegt er die Stacheln mit einem Pfnauß / den Angreiffenden zu verletzen / aufs wenigst mag ihm kein Hund beykommen; der Fuchs aber besprengt ihn mit seinem stinckenden Harm / daß er sich austhun / und ihm zum Raub und Speise dienen muß; er wohnet gern in dicken Gehägen / Zäunen und Weingärten / im Winter schliefft er in hohle Bäume / thut in den Weinbergen grossen Schaden an den Trauben / die er seinen Jungen zuträgt: sie wissen auch vorher / wann Ungewitter kommen will / und verbergen sich; soll auch eine sonderbahre Feindschafft mit der Schlangen haben / die / wann sie ihn umschlingt / durch seine Stacheln todt wird.

Den Igel zu Aschen gebrannt / ist gut für die wüsten alten Schäden / und lässt kein wildes Fleisch wachsen / soll auch gut für die Fisteln seyn: seine Galle vertreibt die Wartzen; sein Miltz gedörrt und gepulvert / ist bewährt / denen / die am Miltz leiden.

Die Haut zu Pulver gebrannt / und der Aschen davon getruncken / ist denen heilsam / die nur Tröpffelweise harnen / von der Dysuriâ geplagt werden / wie Loys Guyon, Sieur de la Nauche en ses diverses Leçons. lib. 3. chap. 6. bezeuget: Decoctum carnis Echini seu Erinacei Hydropicis est utilissimum, urinam enim pellit. Frequens id esse in Scania remedii genus, & certâ experientiâ probatum, schreibt D. Thom. Bartholin. in Actis Hafniensibus, Volum. 1. Observ. 20.

Die Hamster werden in Thüringen und bey Straßburg / da es deren gar viel geben soll / Hamster genennt / ist ein böses zorniges Thierlein / am Rucken hat es eine Farbe / wie die Haasen / am Bauch schwartz / an der Seiten röthlicht / zu jeder Seiten drey weißlichte Flecklein / sollen mächtig feist werden / man spühret im Feld ihre Löcher aus / sind meistens an Orten / wo Sträucher und Dornsträuche zu finden sind: Im Sommer thun sie in den Feldern grossen Schaden / tragen Weitz und Korn in ihre Höhlen / da werden sie ausgegraben / und man offt halbe Metzen die schönesten Körner in ihren Kesseln findet / ihre Felligen sind gut zu Schlaf-Röcken. Ist fast eine Art wie die Zeißlein / die man in Oesterreich und Ungarn auch häuffig findet / und Trayd-Diebe sind / die werden mit Wassern ausgetränckt / auch von etlichen wie die Eychhörnlein gebraten und gegessen; wann man sie jünger bekommt / werden sie gar heimlich / sind nicht so unmüssig wie die Eychhörnlein / und schlaffen einem im Schubsack / fressen / auf den hindern Füssen sitzend / und die Speise in ihren vordern Füßlein haltend / wie die Eychhörnlein / steigen aber auf keinen Baum.

CAP. LXXXV.

Von den Bären.

DIe Alten haben vorgegeben / der Bär habe / anstatt der Jungen / nur ein unformliches Stuck Fleisch / das belecke er erstlich mit seiner Zungen / bis die Glieder eine Gestalt gewinnen / wie auch Ovidius bezeuget:

Nec catulus partu, quem reddidit ursa recenti;
Sed malè viva caro est, Lambendo Mater in artus
Fingit, & in formam, quantam cupit, ipsa reducit.

Da doch Jacobus Dalechampius durch die Erfahrung / indem er eine gejagte todte Bärin aufgeschnitten / und ihre Jungen mit vollkommenen Gliedmassen darinnen gefunden / das Widerspiel erwiesen; und so ein grimmiges böses Thier es ist / wann es alt worden / so holdselig / gescherzig und artlich sind die Jungen / wann sie erst etliche Wochen alt sind.

Die jungen Bären (sagt Johann Tantzer in seinem Jagt-Buch) werden gesetzt in der grossen Kälte um Weyhnachten / sind anfänglich sehr klein / wie ein Ratz / die Ursach ist / weil die Bärin kein Schloßbein hat / das sich in der Geburt öffnet / wie andere Thier weibliches Geschlechts / daher sie / wann sie grösser wären / leichtlich von den alten erdruckt würden; erstlich sind sie gantz weißgelblicht und blind / doch sehen sie den vierdt- oder fünfften Tag / und nicht 9 Tage wie etliche andere Thier; wann sie etliche Wochen alt werden / und die Sonne anfängt zu scheinen / und wärmer zu werden / so machen sie sich aus ihrem Lager / und kriechen herum / und sobald 2 Junge zusammen kommen / fangen sie an miteinander zu spielen / und allerley Kurtzweil zu treiben; sie saugen an der Alten / bis sie wieder läuffig wird / im Sommer wandern sie mit den Alten je länger je weiter. So die Alten ein Thier erhaschen / bringen sie solches nicht bald um / sondern lassen es die Jungen erwürgen / und fressen es dann miteinander / was sie fressen / halten sie mit den vordern Datzen / sie können die jungen Vögel artlich suchen und ausnehmen / wann sie solche nicht haben können / graben sie mit den vordern Datzen allerhand Wurtzen aus / sonderlich die süssen / auch etliche Kräuter / die jungen steigen und klettern auf die Bäume wie die junge Katzen / jagen einander auf den Bäumen herum / daß es zu verwundern / und werffen offtmals einander herab / daß nicht Wunder wäre / (sagt ersternennter Autor) sie fielen sich zu todt / allein sie sind gleich wieder auf den Beinen / so bald Erdbeer / Heidelbeer / und dergleichen reiff werden / fressen sie solche / und nähren sich davon / steigen auch wol des Nachts auf die Kirschbäum / daß sie sich so dick anfressen / daß sie kaum gehen können / lassen auch offt ihre Losung als einen Hut breit unter dem Baum ligen / auch essen sie Weintrauben und allerhand Obst / suchen auch die Hummel-Nester und Bienenstöcke in den hohlen Bäumen / wann sie etwas wittern wollen / recken sie die Nasen in die Höhe / wann die Jungen beginnen das Haar in

schwartz zu verkehren / behalten sie doch am Hals einen liechten Ring der wird auch endlich allmählich dunckel/ bis er im dritten oder vierdten Jahr gar nicht mehr gesehen wird. Und diß ist die Zeit ihrer Vollkommenheit. Sie spühren gern den Wölffen auf ihrer Fahrt nach/ und wann sie solche antreffen / daß sie etwas gefangen haben / treiben sie solche davon / und laden sich ungebetten zu jener Mahlzeit. Die hindern Datzen sind grösser als die vordern / darum können sie leicht aufrecht stehen.

Wann ein junger Bär zwey Jahr erricht / sind seine Fahrten schon grösser zu spühren / als der alten Bärin seiner Mutter. Sie halten sich gern auf in grossen weiten und wüsten Wäldern / worinn es viel Felsen/ Klippen und Höhlen hat / darinn wohnen sie Sommers-Zeit / auch im Winter gern ; ein Bär gehet gern mit der Bärin / haben auch offt ihre Jungen bey sich. Im Herbst / so lang die Eychel- und Buch-Mast währet / werden sie gar feist / wanns kalt wird / gehen sie in ihre Höhlen / und saugen eine Zeitlang an ihren Datzen; ihre Häute lassen sich wie anders Leder nicht gelinde arbeiten / darum werden sie meistentheils rauch gegärbet/ und Decken auf Calessen und Schlitten davon gemacht / sich vor der Kälte besser zu verwahren : wann sie untereinander uneinig werden / schlagen sie mit den vordern Datzen einander gewaltig / machen ein Beissen / und grosses Geschrey mit Schnauben und Brommen / schlappen mit der Zungen und Lippen / bis der Schwächere dem Stärckern weichen muß. Ein Stück von einer Bärenhaut in das Kleid genähet / oder an den Hals gehenckt / soll alle Läuse vertreiben.

Ihre Speise ist allerhand Obst / allerley Zugemüß/ Hönig / Ameisen / Würmer / frisches und stinckendes Fleisch / auch Fisch und Krebsen; es ist ein geiles Thier/ daß man auch Exempel hat / daß sie mit Weibsbildern zugehalten. Ihre Brunst ist im December / währet 14. Tage / coëunt mare humano, aliquando etiam more canum, wann sie tragend worden / verstecken sie sich; Janston schreibt / sie tragen nicht mehr als 30. Tag/ und gebären eins / zween / und aufs meiste fünffe. Johann Tantzer aber / ein Dänischer Weidmann schreibt/ sie tragen 30. Wochen / und setzt über 2 oder 3 Junge nicht. Sie haben die Musica lieb; der Bär gehet mit dem Rucken voran in seiner Höle / daß man glauben solle / er sey heraus / und nicht hinein gegangen ; sie schlaffen eine lange Zeit in ihren Löchern / und wo ihnen diese mangeln / machen sie aus allerhand Baum-Aesten und Laubwerck ein solches wohlbewahrtes und verdecktes Nest / daß weder Kälte noch Wind hinein dringen kan.

Denckwürdig ist / was der Author der neuesten Beschreibung von alt- und neuen Grönland fol. 81. schreibet / daß die weissen Bären in denselbigen kalten Ländern / so wohl im Wasser / als auf dem Land leben / und also unter die Amphibia zu rechnen sind / und sagt : Es seyen derer vielmehr / die sich im Wasser / als auf dem Lande aufhalten / man sehe sie offt in voller See dahin schwimmen / und auf die grossen Eysschollen klettern; Item / es habe der Dähnische Herr Reichs-Hofmeister einige dieser Thier sich lassen lebendig überbringen / die er zu Coppenhagen erziehen ließ; wann er dann seinen guten Freunden eine angenehme Kurtzweil machen wolle / ließ er diese Bären an einem sandicht und tieffen / jedoch hellen und lautern Ort / damit sie bis auf dem Grunde gesehen werden möchten / in das Wasser springen. Er erzehlte mir (sagt der Author ferner) daß es eine sonderbare Lust sey / diese Thier / wol zwey / oder drey Stunden lang / auf dem Grunde der See / miteinander spielen sehen / und fügte auch weiter bey / daß sie wohl die Zeit von 8 Tagen / ohn einige Beschwerlichkeit allda solten bleiben können / wann man sie mit den Ketten und Thauen / oder Seilen / an welche sie fest gebunden / nicht wieder in die Höhe zöge.

Von unsern Bären essen etliche das Fleisch / und geben für / es sey / wann sie jung sind / und im Herbst oder Winter gefangen werden ein gutes Essen / doch sollen die vordersten Tatzen darzu am gewöhnlichsten und wohlgeschmackhafftesten seyn.

Gesnerus erzehlt / daß sie auch geräuchert und eingesaltzen eine gute Speise seyn sollen ; wie auch Johan. Schefferus, Professor zu Upsall / in descriptione des Lapplands bezeuget / daß dieselbigen Völcker das Bären-Fleisch für allen anderm Wildpret hoch halten; welcher auch daselbst die Ceremonien / Aberglauben und Lieder beschreibt / welche die Männer im Ausspähen und Fangen / die Weiber aber / in Verzehrung des Bären-Wildprets zu gebrauchen pflegen / erzehlet.

Die Weiblein sind vom Leib grösser / auch grimmiger als das Männlein / sein Brommen ist ein Zeichen seines Zorns / und wie etliche meynen / so wachse er so lang er lebt; sind grosser und kleiner Art / und diese böser und wehrhaffter / als jene; in Ißland und Nova Zembla gibts die weissen Bären.

Ihr schwächestes Gliedmaß ist das Haubt / wann sie ein wenig starck darauf geschlagen werden / sterben sie; sie bleiben nach der Brunst 40. Tag in ihrer Höle/ essen und trincken nichts / sondern saugen nur an ihren Tatzen / darnach gehen sie / an einem schönen Tag / wieder heraus / und weil ihr Ingeweid eingeschrumpfft / essen sie / wann sie von ihrem Schlaff erwachen / von dem Kraut Arum, davon wird ihnen der Magen und das Ingeweid auseinander getrieben / daß sie wieder Speise zu sich nehmen mögen / wie Loys Guyon en diverses Lecons l. 3. chap. 24 bezeuget.

In Liefland und Pohlen / damit sie die Kornhauffen nahend an den Wäldern nicht verwüsten / thun sie etwas von Knoblauch hieraussen anreiben / und thun Werck darzu / mit Püchsen-Pulver vermischt / wie P. Adalb. Tulkowsky de re agrariâ p. 200. bezeuget. Er hat keine Zähne / wie andere Thier / sed loco radicis dentium in urso est mandibula, cum quâ sunt dentes continui, neque ab illa separari possunt, teste eodem Authore p. 776.

Sie leben 20. Jahr / werden gern blind in ihrem Alter / den Menschen werden sie leichtlich nicht anfallen / ausser sie werden darzu verursacht; wann er einen Menschen oder Hund umfangen kan / ist er von Tatzen so starck / daß er einen erstickt; sonst sind seine Klauen nicht so schädlich / als seine Zähne / drum was er anpackt / hält er mit seinen Tatzen zum Munde / weil sein Gebiß starck / scharff und tödtlich ist ; sein Lauff ist nicht viel schneller als eines Menschen / darum können ihn die Hunde leicht einholen. Er hat einen sehr subtilen Geruch / daß er seine Speise gar von weitem vermercken / und derselben nachkommen kan ; wann der junge Bär ein Jahr alt ist / so weicht er von seiner Mutter / und kan

selbst generiren; an der Fahrt kennet man die Weiblein von den Bären / daß sie schmäler und länglichter ist; sie lernen dantzen / und seltzame Sprünge / nach der Trommen und Pfeiffen / wie denn die Polacken sonderlich damit wissen umzugehen / und sie zu diesem Ende im Land mit sich herumführen / Geld zu verdienen / und machen allerhand Geradigkeiten / damit den Leuten Maul und Augen / vornemlich aber den Beutel aufzusperren / sie haben sonst gar kleine blöde Augen / sonderlich wann sie erst aus ihrer Hölen kommen / der Bär thut es um Liechtmessen / das Weiblein aber erst im Mayen / dann fressen sie / wie gesagt / das Kraut Arum, ihre zusammgeschrumpfte Gedärme wieder auszurichten / und ihnen eine Lust zur Speise zu erwecken; Item / den Sauerklee und andere rässe und saure Kräuter / die sie zusammen suchen.

Die Bären werden auf mancherley Weisen gefangen / am füglichsten aber geschossen; wann man ihm den Kopff trifft / so bleibet er am allerersten / aber allezeit sollen auf dieses Weidwerck zween Wildschützen miteinander gehen / aufs wenigste / wann nur einer ist / soll er zwey fertige / geladene und gespannte Röhre bey sich haben / damit wann ein Schuß fehlet / oder das Thier nicht fällt / er zu Hand den andern Schuß haben möge; so muß er auch einen guten scharffen Hirschfänger an der Seiten haben / am besten aber ist / wann zwey oder mehr beysammen sind.

Die Polacken betäuben und fangen sie mit Trommen / Pfeiffen und Schallmeyen; will man ihn mit Gewalt hetzen / muß man gute starcke Rüden und freudige Jäger mit Knebelspiessen haben / so bald ihn einer verwundet / gehet er schnell auf ihn loß / so bald ihm aber wieder ein anderer einen Fang gibt / verlässet er den ersten / und fällt den andern an / also müssen sie stets abwechseln / bis sie ihn gantz abmatten / entzwischen thun die Hunde auch das ihrige / und ist nichts bessers / als man schlage den Bären mit einer Axt oder einem grossen Tremmel auf den Kopf / dann damit kriegt er seinen Rest am allerehesten. Andere Arten / sie zu fangen / magst du bey Gesnero aufsuchen.

Eine seltzame Geschicht von einem Jäger und Bären / die sich in Saphoy begeben / erzehlt aus Ludovico Richeomo P. Gaspar Schottus in seiner Physica curiosa, in mirabilibus animalium terrestrium cap. 76. fol. 1093. & seqq. welche der geneigte Leser daselbst aufsuchen und lesen kan / so hier / Weitläufftigkeit zu meiden / unterlassen worden.

In Oesterreich gibts wenig Bären / ausser in den hohen Gebürgen / sonderlich gegen Steyermarck / und bisweilen im Wiener-Wald.

Des Bären rechtes Auge (wie Rhases sagt) gedörrt / und den Kindern angehängt / ist gut für das Erschrecken.

Dioscorides will / daß die Bären-Gall eingegeben / gut sey den Hinfallenden; die Zähne damit gerieben / vertreibts ihre Schmertzen / sie muß aber / samt dem Bälglein / von der Leber abgesondert / aufgehangen und getrocknet werden / also wird sie leicht zwey Jahr lang erhalten; sie ist auch gut für alte um sich fressende Schäden / und den Aussatz.

Bären-Schmaltz / wie es zum Gebrauch zu bereiten und aufzubehalten / findet man ausführlich bey Gesnero, ist sonderlich gut / das Haar wachsen zu machen; das beste aber ist / das an den Nieren anligt. Bären-Schmaltz und Butter / das Genick / wann es einem wehe thut / damit gesalbt / ist trefflich gut / auch zu den Lendenwehe mit Schwertelwurtzen und grauen Schwefel vermischt; es erweichet auch alle harte Geschwär / so man das darüber auflegt / heilet auch alle Geschwäre der Schenchel und Schienbein / mit Rötelstein vermischt / auch wann die Sohlen und Fersen der Füsse aufgeschrunden / mit ein wenig Alaun vermenget; seine Gailen genossen / dienen wider die Fraysß.

Wann die Pest unter den Pferden grassiret / soll man Bären-Fleisch klein schneiden / dörren / zu Pulver machen / und den Pferden unter das Futter mischen.

CAP. LXXXVI.

Vom Wolff.

Ist ein arglistiges und schädliches Thier / sonderlich den Schaafen aufsätzig / seine Augen glänzen des Nachts wie ein Liecht / im Winter / oder wann in Kriegs-Läufften kein Vieh auf dem Land und in den Dörffern zu finden / greiffen sie auch die Leute an / wie dann im Theatro Europæo parte 4. fol. 399. zu finden / daß Anno 1640. ein Wildschütz / als er im Monat Junio bey Breysach in den Wald bürsten gangen / von zwölff Wölffen daselbst sey angefallen worden / derer einen er mit einem Schuß / zehen aber mit seinem Hirschfänger erlegt / von dem zwölfften aber / als er gantz abgemattet / sey zerrissen / und seyen hernach Zeichen von seinem Cörper neben den eilff todten Wölffen daselbst gefunden worden.

Ælianus erzehlt / daß ein Sackpfeiffer / Pythiocharis genannt / als er von den Wölffen angefallen worden / auf seiner Sackpfeiffen mit gantzer Macht aufgespielet / und dardurch die Wölffe entweder besänfftiget / oder vielleicht erschröckt / daß sie von ihm abgewichen.

Johann Tantzer schreibt also von den Wölffen: Die Wölffe setzen ihre Jungen an Ort und Hügeln / wo Fuchs- und Dachs-Löcher sind / welche sie ergrössern / werden blind gebohren / und bleiben also 9. Täge: man kan sie / wann man sie jung bekommt / an einer Hündin aufziehen / sie lernen von den jungen Hunden bellen / allein ihre Stimme ist nicht so hell / am besten ists / man schlage sie todt / denn sie bleiben kaum ein halbes Jahr fromm / und lassen ihre Schelmstücke stracks mercken; wann sie aber in der Wildnis erzogen sind / bringen ihnen die Alten lebendige junge Rehe / Frischling / Hasen / Lämmer / und dergleichen / daran lernen sie ihr Handwerck / fallen sie grimmig an / und füllen sich / daß sie aufspringen möchten; sie lauffen bey ihren Alten / bis sie zweyjährig werden / sind etwas kleiner und liechter an der Farb. Wann sie (wie sie pflegen) im Schnee weit wechseln / und ihrer viel sind / so machen sie nur eine Fahrt / sonderlich wann sie auf den Raub ausgehen / daß es scheinet / es sey nur ein Wolff gewesen; wann vier Wölff miteinander ein Thier bekommen / so ists ihnen gleich

eine Mahlzeit. Wann der Wolff ein Thier zu sehen bekommt/ so stehet er also still/ bucket seinen Kopf/ und schielet dahin; und wann er mercket/ daß ihn das Thier nicht vernommen/ so schleicht er hinder den Bäumen/ Stöcken und Sträuchern/ gleich einem Wachtelhund/ so nahend er ankam/ wartet wohl bisweilen so lang/ bis ihm das Thier nahet/ oder sonst auf nichts acht hat/ dann wischt er herfür. Wann die Wölffe einen Hirschen verfolgen/ und er nur ein tieffes Wasser erreichen kan/ so stellt er sich hinein/ so können sie ihm in der Tieffe nichts anhaben. Wann sie des Nachts gejagt haben/ sie fangen gleich oder nicht/ so traben sie des Morgens wieder an einen stillen Ort/ und ligen daselbst den gantzen Tage; sie können/ wann sie etwas gefangen haben/ die Haut artlich abschelen/ und nicht essen/ es sey/ daß ihrer viel sind/ so fressen sie Haut und Fleisch miteinander auf; wann sie sich satt gefressen/ so waltzen sie sich auf den Rasen/ und wischen ihnen also den Schweiß ab/ ihr erster Einriß ist am dünnen nach Lung und Hertzen. Ein Wolff kan ein gantzes Rehe auf eine Mahlzeit verzehren/ wann sie offt von den Schafen verjagt werden/ so nimmt bisweilen ein alter Wolff ein Schaf auf den Rücken/ und laufft damit davon/ und wo er sich abstehlen kan allein/ so kan er eine gute Mahlzeit haben/ muß er aber mit den andern/ wann sie es gewahr werden/ theilen/ so ist das Schaf alsobald in Stücke zerrissen.

Im Sommer thun sie dem jungen Wildpret grossen Schaden/ und im Winter auf dem Eyß den Alten; Wann aber im Winter gute Bahn ist/ und das Wildpret wohl lauffen kan/ so kommen die alten Wölffe des Nachts bey die Dörffer/ auch im Winter wohl bey Tage/ und tragen/ neben den Schafen und Schweinen/ den Bauren die Hunde weg/ ergreiffen sie bey der Gurgel/ daß sie nicht schreyen können/ wann grosser Schnee ist/ fangen sie die Hasen weg.

Die Wölff-Biß haben etwas gifftiges an sich/ und heilen gar ungerne/ sie fressen Gras/ und purgiren sich damit/ wie die Hunde/ auch sandige Erden zur Reinigung des Magens.

Johann Tantzer schreibt/ daß er bey Pirna in Sachsen einen Wolff geschossen/ und als er hinzu kommen/ habe er bey ihm einen andern Wolff gefunden/ dessen halbes Hindertheil schon gantz sey gefressen gewesen. Kan seyn/ daß der Wolff etwan sey verwundet worden; denn sie leiden nichts Verwundtes unter sich/ sondern zerreissen es.

Im Winter/ wann tieffer Schnee (wie gesagt) ligt/ oder wann es glatteyßig und schlüpferig ist/ thun sie unter dem Wildpret auch grossen Schaden; wann er sich einmal voll angefressen/ kan er hernach lange Zeit Hunger leiden; wann sie ein Vieh niederreissen/ und alles auf einmal nicht auffressen mögen/ vergraben sie das übrige/ und scharren es unter die Erden/ damit sie es in dem Hunger wieder finden mögen.

Im December gehen sie in die Brunst/ etwan 12 Tage lang; Herr de Salnove aber sagt: Es geschehe erst im Jauuario, daß die alten Wölffe läuffig sind/ und sind zu der Zeit viel böser und anfälliger; sie tragen zwey Monat lang/ und haben so viel Junge/ wie die Hunde.

Wann sie ihren Jungen Speise zutragen wollen/ fressen sie sich voll an/ und brechen oder kotzen hernach solche in ihrer Höhlen wieder heraus/ davon sie ihre Nahrung nehmen; wann sie aber ein wenig stärcker sind/ bringen sie ihnen gantze Stuck von ihrem Raub/ offt wol auch noch lebendige Gänse/ Hüner/ kleine Ferckelein/ Hündlein und Lämmlein/ damit sie lernen solche zu würgen; sie werden blind gebohren/ wie die Hund/ sie verlassen ein Holtz nicht leichtlich/ ohne wann sie gejagt und verunruhigt worden; und wann das geschehen/ saget Herr de Salnove, geht die alte Wölffin voran/ der alte Wolff hinten nach/ und zwinget die jungen Wölffe mit Beissen und Stossen vor sich her/ daß sie der alten Wölffin nachfolgen müssen/ und also führen sie solche entweder in ein anders Höltz/ oder in einer Geröhricht/ oder in einen Marast/ darinnen ihnen weder Hunde noch Jäger leichtlich schaden können.

Theils meynen/ die junge Wölffin trage erstesmals nur ein Junges/ und vermehre um eines jährlich die Anzahl/ bis auf zehen/ und von dannen an werde sie unfruchtbar; sie fürchten die Trommen und das starcke Geschälle; wann er verwundet/ wältzet er sich im Koth um/ und stillet also das Blut; sie haben ein langes Leben; und werden endlich Zahnlos. Man glaubt/ daß sie bisweilen mit den Hunden streichen/ daher eine andere Art Hund erfolget.

Wann sie in einen Schaffstall einbrechen/ erwürgen sie die gantze Heerde/ ehe sie anfangen ein Schaf anzugreiffen/ Janston schreibet/ sie riechen ein Aas auf eine halbe Meil.

Wann sie sich streichen/ lauffen die Wölffe dem Weiblein nach/ wie die Hunde/ und unterwährender dieser Zeit essen und trincken sie nichts/ auch in 6 oder 8 Tagen vor lauter Begierden/ bis sie müde werden und entschlaffen/ dann weckt die Wölffin einen unter ihnen/ der ihr am besten gefällt/ leise auf/ gehet mit ihm beyseits/ und lässt ihn zukommen/ sie bleiben behencken wie die Hunde; und wann die andern Wölffe aufwachen/ ihrer Spuhr nacheilen/ und die beede beysammen finden/ so zerreissen sie den Wolff/ daher die Franzosen das Sprichwort haben: Jamais Loup ne veit son pere; wiewohl diß andere für eine Fabel halten wollen.

Die Jungen verlassen ihre Mutter nicht eher/ als bis sie jährig worden/ sonst bleiben sie paarweise beysammen/ und trägt so wohl der Wolff als die Wölffin den Jungen Speiß zu ihrem Nest oder Höhlen.

Gaston de Folx, Seigneur du Ru sagt: Der Wolff lebe länger nicht als 13 oder 14 Jahr. Er hat einen starcken schnellen Lauff/ sonderlich wann er nüchtern ist; seinen Raub sucht er meistens bey Nacht/ und im Winter auch des Tages/ welches ein Zeichen seines grossen Hungers ist; sie werden auch bisweilen wütig/ wie die Hund/ und thun alsdann sehr grossen Schaden mit ihren gifftigen Bissen unter Menschen und Viehe. Wann sie kranck sind/ fressen sie Gras/ und reinigen sich darmit wie die Hunde.

Gesnerus schreibt/ daß in der Eidgenoßschafft/ und um die Alpen herum/ derselben gar wenig gesehen werden/ und wann sich schon zu Zeiten aus der Lombardie über das Gebürge einer einschleicht/ wird/ so bald man einen vermerckt/ von einem Dorff zum andern Sturm geschlagen/ und der Wolff verfolgt und gefangen/ geschossen oder erschlagen/ welches sie darum thun müssen/ weil sie ihre Heerden Viehe ohne Hüter und Hunde nach Gefallen hin und her auf den Bergen weiden lassen.

Auf gleiche Weise sind sie auch aus Engelland vertrieben worden / als aus Befehl des Königs / ein jeder Ubelthäter (der kein Mörder gewesen) einen Wolff zur Straff hat fangen und liefern müssen / und so lang diß nicht geschehen / haben sie nicht dörffen nach Hause kommen; wie Philip. Camerarius in Horis subcisivis aus Relation des HErrn Philippi Sydnæi part. 1. c. 28. bezeuget.

Und Monsieur Sanson d' Abbeville in seinem Globo terrestri in Britanien erzehlt / als König Edgarus von Ludvallo dem Lands-Fürsten in Wallis dahin getrieben worden / daß er ihm versprechen muste / an statt Tributs jährlich 300 Wölffe zu liefern / habe man / als man dieses drey Jahr lang continuirte / das vierte Jahr keinen Wolff mehr in Engelland finden oder bekommen können / und mag gar wohl seyn / daß damals die Englischen Könige der Art und Weise / so Herr Sydnæi erzehlt / die Wölffe zu bekommen / sich bedienet haben.

Der Wolff hat an den vordern Füssen fünff Zähen / an den hindern aber nur vier. Im Winter / und wann sie hungert / fangen sie des Abends ein grausames Geheul an / und darff nur einer anstimmen / so folgen die andern alle nach; er iß heiß-hungrig / frißt Haar / Bein und Fleisch miteinander / und so er einmal sich voll angefressen / mag er drey oder mehr Tage darauf fasten.

Wann sie Hunde angreiffen und erwischen / so können sie artlich die Haut abstreiffen / und fressen weder die Haut noch den Kopf / sie fassen die überwältigten Hunde / meistens bey der Gurgel an / so wohl / daß sie ihnen mit dem Biß nicht schaden / als auch / daß sie nicht schreyen können. Ein Pferd greiffen sie vorwärts / und ein Rind zuruck an; grosse Schwein ergreiffen sie bey den Ohren / und treiben sie mit dem Schweiff nach. Das Wildpret fangen sie meistens im Winter auf dem Eys / sonderlich Hirschen und Rehe. Mr. de Salnove schreibet / sie seyen so arg und wohl abgerichtet auf das Wildpret-Jagen / daß sie den besten Chiens Courans nichts nachgeben.

Monsieur Jean. de Clamorgan. hat ein absonderliches Tractätlein geschrieben / la Chasse du Loup genannt / und es Carolo IX. dem König in Franckreich dedicirt / so verteutscht in beeden zu Straßburg gedruckten Charles Estienne und Crescentii Büchern vom Feldbau zu finden. Der sagt / daß in den Nieren eines alten Wolffs Schlangen wachsen / daß er selbst in drey oder vier Wölffen habe wahrgenommen / und etwan auch in einem Nieren zwo Schlangen / deren die eine eines Schuhes / die andere eines Fingers lang gewesen / welche endlich den Wolff gar umbringen / daher zu solcher Zeit der Wölffe Biß unheilsam und tödtlich ist.

Von der Wölffe Antipathiâ mit den Schafen sind alle Bücher voll / daher unnöthig hier viel zu gedencken.

Die Wolffs-Leber gedörrt und gepulvert / soll denen Lebersüchtigen heilsam seyn / und in weissen Wein etliche Wochen nacheinander eingetruncken / eine geheime bewährte Artzney seyn wider die Wassersucht / auch wider die alte tieff-eingewurtzelte schwere Husten.

Die Därmen vom Wolff gesäubert / gedörrt und gepulvert / eines Quintels oder vier Scrupel schwer in weissen Wein / darinnen Camillenblumen oder Anethum gesotten ist / eingenommen / sind in der Colica / und in allen Kranckheiten der Gedärme / ein treffliches Mittel; darzu sollen auch dienen die Beinlein / so von den gefreßnen Thieren in Wolffs-Koth gefunden werden / solche gestossen / und in Wein eingenommen / wie Galenus bezeuget.

Der Wolffs-Zahn ist den Kindern gut / denen die Zähne anfangen aufzugehen.

Ihr Balg gibt gute warme Peltz / darinnen sich kein Ungezieffer aufhält / ohne daß die Hunde / wo sie darzu kommen können / gerne besprengen.

Sein Hertz soll denen hinfallenden Epilepticis nützlich seyn.

Die Wolffs-Lunge dienet den Keuchenden; und das Auge denen / so mit dem Wechsel-Fieber behafftet sind / wann es auf den Arm gebunden werde.

P. Borellus Cent. 2. Observ. 95. sagt: Es hab ihm seiner guten Freunde einer / vor eine gewisse Wahrheit erzehlt / daß einer / der das Hinfallende gehabt / und viel vergeblich gebraucht / endlich als er eine Wolffs-Leber gedörrt und gegessen / sey nicht allein vollkommen davon erledigt und curirt worden / sondern habe auch mit diesem vielen andern geholffen.

Zum Beschluß dieses Capitels / will ich aus Herrn Loys Guyon unterschiedliche Lectionen lib. 2. c. 34. anführen / daß im vorigen Seculo in Picardie in dem Gehöltz Ardenne, als etliche arme Weiber / Jungen und Dirnen Holtz aufzulesen in den Wald gegangen / darunter auch eines armen Tagwerckers Weib gewesen / die ihr Kind von drey viertel Jahren bey sich gehabt / solches nächst bey sich niedergesetzt / und etliche Bürdel zusamm gebunden / als aber die Forstknechte gähling über diese Leuthe kommen / sie zu pfänden / seyen sie in grosser Forcht und Eile davon geflohen / und habe die Mutter das Kind nicht auffassen können; als sie aber / nachdem sie sich sicher geglaubt / ihr Kind wieder suchen und hohlen wollen / habe sie es nicht gefunden.

Also ist / wie die Nachfolge bezeugt hat / eine Wölffin kommen / hat das Kind gefunden / und in ihre Höhlen zu ihren Jungen getragen / zweiffels ohne / solches mit ihnen zu verzehren; als sie aber (durch GOttes Schickung) satt gewesen / hat sich die alte Wölffin zu ihren Jungen und dem Kind hingelegt / da das Kind eine Zitzen von der Wölffin in den Mund bekommen und gesogen / sey also von der Wölffin / die es lieb gewonnen / verschonet / auch von den jungen Wölfflein / die mit ihm gespielt / und seinen Koth gerne gefressen / in ihre Zunfft aufgenommen; das habe nun etliche Jahr allzeit der Wölffin seiner Ammen / nachgefolget / und sey hernach in einer Wolffs-Jagt gefangen / und die Wölffin erschlagen worden.

Der Knab ist ohngefähr 7. Jahr alt gewesen; und weil er 6. Finger an jeder Hand gehabt / ist er endlich für des Tagwerckers Sohn / weil sein Alter gleich eingetroffen / erkannt / und zur Hütung der Schaf gebraucht worden / bis er 14. Jahr alt worden.

Unter dieser Zeit haben ihm die Wölffe kein Schaf / oder anders Viehe angegriffen / auch kein Viehe oder Hund / so er mit seiner Hand / darein er gespürtzt / be-

spritzet / bestrichen hat / innerhalb 14. Tagen nicht beleidiget / daher er viel Geld damit verdienet hat; Als aber nach geendetem seculo anno Climacterico, diese Tugend in ihm ein Ende gehabt / hab er sich aus Verdruß unterhalten lassen / sie auch im Niederland in einer Occasion wider den Duca de Alba, ritterlich streitend geblieben; und sey auf das Stehlen und Mausen sehr arglistig und vortheilhafft gewesen. Mehr Exempel besihe in Herrn Philippi Camerarii Horis subcisivis Centur. 1. cap. 75.

CAP. LXXXVII.

Wölffe zu schiessen und zu jagen.

WAnn man den Wölffen mit der Röhren aufpassen und sie schiessen will / muß man ihnen auf diese Weise ludern / und ein Aas / Pferd oder Rindvieh zerstücken / und in den nächstgelegenen Wald / worinn man weiß / daß sie sich aufhalten / an ein bequemes Ort / nur ein Viertel davon auf einmal hinschleppen / und ihm einen oder zween wolgelegensame Scherm machen lassen / darunter man aufpassen und auf die Wölffe warten kan; oder man macht ihm (welches noch sicherer) nahend dabey Hütten auf die Bäume / von Aesten / trägt Stroh hinein / da man denn / sonderlich wann der Mond scheinet / desto besser seinen Schuß anzubringen weiß / darzu muß er etliche Nächte nacheinander schleichen / zu vernehmen / ob er was bey dem Aas merckt / und da gleich Wölffe vorhanden / muß er sie das erste und anderemal ihrer Speise ruhig geniessen lassen / findet er einmal oder zweymal bey frischem Tage nichts / muß er dennoch das Aas besehen / ob etwas / und wie viel davon verzehret sey; haben sie es einmal angegriffen / so kommen sie des andern Tages gewiß wieder / da muß er etwas früher oder in der Nacht aufseyn / und sich auf seinen Baum verfügen / doch acht haben / daß nicht der Wind von ihm auf die Wölffe / sondern von den Wölffen gegen ihm wähe / dann der arglistige Wolff würde ihn bald vermercken / und Staub aus machen. Auch muß er mercken / wie viel der Wölffe seyn / die das Aas anpacken / denn vielmal geht nur ein Wolff hinzu / und bleiben die übrigen beyseits / offt bleibt nur einer davon / und gehen die übrigen alle darzu / nachdem es ihnen in Kopf kommt; wann aber / wie offt geschiehet / nur ein Wolff hinzu kommt / mag er ihn / so bald immer möglich / wegschiessen und wegbringen. Sind aber der Wölffe viel / und haben das Aas / das man im selben Wald hin und wieder geschleppt hat / ein paar Nacht nacheinander aufgefressen / und je weiter man das Aas / an den Orten / wo sie sich gern aufhalten / bey Tage herum ziehet / je eher bekommen sie den Geruch / und werden gewiß nicht unterlassen der Spuhr nachzukommen / wo das Aas ligt; das muß aber nicht seyn / wenn sie streichen / dann alsdann fressen sie nichts / wann sich aber keiner von ihnen sehen lässet / kan der Jäger anfangen zu heulen / so werden / wann anders einer vorhanden ist / nicht unterlassen zu antworten / merckte er aber aus diesem Zeichen / daß nichts im Wald ist / mag er das Aas so hoch an einem Baum hangen / daß es keiner mit springen erreichen mag / und nur ein wenig etwas davon ligen lassen / um zu sehen / wann sich einer würde dabey spühren lassen / das Aas wieder auf die Erden zu lassen; merckt er / daß viel Wölffe vorhanden seyn / müssen Leute zur Jagt bestellt werden / die das dickeste Gebüsche mit Netzen umsetzen / das übrige muß von Leuten und Hunden umstanden / mit Geschrey und Trommelschall gejagt / die Stöber ausgelassen und die Rüden nachgeführt und endlich angehetzt werden. Wann man einen oder mehr Wölffe gefangen / werden sich gleich ausgeweidnet / mit Wasser ausgewaschen / gekochtes Fleisch und Käse hinein geschoben / daß es die Hunde fressen / so werden sie willig und begierig; sonst kommen die Hunde nicht gerne daran / sonderlich eine streichende Wölffin anzugreiffen.

Das Aas wie Herr von Clamorgan sagt / muß mit guten starcken Widen gebunden / und von einem zu Pferd gezogen werden / denn wo er ein hänffen oder rupffenes Seil darzu braucht / so wird kein Wolff darzu kommen. Erstlich nahen sich allein die jungen Wölffe / die erste Nacht / zum Luder / und so bald die Alten ankommen / welchen die Jungen beyseits / biß sich diese gesättiget haben; wann der alte Wolff erstlich hinzu nahet / siehet er sich vor um / ob nichts verdächtiges vorhanden / da er dann fressen will / laufft er in einem Rannt hinzu / fässet drey oder vier gute Maul voll / und weichet damit wieder zuruck / biß er diß aufgefressen hat / dann kommt er wieder / und holet mehr wie solches offt ist wahr genommen worden. Etliche schleppen an statt des Aas nur das Eingeweid auf solche Weise / wie gesagt worden / herum / soll stärcker riechen.

P. Tylkovvskj de re agrariâ p. 410. ait, ut lupi & vulpes ad certum locum alliciantur: ℞ Crabronum sub finem Maji campos vastantium (gallis dicuntur Bennetons) lib. 1. vivos contere & misce cum axungia porci lib. 1. deinde per dies 15. Soli expone, postea parum ebulliant & exprimantur per telam, addantur 5. vel 6. haleces in furno siccati, & in pulverem redacti, cum asæ fœtidæ, galbanique Sing. unciæ duæ, & fiat unguentum, quod soleæ calceorum linantur, sequentur lupi & vulpes vestigia, wäre Zweifels ohne in denen Wolffsgärten zu gebrauchen.



CAP. LXXXVIII.

Mehr vom Wolffs-Jagen.

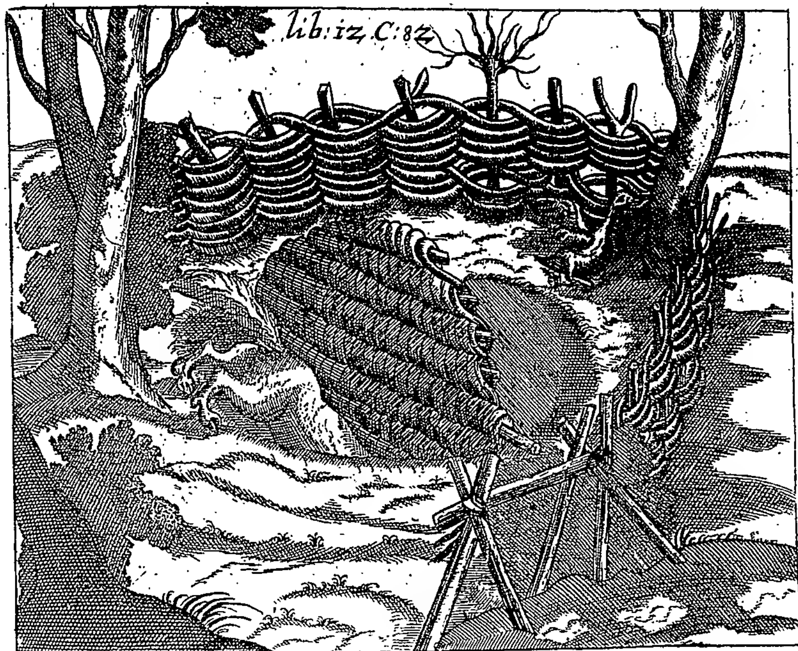
EIn Jäger/wann er sihet/daß das Wolffs-Luder von seinem alten Ort weggeschleppt worden und zertheilet lige/ kan ihm (wie Herr von Clamorgan sagt) leicht die Rechnung machen/ daß es Wölffe gethan haben/ dann die Rüden und Hunde fressen auf der Stelle fort/wo das Aas ligt/so kan er auch/wann sie viel oder wenig davon gefressen/ abnehmen/ ob einer oder mehr Wölffe da gewesen. Im Winter lägern sie sich in erhöheten Büschen/ Hecken oder Geröhricht/ so gegen Mittag sich neigen; im Sommer aber suchet er Schatten in den Gebüschen. Wenn er vor Tages mit seinem Leithund ausgehet/ und höret bey den Dörffern die Bauren-Hunde hefftiger und stärcker bellen/ als sonst ihre Gewohnheit mitbringet/so kan er leicht muthmassen/ daß Wölffe in selbiger Gegend vorhanden/ da mag er wol sich auf den nächsten Wald machen/ acht haben/ ob sein Hund keine Anzeigung gebe/ auch ob er selbst/ wann der Grund weich/ keine Fahrt antreffe/ welches am leichtesten nach einem unlängst vorbey gegangenen Regen beschiehet.

Wie man die Wölffe von den Hunden aus ihrer Fahrt erkennen kan/ mag man sie aus den Fußstapffen judiciren/ dann der Wolff hat einen breiten grossen Hinderballen/ und darinnen im Ballen macht er drey Grüblein in die Erden; die Klauen sind kurtz und dick/ und gehen die ersten zwo vordern Klauen gantz enge zusammen/ wie auch die zwo äussern Klauen in der Fahrt an dem vordern Ballen anstehen; an den Hunden aber gehen die zwo vordern Klauen samt dem Ballen weiter geschlitzt voneinander/stehen auch die zwo äussern Klauen etwas weiter vom Ballen auswärts gerichtet/wie in der Figur/ so vor diesem Capitel stehet/ zu sehen ist. Die Wölffin/ sagt Herr von Clamorgan, hat eben diese Gestalt/ ausser/ daß die Fahrt länger und schmähler ist. Wie man sie sonst mit Chiens Courans verfolget/ weil es/ wie öffters gedacht/ viel Mühe und Unkosten verursachet/ hab ich allhier nicht gedencken wollen/ wer es aber wissen will/ wird am selben Ort/ wie auch bey Herrn du Fovillox und de Salnove genugsame Nachricht finden.

Wann man mit Netzen die Wölffe jagt/ ziehet man mit vielem Volck gen Holtz/ lässet sie erstlich mit Netzen einfangen. Die Netze müssen wenigstens fünff Schuhe hoch/ und nicht gar hart angespannt seyn/ damit sie sich desto eher verwickeln/ sonst wann sie gar hart und fest halten/ und sie daran wiederprellen/ springen sie gar darüber/ die Mäschen müssen auch grösser seyn/ als die an den Garnen auf Füchse und Hasen; bey diesen Netzen müssen auf 7. oder 8. Schritt Leute geordnet seyn mit starcken Prügeln. Und also hat man Spieß/Prügel/ Röhr/ Trommel und Hunde/ so bald einer einfällt/ sind Leute mit Trommeln und Prügeln darzu bestellt/ die einem nach dem andern den Rest geben/ darzu mag man allerley Bauren- und Schäfer-Hunde gebrauchen/ und müssen bey den Schermen Leute seyn/ mit Hunden und Waffen; wo sich ein Wolff daselbst durchziehen wolte/ ihn mit Werffung der Prügel und Anhezung der Hunde wieder gegen die Netze zu treiben.

Und soll/ zu Ausrottung dieses schädlichen Thiers/ Jederman gerne helffen/ deßwegen dann Kayser Ferdinandus III. Hochlöblichster Gedächtnus/den 14. December Anno 1641. wie auch unsere jetzund (GOtt gebe lang) regirende Käyserliche Majestät/ den 18. Martii Anno 1675. ein Mandat publiciren lassen/ daß zu Zeiten des Wolffs-Jagens/ denen Jägern/ auf Ersuchen von allen am Kayserlichen Gehäge angränzenden Landleuten/

und Unterthanen gute Hülff und Förderung erzeigt werden solle / damit solch Landschändliches Thier / so den armen Leuten bey Haus und Feld / wie auch im Wildpret grossen Schaden thut / so viel möglich / abgefangen werde. Und sollen die Verbrecher und Widerspenstigen mit gebührender Straffe beleget werden.



CAP. LXXXIX.

Von den Wolffs-Gruben.

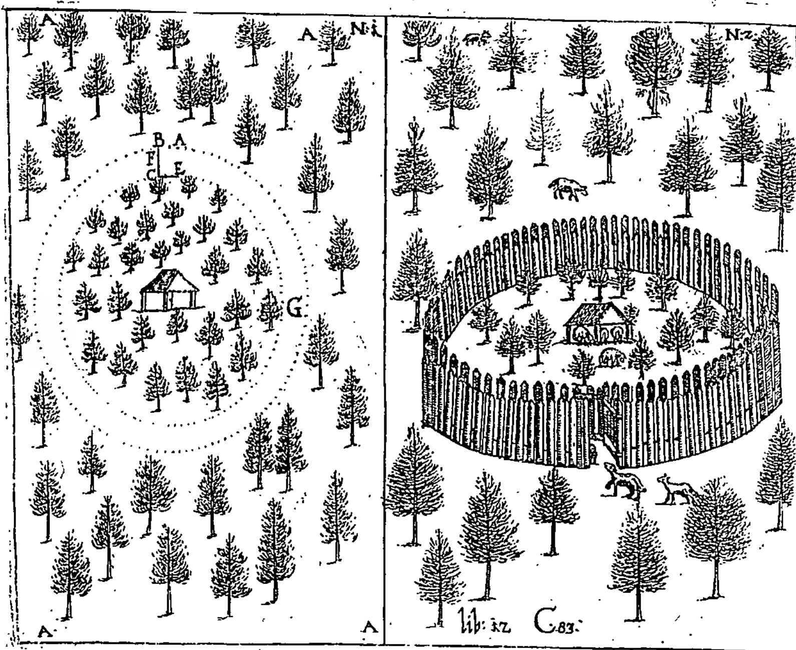
DJe Wolffs-Gruben sind nahend an den Lands-Fürstlichen und andern grossen Wildbahnen nicht unbillich verbotten / weil unter dem Schein die Wölffe abzufangen / auch offt das Wildpret darzu geäbert und bekommen wird; wo es viel Wölffe gibt/ in den Vierteln und Gegenden des Landes / wo es grosse Gehültze und Wäldungen hat / und nicht sonderlich viel hohes Wildpret zu finden ist / werden die Wolffsgruben auch connivendo gestattet; die Gruben muß umzäunet / und nur von einer Seiten auswarts her der Zugang offen gelassen werden; die Gruben müssen aufs wenigste drey Klaffter tieff / und zwey weit seyn / unten aber müssen sie weiter als oben seyn / damit das Thier am Herausspringen oben anprellen und wieder zuruck fallen müsse.

Auf diese Gruben werden entweder geflochtene Decken von Stroh oder Ruten gemacht / die in dem Centro mitten durch an eine Stangen angehefftet / mit einem gleichen Gegengewicht aufligen / sonst aber allenthalben frey sind / daß die wenigste Schweren/ so von einem Wolff oder Fuchsen darauf kommt / solches überschnappen macht / und das Thier mit einer sonderbaren Behendigkeit in die Gruben wirfft / und sich gleich wieder in die Höhe begibt / sein æquilibrium zu halten/ sobald es deß obgedachten Gewichtes ist entledigt worden; oder man kan die Gruben nur mit häslenen subtilen Stänglein überlegen / und Strohschäbe auseinander lösen / und darauf breiten; auf die andere Seiten / also daß die Wolffs-Gruben zwischen diesem Platz und dem Eingang/ wo der Zaun an der Gruben son enge ist / daß nichts vorbey mag / wird eine Endten oder Gans in ein Bach-Kähnlein voll Heu oder Stroh angebunden / und hingesetzt / im Winter desto weniger zu erfrieren; andere setzen es mitten auf die Decken der Wolffs-Gruben auf das Centrum hinauf / welches meines Erachtens das allergewisseste ist. Die Endten sind am besten/ denn sie schreyen des Nachts / und dardurch wird das Thier desto eher verleitet.

Wann nun ein Wolff oder Fuchs angeschlichen kommt / und auf wenige Schritte den Vogel vor sich merckt / schleicht er auf dem Bauch so lang / bis er es hofft in einem Sprung zu erwischen / und wann er fortspringt / fället er mit grosser Gewalt in die Gruben / und die Endten bleibt unversehrt; Jch weiß mich zu erinnern / daß einesmals zu Clement, im Viertel Unter-Mainhardsberg / bey meinem Vetter seeligen / Herrn Amandus von Gera / bey dem ich in meiner Jugend die Principia meines Studirens gelegt / und auf ein paar Jahr einen Pædagogum gehabt / daß hinter dem Hof-Garten/gegen dem Entzerstorffer Wald zu/eine Wolffs-Gruben gewesen/ da zwey Nacht nacheinander die Endten/ die doch mitten auf der Deckender Wolffs-Gruben gesessen / allzeit todt / und ihr der Kopf abgebissen gefunden worden; die dritte Nacht begibt sichs / als man frühe zur Wolffs-Gruben schauet / daß ein grosser Uhu darinnen sitzt / welcher der Thäter gewesen / und daselbst

in dem öden Schloß sich aufgehalten / den hat man nun daselbst mit einem Netz bedeckt und gefangen.

Sonst aber sind etliche Wölffe (auch Füchse) zu meiner Zeit daselbst bekommen worden / die sind so gedultig / wie ein Lamm / gewesen ; da ist man auf zweyen Leitern mit starcken Tremmeln hinab gestiegen / dem Wolff den Tremmel in das Maul gestossen / und hat der eine unterdessen dem Wolff eine Maschen mitten am Leibe angelegt / und haben ihm zwey starcke Kerles / deren jeder einen Ort auf ein paar Klaffter lang von der Maschen in der Hand gehabt / und sobald der Wolff heraus kommen / haben sie abermal denselben mit Tremmeln in dem Mund und auf dem Leib niedergehalten / und hat ihm einer ein grosses starckes Halsband von einem grossen Rüden umgelegt / mit zwey Stricken / einer vornen / der ander hinten / also daß er weder einen noch den andern verletzen können / fortgeschleppt / und in einen Kotter eingesperrt / biß so lang man solchen mit grossen Hunden gehetzt hat ; und ist / wann er sich gefangen siehet / ein verzagtes kleinhertziges Thier / daß wol zu glauben / was Gesnerus schreibet : Daß einsmals in einer Nacht / ein Wolff / ein Fuchs / und ein Weib / zusammen in die Wolffs-Gruben gefallen / und jedes besonders gedultig in einem Winckel geblieben sey ; daß sich aber das arme Weib am meisten müsse geförchtet haben / ist wol zu glauben / doch hat der Wolff weder sie / noch den Fuchsen beleidigt / biß sie heraus gebracht worden.



CAP. XC.

Von den Wolffs-Gärten und Fällen.

Ich habe vernommen / als ich in Pommern gewesen / daß man daselbst an etlichen Orten in den grossen Wäldern Wolffs-Gärten habe / die werden mit hohen Plancken allenthalben wol eingezäunet / und auf allen Seiten vier Thor dergestalt offen gelassen / daß daselbst überall ein Fallpforten sey / davon ein Strick in das immittels darinnen gebautes Jäger-Haus gehet / welche man alle gar leichtlich los lassen / abfällen / und den Garten also beschliessen kan. Wann nun im Herbst oder Winter die Zeit zu den Wolffs-Jagten vorhanden / führt man in denselben Garten / nicht weit vom Haus / darinnen ein oder mehr Jäger des Nachts aufpassen / ein todtes verrecktes Viehe / schleppt es erstlich in selbigem Wald hin und wieder / und hernach um den Garten rings herum / und lässet es endlich darinnen. Kommen nun die Wölffe einmal auf die Spuhr / so folgen sie derselben nach / biß sie das Aas finden ; nun muß man aber sie noch im Sommer / wann die Jungen noch halb gewachsen / dahin gewöhnen / dann die also / von Jugend an / eines Orts kundig sind / und offt der Speise daselbst genossen haben / die verlassen das Ort nicht leichtlich ; und wann sie den Sommer durch / ohne einige Gefahr und Argwohn / ein- und ausgegangen / so vermeynen sie nicht / daß einige Hinderlist da zu befahren sey / weil die Thor Tag und Nacht offen / und sie keinen Wind weder von Menschen noch Hunden zu keiner Zeit verspühren / also werden der dahin gewöhnten Wölffe je länger je mehr. Wann nun gegen und in dem Winter die Bälge gut worden / werden die Fallthöre mit den Seilen mit Fleiß zugerichtet / und wann die Jäger darinnen mercken / daß etliche Wölffe darinnen vorhanden / und der Fang der Mühe wehrt ist / so lassen sie zugleich alle vier Fallthöre zugehen / so kan nichts aus dem Garten kommen / es seyen Füchse oder Wölffe / die kan man nun schiessen oder fangen wie man will ; daß man sie aber in diesen Wolffs-Gärten

mit Hunden hetzen wolte / ist darum nicht rathsam / weil das Geschälle alle auswendige Wölffe erschröcket / daß sie nicht leicht in den Garten kommen / sondern sich gar in andere Gehöltze verschlagen; so spühren sie auch die Hund lange Zeit / daß / ob sie auch verbleiben / sich dennoch in den Garten zu kommen nicht trauen; am besten ist / man spanne Netz auf / jage sie mit vielen Leuten darein / und schlage sie mit Tremmeln.

Herr Hans Ehrenreich Gaymann/Freyherr/hat mir folgenden Wolffs-Garten also beschrieben communicirt / wie in der vorgesetzten Figur zu sehen: Erwähle dir einen Platz in dem Wald A, wo es Wölffe gibt / der ohngefähr im Diameter 10. bis 12. Klafftern halte/ mache rings herum einen Zaun / in der Rundung von Eychenen Stecken oder Steccaden / so enge / daß kein Fuchs oder Wolff durch kan / laß ein Loch zu einer Thür offen / C, E, darein man die Schafe treiben kan / diese Thür muß von starcken Brettern gemacht seyn/ und wol versperrt bleiben; in der mitten mach einen mit Stroh gedeckten Stall/etwan auf vier Schafe/in der Höhe/daß ein Schaf ruhig kan hinein gehen; der Stall muß untenher nicht verschlagen seyn/ damit sie von den Wölffen frey mögen gesehen werden / muß man viel Ritt-Stroh hinein thun/ die Schafe vor der Kälte zu bewahren/ und ihnen darunter essen zu geben; um diesen Zaun macht man noch einen andern Zaun / daß ein Zaunstecken auf den andern sehe / und also einer gegen dem andern über stehe; dieser Zaun muß aber nicht mehr als zween Werckschuhe von dem innern Zaun seyn / laß ein Loch offen stehen am äussern Zaun/ gegen der innern versperrten Thür über / als B. A. auch in der Weiten zweyer Werckschuhe / mache von B. C. eine dünne bretterne Thür/ die muß also leicht gemacht werden/daß/wann ein Wolff an die Thür F. kommt / und ein wenig daran gehet / sie bald weiche und aufgehe/ und also die äussere Thür / von B. wo sie angehenckt ist / bis A. wieder zumache / und also das Loch B. A. verschliesse / sobald aber der Wolff vom E. bis G. fortgehe/die Thür von sich selbst wieder sich öffne/und wie vorher im B. und C. sich schliesse/damit der Eingang B. A. wieder offen sey / weil der Wolff / wann er einmal im Zaun fort gegangen / sich nicht mehr zurücke wenden kan / und auf solche Weise gehet der Wolff immerdar herum / und so offt er an das Thürlein F. kommt/ machet ers auf/ kan aber bey dem Thürlein/ weil er sich nicht biegen kan / und kein Gelenck hat / nicht hinauskommen / indem er solches selbst zuschliesst. Und auf solche Weise kan nicht nur allein einer / sondern mehr Wölffe / oder auch Füchse gefangen werden. Die Figur stehet vor diesem Capitel.

Herr Colerus erzehlet / er habe im Voigtland bey einen Herrn Reussen einen Wolffs-Garten gesehen im Walde / der war mit langen Stacketen umgeben / und an einem jeglichen Ort des Quadrats waren gleich wie vier Ercker auch also verzäunet / doch wo sie sich ein wenig geöffnet / waren 4. Wolffs-Gruben mit Reisicht und Stroh bedeckt. So waren auch (schreibt er) in selbigem hohen Zaun umher etliche leichte Thor / die man nur mit Leinwad überzogen / und ward inwendig ein Hund / und ein Jäger mit einem grossen Keil an das Thor gemahlt/ der einen Fuchsen todt schluge / aussenher aber gegen dem Wald war die Leinwad nur schwartz angestrichen; diese Thor nun stunden nur so weit offen/ daß ein Fuchs / Wolff oder Bär hinein kriechen konnte / mitten stund ein Haus / und giengen Stricke von einem jeden Thor / bis in dasselbige Hause / damit man die Thor darinnen vollend zuziehen konnte / wann man Wölffe / Füchse / Bären / oder ander Wild/ in den Garten bekam; wann nun solches geschahe / jagte man das Thier inwendig umher / kam es an die Thor / so fürchtete es sich vor dem gemahlten Jäger und Hunde / kam es an die Ercker / gedachte es daselbst hinaus zu kommen / vor der Gruben aber war es ein wenig mit Erden und Holtz erhöhet / und weil er über der Gruben ein wenig Oeffnung sahe / und von der Höhe hinab springen muste/ fiel er unfehlbar in die Gruben hinein.

Diß NB. ist jederzeit zu betrachten / wenn man das Aas in die Gärten bringt / daß solches nicht mit hanffenen Stricken / sondern mit Wied und Bast eingebunden / und geschleppt werde / sonst wird kein Wolff der Spuhr nachkommen / ausser der Strick werde mit Wolffs-Koth offt und wol bestrichen.

Was die Wolffs-Eisen anlangt / ist es eine gefährliche Sache damit / und/ weil bald ein Unglück dardurch geschehen kan / fürsichtig umzugehen; man hat kleinere auf die Füchse und Marder / und grosse auf die Wölffe; wie sie aber geformt sind / mag man ferner bey Herrn von Clamorgan nachsehen.

CAP. XCI.

Von den Luchsen.

Der Luchs ist ein schönes freudiges und edles Thier/ fast gestaltet / wie eine Katz / aber grösser / oder wie ein Tyger / aber kleiner / doch übertrifft er dieses / daß er wie eine Katz / mit grosser Geschwindigkeit die Bäume aufklettern kan; hat einen liechtgelben schönen gelinden Balg / mit röthlichten Flecken gesprengt / der Bauch ist weiß / hat kurtze dreyeckigte Ohren / mit aussenher schwärtzlichten Haaren / das Maul hat weisse harte Haar herum / wie die Katzen / an den vordern Füssen hat er fünff / an den hintern aber nur vier Klauen / der Schweiff ist gleich dick / und am Ende schwartz / hat ein starckes Gebiß / von zwantzig Zähnen/ etliche grösser/und etliche kleiner; die Klauen sind scharff/ krumm/ und spitzig/ damit sie leicht den Raub erhaschen und halten können. Gesnerus schreibt / er habe zu Trident in des Bischoffs Hof einen Luchsen gesehen / welchen etliche Italiäner eine Wolffs-Katz genennet haben.

Und ich habe Anno 1645. bey Saltzburg im Hellbrun/ neben andern schönen und raren Sachen / auch einen in einem eisernen Gegitter eingesperrten lebendigen Luchsen gesehen / bey dem eine lebendige Nebelkrav schwartz und aschenfarb sich aufgehalten / die er im geringsten nicht beschädigt / sondern friedlich mit ihm fressen lassen/ und obwol etliche unter der fürwitzigen Gesellschafft mit Stecken in das Gitter hinein gestochen/ und den Luchsen erzürnet haben / also daß er mit Furia gegen dem Gitter auf sie zugesprungen / hat er dennoch/ in seinem höchsten



Grimm / die Kray nicht beleidiget. Der Warter hat mir erzehlt / er hätte diese Kraye / neben andern / mit Schröten geschossen / und diese nur ein wenig an dem einen Flügel gelähmet / und solche dem Luchsen hinein gegeben / der Meynung / er werde sie gleich zerreissen / so hat er sie aber nicht allein nicht verletzet / sondern sie auch mit ihm fressen lassen / und sey die Kraye in etlichen Wochen so heimlich worden / daß sie sich auf den Luchs gesetzt / und ihm gleichsam gelauset habe / war zu derselben Zeit schon etliche Wochen bey ihm versperret; ob vielleicht der Luchs / den etliche Lupum cervarium nennen / mit den andern Wölffen diese gleiche Eigenschafft habe / daß er / sich seiner Gefängniß erinnerende / niemanden neben ihm (wie vor gehört) anfalle; so hat sich doch an diesem Luchsen befunden / daß er / sich zu wehren / nicht das Hertz oder den Willen verlohren / sondern sey bloß allein von dem starcken Gitter / seine Rach an den Menschen ins Werck zu setzen / verhindert / gleichwol gegen seinem Cameraden / der Krayen / an gutem geneigtem Hertzen nicht geändert worden.

Diß Thier soll das schärffeste Gesicht haben; sie fangen Hasen / Rehe / und gar Hirschen. Etliche meynen / sie saugen allein das Blut / und fressen das Hirn / und den übrigen Leib beschädigen sie nicht an dem Hirschen; aber wann sie Hasen oder Hüner kriegen / fressen sie solche gar / wiewol ich glaube / sie werden des Hirschen- oder Rehe-Wildprets gleich so wenig schonen; sie sind eines sehr schnellen Lauffs / so ihnen zum Einholen ihrer Beute wol bekommt / haben schöne glatte Haar / sehr lind / wie ein Sammet.

Der Luchs hat vor andern Thieren ein sehr scharff und weit aussehendes Gesicht / trägt seine Klauen wie die Katzen / meistentheils eingezogen; (wie Herr Tanzer schreibet) ihre Jungen fallen zwischen Ostern und Pfingsten / meistentheils in den Felsen / darauf sie ihnen zimlich hohe / unwegsame Gänge / und eine gute Gelegenheit aussuchen / auch sonst nirgend / als nur in grossen Gebürgen und weit erstreckten Wäldern sich aufhalten: daher auch an wenigen Orten anzutreffen / ihre Jungen sind anfangs weiß / und neun Tage blind / werden aber im Wachsen bald gelber / und bleiben die Männlein allzeit weisser / als die Weiblein / also daß man sie an den Haaren voneinander kennen kan; die Jungen sind geschertzig wie die Katzen / schlagen mit dem vordern Lauff / und beissen / und mit allerhand Sprüngen auf und ab / von den Bäumen; die Alten bringen ihnen zu Zeiten einen lebendigen Fang / den sie hefftig anfallen / es oben auf dem Hals in den Nacken anstossen / und wann sie da angefangen / dem Thier den Faisch aussaugen / so lang bis es todt ist / so verzehren sie solches hernach; die Alten bringen ihnen aber meistentheils nur etwan einen jungen grossen Vogel / oder jungen Hasen / oder wann sie grösser werden / ein junges Rehe / oder Hirschkalb / so springen die Jungen auch zu / und fallen mit an / dann lässt die Alte aus / und würgens die Jungen / dardurch werden sie begierig / daß sie ihnen selbst nachschleichen / sich hinter die Stöcke und Sträucher ducken / sachte kriechen / und darnach springen können; wann sie aus der Finstere Jemand ansehen / so scheinen ihre Augen feurig; wann mann sie jung bekommt / und nicht zum Zorn reitzet / so werden sie bald zahm. In seiner Spuhr kan man seine Klauen mercken / sind formirt wie an einer Katzen / allein so groß als eine Wolffs-Spuhr / ihre Klauen sind scharff / lang und spitzig. Den Hirschen und andern Thieren passen sie auf / an einem Ast auf dem Wege / wo sie gern wechslen / und so einer durchgehen will / springt er ihm mit grosser Behendigkeit auf den Rucken / hält sich fest mit seinen Klauen / und beisst ihn in das Genicke / das Blut aussaugend / es lauffe oder falle / bis es gantz umfället; wann sie ein Thier fressen wollen / so fangen sie am Zemmer an / und ehe sie noch davon gehen / verschar-

ren sie das Thier / das überblieben ist / lassen es gleichwol also ligen / daß es andere Thier fressen mögen / und greiffens weiter nicht leichtlich an / es sey dann / daß sie nichts frisches fangen mögen.

Die Lüchse werden von den Hirschen bisweilen abgestrichen / ehe aber von den wilden Schweinen / denn sie fahren mit grössern Ungestümme durch die Dicken / und haben eine härtere Haut / ist auch kein Geweyhe da / welches den Luchs zum Theil von den Aesten der Bäume (davon sie am strengesten abgestrichen werden) beschirmen kan / kan auch der Luchs nicht so starck einschlagen; wann die Hirschen einen abstreichen / so heilet die Wunde doch schwehrlich / weil die Schäden alle von oben einwärts gehen / sonderlich wann es im Sommer geschiehet; die Lüchsin ist kleiner / und nicht so schön als der Luchs / sie brunsten im Januario / und tragen 15. Wochen.

Ich habe zu Regenspurg eine Adeliche Frau / Ritter-Stands gekennet / die vor das Reissen im Leib / und die Darmgicht / vor Hitz und grossen Durst / sonderlich den Kindern vor die Frayß / folgendes Mittel mit gutem Succeſs gebraucht hat: Sie hatte von einem Luchsen oder Luchsin vom rechten vordern Lauff / vom Knie an bis auf die Klauen / die zwey Bein / als das Schien- und Röhrbein herausgenommen / zu beeden Enden abgeschnitten / und das Marck mit einem Drat heraus gethan / alsdann einen Spaget durchgezogen / und hin und wieder gebracht und durchstrichen / das Marck desto eher heraus zu bringen / solches alsdann in einer Pfannen mit Wasser offt und viel gesotten / bis der schmirckelnde Geruch vergangen / und es nimmer übel gerochen. Hernach thät sie es in eine Pfannen / goß frisches Bronnenwasser daran / und ließ es sieden so lang als ein hartes paar Eyer / hernach nahm sie das Bein heraus / goß das Wasser in ein sauber irrden oder gläsern Geschirr / ließ es kalt werden / wie ein anders gesottenes Wasser / und gab es dem Patienten / ja auch Kindern von 2. und 3. Tagen alt / nach Genügen zu trincken / soll gar bewährt seyn; von diesen zweyen Beinen soll das Schienbein besser seyn / als das Röhrbein.

Plinius schreibet / daß sein Harm zusammen gefriere / und zu einem edlen Stein werde / den man daher Lyncurium nennet / so aber andere für eine Fabel halten.

Die Klauen / sonderlich die ihnen / weil sie noch leben / abgezwickt werden / sind in der Artzney zu vielen Sachen dienlich; wann die Pferde Fell über ihre Augen bekommen / werden sie damit / mit grossem Nutzen / gerissen / auch wann sie den Augstall haben; werden auch in Silber und Gold eingefasst / und für den Krampff angehenckt; die gröste Klauen auf dem vordern rechten Fuß / soll auch für die Frayß helffen; sie werden zu Aschen gebrannt / und wie bey Jonstono zu sehen / zu vielen Sachen gebraucht. Sein Balg ist in unsern Ländern eines von den schönesten und theuresten Futtern.



CAP. XCII.

Von der Falckneren.

DAs Jagen in der freyen Lufft ist in der alten Welt / wie etliche wollen / gantz unbekannt gewesen / und / wie Guido Pancirollus in seinen Novis Repertis Tit. 23. schreibet / wird geglaubt / Kayser Fridericus Barbarossa habe es erdacht / als er Rom belägerte; und weil so wol grosser Lust / als Nutz / dabey befunden worden / als sey es hernach in gemeinen Gebrauch kommen / und hat dessen Enenckel Fridericus II.

ein löblicher und tugendsamer Kayser / der neben der Teutschen und Welschen / auch die Lateinische / Griechische / Saracenische und Frantzösische Sprachen gekonnt / zwey Bücher von diesem Weydwerck und Federspiel eigentlich beschrieben; welche vor Jahren zu Augspurg / aus einem Pergamenen Authographo, so Herr Joachimus Camerarius in seiner Bibliothec gehabt / nachgedruckt / und neben des Alberti Magni Tractat von eben dergleichen Sachen aufgeleget worden; So hat auch Herr Piedro de Crescentii in seinem alten Werck / D'Agricoltura, so er König Carolo dem II. in Sicilien dedicirt hat / in seinem 10. Buch davon Meldung gethan / und seither werden alle / oder doch die meisten Frantzösischen Authores davon Bericht geben / sonderlich / hat Pierre Harmont dit Mercure, Fauconnier de la Chambre einen Tractat davon genannt Mirori de Fauconnerie geschrieben / und es dem Duc de Luynes dediciret / welches bey des Herrn du Fouillon Venerie zu finden ist.

Daß aber diese Wissenschafft viel älter / und schon vor 1200. Jahren bekannt gewesen / kan man aus Julio Firmico ersehen / der im fünfften Buch im 8. Capitel die Leute / so mit den Falcken / Habichten und andern zum Federspiel gehörigen Raubvögeln umgehen / und ihnen warten sollen / benennet; und noch neulichst erst in diesem Sæculo ist ein Tractat de la Fauconnerie von Mr. Charles d' Arcuse de Capre Sieur d' Esparron, de Pallieres & du Revest geschrieben; und Anno 1617. zu Franckfurt verteutscht und gedruckt worden / das Frantzösische Exemplar hab ich nicht haben können.

Und ist gewiß die Falcknerey eines von den schönesten und raresten Weidmannschafften / daß man einen wilden Vogel mit einem Raubvogel also in freyer Lufft erhaschen könne; wird auch von allen Fürstlichen hohen und edlen Personen sehr hoch gehalten / und keinem andern / als diesen allein zu exerciren erlaubt.

Die Falcknerey hat den Namen von dem vornehmsten Geschlecht der Raubvögel / die man insgemein Falcken heisset / sie werden aus Flanden / Teutschland / Norwegen / aus Malta, Sicilia, Candia, Majorica, Corsica, Sclavonia, ja gar aus India, Alexandria, Thunes, Barbaria, und andern Orten mehr hergebracht; und sind derer wieder unterschiedener Sorten / Farben und Grösse / als der Gerfalck / der Hasenvogel / der Blaufuß / das Lerchen-Fälcklein / der fremde Falck / und dergleichen; sie haben auch andere und andere Namen / nach den Ländern und Gegenden / woher sie gebracht werden. So bedarff man auch vielerley Nothdurfften / denn so bald man einen Wildsang bekommt / wird er mit einer von Papier und Leder wolzugerichteten Hauben / die man am Hals weiter und enger ziehen kan / gekappt / die nach seines Kopffes Grösse / nach der Augen Lager / und nach des Schnabels Weite muß formirt seyn / die ziehet man mit zwey kleinen gelinden Riemlein zusammen / daß sie ihm vom Kopf nicht abfallen mag / und wieder voneinander / wann man ihm solche abnehmen will; das Geschühe sind zween ohngefähr Finger-lange subtile weißgearbeitete linde Riemen / die macht man ihnen auf beede Füsse herum / werden sauber ausgefrantzet / und mit Seiden (wann man will) gesteppet / und die Wurffriemen daran gemacht / an denen wieder ein langer Riemen ist / dabey man ihn an der Hand hält / und so offt man den Vogel auf den Raub werffen will / solche wieder abledigt / dam't sie ihm am Flug nicht mögen Verhinderung bringen.

Die Handschuhe des Falckners müssen von guten dicken Hirschen-Leder seyn / damit der Habicht oder Falck nicht so leicht durchgreiffen möge / auch mehr weit als enge / geschwind ein- und auszukommen. Der Vogel soll auch an seinem Geschühe Schellen haben / daby wann er sich verflogen / oder an einem Baum verhalfftert hätte / er desto eher zu vernehmen / und ihm zu Hülffe zu kommen.

Das Luder wird von Leder und Federn gleichsam wie mit zweyen Flügeln gemacht / darauf man den Raubvogel erstlich äset / hernach wird ein langer Riem daran gemacht / daß man es werffen / und der Vogel darauf beissen kan / davon lernet er dem Raub nacheilen; mit dem Riemen kan man den Vogel anfangs gemächlich zu sich ziehen / damit er hernach im Baissen des Weidmanns Annäherung nicht scheue.

Die Sitzstange muß nach Proportion des Vogels gerichtet / und ein wenig höher als Manns-hoch (damit ihn der Falckner mit der Hand herab heben möge) gestellet seyn / man muß ihn also anbinden / daß die Maschen herum sich drähen / und er sich / wann er sich etwan schwinget / nicht verwirren möge. So muß auch der Vogel also sitzen / daß er im Schwingen mit den Flügeln die Wand nicht berühren / und ihm solche zerbrechen oder verderben möge; besser ist es auch / man binde jeder Vogel besonders / und nie so nahend / daß sie zu einander gelangen mögen. In Summa / der Vogel muß ziemlich lang angebunden seyn / doch mit solcher Bescheidenheit / daß er weder die Erden / noch die Wände / noch keinen andern Vogel erreichen möge.

Etliche sind der Meynung / derjenige / der denen Raubvögeln wartet / soll graue Kleider an haben / und auf einem grauen Pferde sitzen / welches doch so viel nicht zu bedeuten.

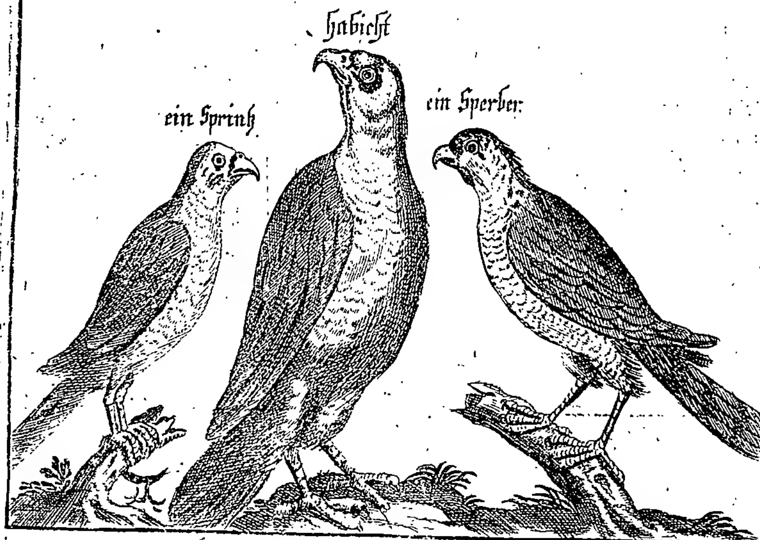
CAP. XCIII.

Vom Habicht.



Er allergemeineste Vogel / den der Adel zum Baissen gebraucht / ist der Habicht / sind von unterschiedlicher Grösse und Gestalt / die schwartze Augen und dunckelschwartzes Dach haben / werden für die besten gehalten / sie werden zu einer Zeit / und in einer Brut / nicht gleiche Grösse haben; das Männlein ist allweg kleiner als das Weiblein. Was aus den Nordischen Ländern zu uns kommt / ist stärcker und kräfftiger / aber auch härter abzurichten; Alle diese Fleischfressende Vögel trincken von Natur nichts / ausser Blut; und ob sie schon bisweilen bey den Wassern gesehen sind / ist es doch nur sich zu baden und nicht zu trincken.

Die Habicht fliegen gern allein / und was sie im ersten Flug nicht fangen / von dem lassen sie / und setzen sich auf die Bäume. Er nistet auf hohen steinichten Orten / Schroffen und Felsen / auch in den hohen Tannen / Föhrer



ren und Buchen/legt 3.4. oder zum meisten 5. Eyer Aristoteles will/er brute 20. Tage. Er ist ein besonderer Feind der Tauben/ und thut ihnen/wann sie auf die Weide fliegen/nicht kleinen Schaden / wie in allen Wirthschafften wol bekannt ist.

Wann ein Habicht schwach ist / und scheinet/als wollte er kranck werden / mag man ihm sein Fleisch zu Bröcklein schneiden / und in eine Schüssel Wasser/darinnen ein wenig Zucker oder Manna zerlassen ist/ vorstellen / so werden die Därme laxiret / die Nasenlöcher erfrischt und gereinigt / und ist ihm zu vielen Kranckheiten ein gutes Præservativ, doch muß das Wasser weder zu kalt noch zu heiß/sondern laulicht seyn.

Monf. d' Esparron schreibt/daß er auch die Sacren und Passagier lanieren in ihrer Mauß wochentlich zweymal auf diese Weise speise/und sey ihnen / und auch allen Raub-Vögeln gesund ; man kan sie auch gleichfalls im Sommer/wann sie gebaisst werden/ also speisen.

Mit den grossen Habichten kan man auch wilde Endten fangen/ wann ihnen vorher zame Endten bey Hause gezeigt werden ; man baisset aber allein um die schmalen Gräben und Flüsse / wann man vorher weiß/ wo zugegen die Endten sind/muß man mit dem Vogel/so nahend als man kan/hinzuschleichen/ und setzet alsdann an den Graben / mit dem Habicht auf der Faust/und ist gewiß/ so bald sie auffsteigen/eine davon gefangen.

Es sind die Habicht unterschiedlich an der Farb und Grösse / nachdem sie etwann von einer oder der andern Speise gewöhnlich leben / oder nachdem das Clima ist/ nicht anders / als wie die Menschen von allerley Staturen/Proportion und Farben/nach unterschiedener Lands Art gesehen werden.

Man muß sie nicht lange lassen Hunger leiden/denn es ist ein heißhungeriger Vogel / und kan leicht darvon verderben / muß man also / wann man auf Baissen ausziehet / allzeit etwas vom Geflügel im Vorrath bey sich haben/damit man/wann man lang nichts antreffen oder fangen solte/man ihm sonst speisen u. befriedigen möchte.

Seine Beine haben diese sonderbare Eigenschafft daß sie das Gold an sich ziehen. Die man aus den Gestellen (also heisst man ihre Nester) aushebt/die werden am heimlichsten/und sind am leichtesten abzutragen/ sind aber nicht so freudig; was aber die Nistling sind/die schon ihr Nest verlassen/ und von einem Ast sich auf den andern begeben haben/die sind etwas dauerhafftiger; die Wildfang/die schon vorher ihren Raub erjagt haben / sind beschwerlicher abzurichten/ aber freudiger und hertzhaffter/ und wann sie wol gerathen / die besten ; sie haben offt mehr Hertz als Vermögen / und unterstehen sich zu Zeiten ein grösser Thier anzugreiffen/als sie selbst sind/daher die Weidleute wol zu beobachten / daß sie einen jungen Vogel einen solchen Vorlaß geben / der ihm möglich ist zu erreichen. Sie werden offt auf den Vögel-Tennen mit den Wänden gefangen/ wann sie auf die Läuffer und Ruhr-Vögel stossen wollen/auch mit Schlag-Netzen im Flug gefangen ; die jungen Nistling aufzubringen/ ist sehr mühesam und beschwerlich / wegen ihres stätigen Geschreyes.

Wer wildgefangene Habichte kauffen will / muß erstlich sehen/ob sie frisch / freudig und frey sich umsehen. 2. Ob sie nicht staubfedricht und traurig sind. 3. Ob sie begierig und mit Lust fressen ; und endlich ob ihnen an den Waffen und Schwingfedern nichts zerbrochen / oder sonst mangelhafft ist.

Zur Artzney/schreibt Kyranides, soll man einen Habicht braten und essen / soll ein kräfftiges Mittel wider das Hinfallende seyn.

Rabbi Moyses in Aphorismis sagt: Das Fleisch der jungen Habichte seye eine wolgeschmacke Speise denen

Kleinmüthigen/ Melancholischen und Verwirrten sehr nutzlich.

Seine Klauen gepulvert/ und getruncken/ sollen ein Experiment seyn wider die rothe Ruhr.

Die Augen an dem Hals gehangen/ vertreiben das dreytägliche Fieber.

Accipiter, inquit Plinius, in rosaceo decoctus, ad omnium vitiorum in oculis accidentium inunctionem est efficacissimus; gleiche Wirckung wird auch seinem mit Hönig vermischten Koth zugeschrieben; sein Mist mit Meth getruncken/ soll den unfruchtbaren Weibern ad conceptionem dienen; und mit süssen Wein genommen/ befördert die Geburt; dieses soll auch von den Sperbern nützlich seyn/ auch die Nachgeburt austreiben.

Wiewol Ælianus das Gegenspiel glaubet/ und saget: Anseris, Accipitris & similium stercora, de quibus multas comminiscuntur fabulas nugarum Legistæ, inutilia esse frequenti experientiâ didicimus.

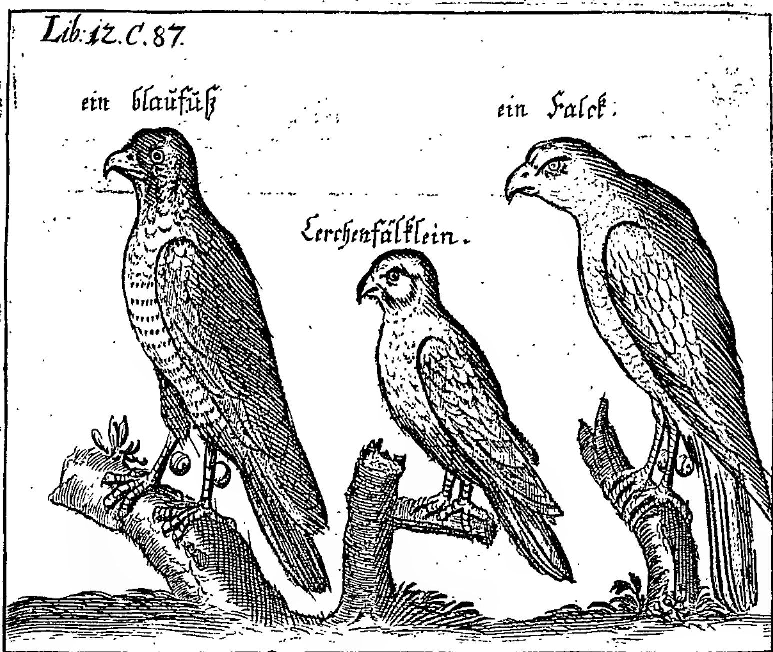
Habichts-Klauen gepulvert/ und in Vehiculo apto getruncken/ soll wider die Ruhr ein Experiment seyn.

Falcken-Gall soll die Augen erläutern/ schärffen und gesund machen.

Albertus Magnus schreibet/ man soll sich wol hüten/ wann der Habicht/ nachdem er gebadet worden/ mit dem Schnabel sich putzet/ und die Federn richtet/ daß er einen zu der Zeit nicht verletze/ denn durch das Umsuchen in den Federn/ empfangen sie eine Fettigkeit an dem Schnabel/ die ist gifftig/ dann aller Raubvögel Federn/ Schnäbel und Klauen/ haben etwas boshafftiges in sich/ die einem Menschen/ den sie verletzen/ bald schaden kan.

Das Fette vom Habicht in die Augen gestrichen/ benimmt ihren Nebel.

Wer mehr von den Habichten wissen will/ der besehe Gesnerum, der aus dem Demetrio weitläufftig davon schreibet; item Jonstonum, Crescentium und Carolum Stephani, und sonderlich Aldrovandum in Ornithologiâ.



CAP. XCIV.

Von den Falcken und Blaufüssen.

Die edlesten Falcken/ Sacri genennt/ kommen aus Britannien oder vielmehr aus Irrland/ sind fast so groß als ein Adler/ aber viel freudiger/ sie werden eher zahm/ wann man ein paar miteinander aufstellet/ wie sie dann auch meistentheils selbander auf den Raub ziehen; er jagt auch lieber/ wann er einen Cameraden hat; sie wollen anfänglich zärtlich gehalten und mit frischen Hertzen und Hirn gespeiset seyn; hat den Falckner und die Hunde lieb/ deren er einmal gewohnet ist/ wird für den Adelichsten Raubvogel gehalten; die sind am besten/ die man aus den Nestern bekommet/ er wird auch aus Podolien/ Tartarey/ Cypern und Candia hergebracht/ raubt Kränich/ wilde Gänse/ auch Rehböcklein/ und dergleichen.

Als einsmals des Türckischen Kaysers Ottomanns Falckoniers/ mit zwey solchen Falcken einen Adler gebaisst/ die auch solchen zur Erden geworffen/ und der Kayser solches erfahren/ hat er die Falckoniers lassen erwürgen/ und gesagt: Man soll sich wider seinen König keiner Feindseligkeit unterstehen.

Unter den Falcken sind die mittelmässigsten die besten; ein edler Falck soll haben ein kleines oben flaches Haubt/ einen kurtzen und starcken Schnabel/ grosse und weit eröffnete Naslöcher/ runde helle Augen/ einen lan-

gen starcken Hals/ breite Brust und Schultern/ lange Oberschenckel und die untern kurtz/ die Füsse grünlicht/ und starcke Zähen mit schwartzen scharffen Klauen. Wer mit dem Sackerfalcken/ und der Weyhe/ eine lustige Baiß haben will/ besehe Maison rustique lib. 7. chap. 44.

Die Gerfalcken sind den obigen Sackerfalcken in allen gleich/ ausser ein wenig kleiner/ doch grösser denn der Habicht/ müssen auch allzeit frisches Geäß haben; ist ein freudiger behertzter Vogel/ greifft Schwanen/ Kräniche und Geyer an; sie halten ihre Federn so glatt am Leib/ und stehen so schön und aufrecht/ daß es eine Lust ist/ sie anzuschauen; wird auch zur Raigerbaiß gebraucht; sie kommen aus Norwegen und Irrland/ thun ihren Stoß allein mit der hinten Klauen/ der gleichsam ihr Sporn ist/ damit sie ihren Feind reissen und beschädigen. Ist aber wilder Art/ und muß mit grosser bescheidener Gelindigkeit und Güte erhalten werden. Ein grober Weidmann kan ihn auf einmal verderben/ daß er ihm feind wird/ und hernach kein gut thut.

Der Falck/ sagt Herr d'Esparron, hat im ersten Jahr fünff unterschiedliche Namen: Erstlich/ wann er in der Gegend/ da er geheckt/ im Nest/ oder nach seinem ersten Ausflug/ der im Majo geschihet/ gefangen worden/ so nennt man ihn Niais, das ist/ schlecht oder einfältig; Wird er aber Junio/ Julio und Augusto gefangen/ nennt man ihn Gentil, das ist/ adelich und hurtig; wann er vom September an/ bis in dem December bekommen wird/ nennt man ihn Pellerin oder Passagier, das ist/ ein Frembder/ Wanderer oder Landfahrer; wird er aber über Jahr im Januario/ Februario und Martio gefangen/ nennt man ihn Antannaire, vom verdigen Jahr; oder die Italiäner nennen ihn Antenido, weil er noch nie genistet hat/ oder vor der Nistung gefangen worden; wann er zum erstenmal vermaust hat/ wird er Hagard genennt.

Der Blaufuß ist auch eine Falcken-Art/ Falco Cyanopus genannt/ weil er blaulichte Füsse hat/ ist kleiner und geringer als die obengedachten/ er fängt Rebhüner/ Endten/ Tauben/ Phasanen/ wird auch zur Krähen- und Allsterbaiß/ Lusts halber/ gebraucht; Wann er übersich steigt/ so revirt oder schwebt er in der Lufft/ zu erwarten/ ob die Hunde was austreiben.

Gesnerus schreibt/ man finde diese Vögel an vielen Orten des Schweitzerlandes; sie nisten in hohen Felsen/ bey den Wassern/ oder in tieffen Klüfften und Thälern/ werden am besten zum Baissen gebraucht/ wann man zween miteinander los lässet.

Es werden sonst allerhand andere Gattungen der Falcken beschrieben/ als die Berg-Falcken oder Bürg-Falcken/ ist aber einer wilden und zornmüthigen Art/ muß also gantz sanfftmüthig mit ihm umgegangen werden.

Item/ der Hoger-Falck ist nicht groß von Leib/ aber desto behertzter/ dieser hat einen so kurtzen Hals/ daß man ihm vor den Flügelbogen kaum das Haupt sehen kan/ (wie Albertus Magnus bezeuget) sein Haupt ist oben auf fast breit/ und zurucke gegen dem Hals flach/ ist gegen dem Leibe zu rechnen ziemlich groß/ hat einen kurtzen Schweiff/ aber lange Flügel/ und starcke kurtze Bein-Knochen/ feurige Augen.

Sonst gibt es auch schwartze/ weisse/ rothe Falcken/ auch Stein- und Baum-Falcken.

Item/ ist eine Art von Falcken/ welche die Frantzosen Laniers, Gesnerus aber Laneten oder Schweimer nennet/ wird aber nicht unter die edlen Falcken gezehlet/ sind dreyerley Gattungen/ weiß/ schwartz und roth/ die sind aber/ wie Gesnerus aus Alberto meldet/ von mitten des Heumonats bis zu mitten des Weinmonats; im kalten Winter aber gar nicht zu gebrauchen.

Diese Laniers sind bisweilen/ wann man sie vermaussen lässet/ so ungestümm/ daß man nichts mit ihnen kan anfangen/ sonderlich wann sie zweymal mit guter Speise sind gefüttert worden/ das thun auch wol zu Zeiten die Sacerfalcken; das geschihet aber nicht/ wann man ihnen die Speise schneidet/ bisweilen in Wasser weichet/ und ihnen den Tag nur einmal zufressen gibt; die Falcken und Gerfalcken aber müssen allzeit wolgehalten seyn. Alle zum Baissen abgerichtete Vögel/ wann man will etwas gutes mit ihnen ausrichten/ soll man nur allzeit über den andern Tag/ und niemals zwey Tage nacheinander ins Feld tragen.

Daß die Falcken theils gelbe/ theils blaulichte Waffen haben/ gibt Mr. d'Esparron diese Ursach/ und sagt: Die Vögel/ die an der Seeküsten und in den Insulen nisten/ und ihre Jungen mit Täuchern/ Kibitzen/ Endten/ und andern Wasser-Vögeln ernähren/ die bekommen meistentheils blaue Waffen; hingegen die auf dem Lande und in den Gebürgen sich nähren/ kriegen gelbe/ das macht die unterschiedliche Art der Speise; diß sihet man an den Sacerfalcken und Laniren/ die sich mehr als andere an dem Meer aufhalten/ welche gantz blaufüssig sind/ hingegen wann sie gefangen werden/ vergehet diese Farbe allgemach; und wann sie vermaussen/ so werden ihnen die Waffen je länger je gelber/ nachdem sie lang bey einem Herrn sind.

Im Februario begeben sich die Falcken an die Ort/ wo sie gewöhnt sind zu nisten/ die Tiercelleten/ oder Männlein/ kommen zu erst/ denen die Weiblein/ welches die grossen und formirten sind/ nachfolgen/ und geschiehet offt/ sagt Mr. d'Esparron, daß sich drey oder vier Weiblein zu einem Männlein finden/ bisweilen aber geschiehet es auch/ daß etliche Männlein nur ein Weiblein bey sich haben/ da sihet man dann/ wie sie miteinander kämpfen/ bis einer Meister wird/ und das Weiblein allein bey ihm bleibet/ nachdem die andern alle abgetrieben und verjagt worden.

Sie brüten ihre Jungen in zwantzig Tagen aus/ nach ihrer Paarung; die an der Seeküsten kommen um 14. Tage früher/ als die Bergvögel/ sobald das Weiblein anfängt zu brüten/ so verwahret und versorget das Männlein solches mit Nahrung/ und fleugt kein Raubvogel fürüber/ den er nicht anstösst/ und hinweg treibt; aus Furcht der Läuse/ die ihnen sehr gedrang thun/ legen sie ihre Eyer nur auf blosse Felsen/ wann die Jungen ausgebrütet/ alsdann sitzet eines um das andere darüber/ unterdessen fliegt das andere auf den Raub/ und continuiren solches/ bis sich die Jungen selbst verwahren und ernähren können.

Wann sich ein Adler um selbige Gegend sehen lässet/ so fleugt das/ so auf der Wache ist/ oben auf den Felsen/ und rufft mit Geschrey seinem Gesellen/ welcher alsbald erscheinet/ da setzen dann die beeden dermassen an den Adler/ daß ihn in langer Zeit nicht wieder gelustet dahin zu kommen.

Sie halten aber/sagt Mr. d' Esparron, in ihrem Streit folgende Ordnung: Der eine sihet/ daß er dem Adler die Höhe abgewinne/und stösset von dannen freudig herab auf ihn/ also daß sich der Adler/ damit er sich wehren könne/ mit der Brust und den Waffen muß übersich wenden; da dann der andere Falck seiner Gelegenheit wahrnimmt/und indem der Adler sich gegen seinem Gesellen wehren muß/ dermassen von oben herab auf ihn stösset/daß er ihn mehr/ als zween langer Spieß hoch herab sencket/ und geschicht dasselbe mit solcher furiâ und so resolut, als wann er mit seinem Tode seines Feindes Tod erkauffen wolte.

Wo es Adler gibt/ ist nützlich/ man mache seinen Falcken das Geschühe so kurtz/ als man kan/ denn wann selbiges hinab hangt/ und der Adler sihet es/ vermeynt er/ es sey ein Theil vom Raub/ daß er desto begieriger wird ihms zu nehmen/ wie sie dann meistentheils die Falcken bey ihrem Geschühe ergreiffen.

Die Jungen werden erstlich von dem in kleinen Stücklein zerrissenem Raub ernähret/hernach bringen sie ihnen zwar lebendige/ aber doch gantz abgemattete und gelähmte Vögel/also gantz/aber wol berupfft/ als Wachteln/ Turteltauben/ junge Gibitz/ Taucher/ Wasserhünlein/ und andere See-Vögel/ bis die Zeit kommt/ daß sie sollen ausfliegen/ alsdann thun sich die Alten ein wenig von ihnen/ und schreyen ihnen von einem Felsen zum andern zu/ dahin ihnen die Jungen nachfolgen/ bis sie fliegen lernen; sobald sie sich ein wenig im Flug halten können/ zeigen sie ihnen/ wie sie sich kehren/ wenden und schwingen sollen. Wann sie diese Lection wol gelernet/müssen sie anfangen zu jagen/ darzu sie auf nachfolgende Weise angeführt werden: Jedes von den Alten hat einen lebendigen Vogel in den Waffen/ und schwingen sich über den jungen in die Höhe herum/ da ihnen dann die Jungen nachfolgen/ wanns Zeit ist/ so lässt ein Altes seinen Vogel fallen/ demselben eilen alsdann die Jungen nach/ bis sie es erwischen; ist ein Vogel zu resch/ so fällt der Alte herab/und ergreifft ihn/ und lässet ihn abermal fallen/ bis sie durch Ubung ihr Handwerck recht können; und diß währet den gantzen Maji/ und bisweilen auch im Junio/ bis sie einen Vogel recht mit Kampf anfallen/ da ihnen die Alten anfangs helffen/ bis sie es besser und geschickter verrichten/ dann werden sie allgemach von ihren Alten verlassen/ alsdann werden sie aus Niais Falcken/ Gentils, die sehr wol zum Weidwerck dienen.

Wann die jungen Falcken noch im Nest sich um die Speise zerkriegen/ und einander mit ihren spitzigen Waffen die Augen kratzen und verderben/ so helffen sie einander wieder mit ihrem eignen Mist/ also/ daß ihnen solches an ihrem Gesicht nicht schädlich ist.

Wann sie kranck werden/können sie ihnen selbst lassen/ und schreibt Mr. d' Esparron, auf eine Zeit hatte ich einen Lanier, kranck und also abgezehrt/daß ich seiner Gesundheit keine Hoffnung mehr hatte/ dieser Vogel kratzte sich einsmals so lang zwischen dem Schnabel und dem Auge/ bis er ihm allda eine Ader öffnete/ und sprang das Blut/ nicht viel geringer/ als wann man einem Menschen auf einem Arm lässet/ darauf dann in kurtzem seine Gesundheit erfolgete.

Andere (sagt er ferner) habe ich gesehen/ die ihnen an den Adern/ unter den Flügeln/ inwendig in den Schenckeln/ und am Hals gelassen/ und ihnen selbst durch solches Mittel zu ihrer Gesundheit geholffen haben.

Die Falcken im Feld und in der Wildnis suchen/ wie Mr. d'Esparron part. c. 18. schreibet/ unter den Steinen die Asseln oder Millepedes, und reinigen und erkühlen sich damit.

Wer mehr von der Falcknerey/ auch wie so wol die Niais aufzubringen/ zu erwählen/ auch die Passagiers-Gentils-Pellerins- und Antannirs- Falcken zu halten/ abzurichten/ wie mit denen Laniers, Alcanets, Sacer-Falcken/ Ger-Falcken/ und andern dergleichen Raub-Vögeln umzugehen/ der besehe des offt-erwehnten Herrn Charles d' Arcuse Sieur d' Esparron schönen Unterricht von der Falcknerey/ welchen ich aus Gnaden und Höflichkeit Herrn Gundackers/Grafen und Herrns von Stahrenberg/ zu leihen bekommen/ und der mir zu diesem Falcknerey-Discours sehr vorträglich gewesen.

Mehr habe ich dißmals davon nicht melden wollen/ weil es einem Hausvatter mehr schädlich/ als fürträglich scheinen würde/ sich darinnen mehr/ als billich/ zu vertieffen/ und die nothwendigere, und mehr eintragende Wirthschaffts-Sachen darüber zu versaumen.

Aus diesen vielerley Arten der Falcken nun/ die offt weit fliegen/ und wann ihre Brutzeit kommt/ nicht allzeit ihres gleichen finden/ entstehen offt seltzame Heuraten und Vermischungen/ dardurch eine gantz absonderliche Art erzeuget wird; als der fremde Falck vermischet sich offt mit dem Blaufuß/ auch mit den Laneten/ aus Antrieb der Natur; wann sie ihres gleichen nicht haben können/ so vermischen sie sich mit denen/ die ihnen am ähnlichsten sind/ daher gibt es so vielerley unterschiedliche bastardirte Falcken/ die aber dennoch edler sind als die gemeinen/ wann eines von den Eltern/ ein edler Falck gewesen ist.

CAP. XCV.

Vom Hasen-Vogel und Lerchen-Fälcklein.

DEr Hasen-Vogel ist eine absonderliche Art der Raubvögel/ sondern wird entweder von den Falcken/ oder/ so viel ich weiß/ aber gar selten/ von den grossen Habichten darzu gewöhnet/ am besten thun dieses die Sacer-Falcken/ die Lanier, und andere/ sonderlich die Thunisser-Falcken und Alphanetten, die sonderlich darzu geneigt sind. In Barbaria lässet man sie nach den Gazellen oder kleinen Rehelein fliegen.

Auf die Hasen aber werden sie also abgerichtet: Man nimmt einen gantzen Hasenbalg/ füttert ihn mit Heu aus/ also daß er rechte Hasen Gestalt erlange/ und lässt sie an einer langen Schnur von einem Mann schleiffen/ so geschwind er lauffen kan/ solches lässt man dem Vogel/ den man abrichten will/ etlichemal sehen/ und speiset ihn etliche Tage nacheinander auf der Hasenhaut mit angenehmer Speise/ und wann er sie erkennen lernet/ muß man ihn sie gleichfalls wieder zeigen/ daß sie



von einem schnellen Pferde an einer langen Schnur gezogen wird/ also/ daß das Pferd bißweilen still stehe. Endlich soll man sie mit einem Küniglein speisen/ daß sie meynen/ sie haben vom Haasen gessen.

Etliche (sagt Mr. d' Esparron) nehmen ein grosses Caninichen/ binden ihn zween Hünerschenckel an den Hals/ und lassen dem Vogel dasselbe in einer Wiesen sehen/ doch daß beedes das Canin und der Vogel / jedes an eine Leine gebunden sey / damit wann sie einander ansichtig werden/ der Vogel nicht zu sehr dafür erschrecke/ lassen sie also zusammen / und speisen den Vogel/ mit den Schenckeln / so sie dem Canin vom Halse nehmen ; biß solches etlichemal versucht / und der Vogel darauf erhitzet / alsdann lassen sie den Vogel ledig / daß er das Canin fälle / und geben ihm einen Lauff davon / und etwas vom Ingeweid zu essen. Darzu wird ein oder ein paar Windspiel abgerichtet / und ein Stöber/ der sie austreibt / die müssen allzeit nahe bey dem Vogel gespeiset und gehalten werden/ damit sie einander kennen lernen. Wann man nun baissen will / wird der Vogel abgehaubt/ der Stöber/ sucht kurtz vor dem Weidmann her/ deren 3/4/5/ mehr oder weniger in einer Reih / wie man sonst im Hetzen die Hasen sucht / neben einander im Feld also fortreiten/ und werden die Windspiel am Hetz-Riemen in der Mitten hergeführet. Hat nichts zu bedeuten / wann die Hunde gleich nicht so resch lauffen. Wann nun der Stöber einen Hasen austreibt / werden die Windspiel los gelassen / und der Vogel dem Gebrauch nach von der Faust geworffen/ der fliegt in einem Bogen/ und macht/ wie die Falckner sagen/ einen Bund/ gibt dem Hasen mit seiner hintern Klauen oder Waffen einen Griff / der duckt sich dann / sonderlich wann er recht getroffen wird / biß die Hund an ihn kommen/ dann fliehet er wieder fort/ unterdessen macht der Vogel den andern Bund/ und etwann wohl auch den dritten/ biß der Has getäubt / von den Hunden gefangen wird. Diß ist meistentheils eine Art von den edlen Falcken/ und ist ein schöner Adelicher Lust dabey zu seyn und zuzusehen.

Der Habicht (welches ich doch selbst nit gesehen) gehet dem Hasen nieder auf der Erden nach / gibt ihm einen starcken Griff/ und hält ihn fest mit der rechten Waffen/ mit der Lincken aber ergreiffet er die Erden so starck / daß er den Hasen erhält / es geschiehet aber auch bisweilen wol/ daß ein starcker Has den Vogel zersprenget / daher man den Habicht mit dem Geschühe vor diesem Fall verhüten muß ; wann ein wilder Habicht einen Hasen dergestalt fanget/ so soll sein erste Arbeit seyn/ daß er ihm die Augen aushacket/ dann ist er sicher/ daß er ihm nicht mehr entfliehen kan.

Das Lerchen-Fälcklein / wiewol es eine ungereimt Gesellschafft / scheinet zu dem Hasen-Vogel/ wegen seines geringen und kleinen Cörpers / so ist es doch eine edle Falcken-Art / und was dem Leiblein abgehet/ das Hertz überflüssig ersetzt/ ist ein bekanntes schönes Vögelein / und hat den Menschen lieb / wo es einen Weidmann zu Roß oder Fuß / oder wo es Leute siehet/ die hetzen, reiten / und Hunde bey sich führen denen folget es in der Höhe mit hin und wiederstreichen nach / damit wann eine Lerche aufgejagt wird / sie solche fangen mögen ; nach der Schwalben fliegt kein Vogel schneller/ und ist schad daß dieser Vogel zum Baissen so hart und fast unmöglich abzurichten ist ; dann ob er wol bald abgetragen wird/ des Menschen bald gewohnet/ dem Lüder oder Federspiel zufleucht; auch anfangs/ wann mans in einem Zimmer mit einem Vogel probirt/ auf die Erden sitzt/ und ihm den Raub / wie ein Sperber/ bescheidentlich abnehmen lässet ; so wird er doch diesen Brauch im Feld nicht behalten ; und sobald er im Feld auf eine Lerchen geworffen wird/ und solche fängt/ begibt er sich nicht

auf die Erden / sondern führet meistentheils den Vogel/ so bald er ihn in der Lufft ergriffen/auf einen Baum/und nicht weit von dannen / biß er sich gesättiget hat; oder setzt er sich schon auf die Erden/sobald er den Weidmann merckt auf etliche Schritt annähern/ erhebt er sich von stundan mit seiner Beute auf einen guten weiten Weeg davon/und verzehret seine Mahlzeit/ehe der Weidmann darzu gelangen kan.

Aus dieser Ursach wird er in unserm Lande wenig zum Baissen gebraucht; ist aber nichts destoweniger zum Weidwerck nützlich/weil ihn die Lerchen und Wachteln erschrecklich fürchten / absonderlich die Lerchen/welche sonst auch genaturt sind/gern in der Lufft herum zu streichen/wann sie diesem Fälcklein einmal entflogen sind / so verstecken sie sich an das nächste beste Ort/und lassen sich eher von einen Menschen mit der Hand aufheben / als daß sie wieder auffliegen solten.

Man hat Exempel / daß sie den Leuten in die Säcke/ oder/wo sie eine Oeffnung gefunden/ eingeflogen / ja in brennende Back-Oeffen/in die Brönne/ der Herr Agostino Gallo, der berühmte Brascianische Edelmann in seiner 19. Giornata della Villa sagt / bey ihnen seye ein Sprichwort / das sage: Sperauiero da gentilhuomo, Astore de pover' huomo, Falcon da Signore, Smerlino da Rè; und erzehlt daselbst artliche Begebenheiten/ so sich dißfalls zugetragen haben.

Ob dieses Lerchen-Fälcklein das rechte Schmerlein sey/ wird von etlichen in Zweiffel gezogen / denn die Schmerlein lassen sich auf die Rebhüner abrichten/ welches von diesem nicht leicht geschehen mag / weil sie zu klein sind/und schreibt Mr. d' Esparron part. 1. de la Fauconnerie, chap. 28. daß ihn die Türcken gar auf die Kraniche abrichten/und lassen ihrer wol 40. auf einmal fliegen/sey auch dieses bey des Türckischen Kaysers Falcknerey sehr gebräuchig. Dieser Vögel fürchtet sich sehr für der Kälte/darum sind sie an einem temperirten Ort zu halten/ auch muß man ihnen im Winter die Stange mit Hasen-Beltzen füttern.

Das Lerchen-Fälcklein wird also gefangen: Man brämet oder blendet eine Lerche / hängt ihr an einen Fuß ein subtiles mit Vogel-Leim bestrichenes Gäblein / oder nur ein Spahet mit Leim bestrichen / und so man ein Lerchen-Fälcklein merckt herum reviren/ lässet man die Lerchen sachte fliegen/die gehet den geraden Weeg/(wie alle blinde Vögel thun) übersich; und diese wird von dem Fälcklein unfehlbar ersehen/und im Stossen schlägt das Gäblein übersich/ und wird das Fälcklein vom Leim gefangen/fällt mit samt der Lerchen herab / den Leim mag man mit Aschen/Seiffen/und warmen Wasser / wieder ausputzen.

Weil er aber nicht zum Baissen gebraucht wird/ hat es wenig zu bedeuten/ dann man führet ihn nur auf der Hand / geht oder reitet mit einem Hund ins Feld/ und wann der Hund eine Lerche oder Wachtel auftreibet/hat man acht auf den Fall/lässt das Fälcklein auf der Hand flattern / so wird der furchtsame Vogel gewiß nicht aufstehen / und den kan man hernach mit dem Tyraß überziehen.

Ich habe gesehen von Herrn Grafen Otto Friedrichen von Harrach/ damals Obristen über ein Regiment zu Fuß/ einem freundlichen und leutseeligen Herrn daß er offtermals also mit einem Lerchen-Fälcklein und Hund ins Feld geritten / und wann der Hund eine Wachtel oder Lerchen aufgetrieben / und man zu dem Fall kommen / und das Fälcklein geschwungen hat/da hat einer zu Pferde ein von grüner Seiden gestricktes Netzlein mit weiten Maschen(wie man die Klebgärnlein strickt)etwann ein Kläffter lang und breit/an einem langen Stecken geführt/und den Vogel/ der in einer Furch oder zwischen den Erdschrollen unbeweglich gelegen/ damit bedeckt/wann sich der Vogel angerührt empfunden und aufstehen wollen/ hat er sich in dem subtilen Gärnlein alsobald verwickelt; ist er aber (aus Furcht des Fälckleins) ligen blieben/hat ihn einer mit der Hand gefangen und aufgehoben. Ich habe auch von andern gesehen/sie auf solche Weise / mit einer an einem Stänglein angemachten Leim-Spindel/also fangen / weil aber der Leim ein unsauber anhangiges Ding ist / ist es besser mit dem Fähnlein.

CAP. XCVI.

Vom Sperber und Sprintzen.

Diese beede sind einerley Art der Raubvögel/aber zweyerlei Geschlechts/die Sperber sind das Weibelein/und die Sprintzel / so etwas kleiner/ das Männlein; die Italiäner nennen das Weiblein Sparaviero, ung das Männlein Muscetto. Ein guter Sperber soll einen kleinen übersich runden Kopf/und einen starken Schnabel haben/die Augen-Aepfel sollen mit weißgrünlichtem Crayß umgeben seyn; der Hals soll länglicht uñ starck/die Flügel lang und spitzig/die Füsse kurtz/ die Zähen lang und subtill / die Klauen scharff und spitzig/die Schultern der Flügel groß und breit/und die Schwingfedern/so wol als der Schweiff/starck und schwartz seyn.

In Italien werden die Sperber / so man aus Sclavonia bringt / und die in Friaul in hohen Bergen nisten / höher gehalten/ als die andern/ die sind auf dem Rucken sehr braun / und auf der Brust etwas schwärtzlicht / wie die Kranweths-Vögel / die sind so muthig/daß sie ihrem Herrn nichts versagen / sondern greiffen freudig an/alles / was ihnen gezeigt wird.

Mr. d' Esparron sagt / des Sperbers Achtung sey so groß/daß wann ein Cagirer / so Falcken / Lanier und andere Raubvögel im Land umher zu verkauffen trägt wann er nur einen Sperber darunter / so bringe er die andern Vögel alle Zollfrey durch.

Je grösser nun die Sperber sind/je besser sind sie/man kan sie anfangs freudig machen / wann man ihnen junge Rebhüner zum Vorlaß gibt; der Sperber nun / soll seyn im Fluch schnell/im Fangen geschicklich / im Wiederkehren willig/und in allen / was man mit ihm fürnimt/der sich gern Häublen aufsetzen/herab nehmen/und und äsen lasse; darzu wird erfordert ein halb-abgerichteter Hund/der fein nahe vor dem Vogel her/auch gerecht und fleissig suche / denselben in und nach dem Fang nicht verletze / das Hun oder die Wachtel nicht zerreisse / also das Hund und Vogel einander wol kennen/und zusammen wol gewohnt seyen.

Diese Baytz geht an/ so bald der Schnitt vorbey/ oder von Bartholomäi an/ bis auf Liechtmessen/ damit die jungen Hüner und Wachteln desto besser erstarcken mögen/ welches / wann man gleich nach vollbrachtem Schnitt den Anfang macht/ nicht wol seyn kan.

Die Sprintzen / weil sie um ein merckliches schwächer sind / taugen am besten zur Wachtelbaitz/ und andere kleine Vögel damit zu fangen; vor allem gehört zu diesem und allem Weidwerck ein gedultiger und vernünfftiger Weidmann / dann ein Sperber ist ein hoffärtiger und nicht leicht vergessender Vogel/ wann man ihm einmal Verdruß zufügt/ wird er hernach des Weidmanns wenig achten / und wenig Gehorsam mehr erzeigen; wann man aber weiß gelind und sanfftmüthig mit ihm umzugehen/ wird er seinen Weidmann lieben / und ist ein schöner Lust / wann der Hund ein Rebhun oder Wachtel auftreibt/ der Vogel alsobald von der Hand geworffen/ mit schnellem Flug nacheilet / und nicht ablässet/ bis er seinen Raub erhaschet / sich mit ihm auf die Erden setzet / und daselbst erwartet / bis der Falckner darzu kommt / gemach und sacht hinzu kriecht / bis er den Sperber/ samt dem Raub / säuberlich auf die Hand nimmt/ ihn ein wenig davon rupfen lässet / hernach gemählich ein Geäß von einer Tauben / oder was es sey/ (welches er stets in seiner Weidmanns-Taschen in Bereitschafft haben muß) fürlegt/ und ihm also den rechten Raub unvermerckt entzucket.

Der Sperber fliegt meistens allein / sie nisten gern auf den Tannen / und legen drey Eyer / oder ein wenig mehr / aber selten; weil das Weiblein brütet / trägt ihr das Männlein den Raub zu.

Albertus Magnus sagt/ wann ihre Jungen anfangen zu fliegen/ bringen sie ihnen lebendige Vögel / lassen sie vor ihnen fliegen/ so bald sie sehen / daß die Jungen solche fangen / verlassen sie dieselben / und mögen ihnen ihre Nahrung selbst suchen ; sie mausen vom Martio und April an/ und im Augustmonat haben sie vermaust/ daß sie wieder neues starckes Gefider bekommen; die wilden behelffen sich meistens mit den Fincken und anderem kleinen Vögel-Fang/ darum sie auch accipitres fringillarii von etlichen genennet werden.

Gepulvert-und getrunckener Sperberkoth treibet die Geburt und die Secundas. Wann sich ein Sperber anfängt zu hisern / soll man 5. Blätlein Genserich äsen.



CAP. XCVII.

Allerhand andere Baissen.

Zu allen Baissen wird erfordert gutes Wetter/ bey trüben Wetter soll man sich nie auf die Baisse begeben/ weil der Vogel nicht darzu lustig ist/ und man sowol den Vogel/ als den Raub/ leichtlich aus dem Gesicht verlieret / man muß allzeit das Luder / oder ein Hun mit hinaus nehmen / damit wann der Vogel fehl stösset / man ihm den Unlust wieder dahin benehme; Darnach muß man gute Hunde haben / die der Vogel wol kennet/ und die ihn nicht beschädigen / für diese muß man auch allzeit Brod im Vorrath haben.

Den Vogel recht zu werffen / gehört ein scharff-sehendes Auge / ein guter Verstand und eine fertige Hand/ sagt Mr. d' Elparron. Wer recht werffen will / muß auf der lincken Seiten der Spuhr halten/ die aber die Hunde leiten/ auf der rechten; zu des Vogels Commodität und Vortheil gehöret dieses/ daß man sich hurtig / nach Gelegenheit und Nothdurfft / wisse zu drehen.

Wann die Rebhüner schon gepaaret sind/ steht das Weiblein allzeit zum ersten auf / also soll man vor der Zeit den Vogel nicht werffen / bis das Männlein aufgestan-

gestanden/damit man die Rebhüner nicht zu viel vertilge.

Wann ein Schnee fällt/ soll man den Vogel nicht hinaus tragen/sondern ihn daheim auf der Stangen behalten/ denn sie fürchten sich sehr für dem Schnee/weil er sie blendet/ daß sie sich leichtlich verirren oder gar verlieren. Man soll auch nicht baissen/ wann ein Reiff fällt/ bis ihn die Sonne gantz verzehret hat/ denn die Hunde haben keine Spuhr/das Hun recht zu finden; das thun auch die kalten Winde/ und so wol zu grosse Kälte/ als zu grosse Hitze.

Die Endten-Baiß/so auch mit Falcken geschiehet/ ist von mehr Mühe/ als Lust/ man muß über so viel Wasser/Bäche/ Flüsse und Morasse/da der Vogel den Raub so leicht auf jener / als auf unserer Seiten ablegt/und man stets mit Schiffen (hin und her zu setzen) muß bereitet seyn.

Die Raiger-Baiß ist etwas anmuthiger/ so bald der Raiger aufgetrieben wird/und des Falckens gewahr wird/ fängt er an mit solchem Fleiß übersich zu steigen/ daß man ihn in kurtzer Zeit schier aus dem Gesicht verlieret; Nicht weniger thut der Falck/ scheinet doch/ als achtete er des Raigers gantz nicht/ sondern hielt zimlich weit davon seinen sonderbahren Himmels-Flug/ der währt auch so lang und so streng/ bis er dem Raiger die Höhe abgewonnen/ welches er mit seinem viel raschern Flug leicht verbringen kan; diesem Wett-Flug nun wird von den Weibleuten mit grosser Vergnügung und Anmuth zugesehen/ und ist sehr zu zweiffeln/ ob viel unter den Weibleuten seyen/ die den Himmel ihr Lebenlang einmal aus Begierd und Verlangen/ hinein zu kommen/ so inbrünstig und unverwendet betrachten/ als sie itzt thun/ aus Fürwitz/ den Ausgang dieses Kampfs zu beobachten.

Wann nun der Raiger überhöhet ist/fänget der Falck an auf den Raiger mit seinen starcken Waffen einen hefftigen Anfall zu thun/ gibt ihm einen Griff/ schwingt sich wieder/ ober und um ihn herum/ bis er seinen Vortheil ersihet/ ihn gar anzupacken/ denn er hat sich dennoch für seinem spitzigen Schnabel wol fürzusehen/ weil er den Hals auf den Rucken legt/ und den Schnabel übersich hält/ also/ daß sich der Falck leicht daran spiessen kan; andere vermeynen/ der Raiger wende sich so dann mit dem gantzen Leib/ wiege sich/ und schwebe also mit ausgespannten Flügeln/ als seine Segeln/ in der freyen Lufft/ seinen Feind desto verwahrter zu empfangen/ so ihm aber gleichwol meistentheils misgräthet/ und er darüber zu Boden geworffen wird; bisweilen werden zwey Falcken auf einen Raiger gebaisst/ so wird er eher/ und mit weniger Gefahr gefället.

Der Adler ist der Raubvögel/ sonderlich deren/ die einen Raub haben/ ärgster Feind/ der offt im Baissen die besten Vögel zu tode stosset; Mr. d'Esparron part. 3. cp. 37. erzehlt/ daß einer von Adel sein Nachbar eines Tages hatte zween Lanier fliegen lassen/ und indem sie das Rebhun gefangen/und darüber sitzen/stosset unversehens ein Adler auf sie loß/und nimmt beede Lanier, samt dem Rebhun/ fleugt damit davon; solches geschiehet nur so lang (sagt er) als er sich in seiner Höhe hält/dann so bald er hernieder fällt/ daß andere Vögel über ihn steigen können/ so muß er denen weichen/ die viel geringer sind/ dann er.

Wann zween Vögel über einen Raub sich zerkriegen/und einander anfallen/ muß man nicht grob mit ihnen umgehen/ sondern bedächtig/und beede Hände darzu gebrauchen/ daß man beede Vögel bey dem Kopf halte/ so lassen sie alle beede ab/ wann man sie nur ein wenig schüttelt/ und kommen voneinander ohne Schaden.

Die Baiß/ so auf die Feldhüner mit den Habichten/ Terzen und Blaufüssen geschiehet/ ist dem Adel die bequemste/ weil sie auch nicht so viel kostet/ und die vorigen nur für grosse Herren gehörig sind. Der Habicht/ so bald ein Hun aufgetrieben/ und er darauf geworffen wird/gehet nach in gerader Lini/als ein Pfeil/ bis ers ergreiffet; offt/ wann ein Kütt aufgejaget wird/ und sie der Habicht einmal zum Fall jagt/ werden sie sich dermassen verkriechen/ und so still/ aus Furcht ihres Lufft-Feindes/ liegen bleiben/ daß sie ein Hund erbeissen/ oder ein Jäger mit der Hand aufheben kan/ und ob er sie schon dem Habicht fürwirfft/ wird doch das Hun stracks wieder zur Erden fallen/ und wo möglich/ sich verschliessen.

Was sonst auf die Aglaster/Krayen/und die Weyhen anlangt/ sie zu baissen/ ist auch nur eine Lust für grosse reiche Leute/ weil es viel aus dem Beutel/ und nichts in die Kuchen trägt/ und man diesen Spaß offtermals auf dem Land/ von den Raben/ Weyhen und Habbichten/ ohne Unkosten/ sehen und geniessen kan.

CAP. XCVIII.

Wie die Raubvögel zu warten.

Alle Raubvögel müssen nach ihrer Art/mit Speiß und Wartung wol versehen seyn/ sollen sie anders eine Liebe zu dem Menschen kriegen/und hernach zum Baissen dienlich seyn; dann wo man ungedultig und zornmüthig mit ihnen handelt/ und darzu nicht genug/ und recht zu fressen gibt/ so ist viel besser/ man gehe dieser edlen Weidmannschafft gantz müssig/ weil man doch nichts fruchtbarliches damit ausrichten wird.

Die Jungen Falcken soll man eher nicht aus dem Nest nehmen/ bis ihnen der Schweiff halb gewachsen ist/ und je mehr Feder sie haben/ je besser sind sie. Ihre Speise ist am besten/ die desselbigen Tages geschlachtet worden/ als von jungen Tauben/oder andern kleinen Vögeln.

Der Herr von Esparron sagt: Man soll ihnen von keinem Thier geben/ das in der Brunst gehet/ auch von keinem brütenden Hun/ sonst sterben sie bald davon; wann ein solcher Raubvogel zum kauffen gebracht wird/ solt du (sagt idem Author) erstlich sehen/ob er saubere klare Augen; item/ ob die Ohren rein und gesund sind; desgleichen auch/ ob er offene Nasenlöcher habe; darnach thue ihm das Maul auf/ ob er da unversehret/ bis in den Hals hinein/ so weit du sehen kanst; item hab gute Achtung/ob er Finnen an der Zungen hat/ die man barbillions nennet/ ob der Hals weiß angeloffen/ und

er im

er im Maul alterirt sey; darnach fühle mit dem mittlern Finger / ob ihm der Kropf nicht geschwollen / oder überfüllt sey; darnach komm zu den Flügeln / und sihe / ob sie der Vogel recht und an ihrer Stelle trägt / ob er sie gleich übereinander schlägt / ob er sie auch recht bewegt / wie sichs gebührt / wann du ihn auf der Faust ein wenig erschütterst / ob er sich auch überall gantz / und ob ihm nicht vielleicht eine versehrte Feder ausgerupfft worden. Darnach komm zum Schwantz / und sihe / ob er auch seine 12 Pennen habe / auch solt du versuchen / ob er im Rucken starck oder schwach sey / welches du gewahr wirst / wann du ihn ein wenig auf der Faust bewegest / oder eine Stiegen mit ihm herab gehest / dann ein schwach-ruckichter Vogel kan solches nicht wohl vertragen / und sperrt die Flügel auf / weil er sich vor dem Fall fürchtet; die Wassen must du ihm auch besichtigen / ob sie überall sauber sind / und kleine Wärtzen haben / ob sie geschwollen / oder zu hitzig / oder sonst versehret sind. Sonderlich (sagt er) wann du Zeit darzu hast / hab in acht / ob er gefressig ist / dann diese sind gemeiniglich die besten Vögel / auch solt du die gantze Cagee, oder Tracht der Vögel / an einem Ort / das gegen dem Winde stehet / besichtigen / dann diese / so nicht fladdern / sondern sich gegen dem Winde schliessen / sind die besten und gesündesten. Auch must du wissen / ob die Vögel in diesem Land gefangen / oder weit hergebracht worden / weil du bey den ersten viel sicherer stehest / da sie sonst auf weiten Reisen viel Ungelegenheiten ausstehen müssen / und leichtlich gar verderben können.

Wann man den Vogel also hält / daß er seinen Herrn lieb gewinnet / so kan er hernach alles mit ihm thun; das Geäse soll im Sommer und Winter nicht einerley seyn / im Sommer gebe man leicht-verdauliche und des Winters kräfftigere Speise / jederzeit rein und säuberlich / nicht zu viel / auch nicht eher / bis er gantz hat abgedäuet; wann er nicht verdauen will / thut die Augen zu / und streibt die Federn / (wie Pierre Harmont in seinem Miroir de Fauconnerie meldet) so ist zu vermuthen / die genossene Aetzung sey ihm nicht annehmlich gewesen / weil er sie länger im Kropf behält / als es rechte Zeit ist / besprützt ihn alsdann mit einem paar Maul vollen frischen Wasser / so wird er die Speise entweder verdauen / oder wieder heraus werffen / darauf mag man ihm ein wenig Conserv von dürren Rosenblättern eingeben / damit der üble Geschmack und die Verfäulung des übel-bekommenden Geäses sich möge verbessern / auf dieses aber muß man den Vogel 4 oder 5 Stunde darauf fasten lassen / damit sich die noch überbliebene böse Materia verzehre / und der Lust zum Essen wieder komme / hernach ihm eine ringe leicht-verdauliche Speise vorgeben / und nicht zu viel / so wird er stäts gesund bleiben.

Den Tag / welchen man baissen will / lässt man den Vogel sehr hungerig werden / so fliegt er desto leichter / fängt desto begieriger / und läst sich auch desto eher wieder ablocken.

Zu ihrer Speise wird das Hüner-Fleisch vornemlich gelobt / auch das von jungen Tauben / und vom Wasser-Geflügel / das gibt aber gar zu starcke Nahrung / also auch Amseln / Lerchen / Schwalben / allerhand junge pflücke Vögel / Turteltauben; item (wie Demetrius sagt) das frische Fleisch von Lämmern / Schafen / Böcken / Ochsen nnd Schweinen / mit samt dem Haar / so die Thier noch jung und zart sind / sind sie aber wohl gewachsen / ohne Haar.

Junger Hunde Fleisch sollen sie mit samt dem Blut also warm essen / denn es zertreibt den Stein im Leib / wie auch das Böcken Fleisch.

Mäus-Fleisch gibt man ihnen nur bisweilen mit samt dem Haar und Eingeweid / ist ihnen sehr dienstlich / dann es treibt aus die Gall und böse schleimichte Feuchtigkeiten / zertreibt den Stein / und stärckt den durchfälligen Magen; sonderlich ist ihnen das Tauben-Fleisch gesund / alle gesaltzene Ding sind ihnen höchst-schädlich / wie auch das Eingeweid.

Schweinen-Fleisch gibt man ihnen nur / wann sie abgezehrt und gar mager sind / dann es macht sie feist / aber im Winter ist es besser / als im Sommer. Geiß- und Schaf-Fleisch ist ihnen zu allen Zeiten dienlich.

Wann man den Habicht 3. oder 4. Stund hat auf der Hand umgetragen / soll man ihn ätzen / darnach auf die Stangen stellen / bis daß er gedäuet hat.

Demetrius will / die Stange soll von Linden-Holtz seyn; Er sagt auch: der Habicht soll gewogen Fleisch essen / von Schafen 9 Untzen / von Geissen 10 / vom Bockfleisch 9 / vom Hirschen-Fleisch 8 / vom Hasen-Fleisch 5 / von einer alten Sau 6 / von einem Färcklein 7 / und von einem jungen Hund 8 Unzen / aber von Geflügel soll ihm nach Nothdurfft gegeben werden / kein kaltes Geäs ist ihnen gesund / auch soll es ohne Feisten / Agern und Nerven seyn. Zu Winterszeit wirfft man das Fleisch in warmes Wasser / reinigt es allenthalben wohl / zieht es aus / und gibts zu äsen / in diesem soll man darzu pfeiffen / ihn liebkosen und streicheln / und soll der Hund / der darzu gebraucht wird / allzeit zugegen seyn.

Wann man den Habicht auf die Baiß nimmt / und man Rebhüner ersihet / und der Vogel ihrer begehre / muß man ihn nicht hindern / sonst wird er träg und verdrossen.

Die Falcken wollen offt gebadet seyn / so erhitzen sie sich desto weniger / ist gut / wann man sie gewöhnet / daß sie sich in einem Scherben / oder niedern flachen Schäfflein / selbst baden lernen.

Im Winter muß man die Falcken nicht aus Wasser speisen / sondern man muß das gewaschene Fleisch vorhero wol abtrocknen / und diß soll man continuiren / so lang die Kälte währet.

Wann man den Raubvogel will eine Quell geben / so nimmt man Werck / macht länglichte oder runde Kügelein daraus / verbirgts in Fleisch / und gibt ihms zu essen / daß es alles Böse aus dem Kropf und Därmen ausführe / wirfft er das Quell trocken / so ists ein Zeichen / daß er gesund ist / gibt ers aber feucht und schleimicht wieder / so ists ein Zeichen / daß er flüssig ist / man ätzt ihn nicht / bis das Quell geworffen ist; wäre es aber zu schwach gewesen / muß man ihm ein anders geben / so lang / bis ers wieder wirfft.

Aloë im Fleisch Abends gegeben / treibt die Würme von ihm / und præservirt ihn vor andern Kranckheiten. Hat also ein Weidmann auf die Gesundheit seines Vogels wohl acht zu geben.

CAP. XCIX.

Wie die Raubvögel abzutragen.

WAnn sich ein Falckonier oder Weidmann von seinen Vögeln beliebt machen will/ muß er ihnen erstlich kein übelriechendes böses Geäse geben; Fürs andere/ daß er ihnen keine widerwärtige Artzney beybringe/ oder Zwibel/ Knoblauch/ und andere stinckende Sachen bey sich trage; Drittens/ daß er mit freundlicher/ nicht mit drohender ungestümmer Stimme mit ihnen handle. Es sollen auch (sagt Mr. d' Esparron) gar die Handschuhe/ auf welchen man sie trägt/ und speiset/ einen guten Geruch haben.

Einen Wildfang/ der erst gefangen worden/ bedarff grossen Fleiß/Unverdrossenheit und Gedult/ihn mit Gelindigkeit zu zähmen/ das Weiblein ist allzeit weniger ungestümm als das Männlein/ vor allen muß er gebührlich geschühet seyn/ damit man ihn auf der Hand halten; und muß auch gehaubet werden/ damit man ihn sicher halten könne/ dann anfangs sind sie sehr wild und zornig/wann ihnen aber das Gesicht benommen wird/pfleget er etwas gedultiger zu werden; man muß ihn also stets auf der Hand tragen/ subtil anrühren und streichlen; man gibt ihnen auch anfangs desto weniger zu essen/ trägt sie also verkappt zu Morgens unter die Leute/ da es viel Schwätzens und Plauderey gibt/ auch zu den Schmidten/ Müllern und Bindern/ damit sie des Getümmels und Polderns gewohnen/ niemal sollen sie geäset werden/ sie haben dann das vorige abgedäuet.

Die wilden Habicht werden am geschwindesten abgerichtet durch Hunger/ daß sie bald zum Luder fliegen/ und den Weidmann zu sich annahen lassen. Wann ein Raubvogel zornig und stutzig wird/ auf der Hand oder Stangen nicht bleiben will/ sondern sich immer davon zu schwingen begehrt/ muß man ihn nicht unbescheidenlich herum reissen/oder hin und her zucken/ sondern fein sanfft streichen/ mit Pfeiffen und Liebkosen ihme schön thun/ihn subtil und gemach wieder aufheben/ allzeit auf seiner Hand ätzen; wann er des Luders wol gewohnt ist/ und man glaubt/ er sey nunmehr zum Baissen täuglich/ wird ihm erstlich ein lebendiger Vogel darauf gebunden/ und wann er dem nachfliegt/ und es also etlichmal continuirt/mag man wol hernach ihm einen lebendigen rechten Vorlaß geben; man kan aber solchen Vorlaß etliche Schwingfedern ziehen/ daß er ihn desto leichter erhaschen und fangen möge. Wann er ihn nun freudig nachsetzt/ und ihn ergreifft/ so weiß man/ was man von ihm künfftig zu hoffen hat; hingegen da man ihm einen starcken gar zu reschen Vorlaß geben/ und solcher ihm das erstemal entgehen solte/ dörffte der Vogel das Hertz gar verlieren/ und künfftig nichts rechtschaffenes mehr angreiffen wollen/dabey auch in acht zu haben/ wañ der Vogel traurig/ unlustig oder zornig ist/ soll man seiner mit dem Baissen verschonen/ bis er selbst wieder einen Lust zeigt/ und des Vogels begehrt; darzu hilfft viel/ wann man ihn vorhin wohl lässet hungerig werden.

Die beste und bequemste Weise/ einen Vogel zum Hohefliegen auf die Weyhen und Raiger abzurichten/ ist/ daß man ihn mit andern schon abgerichteten Vögeln fliegen lässet/ welche ihn gleichsam anführen/ und ihm (wie d' Esparron saget) den Proceß weisen/ welches dann bey allen andern Jagten geschiehet; hat man aber abgerichtete Vögel nicht/ nimmt man einen Weyhen/ verbindet ihm die Augen/ und bindet ihm ein halbgewachsen Hun zwischen die Füsse/ und wirfft ihn also in die Höhe/ daß ihn eure Vögel/ die ihr abrichten wollet/ sehen/ welche/ so bald sie sehen/ daß er etwas führet/ nicht unterlassen ihm nachzueilen/ ihn ergreiffen und herabführen/ alsdann soll man allgemach hinzunahen/ und die Vögel mit dem Hun erfreuen. Also mag man sie endlich auch nach ledigen Weyhen werffen. Die besten Vögel/ so man zu diesem Flug kan gebrauchen/ sind die Sacern/ Gerfalcken und ihre Tertzen; den Weyhen/ auf die man sie anfangs probirt/ muß man den Schnabel und die Klauen abstutzen.

Wollet ihr sie auf grosse Vögel/ als Trappen/ Kranich und Rayger abrichten/ müst ihr sie erstlich einen grossen lebendigen Vogel tödten lassen/ als etwan/ ein Indianische Hennen/ die kan man gleichwohl bey Leben erhalten/ wann man ihnen den Hals mit geschmeidigen Cordowanischen Leder bekleidet/und wann sie eure Vögel haben angegriffen/ ihr ihnen alsobald die Hauben aufsetzet/und ihnen eine gemeine Henne untergebet/ daß sie vermeynen/ es sey das Wildpret/ das sie gefangen haben. Wann man grösses Wildpret haben will/ muß man zum wenigsten drey Vögel darzu haben/ und sie lassen miteinander weiden/ daß sie einander desto besser gewohnen.

Mr. d' Esparron erzehlet/ was sich im Arlischen Gebiet/ bey einem Edelmann/ der ein Weidmann war/ begeben hat; Seine Schäfer brachten ihm auf einen Abend einen Trappen zu Hause/ gaben für/ sie hätten ihn einem Raubvogel/ der ihn vor ihrem Gesicht gefangen/ abgejagt; der Edelmann glaubt es nicht wahr zu seyn/ vermeynte/ es hätte ihn vielleicht einer geschossen/ daß sie ihm todt gefunden. Des andern Tages aber bringen sie ihm noch einen/ welches dem Edelmann andere Gedancken machte/ fragte fleissiger nach/ sie sagten ihm/ daß nunmehr zwey Tage nacheinander/ nicht weit von ihnen/ und unter ihrem Gesichte/ ein Vogel/ wie der Falck/ den der Edelmann auf der Hand hatte/ um 10 Uhr/ an einen Hauffen Trappen/ so sich allda hielten/ gestossen/ und sie so lang umher getrieben/ bis sich ein Trapp vom Hauffen absonderte/ auf welchen der Falck also ansetzte/ daß er nicht mehr fliegen oder lauffen konnte/sondern sich auf die Erden legte/ da ihn dann der Falck anhielte und erwürgte; versprachen auch/ wann er folgenden Tag zu ihnen um selbige Zeit kommen würde/ wolten sie ihm diese Kurtzweil selbst sehen lassen. Er thuts/ und ist kaum eine halbe Stunde bey ihnen/ da hebt der Streit wieder an/ er höret die Trappen schreyen/ und sihet/wie der Falck sie treibet/ wie die Schäfer erzehlet hatten/ darum als ein Verständiger/ lässt er den Vogel erstlich vom Trappen äsen/ darnach schlich er hinzu/ und sahe/ daß es ein wilder Falck war/ ziemlicher Proportion und Gestalt/ und sehr braun. Also siehet man/wann ein wilder Falck/ ein also grosses Thier/ wie den Trappen/ darff angreiffen und meistern/ was

er nicht thun würde / wann er des Menschen Kunst und List zum Gehülffen hat.

So muß man ihn auch mit dem Baissen nicht so offt strappaziren / sondern bey dem guten Willen bleiben lassen / selbigen zu vermehren / muß man ihn anfangs seines gefangenen Raubes auch theilhafftig machen / damit er wisse / daß er auch seinen eignen Nutzen damit schaffe.

Die erste Abrichtung der jungen Vögel ist / daß man ihnen ein langes Seil an ihr Geschühe macht / sie auf die Hand locke / und so offt er kommt / ihm allzeit was zu fressen gebe; wolte er aber durchgehen / so hat man doch das Seil in der Hand / daß er seine Reise muß einstellen. Wilt du ihn aber auf einen Raub fliegen lassen / so nimm eine Taube / die an den Flügeln wol berupfft sey / wirff ihm diese für / hernach nimm eine / die stärcker fliegen kan; so offt er einen Vogel bekommt / so gib ihm ein wenig davon zu äsen / mit Locken und Pfeiffen / und in Beyseyn des Hundes / so wird er fein kühn und muthig. Will man ihn den auf wilde Vögel baissen / so soll man ihn des Abends vorher mit zarten Rindfleisch äsen / oder mit einer Schweins-Zungen / das in Essig oder Harn ein wenig gebeitzt sey / und den folgenden Morgen nimm ihn aufs Weidwerck. Auch muß man dem Habicht den Vogel gerad zuwerffen / daß er denselben gleich anfangs ersehe / und sich nicht verirre / unlustig werde / aufbäume / oder gar davon fliege. Sihet er aber den Raub / und seiner doch nicht begehret / so ists ein Zeichen / daß er wegen allzu guter Wartung zu feist sey / daher ihm an der Nahrung abzubrechen. Item / nimm Aloë, den zerstoß wol mit Poleykraut / und gib ihms in Quell; und wie er gewartet wird / wann er zum Baissen am lustigsten ist / also muß er immerdardar fort unterhalten werden.

Des Tages soll man den Habicht auf der Faust herum tragen / und zu der dritten Stunde des Tages ein Hüner-Kölblein geben / sagt Demetrius, hernach über eine Stund stelle man ihm ein Wasser vor / sich darinnen zu baden / darnach stelle man ihn an die Sonne / daß er sich wol erlause / und die Federn mit dem Schnabel wieder zu recht lege / dann stelle man ihn an eine dunckle Statt; die Sitzstange soll mit leinen Tuch wohl überzogen seyn / damit er die Klauen nicht abschleiffe und stumpff mache / welches ihm sonst am fangen verhindern würde. Hernach von der Vesper-Zeit soll man ihn wieder auf der Faust tragen / bis in die finstere Nacht / da setz ihm ein brennendes Liecht für / und laß es also vor ihm die gantze Nacht brennen; des Morgens frühe / besprenge ihn mit guten kräfftigen Wein / setz ihn dann zu einem hellen Feuerlein / das nicht rauche / so der Tag anbricht / mag man mit ihm aufs Weidwerck gehen / wann der Vogel Lust hat / zu baissen.

Die Statt / wo man sie des Nachts hinstellet / muß nicht kalt seyn. Der Vogel wird besser auf der rechten / als auf der lincken Hand getragen / weil man also leichter vom Pferd auf- und absteigt / und den Vogel sicherer wirfft. Wann man ihm die Kappen abnimmt / soll man ihm nicht viel in die Augen schauen; allenthalben verhüten am tragen / daß er nirgends weder seine Flügel noch sonst anstosse / Rauch und Staub soll man nicht um ihn leiden.

Das Baissen bey den Wassern / wo man dem Vogel nicht überall nachkommen kan / soll man vornemlich meiden / dann also wird ein Vogel bald verlohren.

Das Geäse muß man den Vögeln offt verändern / so bleiben sie besser bey Lust / und däuen besser. Alle drey oder vier Tage mag man sie mit frischen Bronnen- oder Flüß-Wasser baden. Das übrige mag man bey Gesnero, Crescentio, Pierre Harmont, und das beste aus der selbst-eigenen Erfahrung lernen.

CAP. C.

Von der Mausse der Raub-Vögel.

Gleichwie alle Dinge von der Natur ihre angesetzte Zeit haben / also ist es auch / so viel die Mauß der Raub-Vögel antrifft / die ist im Martio / bißweilen früher / und bißweilen später / nachdem das Gewitter ist. Die Habicht / Sperber und Terzen werden zu Ende des Februarii / ein jedes in eine besondere Kammer gethan / worinnen es ausserhalb der Fenster / zwey grosse und vergitterte Kesicht oder Vögel-Häuser hat / eines gegen Morgen / das andere gegen Abend. Im Zimmer ist ein erhöhetes sauberes Bret / mit ledernen Nesteln / daran man ihr Geäse binden kan; es müssen auch etliche Sitzstangen darinnen seyn / ein Geschirr mit frischem Wasser / und etwas von Sand. Gibt man ihnen Tauben / so muß man weder Kopf / Füsse noch Federn daran lassen / man muß sie zur Zeit wol speisen. Wann sie die Federn alle geworffen haben / 14 Tag hernach / kan man ihnen ihr Geäse waschen / ihnen die Begierde zu erwecken / daß man sie 14 Tag oder 3 Wochen hernach / wieder heraus nehmen kan / vorher aber reinigt man sie mit einer gelinden Purgation.

Auf diese Weise werden auch die Falcken gemausset / die man aus dem Nest von Jugend auf erzogen hat / ausser / daß man zu Ende des Martii meistentheils den Anfang gemacht. Man gibt ihnen vor der Mauß Schaf-Fleisch in Baum-Oel genetzt / das im frischen Wasser ein wenig abgeschlagen worden / dieses muß man alle Tage drey- oder viermal besuchen / zusehen / ob sie zu fressen haben; man muß sie gar reinlich halten / und das Ort offt aussäubern lassen / und allzeit acht haben / welcherley Speise sie am liebsten verdäuen; von der alten Speise muß man nie nichts lassen / wann man ihnen frische gibt.

Die Vögel / so bey den Menschen in ihrer Mauß ihre Federn wechseln / kriegen viel stärckere und vollkommenere Federn / als die es in der Wildniß verrichten / aus der Ursach (wie Mr. d'Esparron meldet) daß sie eben in der Mauß brüten / und ihre Jungen aufziehen müssen / und beede Arbeiten auf einmal zu verrichten nicht Stärcke und Vermögen genugsam haben; daher auch die jenigen Vögel / die mehr als einmal vermausset haben / an dem zu erkennen sind / daß ihre Federn allzeit kürtzer und schmähler werden: vermausst heist man die Vögel / die ihre Federn nur einmal verändert haben / die es aber öffter gethan / heisset man madrirt.

Keinen Raub-Vogel soll man / so bald man ihn aus der Mauß genommen / gleich fliegen lassen / sondern vor ein wenig magerer werden lassen / derhalben du ihnen 20 Tage zuvor nicht mehr als zwey Drittel ihrer Fütterung / und 10 Tag in währender Mauß ihre Quelle geben solt.

Diß aber ist eine gewisse Regel / daß die Vögel / so von Jugend auf / in kalten Ländern / und auf hohen Bergen auferzogen / sich eher vermaussen / als die / so an der See-Küsten gegen Mittag / oder Aufgang gefangen werden / und je kälter ihr Land ist / darinnen sie erzogen sind / je eher vermaussen sie / wann sie hernach in wärmere Länder gebracht werden ; und die Erfahrung bezeugt es / daß die Gerfalcken eher und besser vermaussen / als die Sacern.

Man muß die Vögel nicht eher aus der Mauß nehmen / als bis die Schwing- und langen Federn genugsam erstarckt sind / dann sonsten kommt das Blut / so noch in den Adern / dadurch die neuen Federn sollen nutrirt werden / nicht in die Kiel / wie es die Natur verordnet hat / sondern versaulet oder trocknet gar ein / und verursachet dann eine Aufblähung und Geschwulst der Flügel / so daß sie nicht hurtig fliegen können / und also gar verderben ; es wäre dann / daß sie in der Mauß kranck würden / so müste man sie wohl nothwendig auf die Faust nehmen / sie zu besichtigen / was ihnen fehlen möchte.

Die Mauß ist denen Vögeln darum nothwendig / weil Mr. d' Esparron schreibt: Es sey gewiß / daß die Vögel keine Poros oder Schweißlöchlein haben / dardurch sie sich mit Schwitzen purgiren könnten ; so haben sie auch keine Ureteres, oder solche Gänge / durch welche sie die übrige Feuchtigkeit durch den Urin ausführen möchten / darum ihnen dann die Mauß vonnöthen ist / ohne welche sie nicht lang leben können / dann die neuen Federn müssen durch das übrige Geblüte / so in den Adern ist / ernähret werden / derhalben sie dasselbe an sich ziehen / und also kommt das überflüssige Geblüt / so sich sonst darinnen corrumpiren würde / heraus / werden die Vögel erleuchtert / und verneuen sich nicht allein mit dem Gefider / sondern auch in ihrem gantzen Leibe. Und alle Vögel / die nicht zu rechter Zeit vermaussen / werden schwer und unlustig.

Die Gerfalcken / und was dieser Gattung ist / wollen eine tunckele / aber trockene Kammer haben / wenig Lufft / unter ihrem Tisch viel Sand / auch oben darauf / müssen an einem Ort seyn / wo es gantz stille ist. Wann man sie heraus nimmt / muß man sie von neuen etlichmal abrichten / wie man sonst mit denen pflegt zu thun / die man Aeßlinge im Weidwerck heisset. Zweymal in der Wochen soll man ihnen frisches Wasser geben / damit sie sich baden mögen / und nicht öffter / sonst wird ihr Gefider weich vom baden.

Die Raubvögel bekommen bisweilen die Milben in ihren Federn / wann sie nicht sauber in der Mauß gehalten werden / die muß man mit Laugen / aus Reb-Aschen gemacht / waschen / so vergehen sie.

Wann ein Vogel etliche alte böse Federn hätte in die Mauß gebracht / und solche nicht fallen wolten / so mag mag sie ihm ausziehen / müssen aber nicht gedrehet / sondern gerad ausgezogen werden / sonst wird der Vogel verderbt ; sonst aber muß man / sonderlich den Falcken / keine Federn / aus Meynung / daß sie desto eher maussen sollen / nicht ausziehen lassen / dann der Vogel würde zum fliegen hernach gantz untüchtig seyn ; wie Pierre Harmont in seinem Miroir de Fauconnerire warnet.

Der Ort / darinnen die Mauß fürgenommen wird / soll warm und trocken seyn / doch sind etliche unter den Falcken und Raubvögeln / die gar nicht / oder doch nur etliche wenige Federn maussen / etliche lassen einen grünen Waasen ausstechen / und stellen die Vögel darauf ; am besten ist / man speise sie mit laulichten Speisen / und lebendigen Vögeln / oder man kan täglich abwechseln / heute sie mit kräfftiger / und morgen mit geringer Speise zu versehen.

Das Geschirr / darein man ihnen das Wasser gibt / (so aus einem Röhrbronnen besser ist / denn sie maussen eher ab) soll zimlich breit und tieff seyn / doch daß der Habicht mit den Füssen das Wasser erreichen könne / wann man ihnen einen Tag um den andern Fleisch von Spanfärcklein gibt / so reinigen sie sich wohl davon ; Item / Tauben / Mäuse / und junge Hunde ; Item / eine Natter-Haut klein zerhackt / und unter ihre Geäse vermischt / ist auch gut / und befördert die Maussung ; Item / nimm eine Schildkrot / so an trockenen Orten gefangen worden / zeuch ihr die Schalen ab / und lege sie rücklings dem Vogel für zu essen / dann diß Fleisch und Safft ist ihm gut / und macht / daß die Mauß bald fürüber gehe ; nach der Mauß werden sie überaus schön von neuen jungen Federn gezieret / in der Mauß ist ihnen auch gesund / daß man sie offt mit jungen Schwalben oder andern Jungen aus den Nestern genommenen Vögeln speiset ; zu dieser Zeit sollen sie immerdar Wechsel-weise mit feuchten Speisen versehen seyn.

Das Maussen befördert auch / wann man grüne Eydechslein / an der Sonnen gedörrt / gepulvert / und ihr Geäß damit / sonderlich Schweinen-Fleisch / bestreuet ; Oder / so man sie anfänglich nur mit lebendigen Mäusen speiset.

CAP. CI.

Von ihren Kranckheiten und Curen.

Ein Falckonier soll allzeit Aloë im Vorrath haben / seinen Vogel zu purgiren / wie auch Rhabarbara, Hierapicra, die reinigt und stärckt den Leib / Agaricum, das reinigt das Hirn ; Manna, die solvirt gantz gelind / erläutert das Geblüt / und macht Appetit ; Gewürtz-Negelein / die dienen für Flüsse ; Zimmet und Zucker / die trocknen die Wunden / und machen die Haut wieder wachsen ; die nasse Rosen-Conserva reinigt / macht Lust / und erfrischet ; die trockene Rosen-Conserv führt die undäuliche Speise aus ; das süsse Mandel-Oel führt die zähen Schleim aus / eröffnet das Gedärme / und treibt die Flüß aus. Ein Weidmann solle beyläuffig ihre Kranckheiten wissen / auch wie ihnen zu begegnen.

Die Strauchen der Raubvögel / wird durch Hitz und Kälte / durch Staub und Rauch verursachet / auch

wann sie nicht sauber gehalten oder gewartet werden; Da soll man nehmen ein Quintel Aloë, ein Quintel Myrrhen/ ein halb Quintel Saffran/ 16. Gewürtz-Negelein / eine Untzen Manna / und ein halbes Quintel Rhabarbara / alles gepulvert zusammen gemischt/ und in einem Glaß aufbehalten und verwahrt/ bedarff mans/ gibt man das fünffte Theil davon dem Vogel auf ein- oder zweymal ein.

Wann einem Vogel die Augen verletzt sind / daß sie rinnen so nimm Eyerweiß/ Rosen- und Braunellenwasser / schlag es wol durcheinander / und lege es ihm mit ein wenig Baumwollen auf den Schnabel zwischen die Augen / setze ihm darnach eine weite Hauben darüber/ und halte ihn/ so lang ihn das Auge schmertzet/ die gantze Nacht über wohl gedeckt; Diß kan / so offt man es bedarff / wiederholet werden; Ist auch dieses gut / wann ihnen die Nasenlöcher verstopfft sind / doch nimmt man das Weise vom Ey/ zerschlägt es mit Rosen- und Salveblühe/ nimmt darnach ein wenig Baum-Woll / tunckt es darein/ und legts ihm über die Nasenlöcher auf die vorerzehlte Weise.

Für die Finnen auf der Zungen / so die Frantzosen Barbillons nennen / speise den Vogel mit Fleisch / so zuvor in Rahnruben- oder rother Ruben-Safft geweichet werden.

Diß ist auch gut/ wann man ihm den Zipf oder Pips vorhero mit einem scharffen Messerlein / gleichwie den Hünern / genommen hat.

Es meldet Mr. d' Esparron, daß man einen Vogel/ der etwas in dem Kropf hat / und weder verdäuen noch herauswerffen kan / durch drey Personen kan halten lassen / und durch einen Drat vornen mit einem Häcklein in den Hals hinein stecken / und wann man das Quell an dem Hacken subtil gedrähet hat / möge mans ohne Schaden heraus ziehen; und hat der alte Herr Ott Teufel / Freyherr zu Gundersdorff / ein auf die Falcknerey trefflich verständiger / und deßwegen von etlichen Kaysern wolbeliebter HErr/ ihm ein solches Instrument machen lassen / damit er die verhaltene und zuruck-bleibende Quelle commodè hat aus dem Kropf ziehen können; und meldet Esparron / daß er auch zum öfftern den Vögeln den Kropf mit einem scharffen Messerlein nach der Länge subtil aufschneiden / die böse Materia heraus nehmen/ und den Schnitt wieder mit Carmesin-Seiden zunähen / und ein wenig mit Baum-Oel einfalben lassen. Man muß ihn aber darnach mit Hammels-Hertz speisen / und nur ein Drittheil geben des jenigen/ was man ihme sonst zu geben pfleget / und vorher ein wenig Terræ sigillatæ darauf streuen / also muß er 14 oder 20 Tage abgespeiset werden / und man muß ihm unterdessen keine Quelle geben; Daselbst gibt er auch ein Instrument / die Quell gelegensam aus dem Kropf zu ziehen/ und nennet es Desampelotteur, oder Butzenzieher / dessen Figur auch daselbst zu Ende des vierdten Theils p. 267. zu finden ist.

Die Vögel bey guter Gesundheit und Appetit zu erhalten / soll man ihnen/ im Winter / ihr Fleisch in gesottenem Wasser/ als nemlich in Gras-Wasser/ oder spitzigen Wegricht- oder Petersill- Wegweiß- Apostemenkraut- und dergleichen Wassern / einweichen.

Wann dein Vogel verlohren / und von den jenigen/ so ihn finden / und dir wieder bringen / nicht recht wäre gehalten worden / so solt du ihn vorher wol besichtigen/ und solt ihm alsobald / auf eine Fürsorge / ein wenig Mummien in seiner Speise eingeben / und ihn hernach mit Manna purgiren; den andern Tag auf den Abend solt du ihm eine pilulam de tribus in seine Quelle eingeben / dardurch wirst du ihm vieler Zufälle abhelffen.

Wann einem Vogel ein Dorn / oder sonst etwas ins Auge kommt / so nimm Thutiæ præparatæ 1. Untz / ein halbe Aechtring Rosenwasser/ und so viel weissen Wein/ auch eine Hand voll Rauten / diß thue zusammen in eine Flaschen / laß es darinnen biß auf die Helffte einsieden / trieffe von dieser Decoction in das versehrte Auge/ soll / sagt Herr d' Esparron, ein köstlich Recept seyn/ für alle Versehrungen der Augen / auch für die Flecken darinnen.

Der weisse Mist des Vogels gedörzt/ gepulvert/ und mit einem Röhrlein ins Auge geblasen / heilet auch allerley Gebrechen derselbigen.

Im Frühling soll ein Weidmann die Blätter von den äussersten zarten Wipfeln vom Eychen- oder vom Eschenbaum distilliren! Diß Wasser dienet zu allen Wunden der Vögel / widerstehet auch dem Gifft; In Ermanglung dessen / mag man sich nur mit dem Wasser/ darinnen Eycheln gesotten / behelffen / und die gepulverten Eycheln in die Wunden streuen; die Wunden aber müssen vorher mit warmen Wein / er sey weiß oder roth / ausgewaschen werden.

Alle fette Salben sind den Vögeln zuwider / soll man sich also nur mit Pulvern / als von Garten- Epfig/ Myrrhen / Nicotiana, Aloë, Weyrauch / und dergleichen / versehen.

Ein Vogel / der von dem Adler oder Raiger verletzt worden / muß allein mit dem vorerzehlten ausgebrannten Wasser geheilet werden / daß man die Wunden damit wasche / und täglich netze.

Die gemeine Pillulen / de Tribus genannt / werden mit Myrrhen / Saffran und Aloë, jedes gleichviel / gemacht; diese Materien wohl miteinander / mit Wermuth- Syrup / oder mit Wegrich- Wasser incorporirt / es können sie alle Apothecker machen / nicht allein für die Vögel / sondern auch für die Menschen / allzeit gut zu gebrauchen / ausgenommen im Sommer / wann es gar zu heiß ist. Die Bisem- Pillulen aber werden allein in gröster Kälte / und wenig auf einmal gebraucht.

Die meisten Kranckheiten der Vögel sind contagios und ansteckend / daß es leichtlich einer von dem andern bekommt/ auch wann man sie nur auf einem Handschuhe speiset/ oder auf einer Stangen hält/ darum sollen die krancken fleissig von den gesunden separirt und abgesondert werden.

Die Falcken und Habicht haben ein heilsames Fleisch/ dann / wann sie schon verletzet werden / sie dennoch keine faulende Beulen oder Geschwären bekommen / und wann nur die partes vitales nicht beschädiget sind/ so kan man ihre Wunden gar leichtlich heilen.

Wann einem Vogel die Läuse in die Federn kommen / die um die Kiel der Schwingsfedern den Vogel beissen/ und grossen Schmertzen verursachen/ so wird der Vogel unruhig / also muß man ihn baden / und fleissig Achtung darauf geben / ob er durchlöcherte / oder gebrochene Pennen / oder gerissene Wannen habe / und wann man dergleichen findet / soll man in die Löcher oder Riß/ gepulvert Operment streuen / oder ein wenig Spica

oder Terpentin-Oele hinein lassen fliessen / so wird dem Vogel ohne Zweiffel geholffen.

Bisweilen aber werden sie auch unruhig / wann man sie gar zu lang einhält / und auf der Stangen sitzen lässet / derhalben sie also fladdern / der Meynung / sich los zu reissen / und in frischer Lufft zu erlustiren / diesen wird geholffen / wann man sie bisweilen mit frischem Wasser besprenget / oder ihnen ein Tüchlein / so im frischen Wasser genetzt worden / unter die Waffen legt / wann man nicht Zeit hat / sie gar zu baden / welches sonst das beste Remedium darzu ist.

Folgende Pillulen mag man einem Vogel / in einem temperirtem Climate, das gantze Jahr brauchen: Nimm zwo Untzen frischer und reiner Manna / eine halbe Untz gepulverte Corallen / zerstoß dieses wol untereinander mit rothen Maulbeer-Safft / in einem marmorsteinernen Mörser / mache Pillulen daraus einer zimlichen Büchsenkugel groß / nach Gelegenheit des Vogels / dem du sie geben wilt / daß er sie wol könne hinein bringen. Diese Pillen halten sich aufs längste 6. Monat / und sollen wol verwahret werden / daß keine Feuchtigkeit darzu komme / man mag einem Vogel alle Monat eines davon geben / purgirt unten aus / laxirt die Därmer / und treibt allen Gries heraus.

Wann man aber einem Vogel eine solche Pillen eingibt / muß man ihm zwey guter Schluck Rosenwasser damit geben / einen vorher / den andern darnach; Herr d'Esparon sagt / er brauche diese Pillen allezeit durchs gantze Jahr / und gebe sie seinen Vögeln / alle zwey Monat einmal.

Den Vögeln / die gar kleine und enge Mägen haben / daß sie auch nicht raumen können / mag man die Corallen-Stein / vom Martio an / bis ins Ende des Septembris, geben / auf einmal zwey / in der Grösse / daß sie der Vogel leicht einschlucken kan; sie kühlen / wehren der Uberfüllung des Magens / dienen für die fallende Seuche / Schwindsucht und Schwindel; man soll sie ihnen aber nicht mit dem Fleisch geben / sondern allein / wann der Magen ledig ist / und solches zwey- oder dreymal in einer Wochen / die andere Täge darzwischen mag man ihnen andere Kiselsteinlein geben / die an den fliessenden Wassern gefunden werden. Den schweren und sehr völligen Vögeln mag man in Winters-Zeiten alle Monat einmal solche Steinlein geben / verstehe aber / nur den Luder-Vögeln.

Wann ein Vogel verwundet wird / den muß man bald mit warmen Urin waschen; so bald er davon trocken wird / thut man gepulverte Zimmet darauf / darnach mag mans mit Wund-Oel salben; Hernach nimmt man ein gutes Glaß voll röthlichten Wein / und des dritten Theils so viel Baum-Oel / lässt es miteinander so lang sieden / biß es ohngefähr eine Eyerschalen voll wird / darein thut man eine Feder / und netzet den Schaden offt damit.

Wann ein Vogel eine Federn abbricht / so schneide solche bis auf den Kiel glatt weg / nimm hernach eine andere Federn / der gebrochenen gleich / schneide den Kiel davon / und stoß sie in den Kiel der abgeschnittenen Federn / so wird sie wieder steiff und gantz.

Wann ein Raub-Vogel einen Schenckel zerbricht / sagt Albertus, so nimm weissen Weyrauch / Mastix / rothen Bolarmeni, Natterwurtzen und Wallwurtzen / jedes gliech viel / zerstoß jedes besonders zu reinem Pulver / temperir es wol mit Eyerklar / streich es Pflasters-weise auf ein leinen Tuch / richte ihm hernach den gebrochenen Schenckel wol aufeinander / und überwinde es fest mit diesem Pflaster / wie man einen Beinbruch pflegt zu verbinden; nimm dann von einem Geyren die grösten Federn / schneide den Kiel mitten abwärts voneinander mit einem langen Riß / binde ihm das gebrochene Bein hinein / laß es also fünff Tag und Nächte ligen.

Wann sich der Schnabel an einem Vogel schifert / soll man ihm um die Naslöcher und um den Schnabel Butter streichen / das hilfft.

Wann ein Raubvogel das Geäse von sich gibt / so nimm Zucker / oder Butter mit Zimmet / Negelein und Ingwer untereinander gestossen im Fleisch verborgen / und gib ihms / so erwärmet es den Magen / und macht wieder wol däuen.

Wann ein Vogel lausicht wird / so gib ihm gepulverte Lorbeer auf dem Geäse / so sterben die Läuse davon.

Wann eine Klaue abbricht / soll man sie von erst einbinden / bis daß sie verblute / alsdenn salbt man sie mit Baum-Oel und Salz / und setzt ihn in eine finstere Kammer / daß er sich nicht schwinge / und wann ihm die Klaue anfängt zu wachsen / setzt man den auf eine kleine Stangen / daß er sie mit den Klauen umgreiffen möge.

Wer mehr von dergleichen Artzneyen wissen will / der befrage sich hin und wieder bey den Falckenierern / und lese die unterschiedlich angezogenen Authores.

CAP. CII.

Von Adler und Straussen.

Wie der Löwe unter den vierfüssigen Thieren / also wird der Adler unter dem Geflügel / wegen seiner Großmüthigkeit und dapfern Ansehen / billig für ihren König gehalten; die edlen und rechten Adler / greiffen kein Aas an / nähren auch sich und ihre Jungen von nichts anders als frischen neugefangenen Wildpret; etliche aber / die unedler und verzagter / die mehr einem Geyer als einem Adler gleichen / betragen sich mit dem Aas.

Der Adler / wie andere Raub-Vögel / als Falcken / und Habicht / trincken nichts / ausser das Blut von frisch gefangenen Wildpret / doch sind sie wegen des Badens dennoch gern bey dem Wasser; was in den hohen Gebürgen wohnet / ist weit grösser und stärcker / als was in den ebenen Wäldern und Feldern zu wohnen pfleget. Janston sagt: Visus Aquilæ pullus, cujus alæ expansæ septem ulnarum mensuram æquarent. Das ist / mehr als drey Klaffter lang / er baut sein Nest in hohen / unwegsamen und unersteiglichen Stein-Klippen / oder in grossen selten von Menschen-Fuß betrettenen Wäldern / in den hohen Ast-reichen und dicken Bäumen / er solle zwar drey Eyer legen / und brüten /

aber nicht mehr als eines davon aufziehen; er greiffet Rehe und Hirschkälber an / und wältzet sich vorher / ehe er sie anfällt / im Staub herum / damit er sie also blenden / und desto leichter bezwingen kan; das Weiblein von dem Adler ist schöner / grösser und grimmiger als das Männlein / welches kleiner und sanfftmüthiger scheinet; ihre Brut währet 30 Tage/sie gewöhnen ihre Jungen bald zum Fliegen/und so bald sie flück sind/treiben sie solche von sich/ und mögen ihre Nahrung selbst suchen; sie haben das schärffeste Gesicht / und können ungeblendet die Sonnen anschauen / prüfen auch dabey ihre Jungen/ ob sie rechter Art sind/ die es nicht können/ werffen sie weg / und lassens erhungern.

Die Adler haben eine natürliche Widerwärtigkeit mit anderm Geflügel/daß gar derselben Federn von des Adlers Federn verzehret werden; mit dem Kranich hat er steten Krieg / und verfolgte ihn / wie er kan / derselbe braucht grosse Vorsichtigkeit / nicht in seiner Klauen zu fallen. Er hasset auch den Schwanen/der ihm aber mit der grossen Stärcke seines Gefiders zu Zeiten wenig nachgibt; sein Flug ist schnell und überaus hoch / der Leib ist gegen den Federn zu rechnen gering / darum hat er einen so ungestümmen und gewaltigen Angriff; mit den Drachen und grössen Schlangen hat er auch grosse Feindschafft / weil ihm diese seine Eyer und Junge verwüsten / und würgen / so bald diese des Adlers Geschrey vernehmen / verbergen sie sich in ihre Höhlen und Löcher.

Es gibt Stock-Adler / die schwärtzlicht an der Farbe sind / weißgeschwäntzte Adler / Stein-Adler / Endten-Adler und Meer-Adler/ die ihre Unterhaltung und Speise meistens im Meer suchen / der Geyer-Adler ist der unedelste / weil er mit dem Aas zu frieden ist/ und mit Raben und Krayen Krieg führet / dessen sich die andern schämen / und ist zu glauben / dieses Kriegs Ursach seyen meistentheils die Aas / weil es ein jedwedes gern allein hätte / und keinen Gast leiden und gedulten will.

Des Adlers-Hirn in drey gleiche Theil getheilet/und in drey Truncken Wein eingenommen / soll gut wider die Geelsucht seyn / gekocht und geessen / soll denen dienen / die den Urin nicht halten konnen. Die Zunge davon in ein Tüchlein genähet / und am Hals getragen/ ist gut Hustenden und hart Athmenden; seine Gall erheitert die Augen; sein Koth geräuchert / soll suffocationem uteri stillen.

Der Strauß wird für einen von den grösten Vögeln gehalten / wird aus Africa / Arabia und Indien zu uns gebracht / wann er seinen Hals aufrichtet / kan er einen zu Pferde sitzenden Reuter übereichen; wie Plinius schreibet/sein Haupt samt dem Hals ist mit dünnen Härlein besetzt / so an dem Männlein geel / an den Weiblein aber bleicher sind / die Füsse sind zerspalten wie die Hirschen-Füsse / doch haben sie vornen Klauen daran/ womit sie einen Stein fassen/ und solchen schleidern können.

Mit Verdauung des Eisens wird es heutiges Tages für eine Fabel gehalten / dann ob er gleich Eisen frisset/ gibt ers doch unverdauet wieder von sich; sein Kopf ist fast ohne Hirn / und seine Erzeigung ohn alle Vernunfft / ihre Eyer sind groß / und von harten Schaalen / daß man sie an statt der Trinckgeschirr wohl gebrauchen kan.

Ihre Federn / die sie im Schwantz tragen / werden von Soldaten und Hof-Leuten mit mancherley Farben gezieret / auf den Hüten für Plumagen getragen/ nicht weniger auch von dem Frauenzimmer für Fucher und Wedele / die Sonne abzukehren / und Lufft zu erwecken; der Strauß legt seine Eyer in den Sand / die werden von der heissen Sonnen-Hitz ausgebrütet; fliegen kan er nicht / wegen des Leibs grosse Bürd / wann er aber mit ausgestreckten Flügeln ins Lauffen geräthet/ so kan ihn auch keiner mit dem schnellesten Pferde einholen; Er hat die Augenbrauen als ein Mensch / davon die obersten mit Haaren bekleidet sind; die Araber und Mohren fressen sein Fleisch; er hat einen grossen Stein in seinem Magen / welcher / wann er am Hals getragen wird/dem schwachen Magen zur Concoction dienet.

Die Araber brauchen die Haut von den Straussen/ an statt eines Brust-Harnisch / und eines Schildes / in ihren Kriegen; seine Stimme gleichet schier / als wann er heulete / insgemein wird er mit Hunden und Garnen gefangen / etliche loben des Straussens Fleisch / andere aber widersprechen es / und sagen / es sey das gröbeste unter allen Vögeln.

CAP. CIII.

Von den Geyren und Weyhen.

DEr Geyren sind vielerley Art und Farben/ theils leben allein/ oder doch meistes der Fische/ theils behelffen sich mit dem Aas / und deßwegen leben sie in stetem Krieg mit den Raben/wie man dann ihre Scharmützirung in der Lufft offtermals sehen kan; die Alten haben fabulirt / sie seyen alle Weiblein / und empfangen vom Winde / man hat aber bisher das Widerspiel erfahren/und so wol ihre Begattungen gesehen/ als auch ihre Nester angetroffen. Ein Geyer soll 100. Jahr leben können / und über etliche Meil durch seinen Geruch ein Wild spühren können; diß alles aber sind mehr Opinionen / die man den Alten zu Lieb gelten lässet/ als warhafftige Schluß-Gründe.

Pater Bohuslaus Balbinus erzehlet von einem Hasen-Geyer folgende Histori / die ich mit seinen eignen Worten erzehlen will: Tulcoviensi Ditioni, Cladrubiensium ibidem præfectus, homo sagax & ad rem attentus, in scopulosis Sylvis, Vulturis grandem nidum ante non multos annos, in eoque pullos deprehendit, quibus cibum poscentibus leporem mater attulerat, leporem illis Venator seu Præfectus abstulit, & pullis ne edere possent, lignellis, ora distendit; rursus mater alium leporem attulit, rursusque ille leporem subtraxit. Certabant vultur adferendo, Venator auferendo, sic ut eâ industria octo lepores Vulturibus subtraxerit, tum denique cum pulli deficerent, furtorum ipse satur, Matrem globo trajecit, nidumque penitus desolavit. Mich duncket / der Jäger habe den guten Pater mit einem Weidspruch verführet.

Menschen-Cörper / die etwan im Krieg bleiben / und erschossen oder erstochen werden / fressen sie am liebsten / und wissens aus natürlicher Sagacität vorher / und sammlen sich dahin / wann und wo eine Schlacht geschehen soll / sonst gehet ihr Flug meistentheils gegen dem Mittag-Wind / oder gegen Osten / dieser Flug aber ist langsam / und können sie sich nicht hurtig aufschwingen / wie andere Vögel / sondern müssen drey oder viermal sich empor heben / ehe sie gar sich in die Lufft begeben können / vix tertio aut quarto nisu in altum tollitur, wann sie hungerig sind / so schreyen sie wie ein Adler / aber schwächer.

Aldrovandus setzt der Geyer viererley Geschlechte / als Vulterem Cinereum, den Aschenfarben / 2. Dæticum, den braunen. 3. Leporinum, den Hasen-Geyer. 4. Aureum, den Gold-Geyer. Darzu kommt auch Milvus oder Milvius, der Hüner-Geyer / der dem jungen Geflügel im Meyerhof / als den Hüner / Teutschen und Indianischen / auch den Gänsen und Endten sehr aufsätzig ist / deßwegen man denn gerne Strauchwerck und gegitterte Köbe in den Höfen hat / wo man diese Thier auffzeucht / dahin sie sich im Fall der Noth retiriren / und des diebischen Raubers Nachstellungen entfliehen können.

Turnerus schreibet bey Gesnero also: Wir haben solche Weyhen in Engelland / die viel grösser sind / als die Teutschen / schreyen auch vielmehr / und sind weisser und raubiger / denn (sagt er) unsere Weyhen sind also vermessen / daß sie den Kindern das Brod / den Weibern die Fisch / die Nastüchlein von den Zäunen / und den Männern aus den Handen nehmen / sie rauben ihnen auch offt zur Zeit / wann sie nisten / ihre Paret von den Häuptern; im Winter sollen sie sich von uns wegund an wärmere Ort begeben / wann sie hoch auffliegen / ihre Lufft ring machen / und miteinander scherzen / bedeutet es schönes und trockenes Gewitter / sie werden von grossen Herren zur Kurtzweil mit Falcken und Blaufüssen gebaisset.

Das Geyer-Hirn gesotten / und also genossen / wiederbringet potentiam retentivam, denen / die den Harn nicht verhalten können.

Die Gall davon / dienet wieder die weissen Augenfleck / wann man noch so viel Andorn-Safft und Hönig darunter menget / und die Augen damit bestreichet.

Seine Fette soll die Schmertzen / so wohl der Nerven als der Augen / lindern und heilen.

Sein Fell von der Brust und Bauch wird von den Kürschnern gearbeitet / gibt einen guten Brustfleck / und hilfft dem Magen dauen / fimus Vulturis suffumigatus puerperas purgat, & secundinas expellit.

Sein Hertz gedörrt / und in einer Wolffs-Haut am Arm getragen / machet behertzt und freudig. Si credere fas est.

CAP. CIV.

Von Raben / Krayen / Aglastern und Dohlen.



Jewol diese folgende Vögel ein unnützes Thier dem Haus-Vatter ist / so ist es gleichwol gut / ihre Eigenschafft zu wissen / angesehen / daß viel zum Gebrauch der Artzney von ihnen kommet. Die Raben haben eine gläntzende / gleichsam geschmeltzte Schwärtzen / sie fressen das Aas am liebsten; ingleichen fressen sie auch Würme / wie die Krayen / die sie den Acker-Leuten nachspührend aufklauben / sonderlich die Regen-Würme / und die dicke Engern oder weisse Würme / daraus die Maykäfer erwachsen; Er sagt auch / es sey deßwegen bey den Engelländern bey schwerer Straffe verbotten / die Raben zu beleidigen. Sie haben breite Zungen / daher sind sie bequem zu reden / wie man aus der Erfahrung und aus vielen Historien weiß / wann sie bey den Leuten wohnen / stehlen sie was sie finden / und verbergens / wie auch die Aglaster zu thun pflegen / und andere mehr.

P. Drexelius in Aurifodina schreibet also von der Blau-Maisen: Patus cœruleus ex ære minuto patrifamilias 143. nummos totidem idionibus ac furtis subtraxit & in fornacis Verticem congessit.

In Liefland gibts eine Raben-Art / die man See-Raben heisset / deren Schnabel gleich einer Sägen mit Zähnen besetzt ist; ihre Wohnung ist in verfallenen / feuchten und öden Plätzen / alten Thürnen / und hohen eingefallenen Gemäuer / welche sie dann / so lang sie Nahrung haben / nicht verlassen; sie essen Getreyd / Aepffel / Feigen und Kirschen / welche sie mit den Stielen verzehren / auch Frösche / und anders Ungezieser; aus den Mitternächtigen Ländern bringet man bisweilen weisse Raben / deren ich Anno 1627. zu Wien in der Burgk zween gesehen / die aber sonderlich über den Rucken sich etwas Semmelfarbicht gewiesen / sie sind heraus vor der Burgk in einem Eck / wo man bey der Stiegen hinauf gehet / in einem höltzernen Gitter verschlossen / beysammen gewesen.

Auch geben Herrn Happelii Relationes Curiosæ Tom. II. fol. 72. ex Miscellaneis Curiosis, daß Anno 1669. bey Friedberg in der Wetterau / in einem Wäldlein bey Ocarben / eine Meil von gedachter Stadt gelegen / man ein Raben-Nest / und unter den Jungen / einen gantzen weissen Raben gefunden / den hat man dem Burggrafen zu Friedberg bringen müssen / bey dem er lange Zeit gelebt / hat wie ein anderer Rab gesehen / sey aber etwas grösser gewesen / als die andern gemeinen Raben.

Anno 1671. habe man eben in demselbigen Nest zween weisse und einen schwartzen jungen Raben gefunden / davon der eine weisse Rab von dem Baum gefallen / und wenig Tag hernach gestorben ist / die andern zween aber hat D. Joh. Ludwig Witzel / Physicus Ordinarius zu Franckfurt am Mayn / bekommen / da sich jederman über die zween ungleiche Brüder verwundern müssen.

Die alten Raben greiffen auch wohl junge Hasen / Caninichen und junge Hüner an / auch wohl Lämmer und Kützlein. Ist ein behertzter Vogel / streitet offt wider die Habicht / Falcken und Weyhen / und stehet in diesem Streit einer dem andern tapffer bey / daß auch der freudigste Raubvogel / wann er von etlichen Raben zugleich angefallen wird / die Flucht nehmen muß.

wann

Wann es wittern will / verkehrt der Raab seine Stimme / und klochzet mit einem andern Hall / als gewöhnlichen / also führt er auch seine Stimme anders / wann Nebel / Schnee und Winde kommen will / und anders / wann grosses Ungewitter erfolget.

Kyranides sagt: Corvus vivus, sepultus in fimo equino & per dies 40. putrefactus, deinde combustus, & in cerati formam redactus, perfectè sanat podagricos, fast dergleichen Mittel vom Raben / besihe auch in meinem dritten Buch Capitel 119. Das Hertz vom Raben getragen / soll die Schlaffsucht vertreiben.

Gesnerus erzehlet / es habe ein berühmter Medicus zu seiner Zeit / im Martio zween junge Raben aus dem Nest genommen / zu Pulver verbrannt / und für das Hinfallende zu Trincken gegeben / alle Tage zwey oder dreymal / ein Quintlein schwer / mit gekochtem Bibergeil-Wasser; also soll für diese Kranckheit auch dienen / Raben-Hirn mit destillirten Eisenkraut-Wasser getruncken. Wer mehr wissen will / besehe Gesnerum, und Gulielmum van der Bosche in seiner Historiâ Medicâ. Von den Wald-Raben besihe Gesnerum fol. 200. und 201.

Die Krayen sind auch Raben-Geschlechts / und zweyerley Art / als die Nebel-Krayen / so von grau und schwartz vermischt sind / diese fliegen gern in der Stahren Gesellschafft / und vertheidigen sie / wann sie von den Raub-Vögeln verfolget werden / sonst fressen sie meistentheils todtes verrecktes Vieh / kommen meistentheils nur im Winter zu uns / und machen sich im Sommer wieder davon.

Sein Hirn soll dienen / aufgelegt / wann man ein Glied gefröret hat / soll auch gekocht und genossen / dem alten Kopfwehe ein heilsames Mittel geben.

Die gantz schwartzen Krayen aber / fliegen Hauffenweiß / und mit grossen Schaaren / nisten auch also in den Auen und andern grossen Bäumen.

In Schlesien und andern Orten / macht man ihnen Nester von Holtz / und henckt sie daroben an / so nisten sie jährlich darinnen / müssen aber den Zehend starck davon geben / und offt die meisten Jungen zurücke lassen / die von den Leuten gebraten und verzehret werden. Die Jungen sollen eines guten Geschmacks seyn / leben gar lang / sind gern um die Leute / und an den Flüssen und Ufern / legen zwey Eyer / und brütet solche das Weiblein mit grossem Fleiß aus / unterdessen führt ihr das Männlein die Speise zu. Sie fressen Korn / Fleisch und Fische / sie tragen Feindschafft mit dem Uhu und allen Nacht-Eulen / deren Eyer sie aussauffen / auch mit dem Wisel / diese Vögel wie auch die Raben / wann sie ihre Ehegatten verlieren / leben stets im Wittwenstand / und begatten sich weiter nicht mehr / die schwartzen Krayen / die nur Körner und Getraid fressen / haben einen weißlichten Schnabel / und sind am besten zu essen.

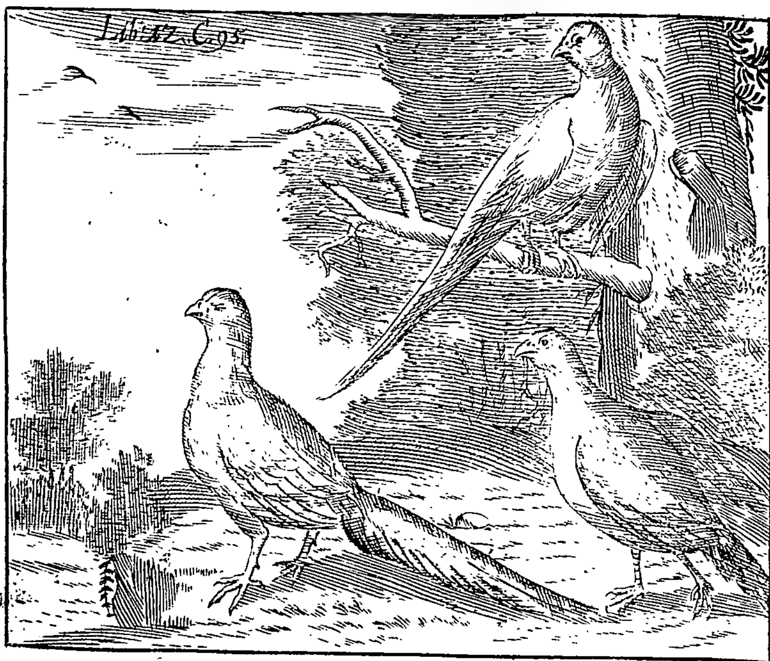
Die Dohlen / Monedula, ist gleichesfalls eine Raben-Art / wohnet gern in Städten / wohnet und nistet auf den hohen Thürnen / sind von etlichen Arten / theils haben röthliche / theils aber schwartze Schnäbel / sind auch an der Grösse etwas unterschieden / sie fressen gern Semmel in Milch geweicht / auch Fleisch / Brod und Waitzen / auch Eycheln. In Norwegen werden weisse Dohlen und Krayen gefunden / ist schier der erste Sommer-Vogel / und wird im Winter selten bey uns gesehen.

Etliche Völcker speisen und versorgen diese Vögel / zum Recompens, weil sie die Heuschrecken auffressen / wann man sie verjagen will / soll man eine gefangene Dohlen lebendig aufhencken. Du wirst auch / sagt Gesnerus, die Dohlen und andere Vögel vertreiben / wann du schwartze Nießwurtz im Wein mit Gersten beissest / und ihnen die zu essen giebest. Wann die Dohlen unter das Dach fliegen / so ists ein Zeichen eines instehenden Regens / diß bedeutet auch / wann sie gegen Abend starck schreyet.

Bey uns (sagt Gesnerus) lässt man bisweilen einen an einem Seil in einen Thurn hinab das er Dohlen ausnehme / und in einen Sack / so er an ihm hat / stossen könne / in der Speise nutzet sie / wann man ihr Fleisch isset / so macht es / daß einen das Haupt juckend beisset / dieweil dieser Vogel gern hat / daß man ihm das Haupt kratzet.

Die Aglastern sind auch Raben-Geschlechts / darum stehlen sie alle gern / wie die Raben / sie machen ihr Nest auf die fruchtbaren Bäume / mit dicken und stachlechten Dornen versehen / machen bisweilen wohl zwey Nester / und wann sie bey dem einen einen Menschen vermercken / tragen sie ihre Jungen in das andere / sie legen etliche Eyer; die Alster ändert und verkehret offt ihre Stimme / lernet auch anderer Thier Geschrey nachahmen / sonderlich / wann ihr die Zunge recht und gut gelöset ist.

Ihr Nest hat allzeit zwey Löcher / eines / da sie hinein schlieffen / und das andere / daß sie die langen Federn des Schweiffes heraus langen können / weil ihnen sonst das Nest zu kurtz wäre / wann man eine junge Alster antrifft / die fünff Zähen hat / die soll viel gelerniger seyn / als die (wie gemeiniglich) nur vier Klauen hat / auch diese lieber und leichter lernen / die sich von den Eycheln ernähren / die Jungen werden von gemeinen Leuten aus den Nestern gehoben / gebraten und gegessen / sollen / wann man sie offt isset / ein scharffes Gesicht verursachen / ferunt picam assam elixamve comestam, citò sanitatem restituere ægrotis, singulariter verò prodesse iis, qui per maleficium ligati & ad Venerem sunt impotentes. Felix Platerus sagt: Der Alstern Hirn / wann mans isset / soll wider die Fraiß dienstlich seyn.



CAP. CV.

Von Phasanen.

WJr wollen jetzo von groß und kleinem Geflügel Meldung thun/ die auch zum Weidwerck gehören / und schließlich die Art und Weise/ wie sie gefangen und hintergangen werden/ zu Ende dieses Wercks besehen.

Die Phasanen sind zwar wohl nicht das gröste unter dem wilden Geflügel / aber doch das beste und edleste / daher wir derselben gantz billich am ersten gedencken / weil sie wohl die Augen mit ihrer schönen holdseeligen Gestalt (voraus die Männlein) als auch das Maul mit ihrem köstlichen Herren-Wildpret können vergnügen.

Der Phasan hat um die Augen einen schönen hochrothen Fleck / mit grünlicht und blaulicht vermischten Pfauenfärbigen Hals / welches sich bis gegen der Brust hinab ziehet / am Rucken sihet sie röthlicht-dunckelbraun / und an der Brust etwas liechter / mit unterschiedenen Flecken abgetheilet / Füsse hat er fast wie die Haselhüner.

Die weissen Phasanen sind / wegen ihrer Rarität / hoch gehalten; die Hüner sind gantz weiß / und die Hanen haben um den Hals etwas gespiegeltes / doch einer vor dem andern mehr und weniger. P. Balbinus schreibet / es gebe in Böhmen / so wol weisse Rebhüner / als auch weisse Rehen.

Er ist vor diesem in unsern Ländern gantz unbekannt und fremd gewesen / nunmehr aber ist er allenthalben in Oesterreich / und sonderlich in Böhmen und Mähren in allen Auen bekannt / ist zwar wol verbotten / solchen zu schiessen / oder zu fangen / weil er aber ein so einfältiger thörichter Vogel ist / wird ihm desto leichter nachgestellet.

Wann ihn ein Hund in der Au oder im Feld auftreibet / so begibt er sich auf den nächsten Baum / wird vom Hund angebellet / und also leichtlich geschossen / wie ich droben im 46. Capitel allbereit Anregung gethan habe.

Er laufft viel schneller und hurtiger / als die gemeinen Hüner / wird auch nicht leichtlich auffstehen / er werde dann mit Gewalt gähling aufgetrieben / oder wann vom Regen und Thau das Gras feucht ist / und er gern aus seinem Lager weiter wäre.

Die Habicht und andere Raub-Vögel thun ihnen grossen Schaden / derhalben / wo die Phasanen gedeyen sollen / auf diese emsige Nachsuchung zu halten / damit sie nicht über hand nehmen.

Sie legen auf einmal von zehen / bis zwantzig Eyer / etwas kleiner / als die gemeinen Hüner Eyer / und gantz gescheckicht und gesprengt / und brüten dreyssig Tage; Andere wollen / sie brüten nur drey Wochen / wie die Haus-Hüner.

Sie bleiben Küttweise beysammen / wie die Rebhüner / allein im Frühling / wann sie sich paaren wollen / lauffen sie voneinander.

Die Aglestern sind denen Phasanen sehr auffätzig / spühren ihre Nester aus / und wann sie Eyer finden / da von die Alten abwesend sind / sauffen sie solche aus / und verderben also gantze Bruten / darum werden im Böhmen die Jäger absonderlich belohnet / wann sie eine Alster / als einen schädlichen Feind / weg schiessen / und werden so wohl belohnet / als wann sie ein Reb- oder Haselhun geschossen hätten. Zu acht oder mehr Phasan-Hünern / wird allzeit ein junges Männlein im Frühling ausgelassen.



P. Balbinus schreibet: Phasianum marem aliquando supervenire Urogallinæ, & vicissim phasianum iniri ab Urogallo minore (von einem Birckhan) vel minimi generis, hinc gignitur tertia species, quæ & patris & matris, nequitiam, salacitatem & audaciam longè exsuperat, exquisitâ saporis bonitate.

Ihr Fleisch soll/neben dem delicaten Wildpret/auch den Schwindsüchtigen und Hecticis eine sonderbare gute Artzney seyn.

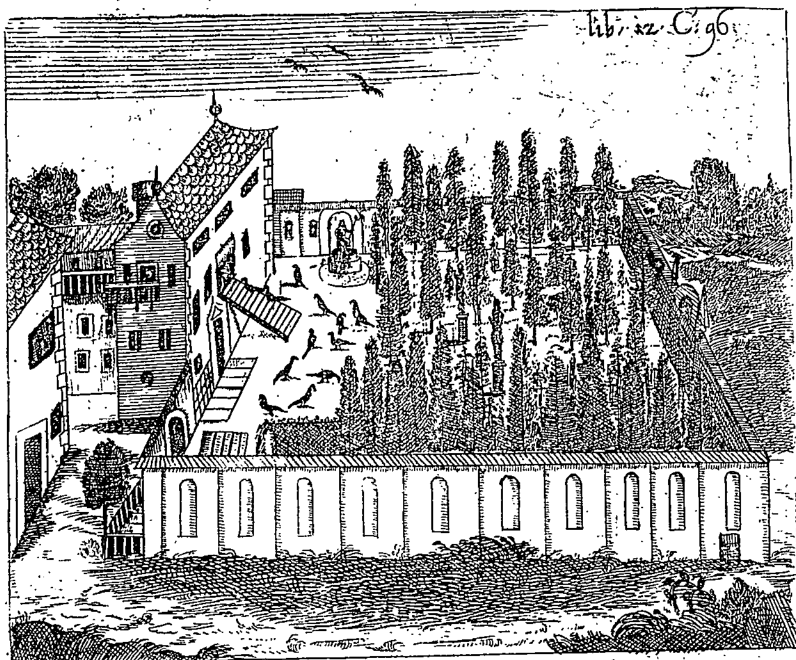
Marcellus sagt: Man soll einen Phasanen im Wein ersäuffen / und solchen denen zu trincken geben / die von der Darmgicht angefochten werden / so soll es alsobald besser werden; sein Blut soll dem Gifft widerstehen; sein Fette ist gut für die Gebrechen der Mutter / es zertreibt und machet zeitig; und die Gall schärffet und erhellet das Gesicht. Wo man sie eingefangen über Winter ernähret / und im Frühling wieder auslässt / werden gemeiniglich auf 8. Hüner ein Han zugegeben.

CAP. CVI.
Von den Phasanen-Gärten.

Wo es grosse Herrschafften hat / werden allenthalben Phasanen-Gärten gehalten / dahin die wilden Phasanen im Sommer und Winter ihre Zuflucht nehmen / und weil sie mit hohen Plancken und Zäunen versehen / vor der wilden Thier Ansprengung gesichert ihre Brut verrichten / im Winter aber an einem gewissen Ort gespeiset werden; der Ort darzu muß aber also beschaffen seyn / daß sie ihre Wohnung ihrer natürliche Anmuthung nach / gerne darinnen nehmen und continuiren möchten; er muß Wasser-reich/ Bronnenquellen/ Bächen / Lacken und Geröhricht / sonderlich aber viel Gesträuche und Beer tragende Stauden haben/ davon sie auch zuzeiten ihre Nahrung nehmen / wie auch Bäume / darauf sie bey der Nacht ihren sichern Sitz haben können. Der Ort muß also ligen / damit er von den Wassergüssen nicht möge überschwemmet seyn / weil sie meistentheils im Junio und Julio zu kommen pflegen / zu der Zeit / da die Phasanen noch in der Brut / oder doch die Jungen noch nicht fliegen können / denn es würde ein grosser Schade daraus entstehen.

Die Weite oder Enge des Phasan-Gartens / stehet in des Eigenthumers Belieben. Man muß anfänglich Phasanen hinein bringen / ohngefehr auf acht Hennen 2. Hahnen / denen muß man / an der lincken Flüge die Schwingfedern / deren etwan 8. seyn möchten / beschneiden oder abreiben/und mit heissen Aschen brennen/ so heilet es wieder / und mögen sie nicht aus dem Garten fliegen. Die Jungen aber / die sie im Frühling darinnen ausbrüten / fliegen aus in die nächst-gelegnen Felder um ihre Nahrung / und erhalten sich in der Gegend dort herum / und des Nachts kommen sie wieder in den Garten / als zu ihrer Geburtsstatt / man mag auch wohl Ameißhäuffen/ mit samt ihren Eyern hinein bringen/ die sich dann leichtlich zügeln / und den jungen Phasanen eine nütze Speise geben/bald nach verrichter Erndte muß man anfangen / sonderlich das erste Jahr / Waitzen oder Hirsbreun hinein zu schütten / damit sie desto lieber hinein gewohnen.

Will man sie in gewisse wolgelegene Auen gewöhnen / muß man einen Han und Henne unter einen hohen bedeckten Korb thun / darunter einen saubern weiten



Scherben eingraben / den mit frischem reinen Wasser füllen / und auch zu essen auf etliche Tage genug vorschütten. Uber 5. oder 6. Tage soll mans auslassen / und zu Nachts den Korb mit einem Strick in die Höhe ziehen. Aber darneben in einem andern gleichmässigen Korb / soll nur eine Phasanhenne allein seyn / dieselbe soll man nicht sobald heraus lassen / so gehet der andere Han mit der Henn sobald nicht weg / und gewohnen entzwischen allda zu bleiben / so dann mag man die letztere Henne auch auslassen / so bleiben sie / und vermehren sich desto eher. Ehe man aber die Phasanen auslässt / soll man vom Korb hinweg einen saubern Fußsteig in das Gesträuche machen / und ihnen darinnen auf einem Plätzlein Waitzen vorschütten / und ein rein Geschirr mit Wasser eingraben / auf demselbigen Platz / der sauber gekehret seyn soll / mag man obenauf Dornen legen / sie vor den Geyern und Habichten zu versichern / auch soll ein Sand-Platz dabey seyn / item frischer Waasen und Saher vom angebauten Waitzen oder Rocken.

In dem Phasan-Garten werden ihnen ein oder mehr Plätze / da man sie füttert / vorbereitet / man machet grosse / weite / geflochtene Körbe / wie die Schantz-Körbe / die oben offen sind / und unten vier Thürlein haben / dardurch die Phasanen aus- und eingehen mögen / dort hinein gibt man ihnen Tranck und Speise / daß sie also deß Orts wol gewohnen / und alle Morgen frühe sich dahin versammlen / ihre Mahlzeit einzunehmen.

Wann nun die Zeit kommt / daß man sie fangen will / wird etliche Tage vorher der Korb oben mit einem Netze wol verwahret / an denen vier Thürlein aber / werden die Fallbretter / die vorher allzeit darob gestanden / mit einem Zug gerichtet / also wann die Phasanen alle bey ihrem ordinari Essen / lässet man die Fallbretlein geschicklich herab fallen / stellt vor ein Thürlein einen starken Hünerbeer / und lässt das Fallbret auf / sobald sie die Oeffnung des Liechts und die Lufft sehen / lauffen sie einer nach den andern in den Beer / und daraus nimmt der Phasan-Meister die übrigen / sonderlich die alten Hanen / die bös werden / und die Jungen vertreiben / auch die gar alten Hennen / was zur Brut nicht mehr tauglich / und lässt / nach Proportion der Hüner / so viel junge Hanen bey ihnen / als er zur Zucht nöthig hält. Die übrigen lässet man wieder aus / also kan man seinen jährlichen Nutzen von den Phasanen haben / und sie mehren sich desto häuffiger wieder / wann man die alten / bösen / zänckischen und streitbaren Hanen auf die Seiten bringet.

Wann man die Phasanen mit räuchern an sich locken will / muß man vorhero die Gelegenheit besehen / wo sie sich aufhalten / darnach muß man eine viertel oder halbe Meil davon einen Ort aussuchen / wo man die Phasanen gern hätte / so dann muß man sich mit ausgezogenen zusammen gebundenen Hanffbüschen / darinn noch viel Körner sind / versehen / und acht haben / wann der Wind aufstehet von dem Ort / da du sie haben wilt / und gehet dahin / wo sie sich zuvor aufhalten; dann zündet man die Hanffbüschlein an / daß ein grosser Rauch / und der Geruch den Phasanen von dem Wind zugehauchet und beygetragen werde / so werden sie demselbigen nachtraben / derhalben mag man ihnen Waitzen dahin schütten / so werden sie daselbst ohne Zweiffel lieber bleiben / als an dem Ort / da sie vorhin gewesen sind.

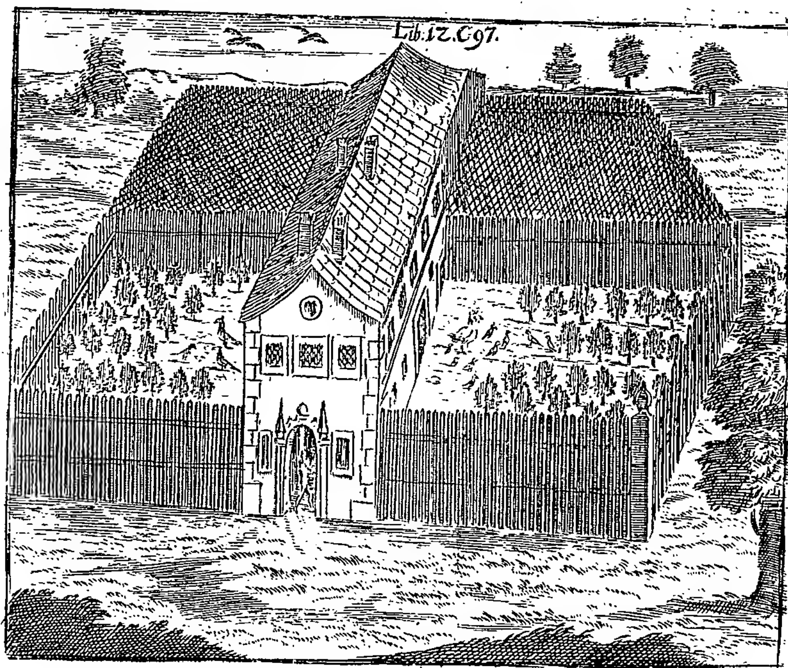
Noch ist mir ein guter Phasan-Rauch von einem guten Ort communicirt worden / der also zu machen ist: Nimm Haberstroh 2. Gebünde / Hanffspreu zwey Strich / Campher pro 45. kr. Aniß anderthalb Pfund / ein wenig Weyrauch / Widertod eine Hand voll / Tausendguldenkraut eine Hand voll / faul Linden-Holtz etliche Stücklein / gedörrtes Maltz ein halbes Mäßlein / vier Roßkugeln oder stercus equinum, brenn das Haberstroh auf der blossen Erden / und die Hanffspreu darauf / das übrige alles wird unter die Hanffspreu gemenget;

man raucht also 2 Tag und Nacht; dieser Rauch gehet dem Wind nach / wann er starck ist / wol auf anderthalb Meilen / wo aber nicht / geht er doch auf drey viertel Meil Weges weit.

Und wer sie erhalten will / muß also bißweilen daselbst / wie erstgedacht / rauchen lassen / und desto öffter Waitz fürschütten / so kommen sie nimmer weg. Ob aber dieses ein aufrichtiges Nachbarstücklein / seinem Nächsten ein solches Pößlein zu spielen / gebe ich einem jeden Gewissenhaffen zu erwägen / unser Christliches Axioma heisset: Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris. Man kan sich doch dieses Rauchens ohne Unrecht gebrauchen / wann man bißweilen in seinen Phasan-Gärten rauchen lässet / seine eigene Phasannen desto lieber bleiben zu machen / und daß sie dergestalt (wie oben gedacht) von andern nicht leichtlich abzulocken seyen.

Herr Graf Frantz Ernst / von Schlick seeliger / der allhie zu Regenspurg gestorben / hat mir gesagt: Wann man an einem Ort Phasanen antreffe / und wolle / daß sie nicht davon weichen / solle man nur weissen Mahen-Saamen dahin streuen / wann sie denselben einmal kosten / werden sie ohne Fehl wieder kommen.

Wann die wilden Phasanen zu einem Bach fliegen / werden sie nie gar darzu / sondern 10 oder 20 Schritt davon nieder fallen / und von dannen erst zum Trincken lauffen; daß man ihren gemachten Fußsteigen leichtlich ausnehmen kan.



CAP. CVII.

Wie man die heimischen Phasanen warten soll.

Die Phasanen werden von etlichen reichen Leuten zu ihrem Lust in den Häusern und Höfen unterhalten / und bißweilen wol auch / mit gemeinen Hünern bastardirt; wann man einen Phasan-Han zu weissen heimischen Hünern thut / so kommen weisse Phasanen / wie ich deren selbst unterschiedliche gesehen; die wilden Phasanen-Eyer werden am besten von Teutschen oder Indianischen Hünern ausgebrütet.

Wann die Jungen aus den Eyern fallen / gibt man ihnen hartgesottene gehackte Eyer und Petersill / kommen sie in die Holderblühe / so nimmt man deren halb so viel als des Petersills / und diß thut man die ersten 14. Tage; Andere nehmen auch Schafgarben und junge Brennessel / und hacken sie darunter / jedes so viel man mit dreyen Fingern fassen kan / und geben ihnen also deß Tages zweymal zu essen. Zu Zeiten mag man wechslen / Waitzenbrod / das hart ist / an einem Riebeisen nur die Schmollen zerreiben / mit Milch anmachen / und unter die Eyer mischen. Vorher aber / und ehe man sie zum erstenmal vom Nest herab lässt / räuchert man sie mit dem gedörrten Kraut / unser Frauen-Haar / so von denen Botanicis Adiantum genennet wird / und den gestossenen Eyerschalen / daraus sie geschloffen sind / und solle man / so bald man solche zum erstenmal vom Nest herab hebt / einem jeden / aus der rechten Flüg das dritte Stifftlein ausrauffen / selbige auf einen heissen Heerd-Ziegel dörren / zu Pulver stossen / und den Hünlein / wann sie verstopfft sind / von diesem Pulver / eines Breinkörnleins schwer / eingeben; sind sie aber durchfällig / mag man eine Eychelnuß suchen / dörren und pulvern / und etwas davon in eine in Milch eingeweichte Semmel gestreuet / ihnen also eingeben.

Hernach nimmt man Tausendgüldenkraut / Heil aller Welt / Schwalbenwurtzel / Schwalbennest / in wel-

welchem ungleiche als 3. oder 5. (quod superstitionem olet) ausgezogen worden/ Hopffenblühe/ unser Frauen Haar/ Sevenbaum/ weiß Elixenholtz/ und Kätzlein von den Palmen / eines so viel als des andern klein geschnitten / gestossen und zu einem Rauch gemacht / ist gut Alte und Junge zu berauchen.

Man legt auch Wermuth / und Kundelkraut / oder Quendel gedörrt/ in das Netz/ eher man die Brut-Henn ansetzet.

Auf den Eyern muß eine Henne 25. Tage lang sitzen/ und solches muß an einem stillen und finstern Ort seyn. Wann die Hünlein aus den Eyern gefallen sind / lässet man sie noch zween Tage die Henne im Nest gar ausbrüten / und gibt ihnen nichts zu essen / hernach räuchert man sie / thut sie herab mit samt der alten Hennen in eine Reutern / lässt sie also ein paar Tag / und füttert sie.

Wann man die Phasanen mästen will / werden sie von Nudeln aus Gersten- und Bohnen-Mehl geschoppt/ vorher aber 5. oder 6. Tage über / mit Fœnum græcum purgirt / im Schoppen muß man wohl acht haben / daß man die Zungen nicht beschädigt / denn davon verderben sie / werden von 2. bis 3. Pfunde wägen.

Für die Läuse muß man ihnen Staub von der Strassen in ihr Zimmer in ein grosses feuchtes Geschirr geben/ daß sie sich darinnen baden mögen.

Die Jungen fürchten sich sehr vor dem Donner-Wetter.

Tabernæmontanus fol. 625. sagt: Man bringe die jungen Phasanen erstlich mit Gersten-Mehl in Wasser eingerührt auf / folgendes gibt man ihnen eingequellten Leinsamen unter das Gersten-Mehl/und auch unterweilen gerollte Gersten/ davon werden sie groß und feist; so man ihnen aber die Gersten in Milch weichet/ und gibt ihnen sonst nichts anders zu essen / auch nichts als Milch zu trincken / so werden sie feist und starck davon / und kriegen ein schön weiß / mürbes und wolgeschmackes Fleisch für Fürsten und grosse Herren.

Wann die Hüner den Zipff oder den Brand haben / und die Flügel hencken lassen / nimmt man Linden-Holtz / und brennts zu Kohlen / löscht sie glühend in ihrem Trinckwasser ab / dann legt man ihnen in ihr Trinken Weinrauten und Salvey in Büschel gebunden; oder man soll ihnen den Zipff nehmen / und ihnen von gesaltzenen Butter und Knoblauch zerstossen und vermischt / neben dem abgenommenen Zipff / wieder eingeben.

Zu Zeiten mag man auch den Knoblauch in Wasser sieden / und ihr Futter so wol den Alten als (doch seltener) den Jungen also eingeben. Bisweilen mag man ihnen auch Saffranblühe in das Wasser legen; item/ das Kraut Millefolium oder Schafgarben.

Wann heisses Wetter ist / muß man ihnen des Tages wol viermal frisches Trinckwasser in ihr Geschirr geben / und solches allzeit sauber auswaschen / so bleiben sie gesund.

Wann sie lausicht sind / muß man grünen Wermuth stossen / den Safft davon durch ein Tuch ausdrucken/ mit süssem Milchraum vermischen / hernach den jungen und alten Hünern die Köpffe und den Hals einschmieren / allein muß man acht haben / daß den jungen Hünlein nichts davon in die Augen kommt / sonst erblinden sie.

Wann man jederzeit den Phasanen schöne Kraut-Kohl in ihre Pfaltzen setzet / daß sie davon essen können/ so ists ihnen gesund / und laxirt sie.

Im alten Monden soll man ihnen die Federn stutzen / doch nicht in der Pfaltz. Im Monat Martio muß man sie einpfaltzen. Je dicker der Sand/ und je härter er im Pfaltzen aufeinander ligt / daß die Hüner nicht zur erden können / je besser sind die Eyer / und werden weniger lauter.

CAP. CVIII.

Von den Rebhünern.

Diesen Namen haben sie / weil sie sich gern in den Rebländern und Weingebürgen aufhalten / sind die gemeinsten Feldhüner / so in unsern Ländern allenthalben zu finden sind. In India / wie Strabo meldet / sollen sie einer Gans an Grösse gleichen / möchten aber vielleicht wol die Trappen seyn.

In Franckreich / Lombardia, Saphoyen / werden auch grösserer Art Feldhüner gefunden / die rothe Füsse und Purpurfarben Schnabel haben / auf dem Rucken/ Kopf/ und an der Brust sind sie Aschenfarb / die äussersten Augenbraunen sind roth / von den Augen an / geht eine schwartze Linea durch den Hals beederseits hinab/ und an der Brust kommt sie mit einem halben Zirckel wieder zusammen / was darzwischen ist / hat ein weisse Farbe / der Bauch ist liechtroth / und die Seitenfedern sind weiß / röthlicht und schwartzglintzend gesprengt.

Eine solche Gattung Rebhüner findet sich auch in der Insul Chio, in dem Mittelländischen Meer / mit rothen Füssen und Schnäbeln / die bey denen Leuten in den Häusern wohnen / und von den Innwohnern von theils viel / von theils aber ihr wenig ernähret werden; die werden frühe Morgens von einem gemeinem Hirten durch eine Pfeiffen zusammen gelockt / und wie bey uns die Schaafe auf die Felder und Weide getrieben / des Abends treibt er sie auf gleiche Weise wieder ein / und geht ein jedes in seine gewöhnliche Herberg / zu diesem werden sie gewöhnet; sobald sie aus den Eyern geschlossen / tragen und wärmen sie die Bauren in ihren Hemdern / thun ihren Schnabel offt in ihren Mund / und träncken sie mit ihrem Speichel / dardurch werden sie desto zähmer / doch muß sie der Hüter des Nachts nie im Felde lassen / denn wo solches ein- oder zweymal geschihet / vergessen sie der Leute bald / und nehmen wieder ihre wilde Natur an sich / wie Busbequius in seiner dritten Epistel de rebus Turcicis bezeuget; es setzt auch gedachter Author / er habe zu Constantinopel etliche von dieser Art gehabt / die so zahm gewesen / daß sie stets unter den Füssen umgegangen / und aus seinem Pantoffel den Staub heraus wollen zwingen / sich damit zu baden / seyen ihm daher verdrießlich gewesen/ daß er sie in eine Kammer einsperren lassen / darüber aber sind sie bald umkommen; schliesst auch also: Do maximè operam, ut hujusmodi ministerii benè peritum hominem ad Cæsarem reducam, qui eandem



alendarum perdicum rationem apud nos instituat.

Mr. d' Esparron schreibet / die Rebhüner seyen zwar den rothen in Franckreich sehr gleich / haben aber eine andere Stimme / müssen also eines andern Geschlechts seyn.

Unsere Rebhüner aber sind so bekannt / daß sie zu beschreiben unnöthig / haben zu ihren wenigen Federn einen ziemlichen Leib; Sie machen ihre Nester an unterschiedlichen Orten / und legen / wie man glaubt / das erstemal über 7. oder 9. Eyer nicht / wann ihnen aber dieselben zerstöhret und verwüstet werden / welches so wohl von den Weinhauern / Gras-Medern / Schnittern / Hütern und Jungen / als auch von ihren Männlein selbst geschiehet / so legen sie das anderemal offt über 20. Eyer / und bringen dieselbigen alle aus; insgemein aber werden in ihren Nestern selten mehr als 14. Eyer gefunden; sie sind im Brüten so emsig / daß sie offt über dem Brüten mit den Händen ergriffen werden; sie brüten drey Wochen lang / die Jungen wärmen sich unter der Mutter Flügel / wie die Haushüner zu thun pflegen.

D. Olina in seiner Uccelliera fol. 57. schreibet / die Rebhüner und Wachteln leben von 12 bis in 15 Jahr. Andere aber sagen gar von 25. Jahren / bisweilen schlagen sich / aus Furcht der Raubgeflügel / zwey oder mehr Kütt / oder Völcker zusammen / da doch ihre Anzahl den Feinden keinen Schrecken / sondern vielmehr eine Beförderung ihrer Beute gibt. Joh. Conrad Altinger gibt diese Ursach / wann die Hanen um die alten Hennen streiten / so muß der Bezwungene nicht allein dem Uberwinder nachgehen / sondern auch alle seine Hüner folgen dem Sieghafften / und kommen also zwey Kütte zusammen.

Herr Graf von Purckstall meldet / wann man die Rebhüner recht verlosen will / soll man sich eine Stund vor Tages auf die Felder begeben / und da zwey oder drey Stunde nieder sitzen und auflosen / welche aber meistentheils den anbrechenden Tag / oder Abends / wann der erste Stern aufgehet / zu ruffen pflegen / also kan man das weite Herumgehen erspahren / und kan mit den Beeren / oder den Steckgärnlein bald seinen Fang vornehmen / die Zeit aber / wann sie gern und willig lauffen / und sich treiben lassen / ist es meistentheils Morgens um 8. Uhr / denn um diese Zeit / wann sie vorher aus Forcht in dem Gesträuch oder Getraide stille gelegen / fangen sie wieder an auf die Aecker zu lauffen / wie sie gemeiniglich im Locken und Zusammenschocken solches verrichten.

Von 8. bis 12. Uhren / und von 12. bis 4. Uhr / in der Hitze lauffen etliche Hüner nicht gern / sondern bleiben in Sträuchen.

Von 4. bis auf den Abend / wann Tag und Nacht scheiden will / lauffen sie gewiß. Weil sie auf den Feldern ruhen / und wegen der Füchse / wilden Katzen und Madern / im Gesträuch nicht bleiben; hört man aber unter dieser Zeit keine Lock / so sind die von Halter-Buben / Bauren-Hunden / oder sonst verscheuhet und aufgesprengt worden.

Er meldet auch / wie man Rebhüner in einem Gemach soll halten / da soll man ein Gemach / Zimmer oder einen Verschlag unter einem Dach erwälen / das nicht finster sey / und allzeit frischer Luft hinein kan / da die Fenster nit zugesperrt / sondern als ein Steige mit Sprüsseln verwahret werden; darein thu Gesträuch von Tannen / Föhren oder Eychen / darunter sie sich wohl verbergen können / nach diesem steckt man auch Waitzen oder Hirsengarben weit von einander / dahin verbergen sie sich auch / und haben ihre Nahrung dabey / man füttert sie also / und vermenget Waitzen / Haiden und Hirß durcheinander / und gibt ihnen täglich auf ein weit und breites zusammgeschlagenes Bret mit breiten Leisten / so verwüsten sie nichts / wann sie kratzen / müssen auch täglich etwas

grünes essen / damit sie sich erfrischen / und gesund bleiben / als Hünerdärm / Kraut / Biessen / Kohl / Kräutbietschen / und ein wenig Saher / das schneide klein / und gibs ihnen / diß geniessen sie überaus gern / vor allem gib ihnen einen weißgröblichten Sand 2. Schäffer voll hinein / in einen Winckel geschüttet / davon reinigen sie ihren Magen / baden und kratzen darinn / auch müssen sie täglich frisches Wasser haben / in einen grossen starcken Geschirr oder Scherben / daß sie nicht umstossen können.

Andere machen Winter-Zeiten ein oder zwey Bretter / die sie 3. Finger hoch verschlagen / mit Erden füllen / mit Waitz besäen / in ein warmes Ort stellen / und mit Wasser begiessen / so wird es bald in grün / und gebens den Hünern vor / nach drey Tagen geben sie ihnen wieder ein frisches / und wechseln also ab / diß kan man 14. Tage also continuiren / und darauf die Hüner abwürgen / so werden sie fett und wolgeschmack / denn nach Liechtmessen / wann sie brutig werden / nehmen sie wieder ab / und werden mager.

Im December / Winters-Zeit / werden die Rebhüner auch also gefangen: Man macht einen Korb vom Hopfen-Reisicht oder Stroh / in der Grösse als ein Sieb / abseitig / wie ein stroherner Baurenhut / oben am Gupff bleibts offen / und wird mit Stroh wohl vermacht / von diesen richtet man etliche Stücke in einem Waitz-Acker / wird wie eine Mausfall mit einem Fallhöltzlein gerichtet / bedecket den Korb / etwas weniges mit Stroh / und nachdem bestreuet man von weiten her des Ackers (worinn man weiß / daß sich die Hüner gern aufhalten) einen Strich mit Waitzen und Stroh / bis zum Korb / da lauffen die Hüner / wann sie ankommen / nach dem Stroh / und klauben den Waitz auf / bis sie zu dem Korb kommen / da finden sie darunter einen Hauffen Waitz und Waitzenstroh dabey / da lauffen sie alle unter den Korb / und suchen die Aeheren / bis sie endlich an das Höltzlein stossen / und solches umwerffen / so fällt der Korb nieder / und sind sie alle gefangen / denn nimmt der Weidmann das Stroh oben heraus / greifft mit der Hand hinein / und nimmt die Hüner eines nach den andern heraus / und verwahrt sie in Säcklein / wie man am besten kan / hernach richtet man diese Körbe wieder in andere Aecker / wo man weiß / daß sich Hüner aufzuhalten pflegen.

Mit diesem Fang (sagt Herr Graf von Purckstall) können die Bauren in Crayn gar wohl umgehen / und haben die Rebhüner fast ausgeödet / daher von der Lands-Obrigkeit verbotten worden / sich diß Fangs zu gebrauchen.

Ein gantzes Kütt oder Volck Rebhüner lauffen nicht voneinander / bis nach Liechtmessen / da sich solche aufs neue wieder zusammen paaren / und ihren Hauffen verlassen. So bald die Jungen aus den Eyern schliessen / verlassen sie ihr Nest / und folgen der Mutter auf die Weide / in die Saam-Felder / und wo es Würmlein und Ameissen gibt; wegen Schwere ihres Leibs / und Wenigkeit der Federn / vermögen sie nicht hoch zu fliegen / daher lauffen sie meistentheils / und fliegen selten / als zu ihren Tag- und Nacht-Fall / oder wann sie durch Hunde oder Leute aufgestöbert werden; wann sie einander verlieren / ruffen und locken sie sich selbst wieder zusammen; des Nachts sitzen sie etwan in einem Gehäge / oder wol auch im freyen Feld alle zusammen / und eines um das andere hält Schildwache / wie man in den Feldern an ihren Gelöß vielmal sihet / daß man schier daraus ihre Anzahl erkennen kan.

Am gefährlichsten gehet es ihnen / von Liechtmessen an / bis in halben Mertzen / da können sie sich weder im Gras noch in der Saat verbergen; so bald sie einen Raubvogel / Fuchsen / Katz oder Hund vermercken / ducken sie sich / und ligen so stille / daß man sie eher für unbewegliche Erdklösse / als Feld-Hüner / ansehen solte; im Winter halten sie sich am lieblichsten an den Brennenquellen / Bächen / Gräben und Gehägen / wo der Schnee bald abgehet / und auf den grühen Saaten / da sich sich offt unter dem Schnee verbergen / und nur mit den Köpffen herfür sehen; wann der Winter-Schnee / so langwührig und tieff ist / fressen sie das Moos oder Mies von den Bäumen; Der grosse Schnee und die Güssen in der Brutzeit sind ihnen sehr nachtheilig / daher meistentheils die folgenden Jahr darauf wenig Hüner zu hoffen. Man findet offt in ihren Nestern die Wolle von den Rohrkolben / wo sie selbiger habhafft werden können / soll sie vor Zauberey verwahren / achte aber mehr darum / daß sie lind darauf sitzen.

Das Rebhun ist ein geiler und arglistiger Vogel / wie davon viel könnte angezogen werden; Ihr Fleisch ist nach den Phasanen das zärteste / welchen Vorzug zwar etliche den Haselhünern zuschreiben wollen; sed de gustu non est disputandum.

Eine Gegend bald mit Rebhünern oder Phasanen zu besetzen / sagt Mr. d' Esparron part. 3. cp. 44. soll man im Frühling / wann sie anfangen zu legen / die Eyer suchen / und sie daheim einer Henne unterlegen / und wann sie ausgebrütet sind / soll man sie mit der Henne ins Feld lassen / welche sie allda wird aufziehen / unterdessen legen die Rebhüner wieder neue / und mehr Eyer / als zuvor / also daß sie doppelte Junge bringen. Quod notandum est: Man soll aber eine solche Henne zum Brüten nehmen / die öffter gebrütet / und Junge geführet hat.

Eben dieser Author part. 4. c. 29. sagt / daß kein grössere Kurtzweil sey / als wann man die Rebhüner mit Gewalt jagt / welches an den rothen durchs gantze Jahr / an den grauen / vom Martio bis in den September / geschehen kan; man muß aber Leute und Hunde darzu haben / welche darauf abgerichtet sind / und ist sonderlich das meiste an dem gelegen / der die Spuhr führen soll; dieser muß vor allen Dingen / des Landes und der Gegend / da man jagen will / gute und eigentliche Kundschafft haben / darnach müssen gute Picquirer bey ihm seyn / welche ihme recht könen folgen / und sich in gewisser Ordnung wissen an solchen Stellen zu halten / daß sie die Rebhüner / wann sie auffliegen / allzeit im Gesicht haben; wann nun der Spührer rufft / hab acht! welches geschiehet / wann die Rebhüner auffliegen / so müssen sie bey nahe schon wissen / um welche Gegend sie sich wiederum setzen möchten; diese Jagt können fünff Mann verrichten / ohne den / der die Spuhr führet / dieser nun muß wohl montirt seyn / und die Hunde allzeit gegen dem Wind führen / so spühren sie besser / und werden die Rebhüner desto besser ausser Athem gebracht / daß man sie mit den Händen greiffen kan / denn ein Rebhun kan nicht mehr als drey Flüge nacheinander thun. Zeucht also gemeldter Spührer an / und hat auf jeder Seiten einen Picquirer / zur rechten und zur lincken / die andern

drey reiten auch in solcher Ordnung hernach; die Distantz zwischen dem Spührer und den Reutern soll seyn auf 500. Schritt / doch mag man sie nach Gelegenheit der Zeit / und nachdem die Rebhüner stärcker oder schwächer sind / etwas geringer nehmen; dem sey aber wie ihm wolle / so sollen die vordersten Aufmercker / so nahe bey dem Spührer seyn / daß sie ihn sehen und hören können / und ihm allzeit in solcher Distantz und Ordnung folgen / wie ein Heer in einer Schlacht-Ordnung / gegen dem Feind anmarchiret; bisweilen brauchen die Rebhüner diese List / daß sie / so bald sie sich wieder gesetzet / anfangen zu lauffen und fliegen / darnach an einem andern Ort wieder auf / können aber hiemit einen guten Aufmercker nicht betriegen. Des Spührers Amt ist / daß er die Rebhüner / so er antrifft / allzeit forttreibe / und sonderlich auf die zusätze / welche gegen Wind und Berg anfliegen; und wann sich eines hinterwärts begibt / kan es sich doch für den folgenden Aufmerckern nicht verbergen / welche sehen wo es niderfällt / und treibens wieder auf. Doch muß man gute Stöber / und abgerichtete Hunde darzu haben / wie die Chiens Courans, würde diß Weidwerck / sonderlich wo grosse ebene Felder sind / wol abgehen.

Rebhüner sollen denen gesund seyn / nach Isidori Meynung / die von den Franzosen gequält sind / so daß sie auch damit allein sollen curirt werden / welche Medicin aber für diese unflätige Kranckheit (wo es heisst: Pagar porculpas obscuras, penas claras, wie der Spanier sagt) gar zu edel und zu gut.

Das Hirn davon in Wein eingenommen / vertreibt die Gelbsucht. Carnem & ova ajunt prodesse frigidis.

Simeon Sethi sagt / die gedörrte und gepulverte Leber eines Rebhuns / ein Jahr getruncken / soll das Hinfallende vertreiben.

Die Gall dienet für die duncklen Augen; an die Schläge / monatlich einmal / angestrichen und eingerieben / stärckt es die Gedächtniß; warm in die Ohren getraufft / ist es gut für die Taubheit.

Der Rauch von ihren Federn hilfft wider die kalten Catharr / dienet auch wider die Gebrechen der Mutter.

Wie die Rebhüner gefangen werden / wird hernach bey dem Treibzeug und Stecknetzen / und anderswo / noch mehr folgen.

CAP. CIX.

Von Haselhünern / Schnee- und Gries-Hünern.

DAs Haselhun wird von etlichen dem Rebhun / wo nicht vorgezogen / doch gleich gehalten; halten sich gern auf in den Wäldern / wo es viel Haselstauden gibt / davon sie im Winter die Zäpflein essen / und davon den Namen tragen; Item / wo es viel Bircken / Kranwetstauden / Holunder und Brombeeren giebt.

Das Haselhun gibt sich nie auf das flache Feld aus Furcht der Raubvögel / welche ihm / durch des Waldes Sträuche verhindert / weniger beykommen mögen; sie sind um die Wahl etwas grösser / als die Rebhüner haben am Bauch mehr weisses / und am Rucken mehr röthlichtes / doch alles mit Flecken vertheilt; der Bauch ist weißlicht / und die beeden Seiten sind mit schwartzen Flecken eingetheilt / der Schweiff ist graulicht / schwartz und weiß / mit einem Fingerbreiten schwartzen Querstrich; die Füsse sind mit Federn bis an die Klauen bewachsen / die Zähen sind schuppicht; die Männlein sind an Federn schöner / und von den Weiblein leicht zu erkennen / sowol / als die Rebhüner / diese setzen sich auf die Bäume / aber nur auf die untersten Aeste / und fliegen etwas rescher / als die Feldhüner; sobald ihre Jungen fliegen können / führen sie solche in eine andere Gegend / sie aber bleiben allein an ihren Ort.

Im Früling / wann sie pfaltzen wollen / werden die Männlein mit einem Pfeifflein / damit man des Weibleins Ruff nachahmet / in grossen Steckgärnlein gefangen / wie die Wachteln; diese Pfeifflein werden aus Messing / klein Mühlstein förmig / auf der einen Seiten etwas eingebogen und mit einem Löchlein / oder auch aus einer hohlen Haselnuß gemacht; sie werden auch also mit Schröten geschossen. Item / fängt man sie mit Bögen und angehenckten Mäschen / dabey rothe Vögelbeer angequerdert sind / oder Holderbeer / sie lassen sich lebendig so lang nicht erhalten / sind gar zu wild.

Die Haselhüner sind gern in dicken Wäldern / wo grosse Thäle mit Haselnuß-Stauden und Bauchenbäumen sind / der Weidmann muß ein dunckelgrünes oder graues Kleid anhaben / muß still und ohne Geräusch gehen / sich hinter einen Baum oder dickgewachsenen Gesträuch verbergen / und sein Schrott-Rohr fertig zum Schiessen haben / und wol acht haben / denn das Haselhun kommt offt still und gähling auf einen loß / und wird verbaint / wofern es den Betrug im ringsten warnimmt; wann man mit dem Männlein-Pfeiffen lockt / wann sich das wilde nicht melden will / und bald darauf mit dem Weiblein-Pfeiffel / so wird es eifersüchtig / und will den frembden Buler abtreiben. Man soll kein Weiblein schiessen / sie nicht ausöden. Um 8. Vormittag / und Abends um 3. Uhr ist die beste Zeit zu schiessen. Ihre Pfaltz Zeit gehet im Mertzen an. Man fängt sie auch mit Steck Garnen.

Sie sollen denen / mit der hinfallenden Seuche behafften / in der Speise sehr wol bekommen.

Mit den Federn werden die Muttersiechen Frauen beräuchert.

Drey Mägen von Haselhüner / mit allem / was darinnen ist / gedörrt / und denen engbrüstigen Pferden eingegeben / soll ihnen einen Athem machen.

Etliche / wie gesagt / halten dafür / sie lassen sich nicht zähmen.

D. Olina aber schreibt in seiner Uccelliera, daß der Cardinal Borghese solche in seinem Vogelhause gehalten habe; man muß ihnen Dufftstein und Sand in ihre Behaltnis geben; die Welschen nennen es Francolino.

Das Schnee-Hun / ist in unsern Landen nicht bekannt / wohnet allein in den grossen kalten Gebürgen in dem Schnee / seine Farbe ist weiß / hat rauhe Füsse wie

ein Has/darum er auch Lagopus genennt wird / ist sehr wild und ungezäumt. Sonst gibts wol in den Alpen auch weisse Rebhüner im Winter/die aber im Sommer wieder ihre rechte Farb nach und nach an sich nehmen/ ist aber eine andere Art/ dann die Schneehüner/ sind weiß Winter und Sommer / doch im Sommer etwas mit grauem vermischt/ das Männlein ist etwas grösser/ und hat vom Schnabel/ der auch schwartz ist / gegen den Augen einen schwartzen Strich/ und röthere Augenbraunen/welches die Weiblein nicht haben/im Schweiff sind sie auch etwas schwartz; sie fliegen nicht weit/ihnen wird geäbert/ dabey werden sie gepürschet / oder mit Bögen und Mäschen gefangen;haben ein schwartzes Fleisch/ doch wolgeschmack.

Grießhünlein haben mehr Federn als Fleisch / haben graue und gescheckichte Federn/man findet sie im Land ob der Enns/ auf der Heide/ zwischen Lintz und Weiß/ sind hochfüssiger als andere Feldhüner/bleiben so still und unbeweglich ligen/daß man fast offt auf sie tritt/ ehe sie aufstaddern/ fliegen aber nicht gar weit / und lassen sich wieder nieder/und ducken sich; man hat wol acht zu geben/ wann man sie von den Schrollen oder Erdenklossen erkennen will. Ich hab einesmals eines geschossen / ihr Fleisch aber ist nichts absonderliches/ lauffen schnell.

CAP. CX.

Von Auerhanen / Birckhanen und Bromhünern.

DEr Auerhan ist zwar fast der grösseste unter den wilden Hünern/ aber darum nicht der beste / ist schier gantz schwartz/mit Aschenfarben und braunen Flecken vermischt/die Augenbraunen und das Häutlein um die Augen sind roth/ das Weiblein ist etwas liechter und kleiner / wohnen gern in hohen Gebürgen und Wäldern/ wo es Bronnquellen gibt / und marassig ist; Im ersten Frühling/ wann er in die Pfaltz tritt/ ist er am ehisten zu bekommen/an welchem Ort er einmal pfaltzet/ da kommet er die gantze Pfaltzzeit/ meistentheils hin/ wann er nicht geschreckt worden; das gewisseste ist/ daß man in der Nacht zwey oder drey Stund vor Tags ihm nachschleichet/mit einem guten Rohr versehen/ man hört ihn sehr weit schreyen/wann man auf ein paar Büchsenschuß van ihm kommt/ muß man warten/ bis er anfängt zu pfaltzen / dann mag man unter währendem Geschrey hurtig fort und näher auf ihn gehen; sobald er still wird/ muß der Jäger stehen/ wo er betroffen wird / sich weder regen noch bewegen / bis er wieder anfängt zu pfaltzen/ dann mag er sein Rohr fertig machen/ geschwind anschlagen/und schiessen; wann er/ indem er noch pfaltzet/ schon einen Fehlschuß thäte / sehe oder hörete es der Vogel doch nicht; sobald er aber still wird/und nur ein Läublein rauschen höret/flieget er stracks davon/und weil darzu ein grosser Fleiß und Mühe gehöret / als gibt man den Jägern an etlichen Orten nicht viel weniger Jäger-Recht davon/ als von einem Hirschen.

Ihre Pfaltz fanget an bald nach Mitternacht / und währet bis eine Weil gegen dem Tage / hat (wann er nicht schreyet) ein überaus leises scharffes Gehör / wann er pfaltzet/ gehet er auf den dicken Aesten der Bäume hin und wieder / spreitzet die Flügel abwärts / und streubet seine Federn / wie ein Indianischer Han / und alsdann hört und sieht er nicht / und wann schon ein Schuß auf ihn geschihet / merckt er solchen entweder gar nicht/ oder glaubt/es sey ein Donnerstreuch/oder sonst ein umfallender Baum in dem Wald. Er hat ein zimlich grobes Fleisch/ muß nur eingebaitzt und in Pasteten eingemacht werden/wiewol er von vielen gebraten zur Tafel gebracht wird.

Deren sind zweyerley Art / die kleinern werden Gruggelhanen genennet / sind aber in unsern Ländern/ so viel mir wissend / nicht bekannt / nur in den hohen Alpen; die Birckhanen aber sind bey uns ein gutes wolbekanntes Wildpret / sind zwar kleiner / als die Auerhanen/ aber etwas bessern Fleisches; fressen die Zäpflein von den Bircken / davon sie auch den Namen tragen/ und wohnen gern in den Gebürgen / wo es viel Bircken-Bäume hat; haben ihre Pfaltzzeit und Art/wie die Auerhanen/wiewol etliche wollen / daß sie über diß noch zweymal/als um Jacobi / und hernach in der Herbstzeit pfaltzen söllen; dienet/ daß man ihnen bey warmer Zeit und gutem Wetter desto besser beykommen kan; doch sind sie übler zu schiessen / dann sie bleiben nicht so lang an einem Ort / und ob sie schon auf einen Rasen-Platz hinfallen/ stehen sie doch bald wieder auf/und saumen nicht lang an einem Ort; daher er einen hurtigen wohl-abgerichteten Schützen erfordert.

Des Birckhanen Pfaltz betreffend / so kommt er an dem dunckeln anbrechenden Tag/an seinen gewöhnlichen Pfaltz-Ort auf der Erden/allwo er die Häner bey sich hat; gegen hell-liechten Tag aber begiebt er sich samt den Hünern auf die Bäume / bis 8. Uhr/ alsdann verschwindet er/ und ist von ihm ferner nichts zu hören / daher soll man frühe zum Bürschen kommen/ da kan man den Han in der Hütten erwarten / welches am allersichersten ist/ ihn zu übervortheln / etwas später kommt er / nachdem er genug mit den Hünern seine Freud gehabt / setzt sich auf die Höhe des Baums / (wie Herr Graf von Purckstall meldet/ die Hennen aber bleiben noch eine halbe Stund auf der Erden in einem Gebüsche sitzen/) da denn der Han zu schiessen noch bequem ist/ wann aber die Hüner zu ihm auf den Baum kommen/ so werden sie es bald gewahr / und fliegt der Han auf ihr Warnungs-Stimm mit ihnen davon. Sie werden auch mit starcken Mäschen auf den Bäumen gefangen / sie sind Winters-Zeit gern auf Bircken/ und fressen die Zäpflein davon.

Die Bromhüner sind nicht gar noch einmal so groß/ als die Haselhüner/ ohne Zweiffel also genannt / weil sie sich dort gern aufhalten / wo es viel Brombeerstauden gibt/ weil sie selbige gern fressen; Dieser Vogel hat grössere Augenbraunen/ denn der Auerhan / mit einem rothen / oder bisweilen auch blauen Häutlein/ sein Hals hat blauchlichte schilchende Federn / und am gantzen Leib mit schwartzen / doch etwas in den Flügeln mit weiß vermischt / hat einen kurtzen dicken schwartzen Schnabel/ also ist der Haan / der von etlichen auch Laubhaan genennet wird. Die Henne aber hat etwas eine liechtere Farbe/ der Schweiff ist schwartz und gleich getheilt/ wie

ein

ein Federbusch / von glintzender Schwärtze / die Schenckel sind rauch / bis an die Klauen / welche schwärtzlicht und weiß-gefleckicht sind / die Zähen sind schuppicht / die Federn an den Füssen sind schwärtzlicht / aber mit Flecklein weiß besprengt / seine Grösse ist wie eine mittlere Haushenne / doch grösser und länger; werden auch in der Pfaltz geschossen / oder sonst mit Fallen und Schleiffen gefangen.



CAP. CXI.

Von den Schnepfen.

DEr Schnepf ist auch eines von dem köstlichen Wildpret / das man mit samt dem Ingeweid zu essen pfleget / ist fast an der Grösse einem Rebhun ähnlich / wie auch an der geschecktichten Farb / ausser daß solche mehr auf rothbraun gehet / hält sich gern auf in den Wäldern / wo Bronnenadern und Moraß zu seyn pflegen / denn seine Nahrung kommt meistens von den Würmlein / so mit seinem langen Schnabel aus dem Sumpf ausklaubet; sie ligen im Riedgras und kleinem Gesträuche des Tages so stät und unbeweglich verborgen / daß man schier mit den Füssen auf sie tritt / und sie einen Menschen mit ihren gähen Ausplatschen erschrecken / sie haben zu Nachts ihren Fall auf die Felder und Wiesen aus dem Holtz / darinnen sie nicht gern / wegen der Füchse und wilden Katzen / verbleiben / und gegen dem Morgen nehmen sie ihren Wiederfall wieder in das Holtz / daher / wo man ihren Flug einmal wahrnimmt / kan man sie mit Hochnetzen leicht auffangen.

Im Sommer werden sie bey uns wenig gesehen / und ist unwissend / wo sie etwan ihre Jungen haben / allein im Herbst lassen sie sich allenthalben sehen / und da sind sie am feistesten und besten; Im Frühling kommen sie zwar auch wieder / bleiben aber nicht lang / und sind meistentheils dürr u. ungeschmack zu essen / daher besser / und einem Weidmann anständiger / man lasse sie um diese Zeit gar frey passiren / weil man durch einen oder zwey viel gute Schnepfen / die man sonst im Herbst von ihrer Zucht geniessen könnte / verlieren muß / sie sollen wenig essen / weil sie fast keinen Kropf haben.

An andern Orten gibts noch eine grössere Art / die sich allein in grossen Höltzern aufhalten / und deßwegen Wald-Schnepfen heissen / sollen einen weissen Bauch / und einen nicht so langen Schnabel haben.

Es ist auch eine andere kleinere Art Schnepfen / die den gemeinen Schnepfen allerdings ähnlich sind / ausser daß sie einen schärffern und rauhern Schnabel haben / halten sich gern bey den Wassern auf / sind auch in der Grösse den grauen Wasser-Schnepfen nicht viel ungleich / haben eine kirrende Stimm / als ob man mit dem Messer über eine Säge führe; wann sie schreyen / soll es Regen bedeuten.

Unsere gemeinen Schnepfen werden auch sehr mit Maschen und Steckgarnen gefangen / müssen aber diese Netze ziemlich hoch seyn / sonst springen sie drüber; wann man sie mit Maschen fangen will / muß man sie nicht zu hoch / noch zu tieff richten / und muß die Pfad im Herbst allzeit übern dritten und vierdten Tag mit einem stumpffen Besem von dem abgefallnen Laub sauber ausgekehret werden / man mag auch den feuchten Rasen in den Pfaden bisweilen aufheben / daß sie desto leichter Würme suchen mögen / und lauffen sie sonderlich gern auf frischen Pfaden; die rechte Maß und Höhe / die Maschen zu hengen / ist am besten / daß man einen lebendigen Schnepfen zu bekommen sich bemühe / den in der Stu-

ben oder in einer Kammer umlauffen lasse/ und wol in acht nehme/wie hoch er lauffe/und wie er den Kopf trage/ so kan er sich desto leichter darnach richten.

Von den kleinen Wasser-Schnepflein / so auch ein trefflich gutes Wildpret ist / sihe im Eilfften Buch das 110. Capitel.

CAP. CXII.

Von den Wachteln.

Etliche meynen/die Wachteln haben den Namen vom Wachen/ weil sie des Tages meistentheils still ligen/ und allein des Nachts ihrer Nahrung nachlauffen/ welches aber mehr Vögel thun/ und man die Wachteln auch des Tages im Frühling/ sonderlich Morgens und Abends genugsam und überflüssig schlagen höret. Ich halte mehr darfür/ unsere Alten haben ihr den Namen von ihrem/ sonderlich der Männlein bekannten Ruff/gegeben: Wach/wach/welchen es von sich gibet/ wann es das Weiblein nahend merckt/und von andern will verborgen seyn.

Sie halten sich den gantzen Frühling und Sommer über im Getraid/ und hernach auch in den Stoppeln/ zuzeiten auch in den Wiesen auf/ sie brüten meistentheils zweymal im Jahr/ machen ihr Nest auf die Erden in das Korn/ und legen von 12. bis in die 16. Eyer. Herr Augostino Gallo vermeynt/ daß sie auch in Africa/die Zeit ihres Aufenthalts/ zweymal brüten / daher sie auch so häuffig gefangen werden/ und ihrer doch nicht weniger wird; Man hält dafür sie leben über 4/ oder 5. Jahr nit; haben auch mehr Fleisch als Federn / daher sie nicht hoch fliegen können/ sonderlich wann der Sudwind wehet.

Ihr Wildpret wird für der ungesundesten eines gehalten/ und sagt Galenus, daß in den Griechischen Landschafften Thessalia, Bœotia, Doride, und selbiger Nachbarschafft herum / viel von den Glieder-Kranckheiten sind behafftet worden/ aus Ursach/ daß sie so viel Wachtel-Fleisch gegessen/ weil sie das gifftige Kraut Veratrum geniessen sollen; das bezeuget auch Avicenna, daß sie das Hinfallende und die Fraiß verursachen / daher auch dieser Vogel bey den alten Römern im bösen Ruff gewesen/ und bey den Tafeln wenig geachtet worden.

Es sind auch etliche in den Gedancken / GOtt habe dem Israelitischen Volck/ weil sie des Manna überdrüssig/ ohne Ursach Fleisch begehret haben / darum Wachteln zugesendet / daß sie aus Geniessung dieses ungesunden Fleisches / wegen Verachtung der Himmlischen Speise/ gestrafft/ und wegen ihrer Undanckbarkeit/ Unglaubens/ und unleidlichen Fürwitzes halber / mit verdienter Züchtigung angesehen wurden/ zu erkennen/was für ein Unterscheid sey unter dem/was uns die Göttliche Fürsorge verordnet/ und dem / was unser flattrender Muthwill erkieset; da das erste zum Leben/ das andere aber zum Tode gereichet.

Die Männlein unter den Wachteln werden von dem Weiblein um den Kopf / und vornen an der Brust an dem rothbraunen Schild erkennet.

In Italia werden die Wachteln/Lerchen/Rebhüner/ und dergleichen/ auf dem Felde übernachtende Vögel in grossen weiten Feldern/ mit einem Netze/ das einem kleinen Fischbeer (doch mit weiten Mäschen gestrickt) gleichet/ und auch also in ein Holtz und an eine Stange gespannt ist/ gefangen; das geschihet meistentheils im Herbst/und bey der Nacht bey trübem feuchten Wetter/ da sie am liebsten halten; in der einen Hand tragen sie das Fischbeer-ähnliche Netze/ so von ihnen Lantiatoia genennt wird/ und in der andern Hand eine Laterne/ damit sie weit vor sich sehen mögen/ und wann sie etwas im Feld im Lager erblicken und antreffen / decken sie es mit ihrem Netze/dabey stracks einer ist/der es fest nieder hält/ bis sie heraus genommen und gefangen werden. Bisweilen werden auch Hasen also angetroffen/ und geschossen/deswegen etliche zu diesem Weidwercke seyn müssen. Meines Erachtens halber/sind die bey uns gebräuchliche Nacht-Garne von mehr Nutzen / und weniger Bemühung.

Sie werden auf mancherley Weise mit dem Steck-Gärnlein/oder Deck-Gärnlein / und einem Wachtel-Pfeifflein gefangen/wie in diesem Werck hin und wider gedacht wird / auch mit einem Tyraß und vorstehenden Hund / am meisten aber mit der Stangada im Herbst/ wann sie wegziehen / und diese Länder verlassen wollen/ davon im 125. Capitel dieses Buchs ausführlicher Bericht zu erhohlen ist.

P. Bohuslaus Balbinus schreibt in Miscellaneis historicis in Additamentis quæ librum tertium sequuntur, etwas wunderliches von den Wachteln. Es habe ein ehrlicher wolbekandter Bürger zu Pilsen / Lemman genannt/ eine Wachtel gehabt / deren er eine kleine Schellen angehenckt/und also lassen in seinem Zimmer umlauffen/ die sey endlich verlohren worden / daß man nicht gewust hat/wohin sie kommen sey/ über eine lange Zeit hernach hab man unter der Banck aus der Mauer einen Schellenklang gehört / und nachdem die Dienst-Magd fleissig nachgesucht/in Meynung eine Wachtel zu finden/ sey an ihrer Statt/eine grosse Krott/ aus einem Loch herfür gekrochen / welche die Schellen am Hals hangen gehabt.

Die Wachteln / sonderlich die zu ihrem Wegzug im Herbst gefangen werden/thut man auch in ein besonders ziemlich finsters Zimmer/geht mit ihnen fast um/ wie von den Rebhünern erwähnet worden / ausser daß man sie mit Hirsen füttert. Sie werden auch in den Furchen mit Mäschen gefangen/ wann man Lauffbögen macht / wie an die Amseln / sonderlich in Hirß- und Haiden-Aeckern/ das Getraid aber wird dardurch sehr verwüstet.

Im Winter ziehen sie in wärme Länder/und kommen erst im mittlern Frühling wieder zu uns. Im Königreich Neapoli kommen sie offt mit solchen Hauffen aus Barbaria / daß sie daselbst mit grosser Menge gefangen werden. Fallen auch des Nachts offt Hauffenweise in die Schiffe; sie sollen auch einen Führer mit sich haben/ der Wachtel-König genannt wird/ ist etwas grösser und hochfüssiger/röthlich und grau-weiß gesprengt/hat auch einen längern Kragen und schmählern Kopf/nisten allenthalben in den feuchten Wiesen.

Ich habe zu Rorbach einesmals ein gantzes Kütt dieser jungen Vögel bekommen / und in einer Kammer

lang erhalten/ fressen Brein und Hanff/ am liebsten aber Regenwürm/ daß wo man ihnen einen in der Hand fürgehalten/ sie so heimlich worden/ daß sie herauf gesprungen/ und es einem aus der Hand genommen/ sind sonst unflätig/ und beschmeтzen mit ihrem dünnen Koth alles/ und ob sie wol gestutzt waren/ hupfften sie doch überall auf die Stühle/ Bäncke und Kasten. Sie haben ein blaulichtes wässeriges Fleisch/ billicher unter die Wasser- als Feld-Vögel zu rechnen/ haben eine Stimme/ die quackt schier wie ein Laub-Frosch.

Die Wachteln nisteln meistentheils in den Getraidern und Saaten/ offt zweymal im Jahr/ legen 14. 15. und mehr gescheckichte Eyerlein/ und brüten sie mit hohem Fleiß aus. Sie sind auch zu Zeiten der hinfallenden Kranckheit unterworffen.

Wann sie gefangen in ein Kefich gesperzt werden/ stossen sie sich zu tod/ wo nicht das Häuslein oben mit einem Tuch übergezogen ist/ sie fressen Hirßbrein/ Hanff und Waitzen/ und werden gar heimlich. Etliche von den Weiblein/ wann sie in ein Zimmer gewohnen/ und man ihnen junge erst ausgefallene Wächtlein aus dem Feld bringet/ nehmen sie solche unter ihre Flügel/ nähren/ führen und versorgen sie/ wie mir Herr Georg Ferdinand Pernauer/ Freyherr von Perney/ erzehlt hat/ daß er selbst eine solche Chantarelle gehabt hat/ die solches zweymal gethan; wann sie im Zimmer gehalten werden/ müssen sie mit Sand/ und bisweilen mit frischen Waasen/ versehen seyn. Man muß der alten Männlein mehr nicht als eines bey ihnen lassen/ dann sie beissen einander zu tod nach den Schnitt sind sie am besten; die mit Hirse gefütterten/ sollen am besten und gesündesten zu essen seyn/ weil der Hirß den gifftigen Kräutern/ davon sie leben/ widerstehet.

Ihr Fleisch ist sonst voll böser Feuchtigkeit/ Undauung und Fieberhafftig.

Wachtelhirn mit Myrten-Salben zerstossen/ und einem Menschen/ der das Hinfallende hat/ ins Gesicht geschmiert/ vertreibt solches.

Fumanellus will/ daß die Augen davon an den Hals gehangen/ das drey und viertägliche Fieber vertreiben.

Wachtel-Eyer sollen den Säugerinnen die Milch/ und den Männern den Saamen mehren: Adeps cum pulvere Hellebori albi pudendis illitus naturam confortare creditur.

Das Fette in die Augen gestrichen/ benimmt ihnen ihre Dunckelheit; wie auch die Gall mit etwas Hönig vermischt.

Wie sie gefangen werden/ besihe hernach bey dem Tyraß/ Steck-Garn/ und sonst an mehr Orten.

CAP. CXIII.

Von den Lerchen.

Diese folgen billich aufeinander/ weil sie gern in einem Felde beysammen wohnen/ und auch meistentheils zu einer Zeit gefangen werden. Der Lerchen sind unterschiedliche Gattungen/ als die gemeine grosse Feld-Lerchen. Darnach die Haubel-Lerchen/ die man in Oesterreich Kottmünch/ und zu Latein Galeritam nennet. Darnach ist eine kleinere Art/ die Baum-Lerchen heissen/ darum weil sie auf den Bäumen in den Wäldern/ die nahend an den Feldungen stehen/ zu sitzen pflegen; Item/ noch ein gar kleine Art der Wald-Lerchen/ diese werden in Oesterreich Kraut-Vögelein genennet/ werden im Herbst und auswärts auf den Feld-Tennen häuffig gefangen/ werden alle an den subtilen langen Sporn für einerley Geschlecht erkennet/ haben auch an der Farb nicht sonderlichen Unterscheid/ ausser daß die Koth- oder Baum-Lerchen etwas dunckelfärbiger sind.

Die Koth-Lerchen bleiben den gantzen Winter bey den Häusern/ bey den Ställen/ Scheuren/ auf der Landstrassen/ und auf den Miststätten; sie lernen/ wann man sie jung bekommt/ künstlich pfeiffen/ wie mit einem Flageolet, und wissen gantze Arien zu singen; sie haben auf dem Kopf eine Kappen von Federn/ die sie aufheben/ und niederlegen nach Gefallen.

Die gemeinen Feld-Lerchen sind/ wegen des Gesangs und des Wildprets/ die besten. Das Männlein hat einen längern Sporn/ und am Hals beyderseits schwärtzlichte Flecklein/ ist auch an der Brust etwas dunckelfärbiger als das Weiblein/ sie leben von 8. bis 10. Jahren. Haben ihren Strich gern in den ebnen Feldern/ und wo ihnen ein Gebürg entgegen stehet/ da streichen sie nebenbey/ sie nisten auch auf den ebenen Feldern/ meistentheils in den Saaten/ legen drey bis fünff Eyer/ singen in dem Flug im Aufschwingen/ welches sonst dem andern Geflügel nicht gemein ist/ sonderlich singen sie das schöne heitere Wetter an/ bey trüben aber/ werden sie selten gehöret/ meistens aber/ wann es frühe ist/ oder gegen Abend. Welches sie auch/ wann sie jung/ in oben mit Leinwad bedeckte Häuslein gethan/ und mit Brey/ Hanff/ Ameiß-Eyren/ zerschnittenen grünem Kohlkraut/ und dergleichen/ gefüttert werden/ nicht unterlassen; wann sie lang also versperzt sind/ erblinden sie gerne; sie müssen in ihren Häuslein stets ein Geschirrlein mit Sand haben/ darinn sie sich baden/ und das Ungeziefer vertreiben können.

Wann es im Frühling und ersten Sommer grosse Güssen gibt/ werden dasselbe Jahr wenig Lerchen zu hoffen seyn. Der Senff-Saamen soll diesem Vogel tödtlich seyn. Die Sperber/ und sonderlich das Baum-Fälcklein/ ist ihr so abgesagter Feind/ daß sie nicht/ wo sie solches einmal vernimmt/ mehr übersich zu bringen/ sondern sich viel lieber von einem Menschen mit der Hand aufheben lässt; und wird sie schon in die Höhe geworffen/ plumpt sie doch alsobald wieder auf den Boden/ oder verbirgt sich hin/ wo sie kan/ ja daß sie wol den Pferden unter dem Sattelbaum/ und dem Menschen in den Sack schliefft.

Es gibt auch bisweilen gantz weisse Lerchen/ aber selten/ deren ich selbst eine gesehen. Sie haben im Jahr nur einmal Jungen/ so bald sie ausgeschloffen sind/ lauffen sie wie die Rebhüner und Wachteln; das Männlein singt lieblicher und schöner als das Weiblein/ daher Baptista Mantuanus also saget:

Prole novâ exultans, galeâq; insignis Alauda
Cantat & ascendit, ductoque per aëra gyro
Se levat in nubes, & carmine sydera mulcet.

Im Herbst streichen sie bis vier Wochen nach Michaelis/ offt wol gar bis um Martini/nachdem das Wetter ist/und in ebenen Feldern länger und gehäuffter/ als in den Gebürgen/ da sie sich gern zertheilen/ und gleichsam verstehlen.

Die Koth- oder Häubel-Lerche/ soll für die Colica ein gutes Mittel seyn; theils brennen sie in einem Hafen zu Pulver/und nehmens vier Tag nacheinander ein. Was ihr Fleisch antrifft/ haben sie vor vielen den Preiß.

Wie sie gefangen werden/ soll hernach in den Schlag-Wänden/Kleb-Gärnlein und Nacht-Netzen vermeldet werden.

Marggraf Johann Sigmund/ Churfürst zu Brandenburg/ hat einesmals auf dem Leipziger Wald/ aus seinem Wagen unter dem Fliegen und Singen/ mit einer Büchsen-Kugel (in Beyseyn des berühmten Poeten Friderici Taubmanni, davon er ein Carmen gemacht) eine weisse Lerche geschossen/ und auf die Erden gefället. Wie Christoph. Besoldus J.C. in seinem Thesauro practico und Politico adaucto fol. 980. bezeuget.

CAP. CXIV.

Von wilden Tauben.

DJe wilden Tauben sind grösser und kleinerer Gattungen/die haben ihren besten Strich nach geendetem Julio/bis in den Herbst/ werden auf den Feldern mit Schlagwänden gefangen / oder auf den Bäumen/ wo kleine Wälder von hohen Bäumen zwischen den Feldern stehen/geschossen; man hat eine Pfeiffe/ damit man ihnen lockt; dargegen sie sich wieder melden/ und also sind sie desto leichter abzuschleichen. So kommen sie auch gewöhnlich dahin/wo man dem Wildpret Sultzen aufschlägt/ dabey man ihnen entweder pflegt aufzupassen/ oder ihnen mit Netzen dabey zu richten / darzu man denn nutzlich heimliche und abgerichte wilden Tauben setzt/die wilden desto leichter anzulocken.

Zu dieser Tauben-Sultz nimmt man Gaffer ein Loth/ Salpeter 6. Loth/ Alaun 8. Loth/ Saltz ein halbes Pfund Urin/so viel als man haben kan/in einen Topf zusammen vermengt/ und wochentlich zweymal fleissig die Tauben-Sultz damit gesprengt. Dieses Compositum muß in währender Strich-Zeit/ alle vierzehen Tag wieder frisch angemacht/und also gebraucht werden. Diß ist auch auf den Wildpret-Sultzen sehr gut / wie allbereit oben gedacht worden.

Oder/ mach die Tauben-Sultz auf folgende Weise: Erstlich/ wird der Leim einer stehenden Hand dick mit 2. Pfund Saltz angemacht/ aufgegraben und vermischt/ hernach nimmt man Alaun/ 4. Loth/ Gaffer ein Quintel/ Federweiß 2. Loth/ eine halbe Maß gestossenen Hanff-Saamen/ alles untereinander vermengt/ und thut diese Materien in 3. oder 4. Maß Urin/ der Hanff wird erstlich im Wasser gesotten/ daß er auffspringt/ hernach unter das andere gethan/ drey oder vier Tage also stehen lassen. Wann kein Tränck dabey ist/ so mag man ein Nüschlein oder Geschirr von Erden oder Holtz dabey eingraben/ und in diß Wasser vier Loth Alaun/ ein paar Hand voll Saltz/ Gaffer ein Quintlein/oder Erbsen mit Saliter/Alaun und Saltz/ nach Belieben/ hinein thun.

Johann Conrad Aitinger will/ man soll nehmen allerley Saamen/ was die Tauben fressen/ solche in einem Mörser wol zerstossen/ und Laim aus einem Back-Ofen darunter mengen/in einen Kessel Menschen-Harn wol sieden. Dann gräbt man in die Erden auf den Tauben-Herd drey zwerch Finger tieff/und zween oder anderthalben Schuhe lang und breit/und deren vier Plätze/ so weit voneinander / daß die Tauben wol allenthalben darzu können / und doch alles von den Netzen möge überdeckt werden. Wann nur einmal eine Taube an diese mit obiger Materi gefüllte Plätze hinkommt / so bringt sie schon mehr mit / doch muß die Hütten und der Tenn schon fertig seyn/ damit sie deren gewohnen; wann sie dann Haussenweise kommen/schweiffen sie erst lang um und um/ wie fast alle grosse Vögel zu thun pflegen / setzen sich alsdann etliche ein wenig nieder/ gucken umher / ob sie etwas ihnen verdächtiges vermercken/fliegen wieder auf in die Höhe/und setzt sich erst alsdann der helle Hauffen nider. Diese Sultzen können in vier höltzerne Kästlein eingemacht/ und also eingegraben/ ausser des Taubenstrichs aber mit Waasen/wegen der Geiß und Schafe/verdeckt werden. Diese Herde aber müssen in einem offenen Feld oder Höhen seyn/da nicht Bäume sind / ohne etwan ein grosser doch nicht zu naher Baum/ dahin sie ihren Flug nehmen/ und von dort herab auf den Tenn zu fallen pflegen. Die Netze zu decken kan nichts bessers seyn / als ein gantz wol ausgetrockneter dürrer Pferdmist / den die Sonne auf den Pferd-Weiden wol getrocknet und weiß gemacht hat / dessen kan man nach und nach ein paar Säcke voll sammlen/ und seine aufgerichtete zusammgelegte Wände damit verbergen.

Oeffters ernennter Herr Graf von Purckstall/schreibt in seinem Monat-Bericht / vom Weidwerck im Augusto, unter andern also: Die wilden und Turteltauben streichen auf den Feldern häuffig in diesem Monat/ dann da schneidet man an allen Orten das Getraydicht ab / daher die Tauben genug zu fressen finden / werden also gebürstet / und mit Schlagwenden gefangen / fliegen auch allzeit Vormittags von 7. bis 8 / und Abends von 4. bis um sechse/zu ihren gewöhnlichen Trincklacken/ absonderlich / wo das Wasser saliterich / und als ein kleines Maräßlein auf einer Wiesen zu spühren ist/ auch an Orten des Strichs / von grossen Eych-Wäldern/ wo sie ausgebrütet sind. Wann man dergleichen warnimmt/ so nehme er ein paar Tauben-Schlagwende/ welche sechsthalb Klaffter lang / und über eine Klaffter einer guten Spann breit sind / die Mäschen sollen so groß seyn / daß ein junges Turteltäublein nicht durch kan / die Netze sollen grüngelblicht / und die Stricke braun mit Nußschelfen gefärbt seyn/ die soll man in eine Wiesen über ihr Tranck-Platz richten/ vorher muß man dabey eine durchsichtige Hütten von Föhren- und Tannen-Gesträuch richten / daraus man ihren Strich kan wahrnehmen / aber nicht von ihnen gesehen werden/ also müssen kleine Bäumlein herum gesteckt seyn von grünen

Tannen und Fiechten/ daß es wie ein Gesträuch/ und nicht wie ein Hütten aussehe/ soll allzeit grün und nicht welck seyn. Mache in Mitten des aufgerichten Netzes ein Grüblein 2. Klaffter lang/ und ein Klaffter breit/ 4. Finger breiter Tieffen/ solche mit Wasser voll gefüllt/ und etliche Waasen darein gethan/ setze vier geblendte wilde Tauben/ bind und setze sie bey der Lacken kurtz an/ an den Füssen werden sie von Leder angefast mit iedernen Schühriemen/ wie die Sperber/ so bleiben sie fein ruhig/ und fladern nicht; man muß auch 2. gebrämte wilde Tauben haben/ die man eben auf diesen Tenn/ wie gewöhnlich/ zur Ruhe brauchet. Die ziehet man gantz sanfft/ wann eine Schaar Tauben noch ferne angeflogen kommt/ gegen dem Ort/ wo der Tenn ist/ wann sie einsitzen/ muß man gar bald ziehen/ damit sie des Betrugs nicht gewahr werden/ und wieder ausreissen/ und davon fliegen; man muß aber/ wann grosse Schaaren kommen/ die Tauben nicht alle lassen einsitzen/ sondern mit der Helffte vorlieb nehmen/ sonst werden sie zu starck/ daß sie das Netze zurück schlagen. Die Stricke mag man mit Gras bestreuen/ und aussenher Stäblein mit Stroh bestecken/ damit die Tauben neben der Netze einzufallen sich scheuen/ und am rechten Ort einfallen/ sonderlich zu den Läuffer Tauben.

Ist der Tenn trocken/ so höhle Wasser hinein/ damit die Ruhe- und Lauffer-Tauben nicht verschmachten/ so steck ihnen die Schnäbel in ein Geschirr mit Wasser/ bis sie sich antrincken/ das thu des Tages gar offt; item/ schoppe sie etliche mal mit Erbsen/ bis sie was im Kropf haben/ ehe du nach Hause gehest/ so schneid ihnen mit einem Scheerlein die Brämfaden ab/ daß sie wieder sehen/ und schütt ihnen ein wenig Waitzen vor/ daß sie sich wieder erquicken/ den andern Tag nimm andere frische Tauben/ und wechsel also um/ hast du aber nicht umzuwechseln/ so feyre allzeit den andern Tag/ sonst werden sie von der Hitz sehr mager/ und verderben/ und ist sehr Schade/ denn die wilden erstgefangene Tauben sind sehr stützig/ und kommen hart zum Essen/ darum soll man in der Noth auch Haus-Tauben nehmen/ so den wilden an der Farb ähnlich sind.

Die wilden Tauben ziehen im Herbst von uns weg/ und kommen im Frühling wieder/ daher dieser Hin- und Wiederstrich von den Weidleuten wol zu beobachten.

Ihre Speiß ist allerley Saamwerck/ was auch sonst die zahmen Tauben essen; die Bloch- oder Ringel-Taube ist die gröste unter den wilden/ blau und Aschenfärbigt/ haben einen schönen liechtblau/ weiß- und schwärtzlichten Ring/ von der Brust bis schier oben auf den Hals/ sie fressen auch/ in Ermanglung anderer Speise/ Eycheln und Bohnen.

Man glaubt/ daß sie öffter als einmal im Jahr brüten/ weil deren so viel sind/ haben selten mehr als zwey Eyer.

Die Blochtauben sollen von 15. bis 30. und 40. Jahr alt werden.

Wann der Vogelsteller in der Hütten bisweilen lauschet/ und sihet Morgens auf dem Heerde viel Tauben/ so hat er sich zu versichern/ daß eben die Tauben um 4. Uhr Abends sich wieder daselbst einstellen. Wann ein Baum/ der groß/ dick/ ästig und grün ist/ etwan 20. Schritt von den Tennen stehet/ so nehmen sie erstlich ihren Fall dahin; sie haben (wie Aintinger meldet) ihre gewisse Strich-Zeit/ als Morgens mit samt dem Tag um 4. Uhr/ hernach ohngefähr um 9. Uhr/ dann auch um 11. Uhr Mittags/ wieder um 2. oder 3. Uhr/ und endlich des Abends um 6. oder 7. Uhr; Etliche fallen Vormittag ins Feld/ und um Nachmittag auf die Träncke/ und des Abends auf die Sultze.

Die Lock-Tauben muß man jung aus den Nestern heben; wann die Alten nicht wollen zahm werden/ mag man solche blenden. Dieses geschiehet/ wann man ihnen durch beyde untern Augenliedern einen Faden mit einer Nadel einziehet/ recht in der Mitte des Augenlieds/ alsdann dasselbige mit den zweyen Enden obersich/ und die untern Augenlieder über die Augen ziehet/ und triblet und drohet das Fädemlein über dem Kopf zusammen/ und machet dann mit einem spitzigen Höltzlein/ die Federn fein über den Faden her/ und richtet sie also/ daß nichts davon an der Lock-Tauben gespühret wird.

Wann die Eycheln in den Wäldern wol gerathen/ gibt es wenig Tauben auf dem Felde/ zu solcher Zeit sind sie am besten bey den Sultzen und Träncken zu schiessen.

Ihr Fleisch ist im Herbst und nach der Erndte am besten/ ist einer trocknenden und verstopffenden Natur/ denen/ die einen bloden Magen haben/ sollen sie gesund in der Speise seyn.

Wann sie vorher in kalten Wassern eine Zeitlang ligen/ werden sie mürber.

Das Decoctum davon/ mit Weinbeern drey Tage lang getruncken/ hilfft für die Darmwinde.

In Essig gekocht/ ist die Blochtauben gut für die rothe Ruhr; ihr Blut reiniget die Wunden.

Die Aschen/ von gebrennten Federn/ im Meth. 3. Löffel voll getruncken/ widerstehet der Gelbsucht/ und treibt den Stein aus der Blasen.

Das Blut soll auch den beschädigten Augen sehr wol bekommen.

Der Mist befördert den Harn; und bricht/ in Bohnen-Wasser eingenommen/ den Stein; welches auch die gepulverten Stein thun/ die im Magen gefunden werden.

Lapilli isti (sagt Boëtius in historiâ gemmarum) terendi sunt, quia durissimi, deinde semidrachma cum floribus Sambuci & Cinnamomi ana Scrupulo uno, danda est per octiduum cum brodio, ita enim æger à malo citò liberatur.

Von den mittlern wilden Tauben solls am besten seyn.

CAP. CXV.

Von den Turteltauben.

Diß ist die kleineste Art unter den wilden Tauben/ ein holdseliges Vögelein / das bald zahm wird/ und wann sie der Leute gewohnen/ wecken sie mit ihren Gurren die Schlaffenden des Morgens auf/sie nisten in hohen und sehr dicken Bäumen/ daß ihr Nest vor Aesten und Bäumen hart kan ausgenommen werden; im Sommer wohnen sie an kühlen/ und im Winter an sonnichten Orten / wo sie ein Jahr ihr Nest hin bauen/ da bleiben sie gern beständig dabey / wofern ihnen ihr Nest nicht gar zerstöret wird; so wol als auch die Blocktauben; im Winter werden sie bey uns nicht gesehen/ ob sie aber/ wie vermuthlich/gar wegziehen oder ob sie sich in die hohle Bäume oder Felsen-Löcher verschliessen/ ist ungewiß/ im Frühling lassen sie sich wieder sehen.

Münsterus sagt / sie leben nicht länger / als 8. Jahr; D. Olina in seiner Uccelliera gibt ihnen noch 2. Jahr zu/ und schreibt/ sie leben vom achten/ bis ins zehende Jahr / so doch bedees ungewiß; und bey den wilden keine sichere Experientz/bey den heimischen offt keine rechte wolgedeyliche Wartung seyn kan/dardurch offtermals dergleichen Thier Leben verkürtzet wird; wann sie ein Granaten-Körnlein verschlucken/ sollen sie sterben.

In Ungarn / zwischen Oedenburg und Donners-Kirchen/ am Neusiedler-See / habe ich sie vor Michaelis Hauffen-weise beysammen gesehen / deren wol etliche tausend / die sich in alle Felder herum zerstreuet haben/ mögen gewesen seyn. Und schreibt Cuspinianus, referente Joh. Ferdin. Behaim. in Notitiâ Hungariæ, pag. 184. daß zu Ofen / am Tag Nativitatis, B. Virginis, über 80600. Turteltauben auf den Marckt daselbst gebracht/ die von glaubwürdigen Kauffleuten/ in seiner Gegenwart / per Curiosità, sind erzehlet worden.

Sie fressen gern Saltz / und fallen sehr offt auf die Sultzen / daher ihnen gleichesfalls/ wie andern wilden Tauben/mit Lockern und Schlagwänden nachzustellen; sie wohnen nahe an den Bächen auf hohen Bäumen/ worvon sie offt auf die Erden fallen/ihre Nahrung zu suchen; der Habicht und Sperber stellen ihnen sehr nach/ sie haben aber einen so hurtigen geschwinden Flug/ daß sie selten/ausser etwan gar die Jungen/erhaschet werden; von dieses Vogels keuscher Ehe / und unveränderlichem Wittben-Stand / werden viel seltzame Sachen erzehlt/ die man bey den Authoribus aufsuchen mag.

Wo es viel Sand gibt/ auch wo Raub- und Mahen-Saam / Hanff / Lein / Wicken / und dergleichen gesäet wird/ da halten sie sich gern auf; Joh. Conrad Aitinger schreibt/ daß sie an der Wolffsmilch oder Krottenblumen (wie sie in Oesterreich genennet werden) die obern Knöpflein sonderlich gerne essen / dabey sie dann auch mit Maschen und Schleiffen leichtlich gefangen sind.

Ihr Fleisch ist warm und trocken im andern Grad/ doch sehr feucht dabey; der Alten Fleisch ist hart verdäulich/ der Jungen ist gesünder / in der Speiß genossen/ist es gut wider die rothe Ruhr; ihr Blut wider die rothen Augen; ein Quintlein ihres Kohts nüchtern im Meth getruncken/ dient wider die Disuriam, drey Tage nacheinander also continuirt.

CAP. CXVI.

Von Kranwets-Vögeln/ Mistlern/ Droscheln/ Amseln und Pyrolt oder Gugelfyhaus.

Wie die Vätterliche Güte GOttes den Frühling mit Blumen / den Sommer und Herbst mit Früchten; also hat Er auch den Winter seine verdrießliche Kälten und langweilige Dunckelheit zu versüssen/ mit allerhand guten / lang-daurenden und köstlichen Speisen versehen / daß Martialis so unrecht nicht gesagt hat:

> Texta rosis fortasse tibi, vel divite Nardo
> At mihi de turdis facta corona placet.

Diese vier Gattungen der Vögel / wenigst die ersten drey gehören unter ein Geschlecht/ und ob sie wol an der Grösse etwas unterschieden/werden sie doch an der Güte nicht viel einander weichen; die Kranwetsvögel aber/haben jederzeit / ohne Widersprechen / den Vorzug und Preiß vor allen andern gehabt. Diese aber werden / den Sommer über / in unsern Ländern nicht gesehen/ halten sich in hohen Gebürgen auf / und nehmen ihren Strich allein im Winter zu uns/ an Orten/ wo es viel Kranwetssträuche (davon sie auch den Namen tragen) gibt/ und werden daher für gesünder und edler gehalten/ weil das Fleisch wolriechend wird von der täglichen Speise/deren sie geniessen; sie sind den Mistlern an der Farbe nicht viel ungleich / ausser daß sie an der Brust rothbräunlichter / und etwas/ doch nur um die Wahl/ kleiner scheinen.

Der Kranwets-Vogel/ wann er des Morgens eine viertel Stund auf dem Geäse und Kranwertsbeeren sich gefüttert hat / sucht er von stundan seine gewöhnliche Tränckstätte / und von dannen eilet er wieder auf seine Weide / die er verlassen hat / daher etliche Weidleute nur eine Tränckstätte offen lassen / und die übrigen verdecken / also daß man sie daselbst mit verdeckten Schlag-Netzen / oder Leimspindeln Hauffenweise fangen kan.

Wann ein ungestümmer/ stürmichter Herbst ist/ halten etliche dafür / daß sie in See am Uberflug ersäuffen/ daher so wenig zu uns kommen.

Die eingesperrten Vögel/ die man übers Jahr erhält/ fressen zu Ausgang des Mayns wenig Kranwetbeer mehr/ und bleiben lieber bey ihren Gerstenbrey/und was ihnen sonst von Mahen oder Ameiß Eyren darunter gemenget wird.

In unsern Ländern werden sie meistentheils in Mäschen / Leim-Bäumen / auch auf den Wald-Tennen (davon hernach mehr folgen solle) gefangen / die werden zwar bald nach Michaelis auf hohe gebürgichte Vorhöltzer / wo viel Kranwetbeer wachsen / und wohin sie ihren Strich am liebsten nehmen / gemacht / dann wiewol diese Vögel vor dem halben October nicht ankommen / fängt man doch unterdessen andere Vögel / als Droscheln / Mistler und Amseln.

Die Kranwets-Vögel fressen auch Holunderbeer / Würmlein / Fliegen und Snecken / wie auch die Meelbeer und Buchecker; In Italia fressen sie Myrten und Oliven / und thun offt grossen Schaden / weil sie Hauffenweise einfallen.

Sie lassen sich ziemlich wol treiben / und wann sie nahend an den Tenn gebracht / klopffet man wieder einen Baum / oder auf die Erden / so geben sie sich in die Höhe / und fallen an die Ort / wo kurtzes Gebüschwercke und keine hohe Bircken oder andere Bäume stehen / doch muß man Bescheidenheit brauchen / daß sie nicht gar wegstreichen.

Wann etliche Wochen lang ein harter Frost gewesen / und wieder anfängt etwas aufzugehen / suchen die Kranwets-Vögel auf den feuchten Wiesen und Aengern das Gewürme zusammen / und zu der Zeit achten sich sich der Kranweten wenig / bis sie vom Gewürme satt worden; und ob sie schon zu Zeiten Morgens frühe auf das Gesträuche fallen / kommen sie doch denselben gantzen Tag schwerlich wieder zu den Beeren; wann sie aber wieder Frost und Schnee mercken / so fallen sie einen oder zwey Tage vorher gar begierig auf den Tenne.

Das Männlein unter den Kranwets-Vögeln hat auf der Brust mehr schwartze Flecklein / und einen grössern Kopf als das Weiblein / wie D. Olina bezeuget. Der schreibet auch / daß sie sich das gantze Jahr durch in Italia aufzuhalten pflegen; Den Sommer über bleiben sie im Gebürg; im Herbst in den Gefildern und Hügeln; und den Winter durch an den Meerküsten / wo es viel Myrten und Wachholdersträuche gibt.

Die Mistler halten sich gern auf bey den Kranwets-Vögeln / leben auch einer Speise / scheinen aber etwas grösser / und haben weißlicht und schwartze Flecken; der Mistler wird an etlichen Orten auch Zaritzer und Brach-Vogel genannt / frisset gern die Beerlein / so auf den Misteln wachsen / davon ihm auch der Nam geschöpfft worden.

Docter Gesnerus sagt / daß die Bauren ihr Loß bey diesem Vogel also haben / daß / wann dieser Vogel im Ausgang des Winters / hoch an der Spitzen eines Baums sitzend und singend gesehen und gehöret werde / soll es ein Zeichen eines harten Nachwinters seyn; setzet er sich aber mitten unter die Aeste des Baumes / also / daß man ihn kaum sehen mag / soll er des Somers ehiste Ankunfft / und also ein frühes Jahr andeuten. Somers-Zeit begibt sich dieser Vogel sehr tieff hinein in die Wälder / und verrichtet daselbst seine Brut; zur Lock wird er viel leichter erhalten / als der Kranwets-Vogel / lässt sich mit Kleyen / Milch / Topfen und dergleichen / vergnügen. Sie sind gehässig aufeinander / und wo sie einander auf den Bäumen erblicken / will einer den andern hinweg treiben / daher die Weidleute einen zahmen Mistler in ein Käfficht an einen Baum hencken / und oben auf ein Netze oder Leimspindel stellen / darinn der fremde auf diesen begierig-stossende Vogel im Herbst gefangen wird / und das heisset man den Mistler-Strich so bey den Herrschafften den Vogelfangern nach einem gewissen Gezirck im Bestand verlassen wird / dafür sie ein gewisses Geld oder etliche Bändel Vögel geben müssen / und werden jeglichem seine Gräntzen aufgezeichnet / darüber er nicht greiffen darff. Der Mistler hält sich auch gern auf den geackerten Feldern / zweiffels ohne Würme zu suchen / sonderlich in den Brach-Aeckern / deßwegen sie etliche Brach-Vögel nennen / und sich vor dem Raubvogel desto weiter umzusehen / sie werden auch sehr in den Mäschen mit Beeren und Geäse gefangen.

Der Mistler-Stich gehet von Allerheiligen bis zu Ende des Novembers an / denn weil die Erden (wie Herr Graf von Purckstall erinnert) itzt zu gefrieren anfängt / und sie mit ihren Kratzen das Gewürm nicht mehr aus der Erden bringen können / begeben sie sich auf die Eychbäum / wo viel Mistelbeer sind / und nimmt ihm ein jeder Mistler seinen eigenen Baum / und leidet keinen andern darauf / da wird dann ein Mistler in ein viereckicht Vogel-Häusel auf den Baum gesetzt / darüber ein Garn mit einem Fälleisen gemacht wird / daß / wann der wilde Mistler auf den Locker sticht / das Netz überschlägt / und ihn gefangen nimmt. Es muß aber das Häusel an einer Stangen mit eisernen Hacken starck angehenckt werden / daß es nicht mög herab fallen / und damit kan man von einem Baum zum andern gehen; wo man wilde Mistler höret oder sihet / ist ein guter Fang / und kan man in einem Tag 20 und mehr Stuck fangen / sonderlich / wann es reiffet / kalt ist / und ein Schnee fällt; man muß aber die Lockvögel auswechseln / daß sie nicht matt werden; es müß auch in den Stichhäuseln kein groß Trögel oder Scherben eingelegt werden / denn die wilden Vögel scheuen sich davor / sondern wann du ihnen wilst zu essen geben / so nimm aus dem Sack die Geschirrlein / thu Wasser und Geäse darein / und laß sie eine Zeitlang fressen; nimm die Geschirrlein hernach wieder in den Sack. Man gibt den Lock-Vögel weitzene Kleu / Gersten / Grieß / und ein wenig gestossenen Hanff / mit Wasser oder süsser Milch gemischt / täglich dreymal / allzeit mit frischem Wasser; sie gehen auch gern auf die Plattbäume / sonderlich wann sie hoch sind.

Die Droscheln sind auch zweyerley Sorten / die Zipsdroscheln sind etwas grösser / und sind unter den Flügeln gelb-weißlicht; ihr Strich geht neben den Amseln bald nach Michaelis / währt aber gar nicht lang / und verliert sich bald wieder; sie fressen gern Holunder- und Vogelbeer / daher sie auch mit den Mäschen / so wol als auf dem Tenn gefangen werden. Sie fallen gar frühe ein / und verweilen sich ziemlich lang; in den Häuslein werden sie erhalten wegen ihres guten Gesangs; man wird sie auch den Frühling durch / allenthalben in den Wäldern / singen hören; sie brüten im April / machen ihre Nester aussenher aus Mies von Bäumen / und inwendig aus Letten oder Würm-Mehl vom faulen Holtz / welches sie befeuchten / gantz eben und glatt machen.

Die Wein-Droschel aber ist etwas kleiner von Leib / ist unter den Flügeln röthlich / und nicht so bleich als die Zipf-Droscheln / hat auch schwartzbraune Füsse; sie fliegen auch mit grossem Hauffen / wie die Kranwets-

Vögel/ doch nachdem etwan des Jahrs Beschaffenheit und Witterung mit sich bringet/ sie fallen gern ein/ wo sie gute Locke finden/ daher sich auf solche zu befleissen/ aber sie dauren selten länger als etwan ein Jahr.

Wann Nebel und Reiffe fallen/ bleibt dieser Vogel gerne ligen/ und ziehet ungerne/ sonst wann es kalt und helles Wetter ist/ eilet er desto schleuniger/ sie kommen fast mit dem Kranwets-Vogel; im letzten Viertel des Mondes fallen sie am liebsten ein/ und streichen im Nebel hart über der Erden/ hergegen je schöner und heiterer die Lufft/ je höher ziehet er.

Die Amsel theilet sich auch in etliche Sorten; die gemeinesten bey uns sind (sonderlich die Männlein) schwartz/ und das Weiblein ist etwas dunckelbraun/ sie wohnen gern in Gehägen und Sträuchern/ und bleiben selten lang an einem Ort/ sondern wechseln hin und wieder/ sie werden gewöhnet/ daß sie den Menschen gewisse Arien und Weisen nachpfeiffen lernen; ihre Speise ist wie der vorigen/ auch Würm/ Heuschrecken/ Arlesbeer und Holunder. Im Winter stecken sie in den Gehägen/ und suchen ihre Nahrung darinnen/ sie haben fast am ersten ihre Jungen im Jahr/ daß solche auch offt erfrieren/ nisten zweymal im Frühling/ und im Sommer; haben von 3. bis 5. Eyer/ die sind grün und röthlicht gesprecklicht/ leben von 6. bis 8. Jahr. In die grossen Vogelhäuser muß man diese Vögel nicht lassen/ sie sind bissig/ leiden die andern nicht gerne/ und machen sie alle unruhig und verwirret. Von den Körnlein der Granatäpfeln/ schreibt D. Olina, sterben sie. Sie werden mit Mäschen/ Netzen/ Sprenckeln und Leim gefangen; sie streichen nicht Hauffen-weiß/ sondern gantz zerstreuet/ halten sich gern in den Bircken und Erlenen Vorhöltzern auf.

Die Ring-Amseln sind schöne Vögel/ weiß und schwartzbraun/ gescheckicht/ und haben um den Hals einen weissen Ring/ halten sich gern und am liebsten in grossen Gebürgen auf/ sollen auch mit den Kranweth-Vögeln bisweilen in die Elbe kommen/ ist ein gefressiger fürwitziger Vogel/ der gern einfället/ und auch andere mit sich verführet; Die Weidleute sehen ihn gern/ wann er mit einem Hauffen Kranwet-Vögeln auf ihre Tenne kommt/ daher sie auch Nachmittags/ wann er nur mit wenigen kommt/ nicht leicht auf sie ziehen; sondern hoffen gewiß/ er werde Morgen wieder zusprechen/ und mehr Gäste mit sich bringen; Ihr Strich ist kurtz/ und währet am längesten nicht über 5. Tage.

Oriolus oder Galbula, wird in Oesterreich Gugelfyhaus/ wegen seines Geschreyes genannt/ das Männlein ist schön/ gelb mit schwartzen Flügeln/ und das Weiblein etwas weißlichtgrauer/ kommt allein/ wann die Kerschen zeitigen/ und wird hernach bey uns nicht mehr gesehen; In Italia frisset er Feigen/ lebt auch sonst von Würmen; Wie er sein Nest künstlich zwischen die Bäume-Aeste aufhange/ und mit Hanff artlich umwinde/ besihe Aldrovandum lib. 12. ornitholog. cap. 39. Er verräthet sich überall auf den Bäumen mit seinem Geschrey/ wird mit Schröten geschossen/ auch mit dem Kreutzlein auf Leim-Spindeln gefangen; Wann er im Frühling kommt/ förchtet man selbiges Jahr keinen Reiff mehr.

Ob er in diesen Ländern nistet/ ist ungewiß/ theils halten darfür/ er niste in Italia im Frühling/ und komme hernach/ wann die Kerschen reiffen/ in diese Länder/ fliegt immer von einem grossen Baum in den andern/ schreyet/ und leidet keinen andern Vogel um sich; Solle die Geelsüchtigen heilen/ er aber sterben.

In Italia/ schreibt Aldrovandus, in primis ferè deliciis habetur, pinguescit enim mirum in modum, bonum succum generat, carne est admodum delicatâ, unde mirum est, quod Galli, ut Eruyerinus lib. 15. cap. 53. de re cibariâ refert, hanc avem à mensæ usu rejiciant; Wird von Gesnero Wittewall/ Pirolt und Kersenriff genannt. Ich halte auch dafür/ er könnte gefangen werden wie das Rothkröpflein/ oder der Steinrötel/ wann man einen lebendigen in ein Kefichen thäte/ und Leimspindlein darüber richtete/ würden die andern darauf stechen/ und sich also fangen.

CAP. CXVII.

Seidenschwäntzel/ Krummschnäbel und Kernbeiß.

Seidenschwänzel ist ein Vogel/ der nicht alle Jahr bey uns gesehen/ und gleichsam für Ominoso, als ein Verkündiger eines annahenden Sterbens/ gehalten wird; Herr Colerus glaubt/ sie kommen allezeit im siebenden Jahr/ wird auch bey Regenspurg gar offt gefangen/ hat ein zartes wolgeschmackes Fleisch/ als ob es lieblich gewürtzt wäre/ derhalben er auch allda von den gemeinen Leuten Pfeffervögelein genennet wird/ trägt auf dem Kopf ein Käpplein/ das er niederlegt und aufrichtet/ hat eine Stimme gleichwie die kleinen langschweiffigen Meißlein/ die in Oesterreich Pfannenstiel heissen/ in den Flügeln hat er in den Schwingfedern etliche kleine Carmesin-färbige Pünctlein/ und am Ende des Schweiffes schön hochgelbe Federlein/ hat sonst am Leib die Farbe wie ein Häher/ darum ihn auch Gesnerus Garrulum Bohemicum nennet/ ist aber nicht grösser/ als ein Krummschnabel/ ist ein fürwitziger Vogel/ der bald einfällt/ und bald wieder auffstehet/ werden stracks heimlich/ leben aber nicht lang/ fressen die rothen Vögelbeer. Man kan sie in dem Zimer umfliegen lassen/ und mit gar klein-geschnittenen Möhren oder gelben Ruben erhalten/ doch thut er/ in die Kefichen eingesperrt/ gantz kein gut.

Der Krummschnabel oder Creutz-Vogel hat seinen Namen mit der That/ weil der unter und obere Schnabel kreutzweise vor einander gehen/ und gleichsam ein krummes Kreutz machen/ meistentheils gehet der ober Schnabel auf der rechten Seiten abwärts/ und der untere Schnabel auf der lincken Seiten abwärts/ ist ein wenig/ aber doch nicht viel grösser/ als der erst itztgedacht/ ist ein artlicher Vogel/ dessen Farb fast nicht eigentlich zu beschreiben ist/ weil er alle Jahr solche mercklich verändert/ bald ist er graulicht/ bald röthlicht/ und bald hat er grünlichte Federn/ mit auch vermischten gelben; er wird bey uns meistentheils nur im Winter gesehen/ da er auch zu singen pflegt/ wie der anderer Vögel Gebrauch. Gesnerus und Aldrovandus schreibet/ er niste im Jenner oder Anfang des

Hornungs in den grossen Tannenbäumen / von welcher Saamen er seine Nahrung nimmt/ ist ein ungeschickter Vogel/ wann er in ein Häuslein eingesperrt wird / und windet sich hin und wieder / hilfft ihm auch bisweilen am ab- und aufklettern mit dem Schnabel/ wie sonst die Papagey zu thun pflegen. Er isset den Hanff-Saamen gern / und wird mit einem doppelten Häuslein/ darinn untersich eine Lock / und übersich eine Falle ist/ leichtlich gefangen.

Gesnerus schreibt / so er genug getruncken / werffe er das Wasser mit seinem Schnabel aus dem Geschirr/ und meynt/ er thue es aus Verdrüß/ daß er sein gekrümtes Maul nicht ansehen mag; Ich achte aber mehr darfür; es geschehe aus Neid/ wanns anders die Warheit ist/ was in Oesterreich ins gemein von ihm geglaubet wird/ nemlich / daß sein Wasser/ daraus er getruncken/ sehr heilsam sey / denen Leuten / die mit der Frayß behafftet sind; hat im Singen eine stille/ aber nicht unliebliche Stimme / läßt sich im Häuslein lang erhalten.

Der Kernbeiß ist am Leib etwas kleiner als die vorgedachten / aber am Kopf desto grösser / hat einen starcken kurtzen grossen Schnabel / daher ihn die Griechen Coccothrausten nennen / auch davon auch das teutsche Wörtlein Kernbeiß entsprungen / ist eine Art aus den Fincken / aber grösser / daher ihn auch etliche Kerschen-Fincken heissen / ist in unsern Ländern ein wohlbekannter Vogel / unnöthig ihn zu beschreiben; Er frisset gerne Rettich-Saamen; Wann die Eycheln wolgerathen / (sagt Johann Conrad Aitinger) hält sich dieser Vogel gern auf in solchen Höltzern/ wo die Schweine ihre Mastung haben/ denn sie sollen artig im Gewühle der Schweine/ die Stücklein/ so sie fallen lassen/ aussuchen / und zu ihrer Nahrung zu gebrauchen wissen; Er nistet / wie Gesnerus schreibet / in den hohlen Bäumen / legt 5. oder 6. Eyer / wird meistentheils nur im Winter bey uns gesehen; man fängt sie mit Leimspindeln und Netzen.

CAP. CXVIII.

Von den Stahren.

Es ist ein bekannter Vogel / von schön-gläntzenden und gescheckichten Federn / halten sich gern auf / wo es grosse weite Viehweiden hat/ da sie mitten unter dem Viehe ihre Nahrung suchen / sonderlich wo es Gebrüche und Wasser darneben hat; auch sind sie gern an denen Orten/ wo sich die Gibitzen aufzuhalten pflegen/ und ist denckwürdig die Freundschafft/ so die Nebelkrayen mit den Stahren zu halten pflegen; in Oesterreich und Ungarn (da es dieser Krayen viel gibt) wird man meistens bey den Stahren etliche Krayen finden / als ob sie ihre Convoy oder Salvaguardia wären/ und so bald sich ein Raubvogel/ ihnen zu schaden/ blicken lässet / schwingen sich besagte Krayen alsbald übersich / und treiben den Feind ab; In Schlesien bey den Dörffen / werden auf die hohen dicken Bäume kleine viereckichte / doch etwas länglicht-formirte Kästlein angehenckt/ offt zwanzig/ dreyssig auf einem Baum/ darein nun nisten die Stahren / und mit denen werden die Jungen getheilet/ haben also die Leute jährlich ihr gewisses Einkommen dabey; sie haben im Jahr dreymal Junge / und legen auf einmal 6 oder 7 Eyer/ mehr oder weniger / sie werden in Häusern gantz heimlich / können mit ihrer breiten Zungen / allerley Thier Stimm nachmachen / auch wol etliche Wort aussprechen.

Dieser Vogel frist alles/ was man ihm gibt/ und wird offt viel Jahr also erhalten; In Weingärten und auf den Hirß- und Pfench-Aeckern thun sie grossen Schaden/ wo sie nicht mit sonderbarer Sorgfalt vor ihnen verwahret sind. Wo sie sich einen Tag hin machen/ und zu fressen finden / da halten sie sich etliche Wochen/ man kan sie um der Rinder Koth leichtlich spühren/ denn sie machen um das Koth Löcher mit ihrem Schnabel; nach den Würmen/ Fliegen und Ungezieser/ welches sie gern essen/ werden sie nicht verstöret/ sitzen sie des Nachtes Hauffenweis in das Geröhricht der Teiche/ oder an den Ufern der Schiffreichen Flüsse / weil sie darinn kühl im Sommer sitzen / und im Geröhricht das Nachstellen der Füchs und Katzen / durch das Rauschen leichtlich mercken / und denen entfliehen können; sie werden mit grossen Schlag-Wänden gefangen / da man ausgeschoppte Bälge von Stahren haben muß/ oder auch von Nebelkrähen/ Dohlen und Kybitzen / zu welchen sie sich gerne gesellen; wer aber solche Vögel lebendig haben und damit abwechseln kan/ der kan sich desto leichter anbringen in den Zeuge zu fallen / es gehöret auch ein lebendiger Ruhrvogel / und ein paar lebendige Läuffer darzu; das Netze muß gefärbt seyn / nach Beschaffenheit des Grundes / an den Brachfeldern ists besser/ man stelle ihnen bey trübem neblichten Wetter nach. Die Krähen dörffen nicht gar auf der Tennstatt seyn/ sondern einen Schritt oder zween davon / dann wie Joh. Conrad Aitinger sagt / ob sie schon gern bey ihnen seynd/ trauen sie ihnen doch nicht/ denn sie ihnen bisweilen Schalckheit zu thun pflegen.

Wann man die jungen Stahren ausnimmet / gibt man ihnen nach der Zeit des Jahrs / Heidelbeer / Erdbeere Himbeer/ Kerschen/ und dergleichen rohe Beeren/ so an den Hecken wachsen / letzlich aber Holunderbeerlein/ bis sie allerley selbst essen lernen/ und diese Kost muß man ihnen offt verwechslen; darneben mag man ihnen auch geben lebendige Würme/ gekochtes Fleisch/ so nicht zu hart gesaltzen / und dergleichen.

Sie fressen auch gern Fliegen / und wissen sie meisterlich zu fangen/ auch wann solche schon auf dem Viehe sitzen / können sie solche artlich hinweg schnappen / darum sind sie auch gern unter den Vieh-Heerden / ja sie sitzen offt auf das Viehe hinauf; welche sie auch / als ihre Wolthäter/ gerne zu leiden scheinen/ weil sich ihnen von der Verfolgung und Nachstellung der Fliegen und Bremen etwas abhelffen.

In dem Geröhricht werden sie auch Hauffenweise gefangen/ wann man weiß/ wo sie zu Nacht sitzen/ schneidet man das Rohr aus/ daß man das grosse Netz/ welches 80. oder 100. Schuh lang / und 70. Schuhe breit seyn muß (man kan Tyraß / Hoch-Netze / und allerley solche Garne aneinander fügen) also hinein aufrichten kan/ oben wird dieses mit einem Netze an Ringeln angemacht / daß man an einen glatten mit Seiffen bestriche-

nen Strick leichtlich ausziehen / und also diese Wände bedecken kan; des Garnes Wände aber müssen mit starcken Stangen wol befestiget seyn / daß sie von dem starcken Zug nicht weichen können. Wann nun die Stahren eingesessen / und die Nacht herbey kommen / werden die Stahren überzogen / und gewürgt. Und sagt Joh. Conrad Altinger / er sey dabey gewesen / und in einer Nacht auf solche Weise 2200. Stahren also überziehen helffen. Wie man alles soll anordnen / mag der günstige Leser daselbst mehr vernehmen.

An andern Orten werden die Stahren mit einer Reuschen oder Hünerbeer gefangen / die wird in das Rohr / wo sie auffitzen / hart an das Wasser gelegt / und auf beeden Seiten Flügel gesteckt / wie man bey den Hünerbeeren zu thun pfleget / hinter den Beeren wird auf einen eingeschlagenen Pfal oder Stock eine Laterne mit einem Liecht gestellet / so bald es recht finster worden / dann treibt man die Stahren mit einer Schnur von Schellen / so gehen sie dem Liecht zu / und kommen in die Reuschen / es wird aber solche an eine schwache Schnur gemacht / und wann die Stahren hinein kommen / beschweren sie solche / gehen unter / und ertrincken.]

Eben von den Reuschen erzehlet Herr Colerus ein artliches Stücklein: Man nehme / spricht er / eine grosse Fisch Reusche / wie die Fischer haben / mit einem ziemlichen engen Loch / da sie hinein / aber nicht wieder mögen heraus kriechen / die stelle auf den Baum / da sie häuffig pflegen zu wohnen / oder über Nacht aufzusitzen / binde sie nach der Länge an / und leg ein Bretlein hinein / darauf streue Haber oder Hanffkörner / dann sie lieben den Hanff sehr / so kriechen sie häuffig in die Reusche zum Loch hinein / und beissen sich darinnen herum / daß man offt ein Schock oder zwey darinnen fähet / und auch mehr / dann sie kriechen alle hinein / so viel ihrer in dem Hauffen sind.

Man kan auch einem lebendigen Stahren einen zwey Elen langen Faden mit Leim an den Schweiff binden / und also unter den Hauffen fliegen lassen / so werden sich etliche darein verschlagen / und mit herab fallen.

Etliche legen (sagt Joh. Conrad Altinger) auf die höchsten Aeste der Kirschenbäume / Leimruthen / setzen etliche gedörrte Stahren darzu / so fangen sie manchmal derselben nicht wenig.

Der Stahren-Strich währet nicht lang nach Michaelis / höret auch bisweilen noch vor Michaelis auf. Man hält darfür / sie ziehen weg; Etliche aber wollen / sie verschlieffen sich nur in die hohlen Bäume und Klumsen der Felsen.

CAP. CXIX.

Von Spatzen / Schwalben / Natterwinden und Dorndräer.

Die Spatzen oder Sperlinge / sind verachtete und nichts werthe Vögel / weil man sagt / sie sollen den gehenckten Dieben die Augen aushacken / haben auch zu Zeiten das Hinfallende / ist ein geiler und verbuhlter Vogel / darum hat Sappho solche der Venus zugeeignet / daß sie ihren Wagen bespannen sollen / deßwegen währet auch ihr Leben nicht lang / züchten aber desto fleissiger und öffter im Jahr / und haben auf einmal viel Junge / zu 4 / 5 / 6 / bis auf acht / so doch selten geschiehet; Die Männlein sollen nach Plinii Gezeugnis / nicht mehr als eines Jahrs alt werden; das Weiblein aber lebet etwas länger / ihr Alter wird am Schnabel erkannt / die Jungen sind daselbst etwas zärter / auch etwas geel und weißlicht / die Alten aber haben einen härtern und gantz schwartzen Schnabel.

Es gibt auch zu Zeiten weisse Spatzen / wie P. Balbinus lib. 1. cap. 68. gedencket / daß er selbst weisse Spatzen / weisse Lerchen und Schwalben gesehen / wie heimlich und gelernig die Spatzen werden / mag man auch bey P. Balbino lib. 1. cap. ultimo fol. 177. & seqq. sehen und lesen / welches auch der berühmte Julius Cæsar Scaliger bestättiget / se vidisse passeres, qui obsequia edocti, ipsis Canibus Venaticis ad herilia jussa paratiores erant.

Adamus Keller de officio Judicis polit. lib. 2. c. 19. scribit: A fide dignissimis accepti nullos inveniri passeres, juxta Castrum Königsegg, atque si quis etiam vivus illuc feratur, eum statim mori, rationem deducunt, quod cum olim tanta passerum turma illic inveniretur, qui fruges devorarent, penitusque granaria expilarent, vir quidam arte quapiam illas aviculas fugarit. Dessen auch der neu-edirte Besoldus in Thesauro practico gedencket.

Sie nisten in den Häusern / in allen Winckeln und Löchern / wo sie zukommen können / auch wol in den angepackten Schwalben-Nestern / daraus sie die vorigen Haus-Herren mit Gewalt bisweilen vertreiben / ist ein schalckhaffter arglistiger Vogel / nicht leicht zu betrügen; er liebt seine Jungen sehr / und wann ihm solche in ein Kefichen versperrt / bringt er ihnen doch / ob sie auch noch nackend und Federlos wären / zu essen / und ziehet sie auf / bis sie groß erwachsen; er fängt Fliegen / Spinnen / Würmer / Binfaltern und Meykäffer / und ätzet damit seine Jungen; wann er etwas zu fressen findet / schreyet er / und rufft gleichsam seine Mitgesellen zur Mahlzeit; die Rohr-Spatzen sind etwas kleiner / wohnen meistentheils in dem Geröhrich am Wasser / ihre Köpffe sind etwas liechter und röthlichter / diese werden unter den Aemmeringen verkaufft / und von vielen geessen

Passeres in cibum sumpti libidinem excitare creduntur, est enim caro passeris calidissima, diß thut auch ihr Hirn / und ihre Eyer. Halys schreibt / der Mist davon soll gut seyn / das Gesicht von den Pfinnen zu reinigen / soll auch die Hände weiß machen / sich offt damit gewaschen. Denique idem stercus, si cum adipe porcino misceatur, & inungatur, alopeciam sanat, & explet, Carbunculos etiam frangit.

Die Schwalbe Hirundo ist auch vielerley Arten / die Haus-Schwalbe / die Speyerschwalbe / die meistens bey den Wassern wohnet / flieget und Junge hat an den Ufern in den Löchern / und die schwartze Schwalbe / so allein in Thürnen und hohen Orten nistet / ist ein Vogel / der sein Leben meistens in der Lufft mit hin- und wiederfliegen zubringet / also auch seine Nahrung suchet mit Mucken / Fliegen und Binfaltern / daher kommts auch / daß er bald hoch / bald nieder schwebet / er hat unter allem Geflügel den schnellesten Flug / daher er vor den Raub-

Vögeln

Vögeln wol gesichert ist / sein bald hoher / bald niederer Flug kommt daher / daß wann schön / stilles und gutes Wetter ist; alle Insecta sich hoch in die Lufft aufschwingen / wann sie aber Regenwetter / und feuchte Lufft vermercken / sencken sie sich nider auf die Erden / sich überall / wohin sie können / für dem Regen und Wind zu verstecken / und weil die Schwalben bald hoch / bald nieder fliegen / müssen sie es thun / ihre Speise zu suchen / wo sie anzutreffen.

D. Nyland schreibt: Sie werden in allen Landen gefunden / nemlich im Sommer; des Winters reisen viel in warme Länder / die sich verspaten / oder zu gähe mit Winter-Frost überfallen werden / geben sich in hohle Bäume / oder rollen sich Klumpen-weise zusammen / und versencken sich in die Marast und Wasser.

Wie mir dann selbst zu Landsberg an der Wart / als ich ohngefehr Anno 1636. daselbst in Guarnison gelegen / die Fischer im Winter 3. oder 4. solche aus dem Wasser gezogene Schwalben gebracht / die auch bey dem Ofen gelegt / ein Lebens-Zeichen / mit Oeffnung der Augen / von sich gegeben / aber weil es zur Unzeit war / bald wieder verdorben; Die Fischer haben mir gesagt / daß sie mit ihren Netzen einen gantzen Hauffen zusammen gesteckte Schwalben heraus gezogen aus einem marassigen Graben / aber alle alsobald wieder hinein geworffen / und mir diese nur zu sonderbarem Gefallen gebracht / weil ichs bestellt habe / und es ihnen / als sie mir vorher davon erzehlet / solches nicht glauben wollen. Sonst haben sie im Brauch / wann sie dergleichen antreffen / gleich wieder ins Wasser zu werffen.

Wann sie im ersten Frühling wieder kommen / und finden ihre Nester wieder / singen sie mit frölicher Stimme / finden sie es aber nicht / so bauen sie ihnen mit sonderlicher Kunst von Letten / Spreuer und Haaren ein Haus zu ihrer Brütung / machen ihnen aus Pflaumen / Woll und Haaren ein lindes weiches Bettlein drein / müssen doch offt mit den Sperlingen deßwegen Krieg führen.

Etliche als die Haus-Schwalben / bauen ihre Nester an verdeckte Ort / die andern aber machen ihre Nester rund / und allenthalben beschlossen / ausser eines einigen kleinen Löchleins / da sie ein- und ausschlieffen; den Bienen sind sie sehr gefährlich / das Nest halten sie gantz sauber / und werffen oder tragen den Mist / den die Jungen machen / fleissig aus; halten auch in Speisung ihrer Jungen eine so gute Ordnung / daß keines weniger bekommt / als das andere.

Matthiolus sagt: Si pullis datâ operâ oculi perforentur arcu, experientiâ compertum est, læsos sanari allatâ à Matre Chelidoniâ, davon haben es die Aertzte erlernet / daß der Chelidonien-Safft den bösen Augen gar fürträglich sey.

An etlichen Orten werden die Schwalben in die Speise gebraucht / und mit subtilen Kleb-Garnen gefangen / weil man sie für gesund hält / sie sollen für das viertägliche Fieber / das Hinfallende / und das blöde Gesicht dienen.

Cornelius Celsus sagt: Vulgo audio, si quis pullum hirundinis ederit, eum anginâ toto anno non periclitari. Das thut auch ihr Aschen / wann sie im Bachofen gedörrt und zu Pulver gebrannt werden / wie auch ihr Nest / mit Hönig zu einem Küchlein gemacht / und übergelegt; in der jungen Schwalben Magen werden Steinlein gefunden / die in der Fraysß für ein Amuletum gehalten werden.

Ihr Blut heilet die hitzigen und flüssigen mit Blut unterlauffenen Augen / soll gleichesfalls das Podagra lindern.

Ihr Hertz soll die Gedächtnis stärcken / hirundinis caro Epilepsiæ resistit. Wie Camerarius in Sylloge Memorabil. Cent. 7. n. 72. bezeuget.

Die Natterwinde / Torquilla oder Iynx, ist ein Vogel fast in der Grösse wie ein Kernbeiß / muß ein Geschlecht der Spechte seyn / denn seine Füsse haben zwo Zähen vornen / und zwo hinden; seine Flügel neigen sich auf Aschenfarb; an der Brust und Bauch ist er gescheckicht als ein Sperber / doch sind die Sprentzel gar klein / wann er schreyt / bedeut es Regenwetter / und drähet den Kopf um / wie eine Nattern; daher er auch den Namen hat / daher der Poet sagt:

> Iynx amoris & voluptatis nota est,
> quæsita philtris, fortè quòd quovis agat
> antè & retrorsum Colla in orbem liberè:
> sic & voluptas corda agit mortalium,
> mirumque torquet in modum, quoquò libet.

Er hat auch eine Zunge wie die Natter / oder vielmehr wie die Specht / die er lang heraus strecken / und wieder hinein ziehen kan; vornen ist sie scharff und spitzig / zweifsels ohne die Würmer in den Bäumen anzuspissen / wie auch die Ameissen und Mucken / doch sind die Ameissen seine liebste und gemeineste Speise; Er streckt seine Zunge lang heraus in ihre Hauffen / und wann sie von Ameissen voll angekrochen ist / zuckt er die Zungen eilends wieder hinein / und verschluckt sie.

Er bauet sein Nest in den hohlen Bäumen / und legt sehr viel Eyer / von 9. biß auf dreyzehen.

Er wird von etlichen in der Speise gebraucht / seine Gall soll den Augen zur Artzey dienen / für das Haar aber / das auf den Augenbrauen / nimm die Gall von ihm / und halb so viel Wolffswurtzel / und brauch es also vermischt / das ist / bestreich das Ort nach dem ausgerupfften Haar damit; sagt Galenus.

Dorndräher / wird von Gesnero Lanius Cinereus genennet / der Teutsche Nam soll daher kommen / daß er die Käfer oder Vögel / so von ihm gefangen werden / an einen Dorn steckt / und daran umdrähet / und ertödtet; ist kleiner und grosser Art / von Farben Aschenfarb mit schwärtzlicht vermischt; am Bauch aber weiß / der Schnabel ist schwartz / vornen ein wenig gebogen / beisset sehr hart; die Füsse sind auch schwärtzlicht / und mit Schüppen gewaffnet / er frisset kleine Vögel / greifft auch wol grössere Vögel an / als Troscheln / Kranwetsvögel und Wachteln; die Vögel greifft er nicht tapffer mit den Klauen an / wie die andern Raubvögel pflegen / sondern ergreifft ihnen mit Vortheil den Hals / und drucket hinauf-fahrend die Hirnschalen ein; er fängt auch Käfern / und Weinfaltern / und Heuschrecken / und grosse Fliegen / auch Graswürm und Rauppen. Sie werden leichtlich zahm / und mit Fleisch geätzet / wann es aber trocken und ohne Blut ist / müssen sie zu trincken dabey haben.

Pater Balbinus nennet ihn in seinen Additamentis post lib. 3. ad Miscellan. historica Regni Bohemiæ fol. 178. & 179. Massogsdek, das ist / Fleischfresser / der Picum Carnivorum, da er doch den Spechten auf keine Weise gleichet / noch darunter zu rechnen ist /

weder an den Füssen / noch an der Art / noch mit den Nest machen / nec poteſt, niſi fatigatione prædâ potiri, itaque cum paulò major eſt avis aut æqualis, inſectatur, & roſtro caput verberat, donec conficiat. Tantâque cupiditate prædæ inhiat, ut ſi ea illi ab homine eripiatur vel ſubducatur, in phreneſin incidat, das wird seyn / was Gesnerus schreibet / er hab alle Monat St. Johannes-Plag / davon er als todt auf der Erden ligen bleibt.

Es soll / sagt P. Balbinus citato loco, ein grosser Lust seyn / wann man einen Spatzen mit diesem Vogel in einem Zimmer einsperret / und ihrer Jagt zusihet.

Von der grössern Art / die er Strakopand oder Strakols nennet / schreibet er aus Relation eines guten Freundes also: Wann er hungerig ist / so henckt er sich mit den Füssen an einen Ast / und schreyt mit einer so erbärmlichen Stimme / als wann man ihn schinden oder erwürgen solte; durch dieses klägliche Ruffen / kommen die andern Vögel zu ihm / zu sehen / was es sey / davon er seine Gelegenheit ersihet / daß er einen davon erhaschen und würgen kan.

CAP. CXX.

Von Fincken und kleinen Vögeln.

DEr Fincken gibt es auch allerhand Gattungen / als der rechten Buchfincken / die allein im Herbst 14. Tage vor Michaelis / und 14. Tag hernach / ihren gewöhnlichen Strich haben / und auf dem Feld-Tennen Hauffenweise miteinander gefangen werden.

Wann die Bucheckern gerathen / suchet der Finck in dem Koth der Schwein / so davon geweidet worden / die kleinen Stücklein zusammen.

Aldrovandus Ornitholog. lib. 18. cap. 6. fol. 358. sagt: Die Weidleute haben beobachtet / daß / wann der West-wind bläset / mehr Fincken gefangen werden / als bey andern Winden / noch besser aber / wann es gantz Wind-still ist / denn sie fliegen niederer / und können die Lock-Vögel besser hören.

Die Nickawitz oder Quecker / ist auch eine Art vor Fincken / kommen aber etwas später / und streichen lieber bey kaltem Wetter / die haben kein so gutes Fleisch / als die andern Fincken / sind auch etwas bitter. Die Fincken werden an etlichen Orten / bis schier auf Martini / ehe dann die grossen Reiff einfallen auf den Busch-Heerden mit Lockern / Ruhr-Vögeln und Lauffern gefangen / mit ihnen streichen auch zugleich andere kleine Vögel / als Nickawitz oder Quecker / Stiglitz oder Distelfincken / Grünling / Hänffling / Rohrspatzen / Aemmering / Kraut-Vögel / (welche sind die kleinesten Lerchen-Art) und dergleichen.

Die Fincken fallen im trüben neblichten Wetter besser ein / als im schönen; man muß auf die ersten nit stracks ziehen / sondern sie lassen fliegen / wann anfangs nur drey oder 4. einsitzen / denn gewiß ist / daß sie bald wieder kommen / und noch mehr mit sich bringen / sind gleichsam wie Kundschaffter / die das Ort und die Gelegenheit ausspähen / und wañ sie Sicherheit verhoffen / betriegen sie auch ihre Gesellen neben sich; sie leben von 6. bis in 8. Jahr.

Ein guter Lockfinck soll drey Eigenschafften an sich haben; Erstlich / soll er in seinem Gesang nicht viel Abwechslungen und Veränderungen des Thons machen; Fürs andere / soll er eine laute / helle und reine Stimme haben; Und zum dritten / soll er gern und anhäbig singen. Wann man nun im Wald / oder sonst in einem Garten / auf einem Baum höret einen guten Sangfincken / den man zu einem Locker gern haben möchte / muß man anfänglich seinen gewöhnlichen Stand ausforschen / wo er gern zu singen pfleget / hernach nimmt man einen geblendten schon abgerichteten guten Locker / setzt ihn samt dem Häuslein unter eben denselbigen Baum in einen Schatten / oder in eine Tieffen auf die Erden / und bedeckt ihn oben und seitswärts wol mit Sträuchlein. Gleich dabey aber wird ein anderer sehender Finck angehalfftert / an ein Stöcklein oder Stäblein auf die Erden kurtz angebunden / daß er bloß etwan einer Spannen weit herauf lauffen / und etwas von dem beygestreuten Futter geniessen kan. Uber diesen werden etliche Leimrüthlein obenher geschicklich aufgerichtet. Wann nun der geblendte und bedeckte Lockvogel anfänget zu ruffen / und der wilde Finck auf dem Baum solches vernimmt / will er (dann es ist am besten / wann sich im Mertzen / April und May die Vögel anfangen zu paaren und zu nisten) den fremden vermeinten Mitbuhler nicht gedulten / und vermeynet / es fordere ihn der auf der Erden sitzende sehende Fincke / gleichsam heraus / will ihn wegstechen, und verschlägt sich also in die Leimruthen; sonderlich wann sich sein Weiblein / das selten weit davon / ohngefehr auch sehen lässet / da fällt er aus Eyfersucht gantz blind auf den angehalfftерten Fincken; wenn aber ein Finck (wie offtmals geschiehet) stetig untrausam und arglistig ist / und nicht trauet anzufallen / da ist Gedult vonnöthen / daß man die Leimruthe gantz wegthue / damit der fremde Vogel / wann er nichts sihet / davor er sich scheuet / desto eher angreiffe / und sich mit den angebunden sehenden Vogel ein oder zweymal herum beisse / und also sicher werde; dann so lang er den Lockvogel singen hört / und den sitzenden Fincken (den er vor den Thäter hält) vor Augen sihet / wird er nicht ablassen / ihn wegzutreiben / dann mag man die Leimspindel auf einer Seiten allein wieder aufrichten / da muß man in acht nehmen / wann er wieder kommt (wie er pflegt) seinen Feind zu verjagen / daß man geschwind auf der Seiten / wo keine Leimruthen ist / dahin eile / so wird der wilde Finck auf der andern Seiten / wo die Ruthen stecken / hinaus fliegen wollen / und also kleben bleiben. Diß Weidstücklein / wie auch andere mehr / hab ich aus höflicher Relation und Communication, des in Regenspurg bey itzigem Reichs-Tage anwesenden Oesterreichischen Herrn Abgesandtens / Herrn Wilhelm Balthasars zu Löwenfeld / etc. welches ich dem günstigen Leser hiemit habe mittheilen wollen. Möchten vielleicht andere Vögel auch auf diese Weise zu fangen seyn / so zu probiren stünde.

Herr Graf von Purckstall erzehlt es ein wenig auf ein andere Weis also: Wann du im April einen andern wohl singen hörest / so schau vorher / daß du einen wilden geringen Fincken vorher fangest / du must aber auch einen guten singenden Fincken in einem Käfich darneben haben / gehe damit gemach unter den Baum / wor-

auf

auf der Finck singet / und setze auf einer Stangen das Häuslein mit dem singenden Fincken 2. Klaffter hoch auf den Baum / nach diesem bind dem neugefangenen schlechten Fincken / so du aus deinem Sack genommen / die 2. Flügel mit einem Zwirn länglicht etwas dicht aufeinander zusammen / nimm einen Kiel von einer Gans / schneid die Röhren auf beyden Seiten ab / steck ein dünn Hölzlein dardurch / damit das Marck aus dem Kiel komme / steck hernach die zusamm-gebundene Flügel dicht in den Kiel / auf die äussere Seiten aber steck ein Spannen-langes Leim-Rüthlein / wohl in die Höhe gebogen / starck ein / das es nicht heraus falle / versteck dich unter den Baum / und gib acht / so bald dein Finck im Käfich singet / so kommt der obige wilde Finck herab zu dem Häuslein / also wirff alsobald den andern Fincken mit dem Leim-Spindel hinaus / so kommt der wilde alsobald auf ihn zu stossen und zu beissen / und wird gefangen / dann nimm subtilen Aschen / bestreue das beleimte Federn / butz es aus / und thu den Fincken in ein Kefichen.

Wann der Finck kranck wird / soll man ihm eine Spinne / und wann sie Mangel am Gesicht haben / soll man ihnen den Safft von Mangold eingeben.

Und weil die Fincken ziemlich wild sind / und in ihren Häuslein immerdar herum fladdern / werden sie mit einem glüenden Eisen geblendet; doch müssen sie in ihrem Kefich vorher wenigst drey Wochen seyn / damit sie wissen / wo sie Speiß und Tranck finden sollen; darnach / sagt Joh. Conrad Aintinger / macht man einen eisernen Drat glühend / und hält ihnen denselben in und aufs Aeuglein / bis es wässert / so wächset mit der Zeit ein dickes Häutlein darüber. Etliche halten vor die Augen nur ein grosses glühendes Eisen / daß sie ihnen davon erstarren / das erste aber ist besser; nach dem Brand / kan man das Aeuglein mit kühlenden und heilenden Sachen schmieren; sie gerathen aber nicht alle. Die beste Blendzeit ist zwischen Michaelis und Martini / bey dem eisernen Drat aber / damit man sie brennet / soll kein Stahl seyn. Man soll ihnen erstlich auf einmal nur ein Aug blenden / hernach über 14. Tage oder drey Wochen auch das andere / sie dauren hernach viel Jahr / daß sie vor Alters gantz bloß werden / und diese sind vor Nässe und Kälte wohl zu bewahren. Andere aber glauben / es sey besser / man blende sie auf einmal / die Schmertzen abzukürtzen / und nicht so langwührig zu machen; man muß sie / wann sie erst geblendet worden / nicht still sitzen lassen / wie sie aus Traurigkeit und Schmertzen zu thun pflegen / sondern mit einem subtilen Rüthlein immerdar hin und wieder treiben / dann diese Bewegung verhütet / daß sie nicht so leicht umstehen.

Der Drat / damit man sie blendet / soll vorn am Spitz ein Knöpflein haben / wie ein Hirßkörnlein; den Brand zu löschen / nimm das Weisse von einem Ey / und Safran / rührs durcheinander / bis es gelb wird / und bestreich das Aug gar offt mit einer Feder / bis es heil wird.

Wann sie um Michaelis gefangen / und eine Zeitlang in Häuseln (also daß sie darinnen gewohnet / Speiß und Tranck wol finden können) gehalten werden / sind sie am besten zu blenden / werden sie aber von Traurigkeit und Schmertzen matt / (sagt Herr Graf von Purckstall) daß sie nicht essen und trincken wollen / so erquicke sie des Tages offt mit einer benetzten Feder / so in ein rein Bronnenwasser getunckt ist / und halt es ihnen vor das Schnäblein / bis der grosse Schmertzen vorüber / auch sie das Geäse wieder finden können / man kan auch das Wasser aus der Höhe in ihr Tröglein rinnen lassen / daß sie nach dem Geräusche / darzu angelockt worden. Und ob ihnen wol hart geschiehet / und wenig davon auskommen / so dauren sie doch viel Jahr aus.

Das Blenden ist ihnen darum nutz / daß sie sich nicht scheuen / wie die sehende Vögel thun / wann sie einen Raubvogel vermercken / oder an ein ungewohnet Ort kommen / daß sie gar still schweigen / oder hin und wieder fladdern / dann die geblendten sitzen fein still / singen zu allen Zeiten und an allen Orten / wann nur gutes Wetter ist / und werden durch kein äusserliches Object verhindert / ihr Lockgesang freudig anzustimmen / und zu wiederholen. Es werden sonst wenig andere kleine Vögel geblendet / als die Fincken.

Sie nisten in den hohen / breit- und dickästigen Bäumen / da legen sie ihre Nester in die Zwisel der starcken Aeste / haben zu drey bis fünff Jungen. Sie werden in vielerley Species getheilet / davon die Buchfincken die edlesten; hernach die Niggewitz / so von etlichen Quecken / auch Koth- und Mistfincken genennet werden / weil sie des Winters auf den Misthauffen ihre Nahrung zu suchen pflegen.

3. Die Blut- oder Rothfincken / die man in Oesterreich / wegen ihres unlieblichen und knarzenden Geschreyes / Gümpel heisset. Nichts desto weniger / wann man sie junge bekommt / und ihnen mit dem Flageolet, oder nur mit dem Munde (doch daß man allzeit aus einerley Thon anfange / sonst werden die jungen Vögel irre) eine Aria fürpfeiffet / lernen sie dieselbe so perfect und eigentlich / daß es schier unglaublich scheinet / von einem so unlieblich-pippenden und kirrenden Vogel etwas so angenehmes zu erwarten. Sie wohnen am liebsten in gebürgichten kalten Orten / kommen nur im Winter in ebene Gegenden; dieser Vogel nistet gern an den dicken Bäumen / die in den Gehägen und Zäunen stehen / hat meisten vier Eyer; er frisst sonst Hanff / auch die Beerlein gern vom Wasser-Holunder. D. Olina schreibet / die Weiblein lernen gleich so wol pfeiffen / als die Männlein / so ungewöhnlich ist / er wird so zahm / daß er auch in den Häusern nistet / brütet und Jungen aufziehet / lebt 5. oder 6. Jahr; will man aber / daß er brüten soll / muß man sie einlassen in ein Zimmer / wie man es mit den Canari-Vögeln pflegt zu machen.

4. Die Grünfincken / die man insgemein Grünling / wegen ihrer schönen Farbe / nennet / sind um die Wahl grösser als die rechten Fincken / werden auch mit ihnen gefangen.

5. Die Hanfffincken / oder Hänffling / deren sind auch zweyerley Gattungen; die Grössern / welche in dem Gemäuer der Wein-Gärten / Rebenhauffen / und in den Gesträuchen nisten / haben ein überaus annehmliches Gesang; und die kleinern / die man Gräslein und Tschekerle in Oesterreich heisset / die werden auch im Herbst Hauffenweise gefangen / singen aber nicht so gut als die Grössern / denn dieselben / als die rechten Hänffling / lernen auch Lieder und Weisen pfeiffen / wie die Lerchen / Canari-Vögel und Gümpel.

Man muß denen singenden Hänfflingen ihr Essen bisweilen verwechslen / itzt Hanff / denn Pfennig oder

Panicum, darunter Melonkern zerstossen / bisweilen ein wenig Marcipan oder Zucker geben; wann man sie fleissig wartet / leben sie 5 und 6 Jahr. Wann sie verstopfft sind / mag man ihnen ein wenig Kalchbröcklein oder Mörtel in ihr Häuslein stecken; man gibt ihnen auch zu Zeiten Lein-Saamen.

Wann man die jungen Hänffling noch in dem Nest bekommt, sind sie am besten aufzubringen / wann man ihnen täglich Rübsaamen in Wasser schwellet / und durch einen aufgeschnittenen Federkiel ihnen einröhrlet / so gedeyen sie wohl davon; wann sie grösser werden / und selbst essen lernen / gibt man ihnen nichts als trockenen Rubsaamen / so bleiben sie gesund / und singen desto lieber und besser / nehmen auch / wann sie neben Nachtigallen oder Canari-Vögeln gehalten werden / ihren Gesang an / wofern sie noch gar jung neben denselbigen gewohnt haben.

6. Sind die Distelfincken / oder Stiglitz / ein edler und guter Sang-Vogel / sie fressen gern den Saamen von den rothen Disteln. Das ist etwas besonders an den Stiglitzen: wann man ein Männlein zu einem Weiblein der Canari-Vögelein einfliegen lässt / daß sie sich miteinander begatten / und eine dritte Art / Canari-Stiglitz genannt (die um den Kopf in etwas denen Stiglitzen / am Leib aber denen Canari-Vögeln gleichen) generiren / die ein überaus vermengtes / doch liebliches Gesang haben; von denen aber / wie von allen zweyerley Thier Bastarten / keine Junge weiter zu hoffen sind. Ihre liebste Speise ist Mahen- und Lattichsaamen / auch Dotter / Hanff / Rübsaamen und Hirsen.

7. Können auch wol hieher gezogen werden / als ein Art von den Grünlingen / die Zeißlein oder Erlenfincken / weil sie im Herbst Hauffen-weise in die Erlen-Bäume fallen / und den Saamen aus den Knöpflein mit Fleiß zusammen lesen / sind aber viel kleiner / als die Grünlinge / haben auch viel ein gelblichtere Farb / sonderlich die Männlein / die Weiblein sind (wie unter dem meisten Geflügel) etwas abfärbiger und dunckler / sie fliegen nie allein / ausser wann sie züchten / sie werden in den Häusern erzogen / gar heimlich / fliegen auf die Hand / schöpffen ihnen selbst Wasser / und thun dergleichen Geradigkeiten mehr. Alle diese Vögel werden Hauffen-weise auf den Feld- und Strauch-Tennen / auf der Tränck und in den Leim-Bäumen (wie hernach folgen wird) gefangen / leben von 8 bis 10 Jahr. Wann die Zeißlein Hauffen-weise in die Hopffen-Gärten kommen / fressen sie den Saamen dermassen aus / daß sie einen gantzen Garten verderben können.



Ich muß auch hier zweyer fremder / aber in Italia sehr berühmten und gelobten Vögel / mit wenigen aus des D. Olina Ucelliera gedencken / die auf allen Herren-Tafeln hochgehalten / und auch / der Ursach halber / sehr weit verschickt werden. Als erstlich des Beccafigo, das ist ein Vögelein / fast einer Nachtigall zu verglei-

chen / am Bauch und unter der Keel geelgrünlicht / meistens mit weissem vermengt / sonst auf dem Rucken / Hals / Kopf und Flügeln der Nachtigall gleich / wie auch nicht weniger an dem Schnabel und Füßlein; das Männlein ist auf dem Rucken etwas röthlichter / als das Weiblein; In Italia werden sie im Herbst Hauffenweise gefangen / weil sie daselbst sich von den Feigen mästen / im Sommer fressen sie nur Fliegen und Würmlein.

In Lompardia gibts noch eine andere Art / Beccafico Canapino, zu Bologna Gannevarola genannt / weil er sich meistentheils in dem Hanff (wohin er gebauet wird) aufhält / nistet auch darrinnen / wie auch in den Gehägen / Zäunen und dicken Dornsträuchen / ist an der Keel / am Bauch und Brust weißgelblicht / am Kopf und Rucken einer Nachtigall gleichfärbig / das Schnäblein ist gelblicht / unter dem Schweiff / der kurtz ist / scheinet es etwas gelblicht seyn / wie auch die Füsse / wie Aldrovandus lib. 17. Ornitholog. cap. 35. bezeuget: hat meistens 4 / zuzeiten auch 5 Eyer; wird er in Häuseln gehalten / muß man seiner allerdings / wie der Nachtigallen / warten; wann er mausset / und hat nicht Gelegenheit sich zu baden / stirbt er; darum muß man ihn um dieselbe Zeit entweder täglich besprengen / oder ihm ein weites flaches Geschirr vorsetzen / darinnen er sich baden kan / und hernach wieder an der Sonnen lassen trocken werden / er lebt von acht bis in zehen Jahr.

Ortolano ist der andere Vogel / ist in Lompardia, wie auch in Toscana und in dem Bolognischen an meisten zu finden / hält sich gern auf / wo Hirß / Hanff / und dergleichen / gewöhnlich angebauet wird / daher er bey den Alten Avis miliaria, und bey dem Aldrovando lib. 13. cap. 24. Cenchramus genannt worden / ist etwas kleiner / als die gemeine Feld-Lerche / fast einer Aemmering ähnlich. Der Schnabel und die Füsse sind röthlich und Fleischfarb. Kopf / Hals und Brust ziehen sich auf gelb / mit etwas Saffranfarb gesprengt / der Bauch ist eben der Farb mit Aschenfarben Flecklein / die Haubt-Federn der Flügel / und des Schweiffes / sind schwartz / das übrige ist gelb und dunckelschwartz vermischt. Das Weiblein hat unter den gelblichten Federn mehr grünes vermenget / und das Männlein hat über und hinter den Augen ein Flecklein / das wie das Gelbe vom Ey scheinet / dessen das Weiblein ermangelt; hat die hindere Zähen ziemlich länglicht mit einem Sporn versehen / ist gern in den Feldern / wo man Habern / Gersten / Hirschen / Pfennich / und dergleichen anbauet / darinnen er auch / wie die Lerchen und Wachteln nistet / legt 5 oder 6 Eyer / wird gerne fett / daher er in finstern Zimmern (darinnen er mehr nicht als sein Essen sehen kan) gemästet wird / die Anschauung der grünen Felder wird ihm darum benommen / damit das Verlangen und die Sehnsucht darnach / sein Aufnehmen nicht verhindere / sein Geträncke muß sauber und rein / und das Gemach vor den Mäusen und Ratzen wol verwahret seyn / in ein jedes Ecke / setzt man an einem Pfal grüne Aeste / darauf er Nachts ruhen kan; darneben hat man noch ein Beykämmerlein / darein man ihn durch ein eröffnetes Thürlein lassen / und was man tödten will / ohne Erschreckung der andern / wegnehmen mag. Man gibt ihnen Hirß und Pfennig / so viel sie mögen / er wird so feist / daß offt einer von drey bis vier Unzen wägt / sie werden gerupfft / in Mehl eingemacht / und also auf Rom und anderwärts hohen Personen übersendet; er wird offt so fett / daß er darüber sterben muß / sonst lebt er von drey bis ins vierdte Jahr.

D. Jonston gibt von diesem Vogel noch zwey andere Gattungen / eine gelb / wie Strohfarb / auf der Seiten und am Ende der Schwingfedern weiß; und einen / der gantz weiß ist / wie ein Schwan / wird aber selten gefunden / und ist etwas absonderliches / wie es auch zuzeiten weisse Lerchen / Fincken / Schwalben und Spatzen gibt.

Joh. Baptiste Tavernier in seinem Orientalischen Reißbuch meldet: Es werden in Cypern die Hortolani im Herbst Hauffen-weise gefangen / daselbst sie die Venetianer einkauffen / und solche füglich überzubringen / gehen sie damit also um: Wann sie gerupfft / und zwey- oder dreymal aufgesotte worden / legt man sie mit Saltz und Essig in die Tonnen / wann man sie essen will / thut man sie zwischen zwey Schüsseln über eine Glutpfanne / und sind selbige so fett / daß sie selbsten die Suppen darzu machen; man führet ihrer offt bey 1000. Fässern aus Cypern / und wäre dieser Handel nicht / dörfften wol die armen Christen in der Insul wenig Geld zu sehen bekommen; im Herbst / um den Wein-Monat / machen die Inwohner / der nahe herum gelegenen Dörffer / kleine Hütten auf das Feld / wo sie wissen / daß diese Vögel sich ordentlich hinlagern / um von einem gewissen Kraut / so in der Insul wächset / die Körner zu fressen / wann nun diß Kraut dürr / und der Samen zeitig worden / umgeben sie es mit Leim-Spindeln / und fangen die Vögel auf solche Weise. Es gehet aber nur an / so lang der Nord-Westen-Wind wehet / und die Lufft kalt ist / dann bey dem Sudwind fangen sie nichts / in etlichen Jahren bekommen sie viel / in etlichen aber sehr wenig / und dienet dieser Vogel den Venetianern zu einem Leckerbißlein / bey denen keine Gasterey in der Fastnacht vorbey gehet / da nicht / von solchen Vögeln / gantze Pyramides in Schüsseln vorgetragen werden / wie Tavernier l. 2. seiner Persianischen Reise pag. 84. bezeuget.

Gesnerus nennet diesen Vogel Hortulanam, sagt / sein Fleisch sey hitziger Natur / erwärme die Nieren / augeat Sperma, & provocet menstrua; ut Rhasis testatur.

CAP. CXXI.

Von den Sang-Vögeln.

Von den edlen Sang-Vögeln / als Stiglitzen / Hänfling / Lerchen / Droscheln / Zeißlein / und dergleichen / ist allbereit gedacht worden. Jetzt wollen wir neben andern drey edlisten und besten gedencken: daraus wir nicht unbillich dem Canari-Vögelein / als einem Forestier, den Vorzug geben wollen / nunmehr aber sind sie bey uns so gemein / daß sie allenthalben / wann man sie im Frühling Paarweise in ein Zimmer zusammen lässet / solches mit Bäumen-Mies / Woll / Speiß und Tranck versiehet / daß sie ihnen selbst ihr Nestlein ma-

chen/ eins/ zwey/ bisweilen auch drey Eyer legen / solche ausbrüten und aufziehen.

Wann sie Junge haben / ist ihre beste Speise Ameiß-Eyer/ die man zu Regenspurg und Nürnberg im Sommer häuffig auf dem Marck bringt / und sie mit Köpfein ausmisset; theils lassen sie (ihnen einen Vorrath auf den Winter zu verschaffen) sacht aufdörren / und wann mans im Winter denen Canari-Vögeln / Nachtigalln / oder Steinröthlein geben will/ lässet man sie vorher in einem laulichtem Wasser/oder Milch/ aufschwellen; unter den Männlein sollen diese zum Singen am tauglichsten seyn/ die einen langen Schweiff und einen kleinen Leib haben; und schreibt D. Olina in seiner Uccelliera, daß auch in der Insul Elba, die zwischen Corsica und Italiâ liegt / solche Vögelein zu finden; dann als einesmals viel solcher in einem Vogelhaus in einem Schiff unweit daselbst vorbey geführt werden / habe das Schiff allda Schiffbruch gelitten/die Häuslein seyen zerbrochen / und seyen also diese Vögel in die nächste Insul Elba geflogen/und sich nicht allein daselbst/ sondern auch in benachbarten Orten vermehrt / doch haben sie mit der Lands-Art auch ihr Wesen etwas verändert/ dann sie haben schwärtzere Füsse / und eine gelbere Kähl/ als die andern/ und seyen in der Grösse/ wie ein Zeißlein; das Kraut Hünerdärm ist unsern Canari-Vögeln (wie auch vielen andern) gantz angenehm.

Sie werden bißweilen kranck / und kriegen Beulen am Kopf/ die muß man mit Butter oder Hünerschmaltz ein/ zwey-oder dreymal schmieren / und sie ein drey Tage also lassen / so zeitigt das Geschwär / hernach muß man das besagte Geschwär ausdrucken / da wird eine dicke gelbröthlichte Materi heraus gehen / die muß man abermal / wie erst gedacht / schmieren / bis es heilet. Sonst kan man ihnen bisweilen Melonkern/ und in dem Tranck Zucker-Candi alle Monat zweymal geben / und sonderlich/ wann sie zu maussen anfangen / soll man ihnen Melaunkern geben/ und die Vögel mit Wein zwey- oder dreymal in der Wochen besprützen / und an der Sonnen abtrocknen lassen / damit werden ihnen auch die Läuse vertrieben.

Wann dergleichen Vogel ohngefehr ein Bein bricht / ist kein besser Mittel / als solchen in ein Häuslein gethan/ darinnen gantz keine Sitzstangen / aber ein ebener glatter Boden/ und das Nüschel mit ihrem Essen und Trincken gar nieder ist / das sie leicht erreichen können/so können sie nicht aufhupffen/ und müssen auf dem Boden still verbleiben; man darff ihnen auch den Schaden nicht verbinden/dann die Natur wird selbst zur Heilung wircken/ und solches gar bald/da hingegen die Verbindung und Verpflasterung nur wird Geschwäre verursachen / so/ wann sie von sich selbst heilen / nicht geschiehet.

Nachtigallen/ halten etliche dafür / sie begeben sich vor Winters in frembde Länder / und kommen erst im Frühling wieder zu uns / sie brüten im Julio und Augusto, haben drey/ vier / bis fünff Jungen / sind gern an kühlen / sträuchichten und wässerigen Orten/ und leiden einander in der Nähe nicht gern / ausser ihre Weiblein.

Von den Nachtigallen zu unterhalten/ sind diejenigen am besten und tauglichsten / die den Mertzen durch/ bis auf die Helffte des Aprils / gefangen werden / die thut man anfangs in ein mit Papier vermachtes Kefícht/ damit sie sich im herumfladdern nicht stossen / und binder ihnen die Federn an beeden Flügeln zusammen/so können sie sich desto schwerlicher bewegen; darnach setzt man ein flaches nieders Glas / wie ein Einmach-Schällelein hinein/ darein thut man 7 oder 8 lebendige kleine Würme: wann solche der Vogel nach der Zwerch im Glas sich bewegen und umkriechen mercket / bekommt er einen Lust/solche zu fressen/ und gewohnet also die Speise selbst anzunehmen / darum gibt man sie ihm anfangs lebendig/ sie werden auch also/ wann sie singen/ am leichtesten gefangen / wann man in den Sträuchlein / worinn sie singen/ nahend dabey ein kleines Lädlein legt (daß sie es sehen können) und einen Spiegel glatt und leicht eingefasst/ eine Fallen mit einem Netzlein darüber / und ein Würmlein auf den Spiegel herum kriechen lässt / und etwas beyseits sich machet; so wird die Nachtigall bald sehen/ und auf die Nachtigall / die sie im Spiegel (ihr Ebenbild sehend) glaubt/ verborgen seyn/ stechen; man kan auch den Wurm anstecken / wie man die Maysen fängt/ so wird sie sich bald fangen.

Hernach hackt man solche klein / und wann man spühret/ daß er wol frisset / nimmt man ein Hertz von einem Schaaf oder Hammel / zerschneidt und hackt es klein/ und mischet solches unter die Würme/ so lang/ bis man sihet / daß er so wol eine als die andere Speise annimmt; hernach nimmt man allgemach weniger Würme/ bis man sie endlich gar auslässt / und allein das Hertz gibt.

Laß dich nicht erschrecken / wann die Nachtigall aus Unlust der verlohrnen Freyheit / schon anfangs auf etliche/ ja wol auf drey / bis acht und zehen Tage / nicht essen will/ welches sonderlich die Alten zu thun pflegen; diese/ ob sie wol härter zum Essen anzubringen / als die Jungen/singen sie doch besser/ als die Jungen; wann sie anfangs nichts anders / als Würme/ essen wollen / so gebe man ihnen des Tages nur 2 oder 3 Bissen auf einmal und nicht mehr / wegen leichterer Verdauung; wann sie aber der Vermischung des Hertzens mit den Würmern gewohnt sind / so gebe man ihnen nur zweymal/ Morgens und Abends.

Etliche singen in acht / etliche in vierzehen Tagen/ etliche aber erst in einer Monats-Frist; schweigen sie länger / so sinds entweder Weiblein / oder taugen sonst nichts.

Die Alten haben diß an den Stuben-Nachtigallen beobachtet und geglaubt / wann sie bald nach Weynachten anschlachten oder zu singen anfangen / so werde es bald Sommer / fangen sie aber langsam an / so sey noch ein grosser Nach-Winter dahinten.

D. Olina schreibt/ wann man ihnen im Winter gestossene Zirbelnüßlein/ und in das Wasser ein Zäserlein oder zwey Saffran legt/ so singen sie eher/ oder wann sie ein Vocal- oder Instrumental-Musica offt anhören/ oder/ wann man ein wenig in Baumwoll gewickelten Bisam in ihr Häuslein hängt; mit Zibeth/ 20. Gran/ Storax und Benzoin jedes 3 Gran / soll man auch wilde Nachtigallen singend machen / und samt dem Aestlein wegnehmen können. Sie werden im Frühling mit Fallhäuslein und kleinen Netzlein / darunter man Mehlwürmer äbert/ leichtlich gefangen.

D. Joh. Bapt. Sitonus in Jatrosophia Miscellaneorum Tract. 20. schreibt/ wann die Nachtigall Eyer oder Jungen hat/ und eine Nattern herbey kriechen sie-

het/

het / wolle sie dieselbe (aus Furcht ihrer Jungen) mit Gewalt abtreiben / und werde darüber offt von der Nattern erhascht und gefressen.

Wann nun die Nachtigallen anfangen zu singen/ thut man ihnen nach und nach das Papier weg/ alle Tage ein wenig / und vermacht sie mit Laub / oder einer grünen Leinwath / weil sie das Grüne gern sehen / und lustiger werden.

Die Männlein / wie etliche wollen / sind grösser als die Weiblein / haben grössere Augen / und einen röthern Schweiff / welches doch offt betriegt. Das gewisseste Zeichen ist / wann sie bald / nachdem sie anfangen zu essen / unterschiedlich die Stimme artlich erheben / im Keficht still sitzen / und offt auf einem Fuß stehen.

Bisweilen muß man ihnen in der Wochen einmal oder zwey Mehlwürmer zwey oder drey geben / welche sie purgiren / und ihnen gesund sind.

Wann sie sich meudern oder straubfederich sind/ nimmt man ihnen die Gail / und legt Zuckerkandel in ihr Wasser / oder vier oder fünff Stämmlein Saffranblühe / und wanns nicht wolte besser werden / hackt man ihnen ein hart gesottenes Ey / und gibts ihnen.

Wann sie zwey oder drey Jahr im Häuslein leben/ bekommen sie das Podagra / da soll man ihnen die Füsse mit Butter oder Hünerschmaltz salben ; Sie kriegen auch offt um die Augen / und bey dem Schnabel ein Apostem / das mag man mit erstgedachtem Fette schmieren / würden sie gar zu mager / gibt man ihnen frische Feigen / wann es die Zeit leidet / oder dürre Feigen wohl gehackt und abgetrieben / bisweilen geschiehet auch / wann das Hertz / so ihre Speise ist / nicht genugsam gehackt oder ausgeädert ist / daß ihnen etwas in der Gurgel bleibt / das erkennt man an ihrem ungewöhnlichen Fladdern und Gebärden / so dann mag man ihnen den Schnabel mit Bescheidenheit eröffnen / und mit einer Glusen oder Nadel dasjenige / was ihnen im Rachen steckt / heraus nehmen / da wird man meistens etwas vom gefaulten Fleisch in der Gurgel finden / darauf soll man ihnen ein wenig Zuckerkandel geben.

D. Giovan Piedro Olina in seiner Uccelliera zu Rom Anno 1622. gedruckt / führet an folgende Nachtigall-Grabschrifft / so zu Rom ausser der Porten del Popolo, ins Herrn Jacobi Bosii Mayerhof oder Lust-Haus zu sehen / mit folgenden Worten:

DIS Avibus
Lusciniæ Philumenæ
ex aviario Domitiorum selectæ,
versicolori pulcerrimæ,
Cantatrici suaviss.
Omnibus gratiis ad digitum pipillanti.
In poculo murrhino caput abluenti
infeliciter submersæ.
Heu misella Avicula
hinc inde volitabas
Tota garrula, tota Festiva,
Latitas modo
Inter pulla Leptynis Loculamenta,
Implumis, frigidula, clausis ocellis.
Licinia Philumena
Deliciæ suæ
quam in sinu pastillis alebat,
in proprio cubiculo,
Alumnæ Kariss. lachrimans pos.
Have Avis jucundissima
quæ mihi volans obvia
blando personans rostello
Salve toties cecinisti
Cave Avis Avia averna.
Vale & Vola per Elysium!
In caveâ pictâ saltans quæ dulce canebat
muta tenebrosâ nunc jacet in caveâ.

D. Jacob Spon, Medicus zu Lion, der erst ohngefehr Anno 1675. zu Rom gewesen / sagt / dieses Epitaphium sey daselbst / auf eine Marmelsteinerne Urnam eingegraben / bey dem Cardinal de Massimi zu sehen.

Die Nachtigallen (wie etliche wollen) leben / von drey / fünff bis auf acht Jahr / nachdem sie wohl oder schlecht gehalten werden / etliche haben bis auf das 15. Jahr gelebt. Der Steinrötl bleibt bis ins fünffte Jahr. Die Stiglitz leben 15. oder 20. Jahr / mehr oder weniger. Die Hänffling über zwey Jahr nicht/ etliche drey bis auf fünff. Die Maisen lebt drey oder vier Jahr. Die Grünling leben von fünff bis in acht Jahr. Die Fincken leben selten über zwey Jahr / etliche kommen auf vier und mehr Jahr / wofern sie nicht das Hinfallende bekommen / sonderlich ist ihnen schädlich / wann sie im Sommer lang unter der Sonnen stehen. Die Lerchen leben von drey bis auf fünff Jahr/ die Canari-Vögel aber von fünff bis 10. und 15. ja wol bisweilen bis auf zwantzig Jahr.

Der Steinrötl ist ein sonderlicher anmuthiger lieblichsingender Vogel / wird allein in alten hohen Gemäuren und Steinfelsen gefunden / hat die Grösse wie ein Zipf-Droschel / aber überaus schöne Federn / sonderlich das Männlein / mit einem subtilen länglichten Schnabel / an der Brust und Hals ist er schön Himmelblau / doch etwas denckler / als die Eisvögel / auf dem Rucken und Flügeln ist er bald mehr / bald weniger/ schwärtzlicht / also daß man die grau und Himmelblaue Farbe kaum darunter siehet; an dem Fluß Etsch/ wo es mit den Tyrolischen Gebürgen gräntzet / wird er in den Schrofen und Felsen gefunden! Ich habe sie auch in Unter-Oesterreich bey Zebing und Schönberg / und zu Drosendorff in den alten Gemäuern gesehen.

Wann man sie fangen will / muß man einen Steinrötl in einem Häuslein an das Ort bringen / daß sie ihn sehen können / und Leim-Spindeln um das Häuslein stecken / so wird der Freye den Gefangenen beissen wollen / und wird darüber gefangen ; oder hat man keinen Steinrötl / mag man nur ein Keutzlein in einen Kefich thun; den frisch-gefangenen muß man erstlich die Flügel binden / wie auch den Nachtigallen/ und in ein Häuslein/mit Papier vermacht/einsetzen/ und gehacktes Hertz oder von dem andern nachfolgenden Geäst / ein wenig vorgeben / bis er selbst ässig wird; sie leben von 8. bis 10. Jahren.

Die Rothkröpflein werden auch auf diese Weise gefangen / wann man eines in ein Vogelkefichen / sonderlich in ein rundes / thut / und Leimruthen herum geschicklich richtet / denn sie sind gehässig und beissig auf einander / zu ihrem eignen Unheil. Die Steinrötl nisten dreymal im Jahr/ im April / zu Ende des Maji / und im Junio / oder zu Anfang des Julii.

Sie haben zwey / drey / bisweilen auch vier Jungen/ in den Felsen müssen sie allein durch die Jäger und Gem-

sensteiger bekommen werden; um den Schweiff und Bürtzel sind sie röthlicht / die rothen und weissen Bauch-federn werden in der Mitte mit schwartzen Flecken schön gezeichnet; wann man sie will aus dem Nest nehmen / müssen sie schon zimlich gefidert seyn / man gibt ihnen / wie den Nachtigallen / Schaaf-Hertz / davon die Haut und Geäder / samt dem Fetten / weg ist / klein zerhackt / man ätzet sie offt und wenig / sonderlich wann sie schreyen / und den Schnabel öffnen / man muß in ihr Keflichen ein wenig lindes wolabgeriebnes Heu thun / und sie gar sauber halten / sonst verrecken sie / oder werden krumm / man muß sie im Winter warm halten / bisweilen gibt man ihnen gehackte harte Eyer und Rosin-Weinbeer.

Ich kan nicht umgehen / allhier des gelehrten Jesuitens P. Drexelii Wort anzuführen / darinn er eines artlichen Steinrötels in seiner Aurifodinâ part. 3. c. 7. also gedencket: In meiner Eltern Hause haben sie einen wundersamen Steinrötel gehabt / man sehe gleich sein Thun und Lassen / oder seine Farben an / sein Rucken war blaulicht mit abgetheilten weissen Federlein / der Hals und Bauch war wie vergoldet / mit holdseligen Schnee vermenget / und der Schwantz hat sich mit Purpurfarb geendet. Und dieser unser Haus-Musicant hät seine Lieder / so wol im Winter als Sommer fortgesetzt / ja offt um Mitternacht sich hören lassen; er sang nicht sein angebornes Gesang / sondern was ihm unsere Hausgenossen fürgepfiffen hatten. Mein Bruder pflegte offt auf einer Geigen mit messigen Saiten zu spielen / zu dem gesellet er sich / setzt sich auf die Handhabe / losete embsig auf / mischt offt seinen Zusatz darneben / und wann jener still schwieg / macht er das Liedlein gantz aus / und wiederholte die angehörte Lection; und also lernet er von unsern Hausleuten etliche Arien.

Man hat ihm bey dem Mittag-Mahl / da meistens sein Käfichen geöffnet war / hat er den geraden Wege auf den Hausvatter / als seinen Kostherrn / zugenommen / dem er auf die Achsel / oder auch auf die Finger gesessen / und gesungen. Er war gewohnt allerley Speisen zu essen / Brod / Reiß / Kohlkraut / Ruben / Gersten / Wildpret / Rindfleisch / Hammelfleisch / ja auch Fisch und Vögel / wann man sie klein zerschnitten hat.

Im warmen Sommer / wann im Zimmer ein Beck mit laulechtem Wasser bisweilen gestanden / hat er sich da hinein / als wie ins Bad verfügt / bald hinein bald heraus gehupfft / und sich also abgewaschen; hernach an die Sonnen / mit ausgebreiteten Flügeln gelegt / und wieder abgetrocknet; also hat er der wilden Art nach und nach vergessen / und wann sein Käfich / wie auch Thür und Fenster offen gestanden / nie begehrt hinaus zu fliegen; diese unsere liebe Sängerin aber / die das gantze Hause erfreuet hat / ist endlich an einer Dörr- und Schwindsucht gestorben.

Das rechte Geäse für die Steinrötl / auch für die Nachtigallen zu machen: Nimmt man von weissen Kichern-Mehl zwey Pfund / und ein Pfund süsse sauber ausgeklaubte und geschehlte Mandeln / das Mehl muß man sauber sieben / und die Mandeln / wie zum Marcipan / zerstossen; hernach thut man drey Untzen frischen Butter in ein kupffern verzintes Gefässe / mischt Mehl und Mandeltaig darzu / setzt es auf ein Kolfeuer / rührt es mit einem höltzernen Löffel wol um / daß es gemach siede / und thut zwey Eyerdotter darzu / und gar ein wenig Saffran / wann die Butter zu schmeltzen anfangt / thut man ausgelassenes Hönig darzu / daß sich alles zusammen incorporire und körnlicht werde / indem mans stets umrühret; darnach nimmt man ein Sieb / nachdem die Körner werden sollen / und reuterts durch / was nicht durchgehen will / wird aufs neue wieder gesotten / und abermal durch das Sieb (wie gesagt worden) getrieben; dieses Geäse zu erhalten / wird Hönig darauf gegossen / so hat man vor einen Vogel auf ein halb Jahr lang genugsam Fütterey.

Citrinlein und Hirngrillen sind zweyerley Gattungen / doch fast einerley Farbe / grün und gelblicht / haben ein kurtzes Schnäbelein / singen schön und lieblich / haben aber eine überaus helle und durchdringende Stimme / jedoch ist ihr Gesang angenehmer / wann sie in Gesellschafft anderer Gesang-Vögel / als wann sie allein singen / werden mit Wänden und Leimspindeln leichtlich gefangen / und wann einer einfällt / folget der gantze Hauffe / und ob sie schon einmal dem Netze entgehen / kommen doch diese einfältige Vögel bald wieder; werden im Herbst gefangen / und leben von vier bis in fünff Jahr; sind in der Grösse wie ein Zeislein / wann man ein Pärlein haben mag / sollen sie auch / wann man ihnen Gelegenheit macht / in den Zimmern nisten / wie die Canari-Vögelein; sie fressen / was die andern gemeinen Sang-Vögelein essen.

Alle Sang-Vögel / wann sie mauffen / so meistentheils im Ende des Sommers und Anfang des Herbsts geschiehet / sind sie traurig / und singen nicht / da muß man sie offt mit nicht gar zu starcken Wein besprützen / und wieder an der Sonnen trecknen lassen / und offt Hünerdarm geben / und Zucker in ihr Häuslein stecken.

Zu diesen Vögeln gehören nicht unbillich die Königlein / so eines von den kleinesten / doch schönen und wolsingenden zu halten ist / ist ein lebhafftes hin und wieder schweiffendes Vögelein / kommt / wann es kalt ist / auch zu den Häusern / wird sonst meistens in den Sträuchern / Gehägen und Zäunen gesehen; brütet in dem Mayen in dem Gemäuer / hat 5 oder 6 Eyer; wer sie zum Gesang behalten will / muß sie aus dem Nest nehmen / wird in einem Häuslein von Drat ernähret / man gibt ihnen zerhacktes Hertz und anders Geäse / wie den Nachtigallen / das Geschirrlein aber zum trincken muß groß seyn / daß sie sich auch darinnen baden können.

Dieser Art ist auch fast das Goldhänlein / ausser daß es noch kleiner ist / hat ein Pomerantzen-farbes Krönlein auf dem Haupt / das es aufheben und niederlegen kan / mit etwas gelb vermischt und auswendig etwas schwärtzlicht / ist sonst am Leib Olivenfarb / fast wie eine Nachtigall / und ist am Bauch weißlicht / die Flügel sind weiß und dunckelfärbig / wie an denen Fincken / sollen sowol als die Königlein mit den Federn gebrannt / und gepulvert in Wein getruncken / für den Sand gut seyn.

Puero cuidam 14. annorum, hæc avicula cruda data, lapis, qui jam Lithotomi manu exscindendus spatio quatridui in totum liquefactus per urinam exiit. Oswald. Gabelkov. in lib. Medico Würtembergensi, quod quidem de Regulo intelligendum est.

Zu diesen Vögeln gehören auch die Rothschwäntzlein grösserer und kleinerer Art; Item Bachsteltzen / die

auch zweyerley Sorten gelb und weiß sind / von denen P. Kircherus Tom. 1. Mundi subterranei fol. 229. schreibet / daß ein Saltz aus ihren Aschen extrahirt und eingenommen / den Blasenstein kräfftig zermalme.

Arcanum contra lapidem: Nimm eine lebendige Bachsteltzen, tödte sie / und thu die Augen davon / sonst aber nimm den gantzen Vogel / mit Federn und allem / leg ihn in einen warmen Ofen / und dörre ihn / daß er kan zu Pulver gestossen werden / nimm davon im Wein ein / ein oder zweymal / allzeit einen guten Messerspitz voll.

Item / Atricapilla von den Welschen Capinera genannt / Grasmucken / Läufferle oder Trochili, Hirngrillen / die kleinen Baumkletterlein / die Steinschnepffen / Rohrspatzen / Fliegenstecherle / und dergleichen mehr / die man in den Libris Ornithologis nachsuchen und finden kan. Deren theils zwar mehr zur Kuchen als zum Singen gehören.

Zum Beschluß dieses Capitels / muß ich auch noch etwas von den zufälligen Kranckheiten der kleinen Vögel / und wie ihnen zu helffen / aus dem 7. Buch de la Maison Rustique der Herren Charles Estienne und Jean Lihault; aus D. Olina Uccelliera fol. 75. und 76/ und andern / beyfügen.

1. Wann sie am Kopff eine Geschwulst oder Apostem bekommen / so mach ein Eysen / wie ein mittlers Stricksträngelein glühen / und berühre damit den Schaden / so wird er wässern / abtrocknen und heilen. Den Brand mag man mit schwartzen weichen Seiffen / oder mit Oel und warmen Aschen besänfftigen / und man gibt ihnen Mangold-Safft an statt des Wassers zu trincken.

2. Wann sie wollen blind werden / so gibt man ihnen auch ersterwähnten Safft vier Tage lang / mit ein wenig Zucker vermischt. Thut ihnen in die Augen den weissen Milchsafft vom Feigenbaum / oder von Pomerantzenschelffen / oder Agrest, und netzt ihnen das Aug mit Wasser / darinnen weisse Nießwurtz gesotten / oder mit Brandwein. Andere thun allein in ihre Häuslein an statt der Sitzstänglein / ein solches Holtz vom Feigenbaum / daß sie die Augen daran reiben können.

3. Zu Zeiten kriegen sie Geschwär in dem Schlund / oder im Gaumen / da mag man ihnen geschählte Melonkern in Wasser abtreiben / und sie drey oder vier Tage davon trincken lassen / und bisweilen den Gaumen mit einer subtilen in Rosen-Höng gedunckten Federn fein sachte berühren / worinn ein wenig Schwebel-Oel infundirt sey.

4. Wann sie das Hinfallende haben / mag man ihnen alsobald die Klauen abzwicken / oder mit einem scharffen Scheerlein stutzen / und offtermals mit starcken Wein besprützen / und sie nicht lang an der Sonnen stehen lassen.

5. Wann sie heiser werden / und nicht rein singen / siedet man ihnen Brustbeerlein / dürre Feigen / und zerstossen süsses Holtz im Wasser / und lässt sie ein paar Tage davon trincken / mit etwas Zucker versüsst / hernach purgirt man sie zwey oder drey Tage mit Mangold-Safft.

6. Wann sie engbrüstig werden / so an dem Klopffen der Brust / durch das Anrühren leicht zu erkennen / mag man ihnen zu dem Halse sehen / ob nicht etwas von zähen Flachsen / so aus ihrer Begierd zum essen entspringt / darinn stecket / das muß man subtil heraus ziehen; Wie solches den Vögeln (die Hertz oder Würme fressen) leichtlich geschehen kan; kommt aber dieser Zustand nicht aus dieser Ursach / so nimm Oxymel, laß ihnen ein wenig davon zwey oder drey Tröpflein in den Schlund fallen / und mische auch ein wenig davon unter ihr Trinckwasser zwey oder drey Tage lang; oder temperir solches mit frischen Zuckerkandi / oder mit Veyel-Zucker. Dieser Zustand entstehet offt / wann sie alten und verlegenen Samen fressen müssen / den soll man wegthun / und ihnen frischen geben.

7. Wann sie die Schwindsucht bekommen / spühret mans daran / daß sie einen grossen geschwollnen Hinderbauch haben / und sonst an der Brust dürr / spitzig / und ohne Fleisch sind / fressen wenig / wiewol sie stets bey ihren Nüschlein sitzen / doch verfressen und werffen sie mehr weg / als sie fressen / denen zerstösst man ausgeschelte Melonkern / vermischt sie mit ein wenig Wasser / doch lässet man sie vorher ein paar Tag Mangold-Safft an statt des Trinckwassers geniessen / und wann sie verstopfft sind / wird ihnen der Hinter zwey Tag lang / täglich zweymal mit einer Federn mit Baum-Oel wohl eingesalbt / und lässt sie darneben Succum Betæ trincken.

8. Wann sie den Durchfall haben / wird ihnen Stahel im Wasser abgelöscht / oder das Decoctum von Escheritzen- und Arlesbeeren für Trinckwasser gegeben.

9. Die Gail an dem hintern Burtzel oben auf / wird aufgestochen oder geschnitten / die Materi ausgedruckt / und mit Saltz und Aschen gerieben. Oder / schabe ihnen Kreiden in ihr Getränck / doch ist dieses mehr ein Præservativ, wann mans bisweilen also thut / so bekommen sie diese Kranckheit nicht / andere legen ihnen auch ein wenig Seiffen ins Wasser.

10. Wann sie einen Fuß brechen / nimmt man alle Auffsitz-Stänglein heraus / gibt ihnen an dem Boden zu essen und zu trincken / indem das Nüschlein gantz erniedrigt wird / stellts an einen einsamen Ort / wo sie von Niemanden geschröckt und aufgestöbert werden; will man / so mag man das Füßlein mit Werck / so mit Stein-Oel benetzt ist / subtil spänlen / oder man mag die Natur für sich selbst wircken lassen.

11. Sie bekommen auch bisweilen das Podagra / und das erkennet man / wann die Füsse schüppicht / geschwollen und kalchfärbicht scheinen / daß sie hart stehen / und sich auf den abhängichten Flügeln stützen müssen / da mag man ein Decoctum von des weissen Hellebori Wurtzen machen / und ihnen die Füsse täglich / so warm sie es zu erleiden / zweymal damit bähen / und diß mag man 4 oder 5 Tage also continuiren / oder man mag sie mit einem Pensel damit einschmieren; Hat man aber diese Wurtzen nicht / so mag man ihnen / an deren statt / Brandwein also brauchen / andere salben sie mit Butter und Hüner-Fetten.

12. Wann sie läusicht sind / mag man ihnen die Sitz-Stänglein und das Häuslein offt säubern / mit Wein besprengen / und sie selbst offt mit Wein bespritzen / und von sich selbst lassen trocknen.

13. Endlich / sind etliche sonderbare Beobachtungen / die einem und dem andern Vogel allein zukommen; Als zum Exempel / die Hänffling / Stiglitz und Lerchen /

soll man allzeit mit einem Bröcklein Kalch versehen; und den Hänffling / weil sie bald und leichtlich verstopfft werden; so bald mans merckt / soll man braunen Zuckerkandel und ein Saffranblühe ins Wasser legen / und an statt der Hünerdärm / mag man ihnen Bingelkraut / (Herbam mercurialem) ins Käfficht hängen / und diß kan man allen Vögeln geben / die Körner fressen; man mag ihnen auch monatlich einmal Milch von Melonkernen fürsetzen / zu Zeiten Salat / Cicori / Mangold oder Anagallidis herbam vorgeben / so bleiben sie lang gesund.

14. Wann die Vögel in der Finstern kranck werden / so gib ihnen Aniß unter ihr Geässe / so werden sie wieder gesund. Wann die Vögel in der Finstern brandig werden / das mercke also / sie stossen das Gefider an den Flügeln und Schwäntzen ab / daß sie kaum von einem Sprissel auf den andern fliegen mögen / so ziehe ihnen im wachsenden Monden mit einem Beißzänglein die Stümpff heraus / so wachsen ihnen die Federn wieder.

15. Die Vögel in ihren Käfichen zu erfrischen / mischt man ihnen rothen Zuckerkandel / einen Tag um den andern in ihr ordinari-Trincken / und hat man keinen Mangold / so geb man ihnen an statt dessen / frische Hünerdärm in ihre Häuslein / daß sie davon zupffen / und sich damit erfrischen. Alle Tage soll man auch ihre Käfichen und Bretlein / darauf sie stehen / oder doch über den andern / und längst über den dritten Tag / sauber putzen / damit ihnen der Schweiß und Gestanck nicht Schaden bringe.

16. Man muß sie auch vor den Läusen verwahren / so desto leichter geschiehet / wann man monatlich die Häusel wechselt / und sie bisweilen ein wenig mit Wein besprenget.

17. Die Dörr muß man bey Zeiten ausdrucken / und darauf eine Spinne zu essen geben / so ist ihnen geholffen.

18. Sie leiden auch bisweilen das Keuchen und Engbrüstigkeit / das erkennet man / wann sie das Schnäblein offt öffnen / und die Brust starck schläget / so nehme man ein wenig von Oxymel, und lasse mit einer Federn 3 oder 4 Tropffen in den Hals / oder man misch ihnens auch 3 oder 4 Täge in ihr Geträncke; oder man lege ihnen in ihr Trinckwasser Zuckerkandel. Diese Kranckheit kommt meistens daher / wann sie alten verschimmelten und staubichten Samen fressen müssen.

CAP. CXXII.

Von den Lock-Vögeln.

Die Lock-Vögel / nachdem sie groß oder klein sind / darnach müssen sie auch ihre Wartung und Nahrung haben. Die man im künfftigen Herbst auf die Panthera, Tesa, Tenne und Leim-Bäume brauchen will / soll man im Anfang des Mayen purgiren; erstlich gibt man ihnen Succum Betæ, den Mangold-Safft mit reinen Wasser vermischt zu trincken / den andern Tag darauf gibt man ihnen ein Blat davon zu essen / den dritten Tag setzt mans mit ihren Häuslein auf die Erden / daß sie 10 Tage ihr gewöhnliches Geäse fressen / und bringt sie nach und nach vom Liechten ins Dunckle / und davon ins Finstere.

Wann die 10 Tage vorbey / lässet man sie wieder Betam essen / und setzt sie in eine finstere Truhen / oder Kisten; des Abends thut man ihnen bey einem Kertzen-Liecht ihre Wartung / doch daß sie das Liecht nur etwas weniges erblicken; unterdessen putzt man ihre Käfichen und Geschirr / und wächselt ihnen von acht zu acht Tagen den Hanff mit Mangoldblättern / und gibt ihnen allzeit den Safft davon über den 5. Tage im Trinckwasser / sonderlich den Fincken / die gern erblinden.

Die Läuse zu verhüten / soll man ihnen alle zwantzig Tage die Käfiche verändern / und sauber ausputzen / diß continuiret man bis auf den 10 Augusti; nach dem purgirt man sie wieder wie anfangs / und bringt sie von Tag zu Tag an ein liechters Ort / bis auf den 20 selbiges Monats; anfangs muß man sie nicht an der Sonnen Liecht bringen bis gemach hernach / so werden sie den Herbst über fein gesund bleiben / und wol singen.

Ihre Häuslein müssen offt ausgeputzt und sauber gehalten werden. Wann ein Vogel etwan stirbt / muß man in das Häuslein / worinnen er gewesen / nicht wieder einen andern gesunden Vogel einlogiren / man habe dann vorhero selbiges in ein siedend-heisses Wasser zwey oder dreymal gestossen / so wird ihm der ungesunde Gestanck und Hauchen ausgezogen und vertrieben / daß man hernach sicher einen andern Vogel hinein kan lassen.

Alle Vögel / die Hanff fressen / soll man mit gesäuberten Melonenkernen / und mit dem grünen Kraut der Cicori, Betæ, Lactuc, Scariolæ, Mercurialis purgiren.

Wann der Vogel mausen will / merckt mans / wann die Federn im Häuslein liegen / da soll man sie zweymal in der Wochen mit Wein subtil besprützen / welches geschiehet zu Ende des Julii / bis im Augustmonat; die Mauß währet ein Monat lang.

Wann nun das Vogelfangen fürüber / thut man eine jede Art zusammen / unter eine Banck in der Stuben / sonst beissen die grossen die kleinen todt; Andere behaltens nur in ihren Häusern / bis in die Fasten; Etliche haben Vögel-Truhen / darinnen behalten sie ihre Lockvögel auf Jahr und Tage / daß ihnen weder Katzen noch Mäuse beykommen können; die Häuslein / Nüschlein und Scherblein / soll man wochentlich zweymal aussäubern; Die Vögel-Truhen sollen Schubfenster haben / dann im auswärts hält man sie in der Finstern; Andere halten die Lockvögel in einer Stuben / oder in einem andern Zimmer / da es nicht kalt ist; welcher Vogel zu frühe laut wolte singen / den thut man wieder in die Finstere.

Anfangs wann man sie einsetzt / muß man den Kasten offen lassen / damit sie lernen Essen und Trincken finden / also werden sie verhalten bib auf S. Lorentzen-Tag / werden sie kranck / so gib ihnen unter ihr Geäse Aniß / so bessert es sich wieder mit ihnen.

Wollen sie vor der Zeit im Finstern singen / so mach eine Glocken oder grosse Schellen an den Kasten / so bald sie dichten wollen / so läute laut damit / so hören sie auf. Wann sie die Federn an Flügeln und Schweiffen

abstos-

abstossen / so ziehe ihnen solche im wachsenden Monden gar aus. Um Jacobi mag man ihnen zu Zeiten Ameis-Eyer unter ihr Geäse geben.

Den Mistlern / Amseln und Droscheln gibt man dieses Geäse: Nimm Gersten-Mehl / oder Grieß / waitzene Kleyen / und gedörrte Kietzen / dörr alles / und laß es mahlen / misch es durcheinander / und hebs auf in einen saubern Hafen; wilt du ihnen zu essen geben / so nimm davon / so viel du auf einmal bedarffst / machs mit einer Kühe-warmen oder sonst süssen Milch an / doch nicht zu dünne / den Hafen mit dem Geäse muß man vor den Mäusen wol verwahren; dieses Geäses muß man mit Milch nur so viel anmachen / als man auf einmal bedarff / daß es nicht ersaure; welcher Vogel sein Geäse nicht ausisset / das gib einem andern / der nichts hat / du must ihnen des Tages dreymal zu essen geben / und offt darzu sehen.

Den Kranwets-Vögeln mag man ihre Geäse geben mit waitzenen Kleyen / groben Gersten Grieß mit lauen oder kalten Wasser / darunter süsse Milch gerührt ist / auch rothe Vogelbeer oder Wacholderbeer darunter mengen / daß es dicklicht wird wie ein Brey. Man mag ihnen auch zu Zeiten / um Lusts willen / die Speise verkehren / Holder-Mehlbeer und Weinschärling / und von dergleichen ein wenig einmengen; es schneiden auch etliche Obst / und ohne Saltz gekochte gelbe Ruben / und dürre Spältel unter ihre Speise; man mag ihnen auch wol die Heildelbeeren dörren und aufbehalten / hernach wieder in Wasser quellen.

In Italia zerschneidet man ihnen Feigen; es ist ihnen auch bisweilen Hirsen und Mahen sehr gut; man mag ihnen auch zu Zeiten Fenchel ins Trincken legen / auch offt frischen Sand ins Häuslein thun.

Die Kranwets-Vögel und andere Halb-Vögel zu Lockern dienlich / werden über Winter am besten erhalten / wann sie in einem Gemach umlauffen können; wann sie den Herbst-Strich ausdauren / bleiben sie wol länger.

Den Fincken soll man zu essen geben Hanff / Pfenich / und Dotter aus der Haarlinset; den Aemeringen / Häusling und Grünlingen vierdigen Habern unter den Hanff / den kleinen Vögeln muß man den Hanff brechen auf einer Hanff-Mühl; wann man ihnen heurigen Saamen gibt / so maussen und singen sie gut.

Wann du auf den Tenn die Lock-Vögel bringen wilt / so nimm Petersillkraut / Pilsen-Saamen und Fenchel-Saamen / sieds miteinander in Essig / leg darnach das Kraut unter den Strauch auf den Tenn / wann die Vögel in den Strauch sitzen / und das Kraut sehen / so mögen sie nicht davon fliegen. Ich halt es aber für einen Weidspruch / und habs aus einem alten geschriebenen Buch / darinnen zwar viel gute Sachen / aber auch viel Eitelkeiten und Aberglauben gestanden / genommen.

Nicht weniger soll man auch den Gesang-Vögeln / mittlerweil man sie auf den Tenn braucht / allzeit am dritten Tag hart-gesottene gar klein gehackte Eyer auf ihr Geäse geben / neben ein wenig gestossenen Zucker; oder man legt ihnen zwey oder drey Stämmlein Safran ins Tranck / oder hackt ein wenig Zirbel-Nüßlein unter ihr Geäse / auch gibt man ihnen offt frische Hünerdärm; oder wird unter die Eyer Petersill und Beta ziemlich viel gehackt / und ihnen also gegeben / so singen sie desto besser; will man sie aber bey ihrem Gesang erhalten / so gibt man ihnen unterweilen unter ihr Geäse ein wenig Ruben-Saamen / und fünff oder sechs Senffkörnlein.

Denen neugefangenen Vögeln / die man einstellt / etwan um Johanni oder Margarethä / soll man Hanff und Brein geben / so bald aber Aepffel und Birnen zeitigen / so hacke sie gar klein / streue Mahen-Saamen darunter / und gib ihnens zu essen / so werden sie gut / früchtig und hurtig davon / darnach in der Fasten stellt man sie in die Finstere / und hält sie wie die andern.

Will man im anfangenden Herbst die Lock-Vögel auf die Tennen bringen / müssen sie anfänglich vor Tau und Regen wohl verwahrt und bedeckt werden / wo sie anders den Fang durch wol singen sollen / sonderlich die singenden Fincken. Wann derselben Schnäbel anfangen blau zu werden / so singen sie gewiß / hingegen die bleich oder roth werden / die taugen nicht.

Denen Amseln gibt man offt Ochsen-Hertz klein zerhackt / das essen sie gern (wie es Herr Graf von Purckstall bezeuget) und singen dapffer fort / hingegen soll man ihnen keine Krambeten / Vögel- und Mehlbeer geben / welche Speise sie nicht gewohnet seyn / sonst stehen sie um.

Die Lock-Vögel / soll man / wie gesagt / fleissig warten / sauber halten / und jeden seinen Stand / so wol auf dem Tenn als zu Hause nie verwechslen; Hanff geschwellt / und wieder getrocknet / auch gewachsene und wieder getrocknete Dotter oder Pfench / ist der Fincken beste Speise / auch zu Zeiten Eyer mit Mahen und Zucker bestreuet / so bleiben sie gern bey ihrem Gesang. Agstein in ihr Tranck gelegt / ist ihnen auch gut; Item / Gafferwasser zu trincken geben.

Wann die Vögel erblinden wollen / so thue Kühkoth und Schehlkraut in einen Hafen / geuß frisches Wasser daran / rühr es wohl durcheinander / dann laß es stehen / daß sich das Dicke an dem Boden niedersetze / und von diesem Wasser gieb den blinden Vögeln zu trincken / so werden sie wieder sehend.

Man mag auch Venedische Seiffen klein schaben / und in ihr Trincken legen / dienet wol zu ihrem Gesichte; die Fincken sonderlich werden gerne blind / und offt werden sie auch mit Fleiß geblendet.

Will man sie aber vor Augenwehe verwahren / mag man ihnen Mangold-Safft unter das Trincken mischen / nur einen Tag / daß er davon trincke; Oder / mach ihnen ein Sitzstänglein von Feigenholtz / daß sie die Augen daran reiben können / oder man mag ihnen Melaunkerne zwey oder drey Tage zu fressen geben.

Etliche legen ihnen des Winters ein lindes Heu / und im Sommer Sand in ihre Häuslein / so gedeyen sie desto lieber.

Der kleinen Vögel Speiß ist Hanff / Hirsen / Rub-Saamen / und Leim untereinander / oder Mahn / Dotter / der Saamen von Erlen und Bircken / und dergleichen.

CAP. CXXIII.

Von Hähern / Uhu und Käutzeln.

DEr Häher thut in den Mäschen grossen Schaden / weil er die gefangenen Vögel auffrisset / und dem Weidmann nichts als die Federn hinterlässet / er frisset gern Eycheln / und trägt ihm deren offt einen Hut voll oder zweene zusammen / scharret nur im Wald / oder in den Waldwiesen / eine Grube aus / trägt dahin / so viel er bekommen kan / Eycheln zusammen / und bedecket sie mit Waasen / daher er von den Welschen Chiandaja genennet / quasi glandaria.

Er nistet auf dicken / ästigen / und mit Epheu bewachsenen Bäumen / legt vier oder fünff Eyer. Wann man ihm die Zungen löset / lernet er schwätzen / und allerley Stimme der Thier nachäffen / ist ein diebischer Vogel / wie die Aglaster / und verträgt was er bekommen kan / er frisst Brod / Fleisch / und allerley Speise / die man ihm gibt / im Augusto mausset er jährlich / lebt von acht bis in zehen Jahr.

Es ist noch eine Art von einem Häher / welchen etliche Ungarische Häher / andere aber / als Aldrovandus und Gesnerus, Cornicem cœruleam, auch Teutschen Papagey / wilde Holtzkray / Galgenregel und Halckregel nennen / ist in der Grösse wie ein Häher / und hat einen artlichen Flug / wann er sich aus der Lufft herab auf einen Baum setzen will / scheinet / gleich als ob er sich übereinander stürtzet / schier wie ein Alster; ist an der Farbe überaus schön / ist von blauer / grüner und braunlichter Farbe schön vermischt und schattirt / wird unferne von der Elb im Luchauer-Wald gefunden. Peucerus nennet ihn Haiden-Elster und Krieg-Elster; er soll sein Nest / wie der Widhopf / aus Mist bauen / soll auch zu Zeiten von Aas essen.

Ich weiß mich zu erinnern / daß / als etliche commendirte Völcker Anno 1637. bey Guben in der Nieder-Laußnitz auf einem Dorff / eine Feldweges davon / etliche Tage stille gelegen / daß dabey ein kleiner Wald von etlichen grossen beyeinander stehenden Eychbäumen gewesen / darauf diese Vögel fast auf allen Bäumen Nester gehabt / und ich ihrer selbst etliche geschossen / die Inwohner haben sie auch für eine Häher-Art gehalten / und geglaubt / sie fressen Eycheln / wie die andern Häher insgemein zu thun pflegen.

In Oesterreich wird er gar selten / und nur bisweilen einschüchtig gesehen; In Ungarn aber soll er bekannter seyn; wird von den Ornithologis sehr verwirrt angezogen / und mit dem Garrulo Argentoratensi, Pica marina & Merope confundirt.

Von dem Merope schreibt Aldrovandus lib. 12. also: Ejus volatus est insolens, atque notabilis, & summâ admiratione dignus, retrorsum nempe, caudam versus eum exercens, cum reliquæ aves quasi sursum ad oculos versus volitent; welches alles mit unserm Ungarischen Häher / sowol der Flug als die Farbe / überein kommet.

Zum Plattbaum ist der Häher wol dienlich / dann so man nur einen mit dem Leimspindlein fänget / und ihn in der Hütten reitzt und nicket / so schreyet er erbärmlich / und lockt damit alle Häher / die nur seine Stimme anhören / zu sich / weil sie glauben / er seye etwan von einem Raubvogel oder Eulen überwältiget / und wollen ihm zu Hülffe kommen / eilen also mit hellem Hauffen auf das Geschrey zu / setzen sich in den Leimbaum / und purtzelt einer nach dem andern herunter.

Joh. Conrad Aitinger schreibet / wann sie gerupffet werden / haben sie rechte Ohrläpplein / wie ein vierfüssig Thier / ist sonst zu essen wenig besonders daran / ausser / wann man sie einbaitzet.

Zu dieser Art gehören auch die Grünspecht und Baumhäckel / allerley Sorten / der Kuckuck / der Widhopf / die schwartz- und weiß-gescheckten Nuß-Häher / und dergleichen mehr / die allein der Kuchen undienlich / derhalben auch hier ausgelassen worden.

Die Käutzlein und Eulen sind zum Vogelfang sehr bequem / weil alle Tag-Vögel / entweder aus Verwunderung ihrer Häßlichkeit / oder aber aus natürlichem Eingeben (daß dieser ihr Nacht-Feind ihren Nestern / Jungen und Eyren sehr schädlich) hefftig / wo sie ihn nur erblicken / auf ihn stechen. Sie nisten in alten Gemäuren / Felsen und Höltzern / und sind diese am besten / die man aus dem Nest hebet / wann man ihnen nur ein Junges im Nest lässet / so verwechseln sie solches nicht; Im Junio und Julio findet man sie; sie fressen allerley Fleisch / Hertz / Mäuse / Vögel / und dergleichen / leben acht oder neun Jahr; doch muß man ihnen zu Zeiten eine Quelle geben / wie andern Raubvögeln / damit sie desto gesünder bleiben.

Der Uhu / Lateinisch Bubo, ist viel grösser / mit gelblicht- und schwärtzlichten Flecken vermischt; nistet in hohlen Bäumen und altem Gemäuer / und soll / wider die gemeine Weise / nicht mit dem Kopf / sondern mit dem hintern Theil des Leibs aus dem Ey schlieffen / wie D. Olina in seiner Uccelliera fol. 56. schreibet. Man kan ihn zu grossen Vögeln / als Dohlen / Krähen und Hünergeyern brauchen / wie das Käutzlein auf die Kleinen. Wie man die Vögel mit dem Käutzlein / durch Hülffe der grossen Leimspindlen / Vergoni, oder auch der kleinen bey uns gewöhnlichen fangen soll / besihe Joh. Conrad Aitingers Bericht vom Vogelstellen / im dritten Theil Cap. 6. 7. & seqq. Die grossen Vergoni sind ohngefehr 4 oder 5 Werckschuhe lang.

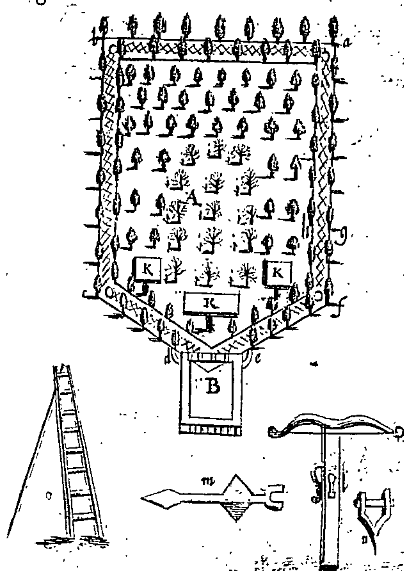
Der Uhu ist ein grosser wehrhaffter Nacht-Vogel; Joh. Jacob Wagner Med. D. in Helvetia curiosa schreibt / daß Anno 1654. nahe bey Zürch ein Uhu mit einem Adler zu Mittag gestritten / und dem Adler also seine Waffen eingeschlagen / daß er ihn überwunden / und sey mit dem todten Adler / von dem er sich nicht loß machen können / also herab gefallen / gefangen / in die Stadt gebracht / und in seines Großvatters von der Mutter D. Jacobi Ziegleri Hause / eine Zeitlang ernähret worden.

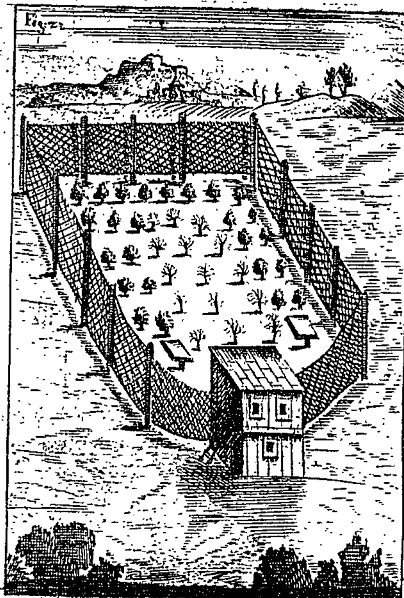
Man mag auch dergleichen Nacht-Vögel im Back-Ofen aufdörren mit samt den Federn / und also brauchen; doch sind die lebendigen weit besser und anreitzender / denn mit ihrem hin und wieder schauen / wann sie sich ducken / und sonderlich wann der Weidmann darzu auf der Wichtel pfeiffet / die mit einer birckenen Schin-

len Rinden zwischen zwey zusamm-gepfaltzten langen viereckichten Höltzlein eingedruckt wird / weidlich anlocket.

Die kleinen Käutzlein sind artliche schöne Vögelein / müssen aber etwas beschirmet werden / sonst stechen sie die grossen Vögel gar zu sehr; sind fast kleiner / als eine Turteltaub / ausser daß sie einen grossen Kopff haben. Die gemeinen Käutzlein / wann sie in einem Zimmer sind / wo es Mäuse gibt / fangen sie dieselben.

Den Vogelfängern / die mit dem Leimbaum und Plattbaum umgehen / ist ein Käutzlein besser / als keine Locke.





CAP. CXXIV.

Von Hangnetzen mit Inngarnen / Panthera und Roccolo.

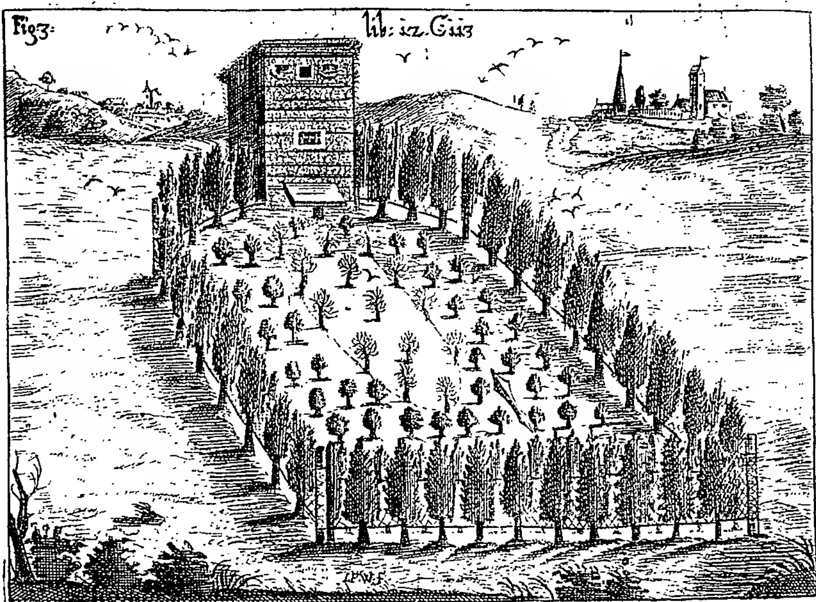
Panthera, wird von den Italiänern auch Roccolo genennet / ist anfangs daselbst her / in Tyrol / und von dar in unserm Land Oesterreich bekandt worden. Panthera, ist ein altes / zweifelsohne Grichisches Wort / weil alles / was hinein kommt / darinnen gefangen wird; daher bey dem Ulpiano L. emtorem, aliàs ex emto 11. §. fin. de action. emti. gelesen wird: Pantheram ab aucupe emere; da man einem Weidmann auf Gewinn und Verlust abkaufft / was er einen Tag fängt / eben als wann den Fischern ein Zug mit dem Garn / auf Wagnus / abgehandelt wird / so für eine species emtionis zu halten ist.

Es gedenckt auch dieser Netze F. Leandro Alberti von Bologna in seiner schönen Beschreibung des Welschlandes / der Anno 1550, sein Werck Henrico II. König in Franckreich / dedicirt hat / nella Romagna fol. 270, mit diesen Worten: Vedesi lungo al lito del porto Cesenatico, assai arteficiosi stromenti (de gli Habitatori del Paese, pantere addimandati) da pigliare le anitre Selvaggie, coi reti nel tempo di Verno, è massimamente essendo la terra coperta di Neve onde in grande abondanza se ne pigliano. Das ist: Am Gestad desselben Ports siehet man hin und wieder künstliche Zeuge / von den Innwohnern Pantere genannt / damit sie im Winter / wann Schnee ist / die wilden Endten in grosser Menge fangen / und ist dieses ein zwar etwas kostbares / doch sehr lustiges und ergäbiges Weidwerck; ist ein viereckichtes dreyfaches Garn / auswendig beederseits mit Spiegeln / und inwendig mit einem subtilen weiten Inngarn (allermassen wie die Hüner-Steckgarne) wol versehen.

Ich will solches dem günstigen Leser erstlich in dem Grundriß / sub figura 1. und folgends mit noch zweyen Kupferstichen / 2. und 3 / allermassen ich solches / theils von Herrn Georg Ehrnreich Schäfern / das meiste aber von Herrn Hanns Ehrnreich Geymann / beeden Freyherrn empfangen / ausführlich fürstellen.

Das erste ist ein Grundriß eines dergleichen Vogelfangs / darauf grosse Vögel / als Droschel / Amsel / Mißler / Kranwethsvögel / Kernbeiß / und dergleichen / in Menge gefangen werden / und kan diß an einem Ort / wo dergleichen Geflügel streichet / als in einem Vorholtz / oder auch in einer Au gemacht / und folgender massen verfertiget werden: Als die Seite gegen der Hüttrn über ist von A biß B 21 Klaffter und 3 Schuhe lang / von A biß F und vom B biß C in gleicher Länge. Die Seiten von F biß E und vom C biß D sind jegliche die Helffte erst-obvermeldteter Länge / um und um / biß zu der Hütten / ist ein Gang gemacht sub G H, der sieben Schuhe breit ist / mit grünen Bäumen / nach der Ordnung / schön eingesetzt. Inwendig nun in diesem Gang / werden die Garne / Panthera genannt / aufgerichtet. Diese Bäume

müssen untersich / desgleichen auch innerhalb / auf und auf / bis an die Netze / damit solche die Aeste nicht berühren / oder damit verwickelt werden mögen / am ersten wol ausgeschneittet / obenher aber aussenherum dick und ästig gelassen werden / müssen auch ein wenig höher seyn / als die Panthera ist / welche muß gar fest angespannt / und die grossen Spiegelmäschen auch mit Hacken untersich am Boden fest angespannt werden / damit das Inngarn leichtlich hin und wieder gezogen / und dardurch das Geflügel desto schneller könne gefangen werden. So hoch die ums Netze stehende grüne Bäume ausgeschneittet sind / ist vonnöthen / daß der Roccolo um und um mit einem Zaun umgeben und eingefangen sey / damit kein Wild oder heimisches Thier in die Garn kommen / und selbe zerreissen möge / weil diese fast bis auf den Boden hinunter gehen müssen. Im mittern Platz des Roccolo sind grosse dürre Fallreise / wie sonsten auf den Kranwets-Vogelherden gebräuchig / wie sub Fig. 1. zu sehen / gesetzt: die müssen um einen halben Mann höher seyn / als die Garne. Ferner müssen ausser dieser Fallbäume herum / allerley Bäume seyn / aber nicht so hoch / als diejenigen / so um die Panthera stehen / daß es gleich einem lustigen Baumgarten anzusehen ist; Ferners sind nicht weit von der Hütten drey Bühnen / wie sub K. zu sehen / die sind fast anderthalbe Manns hoch / werden oben mit grünen Wasen bedeckt / darauf hat man die Ruhrvögel / so man von der Hütten ausziehen kan; die mittlere Bühn muß zwey Klaffter lang und vier Schuhe breit seyn / die ist am nächsten vor der Hütten / die kleinen aber sind recht viereckigt / von 4. biß 5. Schuhe breit. Die Hütte B ist drey Klaffter und 8. Zoll hoch / die Weite mag nach Belieben gemacht werden / hat zween Gaden / in dem untersten werden die Vögel gehalten / in dem obigen ist der Weidmann.



Der Vogelfang aber gehet also her; Gleich um Bartholomäi hebt man an / solche zuzurichten und zu fangen / und ist erstlich vonnöthen / daß man gute verhaltene singende Lockvögel von Droscheln / Amseln und Mistlern in Bereitschafft habe / in Ermanglung aber / muß der Jäger ihrem Gesang mit einem Pfeifflein nachzuahmen / wohl abgerichtet seyn.

Die singende Lockvögel nun müssen in dem Roccolo, um die Fallbäume herum / in ihren Ständen / mit Tannen-Gras bedeckt / Klaffter hoch stehen / und nie verwechselt werden; wann sie nun frembde Vögel herzu locken / und selbige sich auf die dürren Fallreise oder Bäume setzen / so druckt man den Palester l, so gespannt mit dem darauf gelegten Pfeil m, vor die Hütten hinaus gehet los; oder hat man der Palester mehr als zwey oder drey nebeneinander / so drucket und schiesst man alle zugleich ab / thut zugleich mit dem Munde einen Pfnurz / und mit dem Fuß einen Stoß auf den Boden / so fliegt der Pfeil ein Klaffter hoch / ober den Fallbäumen / Bogenweise über die frembden angekommenen Vögel / welche meynen / es sey ein Stoß-Vogel / fallen also nieder / und vermeynen sich in den Bäumen / so ausser und innerhalb des Garnes stehen / zu salviren / und bleiben in dem Garm hangen. Wann sie sich nun in der Höhe fangen / daß man sie heraus zu nehmen / nicht erreichen kan / gebraucht man sich der Leiter sub o, steiget darauf hinauf / und nimmt die gefangenen Vögel aus. Die Gabel sub n, so von Eysen gemacht / wird ins Fenster gebraucht / den Palester darauf zu legen.

Herr Agostino Gallo in seiner 19. Giornata della villa fol. 372. sagt / daß sie um Bergamo zu den Roccolo auch eine Eule gebrauchen / die Vögel zum Einsitzen desto besser einzulocken.

Die Panthera aber muß also gestrickt werden / die Garne gegen der Hütten über / von a bis b müssen die kleinern Inngarn mit 1400. Mäschen zu stricken angefangen werden / die Höhe muß fünff Klaffter und ein Schuhe seyn. Die grossen Spiegel aber muß man mit

140. Mäschen anfangen / und soll in der Höhe neun und ein halben Spiegel haben; Die zwey grössern Pantheren aber / als von a bis c, und von b bis d muß man mit 2100. Mäschen anfangen / die Höhe ist allenthalben gleich / die grössern Spiegel fängt man an mit 210. Mäschen auch gleicher Höhe. Diese Pantheren müssen wie die Steckgärnlein eingerichtet / ausser daß oben / wo die grosse Arche ist / gedrähete Ringel von Horn eingemacht werden / damit man die Panthera zusammen und voneinander rollen kan. Welche man / und zwar jedes Stuck Netze oder Panthera insonderheit / an zweyen kleinen oben an die Latten angeschraufften Rädlein / und durch diese durchgezogene Hangstricke / als daran die beinerne Ringlein sind / so offt es beliebig und vonnöthen / niederzulassen und wieder aufzuziehen pfleget.

Das Kupfferblat mit Figura 2. bezeichnet / weiset / wie der Roccolo, wann die Garn aufgerichtet stehen / aussehen / und zeiget die Hütte von hinterwärts / welche auch gantz grün mit Strauchwerck muß bedeckt seyn.

Das Kupfferblat sub Figura 3. bezeichnet / weiset / wie die Roccoli, wann die Bäume gestecket sind / ein aussehen haben; und repræsentirt die Hütten von vornenwärts / daß man siehet / wie der Bogen zu schiessen über die Fallbäume / von den obristen Fenstern der Hütten Bogenweise / die frembden Vögel zu schröcken / hinaus gehet. Kostet bey nahend 100. fl.

Der Unkosten zu stricken / ist mir beyläuffig von Herrn Geyman / Freyherrn / also gegeben worden: Zu der obristen Panthera bedarff man ohngefähr Zwirn 18. Pfund zu 1. fl. 30. kr. macht 27. fl. Zu den weiten Spiegeln 8. Pfund Zwirn / jedes pro 1. fl. 15. kr. bringt es 10. fl. Zu den drey grössen Archen / jede pro 3. fl. bringet 9. fl. Die Ringel kosten 3. fl. 30. kr. 9. Buschen Rebschnür / jede 40. kr. bringt 6. fl. Alles zusammen 55. fl. 30. kr. ohne das Strickerlohn und einbinden / dafür man einem Stricker wird geben müssen / 28. fl. 15. kr. nur für zwey Pantheren.

Fast von dergleichen Weidwerck / doch auf unterschiedene Weise / erzehlet D. Gio. Pietro Olina in seiner Anno 1622. in Rom gedruckten Uccelliera fol. 61. daß man in Toscana, und zwar meistentheils um Florentz / die Vögel mit dergleichen Roccolo oder Panthera, die sie Ragna Spinnenweben (weil alles darinn kleben bleibt) nennen: und den Ort / oder den Wald / wo man sie fänget / Ragnaia heissen. Dieser Platz muß von der Strassen entfernet und vor den Nordwinden etwas versichert seyn / weil die Droschel und Beccafighi, (die sie meistens damit fangen) solchen hassen / ist also der Platz in einem Thal / oder anhängigen gegen Mittag gewendten Ort / zu erwählen / wann dardurch / oder nahend darneben / ein Bächlein oder Bronnquell zu haben / daß im Sommer für das Geflügel zu trincken sey / ist es desto besser; Wofern aber kein Wasser da wäre / mag man 4. oder 6. grosse Grander 3. oder 4. Schritt weit hinein graben / Wasser hinein schütten / und solches allzeit in 3. oder 4. Tagen wieder erfrischen.

Der Wald muß 6 / 8 / 10 / oder zwölffmal so lang seyn / als er breit ist / wie es des Ortes Gelegenheit leidet / dardurch werden 3 / 5 / oder 7 Durchgänge oder Wege gemacht; Die Bäume werden auch im Herbst mit Fleiß dahin gepflantzet / je schöner und dicker sie wachsen / je lieber hält sich das Geflügel darinn auf; der Zaun / der um den Wald herum seyn muß / soll bestehen aus Vogelbeern / Holunder / Kranwetten / Brombeerstauden / Heidelbeeren / und dergleichen / dem Viehe den Eingang zu benehmen: der Wald soll von Linden / Eychen / Nußbäumen / Weiden / und untenher aus allerley Stauden / die Beerlein tragen / so / wie gesagt / die Vögel gern fressen / (dann mit Trauben und Feigen / wie der Author setzet / lässet es sich bey uns schwerlich practiciren) bestehen / also muß der Wald dick und finster seyn; und werden die Roccoli, oder Hängnetze / mit ihren Inngarnen / in diesen Wald in einfacher / doppelt oder mehrfacher Rey nach der Zwerch aufgerichtet / allerdings wie bey den Pantheren.

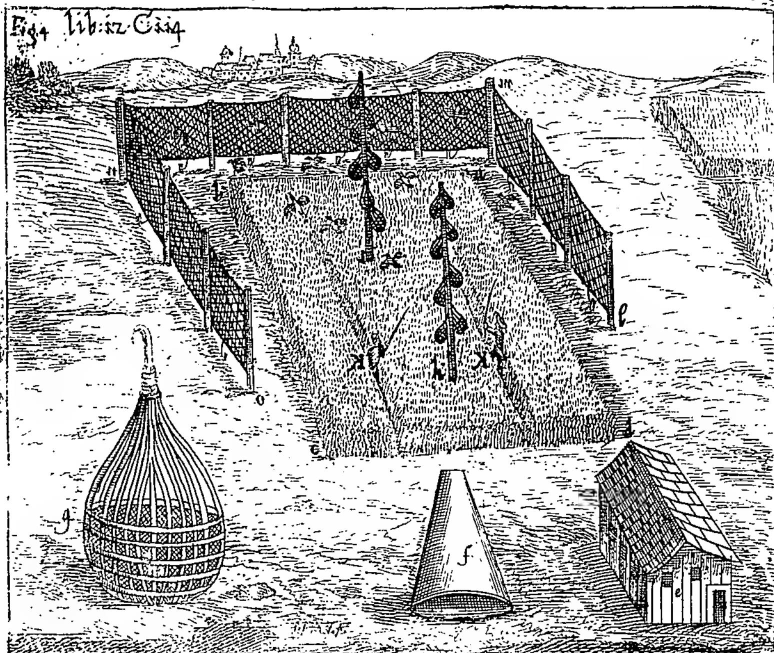
Die Jagt gehet an / entweder frühe / ehe der Vögel auf die Weide ziehet / oder des Abends / wann er sich wieder zum Nachsitz umwendet / da gehet durch jeden gemachten Weg eine Person / klopfft und schlägt mit einem Stecken oder Rohr in die Aeste / und wirfft mit Steinlein oder Sand in die Bäume; Hat man die Beccafighi in der Jagt / muß man schnell dem Netze zugehen / sinds aber Halb-Vögel / muß man gemach anfänglich / und erst stärcker treiben / wann man nahend an den Netzen ist. Etliche / damit die Vögel sich nicht in die Höhe begeben / und gar durchgehen / lassen ein Fälcklein / oder Sperber / obenher reviren / so wird kein Vogel über sich begehren / andere nehmen nur einen gemachten höltzernen Falcken / oder binden nur ein paar Habichtsflügel ausgebreitet zusammen / mit einer Schellen / und schwingen solchen an einer Stangen und Schnur bisweilen herum. Und diese Ragnaia, wann sie an einen Ort gebaut ist / wo ein guter Strich zu seyn pflegt / kan man im Herbst jährlich mit Lust und Nutzen gebrauchen; sind aber mehr den Klebgärnen / damit man Lerchen fängt / als dem Roccolo oder Panthera, zu vergleichen.

CAP. CXXV.

Von der Stangada und Fincken-Roccolo.

Die Wachteln / auf Welsche Manier / nach dem Habermath mit der Stangada zu fangen / muß man erstlich in den Feldern einen gewissen Ort aussehen / darüber ein guter Strick gehet / und lässet ein halb Tagwerck daselbst unangebauet liegen; vier Wochen darnach / nachdem der Habern angebauet / bauet man auf das ledige Feld Haber / oder / welches noch besser / Hirßbrein an / damit er um so viel später zeitig werde / daß wann der andere Habern abgemähet wird / dieser noch gantz grün stehe. In Italia wird meistentheils Sirch (den sie Sorgo heissen) angebauet / weil er starck in Stengel / und nicht leicht / vom hin und wieder Durchgehen / niedergetretten und vernichtet wird.

Ferner muß man / zu diesem Ende über Winter / 50. Wächteln / Männlein / und etwan vier Chantarellen / in solchen Körblein / wie in der Fig. IV. in g zu sehen / aufbehalten / die müssen hernach / den Sommer durch / in einem Keller verhalten / und muß das Körblein mit einer



darzu gemachtem Säcklein / wie sub f überdeckt werden / damit sie finster stehen / und nicht schlagen; wann nun die gantze völlige Erndte eingebracht / so bleibt dieses halbe Tagwerck über / hernach wann der Wachtel-Strich gehet / nimmt man die verhaltenen Wachteln hervor / richtet in dem noch stehenden Haber oder Hirsbrein zwey Stangen / wie sub h & i zu sehen / auf; die Stangen müssen also in die Erden gemacht seyn / wie die Leimstangen / daß man sie auf und nieder heben kan; durch den Acker schneidet man einen oder zwey Fußsteige aus / wie sub k, gräbt auch / wie l m n o zu sehen / etwann anderthalb Klaffter weit von dem Acker / hohe Stangen ein / daran man die Panthera richten kan.

Etliche lassen 6. oder 7. Schritt innerhalb oder vor dem Ende des Ackers / mitten hindurch gemeine Wachtel- oder Steck-Netz aufrichten / damit Morgens oder die Nacht hindurch in dem Treiben die meisten Wachteln sich darinnen fangen / denn sie werden des Nachts vorher gesteckt / daß nur das übrige der Panthera zu Theil wird; auch pflegen etliche hinter den Steckgärnlein ein kleines Gräblein aufzuwerffen / damit die gefangene Wachteln tieffer hinabfallende / so leicht nicht zuruck gehen / und sich der Bande entledigen können.

In der Hütten e werden die Wachteln / damit man solche nicht darff nach Hause tragen / gehalten. Wann man nun Wachteln fangen will / muß der Jäger gleich nach Mitternacht / die Wachteln an die Stangen um und um / wie sub Fig. 4. zu sehen / hangen / die Chantarellen müssen etwas niedrig hangen; die Garn aber werden nicht ausgezogen / sondern bleiben an den Stangen zusamm gerollt. Wann es nun die Zeit / hebt der Jäger an mit der Wachtel-Pfeiffen zu ruffen / darauf heben die Chantarellen auch an / und folgends die andern an der Stangen hangende Männlein / zu schlagen. Wann nun die frembden Wachteln vor Tags anfangen zu streichen / und hören diese also frisch schlagen / das Getrayd aber alles auf dem Feld weg / ausser auf diesem einigen halben Tagwerck / so fallen alle dieselbige Nacht-streichende Wachteln in diesen Habern / oder Prein / daselbst den Tag zu verbleiben. Wann es nun Tag worden / und die Wachteln denselbigen Tage aufhören zu streichen / so ziehet man die Panthera allenthalben auf / von einer Stangen zur andern / wie sub L, M, N und O zu sehen / häfftet die grossen Mäschen fest in die Erden / als wie bey den Roccoli vermeldet worden; Sind nun die Garn recht gerichtet / kan man nach Belieben / um 8. oder 9. Uhr Vormittag / und auch Nachmittag in die ausgeschnittene Fußpfaden gehen / die Wachteln mit langen Stangen oder Seulen mit Schellen auftreiben / die fliegen nun alle in die Panthera, und bleiben hangen / und werden offt in einem Morgen / wann der Strich gut / über hundert Wachteln gefangen.

In Campagna di Roma, liegt nahend am Meer ein Städtlein / das heisst Neptunia, wo die Innwohner (wie F. Leandro Alberti berichtet fol. 117.) sich meistens auf das Weidwerck und Fischen legen / und wann im Frühling die Wachteln aus Barbaria übers Meer in Italien überfliegen / schreibt Blondus, werden dieser Vögel in einer Monatsfrist auf die hundert tausend gefangen; welches bey Aldrovando Ornithologiæ l. 13. c. 22. fol. 76. auch Franciscus Arrivabene, des Cardinals Paleotti Kammer-Diener / seines Herzn Brudern / mit diesen Worten berichtet: Was ich zu Neptunia, wo wir drey Tage geblieben / gesehen / kan ich zu berichten nicht unterlassen; Als wir im Reisen zu diesen Wachtel-Fang ohngefehrde kommen / sahen wir die Wachtel-Netze (zweiffels ohne die Roccoli) auf 4000. Schritt weit aufgerichtet; die Weid-Leute vermeldeten / die Wachteln brechen aus Barbaria des Abends auf / und mit einem eintzigen Flug kämen sie des nächsten Morgens sehr frühe in Italien an. Es hätte einer un-

ter ihnen in einer Wachtel Kröpflein Basilien-Saamen gefunden / der sey / als er angebauet worden / bald aufgangen / welches eine Probe ist / einer schnell-verrichteten Wanderschafft / weil der Saamen nicht hat können verkocht werden. Als der Verwalter dieses Orts befragt worden / wie viel Vögel sie denselbigen Morgen gefangen / hat er / durch der Weid-Leute Bestättigung / geantwortet / über zehen tausend / welches wir auch wahr zu seyn / des folgenden Tages befunden / da doch die Jäger sich beklagten / der grosse Wind verhindere ihren Fang / welcher auch warhafftig groß und ungestümm war / sonst ist ihr Fang noch besser. In die Stadt werden diese Vögel hingebracht / daselbst warten die Fürkäuffler von Rom / die geben um hundert Wachteln funffzehen Julier, das ist anderthalb Gold-Cronen.



Signor Agostino Gallo erzehlt in seiner 19. Giornata dell' Agricoltora & de Placeri della villa, daß zu Napoli im April und Majo sich viel Personen finden / die grosse Herren und Cavallieri einladen / dem Kampff ihrer Wachteln / die sie expressè deßwegen halten / zuzusehen / da wird nun eine Tafel zum Kampff-Platz zugerichtet / und werden die zwo Wachteln jede an des Ende des Tisches gesetzt / und jedwedern ein wenig Hirßbrey vorgeben / in der mittlern Tafel aber auch etliche Hirßkörnlein gestreuet ; die um die Tafel stehenden Zuseher müssen gantz still und stumm bleiben / sonst würde der Kampff nicht angehen : wann nun die auf der Tafel gegeneinander über gesetzten Wachteln ihre Gegenblick verrichten / und einer der andern gewahr wird / geben sie stracks Zornzeichen von sich / und lauffen schnell zusammen / wie zween Ritter im Turnier / und sobald sie den in der Mitten gesäeten Hirß erreichen / fangen sie also bissig einander anzufallen / daß es Federn und Blut gibt / und das währet so lang / biß eine die Wahlstatt verlassende / die Flucht gibt / dadurch der Herr der überwindenden Wachtel die Ehr und das Gewette gewinnt / und offt eine solche brave Helden-Wachtel / wann sie ihm anders feil ist / um 10/15/20 und mehr Cronen verkauffen kan.

Dieses Weidwerck nun / mit der Stangada, währet biß ohngefehr 8. Tage nach S. Michaelis.

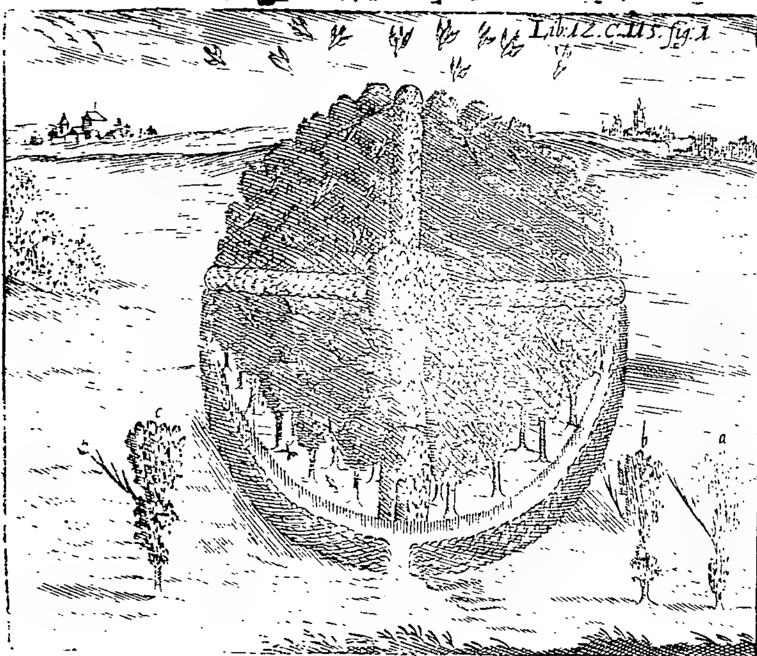
Etliche machen den Richt-Acker etwas kleiner / und bauen ihn mit Hirs oder Habern / hingegen aber wird der völlige Acker mit einem grossen Deck-Garn überzogen ; Wann die ums Netz herum gefallene Wachteln vorhero (die man nach angebrochnem Tage / und wann desselben Tages der Strich vorbey / in der Nähe herum mit Spißruthen fein gemach in den angebauten Richt-Acker eintreiben und zusamm bringen kan) hoffentlich genugsam beysammen sind / folgends werden die darunter begriffene Wachteln in die Steck-Garn / oder ohne Steck-Garn in ein Eck hinaus getrieben / deßhalben bleiben auch 2. oder 3. Personen unter dem Deck-Netze verborgen / das Deck-Netze aber muß sehr groß seyn / unten am Boden allenthalben wol aufgehen / auch oben lücker aufliegen / und wie eine Tennwand eingefangen / und des Nachts über / auf der Erden zuruck gelegt / und allererst nach vollendtem Strich / und viel zusammen in den Aeckern getriebene Wachteln / herüber gezogen worden.

Bey dieser Manier / die Stangada zu richten / hat man die Wachtel-Stangen nächst an dem Acker / oder gleich vorher / aber nicht in die Mitten hinein zu stellen / damit sie gelegensam können / ohne Aufstöberung der darinn liegenden Wachteln / niedergelassen werden / damit sie in der Uberziehung der Netze nicht verhinderlich seyen. Will man auf diese Weise

auch Pantheren aussen herum setzen / wird es desto besser seyn.

D. Olina schreibt / man stelle bey diesen Stanganden auch etwas enger gestrickte Hünerbeeren mit Wänden oder Steckgärnlein / und treibe sie also gemach fort / daß sie endlich alle in den Beeren gefangen werden / die müssen aber obenher mit Gras und Aesten bedeckt seyn; wann man trocken Sand und Staub in einem Säcklein hat / und sie über das noch stehende Getrayd nach und nach ausstreuet / gibt es ein groß Geräusche / als wann es regnete / und lauffen die Wachteln gern davon / wie Joh. Conrad Aitinger fol. 54. bezeuget.

Die Roccoli aber / zu den Fincken und kleinen Vögeln / werden eben auf diese Weise eingerichtet / wie im vorhergehenden Capitel beschrieben worden / die Garnen sind in gleicher Höhe / aber viel kleiner im Umkreiß; die Fallbäume müssen nicht in der Panthera drinnen / sondern ausserhalb derselben / neben dem Garn / eine Klaffter weit davon gesetzt werden / und muß der Gang / wo die Garn in der Mitte stehen / oben wie ein abgeschossenes Dach von Latten gemacht / und darauf eine Bedeckung mit Tannen-Gras haben / denn sonsten die Fincken / wann sie nahe an das Garn kommen / über die Garnen würden aufsteigen; muß also an der Fincken-Panthera das Garn gegen der Hütten über mit 800. Mäschen / und die zwey längern / biß zu der Hütten / mit 1200. angefangen werden; die Höhe ist wie bey der grossen Panthera, müssen die Garn auch 5. Klaffter und einen Schuhe hoch gestrickt werden. Die grosse Spiegel-Mäschen müssen gegen der Hütten über mit 80. und die Seiten-Panthera mit 120. Spiegeln angefangen seyn / und jede zehendhalbe Spiegel hoch werden.



CAP. CXXVI.

Von der Tesa.

Ist nicht so kostbar / als die Panthera oder Roccolo, und hat einen Herbst genug an 6. oder 8. Pfund Vogel-Leim / sonst bedarff man weder Netze noch Ruhr-Vögel / oder Heerd Lauffer / sondern allein verhaltene Lock-Vögel / die man hin und wieder oben in den Richtbäumlein unter die dicken Aeste verbirget und bedecket. Diese Art ist aus Italia in Friaul (daher sie auch von etlichen Tesa Forulana genannt wird) und in daß Görtzische / Triestische / von dannen auch in Crayn und Steyermarck kommen / wie dann zu Grätz eine sehr ansehnliche Tesa zu finden / so die Hof-Kammer daselbst richten lässet.

In den Görtzischen ist berühmt die Tesa der Freyherren Buceleni, und in dem Triestischen; die zwey von dem Meer-Port hinauf zu Montebello, denen Herren von Locatell zugehörig. Ich will sie dem günstigen Leser vorstellen / wie ich solche aus Höflichkeit Herrn Wilhelm Balthasars zu Lewenfeld / der Röm. Kayserl. Majestät Ober-Oesterreichischen Regiments-Rath / und Dero Löbl. Ertz Hauses bey dem noch währenden Reichs-Tag zu Regenspurg wolverordneten Abgesandten / bekommen habe / dessen ich allhier mit Ehren und Danck gedencken wollen / weil ich nicht allein dieses / sondern vielmehr andere Vortheil im Weidwerck ihme schuldig bin.

Erstlich / muß besagte Tesa auf einem solchen Ort seyn / wohin gewöhnlich ein guter Strich zu seyn pfleget / als auf einem erhöheten / doch nicht spitzigen / sondern breiten Hügel / worbey in der Nähe keine grosse Bäume stehen / man kan sie auch wohl auf glatten Fel-

dern/ und so gar zwischen denen Wäldern aufrichten/ wann sie nur beyläuffig auf hundert Schritt davon sind/und auch (wie gesagt) keine hohe Bäume (welche dem Fang grossen Abbruch thun) in der Nähe/ oder auf demselbigen Platz herum zu finden sind.

Die Figur der Tesa soll zwar rund seyn/ doch liegt so viel nicht daran/ wann sie gleich eckicht oder längicht wäre/ etwan von 50. oder 70. Schritten/ mehr oder weniger in dem Diameter, ja manche werden so weitschichtig gemacht/ daß man zu deren völligen Richtung 5. in 600. Fallruthen bedarff/ ausser deren/ so zur Erfrischung/ Ersetzung und Nachsteckung vonnöthen sind. Die Leimruthen sollen beyläuffig zwo Spannen lang seyn/ sonderlich auf die Droscheln und Halb-Vögel/ von zähen Felberstauden; auf die Fincken und kleine Vögel mögen sie kürtzer seyn/ doch muß ihnen die Rinden gelassen/ die Aeuglein aber/ und was ästig ist/ ehe man sie einleimet/ davon sauber und glatt weggeschnitten werden; am Ende/ wo sie aus der Leimtaschen gehen/ werden die Ruthen breitlicht und scharff zugeschnitten/ mit dem Richten desto besser sich zu befördern.

Die Tesa an ihr selbsten/ wird in einem kleinen niedern Schäch- oder Wäldlein also zubereitet/ und mit etwas mehr als Mannshohen/ obenher glatt abgeebneten/ dick-buschichten Bäumlein besteckt/ welche schier wie eine Kron oder Bürsten/ alle fast gleicher Höhe seyn sollen/ sie wird auch mit einem/ bey zwo oder dritthalb Spannen tieffen/ und eben so breiten Graben/ und aussenher/ hart an dem Graben um und um mit einem natürlichen lebendigen Zaun von dritthalb Spannen hoch/ dicken Hundsbeer- oder andern hierzu dienlichen Gesträuchen umfangen/ welche nach Buchsbaum Manier/ obenher und an beeden Seiten dergestalt glatt abzunehmen und zu stutzen/ damit das Geflügel ungerne daran auffsitze/ sondern lieber den Richt-Bäumen/ die höher sind/ zu fliegen; dieser Zaun und Graben dienen/ damit die gefangenen und herabfallende Vögel sich nicht von der Tesa hinaus ziehen und verschlieffen mögen/ angesehen man selbige nicht gleich alsobald/ wann sie gefallen sind/ aufhebet/ sondern wann noch viel andere im Auflug/ oder schon in der Tesa, doch noch ungefangen sich befinden/ man solche nicht wegscheue/ und desto weniger bekomme/ bis ein ergäbige Anzahl herunten auf dem Boden liegt; zu dem Ende ist auch der Boden in der Tesa, vom langen Gras mit Sicheln wol zu säubern/ daß die Vögel desto ungehinderter dem Graben zueilen können/ darinnen sie dann hernach mit grosser Meng/ (weil sie den herausstehenden Zaun nicht durchschlieffen und überhupffen mögen) gefunden und gefangen werden. Daher soll man auch von der in der Mitten stehenden Hütten/ so weit an ein Ende der Tesa, als zu dem andern haben/ daß man nach etwan ersehendem neuen Auflug und Herankunfft einiger frischer Vögel bald wieder in der Hütten seyn/ und den Vögeln/ ohne Verscheuhung/ wieder leeren und freyen Platz lassen könne.

Die Hütten wird mit Mies und grünen Strauchwerck fleissig bedeckt/ und mit drey oder vier unterschiedenen Ausgängen oder Thürlein versehen/ damit man bald dort/ bald da/ auf welche Seiten etwas fället/ hinaus lauffen/ ja wann mehr in der Hütten sind/ ein Jeder was helffen/ und dort und da aus- und einkommen möge. Man macht zugleich von der Hütten aus/ Creutz-weis zugerichtete/ von Bäumen oder Sträuchen vier verdeckte Gänge/ bis an den Graben/ auch neben diesen Gängen einige Schwibögen und Unterstände/ von zusammen-geflochtenen oder natürlichen ineinander-gewachsenen Aesten/ wo es sich etwan schicket in der Tesa, daß ihr mehr oder wol gar eine Gesellschafft unverhindert der andern/ wie der Fang von statten gehe/ zusehen/ und des Lusts geniessen möge. Diese Gänge macht man Manns hoch/ zugespitzt/ von Hundbeerstauden/ und dergleichen/ beederseits mit kleinen Thürlein/ Lucken oder Fenstern/ aber ziemlich enge/ nur daß ein Mann durchkommen möge. Diese Gänge werden von den Görtzern und Triestern Carette genannt/ doch sollen sie oben und allenthalben (wie der Zaun) glatt und wol gestutzt seyn/ daß die Vögel nicht darauf trauen anzusitzen.

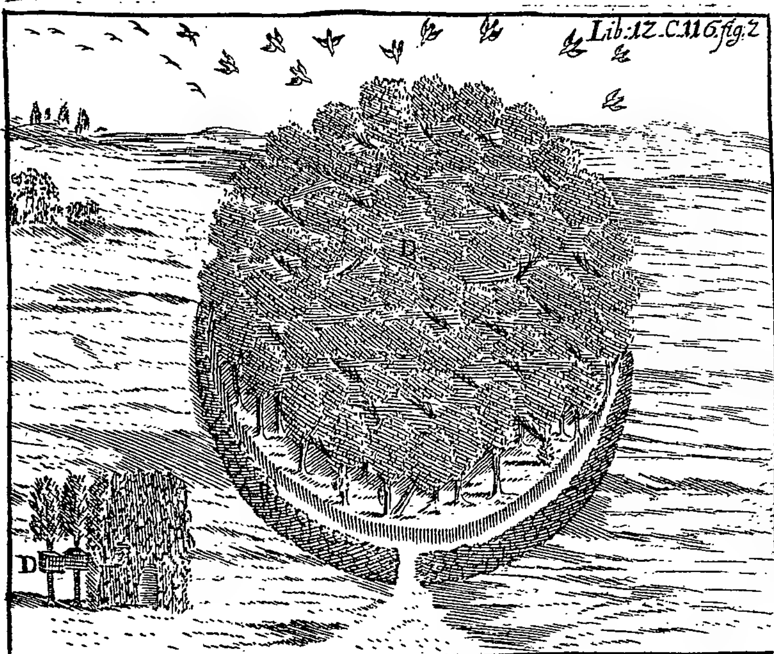
Die natürliche Tesen, wo die Bäume eingewurtzelt stehen/ wird meistens mit Eychen und Aeschen besetzt/ und damit man nicht lang darauf warten dörffe; kan man zu Eingang oder Ende des Winters/ bey noch gefrornem Erdreich/ dergleichen schon wol erwachsene schier Arms-dicke Bäumlein/ mit der Wurtzel/ völligen Aesten/ und anhangender Erden in der Wildniß/ oder wo sie zu bekommen/ ausgraben/ und solcher Gestalt zu Anlegung/ Aufbringung oder Ergäntzung der Tesa, in selbige einsetzen/ hierzu aber/ muß man ziemlich tieffe und weite Gruben/ nach Gelegenheit des Gewächses machen/ damit sie desto besser fortkommen und gedeyen mögen. Zu mehrerm Vortheil/ kan man vorher im Frühling/ die ausgesehene und tüchtige Bäumlein/ und in der Höhe/ wie sie in die Tesa taugen/ an den Aesten und Stämmen zurichten und abnehmen/ auf daß sie sich desto besser ausbreiten und buschichter werden/ so kan man sie gleich im Herbst darauf also desto bequemer und geschicklicher in die Tesa bringen/ diß hilfft sothanes Weidwerck trefflich befördern.

Man soll auch diese in der Tesa stehenden Bäume/ so wol vor/ als nach der Versetzung/ und so fort jährlich/ nicht allein im Früling/ sondern auch im Julio/ was sie neues angetrieben haben/ wegschneiden und abgleichen/ so treiben sie darauf desto schöner/ und behalten das Laub/ bis in den spaten Herbst hinaus/ desto grüner und frischer/ welches nicht allein bey den Richt-Bäumen/ sondern auch bey den Zaun/ Gängen und Caretten zu beobachten/ wann man im Herbst eine zierliche und nutzbare Vogel Richtung haben will. Vor allen ist dieses bey den lebendigen Zäunen hoch vonnöthen/ daß sie die gebührende Höhe nie überwachsen/ damit die Vögel sich hernach nicht lieber darauf setzen/ als auf die Richtstäblein.

Die Richt-Bäume werden nicht in geraden Zeilen/ oder in gewisse Ordnung/ eingetheilt/ sondern wie es sich nach ihrer Gröss- und Dicke thun lässet/ vier bis sechs Schritt/ auch weiter oder enger/ der Gelegenheit und Augenmaß nach/ bald neben/ bald vor und hinter einander eingesetzt/ und wird dabey nur diß in acht genommen: daß die Aeste der Bäume/ an welche man zu richten vermeynt/ auf drey Spannen weit von einander kommen/ in dem übrigen aber die Tesa insonderheit unten her/ das ist vom Boden hinauf/ wol finster werden möge; wassen man dann zu solchem Ende/ die am Stammen von unten hinauf herfürschiessende Aestlein/ auch das anwachsende Mies nicht herab nimmt/ noch

den Stammen unter her viel säubert/ sondern nur was von dergleichen Aestlein zuweit hinausreichet/ mit Widen und Felberrüthlein zum Stammen hinzu bindet/ damit alles wol grün und natürlich aussehe / und gegen dem Boden desto finsterer seye. Es müssen auch die Richtstäbe mit den Leimruten also eingetheilt seyn / daß man von einem auf den andern nicht gerade sehen möge/ sondern allzeit ein wenig abseits/ damit die hinabfallende Vögel/ die noch ungefangene und erst ankommende Fremdling/ nicht erschrecken und schüchter machen.

Wann aber die Bäume ziemlich weit voneinander gesetzt sind / muß man sie obenher desto breiter ziegeln/ damit die Aeste so nahe zusammen kommen / daß die Richtstäblein/ die man einbinden muß/ nicht allzuweit voneinander gehen/ welche Bäume aber enger beysammen stehen / oder von sich selbst aufwachsen / muß man wol zuruck halten/ und sie mit Schneiden und Stümmlen im Herbst und im Frühling zu gebührlicher Maß bringen und angleichen. Wobey zu mercken / daß nicht vonnöthen/ daß an einem jeden Baum gerichtet werde/ sondern man kan auf der Tesa so viel Bäume richten als man will / wann gleich deren eine grosse Anzahl und die Tesa ziemlich groß ist/ die übrigen Bäume kan man wol abgeebnet und gestümmlet/ zum Schatten und zur Zier ungerichtet lassen; hingegen mögen an manchem Richt-Baum/ der an einem guten Ort stehet/ wol zwey biß drey Richtstäblein angelegt / oder die natürlichen selbst-gewachsenen Aeste an den Bäumen/ an statt der Richtstäblein/ gebraucht und darauf gerichtet werden / wie oben in der Figur sub a, b, c, zu sehen ist.



CAP. CXXVII.

Wie die Tesa zu richten.

BEy Setzung der Richtstäblein/ und deren Unterscheid/ ist in acht zu nehmen/ ob man nur Fincken/ und dergleichen kleine Vögel/ oder aber Halb-Vögel/ als Droscheln/ Mistler und Amseln darinnen fangen will; dann im Fall der Noth / kan man wol eine Tesa zu grössern und kleinern Vögeln zugleich gebrauchen; es sey aber angesehen / auf was es wolle / müssen die Richtstäblein oder Richtäste/ zwar so viel es möglich/ in dem Schatten stehen / damit der Leim von der Sonnen nicht viel berühret werde / jedoch sollen sie dennoch wol in die Liechten heraus kommen / und genug sichtbar seyn/ damit die Vögel gern darauf ansitzen / wobey der Augenschein und die Gelegenheit selbst die Anweisung geben.

Die Richtbäume/ darauf man richten will / sollen auf selbiger Seiten obenher was weniger/ und untenher schrembsweise/ was mehr ausgeschneidet werden / damit die gefangene Vögel frey herab auf den Boden fallen mögen / und in den heruntrigen Seitenästen nicht stecken / und also sich vom Leim losstreiffen mögen; sollen auch nicht zu nahe beysammen / sondern abgesondert seyn / damit die frembden Vögel/ die erst einfallen wollen / der Gefangenen und Abfallenden nicht gewahr und dardurch verscheuet werden.

Die Richtstäblein nimmt man von Haselstauden/ vier Spannen lang und Finger dick/ nachdem es die Gelegenheit und Weitschafft der Richtbäume erfordert/ offt grösser und dicker/ und offt kürtzer und dünner. Diese Stäblein werden an beeden Orten gegeneinander/ Daumens-tieff eingeschnitten / und bey dem einen Baum gantz oben an / mit Widen oder Felberüthlein; bey dem andern Baum aber / ein paar Spannen tieffer

hinunter / und also wohlgeschränckt / auf einer Seiten höher als auf der andern/ fest angebunden; in der Mitten / Handbreit voneinander / schneidet man 2 oder 3 mal in diese Richtstäblein / oder Aeste / darein man die Leimruthen desto geschwinder stecken und aufrichtē kan.

Das beschwehrlichste bestehet in geschwinder und schneller Auffsteckung der Leimruthen/ worbey der Vortheil / daß man die Richtstäblein an dem Ort / worein man die Ruthen steckt/ recht und wol einschneide/ in dem Stecken von oben anfange / selbige nicht so hoch / nicht zu nieder / auch nicht zu fest stecke / und weil der erste Strich der beste / must man nach angebrochenem Tage bey dem Finckenfang/ auf die Halb-Vögel aber zu richten / schon vor Tages gefasst seyn.

Etliche / die weite und grosse Tesen haben / pflegen zu Abends spat bey dem Liecht / oder aber Morgens vor Tages bey dem Liecht / die meisten Richtstäblein zu besetzen / und den ersten Strich nicht zu versäumen / wiewol es gewisser / man stehe desto frühe auf / damit die Leimruthen nicht durch die Feuchtigkeit der Nacht / ihre gefängige und nothwendige Anklebung vermindern/ oder gar verlieren mögen.

Auf die Fincken werden die Leimspindeln übereinander drey Finger hoch / auf die Halb-Vögel aber etwas höher geschrenckt / doch gantz lind / und zum Fallen bequem eingesteckt / und auf solche Ort kommen die anfliegende Vögel gleich im Auffsitzen mit der Brust und den Flügeln gleich auf den Leim / und fallen unverlängt mit aller Schwehren auf den Boden.

Der Unterscheid unter den Tesen auf die Fincken/ und auf die Halb-Vögel bestehet in dem / daß auf die Halb-Vögel die Richtbäume anders geschneittet und geleitet / und zwar nicht / wie bey den Fincken-Tesen geschiehet/ die Aeste voneinander gehalten/ und die Richtstäblein (wie vorgedacht) in die Liechten heraus gesetzt werden müssen; sondern man befleisset sich durch und durch/ die Bäume oder die Aeste/ vielmehr Schwibbögen-weis zusammen/ und ineinander zu bringen / daher sind auch die Bäume in diesen Tesen auf die Halb-Vögel fast doppelt so weit / als in den Fincken-Tesen voneinander gepflantzet / folgentlich die Aeste in die Breiten gegeneinander geleitet; und wann sie anfangen zusamm zu reichen / natürlich wie es sich gibt / aneinander geflochten/ und nur da und dort / wo man darunter hinein Richtstäblein zu setzen vermeynt / ziemlich offene Lucken / zwo oder drey Spannen weit / und drey oder vier Spannen lang / nach der Augenmaß und Gelegenheit durch die Aeste / mit deren Aushauung und Zuruckziehung gemacht und gelassen / worunter man die Richtstäblein also gelegensam und zum Ansitz bequem einzubinden pfleget / daß die anfliegende Halb-Vögel und Amseln (auf welche man am meisten zielet) ihrer Eigenschafft nach/ gleich durch das Loch auf die Leimruthen fallen / und also gefangen werden / welches bey den Fincken nicht angehet / weil sie lieber in der Liechten als in der Finstern ansitzen.

Auf die Halb-Vögel aber werden die Tesen meistens also zugerichtet / daß man im Sommer darunter Schatten haben/ spazieren/ und wol gar unter denen Schwibbögen Kegel schieben kan; diese bedörffen keine weitere Caretten / weil die völlige Tesa bedeckt ist / also daß der Weidmann/ sich zu verbergen/ fast keine Hütten brauchen/ sondern im währenden Vogelfang drinn herum spatzieren / und bey Anmerckung / wann ein Anflug kommt/ sich gleich anstellen / und wie der Fang von statten gehet / zusehen kan; diese Tesen werden von den Triestern / Görzern und Friaulern Tele à Carretta genennet; an welchen Orten dann man nicht sonders viel singende oder verhaltene Halb-Vögel auf die bedeckte Tesen zu bringen pfleget / sondern lockt nur die Vögel mit der Pfeiffen herbey / und stellt beyneben nur etliche frisch-gefangne Halbvögel oder Droscheln in die Häuslein/ würgt hingegen die vorher ein- oder mehrmaln gebrauchten ab / und stellt die frisch-erhaschten Vögel in denen Häuslein vor die Hütten hinaus/ und wann fremde Vögel anfliegen / oder streichen / thut man wie stossend oder ausschlupffende / ein auf einem Stab sitzendes Käutzlein oder Nacht-Eul / durch ein eigenes hierzu gerichtetes Fensterlein / die Lock-Vögel in den Häuslein zu reitzen / und zu schrecken / hinaus / daß sie solche sehen können/ da sie dann/ ihrer Eigenschafft nach/ wann sie die Eul erblicken/ gleich anfangen zu ruffen/ wie oben in der Figur sub D angedeutet wird/ die aber mitten in der Tesa stehen muß/ also daß die in der Lufft streichende Vögel auf solch lautes zusamm-gehendes Geschrey / häuffig in die Tesa hinein fallen; diß Weidwerck wird von ihnen Guoco di Civitta, und die Halb-Vögel / so also angereitzet werden/ Cigaroli oder Cigadori genannt. Dieses Eulen-Spiel geschiehet meistens bey anbrechenden Tage/ daher diejenigen/ so nur eine Tesa haben/ und selbige auf beederley Vögel richten / die Helfft Schwibbögen-weise/ oder à Caretta, die Helfft aber auf die Art / wie bey den Finckenfang im vorigen Capitel gedacht worden/ zubereiten / damit sie so wol grosse als kleine Vögel darauf/ wie auch Giuoco di Civetta brauchen können.

Wann man Anfangs nicht völlig-eingewurtzelte Bäume haben kan / oder wäre gar keiner an der Richtstatt vorhanden / kan man entzwischen / bis selbe eingesetzt / und zum Stand gebracht sind / mit abgehauenen Fiechten und Tannen / insonderheit aber zum besten / mit Föhren / in gebührender Länge und Grösse/ den Platz besetzen/ da dann zu mercken / daß die Gipfel abzunehmen/ und der Abschnitt mit Mies zu verbinden / auch die an dem eingesetzten Stammen begriffene Aeste mit andern absonderlichen Aesten zu vermengen und zu verdoppeln/ und dergestalt mit Wieden auf- und einzubinden / daß der Richt-Baum fein dick sey / daß er einem selbst gewachsenen Baum ähnlich sehe; wann hohe Kranwethstauden oder Brombeer an dem Ort der Richtstatt stehen/ lässet man solche gern verbleiben / und schneidet sie/ damit man auch möge an diese richten / weil unvonnöthen / daß es alles einerley Bäume seyen / sondern genug / daß die Tesa wol besetzt/ und also zugerichtet seye/ daß sie einem Wäldlein gleiche / und die Richtstäblein also gebunden und zugerichtet seyen/ daß die Vögel lieber darauf/ als auf die Richtbäume sitzen/ obwolen unmöglich zu verhüten/ daß die herstreichende Vögel nicht zum Theil auch in oder auf die Bäume sich setzen sollen; doch ist genug / daß man ihnen die bequemlichste Gelegenheit daselbst / zum Ansitzen dergestalt entziehen / daß sie nicht gern lang auf den kleinen / da und dort herfürschossenden Aestlein verharren; sondern durch die Tesa hinein spielend / so lang hin und wieder fliegen / bis sie auf die Richtstäblein und Leimruthen kommen/ also/ daß wenig Vögel/ die sich auf einmal hinein begeben/ wieder davon heraus kommen / sondern die meisten gefangen werden/

immassen man offt bey gutem Strich gantze Hütte voll aufzuheben hat / die man in der Eil sammt den Leimrüthlein aufhebet / damit der Hütten zueilet / und darinnen die Leimrüthlein nur durch die Finger ziehet / die daran hangende Federn abstreiffet / und so lang sie brauchbar / wieder in die Leimtaschen hinein leget / und erfrischet.

Die Leimtaschen sind am besten aus ungearbeiteten Kalbs- und Hamels-Häuten gemacht / doch daß die rauhe Seiten herauswärts bleibet ; deren hat man auf eine Tesa wenigst zwey oder drey vonnöthen / damit wann durch den Vogelfang viel Rüthlein gefallen / und die Richtstäblein sehr davon entblößt sind / ihrer zween oder drey nebeneinander gehen / und richten helffen mögen.

Der Leim muß / nachdem das Gewitter ist / stärcker oder linder angemacht seyn / und die Rüthlein werden vornen / wo man sie einsteckt / eine vordere Spann unbeleimt gelassen / desto besser damit umzugehen ; man muß sie fein gleich in die Leimtaschen legen / solche mit einem starcken Spaget wol binden / daß sie am Herausziehen nicht verruckt / sondern dieselben / so man heraus haben will / fein gedrähet und wol beleimt herfür gehen.

Wann einem die Hände vom Leim befleckt sind / muß man einen oder den andern Vogel ein wenig rupffen / die Federn wol um die Finger wuzeln / und zum waschen ein warm Wasser / wie auch warmen Aschen vom Herde / und Kleyen brauchen / so geht der Leim völlig von den Händen.

Wer dieses Weidwerck recht will einrichten lassen / thut / nach vorgedachten Herrn Abgesandtens Rath am besten / er lasse von Triest / Görtz / oder aus Friaul einen erfahrnen Vogelsanger / dergleichen es daselbst genug hat / heraus kommen / damit er alles / was allhier angezeigt / und was zu mehrem Vortheil noch weiter etwan zu beobachten / in der That möge weisen / und einen geschicklichen Jungen dabey unterrichten / daß selbiger zu weiterer Continuation rechtschaffen darinn abgerichtet werden möge.

D. Olina in seiner Uccelliera nennet diß Weidwerck fol. 63. Uccelliera al Boschetto, und wiewol er die runde Tesa für die beste hält / gibt er doch eine viereckichte / die in der Mitten / und an allen vier Ecken absonderliche Hütten / und oben darauf / noch ein kleines von Laub geflochtenes und erhöhetes Thürnlein hat / darinnen sich der Weidmann desto besser umsehen / die anstreichende Vögel beobachten / und die Locker / durch die Eule oder Keutzlein desto mehr ihren Ruff und Geschrey wiederholen machen kan / ist sonst im übrigen unserer Tesa gantz gleich zu halten ; und weil die Zeit in allem durch mehrere Erfahrenheit Besserung mit sich bringt / also ist diese ältere Invention Zweiffels ohne / durch unser vorhero angewiesene Tesa, zu mehrer Vollkommenheit gebracht worden.

CAP. CXXVIII.

Von den Wald-Tennen.

Wer auf grosse Vögel seinen Tenn anrichten will / der muß solche etwan vierzehen Tage nach S. Michaelis auf hohe bergichte Vorhöltzer / wo viel Kranwethstauden stehen / und die rings herum / oder doch beederseits mit hohen etwas entfernet stehenden Gehültze bezirckelt sind / anrichten / noch besser ist es / wann nicht ferne eychenes Buschwerck / das im Winter das Laub nicht leicht fallen lässet / darinnen als einen warmen Ort die neu-ankommenden Vögel gern ihre Nachtherberge nehmen / erwähle dir einen ebenen weiten Platz / raume denselben aus / und mach den Tenn / wo die Wände und Netz liegen müssen / ganz glatt und eben / bestecke den Ort / so weit ein jedes Netz platt ist / doch daß sie genau übereinander fallen mögen / mit Sträuchen / die voll zeitiger Kranweth-Beer hencken / doch laß in Mitten der Netze / wo sie übereinander schlagen / einen blossen Gang / der nicht besteckt ist ; die Länge des Tenns ist von etlich und 30 bis auf 50 Schuhe / nachdem einer starck ist ; die Thür der Hütten ist am besten / wann sie nicht vornen / sondern aufrecht oder lincker Seiten (wo sichs am besten schickt) eingemacht sey / aber allerseits müssen Fenster seyn / um der Vögel Strich und Anflug zu beobachten.

Aussen herum werden subtile geschwancke Fallreislein gesteckt ; je schwächer sie sind / und je leichter sie sich biegen / je weniger bleibt der fremde Vogel darauf sitzen / sondern muß desto eher in die stärckern Kranwethbüsche in den Tenn sich begeben ; diese zarte Fall-Bäumlein mögen von Aspen / oder Kerschbaum / oder Erlen und Bircken seyn / die laß dir in der Fasten abschlagen / ehe noch das Laub ausschlägt / so darff mans nicht abstreiffen / denn sie sollen kein Laub auf sich haben / nur daß sie um die Wipfel fein dicke und boschecht seyen / dieses laß in die Erden graben 4. Schuhe tieff / und wol bestossen / damit sie stet und veste stehen / ober der Erden soll jeder haben ohngefähr 24 Schuhe / und je gleicher sie in der Länge sind / je besser es ist / sind sie aber ungleich oder gar zu hoch / so fallen sie desto unlieber auf den Tenn herab / diese Fallbäume sollen von den Tenn in die 20 Schuhe abgesondert stehen / und seyen derselben 12 oder 14 / die Locker sollen stehen in guten dicken Sträuchern oder Tännen-Büschen ; die höher (als ein Mann ist) stehen / die grab drey oder vier Schritt ausserhalb der Fallbäume ein / und setze die Locker darein / decke sie mit Aesten oben wol zu.

Die Hütten macht man von Tännen-Reise / wilt du sie aber von einem Maurer und Zimmermann verfertigen lassen / so müssen sie dennoch mit grünen frischen Reisicht bedeckt stehen / und so offt sie röthlich und dürre sind / muß man sie mit frischen abwechslen.

So es im Herbst starck reiffen wolte / so steck zwey Gäbelein auf jedes Orts des Tenns / und eine in die Mitte des Tenns / wo es besteckt ist mit Kranweth-Aesten / lege Stangen in die Gabeln / daß sie nicht auf den Aeststräuchen zu liegen kommen / wann es aber heiter ist / und dich bedunckt / daß es starck reiffen will / so lege grosse breite fiechtene Aeste auf die Stangen / und Morgens / wann du richten willt / so nimm das Gesträuch / Stangen und Gabeln wieder hinweg / so ist dann der Tenn und das Geäse frisch und unbereifft / so fallen die Vögel desto lieber drein / also bedeck den Tenn auch im Winter / wann dich bedunckt / daß es schneyen will / sonst

man muß alle Morgen den Schnee auskehren und abraumen / so hast du allweg frisches Geäse / und die Vögel werden von den Ausputzen nicht verbaint.

So aber die Kranwethvögel verbaint wären / und nicht einfallen wolten / so suche sie / wo sie etwan in einem Geäse ligen / einen Morgen oder zween / raum dir alsdann daselbst einen kleinen Tenn / der weit nicht so groß sey / als der vorige / mit einem kleinen Hüttlein und drey oder vier Fallbäumen / wie oben angezeigt / und besteck diesen kleinen Tenn mit Sträuchen voll Kranwethbeeren / und richte die Wände / daß sie aufs beste übereinander fallen / alsdann stecke nach den grössern Sträuchen auch spannenhohe kleinere Sträuchlein mit solchen Beeren / daß die Aestlein alle über die Arche hangen / doch daß du die Netze leichtlich vor ihnen ziehen mögest / welches dann vorhero recht zu versuchen / so fängst du viel Vögel / darffst darzu über zwey oder drey Locker angehangen nicht haben.

Bis um Michaelis mag man wol die rothen Vögel- und Holunder-Beer gebrauchen / auf die Halb-Vögel; so bald aber die Kranwethsvögel kommen / braucht man allein ihre Beer / etliche decken die Netze mit Gemies / andere mit Gras / etliche aber gar nicht / wie aber eigentlich die Tenne zu zurichten / hält mans an einem Ort anders / als an dem andern; wer Unterricht davon haben will / der besehe Johann Conraden Aitinger / oder bewerbe sich um einen guten Vogelsteller / der wol damit weiß umzugehen / und folge seinem Rath.

Im September fängt der Amsel- und Droschel-Streich an / da haben zwar diese den besten Vorthel / die selbst plattern und mit dem Mund locken können / natürlicher aber ist es / wann man ein paar jeder Art / so in Stuben auferzogen sind / und nicht scheuen / haben kan / und zu Läuffern gebrauchet; die kan man an subtiles Leder anhälfftern / daß das Ringel oben auf den Rucken kommet / da steckt man 2 Pflöcklein ein / überspannet sie mit einem starck angezogenen Spaget / damit sie nach des Tenns Länge auf- und ablauffen können / und ihr Essen sein abklauben / soll auch nahend bey ihnen ein dickes / doch unter sich etwas hohles Gesträuche seyn / darunter sie sich vor dem Habicht und Stoß-Falcken verbergen können. Man macht auch dabey gebogenes Strauchwerck / da sie gern darauf sitzen / und die dabey angehenckten Eschenbeer geniessen; Diese Tenn aber müssen ein halbe Stund vor Tages aufgerichtet seyn / denn diese Vögel streichen im anbrechenden Tag am besten / und währet bis 10 Uhr Vormittags / dann geht man zu Hause / und füttert die Vögel.

Weil nun die grossen weiten Tenne zwar viel überdecken / aber auch hart zu ziehen sind / ist in Oesterreich bräuchig auf den Wald-Tennen / sonderlich wo die Herrschafft selbst darauf gehet / daß man zwischen dem Hüttlein und der Tennstatt tieffe Gruben macht / einen schweren Schlegel oder Stein daran hänget / und einen Schneller von starcken Eisen machen lässet / an dessen Griff ein Stricklein gebunden wird / so man auch mit einem kleinen Finger ziehen kan / so bald der Schneller los schlägt; fällt der grosse Schlägel / oder Stein tieff in die Gruben / und schlägt die Wände in einem Augenblick gantz schnell zusammen. Allein muß am Aufrichten Bescheidenheit gebraucht werden / vorsichtig umzugehen / damit der Griff oder das Züngel in dem Schneller / recht einschlage / sonst gibt er einen so schweren Strich / daß man das Aufstehen darüber vergessen möchte.

Von den Lagerheerden / und wie damit umzugehen / mag man besehen Johann Conrad Aitingers Bericht vom Vogelstellen / im dritten Theil von den Wald-Vögeln cap. 21. fol. 289. & seqq.

CAP. CXXIX.

Von den Feld-Tennen.

Diese Tennen werden auf die Fincken und andere kleine Vögel entweder gar in den Felden / so zwischen Wäldern etwas erhöhet ligen / oder auf einem ebenen Mais / der doch nicht zu nieder liege / geschlagen / die werden auf S. Laurentzen Tag verfertiget / das eine Theil / worauf die Strauch-Wände liegen / besteckt man mit einem Strauch / und in der Mitte mit birckenen Reisern / so hoch / daß die Wände am Ziehen darüber fallen möge / diese Sträuche müssen gar offt verwechselt seyn / den andern Theil des Heerdes / darauf die Gegenwand ligt / bereitet man auch mit etlichen Kranwethstäudlein gegeneinander / auch mit Hanffstauden und andern Sträuchlein / darauf die Fincken gerne sitzen / und davon essen / darnach macht man um den Tenn nach den Wänden herum / von Tannen- Fiechten- und Föhren-Sträuchlein / so viel man Lockvögel herum haben will / ein oder zwey Schuhe weit von den Wänden / darein setze die singenden Vögel / so du auf den Tenn bringest / mach auch auf jedem Heerd eine Gruben so tieff / daß man ein Vogelhaus mit einem Locker hinein setzen mag / auch solt du auf jeder Seiten zween Ruhr-Vögel haben / an einem Hälffterlein angemacht / davon ein Schnürlein in die Hütten gehet / damit / wann sich streichende Vögel ereignen / man die Ruhr bewegen / und damit die fremden Gäste anlocken kan. Ein jeder Lock-Vogel muß sein eigenes Häuslein haben / die runden Vogel-Häuser hat man auf den Tennen lieber als die viereckichten / denn die Wände hencken nicht so leicht daran. Die Häuslein / wo drey oder mehr aufeinander sind / sind besser in die Stuben zu Sang-Vögeln als auf den Tenn.

Der Strich auf die Fincken / Quecker / Zeißlein und Stiglitz hebt sich an um Bartholomäi / die Wände auf den Busch-Tennen müssen halb so breit seyn als die gemeinen Wände / die Büsche muß man gar offt verneuen / die Lockvögel setzt man tieff ausserhalb der Garnen / damit sie nicht vom Uberschlagen scheuhe werden / und das Singen unterlassen; mit den Busch-Wänden muß man auch umwechseln / nachdem sich der Wind wendet / es ist ein lustig Weidwerck / und wann ein guter Strich ist / gibt es grosse und reiche Fänge. Morgens fängt man an / und währet bis um 9. oder 10. Uhr / oder gar bis Mittag.

Wann es nach Michaeli bald reiffet / und die Vögel nicht gern einfallen wollen / lassen (sagt Johann Conrad Aitinger) etliche Vogelsteller ein Fuder oder



etliche langen Mist / auf einem bequemen Feld-Acker führen / denselben ziehen sie fein nach der Länge der Wände / wo sonst der Busch pflegt zu seyn / stecken auch wol etliche Reiser und Kletten darauf / da fällt der kleine Vogel eine Zeitlang auch wieder darauf / und werden auch viel damit gefangen.

Die Ruhr-Vögel mag man stertzen / das ist / eine Feder des Schweiffes nach der andern nehmen / und ins Fleisch also subtil drucken / daß die Feder nicht gebrochen werde / also geschwellen sie um den Stertz / und werden nicht auflattern / weil es ihnen wehe thut / ausser sie werden aufgezogen.

Auf den Feld-Tennen ist auch gut / wann man gehälffterte Läuffer hat / die ihr Geäse und eingrabene Geschirrlein mit Trinck-Wasser bey sich haben / die Netze werden mit Nußschällern und Erlen-Rinden gefärbet / will man ja Alaun darunter thun / muß er gar wenig seyn / sonst werden die Netze merb / und zerreissen desto eher; zu den Tauben-Netzen / die man mit zeitigen Creutzbeeren färbet / mag mans / weil der Zwirn gröber ist / desto besser brauchen. Man kan auch bey den Läuffern / Lein-Saamen / Pfennich und Hanff / auch Dotter herum streuen / damit die ersten anfliegenden Fincken in Essen eine Zeitlang aufgehalten werden / bis die andern auch herab kommen / und der Zug dieser Mühe werth seyn; die Federn von den abgewürgten Vögeln / muß man fleissig vom Tennen wegbringen.

Ein Tenn soll von dem andern / sagt Besoldus, 1000. Schritt weit seyn / und sagt / er finde in einer alten Gemein-Ordnung folgendes: Es soll niemand keinen Vogelheerd auf die Gemeine machen / ohne Wissen der Vierer / das ist / der Geschwornen / bey 1. fl. Straff / es sollen auch die Vierer keinen Vogelheerd jemanden erlauben / ohne Wissen der Gemeine.

Die Pföschheerde werden hin und wieder in die Felder gemacht / wo sich die Zeißlein / Hänfflein / Gräslein / Stiglitz / Quecker / auf den wilden weissen Ruben-Aeckern hin und wieder aufhalten / da wird ihnen nun mit Mahen / Hanff / und anderm geäbert / und wann sie Speisen einmal oder zwey angenommen / werden die Wände gerichtet / mit Mies oder dergleichen gedeckt / ein paar Läuffer auf den Tenn gestellt / da werden im Frühling und Herbst / wann sie ab- und zureisen / viel Vögel gefangen. Wie diese Netze sollen aufgerichtet werden / besehe man Johann Conrad Aitingers Bericht vom Vogelstellen / part. 2. cap. 35. & seqq.

Wann man Hanff in Hönig-Wasser siedet / und ein wenig Campher darzu thut / und auf den Tenne streuet / sollen viel Vögel daselbst zufliegen.

CAP. CXXX.

Vom Treibzeuge.

Also wird der Hünerbär / mit denen an den Flügeln hangenden Wänden / und der Kuhe / die man entweder gemahlt auf einem Schild / oder aber einen Sack also mit einem Kopf formirt hat / daß der Weidmann hineinschlieffen / und die Rebhüner treiben kan; sie müssen aber zwey Löcher haben / dardurch der Jäger die Hüner sehen und ausnehmen kan / wann er nicht weiß / wo das Kütt ligt / weil sie ihren Sitz offt verändern / muß er sie erstlich mit einem guten abgerichteten vorstehenden Hunde aufsuchen lassen / und so bald

sie

sie der Hund anzeigt/ ihn wieder ablocken/ beyseits bringen/ und nach Gelegenheit des Orts den Hamen/ samt seinen Flügeln/ so gut ihm möglich/ aufrichten; in dem Zipfel des Bärs hinten wird ein Rüthlein gebunden/ dabey er an der Bewegung sehen kan/ob die Hüner darinnen sind/ oder nicht. Dasselbe aber muß er fein mit Büschen verdecken/ wann das geschehen/ gehet man zurücke/daß die Hüner zwischen dem Weidmann und dem Bären liegen/ deckt sich mit dem Schild oder Sack/ hebt sich an zu reuspern/ und mit Singen/Pfeiffen/ und andern Ackersleuten gewöhnlichen Worten/ hören zu lassen/ bisweilen pocht er mit einem Stock auf das Erdreich/ bis daß sie lauffend werden/ wann man aber hinter dem Schild steckt/ mag man wol schweigen/ nur bisweilen mit den Füssen ein Getöse machen/ wie das Viehe zu thun pfleget/ voraus soll er sehen/ wie sie liegen/ und worzu die Schnäbel der Hüner gewendet sind/ denn dahin lauffen sie am meisten. Nicht weniger ist am besten zu beobachten/ daß man die Hüner lieber gegen/ als nach dem Wind treibe; dann wo ihnen der Wind die Stertze und Schweiff aufhebet/ und zu verunruhigen anfängt/ stehen sie gern auf.

Wann man auf einen Steinwurff nahe zu ihnen kommt/ stehet man eine Weile still/ gehet hernach einen Schritt oder zween fort/ und stehet wieder stille/ und das treibet er so lang/ bis er die Hüner/ und wie sie sich stellen/ eigentlich erkennen kan/ alsdann mus man von ihnen offt eine Stund oder zwey stille stehen/ biß sie sich selbst anfangen zu regen/ aufstehen und essen/ und also des Schildes mit der Zeit gewohnen. Wann sie anfangen zu weiden/ mag man mit der Kuhe auf- und abspazieren/ als ob man weidete/ und je kleiner man sich unter dem Schild machen kan/ je besser ist es/ und je weniger scheuen sie sich/ wann er näher auf die Hüner gehet/ und sie sich wieder ducken/ und nicht fort wollen/ so stehet er aber still/ gehet wol wieder zurücke/ und verhält sich gar stille/ sonderlich wo sie nicht alle beyeinander liegen/sind sie übel zu treiben/ und stehen gern auf; fangen sie aber wieder an zu weiden/ so gehet man wieder gemach auf sie zu/ darum diß Weidwerck verdrießlich ist/ und nur für Leute gehöret/ die genugsam gedultig seyn können.

Wann die Hüner zu lauffen gantz stetig sind/ muß man den Wind beobachten/ wo er von dem Weidmann gegen den Hünern gehet/ auch von weiten ein Feuer machen/ daß der Rauch gegen den Rebhünern und Bären gehet/ das macht sie desto eher weichen/und den Bären zulauffen/ der muß aber anfangs vortheilhafftig gestellt/ und auf 50 oder mehr Schritt anfangs von ihnen nicht gegen der Ebene/ sondern etwas Bergauf gerichtet werden/ und mitten in einer Furch/ wie Herr Graf von Purckstall haben will/daß er fest auf der Erden lige/ so wol das Holtz/ bey dem Zipfel hinden wol eingesteckt/ als auch vorn der Haubtreiff wol angezogen sey/ je stärcker der Rauch ist/ je leichter und lieber lauffen sie/ und scheuen sich nicht davor/ weil sie dergleichen von den Hirten-Jungen wol öffter sehen/ und es ohne Gefahr halten.

Wann ein Weidmann so geschickt ist/ daß er ohne Hund die Hüner kennen kan/ so thut er am besten/ er brauche gar keinen Hund/ dann welche Hüner einmal gebaisst worden/ leiden die Hunde nicht gerne. Merckt man aber/ daß sie schellig werden/ schwibstertzen/ und davon wandern wollen/ muß man sich stracks auf die Erden legen/ und auf Händen und Füssen zuruck kriechen/ bis ihnen der Unlust selbst wieder vergehet; wann sie sich aber zwischen den Flügeln in dem Bären begeben/ muß man stärcker auf sie dringen/ sonderlich wann schon etliche in dem Hamen sind/ darum stecken etliche/ wie gesagt worden/ hinten in den Bären ein hohes Zweiglein gantz sacht/ und haben acht darauf/ wann das Aestlein sich beweget und rühret/ so sind sie darinnen; sind sie aber alle in dem Hamen/ muß man schnell zulauffen/ den Hamen aufheben/ die ausgezogene Kuhe auf die gefangene Hüner legen/ eines nach dem andern heraus nehmen/ die Fittich beschneiden/ und die alte Henne/ neben noch einer jungen und einem jungen Haan alsobald wieder fliegen lassen/ die andern thut man in einen Sack/ und trägt sie/ nach Aufhebung des Gezeuges/ hinweg; will man sie aber bald würgen/ rupfft man ihnen eine Schwingfeder aus dem Flügel/ sticht ihnen damit hinter dem Genick in den Kopf/ so sterben sie bald. Des Morgens lassen sie sich lieber aus dem Felde nach den Hecken/ und des Abends lieber aus der Hecken dem Feld zutreiben.

Diß Weidwerck ist am besten zwischen Michaelis bis auf Weyhnachten/ nach Liechtmessen hat dieser Fang ein Ende; wann die Hüner an einem Ort aufgestanden/ muß man nicht gleich des andern Tages wiederkommen/ sondern ein drey oder vier Tage vorher wegstreichen lassen.

Wo es viel Baissen bey den Herrschafften gibt/ daselbst werden die Hüner wild/ und wird mit dem Treibzeuge wenig auszurichten seyn/ und da man auch was bekommt/ wird es der Mühe nicht wehrt seyn. Andere treiben die Hüner mit einem doppelt gemahlten Schild/ da auf der einen Seiten eine Kuhe/ Hirsch oder Pferd gemahlet ist/ noch besser ist es/ wann man ein lebendiges Pferd darzu brauchen kan/ sie lassen sich zwar sehr wohl davon treiben/ das Pferd aber muß gantz bloß seyn/ und wenig Weidleute wissen damit umzugehen. Andere flechten nur von Laub und Sträucher einen Schild/ mit zwey Löchern/ dadurch sie sehen können/ und treiben sie also.

CAP. CXXXI.

Vom Tyraß.

Zu dem Tyrassiren gehört ein gut abgerichteter vorstehender Hund/ ist die beste Zeit nach Jacobi/ auf den frisch-abgeschnittenen Hälmen/ und wird gebraucht auf die Lerchen/ Wachteln und Hüner; die ersten zwey zu Tyrassiren braucht man meistentheils sonderlich auf die Lerchen/ nur das Baumfälcklein/ wann sie gefallen/ schwinget man das Stoßfälcklein von der Hand/ oder hat einen höltzernen Vogel mit einer Schnur an einer Stangen angebunden/ den schwingt man/ so bleibt die Lerche oder Wachtel liegen/ bis sie mit dem Netze überzogen ist; auf die Wachtel und Hüner aber ists am besten mit dem Hunde.



Der Tyras ist vielmal 60. Schuhe lang / und 40. in die Breite; offt sind sie so groß / daß ihn ihrer zween zu Pferd fortschleppen müssen / wann nun der Hund stehet / eilet man mit dem Tyras / überdecket Hund und Hüner / und lässet das Netze fallen / man bekommt sie selten alle / kommen meistentheils etliche davon aus / und diese halten zum andernmal den Tyras nicht gerne.

Wann man einen Falcken hat / der revieret / oder in Ermanglung dessen einen höltzernen Vogel schwinget / so halten die Hüner den Tyras desto lieber / wie sie abzurichten / kan man in diesem Buch / im 47. Capitel zum Theil sehen; zum Theil aber muß man sich um gute Jäger umsehen / die mit diesen Hunden / mit Vortheil und Vorsichtigkeit / wissen umzugehen / damit die Freudigkeit zu Suchen nicht benommen; und doch der Gehorsam auf des Weidmanns Stimme zugleich erhalten werde; diese Art sind meistens ihrem Herrn (dessen sie gewohnet sind) getreu / aber doch dabey cappricciosi, daß sie / wann sie jemand ins Feld führet / den sie nicht kennen / nicht leichtlich folgen / sondern scheinet offt / als hätten sie aller ihrer Kunst vergessen; hingegen wann sie von ihrem rechten Herrn geführt werden / den sie recht kennen / und dessen Brauch sie wissen / so werden sie alles thun / was man von ihnen fordert; ja etliche wissen aus des Hundes Geberden / wann er vorstehet / alsobald / was er für einen Vogel andeute; daher am besten / daß man mit vorstehenden Hunden nur einen lasse umgehen; wann der Tirace überzogen hat / müssen die dabey anwesende Leute geschwind seyn / und die Ende des Netzes / wo es in die Höhe stehet / darnieder drucken / damit die Hüner oder Wachteln nicht ausschliefen können.

Wanns windig ist / muß der Tyraß gegen dem Wind gezogen werden / sonst überschlägt sich der Wind / und das Netz bleibet im Uberdecken nicht gefängig / wann man einen Blaufuß im währenden Uberziehen von der Hand wirfft / und revieren lässt / so halten sie weit lieber / ist lustiger / geschwinder und annehmlicher / als mit dem Treibzeuge / und darff keiner so grossen Patilaza.

Es werden gleich nach dem Schnitt die Lerchen gleichesfalls mit dem Tyraß gefangen / die treibt man auf / und hat acht / wo sie hinfallen; führt darnach ein Lerchenfälcklein auf der Hand / und schwinget es / oder nur einen höltzernen gemachten Vogel / so liegt sie fest / und lässet sich leichtlich tyrassiren.

CAP. CXXXII.

Von Hoch-Netzen.

Die Hoch-Netze dienen den Weidleuten meistens auf die Feldhüner und Schnepffen / wiewol bey den fliessenden Wassern zu Zeiten auch wilde Endten damit gefangen werden / sie werden in der Länge und Breiten unterschiedlich gemacht / bisweilen einfach / unten mit einem Gehren oder Busen / bisweilen aber gedoppelt; diese aber sind auf der Steck-Netze Art / mit Spiegeln und Inngarn / allermassen wie der Roccolo zu machen; sind auch eher unter die Pantheren als Hoch-Netze zu rechnen. Die Welschen nennen diß Weidwerck Uccellar con la Ragna, wird aber fast auf diese Weise wie die Hoch-Netze / zwischen Gebüsch und Bäumen / aufgerichtet / und brauchen dieselben Stelle / so lang der Vogelfang währet / damit fangen sie ihre Beccafighi und auch Droscheln und andere Vögel / wie D. Olina in seiner Uccelliera fol. 62. bezeuget /

die werden aber mit Treiben gefangen / schier wie man die Lerchen in die Klebgärnlein jagt / ausser daß dieses Abends / jenes aber des Tags / Morgens frühe / und auch ein wenig vor Abends / ehe als die Vögel aufsitzen / vorgenommen wird; Die Beccafighi werden etwas stärcker; die Droscheln aber gantz sachte / allerdings wie die Lerchen in die Klebgärnlein / bis sie gar daran kommen / alsdann etwas behender und ungestümmer fortgetrieben / davon allbereit droben bey der Panthera Meldung geschehen.

Aufs wenigste müssen die einfachen Hoch-Netze 80. oder 100. Schuhe lang / und 16. oder 20. Schuhe hoch seyn. Die werden an eine lange Arche mit beinernen Ringeln angehefftet / daß man sie leichtlich zusammen und voneinander rollen kan; wann man nun weiß / wo sich etwan Hüner aufhalten / oder wo sie weiden / muß man ein / zwey oder drey Morgen und Abend darauf spendiren / und ihnen zulosen / um welche Zeit sie sich frühe von der Weid / und um welche sie sich Abends wieder auf die Weide begeben / das ist / ihren Fall und Widerfall / den sie natürlicher Weise / (wann sie von sich selbst unaufgetrieben aufstehen) für sich nehmen / wohl auskundschafften und beobachten / wann man dieses weiß / wird diß Hoch-Netz entweder im freyen Feld an hohe starcke Stangen / oder / wann es die Gelegenheit gibt / auf Bäume also angebunden / und der Fall erwartet. Da muß man nun auch grosse Gedult haben / weil sich sich offt zuträgt / daß die Hüner mehr als einen Fall haben / und man also etliche Tage zubringen muß / ehe man solche recht erkennen / und sich darauf verlassen kan.

Andere wollen / ein Hoch-Netz soll 105 Spiegel hoch seyn / mit dreyschichtigen Zwirn / und bey 180 Klaffter lang / die Arche soll auch die rechte Länge nach Proportion haben; die Mäschen soll 2. und ein halben Zoll von einem Werckschuh haben; ein Hasen-Netz soll gar drey Zoll von einem Schuhe / 17. Spiegel hoch / und bey 80. Klafftern lang seyn; ein Zug-Netz soll 91. Spiegel breit / und 4 Klaffter lang seyn / von subtilen / jedoch starcken Zwirn / damit es zum Uberziehen nicht so schwehr / und desto bequemer sey / was man aber mit den Pferden ziehen muß / das muß stärcker und grösser seyn.

Wann nun alles richtig / das Netze gestellt / und die Hüner recht verloset worden / kommet das gantze Kütt nahe beyeinander geflogen / in Meynung / auf ihre Weide sich zu begeben / und wann sie in das darzwischen gestellte Hoch-Netze anprellen / fallen sie miteinander hinab in den untern Busen des Netzes / werden stracks zusamm gewickelt / ausgenommen / und das Netze wieder abgenommen; sie fallen meistentheils alle drein / doch begibt sichs bisweilen / daß etliche davon auskommen; darum muß der Weidmann gar nahe dabey selbandert oder dritte verborgen liegen / damit er geschwind zu platzen / und die gefangenen Hüner ergreiffen kan. Das muß aber allein in tunckler Demmerung der Tag- und Nachtscheidung geschehen / sonst wird in diese Netze nichts fallen.

Mit diesen Netzen werden auch die Schnepffen / wann sie vom Holtz auf die Weide / oder von der Weide wieder ins Holtz fallen / öffters bekommen.

CAP. CXXXIII.

Vom Schnee-Garn.

Diese Garn sind nicht / als nur in gar grossen tieffen Schnee zu brauchen / wann keine Stoppel oder Halm nirgends herfür ragen / und alles mit Schnee bedeckt ist / und da habens die armen Rebhüner am allerschlimmsten / müssen derohalben die erhöheten / gegen der Sonnen liegende Felder besuchen / wo sie vermeynen / der Schnee liege am seichtesten / daselbst scharren und kratzen sie so lang / bis sie durch gemachte Gruben / die darunter ligende Saat erreichen / und ihr hungeriges Kröpflein / allda mit Mühe und Arbeit erquicken können / daher geschiehet es sehr offt / wann ein grosses langwieriges Schnee-Gewitter ist / daß viel Hüner entweder erhungern / oder sich gar in die Höfe / wo es Hüner und Miststätten hat / begeben / und sich also entweder von den Menschen / oder von den Füchsen / Habichten und Geyren wegfangen lassen müssen; wo es nicht etwan feuchte Graben / kleine Flüßlein und Bronnquellen gibt / die nicht gefrieren / dabey sie sich zu solcher Zeit aufhalten können; zudem sind sie im neuen Schnee gar wohl und ausnehmlich auszuspühren / also daß sie sich nirgends recht verbergen können. Hingegen auch / wann der Schnee nicht tieff genug ist / und die Stoppeln herfür stechen / würde man mit dem Schnee-Garn / das sich überall anhängen / und wegen seiner Subtilität leichtlich zerreissen würde / gantz nichts ausrichten.

Wann nun ein solcher grosser Schnee fället / und ihn kein Sturmwind voneinander zerstöbert hat; so sihet man die Rebhüner im Schnee sehr weit liegen / die allein die Köpflein herfür recken / und mit dem meisten Leib im Schnee vergraben sind; das Schneegarn ist allermassen wie ein Tyraß / ausser daß er grösser und weiter von weissen / subtilen / doch starcken Zwirn gestrickt / und die Mäschen noch einmal so groß darinnen sind / damit sich die überzogenen Hüner desto leichter verwicklen mögen / so ist auch die Arche an diesem Garn mehr als viermal so lang / als an den Tyrassen; wann man also die Hüner von fernen im Schnee liegen sihet / breiten ihrer zwey das Schnee-Garn aus / nimmt jeder die Arche / so lang als er kan / und gehet also los / daß das Garn mitten auf die Hüner kommt / die / so bald sie das Garn über ihren Köpffen empfinden / aufstehen / und sich verwickeln in den Mäschen.

Von ferne aber muß einer oder zwey dem Netze nachgehen / damit es von den Ziehenden recht auf die Hüner gerad / und nicht neben beygezogen werde / und weilen sie auf die Hüner vornen / damit das Netze in der Mitten sey / gerade vortheilen / und die andern zween nachgehen / können sie stracks sehen / ob das Netze zu viel rechts oder lincks gezogen würde / deßwegen sie dann / mit der Hand / oder mit Pfeiffen und Wincken ein Zeichen und Anleitung geben sollen / daß sie keinen Fehlzug thun mögen.

Mit dem Schnee-Garn werden die Hüner am besten des Morgens überzogen / ehe sie noch aus dem Nachtläger aufbrechen / und ihre Weide suchen. Wann das

Hun

Hun / so unter den Hünern die Schildwache hält / sich schnell unter den Schnee verbirgt / so halten sie gerne / fängt es aber an zu ruffen / so stehen sie auf / und ist nichts auszurichten.

Wann der Schnee oben auf gefrohren ist / daß es sehr knastert / halten sie schwerlich / weil sie das Geräusche von weiten hören / und dardurch aufgestöbert werden; wann es windig ist / thut es weder mit dem Tyraß noch mit dem Schneegarn kein gut / denn die Hüner liegen nicht in der Ebne / sondern in den Sträuchern / Gehägen und Gräbern / wo mit dem Netze nichts auszurichten ist.

CAP. CXXXIV.

Von den Steck-Garnen.

Die Steck-Garnen / wie sie zu unterschiedenen Geflügel / als zu wilden Gänsen und Endten / und andern Wasser-Vögeln / zu Phasanen / Haselhünern / Rebhünern und Wachteln / gebraucht werden / also ist auch die Weite der Spiegel und Höhe des Netzes zu bedencken; das Inngarn muß um viel breiter und länger seyn / damit es desto mehr Busem mache / und also gefängiger sey.

Die Pfahlhöltzlein zu den Steckgarnen / werden von Hagendorn / im Herbst / nach abgefallenem Laube / gehauen und gedörrt / hernach (wie Joh. Conrad Aitinger will) im Hopffen / so bräuet / oder Nuß- Erlen- und Eychenlohe gesotten / davon werden sie braun / und sind für den Holtzwürmen sicher; darnach muß man die grossen Knospen / daran die Dörner gewachsen sind / mit einer Holtzfeil abraspeln / sie an dem stärckesten Ort zuspitzen / zusammen binden / und eine Zeitlang in den Rauch hangen / daselbst fol. 46. &c. sihe weiter / wie damit umzugehen.

Der Steckgarnen auf die Wasser-Vögel / welches die grösten sind / ist vorhero in dem eilfften Buch gedacht worden; auf die Haselhüner und Wachteln / wird ein Pfeifflein gebraucht / das des Weibleins Ruff nachahmet / die geilen und begierigen Männlein / dardurch zu zuführen.

Die Hüner recht zu verlosen / ist es sehr gut / wann man eine Stunde vor Tages sich auf die Felder begibt / 2 oder 3 Stund daselbst niedersitzet / weil die Hüner erst bey anbrechendem Tage / wann man den ersten Stern sihet / sich hören lassen / da müssen dann die Netze bald gerichtet / und der Fang durch Ungedult und allzufrühes Zulauffen nicht verhindert / oder gar verderbt werden.

Wann die Hüner (sagt Herr Graf von Purckstall) frühe des Tages mit Netzen bestecket sind / so gehe nicht zu den Netzen / bis 8 Uhr / dann um diese Zeit / wann sie vorher aus Furcht in den Gesträuche oder Trayde still gelegen / fangen sie wieder an auf die Aecker zu lauffen / wie sie gemeiniglich in dem Locken und Zusammenschockung solches verrichten / derowegen / so bald ihre Lock nimmer gehöret wird / so magst du zu den Netzen gehen / und sehen / was GOtt beschehret hat.

Auf die Rebhüner aber werden sie also gebraucht / wann der Weidmann mit seinem Suchhund / der nur ein gemeiner Stöber / der gut und hitzig sucht / seyn darff / in dem freyen Feld bald nach der Erndte ein Kütt Rebhüner antrifft / und der Hund mit grosser Begierlichkeit unter sie fället; so erschrecken sie des gählichen Anplatzens / und zerstreuen sich im Feld auf beeden Seiten / welches der Weidmann in acht nehmen muß; alsdann muß er etwan eine halbe oder gantze Stund warten / so wird er hören die alte Henne den Zerstreueten mit ihrer Stimme zuruffen / sie gleichsam wieder zu versammlen; so bald er das höret / muß er sein Netz / unferne von dem Ort / wo sie aufgestanden / zwischen der Stimme des Rebhuns / und des Orts / wo die meisten Rebhüner hinaus geflogen / aufrichten / so werden die Zerstreueten gar bald der ruffenden Stimme begierig zueilen / und in die Mitten darzwischen aufgerichtete Steck-Garne nothwendig fallen müssen. Und dieses Weidwerck kan man auf diese Weise auch in den Büschen / Weinbergen oder aufgeschoßtem Getrayde / wohl gebrauchen / wann man der Steck-Garne viel hat / kan man desto einen grössern Platz einrichten / und destoweniger kan es fehlen; theils richten ihre Netze Creutz-weise / theils aber stecken sie / daß sie nach der Winckelmaß allzeit einen Stecken zuruck / und den andern herauswärts stecken / und also abwechseln / diß kan man in den Früchten und Gesträuchen thun / bis um Michaelis.

Auf die Haselhüner in den Gebüschen und Wäldern / kan man eben diese Steck-Garne brauchen / müssen doch ein wenig grösser seyn. Die man aber auf die Wachteln braucht / sind viel kleiner / ist ein holdseliges Weidwerck / gehet aber nur im Frühling an / bald nachdem sie ankommen und begierig sind; wann nun die Männlein zu schlagen anfangen / richtet der Weidmann sein Netzlein just zwischen ihm und der schlagenden Wachtel auf / rufft hernach mit seinem Pfeifflein wie die Chantarella oder das Wachtel-Weiblein; wann man das Netzlein in die Saat braucht / muß es grün seyn / braucht mans aber in den Stoppeln / muß es gelblicht / oder grau oder braunlich seyn / damit die Wachtel von der Aehnlichkeit des Netzleins und der Erden desto eher betrogen werde / wann nun das Männlein dem Ruff nachlaufft / so fällt es in das Netzlein; etliche sind so schlauhe / sonderlich was alte Wachteln sind / daß sie neben dem Netze heraus kommen / oder wohl gar darüber springen / da hab ich allzeit ein Rohr mit Dunst geladen bey mir gehabt / und solche arglistige Wachteln / wann sie sich im Schlagen aufgericht / und sichtbar gemacht / geschossen; Ich habe auch an statt der Steck-Gärnlein nur grünlechte weitmäschichte / ohngefehr 4 oder 5. Klaffter lang / und breite Deckgärnlein von subtilen Zwirn oder Seiden gebraucht / dasselbe in einen Schwung über die Saaten / zwischẽ mir und der Wachtel ausgebreitet / wann ich nun an den wauh wauh / und stillem Ruff der Wachtel abgenomen / daß sie unter dem Gärnlein sitze / bin ich schnell aufgestanden / hab geschryẽ / in die Händ geklatschet / und wol auch den Hut über das Netzlein in die Saat geworffen / davon die Wachtel aufgeprellt / und sich in den subtilen Netzlein also verschlagẽ / daß ich sie leicht habe bekomen können. Solte aber das Netzlein zu enge Maschen / oder zu groben Zwirn haben / würden sie wieder zuruck fallen / davon lauffen / und entfliegen / und würde alle Mühe vergeblich gewesen seyn.

Mit

Mit Ausbreitung des Deckgärnleins / Aufsteckung der Steckgarne und Anstimmung des Ruffs ist eine grosse Obsicht zu haben / daß es also geschehe / damit der Acker nicht nach der Quer / sondern nach Länge der Furchen / zwischem dem Weidmann und der Wachtel seye. Und auch die Gärnlein gesteckt oder gedeckt also just darzwischen ligen / weil die Wachteln viel lieber nach der Furchen Länge lauffen / als daß sie über Zwerchfeld ihren Lauf nehmen sollen / und wo man diß nicht in acht nimmt / fliegen sie lieber als sie lauffen; welches gleichermassen geschihet / wann der Haber / oder das Grase von Thau / oder Regen naß und feucht ist.

Mit den Stecknetzlein / die man am Ende etwa ein paar Ellen drinnen / in den Habern oder Hirßbrein richtet / wann man sie darinn schlagen höret / werden auch so wol Männlein als Weiblein von den Wachteln / nicht weniger auch die Wachtel-König in den Wiesen gefangen / wann ihrer Zween mit einer Rebschnur oder Stricklein / daran Federn und Schellen angehefftet / jeder auf einer Seiten deß Ackers oder Wiesen gehet / gemach gegen den Steckgärnlein den Strick in den Habern oder Gras schleiffet / und bißweilen den erschüttert / und mit den Schellen klinget / so lauffen sie fort ins Garn / wann man aber auf zehen Schritt davon kommt / muß man stärcker forteilen / daß sie sich förchten / und desto ehr gefangen werden. Mit den grössern Stecknetzen werden auch die Schnepffen gefangen.

CAP. CXXXV.

Von dem Pfeifflein.

WEilen wir hier des Wachtelfanges gedencken; ist billich / daß wir auch etwas von dem Pfeifflein anmelden. Zu den Wachtelpfeifflein sollen die allerbesten seyn die Beinlein von den Katzen im Hornung oder Mertzen / wann sie rammlen / oder wie Aitinger sagt / von den Storchen; darnach von den Hasen genommen / ehe sie gebraten werden / oder wann sie schon gebraten sind / daß man die Fettigkeit erst in Asch- und Kalchwasser fein aussiede / die schlechtesten Pfeifflein werden aus den Gänsbeinen bereitet. In diese Beinlein nun / wird fast in der Mitten / doch mehr unten als obenwärts / ein Löchlein geschnitten oder gefeilet / mit gelbem Wachs inwendig gefüllt / und mit einem subtilen schmal-breiten Höltzlein oder Federmesserlein ein Krinßlein durch das Wachs gemacht / und gestimmet / so lang biß es hell / und den rechten Thon erklingt / darnach wird von Cordowan ein Säcklein etwan anderthalb Finger weit / geschnitten / und sehr fest zusammen genähet (mihi à ventore relatum est corium optimum esse ex ocreâ, quam fœmina profligatæ vel meretrix publicatæ pudicitiæ gessit) dieses Säcklein nun / wird befeuchtet / über ein höltzern oder eisernes gleicher Grösse formiges Schräublein / von 7. oder 8. Quinten gezogen / theils aber halten es für besser / wann ein Holtz genommen / und mit 7. gleichen Einschnitten eingepfaltzet / das feuchte Säcklein darüber gezogen / mit starckem Zwirn fest umgebunden / und also gedrucket / ausgepoliert / und hernach an das Pfeifflein gebunden / vorher aber inwendig mit ein wenig Baum-Oel gesalbet wird / daß es fein geschmeidig bleibe; hinten an dem untersten Ort des Säckleins wird ein doppelter Zwirnsfaden oder subtiles Lederlein gemacht / dabey man das Säcklein mit dem Daum und Zeigerfinger der lincken Hand halten kan. Mit der Rechten wird das Säcklein in der mitten / wo es an die Pfeiffen gemacht ist / ergriffen / und gemach auf den lincken Daum-Nagel nieder gestossen.

Die Welschen machen nur gantz glatte / aber etwas grössere Säcklein / füllen sie mit gesottenen linden Roßhaaren / nehmens in die lincke Hand / also daß die Pfeiffen zwischen dem Daum und Zeigerfinger heraus gehet / das Säcklein aber ausserhalb der drey äussern Finger auflígt / darauf schlagen sie nur mit dem Daum / Zeiger und mittlern Finger der rechten Hand / die nicht gestreckt / sondern als ob sie todt / lahm und schlencklicht wären / müssen geführt seyn. Man kan das Leder von Kalb- oder Hamelschwäntzen / glatt und unausgeschnitten abstreiffen / und bey den Lederern also arbeiten lassen / inwendig (wie gesagt) soll man sie / ehe sie an das Pfeifflein gezogen sind / durch eine Feder mit wenig Baum-Oel oder andern Fetten bestreichen / so bleibt es geschmeidig / und wird nicht spissig. Das gibt die besten Säcklein / die die Lufft am besten halten. Man hat auch Pfeifflein auf die Rebhüner / damit man sie zum Ruffen anbringe / von einer Haselnußschalen mit einem Loch / oder andere gemachte Pfeifflein / die ahmen ihre Stimme nach.

Auch hat man Rebhüner-Pfeiffel von Holunder-Röhren / die einen kleinen Finger dick und 2. Finger lang sind / darüber wird eine Saiten mit Pergament starr überzogen / und mitten im Pergament ein Löchlein mit einer Aal gestochen / auch zwey grobe Pferdshaar / die am Ende einen guten Knopf haben / damit sie durchs Löchlein nicht durchfahren / durchgezogen werden: wann man nun locken will / so benetze mit dem Speichel nicht allein die Haar durchaus / sondern auch die zwey vordern Finger / welche von oben des Haars andrucket / und am hin unterschnipffen girret es als die Hüner / doch nach der Hüner Lock / soll erstlich biß die Helffte gemach gezogen / nachmals gleichsam in einem Schnellaus / so bringt man die Hüner / sonderlich früh am Verlosen desto eher zum Ruff; ist auch vom Herrn Graven von Purckstall.

Zu den Haselhünern werden auch runde Pfeifflein aus Messing / auf der einen Seiten eingebogen mit einem Löchlein gemacht / dardurch die Männlein gelockt und betrogen werden. So werden auch zu Nürnberg grosse Pfeiffen aus Horn mit sieben oder acht Ruffen / als auf die wilden Tauben / grosse und kleine Endten / wilde Schweine / Füchse / Rehe / Hasen und Hirschen / nachdem sie umgedrähet werden / verfertigt / darauf man auch mit dem Tauben-Ruff den Guckguck artlich locken kan / sind aber selten so just / daß alle Ruff wol zu gebrauchen sind.

CAP. CXXXVI.

Von den Nacht-Garnen.

MIt Nacht-Garnen zu gehen/ wird ausser dem Eigenthumer des Wildpans oder Raisgejaides/ sonst billichallen andern verbotten/ weil nicht allein damit die Lerchen/ sondern auch Wachteln/und wol gar gantze Hünerkütte / auch junge Hasen / und alles Wildpret von Geflügel / was im Feld übernachtet/ dadurch hingerafft u. verderbt/aufs wenigste verjagt wird. Das wird allein im finstern Wetter geübet/dann wann der Mond scheinet/wird nichts oder gar wenig gefangen/ das Netz ist von vier und zwantzig Schuhen ohngefehr lang / und von 60. oder 70. Schuhen breit / auf beeden Seiten werden zur rechten und lincken Hand Stangen angehefftet/uñ ans Ende oder dem Nachschleppe des Netzes/hencken etliche Federn an / damit von ihrem Anrühren/der Vogel aufgeschreckt werde; wann es nun Nacht worden/so gehen zween vornen/ jeder recht und lincks bey einer Stangen/und hinten einer / der den Schweiff des Netzes fein niedrig bey der Erden nachträgt / also gehen sie etliche Furchen in einen Acker/so viel das Netz überreichen kan/ auf / und an den nächsten Furchen wieder ab/ fladdert etwas unter dem Garn/ so pfeifft einer dem andern/ legen das Netze nieder / würgen den Vogel/ oder thun solchen in die Weidtaschen / und gehen weiter fort.

Nach Verfertigung der Netze/gehen 2. Personen/ welche 4. Finger breite Riemen um die Achsel herum nehmen/ und unten ein Elen langes Stricklein/und nehmen die 2. Stangen unter die Achsel/windẽ das Strickel um die Stangen/und haltens mit einer Hand; hingegen die Riemen auf den Leib/ so schneiden sie nicht in die Achsel/wo etwas fladdert/muß man das Stricklein aus und die Stangen niederfallen lassen / wanns gar finster ist/ geht man gar langsam / ists aber ein wenig dunckel/muß man desto geschwinder gehen/ ist auch nicht böse/ wanns ein wenig windig ist/so werden die Lerchen der Menschen nicht so bald gewahr.

Damit sie desto mehr fangen / werden von etlichen die Lerchen verkundschafftet/ auf welchem Felde des Abends viel oder wenig Lerchen streichen ; und wo sie einen Ort der Mühe werth seyn finden / treiben sie spat Abends die Lerchen auch wol zusammen in die Felder/ die sie überstreichen wollen / dahin gehen sie hernach mit dem Nachtgarn.

Das Netz muß nicht so gar enge Mäschen haben/ daß man die erwürgte Lerchen dadurch ziehen kan / ist es aber zu enge / muß man die todte Lerchen auf den Rucken legen / damit derjenige / der nachgehet / wann das Netze fort gezogen wird / die Lerche bey dem Weissen am Bauch in der Finstern erkennen / und also aufheben kan.

Herr Colerus sagt/es sey gut / daß man bißweilen bey diesem Weidwerck etwan / wie die Habicht oder Nacht-Eulen pfeiffet / dann also halten sie sich desto lieber; auf den Feldern / wo man des Tages vorher das Vieh hat gehalten/wird es wenig geben/weil sie von dem Viehe aufgetrieben/ an solche unruhige Oerter zu ligen/ ungerne kommen.

Diß Weidwerck muß bald nach dem Schnitt/und allein bey dunckelfinstern / doch trockenem Wetter fürgenommen werden/ sonst werden die Netze übel besudelt/ ligen auch die Vögel nur gern an erhöhten sträuchichten Orten bey nassem Wetter / wo man mit den Netzen wenig kan ausrichten.

Etliche sind der Meynung/die Lerchen/ welche man in dem Nachtgarn / oder des Abends in dem Klebgärnlein fänget/ sollen besser seyn / als welche man bey Tage fänget; wie dann alles Geflügel / das man zu Abends bekommt/fetter seyn solle / als das jenige/ welches Morgens vormittag gefangen wird/stehet doch jeglichem seine Meynung frey/ob ers glauben wolle / oder ob die Erfahrung mit diesem Wahn einstimme / oder nicht.

CAP. CXXXVII.

Von den Kleb-Garnen.

ISt eines von den schönesten / lustigsten und nützlichsten Weidwercken / so auf die Lerchen können gebraucht werden / gehöret nur für die Herrschafften / und wird gemeinen Leuten / ob sie schon den Lerchenfang in Bestand hätten / nicht erlaubt / die darauf gehenden Unkosten verbieten ihnen solches auch vorhin; dann erstlich müssen der Netze wenigst zwantzig/ wo aber grosse Felder sind/ viertzig/ funfftzig/ biß achtzig/ und hundert seyn; sie werden anderthalb Klaffter hoch beyläuffig/ und zwölff oder funzehen Klaffter lang / nach Belieben/also gestrickt von starckem ungezwirnten ungebleichten Garn/ etliche machen sie auch wol von Seiden/ doch muß das Garn und Seiden nicht dick / sondern gar subtil/ damit es desto gefängiger seyn / gestrickt werden. Die Mäschen müssen so weit seyn / daß einer gedencken möchte / eine Lerche solte durchfliegen / welches aber gleichwol wegen weiter Ausbreitung ihrer Flügel nicht seyn kan.

Wann nun im Herbst die Erndte eingebracht/ und ein schönes heiters / sonderlich Wind-stilles Wetter ist/ denn im Winter ist diese Ubung gantz vergeblich / weil solche subtile Netzlein von den Winden gar zu leichtlich aufgehoben werden / daß die Lerchen durchfliegen/ und sich nicht einstricken mögen ; also muß dieses Weidwerck stilles und heiters Wetter haben ; wann man nun richten will / werden Nachmittages diese Gärnlein etwan um drey Uhr / 10 / 15 / 20. viel oder wenig / nachdem viel Garn verhanden / oder die Felder weitsichtig und groß sind / aufgerichtet ; an allen diesen Netzen sind oben von Horn oder Bein etwan einer halben Spannen weit voneinander angehefftete Ringlein / damit man sie an die Archen anfassen / und allzeit ein Netzlein zwischen zweyen starcken Gabeln sehr fest angespannt / doch den Tag nur beysamm gerollt gelassen/ an der andern Gabel hänget/ auf einer Seiten das andere Netze / also daß zehen solche



Netze eilff starcke Gabeln haben müssen. Die Gabeln oder Stäbe müssen doch nicht gar zu plump seyn / sind am besten von Tännen-Holtz / je leichter / je besser/ doch daß sie nicht so geschwanck sind/ daß sie sich biegen.

Wann man so viel Netze hat / werden zwey oder drey Zeilen gemacht/ etwan zwantzig oder mehr Schritt hintereinander/ damit die Lerche/ so sich über das erste Netze geschwungen/ wañ sie/ wie sie pflegen/ sich wieder sencket/ etwan in dem andern oder dritten Netze sich verhalfftere. Unterdessen muß man viel junge Bursch haben/ die einen langen Strick in Handen halten / und aus den Zwerch- und weit-entlegenen Feldern/ so viel möglich/ die Lerchen in den rechten Trieb bringen.

Es ist gut/ wann einer / der es verstehet/ dabey sich befinde/ der einen Jäger-Ruff oder Hörnlein habe / auch eine gute Hals-Uhr/ die Treib-Zeit desto besser zu treffen/ dann wann es zu frühe oder zu spat geschiehet / so begeben sie sich zuruck / oder fliegen in die Höhe / und ist alle Mühe umsonst / und der angewandte Unkosten gäntzlich verlohren / so offt der Jäger einen Stoß in das Horn gibt / so halten die Treiber still / wann er wieder einen Stoß thut/ so treiben sie wieder fort/ bis er sie wieder still zu halten mit einem Stoß anmahnet / wann aber die rechte Treib-Zeit kommet / und ein doppelter Stoß in das Jäger-Hörnlein gegeben wird/ so dann werden die Stricke schmäler gezogen / und die Treiber fangen an zu zischen; so fangen und verschlagen sich die Lerchen desto eher / wann zween zu Pferde die Stricke ziehen/ so muß man einen Stoß geben / daß sie vor dem Klebgärnlein still halten / sonst reissen sie das Netz über einen Hauffen / derwegen soll man vor alles auf beeden Seiten am Ende das Netze einer halben Klaffter hoch Pfal hinein schlagen/ so bleiben die Strick daran hangen/ mercken auch die zu Pferde dabey / daß sie still halten müssen. Wann man die Netz anfasset / zehlt man allzeit zehen Mäschen/ und macht sie an ein beinern Ringel/ und fassts an die Ausspann-Schnur/ hernach wieder 10. Mäschen/ und also fort bis alles eingefasst ist. Wann der Vollmond ist/ so wird man nichts fangen / aber wol im Neumonden.

Die Netze soll man also gegen dem Wind richten/ wo er mehrentheils herzugehen pfleget / denn der Nachwind verwirret ihnen die Federn / also soll man sie (wofern nicht gar stilles Wetter / welches am besten) nach dem Gegenwind treiben/ dennn diß ihr ordinari Flug / nachdem lassen sie sich am liebsten treiben.

Wann nun die Netze gegen Abend / die allerseits etwan eine Elen/ oder nicht so weit von der Erden hangen/ und sonst gegen dem Boden und beeden Seiten gantz frey schweben/ wie es seyn soll/ recht ausgebreitet / und oben an der Archen mit den Ringeln gantz auseinander gezogen sind/ auch nun der Abendstern erhellet/ so fängt man erstlich etliche hundert Schritt zu Roß und Fuß die Leute mit dem Jagtstrick auszutheilen / die gehen erstlich Fuß für Fuß fort/ damit die Lerchen nur sachte aufstehen/ und auf 30. mehr oder weniger Schritt sich wieder nidersetzen/ und also treibt man sie offt gemächlich auf / bis sie ohngefähr ein viertzig/ fünfftzig Schritt vor den Klebgärnlein sich gelägert haben / dann geht man stärcker / und laufft endlich gar auf sie / so schiessen sie / von Furcht und der Nacht geblendet / mit Hauffen in die Gärnlein/ daß man/ wo es einen guten Strich hat / etliche hundert auf einmal fänget / sie verhälfftern sich so hart / das sie übel auszulösen sind / daher ists am besten/ sie im Netzen erwürgt/ und mit samt den Netzen nach Hause gebracht. Wann man die Füsse nur recht ausledigen kan / so geht der Leib schön hernach / bisweilen kommen auch Wachteln/ Rebhüner und Schnepfen hinein / es machen aber die zwey letzte einen grossen Riß / und wo man nicht bald darzu kommt/ reissen sie sich gar los.

Wann Frauenzimmer / und etwan einzusehender Adel vorhanden / können sie wol beederseits ein 30. oder 40. Schritt von den Netzen stehen oder sitzen bleiben / so sehen sie / wie die Lerchen in das Netze einfallen / und haben auch ihre Kurtzweil dabey / ist auch zu dem nutz / daß die Lerchen desto weniger Seitenwärts sich begeben. Wann die Netzlein vom Thau befeuchtet worden / muß man sie eher wol abtrocknen / eher sie wieder in ihre Säcklein gethan / und auf einander geleget werden.

Dergleichen Art Klebgärnlein brauchen sie auch in Italia auf die Baccafighi, und man kans bey uns in den Gehägen auch wol gegen Abends brauchen / auf die Vögel / so darinnen auffsitzen; mit solchen Netzlein mag man auch auf den Bächen die Wasserschnepflein / Eisvögel und Wasser-Amseln abfangen / muß aber allzeit einer an dem Netzlein verborgen ligen / der das eingefallene bald ausnehme / damit die nachfolgende nicht darob erschrecken / und sich über das Netze fortschwingen.

CAP. CXXXVIII.

Von den Schlagwänden und Winterfang.

DJe Schlagwände kan man hin und wieder auf das Geflügel brauchen / welches dort und da abwechselt / und sich nit an einem Ort lang aufhält / ihre Zurichtung bedarff nicht so grossen Fleiß als die rechten Tennstätte / man kan sie auch an einem Ort nicht so lang nacheinander brauchen. Bisweilen werden sie gedoppelt / offtermals aber nur einfach gebraucht; die Grösse muß seyn / nachdem das Geflügel groß oder klein / häuffig / oder nur in kleiner Anzahl miteinander fliegen / auf wilde Gänse / Endten / und dergleichen Wasser-Geflügel; wie auch von den wilden Tauben müssen sie groß und weit seyn / weil solche schaarweise kommen / auch schaarweise gefangen werden / wie auch auf die Stahren / Gibitz und Grießhüner / da man doch meistens nur eine Wand gebrauchet / wie auch auf die Lerchen / dabey man aber eine Ruhr haben muß / diese aber dörffen nicht groß seyn sie desto leichter zu ziehen / dann die Lerche muß im Flug / indem sie auf den Ruhrvogel stösset / überdeckt und beschlossen werden.

Wie dergleichen Schlagwände auf die Lerchen zu bestellen / besihe Joh. Conrad Aitingers Bericht vom Vogelsang im andern Theil Cap. 14. Die Ruhr-Lerchen werden also gestertzt / daß man mit dem Daumen und Zeigerfinger den Stertz fasset / und eine jegliche Feder des Schwantzes besonders vornimmt / und so tieff ins Fleisch stecket / jedoch gemächlich / daß / in dem Drucken / die Federlein nur geknicket / und nicht eingehen / davon geschwillet ihnen der Sterz / und stechen die Federn so steiff / daß sie nicht auszuziehen / und die gestertzte Lerche nicht entfliehen kan. Hactenus Aitinger. Jch halte aber dafür / daß sie der Schmertzen verhindert / daß sie nicht viel umfladdern / weil ihnen / an der starcken Bewegung / der beschädigte Theil wehe thut.

Jm Frühling / wann die Lerchen ihren Widerstrich nehmen / sticht die wilde Lerche verbitterter und hefftiger nach der Ruhrlerchen / als im Herbst / sonderlich wann es des Morgens harte Reiffe gibt / und darauf die Sonne scheinet / und stilles Wetter ist / so ziehet die Lerche gewaltig fort / und wird desto leichter gefangen. Theils brauchen auch zur Lock Lerchen-Pfeifflein / und wann solche unrein werden / machet man ein Aschen-Wasser / lässt es sich setzen / daß es fein lauter wird / darinn lässt man das Pfeifflein einen guten Sud thun; diß nimmt alle Brosamlein oder Unrath rein hinweg.

Die kleinen Schlagwände werden auf den Miststätten zu Winterszeit auf die Aemerling / und anders Geflügel / so daselbst im Nothfall seine Nahrung suchet gebraucht. Wiewol man solche auch mit einer hohlen geflochtenen Ruthen also fangen kan / wann man solche entweder gar auf der Miststatt / oder nahend an der Scheuren an einen gelegenen Ort aufrichtet / darunter äbert / und das Geflügel vorher wol hingewohnen lässet; vornen hebt man die Hurten empor / setzet einen Stecken ohngefähr fünff Viertel einer Elen lang zimlicher Dicke darunter / mit dem untern Theil setzet man das Stellholtz auf ein Betlein / damit es die Last der Hurten nicht in die Erden drucke / und es angefriere. Am untersten Ende des Stellholtzes / ist eine schwancke Stange angebunden / damit rucket man an statt eines Strickes; man bindet wol offt zwey oder drey solche Stänglein aneinander / nachdem die Wohnung oder die Hütten / wo man aufpassen kan / weit ist / die dünnen geschwancken / bevorans buchenen Stänglein sind am besten darzu / und besser als ein Seil / denn die Vögel fürchten sich nicht dafür / auch faulen sie nicht in der Nässe / werden auch nicht so leicht gestohlen / unter der Hurten muß man den Schnee wegraumen / Siede und Amm darunter streuen / und ein wenig von einer Habergarben darunter legen; wann nun die Vögel darunter gewöhnet sind / und man vermeynt / der Zug sey der Mühe wehrt / kan man das Stänglein schnell rucken / so fällt die Hurten nieder. Es muß aber vorn an der Hurten ein Fenster seyn / das man mit einem Stroh verstopffen / und nach geschehenem Fang wieder öffnen kan / und einen ziemlich langen Fischbeeren / den man in der Mitte mit einer Schleiffen zusammen ziehen kan / dafür halten / und an die Hurten klopffen / so gehen die gefangenen Vögel alle dem Liecht zu / und können in dem Netz erwürgt oder sonst ausgenommen werden. Dieses Baum-Weidwerck / beschreibt Herr Abraham von Thumbshirn in seiner kleinen Oeconomia, so Caspar Jugelius heraus gegeben.

Jch hab aber die Sperling / Aemerling / und andere Vögel / auch also fangen sehen; Die Städel werden erstlich allenthalben bey dem Dachstul und auf allen Seiten wol verstopfft und verwahret / und wird nur ein kleines rundes Diameter etwas Spannen-weites Loch offen gelassen; wann nun diese ungebettene Gäste sich selbst einladen / hinein schlieffen und naschen wollen / wird dasselbige Loch an einer Stangen / mit einem Beeren versetzt / der Stadel geöffnet / und die Vögel mit einer klatschen der Hunde / Geschrey und Stangen gescheuet / so eilen sie alle ihrem Loch zu / und werden also in dem Beeren / der mit einer Schleiffen gezogen wird / gefangen.

CAP. CXXXIX.

Von den Tränck-Tennen.

Diese Tenne kan man gelegensam im Sommer und Winter gebrauchen/ im Sommer muß es allein an Orten seyn/ wo nicht viel Wasser ist/ nur etwan ein Bächlein oder Bronnenquellen in den grossen Wäldern/ darinn sich das Geflügel gern aufhält/ zu finden ist/ darnach muß es geschehen bey trockenem und heissem Sommerwetter/ da von Natur alle Thier die Kühlung am meisten verlangen. Ist nun ein Bächlein/ das bey dürrer Zeit schier gar ausgetrocknet/ und nur etliche Dümpfeln verbleiben; mag man ein Feldwegs weit die übrige kleinen Dümpfel alle mit Reisicht und Gesträuche wol verdecken/ und nur einen von den grösten offen lassen/ daselbst sein Schlagnetzlein hinrichten/ solches aber erst nach etlichen/ wann man im Hüttlein) das man auch zuvor an einen gelegenen Ort setzen muß(vernimmt/ daß sie häuffig einfallen/ die Dümpffel oder Brönnlein müssen mit dünnen weitschichtigen Reisern belegt seyn/ daß die Vögel darauf sitzen/ und desto bequemlicher trincken können. Wann nun das Netz gerichtet/ bedeckt/ mit Mies oder Tannen Gereisicht/ und ein guter Fang da ist/ wird das Netze gezuckt/ und der Vogel gefangen. Ich habe bey Herrn Hanns Sigmunden Fünffkircher/ Freyherrn seeligen/ auf seinem Gut Matzen/ im Viertel Unter-Mainhardsberg im Marchfeld gelegen/ diese Weidmannschafft gesehen/ in seinem grossen nechst am Matzen angelegenen Wald/ gegen Dürrenkrut wärts/ weil weder Bäche noch Bronnen darinnen/ hat er im Sommer bey dürrem Wetter/ einen grossen vorher wol ausgewässerten eychenen Grand eingraben/ und voll Wassers füllen lassen; nachdem nun das Geflügel eine gute Zeit dazu gewohnet und daselbst ihr Trincken geholet/ hat er ein Hüttlein dahin bauen/ und ein Schlagnetzlein darüber richten/ den Grand aber mit geschwancken Ruthen belegen lassen/ da sind wir nun ein paar Stund im Hüttlein dabey gesessen/ und haben über 50. grosse und kleine Vögel allerley Sorten und Gattungen/ Baumhäckel/ Mistler/ Droscheln/ Grünspecht/ Häher/ Kukuck/ Amseln/ Kernbeiß/ Turteltauben/ Widhöpffe/ auch kleine Vögel/ Fincken/ Zeißlein/ Mäisen/ Rothkröpflein/ mit den Netzlein nach und nach überzogen/ es sind auch/ wie mir wolgedachter Herr erzehlt/ Eychhörnlein/ Füchse und Hasen bisweilen darzu kommen/ sonderlich aber Fälcklein/ Sperber/ Habicht und Geyren/ ob sie wol zu trincken nicht pflegen/ doch sich zu baden. Ist also dieses Weidwerck keine geringe Erlustigung/ die mit schlechten Unkosten kan verrichtet werden. Nur muß bey dürrem Wetter/ das alte verstandene Wasser offt ausgeschöpfft/ und in Fischlaiten/ frisches Wasser hinein gegossen werden/ man kan fast den gantzen Tag dabey seinen Fang thun/ Morgens und Abends trincken sie/ und Mittags baden sie.

Im Winter/ wann die Bäche alle überfroren/ kan man dieser Schlagnetzlein gleichesfalls gebrauchen/ wann man auf den grossen Bächen in den Wäldern einen oder mehr Ort aufeiset/ und mit Gesträuchen beleget/ daß die Vögel/ die dahin zum Trincken kommen/ darauf sitzen mögen/ hernach werden solche Ort mit Netzen beleget. An allen diesen Orten mag man auch die Leimspindel mit gutem Nutzen/ und gewisser guter Verrichtung gebrauchen.

CAP. CXL.

Von Leim- und Plattbäumen/ auch von Leimbühlen.

Dieses Weidwerck muß mit Leimspindeln versehen werden/ deren sind aber dreyerley Gattungen/ die grossen/ welche aber bey uns nicht/ sondern nur in Italien in den kurtzen Sträuchen und Weingebürgen gebraucht/ und daselbst Vergoni genannt werden/ mit den mittern Leimspindeln/ die ohn gefehr anderthalb oder zwey Schuhe lang sind/ besteckt man leichte/ lange/ glatte und gerade Stänglein/ die mit Löchern durchbohret sind/ darein man die Leimspindeln stecken kan/ die Stange hat unten ein spitziges Eysen/ daß man sie desto schneller überall/ wo man will/ kan einstecken.

Die kleinen Leimspindeln sind in unsern Ländern am gebräuchlichsten/ die doch/ nachdem sie auf Kranwethvögel/ Mistler oder Halb-Vögel/ und gar kleine Vögelein genützet sind/ stärcker und schwächer gemacht werden; Man muß darzu einen langen geraden Baum erwählen/ die unnützen und übrigen Aeste gar wegraumen/ die andern stümmlen/ und mit ausgehohlten Holunder-Röhrlein/ darein man die Leimspindeln hefften kan/ bestecken; offtmals werden solche Bäume Manns-hoch abgesägt/ ausgehackt/ und mit einer Pfaltz und Eysen wieder zusammen gestossen/ also daß man sie daselbst aufrichten und niederlassen kan/ und diese werden Fallbäume von etlichen genannt; so darff man/ wann man die Leimruten richten/ oder die Vögel abnehmen will/ nicht allzeit hinaufsteigen/ sondern lässet den gantzen Baum/ so viel abwärts/ daß man eines und das andere mit besserer Gelegenheit verbringen kan. Darzu brauchen nun etliche allerhand Lockvögel/ was es etwan daselbst zu geben pfleget/ und was man zu fangen verhoffet; Andere aber brauchen darzu nichts anders/ als das Käutzlein/ welches sie nahend dabey an ein Ort/ so etwas von andern Bäumen (ausser von dem Leimbaum) entfernet ist/ auf ein Bretlein oder Teller mit grünem Tuch überzogen/ setzen; wann nun die Vögel ihres Feindes ansichtig worden/ kommen erstlich die kleinen Mäisen und Rothkröpflein/ hernach aber auch die Amseln/ Mißler/ und dergleichen nutzes und unnützes Geflügel/ welche alle auf den Kautzen stechen/ und sich auf den Leimbaum/ ihren Feind desto besser zu betrachten/ setzen wollen/ die werden nun alle gefangen; gut ists/ wann man ein Zäunlein unten herum macht/ sonst verschliessen sich die an den Leimruthen henckende und

herabfallende Vögel offt so ferne / daß man sie nicht finden kan.

Die Italiäner brauchen zu den Käutzlein meistentheils ihre grosse Leimruthen oder Vergoni, die sie rings-herum gegen die Eulen aufrichten / die frembden Vögel / wann sie solchen anzuschauen / darauf sich setzen wollen / desto eher zu teuschen.

Der Plattbaum wird allein in den dickesten Vorhöltzern gemacht / wo gar viel Bäume beysammen stehen / da wird mitten drinnen einer ausgeschneittet / und auf solche Weise / wie vorgemeldet / zugerichtet / darunter macht man eine Hütten / die oben nur mit dünnem Tannen-Gras belegt wird / daß die Vögel in die Hütten abfallen können.

Wann nun der Baum zugerichtet / und die herumstehenden Bäume auch also beschnitten sind / daß dieser etwas einen Raum vor ihnen haben kan / so sitzt der Weidmann / nachdem der Baum mit Leimruthen versehen ist / in der Hütten / darff weder Locker noch Käutzlein / hat nur sein Wichtel-Pfeifflein / aus zwey viereckichten etwan eines kleinen halben Fingerbreiten aufeinander eingepflantzten Höltzlein / mit einer subtilen birckenen zwischen hinein gestemmten Rinden; damit kan man nun natürlich schreyen / wie die Käutzlein: Wann nun die Vögel diese gehässige Stimme ihres Feindes hören / eilen sie dem Geschrey zu / und sitzen auf die Leimruthen / fallen in die Hütten hinab / und werden von dem Weidmann gefangen.

Wann er einen Häher bekommt / und ihn mit Rupffen und Zwicken (welches leicht zu thun) schreyen machet / so werden gewiß alle Häher / die in dem Wald sind / die es nur hören können / zueilen / und sich fangen / sonderlich wann der Weidmann darzu wichtelt / denn sie vermeynen / ihr Gesell werde von dem Kautzen angesprengt / kommen derhalben / und wollen ihm wider den allgemeinen Feind helffen / und werden / aus guter Meynung / ihren Cameraden zu retten / von ihrer Einfalt betrogen / und selbst gefangen.

Die beste Platt-Zeit ist / am Abend spat / wann es anfängt dunckel zu werden / da sitzen die Vögel / absonderlich die Droschel und Zahrer / allererst recht ein.

Im Plattnen / sagt Herr Graf von Purckstall / ist der gröste Vortheil:

1. Daß die Hütten von grünem dicken Gesträuch unten gemacht sey / damit die Vögel des Weidmanns nicht gewahr werden.

2. Daß man die Leimspindel nicht fest an den Baum stecke / damit die gefangenen Vögel nicht oben henckend bleibend / schreyen / und die andern erschrecken / sondern bald herab fallen.

3. Das Platt-Netzlein / das man unten um den Baum herum richtet / soll Erdfarb gefärbet / die Sprüssel wol eingesteckt / auch das untere Stricklein des Netzes wol eingehackelt werden / sonst schlieffen die Vögel unten durch.

4. Man soll die gefangene Vögel nicht aufheben / so lang noch andere herum sitzende verhanden sind.

5. Um den Fallbaum soll herunten ein kleines Plätzlein von allen Stauden gesäubert werden / damit die Vögel nicht darauf / sondern an das rechte Ort sitzen müssen.

Alle Plattbäum sollen zum 6. nicht allein in die Thäl gesetzt / wo die beste Gelegenheit ist / sondern auch zugesehen werden / daß in der Nähe kein anderer hoher Baum gelitten sey / darauf die Vögel sitzen können / sonst fängt man kaum halb so viel.

7. Man macht auch wol / an statt der lebenden Käutzlein / höltzerne durch die Drechsler und Bildhauer / überzieht sie mit Hasenbalg / und steckt ihnen an statt der Augen grosse schwartze gläserne Corallen hinein.

8. Man mag auch zwo heimliche Amseln in Häuslein neben den Plattbaum stellen / und wol mit grünem Gesträuche verstecken / so fliegen die andern Vögel lieber herzu / und fängt man deren mehr. Wanns frische Zeit / oder trüb / und Regenwetter / so fängt man am besten / ist es aber warm / und Monden-Liecht / desto weniger.

9. An allen Orten / wo Weingebürg ist / und die Vögel viel Weintrauben geniessen / davon sie gleichsam einen Tümmel im Kopf bekommen / sind sie viel unachtsamer / und sitzen mit grösserm Geschrey auf die Leimspindel / als sonst an Orten / wo keine Trauben sind; daher bey den Weingärten in den nächst-gelegenen Wäldern / wann man daselbst Plattbäum / je näher / je besser dabey erwählen kan / werden die meisten Vögel darauf gefangen / wie vorgedachter Grafe daselbst bezeuget.

Die Leimbüchel macht man / wo es eine Gelegenheit bey den Krantwet-Wäldern gibt / wo viel Kranwets-Vögel / Droscheln / Mistler und Kernbeiß streichen / da macht man von Tannen oder Föhren bey 4. oder 5. Stuck ein in die Erden / welche 3. oder 4. Klaffter hoch seyn sollen / dieselben sollen großbüschet seyn / alsdann setzt man an einen jeden Baum lange Föhrene Stangen / welche unten am Baum zwischen 2. eingeschlagene Pfeiler / in die 2. durchgebohrte Löcher / mit einem Stäblein am Ende der Stangen / so durchgebohrt / durch die 2. Löcher durchgezogen / daß also die Stangen von der Erden / und wieder in die Höhe geschoben werden / nachdem macht von einem Bircken dicke Buschen an die Stangen / mit Widen zusammen / und neben der Widen mit grünem Busch bestecket / damit die Vögel nicht scheuhe davon werden / also wird es nun mit allen Bäumen gethan / die Bäume werden viereckicht zu 2. Klaffter weit von einander gesteckt / wann man noch den fünfften darzu haben will / so gibt man eine halbe Klaffter noch zu / und setzt ihn in die mitten / die Hütte muß etwan 3. Klaffter von ferne seyn / die Ruhrvögel müssen nahend von ihm seyn / auch muß man gedörrte Vögel (davon im 161. Capitel gedacht wird) auf die Bircken also anstecken / als ob sie lebendig darauf sässen / dann steckt man die Leimspindel ein / henckt die Lock an die Bäume / so bald man frembde Vögel vermerckt / zieht man die Ruhr / so fallen die Vögel hinab auf die Leimspindel / und werden gefangen.

Dieses Weidwerck aber hat viel Mühe / und gehet ihm die Tela weit vor / daher man billicher bey derselben bleiben solle.

CAP. CXLI.

Wie man den Leim machen und einbrennen solle.

DEn Vogel-Leim recht zu bereiten/ ist eine geringe/ aber doch sehr wenigen bekannte Kunst. Man nimmt nur die Beerlein von den Eychenen Misteln/ die am besten darzu dienen/ so viel man bekommen kan/ oder so viel man zu seiner Nothdurfft bedarff/ röhrlet sie sauber ab/ und reiniget sie von den Stengeln und Blätlein/ thuts in einen starcken Topff/ giesst Wasser daran/ und lässt es also paar Stunde sieden/ biß das Wasser alles ausdünste/ es wird im Sieden immerdar fleissig und anhäbig umgerührt/ bis man meynet/ daß es seine rechte Dicken habe/ hernach nimmt man eine grosse Schüssel oder Weidling mit frischem kaltẽ Wasser/ giesset den Leim hinein/ damit er zähe werde/ legt ihn hernach auf einen Amboß oder Stein/ schlägt ihn mit Hämmern und feuchten Prügeln wol ab/ wie einen Stockfisch/ damit er nach und nach alle Körnlein von sich gehen lasse/ die muß man fleissig wegthun/ wieder ein frisches Wasser daran thun/ ihn wol abböhren oder abknetten/ biß man kein Körnlein mehr darinnen merckt/ hernach legt man den Leim in Wasser oder Lein-Oel/ in einem Topff/ daß er nicht staubicht wird/ und hebt ihn also auf zum Gebrauch.

D. Giov. Pietro Olina in seiner Uccelliera, die Anno 1622. in Rom gedruckt worden/ lehret den Leim also machen fol. 73: Nimm die Mistelbeer/ so viel du haben kanst/ je mehr je besser/ legs an einen feuchten Ort/ da sie verfaulen; darnach nimm diese Materi/ und schlag und klopff es mit einem runden Stecken so lang/ biß sie hell wird/ und allen Unflat von sich gelassen hat/ dann diß ist ein Zeichen/ daß es gut sey/ man legts in einen Topf/ verbindets mit Pergament/ und behalts an einem feuchten Ort. Wann mans brauchen will/ nimmt man auf ein Pfund Leim/ eine Unzen Baumöl/ daß es bey dem Feuer sich mit einander vereinige/ und wanns zergangen/ und wie eine Salbe worden ist/ nimmt mans vom Feuer/ und thut darzu eine halbe Unzen Terpentin/ mische es wol/ so kan mans brauchen/ wohin man will/ auch im Wasser.

Cardanus de Subtilitate ita scribit: Ex plantarum radicibus, quæ lac emittunt fit viscum, lac enim plantarum tenax est, misceatur autem succus radicis plantæ lac ferentis, cum Laricis lachrymâ, & Græca pix, cum olei modico, & tamdiu simul coquantur, donec distrahendo non frangatur. Das allererste aber ist das allergewisseste.

Also aber wird er bey uns eingebrannt: Nimm von dem oben bereiteten Leim/ so viel du auf deine in einer ledernen Leimtaschen zusammen geordnete schwancke und zähe Rüthlein zu giessen bedürfftig bist/ thue solches in einen Scherben oder Weidling/ gieß Lein-Oel darüber/ oder ein wenig Butter oder Schmaltz/ setz es auf ein Glütlein/ zerlaß es/ laß aber nicht sieden/ nur daß der Leim weich werde und zergehe; man muß hierinnen die warme und kalte Zeit unterscheiden. Wann man sorgt/ die Leimruthen möchten also gestehen/ daß sie keinen Vogel halten würden/ so muß man statt des Lein-Oels oder Schmaltzes/ Nuß-Oel nehmen; ist aber warmes Wetter/ so ist Lein- und Hanff-Oel/ oder auch Butter/ schon gut dazu/ man muß auch im Sommer weniger Oel nehmen/ und im Winter desto mehr/ daß es in jenem nicht zu weich und flüssig; in diesem aber nicht zu hart und unhaltig werde. Man mag auch auf den Fallbaum/ damit man nicht gesaumt werde/ zweyerley Leim mitnehmen/ so mag man einen oder den andern aufstecken/ nachdem sich die Witterung anlasset/ damit aber der Leim bey warmen Wetter fest bleibe/ solt du zu drey Viertel Pfund Vogel-Leim/ ein Viertel Pfund föhrenes Pech mengen; man zerlässt erstlich den Leim/ daß er schmeltze/ aber nicht siede/ wie oben gesagt; darnach zerlässt man auch das föhren Pech/ und rührets eine viertel Stunde lang darunter/ so wird er zähe und wolhaltend/ daß sich kein Vogel leß reissen kan.

Wann der Leim an den Spindeln von langem Gebrauch/ und vielen anklebenden Federn schwartz wird/ soll man den Leim in warmen Wasser von den Spindlen abziehen/ und schlägt ihn wol/ so wäschet sich das schwartze fein aus/ und kan man ihn hernach wieder einbrennen und gebrauchen.

Die Leimtaschen wird von einem starcken schwartzen Leder/ nach der Länge der Leimruthen/ geschnitten/ damit selbige oben einer zwerch Hand breit heraus gehen; auf der einen Seiten ist an der Taschen ein langer lederner Flügel/ an dem End mit einem starcken Band/ daß man die Flügel einmal oder zwey um die Taschen wickeln/ und den Leim desto besser verwahren kan; wann nun der Leimruthen von schwancken Bircken glatte Rüthlein/ 40/50. mehr oder weniger darinnen ligen/ (nachdem man viel oder weniger haben will) so macht man die Leimtaschen/ die nur etwan einer zwerchen Hand breit vom Boden an/ in die Höhe zugenahet/ der Rest aber offen ist/ gantz auf/ und giesset den zerlassenen Leim miteinander auf die Leimspindeln in die Taschen/ rühret und walcket die Ruthen in den Leim/ daß er sich allenthalben anhänge/ drähet eine Spindel nach der andern gemach heraus/ biß sie alle wol und genugsam beleimet sind/ und die mag man brauchen wie man will/ nur daß man sie nicht gerad heraus zucket/ sondern allgemach heraus drähet.

Wann man die Finger mit einer Speckschwarten beschmiert/ so kan man den Leim angreiffen/ und hin- und wieder zausen/ biß er mürb wird/ alsdann thut man ihn wieder in den Scherben/ und macht ihn an.

Der Leim/ wann er frisch und neu ist/ scheinet er schön gelbgrünlich/ wann er aber alt/ und lang gebraucht wird/ scheinet er schwärtzlicht.



CAP. CXLII.

Von den Kloben und Mäisenfang mit dem Leim.

MJt den Kloben werden bey uns in Oesterreich meistentheils nur Mäisen gefangen/ diß Weidwerck gehet bald nach S. Johanni an / bisweilen auch später / um St. Jacobi oder St. Laurentii/ nachdem das Jahr ist; währet auch biß um St. Michaelis / und bißweilen noch etliche Tage drüber / nachdem der Strich beschaffen ist; etliche machen die Hütten hoch / etliche nieder / halte aber darvor / die Gelegenheit der umliegenden Wälder seye zu beobachten / dann wann sie von hohenstämmigen Wäldern / wieder in solche ihren Strich nehmen / so stehet die Hütten besser hoch / streichen sie aber von niedern Bäumen wieder an gleich beschaffene Ort / so seyen die Hütten besser niedriger; etliche pflegen ihre Hütten/ wann sie auf den Bäumen seyn müssen/ auf ein Wagenrad zu machen/ so sitzen sie desto sicherer und gewisser. Wie die Kloben gemacht werden / wissen auch bey uns die Kinder / daher unnoth viel Wort davon zu verlieben.

Eine artliche Art einer Klobhütten von blau oder grünem Leinwad überzogen/ die ein Weidmann am Leib tragen/ und damit hin und wieder gehen kan / beschreibt Johann Conrad Aitinger in seinem Bericht vom Vogel stellen part. 3. cap. 12. damit man nicht allein Mäisen/ sondern auch grosse Vögel / als Häher und Specht fangen kan; wie auch Amseln und Droscheln. Daselbst mag man nachsuchen.

Jch hab auch bißweilen gesehen / daß etliche ihre Hütten nur auf der Erden bauen / wann sich zwischen zweyen Bergen eine Anhöhe befindet. Die Hütten sey aber hoch oder nieder / so werden sie auf einerley Weise gefangen; Der Weidmann hat einen Lockvogel bey sich / sitzet in der Hütten / und zwey Pfeifflein von Gänsbeinen/ oder nur von Federkielen / eines höher / das ander gar ein wenig niederer gestimmet / damit nachahmet er mit dem letzten der Mäisen gemeinen Ruff / mit dem ersten aber macht er bißweilen ihr Geschrey (aber seltener) das die Weidleute Zizipee nennen; und der Kloben/ oder wol bißweilen zween/ stecken in einem und dem andern Fenster. Wann nun die streichende Maisen diesen Ruff hören / fliegen sie alsobald der gantz grün-überzogenen Hütten zu / und weil sie keine bequemere Stelle sich zu setzen finden können/ als den Kloben / setzen sie sich unbedachtsam auf den halb aufgethanen Kloben/ daß sie mit dem vordern oder der hindern Zähen / in die Klufft oder Spalte des Klobens eingreiffen. So bald der Jäger diese ankommene Gäste mercket/ ziehet er das Schnürlein an/ das durch den Kloben gehet/ und klemmet der Mäisen ihre Zähen so veste / daß sie nicht ausreissen mag / zuckt sie aber alsobald durch das Fensterlein zu sich in die Hütten/ und die andern Maisen sind so thöricht / daß sie diesen Betrug nie mercken / sondern je mehr die andern/ so gefangen und gewürgt werden / schreyen / je begieriger und blinder fliegen sie zu. Sie sind auch sonst mit offenen Häuslein/ darinnen ein Nußkern gerichtet ist / leichtlich zu erhaschen.

Jch habe bey Regenspurg einen artlichen Mäisenfang gesehen / da der Jäger von Bartholomæi an / biß zu Ende deß Septembris/ an den vordristen Bäumen eines Vorholtzes / ohngefehr einer Elen oder zwey langes

Stängleins die beyderseits mit Leimspindeln bestecket waren/ in eine lange Stangen angebunden/und solcher vier/fünff/oder sechs an die äussersten Bäume also angelähnet/ daß die Spindeln über die Bäume empor gewesen: wann nun die kleinen Waldmäisen streichen / und sich in die Höhe wegzufliegen begeben wollen/ hat er entweder seinen Hut mit Gewalt in die Höhe geworffen/ oder gepfiffen / oder mit dem Munde wie ein Pferd geprauset / da haben ihnen die närrischen Vögel einen Sperber eingebildet / und weil in selbigem Feld für sie keine andere Zuflucht/als in den nächsten Bäumen war/ sind sie wie ein Sturm herab in die Leimspindel gefallen/ und hat damit manchen Tag über 500. offt auch auf 1000. und noch mehr Mäisen bekommen. Hab ihm selbst vielmal mit Lust zugesehen.

Wenn 10 oder mehr Mäisen an einem Leimbaum gehangen/ hat man solche nur auf nächst dabey eingesenckte Gabeln geleimet / die Vögel abgenommen / die Federn abgebutzt/ und wieder aufgerichtet / und haben die Mäisen die gefangene angehenckte Vögel so wenig geschiehen/ daß sie nur desto lieber / (als ob sie ihnen helffen wolten) aufgesessen.

Die Leimstange ist mit einem Bohrer 3. Finger weit durchlöchert/damit die Spindeln desto fester stecken mögen/ sonst würden sie am herab-fallen in dem Gras bald verderbt. Sie haben allzeit angemachten Leim bey sich/ daß sie die abgezogene Spindel wieder erfrischen; nehmen nur einen Theil vom rechten Vogel-Leim / zwey Theil Scheffel-Pech oder Fichten-Pech / und Lein-Oel / und kochens also untereinander. Sind aber meisten theils/ was sie fangen/ nur kleine Wald-Mäislein/ wie auch Kohl- und anderer Art Mäisen auch aufsitzen.

CAP. CXLIII.

Von den Mäschen und Sprenckeln.

Die Mäschen/Schleiffen oder Schneissen/wie sie von etlichen geneñet werden/gehen also bald an/ wann die Vogelbeer/oder rothe Eber-Eschenbeer zeitig werden/welches bald nach Jacobi geschiehet/dann weil die rothe Farbe dieser Beeren überaus sichtig/und von dem Geflügel von ferne erblicket wird/stehen sie auch desto lieber ein; die Mäschen werden von drey/ vier oder mehr Pferdhaaren aus dem Schweiff oder Mähne zusammen geflochten/und entweder in einen Bogen/der in der Erden mit beeden Enden stecket/also eingehenckt/daß wañ er die Vogelbeer/so etwas niederer hangen/geniessen will / er nothwendig mit dem Kopf muß in die Mäschen kommen / und wann er nach den Beeren den Hals ausstrecken will/ ziehet sich die Mäschen zusammen/und je mehr der Vogel zu entrinnen sich bemühet / je fester und härter wird ihm der Hals zugezogen / also daß er endlich erwürgen/ und daran hangen bleiben muß.

Die Roßhaar soll man (wie etliche vermeynen) nicht von verreckten umgefallenen / sondern von lebendigen/ oder von den Pferden / die von den Schindern und Waasenmeistern todt geschlagen sind / hernehmen.

Wann die Mäschen Anfangs von dem Weidmann aus Roßhaaren verfertiget sind / deren bisweilen etliche hundert auf einmal gemacht werden / schleifft man solche an ein rundes dickes Holtz/ daß so groß seyn muß/ so weit die Maschen im Richten sich öffnen sollen/ wirfft sie also angeschleifft mit samt dem Holtz in ein sied-heisses Wasser / lässet sie eine Weil darinnen sieden / und lässet sie also am Holtz etliche Tage bleiben / bis sie recht trocken worden sind / dann ziehet man sie in das Geflecht von Bast oder Garn ein/und glaubt/daß ihnen hernach Regen oder Wind destoweniger Schaden thun solle.

Wer sie in den Wäldern richten will/thut am besten/ wann er ihm seine sonderbaren geraden Gänge hin und wieder macht/ und seine gewisse Zeichen hat/ darnach er sie desto besser ausgehen / und leichtlicher finden kan; wann im Feld und in den Wäldern viel Beer wachsen/ so thut diß Weidwerck selten gut/weil sie ohne diß allenthalben gnug zu fressen finden/und die von Natur geordnete Stellung der Beer ihnen gewöhnlicher / und weniger bedächtig fäller / als der durch Kunst bereitet worden / welche sie nur aus Hungers-Noth / und nie ohne Argwohn anzugreiffen pflegen.

Wann aber im Wald wenig zu finden / gehet dieses Weidwerck wol von statten / sonderlich wann kalt und ungestümmes Regen-Wetter darzu schlägt; da sie hingegen bey warmen schönen Tägen nicht leicht einfallen.

Die Kranawethvögel zu fangen / wo sie gewöhnlich ihre Weide nehmen / pflegt man ihnen mit Mäschen also zu richten: Man steckt Gangweise / zu beeden Seiten/ grüne Wachholdern auf viel Oerter Creutzweise zusammen/also daß sie sich (wie Herr Aitinger schreibt) oben zusammen geben / und bedecken / wie sie auch auf dem Tenne gesteckt werden; in der Mitten derselben hencket man schöne Stäudlein voll zeitiger Wachholderbeer/und machet vor diese Gänglein die Haarschleiffen je auf ein Pflöcklein ein oder zwo Mäschen/ welches Pflöcklein oben am dickesten nur mit einem Messer gespalten und geöffnet / und das Schleifflein durchzogen wird/ oder man umhängt runde Bögen allenthalben mit Mäschen / und mitten hinein wol-zeitige Kranwethstauden voller Beeren fein starck in die Erden gesetzt / als obs natürlich wäre. Es lauffe nun der Vogel her/wovon er wolle/so kommt er in die Mäschen/ und werden durch das Fladdern der Gefangenen im Winter / die übrigen nicht so leicht abgeschreckt / als wie im Herbst geschiehet.

Colerus lib. 15. cap. 23. schreibt/ daß etliche an statt der rothen Vogelbeer von Holtz rothe Beerlein drähen/ solche roth färben / zusammen hefften / und also den Vögeln damit richten lassen; die dauren lang / werden von den kleinen Vögeln nicht verwüstet/ und können/ wann sie abfärbig/ wieder neu erfrischet werden/ sind aber nur im Fall der Noth / wann keine Beeren zu bekommen/ zu gebrauchen.

Die Mittags-Sonne (sagt Joh. Conrad Aitinger) ist denen Wald-Vögeln sehr angenehm / und sol-

len sonderlich die Mäschen an die Gebürge / welche die Mittags Sonne haben / gelegt werden.

Die rothen Vogelbeer zum Geäse soll man vierzehen Tage nach S. Bartholomäi abbrechen / und auf einen trockenen Boden aneinander setzen; wanns aber anfänget zu gefrieren / muß mans in Kellern / auf Bühnen / verwahren; etliche hängens in temperirte Kammern.

Wann man diese Beeren gar zu lang am Baume hangen lässet / so fallen sie hernach gerne ab / wiewol man sie an einen Faden anhefften / und wann sie gantz welck worden / im frischen Wasser wieder aufschwellen kan / greiffen doch die Vögel solche nicht so gerne an; Morgens zwischen 7 und 9 Uhren hat man am meisten Acht zu haben / da fliegt der Vogel am besten; wann man die Mäschen besuchet / muß man allzeit frische Beeren mit sich tragen / die abgefressene wieder zu besetzen. Wo der Viehtrieb hingehet / da sind die Mäschen wenig nutz / denn die Vögel werden davon verjagt; im Herbst sind die Mäschen besser an den Bäumen / im Widerflug aber im Frühling / besser auf der Erden.

Man glaubt / die Vögel in Maschen gefangen / seyen viel wolgeschmacker / als die in den Sprenckeln / weil sich jene gleich erhencken / diese aber am Fuß allein gefangen / länger quälen / abzapplen / und also am Essen nicht so gut werden.

Die Sprenckeln sind gespannte Bögelein mit Mäschen / daß wann ein Vogel das Schnellhöltzlein das geringste anrühret / der Bogen los schlägt / und den Vogel bey dem Fuß erwischt; diese Mäschen aber müssen stärcker / von 8 oder 9 starcken und langen Roßhaaren gemacht seyn.

Mit den Mäschen werden auch die Rebhüner / Schnepfen / Auerhaanen / und dergleichen wilde Hüner gefangen.

Wie man sonst die Vögel mit Schnelldräten und andern Fallen fangen soll / lässet sich besser aus Erfahrung lernen / als verständlich beschreiben. Wer aber solches wissen will / besehe Johann Conrad Aitingern in seinem Bericht vom Vogelstellen / part. 3. cap. 15. & seqq.

CAP. CXLIV.

Von Pürschen / Lufftschiessen und Schrotgiessen.

DAs Pürschen erfordert unter allen Weidmannschafften den geringsten Unkosten / weil es ein einige Person mit einem Rohr / und einem Hund / so doch nicht allzeit nöthig / verrichten kan / und bringet doch / wo es gute Weidbahn und Reißgejaider hat / einen überaus grossen Nutzen / finden sich auch viel unter dem Adel / die selbst grossen Lust und Zeitvertreib dabey suchen / darzu gehören so wol gezogene als Schrottröhr / nachdem man grosses oder kleines Wildpret für sich hat.

Die Pürschröhr dörffen auswendig nicht blanck und schimmerend seyn / weil das Wild von dem gläntzigen Schein gewarnet und schiech wird; die Kleider müssen nach Gelegenheit der Zeit / grün oder graulichte Farbe haben. Es werden / wie bey aller Jägerey / erfordert gute Erfahrenheit aller Vortheil / ein scharffes Gesicht / eine stäte Hand und leiser Tritt / sonderlich gutes resches Pulver / auch Rohr-gerechte Kugeln und runde Schröte; auf das hohe Wildpret werden Sultzen geschlagen / oder an gelegenen Orten in Wäldern / an Gehägen und Zäunen / Stände und Schärme gemacht / dabey aufzupassen; denen Füchsen wird bey den Vorhöltzern / und den Hasen in den Saat-Feldern aufgepasst. Findet man einen Hasen in der Saß / nimmt man den Ladstecken / und steckt ihn an den Ort / wo der Has den Kopf hin wendet / in die Erden / hängt seinen Hut oder ein Wischtüchlein oben auf / so wird der Has die Augen nicht davon abwenden / und kan ihn der Jäger leichtlich abschleichen / und zum Schuß kommen.

Im November / weil das Laub in den Wäldern sehr abfällt / begeben sich die Hasen alle aus den Wäldern / und machen ihre Saß in Gesträuchen / Gehägern / und im freyen Feld / auch in den Weitz-Aeckern / daher sie von guten Weidleuten daselbst zu suchen sind / so bald man etwas schwartzes sihet / gehe man nicht gerad hinzu / sondern von weiten herum / bis er endlich gewahr wird / daß es ein Has ist / den man an dem weissen Bläslein ober den Augen / und an der Ohren bald ersihet / so dann gehe man fürüber / weilen es noch weit zu schiessen ist / kehre wieder herum von der Weite / und gehe also im Herumgehen etwas näher hinzu / schlägt das Rohr an / damit das Stehen und Schiessen zugleich geschehe / sonst so bald der Has sihet / daß der Mensch stehet / und auf ihn sihet / so laufft er fort. Man soll auch im Gehen nicht so genau auf ihn schauen / nur bisweilen einen Blicker auf ihn thun / und hernach wieder anderwärts hinschauen / wann das Wildpret von einem Rohr oder Flinten nicht gern bleibt / so hat Herr Graf von Purckstall folgendes Mittel gegeben. Suche im Frühling / noch vor S. Georgi, eine Blindschleich / halt ihm denselben Lauff vor / und nöthige ihn mit einem Holtz hinein zu kriechen / (es muß aber vorher geladen seyn) wann er nun auf die Ladung kommt / so schieß an einen grünen Baum / daß sich der Blindschleich an den Baum zerschmettert / nachdem säubere das Rohr / und brauchs zu der Pürsch / weil davon alles todt bleiben wird; Er schreibt / er habs von einem vornehmen Weidmann gelernet / und sey offt probirt worden / man kan seine Pürsch-Röhr alle Jahr also zurichten.

Wann ein Wild in einem Thal / Feld oder Wiesen gespühret wird / so nimm ein Haar von deinem Haupt / halt es gegen der Lufft / wehet das Haar zu dir / von dem Gewild / so schleich mit deinem Rohr hinzu / wendet sich aber das Härlein von dir / gegen dem Wild / so gehe von weiten herum / bis du den Wind gegen dir bekommst / so versuche dein Glück. Dann die Lufft- und Spuhr-Witterung ist dem Wild benommen / wann der Wind von ihm auf dich gehet.

Damit alles Wildpret nicht so bald den Menschen spühre / soll der Jäger ein Wisch-Tuch / damit der Stallknecht den Rossen / wann er sie striegelt / den Staub abwischet / wann er Pürschen ausgehet / mit einer Schnur um den Leib binden / so übertrifft der Gestanck vom Wisch-Tuch / des Menschen Geruch / daß er das Wild leicht abschleichen kan.

Item /

Item / wann man Luder und Geschoß fürs Wild will aufrichten / kan man vor die Hände und die Strick mit Roß-Koth bestreichen / oder die Hände mit Asanck waschen / oder an statt dessen / klein geriebene Kreen oder Meer-Rettichwurtzeln / so etwas säuberer.

Wilde Tauben oder andere Vögel / auf hohen Bäumen zu schiessen / muß die Zündpfann gegen dem Kopf des Weidmanns / ein höhers Schildlein haben / damit wann er das Rohr in die Höhe aufrichten muß / das Zündpulver nicht herab reisse / oder weil es parallel gegen den Augen kommt / dieselben nicht verletze.

Wer pürschen will / muß die Zeit / die Gelegenheit des Orts / das Gewitter / sonderlich aber den Wind wol in acht nehmen / weil aber theils schon im Eilfften Buch im 104. Capitel von der Wasser-Pürsche Anregung geschehen / will ichs hier desto kürtzer machen / allein diß melden / daß fast keine Art des Weidwercks zu finden ist / dabey so viel Aberglauben / verbottene Stücklein und Hexereyen gebraucht werden / davor sich ein jeder Christ billich zu hüten / und keck zu glauben / daß / welche Künste und Vortheil mit unbekannten Charäcteren / seltzamen Geister-Namen / gewissen Segen und Worten / mit vorgeschriebenen Zahlen / Zeichen und Zeiten gethan werden müssen / solches eitel Lockvögel sind / den Menschen in des Satans Stricke zu liefern; und obwol andere Stücklein natürlich scheinen / und in der Prob ein oder mehrmal angehen / deren ich in diesem Werck genug hätte anziehen können / davon die Bücher von der Magia naturali voll sind / und die Jäger sehr practiciren / ist doch einem Christen anständiger / dergleichen fürwitzige / von müssigen Leuten erfundene / ja vom Satan selbst subornirte Pößlein zu meiden / und alles / was er nicht wolte / daß man ihm thun solte / auch andern zu thun nicht vorzunehmen.

Das Lufftschiessen aber ist ein edles und schönes Exercitium, davon man vorher in unsern Ländern wenig gewust hat / und / die Warheit zu bekennen / ist es mehr eine Lust / als eine Wirthschafft zu halten; weil erstlich die Kütte-Hüner dardurch zerstimmlet / schricklich und scheuhe gemacht werden / daß sie hernach mit keinem Treibzeuge mehr zu bekommen; so werden auch viel Vögel im Flug getroffen / die dennoch nicht bekommen werden / und hernach unnütz verderben und crepiren müssen / und wann der Weidmann keine Discretion braucht / im Frühling gleich so ferne gehet / als im Herbst / wann man eines von den schon zusammen-gepaarten Hünern / Phasanen oder Schnepffen wegschiesset / dardurch auf dasselbe Jahr die gantze Brut verderbet / sonderlich aber / wann die alte Henne getroffen wird / welches auf diese Weise leichtlich geschehen kan / so wird das Reisgejaid nicht verbessert und gemehret / wie es billich seyn solle / sondern ausgeödet und verderbet.

Dieses Weidwerck hab ich zum erstenmal gesehen / von Principe Matthia de Medices, damals bey unserer Käiserlichen Armee Feldmarschallen / der nicht allein mit dem Fusil, Hüner / Wachteln / Schnepffen / und dergleichen gewiß schiessen / sondern auch mit dem Balester so fertig gewesen / daß er seiner Edelknaben einem eine Kugel von Dohn in die Höhe werffen lassen / und sie am Herabsincken mit dem Balester / durch eine andere Kugel so gewiß getroffen / daß beede Kügeln darüber in Stucken zersprungen / welches ich selbst / als Seine Durchl. Anno 1638. so viel ich mich erinnere / im Stifft Bremen zu Boxtehude im Quartier gelegen / und ich zu unterschiedlichen mahlen / die kurtze Zeit / als wir darinnen waren / bey derselben auf der Hauptwache gewesen / und allzeit (wie er dann ein überaus freundlicher und gegen die Teutsche Nation wolgewogener und höflicher Herr war) zur Tafel beruffen worden / etlichemal mit Augen gesehen.

Das Lufft-Schiessen habe ich das anderemal im Land ob der Enß von Ihr. Durchl. Pfaltzgraf Ruperten gesehen / der nicht allein Rebhüner / Schnepfen und Gibitz / sondern auch Schwalben in der Lufft geschossen. Die Flinthen / die sie dazu brauchen / müssen nicht übrig lang seyn / weil sie allein vornen am Rohr die Fliegen brauchen / hinten aber das Absehen meistens hinweg thun / und also ihr Augenmaß nur nach der Flächen des Rohrs auf die Fliegen / und von dannen auf das Thier zu nehmen / können sie also das Absehen leichter und geschwinder zusammen bringen / als wann das Rohr gar zu lang wäre. Des Pulvers nehmen sie nicht viel / und der Schrot desto mehr / die aber vor und nach mit Rehehaaren gefüttert werden.

Und ist diß auch im gemeinen Schrot-Schiessen in acht zu nehmen / daß eine kleine / doch genugsame Pulver Ladung (deswegen jeder seine Maß haben solle) die Schrot viel gewisser und besser zusammen trägt; hingegen wann des Pulvers ein wenig zu viel geladen wird / treibt es nicht allein zu hoch / sondern wirfft und dissipirt auch die Schrot gar zu weit voneinander; daher so wol in der Lufft / als auch zu Wasser und zu Lande manche Fehlschüsse nothwendig geschehen müssen.

Ich will die Regeln / so dabey zu observiren / die mir Herr Georg Ferdinand Pernauer Freyherr von Perney / der auch in diesem Lufft-Schiessen sehr wol erfahren ist / mündlich communicirt hat / mit wenigem anzeigen:

Erstlich / wann der Hund einen Schnepfen / Rebhün / Wachtel / Phasan / oder dergleichen auftreibt / muß der Weidmann fest an einem Ort stehen / allein den gantzen Leib bewegen / und mit der lincken Hand das Fusil regieren / also daß er stets im Absehen verbleibe.

Fürs andere / wann ein Vogel auffstehet / und einen Bund machet / muß man warten / biß der Bund gemacht ist / und der Vogel geraden Strich / à la Filée, seinen Flug fortsetzet / und alsdann erst nachschiessen.

Drittens / muß man nie gegen dem Vogel / wann er einem entgegen fliegt / sondern allzeit / wann er den Rucken weist / nachschiessen.

Vierdtens soll man nicht mit der Hand fürhalten / sondern im Flug das tempo nehmen / welches geschehen soll mit vorwarts-gebogenem Leibe.

Fünfftens / auf hundert Schritt / auch noch weiter / mag man wol schiessen.

Sechstens / man muß noch so viel Schrot als Pulver nehmen / nicht dem Gewicht nach / sondern nach der Augenmaß.

Hieher gehört auch der Vortheil / die Schrote recht zu giessen / die mir gleichfalls Herr Pernauer / Freyherr / gegeben hat: Man lässet kupfferne Schüßlein / am Boden mit Löchern grösser oder kleiner / nachdem man die

Schröt haben will/ machen / richtet sie auf ein Geschirr mit Wasser angefüllt / zerlässet hernach das Bley / also/ daß es nicht gar zu heiß werde / und streuet darauf klein gepulvertes gelbes Auripigment, daß es darauf verbrenne / so läutert sich das Bley / und dieses geschiehet etliche mal; was sich oben auf dem Bley verbrennet/ nimmt man herab / und füllet die kupffernen Schüßlein/ eines Fingers dick/mit an/so kan das Bley nicht so schnell durchfallen; wann nun das Bley in rechter Hitz flüssig ist/auch genugsam geläutert / giesst mans fein gemach in die Schüßlein / so fallen die Schröte schön rund in das Wasser; oder leg Bley in einen eisernen löcherichten Löffel/thue Kohlen darauf / und laß es schmeltzen / und in ein Wasser/ darauf Baum-Oel stehet/fallen.

CAP. CXLV.
Noch andere Arten Vögel zu fangen.

Wie man in Saphoyen / und der Orten / die Kranweths-Vögel Hauffen-weise mit dem Hoch-Netze fänget / hat mir Herr Georg Ferdinand Pernauer/ Freyherr von Perney / also erzehlet: Um die Zeit / wann der Strich gehet / und dieses Geflügel Hauffen-weise / sich zu weiden/ in die Kranweth-Gesträuche einfallen / suchet man einen tauglichen Ort/ wohin sie am besten und bequemesten hinzutreiben / daselbst werden Hoch-Netze aufgerichtet / hernach muß man genugsame Leute haben / die zu beeden Seiten / wo die Kranweth-Vögel fortstreichen / mit Schleudern in Bereitschafft stehen / und hinten her gehen auch etliche gemählich auf die Vögel zu / sie gegen dem Hoch-Netze zu treiben; wann nun die Vögel aufstehen / und sich in die Höhe begeben wollen / fangen diejenigen / so zuruck nachgehen/mit ihren Steinen an zu schleudern/so förchten sich die Vögel/vermeynende/es sey ein Raubvogel/ und streichen immer bey dem Bogen über den Kranweth-Stauden niedrig fort; wolten sie sich aber Seitenwärts ablencken/ so schleudern die jenigen / so auf der Seiten stehen/ und treiben sie also / so offt es die Nothdurfft erfordert/ den graden Wege / und offt sehr weit/ biß man solche gar bringt / daß sie ans Netze stossen / in den Sack herab prellen/ und also Hauffen-weise gefangen werden. Das Netz wird zweiffelsohne also stehen/ daß die Vögel gegen dem Liecht gejagt werden / weil sie dardurch geblendet / das Netze destoweniger sehen können.

Die Steinrötel und Rothkröpflein/ oder Rothkeelichen werden leichtlich gefangen / wann man einen solchen Vogel in ein rundes Kefichen setzt/ und solches oben mit drey oder vier schwachen Leimruthen besteckt; so bald der wilde Vogel den in dem Käfichen erblickt / stösset er mit Ungestümm auf ihn zu / und wird also gefangen; kan man aber sonderlich keinen Steinröthel haben / mag man nur ein Käutzichen ins Vogelhäuslein setzen/ so gehet der Betrug wol von statten.

Sonst haben sie auch ein Art / Spatzen zu fangen / in Franckreich/ die sie à la Fleurete nennen / da man ein kleines Bäumlein ausschneitet / und voll Leimruthen anstecket. Wo man nun im Herbst diese Vögel in den Gesträuchen und Gehägern häuffig versamlet sihet / da schleicht man sich gemach hinzu / so nahe man ankommen kan / stellet das Leimbäumlein in die Sträuche/ daß es übersich ausreichet / nimmt hernach ein Messer/ hält es mit der Schneide nach der Zwerch über dem Munde/ und bläset daran / daß es schnarret / so erzörnen sich die Spatzen / fliegen in das aufgesteckte Leimbäumlein/ zu sehen/ was es sey / und fangen sich also in den Leimruthen / die sind etwas an einer erhöhten Stangen / die man nur gleich in die Gesträuche anlehnet / und also kan man damit hingehen / wohin man will; diß habe nicht aus Erfahrung / sondern nur ex Relatione.

Noch eine andere Art/ Spatzen zu fangen/ erzehlet D. Olina in seiner zu Rom Anno 1622. gedruckten Uccelliera, folgender Gestalt: Mach einen oben rundlichten mit Bimsen-oder Weidensträuchlein geflochtenen/ und oben auf mit einem Einlaß versehenen Korb/ just auf die Weise/ wie die Reusen verfertiget werden / darein setze junge noch im Nest sitzende Spatzen / und bedecke sie mit einem kleinern also auf gleiche Weise geflochtenen Körblein / und setze sie/ wo viel Spatzen sind/ die machen mit ihrem Geschrey und Quicketzen die Alten herab kommen / und eine nach der andern oben in die Reusen schlieffen / die nimmer heraus mögen. In questa maniera (sagt er) se ne pigliano le centiniana conspasso indicibile.

Es ist noch eine Art/ Spatzen zu fangen/ wann sie in den Waitzen fliegen / so macht man in der nähen ein dickes Gesträuch von Dorn / und dürren Holtz / thut in das Gesträuch ein leeres Fäßlein / und schlägt den einen Boden aus / wann nun die Spatzen häuffig im Waitzen oder Hirschen sind / so geht man mit einem Habicht/ Lerchen-Fälcklein oder Sperber an den Ort / so fliegen sie alle in den Staub / wann man nun den Vogel über sie schwinget/ so schlieffen sie alle ins Faß/ sicherer zu seyn/ dabey kan man vorher ein Fallnetzlein richten / und mit einem Zug überziehen / so bekommt man sie alle auf einmal.

Item sagt obgenannter Author/ daß man zu Nachts in Höltzern / die nicht gar zu hoch sind / die Droscheln/ Amseln/ Fincken und dergleichen in Bäumen aufsitzendes Geflügel also fangen kan / und nennet es Uccellare con Erugenuolo, das ist / sie nehmen eine Laterne / suchen / wo sie die Vögel auf den Aesten erblicken / die schiessen sie entweder mit Balestern/ wann sie hoch sitzen/ oder schlagen sie mit Stecken / die oben breit / wie eine kleine Schauffel sind/ herab.

P. Angelius Bargæus beschreibet artlich lib. 1. venat. wie die Krähen eine die andere fänget / folgender Gestalt.

-- -- -- Cornicem, si quam, cepere supinam
Exponunt agro in medio, quem durus arator
Proscidit, & solidas in vertit vomere glebas.
Namque, & dum queritur, vocesque integrat amaras,
Accurrunt aliæ, & sortem execrantur acerbam,
Ac partim circumvolitant, partim eminus adstant,
Hortantes, se tollat humo, celeresq; per auras
Avolet, & tristes terras festina relinquat.

Ac dum omnes clamant, dum se versantque feruntque,
Est aliqua interdum, quæ sic miserata jacentem
Accedit propius, nodosque ut rumpat iniquos,
Constrictam quibus esse videt, superisinlit audax,
Nec sese vanâ pietatis imagine falli
Aspicit incautam, nam mox religata tenaci
Illius amplexu, clamoribus omnia rumpit,
Et scelus incusans, sociæ obluctatur, & omni
Qua pote vi tantos conata evadere casus
Poscit opem, & frustrà volucres implorat amicas.

Wer aber Droscheln / Amseln / und allerhand Vögel bey Nachts fangen will/ der muß beobachten/ wo sie sich des Abends in die Gehäge Hauffenweise aufzusetzen kommen; wann sie bestättiget sind / gehet man des Nachts hin / und richtet an einem Ende des Gesträuchs ein subtiles mit weiten Mäschen gestricktes Klebgarn auf/ und steller eine Latern oder Fackel hinter das Garn/ gehet auf das eine Ende des Gehäges / und treibet die Vögel mit Stecken und Spißruthen nach und nach gemächlich auf / so fliegen sie dem Liecht zu/ und verwickeln sich also in dem Garn; das muß aber beederseits etliche Klaffter weiter seyn / als das Gehäge ist/ und das Liecht muß mitten nach der Proportion des Netzes und des Gesträuches gerichtet werden.

In Franckreich werden an etlichen Orten die wilden Tauben/ wann sie im Herbst streichen / auch also gefangen: Wo kleine Wälder / doch mit hohen Tannen/ Eychen und Föhren auf der Felder Anhöhe / von andern grossen Wäldern abgesondert stehen / dahin die Tauben gern ihre Nachtläger machen / da gehet man erstlich von weitem / mit Becken / Trommen / Schüsseln / und andern hellklingenden Sachen / auch mit Fackeln und Laternen / und gehet je länger je näher hinzu / biß sie es endlich gewohen / und nicht achten / daß man letzlich gar unter die Bäume kommt; endlich nimmt man Schrôt-Röhr / und schiesset die Tauben in der Menge/ weilen sie nun den Schuß vor dem Getöß nicht hören mögen / so bleiben sie immer sitzen / und wissen nicht wie ihnen geschiehet.

Im Lerchen-Strich/ haben sie in Italien eine Art/ mit Spiegeln sie zu betriegen und zu schiessen/ sie machen und lassen ihnen drähen ein Stuck Holtz ohngefähr zwey Spannen hoch/ und anderhalb Spannen dick / daß es schier wie ein Oval, in der Mitten dick / und an beeden Enden etwas schmähler werde / doch sechs-acht-zwölff-echicht/ in der mitten hohl / der Länge nach / von ober biß unten/ daß man es auf einer / von der Erden etwan mehr als Ellen hoch erhöheten Stangen und Fuß anstecken kan; dieser gedrähete Stock nun / wird mit Spiegeln über und über besetzt / und inwendig mit einer Schnur angefasset / und also gerichtet / daß mann man ihn ziehet/ er nicht anders als wie ein Topff / damit die Kinder spielen/ an seinem Stangen-Fuß schnell und behend herum lauffet / wann nun die streichende Lerchen in diesen glänzenden herum rollenden Spiegeln ihr Ebenbild erblicken / stechen sie mit grosser Begierd/ gleich als blind darauf/ sammlen sich Hauffenweiß hinzu/ schweben und flattern herum/ daß man sie mit einer Flinten leichtlich schiessen kan.

Wäre vielleicht bequemer/ wann man diesen Stock etwas niedriger richten/ als wie ein Automaton von sich selbst umgehen machen / und darzu eine halbe Schlagwand über einen Bogen richten könte / sie also im Flug zu fangen / so könnte man Pulver und Bley erspahren / und würden die Lerchen nicht also zerschossen und zerrissen / wie offt durch die Schröte geschihet. Die armen Vögel werden/ durch diese herum lauffende Spiegel also geblendet und betäubet / daß sie/ ob sie schon durch das schiessen billich sollen erschreckt werden / sie doch thun als hörten und sehen sie nichts / also daß man viel nach und nach fangen und bekommen kan.

CAP. CXLVI.

Weidmannschafft durchs gantze Jahr / im Januario.

Diese nachfolgende Monat-Verzeichnis habe ich aus Höflichkeit und gutem Willen von Herrn Ferdinand Wilhelmen / Grafen von Purckstall/ bekommen / und weil es aus seiner Verwilligung geschehen / dem gutherzigen Leser in einem kurtzen Extract davon mittheilen wollen; denn weil sich wolgedachter Grafe auf die Jägerey wol verstehet / hat er ihm selbst/ was er durch eigene Erfahrung hin und wieder zu Fried- und Krieges-Zeiten gut und probirt befunden / eigenhändig aufgezeichnet/ und mir mitgetheilet; als hat der günstige Leser solches alles nicht mir/ sondern wolgedachten Herrn Grafens Ruhm zu zu schreiben / und seiner treugeneigten Offenhertzigkeit deswegen Danck zu erstatten. Als nemlich/ bedeutet er:

Im Jenner 1. diß Monat durch wird kein Vogelfang vorgenommen/ als der Leimbüchel / und die verdeckten Netze auf die Kranwets-Vögel und die Zarer/ wann sie noch in den eychenen Misteln sich aufhalten/ werden mit den Stichhäusel gefangen.

2. Die Rebhüner werden dieses Monat durch/ wann ein tieffer Schnee ligt / der nicht körret / mit Schnee-Netzen gefangen / wann es frisch geschneyet / und in der Nacht der Schnee auf anderthalb Spann hoch gefallen / und sich ballen lässt / so begeben sich die Hüner auf die Weiß-Aecker / und scharren tieff unter dem Schnee/ biß sie zu ihrer Speiß auf den grünen Saher kommen/ daher sie damals am allerleichtestē zu überziehen / soll aber nicht windig noch der Schnee gefroren seyn / daß er kerret / doch müssen die zwey Personen/ die ziehen/ weisse Hemmet über ihre Kleider anhaben/ gegen der Lufft ziehen/ und schnell lauffen.

3. Damit die Hüner besser oder gewisser halten/ sollen sie eine schwartze Taube/ im währenden Lauffen mit angebundener Schellen in die Höhe fliegen lassen/ die an einen langen starcken Faden angebunden sey; Hast du aber keinen abgetragenen Vogel / oder Blaufuß/ so nimm nur einen Habicht aus dem Korb / welchen du zum Hünerfangen im Vorrath hast / setze ihm die Hauben auf stich aber vorher an den Ort / wohin des Vogels Augen kommen / mit einer Schuster-Aal auf beeden Seiten eines kleines Löchlein / bind den Vogel an die Schnur/ wie die Tauben / und laß ihn also fliegen/ wie vermeldet worden / so revieret er trefflich wol in die Höhe / nach dem Schein des Himmels/ biß die Hüner über-

überzogen / dann laufft einer nach der Schnur / und ziehet ihn herunter / man mag also auch einen neugefangenen Vogel/oder eine Kray brauchen.

4. Hasen und Füchse sind trefflich wol zu bürschen/ wann man ihre Spuhr im frischen Schnee sehen kan/ so hat man gute Gelegenheit/ sie auftreiben zu lassen/ und mit den Netzen fürzusetzen. Ist es aber windig/ und der Schnee knarret sehr/ so wird man nicht viel ausrichten.

5. Mit einem Pfeifflein oder Hasen-Ruff/das wie ein junges Häslein / oder wie ein Vogel / der vom Habicht ergriffen worden / thönet/ kommt der Fuchs gern/ vermeynend/ etwas zu erschnappen/ muß aber der Wind vor allen Dingen in acht genommen seyn/ daß er von dem Thier auf den Menschen gehet.

6. Den gantzen Winter durch/wann es kalt ist/und geschnyen hat / kan man einen Wisch von einer Haber-Garben / hoch aus einem Loch oder Fenster durch die Scheuren / oder sonst an einen tauglichen Ort / so weit die Körner sind/ ausstecken/ doch muß man den Wisch mit gelben oder Strohfarben Zwirn um den Stecken zusammen binden / daß die Vögel die Füßlein in den Wisch nicht verstecken können/ da wird man mit Verwunderung sehen / wie die Aemering und Spatzen/ absonderlich wann es geschnyen / häuffig darauf fallen; da muß man einen Drat nehmen/selbigen in einen Strohalm stecken / und vornen ein Häklein lassen / krumm gebogen/damit kan man die Vögel einen nach dem andern bey einem Füßlein erwischen/zu sich ziehen/ und entweder würgen / oder in ein langes darzu bereitetes Säcklein werffen / so merckens die andern nicht leichtlich/woferne man nur den Athem / so viel möglich/ an sich hält. Die Spatzen aber schreyen/ wann man sie ergreifft/ und verderben also das Spiel/ daher ist rathsamer/ man lasse sie bleiben / und ergreiffe allein die Aemerlinge. Diesen Vögel Fang hab ich auch im Colero gefunden/ in seinem 15. Buch im 60. Capitel.

CAP. CXLVII.

Weidwerck im Februario.

In diesem Monat / von der Fasten an / biß auf St. Johannis des Täuffers Tag/ soll von Rechts wegen der Widerstrich der Vogel frey gelassen / und deswegen bey wolbestellten Wirthschafften keinen zu fangen gestattet / sondern mit allem Ernst und bey Straff verbotten werden / wiewol man es an Orten / wo alles frey ist/ wie in Ungarn/ nicht so genau in acht nimmt/ weil man denckt / was ich überlasse/ das nimmt ein anderer / darum wird auch der Kranwethsvogelfang itzund mit wenigen Nutzen vorgenommen/ denn sie schon häuffig auf die aufgebauten übrigen Sommer-Wiesen streichen / die Würme daselbst zu suchen / und sich also des vorigen Geäses der Krantweth- und Meelbeer nicht viel mehr achten. So hat der Mistlerstich in den Häuseln auch ein Ende / weil sie sich um Liechtmessen schon zu paaren beginnen / auch die Beeren an den Misteln entweder gar abgefallen / oder meistentheils aufgefressen sind.

2. Wann es Schneewetter gibt/ (wie offt um diese Jahr-Zeit geschihet) so kan man das Schnee-Garn auf die Rebhüner brauchen / denn hernach muß man damit beschliessen / denn sie lauffen bald hernach voneinander/ und paaren sich.

3. Man kan auch in dieses Monats Anfang/ noch Fuchs und Hasen jagen / denn darnach thut man Schaden / man kan sie auch bürschen/weil sie im Schnee leicht zu spühren sind.

4. Die kleinen Vögel werden sehr aufgefangen/sonderlich wann es kalt ist/ bleiben sie lieber beysammen/und halten sich bey den Scheuren auf/ da sie leicht zu fangen.

5. Jetzt ist Zeit/sonderlich auf den Grentzen die Wölfe zu jagen.

CAP. CXLVIII.

Weidwerck im Martio.

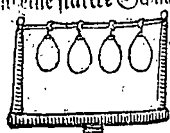
Jetzt haben die Kranweths-Vögel / Kernpeiß/ Lerchen/ und kleine Vögel ihren Zuruckstrich / währet aber über 14. Tage nicht / und ist besser/ man lasse sie mit frieden.

2. Die Schnepffen auf den Wiesen mit Steckgarnen zu fangen/denn sie sind jetzt lieber in den Wiesen/ die etwas sumpfig sind / und viel Kühfladen ligen; man kan sie auch mit Hoch-Netzen / oder welches noch besser / in Schnepfen-Panthern fangen/ oder in Klebgarnen von subtilem doch starcken Zwirn; die Mäschen müssen so groß seyn/ wie im Hasen-Netze. Die Höhe darff nicht mehr als dritthalb Klaffter haben.

3. In diesem Monat komen auch die wilden Tauben und halten sich gern bey den neu-angebauten Haber-Aeckern auf/ daselbst sie wol zu schiessen/ wann man Lock hat.

4. Itzt fängt man die Haselhüner das Monat durch/ sind am besten zu schiessen / denn jetzt paaren sie sich / und gehen sehr gern auf ihre Faltz-Pfeifflein/wann man recht locken kan.

5. Itzt kommen auch die Pirckhüner/da kan man die Hanen in der Faltz schiessen; man muß aber früher kommen/als der Han / sonst wird man ihn schwerlich erwischen; man fängt sie auch mit Strupfen oder Mäschen/ die werden gemacht von Schuster-Drat / und wol mit dem Pech geschmiert/daß es voneinander starr bleibt/und vom Regen und Wind nicht welck wird / nachmal einen Stab von einer Pircken einer Elen lang / genommen/ und ein Loch auf beeden Seiten hinein gebohrt/ und steck auf beeden Seiten zwey gute Spannlange Höltzer hinein/die verschlag wol / an diese bind eine starcke Schnur auch mit Pech bestrichē/ und mach die Mäschen daran / daß sie von dem untern Sitz-Stab eine kleine Spañen hoch aufgerichtet henken; doch sollen die Mäschen im Aufrich-



ten mit Unschlit wol bestrichen werden / damit aber von dem Lufft die Strupffen nicht abschleiffen / so heffte die Schlingen oben mit einem etwas wenig geklobenen Höltzlein zusammen; Item / mach eine Maschen in der Mitten / zu der andern auf gleiche Weise / so können sie sich nicht verdrehen / und kan der Vogel frey sitzen. Wann nun alles angeheftet wird/ und vor Wind und Regen verwahret ist/so bohre in der Mitten des Stabs ein Loch / und stecke solchen auf den höchsten Gipfel des Baums / aber starck und fest auf / so ists gerecht / etliche stecken auch rothe Schnaltzenbeer darunter / davon die Birckhanen überaus gern essen. Und obwol dergleichen Kliebhöltzlein alles starck zusammen halten / und von dem Wind nicht verruckt kan werden / so irren sie doch im Fangen gar nichts/denn es ist ein starcker grosser Vogel/ und mit seinem Abflug starck die Mäschen zusammen rucket/das alles an dem Hals zusammen laufft. Vor allem aber sehe man wol zu/daß der untere Sizstecken wol eingemacht werde/damit der Vogel/ weil er starck ist/ wann er gefangen wird/ und an der Mäschen fladdert/ solches nicht abreisse. Man braucht sonsten in diesem Fang einen Vortheil/ und lässt durch einen kleinen Hirten-Jungen (den die Hüner nicht viel achten/und gar nicht weit von ihme fliegen) solche von einem Baum zum andern treiben/ aber nur allgemächlich / und diß so lang / bis sie auf diesen Baum kommen/wo die Richtung ist/davon denn eines gefangen wird / da die andern gleichwol ihres Gespans Verlust nicht gewahr werden/dieweil er erst/wann sie wegfliegen wollen / gefangen und gehangen wird. Dann es haben die Birckhüner/ weil sie noch Küttweise fliegen/daß wann sie gleich von einem Baum abfliegen/ und sich auf einen andern begeben / daß allzeit eines davon auf den höchsten Güpf auf einen dürren Ast / oder sonst auf einen gelegenen hohen Sitz sich begiebet/ da es wohl umsehen / der Schützen und Raubvögel gewahr werden / und seine Gespäne warnen kan/ daher es schier unmöglich/ sie auf andere Weise abzuschleichen.

CAP. CXLIX.

Weidwerck / im April.

In diesem Monat kan man bis auf die Helffte den Schnepfen-Fang/wie im Mertzen/ vornehmen.

2. So lang auch die Haselhüner mit der Bürsch und Steckgarnen bekommen / denn so bald die grünen Botzen anfangen auszutreiben / so begeben sich die Hennen zur Brut / und verstecken sich in das dicke Gesträuche/darinnen halten sie sich ruhig den Sommer durch/ hat also diese Weidmannschafft ein Ende.

3. So lang kan man auch die Birckhanen bürschen/ so lang sie faltzen.

4. In diesem Monat ist die Tauben-Pürsch am besten / weil sie häuffig ins Feld streichen/ auf die angesäeten Felder/da kan man sie leicht mit einem Tauben-Ruff frühe Tages locken / und auf einem Baum bürschen/ denn itzt paaren sie sich am besten / und fliegen gern der Lock und dem Weibel zu.

5. Da ist zwar die Hasenbürst am besten/ weil sie spat nach der Sonnen Untergang aus dicken Wäldern auf die Haber-Felder zulauffen/die im Vorwarten leicht zu schiessen / und weil sie durch die Gehäge und gemachte Zäune / einen Paß durchzulauffen aussuchen / kan man an Regenwetter ihren Durchgang ausspüren / und dabey aufwarten/ oder man kan sich auf einen Baum machen / wo viel Creutzwege zusammen kommen / und wo ein Wald nahe bey den angebauten Feldern gelegen ist/ und den Hasen schiessen/sonst aber soll man zu dieser Zeit der Hasen schonen/weil sie meistens trächtig sind / ausser an denen Orten/ wo alles frey ist / als wie in Hungern/ dann man mehr Schaden/als Nutzen davon/ und werden mit einem Weibel etliche verderbt / die sie noch in selbigen Sommer hätten ausbrüten können / denn etliche nisten in einem Jahr / wann gute Witterung ist/ öffter als einmal im Jahr.

6. In diesem Monat werden die wolsingenden Fincken und Aemerig zur Lock im Herbst eingethan und verhalten / und sie/ wann sie kranck oder blind werden/ auf gute Art zu curiren / wie im 121 Capitel von den Sang-Vögeln weiter zu sehen / auch mag man also die Fincken blenden / wie oben schon gelehret worden.

CAP. CL.

Weidwerck / im Majo.

Wiewol in diesen und etlichen folgenden Monden / weil die Vögel nisten und brüten / kein sonderliches Weidwerck statt haben kan / so sind doch bey etlichen Geflügel Arten / der Männlein so viel / daß sie mehr verderben / als befördern / sonderlich bey den gailen und verbuhlten Wachteln / welche den Weiblein / wann sie brüten / offt die Eyer verderben/ also billich abzufangen sind.

2. Diß ist nun der vornehmste Fang/ dessen man sich in diesem Monat bedienet/wer davon wissen will/der besehe das 134. Capitel / von den Steck-Netzen / der mit dem Pfeiflein locket/muß wol und perfect können damit umgehen/denn die alten Wachteln sind arglistig/und erkennen bald den Betrug / da ist besser/ man habe etliche Chantarellen oder anlockende Wachtel-Weiblein/ es muß aber trocken Wetter seyn / und müssen nicht gelockt werden / daß sie die Zwerch über die Felder und Furchen lauffen sollen/sondern also muß man das Netzlein stecken / daß sie nach der Furch hinein fallen und lauffen können / sonsten / und wann es auch feucht Wetter ist / so flegen sie lieber / als sie lauffen / und fladdert einen über den Kopf vorbey / so dann dienet es/ wann es nicht windig / und stilles Wetter ist / daß man ein 6 oder 7 Klaffterlanges Klebgarn bey sich aufrichtet/und die Wachteln gegen dem Liecht/sonderlich wanns beginnt Abend zu werden / zu locken anfängt / sich aber wol auf den Boden hältet / so streichen sie ihm just hinein / und verschlagen sich.

3. Die wilden Tauben haben zwar itzt ihren Wiederstrich/sind aber lauter alte Taube/gleich in der Brut begriffen/daher mager und zäh/und wird mit einer jeden Tauben ein gantzes Brut/bisweilen auch wol zwey verderbt/ist also besser/man warte/bis sie bruten/und die Jungen ins Feld führen; im August-Monat/da sind sie fett und gut/besser zu essen/und leichter zu fangen.

4. Man pürschet zwar jetzo auch die Hasen/sind aber die Weiblein meistens trächtig. Daher man auch grossen Schaden thut; diese arme Thier haben ohne diß Feinde genug an den wilden und heimischen Katzen/sonderlich an den Füchsen/also soll man diese schadhaffte Thier/im Herbst und Winter/(wann ihre Bälge gut sind)verfolgen und abfangen; die heimische Katzen aber/die man um diese Zeit in den Feldern findet/todt schiessen und vertilgen lassen/weil sie die jungen Hasen und alles Geflügel abfangen.

5. In diesem Monat fänget man die Kreßler oder Wachtelkönig/die Gesnerus Sereke nennet/wegen ihrer Stimme/die ist gleich/als wann die Grasmäder ihre Sensen mit dem Schleiffstein wetzen; sie ziehen mit den Wachteln weg/und kommen mit ihnen wieder/werden in den Wiesen/(wo sie sich meistentheils aufhalten/und durch ihr Geschrey ihre selbst-eigenen Verräther sind) die Steckgärnlein mit Schnüren/daran Schellen gebunden sind/eingetrieben. Weil sie aber dasmal erst anfangen zu nisten/und sehr viel Junge brüten/ist besser/man warte bis gegen dem Herbst.

CAP. CLI.

Weidwerck im Junio.

In diesem und folgendem Monat ist das Weidwerck noch fast schlecht/und trägt nichts ein/man fängt zwar mit den Stecknetzen Wachteln und Kreßler/aber mit mehr Schaden als Nutzen.

2. Itzt soll man sehen junge wilde Tauben aus den Nestern/wann sie schon bald flück sind/abzunehmen/und mit Hirßen/Waitzen oder Erbsen aufziehen/und in einem besondern grossen Gemach frey umfliegen lassen/damit sie können auf die Tenne oder auf die Pürsche im Augusto gebraucht werden.

3. Itzt können auch junge Zahrer/Droschel und Amsel aus den Nestern abgenommen/und in einen saubern Zimmer ernährt werden/man muß sie aber sauber halten/und gibt ihnen Gerstengrieß und grobes Waizen-Meel/machts an statt des Wassers mit süsser Milch gröblicht an/und gibt es ihnen/man muß es aber alle Tag mit frischer Milch anmachen/sonst wanns lang stehet/wird es sauer/und die Vögel werden kranck; zum Getranck bindet man ein kleines Häderlein/das fein fäßrecht ist/an ein Höltzlein/taucht es ins Wasser/und steckts den Vögeln in das aufgethane Schnäblein/das thut man neben ihrem Geäse täglich gar offt/14. Tage lang oder noch länger/bis sie selbst fressen lernen. Die jungen Vögel/die noch etwas an Federn entblößt sind/kan man leichter aufbringen/als die grössern/denn sie sperren die Schnäbel viel eher und williger auf/als wann sie schon etwas erwachsen sind/lernen auch alles leichter/und thun lieber/was man von ihnen fordert und haben will; so bald sie allein essen können/gewöhnt man sie in die Häuslein/füttert und tränckt sie fleissig/und hält sie sauber an einem kühlen doch trocknen Ort; will man sie aber in die Finstere bringen/so werden sie Anfangs darüber traurig/dahero man sie desto besser mit Wartung und Reinigung verpflegen solle; etliche setzen sie/ihrer mit der finstern Einsetzung zu verschonen/nur in ein Zimmer/wo allzeit Leute sind/und wann sie anfangen wollen zu singen/so klopffet man nur mit einem Stecken auf das Kefigt/so schweigen sie wieder eine Zeitlang still; wolte aber das nicht helffen/so berupfft man ihnen die Federn am Bauch/und endlich über eine Zeit die Steußfedern/und besprengt sie mit frischem Wasser/so ists auch gut. Ihr Gesang währet 6. Wochen; kans also der Weidmann nach der Zeit zum Gesang hinaus setzen/nachdem der Fang dauren möchte. Hingegen die andern Vögel/die nur zu Lauffern/und zur Ruhr/und zum Plattnen gebraucht werden/darff man nicht ins Finstere einsetzen/daher wann man 2. singende/Amsel/Droschel und Zahrer hat/ist es schon genug.

CAP. CLII.

Weidwerck/im Julio.

In diesem Monat werden die Kirschen reiff/daher kan man Amsel/Gugelspaus und Kernbais mit Leimspindeln fangen/damit man sie hernach im Herbst zur Lock gebrauchen kan; auch kan man zwo oder drey Pantheren durch die Kirschbaum richten/wo sie absonderlich im anbrechenden Tage gern durchfliegen/wann man einen Gugelspaus oder mehr bekommt/kan man sie absonderlich im Kefich eingeschlossen auf die Kirschbäume stellen/und Leimruthen darauf richten/so stechen die wilden Vögel darauf/und wollen solche nicht leiden/werden also gefangen. In den Pantheren machen die Aglastern die gröste Ungelegenheit/und machen mit ihrem Geschrey alle andere Vögel scheuhe/daher ist am besten/Handschuh angeleget/(dann sie beissen hart) und den Hals und die Füsse abgeschnitten. Den Eulen/und andern unnützen Vögeln/wann sie in die Panthera kommen/macht mans auch also/weil sie sonst die Heide sehr beschädigen und nichts nütze sind.

2. Itzt kommen die jungen wilden- und Turtel-Tauben auf die Feldbäume/weil die Früchte schon anfangen reiff zu werden/daher man sie schiessen kan.

3. In diesem Monat/weil die Zeit des Vogelfangs herbey nahet/soll man in Fässer und Stübiche eingeschlagene Netze herfür suchen; und was etwan von Ratzen und Mäusen/oder sonst zernagt und zerrissen

rissen ist / nach und nach fleissig ausbessern und flicken. Auch soll man alle alte und leere Vögelhäusel zurichten und aussäubern/ damit man / wann der Fang angehet/ dieser Mühe überhaben sey. Item/ man soll ihm in Vorrath starcke eychene Stangen zur Schnepfen Panthera/ auch auf die Kranwethe-Vögel zum Leimbühel Stangen; item/ zur Panthera/ auch auf die Tennen/ was man für Holtz und Pfäle bedarff/ versammlen/ denn um diese Zeit bis zum Fang wird alles ausgetrocknet / leicht und starck/ nach Endung des Fangs kan alles wieder abgedörret/ wieder an einen saubern Ort unter ein Dach gelegt werden/ da ihm die Nässe des Regens und des Schnees nicht schaden / und alles desto länger dauren / und man dadurch manchen Unkosten ersparen/ auch das künfftige Jahr wieder brauchen kan. Am besten ist / man versehe sich mit dergleichen Holtz und Stangen noch im Winter/ wann die beste Zeit Holtz zu fällen ist/ sonderlich der Nacht- und Straiff-Netzestangen/ auch Lerchen-Netze Stäbe/ denn sie sollen dunckel und rüssig seyn / damit sie im dunckeln nicht zu weiß scheinen; item / kan man auch Mäschen und Strupffen eines zu 10. Haaren / braun oder schwartz zu Lauffbögen machen/ oder zu den Amseln und Troscheln zu 5 oder 6 Haaren / welche man zu den Henck- und Lauffbögen gebraucht / auch soll man etliche 100. Henck- und Lauffbögen von birckenen Ruthen machen/ und zum Vogelfang behalten / im Herbst muß man kein weisses Roßhaar darzu brauchen / weil sie die Vögel bald warnehmen / im Winter aber kan mans/ wann Schnee fällt/ nützlich brauchen. Nach Jacobi führen die alten Füchse ihre Jungen eine oder zwo Meilen weit von sich in eine andere Gegend/ und verlassen sie daselbst/ die alten aber komen wieder zu ihrer Fuchs-Höhle / und verbleiben in ihrer gewöhnlichen Revier.

CAP. CLIII.

Weidmannschafft / im Augusto.

IN diesem Monat wird das Weidwerck allenthalben besser und einträglicher: 1. Gehet der Wild- und Turteltauben Strich an / und fliegen mit Hauffen auf den Feldern/ sie mit Schiessen und Schlagwenden zu fangen/ denn sie sind truckens sehr begierig / absonderlich besuchen sie frühe / von 7 bis 8 und Abends von 4 bis 6 absonderlich / wo das Wasser salitrisch/ und als ein kleines Maräßlein auf der Wiesen zu spühren ist / da mag man Schlagwände welche sechsthalbe Klaffter lang/ und eine Klaffter und gute Spann breit/ aufrichten/ auf einer grünen Wiesen/ und sie also mit geblendeten Ruhrtauben anlocken. Und so bald sich eine schier bey ihm niederlässt / alsobald ziehen und nicht lang warten.

2. Itzt geht der Rebhüner-Fang an / wann der Schnitt vorüber / weil sie jetzund besser zu fangen / als nach Michaeli / da sie noch nicht so weit und strenge fliegen/ also daß man itzt ihren Fall leichter warnehmen/ und ihnen beykommen kan. Itzt gehen sie auch lieber in die Steckgarn / und in den Beeren / da hinein kan man sie mit einem Schild treiben/ sonderlich sind sie/ wo und wie sie ligen / wol ins Gesicht zu bringen / denn das ist das vornehmste / daß sie recht gesehen werden.

3. Itzund tyrasirt man auch die Wachteln/ mit einem guten vorstehenden Hunde/ und auf der Hand sitzenden Lerchenfälcklein/ den sie sehr förchten. Nach dem Schnitt fänget man offt gantze Kütt auf einmal / und halten die halbgewachsenen Wachtel den Tyraß desto lieber / und stehē also nicht leicht auf/ oder man lässt bey den Drechsler einen höltzern Vögel ausdrähen/ macht eine Schnur an eine Stangen / und bindet den Vogel daran / oder man richtet einen todten Sperber oder Lerchenfälckel/ als flüger zu/ vermacht die Federn im Papier/ daß sie nicht gesengt werden/ und dörret ihn etlichmal in einem Back-Ofen / und braucht ihn also / so ist er ringer und leichter zu regieren / das Ingeweid/ Hirn und Augen thut man weg / und macht ihm / an statt der Augen / schwartze Knöpffe von Glas in den Kopf; Ein anderer muß ihn regieren / der den Tyraß nicht ziehet / und muß ihn also hencken / daß er fein im Gewicht bleibe / alle 3. Monat mag man ihn also in dem Ofen dörren / so kommt kein Schab hinein/ und ist eine darinnen / so verdirbet sie.

4. Itzt kan man die Wachtel fangen/ wann das Feld abgeerndet ist/ und nur wenig Aecker mit Haber/ Brey oder Haiden absonderlich stehen blieben/ richtet man die Stecknetzlein / nach der Quer über die Feder auf / man macht aber/ daß sie genau bey der Erden auffliegen/ und treibet die Wachtel mit einem Seil / daran Schellen und Federn allezeit ein halbe Klaffter weit angebunden sind / aber gemach und nicht zu schnell; und stehet bisweilen/ daß sie nicht übereilet werden und auffstehen; diß kan man auch in den Wiesen im langen Grase brauchen. Item/ werden sie in diesem Monat mit der Stangata gefangen / davon besihe das 125. Capitel. Sie werden auch mit Mäschen gefangen / wann man Amsel-Lauffbögen mit Mäschen in die Furchen richtet / und ein wenig Hirse darneben streuet.

5. Fänget man auch die Lerchen mit dem Tyraß und einen Stoßfälckel oder Sperber/ wann sie in der Mauß sind / sind aber zu dieser Zeit ziemlich mager.

6. Die verhaltenen Fincken und andere kleine Lock-Vögel werden wieder an die Lufft allgemach gebracht/ und von Tag zu Tag liechter/ aber nicht an die Sonne gestellet werden.

7. Item/ soll man itzund Lock von kleinen Vögeln/ Grünling / Stiglitz / Hänffling / oder dergleichen / mit Leimspindeln oder auf dem Feld-Tenn fangen/ wann sie auf den Hanff oder salitriche Mauren fliegen / kan man Leimspindeln hinrichten / und die Flügel mit Aschen reiben / so bleiben sie.

CAP. CLIV.

Weidwerck / im September.

Erstlich fanget man durch diesen gantzen Monat die Tauben und Turteltauben.

2. Item/die Rebhüner/ doch weil sie nun anfangen starck zu werden/und weit zu fliegen/als kan man auf ihren Fall nicht so wol acht geben/daher sind jetzund die Steckgarnen nicht so gut als vorhin zu gebrauchen.

3. Der Wachtelfang ist in diesem Monat auch dienlich/dann itzt sind sie fett/ also besser abzuwürgen als zu mästen / dann nach diesem verstreichen sie bald aus dem Land.

4. Jtzt um S. Bartholomäi / oder ein wenig zuvor/ werden auch die Feld-Tenne aufgerichtet. Davon besiehe weiter das 129. Capitel.

5. 14. Tag vor und nach S. Michaelis ist der beste Finckenstrich / auf unterschiedliche Weise/ auf den Tennen / noch besser aber auf den Tesen / davon besiehe das 126. und 127. Capitel.

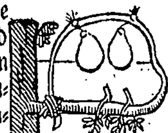
6. In diesem Monat / geht auch der Amsel- und Droschel-Strich an mit der Tesa und Panthera / mit den Blatnen / mit den Käutzlein und Wichteln / davon in diesem Buch an jedem Ort weitläuffig und besonders ist gehandelt worden.

7. In diesem Monat/14. Tage vor Michaelis fanget an die Lerche zu streichen/welche auf denen Feldern/wo es viel Haberhalme und andere Stoppeln gibt/fortfliegen/ und über Nacht darauf bleiben/daher mit Klebnetzen zu fangen sind. Man hat 30. Gärnlein bey dem rechten Lerchenfang / jedes 36 Schritt lang / deren setzt man zehen auf Stäbe oder Stangen / so 1 Klaffter und 4 Spann hoch sind / eines nach dem andern Schnur-gerade fort/ bis die 10 Netzlein durchaus gezogen sind / worbey 12. Stänglein seyn sollen/und an solchen eine Schnur nach der andern angeschlinget werden. Und vor allen muß man sie an beeden Enden mit einem Strick starck anspannen / daß diese Zeil der 10. Netze ohngefehr 360. Schritt machet. Die andern und dritten zehen Netzen der andern und dritten Reyh / werden etwan 17. gute Schritt/je eines von dem andern Parallel aufgeschlagẽ/ man richtet diese 3 Zeilen etwas wenigs gegen dem Licht und der Sonnen Aufgang/ und treibet gegen einem geringen Lüfftlein / (kein Wind muß nicht seyn) denn die Lerchen gern gegen dem Lufft flieget. Im Neumond sind sie am besten zu fangen / je tunckler es ist/ je besser ist es.

8. Item / fanget man die Lerchen mit dem Nachtgarn/ muß aber dunckel und der Mondschein unter der Erden seyn. Ist was unter dem Garn / und man hörts fladdern/so pfeifft einer dem andern/daß man die Stangen fallen lasse / würget also die Lerchen / und ziehet sie durch die Maschen heraus. Je liechter es ist / je schleuniger muß man fort gehen / und je danckeler das Wetter/ je gemacher/ doch muß man still seyn/ und allein mit Pfeiffen ein Zeichen geben / wann man das Netze soll fallen lassen. Man muß Abends vorspühren / und die Lerchen auf die Felder zusammen treiben / wo man des Nachts mit dem Nacht-Garn gehen will / der Wind hilfft auch wohl zu diesem Fang.

9. In diesem Monat schiesst man auch die Haselhüner mit dem Pfeifflein/wie im Martio/kommen aber nicht so gern/weil sie nicht gail sind/sondern Kütt-weise beysammen sind/und allein frühe Morgens nach den Eschenbeeren und Brombeeren sich voneinander theilen/und nachdem ihnen von den Alten gelockt wird / wieder zusamen lauffen. Da kan man sie in den Wäldern/wo viel Brombeer stehen / welche sie gern fressen / aufsuchen / und mit den Weibel-Pfeifflein locken / und sich hinter einem Baum verborgen halten / und so eines zu dir anlauffet/ so sey hurtig im Schiessen/ und also gehe von einem Ort zum andern. Kommen sie nicht/so sind sie gewiß beysammen / die muß man suchen und aufjagen / so bekommt man sie zu Zeiten mit dem Ruff einschichtig.

10. In diesem Monat richtet man in die duncklen Thäler 10. Tage vor Michaelis die Henckbögen/auf die Droscheln und Amseln / die werden aus birckenen Ruthen gemacht nach dieser Manier unterhalb thut man Eschenbeer/ die Mäschen werden von 4. oder 5. schwartzen Roß-Haaren gedrehet/und oben wol verknüpfft / daß sie der Vogel nicht kan ausziehen / vor den Wind stecket man gar kleine Höltzlein an die Mäschen / wie oben im Martio bey den Birckhünern ist gedacht worden. Solcher Bögen macht man etlich hundert/ die müssen mittelmässiger Grösse seyn/nur so groß/ daß ein Vogel seinen Kopf recht in die Schlingen bringet / hingegen die allzugrossen Bögen nichts nutz sind/ weil die Vögel offt durchhupfen / und nicht gefangen werden / oder von den Mäschen an einen Fuß gefangen werden / davon sie schreyen und fladdern / daß sie von den Raubvögeln oder Alstern davon gerissen werden.



CAP. CLV.

Weidmannschafft / im October.

In diesem gantzen Monat durchaus / weil die Steck-Garne nichts mehr taugen / so muß man den Treibzeug gebrauchen zum Rebhüner-Fang / und den Tyraß.

2. In diesem Monat fängt man auch auf den kleinen Tennen/Stiglitz/Grünling / mit den Hänfflein noch 3. Wochen / nachmalen hat der Strich ein Ende / weil sie schon verstrichen sind / und ausser Landes gehen. Also hat es auch mit dem Fincken und Aemeringen eine gleiche Bewandnus.

3. Die Amsel und Droscheln werden itzt im besten in den Pantheren und Tesa gefangen / das Plattnen

thut darum nicht mehr recht gut / weil das Laub nunmehr von Bäumen abfällt / so kommen die Vögel nicht gerne. Hingegen wo es viel Kranweth- und Meelbeer-Stauden gibt / wo sich diese Vögel gern aufhalten / richtet man etliche Stuck Pantheren durch / also kan man im Durchstreichen viel davon fangen.

4. Der Lerchenfang wird dieses Monat durch continuirt / dann itzt werden sie von Tag zu Tage fetter / und angenehmer zu essen.

5. Item / noch 14. Tage gehen die Haselhüner in diesem Monat noch gern auf die Lock / hernach verstreichen sie auseinander / und gehen paarweise in ihr Winterläger / in die dick verwachsene Häßler / oder Buchbäumene Wälder.

6. In diesem Monat fängt man die Amsel und Droschel am besten / wann aber die Wälder schon bloß sind / thuts nicht mehr gut / hingegen macht man Lauffbögen durch die Zäune / und in Meelbeer- Wachholder- Schlehen- und Hundsbeer-Gesträuche. Dann an diesen Orten halten sie sich am liebsten auf / wo sie Weide finden / und nicht in den Wäldern / wo sie die Raub-Vögel fürchten müssen; Da kan man Abends in die Mitte des Gehäges / eine Panthera von 6 oder 8 Klaffter lang / und ein Klaffter hoch richten / und über Nacht stehen lassen / des Morgens mag man zeitlich / was gefangen ist / ausnehmen / oder man richtet Lauffbögen mit Mäschen / muß aber die Erde darunter rein ausgebutzt seyn / so kommen sie lieber / und hoffen ein Würmlein zu finden; die muß man aber täglich fleissig besuchen / sonst kommen Dieb / Raub-Vögel und Thier zuvor / und nehmen die Beut hinweg.

7. Nach Colmanni oder S. Galli Tag haben die Kranwethsvögel / Zahrer und Hernbeiß ihren Strich / die fängt man mit den Schlagwänden / welche 6 Klaffter lang seyn müssen / darzu man auch Ruhr- und Locker hat / auch ist itzt die beste Zeit mit der Panthera / davon im 124. Capitel zu ersehen ist.

8. Itzt wird auch der Leimbühel von denen / die arm sind / am nützlichsten aufgerichtet / auch werden sie sehr in den Mäschen gefangen / wann man ihnen Steigel mit Bögen machet.

9. Itzt gehet auch die Zeit an / die wilden Schwein zu fällen / dañ weil ihnen die Sommers-Hitz sehr beschwerlich gewesen / halten sie sich itzt gern in denen sumpfigen Waldungen auf / allwo sich in den Marassen einwühlē / daselbst kan man auf Bäumē aufpassen / und sie von dort ausschiessen / darauf sie auch die Menschen nicht so leicht wittern und warnehmen können. Itzt haben sie die beste Weide / Eycheln / Bucheckern / Haselnüß / und allerley wildes und gepeltztes Obst / neben dem Getrayd auf den Feldern / davon wird ihr Wildpret fett / mürb und delicat, und das währt bis H. drey Könige-Tag / dann tretten sie in die Brunst / und werden wieder mager.

10. Itzt ist auch der beste Schnepfen-Fang diß gantze Monat durch / denn dazumal fliegen sie aus den Wäldern um Abend-Zeit auf die Sand-Äcker / wo sie ihre Nahrung suchen / kommen itzt mehr auf die Bau-Äcker als auf die Wiesen / denn muß man zu Abends / wann man zum Gebet läutet / zwischen die Wälder und Felder / und wo du ihren Strich merckest / da mercke den Ort wol / wo sie fliegen / richte darnach ein Hoch-Netz / also kan man / wann man einen Flug gefangen / des andern Tages Abends wieder auf einen andern Strich / wo man etwas vernimt / richten lassen / denn der Schnepfe seinen ordentlichen Flug hat / hin und wieder in den Wald; vor allen Dingen taugt darzu die Schnepfen-Panthera / die kan man über Nacht aufgerichtet stehen lassen / doch muß die Nacht still und finster seyn / diese Pantheren hangen eine halbe Manns-Höhe von der Erden / sonsten aber gantz frey wie die Klebgarnen / man muß allein acht geben / wo sie aus- und einstreichen / muß aber kein grosser Wind seyn / sonst fliegt der Schnepf wieder zuruck / oder über das Netz hinüber; Im Vollmonden taugt dieses Weidwerck auch nichts / diese Panthera muß einen Zugstrick ohne Knöpffe haben 50. Klaffter lang.

11. Itzt vor Ende des Monats / streichen die Schnepfen auch gern auf den Wiesen / wo es viel Kühefladen gibt / darinnen sie ihre Nahrung suchen / wie auch an sumpfigen Orten / wo röthlicher Schlam ist / da streichen auch fremde Schnepfen um Mitternacht hin / da kan man die Schnepfen-Panthera überaus wol richten / etliche Stück nebeneinander / nachdem die Wiesen breit ist / auf vierhalb Klaffter hohe starcke Stangen / denn die Schnepfen streichen / sonderlich gegen den Winters-Zeiten von Weiten / und fallen offt um Mitternacht in die Wiesen ein / diese Schnepfen-Panthera müssen von starcken Kürschner-Zwirn gestrickt / müssen 3 Klaffter hoch seyn / und 1000. Mäschen in die Weite / davon die Länge 5. Klaffter hat. Die Spiegel sind eines 12. jährigen Knabens Spann lang und breit / 100. in die Länge / und 12. in die Höhe / von guten Spahet-Schnüren; Der gröste Vortheil ist / daß die Pantheren viel Inngarn haben / so sind sie auch desto gefängiger.

12. Man kan die Schnepfen auch in Wäldern / wo Bircken-Gesträuch und sumpfig ist / mit Steck-Netzen fangen / treib sie / wann die Sonn im Untergang ist / mit Schlafglocken und mit Peltzen bekleidet / man kan sie auch mit Feuer und Rauch treiben / wie die Rebhüner.

13. Man richtet auch in den Wäldern Mäschen / von 10. oder 11. zusamm-gedreheten Roßhaaren / in grossen Bögen auf die Fußsteige gerichtet / deren kan man in die 50. Stuck machen / müssen aber starck seyn / und tieff in die Erden gesteckt werden / die 2 Mäschen müssen 3 Finger breit von der Erden stehen. Die niedern Mäschen kommen ihnen an die Füsse / die werden durch ihr Umfladdern von wilden Thieren gefressen / und unnützlich verwüstet.

14. Itzt geht die Hasen- und Fuchsbürsche an / den Hasen auf den Ruben-Aeckern vorzuwarten / und kan man ihnen vor dem Wald / woraus sie streichen / ein paar Hasengarn aufrichten / und mit einem Strick oder Klatschen der Hände eintreiben / die Netz aber muß man erst richten / wann die Hasen schon in den Ruben-Aeckern sind / etwan ein Stund in die Nacht / und müssen Leute beym Netz bleiben / die das eingefallene Wildpret bald abschlagen / wann die Ruben fürüber / gehen die Hasen gern in den neu-aufgangenen Waitzen / da kan man ihnen vorwarten / oder Netze richten / wie erst gemeldet.

CAP. CLVI.

Weidwerck/ im November.

Dieses Monat über werden die Rebhüner auch mit dem Treibzeuge gefangen / bisweilen fänget mans auch mit dem Nachtgarn/ so aber gar selten geschiehet / ist aber bloßes Glück / und nichts darauf zu bauen.

2. Bis auf Martini fänget man noch die Lerchen mit dem Nachtgarn / denn mit der Klebgarnen ist es nicht mehr der Mühe werth / sonst sind sie gar fett.

3. Nunmehr sind die Zip-Droscheln und Amseln fast verstrichen / doch fängt man mit den Lauff-Bögen jetzt Kranweths-Vögel/ Zahrer und Wein-Droscheln / die werden dahin gerichtet / wo es viel Kranwethbeer gibt/ dan in der Kälten fressen sie lieber Kranweth- als Eschenbeer / man macht auch viereckichte dick in einander geflochtene Zäun mit Kranweth-Stauden / lässt ein Ort allein offen / den überzieht man mit einem Spahet/ und hänckt etliche Mäschen daran / hinein aber in die Mitten wirfft man viel Kranwethbeer hinweg / wann diese der Vogel ersihet/wird er am Hineinschliessen gefangen. Dann itzt ist der beste Strich auf die Kranweths-Vögel.

4. Jtzt kan man noch Schnepfen an mosechten Orten bekommen / so bald es aber anfängt zu schneyen / so verlieren sie sich alsobald / und streichen davon.

5. Jtzt gehet der Mistler-Stich an/dieweil es gefreurt/ und sie keine Würme mehr bekommen/ als suchen sie die Mistlerbeer / und wollen andere nicht leiden / und ihr Neid verursacht ihren Tod/den indem er den andern im Stichhäusel nicht leiden will / wird er selbst gefangen und erwürgt / das ist ein richtiger Fang / und man kan über 20. Stuck eines Tages fangen / das Stichhäusel hängt man mit einem Haken an einem Baum / wann nicht mehr da zu fangen ist / so geht man weiter / und hängt das Häusel an ein andern Baum / wo man Zahrer merckt/ ist besser/ wann es kalt und Schneegewitter/ wann man 2. Lockvögel hat / kan man einen Tag um den andern abwechseln.

6. Jtzt weil das Laub abfällt/ bleiben die Hasen nicht in den Wäldern / sondern sitzen gern in den Dorn-Gesträuch / und in freyen Feldern / auch in den Gehägen / wo es Waitzen-Aecker gibt / da ist ihnen aufzupässen.

7. Jtzt weichen die Füchse aus den hohen und schneeichten Gebürgen in die Felder / und suchen Mäuse / da selbst man ihnen vorwarten kan / auch kan man sie mit dem Ottereisen fangen / das muß in eine Gruben gerichtet / mit Baum-Mies und Reise verdeckt / und ein junger Haan dabey gerichtet werden / dem legt man einen schwartzen Zwirn um den Hals/ und zieht ein wenig an/ auf 100 Schritt in einem Hüttel / so unter einem Strauch ist / so schreyt der Haan unerhört / und locket den Fuchsen bald zu sich / wann man einen Baumheckel haben kan / ists noch besser / dann sie schreyen greulich sehr.

8. Jtzt braucht man auch die Wolffs-Gruben / die sind am besten hinter den Gärten bey den Mayr- und Schäfer Höfen/ oder wo grosse Strohtristen sind/ darinn fängt man Füchse und Wölffe / auch werden itzo so wol Füchs/ als Hasen/mit dem Zain gefangen/den man an die Zaun-Lucken leget/ wordurch sie zu schliessen pflegen / denen setzet man den Zain vor / so muß er hinein fallen / und Haar lassen. Die Zain werden von eisernen Drat gemacht / die Messingen aber sind die besten/ weil aber dieses Aas-jägerisch und verbotten ist / will weiter ich davon nicht melden. Man fängt auch itzt so wohl Füchs als wilde Katzen in den Falleisen / muß aber mit grösser Vorsichtigkeit gebraucht seyn / daß kein Mensch oder Thier darein kommen / und sich verderben kan; auf die Wölffe werden auch dergleichen Fallen gebraucht / wie solche in der Straßburgischen Edition Herrn Melchioris Sebizii, in des Caroli Stephani verteutschten Büchern / vom Feldbau im 15. Buch/ am 12. Capitel zu finden ist / dahin ich den günstigen Leser bescheiden will.

CAP. CLVII.

Weidwerck im December.

Jetzt halten sich die Kranwethsvögel / Droscheln und Kernbeiß nicht so häuffig beysammen / und sind lieber in den niedern Kranweth-Büschen/ daher fängt man in den Lauff-Bögen im Schnee mehr/ als auf dem Leimbüchel / hingegen im Jenner und Hornung schocken sie sich besser / daher auch bequemer im Leimbüchel zu fangen.

2. Diß Monat durch fängt man die Zahrer auf den eychenen Misteln in den Stichhäuseln.

3. Jtzt kan man auch / wann frischer Schnee fällt/ die Rebhüner mit dem Schneegarn am besten fangen/ und so fortan/ so lang der Winter währet.

4. Jst das Jagen auf die Rehe/ Hasen / Füchs und Wölff am besten / weil die Spur im Schnee am leichtesten / auch werden die Wölffe mit Selbst-Geschoß gefället / bedarff aber grosse Aufsicht.

5. Jtzt fressen die Hasen gern allerhand Baum-Mistel mit den Beeren / wann man solche in den Wald streuet/ und einmal einer darzu kommt/ so kommt er gewiß die andere Nacht auch hin / da kan man seiner auf einem Baum warten / und ihn schiessen.

6. Jtzt thun die Habicht bey den Häusern grossen Schaden / fangen die Tauben und Hüner sehr ab / die werden mit viereckicht aufgerichteten Netzen abgefangen / wie an seinem Ort beschrieben worden.

7. Man soll des Weidwercks der wilden Schwein/ allein von S. Gallen an/bis auf den Christ-Abend/oder längst H. drey König-Tag/sich gebrauchen/weil sie hernach die gute Kost von Eycheln / Bucheckern / Haselnüssen / Kesten / und allerley dergleichen Früchten und Geäse verlieren / und weilen sie nach dieser Zeit anfangen in die Brunst zu tretten/und sich den Winter durch

mit Farren Wurtzen und andern betragen müssen/ also werdē sie wieder mager und ungeschmack am Wildpret.

8. Wann alles schon gefrieret/ so lauffen Füchs und wilde Katzen gern nach dem Hasengeschrey/ denn da können sie wegen der Kälte nicht Mäuse fangen/ also schopt man einen Hasenbalg aus/ begibt sich damit in den Wald/ wo sich Füchs und wilde Katzen gern aufhalten/ gegen Abend/ denn da sind sie sehr hungerig/ begebe sich mit seinem Rohr auf einen dick-poscheten Baum/ aufs wenigst einer Manns Höhe/ wo sie ihn so leicht nicht erwittern können/ aber vorher hänge er den Hasen auf ein Gesträuch gar nieder/ nur zwey oder drey Schritt von dem Baum/ nehm einen so langen Erdfärbigen starcken Faden/ bind ihn an den Hasen/ setze sich gar ruhig auf einen Ast/ halte das Rohr fertig gegen dem Hasen/ und so offt er mit dem Hasen-Geschrey plerret/ zuck er den Faden/ daß sich der Has rühre/ so ist man versichert/ kommt was hinterwärts oder nebenwärts/ so springt das Thier gleich auf den Hasen/ und kan man ihn leicht schiessen.

CAP. CLVIII.

Wie die Vögel mit truncken-machenden Gästen gefangen werden.

Diejenigen/ die mit gifftigen Sachen/ solche Vögel/ so der Mensch zur Speise gebraucht/ zu fangen sich unterstehen/ begehen meines Erachtens/ eine grosse Verwegenheit/ und Wagniß/ dardurch sie sich selbst und andere ins Verderben und Unglück stürtzen können; daher solches weit rathsamer zu unterlassen/ als zu thun; habe aber gleichwol/ wann man etliche schädliche Vögel/ als Raben/ Krayen/ Geyren/ Weyhē und dergleichen/ wegbringen wolte; etliche von den alten zu diesem Ende dienende Mittel hieher aufzeichnen wollen; damit so viel möglich/ nichts möchte abgehen/ was zur Lust und Nutz eines Hauswesens dienen könte.

Cardanus schreibt de rerum variet. l. 7. c. 35. daß die Hüner und andere Vögel/ denen Veratrum album mit ihrer gewöhnlichen Speise beygebracht wird/ oder welchen man unter ihre Geäß weisses Auripigment kochet/ davon sterben/ und setzet doch/ man möge sie sicher essen; das ich doch nicht rathen wolte.

Item de Subtilitate lib. 13. schreibt er/ daß er Nucem vomicam ein Kräenäuglein gepulvert auf ein Fleisch gestreut/ und habe etliche davon fressende Krayen also mit den Händen dabey erwischet.

Andere befeuchten auch das mit Kräenäuglein bestreute Fleisch vorher mit Hönigwasser/ darinnen aber schwartze Nießwurtz/ Bilsenkraut/ mit samt der Wurtzel/ Schellkraut/ Operment oder Rauschgelb/ gekocht worden.

Es sagt auch ferner Cardanus, daß die Vögel/ welche von Körnern/ die mit Brandwein/ oder Weinlager/ mit etwas Schierling cicutâ vermischt/ oder nur allein in starcken Weinläger geweicht sind/ fressen/ daß sie davon daumicht werden/ und also mögen gefangen werden/ sonderlich welche Schaarweise beysammen fliegen/ als Rebhüner/ wilde Gänse und Endten.

Andere setzen diß Recept: Nimm Tormentill-Wurtzen/ schneide sie zu kleinen Stücken/ sieds mit Korn/ Gersten/ Waitz/ Habern oder Hanff im Wein/ lege ihnen die Körner an ein Ort/ wohin sie zu kommen gewohnen/ so werden sie/ wann sie davon fressen/ truncken und taub davon/ daß sie nicht fliegen mögen/ und fallen zur Erden/ daß man sie mit den Händen fangen kan/ ist aber im Winter am besten/ wann grosser Schnee ist/ und die Vögel sonst wenig zu fressen finden.

In vornehmen Apotbecken findet sich ein Pulver/ das aus India von dem Baum/ Lignum Moluccense genannt/ gesammlet und heraus gebracht wird/ dessen Frucht gleicht fast einer Haselnuß/ ausser/ daß sie kleiner/ ein weichere und schwärtzere Schalen hat/ und dessen Holtz Pavana Moluccensis oder Lignum Pavanum in der Apotheken genannt wird; die Frucht macht man zu Pulver/ und streuet ein wenig davon unter den Reis oder anders Geäse/ so die Vögel gern essen/ wann es ein wenig gesotten/ und dem Geflügel vorgestreuet wird/ so bald sie davon kosten/ fallen sie dahin/ daß mans leicht mit Händen ergreiffen kan; wie D. Jonston lib. 9. c. 6. art. 2. fol. 458. bezeuget; das Pulver von Holtz soll gleichmässige Wirckung haben.

Oder/ nimm Gersten-Mehl/ Ochsengall und Bilsen-Saamen/ mache daraus ein Mus/ das thue auf ein Bret/ und stell es auf einen Tenn/ so werden die davon fressenden Vögel so tumm und toll/ daß man sie mit den Händen fangen kan. Oder/ nimm Gersten/ Fliegen-Schwamm und Bilsen-Saamen/ sied alles untereinander/ und richte ihnen damit.

Herr Colerus sagt/ wann man Rockenmehl nimmt/ rühret es unter Weinhefen/ lässet es acht Tage also stehen/ und legt darnach Schelkraut hinein/ und lässt es darinnen baitzen/ und wann die Vögel von diesem Geäse essen/ werden sie betäubt.

Item/ nimm Operment, leg es in ein Wasser/ seud Rockenmehl/ oder welchen Saamen du wilt/ den die Vögel gern essen/ die du fangen wilt/ und streue es ihnen für.

Doch soll man diese Discretion brauchen/ daß man was gifftige Sachen und Kräuter sind/ allein für die Vögel gebrauchen solle/ die man nicht isset; für die zur Kuchen gehörigen/ allein solche Ingredientien/ die den Menschen an seiner Gesundheit/ ohne diß unschädlich sind; Und daß man sonderlich den Kopf von dergleichen Vögeln/ wie auch den Magen und das Ingeweid alsobald hinweg wirfft.

CAP. CLIX.

Von den Papageyen und Sittig / Indianischen Raben und Paradiß-Vogel.

Ich hätte dieses Vogels zu gedencken wol unterlassen können; weil aber dergleichen Geflügel in edlen Häusern wegen ihrer Schönheit / und artlichen Gelernigkeit offtmals erhalten werden; solche lang und über Menschen Gedencken manchmals leben / auch nicht jederman weiß / damit recht um zu gehen / habe ich derer eine kurtze Anregung thun wollen.

Der Papagey ist ein artlicher / geschicklich- und geschwätziger Vogel / der nicht allein reden / sondern auch allerhand Stimmen der Thier / als singen / krayen / bellen / lachen / weinen / und dergleichen / nachahmen kan; sind von vielerley Grösse / Farben und Arten unterschieden / werden aus Indien / die meisten von Cuba und Manacapan zu uns überbracht; es gibt auch eine Art groß / schön von Farben / aber etwas ungelerniger / die man Indianische Raben heisset; auch sind etliche in der Tauben / etliche in der Kranwethsvögel / auch etliche nur in der Schwalben und Spatzen Grösse; je kleiner aber sie sind / je einen längern Schweiff haben sie / der Papagey hat etwas sonderliches an sich / daß er wie das Crocodill / allein den obern Theil des Schnabels bewegen kan / hat eine sehr dicke breite Zungen / und in dem innersten Theil des untern Schnabels eine Oeffnung / fast einer Erbsen weit / auf dem Schnabel fängt er sich / wann er auf die Erden flieget / und hilfft mit dem Schnabel dem gantzen Leib fort / wann er ab- oder aufklettert.

Wann er lernen soll / muß man seinen Kefich bedecken / ihm einen Spiegel auswärts anhängen / darinn er sich besehen kan / und muß ihm etliche Wort / die er lernen soll / gegen den Abend / wann sie gessen haben / offt für sagen / auch Morgens wiederholen / so vermeynt er / der Papagey im Spiegel thue solches / und befleissiget sich desto emsiger es nachzudichten / am besten geschiehet dieses im Dunckeln; eine Weibs- oder Kindes-Stimm wird er ehe nachsprechen / als eines Mannes.

Sie trincken von Natur nicht / aber baden sich gerne / und ist ihnen sehr nutz / wann sie offt mit Wein klein eingesprühet / genetzet / und also befeuchtet werden / ihnen den Staub und das Ungezieser zu vertreiben / sie kriegen davon sehr schöne Federn / dann sie lieben die Sauberkeit / sonst bekommen sie bald das Podagra / und muß der Boden ihres Hauses allzeit über den andern Tag heraus genommen / ein anderer sauberer hinein gethan / abgeputzt / und also offt umgewechselt werden.

Ihre beste und gesündeste Speise / ist Semmel zerbrockt / oder die Schmollen gantz davon / die muß in Wasser geweicht / die übrige Feuchte wieder ausgedruckt / und also in ihre Nüschlein täglich gelegt werden; theils weichen die Semmel auch in Wein oder Bier. Mich hat aber ein Papagey-Händler versichert / daß ihnen das Wasser am gesündesten und besten sey / sonst können sie / ohn allen Getranck / gesund und frisch leben. Gibt man ihnen aber Wasser oder Wein / so schledern und trincken sie wol / ist ihnen aber nicht gesund / und bekommen davon leicht den Durchfall. Sie fressen auch sonst allerhand Obst / Kesten / Nüsse / Aepffel / Mandel / Zucker; am besten und unschädlichsten aber ist es ihnen / man lasse sie bey Semmel und Wasser verbleiben; gesaltzene Speise ist ihnen sehr schädlich / und sollen davon verrecken. Wann sie recht gehalten werden / leben sie auf hundert und noch mehr Jahr.

Die weissen Papagey / und die grauen mit den rothen Schweiffen / sind gelerniger als die andern / wiewol sich auch unter den grünen etliche gute finden / etliche aber lernen nichts / schreyen und kirren nur / daß einem die Ohren davon gellen.

Die Sittich reden nichts / aber lachen und pfeiffen / weinen auch / der Gleichheit nach / wie die kleinen Kinder / wañ sie kranck sind / oder gestäupt werden / sind nicht viel grösser als ein Droschel / aber langschweiffig / gantz Grasgrün / und am Leib etwas liechter; der Schnabel und die Füsse sind röthlicht und Fleischfarb sonderlich auswärts / inwendig sind sie etwas danckeler. Das Männlein hat um den Hals ein Ringlein gelbgrünlicht.

Ihre Speise ist gleich den Papageyen / geweichte Semmel und anders Obst / auch Hanff / und Kerne vom wilden Saffran; er lebt von zwölff bis funffzehen Jahren / wie D. Olina in seiner Uccelliera fol. 17. bezeuget.

Beedes Sittich und Papageyen sind einer fremden Specht-Art / weil sie (wie diese) nur vier Zähen / vornen zwey und hinten zwey haben; die Füsse brauchen sie / wie der Mensch seine Hände / und fressen ihre Speise also / daß sie die mit den Füssen zu ihrem Munde langen.

In der Indianischen Insul Gracchana (wie Gesnerus meldet) werden sie gemästet / und für ein Schleckbißlein gehalten / und soll ihr Fleisch die Gelbsucht vertreiben.

In der West-Indianischen Insul Cuba (wie Jan de Laet vermeldet) werden die Papageyen / als gar einfältige Vögel / also gefangen: Man setzt einen Knaben von 11. oder 12. Jahren auf einen Baum / bedeckt ihm das Haupt mit Gras / Laubwerck oder Stroh / setzet ihm einen lebendigen Papagey auf die Hand / den der Knab auf den Kopf zwickt oder schlägt / bis er kläglich und laut zu schreyen anfängt / da fliegen die wilden Papagey häuffig zu / und setzen sich auf denselbigen Baum / entzwischen hat dieser Knab in der andern Hand ein Stecklein mit einer Mäschen / damit weiß er mit geschwinder List / bald dort / bald da / sie bey den Köpf anzufassen / und zu sich zu ziehen / in einen Sack zu werffen / oder zu erwürgen / und unter dem Baum herab fallen zu lassen; also fangen sie / so viel sie wollen / und essen sie / weil sie jung sind / welches meistentheils im Majo vorgenommen wird.

Der West-Indianische Rab / ist wie ein grosser Papagey / fast noch einmal so groß / gar schön von rothen /

grünen/gelben und vermengten Federn/sein Gang/Geschrey und Geäse ist auch gleich / er ist nicht kleiner als unsere Raben. Wird von vornehmen reichen Leuten/ weil es etwas seltzames ist / ernähret und gehalten.

Der Vogel Aracanga aber/den D. Nyland den Ost-Indischen Raben nennet/ist nur so groß als eine Taube/ mit einem Finger-langen Schnabel/ der breit/ und vornen zu scharff ist / und stehet das obere Theil über das Untertheil her / schwartz und untersich gekrümmet / hat weite Nasenlöcher / und ein grosses Maul / welches er bis an die Augen auffsperren kan / dergestalt / daß die Oeffnung mit dem Schnabel einen Triangel macht.

Die Zung ist kurtz / die Augen aus dem Schwartzen blaulecht/unter dem Kopf/ welcher breit ist/und an dem Halse hat er viel herab hangende schwartze fleischige Gewächse/wie Dütten/eines Fingers lang/der Kopf ist mit dunckelbraunen/ der gantze Hals/Brust/ Bauch/Leib/ und obere Schenckel mit fahlen Federn besetzt / welche vornemlich auf den Rucken mit schwartzen / und gegen dem Schwantz mit grünen untermengt / hat einen langen schmalen Schwantz von einer Feder.

Die Unterschenckel sind schwartz/ eines Fingerslang/ hat zwo Klauen / und die dritte strecket er hinden an den Fuß aus/daran sind schwartze scharffe Nägel/ die unter die andern vermischte grüne Federn / geben ihm die äusserliche Gestalt der Farb aus dem grünen. Sein Geschrey lautet als Kock / Kick / auch wohl Kur / Kur.

Paradis-Vogel/Avis Manucodiata, wird in India Orientali australi und Nova Guinea in der Insul Aru gefunden/ in der Grösse einer Turteltauben/ mit rothen Flügeln/sie lassen sich neun Monat lang (weil sie wenig Federn haben) gar selten sehen. Im Augusto, und die zwey folgende Monat aber / kommen sie Schaar-weise wie die Stahren/fressen von hohen und ästigen Bäumen rothe Beeren zu Abends / auf diese Bäume hencken die Inwohner kleine durchfensterte Hüttlein/daraus schiessen sie hernach diese Vögel mit aus Rohr gemachten Pfeilen. Unter dem Baum / nehmen die darauf Wartende/ die abgefallenen Vögel / thun alsobald alles Ingeweid / die Füsse und theils Fleisch hinweg/ und stecken ein heisses und glüendes Eisen hinein / so sie schon in Bereitschafft halten/dörrens hernach in einem Rauchfang/ und verkauffens den Handels-Leuten.

Diese Vögel/wann sie Abends in der Insul Aru auf einen Baum kommen / bleiben sie unbeweglich darauf/ bis ihr Königs-Vogel/ der mit schönen gläntzigen Gefider/unserm Spatzen an der Grösse sich vergleichet/zum Fortziehen ein Zeichen gibt. Wann man den König schiessen kan / so mag man die übrigen fast alle bekommen/ weil sie nicht wegfliegen. Sie haben Füsse / wie andere Vögel/ aber etwas kleiner/ werden von den Indianern Burung Aru genennet.

CAP. CLX.

Wie die Raubvögel zu fangen.

Die Sperber / Sprintzen und Lerchen-Fälcklein werden also gefangen: Man macht ein Netz von grünem oder blaulichten subtilen doch starcken Zwirn oder Seiden/damit man vier subtile Stänglein/ die im Quadrat eingesteckt sind / umrichten / und oben anhencken kan / daß jede Seiten derselben / etwan drey Elen austragen möge / und wird im Herbst oder Frühling in die Felder gerichtet / wo man aus Erfahrung weiß / daß es dergleichen Raubvögel gibt.

Die Mäschen an dem Garn müssen noch etwas grösser seyn / als bey den Klebgarnen / in dieses Netzes Mitten setzet man junge hungerige Vögel/ die sehr schreyen/ und hin und wieder fladdern / wann der Sperber oder das Fälcklein ihrer gewahr wird / stösset er begierig und schnell darauf / daß er in den weiten Mäschen sich also verschlägt und einhenckt / daß man ihn offt mit harter Mühe auslöschen kan; also werden auch die Falcken und grössern Raubvögel gefangen: Man muß aber/an statt der kleinen Vögel / eine weisse Henne / oder weisse Tauben hinein setzen; Etliche lassen die vier Wände dieses Netzes oben eröffnet / von andern aber wird es oben auch mit einem gleichförmigen Netze eingedeckt; so bald sich ein Raubvogel gefangen / den man zum Baissen behalten will / muß man ihm / weil er noch im Netze ist/die Flügel mit einem Spaget wohl binden / damit er ihm mit dem Umfladdern keine Federn zerstosse oder abbreche; wanns aber Weyhen/Fischahren oder Hünergeyer sind / mag man sie wol gleich im Netze würgen / so sind desto leichter auszulösen.

Fast auf diese Weise / sagt Bellonius in seiner Orientalischen Reis-Beschreibung / daß sie bey dem Ponto Euxino die Habicht und Sperber pflegen zu fangen/ lib. 3. cap. ultimo: und daß dergestalt von denen nach und nach über das Meer herstreichenden Raubvögeln ein Weidmann / innerhalb zwo Stunden / die sie alldort zugebracht / mehr als 30. Stuck gefangen habe. Seine Wort lauten also:

Aberamus haud procul à Faucibus Ponti Euxini, ubi Freti Propontidis initium est, conscensoque altissimo ejus loci monte, invenimus fortè fortuna Aucupem Sperveriorem capturæ incumbentem. Cùm autem jam Aprilis ferè præterlisset, quo tempore omne avium genus construendis nidis, ac procreandæ soboli operam dare solet, nobis mirum ac insolens erat Milvorum ac Accipitrum tantam multitudinem à plagâ Oceani dextrâ adventantam videre. Hisce eâ dexteritate ac industriâ Auceps insidias ponebat, ut ne unus quidem evaderet. Singulis verò horis accipitres ad minus duodecim capiebat. Latebat hic auceps post dumetum, ante quod aream quadratam æquaverat, duos plus minus passus longam, latamque, binis vel ternis à dumeto passibus distantem, senos in areæ marginibus in humum defixerat stipites, justo intervallo collocatos, pollicis ferè crassitudine, staturæ humanæ longitudine, utroque latere binos, quibus summis & singulis crena eâ, quâ aream spectabant, parte incisa erat, è qua rete filo viridi, tenuique contextum suspendebatur. Mediâ verò areâ hastula cubitum

alta stabat, cujus apici funiculus alligatus erat, qui ad aucupem post dumetum latentem usque pertingebat. Eidem huic funiculo aviculæ complures adnexæ, sed longo laxoque satis, grana frumenti per aream depascebantur, quas auceps accipitrem à longè adventare conspiciens à plagâ Oceani, agitato fune, subvolitare cogebat.

Ad hasce accipitres seu Nisi, à medii milliaris intervallo, nempe Leucæ Gallicæ, quo sunt insigni visus acumine, conspectas subitò pleno explicatarum alarum remigio advolantes, tanto impetu in retia irruebant, aviculas abripere conati, ut illis intricati, implicatique caperentur. Hâc arte in casses illectis auceps alas totas, ad axillas usque, linteo cuidam, in eum usum consuto, inserebat, quo alarum intimam partem femoribus, caudæque colligabat. Ita vinctos humi relinquebat, sui adeò impotentes, ut neque movere, neque reluctari prorsus, multò minus expedire sese possent. Nemo facilè cogitaret, unde tanta Nisorum copia advolare potuerit. Eo enim binarum horarum spacio, quo aucupii ejus spectatores eramus, plus quàm triginta numero hoc dolo captos vidimus: unde conjectura est, aucupem unicum centenos & amplius unius diei spacio capere potuisse.

Und Aldrovandus setzt darzu: Accipitres hi alioquin non æquè diu eodem loco morantur, ut Falcones, sed sæpius hunc mutant, unde difficilius quàm hi capiuntur reti. Neque enim facilè spatium aucupi casses super se explicandi concedunt, nisi eâ ratione, quam Bellonius posuit, fallantur.

Noch ausführlicher/ als Bellonius, wie die Raubvögel gefangen werden/ erzehlet P. Bohuslaus Balbinus in Miscellaneis Historicis Regni Bohemiæ, lib. 1. c. 65. fol. 148. wie man die Blaufüsse und Falcken zu fangen pfleget/ beyläuffig also: Nicht weit von Raudnitz ist ein Berg/ der wegen der darauf ligenden Capellen St. Georgens-Berge/ und auf Böhmische Sprach Zrzit oder Z-zip genannt wird/ dieser ligt in einem ebenen und flachen Land/ dahin kommen die Adler/ Falcken und Blaufüsse/ setzen sich auf die schrofechten Felsen/ und warten ihres Raubs/ den sie von weiten ersehen können/ und fangen ihn entweder selbst/ oder jagen ihn den schwächern Raub-Vögeln ab.

Dahin kommen jährlich aus Burgund im Sommer gewisse Leute/ die ihre Wohnung droben haben/ sind zween Brüder/ der eine fängt hier auf St. Georgen Berg/ und der andere bey Laun/ auch auf einem hohen Berge/ diese üben diesen Fang schon über 16 und mehr Jahr/ und haben solches Weidwerck noch von ihrem Vatter gleichsam erblich empfangen; sie fangen die Raub-Vögel vom Frühling bis in den spaten Herbst/ da reisen sie wieder nach Hause in Burgund/ und kehren allzeit im Auswärts wieder in Böhmen. Die Adler/ gemeinen Habicht/ Geyer und Weyhen bringen sie alle um/ dieweil sie ihren Vögeln im Stossen grossen Schaden thun/ und behalten allein die edlen Falcken und Blaufüsse/ sonderlich die Jungen/ die sie abrichten/ und dem Kayser/ Königen und Fürsten in Italien theuer verkauffen.

Nun/ der Burgundische Raudnitz hat in den Stein-Felsen/ wo sie sich ein wenig gegen Morgen und Mittag erhöhen/ kleiner Art Raubvögel/ als Sperber/ Sprinzel/ Lerchenfälckel/ auch grosse und kleinere Dorndräher gehälfftert und angebunden/ und jedwedern ein Geäse/ als Vögel und allerhand Fleisch/ die werden wie andere Ruhr-Vöger auf den Tenn angebunden/ daß man sie mit einem Stricklein/ das in des Weidmanns Hütten hinein gehet/ ziehen kan/ daß sie sich in die Höhe begeben müssen/ welches man allein thut/ wann sich grosse Raubvögel sehen lassen/ denn die kleinen Fäckel und Sperber/ die also angebunden sitzen/ weil sie sich vor den stärckern Vögeln förchten/ so bald sie eines Adlers/ Falcken oder Blaufusses von ferne gewahr werden/ verrathen sie ihn mit ihrem Geschrey/ daß es der Weidmann alsobald wissen kan/ daß etwas vorhanden sey.

Neben dem gebundnen Vogel ist ein Schlag-Netzlein/ davon der Strick auch in die Hütten gehet/ und wenn man diesen ziehet/ ist der gantze Platz/ worauf der Locker ruhet/ überdecket/ und also der wilde Vogel gefangen/ und entweder mit einer scharffen Federn in den Kopf gestochen und getödtet/ oder mit verbundenem Kopf und Flügeln in ein Säcklein oder enges Häuslein gesteckt und verwahret wird.

So bald nun die Vögel einen fremden Gast vermercken/ und mit ihrer Stimm einige Anzeigungen geben/ zieht der Weidmann die Ruhr/ dabey der Falck es desto eher warnimmt/ auf ihn stossen/ und den Raub/ den er vor sich hat/ abnehmen will; geschwind ziehet der Weidmann/ und überschlägt den Blaufuß mit dem Netzlein. Und also werden die meisten Blaufüß und Falcken/ deren man sich an grossen Höfen zu gebrauchen pfleget/ gefangen/ abgetragen/ zum Baissen abgerichtet/ und theur verkaufft.

Sonst kan man diese schädliche Vögel/ die man zum Weidwerck und Baissen nicht gebrauchen kan/ auch also fahen: Man macht ein halbe Spann tieffes Grüblein/ umgibt dasselbe mit einer Mäschen von starcken Roßhaaren/ oder einer ziemlich grossen Spahetschnur/ die am Ende mit einem Pflock in die Erden fest eingesteckt worden/ und legt in die Mitte ein Stück Fleisch/ das gleichesfalls in die Erden eingepfält ist; wann nun der Geyer mit seinen scharffen Augen solches erblicket/ lässet er sich herab/ sitzet darauf/ und indem ers los zu ziehen trachtet/ und hin und wieder weichet/ kommt ihm die dardurch zusamm-gezogene Mäschen an die Füsse/ und wird also gefangen/ doch muß man nicht zu lang warten/ ihn auszulösen/ oder todt zu schlagen/ sonst wann er Zeit hat/ arbeitet er so lang/ biß er sich los beisset. Solche unnütze Vögel werden auch wohl in einem mit langen Leimspindeln besteckten Reiff gefangen/ in deren Mitten man eine Tauben/ Hun/ oder was man will/ auf die Fischahren einen Fisch/ und auf die Weyhen einen Frosch/ oder angebundene Maus an einen Drat setzet/ wann nun der Vogel darauf stösset/ verschlägt er sich. Doch werden auf diese Weise mehr junge/ als alte Vögel gefangen. Nicht weniger machen etliche diesen schadhafften Vögeln ohngefehr ein Eß-Teller weites Zäunlein/ umstecken es rings/ daß es mit spitzigen scharffen Stacheln Spann-lang über das Zäunlein (so einem Obst-Leser/ damit man im Herbst Obst abbricht/ aber allein die Zacken länger und spitziger sind/ gleich sihet) ausraget/ und setzen einen weissen zahmen Vogel/ Henne oder Tauben darein/ daran stößt der Vogel/ daß er verwundt wird/ und meistens davon sterben und verderben muß.

Bey uns werden die Habicht und Sperber fast auf allen Feld-Tennen / wo man Läuffer und Ruhr-Vögel hat / gefangen / wann sie darauf stossen / man muß aber mit dem ziehen geschwind seyn/und sie gleich im Flug bestricken / darzu sind die Schlegel und Gewicht-Tenne am besten/ wegen der schnellen Zusammschlagung.

Sonsten aber werden die fremden und Bergfalcken auf solche Weise gefangen: Man schlägt an einen Ort/ wo man weiß/daß dergleichen Falcken vorbey streichen/ so meistes auf grossen erhabenen Bergen / die oben kahl und ohne Bäume und Gesträuche sind/ein leichtzügiges Netz mit einer Wand aufgerichtet: Oder auch / wol in der Ebene / nahend bey einem Wald / worinn sich dergleichen Raubvögel gern aufzuhalten pflegen / hernach setzt man eine Tauben/die mit einem Leder angehalfftert ist/auf die Ruhr/ die wird mit einer Regeschnur (wann man einen Falcken in der Nähe mercket) angezogen/daß er solche sehen kan / so wird er bald auf sie stossen / und also überzogen werden.

Andere binden die Tauben an einen langen Hasen-Zwirn oder Schnur / die durch einen durchlöcherten Pflock gezogen wird / doch muß dieser Pflock sehr fest mitten in der Tennstatt eingeschlagen seyn / daß ihn die Netze wol begreiffen mögen / und nicht fehl schlagen; wann sich nun ein Falck vernehmen lässet / wird an der Schnur vom Weidmann / der nahend dabey in einen Hüttlein liget/ angezogen/ daß die Taube fladdert/ und wann sie fliegen will / wird ihr die Schnur nachgegeben / der Falck nun diß ersehend / stösst gleich zu / und fängt die Tauben entweder im Flug oder sitzend / und wann man siehet / daß er solche mit seinen Waffen recht anhält / wird er von dem Weidmann / mit samt der Tauben (die er nicht auslässet) gemach gegen dem Pflock gezogen / er meynet / die Taube sey so starck/ daß sie ihn fortschleppe / und hält sie desto stärcker/ bis er nahend an den Pflock kommt / da wird er überzogen und gefangen.

Im Strich / sagt Joh. Conrad Aitinger / werden sie von etlichen Falkonierern also gefangen: Sie machen an Ort und Ende / wo diese Vögel ihren gewöhnlichen Strich haben/ zwo hohe Stangen/ die haben jegliche in der Höhe ein Loch/ dadurch wird ein sehr langes starckes Schnürlein / darein ein mittlerer Raubvogel / als ein Baum-Fälcklein Sperber/Sprintzen/oder dergleichen kleine Raubvögel/ und dann 3 oder 4 Klaffter oberhalb des Vogels ein ziemlicher dicker zusamm-gebundener Busch von Tauben- oder Rebhüner-Federn angemacht/ und zu des Raubvogels Sitz / in etwas erhabenes Bühelein oder Berglein von Rasen bereitet wird; wann nun der Weidmann die Schnur (wofern er einen kommenden Falcken vermerckt) aufzucket / und der Sperber fliegen muß/so fladdern die Federn auch hin und wieder / das scheinet alsdann von ferne / als ob der Sperber einen Raub vor sich hätte / und denselben verfolgte/ wann der wilde Vogel diß von ferne sihet / gibt er sich an den Ort nieder / da sind auf dreyen unterschiedlichen Orten kleine Heerde und Wände / etwas weit von den Stangen / und allzeit ein Heerd etwas näher als der andere / nach der Hütten gerichtet / darauf stehen Tauben und andere Vögel auf der Ruhr / (Eulen und Nachtvögel sollen sonderlich gut seyn) die werden alsdann geregt / wann der wilde Raubvogel annahet/ und wann er darauf stösset / wird er mit den Wänden überzogen.

Andere setzen den Sperber mit dem Federspiel / oder mit einem lebendigen Vogel / zwischen der Wände / die werden auf Annahung des Falckens gerüttelt / wann er nun diesem schwachen Vogel / seinen Raub abzunehmen/ herab stößt / wird er mit dem Netze gefangen.

Etliche Jäger / der Falcken Ankunfft desto leichter zu vernehmen / setzen einen Dorn-Träher / Lanium minorem, auf die Hütten / oder ins Fenster / der den fremden Vogel unglaublich weit vernimmt / und mit seinem Geschrey verräth.

CAP. CLXI.

Wie die Vögel zu dörren und auf dem Heerde zu brauchen.

So du einen Vogel ausbalgen willt / so leg ihn auf den Rucken / thue die Federn in der Mitte sauber voneinander/und auf die Seiten theilen/ und schneide von Mitten der Brust bis hinunter mit einem Federmesserlein die Haut sauber auf / und löse das Fleisch heraus; wann du an den Füßlein zu den Knien kommest/ schneide solche ab/ daß sie an der Haut hangen bleiben/ingleichen wird der Schweiff/ samt dem Fleisch/ auch die Flügel bey dem ersten Gleichlein oder Gliedlein/ und der Kopf an dem Hals abgeschnitten / das Hirn aber wird mit einem kleinen Schäufflein gar sauber heraus gehoben. Wann nun der Leib von der Haut gäntzlich gelöset ist / formirt man einen solchen / in gleicher Grösse von Strohe/der mit Spahet wol zusammen gebunden wird/an statt der Schienbeine/wird ein eiserner Drat durchgezogen / welcher hernach dem an der Haut hangenden Füßlein/ bis zu den Keilen und Knien / gantz durchgesteckt wird / und damit wird der Vogel auf ein Stöcklein aufrecht gestellt und aufgerichtet / die Brust aber wird mit einem Leim zusammen müssen/auch die Flügel angeleimet werden. Darzu gehöret nun eine Geschicklichkeit und gewisser Handgriff / so durch die Ubung zu erlernen / daß aber diese Vögel vor Schaben und Würmen sicher / auch je älter sie werden / je schöner sie bleiben / also daß ihnen nie keine Feder ausfället / so nimm weissen Arsenicum, und zweymal so viel Kupfferwasser/ reib alles wol auf einem Reibstein/und schütte starcken Brandwein daran / daß es dünn wird / hernach magst du solches in einem enghälsichten wohl verbundenen Gläslein so lang behalten / so lang du wilt/ und wann man ein Vogel ausbalget / wird der Balg inwendig damit bestrichen/ noch eher/ als er mit Stroh ausgefüllet wird; dieses nun lidert den Balg aus / und erhält die Federn vor allem Ungezieffer. Diese Materi kan man auch zu andern ausgebalgten Thierlein / als Eichhörnlein / Häslein / und dergleichen gebrauchen/ so wird der Balg wohl gelidert / und gehen die Haar nicht aus. Es ist mir diß Stücklein von Herrn Hanns Ehrnreich Geymann / Freyherrn / communiciret worden.

Aitinger in seinem andern Theil / vom Vogelstellen im Felde/ im 28. Capitel schreibt / man könne zwar wol die gantzen Vögel also / wie sie gefangen und erwürget werden/daß man sie in einem Backofen so offt trocknet/ bis sie keine Feuchtigkeit behalten/ doch haben sie keinen Bestand / ziehen wieder Feuchtigkeit und Fäulung an sich / daraus Würme wachsen / welche sie bald verwüsten und untüchtig machen. Daher am meisten von dem Ausbalgen zu halten ist / welche etliche mit einem gleichgestalten dörren Holtz den Cörper also formiren/und an dem Ort/wo die Füsse sind / genugsame Löcher einbohren / darein sie einen Drat einstecken können; diese Vögel aber werden schwer und ungeschickt / und beschwerlich auf weit entlegene Tenne fort zu bringen / lobt also am meisten von denen / die über Stroh oder Heuwisch gezogen werden/ sonderlich wann es grosse Vögel/ Kybitz/ Tauben und dergleichen seynd. Die Haut streifft Aitinger im nachfolgenden Capitel ein wenig auf ein andere Art ab/ damit aber das Bälglein gantz bleibe/ und nicht zerrissen werde / schreibt er / soll man Aschen/ Schwefel/ Alaun / und was irgend sonst zu langwüriger Erhaltung der Bälge nutzlich ist / darauf streuen/ sonderlich in die Flügel-Löcher / damit den Motten / so gern an diesem Ort am ersten wachsen / gewehret werde; wie er sonst ferner damit verfähret / mag man daselbst sehen / ist hier um Kürtze wegen ausgelassen worden; weil mir der erste Modus, den ich von Herrn Geyman / Freyherrn / bekommen / besser gefällt / und ich auch Proben davon gesehen / daß die dergestalt zugerichten Vögel etliche Jahr just und schön verbleiben.

D. Giovanni Pietro Olina sagt in seiner Uccelliera, zu Ende seines Wercks: 1. Die Vögel/die man also zurichten will/müssen nicht verreckt/sondern gewürgt seyn/ sonst haben sie keinen Bestand. 2. Soll auch geschehen zur Zeit / wann sie schon vermausset haben. 3. Soll es nicht im wachsenden / sondern im abnehmenden Monden vorgenommen werden: Er will / man soll am Halse die Federn wegblasen/ bis man eine bloße Haut findet / die man mit einem scharffen Messerlein eröffnen kan / damit soll man fortfahren / bis an den Ort / wo die Flügen stehen / dann die Seiten durch bis auf des Burtzels Ende / hernach mag mans mit dem Finger gemächlich mit Gedult abledigen / und die Flächsen und Nerven / die am Abstreiffen verhinderlich fielen / sachte abschneiden / bis es gar herab gebracht wird / die Flügel und Hüffte mag man abbrechen / den Kopf / wann er klein ist / mag man inwendig mit Kalch und vermischter Myrrhen einstreuen / das wenige Fleisch darinn zu dörren / oder man kan die Haut gar abstreiffen. An statt des Stroh-wisches fordert er Baumwoll / die man mit einem Faden geschicklich binden/ und zum Leib und Hals formiren kan/ darunter ein wenig Wermuth-Pulver gemischt sey / wird die Haut subtil darüber gezogen und zusammen genähet / Füsse und Flügel aber werden mit einem Drat artlich angemacht / doch muß der Handgriff hierinnen das beste thun. Und also werden die Vögel und Thierlein gemacht / die man in die Grotten / Zimmer / oder auf den Tenn / brauchen will.

Will man aber von den Antrichen das schöne grüne Theil vom Hals und Kopf zustutzen/oder zu andern Futter gebrauchen / so muß man die abgestreiffte Haut / die Pflaumen inwendig auf ein Bret fest aufmachen / und mit einem Faden also anspañen/daß sie wol ausgestreckt werde/so dann nimmt man mit einem Messer weg/was etwan noch vom Fleisch oder Feisten daran hanget/und nähet es subtil zusammen / wo es etwan zerrissen wäre/ mit einem Seidenfaden; dann macht man einen Papp von Mehl / mit ein wenig Saltz und mit gutem weissen Wein angemacht / daß es dünn wird / wie man es zum leimen sonsten braucht / und bestreichet die Haut gantz damit / lässt sie alsdann wieder in einem Schatten trocken werden; ist es dürr / wird es mit einem Messerlein sauber abgeschüppt und geputzt. Im Fall das Fell noch einige Feuchtigkeit übrig zeigte / wiederholt man diese Baitz noch einmal / und wanns abgetrocknet worden/ legt mans in eine Schachtel / und gepulverten Wermuth und Rosenholtz darzwischen/ und auf diese Weise mögen die Felle von Endten/Phasanen/ Pfauen/ Hungarischen Häher/Eysvogel/Grünspecht/ Gibitz gebrauchet werden; mit diesen Flecklein pflegen die Indianer artliche Figuren und Bilder zu machen.

Will man aber Brustfleck von Schwanen / Geyren und Storchen machen/ nimmt man zur Baitz / an statt des Weins / starcken Essig / darinnen ein wenig Saltz und Alume di Rocca dissolvirt worden.

Die Vögel / die man auf die Tenn brauchen will/ müssen bey Windstillem Wetter ihren Dienst verrichten / und also gestellet seyn / daß sie niedrig stehen / der Wind und die starcke Lufft über sie fort streiche / und ihre Federn nicht aufwühle oder zerrütte.

CAP. CLXII.

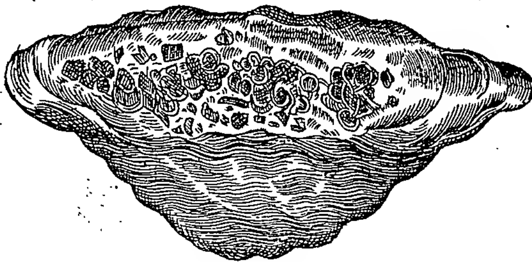
Von den Chinesischen Vögel-Nestern/ die man zu essen pfleget.

Der Fürwitz der Menschen / ist so wol bey unsern Zeiten vermehret / als auch noch bey den Alten in grossem Beruff gewesen / daß auch der weise Seneca klagen muß: Quicquid avium volat, quicquid piscium natat, quicquid ferarum discurrit, nostris sepelitur ventribus. Und hänget an diß denckwürdige Epiphonema: Quære nunc, cur subitò moriamur, quia mortibus vivimus. Und möchte solches noch passiren/ wann wir uns mit denen Speisen/ die vor Alters bekannt und berühmt waren / vergnügen liessen / und nicht immer nach ungewöhnlichen fremden und vor unerhörten Speisen/Trachten und Condimentis uns gelusten lassen / daher der bekannte und scharffe Satyricus Juvenalis schreibet:

Gustus Elementa per omnia quærunt.

Man streitet und durchwühlet alle Elementa / nur der Gurgel ihren Fürwitz zu büssen. Wer wolte (wann er der Sachen Warheit und Beschaffenheit nicht wüste) glauben / daß auch die Vogelnester zu Leckerbißlein dienen müsten? Wie ich hier kürtzlich anzeigen will.

P. Athanasius Kircherus in Chinâ illustratâ parte 4. cap. 8. fol. 198. berichtet / daß zwischen Conchinchinam und der Insul Hainam, ein Ort sey / unferne von dem Sinischen Gestad / mit grossen mittlern und



kleinen Schroffen und Felsen dick besestet; darzwischen die anschlagende und durch die Winde getriebene Wellen mit solchem Sausen anfallen / daß die hohlen und schmalen Durchwege der Felsen mit Schaum und Brausen erfüllet/die Ohren und Augen der Menschen erschrecken; mitten unter diesen felsichten Schroffen / zu der Frühlings-Zeit kommen unbekannte fremde Vögelein mit unzählichen grossen Hauffen/ den Schwalben/ und wie etliche wollen / den Spatzen ähnlich / die setzen sich (ohne daß man weiß/ woher sie kommen) gleich daselbst an das Meergestad nieder / und bauen und hencken an dieselben felsichten Klippen ihre Nestlein mit sonderbarer künstlicher Anklebung/woraus sie solche formiren/ist noch unerfahren/ und nachdem sie ihre Brut verrichtet/ und ihre Jungen fliegen können / ziehen sie wieder weg/ woher sie kommen sind/und verlassen ihre leere Nestlein/ die von den Schiffleuten aufgesucht/damit gantze Schiff beladen / und in China und Japonien / zur Würtzung und Lust der Speisen / verkaufft werden.

Diese Nestlein sind (spricht er ferner) durchsichtig/ gelblichter Farb/ aus/ weiß nicht was für einer gewurtzten / noch der Zeit unbewusten Materia zusamm getragen/und sind dieser Eigenschafft; daß/man mische sie unter Fische/Fleisch oder Kräuter/ sie jedwederm einen besondern angenehmen lieblichen Geschmack zu bringen.

Dieser Nester gedenckt auch P. Philippus Marinus in seiner welschē Beschreibung von China, und meldet/diese Nester seyen eine köstliche Sache/ und von guten Ansehen/wegen ihrer sonderbaren Tugenden/die Gesunden zu erhalten/den Krancken ihre Unessigkeit und Unwillen zum Essen zu benehmen/und ihnen wieder einen Lust darzu zu verursachen: Non si è sin hora (sagt er ferner) potuto sapere che materia sia, tenace esso nido e trasparente, composto di molte celletle, à guisa di Cocchiglie maggiori, che come foglie, intorno ad un cespo si dirami stanno attaccate, e ciascuna formata a lavoro crespo e rugoso come le stesse Cocchiglie, e di egual Sottigliezza, e prendono il color di pasta, quando sia secca.

Es werde daselbst (sagt er) ohne sie keine Mahlzeit gehalten/ehe man sie braucht/weichet man sie eine Nacht vorhero in warmes Wasser/daß sie gantz mild und zart werden / lässet sie wieder ein wenig im Schatten trocknen/ und ziehet es voneinander/gleichsam wie Faden/allein es hat keinen sonderbaren Geschmack / wie die Schwammen/wañ es aber von einem guten Koch von darzu schicklichen Gewürtzen condirt wird/so erweckt es den Appetit wundersam/ und widerstehet/ durch öfftere Wiederholung / nicht wie andere Speisen zu thun pflegen/ sondern erwecket/ vielmehr den Lust davon zu geniessen.

Erasmus Francisci in seinem Ost- und West-Indianischē Lustgarten schreibt/daß auch in Ost-Indien am Gestad von Caromandel eine Art schwartzer Vögel zu finden sey/Schwalbens-Grösse/die sich von dem Schaum des Meers nehren/ welchē sie mit einer aus ihrem Mund kommenden Feuchtigkeit mengen/ daraus folgends eine Materi / fast wie ein Hartz wird / davon bauen sie ihre Nester/ nicht viel grösser/ als ein halbes Hüner-Ey/und hencken solche an die Felsen/die werden mit Fleiß gesucht/ für sich selbst verspeiset/oder unter andere kostbare Salsen vermischet; man weichet sie vor in warmes Wasser/ und reinigt sie vom Unrath und Federn/ nachmals werden sie mit Hünerbrühe vollends zugerichtet/ daß sie die Gestalt bekommen wie eine Galret.

Mr. Samson d' Abbeville in seinem Globo terrestri schreibet: Wann dieses Nest aufgelöst/und an die Speise gelegt wird/so mach es einen annehmlichen Würtzgeschmack/ als ob Zimmet/ Negelein/ Pfeffer / und andere Specereyen darunter wären; nunmehr werden sie auch in Europam überbracht.

Das CLXIII. und letzte Capitel.

Beschluß des gantzen Werckes.

Ich habe zwar/ durch Beystand Göttlicher Gnade / diß mühsame Werck von der Wirthschafft nun mehr zu Ende gebracht/und mich beflissen/so viel möglich/ was einem Christlichen / emsigen und curiosen edlen Hausvatter zu wissen / und zu leisten / zu thun/und zu lassen vonöthen/ oder doch nicht unanständig wäre / nichts auszulassen. Wiewol mir gar wol bewust ist/ daß/in diesen Geschäfften nichts so vollkommen und genugsam kan ausgearbeitet werden / worzu man nicht nothwendig etwas beyfügen könte / und der unterschiedliche Situs, Elevation und Gelegenheit der Länder auch unterschiedliche Arten und Weisen/die Haus- und Feld-Wirthschafften anzustellen/erfordern. Es ist schon unter den zweyen/unter und ob der Ennß ligenden Provinzen des Ertz-Hertzogthums Oesterreich/ein mercklicher Unterscheid/da eine Art/wie sie daselbst gewöhnlich/ sich auf das andere Land nicht practicirē und ausüben liesse/ will geschweigē Böhmen/Mähren/Schlesien/Ungarn/ die Inner-Oesterreichischen Länder/ wie auch Bayren/ Schwaben/Francken/Sachsen/Niederland und Norden/da allenthalben andere und andere Gebräuche in einem gehalten/geübt uñ gelobt/am andern aber verworffen und ring geachtet werden. Weil so wol der Erden Fähigkeit und eingepflantzte Eigenschafft/als des Himmels Einfluß/des Gewitters/und der Winde Beschaffenheit; auch sehr viel die lang-hergebrachte/ gebrauchte und gut

…fundene Gewonheit / noch mehr aber Opinio Regina Mundi, der eingebildete Wahn/ und der zähe capricciose Vorsatz/ eines zu erwählen/ und allem/ was dem entgegen / zu widersprechen / und unthulich zu schätzen / zu allen diesen grosse Ursachen geben.

So muß auch / zum andern / ein jedes aufrichtiges und durch Kunst und Erfahrung befestigtes menschliches Gemüthe/ bekennen/ gleichwie des weisen Platonis in Phædone, Abyssus oder Barathrum, darein alle Wasser so wol rinnen / als daraus entspringen / aufgestellt werde ; Also die Oeconomia das Centrum und Receptaculum sey/ aus welcher alle nützliche Künste un̄ Wissenschafften ihren Ursprung nehmen/ un̄ wieder dahin einfliessen; daher/ so wenig es einem allein möglich ist/ die wahre gründliche Eigenschafft des Meers/ der Ströme/ der Flüsse/ der Bäche und Bronnen/ unwidersprechlich zu bestättigen; so wenig vermag einer allein den grossen Ocean/ der so weit sich ausstreckenden Wirthschaffts-Sachen/ in eine enge Eyerschaalen der auch allerfleissigsten Verzeichnis / einzuschöpffen und zu verfassen / daß man endlich ausruffen muß: Ea, quæ scimus, minimam partem esse eorum, quæ nescimus.

Man sehe allein die alten Kräuterbücher / sonderlich Horticulturas an/ die vor 100 und mehr Jahren/ auch von den allerfleissigsten und arbeitsamesten Authoren sind beschrieben worden / so wird man so viel Kräuter/ Wurzen/ Gewächse/ Gesträuche und Bäume finden/ die man heutiges Tags in den vornehmen Gärten sehen kan/ davon jene nicht gewust / deren sie auch nicht gedencken/ also daß dieser offenbaren Warheit mit Grunde nie zu widersprechen / ja daß man frey bekennen muß.

Crescunt, Annis crescentibus, Artes.

Daher ich versichert glaube/ wie die alten guten berühmten Geoponici , wann sie itzund leben solten / gestehen müsten/ daß zu dieser unserer Zeit/ Cognitio rerum naturalium & œconomicarum weit vermehrter/ leichter/ fürtrefflicher / als bey ihrem Leben / zu halten sey : Also auch die itzt-lebenden Agriculturæ Scriptores ihnen so wenig einbilden dörffen / daß ihre itzige Schrifften so vollkommen und accurat (wie sie auch seyn mögen) verfasset sind / daß die künfftigen Sæcula nicht sehr viel eröffnen werden/ welches sie beyzutragen unterlassen/ oder wol gar nie gewust / und erfahren haben.

Das Axioma : Nihil dici potest, quod non dictum sit prius, findet in diesem nicht statt / indem viel neu-erfundene Sachen zu unsern Zeiten ankommen / wovon die Alten nichts gewust haben; auch noch künfftige Zeiten viel entdecken dörfften / davon wir unsere Unwissenheit in diesem Sæculo würden bekennen müssen.

Diesem nach kan ich mir/ fürs dritte/ keine Einbildung machen/ als ob diese meine Arbeit gantz unmangelhafftig wäre/ und überlasse alles frey des schcharffsinnigen Lesers Urtheils Fällung und Ausspruch / nur daß die Censur und Erinnerung mehr mit dem Saltz der Vernunfft und Bescheidenheit / als mit dem Gifft des Neides und der Lästerung/ besudelt seye. Ich bin bereit/ alle freundliche Ermahnungen/ Warnungen und Lehrsätze/ mit willigem und danckbarem Hertzen an- und aufzunehmen. Es ist eben so wenig davon zu halten / wan̄ man alles schändet und schmähet / als wann man alles billiget und gut heisset; das erste verräthet ein grobstoltzes und boshafftiges / das letztere aber ein alberes / unfürsichtiges / oder schmeichelhafftes Gemüthe/ dabey so wol die Billigkeit/ als das anständige Judicium zu ermanglen scheinet; Facilius est carpere, quàm imitari ; darum sind viel ringschätzige und unedle Gemüther/ die sich alles dieses/ was sie nachzuthun / ihnen nicht getrauen / mit ihrem Lästerungs-Rus beklecken und beflecken/ und vermeynen mit unzeitiger Bemailigung fremder Arbeit/ & sic pessimè agendo, ihren Ruhm zu vergrössern/ weil sie solchen benè agendo zu erlangen nicht gelernet haben ; sind aber solche Zoili mehr zu erbarmen/ als zu beantworten/ weil sie mehr ihre knechtische abscheuliche Läster- und Lästerzung an Tag geben / als anderer gebührendes Lob dardurch (wie sie gern wolten) verfinstern.

Weil nun die Oeconomia eine solche weit aussehende/ viel in sich begreiffende Wissenschafft ist/ bin ich desto weniger zu verdencken/ wo es etwan in einem un̄ andern übersehen / das noch darzu gehörige ausgelassen / oder das etwan nicht darzu sich schickende / wäre beygefüget worden. Wolle mir also der großgünstige Leser die begangenen Fehler desto leichter und gutwilliger verzeihen/ und mir solche desto weniger für übel nehmen.

Ich bedancke mich gegen allen und jeden/ (deren auch meistentheils in diesem Werck rühmlich gedacht worden) die mir mit Rath und That treulich an die Hand gegangen / und theils kein Bedencken getragen/ auch ihre Arcana und absonderlich geheime Observationes zu communiciren / welchen ich hinwiederum gantz willig und zu dienen jederzeit bereitet verbleibe.

Es sind zwar viel mit Offenbahrung ihrer Secreten/ und was sie für nützliche Erfindungen/ Observationes, Probstücke/ Wissenschafften/ Vortheil und Künste erlanget haben/ so hinterhältig / daß sie/ gleichwie manche Goldmacher und Chymisten glauben / sie würden ihr Arcanum nimmer können/ wann es auch andere wissen solten/ da es doch etlichen besser wäre / sie wüsten es selbsten nicht.

Wann dergleichen Geheimnissen nicht ärgerlich / sondern dem gemeinen Besten nützlich und förderlich kommen/ ist es besser/ auch dem Nächsten damit dienen ; die alten Heyden haben die Erfinder neuer un̄ guter Künste/ unter die Zahl der Götter gerechnet/ welches bishero die Hochlöbl. Englische Königl. Societät/ so wol auch das berühmte Collegium Curiosorum per Germaniam , und les Sçavants in Franckreich löblich gethan; dan̄ wie sich das Gute selbst gern communiciret und mittheilet ; also soll der verächtliche Neid/ Gewinnsucht und Eigennutz bey edlen und hohen Gemüthern keinen Platz finden/ und wie wir alle das Leben/ alle Güter/ Künste und Erfahrungen von GOtt/ unsern him̄lischen grundgütigen Vatter/ empfangen haben; Also kön̄en wir in keiner Sache/ leichter und besser darthun und beweisen/ daß wir seine Nachfolger/ Kinder und Erben sind/ als wan̄ wir alle Seine uns umsonst so willig/ täglich und gütig geschenckte Gnaden-Gaben/ nicht/ mit jenem Schalcksknecht/ unser verliehenes Pfündlein unter die Erden der Bosheit / Faulkeit und Vernachlässigung vergraben / sondern mit unserm Nächsten candido & sincero animo participiren.

Damit geben wir GOtt sein angenehmes Opffer/ vollziehen seinen Befehl/ erweisen uns als gute fruchtbare Bäume / und werden künfftig auch in seinem Gnaden-Reich an- und aufgenommen werden ; Darzu verhelffe uns GOtt / durch seine Barmhertzigkeit / um Christi willen/

AMEN.

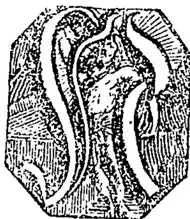
Kunst-Büchlein/

Daraus ein Haus-Vatter/

Seine gewöhnliche Wirthschafft-Sorgen / in etwas zu erleuchtern/ allerhand curiose Ergötzlichkeiten schöpffen / und also seine müssige Zeiten versüssen und vertreiben kan.

1.

Von einem jeden Kupfferstich oder Schrifft einen Abdruck zu bekommen.



Nimm Venedische Seiffen/ schabe sie gantz klein/ und Aichen-Aschen / eines so viel als des andern/ wie auch lebendigen Kalch/ doch etwas weniger. Diese drey Stücke laß in einen neuen Hafen sieden/ wann es sich nun alles gesetzt hat/so überfahre mit einer Federn das gedruckte Papier fein sanfft beyder Seiten/ und lege zwischen solche angestrichene Blätter saubers Papier (auch wann du wilt/kanst du solches ungedrucktes Papier wol auch auf das sänffteste überfahren) oder kanst es auch wol bleiben lassen/wann nur das gedruckte überfahren ist. Hernach thu das Buch zusammen/ und lege es über eine kleine Weil zwischen eine Presse/ oder du kanst es auch mit dem Hammer schlagen/ aber die erste Weise ist viel besser ; also wird solches Buch oder Kupfferstück so eigendlich abgedruckt/und schadet doch dem Buch oder Kupfferstich gantz nichts/sondern es wird vielmehr davon sauber/allein die Schrifft komt hinter sich/ und kan nur im Spiegel gelesen werden/ ist also besser mit blossen Kupfferstichen zu gebrauchen/ theils wollen es auch mit Salpeter/Seiffen und Brandwein zuwegen bringen. Aus Borelli Observ. Cent. 4. Observ. 76.

2.

Das Helffenbein weiß zu machen.

Schlag das Helffenbein/ es sey Kamm/ oder was es sey/ wann es gelb wird/in einen schmutzigen Kuchelhadern ein/ und leg es in ein Ofen-Röhren/laß es zwey oder drey Stund darinnen stehen/schau aber/ daß der Hadern nicht brenne / wische das Helffenbein alsdann mit einen saubern Tuch ab / so bekomnts seinen vorigen Glantz wieder. Oder sied es mit Weinstein-Wasser / darinnen Weid-Aschen ligt / so wird das Gelbe weiß. Oder leg es unter den Schnee.

3.

Wasser/das Gold von silbern Geschirzen abzusieden/ daß das Geschirr gantz bleibe.

Das gehet also zu / nimm des besten und gerechtesten Scheidwassers ein Pfund / 6. Loth Donau-Wasser / oder von einem andern Fluß / 6. Loth geschmoltzen Saltz / solches muß in einen Tigel recht geschmoltzen seyn / daß es fliesset / und wanns gestossen / und auf einen saubern Stein ausgegossen und kalt worden ist / so nimm drey Loth Salmiac. Diese Materien alle in einen Scheid-Kolben gethan / und gemach zwey oder dreymal auffsieden lassen / und Kohlen um den Scherben gethan / damit der Kolben nicht zerspringe / wanns dann genug gesotten ist / muß man das Wasser stehen lassen / damit sich die Materi auf den Boden setze / und wann es sich gesetzt hat / alsdann in ein saubers Glaß gegossen / darein das Silber kommen kan / das man absieden will/hernach nimm das vergoldte Silber/und thu es in das Wasser/ und setz es über ein Glut in einen Sand oder Aschen/ und laß es ein wenig sieden / kehre das vergoldte Silber vier oder fünffmal im Wasser um / laß es beyläuffig so lang sieden/ als einer ein Ey essen möchte / und nimms alsdann wieder heraus; mit so viel Wasser/ kan man auf 10. Ducaten Gold absieden; also / wann man weniger Gold abzusieden hat/ kan man auch von den Specien halbs / oder weniger nehmen; und kan man diß Wasser zwey oder dreymal zum Absieden gebrauchen. Wanns nicht gefällt worden / auf folgende Weise/ dardurch das Gold gefällt und gefunden wird. Nemlich / nimm zwo Maß Donau- oder fliessend Wasser / und ein Pfund Victriol/ dieses in einen Topff bis auf ein Seitel eingesotten/ und eine Well stehen lassen / bis sich die grobe Materi setzt/ und gieß hernach das erste obgeschriebne Wasser / so das Gold von dem Silber abgefressen / in dieses Kupfferwasser / laß es über Nacht stehen / so setzt sich das Gold schwartzlecht auf den Boden / hernach gieß das Wasser gemächlich von der Materi / tröckne sie / geuß sie in einen Tigel / und laß es gemach mit dem Saltz schmeltzen / hernach ausgegossen / und erst recht geschmeltzt/wie man das Gold zu schmeltzen pfleget. Man muß im Schmeltzen mit keinem Eisen / sondern mit einer höltzernen Kluff darein greiffen / sonst wird das Gold ungeschmeidig von dem Eysen/so durch diß Wasser abgesotten wird. Das silberne Geschir/ davon das Gold abgesotten worden / wird schwartz / wann mans aber wieder braun glühet / und seuds in Wein-Stein/ und Saltz / so wird es wieder so schön weiß/ als wanns niemals vergoldt gewesen wäre / zu mercken ist aber/ daß man das vergoldte Silber mit einer gebräuchigen

Silber-Farbe färben / und ordentlich aussieden lassen / hernach ablöschen / und sauber kratzen muß / damit der Grund am Gold frisch und sauber sey: wann man einem das Gold vom Silber abkauffen soll / muß man observiren / wie das Silber vergoldt ist / denn man sonst auf das Marck Silber / wanns inwendig und auswendig vergoldet ist / zwey Ducaten Gold zu vergolden rechnet / und auf das Marck / so halb vergoldet ist / einen Ducaten / daher das Wasser und die Mühe zu rechnen / und kan man ums Gold / so auf einem Loth Silber ist / nicht mehr dann 6. oder meistens 7. Kreutzer geben / diß ist bloß zur Nachrichtung aufgezeichnet / sich darnach zu richten / wann etwas zu verkauffen fürkommet. Ein gleichmässiges Stuck / habe ich von Herrn Christian Knorren von Rosenroth bekommen: ℞. Sal Armoniacum & Sulphuris partem dimidiam, contere, inauratam Vasis partem Oleo perline, mox pulvis ille inspergatur, tum vas forcipe comprehensum igni exponatur, optimeque calefactum, ferro concutiatur, & decidet pulvis excussus in aquam suppositam, poculo illæso, Thomas Lupton Cent. IX. Memorab. 31. illinit vas deauratum, aquâ, in quâ Borrax dissolvitur, ebulliente, tum super inspergit pulverem Sulphuris. Igniatur vas igne ad rubedinem, tum extinguatur aquâ, & separatum invenies aurum.

4.

Eisen oder Kupffer zu etzen.

Nimm Mercurium Sublimatum 1. Loth / den thu auf einen Reib-Stein / und reibe ihn mit scharffen Wein-Essig / wann er klein gerieben ist / so wird er so weiß wie Milch / darnach nimm Bleygeel so viel du wilt / und reib es mit Lein-Oel / bis es gar klein und dünne wird / daß man damit mahlen und schreiben kan / mit dieser Materi nun / schreib auf Eisen oder Kupffer / das du geetzt haben wilt / und laß es trocken werden / darnach nimm in eine Federn ein wenig Ertz-Wasser / daß du am ersten mit dem Mercurio und Wein-Essig gemacht hast / streich mit einer Federn darüber her / und laß es Tag und Nacht darauf stehen / so frisst es sich schön ein / darnach spühle es mit frischen Wasser ab.

5.

Daß ein Kugel oder Pfeil durch alle Waffen gehe.

Ein Kugel von Eisen oder Stahl / oder eine Spitz an einem Pfeil / reib wol mit Pulver von Diamant / die werden durch alle Waffen mit grossen Gewalt dringen.

6.

Crystall weich zu machen.

Nimm Blut von einem Lamm und von einem Hammel eines so viel als des andern / mach den Crystall heiß bey dem Feuer und legs in diß Blut / so wird es werden wie ein Teig / mach daraus ein Figur wie du wilt / laß es an der Lufft trocken werden / so wirds wieder hart. De planis Campi, euses Oeu res.

7.

Ein Bein weich zu machen.

Nimm Vitriol und gemeines Saltz in einer Dosi, machs subtil zu Pulver / und destillier in einem Alembico zu Wasser / weiche was du wilt von Bein darein / auf 12. Stund / so wird es werden als ein Teig / formir daraus / was du wilt / weich es wieder in starcken weissen Wein-Essig / so wirds wieder hart. Idem.

8.

Buchstaben auf Marmor zu machen ohne Eisen.

Faloppius in seinen Secreten lib. 3. fol. 273. sagt / man soll ein Marmel ein wenig warm machen / und mit warmen Wachs Buchstaben oder Figuren wie man will / darauff formiren / hernach dieses in starcken Essig legen / und eine Nacht darinnen bleiben lassen / alsdann das Wachs wegnehmen; so werden die Buchstaben auf den Stein erscheinen / David de planis Campi meldet / wann man einen Stein mit Unschlitt also belegt / und hernach in einen Essig legt / so erscheint die angelegte Figur / mit einer Erhöhung.

9.

Daß die Stiefel Wasser halten.

Nimm Unschlitt 16. Loth / Schweinen Fett 8. Loth / Terpentin 4. Loth / neues gelbes Wachs und Baum-Oel / eines jeden 4. Loth / misch es zusammen / und wann die Stiefel (sie seyen von waserley Leder sie wollen) wol getrucknet / und allmählich erwärmet worden / so laß sie mit diesem Unguento wol warm einschmieren / so viel hinein mag / so werden sie wol dauren / kein Wasser hinein dringen / und die Füsse fein trocken bleiben. Bonfadini nella Caccia dell' Archibugio.

10.

Radier-Kunst / und Kupffer-Stich abzuzeichnen.

Ein jedes Kupffer-Stich auf Kupffer oder Pappier abzudrucken / gehet also zu. Man nimmt Brod-Meel / das ist gebrandtes Brod / welches Kohlschwartz muß gebrandt seyn / auch überaus zart und klein gerieben: Dieses Meel thut man in ein Säcklein / ohngefährlich einer rauhen ungehöppelten Nuß groß / das Kupffer-Stuck aber / welches man will abdrucken / muß man hinten mit einen feuchten Schwammen / aber nur ein wenig anfeuchten. Auf der rechten Seiten da die Figur ist / reibet man obgesagtes Brod-Meel / so nimmt die Figur das Brod-Meel an / dann die Farb des Kupfferstichs nimmt das Brod-Meel an sich. Will man aber auf ein leeres Pappier abdrucken / so lege man das leere Pappier / vorher in einen feuchten Keller / daß es feucht wird / und lege alsdann besagtes Kupfferstich auf das leere eingefeuchte Pappier / und laß es auf einer Kupffer-Preß durchlauffen / so druckt sich die Figur auf das leere Pappier / und bleibt das Kupffer-Stich gantz und gut. So man aber das Kupffer-Stich will auf Kupffer abdrucken / so muß man das Kupffer / mit dem darzu gehörigen Radier-Grund gar dünne überstreichen / und auf der Glut hart machen / und wann es kalt worden / so reibt man

Bleyweiß gar zart an / mit Spicken-Oel oder Terpentin-Oel/überstreicht den Radier-Grund gar dünn/ so wird solcher weiß / laß es wol drocknen / alsdann legt man die Figur/ so mit dem Brod-Meel wol gerieben ist/ auf das Kupffer / und laß es durch die Kupffer-Preß/ so nimmt es sich gar schön ab / ohne Verletzung der Figur / und alle Strichlein werden auf den Kupffer geschehen/ also darff man nur mit den Radier-Steffter darnach fahren/ und es mit dem Scheid-Wasser etzen/ dieses hat aber auch seinen Vortheil so wol/ als der Radier-Grund.

11

Weisser Verniß/ Tafeln anzustreichen.

Nimm klaren Terpentin / und Sandarac nach Belieben / nach dem man viel oder wenig machen will/ laß es in warmen Sand untereinander wol zergehen/ hernach thu Terpentin-Oel darzu / daß es klar werde.

12.

Weisser Verniß/ über Silber zu streichen.

Nimm Sandarac 2. Loth/ 1. Loth weisse Corallen/ 1. Loth Mastix/ laß es über heisser Aschen zergehen / und machs mit Brandwein klar. Wilt du aber weissen Verniß über roth anstreichen / oder sonst worüber du wilt/ so nimm 4. Loth Venedischen Terpentin/ der klar ist/ Mastix 3. Loth/ Terpentin-Oel 12. Loth / laß alles wol zergehen/ und brauchs nach Belieben.

13.

Verniß/ so schön schimmert/ und überall zu brauchen ist.

Nimm Venedischen Terpentin 2. Loth/ Sandarac/Mastix/jedes 2. Loth/ Gummi Arabici auch 2. Loth/ gröblicht zerstossen/ und über heisser Aschen wol zergehen lassen/ gieß drüber 12. Loth Terpentin-Oel/ laß es eine Viertel-Stund untereinander stehen/ daß sich das Oel wol einziehe / seihe es durch ein saubers Tüchlein/ dieser Verniß ist zu allen gut / und machet die Tafeln sehr wol gläntzen. Man muß aber diesen Verniß nicht allzeit und stets über dem Feuer halten/ biß er klar wird/ wann man das Oel darauf giesset/ sonsten verraucht das Oel.

14.

Weisser Verniß/ allerley Gemähl von Gummi-Farben zu überziehen.

Nimm Cummi Animæ 6. Loth / Sandarac 2. Loth/ Mastix 2. Quintlein/ zerstoß es gleich/ und fähe es durch ein subtiles Siebel / thu es in eine lange Phiola, schütte darauf eine halbe des besten Brandweins / laß es wol durcheinander rühren / damit die Materi sich nicht setzet / laß es über Nacht weichen / hernach 4. Stunde auf einer heissen Aschen sieden / druck es durch ein Tuch/ und behalt es wol verwahrt in einem Glaß auf/ wann nun ein Gemähl verfertigt ist/ so streiche die Arbeit zehen oder zwölffmal an/ bis ein schöner Glantz heraus kommt/ hernach wann es in ein paar Tagen wol trocken ist/ so nimm Zinn-Aschen und Baum-Oel/ polier es mit einen subtilen Leder/ biß es schön hell und gläntzend wird.

15.

Weissen köstlichen Verniß zu machen.

Das Holtz/ darauf man den Verniß streichen will / muß Bir-Baum / weiß Buchen/ oder Ahorn / glatt gehobelt/ und mit Schafft-Heu im Wasser wol abgeschliffen seyn / hernach nimm Spiritum Vini 20. Loth/ Gummi Sandarac 3. Loth/ Mastix 1. Loth / Therebinthi Cypriani 1. und ein halb Loth. Olei de Been 1. Quintl. Den Sandarac und Mastix muß man auf einen Mahler-Stein zerstossen / zimlich klein / aber doch trocken darauf reiben / hernach den Terpentin darein in das Pulver mengen / in eine langhalsechte Phiola thun / den Brandwein / neben dem Oel darüber giessen/ das Mund-Loch der Phiola mit dreyfachen Pappier/ und einem Meel-Papp / damit in der Destillation kein Spiritus verrauche / wol vermachen und verwahren/ und diese Materien einen halben Tag/ und gantze Nacht stehen lassen ; jedoch etlichmal aufrüttlen/ damit es sich desto besser solvire / geschicht es / daß sich der Terpentin auf den Boden setzt / muß mans so lang schütteln / bis die Materi am Boden loß wird/ wann man nun des andern Tags die Destillation vornehmen will / muß man es abermal / wie zuvor ausgerüttelt / in einen saubern kleingesiebten Sand / damit keine Steine darunter bleiben / auf einen Dreyfuß oder Sand-Capellen setzen / der Sand muß so weit reichen / als die Materi im Glase reichet / und so hoch an die Phiola gehen ; gib ihm allgemach Feuer/ bis es zu sieden beginnt / wann es siedet / muß es also/ ohne stärckers Feuer/ gute drey Viertel Stunde im Sud bleiben / hernach nimmt man ihm das Feuer / setzet die Phiola samt den Sand in eine Kammer/ und lässt es Tag und Nacht also abkühlen. Den dritten Tag nimmt mans aus der Phiola in ein anders Glas / jedoch muß mans gantz gemach heraus giessen/ damit die Feces zuruck bleiben / in der Phiola und nicht in das andere Glaß zu dem Verniß oder zu den klaren kommen / und behält es wol vermacht zum Gebrauch. Will man denn auf Holtz arbeiten/ und den Verniß auf weiß ziehen / nimmt man in einen Schällichen oder Muschel von nachgesetzten Pergamentlein / mischet zart geriebenes Venedisches Bleyweiß / doch nicht zuviel / darunter / streicht das Holtz zum erstenmal damit dünn an / daß man nur bloß die Farb am Holtz erkennen kan / lässt es trocknen / hernach nimmt man unter den Leim in das Schällichen ein wenig mehr von dem Bleyweiß / giesst 6. Tropffen Wasser unter den Leim/damit er schwächer wird / streicht/ wie vor/ das Holtz an / also thut man solches drey/ oder bis auf sechsmal/ jedoch muß zu jeder Zeit / die Farb in dem Geschirr verstärckt / der Leim aber / mit Zugiessung etlicher Tropffen Wasser / geschwächt werden / dann je dünner die Farb am ersten / je fetter sie allgemach bis auf das letzte gebraucht wird ; ja beständiger hältet die Arbeit/ so der vornehmste Handgriff ist.

Weilen aber der Leim / damit man in dem Schällichen die Farbe anmacht/ gleich gestehet; als muß man bey jeden anstreichen das Schällichen in warmes Wasser setzen/ dardurch gehet der Leim wieder auf/ man kan auch den Wein zu schwächen/ an statt des kal-

ten / etliche Tropffen warmen Wassers nehmen / ist besser und macht die Anstriche vest ineinander greiffen / wann die Arbeit also sechsmal mit Bleyweiß überzogen / wird sie mit Schafft-Heu fein rein und sauber abgeschliffen / damit kein Riß oder Ungäntze daran erscheine / hernachmals mit Schiferweiß und obigem Leim dreymal wieder überstrichen / doch wie mit dem Bleyweiß allemal in der Farbe zugesetzt / in dem Leim aber abgebrochen / mit Schafft-Heu fein gerieben / und mit den saubern Leder starck abgewischt / so wird es schön zart / darauf soll man den Verniß mit einem Haar-Pensel sechsmal anstreichen / doch jedesmal vorhero wol trocknen / und vor allen Staube hüten / so ist es fertig. Wann man den Verniß anstreicht / muß man nur so viel / aus dem Glaß in ein Geschirr schütten / als man auf einmal anzustreichen gesonnen ist / bleibet etwas über / schüttet mans wieder zu dem andern.

Will man aber andere Farben machen / muß auf zuvor gesetzte Manier / der Grund doch erstlich mit Bleyweiß gemacht und geschaben werden / alsdann zieht man die Farb / so man will / auf das Schiferweiß / es leidet alle Farben; wer will / kan diesen Verniß auch über Mahlerey ziehen / allein muß die Farb an statt der Gummi mit Pergament-Leim angemacht werden / der Gummi leidet es nicht / wie auch keine Folien / ist an sich selbst schön glänzend. Solte es sich aber / wie offt geschihet / begeben / daß die Arbeit vom Uberstreichen etwas gelblicht wurde / mag es ein paar Tage an der Sonnen stehen bleiben / so verliert es sich gleich / auch muß der Anstrich-Pensel vor Staub verwahret werden / und niemals mit Wasser geputzt werden / sondern wann er hart ist / kan man ihn ein wenig in Verniß duncken / und auf einem Holtz / oder Bret aufstreichen / so wird er stracks weich.

16.

Wie der Pergament-Leim zu machen.

Man schneidet von saubern weissen Pergament Schnitzlen / so viel man will / schüttet darauf frisches Bronnen-Wasser / daß es darüber gehet / alsdann setzt mans in einen saubern Hafen zum Feuer / lässt es so lang kochen / bis / wann man einen Tropffen / auf ein Zinnen Teller fallen lässt / es sich gellärt / und sultzet / alsdann lässt man es durch ein saubers Tuch in ein Glaß lauffen / und behälts in einem Keller. Im sieden / rühret man es fleissig / daß es sich nicht anbrenne. Es gehört auch nicht mehr auf einmal zu machen / als man bedarff / dann es sonst gerne verdirbt.

17.

Weisser Lacc-Verniß.

Nimm auf 10. Loth rectificirten Brandwein / der kein Phlegma hat / klein pulverisirten Cummi Sandaraca 2. Loth / klaren Venedischen Terpentin 2. Loth / thu es zusammen in ein gutes Glaß / verwahre solches oben wol mit gewächsten Pappier / und Rinds-Blasen / setze solches in einen dreyfüssigen Topff mit warmen Wasser / unten auf dem Boden des Topffs soll Heu geleat seyn / damit das Glaß sanfft darauf stehen könne / stelle das Glaß in den Topff / und den Topff über ein Kohl-Feuer / also daß das Wasser darinn starck siede oder koche / laß das Glaß mit dem Verniß ein Stund oder drey in dem kochenden Wasser stehen / damit sich der Sandarac und Terpentin in dem Brandwein recht auflöse / und mit demselben wol vereinige / alsdann geuß deinen Verniß also siedheiß durch ein Härin Tuch / und verwahre es zum Gebrauch. Diß ist aus Herrn Johann Kunckels parte secunda Artis Vitriariæ Experimentalis Fol. 27. und setzt noch zum Beschluß folgendes: Dieses ist ein edler Verniß / man soll nur damit die hellen und liechten Farben / als weiß / gelb / grün / blau / hochroth / item / was versilbert und verguldt ist überstreichen. Daselbst noch mehr Arten des Vernisses zu finden / weil es aber gedruckt ist / kan der günstige Leser / daselbst nach Belieben sich selbst erkundigen.

18.

Schönen Verniß zu machen.

Nimm ein Loth Venedischen Terpentin / 2. Loth Sandaracc / 2. Loth Mastix / 2. Loth Gummi Animæ, zu Pulver gestossen / und alles zusammen in einem Geschirr wol zerschmeltzen lassen. Hernach nimm 12. Loth Terpentin-Oel / rühre es wol untereinander / wann alles zerschmoltzen / so zwing ihn / durch ein sauber weisses Tuch / dieser Verniß ist gut zu allen Materien zu gebrauchen / welcher ist offt probirt worden / man darff ihn auch nicht allezeit zum Feuer halten / wann man ihn brauchen will / er wird sonst zu dick.

19.

Weissen Verniß auf Silber zu machen.

Nimm 2. Loth Sandarac / 1. Loth Mastix / 1. Loth weisses Carabe / laß es auf einen warmen Aschen zerschmeltzen / mit einem Spiritu Vini, in einem Gläsernem Geschirr.

20.

Verniß zu machen / den man nicht poliren darff.

Nimm 4. Loth Carabe / Sandarac 4. Loth / Gummi-Lacc 1. Loth / dieses alles auf das subtileste gestossen / hernach nimmt man Weinstein 1. Pfund lässt ihn bey einem Hafner calciniren / und keine Lufft darzu kommen / denn er sonsten bald zerfliesset. Wann er nun erkaltet ist / giesst man eine halbe Maß Brandwein / oder rectificirten Spiritum Vini, daran / und giesst ihn gar bald wieder herab / damit der Spiritus Vini nicht zu scharff werde / der Wein-Stein ist hernach weiter nicht zu gebrauchen. Hernach nimmt man den Carabe / Sandarac und Gummi-Lacc / schüttet alles in den Spiritum Vini, in ein langes Glaß oder Phiola, also / daß die Helffte dieses Glases von der Materi nicht angefüllt werde / man verbindet es wol / und schüttelt es immerfort hart und starck / und widerholet dieses etliche Tage / dann je mehr man es schüttelt / je besser die Materi zergehet / und diß muß so lang continuirt werden / biß alles zerflossen / alsdann lässt es sich aufziehen / daß mans nicht abschleiffen darf.

21.

Verniß zum vergoldten Leder.

Nimm 8. Loth guten Danziger Verniß / 4. Loth gemeinen Verniß / 2. Loth Mastix / 4. Loth Drachen-

Blut/ 3. Loth Aloës Succotrini, 2. Loth Aloës Epatici, solchen zerstossen/ und allmählich mit dem Verniß auf der Glut zergehen lassen.

22.

Lacc-Verniß.

Nimm eine halbe Maß rectificirten Brandwein/ 8. Loth sauber geklaubten Gummi-Lacc/ auch auf diese Weise 2. Loth Sandarac/ beydes klein gestossen/ und klar gesähet/ alles zusamm in ein Phiola oder Glaß gethan/ solches eine halbe Viertel Stund wol gebeutelt/ und mit einer feuchten Blatter wol verbunden/ hernach an einer Schnur/ auf ein subtil Kohl-Feuer/ bloß damit das Glaß immerzu laulecht bleibe/ 8. Stunde aneinander aufgehangen/ und das Glaß alle Viertel Stunde wol gerüttelt/ so dann herab genommen/ und in einen saubern/ reinen/ warmen doch nicht heissen Sand gethan/ und das Glaß darinnen auf einen warmen Ofen Tag und Nacht stehen lassen/ und wann sich die Materi gesetzt/ alsdann gar subtil (damit sich die Materi nicht in die Höhe gebe) das Glaß aufgemacht/ und das klåreste/ gar sauber und gemach in ein Gläßlein ablauffen/ das am Boden gebliebene dicke aber/ durch ein subtil Tüchlein/ bey einem Ofen/ auf einem Stuhl/ nach und nach/ selbst durchseihen lassen/ und alsdann wol verbunden/ so ist es bereitet/ und an allen statt verfertigt.

23.

Indianischen Verniß zu machen.

Nimm sechs oder siebenmal abgezogen und rectificirten Brandwein/ und das ist seine Prob/ daß man ihn in einen silberen Löffel anzünde/ ausbrennen lasse/ und gantz kein Phlegma überbleibe/ eine halbe Maß/ Gummi-Lacc 2. Loth/ auserlesenen Mastix (in den Apothecken Lachryma genannt) 2. Loth/ Sandarac 4. Loth/ gemein oder Griechisches Pech 4. Loth/ und Hartz-Oel (Oleum Resinæ) 2. Loth/ nimm alsdann einen verglasirten Hafen/ schütt das Hartz-Oel hinein/ und laß es bey einem linden Feuer erwarmen/ so dann schütte den Lacc auch hinein/ und rühre es wol durcheinander/ darauf den Mastix auch hinein gethan/ und eine zimliche Zeit gerühret/ darnach schütte den Sandarac nach und nach darauf/ und rühre es wol/ so offt du etwas hinein schüttest/ endlich thu das Pech auch hinein/ und rüttel es wol durcheinander. Gib ihm darauf stärckers Feuer/ damit es wol zergehe/ und wol heiß sey/ also daß es Blattern mache/ dann nimm den Brandwein/ und gieß ein halbes Gläßlein voll darauf/ und rühr geschwind alles durcheinander/ setz es wieder zum Feuer/ und laß es wieder wol erwarmen/ alsdann gieß den übrigen Brandwein darauf/ und dieses ob dem Feuer wol durcheinander gerührt/aber nicht lang/ damit der Brandwein nicht verschwinde und exhalire/ hernach durch ein reines Tuch gepresst/ und in einem engmündigen Glaß aufgehoben. Wann man nun diesen Verniß arbeiten will/ so kan man ein Geschirr/ Tisch oder Kasten machen lassen/ es sey von was Holtz es wolle/ doch ist das harte Holtz/ als Kersch-Birn- und Pflaumen-Baum am besten/ jedoch ist es auch mit den gemeinen Schachteln mit gutem Effect probirt worden. Weiter solt du haben vom Gummi Arabico und Wasser eine bereite Farbe/ als nemlich/ nimm besagtes Gummi/ laß es im Wasser zergehen/ hierunter misch Kühn-Ruß/ oder gebrandt Helffenbein/ reib es wol auf einem Mahler-Stein/ zimlich dick als ein Muß/ wann es wol gerieben ist/ nimm dessen ein wenig in ein Schüsselein/ und gieß Wasser darauf/ doch nicht zu viel/ damit es als ein rechte Farb verbleibe/ hernach streich dein Geschirr damit an/ und laß es trocknen/ wanns trocken ist/ fahr mit einem rauhen Tuch darüber/ damit das gröbste herab komme/ und streich es also wieder an mit dieser Farb oder Grund/ und also zum vierdtenmal/ wann es dann wol mit diesem Grund überzogen und ausgetrocknet ist/ so nimm ein wenig Verniß in ein saubers weites Gläßlein/ oder in ein vergläsertes Häfelein/ setz es zum Feuer/ laß es warm werden/ bestreich das Geschirr damit/ also warm über und über/ jedoch mercke/ daß wann der Verniß an einem Ort allbereit weiß wird/ daß du ihn/ mit dem Pensel am selben Ort nicht mehr berührest/ wann es überstrichen ist/ so laß es stehen/ bis folgenden Tag/ alsdann bestreich das Geschirr wiederum/ und also fort an/ bis es schön und glatt genug ist/ so in sechs oder acht Tagen seyn kan. Allein ist auch zu mercken/ daß die Farb des Verniß/ so roth ist/ den Grund in etwas verderbet/ derwegen wann der Verniß etwan dreymal angestrichen worden/ ist vonnöthen/ daß man hernach eine Farb als Kühn-Ruß oder gebrandt Helffenbein darunter mische/ und also auftrage/ und endlich trocknen lasse/ dann es wird langsam trocken. Will man den Verniß roth haben/ so macht man den Grund auch roth/ und mischt unter den Verniß Zinober/ will man aber den Verniß weiß haben/ so mach den Grund mit Bleyweiß und Gummi-Wasser/ und misch auch Bleyweiß darunter. Es soll aber der Verniß nicht mit Lacc/ sondern mit 3. Loth Arabischen Gummi/ 1. Loth gantz zu Meel zermalmeten Mastix/ 3. Loth Sandarac/ und 2. Loth weissem Hartz/ samt 1. und ein halb Loth Hartz-Oel gemacht werden/ so bleibt er weiß. Die Farben aber/ so in den Verniß vermischt werden/ sollen in den warmen Verniß geworffen/ und also wol warm damit gerühret werden/ auch wann durch die Farben derselbe zu dick werden solte/ kan man mit Zugiessung ein wenig Brandweins/ weil es noch warm ist/ heissen. Will man den Verniß köstlich und wolriechend machen/ so nehme man an statt des Bechs/ Benzoin/ oder aber bestreiche das Geschirr/ nach dem es gegründet ist/ mit dem Hartz Oel/ so riecht es wie Cypressen-Holtz verliert aber den Geruch/ wann es nicht eingesperrt gehalten wird.

24.

Indianisches Lacc-Werck.

Nimm ein Loth Mastix/ 1. Loth Gummi-Lacc/ 1. Loth Umbra/ 3. Loth Succinum, 3. Loth Gold-Glött/ 1. Loth Asphaltum/ 1. Pfund Terpentin/ 2. Pfund gebrandt Lein-Oel/ Conderendis Contritis, über ein Kohl-Feuer gethan/ und sehr erhitzen lassen/ die Prob ist/ wann man einen Tropffen auf ein Messer fallen lässt/ und sich das Messer am Finger nicht aufzieht/ so ist er gut/ dieses muß man gebrauchen an

solchen Sachen/ die zuvor mit Leim getränckt/ und hernach mit Kreiden angestrichen sind / als wie zum planiren. Wann es geschehen/ wird es dreymal mit einer zarten Schwärtze angestrichen / hernach diesen Lacc darauf gebraucht / und wol trocknen lassen / alsdann kan man schön und subtil darauf vergolden.

25.

Wie man den weissen Verniß machen/ und gebrauchen soll.

Nimm 4. Loth von Gummi Copall/ 2. Loth von der weissesten und leichtesten Carabe/ 1. Loth Sandarac / und ein halb Loth des reinesten Mastix / dieses alles auf das subtileste pulverisirt / thu es in ein doppeltes bauchetes Glaß/ mit einem engen Hals / gieß darüber eine Maß des stärckesten Brandweins / verbinds wol mit Blattern / rigle und schütte die Materi wol untereinander / setz es an die warme Sonne/ oder in Mangel dessen/ in heisses Wasser/ jedoch daß das Glaß allgemach erwarme / laß es also stehen/ bis es wol warm ist / dann rüttel solches wieder wol untereinander/ und das laß so offt warm werden / und rüttle es allzeit untereinander/ bis die Materi gantz zerschmoltzen/ und sich nichts mehr davon auf dem Boden setzt/ wolte es aber dergestalt nicht zerschmeltzen/ so muß mans auf einer linden Glut/ wie einen andern Verniß/ sieden lassen.

Oder mach diesen Verniß auf ein andere Weise also. Nimm des schönsten Carabe 4. Loth/ Sandarac 2. Loth/ dieses auf das subtileste gepulvert / in einem Kolben mit einem Seitel des stärckesten Brandweins vermischt / und also miteinander sieden lassen / biß die Materi völlig zerschmoltzen / daß nichts mehr auf den Boden fällt / der Kolben muß aufs allerbeste vermacht werden mit Blasen / damit der Brandwein nicht ausrauchen kan / und so bald die Röhren des Kolbens gantz erhitzen will / muß mans ein wenig abkühlen lassen / sonst zerspringt der Kolben / und kan grosses Unglück daraus entstehen / wann er dann ein wenig abkühlt / muß mans wieder lassen warm werden / und das so offt thun / bis die Materi gantz zerschmoltzen ist / hernach muß man / so wol einen als den andern Verniß / durch ein dickes Tuch in ein Glaß durchpressen / und nachfolgender Weise gebrauchen auf alle Mahlerey / sonderlich / was mit Gummi-Farben gemahlen ist/ es sey auf Holtz/ Kupffer/ oder andern harten Boden gemacht / was du nun bestreichen wilt / das putz zuvor sauber ab / daß der Staub und andere Flecke/ so viel es seyn kan / wegkommen/ alsdann bestreich es 8. oder 10mal damit/ laß es aber allzeit vor wol trocken werden/ ehe dann du es wieder bestreichest / sonderlich das letztemal/ da muß mans wol 5. oder 6. Tage aus trocknen lassen/ hernach mit Zinn-Aschen/ Baum-Oel und Leder gemacht poliren/ und letzlich mit trockenen Leder gar sauber abwischen/ bis sich keine Feisten von dem Oel an den Leder mehr spühren lässet.

26.

Florentiner Lacc zu machen.

Nimm Cochenilles/ schöne frische Beerlein/ reibs/ daß die Bälglein davon kommen / alsdann thu sie in eine Lauge/ / und laß solche ein wenig über einer Glut warm werden/ doch nicht zu heiß / sonst wird es Purpurfarb / alsdann thu es in ein von Taffet gemachtes Säcklein / laß es durchfiltriren/ thu darnach Brandwein darein / auch ein wenig Limoni-Safft / laß es also durcheinander stehen und durchlauffen/ den Safft kan man in Muscheln lassen eintrocknen / das ander aber ist die Tinctur, die nimmt man aus dem Säcklein mit einer höltzern Spathe / macht sie auf kleine Häuflein / und lässts in einen Zimmer austrocknen.

27.

Wie man den Verniß auf Muschel-Silber oder Blättlein-Silber macht / daß es scheint/ als obs Gold wäre.

Man nimmt 7. Loth Apothecker-Gewicht Gummi-lacc/ 1. Köpffel starcken Brandwein/ lässt solchen acht Tage an einen warmen Ort stehen / und schüttelt ihn gar offt bis er zergangen / hernach seihet man ihn durch ein Fließ-Pappier / da laufft er gar langsam durch / wann man aber schon einen dünnen Verniß davon hätte / so setzt man den Triechter an einen gar warmen Ort / so laufft er dicker durch. Der Dicke ist im Anfang zu gebrauchen / und der Dünne auf die letzte / hernach nimmt man gar wenig Cucurma, sonst wird es gleich grün / hernach streicht mans so lang / bis man vermeint / daß es so golden aussehe / als wanns Gold wäre/ man muß es wol zwantzigmal anstreichen; darnach poliert mans / wie man die andere Verniß-Arbeit polirt / man muß Achtung geben / daß mans nicht zu starck mache / damit sich das Gold nicht aufhebe / man kan es aber auf keinem Oel-Grunde brauchen.

28.

Schwartzer Verniß.

Nimm 2. Loth Gummi-Lacc/ Asphaltum 1. Loth/ gieß darauf ein Seitel Brandwein / 3. Messerspitz Cochenelli, laß es 24. Stunde digeriren / filtrirs durch: Das Asphaltum wird also gemacht. Man nimmt Rasuram Succini, destillirts durch die Retorten auf der Sand-Capellen in ein Glaß/ darein ein achtering Wein muß gethan seyn/ kommt ein gelbes Oel davon in den Wein/ so bald man aber sihet/ daß ein rothes Oel kommet/ so höret man auf. Was hernach in der Retorten übrig bleibt/ daraus wird das Asphaltum.

29.

Eine schwartze/ zarte und subtile Farbe.

Nimm Kühn / zerschneide solchen zu Stücklein/ zünde eines nach dem andern auf einem Heerd an / halte oder decke einen Hafen darüber / so aber inwendig verglast seyn muß / so hänget sich der Rauch oben daran/ wann man nun solchen Kühn gantz verbrennt hat / so kehret man mit einer starcken Ganns-Feder / den oben angehengten Ruß auf ein reines Pappier heraus/ und verwahret ihn in einem Schächtlein/ wann man ihn brauchen will/ so reibet man solchen mit Spiritu Vini an/ und mischt ihn unter den Lacc-Verniß/ oder andere Farben; so wird eine Schwärtz daraus/ wie ein reiner Safft.

30.

Auf blau zu bringen.

Nimm Hausen-Blasen / schneide sie zu kleinen

Stucken / weiche solchen Tag und Nacht im Wasser / dann giesse das Wasser davon ab / und ein wenig Brandwein daran / so viel / daß es wol darinn zergehen kan / setz es aufs Feuer / wanns nun zergangen / so presse es durch ein klares Tuch / dann zerlasse weisses Bleyweiß / in besagter solvirten Hausen-Blasen / und überstreiche das Werck / laß es jederzeit nachdems überstrichen worden / wieder trocken werden / wann es zum drittenmal überstrichen und trocken worden / so überreibs und polirs gar sachte mit Schafft-Heu / dann überfahrs noch einmal mit obiger solvirter Hausen-Blasen / darnach reibe mit derselben Hausen-Blasen blaue Schmalten / und überstreich das Werck auch einmal darmit / wanns trocken ist / mach es wieder glatt wie vorhin / dann must du es zwey- oder dreymal mit weissen Verniß überstreichen / und allezeit ehe es überstrichen wird / lassen trocken werden / dann muß mans zum andern überstreichen mit Oltremarin, der mit weissen Verniß abgerieben ist / wann es nun trocken ist / magst du es noch sechsmal mit dem nachfolgenden weissen Verniß überstreichen und trocknen lassen / so ist es fertig.

31.

Wie der weisse Verniß zu machen.

Auf ein Seitel guten starcken Brandwein / muß man nehmen 8. Loth weissen klaren Agtstein / oder Carabe / und solchen auf das kleineste pulverisiren / und auch so viel Sandarac / dann muß man nehmen einen gläsernen Kolben / und darein den Agtstein und Sandarac mit dem Brandwein thun / das Glas wol vermachen / und solches folgender Gestalt auf die Wärme setzen. Nehmet ein Wärm-Pfann / darein thut glühende Kohlen / damit nehmet eine irdene Schüssel halb voll Aschen / darein setzt den Kolben / und lässt es mit lindem Feuer also sieden 2. Stund lang / wann solches nun geschehen / und also gekocht ist / so muß solches also warm / durch ein feines leinen Tuch durchgetrieben / und in einer gläsern Flaschen verwahret werden.

32.

Columbin oder Rosenfarb.

Das Columbin wird auf diese Weise gemacht / wie Blau N. 30. nur daß die Farben also gemenget werden / daß man nimmt Florentiner Lacc / so viel als blaue Stärcke / oder Schmalten / und ein wenig Weiß darunter.

33.

Schön Roth.

Uberstreich das Werck zweymal mit groben Verniß / wie hernach / dann zerreibe mit besagten Verniß Vermillon oder Zinober / und überstreich es dreymal damit / wanns trocken ist / muß mans 6mal mit weissen Verniß überstreichen.

34.

Grün schielerend zu machen.

Nimm Flandrischen Leim / und überstreich das Werck dreymal damit / dann streue mit einen kleinen Sieblein darauf mit grünlicht schimmerendem Glas / dann überfahrs sachte mit einem Pensel / mit folgenden groben Verniß / einmal / wanns trocken worden / dann zerlasse in eben diesem Verniß calcinirt und klein gepulvertes Verd de gris, so lang bis der Verniß gemacht / wann das Pulver den bedeckt hat / so überstreichs 7. oder 8mal / mit weissen Verniß. Zu andern Farben nimmt man nichts anders als den groben Verniß / der wird aber also gemacht. Auf eine Pinte guten Spiritus Vini oder Wein-Brand-Wein / muß man nehmen 8. Loth Gummi-Lacc / und 6. Loth Sandarac / lasst es also kochen / wie N. 31. von den weissen Verniß gemeldet worden.

35.

Chineser Verniß.

Nimm den besten Brandwein 12. Loth / Gummi-Lacc 4. Loth / Sandarac 1. Loth / man kan auch ein halb Loth schönen Mastix / und so viel weissen Agtstein darzu thun / welches aber nicht nöthig / dieses alles wird zusammen in ein Glaß / mit einen langen Hals gethan / wol vermacht / damit die Spiritus durch die Hitze nicht durchdringen / nach 12. oder 24. Stunden setzt mans auf einen siedenden heissen Sand / und unterhält die Hitz 3. oder 4. Stunde / so lang bis der Gummi-Lacc zergangen / und alles wol gesotten ist / wann es endlich so lang und starck anfanget zu strudeln / daß das oberste Theil des Glases erwärmet wird / kan man den Verniß durch ein Tuch in ein gewärmtes Geschirr durchgiessen / ein wenig zwischen 2. Stöcklein auspressen / und darnach in einen enghälsichten Glaß verwahren / woferne man aber / in obgedachten 12. oder 24. Stunden das Glaß alsobald in einen warmen Aschen oder Sand wurde setzen / und selbes durch eine sanffte Hitz erhalten / wann es zuletzt nur einen Strudel gethan / kan mans durchseihen / so ist der Verniß um so viel besser / dieser Verniß kan mit allen Farben ausgenommen grün vermengt werden / weil aber der Gummi-Lacc ihn zimlich gelb macht / um ihn schön weiß oder blau zu machen / müsste man kein Gummi-Lacc / sondern nur die übrigen Stücke vermehret nehmen / oder aufs wenigste gedachten Gummi-Lacc durchsuchen / und nur den allerkläresten und weissesten nehmen. Ehe und zuvor dieser Verniß aufgetragen wird / muß das Holtz auf das allerreineste und zärteste abgehobelt / und mit Schafft-Heu oder Bimsen-Stein abgeschliffen seyn. Die Löcher / Spalten oder Schrunden / so annoch verbleiben / werden mit geweichten Gummi Tragant und Kreiden oder Ruß verstopfft und verstrichen / auch hernach dem Holtz gleich eben gemacht.

Diesen Verniß mit seinen Farben zu mengen / ist vor eine Regel zu halten / daß man gar wenig auf einmal muß anmachen / damit nichts verlohren werde / man nimmt siebenmal mehr Verniß als Farbe / welches zusammen in einem Schüsselein aufs allerzarteste gerieben / vermengt / und hernach mit einen zarten Pensel aufgetragen wird. Zuvor aber gibt man dem Holtz einen Anstrich von gantzen püren Verniß ohne Farb / wann man 4. Anstrich einen nach den andern gegeben / so thut man selbige mit trockenen / oder in Oel geweichten Schafft-Heu ein wenig überreiben / hernach gibt man noch 4. Anstrich von einer hohen Farb / oder so viel es vonnöthen hat / und reibts mit

einem Tüchlein und in Oel oder Wasser genetzten Trippel zart ab/damit keine Rauhe überbleibe. Endlich gibt man 2. Anstrich von dem schönesten Verniß/ und lässts 2. Tage in der Lufft wol erharten / nach welchen man es noch einmal mit erstgedachten Trippel starck abschleifft / und mit einem zarten Leder sa lang reibt / bis das Holtz nur ein wenig erwärmet wird / so bekommt es seinen Glantz desto schöner.

Das rothe zu machen / nimmt man Spanischen/ oder sonsten den allerschönsten Zinober / und denselben höher roth als Corallen zu bringen / nimmt man einen Vierding Venedischen Lacc darzu / zu dem schwartzen nimmt man Kühn-Ruß / in einem wolvermachten Schmeltz-Tigel in starcken Kohl-Feuer ausgebrandt/ und darnach mit Kupffer-Wasser auf einen Reib-Stein abgerieben.

Hochblau zu machen / gebraucht man sich des Oltremarins mit gar wenig Bleyweiß vermischt / zu welchem man nur 2mal mehr Verniß als Farb nimmt/ und ehe es aufgetragen wird / um diese köstliche Farb in etwas zu erspahren / gibt man zwar 6. oder mehr Anstrich vom weissen / und schleiffts gantz eben ab / alsdann gibt man 4. blaue darauf/ und verhält sich wie oben gemeldet ist.

Den Marmor aber zu machen/ wann alle schwartze Anstrich gegeben/ und abgeschliffen sind / thu man hernach den Verniß mit Weiß vermischt / mit einen Pensel auf gerath wol und ohngefähr darwider mit der Hand schnellen/ oder sprützen / alsdann fleissig abebenen/ und den puren Verniß wieder darauf geben. Die Ubung ist der beste Meister.

36.

Japonischer Verniß.

Dieser Verniß ist wie der vorige/ kan eben so wol auch von unterschiedlichen Farben gemacht werden/mit diesem Unterscheid. Daß nach den 4. ersten Anstrichen/ von was Farbe es sey/ man Avanturin nimmet/ welche durch ein Sieb auf das Holtz / so zuvor mit doppelten Anstrich von puren Verniß/ auf das allergeschwindeste überfahren wird/gestreuet und alsdann nach und nach/ so viel Anstrich von puren Verniß darauf gegeben wird/ als es vonnöthen ist. Endlich wirds mit Oel und Trippel abgerieben/ wie oben / aber dieser wie auch der vorige Verniß hat schönern Glantz auf der runden / als ebnen Arbeit.

37.

Avanturin zu machen.

Ehe und bevor man den Verniß gebrauchet/welcher ein wenig dicker als sonst seyn solle / in schwartzer oder gelber Farbe. Hernach streicht man den Verniß an/so geschwind man kan/ und lässt über den Verniß fein gleich durch ein Sieb / das Pulver von der Venturina fallen / so bald es trocken / streicht man wieder den Verniß darauf/ darüber man das vorige Pulver wieder streuet / wie zuvor/ welches alles man so offt wiederholen muß / bis das Holtz aller Orten gleich bedeckt ist. Nach diesen thut man noch 12. oder 16. Verniß-Strich darauf / gantz pur/ ohne Farb / wann es trocken / reibt man es wol und sauber mit einem Bimsem-Stein / und Baum-Oel / es schön gleich zu machen/ letzlich wischt man es fein sauber/ mit einem Tüchlein ab / und bestreicht es noch etlichmal mit purem Verniß / damit es seinen rechten Glantz bekommt / ist es aber noch nicht recht gleich und eben / so bestreicht man es nochmahlen mit Verniß / und reibt alles wol und sauber ab / mit Trippel oder gelber Erden. Der Avanturin oder bunde Glantz aber wird also gemacht: Nimm Frauen-Eiß / stoß es klein in einen Mörser / thu darzu etwas geriebenes Gold-Gelötte / item/ zart geriebene Mineral-Farben/ was Couleur jedes werden soll/ als zu roth Zinober; zu gelb Auripigment / auch Gummi Gutti / item rauschgelb / Türckischen Menig und dergleichen/ schütt es in eine Phiol. so oben fest und wol verlutirt ist / setze sie in eine Capellen in heissen Sand / laß es 2. Stunde darinn stehen / bis so lang es anfanget / wie Wellen in die Höhe zu steigen. Wann solche Flores sich ereignen / so nimmt mans als zeitig hinweg / lässt die Phiol erkalten/ und zerschlägt sie / daß man die Materi mag heraus bringen / und stosse sie klein zum Gebrauch in einem Mörser.

38.

Klarer und heller Verniß auf Mahlerey von Wasser-Farben zu gebrauchen.

Nimm 3. Loth Sandarac/ 2. Quintlein Mastix/ diese beede gar klein zerstossen / und in einen Scheid-Kolben gethan / darzu 3. Nuß-Schalen voll Venedischen Terpentin gegossen / ingleichen 24. Loth Spiritus Vini, daß es zwey Finger über die Materi gehet/ hernach den Kolben wol verlutirt / und in eine Sand-Capell gesetzt/ und sieden lassen/ so lang/ bis beede Species zergangen / hernach durch ein Tüchlein gesiegen und wol vermacht stehen lassen / so wird er aussehen so klar/ wie der reineste Wein.

39.

Gold-Verniß auf Metall.

Nimm des allerbesten Spiritus Vini 3. Seitel/Sandarac 6. Loth/Venedischen Terpentin 6. Loth/ Gummi-Lacc 5. Loth/weissen Weyrauch 2. Loth/Gummi-Gutti ein halb Loth/ weissen Mastix 1. Loth/ pulverisier alles klein/ seihe es durch ein Sieb / und thu die Materi zusammen in ein Kolben-Glaß / gieß den Spiritum Vini darauf / zerlaß den Terpentin / und schütt ihn darein / vermach den Kolben wol / halte denselben über eine mittelmässige Glut / beutel es immerzu / laß es eine gute Weil auffsieden / seihe es hernach durch ein saubers leinen Tüchlein / und behalt es zum Gebrauch.

40.

Holländischer Verniß / alles was auf Pappier illuminirt/ oder auf Pergament gemahlet ist/ zu überziehen.

Nimm ein Pfund Venedisches Terpentin-Oel / drey viertel Pfund von Venedischen Terpentin/3. Loth Sandarac / diese Materien zusammen in eine irdene Flaschen oder Hafen/ der drey Füsse hat/ gethan/ welcher auch ein gerechten Deckel oder Stürtzen haben muß/ den muß man im Feuer / oder auf einer glühenden Kohlen/ also lang kochen lassen/ bis sich alles wol gesetzt hat/ und der Verniß schön klar siehet / alsdann

das Papier damit überzogen mit einen grossen Porst-Pensel. Das Papier muß aber zuvor planirt werden/ sonst schlägt der Verniß hindurch.

41.

Indianischen Verniß auf ein andere Weise zu machen/ welchen auch das Scheidwasser nicht aufzuweichen vermag.

Nimm destillirten Brandwein 8. Loth/ Gummi-Lacc gar klein zerstossen 1. Loth/ Sandarac 1. und ein halb Quintlein / diese Stuck in einen Scheidkolben gethan / das ist ein hohes Glas / und mit guten Luto oben wol vermacht / damit der Spiritus nicht ausrieche/ setze es hernach drey Tag und Nacht an einen warmen Ort / oder laß es so lang auf einen warmen Ofen stehen / alsdann setze den Kolben in eine Sand-Capellen/ und mache zum ersten gar ein sanfftes Kohlfeuer darunter/ damit der Sand auf einmal nicht zu heiß werde/ hernach je länger je stärcker / bis man sihet / daß der Spiritus sehr starck im Glas aufsteiget/ alsdann nimm ihn herab / und brich das Glas oben wieder auf / gieß solchen durch ein saubers Tuch/hernach in ein Glas gethan/ und mit Wachs und Blasen wol verbunden/ daß er nicht ausrauche / sonst kommt er aus dem Glas hinweg / daß man nicht weiß/ wo er hinkommen ist. Hernach kan man solchen mit Farben vermischen/ mit was für einer Farb man will / und wann man etwas damit anstreichen will / muß man solches zuvor mit Bimsen-Stein abschleiffen / und mit Leder hernach abreiben/ alsdann solchen mit Verniß überzogen / so bekommt er einen Glantz / wie ein zartes Glas ; dann er ziehet/ daß man die Pensel-Strich alle sihet / sie müssen alsdann sauber hinweg geschliffen werden / ist eine schöne Arbeit davon zu machen.

42.

Verniß auf Schildkroten Art.

Erstlich streiche solche Arbeit zweymal mit puren Lacc-Verniß an/ und laß es allzeit zuvor wol trocknen. 2. Streiche es zweymal mit schönen Türckischen Menig an/ laß es auch trocknen/ und reibs darnach mit einem linden Schafft-Heu fein subtil ab. 3. Nimm klein abgeriebenen Zinober ein wenig / mische darunter schlechten wolgestossenen oder geriebenen Kugel-Lacc. 4. Nimm schlechten Florentiner-Lacc / welcher schon danckler seyn muß / als der vorige gewesen ist / oder mische unter den Zinober Drachen-Blut/ so in rechtem Spiritu Vini solvirt ist. 5. Nimm eben diesen Florentiner-Lacc / und thu ein wenig Euchonelle darunter / so gibts wieder dunckelere Flecken. 6. Nimm Florentiner-Lacc / und dupffe mit einem Pensel immer hin und wieder / auf / und zwischen die Farben hinein / so wird sich immer eine Farb nach der andern erheben / und heraus præsentiren. 7. Duncket dich aber solche Arbeit noch zu liecht seyn/ und du gerne haben woltest/ daß es gleichsam feurig aussehe/so kanst du es mit Drachen-Blut alles über lasiren / oder du kanst auch solches alles wol auf die letzte versparen. 8. Must du dunckel darauf schattiren/ als thu unter gemeinen oder Florentiner Lacc Asphaltum / oder wolgestossenen Indig / damit kanst du es so dunckel ausmachen / als dirs beliebt/ wann es gantz fertig / so laß es eine Weil trocknen. 9. Streich es zweymal mit puren Lacc-Verniß gantz völlig an / und laß es denselben Tag wieder austrocknen / dieses thu so offt / bis dich gedüncket / es sey die Arbeit glatt genug / alsdann schleiffs zum zehenden mit gefäheten Binsemstein und Wasser wol und sauber ab. 11. Hernach gib ihm wieder 2. Anstrich mit folgenden klaren Lacc-Verniß. Welcher also gemacht wird: Fülle die Helffte des Glases mit Lacc-Verniß an / und die andere Helffte mit rectificirten Spiritu Vini, verbinde solches Gläslein mit einer Blasen gantz wol / und rüttle es hernach eine halbe Stund starck hin und wieder / daß es sich wol untereinander schlägt und vereiniget / alsdann setze es auf ein Gesimms / und laß es acht Tage unverrucket stehen / alsdann kanst du das Liecht davon allgemach verbrauchen / und das andere so sich am Boden gesetzt hat / zu dem andern Lacc-Verniß giessen. Letzlich pollier diese Arbeit vollends mit Trippel / Baum-Oel und Leder / und wische es hernach mit trockenem Leder wieder alles hinweg/ so ists fertig.

43.

Auf gelben Grund danckel und grau schattiren / auf einen Stab.

Streich den Stab zweymal oder mehr mit blossen Verniß an / hernach zweymal mit Bleygelb / glätte es ab / und schattire mit Asphaltum darauf. Oder streich den Stab zweymal an mit Verniß / und schattire es nur mit dem Asphaltum/ so mit Verniß angemacht ist/ darauf.

44.

Daß der Grund röther sey.

Thu ihm / wie vor gemeldt / und hernach zweymal mit rauschgelb angestrichen / abgeglättet mit Schafft-Heu/ und mit Asphaltum schattirt. Du kanst auch im Fall der Noth Menig und Bleyweiß untereinander mischen / den Grund damit angestrichen / und darnach mit Asphaltum und Indig schattirt.

45.

Auf eine andere Weise.

Rauschgelb und Menig untereinander / und mit Asphaltum oder Indig / unter die übergebliebene Farben gemischt / und schattirt.

46.

Eine Arbeit blau anzustreichen.

Streich es zweymal mit rein abgeriebenen Bleyweiß an / alsdann darauf zweymal mit schönen Bergblau/ Englischen Schmalten / oder Oltramarin. Und nach dem Abschleiffen muß es zweymal mit dem hellen Verniß angestrichen werden.

47.

Gelb angestrichen / die neueste Manier.

Den Stab zweymal mit Verniß angestrichen / die liechten Flecken / laß blosses Holtz seyn / auf dasselbige rauschgelb zweymal aufeinander/hernach Sattenocker. Und zuletzt Asphaltum.

48.

Kalt vergolden.

Nimm drey Quintlein Aqua Regis, darinn solvir

ein Ducaten / thu zu dieser Solution so viel Saliter, als darinnen aufgelöst werden kan / alsdann netzt man leinerne Tücher darinnen / und wann solche ein wenig trocken seyn / verbrennt man sie zu einem Zunder / oder gar zu Pulver / mit diesen reibt man das Silber / so wird es vergöldet.

49.

Glantz-Verniß.

Nimm ein Seitel Brandwein / 2. Loth Sandarac / so in Wein-Essig sauber gewaschen / und wieder getrocknet worden / 1. Loth Venedischen Terpentin / diese Stuck in ein Glas gethan / wol vermacht / und gleich auf den heissen Sand gesetzt / ein halbe Stunde also bräßlen lassen / so dann warm durchgesiben.

50.

Der grobe Verniß.

1. Nimm eine halbe Maß des stärckesten Brandweins / und 12. Loth Gummi-Lacc / stoß es gröblich / und thu es in eine lange Phiola, mit gedoppelten Blasen wol vermacht / setz es auf einen warmen Ofen / und rührs offt um / laß es 12. Stunde also stehen / oder im Sommer an der Sonnen / seihe es durch einen Triechter. 2. Das Gröbste / so im Säcklein bleibt / nimm und thu es in ein Glas / schütte / so viel die Materi ist / des stärckesten Brandweins darüber / rühr es wol durcheinander / laß es setzen / bis sich eine liechte Materi erzeigt wie ein rother Wein / seihe solches durch ein Fließ-Papier in ein ander Glas / vermachs wol / und behalt es auf. 3. Nimm ein Vierding Drachen-Blut / 2. Loth Cochenilles / klein gestossen und subtil gefähet / in ein Seitel Brandwein gethan / auf dem Ofen / oder an der Sonnen 8. Stunde destilliren lassen. Diesen Verniß muß man in ein doppeltes Glas thun / damit es nicht zerspringe / muß hernach durch ein subtiles Tüchlein durchgedruckt werden. 4. Nimm Curcuma-Wurtzen ein Vierding / klein zerstossen / in ein halbe Mas Brandwein gethan / und wie oben destillirt und præparirt.

51.

Gold-Verniß.

Nimm einen halben Vierding gelben Agtstein / pulver ihn in einen Hafen / der ein wenig warm ist / setz ihn auf ein starckes Kohlfeuer / und bedecke ihn mit einer Stürtzen / rühr ihn etlichmal mit einen Eisen / oder eisernen Spaten / wanns halben Theil geschmeltzt ist / so thu darein 1. Loth Gummi-Lacc zu Pulver gestossen / und wieder aufs Kohlfeuer gethan / rühr ihn wol wieder untereinander / daß es alles zerschmeltze / nimms alsdann vom Feuer / und thu darein 1. Loth Aloes Sucrotin / mit einen Löffel voll Baum-Oel in einem Geschirr / und thu es in den Hafen zu dem Agtstein / und rührs stets / daß es zusammen schmeltze / darnach thu ein halb Pfund Terpentin-Oel darein / rühr es immerfort / setz es aber so weit vom Feuer / daß es die Flammen nicht erreichen / sonst zündet es sich an / wanns geschmoltzen ist / so laß es durch ein saubers weisses Tuch lauffen / wann es noch zu dick ist / so thu noch mehr Terpentin-Oel darein / und probir es auf einem silbern Platt.

52.

Allerley Sachen von Messing anzustreichen mit Lacc-Verniß / als wanns vergoldt wäre / daß es weiter nicht anlauffe.

Man nimmt Curcuma-Wurtzen gedörret / stosst sie klein zu Pulver / thuts hernach in ein Glas / schüttet rectificirten Brandwein / oder Spiritum Vini darein / verbindet es wol / man kan ohngefehr zu 4. Loth Curcuma irgend den 16. Theil von einer Maß Spiritus Vini nehmen / und lässt es hernach 8. Tag aneinander stehen / aber darzwischen muß mans alle Tage etlichmal herum schütteln. Hernach durch ein zartes Tüchlein / oder grobes Fließ-Papier lassen durchlauffen / so ist es zum Gebrauch fertig / will man aber den Spiritum Vini gern wieder davon haben / kan man solchen entweder selbst wieder abziehen / oder solches durch einen Apothecker verrichten lassen.

53.

Holtz-Klufften und Fügen gantz gleich zu ebnen.

Mache gantz rein geschabene Kreiden mit Verniß an / und überstreich solche Fügen damit / bis dich gedunckt / daß sie gantz eben sind / glätte es hernach mit Binsem-Stein / oder Schafft-Heu / ist dir aber ein Haar vom Pensel in die Arbeit kommen / so kanst du es mit Spiritu Vini aufweichen / und wiederum heraus bringen.

54.

Was man für Farben zur Verniß-Arbeit gebraucht.

Rauschgelb / Bleygelb / Menig / Zinober / Lacc / Zelten-Lacc / Florentiner-Lacc / Indig / Kühn-Ruß / Beinschwartz / Schmalten / Bergblau / unter den Safft-Farben aber gebraucht man Presilg / Tornahel / Saffrangelb / Beergelb / Nuß-Safft / Safftgrün / destillirten Grünspan / Leckmuß / Lilien-Safft / und dergleichen / die kan man / was hart ist / stossen / und durch einen zarten Flor durchsieben.

55.

Eingestreuete Arbeit.

Erstlich wird das Holtz dreymal mit dem dicken Verniß überzogen / und allzeit getrocknet / und hernach ein Ort wieder mit solchen Verniß bestrichen / und gleich also naß / mit bundtem Glantz oder Streu-Gold darauf gefähet / und gleich gebeutelt / damit das ledige herab falle / und fähret also fort / bis das Holtz völlig überstreuet worden / hernach nimmt man Gurcum in ein Glas / und vom Brandwein so viel / daß er die Materi übergehe / darauf gegossen / solches geschüttelt / und über Nacht / daß es sich setze / stehen lassen / und dann abgesiegen / und von solchem halbes / und halb Lacc-Verniß genommen / untereinander gerührt / und das gestreuete alles zugleich damit überstrichen / solches 2. oder 3. Tage erharten lassen / und hernach wie die Schildkroten-Arbeit polirt.

56.

Schildkroten-Arbeit zu machen.

Nimm Zinober / so gar klein gerieben / wie er bey

den Materialisten oder Apotheckern zu bekommen ist/ thu von dem dickern Lacc-Verniß so viel daran / bis er ihn bedecke / rührs mit dem Pensel durcheinander/ hernach das Holtz zwey- oder dreymal überstrichen. Hernach nimm gar klein gestossen und gesähtes feines Drachen-Blut / thu starcken Brandwein daran / daß er überlauffe / beutel es durcheinander wol / und wann es sich gesetzt hat / ein wenig davon in ein Schällelein gethan / und von den dicken Lacc-Verniß nur ein wenig / damit es halten kan / darunter ; durcheinander gerührt / und dann auf Zinober Fleckweise / wie man die Schildkrot haben will / geduscht / und wann es trocken worden / die Flecken wieder mit einen klaren Wasser gerieben / und dann wieder getrocknet / hernach pulverisirte Cölnische Erden / welche in einen Schällelein/ und von vorgedachten Drachenblut-Verniß/ auch ein wenig von den Lacc-Verniß (damit es halte) daran gethan / durcheinander gerührt / und die vorigen Flecken wieder / doch gar dünne / daß es herdurch spiele / geduscht / und trocknen lassen. Sodann mit benannten dicken Lacc-Verniß / die völlige Arbeit ein zwölffmal / doch daß es jedesmal vor den Ofen oder an der Sonnen / doch nicht zu heiß / abtrockne / dann es sonst gleich Blattern bekommt/ überstrichen. Hernach muß man solches ein paar Tage wol erharten lassen / und solches mit gebrandten Bimsenstein / so klar zerstossen/ und im Wasser mit einem Tüchlein glatt gefeget und wol abgetrocknet / daß der Bimsenstein wol heraus gewaschen werde / darauf wieder solche Arbeit / mit dem ersten abgeloffenen Lacc-Verniß des kläresten ein zehenmal wol überstrichen / doch daß es jedesmal vorher wol trockne / und hernach ein vier Tage wol erharten lassen / und dann solches mit einem in klaren Wasser geriebenen Trippel wieder gantz glatt gemacht/ darauf in klaren Zinn-Aschen / auch im Wasser / mit einem Lederlein polirt / darauf sauber abgewaschen/ getrocknet/ und damits den höchsten Glantz bekomme/ mit einem subtilen linden Lederlein / die Arbeit wol / jedoch gar subtil/ so lang bis der Glantz komme/ gerieben/ so ist es fertig.

57. Application zu der Schildkroten-Arbeit.

Birbaum oder Ahornes Holtz / wol glatt gemacht/ hernach ein Grund von dem ersten glatten Verniß (NB. ist Numero 50. wie auch die folgenden drey zu finden) einmal darauf gestrichen / und trocknen lassen / weiter mit Türckischen Menig / so mit bedeutem groben Verniß angemacht ist / dreymal angestrichen/ und trocknen lassen / im Fall es Bläslein bekäme / muß mans mit gesähetem Bimsenstein mit Wasser abreiben. Die Flecken zu machen / muß man den dritten Verniß brauchen / und solches zwey- oder dreymal/ Fleck auf Fleck anstreichen / aber allzeit vorhero wol trocknen / unter besagten dritten Verniß / muß allzeit von dem groben Verniß Num. 1. etliche Tropfen vermischt werden. Die letzten schwartzen Fleck zu machen / nimmt man Indig / wie es die Färber brauchen/ mit Brandwein klein gerieben / hernach getrocknet / und wieder klein gestossen / und gesähet / mit dem dritten Verniß N. 30. vermischt / und zimlich dick durch ein Säcklein gedruckt / in ein Glas gethan / und zum Gebrauch aufbehalten/wann solches alles geschehen/ muß die Arbeit sechs oder siebenmal / aber des Tags nicht öffter als zweymal mit dem ersten Verniß Num. 50. überstrichen / getrocknet / und mit Bimsenstein und Wasser wol polirt werden/ hernach nimm von dem andern klaren Verniß daselbst / bestreich die Arbeit zweymal / doch nie / sie sey dann vorher trocken worden / endlich mag mans mit Zinn-Aschen und Wasser auf einem Tigel wol poliren. Die grüne Arbeit aber wird also gemacht. Die erste Manier ist also: Nimm des besten Indig zum ersten Grund / mit dem ersten groben Verniß wol überstrichen / hernach muß mans mit dem vierdten Verniß Num. 50. ein oder zweymal überziehen / hernach wie die Schildkroten-Arbeit mit dem groben Verniß Num. 1. überstreichen / wol sechs oder siebenmal / wie oben polirt / und letzlich mit dem andern Verniß Num. 30. wie oben / darauf gestrichen / und mit Zinn-Aschen polirt. Die andere Art / muß der Grund mit Muschel-Silber angemacht / und hernach mit dem vierdten Verniß Num. 50. überzogen / und polirt werden / wie oben. Der Grund darauf mit Muschel-Silber gemahlt wird / kan von allerley Farben nach Belieben seyn / als Umbra / Meng/ Zinober/ Florentiner-Lacc/-Kühn-Ruß/ Beinschwartz/und müssen alle solche Farben mit den 4. Verniß Num. 50. zweymal angestrichen / und wie oben gesagt / polirt werden. Das dritte Grüne macht man also: Nimm Berg-Aschen/ machs mit dem ersten Verniß Num. 50. an / überstreich die Arbeit etlichmal / bis sie wol bedeckt ist / hernach überstreich es mit den vierdten Verniß daselbst / mahle mit dem Muschel-Silber darauf / was dir beliebt / und wann das Gemähl fertig / allzeit mit dem vierdten Verniß zweymal angestrichen / polir es/ wie oben gesagt.

58. Das eingestreuete Glantz-Gold zu machen.

Uberziehe die Arbeit mit dem blossen groben ersten Verniß Num. 50. zweymal / laß es wol trocknen/ hernach überstreich es nochmal gar starck mit diesem Verniß / und weil es noch naß ist / so säe darauf durch ein Sieb das Glantz-Gold dick darauf / drucks wol nieder / und laß es wol trocknen / alsdann streich mit der Hand / was nicht klebet / herab / wann es fleckicht wurde / bestreichs wieder mit dem ersten Verniß / und besäe es noch einmal / bis es recht und wol bedeckt ist / wanns fertig ist / so überstreiche es noch zweymal / man kan auch Schildkrot-Arbeit darauf machen. In Summa alle Arbeit / es sey von Farben oder Landschafften wie es wolle / muß allzeit / wann es von den Mahler verfertigt ist / mit dem ersten Verniß Num. 50. sechs oder siebenmal / des Tages aber nur zweymal überstrichen werden / hernach mit zarten Bimsen-Stein und Wasser wol polirt / darauf mit dem andern Verniß Num. 50. zweymal angestrichen / mit Zinn-Aschen und Wasser wol polirt / auch recht abgetrocknet werden. Letzlich nimm von den Zinn-Aschen/ streue ein wenig auf beede Hände innwendig / reibe die Arbeit damit wol ab / bis sie gläntzig wird / wie ein Spiegel.

59.

Schwefel-Bilder zu giessen.

Nimm einen vertiefften Model / schmier ihn mit Mandel-Oel / nimm alsdann den Schwefel / zerlaß ihn in einen Geschirr / wann er zergangen / nimm Farben welche du wilt / wie das Bild seyn solle / wann die Farb wol durchmengt ist / so gieß es in den Model / und laß es wieder erkalten.

60.

Einen gebrochnen Marmel wieder gantz zu machen.

Nimm ein Hartz-Pech / laß es gar heiß zergehen / und gieß es in einen Model / darein thu gestoßnen Marmelstein / und rührs durcheinander / bis es verhartet / darnach nimmt man einen Schleiffstein / und schleiffts ab / bis es fein glatt und eben wird / die Polirung ist Lein-Oel / mit einem Filtz wol gerieben.

61.

Stein-Fluß zu machen.

Nimm schönen weissen Kisel / laß ihn glühend werden / leg ihn in kaltes Wasser / laß ihn wieder abkühlen / und wieder glühen / und ins Wasser thun / auch bey einem warmen Ofen / oder an der Sonnen wol trocknen / alsdann im Mörsel zu Pulver gestossen / und gesähet / davon nimm 3. Loth / und der besten Türckischen Mening 9. Loth / thu es in ein neues verglasirtes Häfelein / den Stein auf den Boden / und den Menig oben darauf / verdecks mit einer gehäben Hafen-Decke / und verlutirs wol / laß es in einen Hafner-Ofen wol brennen. Will mans aber Goldfarb haben / nimmt man um 2. Loth weniger Menig; will mans roth haben / so nimmt man an statt der Kißling-Stein von dem grünen Fluß / pulvert ihn auf das kleineste / und nimmt 6. Loth davon / und 3. Loth Menig / das Pulver unter sich / und die Farb oben auf / aber sie müssen noch stärcker / als die grünen gebrennt werden.

62.

Etz-Grund / darein man mit der Feder kan radiren.

Man nimmt weisses Wachs ein Loth / Calophonium ein halbs Quintel / Mumia aus der Hirnschal / so fein frisch seyn soll / ein Quintlein / ein klein wenig Rödelstein nach Gelegenheit / der soll aber vorher geglühet / und hernach trocken gerieben seyn / ein halbs Quintlein Asphaltum / ein Quintlein Mastix / alles zusammen zerlassen / und klar abgegossen / mit einer Feder auf das warme Blech / wie gebräuchig / angetragen / und man muß verhüten / daß kein Staub oder Unflat darauf falle / und es also erkalten lassen / hernach reisst man die Figur / mit folgendem Schwartz auf Pappier. Man nimmt Kühn-Ruß / welcher in einem verlutirten Hafen wol gebrennt ist / und erglühet hat / und scharret ihn hernach ungeöffnet in einen trocknen Sand / daß er sich selbst wieder dämpffet / hernach wol abgerieben mit Wasser / und darunter ein wenig Gummi und Alaun gethan / daß man damit reissen kan / will es nicht gern aus der Feder fliessen / muß man gar ein wenig Wein-Essig daran giessen; darnach ziehet man es durch ein rein Wasser / damit gedachter Riß feucht werde / und legt es auf einen glatten Tisch oder Brett / so laufft solches Wasser ab / hernach legt mans auf das zugerichte Kupffer-Plat / und reibt es mit einem glatten Stein / oder andern glatten Instrument / aber doch nicht starck darauf gedruckt / daß es dem Grund nicht schade / und leget auch zuvor einen reinen Bogen Pappier auf jenen nassen / samt einem einfachen leinen Tuch / und reibt es so bald ab / wann dieses geschehen / nimmt mans wieder herab vom Kupffer / so wird man alsdann den Riß gantz auf dem Kupffer-Plat finden / alsdann schneidet man allerley dienliche grobe und kleine Federn / und radirt mit denselben nach bestem Vermögen / massen man mit etlichen die Strich kan starck / schwach oder subtil führen. NB. Ehe man noch den feuchten Riß abtrocknet / kan man vorhero den Etz-Grund / vermittels eines Pensels / mit zarten und wolabgeriebenen Bleyweiß überfahren / von dünnen Gummiwasser-Leim angemacht / so wird man den Abriß hierauf viel heller sehen können / weil der Etz-Grund sonst möchte blenden / wann nun alles gezeichnet ist / so zerlässt man Wachs und Terpentin untereinander / welches gibt den Rand ins Kupffer / die Figuren verbessert man fleissig mit einem heissen Instrument / damit so wird das aufzugiessen bereitete Aquafort nicht können durchdringen / nur daß man solches zu rechter Zeit nach Gutduncken wieder abgiesse.

63.

Horn wie Schildkroten zu paitzen.

Man nimmt rein und durchsichtiges Horn / wie es Flaschner in den schönen Laternen gebrauchen / man nimmt hernach frischen ungelöschten Kalch / gestossen Gold- oder Silber-Gelött / mit scharffer Seiffensieder-Laug angemacht / gar geschwind auf die eine Seiten des Horns mit einem Pensel dick aufgetragen / und nach Art der Schildkroten / mit ordentlichen natürlichen Flecken gezeichnet / wann es genug gebissen / so thut mans herunter / und polirt die andere ungepaitzte Seiten auf folgende Masse: Man nimmt Bimsenstein und Wasser / damit die Beulen / Höcker oder Narben alle heraus geschliffen / hernach mit Schafft-Heu polirt / dann mit gläntzenden linden Kohlen / zuletzt aber mit trockenen zarten Trippel / der zuvor durchgebeutelt ist / den thut man in ein rein leinen Tüchlein / und stäupet es durch / allzeit so viel auf das Horn / als man mit dem Hand-Ballen abpoliren kan / davon wird es so hell und Spiegel-glatt / daß man es von dem Natürlichen fast nicht unterscheiden kan / und wann das Horn etwas krumm worden / so hält man es bald über glühende Kohlen / so wird es weich und gelind / daß man es nach Gefallen beugen mag / unter das gepaitzte Ort legt man ein Folium etwan von Pappier / oder länglecht geschlagnen Messing / worauf aufs Pappier schöne Türckische Menig / Lacc oder Zinober gestrichen / oder man mags gar aufs Horn streichen / und hernach an gehörigen Ort und Stelle / mit klaren durchsichtigen Leim anleimen.

64.

Kupffer-Stich auf ein Glas zu bringen.

Thu Scheidwasser mit einem Pinsel auf beede

Seiten des Kupffer-Stichs / und laß es wieder gantz trocken werden / wanns trocken ist / so nimm 2. Loth Terpentin / und etwas weniger / als ein Loth Terpentin-Oel / thu es zusammen / und setz es auf ein kleine Glut / rührs durcheinander / und trags mit einem Pensel auf das Glaß / darauf der Kupffer-Stich kommen soll / allgemählich erwarmet / hernach leg das Kupffer-Stich fein glatt und genau auf das Glaß / reib hernach mit deinen mit Wasser genetzten Finger / das Kupffer-Stich fein sachte / so wird das Pappier abgehen / und die Figur wird durchsichtig auf dem Glaß erscheinen. Nimm hernach 2. Loth Terpentin / und Terpentin-Oel was weniger als ein Loth / rühre und zerlasse es warm untereinander / trags auf das Glaß / und laß trocken werden. Oder auf ein andere Art / machs also: Aquafort in ein Zucker-Glaß gethan / lege das Kupffer-Stich darein / gefalten oder zusammgelegt / ohngefehr 18. oder 24. Stunden / alsdann heraus und in ein kaltes Wasser gethan / dann das Aquafort zerfrisst das Pappier / das Wasser aber kühlt es wieder ab / daß es sich nicht zerreisset / nimm alsdann Verniß / welcher zuvor auf Glaß gestrichen wird / welcher also gemacht ist / nimm Venedischen Terpentin / Spiritum Vini, und pulverisirten Mastix / 1. Theil / Terpentin ein Viertel / und halben Theil Brandwein / laß ihn in einen steinern oder irdenen Geschirr auf dem Feuer zergehen / streich ihn etwas warm auf das Glaß / in einer dicken / halt das Glaß ein wenig über Kohlen / daß es auch warm wird / und thu zugleich alsobald das Pappier darauf / streich es mit einem Finger allenthalben wol auf / so scheelet sich das Pappier herab / und das gedruckte bleibt auf dem Grund kleben / solches thu alsobald / weil das Pappier noch gantz naß ist / hernach laß es ein paar Tage austrocknen / und überfahre es hernach mit Terpentin-Oel / laß es wieder ein paar Tag trocknen / dann reibe Farben fein dick mit Lein-Oel ab / und wann du es brauchen wilt / so mache solche mit Terpentin-Oel an / und mach damit was du wilt.

65.

Biber und Otter schwartz zu färben.

Nimm ungeleschten Kalch / lesch ihn im Wasser ab / mach ein Muß daraus / trag es auf einmal oder drey / bis es genug hat / wann er zum letztenmal im Kalch ligt / muß man die Farbe zurichten / und sihe zu / daß Biber und Otter rein ausgewaschen sey / den du färben wilt / alsdann nimm ein reines Fäßlein / wilt du etwan zehen Stucke färben / so nimm 7. Maß rein Wasser / Erlen Rinden / so viel du darein werffen magst / laß es drey Tage darinnen ligen / dann nimm einen neuen Topff / und thu die Rinden darein / mit dem Wasser / und laß die Rinden darinnen sieden / darnach thu die Rinden auf das subtileste wieder daraus / und nimm ein Maß Schleiff- und eine halbe Kupffer-Wasser / ein Pfund gestossenen Gallus, ein halb Pfund Gummi / thu alles in das Wasser / seud es zwey Stund / darnach schütt die Farben ein Fäßlein / und laß sie laulecht werden / und stoß die Biber und Otter darein / laß sie 2. Tage darinnen ligen / darnach wasche sie in einen reinen fliessenden Wasser. Darnach nimm Wein-Hefen / ein halb Pfund geschmoltzen alt Schmeer / 4. Loth Alaun / und mach es durcheinander / und trags mit einem Finger auf den Biber oder Otter / weil er noch naß ist / laß ihn 2. Tage also ligen / darnach henck ihn auf / und laß ihn trocknen / bestreich ihn dann / und ziehe ihn an ein stumpfes Eisen. Nimm ungelöschten Kalch 4. Untzen / weissen Wein-Stein 2. Untzen / Silber- und Gold-Gelött jedes ein Untzen / alles zusammen in einen Hafen gethan / ein Maß scharffe Laug darauf gegossen / eine Stund lang mit einen Stecken wol gerührt / darüber aufgetragen / eine Viertel Stund darauf gelassen / so wirds roth / ein halbe Stund darauf gelassen / so wirds braun / eine Stund darauf gelassen / so wirds schwartz.

66.

Marder schwartz zu färben.

Nimm ein Pfund Türckischen Gallus in einen Kupffernen Kessel / thu darzu 3. Loth rinderne Nieren / vermachs wol / daß kein Dampff davon komme / setz es auf ein Kohl-Feuer / trifft er und rüttel es offt / daß es sich nicht anlegt / alsdann thu es heraus / stoß es zu Pulver / nimm darzu 4. Loth Ungarisches Kupffer-Wasser / 2. Loth schwartzes Bleyweiß / 1. und ein halb Loth Eisen-Farb / ein halb Loth Grünspan / ein halb Loth Salmiac / 1. Loth Zinober / 2. Loth trocken Kupffer-Aschen / von neuen Kupffer gemacht / 1. Quintlein Smaragd / 2. Loth Silber- oder Gold-Gelött / 2. Loth Alaun / diese Stuck alle / ein jedes besonders / zu kleinem Pulver gestossen / und gerieben. Misch alsdann alles durcheinander / nimm einer Faust groß ungeleschten Kalch / gieß siedend Wasser darüber / laß es stehen / bis es lauter wird / gieß hernach diß Wasser auf das obvermeldte Pulver machs weder zu dick noch zu dünn / gebrauchs also / nimm ein wenig Aschen und Kalch / machs mit dieser obgedachten Laug an / dunck eine Bürsten darein / netze das Futter / trockne es an der Sonnen / klopff es mit einen Stecken aus / brauch es wieder / und das so offt / bis das Futter schön schwartz und glåntzig wird / mit dieser Laugen kan man auch das Haar am Kopff schwartz machen.

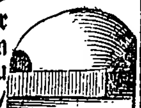
67.

Den Kupffer-Aschen zu machen.

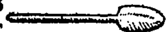
Nimm klein und dünngeschlagen Kupffer / schneid es zu klein Stücken / nimm einen Schmeltz-Tigel / thu eine Lege solch klein zerschnittenes Kupffer / darauf eine Lege Schwefel / und alsofort bis der Tigel voll wird / hernach mach herum ein Feuer / und setze den Tigel darein / so ist er præparirt.

68.

Zinn-Aschen zu machen.



Laß dir einen solchen Hafen machen / auf solche Weise unglasirt / aber wolgebrandt / das Loch darf über einen Finger breit nicht groß seyn / darein thu Englisch Zinn / um den Hafen herum / must du ein starckes Kohl-Feuer machen / laß dir alsdann ein solches Eisernes langes Schäuffele machen / rühr damit das Zinn so lang / biß du keinen Tropffen zer-



lassen Zinn/ mehr darinnen spühreſt/ wann es lauter Staub iſt/ so nimmt man den Hafen weg/ schlägt den Boden aus/ und schüttet es in ein Wasser/ rührts wol untereinander/ lässet es hernach stehen/ bis er sich gesetzt hat/ so giesst man das unsaubere schwartze Wasser davon weg/ giesst noch einmal Wasser darauf/ rührts wieder wol durcheinander/ das thut man also vier oder fünffmal/ bis der Zinn-Aschen gantz weiß wird/ hernach nimm vier Tigel/ gieß an den Zinn-Aschen wieder ein frisches sauberes Wasser/ rühr es durcheinander/ und laß es ein wenig setzen/ hernach geuß das Wasser in einem der vier Tigel/ so lang bis du siehest/ daß die Materi will jähren/ so höre auf/ gieß alsdann wieder Wasser darauf/ rühr es wie vor/ laß es sich wiederum setzen/ gieß es wieder in einen andern Tigel/ biß es wieder dicke Materi will geben/ alsdann höre auf/ und mach es alsofort/ bis kein Zinn-Aschen mehr darinnen ist/ im Fall aber etwas grobes darinnen bliebe/ so behält mans auf/ und legts darzu/ wann man wieder Zinn-Aschen brennet/ auf solche Weise/ schwemmet man auch den Trippel/ und also auch den Sand.

69.

Horn weich zu machen/ daß man Bilder darein drucken kan.

Nimm ein Pfund des Aschens/ davon man Glas macht/ ein Pfund ungeleschten Kalch/ und eine Maß Wasser/ laß es zusammen sieden/ so lang/ bis es zwey Theil einsiedet/ dann stoß eine Feder darein/ und streif sie zwischen zween Fingern/ lässt sie die Federn herab gehen/ so ists genug/ wo nicht/ muß es länger sieden/ wanns genug ist/ laß es lauter werden/ und seihe es oben ab/ nimm dann Feylspäne vom Horn/ laß sie zween Tage darinnen weichen/ bestreich hernach die Hände mit Oel/ und bohre das Horn wol darzwischen/ gleich wie einen Teig/ und drucks hernach in die Model/ man kan allerhand Farben anfangs darein mischen.

70.

Rost aus allerley Waffen zu bringen.

Nimm 4. Pfund weissen Kißling/ Wein-Stein/ Alaun/ jedes 2. Loth/ alles klein zu Pulver gestossen/ und miteinander vermischt/ darnach die Waffen mit Oel angestrichen/ mit diesen Pulver bestreut/ und wol abgerieben. Hätte der Rost so tieff eingefressen/ daß er auf einmal nicht weggieng/ muß man dieses öffter wiederholen/ wann nun der Rost aller hinweg/ so überfahre es mit Ziegel-Stein-Oel/ so werden sie allzeit vor dem Rost sicher seyn. Oder/ nimm Baum-Oel nach deinem Gefallen/ schütte zerlassen Bley darein/ thu solches zum öffternmal/ thu hernach dünngeschlagen Bley in das Oel/ und laß es stets darinnen liegen/ schmier das Gewehr damit. Item/ nimm einen Aal-Fisch/ schneide ihn in scheiblichte Stucke/ brat sie in einen saubern Hafen/ so gibts ein Oele/ damit überstreich das Gewehr/ so wirds nie rosten/ ob es schon naß wurde/ Eysen und Stahl werden am besten erhalten/ wann mans Monatlich mit frischen ungesaltzenen Speck von einem geschnittenen Mutterschwein einmal schmieret. Wie Henricus Nollius in Physica Hermetica bezeuget. Idem fol. 316. schreibt: Si ferrum cum Arsenico fixo liquefiat, & aliquoties fluat, ita renovati & fixari potest, ut in perpetuum non contrahat rubiginem. Sihe mehr bey Herrn Kunckel part. 2. fol. 80. Idem Oleum Tartari nimmt den Rost des Eisens alsobald hinweg/ und bringt ihme wieder seinen Glantz.

71.

Glaß zu leimen.

Nimm gemeinen Käse/ wasche den wol aus/ nimm hernach ungelöschten Kalch und Eyerklar/ rührs wol durcheinander/ und gebrauchs.

72.

Gute Dinten zu machen.

Nimm 6. Loth Türckischen Gallus/ 5. Loth Vitriol/ 4. Loth Erlene Knöpfflein/ welche auch die Hutmacher zum färben brauchen/ und 4. Loth Gummi Arabici, stoß alles zu Pulver/ gieß anderthalb Maß Bier darauf/ setz es in einen verglasirten Topff oder Hafen fünff oder sechs Tage lang/ Sommers-Zeit an die Sonnen/ im Winter aber auf den Ofen/ täglich 3. oder 4mal umgerührt/ und alsdann durch ein Tuch gesiegen/ so hast du ein beständige/ gute schwartze Dinten/ die auf dem Pappier bald trocken wird. Ein gutes Dinten-Pulver aber auf Reisen mit dir zu führen/ mach also: Nimm weiß calcinirten Victriol/ und gutes Gallus-Pulver in gleichem Gewicht/ Arabischen Gummi die helffte/ fähe es durch ein Sieb/ und führe es in einer wolverwahrten Püchsen mit/ wilt du schreiben/ so nimm ein wenig dis Pulvers/ und machs mit Wasser an.

73.

Gipserne Tische zu machen.

Erstlich/ wird der Gipß abgebrennt in einem Kessel/ Pfannen/ oder irdenem Geschirr/ und kocht ihn so lang also trocken mit stetigem umrühren/ bis er Blattern aufwirfft/ so ist es genug/ will man nun den Tisch machen/ so nimmt man zu zehen Pfund Gipß/ einen Vierding guten Leim/ und drey Maß Wasser/ und lässt den Leim allen zergehen/ darnach nimmt man eine Molder/ und 5. Loth Berg-Bley oder Berg-Aschen/ thuts in die Molder/ machts mit Leim-Wasser an/ und knettes durcheinander/ wie einen Teig/ darnach streicht mans auf eine Leinwath auf/ die angespannt ist/ darnach ein grober Gipß auch mit Leim-Wasser angemacht/ und darauf gelegt/ so dick man den Tisch haben will. Will man aber den Tisch geädert haben/ so nimmt man/ was Farben man will/ mischt sie mit Leim-Wasser wie oben/ und mit dem Gipß/ rühret und knettet es wol/ daß die Farb wol in den Gipß kommt/ alsdann macht man wieder einen bloßen Gipß mit Leim-Wasser ohne Farben an/ und nimmt dann den gefärbten/ unter den blos angemachten Gipß/ knettet sie beede durcheinander gar wol/ schneidets zu breiten Stücklein/ und legt sie auf die Leinwath/ so groß man den Tisch haben will/ ein paar Finger dick/ darnach thut man grob angemachten Gipß darauf/ so dick der Tisch seyn soll/ und lässt es 24. Stund also darauf stehen/ alsdann

hebt

hebt man die Arbeit auf/ und thut die Leinwath davon / hernach nimmt man einen rothen Ziegel-Stein/ schüttet zuvor Wasser auf den Tisch / und reibt ihn so lang / bis man keinen Leinwathdruck mehr darinnen spühret/ so dann polirt mans mit einem Polier-Stein/ und lässt den Tisch eine halbe Stund abtrocknen/ darauf nimmt man Lein-Oeli mit einem Filtz / und überstreicht den Tisch / daß er nur überfahren wird/ darnach streich man Wachs auf eine Leinwath/ und überreibt den Tisch/ bis er einen Glantz bekommt. Will man aber Figuren einlegen / so reibs mit Bleyweiß oder Kreiden auf den Tisch/ was du haben wilt / grab selbiges mit einem darzu gehörigen Eisen aus / wann es nun sauber ist ausgestochen / so gieß Wasser darein/ laß es/ bis es wol angefeuchtet ist / eine halbe Stund darinnen stehen/ trockne es mit einem Tuch aus / mach hernach die Farb mit Wasser an/ und thu einen Tropffen Leim-Wasser darunter / man muß aber allzeit die Farben mit Gipß anmachen / legs also mit gefärbten Gipß/ wo es ist ausgestochen/ ein/ darnach poliers/ wie oben vermeldet.

74.
Alte Bilder wieder zu verneuen.

Erstlich müssen sie von Staub wol gereinigt werden. 2. Nimm von starcker Rebaschen-Laug 2. Loth/ weissen Salnitri und gebrannten Alaun/ jedes 6. Loth/ thu Wasser daran/ und laß es bey gelinden Feuer sieden/ thu ein Stuck Seiffen darzu/ einer Häsel-Nuß groß / mit diesen Wasser / zimlich warm / bestreiche das Gemähl mit einen Schwammen/ bis es gläntzig wird/ darnach wasche mit frischen Wasser die Laug wieder ab. Andere wischen die Bilder ab mit einen Schwammen und warmen Urin / wäre das Gemähle schwartz von Ruß / so nimm Seiffen und Lauge. Oder nimm weissen Wein/ mit Eyerklar/ und überschmier es mit einem wollenen Tuch/ so darinn genetzt worden/ so wird das Gemähl viel schöner werden/ als es vorhin gewesen ist/ und kan man dergestalt die alten Bilder schön verneuen.

75.
Auf Edelgestein-Art/ Glaß zu lasiren.

Nimm Spicken-Oel 8. Loth/ gestossenen Mastix 4. Loth/ Alaun 1. Loth/ Venedischen Terpentin 3. Loth/ thu darein des schönsten præparirten Grünspan/ laß es über einen gelinden Feuer erwärmen / doch daß es nicht siede / mit dieser Farbe soll man überfahren diejenige Seiten des Glases / so einwärts kommet / hernach wol trocknen lassen/ und vor Staub fein wol bewahret / so wirds sehen wie ein Smaragd. Nimmt man aber an statt des Grünspans Florentiner-Lacc/ zu den Saphiren und andern/ wieder dergleichen Mineral-Farben/ die sich den Edelgesteinen/ so man machen will/ vergleichen.

76.
Muscheln zu poliren.

Nimm 1. einen Hafen voll Aschen/ leg so offt eine Lege Aschen / so offt eine Lege Muschein / und also fort / bis der Hafen zimlich voll wird/ hernach gieß siedheisses Wasser oder Laug darauf/ und laß es 24. Stund also unferne vom Feuer an einen Ort stehen/ hernach laß es etliche Stund wol sieden/ bis man das schwartze mit einem Messer kan abschaben.

77.
Gute Schneiden an Waffen zu machen.

Vor dem Schleiffen/ streich den Schleiff-Stein mit ungesaltzenem frischen Speck oder Schmeer.

78.
Eysen zu härten.

Stoß Regen-Würme/ truck den Safft aus/ und thu darzu gleich so viel Rettich-Safft/ hernach Klingen/ Messer/ und dergleichen/ glühend darinnen dreymal abgeleschet/ schneiden Eysen/ wie Bley.

79.
Rothe Kotzen zu färben.

Kauff vor 8. Groschen Röthe von einem Materialisten/ vor 3. Groschen Alaun/ stoß den Alaun / schütt ihn in einen Kessel voll Wasser / darinn 2. Kotzen Platz haben / wann der Alaun gesotten / so stoß die zwey Kotzen in den Kessel / laß sie darinnen etliche Sude thun/ schütte darauf die Röthe in den Kessel/ darinn die Kotzen ligen/ laß sie wol sieden/ nimm sie dann heraus/ breite sie schön gleich auf die Erden / bestreich sie wol mit ungeleschten Kalch/ laß sie also bestreueter mit den Kalch/ bey einer halben Viertel Stunde ligen / (welches man meistern heisset) nimm so dann die Kotzen abermal/ und wirff sie zusamm in den Kessel/ laß sie wieder 2. oder 3. Sude thun / nimm sie heraus / und hencks in die Lufft/ so sind sie fertig.

80.
Reiß-Schwärtze zu machen.

Brenn Helffen-Bein zu Kohlen bis es schwartz wird/ reibs auf einen Reib-Stein / temperirs mit ein wenig Gummi-Wasser/ das andere aber mit lauterm Wasser. Oder nimm Pfersich-Kernscheller/ verlutiers in einem Topff/ und brenns wie das Hirsch-Horn/ reibs wol ab und temperirs.

81.
Holtz oder Pensel-Stiel der Indianischen Farbe fast gleich zu machen.

Nimm Birbaum- oder Ahornes-Holtz in einen Hafen/ formir es aber/ und hoble es vorhin gantz recht/ gieß hernach gesottne Bresil- oder Fernambuc-Späne/ (so noch schöner sind) darüber/ so viel/ bis es 2. Finger hoch über das Holtz gehet/ und weil der Hafen in der mitten weit ist/ und zu viel Farb bedarff/ kan man bey einem Hafner ein ander darzu taugliches Geschirr oder Tröglein machen lassen/ welches gantz gleich ist / hernach zum Feuer gesetzt / und irgend eine halbe Stund sieden lassen/ bis sich das Holtz mit der Bresil färbet/ alsdann wieder heraus gethan / und etwas trocken lassen werden / unterdessen ein Stücklein ungeleschten Kalch in Urin eingeweicht / und wann er darinnen zergangen / und gleichsam zu einen dünnen Brey worden / (aber nicht gar zu dünn) so mahlet man den Pensel / mit dem Kalch auf das Holtz/ allerley geflammte Flecken / nach der Art des natürli-

chen Indianischen Holtzes/ lässt es trocknen/ wann man hernach auf dieses Holtz sachte klopfft und schlägt/ so springt der Kalch von sich selbst herab/ was aber noch bleibt/ kan man mit einem wollenen Tüchlein vollends abwischen/hernach streicht man solches Holtz/ etlichmal mit Lein-Oel an/ wischet es mit ein wollnen Tüchlein wieder ab/ je öffter mans aber abwischt/ je glänßiger es wird.

82.

Rothe Corallen-Zincken zu machen/ zu Auszierung der Grotten.

Herr Johann Kunckel part. 2. Artis Vitrariæ fol. 48. schreibt also: Nimm schönen Calophonium, zerlasse solchen in einen Messingen Pfännlein/ ist dessen 1. Loth/ so rühr 1. Quintlein zu Staub geriebenen Zinober darunter/ und wann es wol untereinander gerührt/ so nimm einen Pensel/ streiche damit Zweige oder Aeste von einem Schlehen-Dorn/ der fein krauß und abgeschellt/ gantz warm an/ halte sie darnach über eine Glut/ drehe sie fein rund herum/ so überlauffen sie sich von der Hitz/ und werden gantz glatt/ als wären sie polirt worden. Auf eben diese Art/ kan man mit Bleyweiß/ weisse/ und mit Kühn-Ruß schwartze dergleichen Corallen-Zincken bereiten.

83.

Das Kupffer-Ertz zu einer Grotta zuzurichten.

Das Kupffer-Ertz zu einer Grotta zuzurichten/ daß es allerley Farben bekomme/ so zertheil das Ertz/ in Stucke/ so groß du sie haben wilt/ ohngefehr einer Welschen Nuß groß/ thu es in ein Kupfferne Pfannen/ die nicht verzinnt ist/ thu Wasser drauf/ thu zimlich viel Wein-Stein und Saltz darauf/ eines so viel als des andern/ der Weinstein muß gröblich zerstossen seyn/ laß es sieden/ bis sich das Ertz färbet.

84.

Spiegel zu machen.

Erstlich nimm ein Folium/ so um einen Finger breit/ auf jeder Seiten des Spiegels vorgehet/ leg solches auf eine glatte wolabgeputzte Marbelsteinene Platten/ und heb mit einen wüllenen Tuch/ an die 4. Ecke hierüber gar glatt an/ zu reiben/ daß das Folium glatt werde/ kehre hernach das Folium um/ und reibs mit einem Tuch/ daß es gantz glatt auf dem Stein sey/ hernach geuß etliche Tropffen Quecksilber darauf/ reib mit einem Tuch solches/ in der mitten erstlich wol an die Folien an/ und darnach an der gantzen Folien/ zimlich starck/ bis alle die Folien überzogen wird/ hernach gieß alsbald Quecksilber darauf/ daß es einen Messerrucken dick/ auf der Folien stehe. NB. Der Marmelstein muß gantz eben ligen/ daß er auf keine Seiten lehne/ darzu man die Bley-Wage brauchen kan/ hernach nimm Lein-Oel/ und mach ein einfach Papier darüber/ setz es an die Ende der Folien/ dergestalt/ daß die Folien nicht gerührt werde/ und streich es aufwerts/ wann es fast oben am Ende/ so halt das Lein-Oel ein wenig in die Höhe/ daß das Quecksilber wieder zuruck lauffe/ ist alsdann das Quecksilber rein darauf/ so ist es gut/ wo nicht/ so nimm wieder ein frisches Papier/ und das linier/ und streichs gemach/ und stets aufwerts/ und das so lang/ bis das Quecksilber schön ist/ hernach nimm ein Papier/ so breit als das Folium/ und legs ein wenig auf Quecksilber/ daß es solches nur ein wenig berühre/ nimm alsdann das Spiegel-Glaß/ setz es auf obbemeldtes Papier/ und schieb es also fort/ bis das Glaß völlig auf den Folio ist/ du must aber sehen/ daß das Papier von den Glaß nicht komme/ zu welchem Ende/ man zwey eiserne Bleche/ Bletter oder Steine/ auf das Papier neben den Spiegel legt/ damit das Papier nicht verruckt werde/ wann nun das Glaß auf dem Quecksilber ist/ so drucke mit beeden Daumen das Glaß auf das Quecksilber nieder/ und hebe den Stein/ gemach/ auch gleich auf/ und laß mit einem Hasen-Fuß das Quecksilber überall wegstreichen/ wann nun das Glaß nicht mehr aufrutschet/ so stell den Stein mit dem Spiegel auf ein Ecken in die Höhe/ und wische stets mit dem Hasen-Fuß das übrige Quecksilber weg/ wann nun der Spiegel oben am Rand weißlecht/ und das Glaß auf dem Folio also fest stehet/ daß sich das Glaß darauf/ weiter nicht allein/ sondern mit der Folien bewegt/ so ist der Spiegel fertig. Dann nimm 4. viereckichte hölzerne Stöcklein/ gleicher Höhe/ setz es an alle vier Ecke des Spiegels/ leg ein Breit darüber/ und setz ein Gewicht darauf/ stells an einen Ort/ da es gleich stehet/ oder wann der Spiegel krumm ist/ so setz auch ein Stöcklein in die Mitte/ und schrauff die Zwinger fest zu/ wann nun die übrige Folien ausser des Spiegels herum gantz weiß/ und keinen Glantz mehr hat/ so ist der Spiegel trocken genug/ und konst ihm von den Stein wegschrauffen. NB. Wann eine Seiten auf der Folie/ so ausser des Spiegels herum ist/ eher trocknet/ als die andere/ so must du den noch feuchten Ort ein wenig in die Höhe stellen/ so trocknet er geschwinder.

85.

Quecksilber zu gläsern Kugeln zu bereiten.

Nimm gutes Zinn und Bley/ eines so viel als des andern/ Marcasit so viel/ als Zinn und Bley/ und Quecksilber/ so durch ein Leder wol gereinigt muß werden/ so viel als die andern 3. Species, Zinn/ Bley und Marcasit sind/ diß muß man untereinander zergehen lassen/ wanns zergangen ist/ schüttet man das Quecksilber darzu/ und rührt es auf der Glut/ wol durcheinander/ hernach nimmt mans von der Glut/ giessts in ein frisches Wasser/ wäscht es darinnen wol aus/ und seihet das Wasser wieder davon/ setzt es wieder auf die Glut/ so lang/ bis das Wasser gantz verzehret ist/ dann lässt man kühl werden/ und hebts in einem hölzernem Geschirr auf/ will man nun die Kugeln inwendig überziehen/ so schüttet man von dem obern bereiteten Quecksilber hinein/ drähet es hin und wieder/ bis das Glaß überzogen wird/ schüttet hernach das übrige Quecksilber wieder heraus/ so ists fertig.

86.

Bilder zu metalliren.

Nimm Hausen-Blasen/ geuß sehr starcken Brand-Wein daran/ setz es vermacht in die Wärme/ so zergehts/ thu hernach ein wenig Saffran darunter/

folgends thu darzu Metall-Pulver aus einer Muschel/ und bestreich die Arbeit damit/ mit einem linden Pensel. Es muß aber solche Arbeit zuvor mit Leim-Wasser/ darein etwas Menig gethan war/ seyn angestrichen gewesen. Aus Herrn Kunckel part. 2. f. 80.

87.

Schrifft von Papier vollkommen wegzubringen. *ex eodem ibid. f. 86.*

Nimm Spiritum Vitrioli, oder gutes Scheid-Wasser 2. Loth/ gelben oder weissen Agtstein 1. Loth/ diesen subtil mit dem Spiritu Vitrioli zerrieben/ und mit einem Pensel auf die Buchstaben gestrichen/ so werden sie alle gerade weggenommen/ man muß aber mit reinen Wasser nachwischen/ sonst wird das Papier geel.

88.

Aus jeder Blumen die natürliche Farb heraus zu bringen.

Nimm die gefärbten Blumen/ seuds in Hönig-Wasser/ das gar dünn ist/ und in Milch/ bis es zimlich einsiedet/ reib den Safft mit Gummi-Wasser/ und mahl damit/ es wird ein dickes Säfftlein oder Farbe. Oder nimm die gefärbten Blumen/ daß nichts anders von Farb darzu komme/ legs in Brand-Wein der starck ist/ wann die Blumen weiß werden/ und der Brand-Wein die Farb an sich genommen/ so thu die Blätter weg/ und ziehe den Brand-Wein durch das Balneum Maris ab/ so bleibt die Farb am Boden/ ist aber wie ein Pech/ die must du mit Alaun-Wasser auf einen Reibstein reiben/ so kanst du damit Seiden und Woll schön färben/ auch damit mahlen/ diß habe ich von Herrn Johann Erhard Stengeln von Waldenfelß/ des Prasingischen Regiments gewesenen Obristen Wachtmeister. Herr Kunckel aber part. 1. Artis Vitrariæ c. 110. schreibt also davon: Die Lacca oder Farben zum mahlen/ aus der Pomerantzen-Blühe zu extrahiren/ ingleichen auch/ aus den Feld-Mah-Blumen oder Klapper-Rosen/ Schwerdel-Blumen/ blauen und rothen Veiel/ leibfarben und rothen Rosen/ Borragen/ auch andern dergleichen/ item/ eine grüne Farb aus dem Pappel-Kraut/ Pimpinellen-Kraut/ und andern dergleichen/ soll mans also machen: Man nimmt die Blumen und Kraut/ von welcher Farb man will/ (solche aber/ wann man sie zerreibt/ müssen das Papier färben/ sonst sind sie hierzu untüchtig/ als die keine Tinctur machen/) mit diesen Blumen füllet man einen gemeinen/ doch grossen Helm/ solchen auf einen füglichen Kolben/ mit Aqua vitæ gefüllt/ gesetzt/ einen Recipienten vorgelegt/ und die Fugen wol verlutirt/ alsdann mit einem gelinden Feuer destillirt/ so wird anfänglich das subtilere Theil des Brand-Weins in den Helm steigen/ die Tinctur aus denen Blumen und Kräutern extrahiren/ und alsdann in den Recipienten fallen/ dieser gedestillirte und gefärbte Brand-Wein/ wann er nachmals in einen andern Kolben wieder destillirt wird/ so gehet er gantz ohne Farb herüber/ und kan zu dergleichen Sachen öffter dienen: Die Tinctur oder Farb aber/ wird auf dem Boden verbleiben/ welche man bey gelinder Wärme trocknet/ auf solche Weise/ kan man die besten Lacca, denen Mahlern dienlich/ aus allerley Blumen und Kräutern bereiten.

89.

Durchsichtige Bilder/ so als Horn scheinen.

Man nimmt erstlich das Kupffer/ und überfähret es ob einer Glut mit Spica-Verniß/ welcher sich um so viel desto besser hinein ziehen kan/ wann solches geschehen/ alsdann lässt man Hausen-Blasen über einer Glut gemach zergehen/ streicht solches erstlich auf einer Seiten das mit Verniß getränckte Kupffer/ wann solche trocken/ streicht man auch auf ebenmässige Weiß die andere Seiten an.

90.

Wie die blaue Lasur von Silber zu machen.

Man nimmt dünn geschlagen Blech von Silber/ eines Fingers lang und breit/ hängt solche an einen Hafendeckel mit einem Faden/ sucht zu dem Deckel einen Hafen/ welchen man so weit mit guten Weinessig anfüllet/ daß er die Silber-Blechlein doch nicht erreichet/ alsdann verklebt man den Hafen mit Teig/ und setzt ihn 14. Tage auf eine warme Herdstatt/ so werden sich (gleichwie an dem Kupffer der Grünspan) also an dem Silber/ die blauen Lasur-Flores anhängen/ welche man allgemach mit einem Messer herab schabt/ und die Blechlein wieder ob dem Essig henckt/ und dieses so lang und viel/ bis das Silber keine Flores mehr von sich gibt.

91.

Wann die Gläser Flecke bekommen/ und mahlicht werden.

Das kommt daher/ weil kein Glaß ohne Zusatz des Saltzes kan gemacht werden/ und weil rare und Venetianische Gläser selten gebraucht sind/ derwegen beisset das Saltz endlich durch das Glaß/ davon entspringen diese Flecke/ derhalben soll man solche schöne Gläser/ aufs wenigst alle halbe Jahr (sie werden gebraucht oder nicht) mit frischem Saltz-Wasser auswaschen lassen/ so werden sie keinen Schaden noch Flecken bekommen.

92.

Silber und Gold zu machen/ daß man damit mahlen kan.

Nimm ein Brocken Saltz/ brenne ihn/ daß er glühend werde/ leg ihn auf einen Reibstein/ daß er kalt werde/ schütte darauf einen Gummi/ der im Wasser zergangen sey/ so dick wie Oel/ reibs durcheinander auf den Stein/ darnach nimm Gold und Silber-Blättlein/ reib das Gold und Silber ein Blättlein nach dem andern auf dem Reibstein/ thu es hernach in ein starcks Gläßlein/ geuß warm Wasser darauf/ rührs wol durcheinander/ laß es stehen/ bis es sich setzet/ geuß denn das Wasser gar säuberlich ab/ und geuß wieder warm Wasser daran/ rührs wieder wol durcheinander/ laß es sich setzen/ und seuhe es ab/ das thu so offt und viel/ bis das Gold und Silber sauber wird/ wann es dann schön und glääntzend wird/ so thu es in ein saubers Müschlein/ wann du es brauchen wilt/ so machs mit schwachen Gummi-Wasser an.

93.

Hornbaitz.

Nimm ein halb Loth Scheid-Wasser/ ein halbes Quintlein fein Silber / sied das Horn vor in Saliter/ trag hernach das Scheid-Wasser zweymal nacheinander darauf/ aber nur fein subtil. Darnach im frischen Bronnen-Wasser wieder gesotten / und damit gethan/ wie oben bey der Schildkroten-Arbeit N. 36. vermeldet worden.

94.

Ein gute Glaß-Kütte.

Nimm ein wenig Hause-Blatter / schneids klein / weichs über Nacht in Brand-Wein / nimm hernach etliche Mastix-Körner / in ein messinges Pfännlein auf eine Glut gesetzt / ein einiges Südlein thun lassen/ und nicht mehr / hernach das zerbrochne Glaß geleimt / wirds zu dick / mag man Brand-Wein daran giessen.

95.

Schönen Leim zu machen.

Nimm schönen durchsichtigen Tischler-Leim 18. Loth / Hausen-Blatter 8. Loth / stoß den Leim groblicht/ die Hausen-Blatter schneide klein / geuß darüber eine halbe Maß Essig/ und so viel Wasser / und etliche Löffel voll Brand-Wein / laß es über Nacht stehen/ alsdann setz es zum Feuer / daß es gantz zergehe/ aber nicht siede / wann alles zergangen / so seihe es durch ein Tüchlein in ein Glaß/ so bleibt er lange Zeit. So offt man einen brauchen will/ nimmt man davon in ein Geschirr heraus / und lässt ihn zergehen / wann er zu dick wird/ geusst man Essig daran/ dieser Leim ist für die Mäuse gut / daß sie die Zettelein an den Gläsern nicht zerbeissen.

96.

Durchsichtiges Papier zum Reisen zu machen.

Nimm einen Bogen Post-Papier / reib ihn auf einen steinen glatten Tisch/mit einem gar glatten Mangholtz / alsdann nimm temperirt Terpentin-Oel / und gleich so viel Baum-Oel/ überstreich also das gemangte Papier damit mit einer saubern Baumwoll auf beeden Seiten / alsdann halt das Papier über ein Glut / bis es gleichsam anhebt zu rauchen / leg hernach das geölichte Papier wieder auf den Tisch / und überfahr es fest mit einem reinen Tuch fein sauber ab/ und letzlich nimm ein Zwifel-Haupt / schneid es voneinander / und überfahr das Papier mit der safftigen Zwifel. Diß Papier kan man auf ein Riß oder Kupfferstich legen / und weil es hell durchscheinet/ leichtlich abcopiren.

97.

Eine schwartze Baitz zu sieden.

Nimm junge erlene Rinden / schwartze Bresilgen-Spähn / siede sie in Wasser / thu hernach Ochsen-Gallen darein / Kupffer-Wasser / Gallus-Aepffel / Feylspähn/und altes Eisen/ laß diese Baitze über einer hölzernen Arbeit stehen / so wirst du es überaus schön schwartz bekommen.

98.

Holtz so schwartz zu machen als Eben-Holtz.

Stoß ein Pfund Gall-Aepffel/sied sie eine Stund in 6. Maß Regenwasser / und einer Maß Essig / doch daß das fünffte Theil davon einsiede / weiche das gearbeitete Holtz hinein 24. Stunde / in einem andern Kessel / mit eben so viel Wasser / roth Indianisches Holtz ein halb Pfund / vermenge darunter ein halb Pfund Kupffer-Wasser/ wann die Farbe wol daraus gezogen / so nimm die Indianischen Holtz-Späne davon / hernach wann das Holtz in dem erst gesottenen Wasser 24. Stunde geweicht worden / wird es auch 24. Stunde in das andere Wasser gelegt / wann es nach diesem wol ausgetrocknet ist/ polirt mans auf der Drähbanck mit Baum-Oel.

99.

Silberne Geschirr glantzig zu machen.

Zerlaß Alaun in starcker Lauge / schaum es fleissig ab / thu hernach Seiffen darein / und wasche das Geschirr mit einen subtilen leinen Tüchlein.

100.

Zerbrochenes Eisen zu löthen.

Füge die Stuck/ wo der Bruch ist/ des Eisens wol zusammen/laß es in einem Feuer erglühen/ wirff gepulvert und klein zerstossen Venedisches Glaß darauf/ so wird es sich bald zusammen schmeltzen.

101.

Daß das Eisen wie Bley weich werde.

Wann man glühend Eisen in Baum-Oel ableschet/ wird es so weich / daß mans mit den Händen biegen und brechen kan / diß geschicht auch mit Pappel-Safft und aus Böhnenschelffen-Safft. Kircherus, lib. de Magnet. c. 3. p. 9.

102.

Papier zuzurichten/daß man mit Silber/ Gold und Messing darauf schreiben kan.

Nimm gebranntes Hirschhorn / stoß es klein/ hernach nimm weisses Papier/ das nicht gar zu glatt/ sondern ein wenig grob und rauch ist / reib solches mit einem starcken saubern Leder allenthalben wol / mit dem klein-gestoßnen gebrannten Hirschhorn/ so legt dieses gar fein in das Papier; so man dann mit einem Stifft von Gold / Silber oder Messing darauf schreibt/ so wird es schwartz / kan man also gar sauber darauf abzeichnen. Oder nimm gebrannte Schafs-Bein/ stoß solche zu Pulver / mache es mit Gummi-Wasser an/ bestreiche das Papier damit auf beeden Seiten/ laß es alsdann trocken werden. Und schreib mit einer Steffte darauf was du wilt.

103.

Ignem perpetuum facere.

P. Adalbertus Tylkowski in Arist. Mechanica, p. 260. ita scribit. ℞. Oleum Therebinthi purum & Oleum Scorpionum, quod vetustissimum haberi potest ana, partes æquales, impone in lampadem vitream, pede carentem, lychnúmque

accom-

accommoda competenter crassum, atque accende, lampas collocetur in vitrea tabulâ, & tegatur vase vitreo inverso; cujus orificium congruat tabulæ atque conglutinetur Hermeticè, ne aër subintrare possit, & habebitur ignis perpetuus.

104.

Carbones vivos manu tractare.

Idem ibid. p. 266. Prius hac arte manus armetur. Recipe vitellum ovi, adde illi Gummi solutum, & modicum Amyli, fiat unguentum quo manus imbuatur, & exsiccetur, tum impunè poteris tractare carbones, pannum etiam ajunt ab igne non metuere, si ungatur Ovi albumine, cui tantundem sit aluminis immixtum & aquæ salis.

105.

In unsicherer Zeit Gold zu verbergen.

Man kan Gold in Säcklein eingethan / in Gipß verbergen / und wieder lassen hart werden / oder in zerstossen Marmel / der mit Hartz vermengt wird / oder wann der Alabaster wol und frisch calcinirt / in ein leinen Säcklein gethan / und die Müntz in die Mitten verborgen / und ins Wasser gethan wird / wird er sich gleich erharten.

106.

Wider die übrige Fettigkeit.

Wer der Fettigkeit gern wolte entladen seyn / der esse drey oder vier Zähen Knoblauch mit Butter und Brod / Abends und Morgens / täglich vierzehen Tage lang / und esse und trincke 3. oder 4. Stunde nichts darauf: Hernach brauch er auch gleicher Weise eben so lang gesotten Fenchel-Wasser / Thomas Lupton Centur. Secunda Memorabil. 100. setzt / daß durch diß Mittel ein Feister sey mager worden.

107.

Daß ein Pappier nicht fliesse.

Wann man auch das schlechteste Pappier in zerlassene Alaun eindunckel / und wieder trocknet / so wird keine Dinten durchfliessen.

108.

Ad ignem excitandum.

Recipe Sanguinem humanum (Sulphur intelligitur ex Marcasitâ) & scobem Ligni Juniperini arefactum, optimè commisce, & imbue ardente aquâ; exsicca, iterumque irriga, repetens hoc aliquoties, pulverem hunc include pyxidi ligneæ, cujus interna superficies sit sulphure oblita. Immitte prunam vivam, & pyxidem claude quàm arctissime. Si subitò ignem desideras, aperi pyxidem, & fortiter elide spiritum ex ore, statimque excitabis ignem, quo candelam accende, injectoque operculo, flammam cohibebis. Rosarium Hermetis, referente G. Casp. Kirchmajero, in Noctilucâ constante. Witebergæ 1676.

109.

Leim zum Helffenstein.

Nimm Bleyweiß / Hausen-Blatter / mit Brand-Wein angemachten Leim / laß alles zergehen / aber nicht sieden.

110.

Leim zu den Schildkroten.

Nimm Terpentin / Calophonium / mit Brand-Wein angemachten Leim / und Zinober darein gethan / daß der Leim roth werde.

111.

Schildkroten-Schalen zu pressen.

Nimm ein Säcklein kleinen Sand / mach solches warm / legs also auf die Schalen / und presse sie.

112.

Schwartze Schreib-Tafeln zu machen.

Schwartze Schreib-Tafeln zu machen von gantz schwartzen Pappier / darauf man nicht allein mit einem Schiffersteinen Griffel schreiben / sondern auch Gold und Silber darauf streichen kan / welches man hernach mit einem nassen Finger gleich wieder kan auslöschen / daß man es hernach an dem Pappier nicht mehr sehen kan.

Nimm 2. Loth Leim / weiche solchen in ein Seidel Wasser über Nacht / setz solches Häfelein hernach zum Feuer / laß es wol warm werden / hernach thu ein Loth Alaun darunter / der gepulvert ist / schütte davon nach und nach immer ein wenig in den Hafen / rühr es mit einem Holtz / oder Koch-Löffel um / daß der Alaun zergehe / hernach wieder einen Theil hinein gegossen / aber wenig / und nach und nach / dann solte man den Alaun allen zugleich in das Häfelein schütten / wurde alles wieder heraus lauffen / und wenig davon im Hafen bleiben / wann nun alles darinnen / so laß es wol kalt werden / hernach nimm Karten-Pappier bey den Kartenmahlern / den Bogen Pappier um einen Kreutzer / oder laß dir bey einem Buch-Binder von Schreib-Pappier allzeit zwey Bögen zusammen kleben / wann schon gleich darauf geschrieben wäre / streich hernach solches gedoppelte / oder Karten-Pappier / einmal auf beeden Seiten / mit solchem Planier-Wasser an / hange es auf ein Schnürlein / und laß es wieder abtrocknen / alsdann nimm Kühn-Ruß / thu solchen in einen eisern Löffel / setz den Löffel gantz in das Feuer / und lege gantz glühende Kohlen oben darauf / so entzündet sich der Kühn-Ruß davon / und brennet / laß ihn also brennen / bis er keine Flammen mehr hat / dann schütte ihn auf einen Reibstein gleich also warm / geuß frisches Wasser darauf / und reib ihn damit ab / hernach wann du ihn gleich gebrauchen wilt / so mache Häufflein daraus / oder Plätzlein / legs nacheinander auf ein Fließ-Pappier / so ziehet solches das Wasser alles heraus / alsdann leg solche Plätzlein auf ein warm eisernen Blech / oder Hafen-Deck / laß sie darauf trocknen / und wann sie gantz trocken sind / so reib sie wieder gantz trocken auf einen Reibstein / und fähe hernach diese abgeriebene Farb durch ein Sieblein. Hernach nimm einer oder wol fast zwo Welscher Nüsse groß ein Stücklein Bimsen-Stein / stoß ihn wol in einem Mörsel zu Pulver / dann nimm auch fast so viel Schliff / so bey den Schleiffern zu bekommen ist / darunter reibe solche Stücklein / mit obbe-

rührtem Leim-Wasser fein wol untereinander / hernach thu auch so viel von dem gebrandten Kühn-Ruß darunter / bis es dich dunckt schwartz genug seyn / dann des Kühn-Russes muß am meisten seyn / und rühr es alles wol durcheinander / hernach bestreich das zuvor leimgetränckte Papier mit einem grossen Pensel auf beyden Seiten / heng es wieder auf / und laß es hernach trocken werden / denn streich es wieder mit dieser Mixtur an / und laß es ertrocknen / wann dich nun solches angestrichene Pappier noch etwas zu rauhe seyn duncket / so reib es ein wenig mit einem wollenen Lappen oder Tüchlein ab; und alsdann / was noch von solcher Mixtur in dem Tegel übergeblieben / so geuß Leim-Wasser daran / daß es fast dünn wird / und streiche das Pappier wieder damit an / denn wann man es nur mit dem blossen Leim-Wasser wurde anstreichen / so wurde es von demselben wieder gar weiß oder bleich aussehen / also kan es wieder recht trocken werden / letzlich / wische solch schwartz angestrichene Pappier mit einem Schwammen / so in frischem Wasser feucht gemacht ist / auf allen Seiten ab / so sihet man hernach den Pensel-Strich nicht mehr auf solchem Pappier / sondern es vertreibt solchen / henck es alsdann wieder auf / und laß es gantz trocken werden. Darauf kan man solches gleich abtheilen und zu Blättern schneiden / in der Schreib-Täfel Grösse / oder wie man will / und hernach nach Gefallen lassen einbinden / aber auf den Schnitt kan man es nicht vergolden / weil sie sich von dem Grund / darauf man die Gold-Blättlein legt / wurde zusammen pappen / daß man hernach die Blätter nicht wol wurde voneinander bringen / fast auf gleiche Art beschreibts auch Herr Kunckel im andern Theil Artis Vitrariæ fol. 89.

113.

Wild an gewisse Stellen zu bringen.

Diß ist mir von einem guten Weidmann / als ein warhafft und gewisses Stuck / das Wild auf die Wälder / und zur Stelle zu bringen / daß es ein gantzes Jahr seinen Stand da halte / und man solches schiessen kan wann man will / gegeben und mitgetheilt worden. Man lege erstlich / 5. oder 6. Wochen nach der Brunst / Fleiß an / daß man ein trächtiges Stuck Wild schiessen kan / davon soll man im Zerwircken nehmen pudendum cum matrice, das Bürdlein samt dem Hirsch-Kalb / und allen / wie es empfangen worden / wie auch das Miltz / alles wol zusammen gehackt wie ein Brey / und in einen Mörsel wol zerstossen / und in einer zinnern Büchsen wol verwahrt / das kan man also ein gantzes Jahr an einem kühlen Ort gut behalten. Wann man es brauchen will / soll man nehmen guten starcken Wein / Härings-Lac / Campher-Oel / und aus der zinnen Büchsen in ein Töpflein gethan / wol die Materi durcheinander gequellet / daß es starck rieche / davon kan man in die Lacken / auch in die Wälder / an die alten Stöcke / und an die Wege giessen / wo das Wild gern hin und wieder wechselt / so sammlen sie sich Hauffen zu lecken / und bringt immer ein Wildpret das andere mit sich / soll ein herrlich probirtes Stuck seyn.

114.

Pferd-Stücklein.

Ut Equus non comedat. Illine saponem intus ad labra, superius & inferius, non comedet, donec benè eluatur aquâ. Ut claudicet, clavum ex ferro ejus sublatum excandefacias flammâ, & claudicabit donec clavus projiciatur in aquam fluentem. Sed illiberalia sunt hæc Magiæ rudimenta, quibus, si quis temerè abutatur, in Legem Christianæ charitatis facile peccabit, & æternæ damnationis reus erit. Se questo si facesse per burla, e per impacciare un buon' amico che resti più tempo in casa sua che non voglia, può passare; mà se si facesse per constringerlo che lasci il cavallo dietro di se, con gran perdita, e à vil mercato, è gran viltà e peccato.

115.

Einen Bossen zu thun.

Nimm Vitriol / gestossene Gallus-Aepffel / eines so viel als des andern / misch es untereinander / bestreich damit ein Tuch oder Fatzinet / hengs ein wenig auf / daß man nicht sihet / daß es naß gewesen / wann man sich damit wischet / wird man gantz schwartz.

116.

Ut inimico Catapultæ & Tormenta disrumpantur.

Si globulum ex hostili Tormento injectum reperis, fac mulier menstruata, (dum adhuc calet) supermingat, ad proximum ictum Tormentum rumpetur.

117.

Wider die Vestigkeit.

Granum Tritici, globi cum funduntur, impactum, omnia corpora, licet fuerint incantata, pertransit, quod faciunt etiam globi, noviter fusi, in Mercurio vivo extincti.

118.

Einem messingen Geschirr schönen Glantz zu geben.

Nimm klein gepulverten Schwefel / thue viermal so viel gestossene Kreiden darunter / säubere das Messing vorher vom Schmutz / nimm ein sauber Wollen Tüchlein / oder Leder / und reib es mit diesem Pulver.

119.

Allerhand Arten Holtz in eine *Massa* zu bringen.

Nimm die abgedrähten und abgesägten Späne von 3. 4. 5. und mehrerley Holtz / es muß aber gedörret / und klein zerstossen wie Pulver seyn; Ferner nimm Pergament-Schnitzel oder Späne 1. Pfund / thu es in einen Topff / und gieß halb Bronnen- und halb Regen-Wasser darüber / in welches man zuvor etwas von Nägel oder Zimmet / oder dergleichen wolriechenden Sorten hat eingeweicht / laß es drey Tag und Nacht also stehen. Alsdann nimm Gummi Arabicum und Tragant jedes 4. Loth / thu das in das Pergament-Wasser / laß es zwey oder drey Stunde wol

verdeckt sieden / darnach geuß es durch ein Tuch/ rühre das Holtz-Meel über dem Feuer nach und nach darein / daß es werde wie ein Brey / hierunter: wann man will/ kan man auch Farben mischen / nur daß sie nicht gifftig seyn / thu es in einen dir beliebigen Form/ hernach / wann du wilt / bestreich es vorhin wol mit Mandel-Oel / laß es einen oder zween Tage stehen/ darnach heraus genommen / und davon gedrähet / was man will / es hält so gut und besser/ als das gantze Holtz / man kan auch Bilder davon giessen / wie von Gipß/ den kan man poliren / gläntzig machen und färben.

120.

Marmel oder Porphyr nachzumachen.

P. Kircherus lib. 12. de Mundo Subterraneo Sectione V. parte 3. fol. 466. sagt: Man soll Marmel oder Jaspis gar zu kleinen Pulver machen / und diesen Kalch / Gipß / Saltz / Ochsen-Blut beyfügen/ dieses alles in Essig / Wein/ Milch / Bier/ oder Käse-Wasser wol untereinander gerührt / daß es wie ein Brey werde/ darzu kan man Metall oder Mineral-Farben mischen / wie man will / auch ein wenig Ochsen-Gall/ und mit einer höltzernen Spatel mit solchen Fleiß abrühren / daß es recht mit Adern und Farben einen rechten Marmel-Stein gleich werde / wie mans mit dem Türckischen Pappier zu machen pflegt / thu es also in den darzu vorbereiten Model / und laß es drinnen / bis es die rechte Stein-Härten erlanget / die kan man hernach mit einem Pimsen-Stein / und letzlich mit Seiffen oder Oel poliren/ so wird es sehr schön und gläntzig.

121.

Vom Magnet-Stein.

Der Magnet ist ein schwartzblaulichter Eisenfarber bekannter Stein/ wird meistens unferne von den Eisen-Bergwercken gefunden/ wann er ins Feuer gelegt wird / gibt er eine blaue und schieblichte Flamme von sich / wird aber dardurch seiner Krafft / Eisen an sich zu ziehen / gäntzlich beraubt. Rulandus schreibt / wie es auch die Erfahrenheit bestättiget / daß er eine natürliche Krafft und Vermögen habe / das Eisen und Liquorem Vitri an sich zu ziehen / und mit diesen sich zu vereinigen / hingegen hat er auch eine natürliche Widerwertigkeit mit Zwifel und Knoblauch/ wie auch mit dem Diamant / also daß / wann diese auf den Punct des Magnets / oder darneben gelegt werden/ sie seine anziehende Krafft verhindern. Wann dieser Stein calcinirt wird / soll er des Blut-Steins Natur an sich nehmen/ er soll auch gut seyn wider das Hauptwehe / Krampff und Gifft/ daß er die Geburt erleichtere / auch zwischen Eheleuten und Freunden / Friede / Lieb und Einigkeit erhalte / er vertreibt die Forcht / und mehret den Verstand / wie Thomas Nicols, Professor zu Cambridge in Engelland / in seinem Büchlein von Edelgesteine c. 63. fol. 208. bezeuget. Er hat bey den Schifffahrten einen so wunderbaren fürtrefflichen Nutzen / daß seine Tugend nicht genugsam kan erforscht werden; und nicht allein auf den unendlichen weiten Meer/ sondern auch in weitschichtigen/ ungeheuren / unbekannten grossen Gebürgen und Wäldern seinen Nutzen hat / und kan ein Jäger mit Hülffe seines Compasses und Reißbleyes allzeit wissen/ wo er wieder aus den Wald kommen solle / damit er sich nicht tieffer hinein oder Seitenwerts verirre/ so vor einen Jäger/ der bey einem Kriegs-Officier dienet/ ein gutes Weidstücklein ist/ weil aber dessen im 12. Buchs cap. 35. gedacht wird/ hab ich den begierigen Leser dahin weisen wollen.

122.

Das schönste *Ultramarin* aus dem *Lapide Lazuli* zu machen.

Nimm des besten Lapidis Lazuli 1. Pfund / der ist zu probiren / wann man diesen Stein in glühende Kohlen scharret / und so lang darinnen lässt / bis er durch und durch recht erglühet / und wann er hernach wieder kalt worden / nicht in Stücke zerfället / sondern hart / und bey seiner schönen hohen Farbe verbleibet / solchen muß man hernach in kleine Stücklein zerschlagen/ und wieder in die Glute legen / bis er wol glühet/ alsdann mit destillirten Essig abgelescht / wieder trocknen lassen / und mit nachfolgenden Wasser auf einen Reibstein fein klein gerieben.

Man nimmt frisches Bronnen-Wasser 1. Maß/ ungeläutert Hönig 4. Loth / mischt es durcheinander/ kocht es in einem Geschirr/ schaumts fleissig ab / wann es genug gekocht/ vom Feuer abgehoben / und kalt lassen werden. Wann diß geschehen/ so schüttet man fein klein gerieben Drachen-Blut / etwan einer Welschen Nuß groß / allgemählich hinein drucket / oder seihet es durch ein rein leinen Tuch/ man muß aber wol zusehen/ damit das Wasser nicht allzu röth/ auch nicht zu bleich sey / sondern das rechte Mittel getroffen werde / daß es nemlich Violblau und hell scheine / damit der blaugeriebene Lapis Lazuli das Violblau an sich nehme/ alsdann solchen præparirten Stein / mit dem erstgemeldten Wasser / eine Stund / und länger auf dem Reibstein wol abgerieben / darauf bald in ein Glas/ so oben fein weit ist / gethan / und von sich selbst abtrocknen lassen / dann wieder sehr klein zerstossen / und in ein dichtes rein leinen Tüchlein gethan / fest zugebunden / und also behalten. Hernach macht man folgenden Teig an: Nimm Hartz Calophonium / Mastix / Terpentin / neu Wachs / Lein-Oel / jedes vier Loth / contritis minutissimè , conterendis , rühr alles durcheinander / und koch es so lang / bis es sich wol ineinander vermischt hat / wann dieses geschehen/ kan man es auf solche Weise probiren / ob es untereinander genug gekocht / man lasse etliche Tropffen in kaltes Wasser fallen/ wann es an den feuchten Händen nicht anklebt/ so ist es gut. Nach diesem/ so es noch warm ist/ seihet mans in ein Geschirr/ durch ein leinen Tuch / (dann wann es kalt worden/ gehts nicht mehr durch) und laß es stehen / bis es geliefert ist/ so nimmt mans aus dem Wasser heraus/ lässt es trocknen / und vermisch es mit dem erst præparirten Lapide Lazuli, auf folgende Weise: Man walgert und zerzupfft den Teig in kleine Stücklein / legt sie in ein ähren Gefässe/ so inwendig verzinnt ist/ setzt es aufs Feuer/ wanns anfängt heiß zu werden / giesst man alsobald 2. Loth bitter Mandel-Oel hinein/ lässt es zugleich mit dem andern warm werden/ aber nicht lang / wann dieses ge-

schehen / muß man den zubereiten Lapidem Lazuli in einem andern Geschirr zur Hand haben / damit wann man aus dem vorigem Gefässe die zerlassene Materia fein mählich in den gepulverten Stein giesset / daß man jemanden gegenwärtig habe / der im eingiessen mit der höltzern Spatel stets umrühre / daß es fein untereinander gerieben werde. Wann es nun kalt worden / so knettet man es wol durcheinander / wie einen Teig / jedoch beschmieret man die Hände vorher mit bittern Mandel-Oel / damit es sich nicht anhänge / machet daraus wie ein Laiblein Brod / verwahret es hernach in einem Glas sehr wol / fast in die zehen Tage lang / so man nun das blaue hernach wieder heraus ziehen will / so nimmt man Laugen aus Wein-Reben-Aschen / solche so warm gemacht / daß man die Hände darinnen leyden kan / darnach nimmt man den Teig / thut ihn in ein verglasirt Geschirr / geusst hinein so viel Laugen / als einen duncket genug zu seyn / zertreibet und zerreibet den Teig allgemach mit den Fingern / rühret und schwäncket es so lang herum / bis man siehet / daß das Blaue heraus gehet / dann geusst man das Lautere heraus geschwänckte in ein ander verglasirtes Gefässe / geusst wieder neue warme Laugen darauf / zerreibt und schüttelt es herum / wie zuvor / und procedirt also mit Verwechslung der Lauge / und der beeden Geschirr so offt / bis in diesem Schwemmen das Unreine alles heraus gebracht worden. Alsdann setzt man die gereinigte Materi in ein ruhiges Zimmer / deckt es zu / daß es von sich selbst mag trocken werden / wanns endlich wol trocken ist / so nimmt man einen Becher voll Aqua Vitæ, in welchem ein wenig schöne Bresilgen Späne eingelegt / und ein wenig geweicht sind / besprengt mit diesem Aqua Vitæ das Blaue an / und lässt es wieder trocken werden / diß thut einen Tag oder drey nacheinander / bis das Aqua Vitæ alles in das Ultramarin Pulver gesprengt worden / dann durch solche Hülff bekommt es seine schöne hohe Farbe / da lässt mans endlich wieder abtrocknen / und verwahrt es allzeit in einen schönen und saubern ledernen Säcklein / damit nichts möge verstauben / auch nichts Unreines darzu komme.

123.

Ein andere Weise *Ultramarin* zu machen.

Nimm des besten Lazul-Stein so viel du wilt / zerstoß ihn / und reib ihn erstlich trocken auf einen Mahler-Stein / zu einen unbegreifflichen kleinen Pulver / darnach schütte reines frisches Bronnen-Wasser nach und nach darein / und reib es wie ein andere Farbe / wanns also klein ist / daß man zwischen den Fingern nichts grobes mehr fühlet / so mache Zeltel daraus / und laß es also trocken werden / nach diesem nimm weisses gepulvertes Pech / so viel du wilt / nimm schönen lautern Venedischen Terpentin etwas wenig mehr / und laß es miteinander auf lindem Feuer zergehen / darnach thu auch etwas von Lein-Oel darzu / und mit steten Rühren ob dem Feuer koch es zu einem Müßlein / welches du also warm durch ein Leinwath seihen / und von aller Unreinigkeit säubern solt: wann du von diesem Müßlein ein Tropffen auf ein kaltes Wasser fallen lässest / und solcher nicht zerfället / sondern beyeinander bleibt / oder mit nassen Händen sich arbeiten lässet / ohne daß er anklebet / so hast du ein gewisses Zeichen / daß er seine gute Consistenz habe / und gar recht zubereitet sey / jedoch kanst du noch für eine weitere und bessere Prob / etwas von den zubereiten und pulverisirten Lapis Lazuli, entweder auf einen warmen Reibstein / oder auf der Hand / durcheinander mischen / und sehen / ob solche Pasta die Farbe gern in das Wasser entlasset / wanns solches thut / so ist die Pasta gerecht / lässt es aber die Farbe nicht von sich / so must du entweder noch etwas von dem Lein-Oel darzu thun / damit du ihm seine anhaltende Pichigkeit benehmest / oder du must ihn von dem præparirten Lapis Lazuli mehr zusetzen / dann so der Pasta zu viel / und des Steins zu wenig ist / so entlässt er die Farbe nicht. Wann du nun die Pasta rechtmässiger Weise zubereitet hast / so vermengs an einen warmen Ort wol mit dem zubereiten Lapis Lazuli, und laß es 8. oder 10. Tage / oder auch noch länger / also miteinander impastirt in einem Keller stehen / letzlich nimm vier schöne weisse Majolica-Schalen / schütte warmes oder vielmehr laulechtes Wasser darein / malaxir oder arbeite deine Pasta mit saubern Händen in selbigem Wasser / so wirst du mit sonderbarer Verwunderung und Ergötzlichkeit deiner Augen sehen / wie die Pasta ein überaus schöne blaue Farbe von sich lässet / also zwar / daß in der ersten Majolice die allerschöneste / in der andern / dritten und vierdten aber / allzeit eine schlechtere blaue Farb heraus kommt. So du nun alles blaue hast aus deiner Pasta heraus gezogen / so laß die blaue Farb sich setzen / und schütte fein gemach das Wasser davon ab / darnach must du eine gute klare durchgesigene Lauge darauf schütten / wol durcheinander rühren / damit aller übler Geruch und Fettigkeit / so von dem Pech / Terpentin und Oel hinterblieben / gäntzlich benommen werde. Auf die letzte / fasse es wieder mit frischen Bronnen-Wasser wol aus von der Lauge / trockne es / und behalte es nach der Gattung unterschiedlicher Sorten wol auf zu deinem Gebrauch.

Es ist zu mercken / wann einer die blaue Farbe zum erstenmal aus der Pasta in das Wasser gebracht hätte / und nachmalen solche Farb gleich wieder mit einer neuen Pasta vermischete / und abermal in das Wasser heraus auswaschete / daß es viel schöner und zärter wurde / welcher aber dieses thun wolte / derselbe dürffte nicht am ersten die klärere Farb in unterschiedliche Sorten und Majolicen austheilen; sondern könte gleich auf einmal fein geschwind durch ein warmes Wasser alle Farb heraus ziehen / und solche Farbe gleich wieder / nachdem ers getrocknet / mit einer neuen Pasta vermischen / und verfahren / wie oben gelehret worden. Ich habe gesagt / er soll erstesmal ein warmes Wasser brauchen / damit er die Farbe fein geschwind und auf einmal heraus ziehen könne. Dann wer nach der ersten Weise / die blaue Farbe / nach unterschiedlichen Sorten / in die Majolicken will heraus bringen / der muß kein warmes / sondern nur ein laulichtes Wasser gebrauchen.

124.

Eine Leinwath Schuß-frey zu machen.

Nimm Hausen-Blattern 2. Pfund / gantz klein geschnitten / und über Nacht in starcken Brand-Wein

gelegt

gelegt / hernach gieß den Brand-Wein ab / und frisches Bronnen-Wasser darauf / koche es zum dicken Brey oder Leim / thu klein gestossene Cedern-Gummi darein 5. Untzen / laß sie in diesem warmen Leim zergehen / ferner thu hinein 4. Untz præparirten und gepulverten Schmergel / 2. Untz alten Terpentin / koch es noch einmal wol zusammen / und bestreich eine feine dicke hänfene Leinwath darmit / die muß aber auf ein fein glattes Bret aufgespannt und angenagelt seyn / leg andere Leinwath darüber / und bestreich sie wieder also / und das thu so offt / bis die Leinwath zehen- oder zwölfffach aufeinander kommt / das letzte Blat wird gar durch die Materi gezogen / alsdann laß es durch und durch trocken werden / welches im Sommer kaum in 8. Tagen geschehen kan / mit dieser Leinwath kan man Wämse / Camisól / Futterhemmet / ja Hüt / und dergleichen / machen und füttern / dienet auch an statt eines Kürasses / erstlich mit einer Kohlen abgerieben. Dergleichen zubereites Camisol ist bey Herrn Herwart Kazianern / Freyherrn in Kärndten zu Laybach zu sehen / wie auch in des Königs in Dennemarck Kunst-Kammer zu Coppenhagen / ist eine Engelländische Invention / ex relatione Comini G. A. Domini à Stubenberg. NB. Der Schmergel wird also præparirt / glühe ihn / und lösch ihn in starcken Weinessig ab / je öffter je besser. Die Leinwath aber muß gebogen werden / in die Form / da man sie haben will / ehe sie trocken werden.

125.

Wie man das Spannische Wachs macht.

Erstlich / nimm gerechtes Spicken-Oel / daß dem Geschirr der Boden überdeckt ist / laß es heiß werden / auf 6. Loth Spannisches Wachs / 1. Loth Sandarac / 1. Loth Mastix / 3. Loth Gummi-Lac / jedes klein gepulvert / rühr ein jedwedes besonders in das heisse Oel / und alles wol durcheinander / bis alles zergehet / rühr hernach so viel Zinober darein / bis dich dunckt / es sey genug / wann es gar zu hart wird / kan man noch etliche Tropffen von wolriechenden Oelen darunter nehmen / damit es lieber fliesse / formir hernach Strützel oder Stänglein daraus.

126.

Federkiel schwartz zu färben.

Siede sie in gesodenen Gallus mit guten scharffen Weinessig / laß aber vor Gallus und Essig auffsieden / ehe du die Federn darein legest / wann sie aufgesotten haben / so nimm sie heraus / und lege sie in Eyerklar / so mit Safft von Welschen Nuß-Schalen temperirt ist / rühr sie mit einer Hand durcheinander / darnach thu sie wieder in ihr obgemeldtes Wasser / siede sie aber nicht gar lang.

127.

Rothe Federn.

Wann die Federn vorher in Alaun-Wasser gelegen sind / NB. wie zu allen andern Farben geschehen muß / so lege sie hernach in Brasilien / und siede sie.

128.

Grüne Federn.

Nimm 6. Loth Grünspan / 2. Loth Salmoniac / temperirs in gutem Weinessig / reibs wol durcheinander auf einen Reibstein / alsdann thu solche Materi in ein kupffernes Becken / geuß Essig daran / alsdann thu die Kiel darein / wende sie offt um / so lang bis sie grün genug scheinen.

129.

Gelbe Kiel.

Siede sie im Wasser von den gelben Creutz-Beeren / oder von den Berggeld / welches schon in die Muscheln gegossen ist.

130.

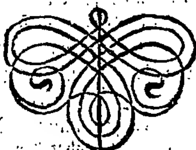
Blaue Federkiel.

Siede sie wol in Heidelbeer-Safft / so mit Laugen angemacht ist / reibe auch unter diesen Safft Indig / und siede sie darinnen / wilt du sie braun haben / so thu Lac darunter / wann du nun die Federn gefärbt hast / und solche wieder gantz trocken worden / so nimm eine nach der andern / und bestreich solche zwischen zweyen Fingern / mit dünnen Mahler-Verniß / oder Lein-Oel / stecke sie voneinander an ein Ort / da es nicht staubicht ist / in einen grossen und gantz weiten Schachtel-Deckel / so voller Löcher gebohrt ist / und laß sie alsdann trocken werden.

131.

Experimentum Arboris Vegetabilis.

Erasmi Bartholini in discursu de figura Nivis. Fortè acceptam aquam fortem ex alumine & nitro confectam, unà cum argenteo nummo, in vasculum vitreum immisi, atque ut argentum commodus dissolveretur lagenam ingni admovi. Aqua tingebatur colore viridi, haud dubiè propter æs argento commixtum. Argento soluto indidi aquam pluvialem, claram arte, sed frigidam, deinde injicio Mercurium mixtum liquore subibat argentum vivum, occultâ adhuc via agitante dispares partes, cum brevi interjecto tempore conspiceretur turdum arboribus, lætoque gramine vestiri, adeò ut ex aqua viridi nemus emergeret subitò umbrosum, jucundissimo spectaculo. Hoc nullâ commotione turbatum, & per aliquod tempus relictum robur acquisivit, fuitque Sylva portatilis, amœnitatem naturæ novo genere operis imitans. Subjunctum opusculo Thomæ Bartholini de nivis usu medico. Impresso Hafniæ An. MDCLXI.



Kunst-Büchlein/

für eine edle und embsige Haus-Mutter/

Daraus sie zu müssigen Stunden/ ihre obligenden Sorgen versüssen/ allerley Ergötzlichkeiten und Zeit-Vertreibungen/ auch unterschiedener ihr wolanständiger Dinge Kundschafft und Erfahrung schöpffen kan.

1.

Guten Balsam zu machen/ allerley Sorten.



Nimm ein halb Loth Muscatnuß-Sälblein / laß es in einer silbern oder zinnern Schüssel auf einen kleinen Glütlein kühl zergehen / schabe darunter gar ein wenig weisses Wachs / und einer Haselnuß groß frisches Schmaltz / rührs durcheinander/ laß es wieder kalt werden/ diß ist der Grund zu allerley Balsam/ wie er Namen haben mag / nimmt man aber kein Schmaltz / so bleibt der Balsam desto länger / daß er nicht schmircklet wird. Diesen Grund zertheil in so viel Theile/ als du Balsam haben wilt / nemlich in 6. Theil / als Zimmet / Nägel / Muscat-Blühe / Rosen / Citron / Majoran-Balsam. 1. Zum Zimmet-Balsam nimm des obstehenden Grunds ein Theil zerlassen in eine Schüssel / misch ein wenig Bolarmeni darunter / daß er die Farb bekomme / geuß 10. oder 12. Tropffen Zimmet-Oel darunter / rühr es / bis es gestehet. 2. Nägel-Balsam mach auch also/ färb ihn mit ein wenig schwartzen Pulver / das in den Hirschbrunst-Kugeln ist/ geuß etliche Tropffen Nägel-Oel darunter. 3. Muscatblühe-Balsam macht man auf gleiche Weise / gibt ihm aber die Farbe mit Bolus. 4. Rosen-Balsam gibt man die Farbe mit ein wenig geriebenen Kugel-Lac und rührt darunter etliche Tropffen Rosen-Oel/ bis es gestehet. 5. Citron/ Aniß und Agtstein-Balsam/ gibt man die Farb mit gelb Bley/ und macht es wie die andern Balsam. 6. Majoran, Roßmarin und Weintrauben färbt man mit ein wenig gedestillirten Grünspahn. Zum Schlag-Balsam nimmt man von jedem angemachten Balsam/ was zum Haupt dienet / ein wenig zerlassen durcheinander in einer Schüssel/ gibt ihm die Farbe mit Hirschbrunst-Kugel-Pulver; an statt des Oels / nimmt man einer Arbeis groß Zibeth / und 2. Gr. Bisem. Oder man nimmt zum Schlag-Balsam Muscaten-Oel 1. Loth/ Majoran-Oel 16. Tropffen / Agtstein-Oel 8. Tropffen / auch so viel Nägel-Oel / Zimmet-Oel 4. Tropffen/ Ambr. liquid. ein halb Quintlein/ Bisem 1. Gr. Zibeth 2. Gr.

2.

Wie die Balsam zu gebrauchen.

Nägel-Balsam ist gut für die grossen Zähn-Schmertzen / stärckt das Hertz / und vertreibet dessen Zittern. So man dieses Balsams ein wenig mit einer Baumwollen in die hohlen Zähne legt/ und sich unter der Nasen damit streichet.

Zimmet-Balsam ist gut für die Ohnmacht / auch für die Colica und Grimmen im Leib/ daß man sich unter der Nasen / und um den Nabel damit schmieret/ und auf der Zungen ein wenig ein Geschmack gelassen/ stärckt gewaltiglich.

Agtstein-Balsam dieses für die Fraiß/ ist auch der Lungen und Leber gar nützlich / so man sich unter der Nasen und die Pulß damit schmieret.

Roßmarin-Balsam ist gut für böse Lufft / und denen/ die einen kurtzen Athem haben / stärcket die Gedächtnüß. Unter die Nasen und auf die Schläffe geschmieret.

Aniß-Balsam dienet für Schwindel und Hauptwehe/ vertreibt die Flüsse und Catharr des Haupts/ die auf die Brust / Lungen und Leber fallen. Nasen und Schläfe bestrichen.

Muscatnuß-Balsam ist gut für das Hertzklopffen und Enge der Brust/ auch für die Mutter. Unter der Nasen und um den Nabel angestrichen.

Schlag-Balsam unter die Nasen und an die Schläffe gestrichen / ist gut für den Schlag / macht wolriechenden Athem / und stärckt die leiblichen Geister.

3.

Oel aus Muscatnuß und andern Gewürtz.

Schneid die Muscatnuß oder ander Gewürtz (daraus man Oel haben will) gar klein / gieß starcken und etliche mal destillirten Brand-Wein darüber/ drey Finger hoch/ laß es stehen 24. Stunde/ so wird er gelb wie Gold / gieß diesen ab in ein Kolbenglaß / und verbinds / geuß wieder ein wenig Brand-Wein darauf/ thu es so lang/ bis der Brand-Wein im Kolben in das Balneum Maris mit seinem Helm/ und destillirs / so gehet der Brand-Wein herüber / und das Oel bleibt an des Kolbens Boden. Also kan man auch aus den

Kranenwethen das Oel bringen / ist fast gut inwendig und aussen zu gebrauchen.

4.

Corallen zu machen / und zerbrochene zu ergäntzen.

Nimm weisse Ochsen-Hörner / feile sie wol / bis nichts Unsaubers mehr daran ist / stoß solche klein zu Pulver / mach hernach eine Lauge von Eschenbaumen Aschen / thu das Pulver darein / laß es 5. Tage stehen / nimm Zinober / so mit Wasser wol zerrieben / vermisch es mit diesem Pulver / so lang / bis es die Farb einer Corallen hat / nimm hernach diesen Teig / formir Corallen daraus / und polier sie glatt und sauber / wilt du aber zerbrochene Corallen gantz machen / so pulverisire sie klein / und mache mit Pomerantzen-Safft einen Teig daraus / laß ihn also zwey Tage stehen / hernach formier aus diesen Teig Corallen / leg darauf den Schaum / den die Corallen in den Pomerantzen-Safft gemacht haben / sind sie nicht genug gefärbet / so zerreib Zinober / und reib die Corallen damit / bis sie genug roth sind / wickels darnach in ein Tüchlein / und legs 14. Tage in einen Mist / so werden sie schön und hart.

5.

Zimmet-Sultz zu machen.

Nimm ein Pfund Zucker / Spannischen oder andern starcken Wein / eine Maß / süsse Milch eine halbe / Essig ein Seitel / zwey Löffel voll groß gestossenen Pfeffer / diese Ingredientien ein viertel Stund zusammen gerührt / nachmals in den Keller gesetzt / nach etlichen Stunden / durch ein wüllenes Säcklein durchtreuffen lassen / ohngefehr dreymal / bis es lauter wird. Ferner muß man einen Vierding Hausen-Blasen 2. Stund in kalten Wasser eingeweicht / hernach bey einer geringen Wärme zerlassen / alsobald weggenommen / und im Keller oder auf dem Eyse sultzen lassen / nachmals muß mags in der Wärme / mit der vorigen Materi conjungiren / also / daß vorher die obige durchgesigene Materi warm gemacht werde / die gesultzte Haussen-Blasen hinein gethan / bis sie gantz zergangen / hernach wieder in der Kälte stehen lassen / und zugleich die Zimmet-Essentz nach Belieben hinein gethan / nachdem mans starck haben will / und wieder stehen und sultzen lassen / wann man aber an statt der Essentz einen Himbeer-Safft nehmen wolte / muß man an statt der Essentz 6. Löffel voll Safft / und um 2. Loth mehr Haussen-Blasen nehmen / wolte man aber diese Sultz von Ambra machen / so nimm 2. Gran Ambra / und 4. Gran Bisem / reibs klein mit einem Zucker-Candi an einen Rieb-Eisen / hencks in das Säcklein / wordurch die Materi filtrirt wird.

6.

Oel aus Hasel-Nüssen.

Sie geben ein wolgeschmaches sehr gutes Oel / daß man auch an statt des Baum-Oels zur Speise gebrauchen kan / und bekommt man von 12. Untzen gereinigten Hasel / 8. Untzen Oel / wie der verteutschte und neu aufgelegte Joh. Bapt. Porta Fol. 638. bezeuget. Man nimmt zwölff Untzen geschelte und gedörrte Haselnüß / die stoßt man in einem Mörsel / mit einen höltzernen Stämpffel zimlich sacht / daß sie wie ein Kuchen werden / dann geußt man ein wenig heisses Wasser daran / und lässt es eine Stund also stehen / hernach stosst man sie stärcker / als zuvor / und presst sie zwischen zwey Brettlein aus / und fängt das Oel in ein Geschirr auf; diß kan auch aus Buchäckern also geschehen / das ist wie süsses Mandel-Oel zur Speise und zum Brennen / geben reichlich Oele / und was überbleibt / dienet zur Rind- und Schweinmast.

7.

Oel aus Papier zu bringen.

Nimm gar klein zerstossenen und gesäheten Kalch / thu ihn auf Papier / und lege das Papier / worinn das Meel ist / darauf; wäre aber das Meel alt / so must du es öffter wiederholen.

8.

Hündlein / daß sie klein bleiben.

Bestreich die Bolognesischen zarten und jungen Hündlein / von erster Jugend an / an den Füssen / Gelencken und Rückgrad / mit Spiritu Vini, diß hindert das Wachsen. Et forsan eo modo etiam Pygmæi ex Infantibus formari possent. Ex Relationibus Curios. Hamburg. fol. 559. E. G. Happelii.

9.

Perlen aufzulösen.

Nimm fünff Seitel des besten Wein-Essig / thu es in einen gläsern Kolben / und setz es in das Balneum, laß herab gehen ein Aechtring / was in dem Kolben bleibt / das ist schwartz / das thu weg / den andern Tage setz die Aechtring Essig wieder ein / brenn herab drey Seitel / darnach was im Kolben bleibt / das heb auf / das ist der rechte Essig zum Perlen auflösen / den dritten Tage / setz die 3. Seitel ein / und laß herab gehen eine halbe / und was wieder im Kolben bleibt / das geuß wieder zu dem / wie droben steht / als zum besten / den vierdten Tag setz die halbe ein / und brenn herab ein Seitel / dasselbe Seitel das herab gehet / thu nur weg / was aber im Kolben bleibt / das thu zu den andern 2. Seiteln / so hast du des guten Essig von 5. Seiteln ohngefehr 3. Seitel / das ist aber zu mercken / daß man den gläsern Kolben und Helm nicht eher aufthut / bis er allzeit gantz abgekühlt ist / und erst hernach den Essig heraus giesse; sonst zerspringt der Kolben. Alsdann nimm ein Loth Perlen / oder wie viel du wilt / geuß darauf ein Seitel des Essigs / aber die Perlen thu in ein starckes Zuckerhäfen / laß sie also ein Tag oder zween in einer Stuben verdeckter stehen / aber nicht auf einen warmen Ofen / alsdann kost es mit einem kleinen höltzern Löffelein / hat der Essig noch eine Säuren / so laß es noch länger stehen / bis er gantz alle Säuren verlieret / alsdann nimm ein saubers leinen Tüchlein / und seihe den Essig in ein anders Zuckerhäfen / und heb ihn auf / dann in diesem Essig sind die Perlen / ob er gleich klar ist: die Perlen so im Tüchlein bleiben / sind nur Bälglein / die thu weg / und gieß auf die andern Perlen / (darnach viel Perlen sind) wieder ein Seitel / oder ein halbes Seitel Essig / und laß es wieder also stehen / bis der Essig keine Säuren mehr

hat/und seihe es wieder zu den ersten/ und das thu so lang/ bis kein Perl mehr am Boden ist/ wann du alsdann diesen Essig beysammen hast/ und die Perlen darinnen aufgelöst sind/ so nimm ein Siebel von einem doppelten subtilen Fließ-Papier / das kanst du dir selbst aus einer alten Schachtel machen / und laß diesen Essig/ samt den Perlen / durchs doppelte Fließ-Papier durchlauffen / und so viel Loth Perlen du zum auflösen genommen hast/ so viel must du rechnen / allzeit auf ein Loth Perlen / 3. Loth des besten Spiritus Vitrioli, geuß denselben gemach und gemach in den Essig/ darinn die aufgelösten Perlen sind/ so wirst du alsdann sehen / daß die Perlen zusammen gehen / wie ein neugefallner Schnee / wann nun der Spiritus aller darinnen ist / der hinein gehört / so laß es also auf das meiste fünff Stunde stehen / alsdann seihe das klare gar gemach herab/ und so bald es auf die Perlen komt/ so höre auf / auf die Perlen aber geuß frisches Bronnen-Wasser / das gantze Glaß voll/ rührs mit einem höltzernen Löffel wol durcheinander/ und laß es wieder sich setzen/ bis das Wasser gantz klar wird / alsdann seihe das Wasser gemählich herab / und geuß wieder ein frisches Wasser darauf/ und diß widerhole so lang/ bis in den frischen Wasser gar keine säuren mehr zu spühren ist / alsdann nimmt man ausgebrandte Wasser / die man sonst zum præpariren gebraucht / giesst darauf eines soviel als des andern / als der guten Hertz-Wasser / von Ochsenzungen / Borrago, und was dergleichen mehr ist / zum Hertz-Stärcken / laß es also 24. Stunde stehen / rührs aber zuvor wol auf / alsdann seihe das klare Wasser wieder herab / und nimm ein doppeltes Fließ-Papier / machs auf ein saubers Reiterl/ wie ein papieren Häusel / und geuß die Perlen alle miteinander darein / und laß wol abseihen / alsdann nimm eine Erdene Schüssel/ setz das papierne Häuslein darein / machs oben zu mit einem Papier / daß kein Staub darein falle / und alsdann setz es also / mit samt der Erdenen Schüssel / auf einen gar warmen Ofen / und laß es also trocknen / bis das Fließ-Papier gantz resch wird / so ledigen sich alsdann die Perlen gar gern von sich selbst ab / dieselben thu hernach auf einen gar schönen Bogen Papier/ und nimm einen glatten Höltzernen / oder Helffenbeinen / oder Perlenmuttern Löffel / und zerreib die Knoppern damit / so hast du alsdann die schönen pflaumichen Perlen gar gerecht / nimm nur nichts silbernes oder eisernes / damit zu rühren / oder darein zu greiffen / sonst wird es schwartz. Die Flaschen aber / darinnen der destillirte Essig aufgehaben wird / muß keine zinnerne Schrauben haben / sondern nur sonst wol vermacht und verbunden/ sonst verleurt er die Krafft.

10.

Perlen aufzulösen/ auf eine leichtere Weise.

Wasche die Perlen vorhin sauber aus/ und trockne sie auf einen Ofen/ oder an der Sonnen/ aber nicht gar zu geschwind / nimm darnach den schärffesten destillirten Essig/ schütte die Perlen darein / daß der Essig 3. Finger hoch darüber gehe / setz es auf eine Aschen-Capell / laß es in linder Wärme stehen / rühr es offt durcheinander / setz es allzeit wieder auf die Capell / du must es gar offt rütteln / bis so lang die Perlen zergehen: wann sie nicht alle aufgelöst sind / so gieß frischen Essig darzu/ bis alles aufgelöst wird / wann das geschehen / so filtrire den Essig in eine Schalen / tropff hin und wieder Spiritum Vitrioli darein/ so werden sich die aufgelösten Perlen gantz weiß auf den Boden setzen/ und das so lang/ bis man sihet / daß nichts mehr auf den Boden fällt. Wann es sich wol gesetzt hat/ geusst man gemach das Wasser herab / nimmt destillirt Regen-Wasser/ geusst es darauf/ rüttelts wol durcheinander/ bis sich setzt / hernach geusst man das Wasser gemählich herab / und thut das wiederholend/ so lang/ bis das Wasser gantz süß ist / trocknet es/ und hebts auf. Die Elend-Klau löset man eben also auf/ ausser daß mans klein raspeln oder feulen muß. Auch also die Krebs-Augen/ die muß man aber vorher klein stossen.

11.

Wachs zu vermehren.

Pulverisier den ungeleschten Kalch / wirff solchen in das Unschlitt/ weil es im Sud ist/ so wird der Kalch zu Boden sincken / und das Unschlitt wird allen bösen Geruch gäntzlich verlieren / thu darzu dreymal so viel Wachs / laß es miteinander schmeltzen / und laß Wachs-Stöcke oder Kertzen daraus machen; sind diese Wachs-Stöcke im Winter gut zu gebrauchen/ weil sie in der Kälte nicht so brüchig sind / und gar zügig verbleiben.

12.

Ambra-Nägelein zu machen.

Nimm schönen Tragant / stöß ihn klein / weiche ihn ein / daß er dick wird / wie eine Stärcke / darnach truck ihn durch ein Tüchlein/ nimm so dann ein Stücklein Ambragris, so viel als du wilt / und nimm einen schönen gesäheten Zucker / reib die Ambra damit / daß sie gar klein wird / sähe es miteinander durch ein dünntüches Sieblein / darnach mische Zucker darunter/ so viel du vermeinst / daß es genug sey / und daß es schön rieche/ nimm ein wenig Nägelsupp auch darunter/ nimm alsdann den vorgemeldten Tragant/ und von den gemischten Zucker / und mach einen Teig an/ anfangs nicht gar zu dicke / stoß ihn gar wol in einen Mörser / thu immer nach und nach von diesem gemischten Zucker darunter / und stoß ihn immerfort/ daß er fein zähe werde / hernach nimm eine silberne Schüssel oder Teller / halt es über ein Wachs-Liecht/ so wird es vom Rauch gar schwartz / dasselbe schab herab / waltz ein Stücklein von diesen Teig darein/ so wird es schön schwartz; aus diesen mach Nägelein nach deinen Gefallen/ den übrigen Teig aber laß immer fort stossen / so bleibt er fein zähe / wann du auf einmal zu viel heraus nimmst/ wird er spröt / und lässt sich nicht gerne machen / mach ihn auch in dem Mörser nicht allen gleich gar zu dicke / dann so offt du ein Bröcklein heraus nimmest / kanst du ihn schon mit dem vermischten Zucker so dick machen/ daß du Nägelein daraus machen kanst.

13.

Mahl aus allen Tuch/ Tafel-Zeuge und Scharlach zu bringen.

Nimm zwey Eyerdotter ohne das weisse / schabe

von einer Spannischen oder Venedischen Seiffen etwas darein/ klopff und rühr es/ daß es wol untereinander kommt/ nimm alsdann laulechtes Wasser/ und bestreich damit das Mahl/ aber nicht weiter/ thu darnach von obbesagter Materi darauf/ duncks wieder in ein laulecht Wasser/ reibs wol aus/ und trockne es an Sonnen. Oder die Mahler und Flecken aus den Kleidern zu bringen/ nimm wolgedörrte Venedisch Seiffen 6. Untzen/ Viride Æris 6. Quintlein/ Olei Tartari 1. und ein halb Untzen und Ochsen-Gall soviel nöthig. Daraus macht man Kugeln/ davon alle Mahl vertrieben werden. Terpetin-Geist oder Oel ist auch gut auf die Mahl gesalbt/ und wieder abgewaschen.

14.

Wann Bech in die Kleider kommen ist.

Weil das Pech noch feucht ist/ so streue warmen/ dürren und gepulverten Leimen darauf/ und das thu so lang und so offt/ bis das Mahl ausgesogen ist/ so ferne das Pech schon trocken worden/ so salbe vorher Baum-Oel darauf/ halt es zum Feuer/ und brauche den Leim/ auf erstbesagte Weise. Hartes Pech aber aus Kleidern zu bringen/ so muß man warmes Oel/ oder dünne Fettigkeit auf den Fleck legen/ so solvirt sich alsobald das Pech/ und die Fetten samt den Pech/ wird mit einer Laugen oder Seiffen/ und diese alsdann mit warmen Wasser ausgewaschen.

15.

Andere Mahl auszubringen.

Alle Mahl die aus unsaubern Wasser/ oder aus zuckerten Wein in die Kleider kommen/ werden am besten mit reinem und wol heissen Wasser abgewaschen/ und je wärmer das Wasser ist/ je eher gehen die Mahl aus/ gar auch die fetten und öhlichten Mahl/ lassen sich mit gar heissen Wasser füglich austilgen. Dinten-Mahl gehen weg/ wann man sie mit warmen Limoni-Safft/ oder Spiritu acido aquæ fortis oder Sauerampfer-Safft bestreicht und wieder auswäscht/ ein leinen Tuch mit Dinten befleckt/ wasche mit weissen Wein-Essig/ und folgends mit Seiff-Wasser. Oder nimm pulverisirten Alume de Rocca, mach ihn mit sauren Limoni-Safft zu einer Massa, laß solche in der Lufft trocknen/ und mit diesem reib die Buchstaben oder das Dinten-Mahl sachte/ so wird es sich dardurch bald verlieren.

16.

Allerhand Flecken aus Kleider und Tüchern zu bringen.

Nimm wol geriebenes gemeines Saltz/ und schwartze Seiffen/ eines soviel/ als des andern/ mische es wol untereinander/ bestreiche die Flecken damit/ wann sie nun von der ersten Lauge trocken worden sind/ so wasche sie mit laulechten Wasser.

17.

Corallen-Bilder/ Geschirr/ und was man will zu machen.

Nimm 6. Loth rothe Corallen/ 2. Loth Marmelstein/ 6. Loth Zinober/ Drachenblut 12. Loth/ Mastix 6. Loth Bimsenstein 6. Loth/ alles gar rein gepulvert/ und wol durcheinander gemischt/ mit zerlassenen Gummi/ Tragant und Arabischen Gummi/ jedes gleich viel/ miteinander durch ein Tuch gepresst/ und alles zu einer Massa gemacht/ und die Figuren daraus formirt.

18.

Stroh von allerhand Farben zu färben.

Will mans roth haben/ so streuet man unten in einen Hafen Holtz von Fernambuco, hernach legt man Stroh/ darauf wieder Fernambuc und Alaun/ ein wenig Gummi/ etwan per 2. Pfenning/ das Stroh beschweret man/ daß es nicht in die Höhe kan steigen/ und giesst Regen- oder Fluß-Wasser darauf/ und lässt es sieden.

Gelb zu machen/ stosst man Curcum, und machts wie das vorhergehende.

Will mans grün haben/ weichet man Safftgrün ein; etwan zwey Tage vorher/ das Stroh/ so damit soll gefärbet werden/ muß man erstlich in Alaun-Wasser sieden/ hernach in einen Topff thun/ das Safftgrün darüber giessen/ und sieden lassen/ wann es soll dunckelgrün werden/ muß es vorhero 3. Tage in der Farb ligen bleiben.

Soll es blau werden/ das läst man bey einem Färber färben/ und darff nicht länger darinnen bleiben/ bis es schwärtzlicht wird/ diß wird hernach in Poliren blau.

Stroh schwartz zu machen/ nimm ungelöschten Kalch/ den schütt in die Farbe/ es sey was für eine Farb es wolle/ so wird es schwartz.

Braun zu machen/ nimm Bresil und Schmalten/ und eben wie das vorige gemacht.

Das Stroh zweyfärbig zu machen. Das Stroh/ wann die Farb vom Feuer abgehoben/ heraus geworffen/ und ein Tage ligen lassen/ das gelbe stracks aus dem Sud in das rothe/ und das rothe wieder in das gelbe/ so wirds zweyfärbig. NB. Will man das Stroh schön hell haben/ muß es an einen schönen heitern Tage gesotten werden.

Zur Himmels-Farb/ muß man die weissesten Halm heraus lesen/ doch müssen sie erst in scharffer warmer Lauge gewaschen werden/ hernach abgespühlt und getrocknet/ wann es fast gantz trocken/ muß mans in ein Siebe thun/ und von unten auf/ mit einen ungenutzten Schwefel berauchern.

NB. Alles Stroh/ soll 1. mit einem glatten beinern Instrument oder Spatel/ über einen Holtz gestrichen oder geschlichtet werden/ damit es seinen Glantz bekomme. 2. Muß daß Stroh/ wanns aus seiner Farbe kommt/ in ein kaltes sauberes Wasser geworffen/ und abgespühlet werden. 3. Es muß das Stroh von einem Knotten zum andern geschnitten/ und muß zu solchen Sachen allein Haber- und Gersten-Stroh genommen werden. 4. Insgemein/ muß jedes Stroh/ eine Stund/ oder ein kleines darüber in der Farbe sieden.

19.

Zimmet- und Nägel-Wasser.

Nimm ein halb Pfund guten Zimmet/ zerbrich ihn gar klein/ thu ihn in ein Glas/ und schütt 2. Maß Wasser darüber/ laß es also stehen 24. Stund/ her-

nach setz es im Sand über ein Kohl-Feuer / laß es allgemach aufsieden / und wieder allgemach abkühlen / damit das Glas nicht zerspringe / das Glas muß auch nicht hart zugestopfft werden. Dann nimmt man eine Maß / oder gutes grosses Glas mit frischem Brunnen-Wasser / thut darein von jetztgemeldtem Zimmet-Wasser / so wol auch von Zucker- und Bisem-Wasser / so viel man den Geruch und die Süssigkeit haben will.

Das Nägel-Wasser wird auch auf diese Weise gemacht / ausser daß man zu einer Maß Wasser / nur 2. Loth Nägelein nimmt.

20.

Hippocras zu machen.

Nimm eine Maß guten weissen und rothen Wein / thu darein ohngefehr ein Trinck-Glas voll von dem obgemeldten præparirten Nägel-Wasser / hernach nimm 2. Gran Bisem / und 2. Gran Ambra / zerreib es mit ein wenig Zucker / schütt alles zusammen / und thu so viel von dem præparirten Zucker-Wasser darein / als du wilt / laß es hernach durchs Tuch lauffen. Das Zucker-Wasser / wie es zuzurichten / suche Lib. 3. von allerhand köstlichen Geträncken.

21.

Ros Solis zu machen.

Nimm 4. Maß guten Brandwein / thu darein ein halb Pfund Zimmet / die zerbrochen ist / laß es also 24. Stunde stehen / hernach thu es miteinander in einen Destillir-Kolben / samt seinem Helm / setz es auf ein lindes Kohl-Feuer / und laß es allgemach destilliren / in das Glas aber / worein man das Ros Solis will auffangen / thu man zerstossnem Bisam mit Zucker 8. Gran / wie auch Ambra 6. Gran / nach diesem Destilliren nimmt man eine halb Maß dieses herüber gezogenen Brandweins / giest darein von dem ordinari præparirten Zucker-Wasser 2. Maß / behaltet es also wol verwahrt für der Lufft. NB. Der Zucker zum Ros Solis muß nur mit halb so viel Wasser angemacht werden / als der / so zur Limonada gebraucht wird / als zum Exempel: Zu einem Pfund Zucker gehört nur eine halbe Maß Wasser.

22.

Vom Feder-Weiß / und wie es zu gebrauchen.

1. Wann die Infection grassirt / auch Vieh oder Leut etwas böses essen oder trincken / soll mans in Wein oder Wasser zergehen lassen und eingeben / wann ein Pest-Carbunckel ist aufgefahren / legt man zerstoßnes Federweiß in Brandwein / und legts über / es zeucht den Gifft aus; wer vermuthet / er habe Gifft bekommen / mag davon ein Quintlein trincken.

2. Wo jemand die rothe Ruhr hat / so gebe man ihm ein das Federweiß in Brandwein / es stellets wieder.

3. Wann ein Mensch die bösen Blattern hat / so nehme man das zerstossene Federweiß / und einen Brandwein / und leg es auf die Blattern / es zieht den Gifft aus.

4. Wann die Pferde dämpfig und kehlsichtig sind / so gebe man ihnen Federweiß ein / 6. Tage vor dem Vollmond / und den Rossen nach dem Wasser auf das Futter gestreuet / so werden sie frisch.

5. Wann die Pferde faule Schäden haben / so muß man den Schaden sauber ausputzen / und den Federweiß darein streuen und verbinden / so wird es besser.

6. Wann ein Unfall unter das Vieh kommt / oder faulet ihnen Lungen und Leber / so nimmt man Federweiß / streuet es auf ein Brod / und gibt es ihnen.

7. Wann die Schafe die Egel haben / oder kranck sind / so gibt man ihnen Federweiß in der Lecken / so werden sie gesund.

8. Wann die Schweine umfallen / so nimmt man Federweiß in einen Hadern / und legts ins Tranck / daß sie davon trincken / so werden sie frisch.

9. Ist das Federweiß gut zu Nacht-Liechtern / wilden Zitrach / auch für die Kröpffe / und hat noch mehr Tugenden / er muß aber allzeit / wann man ihn brauchen will / klein zerstossen werden.

10. Wann man vom Federweiß in den Rauchfang über den Heerd etwas aufmacht / kommt mit der Hülffe GOttes nicht leichtlich ein Feuer aus in demselben Hause. Doch ist in solchen Fällen mehr Gottes Obsicht / als einiger Kunst und Menschlichen Fürsichtigkeit etwas zuzuschreiben.

23.

Ein bewehrtes Stuck / lange und schöne Goldfärbige Haar zu zügeln.

Nimm destillirtes Honig-Wasser / vermisch darzu Himmelbrand-Wasser / und löse darinnen Natter-Schmaltz auf / bürste dich alle Tage damit / und laß es von sich selbst trocken werden / so wirst du dich des schnellwachsens / und der Schönheit der Haar verwundern. Ferner ist diß Wasser auch zu den Augen eine fürnehme und bewehrte Artzney / daß es ihre Hitz und Geschwulst sänfftiget / nimm hinweg die Röthe und Entzündung der Augen / alle Hitz / Schwären und Thränen / verzähret darinnen die Nebel und wässerigen Felle / auch wann die Augen-Winckel mit Grind / und anderer Unreinigkeit versehrt sind / heilet sie solche.

24.

Woll auf allerhand Weise zu färben.

Wasche die Woll schön sauber aus / laß sie wieder trocken werden / nimm auf ein Pfund Woll einen Vierding Alaun / stoß ihn / und schütt ihn in ein siedendes Wasser / laß es also sieden / bis der Alaun gar zergangen ist / leg hernach die Wollen in das siedende Wasser / laß sie eine gantze Stund nacheinander sieden / schwaibe hernach die Wolle aus einem kalten Wasser aus / nimm alsdann auf eine Pfund Wolle / einen Vierding rothe Bresilgen / laß dieselbe in einem kalten Wasser / ein Tag 3. oder 4 / so lang du wilt / weichen / schütte die eingeweichte Farb in den Kessel oder Hafen / der groß genug ist / mit kaltem Wasser / damit die Wolle recht darinnen kan naß werden / laß die Farbe eine halbe Stund darinnen sieden / thu das Feuer davon / und feim die Späne sauber aus der Farb / tauch hernach die Wolle naß darein / kehrs fleissig um / daß sie zugleich naß werde / sie wird sonst fleckigt und mahlicht / laß sie über Nacht oder einen

gantzen

gantzen Tag darinnen ligen / decks dann zu / schwaibs hernach aus der Farb / und henckes auf / du must Achtung geben / daß kein Staub oder Aschen in die Farb komme / sie stehet sonst ab / du musts auch nicht mehr sieden lassen / wann du die Woll hast eingelegt / die Farb verändert sich sonst.

Weichsel-braun zu färben: Nimm ein Loth Weichsel-braune Bresil-Späne/und zwey Loth rothe/ weichs ein / und machs / wie oben geschrieben. Gantz Veylbraun zu machen: Nimm auf ein Pfund Wolle / ein Loth Veylbraune Bresil. Goldfarb zu machen: Nimm Goldfarbe Späne / und machs wie oben stehet. Schwartz zu färben: Nimm von schwartzen Eichen die Scheitten / Alaun und Schliff / gieß Wasser darauf / und laß es durcheinander sieden. Haarfarb: Nimm die grünen Schalen von den Nüssen / laß sie eine Stund im Wasser sieden / faim die Schalen heraus / leg die Woll in die siedende Farb / laß es eine Stunde sieden / so wirds schön Haarfarb / wann die Woll aus der Farb genommen wird / muß man sie in ein Zimmer hencken / da keine Lufft hinein kommt. Wann die Woll gewaschen ist / wie Anfangs gemeldet worden / muß man sie auf ein Stängel aufhencken / und die Fäden fein auseinander ziehen / sie henckt sich sonst aneinander / und kan die Farb nicht gleich sich austheilen. Die Späne / so zum Färben gebraucht werden / wann man sie wieder trocknet / können öffter gebraucht werden / allein die Farben kommen etwas schwächer. Ehe man die Wolle in die Farbe legt / müssen die Späne sauber abgefaimt werden / sonst legt sich die Wolle daran / und machen Flecken.

25.

Eyer zu färben.

Bestreich erstlich das Ey mit Gummi / darnach klebe Blümel oder Kräutlein / als Veyel / Tag und Nacht / Monatblümel / Petersil / Pimpenell / Körbel-Kraut und dergleichen fein sauber drauf / wo aber die Scheller bloß / da bestreue es mit Grünspan / Schwefel / Kümm / Zinober / alles gestossen / oder mit Safftgrün / oder blauer Farb / damit man stärckt / doch jede Farbe sonderlich / daß es fein gesprengt wird. Dieses Ey wickel in Zwibelschellen / oder Torna Solis Tüchlein ein / doch daß die angepickten Blümlein oder Kräutlein unverruckt bleiben / umwind es mit einem subtilen Werch / und verbinds mit einem Faden / sieds in blauer oder rother Eyerfarb / ein wenig länger als man sonst die Eyer siedet / damit es die Farb recht annehme / darnach aufgelöst / mit Wasser ein wenig abgewaschen / und mit Gummi wol bestrichen / bis es kalt wird / an statt der Zwibelschellen / kan mans auch in Türckisch Papier wicklen / doch muß man darüber ein Fließ-Papier binden.

26.

Taffet oder Leinwath zuzurichten / daß sie Wasser halten.

Nimm Lein-Oel 2. Pfund / Verniß ein Pfund / Terpentin zwey Loth / und Honig einen Löffel voll. Diese Stück zusammen in einem Hafen / bey einem linden Kohl-Feuer temperirt / hernach den Taffet oder Leinwath ausgespannt / damit angestrichen / und an der Lufft / aber nicht bey dem Feuer lassen trocken werden / was man für eine Farb geben will / die muß man (doch daß sie zuvor / wie eine rechte Mahler-Oelfarb abgerieben sey) unter obgedachte Materien mischen / bis sie die rechte Farbe bekommen / der Anstrich muß mit warmen Zeuge geschehen.

27.

Benzoin-Wasser / für die Flecken und Rauhe des Gesichts.

Nimm Benzoin einer kleinen wälschen Nuß groß / und so viel Storax / gröblicht zerstossen / in ein Glas mit einem Hals gethan / ein halb Loth Brandwein darüber gossen / über eine Glut gehangen / daß es die Glut nur (doch gar gelind) berühre / bis es zergeht / und Rubin-roth wird / dann seihet mans ab in ein ander Glas / und vermachts wol mit einer Blasen / hernach nimmt man Rosen-Thau- oder frisches Wasser / vermischt einen Löffel voll (mehr oder weniger) damit / wischet zu Abends wann man will schlaffen gehen / das Gesicht etlich mal ab / und lässt es von sich selbst trocken werden.

28.

Corallen-Zincken zu machen.

Nimm das schönste Calophonium ein halb Pfund / zerlaß es gemach auf einem Feuerlein / alsdann rühr darein des schönsten abgeriebenen Zinobers 2. Loth / hernach nimm geschabene Aestlein von einem wilden Birbaum / die den rechten Corallen etwas gleichen / tunck solche hinein / und kehr sie hin und wieder / bis es gestehet und hart wird / was von dem Calophonio überbleibt / rühret man klein gestossene Ziegel / Glas und Wachs darunter / so wird es eine gute Kütte.

29.

Weise Tauben oder Hüner zu färben.

Wasche dem Vogel / den du färben wilt / die Federn fein sauber / mit starckem Alaun-Wasser ab / hernach nimm braunen / blauen und rothen Bresilg / koch jeden absonderlich zimlich dick in Alaunwasser / alsdann so warm du es erleiden kanst / tauch die Hand in obgemeldte Farben / und bestreich die Federn damit / auf was Manier du wilt / mit der Rinden / so zwischen der grauen obern Rinden / und dem Weinscherling-Holtz sich findet / kan man sie auch gelb färben / wann es (wie oben gedacht) im Alaun-Wasser gesotten wird. Auch macht man sie grün / wann sie von blauem Bresilg / und erstgedachter Weinscherling-Rinden decocto bestrichen werden / es gehet nicht ab / bis sie die Federn in der Mauß verlieren.

30.

Seidene Bilder zu machen.

Laß ein Bild nur mit groben Farben anstreichen / doch daß die Schattirung deutlicher erscheine / hack weisse Seiden auf das zarteste / bestreich das Bild mit frischem Leim / und streue die Seiden durch ein Sieb darauf / wann der Leim wol trocken ist / so überfahr das Bild mit einem zarten Pensel.

31.

Pergament hell zu machen wie Glas.

Man muß das Pergament auf ein glattes / glei-

ches wol warmes eisenes Blech spannen/ und allgemach mit den Pech-Tropffen/ so von den Tannen/ Föhren und Lerchbaumen kommt/ übersalbent.

32.

Corallen zu einen Teig zu machen.

Nimm rothe Corallen/ so viel dir beliebt/ stoß sie klein/ und lege sie in einen Limoni-Safft/ daß der Safft zween Finger hoch darüber gehe/ laß sie also einen Monat lang darinnen/ und rühr sie bisweilen/ und wann sie werden zergangen seyn/ wird die rothe Tinctur oben über den Safft schweben/ wie ein Oel/ das kanst du säuberlich abschöpffen/ und in ein Glas mit einen langen Hals einfassen/ und wann du es wirst über ein lindes Kohl-Feur setzen/ wird es zähe werden als ein Teig/ daraus und davon kanst du allerhand Madaglien und Bilder formiren wie du wilt/ laß es hernach in dem Schatten abtrocknen.

33.

Pomerantzen-Oel zu machen.

Nimm Pomerantzen-Schalen/ stosse solche zugleich mit geschelten süssen Mandeln/ laß sie also einen Tag beyeinander stehen/ und preß es hernach in einer kleinen saubern Presse wol aus/ und stell es ein wenig an ein Feuer/ wilt du es aber nicht zum Feuer bringen/ so stells an die Sonnen/ so ist es bereit. Oder wilt du ein Oel von Pommeranzen- Citroni- oder Gelsomin-Blumen machen/ so thu sie in einer Phiola oder gläsernen Geschirr/ an die Sonnen/ darinnen geschelte süsse Mandeln ligen/ und thu allzeit nach zwey Tagen wieder frische Blumen hinein/ bis dich gedunckt/ die Mandel haben der Blumen Geruch genugsam in sich gesogen/ darnach stoß sie/ und presse sie/ wie man sonst das Mandel-Oel machet.

34.

Ein junges Aussehen zu erhalten.

Isabella Corteie in ihren Secreten gibt lib. 4. c. 56. folgendes Recept: Nimm von einer schwartzen Hennen ein neugelegtes Ey/ und den Dotter davon/ mische solchen mit ein wenig Tannen-Hartz (Terebintina d' Abezzo) und ein wenig gepulverten Mastix/ rühre es wol untereinander/ und setz es in einen neuen verglasirten verdeckten Hafen auf eine gar linde Glut/ laß es darauf bis es zum Oel wird/ seihe dieses Oel in ein Glas/ und bestreich also frisch das Gesicht damit/ so wird die Haut glatt werden/ und keine Runtzeln bekommen.

35.

Bohnen-Wasser.

Nimm weisse Bohnen/ schele sie/ lasse sie in weissen Wein neun Tage lang weichen/ stoß sie sodann/ und thu sie wieder in vorigen Wein/ hernach nimm Geiß-Milch/ und gerollte Gersten/ laß sie in der Milch sieden/ bis die Gersten versotten ist/ misch darauf alles untereinander/ thu darzu von 6. neuen Eyern das Weisse/ rühr alles wol um/ und destillir es/ das Wasser davon laß 15. Tag stehen/ ehe du es brauchest/ hernach magst du dich damit waschen/ macht schön weiß.

36.

Ein blaues Mahl von einem Stoß oder Fall zu vertreiben.

Nimm Kleyen/ Saltz und Essig/ sied es/ bis die Kleyen die Feuchten in sich gezogen/ und legs also warm auf/ widerhole es etliche mal.

37.

Wund-Holtz zu schneiden.

Mercke dir aus einem Ort/ wo Aeschen-Holtz Fraxinus, oder weissen Elixe Holtz (das weisse Beer trägt) zu wachsen pfleget/ das solt du hernach am guten Freytag/ oder um S. Johannis Bapistæ Tage/ vor Aufgang der Sonnen abhauen/ oder wo du nicht Zeit darzu hast/ es gar abzuhauen/ so thu nur mit der Axt einen einigen starcken Hieb darein/ und haue es hernach zu deiner Gelegenheit ab/ doch ists besser es geschehe gleich auf einmal. Man soll Fleiß haben/ daß der abgehauene Ast die Erden am herabfallen/ nicht berühre.

Dessen Krafft und Tugenden/ sind folgende.

1. Wann ein Mensch er sey Jung oder Alt/ die Ruhr/ das Grimmen und Beer-Mutter hat/ und seinen Leib mit diesem Wund-Holtz/ nur abwerts bestreicht/ und mit dem nüchtern Speichel hinab fähret/ so stillet er dasselbe.

2. Wann dergleichen Zustand Viehe und Pferde berührt/ und man dasselbe von den fordern bis zu den hindern Füssen/ Morgens und Abends/ offt und fleissig mit diesem Holtz bestreicht/ und mit einer Hand voll kalten Wasser hernach fähret/ so hilfft es auch/ und je öffter dieses an Menschen und Vich geschihet/ je besser ist es.

3. So jemand blutet/ und sich mit diesem Holtz bestreicht/ und darauf mit frischen Wasser wäscht und in derselben Hand das Holtz erwärmen lässet/ auf welcher Seiten/ und Naßloch er blutet/ so stellet er das Blut.

4. Wann einer gestochen oder gehauen wird/ oder sich selbst schneidet/ sticht oder hauet/ oder in ein Messer/ Spieß/ Nagel/ Glas und dergleichen/ tritt oder fällt/ auf waserley Weise einer beschädigt wird/ und man den Schaden alsobald mit diesen Holtz bestreicht/ mit frischen Wasser wäscht/ auch das Waffen/ wormit man beschädigt worden (wann mans haben kan) gleichesfalls damit bestreicht/ darnach solches in dergleichen Holtz steckt oder schlägt/ so lässt es nicht geschweren/ und heilet den Schaden ohne Barbierer/ auch ohne Zuthun anderer Medicamenten/ aber das bestreichen muß alsobald geschehen/ sonst ists mehr schädlich als nützlich.

5. Wann ein geschwollen Glied/ ehe es geschweret gleich Anfangs mit diesen Holtz und frischen Wasser/ offt und fleissig bestrichen wird/ so verzieht es sich/ und heilet ohne Schmertzen.

6. Wann einen Menschen ein Gewächse oder Geschwer einem Krebs gleich wachsen wolte/ so bestreich man sich mit diesem Holtz und Speichel fleissig/ darzu lege man ein Stücklein von obbemeldten Holtz darauf/ es hilfft.

7. Wann sichs ansehen lässt/ daß einem Kind

ein Hocker oder Bucker wachsen wolte/ soll man / so bald mans gewahr wird / solchen mit diesem Holtz und Speichel / fleissig und abwerts streichen/ so wird es vertreiben/ kan man aber das ausgebrandte Wasser von diesem Holtz haben/ so kan man den Kind täglich 2. oder 3. Löffel voll zu trincken geben / und an statt des Speichels diß ausgebrandte Wasser gebrauchen/ so kommts nich weiter.

8. Wann jungen Kindern die Zähne anfangen aufzugehen/ und man sie lässt an diesem Holtz beissen/ auch die Zahn-Bühlen fleissig damit reibt/ so kommt es sie leicht an.

9. Welchen die Flüsse die Zähne plagen/ der mache Zahnstührer aus diesem Holtz/ und stühre damit die Zähne bis sie bluten/ es hilfft.

10. Wer den Kopffwehe oder einen Haubt-Fluß hat / der bestreiche den Fluß mit diesem Holtz nur hindersich gegen den Schuldern fleissig/ und fahre mit den Speichel hernach/ so verzehrt es sich/ und vergehet der Fluß.

11. Wann einer das Podagra, Zipperle / oder Rothlauff hat/ der bestreiche mit diesen Holtz die Glieder fleissig/ wie auch mit den Speichel/ so lindert es den Schmertzen.

12. Wann jemand hoch oder nieder fällt / der bestreiche alsobald die verletzten Glieder mit diesen Holtz/ und frischen Wasser fleissig/ darnach nehme er von dergleichen Holtz wenig oder viel/ und werffe es von dem Ort/ wovon der Fall geschehen/ dreymal hinab auf die Erden nacheinander/ so schadt ihm der Fall nicht/ nimmt den Schmertzen/ und verzehrt das geronnene Blut.

13. Die übergangene Glieder/ mit diesen Holtz fleissig bestrichen/ auch mit frischem Wasser gewaschen/ ziehet die Müdigkeit heraus.

14. Wann ein Glied erfröret ist / so bestreiche den Schmertzen mit diesem Holtz und Speichel / es hilfft / ist auch ein herzlich Medicament für den Brand.

15. Wer Tempore Pestis, von dem aus diesen Holtz destillirten Wasser / alle Morgen nüchtern nur einen Löffel voll einnimmt / ist darfür sicher 24. Stunde: Oder wer mit dieser Seuche allbereit behafftet ist/ den muß man ein gutes Trüncklein eingeben/und schwitzen lassen/ kan er darauf gehen/ ists auch gut.

16. Wann ein gebährende Frau in ihren Kind-Betten auf dergleichen Holtz ligt/ so wird sie desto eher und leichter ihrer Bürden entledigt. Wer auch sonsten in dergleichen Bettgestatten ligt/ dem kan nichts widerwärtiges wiederfahren/und ist von vielen Kranckheiten gesichert.

17. Wer aus dergleichen Geschirr isset oder trincket/der ist vor Gifft versichert/und kan keinem darinn vergeben werden.

18. Wer einem Lungensüchtigen Menschen einen Messer-Spitz voll Säge-Meels von diesem Holtz im hiervon gebrandten Wasser eingibt / dem heilet es die Lungen/ und wird gesund.

19. Dieses Wasser/ samt vorgemeldten Säg-Meel/ 3 oder 4 mal eingeben ist gut für das Grimmen/ die Ruhr und Bähr-Mutter.

20. Ein Laß- oder Schrepff-Eysen nach dem Gebrauch mit diesem Holtz bestrichen / so geschwieret es nicht.

21. Der ausgebrandte Safft getruncken/ ist eine bewährte Artzney wider Gifft/ und für Schlangen und Natter-Biß/ dienet zu der Wassersucht / solchen eine Zeitlang getruncken / macht auch die übermässige Leber fein rahn und klein.

22. Das Laub in Wein gesotten / gibt einen köstlichen Uberschlag in grossen Hauptschmertzen / und reiniget alle Mängel der Leber und des Miltzes.

23. Die Rinden im Wasser gesotten und getruncken/ benimmt des Miltzes übermässige Grösse/ und eröffnet die Verstopffung der Leber.

24. Die mittere Rinden von diesem Holtz gepulvert/und einem/so ein Apostem oder Geschwär im Leib hat/ ein Quintlein in einer Kalb-Fleisch-Suppen eingegeben/ so muß solches in zwey Stunden oben zum Maul ausbrechen.

25. Diese Rinden gepulvert / ist Menschen/ Vieh und Pferden gut/wann mans in offene Schäden streut/ heilet es ohne weiters Zuthun / allein daß man die offenen Schäden zuvor wol mit kalten Wasser fleissig auswaschen muß.

26. Des Saltzes auf diesem Holtz ein Messer-Spitz voll in seinem eignen Wasser eingegeben/ ist gut und bewehrt zur Pest/ in hitzigen Fleck-Fieber/ Lungensucht und zu andern innerlichen Gebrechen.

27. Das Oel hiervon genossen / vertreibt die Schmertzen der Brust/ und befördert den Harn / heilet auch die äusserlichen Schäden.

28. Ist ein Roß starck gedruckt / ehe es noch schwieret/lässt es sich hinweg streichen/wann mans offt und fleissig thut/ und mit frischen Wasser darnach fähret/ist aber ein Pferd schon schwürig und unterköttig/ so muß man es unter sich öffnen/ den Unlust heraus drucken/ darnach das Holtz im Schaden lassen blutig werden/ und das Blut am Holtz bleiben lassen / biß der Schaden heil ist / und den Schaden unterdessen nur mit frischen Wasser auswaschen / so heilet es ohne Schwierung/ ist aber ein Pferd vernagelt / so streicht man den schädlichen Nagel nur am Holtz/ oder schlägt solchen gar in dieses Holtz / so heilet es ohne Schwierung.

29. Das Wasser von den Blättern gedistillirt/ ist gut für böse Augen/ wann sie offt damit gewaschen werden / getruncken/ ist gut für die Nieren und Gelbsucht.

30. Wann in Kriegs-Zeiten dergleichen Holtz zu Waffen und Spiessen gebraucht wird/ und man ein Streich damit gibt / kan man alle Festigkeit damit auflösen/ daß man einen schiessen/ stechen und hauen kan.

31. Wann ein Pferd im erforderten Nothfall nicht kan fortgebracht werden/ und nur mit dergleichen Holtz/ es sey ein Stecken oder Gerten/ geschlagen wird/ so wird es gleich lauffen.

32. Das Eschen-Holtz hat diese Tugend/ wann ein Mensch zur Ader lässet / und hat dieses Wund-Holtz bey sich / so kan das Blut nicht frisch springen / darum muß mans vor der Lässe von sich legen / und kans hernach wieder zu sich nehmen. NB. Es scheinen etliche Sachen hierbey Hyperbolisch und aber-

glaubig seyn / stehet doch zu probiren / und das beste zu behalten / viel sind in der Natur verborgen / die niemand weiß.

38.

*Perfumi*rung der Fell und Leder / so neu / und ohn einziges Oel oder Fetten / sondern nur mit Eyerklar / Alaun / und sonsten / wie dißfalls gebräuchig / gearbeitet werden / hernach dieselben wieder mit warmen Wasser fein sauber ausgewaschen / und etwas / doch nicht gar zu sehr / getrocknet / und ferner wol gerieben sind / die man zu Kleidern und Handschuhen gebrauchet.

Nimm die beeden Gummi / als Styrax Calamitha / und Benzoi jedes 1. Loth / die stosse klein / und zum allersubtilesten Pulver / schütte es auf einen saubern Reib-Stein / thu darzu Moschi Orientalis Optimi 4. Scrupel / reib es alles mit kräfftigen wolriechenden frischen Rosen-Wasser gar wol ab / und du must des Rosen-Wassers hierzu so viel gebrauchen / daß die Materi also dünn wird / wie Butter-Milch / alsdann in ein sauber reines Gefäßlein gethan / das obgedachte Fell-Werck / oder was du perfumiren wilt / genommen / und dasselbige mit einem kleinen gelinden / in der gemeldten zugerichten weissen Materi wolgenetzten Bürstlein / wol überstrichen / daß es zimlich feucht werde / darnach soll mans aufhencken / zimlicher Massen / aber gleichwol nicht zu sehr abtrocknen / wol reiben / wieder netzen / aufhencken / trocknen und reiben lassen / wie erstlich geschehen / solches drey oder viermal wiederholet / so wirds wol perfumirt seyn.

39.

Die Haar schön und gelb zu machen.

Nimm zerstückelte Rhabarbara 4. Untzen / Misteln von einem Apffel-Baum 1. Pfund / laß es in 12. Pfund Wassers in einen verglasirten irrdenen Geschirr / bis auf die Helffte einsieden / darnach thu darzu 1. Pfund neues Wachs / laß es damit noch einen Sud aufthun / wann es kalt worden / so selhe es durch ein weisses saubers leinen Tuch / und wasche die Haar Abends damit / und benetze sie wol / mit einem Schwammen / laß sie von sich selbst trocknen / continuire dieses 15. Tage lang / so werden die Haar schön und gelb / und bleiben immerfort also / man mag es brauchen 2. oder 3. Stund / vorhero ehe man schlaffen gehet / wann die Haar abgetrocknet sind / mag man das Haupt mit warmen Tüchern reiben / die Feuchtigkeit aus dem Haupt zu ziehen / diß macht die Haar dick und lang / stärcket auch die Gedächtniß. Damayron lib. 7. du Siege des Muses. p. 328.

40.

Eine Glatzen zu vertreiben.

Es ist kein bewehrter Mittel / als das Haupt mit Hunds-Harn waschen / dieses macht auch Haar wachsen / an Orten / wo sonst keines zu wachsen pfleget / doch muß vorhero das Haupt mit Aschen aus Lein-Kraut gebrannt / wol gerieben / und des Abends ehe man schlaffen gehet / mit Lein-Oel gesalbt werden.

41.

Das Gesicht zu verbessern.

Nimm guten weissen klaren Weins 10. Pfund / und Rosmarin-Blühe 1. Pfund / laß es miteinander eine Stunde sieden / wasche das Gesichte darmit / es macht die Haut lind / zart und junggeschaffen. Oder nimm Myrrhen und Olibani jedes 2. Untzen / Schwefel 1. Untzen / Ambra 1. Quintel / machs zu Pulver / destillir es mit 1. und ein halb Pfund Rosen-Wasser in Balneo Mr. und gebrauchs. Die Haut im Gesicht und Händen weis und klar zu machen / wasche dich offt mit Brandwein / darein etliche Tröpflein Olei Tartari, und noch so viel Mastix-Wassers gemischet ist.

42.

Daß ein Ey über den Tisch gehe.

In einem ausgehohlten leeren Ey / verschließ einen Wasser-Egel / verstopffs mit Wachs / leg das Ey auf den Tisch / und setz eine Schüssel mit Wasser unweit von dem Ey / und beweg die Schüssel / so wird die Egel aus natürlichem Antrieb dem Wasser nachfolgen. Cortes de Secretis.

43.

Hönig zu läutern und zu verbessern.

Misch unter eine Maß Hönig eine Maß saubers laulechtes Wasser / darzu thu ein Quintlein zerstossene Nägele in einen Säcklein / kochs bey einem gelinden Feuer / bis das Wasser völlig versotten ist / schaume es fleissig.

44.

Einen sehr grossen Hanff wachsen zu machen.

Hohle ein Gans-Ey gantz aus / thu darein Hanff-Samen / daß es gantz gefüllt sey / thu es zu rechter Saat-Zeit in die Erden / daß das Löchlein im Ey übersich stehe / so wird ein so dicker Hanff daraus erwachsen / daß man aus demselbigen Stengel auch Löffel wird formiren können.

45.

Die Hände weiß zu machen.

Nimm Zwiefel / geschelte bittere Mandel / jedes 2. Untzen / Senff-Meel 1. Untzen / gekocht mit Hönig / und einen Teig daraus gemacht / thu darzu ein Untzen bitteres Mandel-Oel / davon nimmt man ein wenig in die Hand / und wäscht sich mit Wasser / so man vorher im Munde gehabt.

46.

Die grauen Haar schwartz zu machen.

Nimm Scheidwasser 3. Quintlein / laß ein halbs Quintlein fein Silber darinn auflösen / wann diß geschehen / so laß das Scheidwasser evaporiren / so wird das Silber gleich einem Kalch übrig verbleiben / thu diesen Kalch in vier Untzen Rosen-Wasser / sied es ein wenig / und netze die grauen Haar damit / laß sie an der Sonnen trocknen / das erstemal werden sie Kästenbraun / und das anderemal schwartz.

47.

Köstlicher Spiritus für die Frauen.

Nimm Myrrhen des besten Weyrauchs / (Thuris Masculini) Mastix/ Agtstein so viel du wilt / doch eines so viel als des andern / destillirs in einen gläsernen Helm in 8. M. bis alles herüber gangen/ und alles gantz trocken worden/ so wirst du einen klaren weissen Geist haben. Von diesen gibt man 8. oder 10. Tropffen den Frauen/ die an Sand und Stein / an dem Mutter-Weh/an der Colica/ Hinfallenden/ Verhaltung ihrer Zeit/ Schmertzen in den Flächsen und Nerven / Magens Verwirrung / und weissen Fluß leiden/ man kan auch dieses Spiritus, einer zur Geburt arbeitenden Frauen/ etwas mehr eingeben / oder das Glas/ darinn der Geist/ an die Nasen halten. In hartnäckichten schweren Kranckheiten mag man von diesem Spiritu drey oder viermal in einen Tag/ in einem Löffel voll Wein/ oder proportionirten Wasser eingeben.

48.

Gesicht und Hände weiß zu machen.

Olaus Wormius in Musæo gibt folgendes Recepi: Nimm Bezoin eine Untzen / Spiritus Vini ein Pfund / laß es also 2. Tage in einen laulichten Balneo infundirt stehen / rüttels alle Tag etliche mal untereinander / destillirs hernach in Balneo bey einem mittelmässigen Feuer / bis es alles ist übergangen / und behalt diesen Liquorem, wann du es brauchen wilt / so thu etliche Tropffen davon in ein Rosen- oder gemeines Bronnen-Wasser / so wirds gantz Milchfärbig / damit wische dich ab. Oder koch Eyer gantz hart/ schneide sie Mitten voneinander / thu die Dotter heraus / fülls mit gestossener Myrzhen / setz es in einen feuchten Keller/ so wirds zu einem Oel werden/ und brauchs offtermals. Dienet den Frauen / so ihr Gesicht stets weiß/ ohne Runtzeln und junggeschaffen erhalten wollen.

49.

Einen Häring bald von dem Saltz befreyen.

Schneide den Häring in langlechte dünne Schnitzen/ lege solche in Bier / wechsel solches zwey oder mehrmalen ab / gieß darnach Essig darüber / so wird er denen Sardellen nicht unähnlich seyn. Etliche schneiden den so gewässerten Häring in gar kleine viereckichte Stücklein; nehmen hernach einen edlen Apffel/ schneiden ihn geschelter auch also in kleine Stücklein/ und mischen ihn wol mit dem Häring / thun Essig und Baum-Oel darauf/ und essen ihn also / schmeckt zwar dem Mund nicht übel/ halte aber darfür / es bekomme dem Magen nicht zum besten.

50.

Kleider vor den Schaben zu verwahren.

Campher in Tüchlein eingebunden / und in den Kasten unter die Kleider an etliche Ort hingelegt / daß der Geruch davon durchaus gespühret werde. Etliche nehmen Welsches Nuß-Laub / dörren es sauber / und legen es unter die Kleider / etliche auch gedörrten Wermuth und Baldrian-Wurtzen / oder Radicem Valerianæ im ersten Frühling gegraben; item/ Weinranten / Farren-Kraut und Wurm-Kraut oder Abrotanum. Wann man die Kleider und Peltz-Werck in die Küsten legt / soll man den Staub rein daraus klopffen/ und das Fütter fest zusammen legen / und in ein sauber leinen Tuch/ so fest als es möglich/ zusammen pachen/ und also unter dem Leingewand verwahren / auch daß der Kasten oder Truhen/ so viel möglich/ wol ausgereinigt und ausgeputzt sey.

51.

Ein ausgefahren Angesicht zu heilen.

Nimm Sal Gemmæ, 3. Untzen / Alume di Rocca und Tartari jedes 2. Untzen / thu es in 2. Pfund Bronnen-Wasser/und laß es ein wenig sieden / bis es alles zergangen ist / filtrir es alsdann / darnach nimm Goldgelöte eine Untz/ weissen Wein-Essig 2. Pfund / laß es bis auf die Helffte einsieden / seihe es gemählich ab / mische hernach diese beeden Liquores, und gebrauche es.

52.

Daß eine Lampen länger brenne.

Eine Lampe (nach P. Tylkowsky Meynung) soll länger brennen: wann man hinein erstlich ein wenig Wasser / alsdann ein wenig Wein / und schließlich das Oel (wie gewöhnlich) hinein giesset.

53.

Durchsichtige Bilder zu machen.

Nimm schöne weisse Hausen-Blasen / zerschneid sie/ aber nicht zu klein/nimm auf anderthalb Loth Hausen-Blasen/ein Seidel frisches Bronnen-Wasser/ und einen Löffel voll Brandwein / der machts schön durchsichtig/ laß es gemach sieden/ gib acht/daß es nicht überlauffe/ und wann die Hausen-Blasen zergangen ist / und an den Fingern klebt / so hebs ab von der Glut / seihe es durch ein Tuch/und laß es an einem kühlen Ort stehen. NB. Die Hausen-Blasen dick gesotten / und durch ein Tüchlein gesiegen/ alsdann die Farben in frischen Wasser eingeweicht/und durch ein Fließ-Pappier lassen fliessen/ und in die gesottene Hausen-Blasen gethan/ ausser des Grünspans / der muß vorher etliche Tage in Essig weichen.

Will man blaue Farb anmachen/ muß man Leckmuß ein Stücklein in ein Gläslein legen/ frisches Wasser darauf giessen/solches 2. oder 3. Tage weichen lassen/ dann von der gesottenen Hausen-Blasen in ein kleines irdenes Schällelein nehmen/ und die Leckmuß aufrühren und durchseihen / von den durchgesiegenen an die zergangene Hausen-Blasen giessen / nachdem man die Farb dunckel oder liecht haben will.

Zu dem rothen/ nimmt man die Farb-Tüchlein / stösst sie in einem frischen Wasser/ solche giesst man auf eine trockene Hausen-Blasen/ und siedet sie / als wie droben von der Hausen-Blasen allein stehet.

Zu der gelben nimmt man Saffran/und thut dergleichen/ als wie mit der rothen.

Die blaue Farb kan man auch mit der Hausenblasen sieden/ und alle Farben wol dunckel sieden lassen/ will mans leichter haben/ kan man allzeit mit der gesottenen weissen Hausen-Blasen helffen.

Der grünen Farben sind zweyerley / eine heisset

Safft-grün / diese weichet man in Wasser / wie droben von der blauen Farbe beschrieben ist / die andere grüne Farb ist in Muscheln / und wann mans brauchen will / giesst man nur etliche Tropffen Wasser an ein Ort in die Muschel / daß nicht die gantze Muschel mit dem Wasser benetzt werde / treibts mit einem Finger klein ab / und dann vermischt mans mit der gesotten Hausen-Blasen / in einen kleinen irdenen Tigelein / es muß aber nicht sieden / sonst gehet es nicht aus dem Model / und zerspringet wie Glas. Blau kan man von den Mahlern nehmen in Muscheln / auch weiß / die kan man anmachen mit etlichen Tropffen Wassers / wie ob stehet. Wann man Weichselbraun will haben / hat man bey den Krämern Tüchlein / die heist man die braunen Flecklein / solche muß man klein schneiden / in ein Gläslein thun / frisches Wasser darauf giessen / und weichen lassen / dieses Wasser muß man auf ein warm zerlassene Hausen-Blasen in ein klein Geschirrlein giessen / so wirds schön Weichselbraun / wo mans will liechter haben / kan mans mit der zerlassenen Hausen-Blasen temperiren. Etliche Tropffen von dem Anstrich in den Saffran gethan / so wirds Königs-Farb. Margaranthen-Blühe macht man / wann man nimmt die rothe Farbe von den Tücheln / und mischt darunter gelb. Haar-Farb macht man / von grün und gelb. Lavendelblühe Farb macht man von roth und blau. Rosen-Farb macht man von roth und weiß.

Hochleibfarb macht man von mehr roth als weiß / zu Bleichleibfarb nimmt man mehr weiß als roth. Meergrün macht man also: Man mischet blau und grün durcheinander / und machts mit der weissen gesottenen Hausen-Blasen / bis es die rechte Farbe kriegt. Also kan man auch Celadon von grün und weiß machen. Bleumourant macht man von blau und weiß. Man muß zu allen Farben Hausen-Blasen nehmen / nachdem mans liecht und dunckel haben will / doch muß man nicht viel Farben anmachen / dann wann sie düpflecht werden / oder Blätterlein bekommen / so sind sie nicht mehr gut / und in der Wärme muß man die angemachten Farben nicht behalten / sondern an einen kühlen Ort / da bleiben sie ein wenig länger.

Wann man denn die Bilder oder Blümlein machen will / muß man die gestochenen Kupffer / darauf mans giesst / zuvor mit einen wollenen Tuch mit Baum-Oel wischen / und hernach mit einen leinen Tüchlein so lang sauber putzen / bis nichts schwartzes mehr herunter gehet: dann ein Muschel Gold oder Silber nehmen / 2. Tropffen Wasser darein lassen / mit einem Mahler-Pensel wol abtreiben / und das saubere ausgeputzte Kupffer wol damit einreiben / bis sich wol eingelegt hat / und also trocknen lassen / mit einen reinen Tuch wol wischen / dann nimmt man eine Farbe / welche man will / in ein irdenes Schällele / läst es warm werden / doch nicht zu heiß / und trägt es mit einem Pensel auf das Kupffer / doch muß mans nicht gar zu dick machen / sonst werden die Blümlein oder Bildlein gar plump / und wanns mans mit Farben schattiren will / muß man allezeit eine Farb ein wenig übertrocknen lassen / sonst fliessen die Farben in einander. Im Sommer kan mans an ein Ort setzen / darauf die Lufft gehet / aber keine Sonne darauf scheinet. Im Winter trocknet mans in einer warmen Stuben / doch nicht zu nahend bey dem Ofen. Wann mans gar bald trocknen will / kan mans mit einen Flederwisch anwecheln / wie ihn die Goldschmiede haben / und je eher mans trocknet / je schöner sie werden. Dann wann sie über Nacht auf den Kupffer stehen / so lauffen sie an / und wird das Silber wie Kupffer / und die Farben lauffen an / und wann die Bilder gar trocken sind / daß es scheinet / als wann gar nichts auf den Modeln wäre / so ledigt mans um und um mit einem Messerlein ab / und ziehets herab / aber vorher müssen sie gantz trocken seyn / sonst verderbt mans.

54.

Einen Smaragd zu machen.

Nimm 3. Loth Kißling-Stein / stosse sie gantz klein / und fähe sie wie ein subtiles Meel / die Stein glühet man vorher wol im Feuer / wirfft es darauf in ein kaltes Wasser / und thut das 2. oder 3. mal / auch wol öffter / bis sie sich stossen lassen / unter dieses Pulver nimmt man dreymal so viel schöne rothe Menig / mischt es wol untereinander / thuts in ein schön glasirtes Häfelein / den Deckel darauf verlutirt man wol / läst es von sich selbst trocken werden / verschmiert alle Runtzeln / daß kein Dampff mag heraus kommen / darnach setzt mans in einen Hafner-Ofen / und läst es so lang darinnen / bis die Häfen ausgenommen werden / läst es von sich selbst abkühlen / alsdann zerschlägt man das Häfelein / so findet man einen grünen Stein darinnen. NB. Man kans auch in einen Wind-Ofen zwey Stunde setzen / so zerfliest es aus zu einem grünen Stein.

55.

Alte Perlein wider glänzig zu machen.

Steck sie in einen Teig / und back sie mit dem Brod / so findet sie man wieder schön und klar; oder nimm von dem Thau / den man im Mayen auf dem Rettig und Salat findet / weiche die Perlein einen Tag lang darinnen / und bestreich sie damit / so werden sie wider hell und gläntzig. Etliche legen die alten und gelblichten Perlein in Spiritum Vitrioli, davon gehet ihnen die grobe Haut ab / müssen aber nicht lang darinnen bleiben / doch werden sie etwas kleiner / und gehet ihnen etwas am Wehrt ab. Diß zu verhüten / nehmen etliche nur Alabaster-Pulver / weisse Corallen / weiß Vitriol / und weisses Weinstein-Pulver / damit reiben sie die Perlen / und bringen solchen den verlohrnen Glantz wieder / wer mehr davon wissen will / der besehe meine Oeconomica Curiosa im 11. Buch am 103. Cap. wann man sie (wie supra zu finden) gebührlich auflöset / oder sonsten nach Raht eines guten Medici brauchet / stärcken sie das Hertz / und die Lebens-Geister / widerstehen der Fäulung und dem Gifft / erfreuen das Gemüthe / vertreiben die Traurigkeit und Melancholey / curiren die Ohnmacht / sind den Schwindsichtigen nützlich / der Fieber Hitz und Boßheit bezaumen sie / sind heilsam zur Zeit der Contagion, die Blut-Flüsse und rothe Ruhren stillen sie / wie auch allerhand Durchlauff / die sinnlichen Organa erhalten sie / bekräfftigen

das Hirn/ schärffen das Gesicht/ und vermehren die Milch den Säugenden.

56.

Daß ein Türckis seine schöne Farbe wieder bekomme.

Wilt du einen bleichen Türckis wieder schön blau machen/ so leg ihn zwey Tage lang in ein Mandel-Oel/ das bey einer gelinden Wärme stehe. Oder leg ihn in eine Ampel mit süssen Mandelöl/ stelle ihn in einen temperirten und lauen Aschen zween Tag lang/ so wird er sehr schön werden. Ein Türckis/ der rein/ und ohne Adern und Mackeln ist/ wird den andern fürgezogen/ stärckt die Augen und Lebens-Geister/ ist absonderlicher Eigenschafft wider das Fallen. Thomas Nicol, der Engelländische Professor zu Cambridge, in seinen Edelgestein-Büchlein am 150. Blat meldet/man könne einen abfärbichten Türckis wieder erneuen/ wann man ihn mit Vitriol-Oel reibet. Die Orientalischen sind die besten / man findet sie auch in Spannien / Teutschland / Böhmen und Schlesien/ die aber mehrentheils auf weißlecht/ oder grünlecht sich ziehen.

57.

Vom Adler-Stein.

1. Ist ein weißbraunlechter Stein/ theils haben noch einen andern Stein in ihrem hohlen Leib / wie ein Crystall/ welcher Callimus genannt wird / etliche sind inwendig voller Erde / etliche voller Wasser/ man findet ihn auch in unsern Ländern/ als in Steyermarck / an der Sala und an der Elbe/ dienet den Frauen zu Beförderung der Geburt / wann er an dem lincken Schenckel in der Arbeit gefunden wird / auch wann eine Frau ein halbes Quintel Pulvers von diesem Stein in einem Löffel voll Wein einnimmt / diß bringet auch den Säugenden die Milch wieder; item/so viel dieses Pulver in warmen Wasser eingenommen/ stillet alsobald das Hertz-Blut.

2. Ist auch dieser Stein gut/ wann man einem Menschen mit Gifft vergeben wolte/ und man diesen Stein an Hals trägt/ kan man die Speiß durch den Mund nicht hinab bringen.

3. Er soll auch von jederman/ sey jung oder alt/ am Hals getragen/gut für das Vergicht oder die Frayß dienen/ auch für das Hinfallende/ wann man diesen Stein bey sich hat am blossen Leibe/ mit Pœonien-Wurtzen.

4. Wann das Pulver von diesen Stein auf eine gestochene oder gehauene Wunden gestreuet wird / so verstellet es das Blut.

5. Dieses Pulvers 2. Quintl. in warmen Wein oder Wasser eingenommen/und darauf geschwitzt/ vertreibt das Fieber/ein halb Quintlein eingenommen und geschwitzt / ist gut für das Seitenstechen/ des Abends/ wann man will schlaffen gehen / also gebraucht / treibt gewaltig den Lendent-Grieß.

6. Der Adlerstein/ und ein wenig Magnetstein zwischen der Schuldern getragen/ zieht die Flüß aus den Augen und Haubt/macht auch den Frauen/welche Kinder abnehmen/ ihre Milch verseihen.

7. Dieser Stein gebunden an die Gipffel eines Baums / behaltet die Früchte desselben/ hingegen / so er unten an dem Stamm geknüpfft wird/ macht er die Frucht abfallen.

8. Der Kern oder das Erdreich darinnen/ in Wein gesotten/ und warm getruncken/ hilfft den Frauen gewaltig für die Mutter/ und den Männern für das Grimmen/vertreibt die rothe Ruhr/ Geelsuch/ und alle Bauch-Flüsse.

9. Er ist auch gut für den Schlag und Gewalt GOttes/ so er den Krancken auf sein Hertz wird gebunden/ so kommt er wieder zu seiner natürlichen Rede/ soll auch gut seyn für Zauberey. Man sagt/ der Adler trage diesen Stein in sein Nest/ seine Jungen für den Schlangen zu verwahren. Wann dieses alles die Prob hält/ so ists ein trefflicher Stein.

58.

Vom Crystall.

Crystall / ein bekannter / durchsichtiger / feuchter und kalter Stein / wächset in den hohen Alpen und Gebürgen in Ungarn / Böhmen/ Mähren bey Iglau / Brouwkam / Miropsam / und andern Orten mehr/ auch bey Saltzburg und dergleichen felsichten Ländern. Wann er in Fiebern auf der Zungen gehalten wird/ leschet er den Durst/ auch erquicket er/ wann er in hitzigen Kranckheiten in der Hand gehalten/ und bisweilen in frischen Wasser wieder abgekühlt wird. Er vertreibet/ wann man ihn an blosser Haut anträgt / den Schwindel/ wird auch zu allen Gebrechen/ der Zähne/ und sie schön/ sauber und weiß zu machen/ auch alle Geschwulst des Zahn-Fleisches zu benehmen / also gebraucht: Man nimmt klein gerieben Crystall einen Theil/ und halb so viel/ oder wann es zu herbe wäre/ nur den dritten Theil Pfeffers auch klein gerieben/ und wol zusammen vermischet / reib die Zähne damit / und laß den Schleim nicht in den Leibe kommen / sondern spürtz ihn aus / wasche den Mund wieder mit frischen Wasser wol aus. Für den Krebs in dem Mund der jungen Kinder/ nimm klein geriebenen Crystall/ damit bestreue den Krebs ins Kindes Munde/ und solchen wol damit gerieben/ also zehen Tage nacheinander procedirt/ es hilfft gewiß/ habet etiam vim calculos atterendi, & adstringendi. Soll auch wider den Schwindel dienen/ wann man aus einen Crystallenen Geschirr ordinari trincket.

Den säugenden Frauen ist der Crystall sehr nützlich/ wann er gepulverisirt wird/ für sich allein in Gersten-Wasser zu trincken/ oder mit Hönig vermischt und eingegeben/ es mehrt ihnen die Milch. Das Bluten/ es sey in der Nasen / oder an einer Wunden zu stillen/ soll man in den Nasen-Bluten / zwo Crystallen in kaltes frisches Wasser gelegt / eine um die ander in den Mund geben / und darinnen halten lassen. Für das Bluten der Wunden aber / müssen die Stein ein wenig breit seyn/ und leg eine um die ander auf den Schaden/ wann sie warm worden/ thu sie weg/ eine andere darauf / und also umgewechselt / bis das Blut gestillet wird. Ein Quintlein dieses Pulvers in süß Mandelöl eingenommen/ hilfft denen/ die sublimirten Mercurium bekommen haben.

59.

Vom Ziebeth.

Zibeth kommt von einem Thier / welches man

Zibeth-Katzen heisset / wird in Königreich Pegu gefunden / præservirt die Kleider für den Schaben / vertreibt Läuse / Flöhe / Wantzen / und alles Ungeziefer / wie Conr. Kunrath in Medulla destillatoria meldet. Wann du einen Baum oder Strauch ausmerckest / wo gewöhnlich die Nachtigall zu singen pflegt / wie sie dann gerne ordentliche Singstellen haben / so nimm gerechten und unverfälschten Zibeth ein halb Drachma / und Storacis Calamithæ auch so viel / oder nimm Zibeth ein halb Drachma / und Storacis Calamithæ und Benzoi zusammen in gleicher schweren ein halb Quintlein / solches nach der Gebühr zu einem subtilen Sälblein gemacht / verwahr es in einem Büchslein / wann du nun ein Nachtigall hörest / die dir ihres lieblichen Gesangs halber gefiele / so mercke den Ast / wo sie sitzet / und wann sie davon ihrer Nahrung nach hinweg fleucht / so gehe hin / und schmiere denselben Zweig mit obgedachten Sälblein / deßgleichen lege etliche Würm auf einen Stock / unter diesen Zweig oder Sträuchlein / wann nun die Nachtigall wieder (ihrer Gewohnheit nach) hinzufleucht / wird sie sich auf das Zweiglein setzen / und die Würmlein essen. Entzwischen wird sie vom Geruch des Zibeths gantz geil und freudig / fängt an zu singen / scheuet sich vor niemanden / und setzt alle Forcht hindan / du magst also hingehen / den Zweig samt den Vogel abbrechen / und ihn so weit und wohin du wilt mit dem Zweige tragen / er fleucht nicht hinweg / singet für und für / und so du ihn nicht selbst herab nehmest / wurde er sich zu tode singen / wann es dir nun gefällig ist / so nimm ihn herab / und thu ihn in ein Vogel-Haus / diß Kunststücklein wird genannt Philomela Theophrasti Paracelsi. Habe aber noch keinen gesehen / der es aus eigener Erfahrenheit probirt hätte. Fides sit penes Authorem. Zibeth in den Nabel geschmieret / dienet wider Colica.

60.

Biesem.

Der beste Biesem kommt von einer Rehe-Art aus des grossen Cham Provincien / wie er gefunden wird / findet man in Medulla destillatoria und bey den Natur-kündigern / ist besser als der aus Egypten und Syrien gebracht wird. Wann der Bisem den Geruch verlohren / henckt man ihn in eine Cloaca, dadurch verbessert er sich wieder / er stärckt / wann er gerecht ist / Haubt und Hirn / dienet wider den Schwindel / macht Niesen / und reiniget das Haubt / hilfft wider den Schlag / vertreibt das Hertzklopffen / erquickt die Ohnmächtigen / und ist sonst zu vielen Zuständen dienlich / des Orientalischen Biesems Farb ist gelblich / der ander röthlich / der aber auf schwartz und dunckelbraun fällt / taugt nicht viel / und ist entweder abgestorben oder verfälscht. Der gerechte Biesem ist am Geruch so scharff / daß er dem / so daran reucht / das Blut aus der Nasen ziehet / er kommt von Thieren / wie Geiß oder Rehe / und auch von Katzen.

61.

Ambra Gris.

Ambra wird aus der Provintz Florida von den Hispaniern überbracht / item aus Pegu / Calekut / Cavanor / Bengala / Madagascar / Sumara / Mosambique und Cavo Verde / ist ein Meer-Gewächs / das erstlich weich / hernach auch hart wird / ist an der Farb ein wenig graurötlich und feist / also wann man mit einer Steck-Nadel hinein sticht / so dringt ein ölichter Safft heraus / Ambra aber / so gar weiß / oder zuviel schwartz ist / wird gemeiniglich verfälschet. Dienet alten Leuten mehr / als den Jungen / stärckt die gantze Natur und alle Lebensgeister / es werden allerley Quint-Essenzen / Oele / Spiritus, Rauch / Sälblein / und dergleichen daraus gemacht / davon man in den Büchern / so von dergleichen Sachen handeln / finden kan.

Ambra Gris mit gepulverten Magnet vermischt / und Pflasterweise einer Frauen über den Nabel gelegt / erhält die Frucht / daß sie vor rechten Zeit nicht angehe. Die gerechte Ambra zu erkennen / ist die Probe / wann man einen Pfriemen heiß macht / und hinein sticht / so er ein Oel von gleichen Geruch von sich gibt / so ist gerecht / bisweilen ist er voll geeler und schwartzen Düpflein.

62.

Stern-Reuspen.

D. Joh. Ernestus in Tractatu de Oleis, fol. 50. nennt die Stern-Reuspen Cœlifolium sive Florem Cœli, und sagt / daß es gewöhnlich in Monat Majo um Pfingsten zu Nachts wie ein Schleim oder Muccornarium auf die Wiesen falle / und rundlecht und zitterecht aussehe. Diß Wasser gelinde destillirt (sonst steigt es gar zu schnell über sich) ist ein süsses Corrosiv, lindert mit Verwunderung alle Schmertzen. Curirt alle widerspenstige Geschwär / mit Pflastern vermischt. Zu den Krebsen un Fisteln ist es heilsam / mit leinen Tüchern applicirt / und tödet den Wurm. Die Bauren gebrauchen es das Haar wachsen zu machen. Jonston in Lexico Chymico sagt: Es werde meistentheils in Junio, Julio und Augusto gefunden vor Aufgang der Sonnen in den flachen ebnen Feldern und Wiesen / schier wie ein Schwamm löchericht / grauer und schwartzgeelichter Farbe / wie eine gesultzte Brühe / und zittere / wann mans berühret. Boyle in Historia fluiditatis & firmitatis fol. 254. nennet eine Stern-Reuspen Astrale jaculum, weil es insgemein ein Uberbleibung von den fallenden Sternen geglaubt wird. Und sagt: daß es ein fürtrefflicher Medicus in einem gläsernen wolvermachten Geschirr / gelind / eine lange Zeit durch / digerirt / und in ein wehrhafften Liquorem solvirt habe / als ein gewisses und absonderliches Remedium wider die Kröpffe.

63.

Etwas lang zu erhalten.

Der erneuerte und verteutschte Joh. Baptista Porta fol. 578. sagt / man könne alle Ding in Quecksilber erhalten / dann (sagt er) wir haben offt Früchte also in einem Geschirr zusammen gelegt / daß sie von dem Quecksilber nicht haben können in die Höhe getrieben werden / und hernach Quecksilber darauf gegossen / die sind viel Zeit lang also unversehret geblieben / ob aber die Malitia des Mercurii dem Obst nicht seine böse Eigenschafft per poros infundire / und es der Gesundheit nicht nachtheilig seyn möchte / steht in grossen Zweifel.

64.

Piedra de la Cobra, oder Schlangen-Stein.

P. Athanasius Kircher hat an einem Hund/der von einer Vipera ist gebissen worden/ die Proba von diesen Schlangen-Stein genommen/ so bald er diesen Stein an die Wunden gehalten/ habe er sich fest angehenckt/ daß er schier nicht hat können herab gezogen werden/ und ist so lang hangen geblieben/ bis er alles Gifft heraus gesogen/ hernach sey er von sich selbst herab gefallen/ und sey darauf der Hund in kurtzer Zeit wieder gesund worden. Etliche vermeynen/ dieser Stein werde von einem Kopff einer hårigen Schlangen genommen/ und nennen ihn deßwegen die Portugiesen Piedra de Ebras de Cabelo, der Stein ist wie eine grosse Linse gestaltet/ gantz rund/ in der Mitte weißlicht/ und auswendig Himmelblau oder Meerfärbicht. Wann er sich voll Gifft gezogen/ wirfft man ihn in eine Schalen mit warmer Küh-Milch/ darinnen kriegt er in kurtzer Zeit seine Gestalt und Tugend wieder/ und zieht die Milch das Gifft an sich/ daß sie blau wird/ die muß man in die Erden vergraben/ wann man ihn an die Wunde hält/ und er anklebet/ ists ein Zeichen/ daß nicht alles Gifft heraus ist/ bis er nimmer anklebet. D. Andr. Cnœffelius in fasciculo Medicam. ad Miscellanea Curiosa Anni Sexti & Septimi adjuncto erzehlet/ daß dieser Stein also gemacht werde. Nimm des bey uns gebräuchigen gemeinen Schlangen-Pulvers/ wann die Sonne im Löwen ist/ eine Untzen/ item eben in diesem Zeichen des Pulvers von Krotten und Krebsen eine halbe Untzen/ Terræ Lemniæ oder Sigillatæ mit dem Decocto der Wurtzen Scorzonera und Contrayerva befeuchtet/ auch von Unicornu fossili eines jeden ein Untzen/ dieses alles muß man in einen gläsernen oder steinernen Mörsel abgetrieben wol untereinander mischen/ und endlich Mucilaginis seu gelatinæ Viperarum ex earum Spoliis, per decoctum ligni Colubrini & radicis de Contrayerva extractæ, nur so viel zur Zusammenfügung und Incorporirung dieser Massa vonnöthen ist/ darzu thun/ und also einen Teig daraus formiren/ und aus diesen Zeltlein in der Grösse eines Groschen/ und in der Dicken ohngefehr eines Federkiels/ rundlicht daraus machen. Ein solcher Stein ist gewesen/ den die Patres Societatis aus China mitgebracht/ und welcher von P. Kircher den König in Spanien ist verehrt worden. Das Pulver von Kroten macht man aus dem gantzen/ nicht durchstochenen Cörper/ das muß in der grösten Sonnen-Hitz so geschwind als möglich gedörrt seyn/ sonst wird es stinckend/ und lässt sich nicht pulverisiren. Die Krebsen zu pulvern/ geschihet aus diesem Proceß/ welchen D. Zwelfer in præparatione Pulveris Viperini Simplicis lehret. Vide Animadversiones in Pharmacop. August. p. 213.

65.

Crystallen wie Rubin zu machen.

Johannes Agricola Comment. in Popp. Tomo II. pag. 372. hat eine gantz weisse/ klare und reine Crystallen in der Essentiâ Sulphuris, ein gantzes Jahr lang liegen lassen/ welcher hernach als ein Rubin so roth und durchsichtig worden/ vielleicht wann man schlechte Rubinen/ die ihren Glantz mehrentheils verlohren/ in diese Essentz legete/ wurden sie sich am Glantz verbessern.

66.

Corallen zu machen.

Reib Zinober mit Eyerklar auf einen Reibstein/ darnach laß es trocken werden wie einen Hafner-Thon/ mach hernach Kugeln daraus wie Corallen/ durchbohr sie/ und bestreich sie auswendig wie Eyerklar/ so werden sie den Corallen so ähnlich daß man sie schwerlich voneinander erkennen kan. P. Kircherus de Mundo Subterran. Sect. V. Part. III. p. 466. b.

67.

Glossopetræ Melitenser-Zungen/ und Schlangen-Augen.

Sind in Gestalt einer Zungen/ vornen allgemach zugespitzt/ mit einer harten liecht-gelblichten gläntzigten Haut überzogen/ man findet sie in der Insel Maltha/ und an andern Orten mehr/ Olaus Wormius in suo Musæo c. 10. f. 67. schreibet: Daß wann ein Mensch ein Geschwulst oder Blätterlein (etwan von einer unreinen Speise/ oder sonst von scharffen gesaltzenen Feuchtigkeiten) leidet/ soll man einen solchen Stein nehmen/ und in ein wenig Bronnen-Wasser legen/ so wird er gleich Blasen im Wasser auswerffen/ wann sich diese nun gesetzt haben/ soll man sich damit gurgeln/ und zwey- oder dreymal das Maul mit auswaschen/ so wird sich die Hitz und Entzündung davon lindern/ und die Blattern sich abtrocknen/ also daß diese Ungelegenheit innerhalb 24. Stunden sich gantz verlieren wird. Die Malhteser Schlangen-Augen sind meistens rund/ aber von allerhand Farben/ als Aschenfarb/ grau/ gelb/ Leberfarb/ etliche schwartz/ aber selten/ die auch hochschätzbarer sind/ werden für allerhand Gifft als ein Præservativ gehalten/ auch deßwegen in Ring also gefasst/ daß sie den blossen Finger anrühren/ die Zungen werden eben zu dieser Würckung an den blossen Arm gebunden/ oder an den Hals gehangen.

68.

Astroites, der Stern-Stein.

Wann der Stern-Stein in Essig gelegt wird/ so bewegt er sich/ als ob er lebete/ dann weil der Essig sich in die Poros dieses Steins einsencket/ und den daselbst eingeschlossenen Lufft angreifft/ und die Lufft ihren Ausgang suchet/ daher wird der Stein gleichsam fortbewogen und getrieben/ wie Herr Wormius bezeuget. Diesen Stein werden viel Tugenden zugeeignet/ sonderlich zu Contagions-Zeit/ und für die Würm der Kinder/ 4. Gran schwer Pulver davon eingenommen/ tödtet solche/ wann man ihnen diesen Stein an den Hals hänget/ verhütet er/ daß die Würme nicht wachsen sollen/ soll aber auf blossen Leibe getragen werden/ er soll auch das Zittern/ den Schlag/ und andere gähe auffstossende Kranckheiten/ abwenden/ ja etliche wollen/ er solle den Sieg beför-

dern/ der Leber und Lungen Gebrechen abhelffen / und das Geblüt reinigen.

69.

Faba Marina, Meer-Bohnen.

Umbilicus Marinus sive Faba Marina, Meer-Bohnen / den Kindern angehangen/ soll machen / daß man sie lieb und wehrt haltet / nach Zeugnus Herrn Wormii. Es soll ein Amuletum seyn wider den Rothlauff. Wann mans allzeit bey sich trägt/ haben viel fürtreffliche Leute erfahren/ daß es eine bewehrte Blut-Stellung sey/ wann mans mit dem ebenen Theil mit Speichel an die Stirnen anfüget/ die übrigen Monat-Flüsse zu stillen/ gibt man das Pulver davon in einer tauglichen Conserven oder destillirten Wasser ein/ die jenigen/ so zu Zeiten Blut ausspürtzen/ mögen von diesen/ mit Hirsch-Horn und Corallen (so præparirt sind) vermengt/ in einen weichgesotten Ey einnehmen/ so wirds besser mit ihnen.

70.

Donner-Stein.

Lapis Ceraunius oder Donner-Stein/ wird also probirt, ob er recht sey/ oder nicht/ wann man ihn mit einem Faden also einwickele / daß er nirgends doppelt lige/ und also den gantzen Stein damit verdecke / und hernach auf glühende Kohlen lege/ daß der Faden nicht verbrenne/ sondern vielmehr feucht werde/ man glaubt/ wann man diesen Stein den Kindern in die Wiegen lege/ sollen sie keinen Bruch bekommen/ ja auch/ wann sie schon einen haben / davon wieder heil werden / auch sagt man / daß ein Haus/ worinn ein solcher Stein sich befindet/ oder ein Mensch / der ihn bey sich trägt / von dem Donnerstreich sollen sicher seyn. Der Stein sihet aus etwas liecht / eisenfärbig/ und hat unten ein Loch. Man glaubt/ wann man ein Stücklein davon in die Kugel geusst/soll er alle Festigkeit/ wie sie auch sey/ aufthun und vernichten.

71.

Schmergel.

Schmergel (schreibt der Engelländische Professor zu Cambridge, Thomas Nicols, in seinem Tractat von den Edelgesteinen (ist ein gar harter Stein/ an der Farbe wie Eisen-Rost/ rauch und grob/ neben seiner Härte / bisweilen ist er was schwärtzlecht. Die Edelgestein-Schneider gebrauchen diesen Stein zu reinigen / und bisweilen andere Steine damit zu schneiden/ wird auch gemeinlich das Glas zu zerschneiden/ auch Edel-Gestein und Waffen damit zu poliren/ genommen.

72.

Kroten-Stein.

Etliche halten darfür/ der Kroten-Stein werde in dem Kopff der grossen Erd-Kroten gefunden / und auf mancherley Weise von ihnen gebracht / oder in einen grossen durchlöcherten Hafen gethan / und eine geraume Zeit in einen Ameiß-Hauffen gegraben / da werde ihr Leib von den Ameissen unterdessen verzehrt / und bleiben allein die Gebein / und der Stein übrig; so wol der sicherste und kürtzeste Wege wäre / diß Experiment zu bestättigen. Olaus Wormius aber und andere halten dafür/ der so genannte Lapis Bufonius oder Krotten-Stein/ komme nicht gemeiner Meynung nach / von diesem Thier / sondern wachse wie ein Schwamme unter den Felsen und Stein-Klippen/ sey selten grösser als ein Nagel an einen Finger/ meistens graulecht / auf die röthe sich bisweilen nahend/ zusammen gewölbt / wie ein Auge / wol auch bisweilen rund oder länglecht / auf einer Seiten flach oder auch hohl/ die von gifftigen Thieren angehauchte Geschwulsten/ wann sie mit diesen Stein gerieben und angerührt werden/ vertreibt er. Dieser Author erzehlt ferner / daß als einer die grosse Wolff-Milch gesammlet / ihm aber an den Händen etwas von dessen Safft kleben geblieben/ und er sich mit derselben unbedachtsam im Gesicht gerieben habe / sey ihm das Gesicht davon erschrecklich verschwollen/ als man aber diese Geschwulst mit einem solchen in einen Ring eingefassten Stein etliche mal bestrichen/ sey es in einer Stunde gantz vergangen und besser worden. Dieser Stein / sagt Boëtius, wird bisweilen in der Grösse eines Eyes gefunden/und die/so groß sind / sind bisweilen braunlicht / bisweilen röthlicht/ etliche gelblicht oder grünlicht/ etliche sind weißbraunlicht mit einem rothen Auge. Die an der Grösse einen Finger-Nägel gleichen / werden von den Jubilirern für die besten gehalten/ man sagt/ wann er auf blosser Haut getragen wird / sey er gut wider Gifft/ dann so Gifft vorhanden/ wird er schwitzen/ und so von gifftigen Thieren einige Geschwulst entstehet/ und solche mit diesen Stein gerieben und berühret wird/ soll er solche heilen. In Relationibus Curiosis N. 67. fol. 529. wird aus Zeileri Sendschreiben angeführt/ daß es bey Büdingen/ in der Grafschafft Isenburg/ in einen Acker viel Kroten-Stein gebe/ die so wol äusserlich als innerlich das Gifft abtreiben/ die haben eine schöne Bezeugung einer Kroten.

73.

Bezoar.

Dieser Stein wird in einer Geiß/ auch (wie etliche wollen/ in einer gewiesen Affen-Art) in Ost- und West-Indien gefunden / und der aus den Affen / oder vielmehr von den Bavianen in Bernia kommt / soll weit kräfftiger seyn/ als die andern / daß 2. Gran davon mehr wircken / als 6. Gran von dem/ so aus den Geissen genommen werden. Sind viel rarer als die andern / und werden meistentheils nur in den Affen/ in der Insul Macassar gefunden / wie Tavernier lib. 2. Itin. Indic. cap. 24. beschreibet. Sie werden auch in Malabar und Coromandel gefunden/ und sind wolfeiler da/ als anderswo. Es lauffen viel Verfälschungen dieses Steins mit unter / daher die sicherste Prob ist/ einem Thier Gifft eingeben/ und darauf etliche wenig Gran des Bezoars; kommt das Thier davon/ so ist er just/ wo nicht/ so ist er falsch. Er widerstehet absonderlich dem Gifft/ stärcket das Hertz/ und dienet wider die Ohnmachten. Wann man dessen 4. Gran in einen Hertz-Wasser eingibt / vertreibt das Hertzklopffen/ und alle melancholische Zustände / das viertägige Fieber/ den Aussatz / und Kretzen / den Hinfallenden gibt man ihn ein mit May-Blümlein-Wasser. Wider die Würm mit Cardubenedicti-

Wasser. In der Pest/ hitzigen Fiebern/ Kinds-Blattern/ Petetschen / bösen Beulen/ wird er auch præserviren / wann man täglich 2. Gran in einem Hertz-Wasser einnimmt/ nimmt man aber 8. oder 10. Gran in Wein zu sich / so hilfft er wider das Gifft Napelli, Arsenici, und wer etwan eine schädliche Purgation gebraucht hat/ der erhält die Jugend/ mehret die Kräfften/ stärcket die Glieder; die Indianer / wann sie vorher purgirt haben/ gebrauchen ihn fünff Tage nacheinander/ allzeit 10. Gran/ wann er unter den lincken Arm gebunden wird/ daß er die blosse Haut berühret/ vertreibt er das Gifft/ und præservirt das Hertz vor allen schädlichen Anfällen / oder wann er gepulvert in der gifftigen Thier Biß gestreuet wird/ also heilet er auch die Wunden / so aus vergifften Waffen gemacht worden. Er soll sein Krafft besser erweisen/ wann ers allein gebraucht/ als wann er mit andern Vehiculis vereinbahret wird. Die grünlichten und schwartzgrünen werden für die besten gehalten. Man glaubt/ das Pulver/ so in des Bezoars Höhlen sich befindet/ sey kräfftiger als der Stein selbst.

74.

Blut-Stein.

Ist ein dunckelrother schwerer Stein/ bald röther/ bald danckler/ wird auch in Teutschland an gebürgigen Orten gefunden/ wo Eisen- und Ogger-Bergwercke sind/ ist von vielerley Geschlechten / dienet vornemlich in der Hand wol warm gehalten wider das Bluten. Trallianus sagt/ daß das Pulver vom Blut-Stein von einen bis auf vier Scrupel eingegeben / grosse Krafft und Vermögen habe/ die Schwindsucht/ die Lungengeschwär und das Blutspeyen zuheilen. Man findet ihn in Böhmen bey Joachimsthal/ wie P. Balbinus in Miscellan. Bohemiæ, lib. 1. c. 33. schreibet.

75.

Chrysopras.

Ist ein durchscheinender grüner Stein/ mit einem Gold-Glantz/ die grüne Farb ist dem Lauch ähnlich/ von etlichen wird er unter die Smaragden / von etlichen aber unter die Chrysolithen gerechnet / wird der beste aus America gebracht/ auch in Böhmen gefunden / ist aber selten vollkommen durchsichtig / weil er/ sonderlich der Smaraldprasen einige Dunckelheit in sich hat/ man sagt/ wann dieser Stein an dem Arm getragen wird/ daß er durch eine sonderliche eingepflantzte Krafft den Urin/ und auch den Stein austreibe/ er stillet auch die Schmertzen der Nieren/ und lindert zimlicher massen das Podagra/ sonderlich wann er als ein Amuletum an Hals gehangen wird. Soll auch den Kindern die Forcht und das Erschrecken benehmen/ dieser Stein ist wenigen bekannt/ wird von etlichen pro Matrice Smaragdi gehalten.

76.

Alabaster.

Dessen ist zweyerley/ einer sehr hart/ der ander weich/ so daß er mit Messern kan leichtlich geschnitten werden/ hat eine zertheilende Krafft / sonderlich wann er calcinirt ist. Matthiolus sagt / daß dieses Pulver als ein weich Pflaster oder Salbe/ mit andern dienlichen Materien künstlich vermischt/ und auf den Magen gelegt/ die Ursach dessen harter Geschwulst zertheile/ und seine Schmertzen lindere. Galenus lobet auch hoch das Pulver/ davon in Trincken zu diesem Ende eingenommen. Die Gefässe aus diesem Stein sind sehr dienlich / köstliche Salben darinnen lang zu erhalten/ daß sie nicht verderben noch anlauffen/ wie auch die köstlichen Oel zu erhalten. Es werden auch Bilder und allerhand schöne und nützliche Sachen daraus gemacht.

77.

Agtstein.

Agtstein wird am Strand des Teutschen Meeres häuffig/ bisweilen aber selten auch in grossen Stucken gefunden / wird auch zu Zeiten verfälscht und an statt des guten verkaufft. Etliche (wie Boëtius meldet) können aus den kleinen Stück ein Agtstein/ eine grosse Massam coaguliren/ solche Wissenschafft aber ist gar rar/ und wenigen gemein. Der weisse Agtstein wird zu der Artzney am dienstlichsten gehalten/ der dienet wider den Schwindel/ Brust-Beschwerung und schweren Athem/ wider die Flüsse und Schmertzen des Podagrams / wider die Kranckheiten des Magens / und denselben von Verstopffung und Fäulung zu befreyen/ auch wider die Kranckheiten des Hertzens / wider die Pest/ Gifft/ und anfällige Seuchen. Wann man etliche wenige Tropffen von seinem Oel in Wein/ zu diesem Ende einnimmet. Er wird auch gebraucht in Pulver/ oder Oel / oder in Zeltlein/ in den Kranckheiten der Weiber und Männer / sie seyen verheurathet oder ledig/ wie auch in vielen Kranckheiten der Kinder. Er ist weiß / gelb und schwartz. Wer von seiner fürtrefflichen Tugenden mehr wissen will / der besehe Conradi Kunraths Medullam destillatoriam Part. I. fol. 108. &c. Tractatum nonum, der schwartze wird Gagat genennet / ist ein schwartzer glatter und glänziger Stein / fleusst aus Felsen wie ein Stein-Oel / wird in Britannia / Sicilien und Franckreich gefunden/ ist auch ein Art von den Stein-Kohlen und Naphtha. Soll getragen / für dem Alp und Nacht-Geister Sicherheit geben/ so man ihm eintrincket/ wird er anzeigen / ob ein Weibs-Bild ihre Jungfrauschafft noch habe oder nicht / wie Boëtius meldet. Der gelbe/ weisse und rothe Agtstein wird auch in Mähren an etlichen Orten aus der Erden gegraben/ wie D. Hertod in Tartaro Mastige Moraviæ bezeuget.

78.

Lapis Nephriticus, Griess-Stein.

Hat den Namen von der Tugend/ so er wider den Sand und Stein hat bekommen / ist meistens einer liechtgrünen halb durchsichtigen Farbe / ists bisweilen in solcher Grösse / daß man Becher und Geschirr daraus machen kan / soll sonderlich wider die Schmertzen der Nieren/ des Sands und Steins dienen / und dieses thut er/ wann er an dem Arm oder an der Hand Wurtzel getragen wird/ wann man ihn anfangs trägt / erweckt er ein beissen und jucken der Haut / daß man sich des Kratzens kaum enthal-

ten

ten kan / währt aber nur 2. oder 3. Tage / hilfft auch wider die Dysuriam, wann man ihn einnimmt / muß er vor wol præparirt / und der Leib von allen bösen Feuchtigkeiten gereiniget seyn / die Dosis ist anderthalbe Quintlein / wer mehr davon wissen will / der besehe Sylloges Memorabilium Medicinæ & Mirabilium Naturæ Arcunorum. Joh. Rudolphi Camerarii Centuriam 8. Num. 34. 35. 36. & 37. Diese Würckung aber geschicht aus einer verborgenen Eigenschafft. Wecker. erzehlt im ersten Buch von denen Edelgesteinen / daß eine Hertzogin in Bayren ihr Arm-Band von diesem Stein machen lassen / solchen stets getragen / und sey dardurch von ihren hefftigen langen Steinschmertzen erledigt worden.

79.

Diamant Adamas.

Ist der härteste und schwereste unter allen Edelgesteinen / auch am Werth und Köstlichkeit allen andern vorzuziehen. Die besten werden von den Flüssen und Bächen / aus den Felsen-Ritzen der hohen Gebürge / in welchen sie wachsen / in die Wasser herab getragen / und diese sind die schönsten und reinesten: Wann eine Diamant-tragende Berg-Ader erschöpfft ist / bringet sie / nach Verfliessung zweyen Jahr / wieder neue und vollkommene Diamanten. Sie werden in unterschiedenen Indianischen und Arabischen Provinzien gefunden. Ein rechter Diamant / wann er schon etliche Tage im Feuer ligt / wird dennoch nicht verletzt / sondern nur reiner und schöner. Ihr Werth wird nach dem Karat gesteigert und gemindert; ein Karat hält 4. Gran / ein schöner reiner Stein von einen Karat / wird von 40. bis 60. Cronen geschätzt / ist er schlechter / von 10. bis 30. Cronen. Von ihren Tugenden man die Edelgestein-Bücher besichtigen. Wann man gelbe Diamant-Stein in scharffe Wasser legt / so sollen sie schön klar werden / und doch an der Härten nichts verlieren. Der Diamant in einen Ring gefasst / und auf blossen Leibe bey dem Hertzen getragen / könne den Grimm der Feinde überwinden / und die vergebliche Forcht von dem Hertzen abtreiben / auch das Schrecken der Nacht / auch alle böse anfällige Macht des Giffts abwenden / für den Schwindel bewahren / und die eitlen Träume vertreiben / auch derer Alpen / den Menschen einen grossen Muth / Dapfferkeit und Kühnheit geben. Bey Horn in Oesterreich / wie auch in Böhmen und Mähren bey Jamnitz / und auf der Höhe des Berges Kwietnitz in den Schrunsen / unweit von Tischnowitz / wachsen häuffig sechseckigte Diamanten / die / wann sie abgenommen sind / wachsen sie in 2. oder 3. Jahren wieder aufs neue / und sind theils so hart und gläntzig / daß man sie von den Orientalischen nicht wol entscheiden kan. Joh. Rudolph. Camerarius in Memorabil. Cent. 8. N. 42. schreibt ex alio Authore. Illud sæpiùs expertus sum, in Adamantibus exquisitis, eos mutuo attritu sic glutinari, ut facilè separari non possint.

80.

Rubin und Granat.

Der grosse Rubin / so auf 20. Karat wigt / wird für einen Carfunckel gehalten / doch wird selten einer gefunden / der grösser ist als eine Hasel-Nuß / wann er 4. Karat / das ist 16. Gran oder 2. Scrupel hat / ist er eben so viel werth / als ein Diamant von dergleichen Schwere. Welche so groß sind / daß man Tafeln daraus schneiden kan / werden am höchsten gehalten / hat vielerley Geschlechte / der Balaß ist etwas bleicher / der Granat ist denckler / der Almadin ist zwischen dem Rubin und Granat / wird in Indien in denen Gebürgen (da man meistentheils auch den Saphir) hat gefunden / der Balaß soll des Rubins Matrix seyn / darinnen er wächset / der Rubin ist einer von den holdseligsten und anmuthigsten Steinen / wird von etlichen als ein Amuletum getragen und eingenommen / und soll wider Gifft und Pestilentz dienen / er vertreibt die Traurigkeit / böse Gedancken / erschröckliche Träume / und die bösen Geister. Man sagt / daß er das Gemüth erfreue / den Leib in guter Gesundheit erhalte / und so einem eine Gefahr obhanden stehet / wird er schwartz und denckel werden / und wann solche vorbey / soll er seine vorige Farbe wieder bekommen. Der Granat wird in Böhmen sehr gefunden / kan in Feuer wol ausdauren / von einen Menschen getragen / wann er seinen Glantz gähling verlieret / ist er ein Vorbott eines Unglücks. Narrat Joh. Tanner in Vestigio Bohemiæ piæ apud Balbinum. Matronam in Bohemia fuisse, fortunæ pertenuis, quæ gemam carbunculum cum haberet luce tam vivaci & radiosâ, ut ipsa mater & filiæ & familia universa, carbunculo illo in medium locato, ad unius gemmæ lumen, nocturnos omnes labores peragerent, fila ducerent, colum versarent.

81.

Saphir.

Ist ein anmuthiger / den klaren heitern Himmel vorstellender Stein / den Augen sehr angenehm / wie auch der Smaragd / und erquicket das Gesicht / sein Werth ist / nach der Fürtrefflichkeit seiner Farbe / Schönheit / Reinigkeit und Grösse. Einer / der vier Gran wiget / ist so viel Cronen werth / der beste unter ihnen ist so viel werth als ein Diamant von derselben Grösse; die besten kommen aus Orient / werden aber auch (doch wenig und geringer in Böhmen und Schlesien) gefunden / der Saphir zu Pulver gemacht / trocknet die feuchten Augen / und kühlt die entzündeten / das thut gleichmässig / wann man sein Pulver mit Butter mischet / und die obern Augenbraunen damit salbet / es dienet auch wider alle Bauchflüsse / rothe Ruhren / wider die goldene Ader mit Wegrich- oder Tormentill-Wasser. Diß Pulver in Milch genommen / heilet (wie Olaus Wormius meldet) innwendige Wunden und Geschwär / stärcket das Hertz / widersteht der Pest und dem Gifft / der gantze Saphir an die Stirne gehalten / stillet das Nasenbluten / lindert alle Inflammationen / wann man einen gifftigen Carbunckel damit umfähret / lässt er das Gifft nicht weiter sich austheilen / sondern zeitigt und treibt aus.

82.

Smaragd.

Gleichwie der Saphir den heitern Himmel darstellet / also repræsentiret der Smaragd eine anmuthige

thige / schön-grünende Mayen-Wiesen / Thomas Nicols meldet / dieser Stein werde erkennet an der scheinbaren Kälte in dem Mund / bey seiner Schwere / wann er gewogen wird / und daran / wann er in ein Feuer geworffen wird / dasselbe weiter nicht brennen / noch einige Flammen von sich geben will / und daß er in der hellen Sonnen seine fürtreffliche grüne behalten wird. Dieser Stein / wann er an einem Probierstein angestrichen wird / gibt er einen Strich von sich / als ob er Ertz wäre / und auf diese Weise wird er von den Indianischen Kauffleuten probirt / wann er von einem härtern Stein berühret wird / verletzt er sich leichtlich / schaden ihm auch bald Hitz / Stahl / Ertz / und starcke Schläge / man sagt / daß er die rothe Ruhr und allerhand Bauch-Flüsse / sie kommen her wovon sie wollen / leichtlich und wundersam stelle; wann er gepulvert / und davon 6. Gran schwer / in einen tauglichen Vehiculo dem Patienten eingegeben wird / er dienet wider alles Gifft vor die Contagion / gifftiger Thier Bisse und hitzige Fieber und Petechien / befördert den Schweiß / wann man ihn an den Hals hängt / oder an dem Finger trägt / ist er heilsam wider die Frays / und verhindert oder lindert doch die Kranckheit. Einer schwangern Frauen an das Tuch gebunden / befördert die Geburt / auf dem Bauch getragen / verhindert er die Mißgeburt / im Mund gehalten / dienet er vors Bluten / am Halse getragen / soll er gut seyn vor jähen Schrecken / wider das Fieber / stärcket die Gedächtnis / schärffet das Gesicht / und ist gesund zu tragen.

83.

Vom Amethist.

Ist ein schöner / aus hellen blau und roth lieblich vermischter theurer Stein. Der aus Orient kommet ist der beste; sonst wird er auch in Meissen und Böhmen gefunden / wann er schön ist / schätzet man ihn den Diamant gleich / sonderlich wann er hart / ohne Wolcken und Flecklein ist. Auf den Nabel getragen / soll er die Vapores an sich ziehen und verdünsten machen / daher soll er (seinem Namen nach) die Trunckenheit vertreiben. Andr. Baccius sagt / daß er dem Verstand schärffe / den Schlaff mindere / auch wider Gifft dienlich sey / und andere mehr Tugenden werden ihnen zugeschrieben.

84.

Vom Hyazinth.

Dieser Stein ist rothgelb oder Feuerfarb / schön glantzig und Flammenspielend / die beste werden aus India und Arabia gebracht / ist kalter und trockner Natur. Thomas Nicols / der Engelländische Professor zu Cambridge / schreibt / er habe die Krafft den Schlaff zu befördern / das Hertz zu erfreuen / die Pest zu vertreiben / vor dem Donner zu verwahren / und Reichthum / Ehr und Verstand zu vermehren / wann er in einem Ring am Finger / oder am Hals als ein Amuletum getragen wird.

85.

Vom Chrysolith.

Ist ein durchsichtiger bleich-grünlechter Stein / soll nach dem Diamant der härteste seyn / ist von den Alten für ein Topas gehalten worden / wird in Arabien in einer Insul am rothen Meer gefunden / die besten werden aus Africa und dem Mohrenländern gebracht / ein rechter Chrysolith soll das Blut stellen / wann er an eine Wunden gehalten wird. Cardanus bezeuget / daß funffzehen Gran von diesen Stein / die Melancholischen von ihren Zustand befreyen; Nicols sagt / daß er einen Menschen von Gemüths-Bewegungen / von Traurigkeit des Gemüths befreye / und so er in ein siedend Wasser geworffen wird / stillet er dasselbe alsobald wunderbarer Weise / und macht Augenblick- und plötzlich / dessen Hitz und Sieden aufhören / daß ihm das Sieden und Hitz gleich weggenommen wird / und ein Mensch in dem Augenblick / wann der Stein hinein geworffen worden / seine Hand ohn alle Verletzung und Gefahr / in das siedende Wasser hinein stecken kan. Die Authores sagen / wann dieser Stein auf einen Tisch gelegt worden / darauf Gifft sey / so vergehe ihm alsobald sein Glantz / so bald aber das Gifft hinweg gethan wird / bekomm er seinen Glantz wiederum / er soll auch mit dem Mond-Wechsel zu- und abnehmen / soll auch für dem nächtlichen Schrecken und Gespenster nützlich seyn.

86.

Vom Opal.

Dieser wird auch von vielen Topatz oder Waißlein genennet / ist / wie ihn Nicols beschreibet / ein Edelgestein / welches in sich hat die subtile feurige Flamme des Carfunckels / die reine gläntzende Purpur-Farben des Amethysten / das gantze grüne Meer des Smaragds / und alle diese Farben / mit einer unglaublichen Vermischung / und recht grosser Lieblichkeit zusammen incorporirt / wie eine Himmelblaue / Purpurgrüne und Gelbrothe / zuweilen auch eine schwartz und weisse Milchfarbe / die besten kommen aus Orient / doch wird er auch in Ungarn gefunden. Man meldet von diesen Stein / daß er dem / der ihn bey sich trägt / das Gesicht schärffe / der Anwesenden aber verdunckle. Sind dieser Zeit nicht theurer / einer der ein Carat wigt / und von der besten Art ist / wird kaum um drey Cronen bezahlt / sie werden auch in Böhmen schön und groß gefunden / wie P. Balbinus in Miscellan. Bohem. lib. 1. cap. 30. bezeuget.

87.

Berill.

Ist ein bleich Meer-grüner durchsichtiger schöner Stein / mit etwas blaulicht darunter vermischt / wie das Meer / wann stilles und heiteres klares Gewitter ist. Wird von den Italiänern Aqua marina genannt / werden in India / auch unten am Berge Taurus / und im Euphrate gefunden / man sagt / daß ein rund geschnittner Berill die Krafft habe / durch der Sonnenstrahlen Feuer anzuzünden / wie ein Crystall. Wann er aber ins Wasser gelegt wird / scheinet es sich zu bewegen / wann er Rautenweise / oder eckicht geschnitten wird / spilt er desto schöner. Der Stein oder das Pulver davon soll in Hertz-Kranckheiten gebraucht werden.

88.

Carniol.

Dieser Stein wird auch von etlichen Sarder genannt / weil er in Sardinia gefunden wird / kommt auch aus Indien / und findet man ihn in Teutschland /

in Rhein/ auch in Böhmen und Schlesien/ der beste ist Fleischfarb / davon er auch seinen Namen trägt/ theils aber sind röther / und theils gelber/ ist ein halb durchsichtiger Stein/ und wird unter die Gesundstein gerechnet/ wird sehr gebraucht/ Sigill darein zu graben. Etliche schreiben vom Carneol/ daß er das Gemüth erfreue/ die Forcht benehme/ Hertzhafft mache/ die Verzauberungen verhüte / den aus Fäulung entstehenden Gifft widerstehe. Das Bluten zu stellen/ hat er absonderliches Vermögen/ zu diesem Ende wird er gepulvert/ und die Blutflüsse an Weibern und Männern zu heilen in sauren Wein eingegeben. Auf dem Bauch gebunden/ erhält er die Frucht/ schärffet den Verstand/ und lässt keine böse schwere Träume kommen/ wie Olaus Wormius in Musæo fol. 99. bezeuget. Es wird auch ein gutes Zahnpulver daraus gemacht.

89.

Achat.

In dem Achat ist ein schönes Spiel der schertzenden Natur zu sehen/ indem sie ihm mit so vielerley Farben zieret. Ist ein glänzender / halb durchsichtiger Stein/ man siehet offt (wie Thomas Nicols bezeuget) gantze artliche Landschafften / darinnen man kan sehen Wälder/ Flüsse/ Bäume/ Thier/ Früchte/ Blumen/ Kräuter und Wolcken / ist ein so harter Stein/ daß er sich nicht lässt feilen. Er ist zu finden in der Landgrafschafft Leuchtenberg; und um Straßburg findet man gantz weissen Agat mit schwartzen Flecken und mit einer Purpurfarb/ der sehr gut und fürtrefflich ist/ doch wird der beste aus Indien und Sicilien gebracht. Wormius schreibet: Der Achat sey ein Amuletum wider der Vipern und Scorpionen Stich/ beschirme wider alle Contagionen/ er erfreue das Hertz / im Mund gehalten/ vertreibt er denen in hitzigen Fiebern ligenden den Durst/ und mindere ihnen die Hitz/ daum wird er von vielen/ wider die Quartanam getragen. Welcher rothfärbig ist/ kan an statt eines Blutsteins getragen werden.

90.

Katzen-Aug. Oculus Beli. Oculus Solis.

Dieser wird wegen seiner Seltzamkeit höher geschätzt/ als der Achat / siehet einem lebendigen mit Strahlen glänzenden Augapffel nicht ungleich/ wird aus Zeilan und Pegu zu uns gebracht/ wird von den Indianern viel höher gehalten als bey uns/ (sagt Thomas Nicols) weil sie sich bereden/ daß der/ so ihn trägt/ an Reichthum nicht mangel leiden kan/ viel haben auch bey uns den Aberglauben / er bringe Glück im spielen. Ein solcher Stein wird in Indien sechsmal so hoch verkaufft als in Portugall/ und sey einer/ der bey den Indianern für 600 Goldgulden geschätzt/ in Portugall nur um 90. verkaufft worden.

91.

Jaspis und Heliotropius.

Die Alten haben ihrem Jaspis einen solchen Glantz/ Schönheit/ Wehrt und Tugend zugeschrieben/ dergleichen (meines erachtens) in rerum Naturâ nicht zu finden/ oder haben einen andern Stein unter diesen Namen gemeinet; denn unser Jaspis ist nicht besser als die Chalcedonier/ Achat/ und dergleichen Steine. Unserer ist zwar auch vielfärbig/ schönglänzend und halb durchsichtig/ doch nicht so hoch gehalten / daß er auch dem Gold vorzuziehen wäre/ sonst würden die Herren Böhmen einen grossen Reichthum in ihren Gebürgen verborgen haben/ weil er dort sehr wolfeil bekommen wird. Ist doch gleichwol der unsere nicht ohne Tugend. Galenus bezeugt: Wann ein grüner Jaspis am Halse als ein Amulet gehenckt wird / also / daß er in gleicher Linea auf den Magen hencket/ er die natürliche Krafft des Magens stärcke und erhalte. Es wird auch von dem bunden / weissen Jaspis gesagt / daß er vor Gefahr des Wassers / und des Ersauffens behüte. Bißweilen wird er mit allerley Figuren / als Spinnen/ Schlänglein/ und dergleichen Bilder und Zeichen/ verfertiget / und werden ihm bißweilen abergläubische Dinge zugeschrieben. Heliotropius und Sonnenwendstein wächst gern neben dem Jaspis/ ist ein halbdurchsichtiger grüner Stein/ mit Blut-rothen Flecken wird in Böhmen offt grosse Stuckweise gefunden / etliche nennen ihn den Orientalischen Jaspis. Man sagt/ so er in Wasser gelegt werde/ welches gerade gegen die Sonn gesetzt ist/ so mache er dasselbe kochend / und löset es in eine Wolcken auf/ die kurtz nach ihre Auflösund/ wieder als ein Regen herab tröpfflen wird / wie diß und noch mehr Thom. Nicols von ihm berichtet.

92.

Onychstein.

Ist ein schöner weisser Stein/ unter die Gesundstein gerechnet / und hat seinen Namen von den Nagel/ dem er auch gleichet. Unter diesem/ und den zweyen folgenden Steinen/ ist eine grosse Verwandniß: Der Onychstein hat mit seiner weissen Farb eine vollkommene Gleichheit des menschlichen Nagels. Der Sardonich participirt von der rothen Farb eines Sarders oder Carneols/ und eines Onechs. Der Chalcedonier aber hat die rothe und schwartze Farb/ unordentlich untereinander vermischet. Nicols schreibt aus Dioscoride seltzame Dinge von diesem Stein/ daß er die Gemüths-Bewegungen errege/ Melancholey verursache / Zanck und Streit erwecke/ so er an dem Hals als ein Amuletum getragen wird/ doch soll er die Anfälle der fallenden Sucht verhindern.

93.

Sardonych.

Dieser Stein ist röthlich oder Fleischfarb von den Sarder oder Carneol / und weiß von dem Onyx/ theils sind unten schwartz/ in der Mitte weiß/ und oben roth/ etliche sind auch einer Purpurweissen Rosenröthe/ und Himmelblauen Farbe / sie werden auch an etlichen Orten in Teutschland und Schlesien gefunden/ wann sie so groß sind/ daß man Trinckgeschirr daraus machen kan/ werden sie desto höher gekaufft / Plinius, Boëtius und Cardanus sagen/ daß dieser Stein alle die Kräfften und Tugenden des Carneols und Onychsteins in sich halte.

94.

Chalcedonier.

Dieser Stein (wie Thoma Nicols schreibt) wird auch in Teutschland und Niederland um Löven und Brüssel gefunden / ist ein halb durchsichtiger Stein/ einer dunckeln feurigen rothen Farb/ und gar hart/ die

Orien-

Orientalischen sind einer Purpur-oder Himmelblauen Farbe/ vermischt mit Weiß/ und dem Gesicht gar annehmlich/ etliche haben auch ein liebliche Röthe. Boëtius hält diese für die besten / die eine Himmelblaue/ gelbe und rothe Farb untereinander vermischen. Man sagt/ dieser Stein solle die bösen Geister vertreiben/ wie auch Melancholey und Traurigkeit / und daß er dem / der ihn bey sich trägt/ Sieg verleihe. Sein vornehmster Gebrauch ist zu Sigelringen und Pettschafften / weil er das Wachs gern von sich lässet.

95.

Lasurstein.

Dieser Stein ist von dem Lapide Armeno, oder Bergblau darum unterschieden / daß dieser gar hart ist/ jener aber sich leicht brechen und zu Pulver machen lässet/ auch ist der Lasurstein/ mit Goldflecklein besprenget/ so das Bergblau nicht hat / wird in Africa und Asien / auch in Teutschland gefunden / und Lapis Armenus ist seine Mutter. Dieser Stein verändert in Feuer seine Farbe nicht/ er wird offt so groß gefunden / daß man Löffel / Messer-schalen und andere Geschirr daraus macht. Ich hab in Regenspurg bey einem Canonico, Herrn Johann Frantzen / Grafen von Herberstein / eine Flaschen zimlicher Grösse gesehen / von lauter Lasurstücken künstlich zusammen gefügt war. Also / wer es nicht gewust/ hätte geschworen/ es wäre alles aus einem Stein formirt. Dieser Stein hat eine purgirende Krafft in sich/ seine gröste Dosis ist ein Quintl. schwer/ und daß solches fürtrefflich/ und ohn alle Leibs Schmertzen purgirn/ daß köstliche Ultramarin wird draus gemacht.

96.

Lapis Armenus. Bergblau.

Diesen Stein nennen die Italiäner Verda zure weil er sich leichtlich aus blau ins grüne verwandelt / ist gebrechlich / und verliert in Feuer seine Farbe / welches aber der Orientalische nicht thut. Dieser Stein (sagt Thomas Nicols) wird gut befunden / wider alle melancholische Kranckheiten/ ungewaschen/ purgirt er durch erbrechen ohn alle Beschwerung / wann er aber 15mal gewaschen wird / erregt er kein erbrechen/ und purgirt durch den Stulgang. Die Dosis des ungewaschenen Steins ist 3 biß 4 Scrupel mehr oder weniger/ nach dem die Kranckheit/ Alter und Krafft des Patienten ertragen kan. Die Dosis aber des gewaschenen ist von 5 bis 6 Scrupeln/ in warmen Wasser / auf diese Weise macht er nicht die geringste Unruhe/ er wird auch in Pillulen eingenommen/ die Composition besiehe T. Nicols fol. 158.

97.

Corallen.

Corallen ist mehr ein Meer-Gewächs / als ein Stein; ist ein Strauch vom Meerwasser bedeckt / ist anfangs grün und weich / so es aber an die Lufft kommet / wirds roth und hart als ein Stein. Es ist unter dem gesaltzenen Wasser ein immerdar fortreibendes und ästiges Gewächse/ die schönesten rothen Corallen wachsen allein im Mittel-Meer bey Corsica und Sardegna/ auch in Sicilia und Catalonien/ werden artlich heraus gefischt/ von Mannsbildern getragen / bleiben sie schöner als bey den Weibern. Man trägt sie für Bezauberungen/ für Gifft/ für die fallende Sucht/ vor Donner und Ungewitter. Wann man den Kindern/ so bald sie auf die Welt kommen / ehe sie etwas anders essen / 10 Gran gepulverter Corallen in der Mutter-Milch eingibt / soll es die Zeit seines Leben vor der fallenden Sucht befreyet seyn / welche von vornehmen Medicis bezeigt wird. Wer mehr von seiner Tugend wissen will / besehe Conr. Kuhnraths Medullam Destillatoriam & Medicam Part. I. Tract. 10. Ihnen die verlohrne Farbe wieder zu bringen. Nim 2. welsche alte Nüsse/ die stoß zu Pulver / und reibe darunter Salis Nitri anderthalb Quintlein / schütt solches auf ein wollenes Tüchlein / reib die bleichen Corallen wol darmit / so werden sie wieder schön / oder hänge sie in ein heimlichs Gemach / zimlich tieff hinab / und laß sie etliche Wochen darinnen / so werden sie wieder gar schön roth. Jonstonus schreibt/ wann man die Corallen in Senff-Samen legt/ und darein verhüllt/ so werden sie schön roth. Etliche nehmen Urin von einen Knaben/ lassen ihn so lang stehen / biß er sich reinige und seine Feces setze / giessen hernach das lautere durch seichte Neigung des Geschirrs ab in ein Glaß / legen die Corallen etliche Tag lang hinein / biß sie schön roth sich erzeigen.

98.

Malechit oder Schreckenstein.

Etliche halten diesen Stein für ein Geschlecht der Türckis / ist gezieret mit weissen Adern / vermischt mit Himmelblauer Farb unter dem dunckelgrünem / und zuweilen mit schwartzen Flecken besprengt / hat den Namen im Griechischen à Malva von den Pappeln / weilen er fast ihrer Farb ähnlich ist. Der beste kommt aus Arabien / man findet ihn auch in Cypern und Teutschland / fürnemlich in Meissen und Tyroll wird bißweilen so groß / daß man Geschirr daraus kan machen/ wird gemeiniglich den jungen Kindern eingefaßt angehangen/ weil er für dem jähen Schrecken gut seyn solle / und da den Kindern etwas von dergleichen Zufällen begegnet / soll es dieser Stein übersich nehmen / und davon einen Schrick bekommen. Crato sagt/ daß dieser Stein eine fürtreffliche Krafft habe / den Magen zu stärcken/ und die Kinder für der Fraiß zu bewahren/ es wird auch gemeldet/ daß er die Bangigkeit des Hertzens und die Darmgicht vertreibe / welches er vielleicht durch seine reinigende Krafft verrichtet / dann Boëtius sagt/ daß/ so man ihn 6. Gran schwer einnimmt/ so purgire er gleich wie Antimonium.

99.

Luchsenstein und Judenstein.

Dieser Stein (wie Thom. Nicols schreibet) ist an Gestalt und dicke / wie ein Finger / oder wie das Ende eines Pfeils / auswendig meistentheils einer braunen dunckelblauen Farbe / inwendig hohl / etliche sind weiß/ etliche durchsichtig / und wie der Agtstein an der Farbe / wann man ihn ins Feuer leget / brintzelt er wie gebranntes Horn oder Bein. Etliche halten dafür / es sey einerley mit dem Judenstein / er soll eingenommen cum convenienti vehiculo für den schweren Träumen und Zaubereyen bewahren; Der Judenstein aber ist gemeiniglich rund / (nach Nicols Gezeugnis) gleich einer Olive / weiß an der Farb / und

bißweilen bräunlich / lässt sich leichtlich brechen / man nennet ihn Phrenicitem und Lapidem Syriacum, wird auch in Schlesien gefunden/ und soll gut seyn zu dem Blasen- und Nierenstein.

100.

Serpentinstein. Ophites.

Ist ein Art von grünschwärtzlichten / gescheckichten Marmor / werden in Meißnischen Gebürge grosse Stück ausgegraben / und allerley Trinckgeschirr / Gießbeck und Schalen daraus verfertigt. Hat den Namen davon/ daß er gesprengt ist als eine Schlangen. Galenus schreibt / daß dieser Stein eine abtrocknete Krafft habe/ und so er mit weissen Wein eingenommen werde / zerbreche er den Blasenstein / ist einer kalten Natur / und lindert die Schmertzen. Dioscorides sagt/ wer diesen Stein trage / den bewahre er für Schlangenbiß / für Hirnwüten und Schlaffsucht / für Pest/ Pocken und dergleichen. Er wird geschnitten / daß man ihn bequemlich kan auf den Lenden tragen / und wird fast einer grossen Handbreit gemacht und ausgehöhlt / daß man ihn erwärmter aufbinden / und also die Stein und andere Schmertzen vertreiben kan.

101.

Milchstein.

Milchstein/ von Thomas Nicols wird er Murochtus, von andern auch Galactites und Lac Lunæ genannt / ist ein weisser weicher Stein. Man sagt/ daß er die Krafft habe/ die Poros und Lufftlöcher des Leibes zu eröffnen/ und den säuchenden Frauen viel Milch zu bringen; wird in Egypten/ aber auch in Teutschland/ Sachsen und Mähren / auch in den Schweitzerischen Gebürgen / modò etiam in fodinis Superioris Austriæ, prope Traun See invenitur, wie D. Herton bezeuget gefunden/ sonderlich um Hildesheim. Die Leinweber und Leinwath-Bleicher solviren diesen Stein / und machen die Leinwath schön weiß damit. D. Bitterkraut nennet diesen Stein Petram Cœlestem, und sagt/ der röthlichte gehöre für die Männer / und der weißlichte für die Weiber / schreibt ihn auch wundersame Tugenden zu / als für die Fraysß / jähen Schrecken / Colica / Hertzklopffen und andere mehr Würckungen/eben dieser Stein mit Wasser und Saltz vermischt/ und den Schafen vorgestreut/ soll sie Milchreich machen/ und die Kretzen verhüten.

102.

Terra Sigillata.

Die Orientalische wird aus der Insul Lemnos heraus gebracht / und mit Türckischen Buchstaben versigelt / in Teutschland wird sie auch in der Schlesien/ bey Striga und Lignitz gefunden / wird gleichesfalls mit dem Stattwappen des Orts wo sie gegraben / verpettschirt/ ist theils roth / theils weis/ so sie Axungiam Solis & Lunæ heissen. Dienet für allerley Gifft/ Hertzittern und andere Schwachheiten / Bauchflüsse und Ruhren/ stärcket das Hertz und alle Lebens-Geister/ erquicket das Gehirn/ ist gut für das Hauptwehe und Augenflüsse / ist auch sonst zu unzehlichen Zufällen bewehrt / wie D. Joh. Montanus, auch Herr Colerus in seinem 17. Buch Oecon. von cap. 104 biß cap. 109. inclusivè bezeugen.

103.

Handpulver so glatte Hände macht.

Nimm 4. Loth Reiß / gar klein gepulvert und gesähet/ Mandeln 2. Loth an einen Riebeisen gerieben/ Sperma Ceti ein halb Loth / in einem Mörser gar klein gerieben / diese Stücke wol untereinander vermischet/ so ists fertig. Oder nimm 2. Loth Gips des guten/ (wann man ihm will probiren/ so legt man den Gips in frisches Wasser/ wann das Wasser wird wie Milch/ so ist er gerecht) Reiß 1. Loth/ præparirten Weinstein ein halb Loth / diese Stück alle wol durcheinander gemischt/ und in einer Schachtel verwahrt.

104.

Wolriechendes Wasser die Schnupptücher damit zu besprengen.

Nimm 8. Loth harten Storax / drey Achtel guten Rheinischen Brandwein / in ein Glas zusammen gethan/ und 4. Wochen auf einen warmen Ofen stehen lassen/und hernach vom Storax wieder abgegossen/und 8. Gran Bisen / oder 4. Gran Bisen und 4. Gran Ambra darein gethan / und zum Gebrauch aufgehalten/ hernach die Leinwath damit besprengt/ und von sich selbst lassen trocken werden/ es behält den guten Geruch 8. Tag und länger.

105

Gutes Wasser zu einem bleichen Angesicht.

Nimm 2. weisse Semmelschmollen/ so warm sie aus dem Ofen kommen/ das weisse/ von 12. hart gesottenen Eyern/ das hacke klein/ gestossene und gesähete Eyerschalen 2. Loth/ weissen Zuckercandel klein gestossen 1. Loth/ rothe gestossene Myrrhen 1. Loth/rein gestossenen und gesiebten Weinstein 1. und ein halb Loth/ Geißmilch ein halbe Maß/ Muscatell ein Seitel/ so viel daß es eine stehende Hand über diese zusamm vermischte Stück gehet/ diß alles wol durcheinander gerührt/ in einen gleich weiten grossen Glas/ oder verglasirten Hafen 24. Stund lang weichen lassen/ alsdann mit linden Kohl-Feuer distillirt in einem Glas. Diß Wasser kan man alle Tag Morgens und Abends gebrauchen/ mit einem linden Tüchlein das Gesicht abgewischt/ und von sich selbst trocknen lassen/ soll bewehrt seyn.

106.

Schnecken-Wasser/ so die gelben Flecken vertreibt.

Nimm 70. Schnecken/ die müssen in kein Wasser kommen/ aber fein sauber aus den Häuslein genommen und klein gehackt werden. Weisses Bohnen-Meel 4. Loth/ Veilwurtz-Pulver 3. Loth/ rothe Myrrhen der besten auch gepulvert 1. Loth/ reingesiebten Weinstein 3. Loth/ neugelegte und hart gesottene Eyer 7. davon das Weisse klein gehackt/ Geis-Milch ein Aetering/ frischen Limoni-Safft ein Seitel/ gar frisch Schweinen-Fette 4. Loth/ davon nimmt man aber alle Häutlein gar sauber/ schneidt das Fette klein und mischt es unter die obgemeldten Sachen/ thut alles in ein weites Glas/ und verbindet es wol/ lässt es also Tag und Nacht beitzen/ brennts hernach in einen gläsern Brennzeuge kühl aus/ seihet es sauber/ und verbindts wol/ setzt es an ein kühles Ort/ mit diesen Wasser wischt man sich täglich ab/ vertreibt alle Gesichts-Flecken. Von D. Judex.

107.

Gute Hand-Seiffen zu machen.

Nimm ein halb Pfund Polnische Seiffen/ schabs klein/dörrs und stoß es zu Pulver/ nimm geschelte Mandeln ein Vierding/stosse sie klein/und stoß ein Loth Campher darunter/ Meel von Bohnen/ (denn vorher die Haut mit Essig abgezogen worden) 3. Löffel voll/ und auch 3. Löffel voll Reiß-Meel/ diß alles thue in eine Rein/ thu darzu Hirschen-Inslet 4. Loth/ schön weißgewaschenen Terpentin 3. Loth/ Hundsschmaltz drey Loth/ weissen gestossenen und gesäheten Zuckercandi 4. Loth. Limoni-Safft 3. Löffel voll/laß das alles gemach sieden/ daß es nicht anbrenne/ bis es auf einen zinnern Teller gestehe/ rühr es wol/ so lang es siedet/ wanns gesotten ist/ und daß mans von der Glut nimmt/ so gieß ein halb Loth Weinstein-Oel darein/ rührs bis es kalt wird/ formirs nach Gefallen.

108.

Wegwart-Laugen.

Diese Lauge ist gut/ wann man ein grobes ausgefahrnes Fell hat/oder wann man sonst kottig ist/ macht gar ein sauber und reines Angesicht. Nimm Wegwart-Stauden/ wann sie am besten blühen/ schneid sie bis auf die Wurtzel ab/ dörre sie an einem schattechten Ort/ daß sie wol dürr werden/ brenne sie hernach zu Aschen/ und sähe es sauber/ thu sie in ein saubers Geschirr/ gieß schön frisches Wasser darauf/ oder etliche ausgebrannte Wasser/ so dem Gesicht dienlich sind/ laß sie den Tag und Nacht darauf stehen/ rührs offt durcheinander/ des andern Tages seihe es lauter herab in ein Glas/ und lege Gaffer darein.

109.

Pulver zu den Hände waschen.

Nimm klein gepulverte Veilwurtz und Venedische klein geschabne Seiffen/ durcheinander gemischt/ ist gut zum Handwaschen/ man mag auch geschelte Mandeln auf einen Riebeisen gerieben/ darunter thun/ so ist es noch besser für die Hände/ so mans neben einer Pomade gebraucht.

110.

Hand-Sälblein.

Nimm süsses Mandel-Oel 8. Loth/ schön weisses Wachs 2. Loth/ laß beedes durcheinander zergehen/ seihe es/ und wasch es mit Rosenwasser/ bis es schön weiß ist/ auf die Letzte misch ein wenig Bisen/Campher/ oder Citroni-Oel darunter.

111.

Guguckspecklein zu vertreiben/ auch rothe Nasen.

Nimm weisse Lilienblätter und gepflückte Meyen-Blumen/ dörre sie in einen verglasirten Hafen/ gieß Ziegen-Milch darüber eine halbe oder gantze Maß/ nachdem du viel Blumen hast/ decks zu/ und stell es 14. Tag in den Keller/rührs alle Tag einmal mit einen Höltzlein/ oder hölzern Löffel untereinander/ bedecks wieder/ darnach destillirs und behalts in einem Glas wol verwahrt/ wann du es bedarffst/ so salbe dich Abends und Morgens damit. Oder nimm alle Nacht etliche Hauswurtzen-Blätter/ zerstosse sie in einen kleinen Mörsel/ balgs in ein Trinck-Gläslein/ laß es stehen/ so setzt sich das Grüne an den Boden/ und das Obere bleibt wie Wasser lauter. Von diesen Wasser thu in einen Löffel voll Geiß-Milch 3. Tropffen/ und wisch dich damit mit einen subtilen Tüchlein ab/ ist bewährt/und ist auch gut/wann jemand die Blattern hat/ es vertreibt die rothen Flecken/auch rothe Nasen. Item/ für die Sommerflecken/ nimm Kälberne Füsse/ rein gemacht/ daß kein Fett mehr daran sey/ schneide sie klein/ thu sie in einen Brennzeug/und brenn daraus ein Wasser/ wasch dich damit etliche Tage nacheinander.

112.

Wider die Narben von den Kindsblattern.

Nimm Succum Persicariæ maculosæ, frischen Citroni-Safft/ Ochsen-Gall/ Venedische Seiffen/ mit dem Messer geschaben/ eines so viel als des andern/ dieses muß man zusammen sieden/ so lang bis es eine Salbe wird/alsdann wasche man das Angesicht mit Waitzen-Kleyen/ und laulecht warmen Bronnenwasser/ hernach beschmiere man sich mit dieser Seiffen Abends und Morgens/ soll an vielen Fürstlichen hohen Personen seyn probirt worden.

113.

Ein wahres Stuck aus vielen kleinen Perlen grosse zu machen.

Nimm Wein-Essig der neunmal destillirt ist/ in einen Alembicum, thu die Perlen darein/ setze sie in einen Roß-Mist/ laß es etliche Tage putrificiren/ thu sie heraus/so sind sie weich worden/dann mach einen Model von Silber/ so groß du die Perlen haben wilt/ der muß inwendig vergoldet seyn/ mach mitten durch den Model ein Lücklein/ daß man eine Sauborsten durchstechen kan/ drucke den Taig in den Model/ durchstich sie/ weil sie noch weich sind/ laß sie stehen/ so werden sie hart/ dann destillir ein Wasser von Menschen-Blut/ leg die Perlen darein/ so werden sie gar schön klar. Oder man nimmt gute frische Limonien/ schneidet sie voneinander/ und presst den Safft heraus/ den thut man in ein Glas wol vermacht/ setzt ihn an die Sonnen/ bis er sich gar rein clarificirt/ darnach nimmt man kleine ungelöcherte Perlen/ stosst sie gar klein zu Pulver/ wascht sie rein/ und solvirt sie alsdann aus gemeldten Limoni-Safft/ daß es wird wie ein weisser Brey/alsdann nimt man seine runde Perlen/ fasst sie an einen Drath von feinem Silber/ und trucket sie in dem gemachten aufgelösten Perlen-Liquor, hängts an die Sonnen/ lässts trocken werden; wann sie trocken sind/ überzieht man sie wieder mit den solvirten Perlen/ und lässt sie abermal an der Sonnen trocken werden/ das thut man so offt und viel/ bis sie die Grösse erreichen/ die beliebt. Sie werden gar schön/ bekommen ihren rechten natürlichen Glantz/ wie die rechten Perlen.

114.

Tinctura Corallorum aus D. Joh. Bechers, Mineralogia fol. 86.

Nimm Corallen/ die stosse klein/ mische gleich so viel wolgeläuterten Salpeter darunter/ thue es zusamm in ein Tigel/ und laß den Salpeter davon brennen/ und dann eine Stund oder 2. ausgeglühet/ alsdann einen Spiritum Vini darauf gossen/ in digestio-

nem gesetzt / bis der Spir. Vini schön durchsichtig roth ist / alsdann abgegossen und filtrirt / und so offt mit dem Spiritu herüber destillirt / bis nichts mehr im Grund bleibt / dann der Spir. Vini in Balneo lind davon gezogen / diese Tincturam nun brauch also: Als des Abends / wann man will schlaffen gehen / eingenommen/stärckt er das Hertz/reinigt das Geblüt/macht frölich / vertreibt Melancholiam, währet den bösen Träumen/stillet das Bluten der Nasen und Wunden/ vertreibt das Grimmen im Leib/ verbessert den Magen/ wehret dem Mutter-auffsteigen / trocknet das feuchte Miltz/ beschützet die Leber vor allen bösen Zufällen / stillet und treibet die Menses, und bringet sie zurecht / purgirt die Nieren / heilet das Röhr-Geschwär / und præservirt vor den Frantzosen.

115.

Bisenkugeln zu machen.

Nimm Laudani ein Loth / 4. Kr. Storac. Calomit. 2. Loth/ 8. Kr. Diamosc. ein halb Gran/ 6. Kr. Ambra 4. Gran/ 8. Kr. Bisen/ 8. Gran/ 5. Kr. Veiel-Pulver ein halb Quintl. Paradeiß-Holtz 4. Gran / Myrrhen ein halb Quintl. Diese Stück klein gestossen / hernach nimm 3. Loth Gummi/ Tragant/ und 2. Loth Gummi Arabici / weiche es in Rosen-Wasser / darnach nimm obgemeldte Materien / thu Beinschwärtze / oder Lindenen Kohlenstaub darunter/ gieß das geweichte Gummiwasser daran/ und mache Kugeln daraus.

116.

Sperma Ceti.

Wird nicht von den Saamen der Wallfisch / (wie so wol der Name/ als genaue Wahn lautet) sondern ex Cerebro Maris Cetacei gemacht und zubereitet/ weil das Weiblein kein rechtes Hirn / sondern nur ein flüssige Feuchtigkeit hat/ darvon ein Oel zu den Lampen bereitet wird. Und wird diß Sperma nicht allein aus der Balenen, sondern aller grossen Fischen Hirn zugerichtet. Man schüttet das Gehirn in einen Topff/ von solcher Art / worinnen man den Zucker zu reinigen pfleget / das untere Loch wird verstopfft / und so lang darinn gelassen / bis es gestockt und klebricht wird zu einer weissen Materi / so man Wallrath zu nennen in den Apothecken gewohnet ist / muß aber entzwischen an einem warmen Ort stehen / alsdann wird der Topff wieder geöffnet / und also diese Materi gereiniget. Von den Americanischen Wallfischen aber / so von denen Engelländern bey Bermudes gefangen werden / nimmt man nicht das Gehirn / sondern die Fettigkeit der Leber / daraus sie das Sperma Ceti auf gewisse Weise præpariren/ etliche meinen/ es heisse Baldrath / weil es denen Gefällen/das geronnene und gestockte Blut bald zertheilet / die Schmertzen heilet / wann mans eingibt/ und reinigt die schleimichte Brust.

117.

Perlen.

Es wäre unbillich / wann der Perlen / welche eine von den besten Zierden des Frauenzimmers gehalten sind / nicht solte gedacht werden / will von denen aus Persien / Indien und Arabien zu uns gebrachten hier nichts melden / weil davon im eilfften Buch geredet worden. Es finden sich auch Perlen in unsern Teutschland/ sonderlich bey Passau in der Iltz / welche daselbst mit ihrem schwartzbraunen Wasser sich in die Donau ergießt / und fast in die 3. Meil lang mit Perlen-Muscheln gesegnet ist / welche denen Orientalischen an der Grösse wenig nachgeben / bisweilen auch an Glantz nicht viel geringer scheinen / die wenigsten aber davon zeitig werden. Als aber in den Schwedischen vorigen Krieg die Völcker dortherum eine Zeitlang gelegen/ sind sie daselbst rein zusamen geklaubt / und ausgefischt worden / sie haben sich aber hernachmals wieder vermehrt / daß jetzo kein Abgang zu finden ist. Zu Friedens-Zeiten darff niemand da fischen / ausser der Bischöff / und seine Nächsten / denen ers erlaubet. Sonst gibts auch in Meissen und Voigtland in der Sala/und in der Elster Perlen / so wol auch in Schotten/ bey dem Fluß Done/ Schlesien/ Böhmen/ Lotharingen/ Frießland/ wie Anshelmus à Boot bezeuget / auch in Englischen Meergestatt in der Provintz Cornwall. Die Alten haben geglaubt / die Perlen wachsen aus des Himmels Thau/ die Neoterici aber widersprechen es / weil diese Muscheln in dem rechten Grunde des tieffen Meers ihre Wohnung haben / sind auch gleich / so bald sie aus denen Wasser kommen/ und eröffnet werden/ hart / und dörffen nicht erst / wie die Corallen von der Lufft / ihre Solidität erlangen. Die Zahl-Perlen werden Uniones genannt / de Boot sagt / so ein Zahl-Perl 3. Gran wiget / und schöne Wasser hat / so sey das Stuck drey Cronen werth / also ist nach ihrer Grösse / Gewicht/ Ründe und Schönheit / der Preiß zwey- und dreymal grösser / oder geringer / darnach sie Mangel oder Uberfluß haben.

118.

Perlen-Mutter.

Die Geburt-Stelle und das Vatterland / darinn die Perlen wachsen / sind die Muscheln / die inwendig schön gläntzig untereinander spielen / und etliche gleichsam einen Opal / oder Regenbogen in sich zeigen. Es werden Schalen / Löffel und Messerhefft daraus gemacht/ es werden auch Tisch und Schießröhr damit gezieret und eingelegt. Zu Bengala in Indien / machen die Jungfrauen Arm-Bänder daraus / als einen sonderlichen Schmuck. Nicolaus Gabeus de Meteorolog. lib. 1. §. 50. pag. 292. glaubt / es seyen die Perlen in der Artzeney nicht so kräfftig / als die Perlen-Mutter / und sagt/ alle die Chymici seyen mit ihm gleicher Meynung/ und hält darfür/ das Perlen-Saltz und andere Artzeneyen zu Stärckung der Menschen / werden besser aus dem inwendigen gläntzigen Theil der Perl-Mutter / als den Perlen selbst bereitet / daher in den Apothecken auf solche Weise ein solcher Unkosten zu erspahren wäre. Joh. Rud. Camerar. in Sylloge Memorab. Cent. 8. N. 25. sagt also: Accipe unam, duas vel tres perlarum matres, vel etiam plures, quas ab exteriori parte à scabritie usque ad flavedinem sublatentem politas, in frusta confringito, quæ crucibulo indita, calcinando incinerato usque ad niveam albedinem, tandem pulverisa, & in usum adversa, habebis sic ἀντιπύρετον wider das Fieber præstantissimum, quo innumeris febri tertiana divexatis opitulatum fuit, und schreibt J. Steph. Strobelberg, er habe dieses Stück viel Jahr unter seinen Arcanis gehabt/

habt/ sey aber endlich aus Christlicher Liebe bewogen worden/ es zu offenbahren. Dosis maxima Scrup. 4. mediocris drachma una, minor drachma sem. minima Scrup. 1. pro Viris, Mulieribus, Pueris. Infantulis, usus nondum præsente, sed saltem instante paroxysmo & quidem in 2. 3. vel 4. paroxysmis consequenter & si non redierit, suo quoq; tempore, ut sic junctis viribus cum Naturâ ad expulsionem auræ febrificæ operentur. Vix memini (schreibt er ferner) quin frustrà ultrà tertiam adhibuerim vicem, quâ plerumq; febrina hostilitas eliminaretur. Indiget autem hic pulvis vehiculo convenienti, qui est haustus calens cerevisiæ, si possit haberi, albæ, si non, nigræ, cum liquamine butyri recentis, quo epoto statim in lectum se recipiat æger, sudorem inibi expectans largissimum, qui spem ipsi faciet certissimæ sanationis.

119.

Campher/ Gaffer.

D. Hermannus Nicolaus Grimm, ein vortrefflicher und berühmter Practicus in Ost-Indien / beschreibt in Decuriâ Secundâ Miscellan. Curios. An. 1. Observ. 153. fol. 371. daß der Campher-Baum wachse unferne Baros in Sumatrâ, sey groß und dicke / auch wegen seiner Härtigkeit zum Bauen bequem / habe einen geraden Stammen / der seine Aeste ordentlich ausbreite/ von grossen/ dicken/ und vornen etwas zugespitzten Blättern/ die/ wann man sie reibet/ nach Campher riechen / den sie doch wegen des Camphers Flüchtigkeit endlich wieder verlieren/trägt eine schöne Frucht/ in Grösse einer kleinen Haselnuß/etwas länglicht-rund/ mit einer dünnen Schelffen umgeben/ welche noch in einer Schelffen ligt / wie die Haselnuß/ die ist von allerley Farben / als roth / Purpur-farb / gelb und grün/ die gantze Frucht in sich hüllend / und gleich einer Tulipen sich obenauf eröffnet / die Samlung aber geschihet solcher Gestalt / wann sie aus den äusserlichen Zeichen vermercken / daß der Baum viel Campher an sich habe/ entblössen sie den Baum aller seiner Blätter/ so wol auch der Rinden und des Holtzes / bis auf den Kern/ den spalten sie voneinander / so ligt der Campher in dem March wie Crystall-Saltz-Blätlein-weise darinnen / welches von dem Kern abgesondert wird / und also bringen sie aus einem solchen Baum / von einem biß in die drey Pfund Campher / welches schier nicht die Mühe belohnet / einen solchen schönen Baum zu verwüsten / und ist D. Grimm der Meynung / wann diese Leute die Destillir-Kunst verstünden / und dieses Holtz in kleine Stücklein zerschnitten / sie solten eine grosse Quantität heraus bringen / denn ob schon das Holtz keinen sonderlichen Geruch hat/ halte es doch viel Campher in sich / weilen das Holtz / wann es nach der Zwerch mit der Säge zerschnitten wird / fühlet man diesen Geruch / und daß es viel Fettigkeit in sich weiset/ wie denn die Japanier durch Destilliren den Campher also heraus ziehen / wiewol sie die Kunst der Läuterung noch dato nicht wissen. Er wächset auch in Borneo und Japan / dieser aber hat lindere und stärcker riechende Blätter / die Frucht davon wird condirt / und soll angenehm zu essen/ und ein sonderbares Antidotum und Alexipharmacum seyn/ist aber sehr hart zu bekommen/ aus Ursach / der Krieg/ die sehr offtmals daselbst geführt worden. Aus diesen Früchten / Blumen und Blättern wird auch ein Wasser gebrandt. Es fliesst auch viel Oel heraus / wann man bis auf das Marck hinein bohret. Der Campher soll ohne schwartze oder rothe Flecken seyn. Ihn zu erkennen / ob er gerecht sey/ so nim ein heisse Semmel / wann sie erst aus dem Ofen kommt/brichs entzwey/ und leg ein wenig Campher auf die warme Schmollen / zergeht und verfleusst er / so ist er gut/ dörrt er sich aber/ so ist er gefälscht. Er lässt sich gern mit Fingern zerreiben/ ist nicht hart / und wie fettlicht anzugreiffen/ wann er angezündet wird / brennt er im Schnee und Wasser: daß er nicht (wann er lang ligen muß) am Gewicht abnimmt / soll man aus dem Geschirr/ darinn er ligt / Pfefferkörner / Hirsen / oder Leinsaamen thun/ wenn man ihn stossen will zu Pulver/ muß man vorher im Mörsel 4. oder 5. Mandelkern wol zerstossen/ alsdann die Mandel heraus und weggethan/ und den Campher darinn gepulvert. Ist es Winter/ und gar kalt/so laß den Campher wol gefrieren/so stösst er sich auch besser / ist flüchtig und gleicher Art wie der Saliter. Für das Fieber soll wol dienen Campher in einem Tüchlein eingebunden / und ins Genücke angehenckt/ und ein wenig Campher im Meth zertrieben eingenommen / das stillet (wegen daß es bald durchdringet) das Bluten an allen Orten des Leibes. Andere Artzneyen davon zu machen / besihe Medullam pestillatoriam Conradi Kunraths ersten Theil fol. 299. &c. Wer den Campher will brauchen zu Augenwasser/ oder sonst innerlich/ muß er ihn vorher tödten/ und mit Mandelkern in einem Mörsel abreiben/ und alsdann pulvern. Man muß ihn / lang zu erhalten / in Leinsaamen / oder Pfefferkörner legen/und fleissig vor der Lufft bewahren/ sonst verzehrt er sich selbst / so aber (wie Georg Niclas Schurtz in seiner neu-eingerichteten Material-Cammer schreibt) einer ein Pfund Campher in eine Blasen thut/ und solchen wol verwahrt / daß keine Lufft darzu kommet/ ob gleich weder Leinsaat noch Pfeffer dabey ist / so wird doch / wann er gleich Jahr und Tag liget und uneröffnet bleibt / solchem am Gewicht nichts abgehen/ und sein Pfund netto haben / dann die Lufft ist ihm am schädlichsten. Si Cyathus aquæ in aqua Caphuræ, quantum nux avellana est, accensa conflagrarit, exhibeatur cardiacis & histericis, statim liberantur, vigilias facit, si quis eam sæpius odoretur, & naribus adhibeat, cerebrum n. exsiccat, quidam ponunt caphuram inter fortissima & validissima pestis dexiteria, nihil n. sinit putrescere, & venenosos disjicit halitus, in magnis tamen capitis, in ventriculi doloribus non (vel caute) utendum, & vix in unâ dosi, duo & tria grana adhibenda.

120.

Manna.

Deren wird viel in Palæstinâ, auf dem Berg Libano, wird auch in Welschland / in Calabria und Apulia, gefunden. D. Hertod schreibt / daß man sie auch in Mähren in Circuitu Uramoviensi, auch andern Orten/ meistens auf den Alberbäum-Blättern finde. Ist einer temperirten Eigenschafft / und vornehmlich schwachen Naturen / den Leib zu erweichen/ sehr dienlich / die Gall und serosos humores auszuführen/ hilfft erkalteten Zuständen / auch der Husten und andern Lungen-Zufällen / man soll sie aber nicht roher

(weil sie viel Winde machen wurde) sondern ein wenig gekocht reichen / den Kindern wird sie am sichersten gebraucht / weils ihnen auch wegen der süssen Liebiichkeit am besten einzubringen / und sie härtere und bittere Artzeneyen übel vertragen können / doch bey hitzigen Naturen / Kranckheiten und Jahrs-Zeiten muß man gewarsam damit umgehen / wenn sich die Manna leichtlich entzündet und vergället wird / daher solche mit etwas säuerlichten / als mit Tamarinden zu vermischen. D. Managetta hat sein Laxier-Träncklein also vorgeschrieben. Recip. mann. el. ij. Drachm. solvatur in aq. font. vel decocto passul. Clarif. iiij. Unz. add. Cremor. Tartari, 1. Scrupl. vel ij. Scrupl. junctim cum ovi albumine clarificentur, super addendo aq. Cinam. opt. ij. Loth. vel oleosacchari citri ex rec. cort. parat. q. f. ad gratum saporem.

121. Sena.

Die Sena ist neben dem vorigen / fast die gemeineste Purgir-Artzney / wächset nunmehr auch in Italia und Franckreich / und in den Gärten unsers Teutschlandes / muß aber vor dem Majo (wegen des kalten Gewitters) nicht gepflantzt / und im Herbst frühe eingesammlet werden / doch ist die Egyptische und Alexandrinische am besten. Etliche zwar nehmen die Schötlein / die meisten aber gebrauchen sich der Blätter / und vielleicht auch am sichersten / ist der Colutea und süssem Holtz etwas ähnlich / hat geringe runde Stängel wie Melilot / anderthalb Schuhe hoch / die Blätlein des Orientalischen sind länglecht / spitzig und grünlecht / des Welschen aber kurtzer und runder / sind 7. oder 8. an einem Stiel / die Blumen sind Goldgeel mit Purpur-farben Aederlein durchzogen / der Saamen ist in krumgebognen Schötlein schwartzfärbig / schier wie die Weinkörnlein / aber breiter / die Wurtzel ist zart und schwach / ist warm im andern / und trocken im ersten Grad / purgirt die wässerige Feuchtigkeit / Gall und Schleim / führet sie aus vom Haupt / Leber und Miltz / man muß sie aber nicht zu starck auspressen / sonsten machen sie Grimmen / darum sie meistentheils mit einem Zusatz / als Ingber / Zimmetrinde / Spica / Anis oder Fenchel gebraucht werden / es wird auch ein purgirender Syrup / wie auch ein Wein davon prepariret / der zu vielen Gebrechen dienlich ist. Von Senæ-Blättern soll über ein Quintlein nicht genommen / aber mit Zusatz mehr genossen werden / mit Hüner-Brühe ein halbes Loth genützt / laxiret es sänfftiglich / reinigt das Geblüt / und erfreuet das Hertz. Das Laxier-Wasser wird auch davon gemacht / nimm 3. Loth Senet-Blätter; klaub es sauber von allem Wust und Stängeln / wasch es sauber / thu es mit 2. Nägelein und einer Ingber-Zehen klein zerschnitten / auch Fenchel und Anis / jedes ein halb Loth / in einen Hafen mit Wasser und Wein / nach Gelegenheit der Krancken / seihe es durch ein Tuch in einen kleinen Hafen / thu etwan Zucker darein / gib dem Krancken / wann er will Abends schlaffen gehen / auch Morgens nüchtern ein zimliches Träncklein davon / zuvor gewärmet / und laß ihn frühe 3. oder 4. Stunde darauf fasten / diß dienet Jungen und Alten / ist auch gut den Kindbetterinnen / doch ohne Zucker / thu ein wenig gestossen Rhabarbara darunter / so wirckt es desto besser.

122. Rhabarbarum.

Kommt aus China und India nach Venedig und Holand / hat viel 2. Spannenlange Blätter / etwas häricht und Veyel-farbe Blümlein / die Wurtzen ist 2. oder 3. Zwerch-Hände lang / wann sie vollkommen / ist sie eines Schenckels dick / den zähen Schleim und die gelbe Gall purgirt sie lind / curirt die Leber und Geelsucht / werden gute Trochisci und Pillulen daraus gemacht / wird auch in der Ruhr gebraucht also: Nimm ein Stuck Rhabarbara / legs auf eine heisse Herdstatt / laß um und um Kohlen legen / doch also / daß sie nicht anrühren / auch oben auf / und wann sie gleich ein wenig schwartz wird / schadet es doch nicht / man kans schon abschaben / in der Ruhr gib ein Quintlein auf einmal ein / es ist auch gut / wann mans in ein Seitel Geiß-Milch thut / und ein Brocken Bock-Unschlitt darzu legt / und trinckt es fein warm aus.

123. Eine gute und heilsame Pomada / von Ihr Durchleucht Princesse Eberhardine von Würtenberg.

Man nehme ein Pfund neu ungewaschenen Butter / gelbes Wachs ein Vierding / von schwartzen wolzeitigen Trauben ausgepreßten Safft ein Pfund / man muß aber den Safft in kein Metall / es sey was es wolle / auspressen / sondern nur in ein erdene oder höltzerne Schüssel. Dann nehme man auch ein Pfund Rosenwasser / diese 4. Stuck in einen neuen irrdenen Hafen eine Stund gekocht / und nicht gerührt / nur mit einer höltzernen Spachtel den Schaum herab genommen / und wann mans vom Feuer thut / wieder gar sauber abgeschaumt / und kalt lassen werden / denn Stuckweiß mit einen irrden oder höltzern Geschirr (und nicht mit einigem Metall) heraus genommen / auf ein saubers Tuch gedruckt / und in einem höltzernen oder irrdenen Geschirr aufgehoben. Man muß es gar mit keinen Metall anrühren / wird sonst verdorben. Diese Pomada ist gar heilsam / wann man etwan fällt / oder sich stösset / auch gar zu frischen offenen Schäden / zum Mund und Händen / wann sie etwan von Kälten / oder sonst aufgesprungen sind / macht auch glatte und linde Hände. Zu den Händen aber / sie sonderlich im Winter gut zu erhalten / ist folgende noch besser. Erstlich / nimm eines Eyes groß Hirsch-Marck / und halb so viel schönen Venedischen Terpentin / der aufs säuberste gewaschen ist / alsdann nimm zu dem Terpentin von einem Ey das Klar / rührs so lang bis ein Schüssel voll wird mit dem Feim / alsdann laß das Marck kühl zergehen / gieß es auf ein Rosenwasser / und wasch es gar sauber / alsdann nimms vom Wasser / und laß es wieder zergehen / und schütte den Terpentin mit dem Eyerklar hinein / und rührs gar wol und lang / bis die Salben schön und weiß wird / thu ein wenig geschabnen Gaffer daran / so ists fertig.

124. Porcellana.

Die Materia oder Erde / daraus die schönen Geschirr oder Porcellanen verfertigt sind / ist nicht von Eyerschalen / Muscheln und subtilen Schnecken-Häuslein / wie viel Alte geglaubt haben / sondern wie Joh. Neuhof in seiner Sinesischen Historia schreibet / eine subtile / zarte / magere / weißlechte Erde / die erst mit Wasser gemengt / geweichet / geknettet / zu viereckten Stücken gemacht / mit des Kaysers Wappen gezeichnet / wigt ohngefehr ein Stück 4. Pfund / die werden von Hojechen einer Stadt nach den Flecken Uncienjen / wo sie gemacht werden / gebracht / und daselbst werden die schönen Porcellanen Geschirr verfertigt / hernach mit mancherley Thieren / Blumen / Figuren und Bäumen künstlich mit Indigo gemahlet / sie müssen vorhin eine Zeitlang im Wind und an der Sonnen getrocknet / hernach erst in Ofen gethan / derselbe fest zugemacht / und vor aller Lufft verwahret / und 15. Tage lang starck eingeheitzt / und noch 15. Tage darüber abgekühlt / und in Gegenwart eines Kayserlichen Befehlhabers heraus genommen / der das 5te Theil davon für den Kayser heraus nimmt / und das Ubrige allenthalben in Sina und der gantzen Welt verkaufft wird. Sie halten dafür / das Lustrum dieser Erden komme vom Temperament des Wassers her / man zerstösset auch das zerbrochene Porcellan zu Pulver / und machet neue Geschirr daraus / werden doch nicht so schön als die aus neuer Erden kommen. Guido Pencirollus lib. 2. in novis Repertus Tit. 2 schreibet: Wann etwas Gifftiges in diese Geschirr gegossen werde / sollen sie alsobald zerspringen / oder mit schneller sonst ungewöhnlicher Auftrübung verrathen.

125. Mahl aus dem weissen Zeuge zu bringen.

Mach eine scharffe Kalchs-Lauge / laß sie sieden / gieß es also siedend in ein zinnerne Kandel oder Flaschen / reib die Mahl mit Lemoni-Safft / und halte sie an die heisse Kandel / reibs fort mit Lemoni-Safft an der heissen Kandel / gehts einmal nicht aus / so thu es öffter. Es soll gar die Eisenmahl ausziehen / vermeyne / wann man den Dunst von der Laugen ließ an die Mahl gehen / es wird es eher ausziehen.

Erstes Register der jenigen Bäum/ Gewächsen/ Früchten und Flüssen / deren in diesem andern Theil gedacht wird.

Anders Register / der fürnehmsten Sachen / welche in diesem Andern Theil enthalten sind / was mit Sternlein bemerckt worden / ist in dem Kunst-Büchlein zu finden.

G.

H.

der

M.

Q



allein die Ehre.

